Die Irrwische des Tages.

Ein Roman aus der neueſten Zeit.

Die Geheimniſſe der Lebenspfade darf und kann man nicht offenbaren; es giebt Steine des Anſtoßes, über die ein jeder Wanderer ſtolpern muß. Der Poet aber deutet auf die Stelle hin.

Göthe.

Von

C. L. B. Wolff.

Leipzig, 1831,

bei Chriſtian Ernſt Kollmann.

Karl von Steinbach

in herzlicher Zuneigung gewidmet

von dem Verfasser.

Bruchstücke eines Briefes

statt Dedication und Vorrede.

— — — „Der Magus aber sprach: was du für ein Wunder hieltest, mein Sohn, das sind nur optische Künste gewesen; Alles kommt darauf an, daß man sich nicht blenden läßt. — Ich dankte, verbeugte mich und wollte gehen."

So weit war ich in meinem Traume fortgeschritten, als ich plötzlich erwachte und der helle Tag mir in die Augen schien. Es fiel mir ein, daß ich mein Tagewerk nicht besser beginnen könne, als mit diesem Briefe an Sie, der die Reinschrift meines Werkchens

begleiten ſoll, und ſo ſetzte ich mich denn alsbald hin, und erzählte Ihnen zur Einleitung das Spiel, das mir der Schlaf vorgegaukelt hatte. Laſſen Sie mich noch Dies und Jenes hinzufügen, das mir auf dem Herzen liegt und zu beſſerem Verſtändniſſe dienen mag.

Sie wiſſen, wie die vorliegende Erzählung entſtand. Die Anmaaßungen der Jüngeren (nicht der Jüngſten) in dieſen gewichtigen Zeiten, wo auch der Erfahrenſte kein ſicheres Urtheil zu fällen vermag, waren es, die mich verletzten und ſchmerzten; ich hielt es jedoch für beſſer, zu ſchweigen, weil mir meine Lunge zu lieb war. Trotz dem quälte mich aber ein läſtiges, unbehagliches Gefühl, das

ich gern von mir ſchütteln wollte; die Muſe trat freundlich zu mir, und es gelang.

Ihnen, mein Freund, dem begeiſterten, muthigen Redner für das Heil der wahren Freiheit, der ernſt und beſtimmt, und doch wieder ſo mild und beſonnen, die Hoffnungen, die nach jenen Stürmen ſeinem Vaterlande aufdämmerten, ausſprach, und deren Beſtehen nur in Begründung echt bürgerlicher Ordnung ſah, Ihnen widme ich nun dieſe Blätter, nicht als ein gewöhnlich Geſchenk, ſondern als einen Beweis meiner innigen Achtung und Verehrung. Sie werden mich nicht fragen, warum ich nicht ſchärfer und verdammender auftrat, warum ich nur mit

leiſer Hand die wunden Stellen und faulen Flecken am Körper unſeres geſellſchaftlichen Zuſtandes berührte, denn Sie ſind Einer von den Wenigen, die das Verdammen und Verläſtern der rohen Menge überlaſſen, und nur durch Milde heilen, durch Liebe behüten und erhalten wollen. Eben deshalb ſtimmen Sie auch völlig mit mir darin überein, daß wir in Deutſchland nicht eher glückliche Zeiten haben werden, als bis ein öffentliches Leben eintritt, deſſen Baſis die Wahrheit iſt, und welches alle Lüge, dieſe ſchändliche, feile Dienerin des greiſen Egoismus wie der jugendlichen Arroganz, die eben die Volkstyran-

nen unſerer Zeit ſind, ausrottet, erſtickt und vernichtet; aber ſolches muß durch Ruhe, Ernſt und Liebe, nicht durch Haß, Geſchrei und Falſchheit vermittelt werden.

Gebe Gott, daß ſich das bald verwirkliche; es thut wahrlich Noth.

Nach dieſen Worten mag ich weiter nichts hinzufügen, als daß das Schickſal, das uns ſo freundlich in derſelben Stadt und in demſelben Beruf zuſammenführte, uns auch noch lange neben einander wandeln laſſe in dem ſchönen Verhältniſſe des Vertrauens und der Neigung, das ſich unter uns bildete; dann wird uns noch manche gute Stunde erfreuen.

Leben Sie wohl! Gott mit Ihnen und mit Allen, die redlich denken, ruhig lieben, wahr reden.

Geschrieben zu Jena,
am Tage Bonaventurae 1831.

O. L. B. Wolff.

Die
Irrwische des Tages.

I.

Die Thürme der Reſidenz blinkten, von der Abendſonne vergoldet, dem Reiſenden entgegen. Otto befahl dem Kutſcher zu halten, ſprang aus dem Wagen und ſchritt einem Luſthölzchen zu, das ſich am Wege hinzog. Hier warf er ſich auf eine Bank, nahm ſein Taſchenbuch zur Hand und aus demſelben einen Brief, den er eilig öffnete. Das Schreiben war folgenden Inhalts:

»Mein Sohn! Da alle meine Reden nichts »fruchteten, und Deine Phantaſie lebhafter zu »Dir ſprach, als die Stimme der Erfahrung »Deines Vaters, was übrigens ganz natürlich »iſt, ſo ließ ich Dich reiſen und gab Dir, ſtatt »aller Ermahnungen und Lehren, dieſen Brief »mit, unter der Bedingung, Du ſolleſt ihn erſt »eröffnen, wenn Dir die Thürme der Reſidenz

»sichtbar würden. Das wird jetzt der Fall seyn. »Ich sehe Dich mit ungeduldiger Hast das Sie»gel brechen und diese Zeilen mit den Augen »verschlingen; — sie enthalten weiter nichts, »mein guter Sohn, als meinen ausdrücklichen »Befehl, die Reise nach Paris, wohin Dich »Deine Sehnsucht treibt, nicht eher anzutreten, »als bis Du volle hundert und funfzig Tage in »der Hauptstadt unseres Landes zugebracht hast; »hast Du dann noch nicht die Lust verloren, »das moderne Babel zu besuchen, so reise in »Gottes Namen, denn Du bist dann entweder »vernünftig oder unheilbar, und bedarfst also »in beiden Fällen keines Arztes mehr.«

»Glaube mir, mein Otto, in denselben »Thorheiten, in denen Du befangen warst und »bist, fand sich auch Dein Vater verstrickt, nur »daß ihnen damals ein anderes Gewand umge»worfen ward. Es grämt mich auch nicht, »Dich darin befangen zu sehen, im Gegentheil, »es freut mich, mein Ebenbild in Dir zu er»blicken; nur mit dem Unterschiede, daß ich »jetzt besitze, was Dir noch fehlt, und was sich »nicht verschenken, nur erwerben läßt — Er

»fahrung. Man kommt jetzt allerdings leichter »dazu, als zu meinen Zeiten, aber sie kostet »auch weit mehr, und ich wünsche, wie es ei»nem guten Wirthe geziemt, daß mein einziger »Sohn sie so wohlfeil wie möglich erlange.«

»Was Du während jener hundert und funf»zig Tage treiben willst, hängt ganz von Dir »ab; die Residenz unseres lieben Landes ist ein »Paris im Kleinen, jedoch weniger gefährlich, »obwohl es ihr auch nicht an Thorheiten, Ver»irrungen und Gebrechen der Zeit fehlt, aber »man handelt dort auch nicht so en gros mit »moralischer wie unmoralischer Waare, und da»her bleibt sie immer eine gute Vorschule für »einen jungen Mann, der die Welt noch nicht »weiter kennen lernte, als auf der Schule, der »Universität und den väterlichen Gütern.«

»Nun, Gott sey mit Dir, mein Otto. »Am Liebsten wäre es mir, Du brächtest mir »eine liebe Tochter mit zurück, statt alles Ande»ren, doch läßt Dir hierin, wie in so Vielem, »völlig freie Wahl Dein treuer Vater« u. s. w.

Der junge Reisende schlich, nachdem er den väterlichen Brief gelesen hatte, langsam zu dem

Wagen zurück, warf sich mismuthig in eine Ecke desselben, befahl dem Kutscher zuzufahren, und erwachte nicht eher aus seinen Träumen, als bis die Chaise vor dem besuchtesten Hôtel der Hauptstadt hielt, und geschäftige Marqueurs herbeiflogen und ihn einluden, auszusteigen.

Noch an demselben Abende schrieb er die nachstehende Antwort an seinen Vater:

»Dein Befehl ist mir heilig, theuerster Va»ter, so sehr er mich auch in meinen schönsten »Plänen stört, und ich werde, obwohl ich nicht »läugnen kann, daß es nur mit Widerwillen ge»schieht, die mir vorgeschriebene Zeit hier in »Sonnenstadt zubringen. Doch muß ich Dir »aufrichtig gestehen, es kommt mir vor, als »verkenntest Du mich und hieltest mich für zu »jung, zu unerfahren, zu heftig. Ich kann es »nicht läugnen: Thatendurst verzehrt mich; das »heilige Ideal der Freiheit, das ich im Busen »trage, erwärmt und begeistert mich, aber wie »eine verschlossene Flamme sich desto lebhafter ei»nen Ausweg sucht, und dann desto wilder auf»schlägt und sich verbreitet, so brach auch mein »Drang zu handeln, wie es Meiner und Dei-

»ner würdig, unaufhaltsam hervor, als die Er»gebnisse der grossen Woche des Juli ganz Euro»pa aus seinem Schlummer weckten. Riefst »Du nicht selbst, mein Vater, als Du sie »vernahmst, mit leuchtenden Blicken aus: »»Es »ist ein grosses Volk, und es muß eine Freude »seyn, zu ihm zu gehören!«« und kannst Du »es jetzt Deinem Sohn verdenken, wenn er sich »ihm anzuschliessen eilt? Ich erinnere mich al»ler Einwürfe, die du mir machtest, sehr genau, »aber sie brachten mich nicht zum Wanken. — »Was kann ich in Deutschland? Nichts, gar »nichts; geduldig zusehen, wie Kastengeist, »Egoismus und Philisterei, die sich wuchernd »über das Land gezogen haben, jede edle Re»gung des deutschen Herzens ersticken oder we»nigstens nicht aufkommen lassen. Und was »beut mir Frankreich dagegen? Eine Welt »voll Freiheit! — Deine Pulse schlagen »langsamer, mein Vater, als die Deines Soh»nes, aber es gab eine Zeit, wo Dir gewiß »das Blut eben so rasch durch die Adern wallte »als mir, und wenn Du Dich jener Zeit erin»nerst, so mußt Du die Frist, die Du mir

»ſetzteſt, abkürzen, und mich mit Deinem reich»ſten Segen reiſen laſſen. Gewiß, gewiß! »Du fühlſt mit mir, was in den Worten »»Eine »Welt voll Freiheit«« Alles liegt. Du haſt nur »meinen Gehorſam prüfen wollen, und Dein »nächſter Brief, dem ich mit Ungeduld entge»genſehe, enthält unbezweifelt die Erlaubniß, »Sonnenſtadt nach Empfange deſſelben zu ver»laſſen und meinem Ziele zuzufliegen.«

»Noch einem Deiner Einwürfe, auf die ich »zu Hauſe nichts zu erwiedern wußte, über »welche mir aber Manches, während der Fahrt »hierher, in der Einſamkeit meines Wagens klar »wurde, muß ich hier begegnen. Du wunder»teſt Dich über meine plötzliche heftige Neigung »zu den Franzoſen, und ſtelltest mir meinen »früheren glühenden Franzoſenhaß während der »Jahre 1813 und 1815, wo ich, nur noch ein »Knabe, vor Wuth weinte, daß es mir nicht »vergönnt ſey, in den Reihen unſerer Tapferen »mit zu fechten, entgegen. Auf der Hochſchule »eröffnete ſich das Leben und die Welt vor mei»nen Blicken, die Nebel, die Beide umhüllten, »ſanken, und, glaube mir, ich habe Leben und

»Welt erkannt, wiewohl Du mir es nicht zu»gestehen willst.«

»Ich zweifle jetzt gar nicht an Deiner un»bedingten Erlaubniß, nach Paris gehen zu »können, ohne erst hier langweilige einhundert »und funfzig Tage ausharren zu müssen. Dei»nen am Schlusse geäusserten Wunsch will ich »als einen Scherz betrachten; die Freiheit ist »meine Braut, und wer, wenn er wahrhaft »für sie glüht, darf eine andre Liebe haben, ne»ben ihr? Weiber, selbst die besten, entnerven »den Mann, und ein Mann bleiben im vollsten »Sinne des Worts will — Dein Otto.«

Trotz dieser drängenden Antwort enthielt des Vaters nächster Brief doch weiter nichts, als die wiederholte Weisung, die bereits erwähnte Zeit in Sonnenstadt zu verleben. Otto gehorchte mit schwerem Herzen, und obwohl es ihm oft in den Sinn kam, es zu wagen, und ohne des Vaters Erlaubniß sein Ziel zu verfolgen, so hielt ihn doch sein edleres Selbst und das Bewußtseyn kindlicher Pflicht davon zurück.

Zum besseren Verständniß aller Verhältnisse sey hier noch mitgetheilt, daß Otto's Vater, der

alte Waldner, in ſeiner Jugend ſelbſt in den Reihen der franzöſiſchen Revolutionsarmee gefochten, dann ſich auf ein von ſeinen Eltern ererbtes Gut zurückgezogen, vom Glück und ſeiner Klugheit begünſtigt, ſeine Beſitzungen anſehnlich vermehrt und in den Kriegen von 1813 und 1815 kein Opfer für ſein deutſches Vaterland geſcheut hatte. Die ihm dafür von ſeinem Fürſten angetragene Erhebung in den Adelſtand hatte er ehrerbietig, aber beſtimmt abgelehnt. Er war ein kräftiger, herzlicher und dabei höchſt klarer Mann.

II.

Otto beſchloß in den folgenden Tagen, nachdem er ſich darein gefunden, länger als ihm lieb war, in der Hauptſtadt verweilen zu müſſen, einige Univerſitätsfreunde, von denen er wußte, daß ſie ſich daſelbſt aufhielten, zu beſuchen. Der Zufall führte ihm Einen derſelben, Wernhold mit Namen, einen Theologen, auf

der Straße entgegen. Als Otto nach den ersten Begrüßungen ihn fragte, was er triebe und wie es ihm ginge, antwortete Jener: »Ich treibe nicht, sondern ich werde getrieben, und es geht mir weder schlecht noch gut, wird auch für's Erste nicht anders werden. Du siehst mich zwar als gottesfürchtigen und ehrwürdigen Candidaten vor Dir, aber meine Obern sprechen mir die Gottesfurcht und die holdseligen Jungfrauen dieser Stadt die Ehrwürdigkeit ab. Die Ersteren, weil ich nun einmal meinem schlichten Sinne nicht das Herzeleid zufügen kann, mag und will, in die mystische Posaune zu stossen, die von oben herab belobt und belohnt wird, weil sie dem Aristokratengesindel zu trefflich in die Hände arbeitet; die Zweiten, weil ich nicht lügen kann, und trotz den Worten der Bibel, denen ich billig folgen sollte, von jeher gern saß, wo die Spötter sitzen. Mein Bischen Vermögen und einige Stunden, die ich gebe, helfen mir erwerben, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft erforderlich ist, und so warte ich denn getrost auf bessere Zeiten und auf einen Morgen, der mich im Chorrock und der Sum-

marie begrüssen soll, der aber, wie es scheint, nie anbrechen wird.« — »Da würde ich aber mein Heil anderswo versuchen,« unterbrach ihn Otto. — »Lieber Waldner,« versetzte der Candidat, »es ist überall wie hier; Eitelkeit und Egoismus regieren die ganze Welt, nur daß sie an jedem Orte ein anderes Kleid borgen, das bald von einem rationalistischen, bald von einem pietistischen, von einem servilen oder liberalen Schneider zugeschnitten ist, oft dem Manne, der es trägt, schlecht paßt und von ihm unter Seufzen und heimlichem Wehklagen angelegt, aber doch getragen wird, weil er die Nothwendigkeit einsieht, nicht allein für Essen und Trinken schlechtweg, sondern auch für gutes Essen und Trinken sorgen zu müssen. Das ist ein endemischer, typhöser Stoff, der nun einmal in unserer Zeit liegt, oder vielmehr in allen Zeiten lag, denn der Bauch, und was drum und dran hängt, ist und bleibt der Abgott von Adams Söhnen.« — »Nein, wahrhaftig,« fiel ihm Otto in die Rede, »Du thust unserer Zeit Unrecht! grosse Keime liegen in ihr und werden sich herrlich entwickeln.« — »Keime?« fragte

Wernhold, und schüttelte ungläubig den Kopf; »ja freilich, Keime stecken noch in der Erde, und da hat sie mein blödes Auge nicht gesehen, aber wissen möchte ich doch, wo sie liegen.« — »Blicke nach Frankreich,« entgegnete Otto lebhaft, »und wenn Du nicht mit Blindheit geschlagen bist, so —« — »Nach Frankreich?« versetzte der Candidat, und ließ den Freund seine Rede nicht vollenden, »nach Frankreich? Dich hat »also der transrhenanische Freiheitsschwindel auch angesteckt, wie unsern alten Freund Herthal?« — »Herthal?« rief Otto; »ist der auch hier? als was?« — »Als wohlbestallter Auscultator und Packesel der Herren Stadtgerichtsräthe — nebenbei als Stadtdemagog —« — »Wo find' ich ihn?« — »Gleich! laß mich Dir nur erst sagen, damit wir hier auf der Gasse nicht in ein weitläuftiges Streiten gerathen — denn die Uhr schlägt gleich eilf, und zu dieser Stunde muß ich der schönen Comtesse Rauhendorf Unterricht in der Verskunst geben, was ich nicht gern versäume — also, laß mich Dir nur erst sagen, daß die Franzosen sich gegenwärtig in der Freiheits-Punschbowle berauscht haben, und

ſich wie Berauſchte geberden. Wir wollen erſt erwarten, wie ſie ſich benehmen, wenn jener unangenehme Zuſtand eintritt, den die Deutſchen Katzenjammer, die Perſer aber nach Göthe Bidamag Buden zu nennen pflegen, und wenn ſie dann noch in Wahrheit la grande nation bleiben, ſo will ich auf den Knieen durch das Palais Royal rutſchen und jede Hetäre dort um Verzeihung bitten, daß ich es wagte, von ihren Landsleuten nicht a priori das Beſte zu denken.« — »Das wirſt Du müſſen,« entgegnete Otto heftig, »bei Gott, das wirſt Du müſſen! denn wo Männer wie Lafayette und Benjamin Conſtant ein ſo gefühlvolles Volk leiten, das ſo groſſe Erfahrungen machte, da —« — »Ich weiß, was Du ſagen willſt,« unterbrach ihn der Candidat, »aber mir fehlt Luſt und Zeit, um es anzuhören, und ſirenenartig winken mir im Geiſte meiner holdſeligen Comteſſe Gluthenaugen und ihre Silberſtimme flötet mir zu, ja nicht unſere heutige Lektion, die die Lehre von den Anapäſten behandeln ſoll, zu verſäumen. Es bleibt uns indeſſen Zeit und Muße, Alles dies in unſerem akademiſchen Clubb, den die alten

Studiengenoſſen, von denen übrigens Keiner dem Andern mehr traut, wie das ſo der Welt Lauf iſt, errichtet haben, das Weitere zu verhandeln. Er verſammelt ſich jede Woche ein Mal in der goldenen Gans, und heute iſt gerade der Tag. Du biſt natürliches Mitglied, und wenn es Dir recht iſt, werde ich Dich heute Abend, Schlag ſieben, in Deinem Logis abholen und hinführen. Du findeſt dort die Welt im Kleinen, alle Extreme unſerer Zeit. Den Myſtiker repräſentirt unſer alter Pommernſenior Knaufberg, den Rationaliſten ſtellt Wahrheim vor, den Demagogen und Ultraliberalen der ſchon genannte Herthal, den Ultraloyalen, denn ſervil iſt doch ein Schimpfwort, Mauſert, der auf der Univerſität einſt dem Prorektor Ohrfeigen anbot, den Sentimentalen Freund Nein, den Skeptiker ich u. ſ. w. Auſſerdem findeſt Du noch allerlei gute Geſellen, deren Du Dich wohl noch erinnern wirſt, die die Nuancen bilden zu den verſchiedenen Zeitfarben, kurz es iſt ein recht hübſcher Miniaturmakrokosmus beiſammen, und nun — Gott befohlen! auf Wiederſehen!«

Wie der Blitz verschwand er um die Ecke. Otto sah ihm verwundert, aber eben nicht mit behaglichem Gefühl nach, und setzte dann gleichfalls seinen Weg fort. Es trieb ihn, entfernte Verwandte aufzusuchen, deren einzige Tochter als zwölfjähriges Mädchen ihm als eins der liebenswürdigsten kindlichen Wesen ungemein gefallen hatte und auf deren Erscheinung als Jungfrau er ausserordentlich gespannt war; sie mußte eine Grazie seyn, wenn sie sich nur einigermaßen so entwickelt hatte, wie ihre zarte, kindliche Gestalt es damals versprach.

Er hatte sich nicht geirrt; reizend wie Hebe erschien ihm Eugenie und unser Freund bedurfte einiger Zeit, um sich zu sammeln, und einiger Anstrengung, um sich von dem Anschauen des lieblichen Gesichtes, in das er sich vertieft hatte, loszureissen, und seine ganze Aufmerksamkeit ihrem Vater, dem Kammerpräsidenten, der ihm wie einem Subalternen entgegenschritt, zuzuwenden. »Sie kommen zu uns, mon cousin,« hub der alte Aktenmann, nach den ersten Begrüssungen, an, »um höchstwahrscheinlich Ihre Dienste dem Staate anzubieten, und dasjenige,

was Sie auf den Feldern der Theorie einſammelten, nun auf den wohlgebauten Aeckern der Praxis auszuſäen, reifen und Früchte tragen zu laſſen.« — »Spricht der Papa nicht viel zu blumenreich für einen Chef des Kammerweſens, Vetter Otto?« unterbrach hier Eugenie muthwillig den alten Herrn. »Das iſt aber gar kein Wunder,« plauderte ſie fort, ohne auf Antwort zu warten, »der Papa pikirt ſich mit der Zeit fortzuſchreiten und meint, er thue Alles, wenn er den Jean Paul lieſt, an den hier in der Reſidenz, einige Sentimentale ausgenommen, Niemand mehr denkt.« — »An Jean Paul denkt Niemand mehr?« fragte Otto erſtaunt. — »Gewiß nicht,« entgegnete Eugenie, »wer hat auch noch Zeit dazu? man dankt Gott, wenn man immer nur ſo viel Muße erübrigen kann neben Bällen, Aſſembleen und Theater, um das Neueſte zu leſen und au courant zu bleiben. Da verdrängt der Tag den Tag: heute erſcheint die Woltmann mit ihren Bildhauern, morgen Döring mit ſeinem Sonnenberg, dann ſendet Spindler drei Bände Erzählungen in die Welt; von Frankreich her brechen wie ver-

sprengte Husaren Victor Hugo, Janin, de la Vigne mit ihren Werken urplötzlich herein, aus England kommt Bulmer mit seinen Romanen, in denen die gewandte feine Welt etwas unbehülflich erscheint und nach brittischem Kleister riecht — ich meine die Bücher nehmlich, nicht ihren Inhalt; Walter Scott sorgt von dort für unsern Unterricht, die Italiener belästigen uns auch jetzt mit historischen Romanen, und das Alles will doch, und zwar in den Ursprachen, angesehen seyn.« .— »Mein reizendes Cousinchen besitzt also die Pfingstgabe der Apostel,« bemerkte Otto artig. — »Das ist eben nicht weit her,« erwiederte sie, »je parle français, I speak english, parlo lingua toscana in bocca romana, nach der Behauptung meines Sprachmeisters, aber doch auch nur so viel wie nöthig ist, um einen spleenischen Gentleman, einen artigen Franzosen oder einen unglücklichen Carbonaro an meinen Triumphwagen zu fesseln.« — »An dem also kein armer, ehrlicher Deutscher mehr Platz findet?« warf Otto ein. — »Die Deutschen« — lachte sie und wies ihm schelmisch zwei Reihen Perlen, die schalkhaft hinter rosi-

gen Lippen hervorguckten — »die Deutſchen, die brauche ich, um die Räder fortzuſchieben, wenn an irgend einer ſchwierigen Stelle den Ausländern der Athem vergeht. Für einen artigen deutſchen Vetter« — fuhr ſie, ſich zierlich verneigend, fort — »wird indeſſen immer noch ein Platz bei dem Kutſcher ſeyn.« — »Bei dem Kutſcher?« entgegnete Otto, »und wer ſitzt im Wagen?« — »Ich ganz allein« erwiederte ſie und warf das lockige Haupt etwas zurück. »Doch der Papa« — fuhr ſie fort — »trippelt vor Ungeduld, mit Ihnen über den Zollverband, die Zerſchlagung der Kammergüter, den neuen Münzfuß und, was weiß ich, zu reden, und ich brenne vor Begier, meinen theuren Freundinnen zu erzählen, daß mein Couſin, der junge Waldner, ein eleganter junger Bär, ſo eben aus der Provinz angekommen iſt und unſere Reſidenz mit ſeiner Gegenwart beglückt. A revoir, mon cousin! Dienſtags, Donnerſtags und Sonnabends iſt offener Thee bei uns, und ich bin die Hebe, die dieſen Nektar kredenzt, ſeitdem die Stiefmama das Zeitliche mit dem Ewigen vertauſchte. Vielleicht ſehe ich Sie auf

dem morgenden Casinoball, kann Ihnen aber keinen Tanz mehr zusagen, denn selbst auf die gravitätische Polonaise bin ich schon von einem jungen polnischen Grafen, der eben so viel Liebenswürdigkeit in seinem Wesen, als Consonanten in seinem ellenlangen Namen hat, engagirt. Also auf Wiedersehen!«

Sie winkte ihm freundlich zu, ergriff wie im Fluge des Vaters Hand, die sie leicht an die Lippen führte und hüpfte davon. Der alte Präsident sah ihr wohlgefällig, Otto dagegen mit einem unbehaglichen Gefühle nach, denn ihr reizendes Aeussere vermochte er in keinen Einklang mit ihrer Art sich zu benehmen und mit ihren Reden zu bringen. Hatte sie doch mit keinem Worte seiner seligen Mutter, deren Liebling sie gewesen war, erwähnt. Das verletzte ihn, doch konnte er ihr nicht böse seyn, denn sie war gar zu hübsch.

Der Präsident ermangelte nicht, sobald sie sich allein befanden, genau nach Otto's Verhältnissen und Plänen zu forschen. Als er hörte, daß dieser keineswegs gesonnen sey in Staatsdienste zu treten, sondern seine ganze Kraft ei-

nem fremden Lande zuzuwenden, wurde er sichtlich verstimmt. Mit vielem Wortaufwande suchte er dem jungen Manne begreiflich zu machen, wie eine Anstellung in dem sicheren Staatsdienste, bei den jetzigen unruhigen Zeiten, jedem anderen Lebenswege vorzuziehen sey. Er verbreitete sich weitläuftig über die Vortheile, welche ihm als dem Sohne eines Gutsbesitzers, die allein neben den Edelleuten das Vorrecht genössen, in die Collegien als Räthe einrücken zu können, die günstigsten Aussichten darböten und schloß endlich mit der Bemerkung, wie es ihm, dem Präsidenten selbst, das Wünschenswertheste sey, da ihm der Himmel nun einmal keine Söhne geschenkt habe, einen jungen Verwandten herauf zu bilden für seine Carriere, und von diesem mit der Zeit das ausgeführt und fortgesetzt zu sehen, wovon ihn der Tod abrufen würde. »Denn« — schloß er seine Rede mit eigenem Nachdruck — »mir gehen Pläne, grosse Pläne im Kopfe herum, die dem ganzen Finanzwesen unseres Landes eine höchst vortheilhafte Gestaltung geben würden; aber ich bin alt und schwächlich, und würde eines gewandten

Mitarbeiters, der genau in meine Ansichten einzugehen wüßte, bedürfen. Nach dem, was ich von Ihnen gehört habe, Vetter Otto, wären Sie wohl geeignet — —«

Otto, der seit geraumer Zeit schon an ganz andere Dinge gedacht hatte, wurde durch diese direkte Anrede aus seiner Zerstreuung geweckt, und nahm, um den Präsidenten nicht merken zu lassen, daß sein Geist auf anderen Gegenständen umhergeschweift habe, den Faden der Unterhaltung bei denjenigen Worten auf, welche zuletzt noch einigen Eindruck bei ihm hervorgebracht hatten. »Es ist also doch wahr,« sagte er kopfschüttelnd zu dem alten Herrn,« daß in unserem Staate die Adelichen und Reichen den unbegüterten Bürgerlichen auf eine Weise vorgezogen werden, die jeden Biedermann empören muß? Weder Fleiß noch Kenntnisse geben Anspruch auf den höheren Staatsdienst, und der Talentvollste muß in niedrigen Verhältnissen verkümmern, blos weil ihm Fortuna weder Adelsbriefe noch Staatspapiere in die Wiege legte? Das ist doch himmelschreiendes Unrecht! und was nützt alles Fortschreiten der Unteren, wenn

die Oberen ihnen überall Schlagbäume vorzie-
hen?« — »Erlauben Sie, mein Wertheſter,«
erwiederte ihm der Präſident, »ſo himmelſchreien-
des Unrecht iſt es doch wohl nicht; Sie ſcheinen
den Revers der Medaille nicht ins Auge gefaßt
zu haben, und nur die Forderungen zu beach-
ten, die der Beamte an den Staat, nicht aber
jene, welche der Staat an ſeine Beamten ma-
chen kann. Werden Sie den Verwalter, der
nichts iſt, nichts hat, und nichts weiß, als ſei-
ne inländiſche Oekonomie, dem Verwalter vor-
ziehen, der von guter Familie, nicht ohne Ver-
mögen und durch Reiſen und Unterricht gebil-
det, alſo in jeder Hinſicht tauglicher, Ihnen
ſeine Dienſte anbietet?« — »Mit Vergunſt!«
unterbrach ihn Otto, »werden Sie mir nicht
zürnen, wenn ich bemerke, daß Ihr Gleichniß
nicht paßt?« — »Es paßt allerdings,« erwie-
derte der Präſident, »denn dieſelben Gründe,
welche Sie bewegen werden, den Letzteren zu
Ihrem Verwalter, den Erſteren nur zu Ihrem
Schreiber zu machen, bewegen auch den Staat,
den Adelichen und den reichen Bürgerlichen
durchaus dem Unbegüterten vorzuziehen.« —

»Da müssen Sie ganz andere Begriffe vom Wesen des Staats haben, als ich,« bemerkte Otto. — »Die habe ich auch,« versetzte er; »die meinigen sind aus der Erfahrung geschöpft und auf ihr begründet; die Ihrigen, junger Herr, scheinen mir aus den Theorieen, wie sie jetzt leider auf den meisten Universitäten Deutschlands von den Kathedern, gleich Evangelien, gelehrt und gelernt werden, von Leuten, die über Dinge schwatzen, die in der Stube ganz anders aussehen, als im Geschäftsleben, entlehnt zu seyn.«

Nachdem er diese lange Periode keuchend vollendet hatte, wandte er sich, dem Anscheine nach unwillig, ab, und es entstand eine Pause, während welcher Otto vergeblich nach Worten suchte, da er, aus tief eingewurzelter Ehrfurcht vor dem Alter, den bejahrten Mann um keinen Preis verletzen wollte.

Der Präsident schien das wohlgefällig zu bemerken, denn seine Züge erheiterten sich plötzlich, und er sagte gutmüthig: »Nun, mein lieber, junger Vetter, ich sehe, daß Sie, Gottlob! noch nicht ganz verstockt sind, und sich von älteren,

erfahrenen Leuten belehren lassen. Wenn Sie erst eine Weile mit mir über dieses und jenes verhandelt haben, so ändern Sie sicherlich Ihre noch etwas nach dem Studentenleben schmeckenden Ansichten, und wir werden, wie ich denke, recht gute Freunde werden.«

»Was das Erstere betrifft, so zweifle ich daran,« antwortete Otto, »nach dem Zweiten aber werde ich streben, da ich in Ihnen den erfahrnen Staatsmann, den redlichen Beamten und den Freund meines Vaters verehre —«

»Dabei aber vergesse, daß ich zu dem Präsidenten der fürstlichen Kammer rede,« ergänzte der alte Herr. »Nun, nun,« fügte er freundlich hinzu, »Sie sind ja mein Vetter und der Sohn meines alten Freundes, nicht aber mein Untergebener, und en famille nimmt man es nicht so genau mit den Ausdrücken.«

Otto sah ihn groß an; da sie jedoch von einem Besuche unterbrochen wurden, so empfahl er sich bei der ersten Gelegenheit, nicht ohne freundliche Einladung des alten Herrn, dessen Haus als das väterliche zu betrachten.

III.

Wernhold ſtellte ſich zur beſtimmten Zeit ein und führte unſern Freund in den akademiſchen Clubb. Er fand hier einige der bereits genannten Mitglieder, und wunderte ſich, faſt Alle ſo verändert in ihrem Weſen und Benehmen zu ſehen, wenn er ihre frühere Art ſich zu betragen mit ihrer jetzigen verglich, daß er ſie faſt nicht erkannt haben würde, hätte ſein gutes Gedächtniß ihm nicht ihre Züge zu treu bewahrt. Vor allen machte ſich Mauſert, den Wernhold ihm bereits als den Ultraloyalen bezeichnet hatte, an ihn und erkundigte ſich, als die erſten Begrüſſungen abgethan waren, angelegentlich nach den Dienſt- und Familienverhältniſſen der Beamten jener Provinz, in welcher des alten Waldners Güter lagen. Da nun Otto ihm ohne Arg mittheilte, was er wußte, und daher von ihm in ein langes Geſpräch verwickelt wurde — denn Mauſert war unerſchöpflich

in Fragen — ſo hatte er Herthal nicht bemerkt, der bereits ſeit geraumer Zeit mit ziemlichem Geräuſch eingetreten war und Beide mit ſtechenden Blicken betrachtete. Als ſich Otto bald darauf umwandte, ihn erblickte und freundlich begrüſſen wollte, ſah er ſich von demſelben kalt, faſt höhniſch abgefertigt, was ihm um ſo mehr ein Räthſel war, da Herthal auf der Univerſität zu ſeinen genauſten Bekannten gehört hatte. In der erſten Aufwallung wollte er ihn deshalb zur Rede ſetzen; doch bedachte er ſich noch, daß weder Ort noch Gelegenheit dazu paſſend ſeyen, und verſchob es daher, obgleich er nicht Herr über eine gewiſſe Verſtimmung werden konnte, welche dadurch bei ihm war erregt worden.

Die ſämmtlichen Mitglieder des Clubbs hatten ſich nach und nach verſammelt, und Alle nahmen nun an einem groſſen runden Tiſche Platz. Nein, der den Vorſitz für den Abend führte, fragte, wen die Reihe träfe, einen Vortrag zu halten? »Sie iſt an mir,« hub Wernhold alſobald an, »jedoch muß ich vorher bemerken, wie ich daran zweifeln muß, mir den Beifall der geehrten Verſammlung zu erwerben

da ich weder einen Sonettenkranz, noch eine Abhandlung über die Erbsünde, weder eine Ode über den Freiheitsdrang in der Mannesbrust, noch eine Skizze des Auszuges der Salzburger Emigranten zu liefern vermag, und meine Muse mich nur mit einem Wechselbalge beschenkte, den ich Euch jedoch nach unsern Statuten nicht vorenthalten darf.« Alle schwiegen und er las nun folgendes Märchen vor.

Das Höchste.

Märchen.

1.

Es war ringsum dunkle Nacht auf der wüsten Haide; nur vom Hochgericht herab schimmerten die weissen Gebeine der Verbrecher, die, als Warnungstafel für die vorübergehende Menge, dort der nimmer rastenden Sonne zum Bleichen überlassen waren. Lautlose Stille herrschte, die endlich durch den schleppenden Schritt eines

müden Wanderers unterbrochen wurde, der, unbekümmert um die bleichen Schädel der Missethäter, die vom Rade herabgrinsten mit ihren hohlen Augen und fletschenden Zähnen, sich die Stufen des Rabensteins zum Sitz erkohr, um seine müden Glieder auszuruhen. Er wickelte sich behaglich in seinen Mantel, so daß er nur die Arme frei hatte, nahm seine Cither von der Schulter, stimmte eine lustige Weise an und sang:

»Bin müde, bin müde,
Doch flieht der Schlummer mich;
Das macht, mein Geist kann nimmer ruhn,
Hat immer zu schaffen und immer zu thun,
Und ob auch weit die ganze Welt,
Sie nirgends seinen Platz bestellt.
Bin müde.

Bin müde, bin müde,
Doch schliessen die Augen sich nicht;
Das macht, mein Herz hat keine Rast,
Ist überall ein fremder Gast,
Und ob sie locken hier und dort,
Es treibt mich doch von Ort zu Ort.
Bin müde.

Bin müde, bin müde,
Doch naht ſich nimmermehr der Schlaf;
Das macht, es wirket ſtets mein Sinn,
Strebt immer nach dem Höchſten hin;
Und wähnet er, es ſey erreicht,
Sich Höheres von Neuem zeigt.
Bin müde.«

Sein Spiel ging in Diſſonanzen über, die zu löſen er ſich keine Mühe gab. Der Wind koſ'te mit den Gebeinen der Verbrecher über ihm, und pfiff durch die Haide hin; das gab eben keine angenehme Begleitung zu dem Citherſpiel, deshalb warf der Wanderer ſein Inſtrument von ſich, und ließ den Schlußaccord, der da hätte enden ſollen, ungeboren ruhen, ſtreckte ſich, ſo bequem wie es gehen wollte, aus, und verſuchte zu ſchlafen. — Einen eigenſinnigeren Freund als den Schlaf kann es aber nicht leicht geben; jemehr man ſich nach ihm ſehnt, deſto länger bleibt er aus, und ſtellt ſich endlich dann ein, wenn Einem die Geſchäfte, die der Tag mitbringt, keine Zeit laſſen, ihn bei ſich aufzunehmen. Der Schlaf hat auch viel Aehnlichkeit mit einer neckiſchen Dirne, die einem ſehnſüch-

tigen Junggesellen versprochen hat, ihn, wenn Alles schläft, zu besuchen, und das einsame Lager mit ihm zu theilen und zu erwärmen. Der arme Schelm wartet die ganze Nacht, glaubt jeden Augenblick Vorzeichen ihres Kommens zu bemerken, wird aber immer geprellt, bis sie endlich am folgenden Morgen, wo Alles im Hause munter ist, sich einstellt, die Schelmin, offenkundig und vor allen Leuten, um sich zu entschuldigen, daß sie sich nicht eingestellt hat, und zu bedauern, daß die Zeit vorüber ist; allenfalls auf die folgende Nacht vertröstet; da muß aber der arme Junggesell weiter und wer weiß, wenn ihn sein Wanderstab wieder unter dasselbe Dach zurückführt.

So ging es dem Citherspieler auch; er lag auf hartem Lager; die Erde war sein Pfühl und der Himmel seine Decke, der bleiche Mond aber, der jetzt hinter den Wolken hervortrat, seine Lampe. Sie sahen sich einander an, der Wanderer und der Mond, aber Beiden wurde die Zeit dabei lang; der Mond zog weiter, schielte aber doch nach ihm, und er nahm es am Ende übel, daß er ihm so ins Gesicht blickte,

als wolle er ſeine Züge ſtudieren. Er warf ſich daher auf die andere Seite und drehte dem Spaziergänger am Himmel den Rücken zu; das verſchlug ihn aber auch nichts. Die Nacht war gar zu langweilig und der Schlaf, der ſie ſo zu ſagen in der Hand zuſammendrückt, und wenn ſie auch tauſend Ellen lang wäre, blieb noch immer aus.

Eine Thurmuhr, wahrſcheinlich aus einem benachbarten Dorfe am Rande der Haide, ſchlug Zwölf in langſamen Schlägen. Der Wind trug die zitternden Klänge durch die Luft und der Wanderer ergötzte ſich daran, ſie zu zählen. Das dauerte aber auch nur eine halbe Minute, dann war der letzte Schlag verklungen und Alles wieder ſo einförmig wie vorher; die Schädel grinſten, die Gebeine klapperten, der Wind pfiff und der Mond zog ſtill ſeinen alten, gewohnten Gang und ſchaute aller Welt oder vielmehr der halben Erde, wie immer, dummdreiſt ins Geſicht.

Plötzlich dröhnten Roſſeshufe; das war doch einmal etwas Anderes. Der Wanderer richtete ſich auf und wartete der Dinge, die da kommen

sollten. Ein Reiter brauste auf schwarzem Rosse, aus dessen Nüstern Funken sprühten und dessen Augen leuchteten wie glimmende Kohlen, im Galoppschlag daher, hielt bei dem Hochgericht an, stieg ab, gab dem Pferde einen Schlag mit der Gerte, daß es wieder fortsprengte und bald den Blicken entschwand, und setzte sich dann neben dem Wanderer nieder. Der Mond schien gerade recht hell, so daß sie Beide Zeit hatten und Muße, sich zu beschauen; eine gute Weile thaten sie das stillschweigend, dann entspann sich folgendes Gespräch.

Der Reiter hub an und sagte: »Euch wird die Zeit lang?« — »Vertreibt sie mir,« antwortete der Fußgänger. — »Warum seyd Ihr nicht in Salamanca geblieben?« entgegnete der Erstere, »da war doch Alles zu finden, wonach Einem gelüsten kann: das tiefste Wissen, die schönsten Mädchen, der glühendste Wein.« — »Was half das mir?« erwiederte der Fußgänger; »ich hatte doch nicht die meiste Gelehrsamkeit zum Eigenthum, nicht das schönste Mädchen zur Geliebten, und konnte nicht allen Wein trinken, ohne berauscht zu werden. Es

gab dort immer Leute, die zu mir im Superlativ ſtanden und gegen die ich nur ein winzig kleiner Poſitiv war. Das konnte ich nicht vertragen, und darum zog ich eben fort.« — »Meint Ihr denn aber, daß es anderswo beſſer ſeyn werde?« fragte Jener wieder. — »Beſſer eben nicht, aber doch anders,« antwortete der Wanderer, »und das iſt ſchon etwas.« — »Wenn Ihr ſolches Streben habt, der Erſte zu ſeyn,« forſchte der Reiter, »warum geht Ihr da nicht unter die Soldaten? Der Krieg ſpielt luſtig in Flandern, Herzog Alba ſchlägt drein zu Ehren unſerer alleinſeligmachenden Kirche, daß es eine Luſt iſt, und wer dort kämpft, kämpft für zwei gute Dinge: für ſich und den Glauben.« — »Bis ihn eine Kugel fortbläſt und er dageweſen iſt mit allem Streben, und allen ſeinen Plänen,« fiel der Wanderer ein. — »Dann iſt's aus,« entgegnete der Reiter gelaſſen. — »Ja, dann iſt's aus,« wiederholte der Wanderer und blickte träumeriſch den Mond an.

Sie ſchwiegen eine Weile. Endlich hub der Letztere wieder an: »Sagt mir einmal, unbe-

kannter Geſell, Ihr ſcheint mich ja ſo genau zu kennen?« — »Freilich,« antwortete der Gefragte; »Ihr ſeyd der Student Don Torribio Silva de Fontefrida aus Salamanca, der eine Zeit lang der Fleiſſigſte, dann der Faulſte, früher der Geſittetſte, nachher der Ausgelaſſenſte auf der ganzen Univerſität war, der ſich ſchlug für die braunen Augen der Geliebten eines Anderen, und ſich betrank, weil er Einem beweiſen wollte, er könne nicht betrunken werden, der ſein ganzes Vermögen verſpielte, um die Behauptung durchzuführen, er ſey der ruhigſte Spieler, und ſich in eine Kokette verliebte, weil er gewettet hatte, daß es jener Kokette unmöglich ſey, ihn zu feſſeln, endlich aber davon lief, als es ihm zu bunt wurde, und jetzt unter dem Galgen ſitzt und ſich langweilt, weil hier Niemand iſt, bei dem er ſich für den Erſten ausgeben kann.« — »Vida de mi alma,« rief der Student verwundert, »Ihr kennt mich ja genauer als ich ſelbſt; Ihr ſeyd wohl der Teufel?« — »Gerathen,« erwiederte der Reiter. — »So?« entgegnete jener und richtete ſich auf; »freut mich, Eure perſönliche Bekanntſchaft zu machen; habe

mich lange danach gesehnt. Ihr wärt der Mann, der mir helfen könnte.« — »Warum nicht?« versetzte der Teufel, »mit Vergnügen; laßt hören, womit ich Euch dienen kann.« — »Gebt mir in Allem, was die Erde bieten kann, das Höchste: die schönsten Frauen zum Genuß, sie müssen mich aber lieben; den besten Wein zum Trinken, er muß mich aber nie berauschen; die tiefste Gelehrsamkeit zur Nutzanwendung, sie muß mich aber nie dumm machen; die höchste körperliche Schönheit, sie muß aber reizend seyn; das meiste Geld u. s. w., kurz das Höchste, wonach der Mensch nur streben, was er sich nur wünschen kann, auf zehn Jahre.« — »Ihr fordert verzweifelt viel, Don Torribio.« — »Dafür gebe ich auch viel: meine unsterbliche Seele! Das ist keine Kleinigkeit. Ihr könnt Alles machen, Señor Satanas, nur die nicht, und gerade was man nicht selbst machen kann, das will man am liebsten haben.« — »Es sey,« sagte der Teufel, und streckte seine hagere Rechte aus, um des Studenten Handschlag zu empfangen. — »Gemach,« rief dieser, »hier ist noch eine Klausel: so Ihr ein

Mal nur nicht im Stande seyd, irgend etwas, heisse es was es wolle, das ich verlange, an mir, in mir oder für mich zu schaffen, so ist unser Pact aufgehoben, von dem Augenblicke an null und nichtig, und ich bin nicht gehalten, Euch für das bereits genossene Gute irgend eine Remuneration zufliessen zu lassen.«

Der Teufel willigte ein und sie schlossen das Bündniß unter den üblichen Formen. Die Schädel über ihnen grinsten, die Gebeine klapperten, der Wind pfiff und der keusche Mond zog sich verlegen hinter eine Wolke, weil er es nicht mit ansehen mochte. Da schlug die Uhr Eins. Des Teufels Leibroß kam herangesprengt, er setzte sich auf und jagte davon, nachdem er dem Studenten huldreich und herablassend zugenickt hatte, wie ein vornehmer Herr seinem Leibeigenen. Torribio nahm sich in die Arme, sah ihm lachend nach, und sagte: »Der denkt, er hat mich, aber er irrt sich! es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich den Teufel nicht prellte und nicht irgend ein Primat fände, das mir zu geben ausser seiner Macht liegt.«

Darauf wickelte er ſich in ſeinen Mantel, legte ſich wiederum auf den Stufen des Hochgerichts nieder, und rief, daß es über die Haide ſcholl: »Für's Erſte bitte ich mir den beſten Schlaf, ſo einen rechten geſunden Bauernſchlummer ohne alle Träume, aus, bis morgen früh um Sonnenaufgang.«

Er ſchlief auch augenblicklich wohlgemuth ein.

2.

Torribio wachte am andern Morgen auf mit dem erſten Sonnenſtrahl, luſtig und guter Dinge. Eins von den Skeletten war von ſeinem hohen Standpunkte herabgefallen und ihm auf die Bruſt; aus dem hohlen Schädel grinſte ihm ein Molch entgegen und um die Knochen des Armes hatte ſich eine Schlange geringelt, die ihn anzüngelte. Er ſtreifte Alles gelaſſen von ſich ab, dehnte ſeine Glieder und ſagte: »Nun, das muß ich loben, der Schlaf war gut, denn

dergleichen Bettgesellen hätten Jeden stören können, mich rühren sie aber gar nicht. Jetzt wäre es indessen Zeit, daß der Spaß anfinge: Don Satanas, ich bitte mich nach Paris zu versetzen, und mich zum schönsten, reichsten, vornehmsten und unabhängigsten Manne daselbst zu machen. Spanien kenne ich schon so ziemlich und Salamanca mich, darum will ich es einmal in fremden Landen versuchen.«

Im Handumdrehen fand sich unser Held auf einem Bette in seinem Palaste zu Paris wieder. Der Teufel stand vor ihm im rothen, reich galonnirten Kleide und sagte: »Wenn es dem Herrn Marquis gefällig wäre aufzustehen, so wäre das so gar übel nicht, indem ich noch allerlei andere Dinge zu thun habe, und mehr Leute zu bedienen als den Herrn Marquis allein. Es ist jetzt eine bunte Zeit und meine Gegenwart überall nothwendig, nur nicht heute im Gefolge des Königs.« — »Ja so,« antwortete Don Terribio, »ich habe ganz vergessen, wer ich bin; hättet Ihr wohl die Güte es mir zu sagen, Don Satanas?« — »Mit Freuden,« erwiederte dieser: »ich begrüsse in Euer

Herrlichkeit den Herrn Marquis de Fontefrida y Azorote, einen der reichſten Granden Spaniens, den die Vermählungsfeierlichkeiten des jetzigen Königs von Navarra mit der ſchönen Margaretha von Valois an den Hof von Paris gezogen haben und der nun ſchon ſeit einigen Tagen die ganze Reſidenz in Erſtaunen ſetzt durch ſeine Großmuth, Freigebigkeit, Schönheit, kurz durch alle die Eigenſchaften, welche dazu gehören, ein ganz vollkommener Kavalier zu ſeyn.« — »Richtig, richtig, mein lieber Satan; mein Gedächtniß iſt mitunter etwas ſchwach, aber ich werde doch nimmer Eurer treuen Dienſte vergeſſen.« — »Das macht gar nichts,« entgegnete der Teufel und grinſte boshaft, »ich werde ſeiner Zeit ſchon die Mittel haben, Eure Gnaden daran zu erinnern.« Torribio lachte überlaut, das nahm der Böſe beinah übel und fletſchte die Zähne.

»Ihr ſeyd für heute entlaſſen,« ſagte der Student nach einer Pauſe; »jedoch, falls ich Eurer bedürfte, wie rufe ich Euch? denn das ſeht Ihr wohl ein, daß man in ſeiner, katholiſcher Geſellſchaft Euch nicht ganz füglich bei

Eurem christlichen Namen nennen darf.« — »Eure Gnaden haben nur die Gewogenheit, mir zu pfeifen; das höre ich überall, selbst in der Hölle, und erscheine auf solchen Wink im Nu.« — »Wohl, Ihr seyd entlassen.«

Einige Stunden später war der Marquis de Fontefrida der Gegner des schwachen Königs Karls IX. im Ballspiel und gewann jede Parthie. Der Ruf seiner Geschicklichkeit, die selbst die geschmeidigsten Hofleute anerkennen mußten, verbreitete sich sehr schnell und bei jedem neuen Beweise, den er von derselben ablegte, stieg er in der Gunst des Tyrannen, was um desto merkwürdiger war, da vornehme Herrschaften am Leichtesten gerade dann übellaunig werden, wenn ihnen im Spiel ein Untergebener entgegentritt, der gewandter und glücklicher ist als sie. Karl unterhielt sich fast allein mit ihm zum grossen Aerger seiner Umgebung und lud ihn ausdrücklich ein, den Abend bei ihm in den innern Gemächern zuzubringen.

Torribio wußte wohl, warum, aber er hütete sich, nur das Mindeste merken zu lassen, und begab sich, als ihn der König entlassen hatte,

zu Katharinen von Medicis, bei der er die Neuvermählte fand. Die Flammen sinnlicher Liebe, welche nirgends so genährt wurden, als an diesem Hofe, wo ihnen fast in jedem Winkel ein Altar errichtet stand, schlugen über seinem Herzen, fast über seinem Haupte zusammen. Um sich dem holden Königskinde zu nähern, ging er in die Pläne der bösartigen Katharina ein, und versprach seinen Beistand in Allem; was ihm um so leichter wurde, als noch Manches aus seiner Jugend, die er in einem spanischen Kloster verlebt hatte, ihm anklebte.

Die Sonne ging blutig roth am Himmel unter, und der fürchterliche Abend des 13. August 1572 zog verderbenschwanger am Horizont herauf. Aber über Jammer und Weh hatten die Urheber desselben die dünne, doch verhüllende Decke des Leichtsinnes und der Leichtfertigkeit gebreitet und fanden es noch nicht gerathen, sie wegzuziehen. In den Gemächern Karls IX. war lauter Jubel und kindischer Spaß. Die königliche Familie war dort versammelt und trieb, nebst einigen vertrauten Grossen, besonders Scherz mit dem Grafen de la Rochefou-

cault, einem hugenottiſchen Herrn. Alle waren ausgelaſſen luſtig, und jeder ſuchte etwas Neues zu erfinden; der Glücklichſte darin war natürlich Torribio, dem die Herzen der Frauen wie die Gemüther der Männer ſich unwillkührlich zuwandten, und dem faſt mehr gehuldiget wurde als dem Könige ſelbſt. Torribio hatte nur Augen für Margaretha von Valois und ſeine Blikke wirkten wie Magnetſtein auf Eiſen.

Mitternacht nahte und die Gäſte brachen auf; umſonſt hatte Karl den armen Grafen zu überreden geſucht, die Nacht bei ihm zuzubringen. Dieſer aber, der der königlichen Späße, die ſehr oft auf Prügel und Stöſſe hinausliefen, frühzeitig müde geworden war, zog ſich unter Lachen und Scherzen zurück und eilte ſeinem Untergange entgegen. Mit ihm entfernten ſich faſt alle Uebrigen, bis auf wenige Vertraute, unter denen Torribio war. Jetzt drang Katharina in ihren erbärmlichen Sohn, das Zeichen zur Ermordung der Hugenotten zu geben; aber den feigherzigen Karl überlief kindiſche Furcht, und er weigerte ſich lange heftig, unter gotteslästerlichen Flüchen, des Werkes, zu

Gottes Ehre die Edelsten seiner Unterthanen umbringen zu lassen. Schon verzweifelte die Hyäne Katharina und meinte alle Gewalt über ihn verloren zu haben; da sah sie, wie von ungefähr, Torribio an, der bisher ehrfurchtsvoll geschwiegen hatte. Dieser erhob sich, trat triumphirend zu dem Tyrannen, und sagte gebieterisch: »Königlicher Herr, Ihr müßt!«

Und Karl gab augenblicklich das Zeichen; die Mordglocke ertönte und das Blutbad begann, das dreissigtausend redlich Glaubenden das Leben kostete zur Verherrlichung des Heilandes und Herrn Jesu Christi und seiner Religion voll Frieden und Liebe. So erzählte man wenigstens dem Volke, und das französische Volk glaubte es im Ganzen gern.

Die Mordsucht verbreitete sich epidemisch; in der Nacht werden die Nerven gereizter, je länger sie in Spannung erhalten werden, und an das Ausserordentliche gewöhnt sich der Mensch am Leichtesten. Was katholisch war und eine Waffe schwingen konnte, schwang sie auf die Häupter der Hugenotten. Der König selber merkte bald, daß es ganz dasselbe sey, einen

Vogel oder einen Menschen zu tödten; man legt an, zielt und drückt ab; hat man gut gezielt, so trifft man auch gut. Er bekam Geschmack an dem neuen Spiel, schrie unaufhörlich und immer hitziger: »Tue, tue!« und schoß aus dem Fenster nach Hugenotten wie nach Sperlingen. Torribio, der zu den Glücklichen gehörte, die über Alles lachen können, wurde doch allmählig ernsthaft, weil ihn das Treiben anekelte. Er wandte sich ab und pfiff aus Unmuth; da stand plötzlich der Teufel hinter ihm, und sagte: »Eure Herrlichkeit haben Langeweile; hier im Louvre wäre sonst noch recht hübscher Zeitvertreib.«

Die Umrisse eines schönen Weibes dämmerten plötzlich in des Spaniers Seele auf. Er beneidete den edlen König nicht um das Vergnügen, Menschen zu tödten, die ihm nichts gethan hatten, und verließ daher dessen Gemächer. Der Zufall ließ ihn sich in einem der vielen Gänge des Palastes verirren; am äussersten Ende desselben vernahm er ein durchdringendes Geschrei. Als er dorthin eilte, fand er daselbst die schöne junge Königin von Navarra

ohnmächtig liegen; drei Schritte von ihr hatte man einen reformirten Edelmann mit der Hellebarde niedergestossen. Torribio hob die holde Ohnmächtige mitleidig auf, brachte sie in ihre Zimmer und dort zum Bewußtseyn zurück. Sie forschte ängstlich, welchem Glauben er zugethan sey; er überzeugt sie bald, wie gut katholisch er denke und wie rechtgläubig er in der Liebe wäre. Sie vergassen schnell, wie es immer zu gehen pflegt, wenn sich zwei gleichgestimmte Herzen finden, der Aussenwelt mit ihren Greueln und liessen ungestört den Fanatismus seine Brandfackel schwingen; leuchteten ihnen doch schönere Sterne.

3.

Torribio pfiff, als er am andern Morgen etwas dämisch aufwachte und ihm noch übernächtig zu Muthe war, vor allen Dingen dem Teufel, und dieser ermangelte nicht, sich augenblicklich einzustellen. »Schafft mich fort von

hier,« rief er ihm heftig zu: »unter solchem Lumpengesindel ist's keine Kunst der Erste zu seyn, und Ihr habt, Don Satanas, leichtes Spiel gehabt, mir zur Oberherrschaft über den König, so wie zum Genuß seiner Schwester zu verhelfen; der Eine kann, und die Andere will keinen Widerstand leisten, es ist also kein Verdienst, sie nach seinem Willen zu lenken. Hätte ich daran gedacht, wäre ich als Hugenotte hier aufgetreten; das wäre doch noch etwas gewesen.« — »Ich kann Euch gleich dazu machen, gnädigster Herr,« unterbrach ihn der Teufel. Torribio schlug ein lautes Lachen auf über dieses Anerbieten und sagte: »Jetzt, gegen solche Feinde? Nein, lieber Satan, ich bin zu honnett, um zu verlangen, daß Du Tausende um eines Einzelnen willen verlieren sollst; auch möchte ich Dir zum Schluß die Nachfeier der schönen Hochzeit nicht sauer machen. Dein Spiel steht hier gar zu gut. — Bringe mich nach England und setze mich mit einer gut gespickten Börse in irgend einem Wirthshause in London ab.«

Ihm wurde alsbald gehorcht und in weniger als einer Secunde saß der Held dieses wahrhaftigen Märchens hinter einem Becher Sect in der Wirthsstube des rothen Löwen in St. Marystreet zu London. Er ließ sich den süssen Wein vortrefflich munden und horchte behaglich auf die Gespräche der übrigen Gäste. Die Unterhaltung unter diesen drehte sich um die Darstellung einer neuen Komödie, welche von dem Volke überaus günstig aufgenommen worden und sich selbst des Beifalls der jungfräulichen Königin der Britten, die bei der Aufführung zugegen gewesen, erfreut hatte. Die Anwesenden, wie es schien Dichter und Gelehrte, stritten sich über den Werth des Stückes; besonders hatte Einer von ihnen, ein langer, dürrer Mann, viel daran auszusetzen. So viel Mühe sich die Andern auch gaben, ihn zu bekehren, er blieb doch fest bei seiner Meinung und verließ endlich unwillig das Gastzimmer.

»Da geht er« — rief ein kleiner, wohlbehaglicher Gast, der dem Gespräche, wie es schien, mit grossem Interesse gefolgt war, ohne jedoch selbst anders Theil daran zu nehmen, als

daß er hin und wieder, bei Aeuſſerungen, die ihm gefielen oder mißfielen, eine Interjection einſchob — »da geht er,« fuhr er fort, »voll Aerger und Ingrimm, der hochverehrte Magiſter Edwards, der ein ganz anderer Mann geworden iſt, ſeitdem er nichts mehr mit dem Theater zu thun haben will und ſelber keine Stücke mehr dichtet. Und er hat doch ſo viel Glück mit ſeinem Damon und Pythias gemacht; ein Anderer hätte bei ſolchem Erfolge nun luſtig darauf los geſchrieben, und ſeinen Ruhm in das Unendliche vermehrt, auch ſolchen guten Leuten wie unſer Einem etwas Erkleckliches zu verdienen gegeben. Aber nein, er ſchweigt hartnäckig und tadelt nur das Fehlerhafte an Andern. Noch gedenke ich mit Luſt daran, wie prächtig Rob Stephans, der den Pythias machte, das ſchöne Lied von der Freundſchaft ſang, und wie vortrefflich William Grinner und Dick Miller den König Dionyſius und den Philoſophen Ariſtippus agirten; man wurde ſo erbaut von ihrem Dialog, als wenn man in der Kirche wäre.«

»Ein ſolches Stück, Meiſter Scarebread, würde jetzt auch nicht ſo gefallen, wie damals; wir ſind ſeitdem viel weiter vorgerückt,« unterbrach hier ein Gaſt den kleinen Mann.

»Vorgerückt, vorgerückt?« rief dieſer lebhaft; »den Kuckuck ſind wir! das verſteht Ihr nicht, das muß ich beſſer wiſſen; ich bin Schauſpielunternehmer. Damals war das Theater ſo gedrängt voll, daß kein Apfel zur Erde konnte; jetzt iſt der Beſuch viel ſparſamer. — Woher kommt das?«

»Weil jetzt mehr Licenzen zu Theatern ertheilt ſind,« erwiederte ein alter Mann. »Das weiß ich ganz genau: in den letzten zehn Jahren ſind ſechszehn neue Schauſpielhäuſer erbaut, von denen fünf nur ſimple Wirthshäuſer waren. Da iſt eins in Black Friars, eins in White Friars, eins — —«

»Leider, leider,« fiel ihm Scarebread ungeduldig in die Rede, »aber daran liegt es nicht, Meiſter Oldcap; es wird nichts Neues, nichts Erhabenes producirt. Ich ſage immer zu meinen Poeten: ſchreibt mir ein Mal ein ſolches Stück, wie ich es haben will, das muß Auſſe-

hen machen; sie versuchen's auch, aber es geräth doch nicht so, wie ich mir's gedacht habe.«

»Und wie denkt Ihr es Euch denn?« mischte sich hier Torribio, der bisher ruhig zugehört hatte, plötzlich in die Unterhaltung.

»Wie ich's mir denke?« erwiederte der kleine Schauspielunternehmer, der nicht einmal zu bemerken schien, daß er mit einem gänzlich Unbekannten redete, »wie ich's mir denke? so denke ich's mir: Das Stück muß in Spanien spielen, denn für Spanien interessirt sich jedes brittische Herz, seitdem wir wissen, daß unsere Königinnen dort ihre Männer und wir unsere Feinde finden sollen. Aber solche Feinde sind abgeprallt an der Jungfräulichkeit unserer gnadenreichsten Herrscherin und an den Kreidefelsen von Altengland. Also in Spanien muß es seyn und da muß es auch spielen, das ist ein Boden für die Leidenschaften und nur mit Leidenschaften kann man die Menge schütteln; eine einzige tragische Katastrophe ist noch nicht genug, viele muß es haben, die Begebenheiten müssen einander treiben, und die folgende stets

die vorhergehende mit fortreiſſen, ſo daß dem Zuſchauer gar keine Zeit zum Nachdenken gelaſſen wird, denn ein nachdenkender Zuſchauer iſt eine höchſt überflüſſige und unnütze Perſon. Alles muß ferner durchaus raſch vorübergehen, in einem ſchönen, flieſſenden Dialog, der in den beliebten blanken Verſen geſchrieben iſt, nur mit Reimen am Schluß der Scenen, ſonſt quälen ſich die Agirenden zu ſehr. Vor allen Dingen darf es nicht an Pracht und Pomp fehlen, Pauken und Trompeten, Heere und Gefechte, Spiele und Feierlichkeiten ſollen redlich das ihrige thun. — Ja, wer mir ſolch ein Stück ſchriebe!«

»Das will ich thun,« ſagte Torribio.

»Ihr?« entgegnete der kleine Schauſpielunternehmer, ſetzte die Brille auf und beguckte ihn von oben bis unten; auch die anderen Gäſte glotzten den Fremdling verwundert an.

»Ja, ja,« erwiederte der Spanier, »in acht Tagen liefere ich Euch das Stück, und ohne alles Honorar.«

»Ohne Honorar?« rief Jack Scarebread gerührt.

»Ohne Honorar?« wiederholten die übrigen Gäste im Chor.

Torribio pfiff, und der Teufel stand alsbald, den Uebrigen unsichtbar, hinter ihm. »Eine bequeme Wohnung und Wohlleben!« befahl er ihm; »dort sprechen wir uns weiter; wie heiß' ich und wo wohn' ich?« — »John Coldrill, Magister artium, St. Catherine's Street in der goldenen Gans,« erwiederte der Höllenfürst und verschwand. Der Spanier unterließ nicht, Master Scarebread damit bekannt zu machen, warf dem Wirthe eine Krone auf den Tisch für seine Zeche, und entfernte sich mit vornehmer Haltung. Vor der Thür erwartete ihn ein Page, der ihn in seine neue Wohnung brachte.

Er war mit den Anordnungen des Teufels wohl zufrieden, denn dieser hatte ihm Alles so besorgt, wie er es nur wünschen konnte; sogar eine niedliche Aufwärterin fehlte nicht, die jedoch, so freundlich sie ihn auch anlächelte, und so bereitwillig sie ihn bediente, keinen grossen Eindruck auf sein Herz machte, da sein ganzes Sinnen sich mit dem Trauerspiele beschäftigte, das er dem begierigen Herrn Scarebread binnen

acht Tagen zu liefern verſprochen hatte. Ungeſäumt machte er ſich an das Werk; die Romanzen ſeines Vaterlandes lieferten ihm reichen Stoff und in weniger als fünf Tagen lag wirklich eine Tragödie von fünf Akten in ungereimten Jamben, ganz ſo wie der Theaterdirector ſie ſich gewünſcht, fertig vor ihm auf ſeinem Schreibepult. Als er den letzten Federzug gethan, pfiff er vor Vergnügen ein luſtiges Liedchen, und der Teufel, der da gemeint hatte, es gälte ihm, ſtand augenblicklich hinter ſeinem Stuhl. »Eure Gnaden haben mich lange in Ruhe gelaſſen,« ſagte Satanas, »befehlen Sie, anderswohin gebracht zu werden?« — »Behüte,« erwiederte Torribio, »ich habe Dich eigentlich gar nicht gerufen, denn ich befand mich noch nie ſo behaglich als in dieſen Tagen, obgleich ich keinen Schritt aus dem Hauſe gethan. Da Du aber einmal hier biſt, ſo ſetze Dich hin, ich will Dir ein Trauerſpiel vorleſen, das ich ſo eben vollendete. Ich darf es wohl für gelungen halten, denn viele Situationen darin reiſſen mich ſelber mit fort, und es erfreut mich um ſo mehr, als es mir den Beweis liefert,

daß ich als Dichter etwas Tüchtiges werde leiſten können. Leih' mir alſo ein aufmerkſames Ohr.« — »Gnädigſter Herr,« erwiederte der Böſe und zog eine klägliche Miene, »das iſt zuviel verlangt. Fordert von mir was Ihr wollt, nur das nicht! Erſtlich bin ich einmal ſeit Adams Tagen der Regiſſeur, dem das Scenarium ſämmtlicher Trauerſpiele, die unter dem Monde in der Wirklichkeit vorfallen, beſtändig vor Augen liegt; ein ſolches von einem Menſchen verfaßtes Werk kann daher in meinen Augen doch nichts Anderes ſeyn, als eine verhunzte Copie des vom Fatum, dem größten aller Poeten, geſchriebenen Originals. Zweitens als erſter Intriguant der Welt würde ich mich ärgern müſſen über die Dummheit des Eurigen, oder mich ſchämen, wenn er gewandter wär' als ich. Beides aber gehört zu den unangenehmen Senſationen, denen ſelbſt der Teufel gern aus dem Wege geht. Drittens leſen die Dichter gewöhnlich ihre eigenen Werke am Schlechteſten vor, gerade weil ſie dieſelben recht eindringlich vorzutragen meinen. Viertens ekelt mich die ſogenannte poetiſche Sprache, der meiſt immer di-

Wahrheit fehlt, an, denn —« — »Genug, genug,« unterbrach ihn Torribio, »aus Dir spricht nur der Neid: Du bist böse, weil ich ohne Deinen Beistand ein solches Werk vollendet habe; aber der Teufel ist doch eine zu schlechte Muse. Du sollst es nun gar nicht hören und ich verlange auch nicht, daß Du bei der Aufführung zugegen seyest, denn es muß und wird auch ohne Deine Hülfe gefallen; was so aus voller Brust geschrieben ist, kann die Herzen nicht kalt lassen.« — »Gewiß nicht,« erwiederte der Höllenfürst, »wenn die Leute nur immer Herzen mitbrächten in das Theater; aber es laufen gar zu Viele in der Welt herum, die kein Herz haben, was mir zum grossen Aerger gereicht, denn Menschen mit Herzen kapere ich weit leichter und bequemer, als solche ohne, weil das Herz gar zu oft mit dem Verstand davon läuft, der Verstand aber nie mit dem Herzen.« — »Du bist heute sehr redselig,« entgegnete Torribio. — »Und Ihr sehr herablassend,« erwiederte Satan; »das rührt aber bei Euch von ganz natürlichen Dingen her: Ihr seyd ein Poet geworden und zwar

ein junger; die sind immer sehr herablassend, aus Eitelkeit nehmlich, damit die Leute von ihnen sagen: »»Ein so grosser Mann, voll schöner Gedanken, und doch gar nicht stolz; er geht mit uns um, so gemein und zuthulich, als wären wir seines Gleichen.«« — Aber was befehlt Ihr denn eigentlich, gnädigster Herr?«

»Für's Erste gar nichts; apage,« versetzte Torribio; »doch ja: den Herrn Scarebread schaffe mir; ich weiß nicht, wo der Mann wohnt, Du aber gewiß, denn in seiner Gesellschaft wächst Dir bestimmt ein tüchtiges Rekrutenkorps für Dein Reich zu. Ich könnte auch den Pagen schicken, da Du aber einmal hier bist —«

»Glauben Ew. Gnaden das ja nicht,« erwiederte Satan, die letzten Worte überhörend; »echte Schauspieler sind geniale Leute und mit Genialen hat der judex supremus im Himmel immer viel Nachsicht; wenn sie auch selbst mitunter für die Hölle reif wären, so wirken sie doch meist vortheilhaft auf ihre Nebenmenschen, und das ist in der letzten Instanz dort oben, Ihr wißt wohl wo, sehr oft ein Grund, Gna-

de für Recht ergehen zu lassen. Sie kommen dann auf die grüne Wiese vor dem Himmel, und später, wenn sie sich dort halbwegs erträglich machen, läßt sie Ehren Petrus auch wohl hinein. — Indessen, meine Zeit drängt; den Herrn Scarebread werde ich Euch schaffen, und da Ihr weiter nichts befehlt, so empfehle ich mich Euch zu Gnaden.«

Der Teufel verschwand; eine halbe Stunde später trat Herr Scarebread ein und ließ sich von Torriblo die Tragödie willig vorlesen. Anfangs machte er ein sehr kritisches Gesicht; seine Züge erheiterten sich aber allmählig, und strahlten endlich wonnetrunken. »Master Coldrill,« rief er, als die Vorlesung zu Ende war, »Ihr seyd ein Gott! Eure spanische Tragödie (denn obgleich ich es mir sonst nicht nehmen lasse, den Titel zu den Stücken meiner Poeten selbst zu machen, weil ich doch einmal der Schauspielunternehmer bin, so muß ich diesem Werke doch den lassen, den Ihr ihm gegeben, weil er so trefflich paßt) also, Eure spanische Tragödie ist ein Meisterstück. Es muß ganz England in ein achtwöchentliches Entzücken versetzen, was unge-

heuer iſt; bei den Stücken anderer Dichter pflegt es nur acht Tage zu dauern, und ich zweifle nicht, daß Ihr die Aufmerkſamkeit unſerer gnadenreichen Eliſabeth auf Euch ziehen werdet. Binnen acht Tagen ſollt Ihr mich und England Euch bewundern.«

Triumphirend entfernte ſich der kleine Mann mit dem Manuſcript und hielt Wort. Mit allem nur erdenklichen Pomp wurde die ſpaniſche Tragödie in die Scene geſetzt, und unter dem ungeheuerſten Zulauf mit unerhörtem Beifall gegeben. Noch hatte kein Trauerſpiel ein ſolches Glück gemacht, ſeit die Bühne Altenglands ſich von den Myſterien und Moralitäten des Mittelalters abgewandt und die romantiſchen Schau- und Trauerſpiele aufgenommen. Torribio wurde bald in London ſo bekannt, als es nur das Ideal der Britten, die jungfräuliche Eliſabeth ſelbſt ſeyn konnte. Man überſchüttete ihn mit Ehrenbezeigungen; der Neid der übrigen Poeten verfolgte ihn, wiewohl er ihm nichts anzuhaben vermochte; die Königin ließ ihn zu ſich einladen und gab ihm deutliche Beweiſe ihrer Gunſt; kurz unſerm Helden widerfuhr Alles, was ei-

nen andern Erdenſohn hätte ſchwindlich machen können, aber — es erfreute ihn nicht.

Denn von Allen war er der Einzige, der mit dem Trauerſpiele unzufrieden war. Anfangs glaubte er, die Schuld läge an den Schauſpielern, und konnte gar nicht begreifen, woher es denn komme, daß das Stück ihn bei der Darſtellung kalt laſſe, da es ihn doch mit Begeiſterung erfüllt hatte, als er es ſich während des Schaffens, Scene vor Scene, laut vorlas. Allmählig aber, nachdem er mehreren Darſtellungen beigewohnt, bei denen der Beifall der Zuſchauer geſtiegen war, kam er dahinter und merkte, daß es Allen, nur ihm nicht genüge, denn er fühlte lebhaft, wie viel noch fehle, damit das Werk das Ideal erreiche, welches ihm bei dem Entwurfe vorgeſchwebt hatte.

Dieſer Gedanke verleidete ihm den Aufenthalt in London: er hielt ſich allein für ſehend und alle übrigen Leute, mit denen er zu thun hatte, vorzüglich diejenigen, deren Lobpreiſungen ihn in den Himmel trugen, für Blinde. Es war ihm widerwärtig, immer nur von der ſpaniſchen Tragödie reden zu hören; er fühlte, daß

er alle Kraft seines Geistes hineingelegt habe, und daß sie doch so große Schwäche verrathe, und das machte ihn entsetzlich verdrießlich. Seinen Unmuth konnte selbst die kleine, niedliche Kitty, seine Haushälterin, nicht verscheuchen; sie hatte sich von ihm bei der ersten Aufführung in das Theater führen lassen und war so ergriffen worden, daß sie ihm fast immer nur mit Stellen aus dem Trauerspiele antwortete. Er hielt das für schlaue Eitelkeit, die den Glanz Anderer hervorhebt, damit er zwiefach auf sie zurückfalle, und hatte vielleicht so ganz Unrecht nicht, obwohl Kitty sich dessen nicht bewußt war, sondern, wie fast alle Frauen, instinktmäßig so handelte; kurz, er pfiff eines Tages unmuthig dem Teufel und ließ sich von diesem auf der Stelle nach Rom versetzen.

4.

Zu einer höchst interessanten Zeit war unser Held nach Rom gekommen, das unterließ der

Teufel nicht, ihm weitläuftig auseinander zu setzen, wobei er noch hinzufügte, daß er sich nirgends behaglicher fühle, als in der Siebenhügelstadt, und fester Hoffnung sey, es werde dem Don Torribio auch über die Maßen dort wohlgefallen. Durch den Tod Pius V. war der päbstliche Stuhl erledigt worden und die Aufmerksamkeit des Volkes auf das Höchste gespannt. Endlich wurde der Cardinal Buoncompagno (Gregor XIII.) gewählt, bei Weitem nicht zur Zufriedenheit Aller. Torribio hatte unsichtbar durch Hülfe des Teufels dem Conclave beigewohnt, und sagte, nachdem die Feierlichkeiten vorüber waren, zu diesem: »Ich mag hier in Rom nichts durch Deine Vermittelung werden, Du hast so schon genug zu thun; aber schaffe mir einen vollen Geldbeutel, denn das ist auf dieser jämmerlichen Erde doch einmal die Hauptsache, und laß mich in nähere Berührung zu dem Cardinal Montalto kommen, der mich allein hier interessirt, weil er mir als ein Räthsel erscheint, das ich wohl lösen möchte.« — »Ew. Gnaden haben wirklich einen durchdringenden Verstand,« versetzte der Höllenfürst; »der

ehemalige Schweinehirt, Felix Peretti, oder, wie er jetzt heißt, Cardinal Montalto iſt —« —

»Still, Meiſter Satan!« unterbrach ihn Torribio, »wenn ich mir von Euch die Löſung wollte geben laſſen, ſo würde ich nicht ſo viel Umſtände machen; aber ich übe gern ſelbſt meinen Verſtand, darum thut, wie ich Euch heiſſe.«

»Wie Ihr befehlt, gnädigſter Herr; ich werde dafür ſorgen, daß Euer Wille in Allem erfüllt werde. Habt nur die Gnade, Euch heute Abend ein tauſend Schritte jenſeits der porta del popolo aufzuhalten und der Dinge, die da kommen ſollen, zu warten; ich haſte dafür, daß Euch nichts Böſes widerfährt, und Ihr braucht deshalb nichts zu fürchten.« — »Fürchten? ich?« rief Torribio, und lachte hell auf; »wie ſchlecht kennt Ihr mich, Don Satan! ich fürchte mich ja nicht einmal vor Euch, der Ihr doch Alles mit Schrecken erfüllt, geſchweige denn vor Menſchen; ſo lange meine Augen noch hell ſind und mein Arm noch geſchmeidig iſt, kommt mir Keiner ungeſtraft zu nah. Ich werde demzufolge mich einſtellen, ſobald es dunkel geworden iſt. Jetzt packe Dich! Du biſt in

Gnaden entlaſſen; ich will mir die Peterskirche beſehen, und auf dem Gange wirſt Du mich doch nicht gern begleiten.«

Der Teufel verſchwand und unſer Held ſtreifte bis gegen Abend in den Straſſen Roms umher, voll Erwartung, was er denn vor der porta del popolo finden würde. Zur beſtimmten Zeit begab er ſich dorthin und ging ruhig auf und ab; vermummte Geſtalten ſchlichen bei ihm vorbei und ſtreiften ſeinen Mantel; doch kümmerte und rührte das unſern Helden nicht ſehr. Die Zeit wurde ihm lang und um ſich dieſe zu vertreiben, ſummte er die Melodie des Fandango vor ſich hin; unbewußt ging das Summen in ein Pfeifen über, und augenblicklich ſtand der Teufel ihm zur Seite. »Eurer Gnaden« — ſagte dieſer — »ſcheint es doch nicht ganz geheuer hier, und Sie ziehen es daher vor, auf meinen Beiſtand rechnen zu können.« — »Du irrſt Dich,« erwiederte Torribio ruhig; »ich dachte an Spanien und da kam mir ein Tanzlied zwiſchen die Zähne. Dich habe ich nicht gerufen, und brauche Dich jetzt nicht; damit ich Dich aber nicht ſo oft vergebens be-

mühe, ſo will ich jedes Mal, wenn ich Deiner bedarf, die Melodie eines Kirchenliedes, das Stabat mater oder Puer natus in Bethlehem, pfeifen; das gilt Dir.« — »O,« entgegnete der Böſe, und ſchnitt dabei eine greuliche Grimaſſe, die aber Terribio in der Dunkelheit nicht bemerken konnte, »incommodiren ſich Eure Gnaden ja nicht; Sie ſind ſehr lange nicht in der Kirche geweſen und da würde es Ihnen Mühe machen, ſich auf ein geiſtliches Lied beſinnen zu können; mir thut das nichts, wenn ich auch einmal vergebens komme. Rufen Eure Herrlichkeit mich nur mit einem ſimpeln Pfiff oder mit einigen Takten aus Fandango's oder Schelmliedern, die ſind Ihnen doch geläufiger, und ich bin ein weit größerer Freund ſolcher luſtiger Melodieen, als des monotonen Kirchenſtyls, der mir gar nicht zuſagt.« — »Das glaube ich Dir auf's Wort,« erwiederte Terribio, »aber was ſoll ich denn hier?« — »Um Euch hauen und ſtoſſen, was das Zeug hält; das Pariren nehme ich auf mich, dafür braucht Ihr nicht zu ſorgen.« — »Das iſt eine leichte Arbeit, gut für einen Sbirren, aber nicht für mich,«

rief Terribio unwillig. — »Sie führt Euch aber auf die beste Weise zur nähern Bekanntschaft mit Cardinal Montalto.« — »Nun, wenn das ist, meinethalben.«

Das Rollen eines Wagens unterbrach die Stille. Es war eine Kutsche, von vier raschen Pferden gezogen; ein Diener mit einer Fackel ritt nebenher. Plötzlich erscholl seitwärts vom Wege der fürchterliche Banditenruf: »Faccia a terra!« und mehrere Verhüllte fielen den Rossen in die Zügel. Der Kutscher wurde vom Bocke gerissen, der Diener mit der Fackel entfloh, und aus dem Wagen selbst heben die Räuber eine ohnmächtige Dame, nachdem sie den Begleiter derselben nach heftiger Gegenwehr schwer verwundet hatten.

»Jetzt ist's Zeit,« flüsterte Satan dem Terribio zu, »macht Euch daran, die Dame zu befreien; ich habe einige von den Meinigen bestellt, die die Banditen abfertigen sollen. Die Schelme sind längst reif, und es kommt nichts darauf an, ob ich sie etwas früher oder später in Empfang nehme.«

Die Befreiung ward, vermittelst eines solchen Contingents, wie es der Teufel ins Feld stellte, sehr schnell vollbracht. Die schöne Unbekannte erholte sich in Torribio's Armen von dem gehabten Schreck, und konnte nicht aufhören, ihn ihrer unauslöschlichen Dankbarkeit zu versichern, zumal als sie erfahren, daß die Wunden ihres Gemahls, denn das war der Begleiter, durchaus nicht gefährlich seyen. Torribio, der durch Teufels Gnade in Allem der Erste war, erschien demgemäß auch als ein geschickter Chirurg und verband die Wunden des Geretteten mit so großem Erfolg, daß sie fast schon geheilt waren, noch ehe die ganze Gesellschaft Rom wieder erreicht hatte. Unterwegs gaben die Befreiten ihrem Beschützer sich als Francesco Peretti, Neffe des Cardinals Montalto, und dessen Gemahlin Olympia zu erkennen, und ersuchten ihn inständig, das Haus des Oheims, bei dem sie wohnten, als das seinige anzusehen. Torribio lehnte das ab, denn die Ironie: im Hause eines Cardinals den Satan als Diener einzuführen, war ihm doch zu groß, und er behielt es sich lieber vor, ihnen

am anderen Tage einen Beſuch zu machen. — Sie trennten ſich unter den lebhafteſten Verſicherungen der Freundſchaft und Ergebenheit von beiden Seiten.

In ſeinem Quartier angekommen, pfiff Torribio die erſten Takte des Ave maris stella und Satan ſtellte ſich mit ſehr verdrießlichem Geſichte ein, nachdem er ziemlich lange hatte auf ſich warten laſſen. Unſer Held lachte weidlich, ſagte aber dann: »Don Satan, Ihr handelt als Schutzheiliger aller Diplomaten wirklich wie der Geſchickteſte unter ihnen, und ich zerbreche mir den Kopf, um herauszubringen, was Euch bewogen haben mag, mir ſo viele unnütze Mühe zu machen, damit ich zur Bekanntſchaft des Cardinals Montalto gelange, die ich ja auf weit leichtere Weiſe hätte machen können.« — »Eure Gnaden ſind wirklich heute etwas ſchwerfällig von Verſtande,« entgegnete der Teufel grinſend, »Sie würden ſonſt gleich eingeſehen haben, daß bei der Löſung eines Räthſels Alles darauf ankommt, ſich auf den rechten Standpunkt zu verſetzen.« — »Brav, Böſer,« verſetzte Torribio, »dieſes Mal biſt Du klüger als ich geweſen;

ich hätte mich ohne Weiteres unter irgend einem Vorwande bei Montalto einführen lassen und —« — »Wären schwerlich zu einiger Vertraulichkeit mit diesem Verschlagensten aller Italiener gelangt,« unterbrach ihn der Höllenfürst. »Was übrigens das Klügerseyn betrifft, so ist es doch nicht gut möglich, Eurer Gnaden mehr von dieser Gabe zu verleihen, als ich selbst besitze; auch war ich es damals schon, als Sie, hochverehrtester Herr, den dummen Pact mit mir schlossen, der Sie unfehlbar mir in die Hände liefert.« — »Wir wollen sehen,« erwiederte Torribio und schlug dem Erzfeind ein Schnippchen dicht unter dessen Nase weg; »ich bin ein Mensch, und Menschen, wie Du weißt, hören nie auf zu hoffen. — Du bist für jetzt entlassen.«

Torribio ermangelte nicht, am andern Morgen seine neuen Freunde zu besuchen, und fand bald, daß ihm der Umgang mit denselben reiche Früchte trage. Olympia war ein überaus schönes und liebenswürdiges Weib, Francesco ein redlicher, tüchtiger Mann, und der Oheim, der Cardinal, einer der klügsten Menschen, die e

die Erde getragen hat. Unser Held gab sich hier für nicht mehr aus als er wirklich war, für einen jungen, spanischen Edelmann, der zu Salamanca studiert hatte und sich, da es ihm nicht an den Mitteln dazu fehlte, die Welt etwas besehen wollte. Montalto, der vom Stande des Hirtenjungen sich durch seine grossen Geistesgaben bis zu den höchsten Würden hinaufgeschwungen hatte, gewann unseren Helden lieb, denn verwandte Geister begegnen sich bald. Auch erinnerte er sich mit Freuden an Spanien, wo es ihm als Pater Felix sehr gut gegangen war; er sprach gern von seinem Aufenthalt in Madrid, wohin er sieben Jahre früher den Cardinal Buoncompagno begleitet hatte, und so fanden sich bald viele Berührungspunkte unter ihnen.

Torribio gehörte in kurzer Zeit zu dem täglichen Umgange des sonst so eingezogen lebenden Cardinals. Mit Francesco war er in sehr freundschaftliche Verhältnisse getreten und Olympia's Gegenwart hatte einen mächtigen Reiz für ihn. Sein Herz entbrannte in lebhafter Neigung zu dem schönen, edlen Wesen, aber er

liebte den wackern Francesco nicht minder, und ſo beſchloß er, um jeden Preis ſeine Leidenſchaft zu beſiegen. Dieſer Kampf machte ihm Freude, denn er regte alle ſeine geiſtigen Kräfte an, und es freute ihn um ſo mehr, zu finden, daß er von Tage zu Tage leichter über ſich ſiege, als es ihm, durch Hülfe ſeines infernaliſchen Dieners, ein Kleines geweſen wäre, den ſchönſten Lohn von dem ſchönſten Weibe davon zu tragen. Mitunter glühte wohl ſeine Sinnlichkeit in ihm auf und neigte ſich zur Begierde, denn Olympia ging mit ihm ſo vertraut wie mit einem Bruder um; aber er ehrte ihre hohe Weiblichkeit und ſeines Freundes Francesco Biederkeit zu ſehr, um nicht augenblicklich ſelbſt den leiſeſten Wunſch kräftig zu unterdrücken. Jener Ueberfall hatte, nicht ein gewöhnlicher Banditenangriff, allein Olympien gegolten, welcher der ruchloſe Herzog von Orſini in leidenſchaftlicher Wildheit nachſtellte, und die er um jeden Preis die Seine nennen wollte. Die Angabe eines ſchwerverwundeten Banditen wies darauf hin, und alle noch möglichen Zweifel wurden durch den Teufel, auf Terribie's Frage, aus dem

Wege geräumt. Uebrigens hatte Satan jetzt gute Tage; unſer Held pfiff nur dann und wann, um ſich ſeine Börſe füllen zu laſſen, und verlangte weiter nichts.

Jener verunglückte Verſuch hatte den verwegenen Herzog, der ein ganzes Heer von Banditen beſoldete, nicht abgeſchreckt, und Olympia konnte ſich kaum aus dem Hauſe wagen, ohne Anmuthungen und Angriffen von ſeiner Seite zu begegnen. Torribio und Francesco beſchloſſen daher in jugendlichem Eifer, den verwegenen Wüſtling zur Rechenſchaft zu ziehen; aber der Cardinal widerſetzte ſich ihrem Vorhaben und verbot es ſeinem Neffen ausdrücklich, ohne jedoch ſeine Gründe zu entwickeln, ſo ſehr auch beide Freunde in ihn drangen. Seine beſtändige Antwort war: »Ich halte es nicht für gerathen, und verlange, als Oberhaupt des Hauſes Peretti, das freilich auf andere Weiſe durchlauchtig genannt werden kann, als das Haus Orſini, aber, wie ich hoffe, dereinſt noch eben ſo viel gelten wird, daß jedes Mitglied deſſelben mir gehorche und ſich verbindlich mache, in allen Streitigkeiten

mit Orſini nur die Defenſive zu ergreifen.«

Der Cardinal, obgleich eben erſt in den Funfzigen, ſchien ſeit geraumer Zeit an einem inneren Uebel zu leiden, denn der ſonſt ſo kräftige Mann fing an gebückt zu gehen, ſprach leiſer und mit ſchwächerer Stimme als er früher gethan, und entzog ſich ſoviel wie möglich allen Geſchäften, auſſer denen, welche Menſchenliebe und Pflicht ihm auferlegten. Seine Verwandten, die ihn, den Gründer ihres Glanzes, kindlich verehrten, beſtrebten ſich daher, ihm in allem zu gehorſamen, und Torribio ſchloß ſich denſelben, obgleich in der Angelegenheit mit Orſini nur widerſtrebend, an.

Uebrigens befand ſich der Held unſeres wahrhaften Märchens ſo wohl in Rom, wie noch nie; er ſehnte ſich durchaus nicht nach Veränderung, und ließ Tage und Monate ruhig verſtreichen, ohne den Teufel ſehr zu incommodiren. Es ſchien beinahe, als habe er ſein Pactum mit demſelben faſt vergeſſen.

Da weckte ihn Satan plötzlich eines Morgens ſehr früh, als er noch im tiefſten Schlum-

mer lag, und rief ihm zu, als Torribio zürnte, daß er ungeheissen komme: Entschuldigungen braucht es nicht; eilt zu Montalto, wenn Ihr Francesco noch sehen wollt, denn er möchte Euch in diesem wie in jenem Leben nicht wieder zu Gesichte kommen, da er gerade in den Himmel geht, Ihr aber in die Hölle versetzt werdet. Er hat mit Olympien die Kühle des Morgens geniessen wollen und ist an ihrer Seite, auf offener Straße, von Orsini's Banditen ermordet worden. Den Raub der schönen Frau, der eigentlich beabsichtigt war, haben des Cardinals Diener glücklich verhindert.«

Im Nu begab sich Torribio nach dem Trauerhause. Francesco war aber schon an seinen Wunden verschieden. Olympia, lag in tiefer Ohnmacht, aus der man vergeblich sie zu wekken suchte; die größte Verwirrung herrschte im Hause, nur der Cardinal zeigte sich mild und ruhig, und ließ durchaus nicht von seinem gewohnten, sanften Wesen nach. Torribio trat zur Leiche und ergriff die leblose Hand seines Freundes, die er fest drückte; eine heisse Thräne fiel dabei aus seinen Augen. »Du bist dahin!«

rief er — »wohin? Gott weiß es, eben so wie er weiß, warum Du auf eine so schändliche Weise von erbärmlichen Händen fallen mußtest, und Dir nicht einmal gestattete, für eine gute Sache im redlichen Zweikampfe zu sterben. Du bist aber nicht ganz gestorben, mein Freund! ein Theil von Dir lebt in meiner Seele fort, und ich schwöre Dir, nicht eher mein Haupt niederzulegen, bis ich Dich gerächt habe, bis ich — —«

»Haltet ein, Don Torribio!« unterbrach ihn der Cardinal, »keinen Schwur bei der Leiche eines Todten, dessen ruhig schlummerndes Antlitz zu allgemeiner Versöhnung und Verzeihung auffordert. Die Rache ist mein, ich will vergelten! spricht der Herr. Ihm, dem es in seinem weisen Rathschlusse gefiel, meines Neffen Leben zurückzufordern, ihm überlasse ich auch die Vergeltung.«

Erstaunt blickte Torribio ihn an und sagte langsam: »Ich habe mich in Euch geirrt; er war der Nächste Eurem Herzen, Meuchelmord raubte ihn Euch, und Ihr ertragt es gelassen?«

»Wie die heiligſte Pflicht es mir gebeut; ich werde nicht einmal den Urheber des Mordes oder ſeine Geſellen gerichtlich verfolgen. Wir ſind Alle Werkzeuge Gottes, er wird ſtrafen oder verzeihen; ihm überlaſſe ich Alles.«

»Und Francesco war Euch wirklich theuer?«

»Er war meiner Seele der Liebſte, der Spiegel meiner Freuden. Die Religion gebietet mir, mich in die Schickung Gottes zu fügen; je gelaſſener ich den Verluſt ertrage, je milder ich über ſeine Mörder denke, deſto ſtrenger gehorche ich den Pflichten, die mir als Diener der Kirche Chriſti obliegen, und in dem Bewußtſeyn, unſere Pflicht erfüllt zu haben, liegt die reinſte Belohnung; es giebt uns die Kraft, Alles zu ertragen, was über uns verhängt wird.«

In dieſem Augenblicke ſtürzte Olympia, die wieder zum Leben erwacht war, in das Zimmer und warf ſich verzweifelnd neben der Leiche ihres Gatten nieder, ſeine ſtarren Hände ergreifend und ſie mit Küſſen und Thränen bedeckend.

»Und auch das erschüttert Euch nicht?« sagte Terribio zu dem Cardinal, der Olympien gewähren ließ, ohne sie aufzurichten, oder ihr ein Wort des Trostes zuzusprechen.

»Der Schmerz will sein Recht haben, man muß ihn gewähren lassen; die Zeit lindert Alles,« erwiederte dieser.

Mehrere Cardinäle traten ein, um ihr Beileid und ihre Theilnahme zu bezeigen. Sie forderten Alle Montalto auf, die Mörder verfolgen zu lassen, und boten ihm sämmtlich ihre Hülfe an; er lehnte aber bestimmt, jedoch mit grosser Demuth, Alles ab, und erwiederte nur, als ihm Vorstellungen deshalb gethan wurden: »Ihr macht den Todten dadurch nicht wieder lebendig; um aber das Werk der Rache zu übernehmen, bin ich zu alt, sehne mich zu sehr nach Frieden und überlasse es dem Vergelter droben.«

Die geistlichen Herren entfernten sich alsbald, um durch ihre Gegenwart nicht weiter zu stören. Als Terribio sich wieder allein mit dem Cardinal sah, trat er zu ihm heran und sagte: »Inquisitor von Venedig, Ihr seyd mir ein Räthsel.«

»Gott nur ſieht ins Herz,« entgegnete Montalte. — »Ihr ſeyd noch ſehr jung, Don Torribio.«

Kopfſchüttelnd wandte ſich dieſer von ihm ab und bemühte ſich, Olympien zu tröſten, aber auch hier war Alles vergebens.

Francesco wurde noch an demſelben Tage in der größten Stille begraben. Olympia zog ſich in ein Kloſter zurück. Als Torribio ſie zum letzten Male ſprach, entſchlüpfte ihren Lippen das Geſtändniß ihrer Liebe zu ihm; ſie hielt dies Gefühl für ſündhaft, da ſie es ſchon genährt hatte, als ihr Mann noch lebte, und ſtrafte ſich deshalb durch den Schleier. Torribio that nichts, um ſie davon abzubringen, obgleich ſein Gefühl für ſie noch nicht erloſchen war.

Eines Morgens, wenige Tage nachher, trat er bei dem Cardinal ein und ſagte: »Cardinal Montalto, jetzt habe ich das ſchwere Räthſel gelöſt. Felix Peretti, der ſich aus dem niedrigſten Stande ſo hoch ſchwang, will das Höchſte erreichen; darum erſcheint er ſchwach, mild, friedlich; die Gluth, die im Innern brennt, deckt er geſchickt, ſo daß nicht ein Fünkchen

durchflicht. Heiliger Vater, erlaubt, daß ich prophetisch schon jetzt meine Kniee vor Euch beuge!«

Der Cardinal verstummte einen Augenblick, dann sagte er gefaßt und lächelnd: »Terribie, was gilt's, wir Beide heben die Erde aus ihrem Gleichgewicht. Ich weiß, daß Olympia Euch liebt; werdet Ihr Gatte und nehmt in meinem Herzen Francesco's Stelle ein!«

»Ich danke Euch,« versetzte Terribio kalt und vornehm; »ich wüßte keinen Gebrauch davon zu machen.«

3.

Als unser Held den Cardinal verlassen hatte, besann er sich, was er nun beginnen sollte, und pfiff, da er hierüber nicht recht ins Klare kommen konnte, dem Teufel. Dieser kam gehorsam wie immer und fragte ihn, was er wolle. — »Das weiß ich eben nicht,« erwiderte unser Held: »fort von hier, augenblicklich! das steht

feſt, aber wohin und wozu? Das Leben unter den Groſſen dieſer Erde fängt an mir zum Ekel zu werden; ins Gelag hinein eſſen, trinken und liebeln, was ich am Wohlfeilſten haben könnte, widerſpricht zu ſehr meiner Natur; denn bei Allem, was ich unternehme, muß ein beſtimmter, feſter Zweck ſeyn; der Erſte war ich in Frankreich, der Genialſte, wenigſtens nach der Meinung der Leute, in England, der Geſcheidteſte in Rom —« — »Und der Tollſte in Spanien,« ergänzte der Teufel. — »Auch das, wenn Ihr wollt, Señor; aber was könnte ich nun noch werden, um nach unſerem Pact das Höchſte zu beſitzen?« — »Nun,« meinte der Teufel, »ich habe noch recht ſchöne Länder in Europa, wie auf der Erde. Geht ein Bischen nach den Niederlanden und zeichnet Euch als Tapferſter aus.« — »Dazu brauche ich Dich nicht, Freund Satan,« erwiederte Torribio, »das kann ich und bin ich ſchon ſo, wenn's gilt.« — »So geht nach der Türkei und haltet Euch den größten Harem, trinkt keinen Wein und —« — »Wenn ich das will, das kann ich auch hier haben.« — »In Portugal wüthet

jetzt die Peſt, eilt als geſchickter Arzt dorthin.« — »Da rettete ich vielleicht zwanzig Menſchen das Leben und die nächſte Schlacht rafft zehntauſend wieder fort.« — »Die Lebensrettung iſt nichts,« meinte der Teufel, »aber die Schmerzen der Leidenden zu lindern —« — »Das iſt freilich ſchon viel,« verſetzte Don Torribio, »ſehr viel, und ich würde es eingehen, wenn mich Deine Hülfe zu einem wirklich geſchickten Arzt machen könnte, worunter ich einen ſolchen verſtehe, der jedes Uebel, wie es auch heiſſe, heilen kann. Aber ſo wäre ich nur ein empiriſcher Wunderthäter, der dem alten Herrn droben, von dem Du nicht gern reden hörſt, unberufen ins Handwerk fiele, und das könnte mir am Ende ſchlimm bekommen, da weder Du noch ich uns ſeinen Beſchlüſſen widerſetzen dürfen — iſt alſo wieder nichts —« — »Nun ſo geht nach Deutſchland, das iſt ein Land, wo Ihr hin gehört,« rief der Teufel beinahe unwillig. — »Nach Deutſchland, ja, da will ich hin — alſo fort denn; wir werden, dort angelangt, ſchon ſehen, was weiter zu thun iſt. Bringe mich auf eine Univerſität; ich habe viel Wun-

derliches von dem Studentenleben dort gehört.« — »Da rathe ich Euch zu Jena in Thüringen, das ist die neueste,« bemerkte der Teufel. — »Gut, fort denn nach Jena.«

Satan gehorchte und im Handumdrehen fand sich Torribio als Student auf dem berühmten Markte zu Jena wieder. Das rege Leben daselbst gefiel ihm, er mischte sich unter einen Haufen Musensöhne, welche ein Paar Fechter umgaben und grosses Wohlgefallen an der Gewandtheit des Einen derselben bezeigten. — »Bei dem sitzt Stoß auf Stoß,« rief ein schnurrbärtiger Bursch. — »Auf Cerevis!« sagte ein Anderer, »er findet seines Gleichen nicht.« — »Ist auch nicht umsonst von Erfurt relegirt worden,« meinte ein Dritter. — »Es geht ihm jedes Pennal aus dem Wege,« bemerkte ein Vierter. — »Jeder Bachant auch,« ergänzte der Erste; kurz die Umstehenden wurden nicht müde, seine Geschicklichkeit in den Waffen zu preisen.

Das verdroß Torribio. Als daher der Gegner das Rappier hatte sinken lassen, bat er es sich aus, und stellte sich, ohne weiter ein Wort

zu ſagen, in Poſitur. Der Student ſah ihn verächtlich an und bemerkte ſpöttiſch: »Du biſt wohl noch ein Fuchs, Du, daß Du Dir ohne Weiteres herausnimmſt, einem alten Senior einen Gang anzubieten? Söhnchen, wenn die Mama das wüßte, die käme vor Zittern nicht wieder zu ſich. Du denkſt wohl, das Ding hat einen Knopf oben und kann nicht ſchaden? ſtändeſt Du ſo vor einer wirklichen Klinge, da würde Dir doch wohl anders zu Muthe ſeyn.« — »Verſucht es erſt mit dem Rappier und wenn Ihr dann noch Luſt habt, ſo ſteh' ich Euch auch mit dem Schläger zu Dienſten,« antwortete Torribio lachend. — »Du nimmſt das Maul ſehr voll,« verſetzte der Erſtere, »armes Thier, ich habe Mitleid mit Dir, darum will ich's nicht ſo genau nehmen.«

Sie fingen an. Torribio's Gegner behandelte ihn anfangs etwas nachläſſig, ſah aber bald, daß er den Kürzeren zog, und nahm ſich gewaltig zuſammen, vermochte aber durchaus nichts und ſtand bald wie ein ungeſchickter Schüler dem erfahrenen Meiſter gegenüber. Die Umſtehenden riſſen die Augen weit auf, und

beeilten sich, als Jener sich für überwunden erklärte, die Bekanntschaft des Ankömmlings zu machen, und Brüderschaft auf Tod und Leben mit ihm zu trinken.

Der ganze Haufe zog dem bekannten Burgkeller zu, der schon damals ein gefeiertes Asyl durstiger Musensöhne war. Torribio ermangelte nicht, seine sämmtlichen neuen Brüder unter den Tisch zu trinken, obgleich das kalte, ehrliche deutsche Bier dem feurigen Spanier nicht eben sehr zusagte.

Am andern Tage war eine öffentliche Disputation; unser Held opponirte und Keiner konnte gegen ihn aufkommen. Mit wahrer Ehrfurcht begannen jetzt die Studenten ihn, der in Allem sich als der Erste zeigte, zu veneriren; die Füchse umstanden ihn scheu, wenn er sich auf dem Markte blicken ließ, in ehrerbietiger Ferne, und die alten Burschen rechneten es sich als ein gewaltig grosses Glück an, zu seinen näheren Bekannten zu gehören. Ganz Jena war voll Bewunderung.

Aber auch die Professoren erstaunten ob seiner Gelehrsamkeit; er durchlief schnell alle Gra-

de der ſämmtlichen vier Fakultäten, beſtand wunderbar in jedem Examen, und war, ehe vier Wochen durch das Land zogen, wohlverdienter Doctor, ſo der Theologie, wie der Jurisprudenz, der Medicin, wie der ſieben freien Künſte Magiſter. Alle etwaigen Schwierigkeiten hatte der Teufel aus dem Wege geſchafft, und Niemand konnte etwas gegen die Promotionen einwenden. Ja man meinte allgemein, es werde der Univerſität zum größten Ruhm gereichen, eine ſolche Acquiſition gemacht zu haben.

Nach dem letzten Doctorſchmauſe pfiff unſer Held dem Teufel und ſagte zu ihm: »Als ein luſtiges Intermezzo hat mir der ganze Spaß hier recht gut gefallen, aber ich fange an einzuſehen, daß nichts langweiliger auf Erden iſt, als ſo in allen Stücken der Erſte zu ſeyn, und kein Vorbild zu haben, dem man nacheifern kann.« — »Aha,« entgegnete der Höllenfürſt, »unſer Pactum fängt an Euch zu gereuen, Ihr möchtet gern frei ſeyn und habt Allerlei zu quengeln und zu mäkeln. Seht, gnädigſter Herr, das iſt nun wieder der beſte Spaß für

mich, daß Ihr glaubt, Euch das Beſte erwählt zu haben, und doch Eure arme Seele für einen Quark hingegeben habt; ſtatt zu genieſſen, Euch langweilt; am Ende ſo recht voll Verdruß zur Hölle fahrt und den Aerger mit Gram vertauſcht.« — »Dummer Teufel,« erwiederte Torribio, und zuckte verächtlich die Achſeln, »ſo weit ſind wir noch nicht; ehe es dahin kommt, will ich Dir die Hölle ſo heiß machen, daß Du die ganze Ewigkeit hindurch an mich denken ſollſt. Und merke ich, daß ich nicht von Dir los kann, ſo zwinge ich Dich zu guter Letzt, meinen Nebenmenſchen alles nur denkliche Gute zu thun; das iſt denn doch ſchon etwas, wofür am Ende jeder ehrliche Kerl, der kein erbärmlicher Egoiſt iſt, ſeine Seele gern hingäbe. Da wir aber noch neun volle Jahre vor uns haben, ſo wollen wir noch gar nicht daran denken, ſondern uns nur mit dem Nächſten beſchäftigen. Für's Erſte will ich aber noch etwas in Jena bleiben, die Gegend iſt ſchön, die Menſchen ſind leidlich und das Leben rührt ſich; auch geht mir hier ja nichts ab, zumal da es von mir allein abhängt, mich

jeden Augenblick anderswohin transportiren zu laſſen und eine neue Rolle zu beginnen. Steht mir doch das Höchſte wie das Niedrigſte zu Gebot. Auch iſt hier noch allerlei Spaß zu ernten, und der beſte von allen unſtreitig der, daß ich durch Hülfe des Teufels hochwürdiger Doctor der Theologie geworden bin. Nicht wahr, amice?«

Satan ſchnitt ein verdrießliches Geſicht. »Tröſte Dich,« ſagte Torribio, »ohne etwas Teufelei wäre die liebe Theologie ja gar zu langweilig. — Du kannſt indeſſen gehen, ich brauche Dich jetzt nicht. — Ueber allem gelehrten Weſen habe ich mich noch gar nicht unter den Töchtern des Landes umgeſehen, und es gelüſtet mich wieder einmal, mich an einer recht geſunder, einfachen, weiblichen Natur von dem Krimskrams der Schulen zu erholen.«

Satan empfahl ſich. Torribio ſchnallte ſeinen Schläger an, hing den Mantel um, ſetzte das Barett auf das lockige Haupt und ſchlug friſchgemuth den, allen Muſenſöhnen wohlbekannten Weg nach Burgau ein. Schon dicht vor Jena, als er am Ufer der Saale durch das

Paradies wandelte, bemerkte er vor ſich zwei liebliche, züchtige Bürgermädchen, die ihren ſtillen Schritt gingen, und ihn, wie er dachte, auch wohl am Ende mitnähmen. Er beſchloß daher, ſich zu ihnen zu geſellen und folgte ihnen langſam nach. Die holden Kinder unterhielten ſich, wie er deutlich vernahm, von einer Dritten, welche ſie lebhaft tadelten, weil ſie ſich geweigert hatte, mit ihnen ſpazieren zu gehen. »Das Käthchen iſt gar zu eingezogen,« bemerkte die Eine; »gegen einen Gang ins Freie am Sonntag Nachmittag kann doch Niemand etwas einwenden? da iſt doch keine Sünde darin?« — »Das kommt ſehr darauf an, wie man's treibt,« ſagte Torribio, ſich ihnen nähernd. Die Mädchen antworteten nicht, ſondern beſchleunigten ihre Schritte; er ließ ſich aber nicht irre machen, und wandelte neben ihnen her, immer von Neuem ein Geſpräch anknüpfend. Die hübſchen Kinder lieſſen ſich auf nichts ein und es gelang ihm nicht, ihnen Rede abzugewinnen, was ihn eigentlich ärgerte. Schon war er im Begriff, dem Teufel zu pfeifen, damit dieſer ihm behülflich ſeyn ſollte; da

fiel ihm aber ein, daß es doch nicht wichtig genug wäre, den armen Satan, der so schon genug geschoren sey, deswegen zu bemühen, und er beschloß, noch einen Versuch zu machen. Keck bot er dem einen Mädchen seinen Arm, die Schöne wandte sich aber tief erröthend und scheltend ab. Als er darauf dasselbe bei der Anderen wagte, sagte ihm diese schnippisch: »Wenn Euch so um Gesellschaft zu thun ist, Herr Junker, so geht nach der Leutragasse; ungefähr in der Mitte derselben steht ein kleines Haus, da wohnt die Wittwe Harsch mit ihrer Stieftochter, das sind auch so einsame Leutchen, die sich allein und verlassen fühlen, dort werdet Ihr willkommen seyn.« — »Wie kannst Du das nur thun,« fiel ihr hier die Andere in die Rede, »und dem armen Käthchen solchen Verdruß machen wollen, daß Du ihr einen wildfremden Studenten in das Haus schickst?« — »Sey nicht bange,« entgegnete die Erste, »die Frau Harschin wird den Herrn so empfangen, wie es sich gehört, und ihm bald die Lust vertreiben, mir nichts, Dir nichts Bekanntschaften anknüpfen zu wollen.« — »Also die Frau ist so bö-

se?« sagte Torribio lächelnd. — »Ach entsetzlich,« entgegnete das andere Bürgermädchen, das bei weitem gutmüthiger zu seyn schien, als seine Gespielin, »die ganze Nachbarschaft fürchtet sich vor ihr.« — »Und die Tochter?« fragte Torribio weiter. — »Das ist die beste Seele unter der Sonne,« antworteten Beide wie aus einem Munde, »und so hübsch, so hübsch, ein leibhafter Engel.« — »Nun,« versetzte Torribio, »da verlohnte sich's schon der Mühe, die Alte zu zähmen.« — »Wenn Euch das gelänge, da thätet Ihr ein Werk Gottes,« meinte die Eine, »sie quält das arme Käthchen gar zu sehr.« — »Ihr seyd närrische Kinder,« sagte Torribio lachend, »erst stellt Ihr Euch, als wolle man Euch fressen, wenn man nur ganz höflich mit Euch reden will, und jetzt, da es über den lieben Nächsten hergeht, seyd Ihr geschwätzig worden wie die Elstern. Ist das etwa Jenaische Sitte?«

Die beiden Mädchen verstummten und wandten sich beschämt ab. »Nun,« tröstete Torribio sie, »laßt es gut seyn, Ihr sollt doch ein gutes Werk gethan haben: ich verspreche Euch,

die Alte zu zähmen und dem hübschen Käthchen mehr Freiheit zu verschaffen.« Ungläubig schüttelten die hübschen Kinder das Haupt. »Ihr zweifelt?« sagte er. »Herr Junker,« erwiederte die Eine, »wenn es Euch auch bei der Alten wirklich gelänge, so scheitert Ihr doch an Käthchens ängstlicher Frömmigkeit. Die ist schon auf Erden eine Heilige und so eingezogen und streng wie die Ursulinerinnen im Kloster zu Erfurt.« — »Es gilt die Wette,« entgegnete er, »gewinne ich, so giebt mir Jede von Euch freiwillig einen Kuß, verliere ich, so schenke ich Euch, was Ihr verlangt, und mich dazu, falls Ihr mich anders haben wollt.«

Ein Trupp Studenten, der durch das Paradies gezogen kam, und sich schon von Weitem mit lautem Gesang anmeldete, unterbrach ihr Gespräch. Die Mädchen flohen wie scheue Rehe und liessen unsern Helden ohne Abschied stehen.

Er sah ihnen lachend nach und begab sich dann ohne Weiteres nach der Leutragasse in das Haus der Frau Harschin, denn seine Neugier war gereizt worden und es lag eben nicht in

ſeinem Charakter, mit der Befriedigung derſelben lange zu zögern. Als er die Wohnung der Wittwe erreicht und die Schwelle ihres Stübchens betreten hatte, blieb er wie verzaubert ſtehen, denn ein reizenderes Frauenbild war ihm ſelbſt in ſeinem reichen Vaterlande nicht erſchienen. Die lieblichſte Geſtalt, kindliche, reine Züge, ein Paar fromme, blaue Augen, deren ſittſames Aufſchlagen den verſtockteſten Sünder hätte bekehren können, die reizendſten rothen Lippen, kurz Alles was ein Dichter erfinden, ein Maler nur hinzaubern kann, und noch viel mehr, gehörte dem holden, jungfräulichen Weſen an, das ſich ihm, der kaum ſeinen Augen traute, mit der Spindel beſchäftigt, im Zimmer auf und abgehend, zeigte. Er wollte ſie anreden, aber er konnte die Worte nicht finden, und zum erſten Mal in ſeinem Leben begegnete es ihm, dem überkecken Geſellen, daß er Zeit bedurfte, um ſich zu ſammeln. Endlich war er ſo weit, da bemerkte er aber erſt die böſe Stiefmutter, die ihn von unten bis oben anſah, und ihn mit ſchneidendem Tone fragte, was er denn eigentlich wolle. Verwirrt wußte Torribio im

erſten Augenblicke nicht, was er antworten ſolle, zuletzt brachte er mit Stottern heraus, er habe gehört, es ſey ein Zimmer im Hauſe zu vermiethen. »Ja,« erwiederte Frau Harſchin, »aber nicht für einen ſo luſtigen Fant, wie Ihr Einer zu ſeyn ſcheint, Herr Junker, ſondern für einen ehrſamen Candidaten der Gottesgelehrſamkeit, oder einen ſittſamen Magiſter.« — »Meine liebe Frau,« erwiederte Torribio und ſammelte, ſo gut wie möglich, alle Würde, die er in der Eile in ſeinem Innern aufzutreiben vermochte, ich bin ein Theolog und zwar Doctor der Gottesgelahrtheit.« — »Ihr?« ſagte Frau Harſchin erzürnt und ſtemmte die Arme in die Seite, daß ihre ſpitzen Ellbogen dräuend in die Luft ſtanden — »Ihr? — wie heißt Ihr denn?« — »Ihr habt vielleicht von mir gehört,« erwiederte Torribio, »ich bin Thomas Brunnquell, Doctor aller vier Fakultäten.«

Bei dieſen Worten blickte er mit aller nur möglichen Gravität um ſich und imponirte wirklich der böſen Sieben, die ihn ganz erſtaunt betrachtete, aber dabei immer demüthiger ward; doch ſchien es, als lieſſe Torribio's jugendliches

Aeuſſere einige Zweifel über die Echtheit ſeiner Perſon in ihr aufſteigen. Auch Käthchen warf einen langen, prüfenden Blick auf ihn und erröthete tief, als ſie bemerkte, daß es ihm nicht entging. In dieſem Augenblicke trat der alte Depoſitor der Univerſität ein, der unſeren Helden ehrerbietigſt begrüßte, wodurch denn alle Bedenklichkeiten bei der Frau Harſchin aus dem Wege geräumt wurden, und dieſelbe ſogleich Anſtalt machte, ihm die Zimmer, die ſie wirklich zu vermiethen hatte, zu zeigen.

Es verſtand ſich wohl von ſelbſt, daß Torribio nicht lange handelte und noch an demſelben Tage der Hausgenoſſe des holdſeligen Käthchens wurde. Er befand ſich hier wie im Himmel; Frau Harſchin wurde geſchmeidig wie ein Lamm, und eine tiefe Neigung zu ihrer liebenswürdigen Stieftochter, wie er ſie noch nie, ſelbſt nicht für Olympia Peretti gefühlt hatte, entwickelte ſich in ſeinem Herzen und nahm, in der Stille zwar, aber dafür auch deſto ſicherer, daſſelbe in Beſitz. Ihm wurde ſo wohl zu Muth in ſeiner Umgebung, daß er den Teufel faſt ganz vergaß, wenigſtens gar nichts von ihm verlangte,

und da auch Käthchen ähnliche Gefühle für ihn hegte, so bemächtigte sich, ob es gleich noch zu keinem Verständniß unter ihnen gekommen war, eine solche Seligkeit seines Gemüths, begründet in der himmlischen Ruhe, die von dem holden, wahrhaft frommen Mädchen ausging, daß Torribio bald gar keine Wünsche mehr, weder an den Himmel noch an die Erde zu richten hatte.

Endlich brach unvorbereitet und daher um desto beglückender die Liebe bei Beiden hervor und ihre Seelen verschmolzen sich. Käthchens Reinheit herrschte so siegreich über Torribio, daß ihn sein Bund mit dem bösen Feinde, den er freilich gern abgestreift hätte, nicht einmal drückte, denn er war der festen Ueberzeugung, ein so himmlisches Wesen, wie das seiner Geliebten, müsse auch den böseſten Geist auf ewig bannen können.

Satan ermangelte nicht, sich gleich nachher ungerufen unter der Gestalt eines fahrenden Schülers einzustellen und dem Torribio, oder, wie er hämisch meinte, sich selbst zu gratuliren. Torribio zürnte heftig und befahl ihm, sich an-

genblicklich zu entfernen, und nur auf Befehl wieder zu erscheinen. Der Teufel fletschte ihm grinsend die Zähne entgegen und verschwand muthwillig lachend, daß es unserem Freunde zum ersten Mal, während der ganzen Bundeszeit, durch die Seele schnitt. Dieser Besuch drückte doch schwer sein Gemüth; er eilte zu Käthchen, um bei ihr Trost und Ruhe zu finden. Als er eintrat, lag sie auf den Knieen und betete; sie erschien ihm wie von einem Heiligenschein umgeben; ihre Frömmigkeit, so echt, so rein, wirkte urplötzlich so gewaltig auf ihn, daß ihm zu Muthe ward, als stände er vor dem ewigen Richter; unwillkührlich faltete er die Hände, und wollte mit ihr beten, er vermochte es aber nicht und heisse Thränen stürzten aus seinen Augen.

Da durchzuckte ihn plötzlich ein heller, wie von Gott gesendeter Gedanke; leise entfernte er sich aus dem Zimmer, warf das Barett auf das Haupt und verließ schnell das Haus.

Oestlich von Jena erhebt sich ein kegelförmiger Berg, einem ausgebrannten Vulkan ähnlich, der ausser vielen andern guten und schlechten

Eigenſchaften noch die hat, Einem faſt überall in der kleinen, guten Stadt in die Fenſter zu ſchauen. Er heißt der Hausberg. Welcher Muſenſohn, der an den Brüſten der alma mater zu Jena Weisheit ſog, kennt ihn nicht, und weiß nicht, daß von drei Schlöſſern, die ehemals auf demſelben ſtanden, der Fuchsthurm, der ſich wie der dräuende Finger eines Rieſen in die Luft erhebt, das einzige Ueberbleibſel iſt? Hieher richtete Torribio in eiliger Haſt ſeine Schritte, nicht eher raſtend, als bis er bei dem Fuße der Ruine angelangt war. Dort ſetzte er ſich auf einen Stein, und pfiff nun gelaſſen und zuverſichtlich dem Teufel. Heiterkeit hatte ſich über ſein Antlitz verbreitet.

Satan kam mit gewaltigem Windeswehen. »Was begehrt Ihr, Señor?« fragte er finſter. — »Schick' den Wind fort, und dann ſetz' Dich hin und höre mir ruhig zu,« erwiederte Torribio. Der böſe Feind that wie ihm geheiſſen war. »Du wirſt Dich unſeres Vertrags unter dem Hochgerichte erinnern,« hub Torribio nach einer Pauſe an. — »Freilich,« entgegnete Satan, »ſonſt käme ich ja nicht, wenn

Ihr pfiffet.« — »Nun wohl, Vortrefflichſter; ich muß Dir auch das Lob ertheilen, daß Du in Allem meinem Verlangen willfährig geweſen biſt; das war bisher aber nur Kinderſpiel für Dich. Jetzt ſey ſo gut und mache mich zu etwas, das Dir, wie ich glaube, nicht ſo ganz leicht wird, aus mir zu ſchaffen.« — »Ei,« erwiederte der Höllenfürſt, »das ſollte ich doch nicht glauben, zumal hier, wo auſſer tüchtiger, obwohl menſchlicher Gelehrſamkeit eben kein Ueberfluß an Gütern der Erde iſt. Laßt hören.« — »Sieh, guter Satan,« entgegnete Terribio, »ich ſah heute ein recht frommes Weſen auf den Knieen vor ſeinem Schöpfer liegen, und da dachte ich: ſo recht inbrünſtig beten können, das muß ein groſſer Genuß ſeyn. Ich verſuchte es auch augenblicklich, aber das Ding wollte nicht gehen, durchaus nicht, woran wohl kein Anderer Schuld iſt als eben Du, und ſo ergeht denn an Dich mein Befehl, mich augenblicklich zum wahrhaft frömmſten Menſchen auf Gottes weiter Erde zu machen; hörſt Du? zum wahrhaft Frömmſten.«

Satan traute seinen Ohren kaum, als er diese Worte vernahm, und Terribio machte sich daher das Vergnügen, ihm dieselben mehrere Mal zu wiederholen. Als der Böse noch immer schwieg, saate er zürnend: »Nun, wird's bald? es war Dir ja sonst ein leichtes, meinen Befehl zu erfüllen, warum zögerst Du denn heute?«

Der Teufel überschlug sich vor Zorn, und wälzte sich wüthend auf der Erde herum, daß schwere Felssteine wie Flaum aus einer Gänsebrust in der Luft herumflogen. Terribio hatte sich auf die Knice geworfen und seinen Schläger, dessen Griff ein Kreuz bildete, vor sich in den Boden gesteckt. Tausende von Raben kamen herangekrächzt und umschwirrten den Helden dieses wahrhaften Märchens; er ließ sich aber nicht irre machen, sondern rief laut zu wiederholten Malen: »Satan, mache mich zum Frömmsten aller Menschen augenblicklich und für immer, oder löse unseren Bund; Gott sey fortan mein Schutz und meine Hülfe!«

Dem Teufel blieb nichts übrig; er mußte gute Miene zum bösen Spiel machen. »Du

haſt mich überliſtet,« ſagte er mit verbiſſener Wuth, »aber es ſoll Dir nicht viel helfen; auch iſt nichts an Dir verloren; ſolcher Kerle wie Du hat die Hölle nur zu viel. Hier iſt Dein Contract; er beſagt nicht, daß ich Dich wieder in Deinen vorigen Stand zurück zu verſetzen brauche; ich laſſe Dich alſo als ein armes, elendes Subjekt in Thüringen; ſiehe zu, wie Du Dich durchbettelſt nach Deinem lieben Salamanca und ſey jetzt eben ſo unbedeutend als Du Dich ſelbſt früher für bedeutend hielteſt. Uebrigens habe ich Dich überliſtet, Du aber nicht mich. Du hätteſt die Erde aus ihren Fugen heben können durch mich und haſt ſtatt deſſen nur Jämmerliches vollbracht; denn um eine Margaretha von Navarra zu verführen, einen Karl IX. zu beherrſchen, einen Sixtus V. zu durchſchauen und eine Tragödie zu verfaſſen, die heute geſchrieben und morgen vergeſſen iſt, dazu bedurfteſt Du Meiner nicht.«

»Da haſt Du vollkommen Recht,« erwiederte Torribio, »aber zu der Einſicht bin ich auch ſchon ohne Dich gelangt, denn ich fühle es nur zu deutlich: Alles Streben nach Auszeichnung

iſt erbärmlich, wenn nicht ein wahrhaft groſſer Zweck uns dazu begeiſtert.«

»Und den haſt Du wohl jetzt?« fragte höhniſch der Teufel.

»Allerdings,« verſetzte Torribio ruhig.

»Und die Mittel dazu auch?« fuhr Satan fort.

»Gewiß; in mir ſelber,« entgegnete der Student, ohne ſich irre machen zu laſſen.

»Nun, ſo mögſt Du denn im Staube kriechen und in der Niedrigkeit verkümmern.«

»Ich danke Dir für den guten Wunſch, auch noch dafür, daß ich mich auf Deine Koſten ein ganzes Jahr lang ſo gut amuſirt habe. Aber jetzt, im Namen Chriſti, verlange ich den ungültig gewordenen Contract von Dir zurück.«

Das Papier fiel zerriſſen zu Torribio's Füſſen nieder. Satan brauſte wüthend durch die Lüfte davon. Seine Raben flatterten ihm krächzend nach. Wer gute Augen hat, kann noch die Stelle auf dem Hausberge bemerken, wo Torribio und der böſe Feind von einander Abſchied nahmen.

Hier endet eigentlich das wahrhafteste aller Märchen; da aber der dankbare Leser gewiß Antheil an unserem Helden nimmt, so will ich ihm auch nicht verschweigen, was ferner aus ihm geworden ist.

Alles Glanzes beraubt, doch nicht seines innern Werthes, kehrte Torribio nach Jena zurück. Fast Alle fielen von ihm ab, und der hohe Senat war nahe daran ihn zu relegiren, als etwas von seinem Verhältniß zum Gottseybeiuns unter die Leute kam; aber da man ihm seinen Contract mit dem Feinde der Menschheit nicht recht beweisen konnte und der Teufel sich wohl hütete, vor einem Areopag, in dem so gelehrte Theologen Beisitzer waren, als Kläger zu erscheinen, so begnügte man sich damit, den Studenten das Consilium abeundi unterschreiben zu lassen, und gestattete ihm, seine wirklichen Studien, die Medicin, in Jena zu absolviren. Käthchen war ihm treu geblieben, denn sie liebte ihn um seines Selbst, nicht um seines Glanzes willen. Sie vermählten sich nach einigen Jahren und es ging ihnen recht gut, denn sie sahen Beide ein, daß das Höchste

auf Erden in drei Dingen zu ſuchen ſey: in der Liebe, in der Wahrheit und in dem Streben, Gott ähnlich zu werden in den beiden erſten Dingen, ſo weit es nehmlich den ſchwachen Pilgern auf Erden zu erreichen möglich iſt.

Hier endet aber wirklich und ganz und gar das wahrhafteſte aller Märchen.

Als Wernhold geendet hatte, entſtand eine lange Pauſe unter den Zuhörern; er blickte ſie daher der Reihe nach verwundert an, und brach endlich ſelbſt das Schweigen mit den Worten: »Nun, mein Märchen muß entweder einen ſehr ſchlechten oder einen ſehr guten Eindruck auf Euch gemacht haben, da es allem Anſcheine nach Euch an Worten fehlt, um mir Eure Meinung kund zu thun. — Friſch von der Leber weg! heraus damit! was meint Ihr dazu?« — »Da Du es doch einmal verlangſt,« hub Knaufberg mit niedergeſchlagenen Augen und leiſer, ſingender Stimme an, »ſo will ich

Dir auch mein Misfallen nicht bergen, indem ich es für Sünde halten würde, thäte ich solches. — Deine Arbeit ist ein freches Werk, anderen Namen weiß ich nicht dafür; denn obgleich Du allerdings die wahre Frömmigkeit am Ende als das Höchste schilderst, so meinest Du doch nicht damit das inbrünstige Gebet derer, bei denen die Gnade wahrhaft zum Durchbruch gekommen ist, sondern setzest und suchest sie in dem, was die Menschen gewöhnlich in ihrem Irrthum gute Werke nennen, rechtschaffenes Handeln, was aber jeder Jude, Türke oder Fetischanbeter auch kann, und wozu es nicht des heiligen Christenthums bedarf. Dein Märchen hat daher keinen rechten Zweck, und obwohl ich eigentlich alle Poesie, die christologische ausgenommen, verdamme, und daher gar nicht über Deine Arbeit reden sollte, die mich überhaupt tief verletzt hat, so kann ich doch nicht umhin, als Dein christlicher Mitbruder und College, Dich vor Bekanntmachung derselben durch den Druck zu warnen; denn wenn auch die leider in diesen Dingen viel zu leichtsinnige Censur sie passiren läßt, so möchte es Dir doch von allen

Wohlgesinnten höchlich verdacht werden, die heiligste der Wissenschaften, zu der Du Dich selbst bekennst, die Theologie, lächerlich gemacht zu haben. Solches ist aber mein Urtheil, fromm, schlicht und einfältiglich, wie ich glaube, daß es mir gezieme.« Als er seine lange Rede geschlossen hatte, that er einen eben so langen Zug aus dem vor ihm stehenden Weinglase, und blieb dann, die Augen niederschlagend, unbeweglich sitzen. Mausert nahm das Wort und hub an: »Dein Märchen, lieber Freund, enthält des Vortrefflichen viel und ist ohne Zweifel ein vollendetes Kunstwerk; denn treue Charakterzeichnung, Gluth der Phantasie, lebendige Farbengebung, glänzender Witz, geistreiche Erfindung verschmelzen sich in ihm zu einem harmonischen Ganzen und reihen es den genialsten Erzeugnissen der deutschen Muse würdig an; demungeachtet stimme ich aber des theuren Knausberg Meinung bei und möchte Dir unmaßgeblich rathen, es nicht drucken zu lassen, oder doch wenigstens nicht Deinen Namen als den des Verfassers anzugeben.« — »Ich will den Deinigen davor setzen,« erwiderte Wern.

hold. — »Dieſe Ehre würde ich öffentlich in ziemlich ſcharfen Ausdrücken von mir ablehnen müſſen, und Dich des Falſums bezüchtigen, auch hätte es alsdann mit unſerer Freundſchaft ein Ende; denn Gott ſoll mich behüten, die Verhältniſſe der höheren und höchſten Stände auf eine ſo, verzeihe mir den Ausdruck, unſchickliche Weiſe zu berühren, wie Du es in dieſem Kinde Deiner eben nicht keuſchen und züchtigen Laune gethan haſt. Bedenke ferner: was wird der hochverehrte, würdige Conſiſtorialpräſident dazu ſagen, wenn er erfährt, daß einer der jungen Candidaten hieſiger Reſidenz dergleichen ſchreibt und ſich nicht entblödet, es dem Drucke zu übergeben, und ſomit gleichſam öffentlich den ganzen hochwürdigen Stand an den Pranger zu ſtellen? Du rennſt unfehlbar in Dein Verderben und ich kann Dich nicht genug warnen, da ich von ſicherer Hand weiß, daß man Dir höheren Orts nicht ganz günſtig iſt. Unſere alte Univerſitätsfreundſchaft allein bewegt mich, den Schleier von dieſem Geheimniß zu lüften und —« — »Beruhige Dich,« unterbrach ihn Wernhold lächelnd, »das ganze Ding,

auf das ich übrigens gar keinen Werth lege, ward in müssiger Stunde hingeworfen, um meine Verpflichtung als Mitglied unseres Clubbs zu lösen, und ist keineswegs für den Druck bestimmt.« — »Du nimmst mir wirklich mit dieser Versicherung eine schwere Last vom Herzen,« entgegnete Mausert, »und wirst mich sehr verbinden, wenn Du mir erlaubst, das Märchen mitzunehmen, und es ruhig zu Hause noch einmal zu geniessen, denn viele seiner Schönheiten sind mir während des mündlichen Vortrags ganz entgangen.« — »Herzlich gern, hier hast Du es, ich schenke es Dir,« war die Antwort. — »Damit verbindest Du mich unendlich, ich werde es als ein theures Andenken behalten,« erwiederte Mausert freundlich, sich alsbald des Manuscriptes bemächtigend. — »Halt!« rief Herthal, ebenfalls danach greifend, »gieb es ihm nicht! ich lasse es drucken und setze, mit Deiner Erlaubniß, meinen Namen davor; man kann jetzt das vornehme Gesindel nicht genug von allen Seiten geisseln, und wenn es Deinem Märchen auch gleich an dem wichtigsten Interesse fehlt, an wahrhaft liebevollen Gesin-

nungen, ſo ſchildert es doch die Verworfenheit der Götzen dieſer Erde, und das iſt genug.« — »Erlaube,« erwiederte Mauſert empfindlich, »er hat es mir bereits in Eurer Aller Gegenwart geſchenkt, und ich gebe es nicht wieder her; will Freund Wernhold jedoch den Druck geſtatten, ſo werde ich nicht ermangeln, ihm eine gute Reinſchrift davon beſorgen zu laſſen.« — »Meinethalben macht mit dem Dinge was Ihr wollt,« ſagte Wernhold, »bei allem Hin- und Herreden habe ich aber noch kein wirkliches Urtheil darüber vernommen; denn Eure Anſichten waren alle ſubjectiv, verzweifelt ſubjectiv geſtellt, und ich wünſchte doch eine vernünftige Meinung, die weder nach Schule noch Perſon ſchmeckt, zu hören. — Was ſagſt denn Du, Waldner?« — »Mir« — erwiederte der Angeredete — »hat es wohl gefallen, und, obgleich keck, kann ich es doch nicht frech nennen, wie Knaufberg es that; ich habe übrigens kein anderes Urtheil, als ein ſolches, das mein Gefühl dictirt, und daran iſt Dir wohl nicht gelegen. Hier ſitzt ja unſer Aeſthetiker von Amtswegen, Rautenbern, der verehrte Redacteur der Blätter

für wahre Kritik und kritiſche Wahrheit; er wird am Beſten im Stande ſeyn, Dir die Mängel wie die Vorzüge Deiner Arbeit auseinander zu ſetzen.« — »Ich habe abſichtlich geſchwiegen,« hub der Genannte, vornehm und langſam, zu reden an, »um die Unklaren erſt ſich ausſprechen zu laſſen, damit ſie mich nicht weiter ſtörten, und werde Dir jetzt gern mein Urtheil, gewiß das richtigſte von Allen, da es auf Principien, die unumſtößlich ſind, beruht, mittheilen. Vorher muß ich jedoch die Idee der Kunſt feſtſtellen, und thue es am Beſten mit den Worten eines der eingeweihteſten Jünger unſeres groſſen Meiſters, welche ich, um ihrer Vortrefflichkeit willen, mir ganz eingeprägt habe. Sie lauten: »»Die geiſtige Idee der Kunſt und die Idee überhaupt hat weder das intellektuelle Anſchauen, noch die tragiſche Ironie, ſondern, indem in ihrer Einheit der Gedanke vorgeſtellt und verſinnlicht und das Wirkliche oder Sinnliche frei ſich beweiſet, alſo der Gedanke in der Form ſinnlicher Anſchauung und Vorſtellung oder die Form durch den Gedanken beſtimmt iſt, den Gedanken ſelbſt in der Form

des Begriffes desselben zu ihrem wissenschaftlichen Elemente. Denn indem in der Kunst überhaupt der Gedanke als das Wesen des Geistes und somit der Geist selbst seine Freiheit in blos sinnlicher Anschauung und Vorstellung hat, weiß er in derselben seine Freiheit nicht als die rein geistige Idee seiner selbst, zu welchem Wissen und deshalb erkennenden Begreifen er dadurch gelangt, daß er die äusserliche und sinnliche Gestaltung seiner Freiheit vermittelst des Gedankenreiches als seiner Wesenheit und Wahrheit in die geistige erhebt, und in dem Zeugnisse dieser rein geistigen Freiheit, die in der Form der Anschauung und Vorstellung sinnliche und äusserliche als das Andere seiner selbst oder vielmehr dieselbe als sich in dieser Form erkennt*).«

Er hielt bei diesen Worten einen Augenblick inne und sah mit stolzem Blicke um sich, als plötzlich ein lautes Gähnen, das von mehreren Seiten wiederholt wurde, sein Ohr traf. Be-

---

*) Siehe Hinrichs Vorlesungen über Göthe's Faust, Vorerinnerung S. XXXIII.

leidigt ſtand er auf, ergriff ſeinen Hut, und ging, ohne ein Wort des Abſchieds zu ſagen, erzürnt fort. »Pfui,« rief Herthal, ihm nachſehend, »mir iſt ordentlich trocken geworden im Halſe bei dem Gewäſche; dieſe Hegelianer meinen, ſie regenerirten die Welt mit ihrem *Syſtem*; ſie *irren ſich aber ſehr*. Der Theſen der Schule bedarf die erwachſene Menſchheit nicht mehr; Liberté religieuse et politique pour tout le monde! rufe ich mit dem groſſen Canning aus, das iſt's, was wir brauchen, und das ſollte man von allen Dächern herabpredigen laſſen, wie weiland die Päbſte den Ablaß; man ſollte das in allen Schulen und von allen Kathedern lehren.« — »Halt!« fiel ihm Rein in die Rede, »zum Plaudern über dergleichen Dinge iſt nachher noch Zeit genug. —« »Ueber dergleichen Dinge!« wiederholte Herthal verächtlich. — »Wer hat noch etwas vorzutragen?« fragte Jener wieder. — »Ich,« ſagte Otto, »wenn Ihr es erlaubt. — »Gewiß, gewiß!« riefen Mehrere. — Er nahm nun ein Papier aus ſeiner Briefta[illegible]che, und las mit wohltönender Stimme folgendes Gedicht.

Das Hünengrab.

Auf der alten Felseninsel
Hebt sich ein Hünengrab,
Darinnen schlummert ein Kaiser,
Dem der Tod erst Ruhe gab.

Als einst die Nacht gekommen,
Naht sich ein ernster Geist
Und ruft: »Wach auf, Du Schläfer!
Die Zeit ist umgekreist.«

Es öffnet sich der Hügel,
Der Kaiser tritt heraus
Und spricht: »Wozu mich stören?
Ich schlief ja noch nicht aus.

Muß hundert Jahre schlafen,
Und die sind's nimmermehr;
Dann darf ich mich erheben,
Und schauen rings umher*).

---

*) Nach der altnordischen Sage öffnen sich die Hünengräber alle hundert Jahre, und ihr Inhaber tritt heraus und schaut ringsum.

Wer biſt Du, der mich weckte?
Wer gab Dir ſolch ein Recht?
»Mich wecken darf nur Einer,
Von Frankreichs Heldengeſchlecht.«

»»Ich bin's, der Dich darf wecken,
Ich hab' dazu das Recht:
Ich war's, der für Dich kämpfte,
Wenn Du ruhteſt, müd' vom Gefecht.

Ich bin im Kampf gefallen,
Sterbend in Treu' und Ruhm.
Mein Herz bewahrt bei den Fahnen
Das Heer als Heiligthum.

Und hält im Lande Frankreich
Der alte Stamm Appell,
Da werd' ich zuerſt gerufen,
Als wär' ich noch ſelber zur Stell'.««

»Sag' an, Latour d' Auvergne,
Frankreichs erſter Grenadier,
Was führt Dich zu dem Kaiſer,
Was willſt Du jetzt von mir?«

»»Schliefſt wohl nicht hundert Jahre
In Deinem Hünengrab,
Doch eine groſſe Woche
Schließt Deine Rechnung ab.

Sieben Tage wie ſieben Jahrhundert
Hat man in Frankreich erlebt:
Sie haben dort errungen,
Wonach ſie lange geſtrebt.

Sieh hin von Deiner Höhe,
Blick' tief in die Welt hinein:
In Frankreich leuchtet es prächtig,
s'iſt Freiheits-Wiederſchein.

Sie waren bei Dir in der Schule
Vorher ſchon manches Jahr;
Nun ſind ſie mündig geworden,
Und das Rechte ward ihnen klar.

Nun kannſt Du wieder ſchlafen
In Deinem engen Raum,
Denn was Du jetzt vernommen,
Das bringt Dir guten Traum.«

Es blitzt aus des Kaiſers Augen,
In des Kriegers Augen es traf.
Der Kaiſer ſteigt in den Hügel
Und legt ſich wieder zum Schlaf.

»Vive la grande nation!« rief Herthal, als Otto schloß, und hob sein Glas. Alle, bis auf Mauſert, Knaufberg und Wernhold, ſtieſſen freudig an. »Und auch Du, Brutus?« rief Herthal noch lauter, zu dem Letztgenannten ſich wendend, als er ſah, daß dieſer bei dem Toaſte ſeinen Wein unberührt ließ. — »Ihr wißt, ich kann die Franzoſen nun einmal nicht leiden,« entgegnete Wernhold, »und bin keineswegs geneigt, ſie als das erſte Volk der Erde zu verehren, wie Ihr im blinden ultraliberalen Eifer jetzt thut. Glaubt mir: die Franzoſen haben uns Deutſchen nie etwas Gutes gebracht, und werden uns nie etwas bringen. Ginge es nach mir, ſo lieſſe ich eine Mauer, noch höher und länger als die groſſe Mauer in China, zwiſchen uns und ihnen ziehen.« — »Das iſt ſehr einſeitig geurtheilt,« bemerkte Otto ruhig. — »Mag ſeyn,« entgegnete Wernhold, »ich will Euch meine Gründe entwickeln, denn« — — »Halt!« rief Rein, »jede politiſche Discuſſion iſt durch unſere Statuten ausgeſchloſſen, und mir als Vorſteher ziemt es, darüber zu wachen. Auch iſt's hoch Mitternacht und ich

muß daher unſere heutige Verſammlung ſchlieſſen.«

Sie trennten ſich ſehr ſchnell. Herthal ſchloß ſich eben ſo eifrig an Otto an, als er ihn früher vermieden hatte. Er begleitete auch unſeren Freund nach deſſen Wohnung und verließ ihn erſt nach einer langen Unterredung, mit der wir aber den geneigten Leſer nicht beläſtigen wollen, da wir zum beſſeren Verſtändniß der Charaktere und Anſichten ſchon über die Gebühr bei den Aeuſſerungen der Einzelnen verweilen mußten, und überdies dem Laufe der Dinge vorzugreifen nicht Willens ſind. Wir erwähnen nur noch, daß Herthal im Laufe jenes Geſpräches dem jungen Waldner zuſagte, ihn am folgenden Abend auf den Caſinoball zu führen, und dort mit einigen ausgezeichneten Perſonen bekannt zu machen.

IV.

Herthals Aeuſſerungen hatten einen tiefen Eindruck auf Otto gemacht und er ging noch lange, dieſelben bei ſich erwägend, in ſeinem Gemache auf und ab. Ob jener Freund das Rechte wolle oder nicht, das war es, was Otto's leicht zu entflammendes, aber im höchſten Grade rechtliches Gemüth bewegte und beſchäftigte. Er konnte darüber nicht mit ſich auf das Reine kommen und verſank daher in ein immer tieferes Nachſinnen, aus dem er plötzlich durch einen ganz eigenen Zufall geſtört wurde. Eine junge Dame öffnete nehmlich ſchnell die Thür ſeines Zimmers, trat mit raſchen Schritten herein, warf Hut und Shawl, mit denen ſie bekleidet war, von ſich, ſetzte ſich auf das Sopha, rückte den Tiſch, auf welchem zwei Lichter brannten, näher, ergriff ein dort liegendes Buch und that, als ob ſie eifrig leſe. Otto ſah ihr erſtaunt zu und wußte nicht, ob er ſeinen Au-

gen trauen ſolle. Im Begriff, ſie anzureden, vernahm er Männertritte auf dem Corridor, und ſah gleich darauf einen höheren Polizeibeamten, von mehreren Dienern begleitet, ebenfalls die Schwelle ſeines Zimmers überſchreiten. Er ging dieſem befremdet entgegen, und fragte ihn, was der ſpäte Beſuch ſolle? Der Beamte ſchien augenblicklich einen Irrthum einzuſehen, verbeugte ſich artig und bat um Entſchuldigung, daß er durch Zufall in ein fremdes Zimmer gekommen ſey. Zugleich erkundigte er ſich ſehr höflich nach Otto's Namen, verglich dieſen mit einer Liſte, die er in der Hand hatte, und entfernte ſich dann eben ſo ſchnell wieder. Bei dem ganzen Vorfall hatte die fremde Dame nur flüchtig aufgeblickt und dann, thuend als ob es ſie gar nichts anginge, eifrig weiter geleſen.

Nachdem die Diener der Polizei ſich weggegeben hatten, und, wie Otto bald merkte, mit dem Verſiegeln eines auf demſelben Corridor befindlichen Zimmers beſchäftigt waren, wandte ſich unſer Freund zu der Fremden und bat ſie um Aufklärung. Sie antwortete ihm in einer fremden Sprache, die ihm ganz unverſtändlich

war, und brach, als er ſie eben ſo vergeblich franzöſiſch und engliſch angeredet hatte, gleichſam zuſammen und dann, nachdem ſie ſich gefaßt hatte, in ein heftiges Weinen aus. Waldner befand ſich in der größten Verlegenheit und beſchloß, den Wirth herbeizurufen, um von ihm Aufſchluß zu erlangen über die Vorfälle dieſes Abends. Kaum bemerkte aber die Dame ſeine Bewegung, als ſie aufſprang, ſich ihm zu Füſſen warf und durch Zeichen zu verſtehen gab, er möge das Zimmer nicht eher verlaſſen, als bis die Beamten das Haus verlaſſen hätten. Es lag etwas ſo Rührendes und Unſchuldiges in ihrem Weſen, daß er ihr unmöglich widerſtehen konnte. Mit freundlicher Geberde hob er ſie auf und führte ſie zu dem Sopha zurück, auf welchem er neben ihr Platz nahm, und als nun gar an die Thür geklopft wurde und ein Polizeidiener eintrat, mit der Bitte, das Licht, das er zum Verſiegeln gebrauchte, und das ihm ausgelöſcht war, anzünden zu dürfen, umarmte ſie ſchnell, noch ehe Jener ſein Anliegen angebracht hatte, den neben ihr ſitzenden Otto, und liebkoſte ihn, als ſey er ihr Geliebter oder Gat-

te, wobei jedoch derselbe fühlte, daß sie heftig zitterte.

Wir verlassen ihn in dieser sonderbaren Lage und wenden uns zu anderen dem freundlichen Leser schon bekannten Personen.

Eugenie saß während derselben Zeit ebenfalls auf ihrem Sopha; das lockige Haupt auf die Hand gestützt sah sie unmuthig vor sich nieder und schien mit peinlicher Ungeduld etwas zu erwarten. Bei jedem Geräusch blickte sie auf und ein heiteres Lächeln flog anmuthig über ihre Wangen, verschwand aber eben so bald wieder, wenn sie sich getäuscht sah. Endlich öffnete ihr Kammermädchen leise die Thür, und führte behutsam einen jungen, tief in den Mantel gehüllten Mann in das Zimmer. Der Fremde warf den Mantel ab, und Eugenie erstarrte vor Entsetzen, als sie sah, daß es nicht der Erwartete, sondern ein ihr gänzlich Unbekannter sey. Ihre Geistesgegenwart verließ sie, mehr weil sie Unglück ahnte, als weil sie sich überrascht glaubte; auch faßte sie sich bald wieder und nahm dem ihr sich demüthig Nahenden ein Billet ab, das er ihr überreichte. Kaum hatte sie es gele-

ſen, ſo eilte ſie zu ihrem Secretair, zog ein verborgenes Fach heraus, raffte eine ziemliche Summe in Gold, welche daſſelbe enthielt, eiligſt zuſammen, fügte eine reich mit Diamanten beſetzte Agraffe hinzu und reichte Beides dem Fremden hin, der ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, wieder entfernte und von dem an der Thür Wache haltenden Mädchen behutſam aus dem Hauſe gelaſſen wurde. Dann nahm ſie ihre vorige Stellung wieder ein, las den erhaltenen Brief noch einmal genau durch, und verbrannte ihn hierauf ſinnend an der Flamme des Lichtes, wobei ein Zucken des innerſten Schmerzes über ihr Antlitz fuhr. Wer das holde Geſchöpf am Morgen deſſelben Tages mit Otto begrüßt, und ſie jetzt wieder geſehen hätte, würde nimmer geglaubt haben, es ſey dieſelbe Eugenie. Sie verſank darauf in ein tiefes Nachdenken.

Nach einer Pauſe ſchien ein Entſchluß in ihrer Seele gereift zu ſeyn. Sie ſchellte ihrer Dienerin, gab dieſer einen kurzen Befehl, dem augenblicklich Folge geleiſtet wurde, und verließ bald darauf, als Mann verkleidet, das väterliche Haus. Die Dienerin ſah ihr ſorgſam und be-

kümmert nach, verriegelte dann sorgfältig die Thür von ihrer Gebieterin Vorgemach, und setzte sich, als sie dieses gethan, auf einen Stuhl neben derselben, nachdem sie das Ende eines Bindfadens, der aus dem Fenster des Zimmers, welches im Erdgeschoß lag, auf die Straße ging, um ihre Hand gewickelt hatte.

Wir kehren zu Otto zurück. — Sobald der Polizeidiener sich entfernt hatte, nahm die Fremde ihre vorige bescheidene Stellung wieder an, und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, er möge ihr gestatten, die Nacht in seinem Zimmer zubringen zu dürfen. Er weigerte sich anfangs auf dieselbe Weise, denn der Argwohn, es könnte ein fein angelegter Betrug dahinter stecken, und er selbst als Werkzeug dabei dienen sollen, stieg in ihm auf; als aber die junge Dame ihm so vertrauensvoll in die Augen blickte, die Hand bittend auf das Herz legte und dann gen Himmel hob, als wollte sie die Reinheit ihrer Absichten betheuern, da konnte er ihr nicht länger widerstehen. Der Reiz des Geheimnißvollen, der wie ein lockender Schleier über der ganzen Begebenheit lag, trug nicht

wenig dazu bei, ihn willfährig zu machen. Was hatte er, der kräftige, gewandte Mann, auch von einem schwachen Weibe zu befürchten? Aus Vorsicht lud er jedoch seine Pistolen in ihrer Gegenwart, wobei sie lächelnd zusah, verriegelte dann die Thür seines Zimmers von innen, und begab sich darauf, ihr freundlich gute Nacht wünschend, in ein Nebengemach, wo er sich völlig angezogen auf sein Lager warf. Der Schlaf floh ihn lange, denn der Vorfall dieses Abends erschien ihm wie ein Traum und beschäftigte zugleich seine Phantasie, wie seinen Scharfsinn. Endlich nahte sich Morpheus auf leisen Fittigen; unser Freund vernahm im Einschlummern noch die Töne einer Guitarre, und ein, wie es ihm schien, von weiblicher Stimme unter seinen Fenstern gesungenes Lied; dann glaubte er ein leises Flüstern zu hören, doch vermochte er nicht mehr, es deutlich zu unterscheiden, denn der siegreiche Bruder des Todes hatte seine Schwingen immer mehr und mehr über ihn gebreitet, und fesselte endlich alle seine jugendlichen Kräfte ganz und gar.

Als er am frühen Morgen erwachte und in das Zimmer trat, nachdem er vorher mehrere Mal an die Thür, welche daſſelbe von ſeinem Schlafgemache trennte, geklopft hatte, ſah er es zu ſeinem größten Erſtaunen leer. Alles befand ſich jedoch in der größten Ordnung, und keine Spur war von der Fremden zu erblicken. Nur das Buch, das ſich noch von geſtern auf dem Tiſche befand, war aufgeſchlagen, und auf folgender Stelle (es waren Schillers Gedichte):

Das iſt eben das wahre Geheimniß, das Allen vor Augen
Liegt, euch ewig umgiebt, aber von Keinem geſehn.

lag eine roſenfarbne Schleife. Otto verſtummte vor Ueberraſchung, doch bald ſtand der Entſchluß in ihm feſt, Alles, was ihm widerfahren, als ein tiefes Geheimniß zu verſchweigen, bis Zeit oder Zufall ihm das Räthſel löſten.

V.

Der Caſinoball war ſehr glänzend und wurde es beſonders dadurch, daß ſich eine ruſſiſche Fürſtin mit ihrem ſehr ſchönen weiblichen Gefolge auf demſelben eingefunden hatte. Otto, der eben nicht leidenſchaftlich tanzte, lehnte ſich in eine Ecke und ſah dem bunten Treiben zu. Vorzüglich zog Eugenie, die ihre ganze Liebenswürdigkeit und Grazie entfaltete, ſeine Blicke an. Sie war unermüdlich und ließ keinen Tanz aus, ein Umſtand, der, ſo ſehr er auch unſeren Freund in den Pauſen peinigte, da er ſich nicht wohl mit ſeinen Begriffen von den Pflichten eines jungen Mädchens vertrug, ihm doch immer von Neuem Vergnügen machte, ſobald die Muſik wieder anhub und die raſchen Tänzer zu den Reihen eilten. Indeſſen, ſo lebhaft die holde Couſine auch zu ſeyn ſchien, ſo glaubte unſer Freund mit ſeinem ſcharfen Blicke doch zu bemerken, daß ſie nicht wahrhaft heiter ſey,

sondern mehr eine gewisse Heiterkeit erkünstelte. Er hatte sich ihr noch nicht vorgestellt, und beschloß, dies während der grossen Pause zu thun, welche die Alten und die Nichttänzer mit der Sorge für den Gott Bauch, die Jüngeren aber mit Plaudern und Ruhen auszufüllen pflegten.

Herthal gesellte sich jetzt zu ihm, nachdem er, wie er sich ausdrückte, einige Pflichttänze mit Töchtern und Gattinnen der Räthe seines Collegiums absolvirt hatte, und fragte unseren Freund: »Bist Du nun schon so weit gediehen in Deinen Betrachtungen, die Physiognomie unserer Ballgesellschaft aufzufassen, oder soll ich sie Dir mit einigen wenigen, zwar kecken, aber gewiß treuen Strichen entwerfen?« — »Ich ziehe das Letztere vor,« entgegnete Otto, »denn Du hast als ein gewandter Referendarius gewiß die Routine vor mir voraus.« — »So muß ich« — hub Jener an — »etwas weitläuftiger noch ausholen, als gestern Abend unser Hegelianer, aber Du sollst mir auch dafür gestehen, daß meine Prämissen nicht so langweilig sind, wie die seinen. Glücklicherweise tritt noch dazu

eben eine Pauſe ein, die ganz vortrefflich die Bilder zu meinem erklärenden Texte liefern wird. Höre alſo: unſere Stadt nennt ſich zwar eine Reſidenz und ſupponirt dadurch bei Jedem, daß er ſie für großſtädtiſch halte; das iſt ſie aber keineswegs, denn die erſte Bedingung des Großſtädtiſchen iſt Miſchung der Elemente der Geſellſchaft mit Rückſicht auf den Stand der verſchiedenen Glieder derſelben. Hier findet Du gerade das Gegentheil: ſo viel Kaſten als man hier im Leben macht, ſo viel Häufchen haben ſich gebildet. Auf den erſten Anblick wähnt man zwar, es ſtehe Alles hübſch gemiſcht durcheinander, oder ſitze ſo; betrachtet man aber die vier Seiten des Saals, oder vielmehr ſeine vier Tapeten, Feſtons, gleichviel wie Du ſie nennen willſt für den heutigen Abend, näher, ſo ſtößt man auf einen groſſen Irrthum. Die äuſſerſte Linke nimmt nehmlich der hohe, ſehr ariſtokratiſch geſinnte Adel ein; da ſtehen ſeine Damen und bilden meiſt einen runden Haufen, die holden Geſichter nach innen, die holden, aber oft ſehr mageren Rücken nach auſſen gekehrt; wehe der armen Bürgerlichen, die ſich

unter sie mischen wollte; sie halten sich, wie weiland Wallensteins Leibkrieger, »in ihrem Lager, lassen Keinen zu.« Ihnen zunächst folgen die Halbadlichen, d. h. Offiziersfrauen, Neugeadelte u. s. w., und junge Engländer, von deren Stammbaum man oft nicht soviel weiß als von dem Stammbaum der Pferde, die sie reiten, schwärmen um beide Theile herum, und bilden einen Art Demarcationslinie zwischen ihnen und den Bürgerlichen. Diese Letzteren, obgleich sie die übrigen drei Theile des Saales einnehmen, haben nun, im edlen Nachahmungstriebe, noch weit strengere Unterscheidungszeichen unter sich eingeführt. An ihrer Spitze stehen die Frauen und Töchter der geheimen Oberen, id est Räthe, dann kommen die Damen aus den Familien der wirklichen Räthe, ihnen folgen die Gattinnen und Töchter der Titularräthe, an diese schliessen sich die schöneren Hälften und Sprößlinge der geheimen Unteren, id est Secretaire, und dann folgen in Demuth an der äussersten Rechten die Damen der Titellosen, Kaufleute, Künstler, Privatgelehrten u. s. w. Wer dieser Blumen eine brach, begehre die andere Schwe-

ſter nicht, ſagt Schiller, das heißt, in unſeren Reſidenzjargon überſetzt: wer von uns jungen Leuten einer Räthin oder Rathstochter die Cour macht, oder mit ihr tanzt, der wage ſich nicht an eine Geheimeräthin oder Geheimerathstochter, weil er da kalt abgewieſen würde, und eben ſo wenig an eine Frau oder Demoiſelle Secretairin, weil er Gefahr liefe, von oben alsdann als ein Menſch ohne Erziehung betrachtet zu werden, es wäre denn, daß er ſelbſt nicht höher ſtrebte als bis zum Secretair.« — »Du übertreibſt,« fiel ihm Otto in die Rede, »ſo arg kann es doch nicht ſey; das wäre ja toller als in Krähwinkel.« — »Es iſt« — entgegnete Herthal beſtimmt — »ganz ſo, wie ich Dir es ſchilderte, nicht allein hier, ſondern faſt in allen deutſchen Reſidenzen, die Rieſen unter ihnen ausgenommen. Den Kaſtengeiſt haben wir Deutſchen nun einmal von den Aegyptern geerbt, und bewahren ihn auch, wie ein heiliges Vermächtniß. Armes Deutſchland! wann werden einmal die Schneider kommen mit ſcharfer Scheere und die Titel und Prädikate abſchneiden? So lange dies Unkraut in den Gemüthern

deiner Söhne wuchert, können die schönen Pflanzen: Bürgersinn und Bürgertugend, nicht gedeihen.«

Herthal würde noch lange nicht geschwiegen haben, da er auf sein Lieblingsthema gerathen war, aber ein mit mehreren Orden, unter anderen mit dem eisernen Kreuze geschmückter Offizier, in der Armeeuniform, näherte sich den Beiden und redete Otto mit den Worten an: »Ich habe die Ehre, Herrn von Waldner von Tirschenberg vor mir zu sehen?« — »Ich bin Otto Waldner von Tirschenberg,« versetzte dieser, mit Artigkeit. — »Entschuldigen Sie,« entgegnete der Officier, »man nannte Sie mir so und der Irrthum ist verzeihlich.« — »Ich habe nichts zu entschuldigen,« sagte Otto, »nur wünschte ich nicht, mir etwas zuzueignen, das mir nicht zukommt..« — »Sie sind Rigorist,« bemerkte Jener lächelnd, »und ich muß Ihnen Recht geben; doch gestatten Sie mir, mich meines Auftrags zu entledigen. — Eine junge Dame, die die Ehre hat, Sie zu kennen, wünscht, Sie möchten sich ihr vorstellen.« — »Fräulein Eugenie, die Tochter des Kammerpräsidenten?«

— »Nein, die Grazie dieſes Balls nicht; aber daß ſie, die mich ſendet, wenn auch auf andere Weiſe, ſehr liebenswürdig iſt, darf ich, obwohl vielleicht nicht ganz ohne Partheilichkeit, behaupten.« — »Ich zweifle nicht daran, bitte aber um ihren Namen.« — »Den ſoll ich verſchweigen; darf ich Sie zu ihr führen?« — »Sie haben zu befehlen; ich bin bereit.«

Otto folgte jetzt dem Offizier, der ihn zu einer jungen Dame geleitete, welche, nach Herthals Bezeichnung, auf der äuſſerſten Linken, neben einer in ihrem Aeuſſeren höchſt würdigen Matrone ſaß. Ihre Züge kamen ihm ſehr bekannt vor; doch fand er, trotz aller Bemühungen, keinen Platz für dieſelben in ſeinem Gedächtniſſe. Sie hatte ein höchſt freundliches, einnehmendes Antlitz ohne auffallende Schönheit, das aber bei näherer Betrachtung immer mehr gewann. Ein Paar klare Augen blickten unter regelmäßig gewölbten Brauen klug in die Welt hinein und um den Mund ſpielte ein gutmüthiges Lächeln, das auf inneren Frieden deutete. Als ſich Otto ihr mit ſeinem Begleiter nahte, erhob ſie ſich, trat ihnen einen Schritt

weit entgegen und sagte freundlich: »Ihr Staunen und die Befremdung, die Sie nicht zu verbergen vermögen, legt mir die Pflicht auf, mich zu entschuldigen. Haben Sie denn das Tantchen Verstand so ganz vergessen, daß Sie sich seiner gar nicht mehr erinnern?«

»Mein Gott,« rief Otto freudig überrascht, fast lauter als es die feine Sitte erlaubte, aus, »Fräulein von Helfenstein, Sie hier? ich vermuthete Ihre Anwesenheit in Sonnenstein nicht, und glaubte Sie noch immer in Süddeutschland bei Ihrer Frau Großmutter.« — »Der ich die Ehre habe, Sie vorzustellen,« entgegnete sie, »so wie hier Ihnen meinen Bruder Wilhelm, meinen Merkur, der sie zu mir führte. Aber nun sagen Sie mir, lieber Otto,« fuhr sie lebhaft fort, »habe ich mich denn so ganz verändert seit den zehn Jahren, daß wir uns nicht sahen?« — »Sie verliessen uns als zwölfjähriges Tantchen —« antwortete Otto. — »Und begrüsse Sie als zweiundzwanzigjährige Luise, denn ich bestehe darauf, von Ihnen nicht anders genannt zu werden, falls ich Ihnen nicht ganz fremd geworden bin. — Wie geht es Ihrem Vater?

was macht die alte Anna? lebt der alte Chriſtoph noch? Sie ſehen, ich bin unerſchöpflich im Fragen, denn nur zu gern verweile ich in der Erinnerung bei jenen Tagen, und freue mich, ſie einmal wieder im Geſpräch durchleben zu können. Ich tanze nicht mehr für heute, und wenn Ihnen der Ball nicht lieber iſt, ſo ſetzen Sie ſich zu mir und laſſen Sie uns von der Heimath plaudern, die ich leider noch nicht wiederſah. Sie wollen doch?«

»Gewiß,« erwiederte Otto, »was könnte ich Lieberes und Beſſeres thun?« Er nahm neben ihr Platz und bald vertieften ſich Beide in das Andenken an ihre Jugend. Die Herzlichkeit, die ſo wahr und warm aus Luiſens ganzem Weſen ſprach, that unſerem Freunde ungemein wohl, und er gab ſich ihr auch ſo rückſichtslos hin, daß er über dem Geſpräch bald den Ball mit ſeinen Umgebungen ganz und gar vergaß. Luiſe von Helfenſtein war Otto's Jugendgeſpielin, ihre Eltern hatten ein an Tirſchenberg grenzendes Gut bewohnt und mit dem alten Waldner freundliche Nachbarſchaft gehalten. Da ihr Bruder Wilhelm, weit älter als ſie, ſchon

früher durch den Kriegsdienſt, dem er ſich gewidmet, von ihr getrennt worden, ſo ſchloß ſich das heitere Kind mit der treuherzigen Seele unſerem Freunde an und Beide hatten im freundlichen Verkehr mehrere Jahre wie Geſchwiſter verlebt. Endlich waren ſie durch den ſchnell hintereinander folgenden Tod von Luiſens Eltern, und durch Otto's gleichzeitigen Abgang auf die hohe Schule getrennt worden.

Ihr altes Verhältniß geſtaltete ſich im Laufe weniger Minuten ſo traulich wieder, als wären ſie nur einige Tage von einander entfernt geweſen. Mit groſſem Intereſſe hörten und erzählten Beide, was Ihnen während des Zeitraums von zehn Jahren Merkwürdiges begegnet war, und Otto theilte eben ſeiner wiedergefundenen Freundin die Urſache ſeines Aufenthaltes in Sonnenſtadt mit, als Eugenie, die plötzlich den Tanz verlaſſen hatte, zu ihnen trat, und neckiſch mit aufgehobenem Finger drohte: »Ei ſeht doch,« hub ſie an, »die ernſte Luiſe und der geſetzte Couſin in einem ſo verwickelten Geſpräch, als deliberirten ſie über den Sklavenhandel, oder die Zerſchlagung der Kammergüter,

Papa's Lieblingsthema, und hätten gar keine Augen für andere ehrliche Leute, denn mich hat der Herr Couſin heute den ganzen Abend noch nicht einmal der Gnade gewürdigt, Notiz davon zu nehmen, daß eine ſo unbedeutende Perſon auch auf dem Balle iſt.« — »Holde Eugenie,« verſetzte Otto, »wer —« — »Ich bin gar nicht hold,« unterbrach ſie ihn ſchnippiſch, »im Gegentheil, ich bin ſehr verdrießlich, denn ich habe einen dummen Streich begangen, der am Ende ſchlimme Folgen hat. Der Referendar Herthal engagirt mich auf dem vorigen Balle zum heutigen Cotillon, und ich ſage es ihm zu; allerlei andere Dinge, die mir im Kopfe böſen Spuk treiben, machen, daß ich es, da er mich heute nicht daran erinnert, ganz vergeſſe und mit unſerem ſteifen Lieutenant von Anderſen, der ihn aufführt, in Gottes Namen antrete. Herr Herthal, einer von den Leuten, die ſich überall gleich zurückgeſetzt wähnen, tritt auf mich zu und erinnert mich an mein Verſprechen. Ich ſage dem Lieutenant, wie die Sache iſt, und bitte ihn, in Herthal's Gegenwart, eine andere Dame zu engagiren, weil ich, um mich zu beſtrafen, lie-

ber gar nicht tanzen wolle; Herthal beſteht aber darauf, ich müſſe mit ihm tanzen. Der Lieutenant übergiebt nun auf meine Weigerung einem Freunde den Cotillon und tritt aus, und beide Herren ſeh' ich noch immer im lebhaften Wortwechſel begriffen, was allerdings ſchmeichelhaft für mich ſeyn könnte, wenn ich eine Närrin wäre. Da ich aber hoffen darf, auf dieſe Eigenſchaft keine Anſprüche machen zu können und ich beide Herren für ehrenwerth halte, ſo könnt Ihr, lieben Leutchen, denken, wie unangenehm mir die Sache iſt, und wie ſehr ich ſie beigelegt wünſchte.« — »Das wird ſo ſchwer nicht ſeyn,« entgegnete Luiſe; »mein Bruder iſt Anderſen's Kriegskamerad.« — »Und ich bin Herthal's Univerſitätsfreund, auch glaube ich etwas über ihn zu vermögen,« ſetzte Otto hinzu. — »Ach bitte, bitte, beſter, goldner Vetter, thun Sie was Sie können,« ſagte Eugenie ſchmeichelnd; »es wäre mir höchſt fatal, wenn dieſe Herren ſich meinetwegen ſchlügen, noch fataler aber wäre mir das Gerede darüber.«

»Das wäre verdiente Strafe,« ſagte Otto, halb im Scherz halb im Ernſt. »Doch beruhi-

gen Sie ſich! ich werde Herrn von Helfenſtein bitten, mit mir den Verſuch zu machen, die ſtreitenden Partheien zu verſöhnen.« Mit dieſen Worten ging er zu Luiſen's Bruder, theilte ihm den Vorgang mit und fand denſelben bereit, ihn zu unterſtützen. Als ſie ſich den Beiden näherten, bemerkten ſie, wie Herthal nur mit groſſer Mühe ſeinen Zorn in Schranken hielt. Kaum hatte Otto den Mund geöffnet, ſo fiel er ihm auch ſchon in die Rede und ſagte: »Waldner, hier iſt alles Vermitteln überflüſſig; der Herr Lieutenant hat mich einen Unverſchämten genannt, und weigert ſich, mir Satisfaction zu geben, weil er ſich als Adelicher nicht befugt glaube, einem Bürgerlichen Genugthuung zu gewähren.« — »So wird der Herr von Andersen ſeine Beleidigung zurücknehmen, denn ich kenne ihn als einen Ehrenmann,« bemerkte Helfenſtein mit ruhigem Ton. — »Du irrſt Dich, lieber Hauptmann, das werde ich nicht,« entgegnete dieſer; »der Herr Referendar hat ſich unverſchämt betragen und ich werde nicht anſtehen, ihm das zu wiederholen. Er hätte ſich damit begnügen müſſen, daß die Dame

aus dem Tanz trat, und nicht verlangen sollen, daß sie mit ihm tanze.« — »Was das Letzte betrifft, so hast Du nicht Unrecht,« antwortete der Hauptmann, »aber Dein Ausdruck war zu hart.« — »Ich rede, wie ich denke,« versetzte der Lieutenant. — »So werden Sie meinem Freunde auch die geforderte Satisfaction nicht verweigern,« warf ihm Otto ein. — »Allerdings,« erwiederte Anderson ruhig, »die Ehre meines Standes und die Begriffe, die ich von derselben habe, verbieten es mir. Ich habe mir zum Gesetz gemacht, nie einem Bürgerlichen Rede zu stehen; meine Geburt erhebt mich über ihn, und ich darf, wenn ich auch persönlich dazu geneigt wäre, doch meinen Stand nicht so weit erniedrigen. Glaubt der Herr Referendar sich beleidigt, so mag er mich bei den Gerichten verklagen; wird mir dort eine Geldbusse aufgelegt, so werde ich diese ohne Weigern tragen.« — »Unseliger Kastengeist!« rief Helfenstein aus. Herthal, der sich kaum noch hielt vor Wuth, machte seinem Zorne Luft mit den Worten: »Das heißt eine adeliche Gesinnung — eine hundsv—sche Gesinnung ist das!« — »Halt,

mein Herr!« ſagte Helfenſtein, »keine Beleidigungen gegen einen ganzen Stand. — Würdeſt Du« — fuhr er fort, ſich zu dem Lieutenant wendend — »einem Adelichen die Genugthuung in dieſem Falle verweigern?« — »Einem Adelichen? Gott behüte mich,« erwiederte Jener. — »Wohl,« war die Antwort, »ſo nimm die Beleidigung zurück, oder denke, Du hätteſt mich unverſchämt genannt; denn die Sache iſt jetzt die meinige, da ich verſprochen habe, ſie beizulegen.« — »Wie Du willſt,« entgegnete Andersen trocken. — »Das darf ich nicht annehmen,« erwiederte Herthal lebhaft. — »Ich denke,« ſagte Otto, »wir laſſen die Sache heute auf ſich beruhen, und Herr von Andersen erlaubt mir, morgen zu ihm zu kommen, um ſeine beſtimmte Erklärung in Empfang zu nehmen. Bis dahin geloben mir beide Herren bei ihrem Ehrenwort, damit alles Aufſehen vermieden werde, zu thun, als ob nichts vorgefallen ſey.«

Beide Theile ſahen das Vernünftige dieſes Vorſchlags ein, gelobten es, und man trennte ſich, dem Anſcheine nach, im beſten Frieden. Otto und der Hauptmann kehrten zu den Da-

men zurück, mit der Versicherung, die Sache sey für's Erste beigelegt. »Sie hat mir aber doch den ganzen Abend verdorben,« sagte Eugenie verstimmt. »Willst Du mit mir zu Hause fahren, Luise? oder, wenn es die Großmutter erlaubt, fahre ich zu Euch.« — »Wie Du willst,« entgegnete die Freundin.

Sie brachen auf, Otto begleitete sie bis an den Wagen, und versprach Luisen und ihren Verwandten, sie baldigst zu besuchen. Der Hauptmann lud ihn ein, gleichfalls den Ball zu verlassen, und da der Abend so schön sey, mit ihm einen Spaziergang zu machen. Er war mit Freuden bereit.

VI.

Eine schöne, sternenklare Sommernacht blickte auf die beiden Männer hernieder, als sie sich im Freien befanden, und stimmte ihre Gemüther leicht und heiter. Helfenstein war ein durchaus tüchtiger, klarer und gediegener Mann,

das fühlte Otto bald, und sie verstanden sich schnell. Das Gespräch wandte sich, in Folge des Vorhergegangenen, auf die Verhältnisse des Adels zum Bürgerstande. »Sie dürfen es dem Adel nicht zu sehr verargen,« sagte der Hauptmann unter Anderem zu unserem Freunde, »wenn er desto hartnäckiger auf seinen Rechten und Ansprüchen besteht, je mehr er sieht, daß von eben der Seite, von der ihm sonst nur Ehrfurcht gezollt wurde, Beeinträchtigung droht. Er thut weiter nichts, als daß er sich aus der Offensive in die Defensive wirft, und, wie jeder gute Krieger, um jeglichen Zoll Erde kämpft, ehe er ihn dem Feinde weichend überläßt.« — »Ich bin weit entfernt, dem Adel seine Ansprüche streitig machen zu wollen,« entgegnete Otto, »und sehe wohl ein, daß er seiner Stellung nach, wenn auch nicht besser, doch mehr ist als der Bürgerliche. Im Gegentheil, ich gebe ihm vollkommen Recht, falls er seine Forderungen scharf ausspricht; denn sie oder vielmehr deren Erfüllung von unserer Seite ist sein Erbtheil, und jedes Erbtheil soll man als gesetzliches, wohl erworbenes Gut, mit aller Kraft vertheidigen;

aber er muß seine Ansprüche auf Vernunft begründen und dem Bürgerlichen in seiner Sphäre dasselbe zugestehen, was er von ihm für sich verlangt. Gegenseitige Achtung und Anerkennung ist das einzige Triebwerk guter, gesellschaftlicher Verhältnisse, und wo diese verletzt werden, da muß das ganze Gebäude in Verfall kommen. Den Vorzug, am Hofe, in der Garde zu dienen, werde ich dem Adel immer vor dem Bürgerstande gern und willig einräumen, wie überhaupt jede Stelle, bei der es auf äussere Repräsentation und nicht auf intellektuelle Kräfte ankommt (denn in dem letzteren Falle steht der Bürgerliche ihm gleich); dafür soll er sich aber auch nicht überheben, sobald er sich einmal unter uns begiebt, oder uns zu seinen Versammlungen zuläßt. Warum verweigert der Herr von Andersen, der übrigens ein Ehrenmann zu seyn scheint, einem Bürgerlichen, der ihm noch dazu als Gelehrter in der Gesellschaft gleich steht, und den er absichtlich beleidigt hat, die hergebrachte Genugthuung, und bewilligt sie Ihnen, als seinem Standesgenossen, ohne Weiteres? Ich habe Herthal's Fassung bewundert;

wäre das mir widerfahren, ich würde unbezweifelt den Herrn von Andersen gezwungen haben, mir meine Ehre wieder zu geben, oder ich hätte ihn mit meiner guten Faust ehrlos gemacht, es hätte daraus entstehen mögen, was da wolle.«

Helfenstein hatte unserem Freunde, der sich je länger, desto heisser sprach, ruhig zugehört, und erwiederte endlich, als Otto inne hielt: »Sie sagen mir da nichts Neues, wenn gleich viel Wahres; denn die Gesinnungen, welche sie so eben aussprachen, hegt gewiß jeder rechtliche und unbefangene Edelmann, sobald es ihm gelang, Vorurtheile, die er schon mit der Muttermilch einsog, von sich zu werfen.« — »Wollte Gott,« entgegnete Otto, »es dächten Viele so, da würde es bald besser aussehen im deutschen Vaterlande.« — »Wenn Sie mir es nicht übel nehmen wollen,« entgegnete der Hauptmann, »so möchte ich Sie auf etwas aufmerksam machen, das mir an Ihnen mißfällt.« — »Und das wäre?« fragte Waldner. — »Die Modemelodie des Tages schwirrt Ihnen auch im Kopfe herum, und Sie lassen alle Augenblicke Anklänge daraus hören.« — »Sie meinen die libera-

len Aeuſſerungen?« — »Ja, eben die Aeuſſerungen, nicht die Handlungen.« — »Glauben Sie denn, ich würde nicht eben ſo handeln wie ich rede?« — »Das glaube ich nicht allein, ſondern ich bin feſt davon überzeugt, und eben deshalb wünſchte ich, Sie geſellten ſich nicht zu denen, die jetzt von den Dächern herab ſogenannte Liberalität predigen und von denen die Mehrzahl doch eigentlich nur dem kraſſeſten Egoismus huldigt. Glauben Sie mir: der Deutſche iſt noch nicht reif genug dafür, denn er weiß eigentlich noch nicht, was Volksleben und Volksthum wirklich heißt, trotz Jahn und Conſorten, und diejenigen, die es ihm begreiflich machen könnten, haben nicht den Willen dazu, die aber, die es wollen, beſitzen weder Kraft noch Verſtand zu dem Werke. Unſere ganze Volksbildung muß erſt anders werden, oder vielmehr, die Bildung des ganzen Volkes, nicht blos des Bauern und unteren Bürgers; ich meine beſonders unſere Gelehrten, von denen gegenwärtig der meiſte Lärm ausgeht, und die ich in zwei Klaſſen theile: in diejenigen, die etwas gelernt haben und das Gelernte verdaut, und

diejenigen, bei denen das nicht der Fall ist; aus diesen gehen gerade die meisten Mystiker und Hyperliberalen hervor; sie möchten gern verbergen, daß sie nichts wissen, und flüchten daher zum Mysticismus und zur Ultraliberalität; denn beide lassen sich am leichtesten lernen und bei beiden kann man am leichtesten durch hohle Phrasen die Menge glauben machen, man sey tief in sie eingedrungen, weil Oberflächlichkeit nun einmal der Krebsschaden der Zeit ist, der fast Alle ansteckt, Vornehm und Gering.«

Otto sah den Hauptmann während dieser Rede befremdet an; dieser lächelte, als er es bemerkte, und sagte dann: »Wir wollen uns aber den schönen Abend nicht durch solche Gespräche verderben, die leicht Bitterkeit, wenn auch nicht gegen uns, doch gegen die Zeit, in der wir leben, erzeugen können, und selbst das mit Unrecht, denn unsere Zeit ist wahrhaftig so schlecht nicht, sie erscheint uns nur so, weil sie eine Uebergangsperiode ist — doch ich gerathe wieder unwillkührlich hinein, darum — still davon.«

»Es thut mir Leid,« bemerkte Otto, »daß Sie nicht geneigt ſind, weiter darauf einzugehen; das Thema intereſſirt mich ſo ſehr, und wenn ich auch über Manches ganz verſchieden von Ihnen denke, ſo bin ich doch ruhig genug, andere Meinungen ertragen und denſelben mit den Gedanken folgen zu können. Fahren wir alſo fort, wenn ich bitten darf.« — »Ein anderes Mal,« entgegnete Helfenſtein; »wir werden uns hoffentlich noch oft begegnen, und der Jugendgeſpiele meiner Schweſter wird ſich, denke ich, mir eben ſo gern nähern, als ich mich ihm, wenn wir gleich oft ganz verſchiedener Meinung ſind.« — »Gewiß,« ſagte Otto, und reichte ihm die Hand, die der Hauptmann herzlich drückte und ſchüttelte.

»Ich habe ein eigenes Geſchäft,« hub der Letztere nach einer Weile an, »wollen Sie mich begleiten? Sie dürfen ſich aber über nichts wundern und dürfen mich auch über nichts fragen, was Sie immer ſehen und hören. Ich führe Sie nehmlich in ein öffentliches Haus der Freude, wie unſere verfeinerte Sprache leider dieſe verfeinerten Spelunken nennt.« — »Sie?

mich?« rief Otto erſtaunt. — »Mich treibt eine Pflicht dorthin, deren Motive ich Ihnen verſchweigen muß,« erwiederte Helfenſtein. — »Ich bin nie in ſolchem Hauſe geweſen,« entgegnete Otto, »ſelbſt nicht als Student; ich glaubte mich zu entehren, wenn ich mich dazu verleiten lieſſe.« — »Als Jüngling hatten Sie allerdings Recht,« bemerkte der Hauptmann, »als Mann werden Sie anders denken; der Mann muß Alles kennen lernen, was er auf erlaubte Weiſe darf.« — »Wenn es aber nicht Noth thut?« erwiederte Otto. — »Menſchenkenntniß, mein Lieber, thut uns immer Noth, in allen Verhältniſſen, und nur durch Erforſchung aller Verhältniſſe des Lebens können wir ſie uns aneignen,« war die Antwort.

»Nun wohl, ich gehe mit,« ſagte Otto nach einigem Bedenken. »Es iſt ſonderbar,« ſetzte er hinzu, »ich weiß, daß mir dort nichts geſchehen kann, und doch regt ſich ein geheimer Widerwille in mir, und mir iſt, als zöge mich etwas zurück.« — »Eben ſo ging es mir,« antwortete Helfenſtein, »als mich mein Weg zum erſten Male dahin führte, und ſo wird

wohl jedem tüchtigen Manne zu Muthe seyn, der eine wahre moralische Scheu vor dem Laster hat. Aber kommen Sie«

Sie bogen in eine Seitenstraße ein und gingen durch mehrere Gassen, bis sie endlich an ein kleines, hübsches, bescheiden aussehendes Haus gelangten. »Ich muß Ihnen noch bemerken,« sagte der Hauptmann, »daß unsere Polizei diese Anstalten nicht privilegirt, sondern nur als ein nothwendiges Uebel duldet.« — »Wenn ich mich nicht schämte,« sagte Otto, »so kehrte ich wieder um, ich verspüre grosse Lust dazu.« — »Treten Sie nur ein; ich stehe Ihnen dafür, es gereut Sie nicht.« Otto zögerte, folgte jedoch endlich seinem neuen Freunde, der ruhig voranschritt und ohne Befangenheit.

Der Hauptmann schien dort ziemlich wohl bekannt zu seyn, was seinem Begleiter sehr auffiel, da der milde und doch wiederum strenge Ernst, der in Jenes Wesen vorzuherrschen schien, sich nicht wohl mit diesem Besuche in Uebereinstimmung bringen ließ. Eine ältliche, fein gekleidete Frau empfing sie und öffnete ih-

nen die Thür eines kleinen Zimmers, in welchem mehrere junge Frauenzimmer saſſen und dem Anſcheine nach harmlos plauderten. Helfenſtein grüßte dieſelben unbefangen, Otto nickte nur leiſe mit dem Kopfe, denn er war verlegen, und fühlte, daß er das peinliche Gefühl, das ſich ſeiner bemächtigt hatte, nicht mehr zu verbergen wiſſe. Die alte Aufſeherin brachte Erfriſchungen und entfernte ſich dann wieder. Otto war nicht im Stande etwas zu genieſſen, und ſchlug dem übrigens recht hübſchen Mädchen, das ihm ein Glas Wein kredenzen wollte, durch eine abweiſende Geberde daſſelbe faſt aus der Hand. Helfenſtein lächelte, als er es bemerkte, doch ließ er ihn in ſeinem Treiben gewähren und unterhielt ſich über gleichgültige Dinge mit einem anderen Mädchen, das ſehr freundlich zu thun ſchien.

Plötzlich ward die Thür aufgeriſſen, eine ſehr lebhafte Brunette kam hereingeſprungen, und rief: »Jeannette, Florentine, Idalie! der Schwarze, der Gelbe und der Teufel ſind da und fragen nach Euch, jeder nach ſeinem Schätzchen; Keiner weiß aber vom Anderen, darum laßt

Euch nichts merken. Nur ſchnell fort, ſonſt kommen ſie hieher und das dürfen ſie nicht; die Madam hat es ſtreng verboten.« Die drei genannten Mädchen verlieſſen augenblicklich das Zimmer und Helfenſtein und Otto blieben nun mit der zuletzt Gekommenen allein, die ſich angelegentlich mit unſerm Freunde beſchäftigte, der wie auf Kohlen ſaß, und bei jeder neuen Frage, welche ſie an ihn richtete, von Neuem fühlte, daß eine glühende Röthe ſich über ſein Antlitz zog. Der Hauptmann hatte ſich in eine Ecke des Sopha's geſetzt und ſah lächelnd zu.

Das Mädchen ergriff jetzt eine dortliegende Guitarre, und ſang mit ſo liebreizender Stimme, daß Otto ganz und gar davon hingeriſſen wurde, folgendes Lied:

»Vater ſchalt mich, als ich klein,
Ein leichtſinnig Kind;
Mutter ſprach: »»ſie muß doch ſeyn
Wie die Kinder ſind.««
Das hab' ich mir gemerkt,
Das hat mich recht beſtärkt,
Und ich bin im Lieben
Immerfort geblieben
Ein leichtſinnig Kind.

Und so treib' ich's immer fort,
Flüchtig wie der Wind,
Heute hier und morgen dort
Ein leichtsinnig Kind.
Heut' noch die Wangen roth,
Doch morgen kommt der Tod,
Um mich fortzuholen;
Nun denn, Gott befohlen,
Du leichtsinnig Kind!«

Als sie endete, sah sie Otto schalkhaft an und sagte: »Das Lied habe ich selbst gemacht, Lockenkopf, gefällt Dir's?« Otto antwortete nicht; denn tiefe Wehmuth bemächtigte sich seiner bei dem Gedanken, ein so reich von der Natur begabtes Geschöpf an solchem Orte zu wissen. »Nun,« sagte sie, als er fortwährend schwieg, »Du mußt mich unterhalten. Dein Hofmeister« — fuhr sie, den Hauptmann meinend, fort — »hat sich weggeschlichen; Du brauchst aber nicht in Angst seinetwegen zu seyn, Schäfchen, er leidet keinen Schiffbruch; der Mann hat ein merkwürdiges Tendre zu unserer alten sechs und funfzigjährigen häßlichen Mama, und setzt sich oft ganze Stunden zu ihr, um mit ihr zu plaudern; ich glaube, sie

machen Kalender mit einander. Von uns Mädchen sieht er nie eine an; es ist schon eine grosse Gnade, wenn er uns einmal freundlich guten Abend sagt, aber in die Mama ist er, glaub' ich, verliebt. Ich gäbe was darum, wenn ich es herausbringen könnte, was sie immer Geheimes mit einander zu verhandeln haben; denn für nichts und wieder nichts kommt er nicht so oft her, ohne daß irgend Jemand Nutzen davon hätte; selbst die Alte läßt sich von ihm alle Erfrischungen, die sie ihm vorsetzt, nur ganz einfach bezahlen und weigert sich sehr oft, etwas dafür anzunehmen.«

Otto hatte schon zu Anfang ihrer Rede mit Schrecken bemerkt, daß Helfenstein nicht mehr im Zimmer sey, und daher Alles, was sie sagte, zerstreut und gleichsam nur mit halbem Ohr angehört. Als sie das gewahr wurde, schwieg sie verdrießlich und griff wieder zur Guitarre, doch unser Freund bat sie ernstlich, nicht zu spielen. »Du zerschneidest mir das Herz« — sagte er — »mit Deinem Gesange; so viel Reiz, so viel Lieblichkeit, so viel Talent, und solch ein verworfenes Geschöpf.« — »Was,«

fuhr sie auf, »verworfenes Geschöpf? dummer Mensch, wie kannst Du mich so nennen? Ich bin mit meinem freien Willen hier, weil mir dies Leben gefällt; hundert Mal hätte ich heirathen können, aber ich kann nicht gehorchen, und das wollen die Männer immer und einzig und allein von uns haben. So bin ich frei, wie der Vogel in der Luft.« — »Wie kannst Du so thöricht seyn,« entgegnete Otto; »Du nennst Dich frei und giebst Dich Jedem, der Dich verlangt, für Geld hin?« — »Nun, Jedem eben nicht,« bemerkte das Mädchen etwas gedemüthiget. — »Und was soll am Ende aus Dir werden?« fuhr Otto fort. — »Daran denke ich nicht,« antwortete sie; »so lange dies Leben mir gefällt, ist's gut, und wenn es einmal aus damit ist, so ist's vorbei.« — »Es ist nur nicht immer so schnell vorbei, wie Du meinst, oft kommt es erst nach langer Qual,« bemerkte er. — »Dafür giebt's Mittel,« erwiederte sie, »wenn man nur Muth hat, und den hat Julie.«

Otto schauderte über solchen Leichtsinn und doch interessirte ihn das Mädchen. — »Hast

Du nie geliebt?« fragte er sie nach einer Pause. — »Geliebt?« antwortete sie; »ich liebe noch alle Tage, Dich auch, wenn Du willst; Du bist ein hübscher Junge, und es ist Thorheit von Dir, die Zeit so schlecht anzuwenden.« — »Ich meine,« sagte er, ohne auf ihre letzten Worte zu achten, »ob Du nie, aus ganzer Seele, einen Mann allein und treu geliebt hast? ob Du nie empfandest, was es sagen will, zu lieben und geliebt zu werden?« — »Still,« sagte sie, »still! weck' die Zeit nicht wieder in mir auf, sie war schön; aber mich überläuft ein Grauen, daran zu denken. — Ob ich geliebt habe? — aber — er hat mich schlecht behandelt — und aus Rache gegen ihn bin ich schlecht geworden, denn meine Sünden werde nur ihm zugerechnet, er allein ist Schuld an Allem.«

Der Hauptmann trat wieder ein. »Gut, daß Du wieder da bist, Langer,« rief sie ihm zu, »der Krauskopf hier hätte mich beinahe toll gemacht mit seinen Fragen, und doch kann ich ihm nicht böse seyn; er sieht so ehrlich aus. Du — wandte sie sich zu Otto — »Du hast

wohl noch nie ein Mädchen geküßt? Du haſt ganz das Anſehen davon. Komm! Du mußt es doch wiſſen, wie es ſchmeckt; meine Lippen ſind auch noch friſch.«

Ehe er ſich deſſen verſah, hatte ſie ihm einen brennenden Kuß auf den Mund gedrückt, und war dann fort, wie der Blitz, noch ehe Otto ſich erholen konnte und überlegen, ob er ſich ärgern oder darüber lachen ſollte. Plötzlich ſteckte ſie ihren Kopf wieder durch die halbgeöffnete Thür, und rief: »Krauskopf, wenn es Dir gefallen hat, ſo komm bald wieder! ich mag Dich leiden.«

»Laſſen Sie uns gehen,« ſagte Otto verdrießlich zu Helfenſtein, »was Sie auch dabei gedacht haben, mich hieherzuführen, ich danke Ihnen nicht dafür; mir brennt der Boden unter den Füſſen.« — »Einen Augenblick Geduld,« antwortete der Hauptmann, »es ſind drei von Ihren Bekannten im Weggehen begriffen, und ich wünſchte nicht, daß wir von denſelben geſehen würden.« — »Von meinen Bekannten?« fragte Otto verwundert. — »Allerdings,« verſetzte Jener, »verweilen Sie nur

einen Augenblick an diesem Schiebfensterchen und Sie können dieselben fortschlüpfen sehen.«

Die Neugier reizte unsern Freund, er that wie ihm geheissen war, und erkannte zu seinem größten Erstaunen Knaufberg, Mausert und Rautenborn, welche sich, Einer nach dem Anderen, jeder allein, leise und behutsam fortschlichen.

»Ist das möglich?« rief Otto, »kaum kann ich meinen Augen trauen.« — »Doch,« erwiederte der Hauptmann, »das liegt nun so im Geist der Zeit. Den frommen Knaufberg hat der Teufel in den Klauen gehabt, ein Gebet macht Alles wieder gut; Mausert meint, das bedürfe weiter keiner Entschuldigung, denn ein feiner, junger Mann müsse galant seyn, und Rautenborn weiß, nach Hegelschen Grundsätzen, wenn auch sein grosser Meister selbst dergleichen nicht gelehrt hat, die Sünde auf Nichts zu reduziren, dazu ist die phantastische Lehre ganz bequem.«

»Sie sind mir ein grosses Räthsel,« sagte Otto zum Hauptmann, als Beide ebenfalls das

Haus verlassen hatten, und sich auf der Straße befanden.

»Das glaube ich wohl und gern,« erwiederte dieser, »doch wird Ihnen, wie ich denke, die Lösung dereinst nicht unangenehm seyn. Bis dahin verfehlen Sie nicht, dem Wunsche meiner Schwester nachzukommen und uns recht oft zu besuchen. Gute Nacht!«

Sie trennten sich an einer Strassenecke, wo ihr Weg sie auseinander führte. Otto eilte gedankenvoll nach Hause; die heutigen Begebenheiten gaben ihm reichen Stoff zum Sinnen, aber das Resultat desselben machte ihm eben keine Freude.

VII.

Am folgenden Morgen fand sich Herthal schon früh bei Otto ein, um wegen der Erklärung, die er von Andersen empfangen sollte, mit ihm Rücksprache nehmen. Er war, jetzt, wo er sich keinen Zwang aufzulegen brauchte,

unerschöpflich in Invectiven gegen den Adel, und wollte, als Otto ihm seine, bereits dem Leser bekannte, Meinung ruhig auseinander setzte, diesem durchaus kein Gehör geben, sondern schüttete, nach dem alten Sprichworte, das Kind mit dem Bade aus, Alles, was nur ein Von vor seinem Namen führte, bis in den untersten Pfuhl der Hölle verdammend. Unsern Freund verdroß und verstimmte diese Einseitigkeit nicht wenig, da aber Herthal einmal zu jenen Leuten gehörte, die gar leicht in das Schreien gerathen, und wenn sie ihr Steckenpferd reiten, Niemanden zu Worte kommen lassen, so ergab sich Otto, obgleich mit Widerwillen, darein, und harrte ungeduldig auf die Ankunft Helfensteins, ohne den in jener Angelegenheit nichts unternommen werden konnte; doch verging noch eine peinliche halbe Stunde, ehe derselbe sich einstellte. Herthal ermangelte nicht, da Otto ihm wenig erwiederte, diese Zeit von Neuem mit einer ausführlichen Darstellung seiner Grundsätze auszufüllen, von denen höchstens ein Achtel wirklich vernünftig war, sieben Achtel aber leeren Hirngespinsten, den Früchten schlecht

verdanter philosophischer Theorieen und französischer Freiheitstiraden, wie sie die grosse Woche bei den beschränkten Nachbetern der Revolutionsapostel erzeugt hat, zufielen. Herthal gehörte überhaupt zu der Secte der politisch exaltirten Jüngeren, wie sie jetzt leider auf allen Gassen herumlaufen, in allen Weinhäusern als Demosthenesse auftreten und sich in allen Journalen breit machen, und doch nichts thun, als den grossen Haufen, vorzüglich die malcontenten Schneider und Schuster, die auch gern etwas gelten und etwas besitzen möchten, ohne es durch Fleiß zu erwerben, irre machen. Daß solche Leute nicht allein tolerirt, sondern auch, mehr als sie verdienen, angehört werden, ist ganz natürlich, so auffallend es auch dereinst der Nachwelt erscheinen mag. Das Bedürfniß liberaler Grundsätze ist das hervortretendste und dringendste geworden, bei allen Ständen in unseren Tagen, denn das grosse Kapitel der Menschenrechte ward durch die noch grösseren Begebenheiten in Osten und Westen zu lebhaft hervorgehoben und auf das Eindringlichste erläutert; jeder, auch der Unbedeutendste, wünscht,

sein Urtheil festzustellen, und wer selbst nicht klar zu denken vermag, hört daher gern auf Leute, die er für klare Denker hält, und die ihn leider nur zu oft mit hohlen, klingenden Phrasen übertäuben. Es ist von jeher so gewesen: wer den Bedürfnissen seiner Zeit entgegenkam, gleichviel ob richtig oder irrig, der wurde von seiner Parthei immer weit mehr gefeiert und höher geschätzt, als er es verdiente. Das Urtheil der Nachwelt, die über jenen Begebenheiten steht, wird daher auch immer ganz verschieden von dem Urtheil der Mitwelt ausfallen, und nicht selten verdammen, was diese pries.

Endlich kam der Hauptmann. Nach den ersten Begrüssungen sagte derselbe zu Herthal: »Die Sache ist erledigt, wenn Sie anders mit einer schriftlichen Ehrenerklärung des Lieutenant von Andersen, daß er Sie in der Uebereilung beleidigt habe, zufrieden sind.« — »Zufrieden? keineswegs!« polterte Herthal; »da könnte mich jeder Narr öffentlich blamiren, und es nachher wieder mit einigen Zeilen wieder gut machen wollen; ich wäre dabei zum Stadtgespräch geworden und er lachte mich hinterdrein aus. Hat

der Herr von Andersen weder Luſt noch Muth, ſich zu ſchlagen, ſo iſt das ſeine Sache; ich bin auch ſo raufbegierig nicht, aber ich verlange, daß er mich öffentlich, auf dem Caſinoball, wo er mich inſultirte, auch um Verzeihung bitte, und zwar in Gegenwart der Dame, die die Urſache unſeres Zwiſtes war, und einiger meiner Freunde.« — »Das kann Ihr Ernſt nicht ſeyn,« antwortete Helfenſtein ruhig, »auch wird ſich Ihr Gegner nie zu einer ſolchen Abbitte bequemen, zumal da der Streit durch Sie veranlaßt wurde.« — »Wie war mir doch?« entgegnete Herthal, »Sie erklärten ja geſtern, ſich für mich ſchlagen zu wollen, als der Herr Lieutenant mir Satisfaction verweigerte; heute reden Sie ganz anders.« — »Allerdings,« verſetzte Helfenſtein, »Herr von Andersen handelt aber als ein Ehrenmann; er hat mir durch einen ſeiner Kameraden ſeine Gründe, warum er ſich ſo und nicht anders benimmt, auseinander ſetzen und mir zugleich dieſe Ehrenerklärung für Sie zuſtellen laſſen. Doch trägt er mir auf, hinzuzufügen, daß, wenn Sie damit nicht zufrieden wären, und vielleicht an ſeinem Muthe

zweifelten, er bereit ſey, ſich mit Ihnen zu ſchlagen, und Sie fordern laſſe; jedoch wohl verſtanden: auf Piſtolen, Barriere von vier Schritten, und es werden dann ſo lange Kugeln gewechſelt, bis Einer von Beiden auf dem Platze geblieben iſt. So hofft er Sie von ſeinem Muthe zu überzeugen. Uebrigens bedarf er bei Niemanden ſonſt eines ſolchen Zeugniſſes, denn ſeine Kameraden und Soldaten haben ihn in mehr als einer Schlacht und bei mehr als einer Gelegenheit als einen höchſt tapfern und braven Offizier kennen gelernt. Anderſen machte ſchon als funfzehnjähriger Knabe freiwillig den Befreiungskrieg mit; ich diente mit ihm in einem Regiment und habe ihn nirgends zittern ſehen, weder bei Leipzig, noch bei Belle-Alliance, oder ſonſt, wo es heiß herging.«

Herthal war während des Schluſſes dieſer ernſten Erklärung wie unſinnig im Zimmer auf und abgelaufen; endlich, als Helfenſtein ſchwieg, blieb er ſtehen und ſagte: »Deutſchland braucht jetzt Männer, und ich bin zu etwas Beſſerem beſtimmt, als mich von einem Lieutenant um einer Dame willen, die ihm den Vorzug gab,

todt ſchieſſen zu laſſen. — Wo iſt die Erklärung?«

»Hier,« ſagte der Hauptmann lächelnd und überreichte ihm ein beſchriebenes Blatt. Er durchlas es und bemerkte: »Hier ſteht ja auch: es thäte ihm, bei ruhiger Ueberlegung, Leid, mich, vom Zorn überraſcht, beleidigt zu haben. Die Sache iſt alſo beigelegt, Herr Hauptmann? Mehr habe ich von Anfang an nicht verlangt.«

»Wenn Sie wollen, ſo ſind wir allerdings im Reinen,« erwiederte dieſer.

»Ja wohl! haben Sie Dank für Ihre Vermittelung; es iſt mir doch, bei Lichte beſehen, vorzüglich jetzt, lieber, nicht in Privatſtreitigkeiten verwickelt zu ſeyn. Allein mich ruft mein Amt. Leben Sie wohl!«

Er ging raſch, nach einer kurzen Verbeugung gegen den Hauptmann und einem traulichen Kopfnicken gegen Otto, das dieſer kaum erwiederte, davon. Als er fort war, fragte Helfenſtein: »Nun, lieber Waldner, was meinen Sie dazu?« — »Erſparen Sie mir jede Aeuſſerung,« erwiederte Otto, »denn ich muß

Herthals Betragen durchaus mißbilligen; nach meinem Gefühl hätte er sich unbedingt schiessen sollen.«

»Das denke ich auch,« entgegnete Helfenstein; »übrigens lag die ganze Sache, wie ich gleich anfangs vermuthete, auf tieferem Grunde. Schon seit längerer Zeit ist der Adel, besonders der jüngere, den Neckereien und Sticheleien junger, eben von der Universität zurückkehrender Bürgerlicher, die noch sehr gewandt mit der Klinge umzugehen wissen, ausgesetzt gewesen, und hat fast bei allen Duellen auf Hieb oder Stich den Kürzeren gezogen. Die Staabsoffiziere der Garde beschlossen also, ihren Lieutenants und Fähnrichen das Ehrenwort abzunehmen, jedem Bürgerlichen Satisfaction zu verweigern, oder sich, wenn es nicht anders ginge, auf Tod und Leben mit ihm zu schiessen, und diese gelobten es sogleich. Da ich nicht mehr im activen Dienst bin, so war mir diese Maßregel unbekannt geblieben; ich ahnte aber dergleichen und trat daher gestern Abend ein, um alles Aufsehen zu vermeiden zu einer Zeit, wo die übrigen Stände sich in so gereizter Stim-

nung gegen den Adel befinden. Andersen hat nun den Fall seinen Kameraden vorgelegt, und die Entscheidung des ganzen Corps war es, die ich überbrachte. Daß meine Forderung dadurch nichtig ward, verstand sich von selbst.«

»Ich kann, offenherzig gesprochen,« erwiederte Otto, »dies Benehmen eben so wenig als Herthal's Betragen billigen, doch läßt es sich leichter entschuldigen, da es, wie Sie es darstellen, allerdings als eine Art von Nothwendigkeit erscheint und ein Beschluß des ganzen Corps war, dem sich der Einzelne fügen muß. Insofern steht auch Herr von Andersen gerechtfertigt da. Aber wie schlimm steht es mit unserem armen Vaterlande, daß ein solcher Esprit de corps noch daselbst gedeihen kann und Pflege findet.«

»Unser Vaterland sieht in der Theorie ganz anders aus, als in der Praxis,« bemerkte der Hauptmann. Otto schwieg verstimmt.

Ihr Gespräch wandte sich jetzt auf gleichgültige Dinge; der übrigen Vorfälle des gestrigen Abends, so wie des Besuchs in dem kleinen Hause ward, wie es schien mit Absicht von

beiden Seiten weiter keine Erwähnung gethan.

VIII.

Die ersten sicheren Nachrichten von dem Aufstande in Brüssel gelangten an demselben Tage nach Sonnenstadt und beschäftigten alle Gemüther. Wo man hinkam, wurde von Nichts Anderem gesprochen, und eine besondere Bewegung und Aufgeregtheit gab sich vorzüglich in dem Benehmen der unteren Stände der Residenz zu erkennen. Die Stumme von Portici, welche in der Hauptstadt der Belgier die Loosung zum Ausbruch gegeben hatte, sollte auch auf den fürstlichen Bühnen die schau- und hörlustigen Sonnenstädter erfreuen, verschwand aber, aus ängstlicher Vorsicht, ganz und gar vom Repertoire. Dies geschah, wie es gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, wo die Polizei, welche die Tramontane halten sollte, dieselbe am ersten verliert, auf eine so un-

geschickte und auffallende Weise, daß das Volk nicht unterließ, seinen Spott damit zu treiben. Der tiefer blickende Beobachter sah an der ganzen Art und Weise, wie es seinem Ingrimme Luft machte, daß der Gedanke, es könne sich für wahre und vermeinte Unbill selbst Recht verschaffen, und habe, wie die Pariser und Brüsseler, die Gewalt in Händen, jetzt in ihm zum Bewußtseyn komme, und sich immer deutlicher und entschiedener ausbilde. Kleine Polizeivergehen, welche, wie es schien, absichtlich verübt wurden, ein gewisser Trotz, der bei solchen Vorfällen gegen die unteren Beamten sich offenbarte, höhnende Worte und Stichelreden, die hier und dort vorfielen, Alles dies deutete an, daß sich auch über Sonnenstadt ein drauendes Gewitter zusammenziehe, und daß es vieler Klugheit und Umsicht bedürfe, die aufsteigenden Wolken zu zerstreuen und unschädlich zu machen. Es bedurfte für die Unzufriedenen, deren Zahl Legion war, nur noch eines Beispiels in Deutschland selbst, und dies blieb nicht lange aus.

Ein sehr glänzender Cirkel hatte sich in den Abendstunden um Eugeniens Theetisch versammelt, und wir finden fast alle dem Leser bekannte Personen dort. Das Gespräch wandte sich natürlich auf die Brüsseler Unruhen. Ein alter Rath, der in seinen jüngeren Jahren die Niederlande bereist hatte und sich mit besonderem Wohlgefallen davon reden hörte, wollte der Gesellschaft den Stand der Dinge weitläuftig auseinander setzen; Eugenie schnitt ihm aber das Wort vor dem Munde durch die Bemerkung ab, daß alle Politik streng aus dem Damenkreise verbannt werden müsse, vorzüglich aber Alles, was Revolution und Rebellion beträfe, da die Frauen sämmtlich dem monarchischen absoluten Princip huldigten. »Dem monarchischen, mein gnädiges Fräulein?« rief der exaltirte Herthal, der sich unter den Gästen befand, leidenschaftlich aus, »wie ist das möglich? ein so frei denkendes Gemüth wie das Ihrige, das —« — »Sie haben unsere holde Wirthin nicht verstanden,« bemerkte Helfenstein, ihn unterbrechend, mit feinem Doppelsinn; »es ist die Alleinherrschaft, welche die Frauen als die beste und be-

seligendste Regierungsform anerkennen, und unter allen Umständen aufrecht zu erhalten streben.« — »Weise gesprochen, kluger Hauptmann,« sagte Eugenie, »und da Sie so geschickt zu erklären wissen, so sey Ihnen hiemit zur Belohnung anbefohlen, einen anderen Gegenstand zu einem allgemeinen Gespräche auf die Bahn zu bringen, denn ich sehe mit Schrekken, daß sich auch in unserer Runde Häufchen zu besonderen und abgesonderten Gesprächen bilden, wozu es noch viel zu früh ist. Also, lieber Herr von Helfenstein, was haben Sie vorzutragen zum allgemeinen Besten?« — »Eine Frage: was wohl ein Jeder von uns denkt, und was er beginnen würde, wenn es hier in Sonnenstadt zu ähnlichen Auftritten wie in Brüssel käme,« sagte dieser. — »Hier in Sonnenstadt?« — riefen mehrere Damen — »das wäre schrecklich; Gott behüte, eine Revolution!« — »Hier in Sonnenstadt, lieber Hauptmann?« bemerkte der Präsident, Eugeniens Vater, von seiner Whistpartie herüber sich halb dem Theetisch zuwendend, »das ist ja, bei unseren vortrefflichen Einrichtungen, ganz unmöglich. —

Drei Trick, zwei Honneurs, wir kommen auf acht.« — »Ganz unmöglich wäre es doch wohl nicht,« ſagte Herthal vorſchnell, »es giebt viele Unzufriedene und Gedrückte in unſerem Lande, von denen Manche nicht ohne Urſache klagen.« — »So? meinen Sie das, Herr Referendarius?« bemerkte der alte Rath ſpitzig. — »Im Grunde« — fuhr Herthal, ohne ſich irre machen zu laſſen, fort — »wäre einmal ein Aufſtand recht gut; die Schafe würden ſich dann von den Böcken ſcheiden.« — »Ja wohl, von den Böcken!« wiederholte der Rath noch ſpitziger, und fuhr dann, ſich zu Herthal beſonders wendend, fort: »Wie iſt mir, Herr Referendar, gehören Sie nicht auch zu den Puriſicirten?« Der junge Mann war im Begriff, etwas Bitteres auf dieſe Frage zu antworten, Helfenſtein ſprach aber ſo laut, daß er nicht zu Worte kommen konnte: »Nun komme ich zu meiner eigentlichen Frage: was würde ein Jeder von uns beginnen, wenn wirklich dergleichen ins Leben träte?« — »Davor behüte uns Gott! ich käme nicht aus der Ohnmacht,« rief eine Dame, die bereits die Grenzſcheide der Jugend

und des Alters überschritten hatte, noch immer aber unverheirathet geblieben war. — »Ich auch nicht! wir auch nicht!« sprach ihr die weibliche Mehrzahl des Kreises nach. — »Thorheit!« sagte Eugenie lebhaft, »wenn es, wie es hier nicht anders seyn könnte, ein Aufstand des irre geleiteten Pöbels wäre, so würde ich, so sehr ich auch der ganzen Welt die wahre Freiheit wünsche, ihn nach meinen schwachen Kräften unterdrücken helfen, und, wenn es seyn müßte, mit Freuden in den Reihen der Vertheidiger des Gesetzes und der Ordnung kämpfen, so lange mir die Kraft bliebe, eine Waffe zu führen.« — »Scharmant, meine kleine Heldin,« rief der Präsident wieder vom Whistisch herüber, und fuhr dann, zu seinem Aide gewandt, fort: »Hätten Sie Coeur gespielt, so wäre der Schlemm unvermeidlich gewesen, bester geheime Regierungsrath, denn ich war Renonce und stach die Forcen der Herren ab.« — »Und was würden Sie thun?« fragte nun Otto, der sich neben Luise gesetzt und, in ein Gespräch mit ihr vertieft, erst zuletzt auf den Gegenstand der allgemeineren Unterhaltung aufmerksam ge-

worden war, dieſe. — »Zu kämpfen vermöchte ich wohl nicht, wie meine tapfere Eugenie,« antwortete ſie, »aber ich würde mit Freuden in der Stadt bleiben, um die Verwundeten zu pflegen.« — »Das heißt, die Verwundeten von Ihrer Parthei?« bemerkte ein junger Gardeoffizier. — »Nein, von jeder Parthei,« bemerkte ſie. — »Nun, wahrhaftig, an Dir iſt eine barmherzige Schweſter verdorben,« ſpöttelte eine kleine ſchnippiſche Brunette. — »Seyd barmherzig, wie unſer Vater im Himmel barmherzig iſt,« bemerkte Knaufberg, der auch zugegen war, und bisher nur eine ſtumme Rolle geſpielt hatte, mit verdrehten Augen. — »Wohl geſprochen, Herr Candidat,« rief ein alter penſionirter Hauptmann, »eine barmherzige Schweſter iſt ein Engel vom Himmel, das habe ich ſelbſt in der Campagne erfahren.« Er wollte nun redſelig den beſonderen Fall mittheilen, doch Eugenie hinderte ihn daran, mit den Worten: »Ein anderes Mal, Hauptmann Donnerſtein, wenn wir allein ſind; Sie wiſſen, ich höre dergleichen für mein Leben gern, jetzt dürfen Sie aber die Nerven der Damen, die ſo

ſchon aufgeregt genug ſind, nicht noch mehr ſpannen und erſchüttern. Auch ſind die Herren uns noch ſchuldig zu ſagen, was ſie thun würden.« — »Ich, was mich betrifft —« rief Herthal vorſchnell. — »Erlaube, lieber Freund,« fiel ihm Otto vorſichtig in die Rede, »wie man in Augenblicken der Gefahr und Noth zu handeln hat, können oft erſt dieſe Augenblicke lehren; wir thun daher am Beſten, die Damen auf ſolche Zeiten zu vertröſten, und uns bis dahin der ruhigen Gegenwart zu erfreuen.«

Er winkte bei dieſen Worten Eugenien, die ihn beinahe zürnend anblickte, zu; ſie verſtand ihn augenblicklich und leitete das Geſpräch auf einen anderen Gegenſtand, das Theater. Jetzt wurde der ſtille Knaufberg mit einem Male lebendig und ergoß ſich in eine Diatribe gegen die Bühne, bei welcher mehrere ältere Damen der groſſen Salbung, mit der er ſprach, mit eben ſo ſalbungsvollen Mienen zuhörten; vorzüglich wandte er ſich der immer mehr um ſich greifenden Unſittlichkeit auf dem Theater zu, und tadelte dieſelbe tactlos und langweilig, wußte aber höchſt geſchickt Niemanden zu Worte kom-

men zu laſſen, und die ganze Verſammlung glich, da die freier Denkenden aus Höflichkeit ſchwiegen, bald einem neumodiſchen Conventikel. Wenigſtens bemerkte man eben ſo viele dumme andächtige Geſichter, als auf einem ſolchen ſich einzufinden pflegen, daſelbſt, vorzüglich unter den adelichen Fräuleins, von denen die älteren als Stiftsdamen, die in der Stille bereits am Heirathen verzweifeln, gleichſam aus Pflichtgefühl ihr Geſicht in devote Falten legten, die jüngeren aber es deshalb thaten, weil ſie der Meinung waren, eine fromme Miene kleide ſie beſonders gut; denn eine fromme Miene hindert nicht, nebenbei ſchmachtend auszuſehen. Man ſah, daß ſolche Unterhaltungen zum guten Ton in der Reſidenz gehörten und als eine neue Mode anfingen, ſich in den Geſellſchaften einzuſchleichen.

Ein verwirrter Geſang von Männerſtimmen, der von der Straße heraufſcholl, ſtörte plötzlich den frommen Knaufberg in ſeinen erbaulichen Betrachtungen, und ließ ihn verwundert ſchweigen, denn dergleichen war in Sonnenſtadt, wo eine ſehr ſtrenge Polizei gehandhabt wurde, und

alles Singen auf Straſſen und öffentlichen Plätzen ſchwer verpönt war, unerhört. Noch gröſſer ward aber das Erſtaunen der Anweſenden, als ſie deutlich die Marſeillaiſe vernahmen, der ein deutſcher, ebenfalls ziemlich revolutionärer Text angepaßt worden. Man eilte an das Fenſter und gewahrte einen Haufen von zwölf bis funfzehn Männern, wie es ſchien, aus den niederen Klaſſen, welche die Straſſen durchzogen, und, ohne ſich durch die Nachtwächter ſtören zu laſſen, jenes Lied, das Weltruhm erlangt hat, mehr abbrüllten als abſangen. Als der Geſang verhallte, hörte man deutlich lebhaften Wortwechſel am Ende der Straße. Ein junger Mann in der Geſellſchaft bemerkte im Scherz: die Furcht vor einem Aufruhr in Sonnenſtadt könne ſich verwirklichen. Seine Worte zündeten; die Damen griffen nach Hüten und Shawls, die Herren erboten ſich zu Begleitern; mancher junge Mann, den man ſonſt eben nicht ſehr ſchätzte, ward dankbar und in Gnaden als Escorte angenommen, und im Nu hatte ſich die ganze Geſellſchaft zerſtreut.

Als Otto sich ebenfalls entfernen wollte, fand er Eugenien in ein lebhaftes Gespräch mit Luisen verwickelt. »Bleiben Sie, Vetter,« rief sie ihm zu, »wir bedürfen Ihrer und sind gleich wieder bei Ihnen.« Mit diesen Worten verschwanden Beide durch eine Seitenthür und liessen ihn allein. Er warf sich auf einen Stuhl und hing, bis zu ihrer Rückkehr, seinen Gedanken nach. Seine Seele musterte die Damenwelt des heutigen Abends und er gestand sich, daß nur Eugenie und Luise ihn anzuziehen vermöchten. Die Erstere war ihm ein Räthsel, mit dessen Lösung er sich vergeblich beschäftigte. Er mußte die Frage, welche er sich selbst stellte, ob sie ihn als Gattin wohl glücklich machen könne, trotz ihren Reizen und Vorzügen verneinen; dagegen vermochte er sich Luisen als seine Hausfrau wohl zu denken, und seine Phantasie ermangelte nicht, ihm freundliche Bilder ihres Webens und Wirkens, in solchem Verhältnisse zu ihm, herauf zu zaubern. Diesen Spielen seiner jugendlich fruchtbaren Einbildungskraft gab er sich ganz hin und vergaß so sehr die Aussenwelt darüber, daß er es gar

nicht bemerkte, wie beide Mädchen schon lange wieder vor ihm standen, und ihn staunend betrachteten.

Endlich weckte ihn eine leise Berührung Luisens aus seinen Träumen. Er sprang auf und wollte scherzen über sein Versunkensein, da überraschte ihn Eugeniens trüber Anblick. Alle Heiterkeit und Lebendigkeit war aus ihren Zügen verschwunden, und der Ernst hatte sich dagegen wie ein finsterer Gebieter, der keine Lust in seiner Nähe leiden kann, darauf gelagert. Sie wollte reden, aber ihre Stimme zitterte und sie vermochte es nicht. Da nahm Luise wohlwollend für sie das Wort und sagte: »Waldner, können Sie schweigen?« — »Wie das Grab,« erwiederte er. — »Ich meine nicht nachher, auch vorher,« begann sie wieder. — »Vorher?« fragte er verwundert. — »Nun ja,« sagte Eugenie schnell und heftig, »ob Sie schonen und schweigen können? oder besser, handeln ohne zu reden?« — »Ich kann auch das, wenn ich es will,« erwiederte Otto. — »Wollen Sie?« fragte Eugenie noch heftiger. — »Soll ich?« sagte er und sah Luise an. Diese

winkte ihm bejahend mit bittendem Blicke zu, und er gelobte es, denn er war fest überzeugt, Luise konnte nichts, das er nicht auch thun durfte, von ihm verlangen.

Er folgte ihnen jetzt auf ihr Geheiß. Sie führten ihn durch eine Menge Zimmer an eine versteckte Treppe und auf dieser an die Thür eines kleinen Cabinets. Hier klopften sie drei Mal an, es wurde geöffnet, und jene räthselhafte Dame, welche auf so wunderbare Weise in Otto's Zimmer übernachtet, und dann eben so unbegreiflich verschwunden war, trat ihnen, zu dessen größtem Erstaunen, entgegen. Er wurde nun mit wenigen, aber inhaltschweren Worten in ein wichtiges Geheimniß eingeweiht und versprach thätigen Beistand und unbedingte Verschwiegenheit. Vorzüglich schärfte ihm Luise ein, von Allem, was er erfahren, nichts gegen ihren Bruder verlauten zu lassen und besonders vor diesem auf seiner Hut zu seyn.

IX.

Knaufberg war, als die Gesellschaft sich trennte, ohne Begleitung geblieben und hatte beschlossen, da er sich an diesem Abende besonders inspirirt glaubte, noch eine fromme Versammlung zu besuchen, welche am anderen Ende der Stadt sich zu vereinen pflegte, um in gemeinschaftlichen Bußübungen die Sünde auszurotten und den Teufel zu bezwingen. Er hoffte hier seinen erbaulichen Vortrag über die Unsittlichkeit der Bühne, in welchem er so schmählich war gestört worden, fortsetzen zu können, aber ein wunderbarer Zufall, wie er so oft launenhaft mit den Sterblichen spielt, verwickelte ihn in eine ganz eigene Verlegenheit. Das Local jener frommen Gesellschaft war nehmlich verlegt worden, und die andächtigen Mitglieder kamen zum ersten Mal in der neuen Behausung zusammen. Wiewohl nun Knaufberg selbst es gemiethet hatte, so war er doch

nur am Tage dageweſen, und es ward ihm daher ſchwer, das rechte Haus in dem engen, ſchwach erleuchteten Gäßchen zu finden. Endlich glaubte er es jedoch erkannt zu haben, und wurde in ſeiner Meinung um ſo mehr beſtärkt, als ihm ein leiſer, ziemlich regelmäßig gehaltener Geſang, deſſen Melodie er für eine geiſtliche hielt, daraus entgegen ſcholl. Er zog ſein Antlitz in fromme Falten, knöpfte ſeine ſchwarze Weſte bis oben zu, damit das fein gefältete Jabot und die zierliche Bruſtnadel, welche er der Theegeſellſchaft wegen angelegt, die aber zu ſehr an die üppige Auſſenwelt erinnerten, ſeinen Brüdern und Schweſtern in dem Herrn kein Aergerniß geben möchten, und trat ein. Wer beſchreibt jedoch ſein Erſchrecken, als ihm ein dicker Tabaksdampf entgegenquoll und er, bei trübem Kerzenlicht, mit Mühe erkannte, daß er ſich auf der Schwelle einer Branntweinſchenke befände. Erſtarrt, wie Loth's Weib, blieb er in der Thür ſtehen, und wollte, als er wieder zur Beſinnung kam, ſich eiligſt entfernen; da taumelte aber ein betrunkener Gaſt auf ihn zu, faßte ihn bei der Hand und ſagte:

»Komm, Herzensbrüderchen! komm nur herein; Umkehren gilt nicht. Du haſt gewiß dicht an in die goldene Kugel gehen wollen, wo die Meiſter keinen Geſellen zulaſſen, und biſt hieher gerathen? Siehſt Du, wir könnten Dich nun auch wegjagen, aber wir ſind zu honnet dazu. Gott ſtraf mich, ſo wahr ich ein Mauerpolirer bin, Menſch iſt Menſch, das iſt mich eingal, Meiſter oder Geſelle; der Zunftſpektakel iſt bald vorbei. Nun kommt es an uns, nun werden wir ſelbſtgemachte Meiſter und ſchreien auch: Freiheit und Gleichgültigkeit! wie die Franzoſen, hoch!« Jubelnd wiederholte die ganze Geſellſchaft: »Freiheit und Gleichgültigkeit!« daß dem armen Knaufberg die Ohren gellten, und er vor Verlegenheit nicht zu bleiben wußte. Dann ſtimmte ein anderer ſtämmiger Handwerker mit tiefem Bierbaſſe ein Lied an, in welchem der unglückliche Candidat jene bereits erwähnte Ueberſetzung der Marſeillaiſe, die auch ſchon in Sonnenſtadt endemiſch geworden war, mit Grauſen erkannte. Die ganze Zechgeſellſchaft ſang mit, jedoch nur in gedämpften Tönen, was dem Gaſt wider Willen befremdend

auffiel. Er wollte sich während des Gesanges davon schleichen, aber sein Freund, der Mauerpolirer, hielt ihn fest und zwang ihn, ihm in Branntwein Bescheid zu thun. Knaufberg war der Verzweiflung nahe; da kam es plötzlich über ihn als eine Erleuchtung von oben, er erkannte seine Lage als göttliche Fügung, und hub alsbald, so wie der Gesang verstummte, an, der ganzen ehrenwerthen Gesellschaft eine salbungsvolle Straf- und Bußpredigt aus dem Stegreife zu halten, von der er jedoch das Meiste seinem guten Gedächtnisse, oder vielmehr dem hochseligen Pater und Hofprediger Abraham a Sancta Clara, seinem Lieblinge und Musterbilde, verdankte. Mit sonorer Stimme sprach er sie her, wir aber wollen den freundlichen Leser nicht damit belästigen, sondern dieselbe überspringen, und uns zu den Früchten, die sie trug, wenden.

Anfangs hörte die ganze Versammlung erstaunt und verwundert zu, denn es war ihr etwas Neues und Unerwartetes. Dadurch ermuthigt, steigerte unser Redner seine Stimme immer mehr und mehr, wurde immer lebhafter

und ſprach zuletzt in Donnertönen, als wenn er auf der Kanzel ſtände und eine verſtockte Gemeine am Bußtage vor ſich habe. Er ging ſogar ſo weit, einen der Umſtehenden, einen handfeſten Grobſchmidtsgeſellen, der dem Branntwein ebenfalls über die Maßen zugeſprochen hatte, beſonders anzureden, und ihm mit der Hölle zu drohen, wenn er nicht von ſeinem liederlichen Lebenswandel ablaſſe. Der betrunkene Sohn Vulkans wurde, was indeſſen mehr Wirkung des reichlich genoſſenen Spiritus war, auf ſeine Weiſe gerührt, ja zerknirſcht, er hörte dem neuen Miſſionair mit beſonderer Erbauung zu, und die hellen Thränen floſſen ihm ſtromweiſe über die berußten Wangen. Knaufsberg bemerkte das mit ſteigendem Entzücken, und wandte ſich nun in gleicher Abſicht zu des Neubekehrten Nachbaren, einem kleinen, verwachſenen Schneider, um auch bei dieſem eine ähnliche Wirkung hervorzubringen. Der Held von der Scheere nahm aber die Anrede krumm, und vorzüglich die Bemerkung des Myſtikers, über welche dieſer ſelbſt ſich im Stillen gewaltig freute, er müſſe ein recht hartnäckiger Sünder

seyn, da ihn Gott zur Warnung für seine Mitchristen als einen Lasterhaften schon am Körper gezeichnet habe. Kaum waren diese Wort dem Munde des unglücklichen Inspirirten entflohen, als ihm auch im Nu eine Bierflasche an den Kopf flog, die an seinem harten Schädel zerschellte. Eine Fluth von Schimpfwörtern folgte hinterdrein und öffnete jetzt die Schleusen der Rede bei der ganzen ehrenwerthen Gesellschaft. Knaufberg bemerkte zu seinem grossen Schrecken zu spät, daß das wahre Heil für ihn allein in der Flucht zu finden sey, und bereitete sich ängstlich zu derselben; aber der ganze Janhagel, der dies bemerkte, drang auf ihn ein und überhäufte ihn mit Schmähungen, denn der Menge war erst jetzt, durch die Reden des erbosten Schneiders, ein Licht aufgegangen über die eigentliche Absicht des Fremden. Viele hatten ihn in ihrer Dummheit für einen wandernden Komödianten gehalten, der für seine Kunststücke, die er, wie sie wähnten, ihnen vormache, sich einen Zehrpfennig erschwingen wollte. Knaufberg war in der peinlichsten Lage, denn die Boshafteren unter den Gästen gingen,

als ſie ſeine Angſt gewahrten, allmählig zu thätlichen Neckereien über, und wohlgezielte Würfe mit Käſerinden, Wurſtzipfeln und Gurkenſchalen und anderen Ueberbleibſeln der verſchiedenen Abendmahlzeiten trafen häufig unſanft ſein geweihtes Haupt. Er ſah endlich ein, daß er nicht ſo wohlfeilen Kaufes davon kommen würde, und entweder ſein Körper oder ſein Geldbeutel bluten müſſe. Mit ſchwerem Herzen und nur im Drange der Noth, denn eigentlich war er ſchmutzig geizig in Allem, was ihm ſelber keinen Genuß brachte, entſchloß er ſich zum Letzteren, ſammelte ſeinen ganzen Muth und rief, zwar mit Stentorſtimme, jedoch in Abſätzen, welche ſeine Angſt machte: »Die verehrte Verſammlung hat mich falſch verſtanden — und zum Zeichen — daß ich Niemanden habe beleidigen wollen — bitte ich, heute Abend — ſämmtliche Anweſenden — bewirthen zu dürfen.« Bei dieſen Worten warf er mit zitternder Hand drei harte Thaler auf den Tiſch und beauftragte den Wirth, den Werth derſelben in Bier und Branntwein den durſtigen Gäſten zu verabreichen. Kaum hatten die Anweſenden das

vernommen, als ſie geſchmeidig wurden, wie die Aale; der zerknirſchte Grobſchmidtsgeſelle wankte auf ihn zu, drückte ihn an ſein Herz und verſicherte ihm, er ſey ein wahrer Mann Gottes; der kleine boshafte Schneider faßte ihn bei der Hand, und ſchüttelte dieſe nach Leibeskräften, ja, die Schelme verlangten ſogar, er ſolle nun weiter predigen, es höre ſich recht gemüthlich an, er rede noch beſſer als der Hanswurſt in der Puppenbude vor dem Thore, und ſie wollten dabei in aller Gemächlichkeit die liebe Gottesgabe, die ſie ihm verdankten, verzehren. Dem armen Pietiſten war aber alle Luſt vergangen, er dankte Gott, noch ſo wohlfeilen Kaufes davon zu kommen, und wartete auf eine paſſende Gelegenheit, um ſeinen Rückzug zu bewerkſtelligen.

Schon nahte er ſich der Thür, da wurde dieſe geöffnet und ein neuer Gaſt trat ein, der, als er Knaufsberg erkannte, vor Erſtaunen zurückprallte. Es war dies kein Anderer als Herthal, der auch als ein Apoſtel, jedoch ganz anderer Art, ſich unter dem Vorwande, er ſuche einen Schreiber, nach deſſen Wohnung er ſich

bei dem Wirthe erkundigen wolle, hieher geſchlichen hatte. Schnell überſah er Knaufsbergs unangenehme Lage und befreite ihn dadurch, daß er ihn als eben jenen Schreiber anredete und mit ſich fort nahm. Der kleine Schneider wollte dies anfangs nicht geſtatten, doch Herthal, der ihn zu kennen ſchien, wußte ihn durch einige leiſe geflüſterte Worte zu beſänftigen. Endlich ſah ſich der arme Knaufsberg erlöſt; in wohlgeſetzter Rede dankte er dem Schöpfer des Himmels und der Erden und ſeinem Heilande und Seligmacher für die Rettung aus der Noth, als er ſich auf der Straße befand. Boshafter hätte das Schickſal auch ſeine Ironie nicht äuſſern können, als eben jetzt an ihm. Der unglückliche Apoſtel der Frömmigkeit hatte während des Verlaufes weniger Minuten gegen die verderblichen Folgen des Branntweins, der, nach ſeiner Meinung, unbezweifelt eine Erfindung des Teufels, gepredigt, und am Schluſſe ſeiner Predigt die unbußfertigen Zuhörer mit eben dieſer teufliſchen Erfindung tractiren müſſen. Es lag ihm ſchwer auf der Seele, wie ſehr er blamirt ſey, wenn der Vorfall ruchbar

würde, und er beſchwor daher ſeinen Retter bei allen Heiligen des Himmels und der Erden, zu ſchweigen, was dieſer auch mit lachendem Munde verſprach, jedoch zu halten gar nicht Willens war.

X.

Otto hatte noch an demſelben Abend die Fremde aus Eugeniens Wohnung abgeholt, ſich mit ihr in einen Wagen geworfen, und ſie nach dem, einige Meilen entfernten Grenzſtädtchen Waldhauſen begleitet. Ihre Unterhaltung war jetzt nicht ſo ſtumm wie an jenem Abende, ſie bedienten ſich jedoch einer Sprache, welche nur ſehr ſelten bei Damen gehört wird, des Lateiniſchen nehmlich, das die liebenswürdige Räthſelhafte mit groſſer Fertigkeit, wenn auch nicht immer grammatiſch richtig ſprach. Unſer Freund bekam jetzt über Manches, das ihm dunkel geblieben war, genügende Aufklärung; doch ſchwieg die Fremde hartnäckig über Alles,

was ihr Verhältniß und ihre Bekanntſchaft mit Eugenien betraf, die ſich in Otto's Gegenwart ſehr geläufig polniſch mit ihr unterhalten und ſie höchſt zärtlich behandelt hatte. Die junge Dame war nehmlich eine Polin von Geburt, und hatte, um ihren älteſten Bruder, einen ehemaligen Obriſten der franzöſiſch-polniſchen Lanciers, welcher in Sonnenſtadt lebte, zu beſuchen, die Reiſe mit einer befreundeten Familie gemacht. Kaum angekommen, eilt ſie, ihn zu begrüſſen, aber er ſtürzt verſtört ihr entgegen, ruft ihr zu, ihn nicht zu verrathen und verſchwindet. Erſtaunt bleibt ſie auf der Treppe ſtehen, da ſieht ſie die Polizeidiener, und hört ihren Familiennamen nennen. Völlig unbekannt in dem Hauſe und daher in Gefahr, angehalten zu werden, eilt ſie inſtinktmäſſig die Treppe hinauf und zu Otto in das Zimmer. Sie faßt Vertrauen zu ihm, und ſpielt, um ſich nicht zu verrathen, jene wunderliche, dem Leſer bekannte Rolle. Froh, daß ihr Otto erlaubt, dort zu übernachten, ſinnt ſie darüber nach, was nun anzufangen ſey; da hört ſie, wie eine Stimme vom Himmel, auf der Straße ein pol-

niſches, zur Verherrlichung Poniatowsky's geſungenes Lied. Als ſie das Fenſter öffnet und leiſe ſeinen Taufnamen ruft, redet ein junger Mann ſie polniſch an, giebt ſich ihr als einen Freund zu erkennen, eilt leiſe hinauf und führt ſie dann zu Eugenien, welche ſie freundlich aufnimmt und einige Tage bei ſich verbirgt.

Das war die einfache Löſung der Aufgabe, die unſeren Freund ſo ſehr beſchäftigt hatte; er bewunderte die Geiſtesgegenwart der ſchönen Sarmatin, gerieth dann aber in ein Labyrinth von Gedanken über Eugenie. Mit Recht ahnte er ein tieferliegendes Geheimniß, verſagte ſich jedoch jedes Forſchen bei ſeiner Reiſegefährtin, da er Luiſen beſonders die ſtrengſte Discretion gelobt hatte, und überließ es der Zeit, ihn mit den näheren Umſtänden bekannt zu machen. Die kurze Fahrt ward ihm übrigens ſehr angenehm verkürzt, da das holde Polenkind, das er dem geflüchteten, in tiefſter Verborgenheit in Waldhauſen verweilenden Bruder zuführen ſollte, indem Eugenie fürchtete, ſie nicht länger vor ihrem Vater verborgen halten zu können, ihn auf das Anmuthigſte zu unterhalten wußte.

Sie kamen am frühen Morgen in Waldhausen an. Es ward Otto leicht, den Obriſten, der unter dem Namen Hoffmann hier in der Stille lebte, aufzufinden und die Schweſter dem Bruder zuzuführen. Ihr Wiederſehen war unbeſchreiblich rührend. Anaſtaſie, ſo hieß die Jungfrau, ſtürzte in ſeine weit geöffneten Arme, und war unfähig, ein Wort hervorzubringen; Beide blieben eine Weile in ſtummes Anſchauen verloren, aber helle Thränen drangen unaufhaltſam aus den leuchtenden Augen des Obriſten, und benetzten ſein männlich ſchönes, wahrhaft edles Antlitz. Otto fühlte nur zu lebhaft, daß ein Dritter überflüſſig ſey bei dieſer Scene, und entfernte ſich leiſe. Anfangs war er Willens, Waldhauſen augenblicklich zu verlaſſen und ungeſäumt nach Sonnenſtadt zurückzukehren; ſein Intereſſe an den liebenswürdigen Geſchwiſtern war indeß zu groß, als daß er es hätte über das Herz bringen können, ſich ohne Abſchied von ihnen zu entfernen. Auch ſtieg der Gedanke in ihm auf, daß er ihnen vielleicht auf eine oder die andere Weiſe noch ferner dienſtlich ſeyn könne, und er beſchloß daher,

nach Verlauf einer Stunde wieder zu ihnen zu gehen und ſich dann in aller Form von ihnen zu beurlauben.

Er wandte die Zwiſchenzeit dazu an, das Grenzſtädtchen, das er noch nicht kannte, zu beſehen. Der Wirth des Gaſthofes, in welchem er abgetreten war, gab ihm zu dieſem Zwecke einen alten Invaliden mit, der in Waldhauſen die Stelle eines Lohnbedienten vertrat. Das Aeuſſere dieſes Mannes machte einen guten Eindruck auf Waldner. Sein benarbtes Antlitz mit höchſt lebhaften Augen unter ergrauten Brauen, eine ſtattliche, vom Alter noch nicht gebeugte Geſtalt, aus deren Haltung Bewußtſeyn inneren Werthes ſprach, die mit dem eiſernen Kreuze und der Kriegsmedaille gezierte Bruſt, kurz Alles was unſer Freund an dem alten Krieger bemerkte, flößte ihm groſſe Theilnahme für denſelben ein, und er knüpfte daher alsbald ein Geſpräch mit ihm an, bei welchem jener ſo viel echten, geſunden Sinn zeigte, daß Otto nicht umhin konnte, ihn um eine kurze Erzählung ſeiner Lebensgeſchichte zu bitten. — »Da iſt nicht viel Beſonderes darin,« erwiederte

er, »indeſſen, wenn es Ihnen Spaß macht, ſo will ich gern damit aufwarten; vorher aber erlauben Sie mir, da Sie ſich doch die Gegend beſehen wollen, und an der Stadt ſelbſt nicht viel Schauenswerthes iſt, Sie auf den höchſten Punkt zu führen, von wo Sie einen herrlichen Blick über das ganze Thal haben, der immer der Mühe werth iſt, daß man ein Paar hundert Schritte darum ſteigt.« Otto willigte gern ein und wurde nun auf die Spitze eines Hügels geleitet, von welchem herab ſich eine wahrhaft ſchöne Ausſicht in ein ziemlich langes Waldthal darbot. Wer je von der Höhe aus, bei völliger Windſtille, an einem ſchönen Sommertage auf einen Wald niederſah, der wird lebhaft empfunden haben, wie wahr und lebhaft die Gedanken Göthe's in dem ſchönen kleinen Gedichte: »Ueber allen Wipfeln iſt Ruh'« ſind. Ein ähnliches Gefühl bemächtigte ſich Otto's; eine ruhige Wehmuth erfüllte ſeine Bruſt. Er warf ſich auf den weichen Raſen unter einer weitſchattenden Linde, und hörte nun aufmerkſam der Erzählung ſeines Führers zu.

»Ich bin« — hub dieſer zu berichten an — »hier im Städtchen geboren, und wie man ſo gewöhnlich zu ſagen pflegt, guter Leute Kind. Mein Vater hatte als Ziethen'ſcher Huſar den ſiebenjährigen Krieg mitgemacht, war während des Feldzugs als Bleſſirter hieher gebracht, von meiner Mutter, der einzigen Tochter eines wohlhabenden Krämers, verpflegt worden, und hatte ſie, zum Dank dafür, als die Campagne vorbei und er in Ehren entlaſſen war, geheirathet. Der liebe Gott unterließ nicht, ihre Ehe zu ſegnen, und meine Wenigkeit ward von ſieben Kindern das dritte. Die Mutter war fromm und gut, der Vater ehrlich und tüchtig, und ſo wuchſen wir ſieben Bälger denn gedeihlich auf. Schreiben und Leſen mußten wir lernen auf ſeinen Befehl, und in der Religion unterrichtete uns die gute Selige ſelbſt, denn ſie war eine gar gottesfürchtige und bibelfeſte Frau. Meine Brüder wandten ſich dem Handwerkerſtande zu, und ich ſollte dem Vater in ſeinem Kram zur Hand gehen, was mir aber gar nicht zuſagte — mein ganzer Sinn ging nehmlich auf den Soldaten — doch fand ich mich darein, ſo gut es

ging, denn gehorchen hatten wir von Klein auf gelernt. So war ich zwanzig Jahre alt geworden und die Mama sah sich schon im Stillen nach einer Frau für mich um, als die Franzosen anfingen, sich gegen ihren rechtmässigen König zu empören, und zuletzt damit endeten, daß sie ihm den Kopf abschlugen. Das verdroß unser ganzes Haus, und der Vater wünschte nichts sehnlicher, als daß der alte Fritz noch lebte, und darein hauen könnte, wie im siebenjährigen Kriege. Er meinte, wenn der noch auf der Welt wäre, so würde es auf keinen Fall so schlimm geworden seyn in Frankreich, und er mag wohl Recht gehabt haben. Im Anfang hatte Alles, was sich in Paris und in den anderen französischen Städten begab, keinen anderen Einfluß auf uns, als daß Große und Kleine in unserem Hause sehr fleissig die Zeitungen lasen, und mit einander drüber schwatzten. Als aber Preußen seine Leute an den Rhein marschiren ließ, da wurden wir noch viel ernsthafter, und ich gab nicht eher nach, bis mir der Vater erlaubte, unter die Soldaten zu gehen. Die Mutter ließ mich ungern fort,

aber er tröſtete ſie, ich wäre ja ihr Sohn, und da würde ich gewiß auch einmal eine ſolche Verpflegerin finden, wenn ich bleſſirt würde, wie er ſie zu guter Stunde gefunden hätte. Sie mußte trotz ihren Thränen lachen, küßte mich, gab mir ihren Segen, und ich zog davon. Der Feldzug lief nun eben nicht beſonders ab, und ich war wieder da, ehe ich es ſelber geglaubt hatte. Jetzt gefiel mir es aber nicht länger zu Hauſe, es wurde mir Alles zu eng, und ich blieb deshalb bei den Preußen. Der Dienſt war nicht ſchwer und ſo ließ ich mir die Ruhe wohl behagen, bis es 1806 zu unſer Aller Freude wieder gegen die Franzoſen ging. Das waren aber ganz andere Franzoſen, als wir ſie uns gedacht hatten, und bei Jena ging es uns ſo ſchlimm, wie ſich's Keiner je hatte einfallen laſſen. Ich bekam einen Schuß in die Seite und mußte lange krank liegen. Als ich mich wieder geheilt ſah, da war Alles ſo gut wie Franzöſiſch geworden, und ich wunderte mich, wie ſchnell meine lieben Landsleute die fremde Sprache und die fremden Manieren begriffen; es dauerte länger, eh' wir den fran-

zösischen Soldaten ablernten, wie man es anfangen müsse, um den Feind zu schlagen. Aber der Napoleon war ein guter Schulmeister und führte einen ordentlichen Corporalstock, und am Ende begriffen wir's doch. Das war von Anfang an mein Trost gewesen, und darum hatte ich auch nicht meinen Abschied genommen, sondern war Soldat geblieben und, weil man mit mir zufrieden war, zur Garde versetzt worden. Endlich ging es 1813 wieder los und da schlugen wir uns denn ordentlich mit unsern Schulmeistern herum. Bei Leipzig hieb ich meinen Obristlieutenant heraus und bekam dabei einen Schuß in den Schenkel, der mich lahm machte, von den Franzosen, und das eiserne Kreuz von meinem König; dienen konnte ich nicht länger, da ging ich denn wieder hieher, aber von meiner Familie lebte Niemand mehr, als eine Schwester, die in Sonnenstadt verheirathet ist. Das that mir herzlich Leid, es gefiel mir indessen doch hier am Besten; ein kleines Erbtheil, ein monatlicher Zuschuß von meinem guten König, und was ich durch die Fremden verdiene, die mich brauchen, reicht hin zu mei-

nem Unterhalt — und das, mein guter Herr, iſt meine ganze Geſchichte, ſo ſimpel wie ich alte Kriegsgurgel ſelbſt.«

Der Invalide ſchwieg; Otto hatte ihm, ob er gleich nur den ganz gewöhnlichen Lebenslauf eines Soldaten erzählte, doch mit Theilnahme zugehört und fragte ihn nun: »Sagt mir ein Mal, alter Freund, wenn Ihr ſo an Euer vergangenes Leben zurückdenkt, und Euer eiſernes Kreuz anſeht, macht es Euch da nicht groſſe Freude, ſo viel durchgemacht und dieſe Belohnung erworben zu haben?« — »Das kann ich eben nicht ſagen,« antwortete er, »ich denke ſogar oft: Du biſt ein rechter Narr geweſen; wärſt Du hübſch zu Hauſe geblieben, ſo könnteſt Du es jetzt beſſer haben, hätteſt vielleicht eine liebe Frau und gute Kinder, und ſäheſt dem Spektakel drauſſen zu, ohne Dir viel graue Haare wachſen zu laſſen. Nachher fällt mir aber wieder ein: das iſt nun ſo einmal Dein Schickſal geweſen, das Dir voraus beſtimmt war, ſo gut wie jedem Soldaten, der in der Schlacht umkommt, ſeine ſchwarze Kugel. Würde ich noch einmal wieder jung, da beſän-

ne ich mich doch vielleicht, ob ich wieder mit ginge.« — »Wenn sie nun aber in Deutschland einmal eine solche Revolution anfingen, wie damals in Frankreich, oder wie jetzt kürzlich, wie dann?« fragte Otto weiter, »da gingt Ihr doch mit?« — »Das käme darauf an,« erwiederte der Alte, »ich bin auch darin klüger geworden. Sie fangen in einem Lande wahrhaftig nicht an zu rebelliren, wenn der Fürst brav ist und seine Unterthanen liebt, und nicht vergißt, daß er eben so gut ein Mensch ist wie sie; drückt er sie aber und schindet sie, oder läßt es durch seine Räthe geschehen, nun, da mag er es selbst ausbaden, wenn sie ihn fortjagen und einen anderen wählen. Wollte Gott, sie dächten Alle wie ich, da hätte es viele tausend Unglückliche weniger gegeben. Nach und nach kommen sie dahinter, nur nicht immer auf die rechte Manier.« — »Da wäre es am Ende besser,« sagte Waldner, dem des Alten vernünftiges Raisonnement wohlgefiel, »sie schafften alle Fürsten ab und regierten sich selber?« — »Gott behüte,« erwiederte er, »da wüßte man ja nicht, wer Koch oder wer Kellermeister wäre! Mein Herr,

Obrigkeit muß seyn, die ist von Gott eingesetzt, und Einer ist doch einmal der Vornehmste, wo Viele beisammen sind, und es geräth Alles auch besser, wenn ein Vernünftiger Alle leitet, als wenn Jeder meint, er könne auch seinen Senf dazu geben; darum laßt es ja so bleiben, wie es ist. Das Volk kann ja dem Fürsten auf die Finger passen zur rechten Zeit, dann wird kein Unglück kommen zur unrechten. So denke ich in meiner Dummheit; ich bin zwar nur ein unwissender Soldat, aber ich laufe doch schon so manches Jahr in der Welt mit.«

Otto war hoch erfreut, den Alten so reden zu hören, und fragte ihn, ob er wohl meine, daß Alle im Volke so dächten. »Nein,« erwiederte er, »Alle nicht, aber es kann auch einmal bei uns dahin kommen, denn der gemeine Mann sieht immer mehr ein, was er kann, und wenn sie das in Frankreich und in Holland thun, warum sollte es bei uns nicht auch seyn können?«

Sie stiegen jetzt den Hügel hinab. Otto war nachdenkend geworden, denn die Reden des alten Soldaten erinnerten ihn lebhaft an ähnli-

che Gespräche mit seinem Vater, in welchen dieser auf die Einwürfe des Sohnes dasselbe, nur ausgebildeter, schärfer und bestimmter, erwiedert hatte. »Ihr seyd so schweigsam geworden, lieber Herr,« bemerkte der alte Invalide nach einer Pause; »meine Reden haben Euch doch nicht mißfallen? dazu seht Ihr mir zu ruhig und zu vernünftig aus. Ich alter Narr könnte freilich auch meine dumme Meinung für mich behalten, aber wohin man hört und sieht, wird jetzt dergleichen gesprochen, und der gemeine Mann nimmt gern Antheil daran; so kommt es denn, daß man viel darüber simulirt und zur unrechten Zeit oft schwatzt. Dabei läuft man denn freilich mitunter übel an; so ging es mir erst neulich. Ich saß auch dort oben auf dem Berge, der mein Lieblingsplatz ist, und sah in das Thal herab, und dachte an vergangene Zeiten; da kamen ein paar Studenten und setzten sich zu mir hin, und verlangten auch, ich sollte ihnen etwas erzählen, von Leipzig u. s. w. Das that ich denn auch ganz gern, denn uns alten Leuten macht das Schwatzen Vergnügen. Ich beschrieb ihnen den Napoleon und die alten

Garden, die uns damals viel zu ſchaffen machten, und erzählte ihnen ſo allerlei von denſelben, und wie unſere Freiwilligen damals mit groſſer Luſt in den Tod gingen. Da fing denn der Eine von den Beiden an zu ſchreien, wie ſchändlich die Fürſten ſeitdem gehandelt hätten, und daß es jetzt auch wieder einen Napoleon gebe, alle regierenden Herren nehmlich, und daß das ganze Volk wieder aufſtehen müßte und ihn verjagen, oder ſie, eher gäbe es keine rechte Freiheit. Solche Reden gefielen mir nun gar nicht, weil ich ſo bei mir dachte: Ihr Gelbſchnäbel! ſteckt erſt die Naſe in die Bücher und lernt was Rechtes, ehe Ihr über Dinge ſchwatzt, von denen Ihr nichts verſteht, und bei welchen ſich beſſere Leute als ihr ſchon die Schädel eingerennt haben. Ich wollte Ihnen das aber nicht ſo gerade herausſagen, und fragte, was denn das wäre, rechte Freiheit? Da hub denn der andere Student, der bisher nicht viel geſprochen hatte, an, zu erklären; er miſchte aber ſo viel kurioſe Worte, und wunderliche Redensarten hinein, daß ich keine Sylbe davon verſtand, ja es wurde mir ordentlich konfus und

dummlich dabei im Kopfe, so, als wenn ich einen zu starken Tabak geraucht hätte, ganz schwindlich und wunderlich. Ich dachte aber: durch Fragen wird man klug, und bat, er sollte mir das deutlicher machen. War er aber noch nicht ganz verwirrt in seinem Discurs, so wurde er es erst; er schwatzte allerlei Zeug zusammen, das mir wie Kauderwälsch vorkam, und schimpfte, als ich ihm ehrlich sagte, es wäre mir ganz unmöglich, ihn zu begreifen. Da legte ihm aber der andere Student die Hand auf die Schulter, und sagte mit einem Tone, als stünde er auf der Kanzel: »»Bruder, das deutsche Volk ist noch nicht reif, die Fürsten erhalten es in der Unwissenheit; aber verzage nicht, wir sind berufen, es zu erleuchten. Deutschlands Jünglinge werden die Ketten zersprengen und die Schleier zerreissen, und es wird herrlich tagen, denn das Morgenroth der Freiheit leuchtet schön von Frankreich herüber.«« — »»Junger Herr,«« sagte ich, »mit Erlaubniß: lernt Ihr denn dergleichen auf Universitäten?«« — »»Nein,«« antwortete der, »»die Freiheit der Rede ist noch unterdrückt; aber

wenn Herrmanns Söhne zusammen kommen, bei echtem deutschen Bier, da unterrichten sie sich wechselseitig, denn alle Engherzigkeit ist unter uns verbannt.«« — »»Das ist ja recht hübsch,«« meinte ich, »»aber ich dächte, Ihr solltet erst lernen, was Euch Noth thut, und mit dem Anderen warten, bis Ihr etwas Rechtes geworden seyd, und wißt, wie es eigentlich zugeht in der Welt. Als ich noch Rekrut war, da raisonnirte ich was das Zeug nur halten wollte über den Corporal; wie ich aber nachher selber Corporal wurde, und wußte, was zum Dienst gehörte und was nicht, da machte ich es nun selbst in vielen Stücken eben so wie er, wenn auch nicht in allen, denn Manches, was mir damals ganz wohl gefallen hatte, was ich aber jetzt, wo ich das rechte Einsehen hatte, nicht gut heissen konnte, das unterließ ich, oder machte es besser.«« — »»Feiler Fürstenknecht, Kamaschenheld!«« rief der Student, als ich schwieg; ich dachte: schimpfe du nur in Gottes Namen, mein Söhnchen, wenn dir's Spaß macht; davon wächst mir kein graues Haar. Das ist nun einmal so: die Jugend

kann gar nicht erwarten, bis sie alt wird, und darum hält sie sich immer schon für alt und weise vor der Zeit.«

Während dieser Reden waren sie wieder bis an die Thür des Wirthshauses gekommen. Otto beschenkte den alten Soldaten reichlich, und wollte ihn dann, mit einem herzlichen Händedrucke, entlassen. »Nichts für ungut, lieber Herr,« sagte der Invalide, »Ihr gebt mir da zu viel.« — »Nicht doch,« entgegnete Otto, »ich gebe es Euch gern.« — »Ich nehme es aber nicht gern,« entgegnete Jener; »ein halber Gulden ist die Polizeitaxe für die Begleitung eines Fremden, mehr kommt mir nicht zu.« — »Mein Gott, wenn ich es Euch aber aus freien Stücken schenke?« — »Mit Vergunst, ich lasse mir nichts schenken,« sagte der Invalide, etwas gereizt. »Wollt Ihr es nicht wieder nehmen, so stecke ich es in die Armenbüchse, denn ich habe, was ich brauche.« — »Thut wie Ihr wollt,« entgegnete Otto ärgerlich und ging rasch in das Wohnzimmer. Der Alte folgte ihm, gab den Ueberschuß dem Marqueur und sagte: »Mosje Wilhelm, das

kommt an die Armen.« — »Schon wieder?« ſpöttelte dieſer. — »Ja, ſchon wieder, Motje Naſeweis,« verſetzte er, ſteckte das Geld in die dargereichte Büchſe, und ging fort, nachdem er Otto die Hand geboten hatte, die dieſer auch nicht verweigerte, ſondern herzlich ſchüttelte, denn der alte Kriegsmann war ihm, trotz dem, daß er das Geld ausſchlug, doch lieb geworden in der kurzen Zeit.

Unſer Freund begab ſich jetzt wieder zu dem Obriſten, um ſich zu beurlauben. Als er eintrat, kamen ihm Bruder und Schweſter freundlich entgegen, und der Obriſt ſagte: »Otto, kennen Sie mich denn gar nicht mehr?« Er ſah ihn verwundert an; allmählig dämmerten des Fragenden Züge als bekannt in ſeiner Seele auf, und als dieſer endlich ſagte: »Haben Sie denn den Hauptmann Kraszicky ganz vergeſſen?« fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Der Obriſt hatte, während des Befreiungs-Kriegs, das Waldner'ſche Gut vor Plünderung bewahrt und Otto's Mutter vor einer ſchändlichen Behandlung, welche ſie von einigen Marodeurs erleiden ſollte, gerettet. Des jungen Mannes

Freude war unbegrenzt; er hatte sich schon damals dem tapferen Krieger mit inniger Liebe angeschlossen, und seine ganze Zuneigung für denselben erwachte nun lebhaft wieder, mit zwiefacher Theilnahme.

Er brachte aus diesem Grunde fast den ganzen Tag mit den liebenswürdigen Geschwistern zu und es fiel ihm sehr schwer, sich von ihnen zu trennen; allein die Unruhen, in welche Eugenie und Luise bei seinem längeren Ausbleiben gerathen mußten, bestimmten ihn endlich, sich früher, als es ihm lieb war, von seinen neuen Freunden zu trennen. Es war jedoch nicht allein die Anhänglichkeit an den Obristen, die eine solche Herrschaft über ihn ausübte; Anastasiens Liebreiz trug auch das Seinige dazu bei. Als er endlich von ihnen schied, neigte sie ihm ihre blühenden Lippen in holder Freundlichkeit entgegen; Otto brach verwirrt und fast unbewußt die Blüthe des ersten Kusses, der ihn elektrisch durchzuckte. Dann warf er sich in den Wagen, aber fast während des ganzen Weges schwebte ihm nichts Anderes vor, als jener zauberische Moment des Abschiedes.

XI.

Unſeres Freundes erſter Weg nach ſeiner Ankunft war natürlich zu Eugenien, die ihre Freude nicht verbergen konnte, als ſie ihn wiederſah; doch mußte ſie ihr Gefühl in Feſſeln legen, da ſich ihr Vater und Helfenſtein im Zimmer befanden. Er konnte ihr daher nur durch Zeichen zu verſtehen geben, daß Alles glücklich beſorgt ſey und fand in einem freundlichen Lächeln Belohnung für ſeine Mühe. Der Präſident, der bisher angelegentlich mit dem Hauptmann über einige ſtaatswirthſchaftliche Gegenſtände geſprochen hatte, wandte ſich nun zu Otto und ſagte: »Aber, mein lieber Couſin, was treiben Sie denn eigentlich hier in der Reſidenz? Womit beſchäftigen Sie ſich, und welchen Zweck haben Sie vor Augen?« — »Die Frage iſt ſo leicht nicht zu beantworten, Herr Präſident,« entgegnete der Angeredete, »denn in Ihren Augen möchte mein ganzes

Thun, Treiben und Wollen als ein leeres Nichts erſcheinen, da es mir doch wichtig genug ſcheint, meine Zeit damit auszufüllen.« — »Laſſen Sie ſich nichts weiß machen, Papa,« fiel Eugenie ein, »der Vetter iſt zu beſcheiden, um ſein tiefes Streben zu enthüllen und ſein hohes Ziel bekannt zu machen, ehe er es erreicht hat; er beſchäftigt ſich aber, wie ich gewiß weiß, mit zwei ſehr nützlichen Dingen.« — »Ei, ei,« ſagte der alte Herr, »und Dich, mein Kind, hat er in ſeine Geheimniſſe eingeweiht?« — »Das eben nicht,« erwiederte ſie, »aber mein Scharfſinn hat ſie errathen, und deshalb trage ich auch kein Bedenken, ſie auszuplaudern.« — »Da wäre ich doch begierig,« ſagte der Präſident, »Du biſt wahrlich ein geborner Diplomat, mein Töchterchen, laß hören.« — »Nein, Papa, die erſte Tugend eines Diplomaten iſt Discretion; es müßte denn ſeyn, daß der Vetter ſelber die Erlaubniß gäbe.« — »Gewiß,« ſagte Otto, »es wäre ja tyranniſch, einer Dame zuzumuthen, ſie ſolle ein Geheimniß für ſich behalten.« — »Wie ungalant,« verſetzte Eugenie ſchnell, »ja ich möchte ſagen, wie un-

höflich, und ob ich gleich jetzt die schönste Gelegenheit hätte, zu trotzen und zu schweigen, so soll doch der gute Papa nicht darunter leiden, und dem boshaften Vetter zum Trotz will ich es sagen. Dieser junge Mann, dieser nouveau débarqué, der noch nicht so viele Tage in der Residenz lebt, als er Jahre zählt, trägt einen Weltverbesserungsplan mit sich herum und will zu diesem Ende eine Erziehungsanstalt für — Töchter edler Herkunft in Sonnenstadt anlegen. Zu diesem Zwecke studiert er eifrig die Kochkunst, Heraldik und die grammaire des Dames.«

Alle lachten laut auf, als sie endete, mehr aber eigentlich über die komisch ernste Miene, die sie dabei machte, als über ihren Einfall. Otto, der gerade nicht in der Stimmung war, sich necken zu lassen, und obendrein im Stillen Eugeniens wunderliche, wie es ihm vorkam, nicht ganz natürliche Lebhaftigkeit mit dem ungezwungenen Wesen der holden Anastasie, zu der er sich insgeheim zurücksehnte, einen so tiefen Eindruck hatte sie auf ihn gemacht, zu vergleichen anfing, suchte das Gespräch auf ei-

nen anderen Gegenſtand zu leiten, und ſagte daher: »Liebe Eugenie, Ihr Geſang ſoll noch beſſer ſeyn als Ihr Humor; den letzteren kenne ich und erwarte eben deswegen um deſto mehr von dem erſteren. Wollen Sie nun recht gut ſeyn, ſo erfreuen Sie mich und uns Alle mit einem Liede.«

»Nun,« erwiederte ſie, »weil Sie doch im Ganzen ein guter, gefälliger Menſch ſind, ſo muß man Ihnen ſchon etwas zu Liebe thun.« Sie ließ ihre Harfe bringen, ſetzte ſich mit unnachahmlicher Grazie mit derſelben hin und ſpielte und ſang, mit ausgezeichneter Meiſterſchaft und tiefſtem Gefühl, folgende Strophen:

»Mein Vaterland! O wenn ich dein gedenke,
Verjüngt ſich jeder Nero' in meiner Bruſt;
Und ob ich abwärts auch die Schritte lenke,
Erfüllt mich doch des Wiederſehens Luſt.
Die Flur, der Hain, der Wald ringsum verwandeln
Sich in den Boden, den zuerſt ich ſah,
Und alles Streben, alles Denken, Handeln
Vereinet in dem Wunſche ſich: Dir nah',
Mein Vaterland!

Mein Vaterland! Als ich von dir geſchieden,
Da nahm ich Erde deines Bodens mit;
Auf meinem Herzen ruhte ſie in Frieden,
Ob wild umher auch rings der Hader ſtritt.
Sie war mein Heiligthum in fernem Lande,
Wo Alles ſcheu den düſtern Fremdling mied,
Sie tröſtete, ſie linderte die Bande,
Und jubelnd ſang ich, als geweihtes Lied:
Mein Vaterland!

Mein Vaterland! Ich kehrte zu dir wieder,
Und ſüſſe Hoffnung ſchwellte mir die Bruſt;
Die heil'ge Erde ſtreut' ich dankend nieder,
Und dich umfing mein Blick mit reiner Luſt.
Wohl war die Fremde mir nicht leer geblieben,
Denn ſüſſe Liebe hatte mich beglückt,
Doch ward vom heiſſen Drang ich fortgetrieben,
Bis ich dich wiederſah. Ich rief entzückt:
Mein Vaterland!

Mein Vaterland! Wie grüßt' ich dich ſo muthig,
Wie hab' ich dich ſo ſelig angeblickt.
Ach! deiner Söhne Thränen fand ich blutig,
Des weiſſen Adlers Schwingen, weh! geknickt.
Da riß ich meine Liebe aus dem Herzen,
An ihre Stelle bettet' ich den Haß.
Ich fühle tauſendfältig deine Schmerzen,
Und rufe klagend, ohne Unterlaß:
Mein Vaterland!

Mein Vaterland! Du darfſt nicht länger ſchmachten,
Gedrückt, gepeinigt von des Zwingherrn Hohn;
Die fremden Völker würden Dich verachten,
Und nimmermehr ertrüge das dein Sohn.
Des Herzens Gluth will mit dem Schwert ich fächeln,
Nur dir allein ſey meine Kraft geweiht;
Nicht eher ſoll mir Luſt und Liebe lächeln,
Als bis ich dich im heißen Kampf befreit,
Mein Vaterland!«

Thränen erſtickten ihre Stimme, als ſie die letzten Worte ſang, denn ihr Gefühl hatte ſie überwältigt. Raſch ſtieß ſie die Harfe von ſich, daß die Saiten klagend in Diſcorden zitterten, und eilte davon. Helfenſtein und der Präſident ſahen ihr erſtaunt nach. Otto war tief ergriffen, und eine Vermuthung, die er ſchon ſeit längerer Zeit hegte, ward plötzlich faſt zur klaren Gewißheit in ſeiner Seele. »Es iſt ein wunderliches Kind, meine Eugenie,« ſagte der Präſident, »ſie iſt faſt nur aus Extremen zuſammengeſetzt; ich will doch nachgehen und ſehen, wo ſie geblieben iſt. Excuſe, meine Herren!« Mit dieſen Worten ging er fort. »Wie kommt ſie nur zu dem polniſchen Liede?« fragte

der Hauptmann mit forschendem Blicke unseren Freund. — »War das ein polnisches Lied?« antwortete dieser unbefangen, »das habe ich über dem schönen Gesange nicht einmal bemerkt.« Der Hauptmann schüttelte den Kopf und schwieg.

XII.

Herthal hatte an jenem Abende den unglücklichen Mystiker sicher aus dem Bereiche der Zechbrüder geführt, sich dann unter einem gleichgültigen Vorwande von ihm losgemacht, und war darauf wieder zu der ehrenwerthen Gesellschaft zurückgekehrt; denn es lag ihm daran, den kleinen, boshaften Schneider, mit welchem er seit einiger Zeit in einer gewissen Verbindung stand, zu sprechen. Als er jedoch wieder in der Schenke anlangte, mußte er, zu seinem größten Erstaunen und Verdrusse, finden, daß Knausbergs geistige Gabe leider zu sehr ihre Herrschaft über die verschiedenen Ge-

müther ausgeübt habe. Die verſchiedenen Partheien hatten ſich ſtreng von einander getrennt, und ein heller Krieg war zwiſchen ihnen ausgebrochen; die freiheitsliebenden Söhne des Vaterlandes zerfleiſchten ſich jetzt einander ſelbſt, obgleich ſie im Grunde dieſelbe Anſicht hatten. Freiheit wollten ſie Alle, das heißt Freiheit nach ihren Begriffen: keine Polizei, keine Abgaben und keine Zünfte; nur divergirten ſie darin, daß die Eingebornen erklärten, ſie würden künftig keine Ausländer als Meiſter dulden. Dies hatten die Ausländer natürlich übel genommen und es war zwiſchen einem Bruder Hamburger und einem Bruder Sonnenſtädter bis zu unzweideutigen Thätlichkeiten gediehen. Die gegenſeitigen Freunde nahmen Theil; die inländiſche Parthei, als die ſchwächere an Kräften, wenn auch nicht an Zahl, hatte ſich hinter den Bierbänken und Tiſchen verſchanzt, und der kleine bucklichte Schneider, ihr Redner und Anführer, ſah ſich genöthigt, den hohen Ofen zu erklettern, um unter der Menge hervorzuragen und ſeine Befehle zu ertheilen. Von dieſer erhabenen Stellung herab feuerte er die Seinen

zum Kampfe an, gerieth aber ſelbſt dabei in groſſe Gefahr, denn der dem Leſer wohlbekannte empfindſame Grobſchmidtsgeſelle, der zu ſeinen Gegnern gehörte, hatte ſich bis an den Ofen gedrängt, ſtemmte ſich mit Leibeskräften dagegen und trachtete nach nichts Geringerem, als nach dem Ruhme, dieſe hohe Schutzwehr des heroiſchen Schneiders umzuwerfen, und denſelben unter ihren Trümmern zu begraben. Umſonſt ſuchte der dicke Wirth, den Angſt und Furcht behende machten, die ſtreitenden Mächte zu verſöhnen, — Alles war vergebens; ſeine fette Stimme verhallte ungehört. Ja es half ihm ſelbſt nichts, daß er mit der hochlöblichen Polizei, der ultima ratio regum, drohte; die Kämpfenden wußten zu gut, daß es nicht ſein Ernſt war, indem er dadurch zwiſchen Thür und Angel, wie es im Sprichworte heißt, gerathen wäre, einerſeits, weil er über die ſogenannte Bürgerſtunde hinaus Gäſte bewirthet hatte, andererſeits, weil er durch einen ſolchen Gewaltſtreich ſich für die Zukunft gerade um alle dieſe Gäſte gebracht hätte. Er wankte daher überall dahin, wo der auf- und abſchwan-

kende Kampf Lücken entſtehen ließ; aber auch er bekam, wie weiland Sancho Panſa, mit dem er, was das Aeuſſere betraf, groſſe Aehnlichkeit hatte, ſein Theil Prügel und Püffe, und ſein Friedensruf verſcholl wie die Stimme des Predigers in der Wüſten.

Der Kampf hatte eben die höchſte Hitze erreicht in dem Augenblicke, wo Herthal eintrat; es ward dieſem nicht ganz wohl zu Muthe, als er die Verwirrung erblickte, hauptſächlich wegen der Folgen, die daraus entſpringen konnten, wenn die Polizei oder die Wächter, durch den Lärm aufmerkſam gemacht, eindrangen, die ganze hochanſehnliche Verſammlung aufhoben, und ihr für die Nacht, bis auf weiteres, ein geräumigeres Quartier anwieſen. Schon war er im Begriff, ſich unbemerkt davon zu ſchleichen, als ihm gerade noch zu rechter Zeit ein vortreffliches Paçificationsmittel einfiel, das er auch augenblicklich mit dem beſten Erfolg in Anwendung brachte. Er ergriff nehmlich eine ziemlich groſſe Wanne voll Waſſer, die auf dem Schenktiſche ſtand, und in welcher der Wirth die Gläſer zu ſchwenken pflegte. Dieſe

hob er mit nervigen Armen hoch empor und goß ihren ganzen Inhalt über ſämmtliche Kämpfer aus. Augenblicklich trat ein tiefes Schweigen und ein gänzlicher Waffenſtillſtand ein. Alle drehten ihr erhitztes Haupt nach der Gegend, von welcher aus dieſe Sündfluth ſie zu überſchwemmen ſchien, und waren im Begriff, ihren ganzen Zorn vereint gegen den Urheber derſelben zu wenden, als ſie noch zur rechten Zeit Herthal erblickten, dem ſie ſeit mehreren Wochen manche fröhliche Stunde verdankten, und der in ſehr hohem Anſehen bei ihnen war, da er, wie er äuſſerte, nur aus Vorliebe für den edlen Handwerkerſtand ſie oft beſuchte, mit ihnen ſchwatzte, und dann nie unterließ, ſie nach ihres Herzens Luſt weidlich zu tractiren. Er war dadurch, in ſeiner Meinung, ein Mann des Volkes geworden (denn Pöbel und Volk waren bei ihm Synonyme), und durchaus nicht ohne Einfluß geblieben. Deshalb gelang es ihm auch jetzt, die Zwietracht zu verbannen und die feindlichen Häupter zu verſöhnen, indem er ihnen bemerklich machte, wie ſehr ſie ſich ſchadeten, wenn ſie ſich der Freiheit wegen in die

Haare fielen, noch ehe ſie die Freiheit errungen hätten. Die durch den Waſſerguß abgekühlten Gemüther ſahen das ein, und die feindlichen Häupter, der bucklichte Schneider, den man von ſeinem Thron herunter heben mußte, da ſeine kurzen Beinchen nicht die Ofenbank zu erreichen vermochten, ſo wie der empfindſame Grobſchmidtsgeſelle, fielen ſich gerührt in die Arme und feierten ihre Verſöhnung in einem tüchtigen Schnapſe, der ihnen auf Herthal's Veranſtaltung und Koſten von dem beruhigten Wirthe dargereicht wurde.

Der gewandte Referendar wußte jetzt ſämmtliche Anweſende dahin zu beſtimmen, daß ſie ſtill und in ſehr kleinen Abtheilungen, zu zweien oder dreien, das Haus verlieſſen. Der kleine Schneider begleitete ihn zuletzt bis an ſeine Wohnung, und mußte ihm verſprechen, am nächſten Sonntage bei ihm zu frühſtücken, damit ſie ſich ausführlich über das Maaß zu einem neuen Kleide, das Vielen paſſen ſollte, beſprechen könnten.

Als Herthal in ſein Zimmer trat, fand er ein verſiegeltes Packet auf dem Tiſche. Neu-

gierig brach er es auf. Es enthielt Wernholds Märchen, das unter Herthal's Namen in einem verrufenen Journale abgedruckt war, zugleich mit einem Geldpakete, als Honorar, und einer Bitte des Redacteurs, eines feilen Buchhändlers, um ähnliche pikante Beiträge. Dies war ihm im Ganzen gleichgültig, das Geld kam ihm indessen jetzt gelegen, da er es wohl brauchen konnte, und er beschloß, es Wernhold erst später, wenn seine Verhältnisse sich geändert haben würden, wie er das fest erwartete, auf eine oder andere Weise wieder zu erstatten, bis dahin aber darüber zu schweigen; denn Herthal hatte, wie so viele Afterliberale unserer Zeit, den jesuitischen Grundsatz angenommen, daß der Zweck die Mittel heilige.

XIII.

Otto wünschte Eugenie ausführlich von Allem zu unterrichten, woran ihn bei dem ersten Besuche nach seiner Rückkehr von Waldhausen

ihr wunderliches Benehmen gehindert hatte; er ging daher am folgenden Tage wieder zu ihr, und fand sie, wie er erwartete, allein. Sie nahm ihn äusserst freundlich und gütig auf, ließ sich Alles von ihm erzählen, und sagte dann: »Ihre That, lieber Waldner, trägt die Belohnung in sich, denn ein reineres und liebenswürdigeres Geschöpf als diese Anastasie giebt es schwerlich auf Erden. Wäre ich ein Mann, so müßte sie mein werden, und sollte ich sie einem Löwen abkämpfen.« Otto erröthete, denn auch in seinem Herzen regten sich ähnliche Gefühle; aber er hatte noch nicht gewagt, sich selbst zu gestehen, was er empfand. Um seine Verlegenheit zu verbergen, lenkte er daher das Gespräch auf den Obristen, und erzählte, weitläuftig in dessen Lob ausbrechend, wie er und die Seinen diesem edlen Manne so Grosses verdankten. Jetzt war die Reihe des Erröthens an Eugenie gekommen, aber sie wußte, geschickt in den Künsten der Gesellschaft, schnell Herrin darüber zu werden, und zu thun, als ob sie nur gleichgültig zuhöre. Die Bewegung, die in ihrem Innern vorging, war je-

doch unſerem Freunde nicht entſchlüpft; er trat wohlmeinend auf ſie zu, ergriff ihre Hand und ſagte mit herzlichem Ton: »Eugenie, der Obriſt iſt Ihnen nicht ſo gleichgültig, wie Sie mich glauben machen wollten; über Ihrem Verhältniſſe zu ihm, wie über dem ſeinigen zur Welt, liegt ein geheimnißvoller Schleier. Ich bin ihm gut, aus Dankbarkeit, Ihnen aus Zuneigung — nehmen Sie mich zum Bundesgenoſſen an! einen treueren und ergebneren Verbündeten werden Sie ſo leicht in Sonnenſtadt nicht finden.« Er ſchwieg und erwartete ihre Antwort. Sie lachte laut auf, und ſagte dann im ſpöttiſchen Tone: »Ich glaube, Sie träumen am hellen Tage, lieber Waldner, was geht mich der polniſche Obriſt an? Ich bin ihm nicht geneigter als allen Polen, und wenn ich den armen Leuten eine politiſche Selbſtſtändigkeit wünſche, ſo geſchieht das nur ihres herrlichen Nationaltanzes, der prächtigen Maſurka wegen, die ich leidenſchaftlich liebe. Sollte ich« — ſetzte ſie hinzu — »einmal in ein Liebesverhältniß treten, wovor mich Gott bewahre, ſo werde ich nicht ermangeln, Sie als meinen Poſtillon

d'amour in Dienſt und Sold zu nehmen, und will, da Amor, wie es heißt, die Menſchenkinder mitunter überraſcht, ſchon jetzt im Voraus bei unſerem Hofſchneider Ihre Livree, roſenroth mit grün und Gold, beſtellen, damit Alles zu rechter Zeit fertig iſt, und Sie durch nichts abgehalten werden, Ihren Dienſt anzutreten.«

Otto wandte ſich verletzt ab und konnte kaum ſo viel über ſich gewinnen, ſeines Unmuthes Meiſter zu werden. Er kannte das weibliche Herz nicht, ſonſt würde er den Fehlgriff, ſich ſeiner reizenden Couſine als Vertrauten anzubieten, nicht begangen haben. Liebe und Vertrauen wird von keinem Weibe angenommen als dargebotene Spende, ſondern aus freier Wahl verſchenkt. Unſer Freund wußte in dieſem peinlichen Augenblicke nicht, was er erwiedern ſollte und hielt in der Verlegenheit Eugeniens Papagei ſeinen Finger zum Spielen hin. Der boshafte Vogel unterließ nicht, ihn tüchtig zu beiſſen, ſo daß Waldner raſch die Hand zurückzog. »Hat mein Jako Ihnen weh gethan?« fragte Eugenie, als ſie es bemerkte, theilnehmend. — »Nicht ſo weh, als ſeine Ge-

bieterin eben,« erwiederte er. — »Lieber Vetter,« sagte sie, »ziehen Sie wieder auf Ihr Gut! für diese Welt sind Sie viel zu sentimental. Glauben Sie mir: mit solchen Anlagen können Sie es bald dahin bringen, daß man Sie in Ihrer Gutmüthigkeit mißbraucht und hinterdrein — verlacht.«

Die Bemerkung traf; denn Otto machte nicht zum ersten Mal in seinem Leben eine unangenehme Erfahrung der Art. Er wußte jedoch Eugenien nichts darauf zu erwiedern und beharrte daher in seinem Stillschweigen. Es entstand eine Pause, während welcher sie mit dem Vogel scherzte, und er, ohne doch eigentlich Interesse daran zu nehmen, der hübschen Gruppe zusah. Welch ein wunderliches Geschöpf, dachte er bei sich selbst, so viel Reiz, so viel Anmuth, und doch ein Gemüth wie Aprilwetter.

In diesem Augenblicke trat der Präsident, dem Anscheine nach in gewaltiger Aufregung, mit einem Briefe in der Hand herein. »Denk Dir, mein Kind,« sagte er, zu Eugenien gewandt, ohne Otto's Gegenwart zu bemerken,

»der vermaledeite Geist des Aufruhrs hat sich auch in Deutschland verbreitet, und die loyalen Sachsen, dieses ruhige, gehorsame Volk, haben die Fahne der Empörung aufgepflanzt. Leipzig hat begonnen; Dresden, die Residenz, folgte, und die Herzogthümer werden, als getreue Assen, nicht ausbleiben. Ueberall soll die alte gute Verfassung umgestossen, und eine neue, bei der der gemeine Pöbel das Recht haben will, in Allem, was den Staat angeht, seine Meinung abzugeben, dagegen eingeführt werden.« — »Eine ständische Verfassung ist auch der einzige Weg zu einer wirklichen Freiheit, und der Beamtendespotismus hat in Deutschland so entsetzlich um sich gegriffen, daß man dem Bürger es nicht verdenken kann, wenn er, der die Stütze des Staates ist, nicht länger als eine Null betrachtet seyn will,« bemerkte Otto. — »Ah,« sagte der Präsident, sich umwendend und ihn erblickend, »sind Sie da, Cousin? mit Ihnen, mein Kind, werde ich alter, erfahrener Mann mich doch nicht in einen Streit über Staatsverwaltung einlassen sollen? das wäre Thorheit! denn Ihr jungen Brauseköpfe, Ihr

wollt Alles reformiren in Eurer Weisheit, blos weil Ihr es nicht gemacht habt.« Otto schwieg, weil er den alten Herrn nicht beleidigen wollte in seinem eigenen Hause, was unfehlbar geschehen wäre, sobald er seine Ansichten offen dargelegt hätte. Wie erstaunte er aber, als Eugenie, die unterdessen den Brief gelesen hatte, ausrief: »In Sachsen ist das vorgefallen? — ja, lieber Vater, das ist schändlich.« — »Schändlich?« wiederholte Otto verwundert. — »Allerdings« — fuhr sie fort — »ist es schändlich, wenn ein Volk sich gegen seinen rechtmäßigen angeerbten Herrscher auflehnt, wie hier der Fall war.« — »Aber gegen den König ist ja nichts geschehen,« sagte Otto, »nur gegen einige schlechte Beamte.« — »Das ist gleich,« entgegnete Eugenie, »die Obrigkeit ist vom Könige eingesetzt; wer sich an ihr vergreift, vergreift sich an ihm, und das ist auf keine Weise der rechte Weg, den ein Volk einschlagen soll, um sich Abhülfe dessen, was drückend auf ihm lastet, zu verschaffen. Ganz anders ist es, wenn eine Nation, wie die Griechen z. B., denen ein fremder Herrscher aufgedrängt wurde

vom Schickſal, der ſie tyranniſirt, ihre Feſſeln zerbricht und bis auf den letzten Mann für ihre Freiheit kämpft. Hier waltet ein gutes Recht, dort nur Verbrechen, und tief verachten muß ich jeden Deutſchen, der den Gedanken auch nur einen Augenblick hegen kann, eine ſolche gewaltſame Abänderung der Regierung und Obrigkeit ſey möglich und erlaubt.«

Hier ſchwieg ſie, und Otto griff zu ſeinem Hute, denn er war ganz irre an ihr geworden und im Begriff, ihr etwas Bitteres zu ſagen; der Präſident hatte ihr wohlgefällig zugehört, und bemerkte nun mit einem ſpöttiſchen Seitenblicke: »Ich möchte wohl wiſſen, was unſer Couſin hier thun würde, wenn ähnliche Unruhen in Sonnenſtadt, oder in unſerem Fürſtenthume ausbrächen.« — »Da ich weder ſelbſt Staatsdiener, oder Sohn eines Staatsdieners, noch auf der anderen Seite ein ſogenannter Demagoge bin, meine Meinung auch gar zu unbedeutend iſt, ſo erlauben Sie mir dieſelbe für mich zu behalten, bis es einmal dahin kommt, und ich darum befragt werde,« antwortete er. — »Dahin wird es und kann es

nie kommen,« versetzte der Präsident, mit einem gewissen Stolz; »unser gnädigster Herr ist die Liebe selbst und angebetet von seinen Unterthanen, unsere Verwaltung gehört zu den besten in ganz Europa, und unsere Bürger sind treffliche, friedliebende, an stricten Gehorsam gewöhnte Menschen. Eh' wird mein in Ehren ergrautes Haar wieder blond, wie es in meiner frühsten Jugend war, ehe sich auch nur eine Stimme oder eine Hand in solcher Absicht erhebt. Und wenn Sie überhaupt nicht reden dürften bis dahin, so würden Sie wohl zu einem ewigen Schweigen verdammt werden, cher cousin!«

Otto erwiederte nichts, sondern empfahl sich schweigend, fest entschlossen, das Haus des Präsidenten, nach den mannichfaltigen Kränkungen, die er heute dort erfahren, für's Erste nicht wieder zu betreten. Wir werden im Laufe der Begebenheiten sehen, ob er sein Wort standhaft hielt.

XIV.

Die schöne Herbstsonne, die ihm entgegen lächelte, als er wieder in das Freie trat, verlockte ihn, einen Spazierritt zu machen. Er ließ daher sein Pferd satteln, und schlug, ohne eigentlich sich eines Zwecks bewußt zu seyn, die Straße, die nach Waldhausen führte, ein. Dicht vor dem Thore begegnete ihm Herthal, der ihm winkte, zu halten, und ihn, als er es that, ermahnte, doch ja am Abende den akademischen Clubb nicht zu versäumen. Herthal, so wie Mansert und Knaufberg, waren, jeder in seiner Art, unserem Freunde fatal geworden seit den letzten Tagen, und er suchte ihre Gesellschaft daher so viel wie möglich zu vermeiden. Deshalb erwiederte er, daß er verhindert werde, zu kommen, und als jener fragte, wodurch, antwortete er, da ihm in der Eile nichts Anderes einfiel, er habe einem Bekannten in Waldhausen versprochen, heute bei ihm zu speisen und den ganzen Tag bei ihm zuzubringen,

müſſe obendrein eilen, da er ſich bereits verſpätet habe. Jener wurde ungehalten und ſuchte ihn zum Dableiben zu bewegen, indem er einige geheimnißvolle Winke von groſſen Ereigniſſen fallen ließ, welche Otto indeſſen zum Theil wirklich nicht verſtand, zum Theil nicht verſtehen wollte. Er beurlaubte ſich deshalb baldmöglichſt von ihm, gab ſeinem Pferde die Sporen und ritt im ſchärfſten Trabe auf der Straſſe nach Waldhauſen fort, um ſich ſelbſt nicht Lügen zu ſtrafen. Aus dem Trabe wurde bald Galopp, ſo »daß Roß und Reiter ſchnoben und Kies und Funken ſtoben,« wie Bürger ſingt. Otto hatte ſchon das letzte Dorf vor Waldhauſen erreicht und hoffte in einem halben Stündchen ſeine lieben Freunde begrüſſen zu können, als das Roß plötzlich einen Fehltritt that und mit ihm ſtürzte. Der Fall war jedoch glücklicher Weiſe ſo gefährlich nicht, unſer Freund arbeitete ſich ſogleich wieder empor, und ward, hinſichtlich der Wohlfahrt ſeines eigenen Leibes, bald beruhigt, als er ſah, daß er mit beiden Beinen feſt auftreten könne, obwohl ihm die Glieder von der ſtarken Erſchütterung ziemlich

ſchmerzten. Nicht ſo gut war es dem armen Pferde geworden, es koſtete Mühe, daſſelbe wieder in die Höhe zu bringen, und Otto bemerkte, als er es von Neuem beſtieg und weiter reiten wollte, zu ſeinem größten Leidweſen, daß das gute Thier hinkte. Er ſchwang ſich daher augenblicklich wieder aus dem Sattel, und beſchloß, da Waldhauſen ganz nahe war, es vollends bis dahin am Zügel zu geleiten und den kurzen Weg langſam zu Fuße zurückzulegen. So unangenehm ihm auch das ganze Ereigniß war, ſo tröſtete er ſich doch auf die gute deutſche Weiſe, welche die Franzoſen ſcharf treffend bonheur allemand zu nennen pflegen, mit dem Gedanken, daß es viel ſchlimmer hätte ablaufen können, und ſchritt gemächlich vorwärts. Aber auch ihm war das Gehen eben ſo unbequem, und Waldhauſen ſchien, wie das mit jedem Ziel dem müden Wanderer zu gehen pflegt, ihn mit ſeiner Nähe zu täuſchen, und nach dem Maaße, wie er vorſchritt, ſich eigenſinnig zu entfernen, ſtatt zu nähern. Ein kleiner Anflug böſer Laune begann bereits ſich ſeiner Seele zu bemächtigen, als er plötzlich das Rollen ei-

nes Wagens vernahm. Nichts hätte ihm angenehmer seyn können; augenblicklich stand er still und erwartete die Annäherung desselben. Ein einzelner Reisender saß darin, der alsbald halten ließ, als er Otto's Verlegenheit gewahrte, und ihm höchst freundlich einen Platz anbot, den unser Freund mit grossem Danke annahm. Das Pferd wurde dem Kutscher übergeben, und langsam rollte der Wagen auf Otto's Bitte weiter. Die beiden Herren begrüßten sich jetzt, und knüpften bald ein interessantes Gespräch an, da Otto in dem gefälligen Fremden einen jungen Gelehrten, den Redacteur einer in Sonnenstadt erscheinenden belletristischen Zeitschrift erkannte, welche, um der strengen Censur dort auszuweichen, in Waldhausen gedruckt und angeblich verlegt wurde. Ihre Unterhaltung wandte sich auf die gefeierten Schriftsteller des Tages, stimmte in Manchem überein und so erreichten sie, trotz dem langsamen Fahren, Waldhausen weit schneller, als Otto es nur vermuthet hatte. Sie stiegen im Wirthshause ab, und nahmen Abrede, jedenfalls noch an demselben Tage zurückzufahren, da des Ge-

lehrten Geſchäfte bald beendigt waren, und Otto, ſo ſehr er auch wünſchte, vor Abend wieder in Sonnenſtadt einzutreffen, doch ſein armes Pferd nicht über die Gebühr anſtrengen wollte, zumal da er noch nicht wiſſen konnte, ob es nicht am Ende ſchwerer, als er glaubte, beſchädigt ſey.

Der herbeigerufene Thierarzt beſtätigte ſeine Vermuthung, und war der Meinung, daß das edle Roß, wenigſtens einige Tage, guter Pflege bedürfe. So ungern Otto ſich auch von ihm trennte (es war ſein Lieblingspferd und er hatte es von dem Geſtüte auf den väterlichen Gütern kommen laſſen), ſo beſchloß er doch, es der Sorgfalt des geſchickten Mannes zu übergeben, und es ſpäter, wenn es völlig hergeſtellt, ſelbſt wieder abzuholen. Nachdem er darauf mit dem Doctor Werkmann, ſo hieß der Redacteur, die Stunde ihrer Abfahrt feſtgeſetzt hatte, begab er ſich, ohne etwas zu genieſſen oder ſich überhaupt einige Raſt zu geſtatten, zu ſeinen polniſchen Freunden; zog ihn doch das Herz dahin, da mußten wohl alle anderen Bedürfniſſe ſchweigen.

Anaſtaſie kam ihm beſorgt und theilnehmend entgegen; ſie hatte ihn in die Stadt fahren ſehen, und bemerkte, daß das Reitpferd angebunden nebenher hinke; an ſeinen Kleidern, die er noch nicht ganz und gar wieder hatte ordnen können, ſondern nur von dem Hausknechte des Wirthshauſes oberflächlich hatte reinigen laſſen, wurde ſie bald gewahr, daß ihn, und nicht ſeinen Begleiter, ein Unfall betroffen habe, und forſchte nun ängſtlich, ob er auch nicht verletzt ſey. Sie mußte ſich natürlich wieder des Lateiniſchen bedienen, da unſer Freund bekanntlich kein Polniſch verſtand, und ſie keine andere lebende Sprache kannte; aber das ſtrenge Idiom der alten Römer klang in ihrem Munde ſo reizend, daß trotz der vielen Barbarismen und Quantitätsfehler, welche ſie unwiſſentlich einflieſſen ließ, ihr ſelbſt der verſtockteſte Philolog (bekanntlich die intoleranteſte Gelehrtenkaſte auf Erden) mit dem größten Vergnügen zugehört und darauf geſchworen haben würde, ſie rede weit eleganter, als weiland der heidniſche Bürgermeiſter Marcus Tullius, mit dem Beinamen Cicero. Otto fand natürlich ein ſehr groſſes

Wohlgefallen daran, und bat, als der Obriſt dazu gekommen war, und ſich erbot, den Dollmetſcher zwiſchen Beiden zu machen, da ihnen die todte Sprache doch unbequem ſeyn müßte, dieſen, ſie ja nicht zu ſtören, ſondern ſich derſelben auch zu bedienen. Lachend willigte jener ein, und ſie brachten mehrere Stunden auf dieſe Weiſe in traulichem Geplauder zu, wobei Otto ſich nicht ſatt ſehen konnte an der liebenswürdigen Geſtalt und dem holden Weſen ſeiner kleinen Freundin, deren Züge ſich immer tiefer in ſeine Seele gruben.

Endlich ſagte Krasziczky einige Worte auf Polniſch zu ſeiner Schweſter, und ſie verließ, unter irgend einem Vorwande, das Zimmer. Als die beiden Männer ſich allein befanden, hub der Obriſt auf Deutſch an: »Ich fühle nur zu lebhaft, lieber Waldner, und bin auch überdies in der letzten Zeit durch Briefe davon überzeugt worden, daß man Sie mit Unrecht zum Theilnehmer und Gehülfen bei einem Geheimniß machte, das von groſſer Wichtigkeit iſt, ohne Ihnen daſſelbe zu enthüllen. Zwar bemerkte man mir, daß Sie, im Fall böſe Fol-

gen, was nicht unmöglich wäre, daraus entſprängen, durchaus ohne alle Verantwortlichkeit daſtänden, wenn Sie alsdann von Ihrer Regierung zur Rechenſchaft gezogen würden; allein ſolche Umwege und Ausflüchte ſind mir überhaupt verhaßt, und jetzt beſonders, da ich Sie für zu gut und für zu tüchtig halte, um zu dulden, daß man ſich Ihrer als blindes Werkzeug bediene.« — »Hier iſt nur eine Frage,« entgegnete Waldner, »die ich Ihnen als einem Ehrenmanne vorlege: werde ich mich je der Sache zu ſchämen haben, wenn es bekannt wird, daß ich dabei behülflich war?« — »Nein, bei Gott nicht,« verſetzte der Pole, und ſeine Augen flammten. — »Nun ſo verlange ich auch nicht, in Verborgenes eingeweiht zu werden, zumal da ich zwei edlen Frauen gelobte, ſchweigend zu handeln, und, ſo ſehr mir auch Manches fremd erſcheine, durchaus nicht zu forſchen,« war die Antwort. — »Das iſt ſehr brav,« entgegnete der Obriſt, »und ich erkenne daran Ihres Vaters Sohn. Aber Sie ſind mir zu ehrenwerth, und ich muß reden, wenn ich auch gleich Ihre Theilnahme dadurch verlieren

kann. Es ſteht nachher bei Ihnen, ob Sie unſer Geſpräch den verbündeten Frauen mittheilen wollen oder nicht. Wiſſen Sie alſo: als Frankreich ſich von dem Joche der Bourbons befreite, da dämmerte in uns für Polen ähnliche Hoffnung auf, den fremden Scepter zerbrechen zu können, und ſeine Söhne unter einem ſelbſtgewählten Herrſcher wieder zu einem Reiche zu vereinen. Ich hatte mich ſchon früher freiwillig verbannt und lebte in der groſſen Woche zu Paris; daß ich für die drei Farben focht, brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen. Bald darauf traten die Söhne Sarmatiens, die fern vom heimiſchen Boden lebten, zum Bunde zuſammen und beſchloſſen, ſich mit Gleichgeſinnten im Vaterlande zu ähnlichem Zwecke in Verbindung zu ſetzen. In dieſer Abſicht ging ich nach Sonnenſtadt, wo ich vorher gelebt hatte und mir ein ſchönes Glück erblüht war, zurück, um meinem geliebten Polen näher zu ſeyn. Der dortige kleine und deshalb ängſtliche Hof ward aufmerkſam auf mich, und wurde, wahrſcheinlich durch den Betrieb ſeiner geheimen Polizei, deren Exiſtenz ich ahne, aber nicht ge-

wiß behaupten kann, in ſeinem Mißtrauen beſtärkt. Man wollte mich verhaften und meine Papiere unterſuchen laſſen, doch die Alles erſpähende Liebe warnte mich, ich entkam, und ſelbſt meine Geheimniſſe wurden gerettet. Ich war damals Ihr Nachbar im Hôtel, und Anaſtaſie trug mein Portefeuille wohl verwahrt auf ihrem Herzen, als ſie ſich zu Ihnen flüchtete und ſo großmüthig von Ihnen aufgenommen wurde. Das Uebrige wiſſen Sie von meiner Schweſter ſelbſt. Jetzt fragt es ſich, ob Sie mein Freund bleiben wollen, oder ob Sie es für gerathener halten, ſich von mir zurückzuziehen. Hier in Waldhauſen habe ich für's Erſte nichts zu befürchten, da die Regierung dieſes Landes nicht ſo ängſtlich denkt, aber — wenn die groſſe Saat zur Ernte reift, dann kann es gefährlich werden; das überlegen Sie wohl, der Sie Vieles zu verlieren haben.«

Hier ſchwieg er und blickte Otto erwartungsvoll an. Ohne ſich zu bedenken, erwiederte dieſer: »Ich bin Ihr Freund und ich bleibe es. Und wie ſollte ich nicht?« ſetzte er nach einer kurzen Pauſe lebhaft hinzu — glauben Sie

denn, daß die Familie Waldner, so lange noch ein Glied derselben lebt, je vergessen wird, was sie Ihnen verdankt? Uebrigens erscheint mir Ihr Streben höchst ehrenwerth, denn auch mein letzter Blutstropfen gehört meinem Vaterlande, und obwohl der kurze Aufenthalt in Sonnenstadt, wunderlich genug, mich von manchem Wahnbegriffe gänzlich zurückgebracht hat, so habe ich doch eben dadurch besser das Wahre vom Falschen unterscheiden lernen. Deshalb, wo Sie mein bedürfen, rechnen Sie auf mich wie auf sich selbst.«

Er reichte dem Obristen seine Hand bei diesen Worten. Dann begann er nach kurzem Besinnen wieder: »Sie haben mich Ihres Vertrauens gewürdigt, darum muß Alles klar seyn zwischen uns, und als Verwandter habe ich gewissermaßen ein Recht dazu, Ihnen noch eine Frage vorzulegen, obgleich Ihre Mittheilung mir schon Alles deutlich gemacht hat. Halten Sie Ihr Verhältniß zu Eugenien für erlaubt nach den Begriffen eines Mannes von echter Ehre, und glauben Sie es dereinst vor Gottes Richterstuhl verantworten zu können, wenn es

einen ſchlimmeren Erfolg hat, als Sie wähnen?«

»Ja, mein Freund,« ſagte Kraszicky, und ſah ihm dabei mit klarem Blick ins Auge; »Eugeniens Neigung ward mir, als ich daſtand wie ein Schiffbrüchiger auf einer wüſten Inſel; nicht erworben, nicht erbeten, ein freiwilliges Geſchenk, Beiden heilig, denn es war Beider erſte Liebe; meine Seele hatte bisher nur der Durſt nach Ruhm gefüllt. Da rief das Vaterland, und meine erſte Pflicht war, der Geliebten Alles zu vertrauen und ſie zu bitten, ſo ſehr auch mein Herz blutete, das Band, das uns vereinte, zu zerreiſſen. Aber ſie antwortete mir: »»Der Mann muß handeln, das Weib kann nur lieben; ich laſſe Dich nicht. Und wenn auch das größte Unglück deshalb über mich hereinbricht, und ich darin untergehe, ſo werde ich doch nicht elend, denn mein letzter Gedanke biſt Du, und mein letztes Bewußtſeyn das Bewußtſeyn unſerer Liebe.«« Sie iſt meine einzige Vertraute neben Anaſtaſien, und das Gefühl, ſie mein nennen zu können, beſeligt mich für das Höchſte. Ur-

theilen Sie jetzt selbst, ob ich unseren Bund trennen durfte?«

»Wahrlich nein,« entgegnete Otto, »das hätte ihr das Herz gebrochen; denn sie hätte gesehen, daß der Mann, den sie liebte, niedriger stand, als sie. Ich danke Ihnen, Obrist, für Ihr Vertrauen; noch ein Mal: rechnen Sie auf mich, in Leben und Tod. Gegen Eugenie müssen wir übrigens Beide schweigen; denn sie hat mir in echter jungfräulicher Scheu jeden Blick in ihr Verhältniß zu Ihnen versagt. Bei Gott, Sie haben einen köstlichen Edelstein errungen, denn jetzt wird mir Alles klar, und jeder Mißton, den ich in Eugeniens Charakter zu erblicken glaubte, löst sich harmonisch auf.«

Anastasie trat wieder ein. Otto's ganzes Wesen befand sich in hoher Spannung; seine Augen leuchteten, seine Wangen blühten lebhafter als je, und innere Zufriedenheit begeisterte seine Züge. Die Unterhaltung wandte sich auf das Vaterland der lieben Geschwister, und unser Freund wurde nicht müde, ihnen zuzuhören; ja, als Anastasie ein liebliches polnisches Volkslied sang, hätte er ihr vor Entzücken und

Theilnahme um den Hals fallen mögen. Endlich ließ ihm der Doctor Werkmann ſagen, der Wagen warte bereits ſeit einer halben Stunde. Otto mußte aufbrechen. Als ihm Anaſtaſie wieder, in freundlicher Sitte, die blühenden Lippen hinreichte, riß er ſie ungeſtüm an ſich und drückte ihr einen heiſſen Kuß auf den roſigen Mund. Dann eilte er haſtig fort, auf der Straſſe noch oft den Kopf zu den Fenſtern ihrer Wohnung, aus welcher Beide ihn freundlich grüßten, wendend.

XV.

Das Geſpräch der Reiſenden wurde da wieder angeknüpft, wo ſie es am Morgen abgebrochen hatten. »Es iſt jetzt eine ſchlimme Zeit für Schriftſteller,« bemerkte Werkmann, »der Tag verdrängt den Tag, und der Ruf erſtirbt eben ſo ſchnell, als man ihn ſich erwarb. Laſſen Sie uns einmal die Zeit durchgehen, die wir Beide ſelbſt erlebt haben. Als ich vor un-

ungefähr zwanzig Jahren anfing, mich für die Belletristik zu interessiren (ich war damals noch ein ehrenwerther Primaner, und glaubte an Recensionen wie an ein Evangelium), da war vorzüglich Lafontaine der Liebling der Männer und Frauen im Allgemeinen. Eine erhabene Fürstin las ihn wunderlicher Weise neben Jean Paul am liebsten, und seine berühmtesten Romane, wie z. B. die Familie von Halden, Quinctius Heymeran von Flaming u. s. w., durften in dem Bücherschranke eines gebildeten Mannes nicht fehlen. Wenn auch gegen seine wunderliche Weise, auf praktische Art Moral zu predigen, die die Sünde, vor welcher sie warnte, oft mit noch glänzenderen Farben als die Tugend, die sie empfahl, schilderte, sehr Vieles einzuwenden wäre, so verdient doch Lafontaine unbedingt gerechtes Lob, denn er war ein guter Mensch, und wollte das Gute, und das sollte bei einem Dichter immer in Erwägung gebracht werden. Der Befreiungskrieg und die übertriebene Deutschthümelei verdrängten seine Haus- und Familienbilder und weckten neben grosser Kraft auch grosse Anmaßungen.

Geharnischt schritt La Motte Fouque' über die Bühne; seine reiche Phantasie sprach an, sein erstes Auftreten machte grosse Freude, aber der biederbe Freiherr horchte bald zu entzückt auf den Klang seiner Rittersporen, und die Deutschen wurden schnell müde, das Geklirre derselben beständig zu hören, es war ihnen sogar fatal, wenn sie daran dachten, daß es goldene Sporen seyen, und eben so schnell, als Fouque' in der allgemeinen Gunst gestiegen war, sank er auch wieder, zumal seine Poesie in seiner Manier verloren ging. Jetzt wird er gar nicht mehr gelesen, ja kaum befaßt sich noch ein Buchhändler gern mit dem Verlag seiner neuesten Geistesproducte, denn der Leser, der mit der Zeit fortschreitet, findet sich verletzt oder gelangweilt durch den vornehmen Feudal-Aristokratismus, der ihm aus jeder Zeile mit gespreizter Prätension entgegentritt, und Niemand kauft mehr solche Waare. Aber auch seine früheren genialen Werke sind dadurch im Preise gefallen, selbst seine Undine, sein Zauberring, sein Sigurd werden nur noch von Wenigen geschätzt, und er hat seinen kaum

zehnjährigen Ruf auf das Schmählichſte überleben müſſen. Das iſt hart und ungerecht, aber bei uns gewöhnlich. Laſſen Sie mich weiter fortſchreiten. Die Zeit hatte ſich damals ſelbſt überſpannt, und trotz der Ruhe nach jenen Kämpfen, auf welche, wie immer, Aſthenie oder Hyperſthenie folgen mußte, fand ſich doch kein Arzt für den Geſchmack. So kam es, daß der Zauberer Hoffmann, vorbereitet eben durch die Zeit, ſich mit dämoniſchen Kräften gleichſam der Gemüther bemächtigte und ſich zu einer auſſerordentlichen Höhe hinaufſchwang, Alles mit ſich fortreiſſend, denn Alles wollte hoffmanniſiren, und es ging ſeinen Jüngern und der deutſchen ſchönen Litteratur bald wie dem Zauberlehrling Göthe's. Hoffmann rieb ſich ſelbſt auf, mit ihm ſank ſein Ruhm ins Grab, denn auch bei ihm war viel Manier. Jetzt rückte Walter Scott mit ſeinen Brigaden in Deutſchland ein, und Alles ſchwor zu ſeinen Fahnen, Deutſche wie Ausländer — aber ſelbſt dieſe Mode iſt aus der Mode, und wir müſſen erwarten, was ſich nun darbieten wird, um wie eine Seifenblaſe aufzuſteigen, von der Sonne

der Gunst beschienen in bunten Farben zu spielen, und eben so schnell zu zerplatzen.«

Otto hatte den rhapsodischen Bemerkungen seines geistreichen Nachbars aufmerksam zugehört, ohne ihn zu unterbrechen, und sagte jetzt, als dieser inne hielt: »Diese Betrachtungen sind allerdings historisch wahr, aber....« — »Nicht neu, wollen Sie sagen,« unterbrach ihn Werkmann, »das weiß ich nur zu wohl, aber dafür gebe ich sie auch nicht aus; ich wollte Sie nur aufmerksam darauf machen, als auf etwas ganz Gewöhnliches, das Einem jedoch, eben weil es ganz gewöhnlich ist, desto leichter entgeht. Ich weiß auch, daß ich Ihnen noch eine Menge Namen citiren könnte, die dasselbe Schicksal erdulden mußten, wie z. B. sogar Clauren, und solche Alltagsgesellen mehr, auch weit bessere noch; aber wozu? wir treiben ja nicht Grammatik, wo durch die Menge klassischer Beispiele die Wahrheit der aufgestellten Regel bewiesen werden soll, sondern schwatzen blos zum Zeitvertreib über die liebe deutsche Litteratur und ihre Söhne, welche vor allen Dingen ausrufen müssen, man solle den Tag nicht vor dem

Abend loben. Wissen Sie aber, was eigentlich der Fluch ist, der auf uns lastet?«

»Nun?« fragte Otto gespannt.

»Daß die Bildung so allgemein wurde, daß sie nicht mehr in die Tiefe dringt, sondern in die Breite. Ehemals studierte man einen deutschen Klassiker so gut, wie einen griechischen oder römischen, jetzt liest man ihn nur, und Jeder, der lesen kann, glaubt sich auch zum Kritisiren berufen. Genie und Tiefe gelten nicht mehr, nur Talente und Manier von der Mode gestempelt. Und wissen Sie ferner, wem wir diesen Fluch verdanken, der wie eine der sieben Plagen auf uns lastet?«

»Nein,« sagte Otto, »aber ich wünschte es zu wissen.« — »Niemand sonst,« fuhr Werlmann fort, »als den verfluchten — Gott verzeih' mir's — Buchhändlern. Sie haben den nervus rerum, das Geld, in Händen, sie wuchern, schachern und wetteifern unter einander mit dem Genie, das sie bezahlen, und dessen sie sich für schnöden Mammon bemächtigt haben, und anstatt daß sie, wie es gerechten Haushaltern geziemen würde, das gute Alte sollten zu

bewahren ſuchen, ſtreben ſie nur danach, es zu verdrängen, um ihrer neuen, oft, ja faſt immer, auf Beſtellung fabricirten Waare Eingang zu verſchaffen, bei welchem Bemühen ihnen kein Mittel zu gering oder unedel erſcheint.«

»Ich ſollte aber denken,« bemerkte Waldner, »das wirkliche Gute bräche ſich ſeine Bahn doch, trotz allen Anfeindungen und Umtrieben.«

»Ohne Zweifel, nur daß es weit mehr Zeit gebraucht, und wenn es, um mich eines techniſchen Ausdruckes jener Herren zu bedienen, nicht ſo rentirt, wie ſie erwarteten, auch von ihnen nicht befördert wird. Dazu kommt noch, daß ſie ſich der Kritik faſt gänzlich bemächtigt haben, und faſt alle Recenſiranſtalten, Tagesblätter u. ſ. w. entweder ſelbſt leiten oder von ihren Söldlingen leiten laſſen. Ihre Machinationen, um Privatzwecke zu erreichen, Dieſen zu kränken und ſich Jenen zu verbinden, ſind unzählig, und ich könnte Ihnen aus eigener Erfahrung die ſchlagendſten Beweiſe davon darlegen, wenn es ſich der Mühe verlohnte, ſeine Lunge deshalb anzuſtrengen.«

»Ich glaube doch, ſie ſchütten das Kind mit dem Bade aus, lieber Doctor,« entgegnete Otto. »Wenn es auch wirklich eine groſſe Menge ſolcher Bibliopolen giebt, die nicht viel beſſer ſind, als ſchmutzige Krämer, ſo bin ich doch auch feſt überzeugt, daß es viele ehrenwerthe Männer in dieſem Stande ſchwer beleidigen würde, wollte man ſie zu jenen werfen.«

»Allerdings! aber dieſe wenigen Beſſeren, die ſich am Ende auch an den Fingern herzählen laſſen, können nicht durchdringen, und daher weiter nichts thun, als daß ſie mit allen Kräften danach trachten, ſich den Ruf eines ehrlichen Mannes zu bewahren. Wollen Sie mir nicht glauben, ſo erkundigen Sie ſich einmal bei anderen Ständen nach der Wahrheit meiner Behauptungen. Fragen Sie einen ſoliden Banquier, er wird Ihnen ſagen, daß er ſich ſehr ungern mit Buchhändlern in ein Geldnegoz einläßt; einen Juriſten, er wird Ihnen bemerken, daß kein Contract ſo ſorgfältig geprüft werden muß, als der eines Verlegers mit einem Schriftſteller; einen Mann von Welt, und er antwortet Ihnen, daß Niemand arroganter iſt und

seyn kann, als ein wohlhabender Buchhändler. Ja sogar unsere Geißeln, die Censoren, werden bekennen müssen, daß Niemand ihnen soviel zu schaffen macht, und sie vor einem schriftstellernden Gelehrten nicht so auf ihrer Hut zu seyn brauchen, als vor einem schriftstellernden oder redigirenden Sosier.«

»Das ist allerdings sehr schlimm,« warf Otto ein, »aber ich sollte doch denken, Doctor, Sie sehen durch eine geschwärzte Brille.«

»Keineswegs, keineswegs!« rief Werkmann lebhaft; »experto crede Ruperto! ich habe es selbst erfahren, und verwünsche den Tag, wo ich, angefeuert durch die Lobsprüche meiner Freunde und ermuthigt durch einige günstige Recensionen des *ersten* Kindes meiner Muse, mich entschloß, die Brodstudien aufzugeben und ein sogenannter Schriftsteller zu werden.«

»Ihre Zeitschrift hat aber doch guten Fortgang?«

»Den hat sie wohl, aber nur dadurch, daß ich gegen meine innere Ueberzeugung der Mode huldige und jetzt vorzüglich Poesie mit Politik verbinde, wobei ich natürlich liberal, ja ultra-

liberal ſeyn muß, weil die Phantaſie vor dem Serviliſmus davon laufen würde. Freilich haſſe ich auch den letzteren von ganzen Herzen, d. h. als Poet, wäre aber doch, warum ſoll ich es läugnen, ganz zufrieden, wenn mir irgend ein großmüthiger Fürſt eine Penſion auswürfe, unter der Bedingung, ich ſolle nichts mehr drucken laſſen.«

»Das kann unmöglich Ihr Ernſt ſeyn,« rief Otto verwundert.

»Mein voller Ernſt, und glauben Sie mir: meine meiſten Mitbrüder denken wie ich, wenn ſie nicht der Teufel des Ehrgeizes und der Eitelkeit reitet, oder die Luſt ſie ſtachelt, ihre lieben Pfötchen in Alles ſtecken und ſich um Alles von Amtswegen bekümmern zu können.«

»Armes Deutſchland!« ſeufzte Otto halb für ſich.

»So müſſen Sie nicht ſeufzen,« entgegnete Werkmann, »ſondern: Arme Staaten des deutſchen Bundes! denn ſo lange es dieſe giebt und nicht ein Deutſchland, wäre es auch noch ſo arm, ſo lange iſt Jeder ein Narr, der nicht erſt für ſich, dann für die Stadt, in der

er wohnt, darauf für das Land, in dem er lebt, und endlich zuletzt, wenn nichts Näheres mehr da ist, für Deutschland Sorge trägt.«

Unter ähnlichen Gesprächen, bei denen jedoch Otto, wie der Leser wohl schon bemerkt haben wird, nicht immer mit ganzer Seele gegenwärtig war, erreichten sie Sonnenstadt früher als sie selbst geglaubt hatten. Ein lebhaftes Treiben, das sie auf den Strassen der Residenz bemerkten, fiel ihnen zwar auf, doch schrieben sie es dem schönen Abende zu, der wahrscheinlich eine Menge Spaziergänger »aus Handwerks- und Gewerbesbanden« ins Freie gelockt hatte.

Der Doctor war so artig, Otto bis an sein Hôtel fahren zu lassen, und schied von ihm mit der Bitte, die angeknüpfte Bekanntschaft fortsetzen zu dürfen, was Waldner mit Vergnügen annahm, denn so weit war er während seines kurzen Aufenthaltes in Sonnenstadt doch schon vorgeschritten, daß er anfing die Begriffe Freunde und Bekannte zu trennen, und an die Letzteren nicht dieselben Ansprüche wie an die Ersteren zu machen.

XVI.

Da Otto den Reſt des Abends eben nicht nützlicher anzuwenden wußte, und nicht gelaunt war, den academiſchen Clubb zu beſuchen, ſo begab er ſich auf ein nahe gelegenes Kaffeehaus, wo er zu ſeiner groſſen Verwunderung Wernhold antraf, der ſich unter irgend einem Vorwande ebenfalls frei gemacht hatte. Beide ſetzten ſich zu einer Parthie Schach nieder, bemerkten aber bald, daß der Eine wie der Andere ſehr zerſtreut ſpiele, und beſchloſſen daher, nach einigen Zügen, davon abzulaſſen. — »Moſes Mendelsſohn hat doch Recht,« ſagte Wernhold, »für ein Spiel iſt es zu ſehr Ernſt und für einen Ernſt zu ſehr Spiel; erbauliche Betrachtungen kann man in jetzigen Zeiten auch eben nicht dabei anſtellen, da Alles darin zu ſehr dem Ariſtokratismus huldigt. Dieſer unbeholfene König, der nur einen Schritt machen darf, und das Uebrige, was zu thun iſt, ſeinen Rä-

then und Offizieren laſſen muß, mit einer Königin an ſeiner Seite, die ihren ſchwachen Gemahl verläßt, und in der Wirklichkeit mehr gilt als er, der nur einen Scheinwerth hat, und ſelbſt als roi dépouillé noch immer für einen unbeſiegten König gelten ſoll; Bauern, die dann erſt vornehm werden können, wenn ſie ſich bis zu den oberſten Feldern durchſchlichen oder der Hofſtaat ſich gegenſeitig auffraß, und dergleichen mehr.« — »Du ſprichſt ja wie ein Demagog,« unterbrach ihn Otto lachend. — »Bewahre,« rief Wernhold, »die Demagogen ſpielen es gerade gern, weil ſie ſich dabei doch einbilden können, ſie ſpielten wirklich mit dem Wohl und Wehe von Königen und Unterthanen. Doch,« fuhr er fort, »reden wir von Anderem: ſage mir, wie gefällt es Dir denn eigentlich in der Reſidenz, oder vielmehr, wie gefällſt Du Dir denn eigentlich hier?« — »Schlecht, ſehr ſchlecht,« entgegnete Otto, »es iſt gar zu viel Lüge vorherrſchend.« — »So?« verſetzte Wernhold, »haſt Du denn das auch endlich gemerkt? Sieh, lieber Freund, die Lüge iſt der Krebsſchaden unſerer Zeit; Niemand iſt mehr wahr,

aber man hat es auch schon so weit gebracht im Lügen, daß es Einem ganz leicht wird, jedes Wort, das man hört, in die Wahrheit zurück zu übersetzen. Ich habe erst neulich auf einem grossen Thee, dem ich nicht entwischen konnte, weil ihn mein hoher Gönner, der Präsident des Oberconsistoriums, gab, einen schlagenden Beweis für meine letzte Behauptung erlebt. Ein adelicher Rath unseres Ländchens war nehmlich vor längerer Zeit in einer diplomatischen Angelegenheit versandt worden, hatte dieselbe aber dermaßen verwirrt, daß man es unmöglich länger gut heissen konnte und einen bürgerlichen Rath hinsenden mußte, um ihn abzulösen und die Sache zu Ende zu führen. Dieser kam denn auch damit zu Stande, obwohl, nach der Behauptung Sachverständiger, nicht eben zu grossem Vortheil des Landes, wurde mit Orden und Dosen belohnt und als ein zweiter Pufendorf gepriesen. Beide Herren trafen nach dieser Expedition und der Rückkehr des Letzteren nun zum ersten Mal auf jenem Thee zusammen, und sagten sich die schmeichelhaftesten Dinge, der Sprache nach, jedoch so deutlich, daß es gar

keiner Anſtrengung bedurfte, dieſelben wörtlich in das Gegentheil zu überſetzen. Sie verſtanden ſich auch vortrefflich, denn je mehr ſie ſich an Artigkeiten überboten, deſto unheimlichere Blicke ſchoſſen ſie auf einander, und zuletzt, als ſie ſchieden, zitterte ihre Stimme und bebten ihre Glieder dermaßen, daß man blind ſeyn mußte, um nicht zu bemerken, wie ſie ſich die allerboshafteſten Bitterkeiten geſagt hatten. Dabei war aber doch jeder ſo eingeübt, daß der Mund keinen Augenblick aus den Falten des Lächelns kam, und die Hände wie Krebsſcheeren beſtändig nach einander ſchnappten, um ſich herzlich zu drücken. Nachdem ſie ſich denn endlich getrennt hatten, waren Beide ſo alterirt, daß ſie durchaus unfähig blieben, ſich von ihrem Aerger zu erholen, faſt zu gleicher Zeit sans dire adieu ſich fortſtahlen, und machten, daß ſie nach Hauſe kamen, um den ſchädlichen Folgen, die es für ihre Geſundheit haben konnte, durch ein niederſchlagendes Pulver zuvorzukommen. Siehſt Du, ſo weit bringen wir es doch in unſerem ganzen Leben nicht, dazu ſind wir viel zu unbeholfen, zu dumm, zu — kurz, jedes

Talent dafür geht uns gänzlich ab; und wenn der liebe Gott am jüngsten Tage danach uns beurtheilen sollte, unseren irdischen Richtern gleich, so werden wir unfehlbar den Böcken zugesellt, weil uns sämmtliche Tugenden eines Gesellschaftshammels durchaus fehlen.«

Otto hörte seinen geistreichen Uebertreibungen mit Vergnügen zu, und feuerte ihn immer mehr an. Wernhold gerieth sehr leicht ill eine solche Laune, und dann war er unerschöpflich, da sein gesunder Verstand, sein glücklicher Witz, seine reiche Belesenheit nie den von ihm beschwornen Humor ermatten liessen, der um desto anziehender wurde, als eine strenge Rechtlichkeit und Gutmüthigkeit, welche alle verletzende Bosheit fern hielt, denselben beherrschte. Ihr Gespräch wandte sich nun auch auf die übrigen Universitätsfreunde, und begann sehr interessant zu werden, als sie plötzlich durch eine ganz unerwartete Begebenheit unterbrochen wurde. Ein sogenannter Stammgast des Kaffeehauses war heymlich eilig eingetreten, und hatte mehreren, am Billard beschäftigten Offizieren etwas zugeflistert, worauf diese in grosser Hast nach Hut

und Degen griffen und ſich augenblicklich entfernten. Die übrigen Gäſte verſammelten ſich jetzt um den Angekommenen, einen ſubalternen Beamten, und dieſer erzählte nun in groſſer Angſt, daß der Pöbel in vollem Aufruhr ſey, das Polizeigebäude erbrochen und mehrere Commiſſaire, die ſeinen Zorn durch ſchnöde Behandlung freilich ſchon lange gereizt hätten, thätlich mißhandelt habe.

Auf dieſe Nachricht verlieſſen alle Anweſenden das Kaffeehaus und zerſtreuten ſich, je nachdem Neigung oder Beruf ſie führten, in den Straſſen, in welchen eine ungewöhnliche Menge auf und abwogte. Da das Polizeigebäude ſo ziemlich in der Nähe war, ſo beſchloſſen Otto und Wernhold, ſich dahin zu begeben, um ſelbſt beurtheilen zu können, ob der ſehr ängſtliche Berichterſtatter übertrieben habe oder nicht. Sie fanden es jedoch noch weit ſchlimmer als ſie dachten: ein groſſer Haufen Volkes hatte ſich vor demſelben verſammelt und verbrannte, unter Abſingung revolutionärer Lieder, die daſelbſt gefundenen Acten, welche ihm von einzelnen Perſonen, die in das Haus eingedrun-

gen waren, aus dem Fenſter zugeworfen wur-
den. Otto bemerkte ſehr bald, daß das ganze
Beginnen für einen zufällig entſtandenen Tu-
mult zu wohl geordnet, und, wie es ſchien, ge-
nau verabredet ſey. Die einzelnen Männer,
welche ſich in dem Gebäude befanden, warfen,
wie man wohl bemerken konnte, nicht alle dort
vorhandenen Actenſtöſſe unordentlich hinunter,
ſondern machten, wie ſich das deutlich ſehen
ließ, eine Auswahl, und laſen die einzelnen
Fascikel erſt laut ab, ehe ſie ſie dem Pöbel
zuſchleuderten, der ſie, da faſt alle unbedeutende
Polizeivergehen betrafen, mit Jubel verbrannte,
und die Flammen, unter ſehr kecken und verwe-
genen Bemerkungen, anſchürte. Jene Acten-
ſichter waren ſämmtlich vermummt, und auch
unter dem Haufen auf dem Platze bewegten
ſich viele Vermummte auf und ab, die, trotz
dem, daß ſie ſich mühſam verſtellten, doch nicht
verbergen konnten, wie ſie eben nicht zu der
niedrigen Volksklaſſe, die ſich hier beſchäftigt
zeigte, gehörten. Dieſe waren es, die vorzüg-
lich durch Worte anreizten zu immer ſtärkeren
Thätlichkeiten; unter ihnen ſchien eine Stimme

ſehr bekannt an Otto's Ohr, doch konnten beide Freunde ſich nicht deutlich beſinnen, wo ſie dieſelbe gehört hatten, und ſcheuten ſich auch, den dadurch in ihnen aufſteigenden Verdacht einander mitzutheilen.

Das Volk wurde immer kecker und tobender, da ſich nirgends Widerſtand zeigte, denn die ſonſt ſo geſchäftigen Diener der Polizei waren durch die Begegnung, welche einige ihrer Vorgeſetzten hatten erfahren müſſen, dermaßen eingeſchüchtert, daß ſich Keiner von ihnen hervorwagte. Endlich verbreitete ſich unter dem Pöbel ſelbſt das Gerücht, eine Compagnie des an Zahl ſehr geringen, in Sonnenſtadt garniſonirten Militär's rücke heran. Wahrſcheinlich ward es von den Rädelsführern ſelbſt, welche die Aufmerkſamkeit der Menge auf andere Punkte leiten wollten, ausgebreitet. Die Liſt gelang: das Volk rottirte ſich in groſſen Haufen zuſammen und zog durch die nächſten Straſſen in ziemlicher Regelmäſſigkeit ab. Otto und Wernhold, begierig, die weitere Wendung der Dinge zu ſehen, folgten einem dieſer Haufen in geringer Entfernung nach, und bemerkten zu ihrem groſ-

ſen Aerger, daß auch dieſes Mal die Fenſter der Juden dafür büſſen mußten, daß ihre Beſitzer nur das alte Teſtament allein verehrten; von Glaubensfreiheit hatten die Freiheitshelden Sonnenſtadts, ſo wenig wie ihre edelmüthigen Brüder in anderen Städten Deutſchlands, auch nicht den leiſeſten Begriff. Die Zertrümmerung der iſraelitiſchen Fenſterſcheiben geſchah jedoch nur im Vorüberziehen, um nicht aus der Uebung zu kommen, denn der Pöbel hielt ſich, da er überall die Hausthüren wohl verwahrt fand, nicht dabei auf, ſondern zog unter lautem Geſchrei und Geſange weiter, bis auf Befehl einiger Vermummter die Maſſe plötzlich vor dem bekannten Häuschen ſtill ſtand, das Otto vor einiger Zeit mit dem Hauptmann insgeheim beſucht hatte. Die Anführer des Haufens ſchienen hier wohl Beſcheid zu wiſſen und einen beſonderen Zweck im Auge zu haben, als ſie, unter lauten Flüchen und Verwünſchungen, ihrem blinden Gefolge die Anweiſung gaben, in das beſcheiden ausſehende, wohl verwahrte Haus einzudringen, Alles, was ſie daſelbſt vorfänden, zu zertrümmern, aber die in demſelben befindli-

chen Personen, ohne sie zu mißhandeln, auf die Strasse zu treiben. Mit lautem Jauchzen und Jubeln ging der Pöbel ans Werk, die Thür war im Nu aufgesprengt, eine grosse Menschenmenge drang hinein und verbreitete sich bald durch alle Gemächer. Die Mobilien und Betten wurden aus den Fenstern geworfen und unten von habsüchtigen Gesellen aufgefangen und fortgeschleppt, oder, wenn sie nicht so leicht zu transportiren waren, vernichtet. Bald war der ganze Boden mit solchen Trümmern bedeckt, wie dichter Schnee flogen die aus den Betten gerissenen Flaumfedern in der Luft herum, Buben prügelten sich um einzelne zerbrochene Geräthschaften, kurz, das Ganze gewährte ein wirklich interessantes Schauspiel für den ruhigen Beobachter, wenn er im Stande war, zu vergessen, daß es hier die niedrigste Hefe des Menschengeschlechts sey, welche, unter dem Banner der himmelgeborenen Freiheit, Ausgeburten der schändlichsten Frechheit verübte. Der Lärm und Tumult wurde noch gröſſer und verworrener, als einige Individuen sich der im Hause befindlichen Weinvorräthe, die ziemlich beträchtlich waren,

bemächtigten, und freigebig Flaſchen des edelſten Weines zu Dutzenden unter ihre Genoſſen vertheilten. Unſere Freunde, die noch immer unbemerkt in einiger Entfernung, gedeckt durch den Schatten, den ein vorſpringendes Haus warf, ſtanden, konnten ſich, trotz ihrer Betrübniß über dieſen ungeheuren Bruch der bürgerlichen Ordnung, doch bei einigen Nebenſcenen kaum des Lachens enthalten. So ergötzte ſie unter Anderen ein kleiner, ſtämmiger Schuſterjunge ſehr, der einige Bouteillen mouſſirenden Champagners an ſich gebracht hatte, dieſen im ſtrengſten Sinne des Ausdrucks die Hälſe brach, und ſein mit Pech beſudeltes Antlitz im Schaum des flüchtigen Weines, der ihm über das ganze Geſicht hinſprudelte, mit Entzücken badete.

Der Tumult hatte ſchon geraume Zeit gewährt, und noch immer war Keiner von den Bewohnern des Hauſes oder den zufällig früher dort Anweſenden zum Vorſchein gebracht worden. Mehrere unter der Menge fluchten wild darüber, und Einige, wie es ſchien, die Rädelsführer des ganzen Haufens, welche befürchteten, ihren eigentlichen Zweck verfehlt zu haben, tra-

ten ſchon zuſammen, um das Zeichen zum Fortziehen zu geben. Da ſchleppten plötzlich mehrere Vermummte ein junges Frauenzimmer die Stufen herab auf die Straße, und riefen, dieſe habe den im Hauſe Befindlichen die Mittel zur Flucht verſchafft, und ſich vor eine Hinterthür geſtellt, und dieſelbe mit einem Beile auf das Hartnäckigſte vertheidigt, ſo daß es ihnen erſt durch Gewalt gelungen ſey, ſie fortzubringen und in den Hof zu gelangen, von welchem aus ſich aber die ganze übrige ſaubere Geſellſchaft, Männer wie Frauen, bereits gerettet. Aufgebracht darüber, ſannen nun Einige von den Roheſten darauf, Rache an dem Mädchen zu nehmen, und begannen es zu mißhandeln. Das arme ſchöne Kind entfloh, und wollte ſich in dem dunkeln Winkel, wo Otto und Wernhold ſtanden, verbergen, wurde aber durch ſeine weiſſen Gewänder verrathen, und lief Gefahr, da ein zerlumpter Kerl es zuerſt anpackte, von dieſem bei den Haaren zurückgeſchleift und dem wüthenden Haufen überliefert zu werden. Otto, der die ganze Scene mit Schaudern angeſehen hatte, fühlte ein zu reges Mitleid, als daß er

hätte theilnahmlos bleiben können, obwohl das Mädchen eine feile Dirne war. Glücklicher Weise zog ein lauter Jubel vor dem Hause die Aufmerksamkeit der Menge dahin. Diesen Augenblick benutzte unser Freund, gab dem schwerberauschten Schuft einen Schlag mit voller Faust vor die Stirn, daß er betäubt zu Boden fiel, warf dem armen Mädchen seinen Mantel um, drückte ihr seinen Hut auf den Kopf, und zog sie vorsichtig an der Seite der Straße, im Schatten bleibend, mit sich fort. Wernhold folgte ihnen, den Rückzug deckend, und so gelang es denn, das unglückliche Geschöpf, das sich allmählig wieder erholte, sicher aus dem Bereiche jener Wütheriche zu entfernen. Sie legten eilig mehrere Strassen zurück und begaben sich darauf, da sie keine Verfolgung mehr zu befürchten hatten, langsam gehend, nach Otto's Behausung.

Als sie hier angekommen waren und die Gerettete näher betrachteten, entdeckte Otto zu seinem Erstaunen, daß es keine Andere, als eben jene Julie sey, welche ihm an jenem Abende, da er mit Helfenstein dort war, so

kecke Antworten gegeben und das wunderliche Lied vorgesungen hatte. Auch sie erkannte ihn sogleich wieder und rief ihm zu: »Also Du, Krauskopf, hast mich gerettet? Das ist doch brav von Dir, und ich will eher verhungern, als daß ich Dir das je vergesse.« Wernhold sah unsern Freund bei diesen Worten verwundert an, denn er hätte eher alles Andere von Otto erwartet, als eine solche Bekanntschaft. Dieser löste ihm jedoch mit wenigen Worten das Räthsel, und jetzt drangen Beide in das Mädchen, ihnen zu erzählen, wie sich das Ganze zugetragen habe. »Was soll ich da lange erzählen?« erwiederte sie; »wir merkten bei dem ersten Lärm, daß es auf uns gemünzt sey, denn wir waren vorher gewarnt worden, hatten aber nicht darauf geachtet.« — »Gewarnt?« fragte Wernhold neugierig. — »Nun freilich,« erwiederte sie, »es war auch gar nicht auf uns Mädchen abgesehen, sondern auf ganz andere Leute, die man bei uns vermuthete, und nur bei uns finden wollte. Das geht Dich aber nichts an, Dicker! Kurz, sie hatten das Ding nicht recht angefangen und waren nicht schnell

genug im Hauſe, ſo daß es Allen gelang, durch die Hinterthür zu entwiſchen, mich arme Seele ausgenommen, die ſich verſpätet hatte, denn ich wollte einen Brief, der mir am Herzen lag, um keinen Preis im Hauſe laſſen. Darüber erwiſchten ſie mich an der Thür, wo ich mich zu verſtecken gedachte, und wollten mich ſchlagen, weil ſie glaubten, wir Mädchen hätten es verrathen und wären Schuld, daß ihnen die Vögel aus dem Netz gegangen ſeyen. Aus Wuth ſpolirten ſie nun das Haus und ſchleppten mich auf die Straße.«

»Was ſollen wir denn nun mit Dir anfangen, Mädchen?« ſagte Wernhold darauf zu ihr. — »Mich gehen laſſen, wohin ich will; Ihr behaltet mich doch nicht bei Euch, obgleich ich gern bei dem Krauskopf bliebe, denn ich hab' ihn gar zu lieb. Aber mir ſpukt noch Allerlei im Kopfe herum, was jetzt an der Zeit wäre; darum gute Nacht, Ihr guten Jungen! auf Wiederſehen!«

Schnell wie ein Vogel war ſie aus dem Zimmer, die Treppe hinab und aus dem Hauſe. Otto öffnete, von Wernhold angeregt, das Fen-

ſter, um ihr nachzublicken, aber ſie war nirgends mehr zu ſehen. »Laß ſie laufen,« bemerkte Wernhold, »ſolche Fledermäuſe wiſſen ſich ſchon zu bergen. Uebrigens mußt Du mich hier behalten, denn mein Haus wird, beſonders heute, feſt verſchloſſen ſeyn, da der alte, grämliche Hauswirth ſtreng darauf hält, nach eilf Uhr Niemanden mehr einzulaſſen.«

Otto willigte mit Vergnügen in des Freundes Begehren. Aufgeregt, wie ſie waren, und da man doch nicht wiſſen konnte, wozu der wüthende Pöbel fähig ſey, beſchloſſen ſie, den übrigen Theil der Nacht zu durchwachen. Sie beſprachen bei einem Glaſe Wein die mannichfaltigen Intereſſen der Zeit, wobei ſie jedoch noch oft durch den Tumult auf den Gaſſen geſtört wurden, denn groſſe Haufen Pöbels wogten ſingend auf und ab und lieſſen ihren Zorn an den Fenſterſcheiben mehrerer öffentlichen Gebäude aus. Endlich verlief ſich die Menge gegen Morgen: Todtenſtille lagerte ſich über die Stadt, und auch die beiden Freunde wurden auf dem Sopha vom Schlaf überraſcht.

XVII.

Wohin man blickte, sah man am anderen Tage bestürzte und verlegene Gesichter, denn das Vielen Unglaubliche war furchtbar in das Leben getreten und Niemand wußte, wohin es führen würde, da noch Keiner klar darin sah und die eigentliche Absicht der Aufrührer zu beurtheilen vermochte. Allerdings waren die niederen Klassen auch in Sonnenstadt, vorzüglich von den subalternen Officianten, die sich hinter ihren Acten wie hinter Mauern verschanzt wähnten, nicht immer mit der Rücksicht behandelt worden, welche man überhaupt als Mensch dem Menschen schuldig ist, und es hatte daher schon lange im Stillen sich eine gewisse Säure in den Gemüthern erzeugt, welche die Gährung beschleunigte; doch hatte Niemand auch nur eine leise Ahnung davon gehabt, daß es auf solche Weise zum Ausbruch kommen würde. So war man ebenfalls über den eigentlichen Ursprung des Tumults nicht im Reinen. Einige behaup-

teten, die ſchlechte Behandlung, welche ein bettelnder Handwerksburſche von einem Polizeidiener erlitten, habe die Looſung gegeben, Andere ſchrieben dem ſtrengen Verfahren der Acciſedeputation, wieder Andere dem Haß des Pöbels gegen Alles, was zur executiven Gewalt gehörte, die Urſache zu, und Jeder wollte noch ſcharfſichtiger ſeyn als der Andere; an ſchnelle Erſtickung des Aufruhrs im erſten Keime dachte jedoch gerade von denjenigen, zu deren Amtspflichten es gehörte, Keiner, und bei dem langſamen Geſchäftsgange der Behörden verſtrich eine geraume Zeit, ehe die Herren Räthe und Aſſeſſoren deliberirt hatten, ob ſie darüber deliberiren und communiciren ſollten. Das ſchnellſte und leichteſte Mittel: eine augenblickliche Bewaffnung und Organiſirung der wohlgeſinnten Bürger, kam Niemanden in den Sinn; man hoffte, da der Pöbel nun erreicht hatte, was er erreichen wollte, ſo würde er ſich von ſelbſt zur Ruhe geben, bedachte aber nicht, daß der Pöbel gerade am meiſten einem verzogenen Kinde gleicht, das deſto mehr verlangt, je mehr man ihm ſeinen Willen thut.

Der Vormittag und Nachmittag vergingen ziemlich ruhig; zwar waren die Straſſen beſuchter als gewöhnlich, doch nicht in dem Grade, daß es hätte Beſorgniſſe erregen können; es hatte mehr das Anſehen, als gingen die Leute nur deſto emſiger ihren Geſchäften nach. Zwar ſammelten ſich hie und da kleine Haufen, allein es waren mehr Bürger aus der Mittelklaſſe, als aus den unterſten Ständen, welche ſich lebhaft über die Vorfälle des geſtrigen Abends beſprachen. Als Otto bei einem ſolchen vorüberging, bemerkte er Herthal, der ſehr lebhaft ſprach und geſticulirte, und, wie es ſchien, ſehr willfährige Zuhörer um ſich verſammelt hatte. Unſer Freund that, als ob er ihn nicht ſehe, und wollte vorüberſchreiten; der eifrige Volksfreund verließ aber augenblicklich ſeine Geſellſchaft, und redete ihn mit den Worten an: »Nun, Waldner, was ſagſt Du nun? hätteſt Du unſeren phlegmatiſchen Sonnenſtädtern das zugetraut?« — »Du wirſt doch jenen Pöbelhaufen nicht als ein Organ von ganz Sonnenſtadt betrachten wollen?« verſetzte Otto etwas bitter. — »Von ganz Sonnenſtadt,« erwiederte Her-

thal eifrig, »von unſerem ganzen Fürſtenthum, von ganz Deutſchland. Ich ſage Dir, es waren eben ſo gute Leute darunter wie Du und ich.« — »Mag ſeyn,« entgegnete Waldner, »ich kann mich, Gottlob! nicht der Ehre rühmen, ſie zu kennen.« — »Nur nicht ſo ſcharf,« entgegnete Jener gereizt, »Du biſt auch kein wahrer Freund des Volks, obgleich Du hinter den Theetiſchen mit liberalen Maximen ſehr bei der Hand zu ſeyn pflegſt. Aber es wird Dich gereuen! die Zeit iſt da, wo der Bürger fühlt, was er kann und vermag. Das Bischen Lärm von geſtern Abend war gar nichts; es muß noch viel beſſer kommen, damit die Gewaltigen der Erde anfangen zu begreifen, daß ihre uſurpirte Macht ein Ende genommen hat, und ſich bereitwillig finden laſſen, der ganzen Menſchheit die Rechte, die ihr zukommen, einzuräumen.« — »Hier iſt nicht der Ort, Dir darauf etwas zu erwiedern,« verſetzte Otto, »auch weißt Du, daß ich mich nur ſehr ungern in ſolche Geſpräche einlaſſe; deshalb entſchuldige mich, ich habe Eile.«

Otto entfernte ſich, nachdem er dies geſagt, mit ſchnellen Schritten von ihm; Herthal rief ihm noch einige Worte zu, die faſt wie eine Drohung klangen, von denen er jedoch nichts, als den Namen des Präſidenten verſtand, und es auch nicht der Mühe werth hielt, deswegen noch einmal zu fragen. Jener wandte ſich wieder zu ſeiner Geſellſchaft, und unſer Freund bemerkte, als er ſich zufällig umſah, wie ſich Herthal's Zuhörer allmählig vermehrten und ihm mit immer gröſſerem Antheil zuhörten. Im erſten Unwillen machte er daher den Hauptmann, der ihm entgegen kam, als er in eine andere Straße einbog, aufmerkſam auf Herthal's unvorſichtiges Betragen, dabei bemerkend, daß ſolche unklare und verworrene Köpfe, ſelbſt wenn ſie wirklich das Beſte beabſichtigten, in ſo aufgeregter Zeit weit mehr Schaden als Nutzen brächten; Helfenſtein ſtimmte ihm bei und gab ſeinem Begleiter, einem unſcheinbaren Manne in bürgerlicher Tracht, einen Wink, worauf ſich dieſer mit einer tiefen Verbeugung entfernte. Dann nahm er unſeren Freund bei dem Arm, und bat ihn, genau auf Alles Acht zu geben.

was ihm unheimlich erschiene, da es bei ihm, als einem völlig unabhängigen Manne, durchaus nicht auffallen könnte. Otto weigerte sich jedoch, diese Bitte zu erfüllen, und Helfenstein trennte sich bald darauf, nachdem er sie noch mehrere Male, jedoch immer vergeblich wiederholt hatte, wie es schien, ziemlich ungehalten von ihm.

Gegen Abend begab sich unser Freund, trotz seinem Vorsatze, zu dem Präsidenten, um die gewöhnliche Theestunde, doch fand er, ausser den Hausbewohnern, Niemanden daselbst. Zwar kam Helfenstein einen Augenblick, allein, wie es schien, nur in Geschäften mit dem Präsidenten, und entfernte sich dann bald wieder. Der Präsident, der mit ihm das Zimmer verlassen hatte, kehrte ziemlich aufgeregt zurück und sagte: »Denkt Euch, meine Lieben, da warnt mich der Hauptmann so eben, nicht wie gewöhnlich bei unseren Soireen alle Zimmer zu erleuchten, indem er meint, man könne doch nicht wissen, was sich begeben würde, und es sey besser, in solchen kritischen Augenblicken alles Aufsehen Erregende zu vermeiden, die helle Façade könne

leicht dem Pöbel in die Augen fallen und Anlaß zu Exceſſen geben. Als wenn ein alter, treuer Diener des Fürſten, der ſich bewußt iſt, ſtets in allen ſeinen Handlungen ſtreng ſeine Pflicht erfüllt zu haben, etwas Böſes zu befürchten hätte!« — »Der Rath des Hauptmanns iſt doch wohl ſo übel nicht,« bemerkte Otto; »auch hat er gewiß ſeine Gründe dazu. Bedenken Sie nur: über Ihnen wohnt der Kammerherr von Schwertern, der Liebling des Fürſten, der in ganz Sonnenſtadt, ja im ganzen Lande ſo furchtbar verhaßt iſt, aus Ihnen wohlbekannten Gründen, die ich hier nicht entwickeln darf.« — »O reden Sie nur frei von der Leber weg, mon cousin,« fiel ihm der Präſident in die Rede; »alle Welt weiß es ja, daß der Herr von Schwertern die unſelige Paſſion Seiner Durchlaucht für das andere Geſchlecht, oft nicht auf die beſte Weiſe, begünſtigt und unterſtützt; — aber was geht mich das an? was habe ich mit ſolchem zu ſchaffen? Er ſitzt ja nicht in der Kammer und alle Welt weiß, daß ich keinen Umgang mit ihm pflege.« — »Das hieße ja auch dem Pöbel zeigen, man

habe Furcht vor ihm,« bemerkte Eugenie, »ich wundere mich, Waldner, wie Sie solchem Rathe beistimmen können.« — »Sie werde meine gute Absicht nicht verkennen,« erwiederte Otto, »thun Sie übrigens was Sie wollen; was mich betrifft, so halte ich es für meine Pflicht, vorzüglich unter diesen Umständen, heute Abend bei Ihnen zu bleiben, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie mich gehen heissen; ein männlicher Beistand ist im Fall der Noth doch nicht zu verachten.« — »Sie sind sehr gütig, mon cher, doch machen Sie sich unnütze Sorgen,« antwortete der Präsident; »mir will Niemand übel, denn ich habe stets das Beste des Landes im Auge gehabt, auch ist ja im Fall der Noth die Hauptwache kaum dreissig Schritte von hier.« — »Glauben Sie denn auf die Soldaten rechnen zu können? ich nicht,« entgegnete Otto, »denken Sie nur an Paris!« — »Paris?« rief Eugenie, »das ist ein ganz anderes Ding: dort focht ein Volk für seine Freiheit, hier tumultuirt der Pöbel, den Sie in seiner unbeholfenen Plumpheit doch nicht mit den lebhaften Franzosen vergleichen wollen? Nein,«

fuhr sie fort, »es bleibt wie es war: die Lichter werden, wie immer, in allen Zimmern angezündet, wenn sich auch Niemand weiter einstellt, und wir, das heißt Papa und ich, weichen nicht um ein Haar breit von unserer gewöhnlichen Sitte ab.«

Otto schwieg. »Lesen Sie uns etwas vor, Cousin,« hub der Präsident nach einigen gleichgültigen Gesprächen vom Wetter, dem Theater und so weiter an; »Sie besitzen, wie ich schon bemerkt habe, einen sehr angenehmen Vortrag, und ich werde nie unterlassen, zu bedauern, daß Sie sich, bei so vielen Talenten und Fähigkeiten, durchaus dem Staatsdienste entziehen wollen.« — »Ja, lieber Otto, lesen Sie, was Sie wollen, damit man nur einmal etwas Anderes hört, als von den Unruhen des Tages,« setzte Eugenie hinzu. Unser Freund hatte zufällig einige Gedichte Wernholds, die dieser ihm am Morgen gegeben hatte, bei sich; er zog sie willig hervor, und las mit wohlklingender Stimme und steigender Theilnahme Folgendes, eine Uebersetzung eines Liedes der genialen, in Deutschland leider zu wenig bekannten franzö-

ſiſchen Dichterin Desbordes - Valmore, dem Präſidenten und Eugenien vor.

Eine Königin.

Ein Barde ſah die Herrſcherin verſtoßen,
Nur eine Laute kündet, was ſie litt,
Als ſie zu dem Geſtade wiederkehrte,
Wo ſie dem Thron — der Schmach entgegenſchritt.
Die Schiffer weinten ſelbſt bei ihren Klagen,
Als Thränenfluth ihr trübes Auge netzte.
Ein Seufzer nur, von Wellen fortgetragen,
War, was ſie dem Verrath entgegenſetzte:
God save the king!

»Der Kindheit Bande hatt' ich, ach! verlaſſen
Und ſchmückte mit der Liebe Ketten mich,
Weh! ſeinen Herrſcher lieben iſt Verbrechen;
Nur einen Tag blickt lächelnd er auf mich,
Als Thränen mir herab vom Auge rollten
Und langſam niederfielen auf mein Herz;
Da fügte noch mein Herz zu dem Gebete
Auch das Gebet für ihn, im tiefſten Schmerz:
God save the king!

Verlaſſen oft an meiner Tochter Wiege,
Für Andre wünſchend, aber nicht für mich

Sprach ich zu ihr: »Und bringt denn meine Ehe
Dem edlen Stamme keinen Sproß als dich?«
Die Thränen unter meiner Krone bergend,
Sang ich in Schlummer ſie mit Liebesliedern,
Doch ihr Erwachen grüßt' ich mit den Klängen,
Die jauchzend ringsum Stadt und Land erwiedern:
God save the king!

Auf meinem Antlitz, furchtlos, doch voll Trauer,
Sucht man umſonſt, umſonſt der Reue Spur;
Nie wird ſie meine freie Stirn entſtellen,
Und ihn, der mich verfolgt, ihn trifft ſie nun.
O ſchönes Land, das meine ſchönſten Tage
Erblickt, bei Dir begrüſſe mich der Tod,
Und nahet er, ſo ſprich: Es ſang beſtändig
Die Königin, bis ſie ihr Gott entbot:
»God save the king!«

Otto hatte kaum dies ſchöne Gedicht, das in der Ueberſetzung unendlich viel verlieren mußte, vollendet, als ſich plötzlich ein verwirrtes Geſchrei vor dem Hauſe vernehmen ließ. Eugenie eilte an das Fenſter und blickte hinaus; da flog ein Stein neben ihr vorbei in das Zimmer, und mehrere folgten ihm nach und zertrümmerten bald alle Scheiben der ganzen Façade. Ohne ſich zu fürchten riß das kühne Weſen die

Fenſterflügel auf und rief hinab: »Hier wohnt der Kammerpräſident.« — »Der nicht, der nicht!« entgegneten einige Stimmen aus dem dichten Haufen auf der Straße, »eine Treppe höher!« — »Ja wohl, eine Treppe höher!« rief ein Frauenzimmer, das den Trupp anzuführen ſchien, »da hauſt der ſchändliche Kuppler Schwertern.« — »Aufgemacht, aufgemacht, oder wir brauchen Gewalt!« lärmten Andere und donnerten mit gewaltigen Schlägen an die Hausthür, die der vorſichtige Portier noch im rechten Augenblick verſchloſſen hatte. Erzürnt eilte jetzt der alte Präſident ſelbſt an das Fenſter, riß Eugenie weg, und ſchrie den Aufrührern zu: »Dies Haus iſt mein Eigenthum, das ich zu reſpectiren bitte.« Ein allgemeines, anhaltendes Gelächter war die Antwort, und ein wohlgezielter Stein traf gleich darauf den alten Mann ſo heftig, daß er beſinnungslos hinten überſchlug. Jetzt konnte ſich Eugenie nicht länger halten; noch ehe Otto ſie daran zu hindern vermochte, ergriff ſie eine geladene Jagdflinte ihres Vaters, die in deſſen zufällig offen ſtehendem Gewehrſchranke hing, und ſchoß blindlings

unter das auf der Gasse versammelte Volk. Erst als der Schuß abgefeuert war, besann sie sich, was sie gethan, und sank ebenfalls ohnmächtig zu Boden. Otto befand sich in der furchtbarsten Lage; die Dienerschaft kam hereingestürzt und jammerte und wehklagte, daß der wüthende Pöbel nun nicht zu halten sey und das Haus stürme. Mit genauer Noth brachte er sie dahin, daß sie den Präsidenten und Eugenie in ein anderes Zimmer trugen. Dann beschloß er, selbst sich der aufgeregten Menge entgegenzustellen und zu versuchen, dieselbe durch gütliches Zureden zu beschwichtigen. Aber noch ehe er diesen Plan in Ausführung bringen konnte, war die Hausthür schon erbrochen worden, und die Rohesten unter dem Haufen drangen ein und stürmten die Treppe herauf in das Zimmer. Unglücklicher Weise hatte Otto das Gewehr, das er Eugenien weggerissen, noch in der Hand; die Eindringenden glaubten, er sey es, der auf sie geschossen habe, und ein Fleischergeselle versetzte ihm mit einem Beile einen gefährlichen Hieb über das Haupt, so daß auch er besinnungslos niederstürzte, und das Blut aus der tiefen

Wunde ihn überschwemmte. Einige Andere wollten über ihn herfallen und ihn in der Wuth vollends tödten, da sprang aber plötzlich ein junges Mädchen aus dem Haufen hervor, warf sich auf ihn, ihn mit ihrem Körper deckend, und rief: »Erst mich, dann ihn! er hat mich gestern gerettet, und ist ein Fremder.« Die Wilden wichen zurück; ein gellender Pfiff ertönte, und wie von einem Zauberstabe berührt, verliessen die Aufrührer sämmtlich das Zimmer. Otto blieb mit seiner Retterin zurück; diese verband mit ihrem Busentuche seine Wunde, und übergab ihn dann einem Diener, der sich im Zimmer versteckt hatte, und jetzt wieder hervorkam, zu weiterer Fürsorge. Hier belohnte sich das Gute augenscheinlich: jene Julie war jetzt Otto's Retterin.

Der ganze Haufe stürmte nun, nach einem lebhaften Wortwechsel Einiger, die darauf drangen, sich für den Schuß zu rächen, aber von den Rädelsführern beschwichtigt wurden, hinauf in die Wohnung des Kammerherrn, der sich noch zu rechter Zeit entfernt hatte, und zertrümmerte dort Alles unbarmherzig. Dann ver-

lieſſen ſie auf ein gegebenes Signal das Haus, ohne daß dem Präſidenten oder ſeinen Hausgenoſſen weiter etwas Böſes geſchah. Ja die Diener wollten ſogar während des Lärms Wachen der Aufrührer vor den Thüren bemerkt haben, welche alle Eindringenden ab und hinauf zu Schwertern wieſen.

Es fielen in derſelben Nacht noch ähnliche Exceſſe vor und die Bürgerſchaft von Sonnenſtadt trat endlich am folgenden Tage zuſammen und organiſirte ſich, vorzüglich unter Helfenſteins Anleitung.

XVIII.

Als Otto erwachte aus ſeiner Betäubung, befand er ſich in einem ihm ganz unbekannten Zimmer; Anaſtaſie ſaß vor ſeinem Bett und lauſchte ängſtlich auf jeden ſeiner Odemzüge. Er glaubte, es ſey ein freundlicher Traum, und ſchloß wieder die Augen, um ſie in wenig Sekunden von Neuem aufzuſchlagen und ſich an

dem lieblichen Bilde zu ergetzen. Die ſchöne Wirklichkeit lächelte ihn aber fort und fort an, doch ſchien die holde Krankenwärterin nicht zu bemerken, daß er wache. Sie beugte ſich leiſe über ihn, und unſer Freund, den die Liebe zum Schalk machte, ließ inſtinktmäſſig die Augenlieder herabfallen und that, als ob er fort und fort ſchlummere. Da ſtrich ſie leiſe das Haar von ſeiner Stirn, betrachtete ihn, was er blinzelnd wohl gewahrte, mit innigem Antheil, und drückte endlich leicht und behutſam ihre roſigen Lippen auf ſeinen von der Krankheit gebleichten Mund. Sehnend ſtreckte er jetzt die Arme aus, um ſie zu umfangen; erſchreckt riß ſie ſich los, bedeckte ihr blühendes Antlitz ſchamhaft mit beiden Händen und entfloh. Otto rief ihr ſehnſüchtig nach: »Anaſtaſia!« aber ſein bittender Ruf verhallte ungehört.

Nach einer Weile kam ſie, glühend wie eine Roſe, in Luiſen's Begleitung wieder, ihnen folgte der Hauptmann. Alle drei traten an ſein Bett und erkundigten ſich nach ſeinem Befinden. »Mein Gott! bin ich denn ſo krank?« rief Otto verwundert aus, und wollte ſich auf-

richten; da durchzuckte ihn ein heftiger Schmerz und erinnerte ihn peinlich genug an Alles, was ihm in des Präsidenten Hause widerfahren war. — »Ruhig, lieber Otto,« sagte Luise freundlich, »Sie liegen schon längere Zeit schwer darnieder, und wir verzweifelten an Ihrem Aufkommen; wie lange, erfahren Sie früh genug, wenn Sie wieder hergestellt sind; ich bin' Ihre Krankenwärterin und halte für gut, es Ihnen zu verschweigen; meine kleine Gehülfin hier, die erst heute Morgen ankam und sich es nicht nehmen läßt, mich abzulösen, wird es auch nicht ausplaudern, und so wird Ihnen vor der Hand nichts gesagt, was Ihnen zu wissen nicht Noth thut.« — »Aber wo bin ich denn eigentlich, Ihr lieben Freunde?« fragte Otto neugierig. — »In unserem Hause, mein Bester,« erwiederte Helfenstein, »und sollen, wie ich hoffe, weder Pflege noch Liebe vermissen. An jenem unheilschwangeren Abende kam ein Diener des Präsidenten in der Angst hieher, und erzählte, da er mich nicht fand, Luisen Alles. Sie begab sich augenblicklich dahin, und ließ Sie zu uns bringen, da Sie dort nicht wohl bleiben kenn-

ten und wir befürchteten, daß Ihnen im Wirthshause die nöthige Pflege nicht werden möchte. Aber jetzt kein Wort mehr! Sie müssen sich schonen.« — »Mein Gott, ich möchte doch so Vieles fragen,« antwortete Otto. — »Kommt Zeit, kommt Rath,« sagte Luise, »der Arzt hat jede Gemüthsbewegung streng verboten, und ich muß von Amtswegen darüber wachen.« — »Nur Eins,« bat er, »der Präsident und Eugenie?« — »Kamen an jenem Abende unverletzt davon.« — »Nun Gott sey gedankt!« — »Jetzt aber kein Wort mehr.«

Er mußte wohl gehorchen, denn Niemand antwortete ihm mehr; auch sank er bald wieder in einen tiefen Schlummer, der bis zum hellen Morgen anhielt; die Krisis war jetzt glücklich überstanden, seine gute, unverderbene Natur trug das Ihrige dazu bei, das Wundfieber wurde immer schwächer, und unser Freund schritt bald seiner völligen Genesung entgegen, wobei die liebevolle Pflege und Theilnahme, die er von allen Seiten erfuhr, nicht wenig mitwirkten. Vor allen Andern war Anastasie geschäftig um ihn, sie errieth seinen leisesten

Wunſch, und konnte ordentlich eiferſüchtig werden, wenn Luiſe oder deren Großmutter ihm eine Handleiſtung reichen wollte. Bald durfte er wieder das Bett verlaſſen, mußte jedoch in ſeinem Zimmer bleiben, und war glücklich in der Nähe des holden Weſens. Ihre Liebe hatte ſich offenbart, ohne ausgeſprochen zu werden, als ſie aber eines Morgens ihm die Kopfbinde, die ihn drückte, loſer band und ihm dabei kindlich neckiſch mit dem Händchen über die Augen fuhr, da konnte er ſich nicht länger halten, denn ſeine Sehnſucht wurde zu mächtig. Schmeichelnd zog er ſie an ſein Herz, ſie erröthete, ſchloß die Augen und ließ ihr Haupt unbeweglich eine Weile an ſeiner Bruſt ruhen. Endlich erhob ſie ſich und blickte ihn ſchüchtern an. Es war ein ſeliger Augenblick für Beide. Im Drange des Gefühls vergaß er, daß ſie des Deutſchen nicht mächtig ſey, und fragte ſie: »Liebſt Du mich?« — »Ja, wie mein Leben,« erwiederte ſie deutlich in derſelben Sprache. Sie wollte noch etwas hinzuſetzen, aber viel weiter erſtreckte ſich ihre Kenntniß nicht, ſie wurde verwirrt, ſtockte, und plauderte nun

ſchnell, auf das Anmuthigſte beide Sprachen vermengend, Polniſch und Latein durcheinander. Endlich verſchloß ihr Otto die ſüſſen Lippen mit einem glühenden Kuſſe, den ſie anfangs verſchämt duldete, dann aus vollem Herzen erwiederte.

Die Liebe iſt der beſte Arzt und der beſte Sprachmeiſter von jeher geweſen, ſo lange Menſchen krank waren und ſich Mühe gaben, in fremden Zungen zu reden. Das beſtätigte ſich auch hier wiederum. Otto's völlige Geneſung und Anaſtaſiens Fortſchritte in der deutſchen Sprache gingen Hand in Hand, und bald konnten Beide zuſammen, an ſchönen Tagen, im Garten luſtwandeln, und ſich über das, was ihnen jetzt das Wichtigſte war, ihre Neigung nehmlich, Deutſch unterhalten. Freilich mußten Blick und Miene und alle die ſüſſen Kleinigkeiten der Liebe mitunter aushelfen, aber das Beſte war, daß ſich die beiden Leutchen vortrefflich verſtanden, denn das Herz iſt und bleibt der vortrefflichſte Dollmetſcher auf Erden.

An einem der folgenden Tage trat der Hauptmann in Otto's Zimmer, als ſich dieſer zufällig allein befand, und ſagte: »Wiſſen Sie, lieber Freund, daß Sie eigentlich mein Gefangener ſind, und daß ich mit meinem Ehrenworte für Sie hafte?« — »Wie das?« fragte Otto geſpannt. — »Da man Ihnen abſichtlich alle Begebenheiten ſeit jenem Abende verſchwiegen hat, um Ihrer Geneſung kein Hinderniß in den Weg zu legen,« fuhr Helfenſtein fort, »Sie aber durch das Schickſal wider ihren Willen in jene Unruhen verwickelt wurden, ſo iſt es wohl nöthig, Sie von dem, was ſpäter geſchah, in Kenntniß zu ſetzen.« — »Das wünſche ich ſehnlichſt,« bemerkte Waldner, »und wollte Sie ſchon längſt darum bitten; da ich aber bemerkte, daß Sie mir abſichtlich auswichen, wenn die Rede darauf kam, und ich Ihnen nur Gutes zutraue, ſo ſchwieg ich und wartete.« — »Hören Sie denn,« ſagte der Hauptmann. »Die Unruhen, welche ſich hier in Sonnenſtadt und gleichzeitig in Tempelſtein ereigneten, ſind nicht unmittelbar aus den Köpfen hieſiger Landeskinder hervorgegangen, ſondern durch ausländiſche

Emiſſaire, welche von einigen hieſigen Unzufriedenen unterſtützt wurden, eingeleitet worden. Die Regierung hatte Kenntniß davon, und, nicht vermuthend, daß es zu ſo ernſthaften Auftritten kommen würde, beſchloß ſie, den Gang der Dinge nicht zu ſtören, um auf dieſe Weiſe den beſſeren Unterthanen begreiflich zu machen, wie ſehr durch die Verbreitung ſchlecht verdauter und ſchlecht verſtandener und noch ſchlechter ausgeführter liberaler Ideen unter dem Volk, die allgemeine Wohlfahrt, Ruhe und Ordnung gefährdet werde.« — »Das ſind verkehrte Maßregeln,« fiel ihm Otto in die Rede, »werde ich denn ruhig zuſehen, wie ein Kind ſich ſchneidet, um ihm dadurch practiſch die Lehre einzuprägen, ein ander Mal nicht unvorſichtig mit Meſſern und Scheeren umzugehen?« — »Freilich« — verſetzte Helfenſtein — »war die Maßregel nicht allein an und für ſich verkehrt, ſie ward auch noch obendrein ſchlecht ins Werk geſetzt, indem, als es nun wirklich ſo weit gekommen, gar keine Anſtalten getroffen waren und die Stadt zwei Tage lang in der größten Gefahr ſchwebte. Leider aber hatte Graf Eiſe-

nau, unſer genialer Miniſter, der ſchon mehr neue Theorieen ausheckte, als Wochen im Jahr ſind, im Conſeil den Vortrag und wußte den Fürſten für dieſen Plan zu ſtimmen. Als nun am dritten Tage die Bürger ſich bewaffneten, thaten ſie es nur unter der Bedingung, daß der gnädigſte Herr dem Lande die ſchon längſt gewünſchte ſtändiſche Verfaſſung bewilligte. Was ſollte man machen? jetzt ſtanden die Sachen wirklich ſchlimm, und das einzige Mittel zur Abhülfe, fremde Truppen in das Land zu rufen, wollte und konnte man nicht ergreifen; die Forderung wurde daher ohne Einſchränkung zugeſtanden, und die Wahl der Deputirten wird binnen Kurzem vor ſich gehen.« — »Ei, das ſind ja herrliche Dinge,« bemerkte Otto freudig. — »Gewiß,« erwiederte Helfenſtein, »und jeder wahre Freund des Landes fühlt ſich hochbeglückt dadurch. Aber hören Sie weiter. Jene Aufrührer waren damit natürlich nicht zufrieden, denn ſie wollten an das Ruder kommen, und der Pöbel, habſüchtig und niedrig geſinnt, ohne eigentlichen Begriff von Recht und Freiheit, unterſtützte ſie willig. Dreiſt geworden durch

den glücklichen Ausgang der vorigen Tage, zog am hellen Morgen ein grosser Hause vor das Schloß und verlangte unter heftigem Tumultuiren die Befreiung von allen Abgaben, die Aufhebung aller Standesvorrechte, und die Absetzung sämmtlicher Minister und Präsidenten. Jetzt sah man sich genöthigt einzugreifen, es kam zu blutigen Auftritten, doch gelang es bald den wackeren Bürgern in Verbindung mit dem Militair, jeden Tumult zu unterdrücken und Ruhe und Ordnung herzustellen. Man untersuchte nun alle Vorfälle genau, und hat bereits mehrere Rädelsführer eingezogen und verurtheilt. Das Haupt von Allen ist der Ihnen nur zu wohl bekannte Herthal. Die Aufständige haben sich noch zu rechter Zeit fixirt.«

»Herthal?« rief Otto, »ich habe es längst geahnt und gefürchtet; sein unersättlicher Ehrgeiz, der ihn immer glauben machte, er werde zurückgesetzt und unverdienter Weise erniedrigt, mußte ihn am Ende auf Abwege führen. Er hat es verdient, und doch muß ich gestehen, daß ich inniges Mitleid mit ihm hege.« — »Sie denken wie ich,« erwiederte Helfenstein; »wenn

ich auch die That verdammen muß, so werde ich doch stets den Thäter bedauern, denn das Gefühl der Pflicht schließt nie das Gefühl der Menschlichkeit aus. Er ist zu lebenslänglicher Gefangenschaft verdammt; ich hoffe indessen, daß die Gnade des Fürsten das Urtheil später mildern wird. Jetzt mußte man unbedingt streng verfahren, denn zwei Opfer dieser Tage sind dem Tode heimgefallen, die vielen mehr oder minder Verwundeten auf beiden Seiten nicht zu rechnen.« — »Zwei Opfer?« fragte Waldner erschreckt. — »Ja, leider,« antwortete Helfenstein, »der Kammerherr von Schwertern ward ermordet in seinem Garten gefunden, und gegründeter Verdacht fällt auf dieselbe Julie, welche an jenem Abende nach dem Balle uns so lebenslustig begrüßte. Sie ward von ihm verführt, und dann, Sie errathen, an wen, verkauft.« — »Er hat seinen Lohn dahin — das Andere läßt sich denken,« erwiederte Otto. »Und der Zweite?« fragte er weiter. — »Eugeniens Vater,« antwortete der Hauptmann nach einer Pause; »Gram, Schrecken und Aerger über jene Begebenheiten warfen ihn auf das Kranken-

lager; ein Schlagfluß machte gestern Abend dem Leben des ehrenwerthen Mannes ein Ende.«

Otto verstummte bei dieser Nachricht; denn der Präsident war ihm, trotz dem, daß er selten mit ihm übereinstimmte, lieb und werth gewesen, und unser Freund verbarg die Thränen nicht, die seinen Augen entquollen. Einige Minuten verstrichen in tiefem Stillschweigen, dann fragte er den Hauptmann ängstlich: »Und Eugenie?« — »Ist gefaßter als wir vermutheten; sie scheint in sich Trost und Hülfe zu finden, und so innig und wahr ihre Trauer um den Geschiedenen auch seyn mag, so läßt sie doch wenig vor der Welt merken. Wir boten ihr an, zu uns zu ziehen, da die väterliche Wohnung ihr zwiefach zum Trauerhause geworden ist; sie hat es aber abgelehnt und beschlossen, diese nicht eher zu räumen, als bis das Haus verkauft ist.« — »Sie hat Recht,« versetzte Otto, »ich würde an ihrer Stelle eben so handeln.«

Helfenstein forschte lächelnd nach den Gründen, aber Otto that, als überhöre er die Frage.

»Mir ſcheint, lieber Waldner,« ſagte jener, »als hätten Sie kein Vertrauen zu mir.« — »Ich bin ja Ihr Gefangener,« erwiederte Waldner lächelnd. — »Davon nachher,« ſagte der Hauptmann; »da es in meiner Hand liegt, Ihre Zweifel an meiner Ehrlichkeit aus dem Wege zu räumen, und alle Gründe, geheim zu thun, von nun an völlig wegfallen, ſo ſoll das zu Ihrer und meiner Genugthuung alsbald geſchehen. Wiſſen Sie denn, daß ich ſeit dem Feldzuge, in welchem ich als Adjutant unſerm Erbprinzen beigegeben war, ein ſtiller Vertrauter deſſelben blieb und, auf ſeinen Wunſch vorzüglich, jede weitere Anſtellung von mir wies. Die edeln Geſinnungen unſers künftigen Regenten, ſeine freie Denkungsart, ſeine liberalen Anſichten ſind zu wohl bekannt, als daß ich die Gründe, die mich leiteten, ihm zu gehorchen, weitläuftig zu entwickeln brauchte. Er wurde, was auch Sie wiſſen, lange von den eigentlichen Regierungsgeſchäften fern gehalten, und man geſtattete ihm erſt in den letzten Jahren Sitz und Stimme im Conſeil. Kaum war er hier eingetreten, als einer der Miniſter dem re-

gierenden Fürſten den Plan zur Organiſation einer geheimen Polizei vorlegte und groſſen Beifall damit fand. Der Prinz widerſetzte ſich umſonſt, und es blieb ihm weiter nichts übrig, um eine ſolche Anſtalt, die die heiligſten Bande der Geſellſchaft langſam aber ſicher, wie eine ätzende Säure, zerfrißt, unſchädlich zu machen, als mir die Leitung derſelben in die Hände zu ſpielen. Anfangs weigerte ich mich heftig, aber die Vorſtellung, daß ich durch die Uebernahme unendlich viel Böſes verhindern könne, bewog mich endlich, einzuwilligen, ſo widrig mir dieſe Charge auch von jeher war. Es gelang mir ſo ziemlich, das vorgeſetzte Ziel zu erreichen, indem ich Fürſt und Miniſter durch Berichte von galanten Intriguen, die Niemanden ſchadeten, und dieſen groſſes Vergnügen machten, amuſirte, das Briefgeheimniß unverletzt erhielt, manche Spitzbüberei verhinderte und manchen ehrlichen wie manchen unvorſichtigen Mann warnte zu rechter Zeit. Daher meine Beſuche in dem grünen Häuschen, deſſen Beſitzerin in meinem Solde ſtand; daher ſo mancher Ihnen verdächtige Schritt. Jetzt iſt

durch die neueſten Ereigniſſe das ganze Inſtitut nicht allein, ſondern auch die vormalige Polizei, beſonders in Folge meiner Vorſtellungen, aufgehoben worden, und an die Stelle derſelben tritt eine ſogenannte Sicherheitsdeputation, deren Beiſitzer Bürger ſind, und zu deren Chef ich ernannt wurde. Unſer Fürſt wird, was jedoch noch tiefes Geheimniß iſt, in wenigen Tagen zu Gunſten des Erbprinzen reſigniren; eine ſtändiſche Verfaſſung und Preßfreiheit, jedoch unter Verantwortlichkeit der Schriftſteller, ſollen die erſten Geſchenke des neuen Regenten an ſein Volk ſeyn, und unſer Land ſieht den glücklichſten Tagen entgegen; denn allmählig wird es gelingen, alle conventionelle Lüge auszurotten und Offenheit und Oeffentlichkeit zu den Hebeln der Verfaſſung und des Volkslebens zu machen. Mißtrauen Sie mir nun noch?«

»Gewiß nicht,« erwiederte Otto, »auch ſchwankte ich nur auf Einflüſterung des Verſtandes, mein Herz hatte keinen Theil daran. Aber wie komme ich dazu, Ihr Gefangener zu ſeyn?«

»Die wunderlich verwickelten Verhältniſſe, beſonders der Umſtand, daß die unglückliche Julie an jenem Abende ihre Retterin ward, machten Sie verdächtig, von der Verſchwörung gewußt, wenn auch nicht geradezu Theil daran genommen zu haben. Ich verbürgte mich augenblicklich für Ihre Unſchuld, und bekam den Auftrag, Sie, ſobald Sie dazu fähig ſeyn würden, deshalb zu vernehmen. In jenem Hauſe ſind Sie, wie ich beſtimmt weiß, nie wieder geweſen. Woher rührt denn nur Ihre Bekanntſchaft mit dem beklagenswerthen Mädchen?«

Otto erzählte ihm nun das dem Leſer bereits Mitgetheilte. Als er ſchloß, bemerkte Helfenſtein: »Es genügt, und Sie ſind von dieſem Augenblicke an frei, bleiben aber doch, wie ich hoffe, unſer lieber Gaſt. Zu ihrer Beruhigung diene noch, daß die Unterſuchung wegen Schwerterns Ermordung niedergeſchlagen wird, da ein Höherer, den man nothwendig ſchonen muß, darin verwickelt iſt; Julie wird lebenslänglich ſicher verwahrt, jedoch in erträglicher Gefangenſchaft leben. Dies beklagenswerthe Geſchöpf,

das mit seltenen Gaben in geistiger wie in körperlicher Hinsicht von der Natur ausgestattet worden, ist hoffentlich das letzte Opfer der verderbten Gesinnung der Vornehmen in unserm Lande. Und nun, mein Freund, damit wir ein Ende machen unserer langen, stoffreichen Unterhaltung, erfahren Sie noch, daß meine Polizei nicht ganz schlecht war. Auf meine Veranstaltung wurde Kraszicky, vermittelst Luisens Hülfe, durch Eugenie gewarnt, ich sandte selbst seinen Bedienten zu der Letzteren, und beschützte diese ungesehen, als sie in Männerkleidung Anastasien aus Ihrem Zimmer entführte. Nicht allein Anastasie, sondern auch ihr Bruder (wiewohl dieser ganz insgeheim) leben gegenwärtig mit uns unter einem Dache, und wir werden, wie ich hoffe, bald einen sehr freundlichen Kreis, durch drei Brautpaare verschönt, bilden, da der wackere Andersen sich uns anschließt, indem er sich so eben mit Luisen verlobte. Folgen Sie mir jetzt in den Saal, lieber Kranker, Sie werden erwartet.«

Otto blickte ihn verlegen und erstaunt an; dann reichte er ihm freundlich die Hand, und

begab ſich, Arm in Arm mit ihm, zu den Uebrigen, die ihn erfreut begrüßten.

XIX.

Was der Hauptmann bereits angedeutet hatte, fand in den nächſten Wochen Statt. Der regierende Fürſt entſagte dem Thron zu Gunſten des Erbprinzen und zog ſich auf ein einſames Luſtſchloß zurück. Die ſegensreichen Folgen dieſer Aenderung wurden mit jedem Tage bemerklicher. Durch die Zuſammenberufung der Stände und die Einführung der Preßfreiheit fingen jetzt Vertrauen und Offenheit an in Sonnenſtadt zu walten, da vorher Falſchheit und Mißtrauen dort unter allen Ständen geherrſcht hatten. Es konnte bei dieſen Veränderungen nicht fehlen, daß Viele, die früher ganz anderen Principien gehuldigt hatten, jetzt ſchnell zu ihrem Beſten umſattelten und ſich den neuen Lenkern der Dinge, nicht eben auf dem redlichſten Wege und durch die ehrlichſten Mittel, anzudrängen

suchten, denn die Menschen bleiben nun einmal immer nur Menschen. So war u. A. vorzüglich Mansert sehr geschäftig in dieser Hinsicht. Klug genug einzusehen, daß er sich lächerlich mache, wenn er jetzt plötzlich mit liberalen Grundsätzen hausiren ginge, suchte er sich ein anderes Hinterthürchen, um durch dasselbe in das Reich der Gunst zu schlüpfen. Der Umstand, daß der neue Regent, wahrhaft fromm, gern dem Gottesdienst beiwohnte, machte Viele glauben, er sey den Mystikern nicht abgeneigt. Diese, welche bisher bei der zweifelhaften Wendung der Begebenheiten sich sehr still verhalten, erhoben jetzt aufathmend wieder das Haupt, und Mansert eilte nun, sich ihnen vor allen Dingen anzuschliessen, was ihm um so erspießlicher dünkte, da einer der Räthe des Oberconsistoriums, der sehr orthodox gesinnt war, zu seinen weitläuftigen Verwandten gehörte. Mansert sah ferner ein, daß es oft sehr gerathen sey, Andere zu verkleinern, um sich zu erhöhen, und da sein geistlicher Vetter eine Art von Oberaufsicht über die jüngeren Geistlichen in Sonnenstadt führte, so fand sich bald eine treffliche Gelegenheit, dies

ſem ſeinen regen Eifer für die Religion zu beweiſen. Dem alten Herrn war nehmlich zufällig jenes, zu Anfange dieſer Begebenheiten mitgetheilte Märchen vor die Augen gekommen und hatte ihn, aus leicht zu errathenden Urſachen, höchlich geärgert, ſo daß er nicht wenig auf Herthal ſchimpfte. Mauſert hielt es nun für ſeine Pflicht, ſich des armen Staatsgefangenen anzunehmen und dem Vetter zu offenbaren, daß kein Anderer als Wernhold der Verfaſſer ſey. Dieſer war aber dem hochpreißlichen Conſiſtorium ſchon lange ein Stein des Anſtoſſes und Aergerniſſes geweſen, und da man nun eine offenbare Verſpottung ſeines Standes in dem unſchuldigen Märchen zu finden glaubte, vor die Behörde gerufen worden, um ſich zu vertheidigen. Sein redliches Weſen hatte ſich eine ſolche Hinterliſt nicht träumen laſſen, und er war daher nicht im Stande, ſeinen Zorn zu bemeiſtern, als ihm ſein Original, das Mauſert ausgeliefert hatte, vorgelegt wurde. Statt aller Antwort auf die Frage, ob er der Verfaſſer ſey, bat er, ihn der Candidatur zu entbinden, indem er durchaus nicht geſonnen ſey, ſich geiſtige Feſſeln anlegen

zu lassen. Dies Gesuch konnte natürlich nicht verweigert werden, da aber kein Candidat etwas drucken lassen durfte ohne die Genehmigung seiner Behörde, und Wernhold, dem Anscheine nach, diese Pflicht auf eine culpose Weise umgangen hatte, indem das unschuldige Märchen, das für ihn jetzt eine reiche Quelle von Verdruß ward, unter Herthal's Namen erschienen war, so blieben noch immer Mittel genug, sein vorlautes Treiben, wie die Herren vom Oberconsistorium sich auszudrücken beliebten, streng zu bestrafen, und sie ermangelten nicht, als des armen Wernhold's Ankläger vor dem Forum, dem solche Vergehen zustelen, aufzutreten.

Wernhold gerieth dadurch in die verdrießlichste Laune, da er ganz unschuldig bei dem fatalen Handel war, und sich nun deutlich überzeugte, wie Mausert, dem er nie getraut hatte, der aber stets die innigste Freundschaft gegen ihn heuchelte, hier eine wohlersonnene Intrigue zu seinem Nachtheil angelegt und durchgeführt habe. Aergerlich begab er sich daher zu Otto, um sich bei ihm Rath zu holen. Dieser ging eben

mit Helfenſtein im traulichen Geſpräche auf und ab, und Wernhold ermangelte nicht, Beide mit der Sache bekannt zu machen, obgleich der Hauptmann ihm faſt gänzlich fremd war. Kaum hörte dieſer den Verlauf, als er zu Wernhold's groſſer Beruhigung ſagte: »Wenn Sie den Beweis liefern können, daß Sie Mauſert das Original ſchenkten, ſo tragen Sie weiter keine Sorge, denn unter Herthal's Papieren, die mir zur Durchſicht überliefert wurden, findet ſich ein Brief, aus welchem hervorgeht, daß er dem Verleger jenes Journals das Manuſcript unter ſeinem Namen verkauft und das Honorar dafür als ſein Eingenthum eingeſteckt hat.« — »Den nothwendigen Beweis kann ich liefern, ſo wie Alle, die damals gegenwärtig waren, als Wernhold Mauſert das Manuſcript ſchenkte und dieſer dem Herthal eine Reinſchrift verſprach,« ſetzte Otto hinzu. — »Da wäre der Patron alſo in ſeine eigene Grube gefallen,« bemerkte Helfenſtein, »aber das iſt noch nicht genug: der Wicht muß exemplariſch beſtraft werden, damit er ſich künftig vergehen läßt, ehrlichen, argloſen Leuten hinterrücks ein Bein

zu ſtellen.« — »Behüte,« rief Wernhold, »da ich den Schuft nicht durchprügeln kann, wozu ich eigentlich die größte Luſt hätte, ſo will ich ihn lieber laufen laſſen, denn er iſt es nicht werth, daß ein honnetter Menſch mit ihm umgeht, geſchweige denn ihn perſönlich zur Rechenſchaft zieht.« — »Laſſen Sie mich nur machen,« fiel der Hauptmann ihm in die Rede, »ich verſpreche Ihnen die eclatanteſte Satisfaction und einen herzlichen Spaß obendrein. Nur ein Stündchen Geduld.«

Helfenſtein ſetzte ſich hin, ſchrieb einige Zeilen und ſandte dieſe durch einen Bedienten fort. Dann wandte er ſich zu Wernhold und ſagte: »Ich beneide Sie um Ihr ſchönes, poetiſches Talent, eine Gabe, die mir die Götter ganz verſagt haben, und das mir um ſo ſchätzenswerther erſcheint, da Sie, nach Allem, was ich von Ihnen kenne, ſich frei von aller Manier zu erhalten ſuchen.« — »Das iſt es nicht allein,« bemerkte Otto, »was ſeine Gedichte auszeichnet; ein viel gröſſeres Intereſſe haben ſie dadurch, daß er ſich in ihnen giebt, wie er iſt, und man daher den Menſchen im Dichter und den

Dichter im Menſchen lieb gewinnen muß. Die wahre, echte Frömmigkeit, und das reinſte Gefühl ſprechen uns traut und lieb aus allen ſeinen Verſuchen an, und wenn die Herren vom Oberconſiſtorium nur ſeine Schilderung eines Sommerabends leſen wollten, ſo würden ſie, ſtatt ihn als einen Unfrommen zu verfolgen, demüthig an ihre eigene Bruſt ſchlagen und ausrufen: Herr, laß mich werden wie dieſer iſt!«

Wernhold hatte beſcheiden zu dem Lobe ſeines Freundes geſchwiegen, ohne es in falſcher Scham abzulehnen, denn er war ſich bewußt, es in dieſer Hinſicht mit vollem Rechte annehmen zu dürfen. Als Otto innehielt, ſagte er: »Meine poetiſchen Exercitien haben nur den Fehler, daß ſie mir zu leicht werden, und da ich einmal keine Feile anlegen kann, weil ſie mir nur während des Schaffens Freude machen, und nachher von mir gleichgültig weggeworfen werden, ſo halten ſie nicht die Probe der echten Kritik aus und ſind, vorzüglich in der Form, mitunter höchſt fehlerhaft.« — »Ei was, Form« — rief Helfenſtein — »der Gedanke beurkundet

den Dichter, nicht die Form, und es würde weit beſſer um unſere Litteratur ſtehen, wenn von jeher nicht ſo viele Pedanten über der Form den Geiſt vergeſſen oder gar verachtet hätten.« — »Dem kann ich nicht ganz beiſtimmen,« erwiederte Wernhold, »ein ſeinem Inhalte nach vollendetes Gedicht wird auch immer vollendet in der Form erſcheinen, da Eins das Andere bedingt.« — »Ich darf nicht mit Ihnen darüber ſtreiten,« antwortete der Hauptmann, »wünſche aber doch, als ein nicht ungewandter Fechter Sie mit Ihren eigenen Waffen zu ſchlagen, und bitte Sie, bis wir zum Dramatiſchen übergehen, wo ich Ihnen etwas Angenehmes aufzuführen gedenke, mir jenes Gedicht, deſſen Freund Waldner Erwähnung that, mitzutheilen, falls es Ihnen gegenwärtig iſt.« — »Herzlich gern,« verſetzte Wernhold, »auch muß ich Ihnen geſtehen, daß es mein Liebling bleiben wird, und daß ich aus dieſem Grunde verſucht habe, es auch der Form nach möglichſt zu vervollkommnen. Eigentlich gehört es zu einer poetiſchen Erzählung, die ich indeß, als eine verfehlte Jugendarbeit, verdammen muß. Ich

trennte es daher wieder davon und ſuchte es durch einige Aenderungen für ſich gelten zu laſſen. Möge es Ihnen gefallen.«

Er recitirte nun folgende Strophen:

Des Abends Frieden.

Der Abend naht mit ſeiner Liebe Fülle,
Die Sonne ſinkt ins Meer nach hehrem Lauf;
Vom Herzen fällt jedwede Erdenhülle,
Das ganze Seyn löſt ſich in Wehmuth auf.
Der enggepreßte Buſen athmet freier,
Von lauen Winden ſchmeichleriſch bewegt,
Da Dämmerung den grauen Nebelſchleier
Mit leiſer Hand auf Berg' und Thäler legt.

Die Blüthen hauchen ihre milden Düfte,
Die ſpieleriſch ein ſanfter Wind entführt,
Sie rings verbreitend durch die lauen Lüfte,
Die er mit leichten Schwingen zart berührt;
Dann beugen ſie die reichen Kronen nieder,
Zu ſtiller Ruh im Friedensweh'n der Nacht,
Bis ſegensreich der Sonne Strahl ſie wieder
Erweckt und ſchmückt mit neu verjüngter Pracht.

Woher die Kraft, die du auf deinen Flügeln,
In deinen Armen, milder Abend, trägſt?
Kommt ſie von dir, o Mond, wenn an den Hügeln
Du feierlich dich langſam herbewegſt?

Weilt ſie in euch, ihr immer klaren Sterne,
Sinnbilder ewiger Jungfräulichkeit,
Die ihr herabſtrahlt aus uralter Ferne,
Erhab'ne Prieſter, hohem Dienſt geweiht?

Woher die Kraft, den Schmerz mild zu beſiegen,
Daß er der Sehnſucht ſeine Stätte räumt;
Die Kraft, die Leidenſchaften einzuwiegen,
Den Strom zu dämmen, der wild brauſend ſchäumt?
Wo fluthet jenes Meer, aus deſſen Schooße
Sich dieſe hehre Mittlerin entwand?
Wo breitet ſich ihr Heimathsland, das große
Geweihte, heil'ge, ſegensreiche Land?

Sucht ſie dort oben, wo der Herr der Güte
Sich über Sternen ſeinen Thron erbaut,
Wo er, mit unausſprechlichem Gemüthe,
Auf alle ſeine Weſen ſegnend ſchaut.
Von dort herab ſteigt ſolcher Friede nieder,
Der Schatten einer nur geahnten Welt,
In der ſich Alles, was geſchieden, wieder
Zu ew'ger Luſt, nach kurzem Gram geſellt.

Und der Gedanke iſt es, der dem Herzen
Das bang Vermißte wieder neu verleiht,
Der an die Dornenkrone bitt'rer Schmerzen
Die holden Blüthen der Ergebung reiht:
Wenn endlich nun des Tages Drang geſchwunden
Und ſich das Herz dem Herzen überließ;

Dann bringen dieſe ſel'gen Abendſtunden
Auf Erden das verlorne Paradies.

Helfenſtein hatte ihm mit funkelnden Augen zugehört. »Herr,« rief er aus, als Wernhold endete, »Sie ſind ein wahrhafter Mann Gottes, und wenn ich der Fürſt wäre, dann müßten Sie der Erſte ſeyn in meinem geiſtlichen Rath. Sie ſind nicht allein berufen, Sie ſind auch auserwählt. Geben Sie mir die Hand! denn es thut mir immer wohl, wenn ich die Hand eines Ehrenmannes drücken kann. Sie kennen mich zu wenig, um mich als Freund anzunehmen, aber rechnen können Sie auf mich bei jeder Gelegenheit.«

Otto freute ſich innig über dieſe reine Begeiſterung des Hauptmannes, den er noch nie ſo geſehen hatte, denn jener gehörte zu denjenigen Leuten, die um deſto weniger ihr Inneres zeigen, je tiefer ihr Gefühl erregt wird. Auch Wernhold that dieſe Anerkennung unendlich wohl; er ſchlug herzlich in die dargebotene Rechte ein, und ſagte bewegt: »Herr Hauptmann, behalten Sie mich lieb! dieſer Augenblick wird mir unvergeßlich bleiben und wiegt mir viele

Schmerzen, die mir so oft das Verkanntwerden machte, reichlich auf.«

Der fortgesendete Bediente kam jetzt wieder und meldete, der Herr Regierungssecretair Maufert folge ihm auf dem Fuße. »So führe ihn in die grüne Stube und rufe mich dann,« befahl Helfenstein demselben. Dann fuhr er, sich zu den Freunden wendend, fort: »Jetzt, meine Herren, kommt meine dramatische Arbeit daran, die auch in der Form viel Verfehltes haben wird, da sie extempore gespielt werden soll, demungeachtet aber, wie ich hoffe, Ihnen grosses Vergnügen machen wird; doch muß ich Sie bitten, nur als ein unsichtbares Publikum dabei gegenwärtig zu seyn, und sich gefallen zu lassen, Verstecken zu spielen. Folgen Sie mir gütigst.«

Er geleitete die Freunde jetzt in ein Cabinet, das an das Zimmer stieß, in welchem Maufert ihn erwartete. Dort konnten sie unbemerkt Alles wahrnehmen, was in jener Stube vorging, und wurden auf diese Weise die Zuschauer einer Comédie larmoyante, wie sie sie nicht leicht für möglich gehalten hatten.

Helfenſtein trat nehmlich, ſobald ſie ſich an den ihnen angewieſenen Poſten begeben hatten, ein, ohne ein Wort zu ſagen, und wurde von Mauſert mit einer tiefen Verbeugung empfangen, die er nur obenhin erwiederte. Dann nöthigte er denſelben mit einer Handbewegung zum Sizzen, nahm ebenfalls Platz, und ergriff, noch immer ſchweigend, ein auf dem Tiſche liegendes Actenheft, in welchem er hin und wieder blätterte. Mauſert blickte ihn geſpannt und erwartungsvoll an, wagte aber nicht, die Stille zu unterbrechen, da er nur zu wohl wußte, welche wichtige Stellung Helfenſtein, ſeit der neueſten Umwälzung der Dinge, erhalten hatte. Endlich brach dieſer das Schweigen und ſagte langſam und feierlich: »Die von Seiner Durchlaucht niedergeſetzte Commiſſion zur Unterſuchung der kürzlich vorgefallenen Unruhen hat, um ſo viel wie möglich alles Aufſehen zu vermeiden, mich beauftragt, Herr Regierungsſecretair, Sie in aller Stille über einige Punkte zu vernehmen, da auch Sie verdächtig geworden ſind, nicht ohne Antheil bei jenen Verbrechen, wenigſtens nicht ohne Mitwiſſen bei der Ermordung des Kam-

merherrn von Schwertern geblieben zu seyn.« — »Ich!?« rief Mauſert erſchreckt und an allen Gliedern zitternd. Er wollte noch etwas hinzufügen, aber die Stimme verſagte ihm, und ſo ſaß er, ein Bild des Jammers, verſtummend und bleich wie der Tod da, ſo daß Wernhold und Otto, die ihn deutlich ſehen konnten, trotz ſeiner offenbaren Schlechtigkeit das lebhafteſte Mitleid für ihn fühlten. Nach einer peinlichen Pauſe gelang es ihm endlich, ſich zu ſammeln und den Hauptmann mit demüthiger und wankender Stimme zu fragen: »Wie ſollte ich, der da unſchuldig iſt, wie das Kind im Mutterleibe, nur auf die Idee gekommen ſeyn, Mitwiſſer eines ſo ſchauderhaften Verbrechens zu werden, ohne alsbald meinen hohen Vorgeſetzten pflichtgetreu Alles, was zu meiner Kenntniß kam, anzuzeigen?« — »Freilich,« unterbrach ihn Helfenſtein mit ſchneidendem Tone, »das Anzeigen lieben Sie allerdings.« — »Ich?« fuhr Mauſert fort, ohne ſich irre machen zu laſſen, »ich, der jeden Augenblick bereit iſt, ſein Blut für unſern huldreichen Fürſten und deſſen erhabenes Haus bis auf den letzten Tro-

pfen zu verſpritzen? Ich, der ich mich ſchon auf der Univerſität von allen verbotenen Verbindungen fern hielt, der ich nie Vorleſungen über Politik und Philoſophie beſuchte, um durch die Dialectik der anders geſinnten Profeſſoren nicht in meinen feſten Grundſätzen erſchüttert zu werden? Das iſt ja gar nicht möglich! Sie treiben wohl nur Ihren Scherz mit mir, Herr Obriſt —« — »Nur Hauptmann,« bemerkte Helfenſtein trocken. — »Sie wollen gewiß nur meine Geſinnungen prüfen, hochverehrteſter Herr Major?« rief er wieder. — »Nur Hauptmann,« wiederholte Jener. »Doch,« fuhr er fort, »gehen wir zur Sache über. Aus den Acten erhellt, daß Sie während dieſes Sommers ſehr oft, Abends ſpät, das Haus No. 120 in der Gerbergaſſe beſucht haben.« — »No. 120 in der Gerbergaſſe?« rief Mauſert und wurde dabei über und über roth, wie ein naſchendes Kind, das ertappt wird; »das muß ein Irrthum ſeyn, ich weiß nicht einmal, wo die Gerbergaſſe iſt, das kann ich beſchwören.« — »Nur gerade heraus,« entgegnete Helfenſtein: »Sie waren bei der Frau Kuppel, die eine von der Polizei ge-

duldete Anstalt leitete, ab — — Schändliche Verleumdung! fiel ihm Maufert in die Rede, von meinen Feinden und Neidern hinterlistig ausgesonnen, um meinen guten Ruf zu vernichten. Ich kann es beschwören bei Allem was heilig ist, nie dort gewesen zu seyn. — Pfui, antwortete der Hauptmann, Sie machen sich mir nicht allein lächerlich, sondern auch verächtlich. Können Sie leugnen, dort mit dem Spottnamen der Gelbe von den unsauberen Priesterinnen belegt worden zu seyn, weil Sie auf solchen Expeditionen gewöhnlich einen gelben Ueberrock trugen, den Sie sich ausdrücklich dazu machen liessen, und sonst nicht zu tragen pflegten? Wagen Sie es ferner in Abrede zu stellen, dort sehr oft eine gewisse Florentine, und am Abend vor dem Ausbruch der Unruhen die Julie Steller, welche, als der Ermordung des Kammerherrn von Schwertern verdächtig, eingezogen ist, besucht, und der Letzteren, als Belohnung für ihre Gunstbezeigungen, einen alten, jedoch immer noch brauchbaren Dolch geschenkt zu haben? oder wollen Sie, daß ich alle Schonung hintansetze und Sie [illegible] Regierungs-

und Conſiſtorialſecretair, öffentlich mit der Dirne confrontire?« — »Mein Gott,« rief Mauſert, ſich vergeſſend, aus, »der verfluchte Dolch! ich hatte ihr erzählt, daß ich ihn einmal auf der Univerſität ſtatt einer Schuld angenommen hätte, und ſie ſchwatzte mir ihn ab, unter dem Vorwande, die Mädchen wollten unter ſich Komödie ſpielen, und ſie brauche ihn zu ihrer Rolle.« — »Sie geſtehen es alſo ein?« bemerkte Helfenſtein trocken; »dieſer Dolch, Ihr Geſchenk, iſt bei dem Mädchen mit Blut befleckt gefunden worden.« — »Allmächtiger Gott!« lallte Mauſert und ſank ohnmächtig vom Stuhl. Der Hauptmann leiſtete ihm jetzt ſelbſt hülfreiche Hand, um ihn ſo viel wie möglich vor den Leuten zu ſchonen, und brachte ihn, jedoch erſt nach geraumer Zeit, wieder zur Beſinnung. Mauſert, der wohl einſah, daß ſein guter Ruf für immer vernichtet ſey, wenn auch gleich ſeine Unſchuld ſich im Laufe der Unterſuchung ergeben mußte, warf ſich ihm zu Füſſen, und bat flehentlich, dieſe Vorfälle zu unterdrücken, damit dieſelben nicht unter das Publicum kämen; aber Helfenſtein entwich ihm, nachdem er ihn hatte

aufſtehen heiſſen, mit verächtlichem Ton: »Welche Gründe hätte ich denn, Sie zu ſchonen, mein Herr, der Sie, um ſich bei Ihren Vorgeſetzten einzuſchmeicheln, feig und niedrig genug ſind, Ihren Jugendfreund Wernhold durch abſcheuliche Machinationen zu verläumden und zu ſtürzen? Oder wollen Sie auch das leugnen?« Mauſert vermochte nicht zu antworten, aber ſeine Glieder zitterten heftig, kalter Schweiß perlte auf ſeiner Stirn, und die Zähne klapperten ihm im Munde. Der Hauptmann wartete ſeine Erwiederung nicht ab, ſondern ſetzte hinzu: »Sie ſind jetzt in meiner Hand, aber danken Sie es der Fürbitte eben des redlichen Wernhold, den Sie ſo ſchändlich verriethen, wenn ich Ihr Betragen in ewige Vergeſſenheit begrabe, was jedoch nur unter der Bedingung geſchieht, daß Sie ſogleich, hier unter meinen Augen, einen Brief an das Oberconſiſtorium ſchreiben, Ihre Verläumdung widerrufen, und ausführlich darlegen, wie ſich die ganze Sache mit dem Märchen und deſſen Abdruck eigentlich verhält.«

Mauſert war augenblicklich bereit dazu. Der Hauptmann gab ihm Feder und Papier und ging im Zimmer auf und ab, während jener ſchrieb. Nach einer Pauſe überreichte derſelbe ihm den verlangten Brief, der der Erbärmlichkeit des jämmerlichen Patrons die Krone aufſetzte. Der Hauptmann las ihn, und ſagte dann: »Es iſt gut, Sie können gehen; das Schreiben werde ich ſelbſt an die Behörde beſorgen. Seyn Sie meines tiefſten Schweigens verſichert; ich ſetze nur noch den Wunſch hinzu, Sie zum letzten Mal bei mir geſehen zu haben.«

Mauſert entfernte ſich jetzt unter den tiefſten Verbeugungen und mit den übertriebenſten Dankſagungen, und verließ das Haus mehr todt als lebendig. Nachdem er fort war, öffnete Helfenſtein die Thür und bat die beiden Freunde einzutreten. Otto war auf das Höchſte erbittert, und ſchwur, nie wieder ein Wort mit Mauſert zu wechſeln. »Du liebe Zeit!« bemerkte Wernhold, »tolerirt unſer Herrgott ſolche Koſtgänger und läßt ſie ſich an ſeinem groſſen Tiſche ſatt eſſen, da können wir ſie wahrhaftig auch dul-

den. Im Grunde dauert er mich, denn er
machte ein gar zu klägliches Gesicht, und ich
wollte mich gern noch mehr geärgert haben,
hätte ich ihm diese Scene ersparen können; mir
schadet es weiter nicht, denn ich habe geistiges
Rückenmark, der Kerl ist aber psychisch eine Mol-
uske, und die können just nicht viel vertragen.
Aber nicht wahr,« setzte er, gutmüthig sich zu
Helfenstein wendend, hinzu, »Sie schicken den
Brief nicht an das Oberconsistorium? Der ar-
me Teufel wird doch gar zu sehr dadurch bla-
mirt.«

»Lassen Sie mich nur machen,« entgegnete
er Hauptmann, »der Stein, den die Bau-
nte verwarfen, soll zum Eckstein werden, und
en dazu brauche ich den Brief. Die Correc-
on soll dem sauberen Herrn nicht schaden, und
n Uebrigen verlassen Sie sich auf meine Dis-
ction: es soll keine weiteren bösen Folgen für
n haben; sein Freund in Christo, der bornirte
err Knaufberg, der wegen seiner häufigen Be-
che im grünen Häuschen für's Erste suspen-
rt ist, mag ihn trösten.«

XX.

Wir überſpringen den Zeitraum von mehreren Wochen, in welchen ſich weiter nichts Bedeutendes ereignete, als daß die heilbringenden Reformen in Sonnenſtadt wacker fortſchritten und die Stände gewählt und einberufen wurden. Otto erwartete ſeinen Vater, der als Deputirter ebenfalls eintreffen mußte, mit deſto gröſſerer Ungeduld, da er, von Anaſtaſien mit dem Jawerte beglückt, denſelben mit der lieblichen Braut zu überraſchen gedachte. Seiner Einwilligung war er gewiß, indem der alte Waldner ihm mehr als ein Mal erklärt hatte, daß er ihm bei der Wahl ſeiner Gattin völlig freie Hand laſſe. »Denn« — pflegte der verſtändige Mann hinzuzuſetzen — »Du ſollſt mit ihr leben, nicht ich, und Dein Herz wird inſtinktmäſſig keinen Fehlgriff thun.« — Der Obriſt hatte, Thränen der Freude über der geliebten Schweſter Glück vergieſſend, bereits ſeinen Segen zu dem Bunde gegeben

Endlich kam der alte Herr in der erſten Woche des Decembers an. Er mußte ebenfalls ſeine Wohnung bei Helfenſtein nehmen. Nicht leicht ſah ein Haus liebere Gäſte unter ſeinem Dache. Als Otto ihm Anaſtaſie, die jetzt nicht mehr Latein zu reden brauchte, als ſeine Erwählte, und den Obriſten, ihren Bruder, als eben den Retter der verſtorbenen Mutter vorſtellte, da zog er die Geſchwiſter an ſein Herz und dankte Gott mit gerührter Stimme für die Freude. Darauf reichte er ſeinem Sohne die Hand und ſagte: »Willſt Du noch nach Paris, mein Otto?« — »Bewahre,« rief dieſer. — »Siehſt Du?« verſetzte Waldner der Vater, »Du warſt berauſcht, wie ſo viele jungen Leute; ich wußte es wohl, daß ein kurzer Aufenthalt in der Reſidenz Dich entnüchtern würde, denn er lehrte Dich einſehen, daß Du in Deiner dereinſtigen Stellung, und ſelbſt ſchon jetzt Deinem Vaterlande weit mehr nützen könnteſt, und ſeinem Vaterlande gehört ein braver Mann, vor Allem, an.«

In dieſem Augenblicke trat Wernhold ein und fiel, ohne ein Wort zu reden, dem Haupt-

mann um den Hals. Dieser lächelte und sagte dann zu den Anwesenden: »Ich habe die Ehre, Ihnen den Herrn Hofkaplan Wernhold vorzustellen; unser gütiger Fürst wohnte, durch mich veranlaßt, einer seiner Predigten bei, und beschloß diesen wahren Diener Christi an sich zu fesseln für immer.« Alle umgaben glückwünschend den wackeren jungen Mann. »Sichst Du?« rief Otto, »der Morgen brach doch an, der Dich im Cherreck erblickt; das echte Verdienst geht nicht unter, wenn es auch zu Zeiten verkannt wird.«

»Ich bin Ihr Beichtkind, als Kammerjunker, lieber Herr Hofkaplan,« sagte Andersen, Luise bei der Hand fassend, verbindlich zu Wernhold, »und daher bitte ich, daß die Einsegnung unseres Bundes die erste heilige Handlung in Ihrem Amte sey.«

Wernhold verbeugte sich. Alle Anwesenden waren sehr heiter, da brachte der Bediente dem Obristen, der mit Erlaubniß des Fürsten nicht mehr incognito in Sonnenstadt zu leben brauchte, einen Brief. Er erbrach ihn, und rief dann mit funkelnden Augen und vor Freude zitternder

Stimme: »Das Loos iſt geworfen, die Polen haben ſich erhoben, am 29ſten November zuckte der Strahl der Freiheit hell leuchtend durch die Nacht. Hauptmann, um Gottes Willen, Päſſe! ich muß augenblicklich fort, ehe mir die Grenzen verſchloſſen werden.«

»Nicht ohne mich!« ſagte Eugenie, die früher ziemlich theilnahmlos da geſeſſen hatte, ſich plötzlich erhebend; »ich gehe mit Dir, Dein Vaterland iſt fortan auch mein Vaterland.«

»Das wollteſt Du?« rief der Obriſt, ſie begeiſtert an ſein Herz ziehend.

»Unſere Trauung ſey Ihre erſte heilige Handlung, Wernbold,« fuhr ſie fort. »Die Erlaubniß des Obercenſtoriums iſt durch des Hauptmanns Güte bereits in meinen Händen, denn ich ſah ſchon längſt dieſen Augenblick voraus.«

»So verbinde uns drei Paare der treue Freund an demſelben Tage,« rief Otto.

»Mein, mein Geliebter,« entgegnete Anaſtaſie, »ich bin die Deine in Leben und Tod, aber der Segen des Prieſters darf uns erſt vereinen, wenn mein Vaterland frei iſt, oder —

ſetzte ſie leiſer hinzu — »wenn die armen Polen kein Vaterland mehr haben. Nicht wahr,« fuhr ſie dann heiter, ſich zu Luiſen wendend, fort, »Du vergönnſt mir ſo lange noch ein Plätzchen in Deinem Herzen und in Deinem Hauſe?«

Verbeſſerungen.

Folgende Fehler, welche ſich trotz aller Sorgfalt des Correctors eingeſchlichen haben, und durch den Umſtand, daß der Verfaſſer vom Druckorte fern lebt, entſchuldigt werden, verbeſſere der geneigte Leſer gütigſt ſelbſt.

Seite	11	Zeile	10 v. u. für weil l. da
"	14	"	4 v. u. für Lektion l. Lection
"	18	"	3 v. o. für Vulmer l. Vulwer
"	18	"	10 v. u. nach parlo l. Italiano
"	29	"	16 v. o. für Sie l. ſich
"	78	"	8 v. o. für Dylmpia l. Olympia
	86		14 v. o. für denkliche l. erdenkliche
	93		6 v. u. für Fukultäten l. Facultäten
	[illegible]		9 v. o. für glauben l. meinen
	107		1 v. u. für liebevollen l. liberalen
	155		3 v. o. für Du mußt es doch l. Du mußt doch
	184	"	14 v. [illegible] für bemerkte l. gewahrward
	190		7 v. o. für ſeinen l. des Bruders "
	190		9 v. o. für eilt leiſe hinauf l. eilt hinauf

Seite	196	Zeile	8 v. u. für ging l. ward
»	199	»	1 v. u. für Mein Herr l. Nein, Herr!
»	227	»	9 v. o. für zu l. nach
»	234	»	3 v. o. für bemerkte l. bemerkt
»	276	»	3 v. o. für Sie werde l. Sie werden
»	304	»	14 v. o. für Eingenthum l. Eigenthum.

In vielen Worten, welche aufzuzählen nutzlos wäre, iſt ferner das ß mit ſſ verwechſelt worden.

Novellen.

Fremd und eigen.

Von

O. L. B. Wolff.

Ruhe im Sturm, Sturm in der Ruhe. — Die Perlen. — Drei Kapitel aus dem Leben eines Anarchomen. — Fräulein von Marsan.

H 1915. 2502.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

1836.

BERL

Ruhe im Sturm,

Sturm in der Ruhe.

Aus den hinterlaſſenen Papieren des Grafen D****.

Erinnerung und Hoffnung, Morgen- und Abendgestirn unseres Lebens, wir vergessen eurer nur dann, wenn die Mittagssonne des Glücks senkrecht auf unsern Pfad scheint und alle Schatten verkürzt, aber die Stunden, an welchen ihr hell in unsere Nacht strahlt, kommen häufiger und dann sind unsere Thränen, in denen ihr freundlich euch spiegelt, unser Dank. Wenn ihr über unseren Häuptern euch zeigt, so wandelt gar oft ein sanftes Wesen an unserer Seite und führt uns an der Hand zu vergangenen Zeiten zurück, an die wir fast nie denken können, ohne uns an seine Brust zu lehnen und mit feuchten Blicken in die Ferne hinauszuschauen; es ist die Wehmuth. —

Sie weilt auch jetzt bei mir, da ich diese Zeilen niederschreibe, und nimmt mir oft die Feder aus der Hand, indem sie mich in ein fast bewußtloses träumerisches Sinnen versinken läßt. — Wehmuth und Erinnerung, das ist Alles, was mir blieb von

dem Reichthum meiner Jugend, und doch machen sie, sie ganz allein mich glücklich, weit glücklicher, als ich es war in jenen Tagen, wo ich alles mein nennen konnte, nach dem meiner Seele gelüstete.

Es war ein düsterer stürmischer Tag im Herbste des Jahres 17 —, als ich am Seegestade stand, und mich an den hochgethürmten Wellen freute, die mächtig gegen das Ufer schlugen, sich an ihm brachen und nichts zurückließen als ihren weißen Schaum. — Eine einsame Möwe kreiste schrillend über meinem Haupte. Kalter schneidender Ostwind durchwühlte mein Haar, und peitschte mein Angesicht; aber was kümmerte das meine junge Seele; der Aufruhr der Elemente gefiel mir und ich wünschte mir selber der Sturm zu seyn, um recht nach Herzenslust unter die Wogen zu fahren, sie aus dem Abgrund zu holen, wo sie die niegekannten Wunder des Meeres einwiegten, und sie dann gen Himmel zu schleudern und mich daran zu ergötzen, wie sie in Millionen Tropfen zerstiebt wieder in die Fluth zurückfielen, machtlos und versplittert. — Denn die

ganze gesunde Kraft der Jugend lag in meiner Seele und gährte.

Ein alter Lootse trat zu mir, ein erfahrener Mann, der früher Matrose gewesen und sich unter allen Winden der Rose redlich abgemüht hatte. Ich schwatzte gerne mit ihm, und er war mir sehr gewogen, denn ich hatte stets Aufmerksamkeit für seine Erzählungen, einen freundlichen Händedruck für ihn selbst, und gesunden Hunger, um lustig Theil an seinem Mahl zu nehmen, wenn ich ihn gerade dabei traf. —

„Nun, Herr Graf," sagte er, „Ihr lacht ja mit dem ganzen Gesicht in den Nordost hinein; Ihr habt auch Recht, es ist gar ein gut Ding um solchen frischen Wind; der holt Alles durch, daß nirgends etwas im Winkel sitzen bleiben und einrosten kann. — Aber das jetzt ist nur ein Spaß; diese Nacht erst wird es recht anfangen; gebt Acht, der Wind geht herum und es wird einen capitalen Sturm setzen. Ich will mit meinem Ewer bei dem Leuchtthurm anlegen, damit ich gleich bei der Hand bin, denn es wird wohl manches gutgezimmerte Schiff krachen und bersten und mancher alte Steuermann aus Herzensgrund nach dem Lootsen verlangen,

wenn es erst so rabenschwarz geworden ist, daß man meint, es könne sein Lebtage nicht wieder hell werden."

„Thoms," rief ich, „ich will mit dir."

„Bewahre Gott, Herr Graf, da gehört Ihr nicht hin."

„Thoms, das darfst du mir nicht abschlagen, oder ich rede in meinem Leben kein Wort mehr mit dir und wir sind geschiedene Leute."

„Aber Euer Vater, junger Herr?"

„Dem ist's recht, Thoms, denn er weiß, ich bin mit dir."

„Nun, wenn der gnädige Herr nichts dawider hat, mir soll's eine Ehre sein. — Schlag sieben fahre ich ab."

„Schlag sieben bin ich bei dir."

„Vergeßt aber dies Mal Euren warmen Biber nicht, junger Herr Graf, wie neulich bei der Möwenjagd. — Es wird bitter kalt seyn."

„Schon gut, Thoms."

Er hatte wahr gesagt; aus dem frischen Winde war ein wüthender Sturm geworden; kein Stern

blinkte am Himmel, der Regen goß in Strömen herunter und das Meer rauſchte und brauſte ſo hohl und wild, ſchon in weiter Ferne vernehmbar, daß einem unwillkührlich das Herz in ſchnelleren Schlägen pochte.

Eine ganze Stunde vor der verabredeten Zeit, trat ich, von meinem Lieblingshunde, Stor, einer großen däniſchen Dogge, begleitet, bei Thoms ein. — Er ſaß auf der Flur vor dem Heerde, auf dem ein luſtiges Feuer flackerte, und rauchte aus einer kurzen Pfeife. Seine Enkelin, Marie, war beſchäftigt, ihm ſein einfaches Abendbrod zu bereiten. Das liebliche Mädchen, die Geſpielin meiner Kinderjahre in den Tagen, wo meine gute Mutter noch lebte, grüßte mich freundlich aber verwundert; ſelbſt Thoms ſah mir ernſthaft ins Geſicht und ſagte: — „Nun Ihr habt Recht, junger Herr, Ihr kommt gewiß jetzt ſchon, um mir abzuſagen, damit ich nicht vergeblich auf Euch warte. —“

„Bewahre,“ antwortete ich, „ich dachte, es ſey ſchon ſpäter.“

„Wie, Graf Edmund!“ rief Marie ängſtlich, Sie wollen mit dem Großvater?“

„Gewiß, Minna.“

„Und du willst ihn mitnehmen, Großvater?"

„Ja, Kind, wenn er nun einmal nicht anders will."

Das liebe Mädchen ward todtenbleich. — Sie faßte mich bei der Hand und drückte dieselbe ängstlich an ihre Brust. — „Graf Edmund," rief sie flehend, „bleiben Sie davon, begeben Sie sich nicht so muthwillig in Gefahr; es ist ja nicht Ihr Beruf."

Thoms stand auf und legte mir die Hand auf die Schulter, ohne weiter ein Wort zu reden. — Ich streichelte Marien die Wange und äußerte nichts. —

Sie fing an zu weinen. — Ich scherzte über ihre Angst und meinte, warum sie denn für mich besorgt sei und nicht für den Großvater, der doch so oft bei noch böserem Wetter sich auf die See wage.

„Der Großvater," entgegnete sie höchst kindlich, „das ist nun einmal der Großvater, von dem will's der liebe Gott so haben, aber von Ihnen, Graf Edmund — —"

Thränen hinderten sie, fortzufahren. — Ich ließ mich nicht von meinem Willen abbringen, verzehrte lustig mit dem alten Thoms sein Abendbrod, that ihm Bescheid aus seiner Rumflasche, und war bereit, ihm zu folgen, als er aufstand. —

„Den Hund lassen Sie hier, Herr Graf," sagte er halb bittend, halb befehlend. —

„Wenn du es so willst, Alter." — Ich befahl dem gutdressirten Hunde, sich neben Mariens Stuhl hinzulegen. — Thoms zündete die Laterne an und wir gingen. — Marie sprach kein Wort, aber als ich ihr die Hand reichte, drückte sie mir etwas in dieselbe. Es war ein silbernes Kreuzchen mit dem Auge der Vorsehung, wie es Seefahrer ihren Mädchen zu schenken pflegen. — Vor ihren Augen hing ich es um, und barg es auf meiner Brust. — Sie lächelte unter Thränen, freundlich mild, wie Shakespear die Geduld schildert.

Als wir in's Freie traten, Thoms und ich, brauste uns ein fürchterlicher Sturm entgegen. — Festen Schrittes eilten wir dem Leuchtthurm zu. — Noch hatten wir denselben nicht erreicht, als wir etwas hinter uns her schnauben hörten; es war Ster, den Marie trotz ihres Großvaters Willen fortgelassen hatte, um in ihm mir noch einen Begleiter zum Schutz mitzugeben.

Unten in der ſicheren geſchützten Bucht lag Thoms' Ewer und Wilm, Mariens Bruder, trat uns auf der unterſten Stufe entgegen. Thoms unterſuchte ſein Fahrzeug und wir beiden jungen Burſchen ſtiegen mit einander zum Feuer hinauf. Als wir oben ankamen, begrüßte uns der Wächter mit den Worten: „Das wird eine böſe Nacht: das erſte Viertel ging blutroth auf und hatte den alten Mond im Arm. Nordoſt zu Oſt lavirte heute Nachmittag ſchon ein Zweimaſter, mir ſchien er ein Hollandsfahrer zu ſein, und die haben gewöhnlich nur halbe Mannſchaft, den Schiffer, ſein Weib und ſeinen Hund, ein oder zwei Matroſen und den Jungen; das pflegt Alles zu ſein. Er thäte beſſer, er ſuchte wieder in die hohe See hinaus zu kommen, und ſich vom Hundsriff abzuhalten. Du wirſt wohl hinaus müſſen, Vater Thoms. Was meinſt du?"

Eingehüllt wie ich war in den dicken Biberrock, hatte er mich für den Lootſen gehalten, und bemerkte jetzt erſt ſeinen Irrthum. „Ei, ei, junger Herr," ſagte er, „hätte ich mir doch eher des Himmels Einſturz als Euch vermuthet; nun, ſeid willkommen auf dem Thurm; Ihr ſeid ohnehin nicht wieder hier geweſen, ſeit Fräulein Emma fort iſt. — Macht's

Euch bequem, Herr Graf, so gut es gehen will, aber Ihr findet nichts hier oben, als ein Schiffsbrod und gedörrte Schollen; die alte Theerkanne, der Peter Hansen, hat mich einmal wieder sitzen lassen."

Der geschwätzige Wächter plapperte noch lange fort. Ich achtete seiner weiter nicht, denn eine seltsame Unruhe hatte sich plötzlich meiner bemächtigt. — Jene unerklärliche Stimme von jenseits, die wir Ahnung nennen, regte sich in meiner Brust. Ich stieg bis zum Feuerbecken hinauf, und schürte die Gluth an. Der Sturm brauste gewaltsam und fuhr zu Zeiten über das Leuchtfeuer hin, als schnitte er die Flamme von den Kohlen ab, desto heller schlug sie aber gleich nachher wieder auf. Die Wogen wurden hoch über die Klippe geschleudert, auf der der Thurm stand; nur die innere Seite, durch einen Halbkreis von Felsenriffen geschützt, lag ruhig da, und Thoms' Ewer schaukelte sich, im unsäten Schwanken des Mondlichts, das von Zeit zu Zeit durch die vorübergepeitschten Wolken brach, als ginge ihn die ganze Außenwelt nichts an; er lag da, wie ein Kind in der Wiege, schlummernd, während ringsum die Wände, von einem Erdbeben zer-

ssen, zusammenstürzen. Es that mir wohl, in die Gluth zu sehn, die mein Antlitz röthete, während der grimme Sturm mich mit seiner Kälte faßte.

Wir brachten die Nacht auf dem Thurme zu, ohne irgend das Signal eines hülfsbedürftigen Schiffs zu bemerken. Die Natur hatte ihr gutes Recht gefordert, ich war unter dem Brausen des Windes eingeschlafen, und wachte erst gegen Morgen, als sich das Unwetter plötzlich, wie durch ein Quos ego Neptun's, gelegt hatte, auf; der Tag begann zu dämmern. — Thoms und Wilm schliefen ebenfalls. — Der Wächter stand neben dem Feuerbecken und schaute in die Gluth hinaus. — Da stieg er plötzlich herab, und weckte mit lautem Halloh die Schläfer. — Im Nu waren wir oben. Er deutete auf zwei Kisten, die wie leichte Kähne, von der beruhigten Fluth getrieben, dem Thurme zuschwammen. Neugierig eilten wir hinab, und sprangen in das Fahrzeug. — Mit leichter Mühe wurden die Kisten aufgefischt, und an das Land gebracht, sie waren lang und schmal durch einen beweglichen Deckel verschlossen, und mit Stricken fest an einander gebunden.

Wer beschreibt unser Erstaunen, als wir sie öffne-
n. — In der einen lag ein ältlicher Mann, in
r andern eine Jungfrau; der tiefste Schlaf hatte
h ihrer bemächtigt und sie gefesselt; nur das leise
allen der Brust im Athmen sprach von ihrem
ben. Schön war sie, wie die schlummernde Aphro-
e. — Ihr Begleiter auf dieser seltsamen Fahrt,
ng alsbald die Augen auf und richtete sich in
Höhe, ängstliche Blicke um sich werfend. Wir
en ihn behutsam heraus und stellten ihn hin;
schüttelte sich, wie Jemand, der aus unruhigem
lafe erwacht, und die bösen Träume abzustreifen
ibt, dann fragte er uns auf schwedisch wo er
Ich antwortete ihm in derselben Sprache, daß
sich an Deutschlands Küste befände. Da ward
wie neu belebt, und erzählte mir im fließendsten
tsch, obwohl mit ausländischem Accent, er sei
schwedischer Kaufmann und habe sich mit seiner
ter zu einem Verwandten in Hamburg begeben
n. Als das Unglück über sie hereingebrochen,
sich das Schiffsvolk des langen Bootes bemäch-
und ihn, nebst zwei andern Passagieren und
nen zurückgelassen. Da sei ihm wie von der
hung jenes Mittel sich und sein Kind zu ret-

ten eingefallen, da ihm von früheren Zeiten her erinnerlich, daß die Küste in der Nähe seyn müsse. — Ich sorgte nur dafür, daß er und sein holdes Kind, das noch immer in einer tiefen Ohnmacht lag, auf das Schloß gebracht wurden.

Ich habe noch nicht von meinem Vater gesprochen und will das Versäumte hier mit wenigen Worten einholen. — Wir stammen aus einem der ältesten p—schen Geschlechter. Die Verbindung meiner Eltern war das Werk einer Familienübereinkunft, dem mein Vater sich aus Gehorsam gegen seinen strengen Oheim, den — schen Minister, meine Mutter, aus ähnlichen Ursachen, sich gefügt. Ihre Ehe war nicht glücklich, wie ich dies aus dem Munde eines alten Dieners öfters vernommen; an wem die Schuld lag, ist mir unbekannt geblieben, und wüßte ich's auch, so dürfte ich doch nicht darüber reden, denn ich bin der Sohn beider, ihr einziges Kind; die Ursache mag wohl darin liegen, daß sie nicht zu einander paßten; und die Konvenienz die Neuvermählten wohl mit allen irdischen Gütern, aber nicht mit dem himmlischen, Liebe, ausstatten konnte.

Die Mutter ſtarb früh, ſie ward mir entriſſen als
ch kaum zehn Jahr alt war. Gleich darauf ging
mein Vater als Geſandter nach Stockholm und
berließ mich der Sorgfalt des Predigers auf einem
einer Güter, der ſein Jugendfreund war. Hier
ard ich für die Univerſität gebildet, und ſollte
ieſelbe eben beziehn, als mein Vater plötzlich und
nerwartet zurückkehrte, mich zu ſich berief, und mit
ir das Schloß, das wir ſeitdem nicht wieder ver-
ießen, und zu der Zeit, von der ich rede, bereits
inf Jahre bewohnten, bezog. Er war ſchweigſam
nd finſter geworden, düſterer Unmuth lagerte ſich
uf ſeiner Stirn, und obwohl in allem übrigen
ütig und freundlich gegen mich, vereitelte er doch
leich meine lange gehegten Lieblingspläne zu ſtudie-
en und zu reiſen, und erklärte mir, ſo lange er
ebe, würde er mir nie geſtatten, ihn und unſer
Beſitzthum an der See zu verlaſſen. — Sonſt ließ
r mir vollkommene Freiheit, und kümmerte ſich gar
enig um mich, die meiſte Zeit mit geſchichtlichen
Studien, an denen ich damals keinen ſonderlichen
Geſchmack fand, ſich beſchäftigend. Wir lebten in
oller Abgeſchiedenheit von der Welt, mein ganzer
Umgang beſchränkte ſich auf den alten Prediger des

Fischerdorfes, den alten Thoms und dessen Enkel, und unseren alten Diener Kurd. So sehr ich auch den Vater ehrte, so war ich doch froh, wenn ich nicht bei ihm zu seyn brauchte, und er ließ mich gewähren.

So wie wir das Schloß erreichten, ging ich zu dem Vater und meldete ihm was vorgefallen und was ich von dem Fremden erfahren. — Es ist gut, sagte er, von seinem Buche aufblickend, in gewohnter Kürze; geh' und sorge für die Leute, und da kein weibliches Wesen sich unter unserem Dache befindet, so sende zu der kleinen Marie, um die Fremde zu bedienen. — Das brauchte ich weiter nicht zu thun, denn Marie hatte sich uns angeschlossen, und war bereits eifrig um die Schiffbrüchige beschäftigt, die, als ich mich nach ihr erkundigte, so eben in's Leben zurückgekehrt war. Wem haben wir für die gütige Aufnahme zu danken, fragte mich der alte Kaufmann, als ich ihm meine Freude über das Erwachen seiner Tochter bezeugte, statt aller Antwort. — Sie sind auf dem Schlosse meines Vaters, des Grafen D.... erwiederte ich. — Des

Grafen D.... wiederholte er lebhaft, des ehemaligen P...schen Gesandten in Stockholm? — Desselben. — Kennen Sie ihn? — Er sah mich lange und scharf an, dann sagte er kurz: Nein. — Sie sind sein Sohn, setzte er nach einer Pause hinzu, das freut mich. — Ich blickte ihn verwundert an, und unterdrückte im Uebermuth der Jugend nur mühsam ein Gelächter, denn es kam mir so komisch vor, daß er sich darüber freute, daß ich meines Vaters Sohn sei.

Die Nacht verging ruhig. — Der Sturm legte sich gegen Morgen. — Als ich in der Tagesfrühe die beiden Geretteten begrüßte, sah ich mit Entzücken, daß sich die schöne Jungfrau gänzlich erholt hatte. War sie mir gestern in dem feuchten sargähnlichen Behältniß, das die Scheintodte umschloß, schon wie eine schlummernde Aphrodite erschienen, so konnte ich heute, da sie in dem ganzen Glanz ihrer Schönheit und Jugend vor mir stand, meine Blicke gar nicht von ihr abwenden. Sie hatte wunderbare Augen; einen anderen Ausdruck weiß ich noch jetzt nicht dafür, und beschreiben kann ich sie nicht. Alles an ihr war schön, die herrlichen blon-

den Locken, das edle Antlitz, die schlanke Gestalt. Aber ihre Augen waren schöner als Alles. — Sie begrüßte mich mit freundlicher Rede als ihren Retter, ich glaubte Engelsstimmen zu vernehmen und blieb ihr die Antwort schuldig.

Ihr Vater theilte mir seinen Wunsch mit, dem meinigen vorgestellt zu werden. Ihm willfahrend, ging ich hin, um es diesem zu sagen, er antwortete mir aber finster. Was soll ich mit dem Mann, ich habe nichts für ihn gethan, und liebe die Schweden nicht. Entschuldige mich, wie du willst, das sei Dir überlassen und übe die Pflicht der Gastfreundschaft bis an's Ende, als wärst du ich. — Verlegen richtete ich diesen Auftrag aus; ein eigenes Lächeln spielte um den Mund des Schweden, als er ihn vernahm, dann sagte er: So bitten Sie den Herrn Grafen in meinem Namen um die Erlaubniß, daß Evaline hier verweile, bis ich von der Reise nach Z. (der nächsten Küstenstadt) zurückgekehrt bin; das gestrandete Schiff enthielt einen großen Theil meiner Habe und ich will mich an den dortigen Amtmann wenden, um das, was etwa geborgen seyn sollte, mir zu sichern. — Die Bitte ward natürlich gewährt, und noch an demselben Morgen reiste er

fort. — Als ich ihm bemerkte, daß keine Dame sonst auf dem Schlosse weile, lächelte er und erwiederte nichts. — Der Kutscher, der ihn fuhr, brachte am anderen Tage einige Zeilen von ihm, des Inhaltes, daß er auf den Rath des Amtmannes sich nach der Hauptstadt, wo die Ladung verassecurirt worden, begeben, und im Vertrauen auf die Güte seiner Retter diese ersuche, seiner Tochter so lange freundlich den Aufenthalt zu gewähren, bis er selbst sie wieder abhole.

Mit Evelinen gestaltete sich ein neues Leben im Schlosse, sie wußte gar bald Aller Neigung zu gewinnen, und selbst der Vater weilte äusserst gern in ihrer Nähe, und wurde heiterer ihr gegenüber. — Mir war, als sei ich im Himmel.

Warum denn weinen? — Was du einst besessen,
Das bleibt dir immer, weißt du es zu halten.
Sprich, kannst du deine Seligkeit vergessen?
Es darf das Haupt, doch nie das Herz veralten.

Warum denn klagen? — Aendert sich das Leben,
So bleibe du nur, wie du stets gewesen,
Dann kannst in froher Seele du dein Streben,
Und in den Sternen deine Liebe lesen.

Wer einmal glücklich war, der darf nicht trauern
Und wenn des Schattens Schatten nur ihm bliebe,
Die Liebe muß das Leben überdauern,
Sonst war sie Sinnentauschung und nicht Liebe.

So sang Evelina eines Abends mit ihrer glockenreinen Stimme, zu der Harfe der seligen Mutter, die sie neu bespannt hatte. Ich saß zu ihren Füßen und hörte ihr andächtig zu, mit dem Entzücken eines Seligen, der zuerst das Halleluja der Engel vernimmt. — Der Vater stand schweigend am Fenster und blickte hinaus in die See. Silbern war der Mond am Himmel aufgegangen und übergoß Evelinens liebliche Gestalt mit seinem zitternden Lichte. — Da brach glücklich in mir, wie die Knospe vor dem Frühlingsstrahl, das Bewußtsein der Liebe auf, und ein heftiges Zittern ergriff mich. — O selige Zeit! wie die Sonne belebt dein Angedenken mein ganzes Leben! —

Evelinens Vater zögerte noch immer mit der Rückkehr, doch wechselte er häufig Briefe mit seiner Tochter. — Eines Nachmittags schlug sie mir vor, sie auf dem Wasser zu fahren, bis an die Stätte,

wo sie damals von uns gerettet worden. — Mit tausend Freuden willigte ich ein, und wies lachend die treue Marie zurück, die mich ängstlich bat, ihren Großvater oder ihren Bruder mitzunehmen, wegen der heftigen Stürme, die sich um diese Zeit oft plötzlich erhöben. Evelina neckte sie gleichfalls mit ihrer Furcht, und wir bestiegen schäkernd mein kleines Boot. Die holde Jungfrau setzte sich, wie eine gütige Fee, an das leicht zu lenkende Steuer, und mit kräftigem Arm theilte ich die Wellen. Bald hatten wir die Landspitze, auf der der Leuchtthurm stand, erreicht. Wir legten an in der Bucht und gingen längs dem Gestade, uns jenes Abends erinnernd, bei dem ich mit Freuden verweilte. Ich erzählte ihr, welchen wunderbaren Eindruck sie auf mich gemacht, als wir die beiden Kisten geborgen, und bei dem unsicheren Schein unserer Laterne, sie in einer derselben von todesähnlicher Ohnmacht umflossen, erblickten. Sie hörte mir schweigend, aber mit inniger Theilnahme zu, mich nur dann und wann durch kurze Fragen unterbrechend. Es lag ein ganz ungewöhnlicher Ton, an diesem Abende, in ihrer Stimme, den ich wohl später, damals aber nicht zu deuten wußte. Während unserer traulichen Un-

terhaltung hatten wir nicht eher bemerkt, daß der Abend hereingebrochen sei, bis des Mondes glänzende Scheibe siegreich aus der Flurh emporstieg. Wir ergötzten uns an dem holden Lichte, das die leise sich kräuselnden Wellen versilberte und einen unbeschreiblichen Zauber über die ganze Umgebung ausgoß. — Plaudernd bestiegen wir wieder das Boot, doch kaum hatten uns einige Ruderschläge aus der Bucht herausgeführt, da durchschauerte uns ein scharfer Wind, der seewärts und uns daher gerade entgegenblies. Das Ruder ward mir daher sehr schwer, nur sehr mühsam brachte ich das übrigens so leichte Fahrzeug vorwärts, und Evelina, die mich mit dem Steuer unterstützen wollte, beherrschte den Helmstock nur mit der größten Anstrengung. Plötzlich kamen schwarze trübe Wolken von der Landseite heraufgeflogen, die sich wie Riesen vor den Mond lagerten und den Himmel verdunkelten. Sie waren von einem Orkan begleitet, wie ich, der Sturmgewohnte, ihn noch nicht erlebt hatte. Es war unmöglich, die Ruder zu führen; wir waren der tobenden Fluth preisgegeben und trieben in unserm kleinen Boote unaufhaltsam, unaufretbar in die offene See hinaus.

Als ich mich von der furchtbaren Gefahr überzeugte, blieb mir dennoch die Besinnung, Eveline auf den Boden des Fahrzeugs niederzuziehn neben mir. So lagen wir da, wie in einer wild geschaukelten Wiege, in der wir auch den Schlummer, aber den ewigen erwarten mußten, denn einmal in die offene See geschleudert, stand uns das Schrecklichste bevor. — Wir lagen dicht an einander geschmiegt, keines brach das Schweigen; die sich bäumenden Wellen trugen auf ihrem zischenden, schäumenden Haupt das Schiffchen bald felsenhoch, bald rissen sie es eben so tief mit sich hinab; es war zu leicht übrigens, um umzuschlagen. — An meinem Herzen klopfte das ihrige; sie hatte mich mit den Armen umschlungen und preßte mich krampfhaft an sich. — „Eveline, bete", flüsterte ich, „bete für mich mit, ich bin's, der dich ins Verderben stürzt, denn ich verschmähte Marien's Rath." — „Ist uns der Tod so nah", erwiederte sie, ruhiger als ich. — „Eben so gewiß als nah", erwiederte ich, „wenn nicht Gott selbst seine Engel zu unserer Rettung sendet." — „Gut", sagte sie, „ich habe schon einmal dem Tode ins Antlitz geschaut, und mich mit ihm auf immer befreundet. So will ich denn jetzt, wo alle Schranken zertrüm-

Herz, die die Welt um ein Weib aufgebaut, in höchster Seligkeit untergehn. Erwin, ich liebe dich, so gewiß, wie mir mein innerstes Gefühl sagt, daß du mich liebst." — „Ob ich dich liebe!" rief ich. — Sie umschlang mich heftig, meine Lippen suchten die ihrigen im langen Kuß, und wir vergaßen Alles, Alles um uns her, Toben des Sturmes, Brausen der Wellen. — Wir umschlangen uns immer fester; mit dem Tone der größten Seelenruhe sagte Evaline: „Tod, nun komme heran"! — Fast gleichzeitig verließen uns die Sinne, im unbeschreiblichsten Gefühl des Entzückens, aber wie mit eisernen Armen hielten wir uns umfaßt.

Der furchtbare Sturm erweckte uns bald wieder, aber wir kümmerten uns nicht um ihn; je heftiger er wüthete, desto fester umschlangen wir uns, und unsere Lippen suchten, Wonne saugend, einander. Die Zeit verstrich uns wie ein Augenblick. — Plötzlich fühlten wir einen heftigen Stoß, das Boot wurde an das Ufer geschleudert und die Fluth schlug über uns weg. — Der Wind hatte sich, ohne daß wir es bemerkt, gewendet, uns in eine große

Wucht getrieben und an die Küste geworfen, die hier glücklicher Weise eine sanfte Anhöhe bildete. Ich erholte mich augenblicklich von der Erschütterung, hob Evelinen heraus, ehe eine neue Woge das schwache Fahrzeug zurückreißen konnte und trug sie mit übermenschlicher Anstrengung den Hügel hinauf, auf dessen Gipfel ein Fischerdorf lag. Das freundlich blinkende Licht in den Wohnungen gab mir neue Kräfte, und wir erreichten bald ein gastfreies Dach. Ich hatte meine theure Bürde niedergesetzt, sobald ich mich sicher wußte; sie ging an meinem Arm hängend neben mir. — Als wir die Thür der Hütte erreichten, sanken wir auf die Knie und beteten stumm; dann umarmten wir uns innig und traten darauf Hand in Hand bei den Fischern ein, die uns wie übernatürliche Menschen anstarrten, doch auch sogleich nach ihren besten Kräften unseren Bedürfnissen abhalfen.

Evelinens erste Sorge war, einen Boten nach dem Schlosse zu senden, um den Vater von unserer glücklichen Rettung zu benachrichtigen. Die Fischer bereiteten uns ein Lager, wir suchten es auf, aber der Schlummer floh uns. — Wer könnte unsere Gefühle während dieser Nacht beschreiben!

Als alles um uns her ruhte, kniete ich vor Evelinens Lager nieder, und bedeckte ihre Hand mit heißen Thränen, heißen Küssen. Wir gelobten uns ewige Treue vor Gott, und wiederholten unzählige Mal unser Gelübde. — So verging uns die Nacht. —

Der Morgen graute kaum, da hielt ein Wagen vor der Thür der Hütte. Sie öffnete sich und mein Vater trat ein. — Es war das erste Mal seit seiner Rückkehr, daß er das Schloß verließ. — Tief gerührt sah ich ihm in die Arme, er drückte mich innig an sich. Evelina sah unter Thränen lächelnd unserer Umarmung zu. Da streckte er die Hand nach ihr aus und zog sie gleichfalls an sein Herz. Einen seligen Augenblick ruhten wir so vereint an seiner Brust. Keiner redete ein Wort. — Dann löste der Vater selbst die Umarmung, und wie der Schatten des Todes lagerte sich seine finstere Miene wieder über seine edeln Züge. —

Die Fischer hatten reichlich belohnt. Von ihren Segnungen begleitet, fuhren wir nach dem Schlosse

zurück, und wechselten auch unterweges nur wenige Worte. Denn jegliches Gemüth war zu sehr mit sich selbst beschäftigt. — Mein Entschluß reifte während der kurzen Reise; instinktmäßig gleichsam fühlte ich, daß Liebe dem Herzen meines Vaters nicht fremd geworden sei. — Eine Stunde nach unserer Ankunft ging ich zu ihm, der sich schon wieder in die Einsamkeit seiner Zimmer zurückgezogen hatte und bat ihn um Gehör. — Sprich! sagte er kurz und ernst. Ich erzählte ihm nun alles ausführlich; er hörte mir ernst und ohne mich zu unterbrechen zu. Als ich schwieg, betrachtete er mich scharf und ließ seine Blicke an mir niedergleiten. Dann sagte er, nach einer für mich peinlichen Pause, in kurzen abgebrochenen Sätzen: „Du bist die Frucht einer nicht eben glücklichen Ehe. — Solche Kinder pflegen in der Regel selbst kein Glück zu haben. — Wärest du eine Ausnahme! — Deine Mutter verstand mich nicht, ich sie nicht — das war's. — Es scheint als hättest du früh begriffen was das Herz braucht. — Mehr als das Herz braucht, braucht auch der ganze Mensch nicht, wenn er anders bei Sinnen bleibt. — So bau dir denn deine Hütte auf den Trümmern von deines Vaters Weg, und

zeuge ein Geschlecht, das frische Säfte in den alten Stamm bringt. — Rufe Eveline.“ —

Ich eilte ihm zu gehorchen. Als ich Hand in Hand mit ihr vor ihm stand, lächelte er, strich Evelinen das lockige Haar aus der Stirn, und sagte: „Du bist ein wackeres Kind, und ihr beide zusammen seid ein Paar Narren, aber ein Paar glückliche Narren. Versprecht mir das Schloß nicht zu verlassen so lange ich lebe und es auch nach meinem Tode zu euerem beständigen Aufenthalt zu wählen.“ — Dann setzte er hinzu: „Schreibe deinem Vater, mein Kind, seine Einwilligung ist eben so wichtig wie die meine.“ —

Das geschah noch an demselben Tage; der Bote brachte einen Brief von Evelinens Vater zurück, des Inhaltes, daß er uns bäte, jede Feierlichkeit bis zu seiner Rückkehr aufzuschieben. —

Während dieser Zeit waren wir viel um den Vater. Eveline mußte ihm besonders viel von ihrer Jugend erzählen. Sie hatte ihre Mutter ebenfalls früh verloren und war weit oben in Schweden, in der Provinz Herjedalen von einer unverheirathet gebliebenen Tante einsam erzogen worden. — Das

hatte vorzüglich ihrem schönen Charakter die eigenthümliche Richtung gegeben. — Kurz vor ihrer Seereise hatte ihr Vater, den sie auch früher nie gesehn zu haben sich erinnerte, sie zu sich kommen lassen. — Sinnend, als wolle er eine alte Erinnerung wecken, pflegte mein Vater oft, während sie dies und Ähnliches erzählte, auf ihren lieblichen Zügen mit forschendem Blick zu weilen. —

O meine Eveline, wie lebhaft tritt dein holdes Bild in diesem Augenblicke wieder vor meine Seele, und mir ist als hörte ich wieder deine süße Stimme singen, wie damals so oft

Ich weiß es wohl, du kannst mich nicht vergessen,
Du weißt es wohl, wie in mir lebt dein Blick;
Denn du hast mich, ich habe dich besessen
Und alle Sehnsucht haben wir gestillt.

Erschöpft muß ich die Feder weglegen.

Nach drei Wochen kam ihr Vater. Er war wortkarg und selbst gegen Eveline nicht freundlich.

Führen Sie mich zu dem Grafen, sagte er, nach der ersten Begrüßung. Ich bat Eveline ihn zu begleiten und eilte voran. — Als er mit seinem holden Kinde in das Zimmer trat, ging mein Vater ihm einige Schritte entgegen. Sie faßten sich Beide mit sicherem Blicke, und blieben wie festgebannt einander gegenüber stehn. — „Da bin ich, Graf D.," sagte höhnisch der Schwede, „ich halte Wort." — „Dahlstern", rief mein Vater mit klangloser Stimme. — „Er ist's," erwiederte jener, „und diese hier nicht seine Tochter, sondern deine Tochter und Eleonorens Tochter. Meine Rache hätte noch vollkommener sein können; aber ich bin doch ein zu guter Christ, um eine Ehe zwischen Bruder und Schwester zuzugeben. Behalte dein Kind nun, was soll es bei mir!"

Wir standen alle drei wie betäubt. Der Jammer zog langsam über uns heran, dann brach er auf uns herein, wie eine berstende Wolke. Aus meines Vaters Auge stürzte ein Thränenstrom, erschöpft sank er auf einen Stuhl, und wimmerte mit gebrochener Stimme: Meine armen Kinder!

Da trat der Dahlstern stolz und höhnisch auf ihn zu und sagte: „Jetzt bin ich befriedigt; ich habe

dich weinen ſehn, weinen über den Jammer der Deinen. Wahrlich das Schickſal hat mir freundlich gedient.“

Dann verließ er ſicheren, aber leiſen Schrittes das Zimmer, gleichſam als wolle er uns nicht ſtören. Noch ehe wir es bemerkten, hatte er das Schloß für immer verlaſſen.

Ohne ein Wort zu äußern, knieeten Eveline und ich vor dem Vater nieder. Er legte ſeine Hände auf unſere Häupter und blickte uns unter Thränen an. Mir erſtarrte das Herz in der Bruſt, als ich ſeine ſonſt ſo unbeweglichen Züge von Thränen erweicht ſah. Endlich brach er das Schweigen, richtete Evelinen, die in ſich zuſammen geſunken da ſaß, auf, legte ſie an ſeine Bruſt und ſagte: So hat die geheime Stimme doch nicht gelogen; deiner armen Mutter Züge mit den meinen vereinigt, ſind deutlich auf deinem Antlitz zu finden. Kannſt du mir vergeben, mein Kind? Kannſt du mich lieben?

Sie ſchlug die Arme um ſeinen Hals und weinte heftig.

„Und du, Edmund?“ sagte er, sich zu mir wendend.

Ich ergriff seine Hand und bedeckte sie mit Thränen und Küssen. — Forscht nicht nach dem Vergangenen, fuhr er fort, es würde alte Wunden bei mir öffnen, neue euch schlagen. — Ihr seid beide meine Kinder; seid Bruder und Schwester; laßt uns Gott danken, der uns vor großem Unglück behütete.

Eveline und ich, wir liebten uns und entsagten, aber wir konnten uns nicht in die Formen der Geschwisterliebe finden; es war Sehnsucht und Kampf, Besitz ohne Freude, kurz innerer Zwiespalt. — Der Vater sah uns und grämte sich, aber er vermied es mit uns darüber zu sprechen.

Endlich trat ich eines Abends zu ihm und sagte: Erlaube, daß ich fortgehe; wir reiben uns sonst auf. — Du sprichst meine Wünsche aus, entgegnete er. — Doch geh' nicht nach Norden, hörst du, geh' nach Süden.

Nach Italien? — Zieh' hin in Frieden, mein Sohn. — Die Zeit ist der beste Arzt. — Drei

Tage später verließ ich mein väterliches Erbe; ich riß mich mit blutendem Herzen los.

Je mehr ich in die Welt kam, desto enger schien sie mir — denn Eveline war nirgends.

Ich streifte fünf Jahre lang im Süden Europa's herum, besuchte Griechenland, Spanien, Italien; einsam immer mit verwaistem Herzen, denn Evelinen fand ich nirgends, aber jeder Brief von ihr weckte neue Sehnsucht, und doch mochte ich nicht zurück, so sehr mich das Herz auch trieb. — Sie lebte still mit dem Vater fort; beide voll Liebe, sie voll Ergebung.

Plötzlich brach ein helles Licht durch meine Nacht. — Ich hatte eine kurze Reise nach den jonischen Inseln gemacht und mußte in einem italienischen Hafen bei der Rückkehr Quarantaine halten. Passagiere eines andern Schiffs befanden sich ebenfalls in der Anstalt; sie waren von Smyrna, wo die Pest herrschte, gekommen, hatten den Giftstoff mitgebracht; drei von ihnen erkrankten daran. — Da sagte mir eines Tages der Inspector, der eine Angesteckte habe mich im Hofe herumgehen sehn, einen

Freund in mir erkannt, und wünsche mich sehnlichst zu sprechen. Trotz der Abmahnungen der Aufseher, beschloß ich ohne Bedenken seinen Wunsch zu erfüllen. — Wer beschreibt mein Erstaunen: es war Dahlstern.

Dem Tode nah, gehorchte er dem Gewissen. — Seine Gattin war meines Vaters Geliebte, hatte sich diesem hingegeben; aber Evelina war nicht sein Kind; sie war Dahlsterns Tochter, denn sie ward ein volles Jahr, nachdem die Liebenden getrennt waren, geboren. Er hatte später Schweden fliehen müssen, und Evelinen nicht zurücklassen wollen; da raubte ihm der Schiffbruch den Rest seiner Habe, gab ihm Gelegenheit zur Rache an meinem Vater, nach der er glühend lechzte, und zugleich die Mittel, sein Kind zu versorgen für immer, ja er hoffte noch größere Lust, von dem Augenblicke, wo er sie einst meinem Vater wieder entreißen würde, und ihn enttäuschen. — Der Tod überraschte ihn. Er legte die vollgültigsten Beweise in meine Hand, und endete sein verbrecherisches Daseyn. Ich verzieh ihm für uns Alle.

Warum ich nicht von ihm angesteckt ward, nicht auch damals meinen Tod fand, frage ich noch im-

mer das Schickſal. — Als ich die Quarantaine-Anſtalt verließ, meldeten mir Briefe den plötzlichen Tod meines Vaters. — Ich eilte zur Heimath.

Als ich, ohne Raſt und Ruhe mir zu gönnen, endlich ankam, fand ich ihn im Grabe — Evelinen im Sarge, des Himmels Braut. — Wie kann ich ſagen, was ich litt!

Dreißig Jahre ſind ſeitdem vorübergezogen; ich habe das Schloß meiner Väter nicht wieder verlaſſen. — Einſam blieb ich; einſam ziehen meine Tage dahin. Von allen Treuen lebt Marie noch, glücklich verheirathet, Mutter eines rüſtigen Geſchlechts. Täglich komme ich zu ihr, wir reden von Evelinen.

Einſam werde ich in die Gruft ſinken, der Letzte meines Stammes; mein Wappenſchild wird über meinem Sarge zerbrochen werden, und mit meiner Leiche ſchließt ſich das Grabmal meiner Väter.

Ich hinterlaſſe dieſe Zeilen den Erben meines Beſitzes und fordere, daß ſie dieſelben im Archiv

aufbewahren für ewige Zeiten; so fordert es die Ehre meines Namens, unseres Geschlechtes.

Jetzt ist Ruhe in mir; ich habe nichts vom Leben zu wünschen. — Dort empfängt mich Eveline!

Wer einmal glücklich war, der darf nicht trauern
Und wenn des Schattens Schatten nur ihm bliebe;
Die Liebe muß das Leben überdauern.

Die Perlen.

Genrebild.

Seinem Geſchicke kann Niemand entgehen, und das gerade iſt oft unſer Geſchick, daß uns ſelbſt betrifft, was mir am meiſten haſſen, daß ſich uns aufdrängt, was wir am meiſten zu vermeiden ſtreben, daß uns heimſucht, was gerade uns am fernſten liegt. Das ſind eigentlich triviale Bemerkungen, aber in unſerem verdorbenen und verderbten geſellſchaftlichen Leben ſind eben die erſten und am häufigſten vorkommenden Wahrheiten zu trivialen Bemerkungen geworden, die Niemand hören mag, weil ſich die meiſten dadurch unangenehm berührt fühlen. — Ich will noch eine Erfahrung hinzuſetzen, die ich öfter gemacht, und die ſich wunderbar bewährte; ſie wird außergewöhnlicher klingen als das Obengeſagte, aber ich ſpreche ſie mir und vielleicht noch Manchem aus der Seele.

Es giebt auf Erden eine Nemeſis, und die Mythe der Alten iſt unbekannt, aber gewaltig in das romantiſche Chriſtenthum hinübergetreten, weil

die Menschen, mögen sie einen andern Glauben annehmen, mit Mühe und Kampf, wie der Wüstling eine neue Lebensweise, oder leicht und mit Behagen der Eitelkeit und des Egoismus, wie die Gefallsüchtige ein neues Kleid, doch immer Menschen bleiben. Diese Nemesis ist eine wunderliche, seltsame, sie rächt nicht immer Sünden, aber immer Gemeinheit, die wir gegen Andere ausgehen ließen, an uns selbst. — Auch ist im Grunde Gemeinheit die größte Sünde, denn sie ist kein Kind der Leidenschaft.

Und jetzt zu meiner wahren Geschichte.

Ich studirte in den Jahren 1817 bis 1819 in Berlin und wohnte in demselben Hause, Zimmer an Zimmer mit einem jungen Manne aus der französischen Schweiz, der sich der Diplomatie widmete, der Sohn eines sehr wohlhabenden Handelsherrn und ein höchst talentvoller und liebenswürdiger Jüngling war. Die strengste, großartigste Redlichkeit machte einen Grundzug seines Charakters aus, und Niemand war ein eifrigerer Wächter und Anwalt für das unter meinen damaligen Commilitonen oft über die Gebühr auf die Spitze gestellte point d'honneur als gerade er. Nicht als ob er übertrieben empfindlich und verletz-

bar gewesen wäre, im Gegentheile, Niemand verzieh williger und leichter, aber in zweifelhaften Fällen, die die Ehre betrafen, unterschied er mit haarscharfer Dialektik, wie Raimund Lullus oder irgend ein anderer Scholastiker glorreichen Andenkens in Sachen der Philosophie, und ich sollte meinen, daß er die Ehre so genau in ihren kleinsten Theilen zu definiren wußte, machte ihm selbst die größte. — Für die Leserinnen, und warum auch nicht für den Leser, will ich noch hinzusetzen, daß er ein sehr schöner Mann war und die feinsten Sitten der feinen Welt mit der liebenswürdigen Bonhommie eines lebenslustigen Studenten verband. —

Wir hatten beide damals unsere faule Zeit, wie sie jeder redliche Musensohn, der etwas mehr als ein bloßes Magazin von gelehrten und ungelehrten Dingen zu werden wünscht, wenigstens ein Semester lang, während seiner akademischen Jahre haben muß Will man mir das nicht glauben, weil ich doch noch ein jüngerer Universitätsprofessor bin, so gestatte ich mir die Worte meines großen Namensvetters Friedrich August Wolfs, dieser Sonne unter den Philologen, anzuführen, der einmal zu uns sagte „Meine Herren, Sie müssen auch recht ordentlich

sonzen lernen; wer nicht recht aus der Seele sonzen kann, der kann auch nicht recht aus der Seele arbeiten, und die Wissenschaft ist kein Getreide, das man wie ein Esel in der Mühle unaufhörlich mahlen soll.“ — Aber das sind Nebensachen hier, denn ich komme zu bitterem Ernste nun, indem ich diese Zeilen aufschreibe; und diese Blätter aus meinem Lebenswanderbuche gleichen leider einem Contocourant, wo sich das Credit anfangs recht schön liest, aber nachher vom gewaltigen Debet häßlich überflügelt steht.

Enguerrand, so hieß mein Freund mit seinem Vornamen (seinen Zunamen muß ich verschweigen, denn seine Familie existirt in Lausanne), war eben so zart und verschwiegen hinsichtlich der Gefühle seines Herzens, als streng im Punkte der Ehre. Er glich, wie jede bessere Natur, der Mimosa pudica und faltete sich auch bei der leisesten Berührung schamhaft in sich selbst zusammen.

Wir verfehlten damals nicht, fleißig die Gartenconcerte, wie sie an bestimmten Tagen der Woche in den nächsten Umgebungen Berlins während des Sommers regelmäßig gehalten werden, zu besuchen. — In einem dieser Institute führte uns der Zufall

mehrere Male mit einem sehr hübschen jungen Mädchen, der Tochter eines Bijouteriehändlers, zusammen. — Das holde Kind schien uns leiden zu mögen, und so verfehlten wir, besonders ich nicht, denn Enguerrand war romantischer in seiner Galanterie, ihr durch allerlei kleine Artigkeiten unsere Verehrung zu bezeugen, doch waren diese bisher nur auf eine Fernwirkung berechnet, weil wir uns nicht auf eine abgenutzte alltägliche Weise, wie ein Commisvoyageur, oder sonst ein geleckter Allerweltscourmacher ihr nähern wollten; und trotz dem, daß der Sommer schon vom Herbste abgelöst, hatten wir noch immer keine passende gefällige Gelegenheit gefunden. Endlich war Fortuna günstig, die Schöne verlor ihr Taschentuch: wir fanden und erkannten es, jedoch als sie bereits den Mollart'schen Weinberg, so hieß, wenn ich nicht irre, jener öffentliche Garten, verlassen hatte. Das Magazin ihres Vaters wußten wir bereits, und auch, daß sie zu gewissen Stunden des Tages dort zu verweilen pflegte, was wir auch schon längst benutzt haben würden, wenn nicht gegen das Ende des Semesters unsere Casse in zu desolaten Umständen gewesen wäre, um uns zu gestatten, dort einzutreten und irgend einen Gol-

denen Luxusartikel für gemeine Silbermünze zu erstehen. —

Triumphirend trugen wir unsern Fund nach Hause. Enguerrand fing fast an zu zürnen, als ich ihm einige abenteuerliche Pläne vorlegte, um das Taschentuch auf eine eclatante, chevalereske Weise an den rechten Mann, oder richtiger, an die rechte Dame zurückgehen zu lassen; ja, er wollte mir nicht einmal gestatten, es mit einem zierlich gedrechselten Sonett zu begleiten, und wußte mir am Ende mit tausend Gründen begreiflich zu machen, daß nur er allein der Ueberbringer sein dürfe. Ich gab lachend nach, und er umarmte mich für meine Willfährigkeit auf eine Weise, daß ich fast Gefahr lief, das Opfer seiner zärtlichen Gesinnungen zu werden. Das Tuch bewahrte er wie ein Heiligthum in seinem Bureau, und wir redeten weiter nicht darüber.

Endlich nach sechs Wochen ohngefähr fiel es mir einmal wieder ein, darnach zu fragen. Da sagte er erst: „das Tuch hat mich glücklich gemacht, aber sprich nicht davon. Lottchen ist ein Engel."

Natürlich schwieg ich und er auch, doch merkte ich bald, wie es mit seinem Herzen aussah; sein

Verhältniß war keine Tändelei. — Gegen Ende des Semesters verließ ich Berlin, um die vaterländiſche Univerſität zu beſuchen. Enguerrand vertraute mir zum Abſchiede, als heiligſten Beweis ſeiner Freundſchaft, daß er ſich insgeheim mit ſeinem Lottchen verlobt habe und, wenn er ausſtudirt, in preußiſche Staatsdienſte zu treten denke, weil ſie das einzige Kind ihrer Eltern ſei, und dieſe ſie nicht von ſich zu laſſen wünſchten. Enguerrand und ich ſchrieben anfangs häufig, und ſeine Briefe athmeten Freude und Luſt; nachher ſtockte unſere Correſpondenz und beſchränkte ſich auf bloße Grüße durch reiſende Bekannte. Fünf Jahre ſpäter beſuchte ich Berlin wieder, und einer meiner erſten Gänge war natürlich zu ihm; ich wußte, daß er ſeine Wohnung bei unſerer guten alten Wirthin nie, ſo lange dieſe am Leben, aufgeben würde. Als die ehrliche Frau, die ſich immer wie eine Mutter unſerer angenommen, mich wieder ſah, fing ſie an zu weinen und ſagte nach den erſten Begrüßungen: „Ach der gute Herr Enguerrand!“

„Was iſt mit dem?“ fragte ich erſchreckt.

„Das wiſſen Sie nicht,“ erwiederte ſie. Ach

im August sind es gerade zwei Jahre, daß er sich oben auf Ihrem Zimmer todtgeschossen."

„Todtgescho — —" rief ich; das Wort erstarb mir im Munde.

„Ja, leider, leider! Und er mußte sich noch so lange quälen. Sechs Stunden hat er noch gelebt, daß Ihrem und seinem Freunde, dem Doctor L., der nicht von seinem Bette wich, der helle Angstschweiß vor der Stirn stand."

Ich war furchtbar erschüttert und eilte auf der Stelle zu L., den ich gerade traf, als er einen Krankenbesuch machen wollte. Ich mußte mich zu ihm in den Wagen setzen und fragte nun ängstlich: „Was weißt du von Enguerrand?"

„Er hat sich todtgeschossen," entgegnete L. mit seiner gewohnten Ruhe, die ihm schon früher bei uns den Namen des Phlegmatikers verschafft hatte. — „Aber weßhalb?" rief ich. —

„Das will ich dir sagen," fuhr er gelassen fort. — „Du weißt, er hatte eine Liebschaft mit der Goldschmiedstochter; es war ihr aber kein Ernst; sie heirathete einen reichen Mann, der des Vaters Geschäfte übernahm, und machte Enguerrand weiß, sie werde dazu gezwungen. Der arme Junge

beſchließt, nach Lauſanne zurückzugehen, und bittet ſie, Abſchied von ihr nehmen zu dürfen. Sie gewährt ihm das und thut unglücklich und zärtlich gegen ihn. In der höchſten Aufgeregtheit fleht er ſie um ein Erinnerungszeichen an; ſie hat nichts ihm zu geben; er aber reißt ihr eine Schnur Perlen vom Halſe und ſtürzt fort, ohne darauf zu achten, daß ſie ihm ängſtlich etwas nachruft. Noch in derſelben Stunde verläßt er Berlin. — Kaum in Lauſanne angekommen, wird er vor den Magiſtrat geladen und ihm eröffnet, er werde angeklagt, einer Dame gewaltſam eine Schnur ächter Perlen entwendet zu haben. Man zeigt ihm das Protokoll, und ſieh da, jene Dame hat zu den Acten gegeben, er ſe ihr auf einem Spaziergange begegnet, habe ihr da Halsband vom Halſe geriſſen und ſey damit fort geeilt, glücklicherweiſe aber von ihr erkannt worden — Daß die Perlen ächt geweſen, hatte er nich einmal geahnt; ſie waren aus dem Laden ihre Vaters, und die eitle Närrin hatte ſich damit ge ſchmückt. Sie opferte nun Enguerrand, um ſelb nicht das Opfer zu werden. — Unſer Freund ſtell augenblicklich Caution, reiſ'te hierher zurück, fand ihr die Perlen, bat ſich eine Quittung von ihr au

die sie wirklich gab, und erschoß sich nun, den Zettel in der Hand. Leider hatte er sich schlecht getroffen und mußte sich noch sechs lange Stunden quälen. —"

Mich schauderte. —

„Merkwürdig ist aber doch," erzählte L. gelassen weiter und nahm dabei eine Prise, „daß der Vater der Schönen gleich darauf plötzlich starb, ihr Mann ihr Vermögen mitsammt dem seinigen durchbrachte und davon lief, und ihr von allen den Herrlichkeiten nichts blieb als eine bescheidene Rente und jenes verruchte Perlenhalsband, das ihr Niemand abkaufen will, denn die Geschichte ist ruchbar geworden.

„Nun sage mir einer, daß es keine Nemesis giebt!" rief ich aus.

„Freilich giebt es eine Nemesis," antwortete L. phlegmatisch, ließ halten und stieg aus, denn wir waren vor der Wohnung seines Patienten angelangt. — Vernichtet blieb ich im Wagen sitzen.

Drei Kapitel

aus dem

Leben eines Anatomen.

I.

Im Jahre 1530 trat ein spanischer Edelmann, der aus Mexiko zurückkam, in das Haus, welches der berühmte Andreas Vesalius, früher Leibarzt Karls V. und jetzt in gleicher Eigenschaft Philipp II. beigegeben, nahe der Puerta del Sol zu Madrid bewohnte.

Kaum hatte der Fremde die Schwelle überschritten, als er auch schon Gelegenheit fand, mehrere Veränderungen, die während seiner Abwesenheit in der ihm wohlbekannten Wohnung des Heilkünstlers vorgenommen worden, zu bemerken. — Als er den Saal und eine Reihe von Zimmern durcheilte, welche zu dem Kabinet führten, in welchem Vesalius seine Consultationen zu halten pflegte, fiel es ihm auf, daß die reiche Ausstattung der verschiedenen Gemächer mehr einen Hofmann, als einen Gelehrten anzeige. Der Anzug des ihm voraneilenden Dieners war geschmackvoll und von heller Farbe. Eben so

fand er das Kabinet selbst, dieses Heiligthum, in welchem der Priester Aesculaps seine Orakelsprüche zu ertheilen pflegte, gleichsam mit einer gewissen Gesuchtheit geschmückt; die alten Bücher hatten sich hinter seidene Vorhänge geflüchtet; zwei Blumenvasen nahmen auf dem Kamin die Stellen ein, welche ehemals Hippokrates und Galen ausgefüllt hatten, und zwischen zwei Schränken lächelte gar ein Amor schelmisch von einem Piedestal herab, auf welchem ehemals das Gerippe eines Affen gesehn zu haben sich der Besucher gar wohl erinnerte. Dagegen schien Andreas Vesalius, in seinem Lehnstuhl sitzend, wie gewöhnlich mit tiefem Nachsinnen über irgend ein wichtiges medizinisches Problem beschäftigt zu sein. — Das Haupt auf die Linke gestützt, und in der Rechten eine Feder haltend, mit welcher er die Gedanken auf dem vor ihm liegenden Pergament zu fesseln gedachte, ließ er dem Edelmann volle Muße, seine Betrachtungen anzustellen; denn erst, nachdem er zweimal von dessen Gegenwart benachrichtigt worden, hob er die Augen auf und erkannte Don Blas de Hurtado.

„Don Andreas," begann dieser, „Ihr seht hier einen Eurer Patienten, welcher kommt, um seine

Schuld dem berühmten Arzte, dem er seine Genesung verdankt, zu bezahlen."

„Don Blas," erwiederte Vesalius, ihm die Hand reichend, „seid willkommen; denn, um die Wahrheit zu sagen, ich glaubte nicht, Euch je wieder zu sehn."

„In diesem Falle," entgegnete Don Blas, „war es sehr großmüthig von Euch, mich nach der neuen Welt zu senden, um dort zu sterben; es würde Euch schwer gefallen sein, dort, so fern von Madrid, die Bedingungen unseres Kontraktes erfüllt zu sehn. — Oder habt Ihr ganz vergessen, wie Ihr mir vor zwei Jahren, als alle anderen Aerzte mich aufgegeben hatten, sowohl aus Dummheit, wie aus Geiz, weil ich keinen Maravedi mehr im Vermögen hatte, wie Ihr damals, sage ich, mir die sorgfältigste Behandlung angedeihen ließet? Ist es Euch ganz entfallen, daß ich zu jener Zeit, von Dankbarkeit getrieben, Eure Leidenschaft für die Anatomie kennend, Euch durch eine förmliche Acte meinen Leichnam zum Zerlegen vermachte, und mir nur das Recht vorbehielt, über mein Herz zu verfügen, in der Absicht, es einer Dame darzubringen, deren Name Euch vor meinem Tode mitgetheilt werden sollte?"

„Wahrhaftig, Don Blas, das hatte ich ganz

vergessen, aber lebt noch lange ohne Furcht, daß Euer Leibarzt zum zweiten Male größeren Vortheil dabei finde, Euch nicht wieder herzustellen. — Die Vorliebe für die Anatomie ist einer anderen Leidenschaft gewichen. — Ich glaube genug für meinen Ruhm gethan zu haben, und will jetzt auch etwas für mein irdisches Glück thun. Es werden obendrein von den fanatischen Mönchen so viel Hindernisse bei der Ausübung der Zergliederungskunst in den Weg gelegt, daß ich befürchten muß, selbst am Ende als Zauberer verbrannt zu werden, ich, der ich mich bei Tage wie bei Nacht ohne Scheu mit Leichen, welche ich den Raben und Geiern entriß, beschäftigte. — Kurz, lieber Herr, ich habe den Todten Valet gesagt, um mich nur mit der Jugend und der Gesundheit zu beschäftigen; ich bin im Begriff eine der schönsten und reichsten Erbinnen Spaniens als mein ehelich Gemahl heimzuführen. —"

„Jetzt wird mir es klar," versetzte der Edelmann, „warum hier Alles einen ganz andern Anblick gewonnen, und ich theile um desto mehr Eure Freude, als ich selbst glücklich genug bin, Euch meine Dankbarkeit auf eine andere Weise, als durch die Beförderung der Zergliederungskunst zu beweisen.

Erfahret denn auch, Don Andreas, den Wechsel meines Schicksals. Indem ich genau Eurer Verordnung folgte und nach Mexiko ging, um das Klima zu ändern, fand ich dort erst Gesundheit, dann Reichthümer, welche nicht minder nothwendig waren zur Erfüllung meiner Wünsche. Meinen ersten Besuch war ich Euch schuldig, denn nächst Gott verdanke ich Euch mehr als das Leben. — Ich kam also, um Euch zu entdecken, daß es nicht bloß Krankheit war, was mich an den Rand des Grabes brachte, sondern die Qualen einer hoffnungslosen Liebe. Meiner Armuth wegen von dem Vater der Dame, die ich anbetete, zurückgewiesen, kann ich endlich mit zwiefachen Ansprüchen wieder vor ihn treten. Die Einkünfte eines Bergwerks haben mein Wappenschild auf's neue vergoldet; Ihr seht in mir nicht mehr Blas de Hurtado, sondern Don Melchior de M[illegible]a. — Nicht länger brauche ich meinen wahren Namen zu verbergen, und meinen Degen, welcher sich über seinen kupfernen Griff schämte, unter den Mantel zu verstecken. Hier ist er, mit Diamanten geschmückt, und würdig, sich mit dem Schwerdte der Nachkommen des Cid zu kreuzen. Doch sagt, um welchen Preis kauf' ich

meinen Leichnam wieder von Euch zurück, um welchen Preis rette ich ihn von dem Schimpf der öffentlichen Zergliederung?"

„Wahrhaftig, Don Melchior," antwortete lachend Vesalius, „nach Eurem gesunden Aeußeren zu schließen, habt Ihr es nicht nöthig, Euch eine überflüssige Ausgabe zu machen; denn Ihr werdet, allem Anscheine nach, mich wenigstens um zehn Jahre überleben. — Indessen will ich unseren alten Kontrakt unter meinen Papieren suchen, nur entschuldigt mich für jetzt; kommt heute Abend oder Morgen früh wieder. Ich höre die Stunde zu einem Stelldichein schlagen, wo ich mich pünktlich einfinden muß, wie Ihr selbst eingestehen werdet, da auch Ihr der Liebe huldigend wiederkehrtet. Ich eile zu meiner Verlobten."

„Auch ich werde suchen," entgegnete der Edelmann, „ob es mir gelingt, [illegible] meiner Herrin Zutritt zu erhalten; denn so weit wie Ihr, bin ich bei der noch nicht, und wer weiß, ob die lange Abwesenheit mir nicht in ihrem Andenken schadete."

„So wünsche ich Euch Glück, Don Melchior."

„Niemand erwiedert Euch diesen Wunsch aufrichtiger, Don Andreas, als ich."

Der Doctor und sein ehemaliger Patient gingen zusammen die Treppe hinunter, und trennten sich an der Schwelle des Hauses, nachdem sie sich gegenseitig ihre Glückwünsche wiederholt hatten. — Vesalius warf noch einen Blick auf seinen Anzug, mehr, in diesem Augenblicke, um die Kunst zu gefallen, als um die Heilkunst besorgt, und wandte dann seine Schritte dem Platz de la Cebada zu.

II.

Vesalius blickte schon von Weitem nach dem Balkon des Hauses seiner Erkohrenen, und bemerkte eine Dame, welche sich auf demselben befand, aber bei seiner Annäherung nach den inneren Gemächern zurückeilte. — „Das ist sie ohne Zweifel," sagte er zu sich selbst; „sie hat sich nach ihrem Zimmer begeben, um mich mit aller Würde zu empfangen, welche einer Spanierin ihrem Verlehrten gegenüber geziemt. — Wird sie heiter oder traurig, freundlich oder launisch sein heute Morgen? — Wahrhaftig, ohne den Beistand ihrer vortrefflichen Duenna, der Dame Jacintha, würde ich wenig Fortschritte in meiner Bewerbung gemacht haben; denn ich verstehe

mich schlecht auf das, was man eigentlich ganz das Herz nennt; aber die kluge Duenna weiß mir jede Regung und Miene ihrer holden Gebieterin so geschickt auszulegen, daß ich mich stets darnach richten kann. Doch habe ich, ehrlich gesagt, den Bräutigamsstand satt, und sehne mich aufrichtig nach der Feierlichkeit, die ihm ein Ende macht und mich von aller dieser lästigen Etikette befreit. — Ich will lieber nur Pestkranke behandeln, als noch acht Tage länger diese Komödie verliebter Zusammenkünfte in Gegenwart des Vaters oder der Duenna aufführen."

Diese Bemerkungen machte der gelehrte Arzt nicht zum ersten Male, sondern wiederholte sie nur bei jedem neuen Besuche. Er stand schon im reiferen Mannesalter, als er zuerst seine Blicke auf Donna Maria de la Candelaria warf, um sein Schicksal mit dem ihrigen zu vereinen. — Als ein weltkluger Mann hatte er sich erst um den Ehestand und alles, was denselben behaglich und angenehm machen kann, bekümmert, und die Liebe ganz außer Acht gelassen. — Diese rächte sich aber für die Vernachlässigung während des Verfolgs seiner Bewerbungen, und Vesalius wurde allmählig so blind, als er früher hellsehend gewesen war. — Er konnte

es ſich nicht verbergen, daß Donna Maria, ſelbſt nachdem er ihr holdes Jawort erlangt hatte, ſei es nun aus jungfräulicher Schaam, oder aus Furcht vor der ungewiſſen Zukunft, ihm gegenüber eine gewiſſe Gleichgültigkeit und Theilnahmloſigkeit zeigte. — Da er ſich aber glaubte überzeugt zu haben, daß keine anderweitige Neigung in ihrem Herzen verwalte, ſo hoffte er durch ſeine Sorgfalt und eheliche Zärtlichkeit bald ihre ganze ungetheilte Liebe zu gewinnen. — Sie hatte dem Wunſche ihres Vaters, des Don Gregorio Ramirez, dem die Verbindung mit dem gelehrten Arzte ſo erfreulich ſchien, willig und gehorſam nachgegeben, warum ſollte ſie nicht eben ſo willig die Gunſt ihres Gatten zu gewinnen ſuchen? In dieſer Hoffnung wurde Veſalius noch durch die Reden ihrer Duenna beſtärkt, und mit Ungeduld erwartete er daher die eheliche Verbindung, welche endlich in wenigen Tagen, gleich nach der Rückkehr des Vaters ſeiner Erwählten von einer kurzen Reiſe, gefeiert werden ſollte.

Donna Jacintha erwartete den künftigen Gemahl ihrer Gebieterin auf der Hausflur, und vertraute ihm, daß ſeine holde Braut nicht ganz heiter ſei, weil in der Nacht ein finſterer Traum ſie gequält

habe, dem sie schon während des ganzen Morgens sinnend nachhänge, und als eine böse Vorbedeutung betrachte. — Als Vesalius nach dem Inhalte dieses Traumes fragte, sagte ihm die kluge Duenna, daß ihre Herrin ein längst Gestorbener im Schlafe erschienen sei, und daß es nothwendig wäre, sie überhaupt über dergleichen zu beruhigen. — Der Arzt wollte noch mehr von ihr erfahren, aber sie eilte, ihn bei Donna Maria anzumelden, ohne ihm weiter Rede zu stehn, nachdem sie ihn nur noch gebeten, genau auf ihre Winke zu achten und sich in allen seinen Aeußerungen nach ihren Vorschriften zu richten.

Als Vesalius zu seiner Braut in das Zimmer getreten war und ihr ehrfurchtsvoll die Hand geküßt hatte, ging ihm der Redefaden aus, und er stand mit der Verwirrung eines Schülers, ängstlich nach einer Gelegenheit suchend, welche das Gespräch auf den verhängnißvollen Traum leiten könnte, ihr gegenüber. Endlich fand er einen Ausweg, wandte sich an Donna Jacintha, und sagte zu ihr: „Ihr klagtet mir schon gestern, gute Donna, daß Ihr an Schlaflosigkeit leidet.“

„Allerdings,“ erwiederte die Duenna; „aber ich

vergaß Euch zu sagen, daß diese Schlaflosigkeit verursacht werde durch unruhige Träume einer andern Person, welche glaubt — —"

„Du wirst doch nicht so indiskret sein, Jacintha, zu verrathen — —" unterbrach sie Donna Maria.

„Ei," entgegnete das verschmitzte Weib, ihrer Herrin in die Rede fallend, „Den Andreas hat ein zwiefaches Recht darauf, Alles zu erfahren, was Euren Schlummer stört; erstlich als Euer Arzt, zweitens als künftiger Ehemann; er wird Euch den Traum deuten können."

„Und würde Don Andreas Erscheinungen aus der andern Welt, die sich uns zeigen, Glauben schenken wollen?" fragte Maria, wehmüthig lächelnd.

Die Worte „aus der andern Welt" ließen plötzlich einen Gedanken in Vesalius entstehn, durch welchen er hoffte, die Besorgniß seiner lieblichen Braut zu tilgen, indem er aus dem Ganzen einen Scherz zu machen gedachte. — „Warum nicht?" antwortete er, und suchte eine feierliche Miene dabei anzunehmen, „ich habe heute auch eine Erscheinung aus der anderen Welt gehabt."

„Im Traume?" fragte die Duenna.

„Nein," erwiederte er, „im Gegentheil, ich war

völlig wach, und wußte genau, was ich that. — Heute Morgen nämlich, als ich mich in meinem Studierzimmer befand, trat ein junger Edelmann bei mir ein, den vor zwei Jahren in einer gefährlichen Krankheit alle Aerzte von Madrid aufgegeben hatten. Mit geringer Hoffnung übernahm ich seine Behandlung, und sandte ihn, als ein glücklicher Erfolg meine eigene Erwartung täuschte, zuletzt nach Mexiko, um dort vollkommen zu genesen; was um so großmüthiger von mir war, da er, im Fall seines Todes, mir als Honorar seinen Leichnam für meine anatomischen Studien zugesagt hatte. Ich mußte in so weiter Entfernung schwerlich zu dieser Bezahlung gelangt. Nun denkt Euch mein Erstaunen, als er heute Morgen zu mir eintritt, um sich auf die eine oder andere Weise seiner Schuld gegen mich zu entledigen."

„Er selbst, Don Andreas?"

„Kein anderer; ich erinnerte mich seiner nicht mehr, und erst, als er von seiner Krankheit und unserem Vertrage sprach — —"

„Er sprach mit Euch?!" fragten die beiden Frauen, die alles buchstäblich glaubten, ängstlich den Arzt.

„So wie wir mit einander sprechen, und zwar in so reinem Spanisch, als hätte er nie diese Welt mit jener vertauscht.“

„Und seinem Worte getreu, brachte er Euch selbst seinen Körper?“

„Allerdings! Doch erinnerte er mich noch an eine Klausel, kraft welcher ich sein Herz einer Person zu übermachen hätte, deren Namen ich noch erfahren sollte. Er selbst hatte seinen eigenen Namen verdoppelt; denn hier kannte ich ihn nur als Don Blas de Hurtado, jetzt heißt er aber Don Melchior de Mendoza.“

„Don Melchior de Mendoza!“ rief Donna Maria, in tiefer Bewegung, welche der arglose Arzt nur der Wirkung seiner Erzählung zuschrieb.

„Ja,“ erwiederte er, „und Gott verzeih' mir,“ rief er, in den Spiegel blickend, der der Thüre, welcher er den Rücken wendete, gegenüber hing, „sein Name reicht hin, ihn herzubeschwören — Da steht er selbst in der Thüre.“

Don Melchior trat in diesem Augenblicke wirklich in das Zimmer. Donna Maria blickte auf, stieß einen Schrei aus, und sank dann ohnmächtig zur Erde. — Vesalius sprang ihr bei und brachte

sie wieder zu sich; als sie aber die Augen zum zweiten Male aufschlug, und den Edelmann noch immer unbeweglich in der Thüre stehen sah, verlor sie von Neuem das Bewußtsein. — Der Arzt war ihren Blicken gefolgt, und übergab sie der Sorgfalt der Duenna, und eilte auf Melchior zu, den er als die Ursache des Schreckens seiner Verlobten vor allen Dingen zu entfernen strebte. — Hastig zog er ihn aus dem Zimmer, ihn bei beiden Armen fassend; Don Melchior folgte ihm mechanisch. —

Als sie sich auf dem Vorsaale befanden, rief Vesalius: „Entschuldigt Alles und entfernt Euch so schnell als möglich, da Eure Gegenwart Schuld an aller Verwirrung ist. —"

„Nur ein Wort, Herr Doctor," erwiederte jener; „diese junge Dame, der meine Gegenwart so verderblich zu sein scheint, obgleich ich nur mit ihrem Vater reden wollte, ist — — —"

„Meine Braut, und sobald Don Gregorio zurückgekehrt ist, meine Gattin."

„Es genügt; eilt zu ihr und sagt ihr, daß mein Anblick sie nie wieder beunruhigen solle; mit keinem Schritte werde ich dieses Haus wieder betreten,

meine Creditbriefe soll mein Diener dem Don Gregorio überbringen.“

Er verließ bei diesen Worten eilig das Haus, ohne von Vesalius begleitet zu werden. Da die übrigen Kammerfrauen um ihre Herrin beschäftigt waren, so kam ihm Donna Jacintha entgegen, und fragte ihn besorgt: „War das eine Verabredung, Don Andreas, und woher kennt Ihr den Herrn?“

„Nur ein unglücklicher Zufall, werthe Duenna. Alles hatte sich wirklich so zugetragen, wie ich es erzählte; unter der andern Welt verstand ich die neue Welt, aus der Don Melchior zurückgekehrt ist. Ein Geschäft mit Don Gregorio führte ihn her; er hat mir aber versprochen, statt seiner künftig nur den Diener an seinen Herrn zu senden.“

„So überlaßt mir die Sorge, die Senneca zu beruhigen, und redet selbst kein Wort weiter über diesen Vorfall.“

„Sollen wir sie aber in dem Wahne lassen, daß eine Geistererscheinung“ — —

„Fürs Erste, ja; sie hängt einmal solchen Schwärmereien nach und würde jeden Versuch von Eurer Seite, sie zu enttäuschen, gerade für einen Versuch sie zu täuschen halten; es könnte Euch einen Theil

ihrer Neigung entziehen. — Darum berührt es lieber gar nicht und verlaßt Euch auf mich." —

„Nun, wenn Ihr meint. Ihr seid eine kluge Dame."

Donna Maria erholte sich, und erwähnte den Vorfall selbst mit keinem Worte. — Mehrere Tage vergingen in ungestörter Ruhe. — Endlich kehrte Don Gregorio zurück, und die Hochzeit wurde mit aller erdenklichen Pracht vollzogen. —

Den Melchior ließ sich seit jenem Tage nicht wieder sehen. Während der Flitterwochen dachte Vesalius gar nicht an ihn; auch war es ihm später ganz gleichgültig, was aus dem jungen Manne geworden sei, als ihm der Name desselben einfiel. Er erzählte nun seiner Gattin den wirklichen Verlauf der Sache und neckte sie damit, diese aber von Natur ernst und trübe gestimmt, lachte nicht über das Quiproquo, sondern wandte sich unwillig ab, und schien einen geheimen Aerger verbergen zu wollen.

III.

Der gelehrte Arzt war bereits drei Monate verheirathet, und fand trotz seinen Bemühungen seine Gattin noch immer so kaltsinnig wie am Hochzeits-

tage. — Da sein ganzes Streben sie zu erheitern fruchtlos zu sein schien, so ließ er die Dinge gehen wie sie eben gehen wollten, machte sich Vorwürfe, seine Wissenschaft um der Liebe willen vernachlässigt zu haben, und wandte sich der ersteren mit vollem Eifer wieder zu. — Er vertiefte sich von neuem wieder so in seine Studien, daß er sich fast gar nicht mehr um seine Gemahlin bekümmerte. — Beide konnten als das Muster eines gleichgültigen Ehepaars gelten.

Vesalius pflegte fast den ganzen Tag, wenn ihn seine übrigen Berufsgeschäfte frei ließen, auf seinem anatomischen Theater, das, um allen Anstoß bei den abergläubigen Madridern zu vermeiden, ausserhalb der Residenz gelegen war, zuzubringen. — Als er eines Abends spät von dort nach seiner Wohnung zurückkehrte, hörte er plötzlich in der Nähe seines Hauses seinen Namen nennen. — Dadurch neugierig gemacht, trat er unfern von den Sprechenden in den Schatten eines Balkons und belauschte nun folgende Unterhaltung. —

„Die arme Donna Maria, das hat sie davon, daß sie einen Gelehrten heirathete und noch dazu

einen Anatomen geheirathet hat; kaum sind die Flitterwochen vorüber, so kümmert er sich gar nicht mehr um sie, und das Skelett eines Mohren ist ihm lieber, als das reizende Gesichtchen seiner Frau.“

„Die Eigenliebe und der Dünkel, Sennor Caballero, sind an allem Schuld,“ erwiederte eine näselnde Stimme, auf die eben angeführte Bemerkung, „ich weiß das besser; mein Brudersohn, ein sehr geschickter Chirurgus, hat mir das klar gemacht. Vesalius hat einen älteren Schüler, Fallagius, der ihn an Gelehrsamkeit noch übertreffen soll. — Dieser hat neuerlich eine wichtige Entdeckung am menschlichen Körper gemacht, und nun ruht sein alter Lehrer nicht, als bis er noch etwas Wichtigeres entdeckt hat, das den Glanz von Fallagius jungen Ruhm in den Schatten stellt.“

„Dios de mi alma,“ rief ein Dritter, „deßhalb sieht man auch immer jetzt leere Gräber auf den Kirchhöfen. — Es ist schändlich, daß eine solche Entweihung fast unter den Augen seiner glorreichsten Majestät Statt finden darf.“

„Des Doktors Haus,“ begann der Erstere wieder, „soll eine wahre Schlachtbank sein; täglich wird dort eine neue Leiche zerstückelt, die man wäh-

rend der Nacht geheimnißvoll, vermöge einer angebrachten Rolle, auf den Balkon hinaufzieht."

„Glaubt Ihr denn, Don Jose," entgegnete die näselnde Stimme, „daß der Teufelsdoktor nur Todte zergliedert; ich habe wenigstens auch Lebendige sich hinauf begeben sehen." —

„Behüte, er wird doch nicht sein verbrecherisches Messer an Lebende legen?"

„Das kann man so genau nicht wissen, mi querido."

„Valga me Dios, da müßte man ihn der Inquisition anzeigen."

„Seine hübsche Frau auch, mit sammt ihrer alten Duenna," bemerkte die näselnde Stimme, „denn vor einer guten Stunde bemerkte ich, wie sie beide eine Strickleiter befestigten, auf welcher nach einem gegebenen Zeichen ein junges Herrchen hinaufkletterte, das dann mit ihnen in den innern Gemächern verschwand."

„Das ist die Spitze vom Dolche," rief die erste Stimme lebhaft, „und ich beneide den jungen Fant regelmäßig, wenn der Höllendoctor sich nach seinem Amphitheater oder Hexensabbath begiebt, tröstet sich die junge Sennora daheim mit einem cortejo."

Vesalius hatte genug an der Unterhaltung; seine Stirn brannte, sein Blut wallte, seine Augen sprühten verderbliche Gluth; im ersten Wahnsinn der Eifersucht wollte er in sein Haus eilen, aber die kältere Ueberlegung trat zu ihm, er blieb stehen, wo er sich befand. —

Gleich nachher trennten sich die Sprechenden, nachdem sie noch boshafte Glossen über das von ihnen berührte Verhältniß gemacht hatten. — Es wurde leer in der Straße, und eine Todtenstille legte sich über dieselbe. — Vesalius wankte und wich nicht von seinem Posten, von welchem aus er den Balkon seines Hauses scharf im Auge hatte. Nach einer kleinen Viertelstunde sah er auch wirklich drei Personen dort erscheinen, von welcher die eine sich behend an einer Strickleiter herunter ließ, und flüchtigen Schrittes davon eilte. —

Kaum eine Minute später hörte man heftige Worte und Waffengeklirr, dann wurde wieder alles still, wie vorher. — Vesalius kam erst in später Nacht nach Hause, und war am folgenden Tage so gelassen wie früher, und fast noch gleichgültiger gegen seine schöne Gemahlin. —

vierten Abende nach jener verhängnißvollen Zusammenkunft, welcher der Anatom unbemerkt beigewohnt hatte, lag Donna Maria auf einem Divan in ihrem Gemache, das von zwei Lampen erleuchtet wurde, deren eine vom Plafond herabhing, die andere aber auf einem Seitentischchen stand, und helles Licht auf den Balkon warf. Die Duenna saß auf einem Schemel neben ihrer Herrin, Beide schienen gespannt jedes Geräusch auf der Straße zu beobachten.

Endlich brach Jacintha das Schweigen mit den Worten: „Er kommt noch immer nicht.“ —

„Und doch ist heute schon der vierte Abend,“ erwiederte ihre Herrin mit einem tiefen Seufzer. „Wenn nur nicht jenes Degengeklirr, das wir neulich hörten, nachdem er fort war“ — —

„Thorheit, Senhorita, ihr macht euch gleich so trübe Gedanken.“

„Horch, Jacintha, tritte unter dem Balkon. — Er ist's.“

„Ich will die Strickleiter befestigen.“ Die Duenna eilte hinaus, kehrte aber verstört zurück und löschte schnell die Lampe auf dem Tischchen. „Es war Don Andreas,“ sagte sie, „der eben nach

Hause kommt; wir können die Lampe wied[illegible] den, wenn wir ihn auf seinem Zimmer wissen."

„Zu so ungewöhnlicher Zeit kehrt er zurück?".

Diese Frage war kaum ausgesprochen, als auch Vesalius zu seiner Gattin in das Zimmer trat. — Obgleich er sehr ruhig aussah, zitterte Donna Maria doch bei seinem Anblicke.

„Ihr seid so spät noch auf," sagte er, „das ist mir lieb, Donna Maria, ich habe mit Euch zu reden," sagte er.

„Ich will mich entfernen," bemerkte Jacintha.

„Bleibt nur, Duenna," erwiederte er, „ihr könnt zugegen sein, aber erst zündet die Lampe auf dem Tischchen wieder an; wie der Stern der Liebe flammt sie durch die dunkle Nacht, und wirft ein helles Licht auf den Balkon." —

Gott, dachte Donna Maria schaudernd, er weiß Alles. — Die Duenna gehorchte, aber ihre Hand zitterte.

„Gut," fuhr Vesalius fort, als er seine Befehle vollführt sah; „diesem Lichte verdanke ich die Erhellung eines tiefen Dunkels. — Als ich vor einigen Tagen spät heimkehrte, belauschte ich die Unterhaltung mehrerer Lästermäuler, welche mir den Zweck

ohne ihr Wissen und wahrscheinlich wider ihren Willen klar machten. Ich blieb ruhig wo ich war, und trat bald nachher einem jungen Herrn in den Weg, welcher nicht durch die Thür aus meinem Hause ging, sondern vom Balkon herab sich auf die Straße machte. Ein ganz unschuldiges Wörtchen genügte, ihn so in Aufregung zu bringen, daß er den Degen zog. Ich erwiederte seine Höflichkeit, und da ich Klingen jeder Art recht hübsch zu führen weiß, so saß sehr bald die meinige tief in seiner Brust."

„Allmächtiger Gott!" rief Donna Maria.

„Geduld, theure Gattin, ich bin noch nicht zu Rande mit meiner Erzählung. — Er stürzte, und ich überließ ihn der Sorge seines herzueilenden Bedienten, nachdem ich nur noch bemerkte, daß der seine Herr kaum länger als vierundzwanzig Stunden zu leben habe, und daß für den Nothfall ein recht geschickter Arzt, der Doktor Vesalius, in der Nähe wohne. Da rief er: „Vesalius! mein Geheimniß soll mit mir sterben. Gil, du thust was ich dir längst vorgeschrieben, wenn mir auf diesem Wege ein Unglück zustieße." Der Diener hob ihn auf ein Pferd, das er in der Nähe bereit hielt, setzte

sich auf sein eigenes und ritt langsam [illegible] davon; ich ließ sie ruhig reiten und ging nach [illegible]nem Amphitheater zurück, von wo ich erst spät heimkehrte. Noch einen Augenblick, Donna; ich bin gleich fertig. Ich muß meine geliebte Gattin nur noch auf den letzten Besuch des geheimnißvollen Ritters, der heute erscheinen wird, vorbereiten."

„Gerechter Gott!" rief Jacintha aus, „welch' ein Scheusal seid ihr!" Donna Maria saß todtenbleich da, ihre Lippen bebten, aber sie redete keine Sylbe.

„Gestern," fuhr er ungerührt fort, „wurde ich zu einem Kranken gerufen, der an einer Stichwunde gefährlich darnieder läge. Es war Don Blas de Hurtado, oder wie er auch heißt, Don Melchior de Mendoza. Ihr kennt ihn wohl, Sennora, derselbe, mit dem ich den sonderbaren Contract gemacht habe und dessen plötzliche Erscheinung, in Folge eines Traumes, kurz vor unserer Vermählung Euch eine doppelte Ohnmacht zuzog."

Maria erwiederte nichts, man hätte sie für eine Leiche halten können.

Das störte aber den grausamen Arzt nicht, er war Willens, den Becher der Rache bis auf den letzten Tropfen zu leeren, und erzählte daher, gleich-

gültig, als rede er von ganz fremden Dingen, weiter. „Als ich eintrat und er mich erblickte, erwachte er aus seinen Fieberträumen und deutete auf seine Wunde, die ich gar wohl kannte, denn ich hatte sie selbst gemacht, und meine Toledoklinge war so tief eingedrungen, daß an keine Heilung zu denken war.“ „Don Andreas,“ sagte er, „ich sterbe, und unser Contract ist noch in voller Kraft, denn ich wurde verhindert, ihn zu annulliren. Er möge gelten. Mein Leichnam gehört Euch unter der euch bekannten Bedingung. Ihr kennt aber, ohne daß ich sie nenne, die Dame, der ihr mein Herz zu übergeben habt!“

Jetzt erst fand Maria Worte. „Um des Erlösers Willen,“ stammelte sie, „habt Mitleid, verschont mich!“

„Gemach, Sennora,“ unterbrach ihr Gatte die Aermste. — „Ihr kennt mich und wißt, wie streng ich ein gegebenes Wort halte. — Ihr sollt selbst bei der Sektion zugegen sein und Euch überzeugen, daß das Herz, welches ich die Ehre haben werde Euch zu überreichen, wirklich Don Melchior de Mendoza gehört. — Hört ihr, das ist das Signal, das euch seine Ankunft anzeigte. — Oeffnet die

Balkonthür, Duenna, die Strickleiter braucht ihr heute Abend aber nicht zu befestigen, der schöne Ritter wird von sechs handfesten Knappen getragen kommen, die einer festeren Leiter bedürfen. — Mit meiner theuren Gemahlin Erlaubniß will ich heute Abend mein anatomisches Theater hier in ihrem Zimmer aufschlagen. — Es werden nur die auserlesensten von meinen Schülern zugegen sein. Deshalb, Sennora, bedenkt Euren Ruf, und zeigt euch würdig die Gattin des ersten Anatomen Europa's zu sein."

Diese lange Erzählung, welche Vesalius eben so ruhig endete als er sie begonnen hatte, schien seiner Gemahlin mehr ein schreckliches Traumbild als wirklich möglich zu sein. Sie blieb regungslos bleich sitzen. Die alte Duenna war furchtbar in ihrer Angst. Nachdem sie den Balkon geöffnet, hatte sie sich an die Mauer gedrückt, und mit ausgestreckten Armen, starren Augen und sich in die Höhe sträubendem Haar. Gleich darauf wurde wirklich eine Art von Sarg auf den Balkon gebracht. Ihm folgten Vesalius' Schüler und Gehülfen; sie nahmen die Leiche heraus und legten sie, auf des Meisters Zeichen, ausgestreckt auf einen Marmortisch hin, welcher mitten im Saale stand.

Vesalius schien von diesem Augenblick an nur Anatom zu sein. Nachdem er alles für die Sektion angeordnet hatte, nahm er ein einfaches Scalpel aus seinem Besteck, machte seine Schüler aufmerksam auf die schönen Formen des todten Körpers und begann die Leichenöffnung, indem er durch einen Einschnitt das Brustbein wegzunehmen beabsichtigte, um sogleich zum Herzen zu gelangen.

Da schlug der vermeintliche Todte die Augen auf, stieß einen tiefen Seufzer aus und verschied jetzt erst wirklich.

Donna Maria stürzte von furchtbaren Krämpfen ergriffen zu Boden, wobei sich ein furchtbarer Schrei ihrer Brust entwand.

In demselben Augenblick drang ein Trupp Bewaffneter durch die gesprengte Hausthür ein. Es waren Diener der Inquisition, welche den Anatomen und seine Gehülfen unter gräßlichen Verwünschungen ergriffen und gefangen fortführten.

* * *

Alle Biographen stimmten darin überein, daß es erwiesen worden, wie der von dem Anatomen

ſecirte Edelmann noch einige Lebenszeichen gegeben habe. — Glücklicher Weiſe wollte Donna Maria aber kein Zeugniß ablegen und es gelang Philipp II. ſeinen Leibarzt aus der Inquiſition zu retten. Die über Veſalius ausgeſprochene Strafe wurde in eine ihm auferlegte Luſtfahrt nach Jeruſalem verwandelt. Auf der Rückkehr litt er Schiffbruch bei der Inſel Zante, und ſtarb den Hungertod auf einer Klippe, am 15. Oktober 1564.

Donna Maria kehrte in ihr väterliches Haus zurück. Sie blieb geiſteskrank, denn an jedem Abend um dieſelbe Stunde, ſo wie allnächtlich in ihren Träumen lebte ſie die verhängnißvolle Section wieder durch, als geſchähe dieſelbe wirklich vor ihren Augen. — Keine Kunſt vermochte ſie von den gräßlichen Viſionen zu heilen.

Die nähern Umſtände ihres furchtbaren Seelenleidens finden ſich in einem ſeltenen Schriftchen las Sueñas de las Viudas (die Träume der Witwen) von Don Pedro Geraldo und Bavolio ausführlich beſchrieben. — Möge ſie dort nachleſen, wer an dergleichen beſonderen Gefallen findet.

Fräulein von Marsan.

Aus den Memoiren des Marime Odin.

Charles Nodier nacherzählt.

Die Carbonari.

Das lebhafte Intereſſe, welches ich an dem edeln Widerſtande der Völker gegen Napoleons Eingriffe nahm, hatte mich zu Ende des Jahres 1808 nach Venedig geführt; aber es ließ mich nicht vergeſſen, daß ich Franzoſe ſei, und daß der allgemeine Aufſtand, welcher ſich damals verbreitete, meinen Landsleuten viel Blut kosten würde. Indem ich den bewaffneten Bund, welcher ſich ſchweigend im Norden Italiens gebildet, bewunderte, gelobte ich mir, keinen thätigen Antheil daran zu nehmen, und war meiſt nur darauf bedacht, meinen Unterſuchungen als reiſender Naturforſcher, an den langen Sandufern Illyriens, in Gegenden, welche Gelehrten und Dichtern kaum bekannt waren, zu leben. Dieß war, zugleich mit dem Bedürfniß, mich den hartnäckigen Verfolgungen der kaiſerlichen Polizei, welche weniger ſtreng und wachſam in den eroberten Ländern, als unter den Augen ihres Herrn

ſelbſt war, zu entziehen, der einzige Zweck meiner neueſten Auswanderung. — Doch konnte ich mich nicht von Venedig losreißen; das Warum wird man leicht begreifen, wenn ich geſtehe, daß ich noch einmal liebte, obgleich Amalie ſeit dem Tage, wo wir getrennt wurden, nicht aufgehört hatte, in meinen Gedanken fort zu leben. Es giebt, dem Anſcheine nach, unverträgliche Myſterien im menſchlichen Herzen.

Unter den älteren Emigranten, welche mich mit Wohlwollen wegen meiner Eigenſchaft als Franzoſe, ſo wie wegen meiner Geſinnungen und meines Unglücks, aufgenommen hatten, befand ſich ein Mann, welcher mir die tiefſte Zuneigung und Ehrfurcht einflößte; ich kann ihn, gegen meine Gewohnheit, nennen, da ſeine Familie derjenigen, welche noch denſelben Namen führt, durchaus fremd, völlig erloſchen war, mit Ausnahme einer einzigen Perſon, welche mich nie leſen und nie etwas von mir hören wird: er hieß Herr von Marſan.

Vielleicht erinnern ſich noch einige alte Hofleute ſeiner; der war einer der glänzendſten Officiere in der Garde Ludwigs XVI. geweſen. Seine ſchöne Geſtalt, ſein angenehmes Weſen, ſein Geiſt und

sein Muth hatten ihn ausgezeichnet, zu einer Zeit und an einem Hofe, wo diese glücklichen persönlichen Empfehlungen nicht eben selten waren. Er verdankte ihnen ein schnelles Avancement, gegen welches sich kein Widerspruch erhob, und eine bedeutende Heirath, die jeder passend fand. Seine im Jahre 1788 geborne Tochter wurde, im Namen der Königin von Frankreich, von der vertrautesten Freundin dieser erhabenen und unglücklichen Fürstin aus der Taufe gehoben, und hatte den Namen Diana empfangen.

Herr von Marsan, geschwächt durch die Mühseligkeiten des Krieges, war 1808 ein Greis; er hatte sich mit fünfunddreißig Jahren verheirathet, und bereits drei Kinder verloren, ehe ihm der Himmel diese Tochter schenkte, der er nun seine ganze Neigung zuwandte. Frau von Marsan, Hofdame der Schwestern des Königs, hatte deren Niederlassung zu Triest nur kurze Zeit überlebt, und sank vor ihren Gebieterinnen in die Gruft.

Der alte Emigré zog wenigstens einigen Nutzen aus seinem langen Mißgeschick; er war Philosoph geworden, und genoß behaglich ein bescheidenes, aber hinreichendes Einkommen, welches er vor der

gewaltigen Katastrophe in Sicherheit gebracht hatte. So verfloß sein Leben ruhig unter angenehmen Beschäftigungen. Die Neigung zur Geschichte hatte uns rasch einander genähert, und ich stellte mich pünktlich jeden Abend zu einer Partie Piquet bei ihm ein. Daher nahm seine Vorliebe für mich, unter allen jungen Leuten, deren Umgang ihm zusagte, sehr bald etwas Väterliches an, worauf Diana mit Recht eifersüchtig hätte sein können. Ich habe niemals bemerkt, daß er einigen Werth auf jene wirklich kindische Eitelkeit legte, welche man Adelsvorurtheil nennt; aber ich bin fest überzeugt, es that ihm mitunter leid, daß ich nicht von Adel sei, so daß er sich zuweilen selbst Mühe gab, diesen Umstand zu vergessen. „Sie spielen aus, Herr Chevalier", sagte er einst zu mir, bei unserer Partie. „Ich bin nicht Chevalier," rief ich lachend, nachdem ich seinem Wunsch genügt hatte. „Bei meiner Treu," erwiederte er, „meine Vorfahren haben mehr als einen dazu geschlagen, der es weniger verdiente." „Doch nicht ohne ihnen den Weihekuß zu ertheilen?" versetzte ich, aufstehend und ihn herzlich umarmend; denn ich legte von jeher großen Werth auf die Zuneigung alter Leute.

Man mußte jedoch bei ihm Nachsicht haben mit einem sehr heftigen und leidenschaftlichen Eigensinne hinsichtlich eines Punktes, welcher damals sehr oft in den Unterhaltungen berührt wurde. Der Name Revolution brachte bei ihm schon eine wirkliche Revolution hervor, und obwohl er die nahe Wiedereinsetzung der Bourbons auf den Thron ihrer Väter als ein unausbleibliches Ereigniß betrachtete, so hatte er sich doch gelobt, nie nach Paris zurückzukehren, wo alle Steine ihm noch von dem Blute der Proscriptionen zu triefen schienen. Diese Antipathie gegen alle politischen Bewegungen dieser Art schonte selbst die Verschwornen seiner eignen Partei nicht, und er tadelte, bei seiner Ergebung in die gerechten und sicheren Beschlüsse der Vorsehung, bitter die Unbesonnenen, welche die Erfüllung derselben zu beschleunigen strebten, ohne Rücksicht auf das weise Zaudern der göttlichen Klugheit. — Dieser Gedanke offenbarte sich so deutlich und so bald in seinen Reden, daß er mich schon frühzeitig abgehalten hatte, ihm alle Geheimnisse meiner stürmischen Jugend anzuvertrauen, so wie die Verhältnisse, welche ich bei meiner Ankunft in Venedig mit den Carbonari angeknüpft hatte, deren Name ihm mehr

Abscheu einflößte, als es selbst der Jacobiner gethan hatte. — Uebrigens fühlte ich, ich muß es gestehen, einige Hinneigung zu seiner Ansicht, selbst ehe ich noch dieselbe kannte, und ich war nur durch die Unmöglichkeit, die Verhältnisse anders als gewaltsam zu lösen, noch an die geheimen Verbindungen gekettet. Ich stand damals in meinem sechsundzwanzigsten Jahre, hatte fast beispiellose Unfälle für mein Alter erlitten, und die Vorliebe für ruhige und ernste Studien trieb mich unaufhaltsam zu einer anderen Lebensweise, welche ich nie hätte aufgeben sollen; aber meine stürmischen Leidenschaften gewannen von Zeit zu Zeit die Oberhand und stürzten mich von neuem in einen Wirbel von Bewegung und Elend, deren sich mein Herz nur dadurch entledigen konnte, daß es fest auf irgend ein dauerndes Glück hoffte.

Und dieses Glück wollte meine wahnwitzige Einbildungskraft hartnäckig nur in der Liebe finden.

Diana von Marsan war zwanzig Jahre alt und sah auch nicht jünger aus, denn ihrer übrigens glänzenden und lebhaften, aber etwas bärunlichen Farbe, wie sie den Venetianerinnen im Allgemeinen eigen ist, mangelte es an jener Frische, welche der weib-

lichen Haut denſelben Reiz verleiht, wie den eben vom Baume gepflückten Früchten der flüchtige Flaum, der ſie färbt. Ihr großer und ziemlich kräftiger Wuchs gab ihrem Aeußeren etwas Imponirendes, das durch den gewöhnlichen Ausdruck ihres Geſichtes noch verſtärkt wurde. Man wußte nicht, was in ihrem traurigen und ſtolzen Blick, in dem ungewiſſen und hochmüthigen Ziehen ihrer Augenbraunen, in dem verächtlichen und bittern Zucken ihres Mundes vorherrſchte, ob die Gewöhnung eines geheimen Verdruſſes oder einer höhniſchen Enttäuſchung. So hat der alte Bildhauer jene wahrhaft göttliche Diana dargeſtellt, welche ſein Meiſel, eben ſo wie die Götterlehre, zur würdigen Schweſter des Apollo machte. Dieſen Eindruck fühlte ich nicht allein; denn einer der bedeutendſten Dichter jener Zeit warf ihr am Schluſſe eines Sonettes vor, aus eben ſo kaltem Marmor, wie der von Velletri iſt, gebildet zu ſein. — Diana war übrigens allgemein als die erſte unter den jungfräulichen Schönheiten Venedigs anerkannt.

Hinderniſſe entzünden die Herzen der Menſchen, vorzüglich der Liebenden. Ich entbrannte für Diana vielleicht nur darum mit deſto größerer Gluth, weil

mir alles an ihr verkündete, daß sie mich nicht lieben wolle. Uebrigens hatten die Folgen dieses Gefühls nichts, das mich schrecken konnte. — Diana's Vermögen war zu unbedeutend, um gewichtige Bewerber zu verlocken, und die Verhältnisse eines emigrirten französischen Edelmanns, der an den Lagunen in der Verbannung lebte, boten dem Ehrgeiz wie der Habsucht eines Schwiegersohnes keine Aussicht auf möglichen Glückswechsel dar. Meine künftige Stellung mußte sich dagegen veredeln durch den Triumph meiner Partei, den Herr von Marsan durchaus nicht bezweifelte. — Ich hatte so viel gewagt, so viel gelitten, und die glücklichen Könige sind so dankbar.

Diana verkannte die Leidenschaft nicht, die sie mir einflößte; die Frauen irren sich, was diesen Punkt betrifft, nie. Aber nur an dem noch finsterer werdenden Ausdrucke ihres Blicks und an der großen Strenge ihrer mit mir gewechselten Reden ward ich es gewahr. Ich würde mir dieß aus der Verschiedenheit unseres beiderseitigen Standes erklärt haben, denn ich kannte den Adelsstolz nur zu wohl, wenn Diana überhaupt darum gewußt hätte. Ich habe indessen schon bemerkt, daß Herr von Marsan mich

durchaus für adelig gelten laſſen wollte, und ſeit jenem merkwürdigen Tage, wo er mich mit dem Titel Chevalier beehrt, hatte ſich dieſer dergeſtalt mit meinem ehrenwerthen, aber obſcuren Familiennamen identificirt, daß kein Wappenkönig gewagt haben würde, ihn mir abzuſtreiten. — Die dienſtbaren venetianiſchen Geiſter trieben es noch weiter; im Vorzimmer galt ich ſogar für einen Grafen, ſo daß ich am Ende gar nicht mehr darauf achtete, und mir dieſe Metamorphoſe, welche zwar meine Offenheit und Beſcheidenheit verletzte, gefallen ließ, um die unſchuldige Eitelkeit eines vornehmen Mannes, der mein Freund war, nicht zu beleidigen.

Ich hatte mir vorgenommen, Dianen mit dieſer Erklärung entgegen zu treten, ſobald ſie mir das mindeſte Zeichen von Mitgefühl gegeben haben würde; aber ſie erſparte mir dieſe Verlegenheit. Ihre Kälte ging ſchnell in Härte, ihre Gleichgültigkeit in Verachtung über. Nach einigen Tagen war ſchon gar nicht mehr daran zu zweifeln, und ſelbſt ein Mann, der ſich weit mehr als ich der Gewalt über die Herzen der Frauen bewußt geweſen wäre, würde nicht gezaudert haben, eine ſo hoffnungsloſe Bewerbung aufzugeben. — Einige junge Leute in Venedig

waren mir übrigens schon hier mit ihrem Beispiele vorangegangen.

Ich schmollte nicht. Das hätte mir noch gefehlt, um mich völlig lächerlich zu machen. Ich weinte auch nicht. Man weint nur, wenn man die Hoffnung verliert, mit dem Weibe, das unsere Liebe erwiedert, verbunden zu werden. Ich zürnte, ich empörte mich gegen mich selbst, ich zernagte mir die Finger vor Wuth, und schützte Unpäßlichkeiten, Beschäftigungen, Reisen vor, um meine seltener gewordenen Besuche zu erklären; ich spielte hoch, ich duellirte mich und dann stürzte ich mich von neuem in jene Verschwörungen, von denen ich mich, einen Monat früher, glaubte auf immer losgesagt zu haben. Ich weidete mich an dem Gedanken, auf eine tragische und ruhmwürdige Weise zu sterben, damit sie die Schaam treffe, sich in mir geirrt zu haben. — Ich wiegte mich in wüthenden Träumen von Verschwörungen, Verbannungen und Hinrichtungen, als seien es Träume der Liebe und Wollust. — Mit einem Worte, ich ward wieder ein Thor.

Unsere Versammlungen fanden in der Umgegend des Rialto statt, in dem verfallensten Zimmer eines alten schon lange verlassenen Palastes, dessen Eigen-

thümer ich nicht bezeichnen will, weil ihn seine gegenwärtige hohe Stellung an einem —schen Hofe ihn wahrscheinlich enttäuscht hat über unsere tollen Theorien. — Er selbst erschien dort nicht; aber er hatte ihn zur Disposition einem unserer Häupter überlassen, während er selbst sich auf das Land zurückzog, um entfernter von der Gefahr zu sein. Fast ist es überflüssig zu sagen, welche Gattung von Menschen sich zu diesen heimlichen Zusammenkünften gesellte. — Man kann es errathen, ohne große Bekanntschaft mit politischen Umtrieben oder tiefe historische Kenntnisse zu besitzen. — Fünf oder sechs edle gefühlvolle junge Männer, welche das Elend der Menschheit und die Ausschweifungen der Tyrannen erbittert hatte, nahmen einen fast unbemerkbaren Platz dort ein, und besetzten diesen, allmählig gleich mir enttäuscht, von Tage zu Tage spärlicher; die Uebrigen waren, was überall die Menge der Feinde bestehender Ordnung der Dinge, wie diese auch immer beschaffen sei, ausmacht, ein Haufen Ehrgeiziger, ohne alles Talent, deren Ansprüche wachsen und sich geltend machen, nach Verhältniß ihrer Nullität; Menschen, ruinirt durch Schulden, an Sitten und Ruf, feiler Auswurf des Hasardspiels

und der Schwelgerei; und endlich einige noch hundertmal Erbärmlichere, welche nur die Gelegenheit abwarteten, das Verzeichniß ihrer Mitverschwornen, für schimpfliches Gold und schändliche Straflosigkeit, an die erste beste Gewalt zu verhandeln. Dieß Urtheil begann ich schon damals zu fällen; aber es war noch nicht so allgemein und in meiner Seele begründet. — Man muß dergleichen überall während eines langen Lebens wieder gesehen haben, um endlich dahin zu gelangen, es zu glauben.

Man wird mir zugeben, daß mein ehrgeiziges Streben nach dem Tode nicht so anmaßlich eitel war, als meine Liebespläne bei Dianen. Hier war Glückswechsel möglich, obgleich viele an meiner Stelle sich ihm gar nicht ausgesetzt haben würden; denn mir trug er eigentlich keine Frucht: verlor ich dagegen, so strich der Henker den Einsatz ein. — Diese tolle Verschwendung mit dem Leben ist die Wirkung einer namenlosen Leidenschaft, welche nur diejenigen, die sie fühlten, begreifen können, und das ist nicht schlimm.

Die Verbindungen unserer Art zeigten sich offen in allen jenen Ländern, wo Napoleon bei seinen Durchzügen es nicht für der Mühe werth gehalten,

seine Administration und seine Soldaten daselbst zurückzulassen. Sie handelten dort frei, zwar nicht öffentlich anerkannt von den Kabinetten, welche nicht den Muth dazu hatten, aber geschmeichelt, ermuntert und unter der Hand beschützt, mit mehr Schlauheit als Gewandtheit, vermittelst einer gewissen mentalen Reservation, von der es zu wünschen wäre, daß alle ehrlichen und ergebenen Leute, welche ihr Leben bei der Vertheidigung der Kronen auf das Spiel setzen, erkennten, den feiger Weise vorher wohl überlegten Vorsatz nämlich, sie im nöthigen Falle für den Frieden aufzuopfern. — Diese Organisation wäre indessen unvollständig gewesen, hätte sie sich nicht bis in das Innerste von Staaten verbreitet, welche der große Kaiser sich durch Siege und Verträge schon unterworfen hatte; es gab keine Stadt, wo die zu ihrer Entwickelung nothwendigen Elemente nicht vorhanden waren. Das war der Zweck dieser verwegenen Propaganden der europäischen Freiheit, welche hier und da Dämme von Menschen gegen den Unterdrücker der Welt aufwiegelten; kühne Vorposten von Plänklern, welche dem heiligen Bunde der Völker in das feindliche Lager voraneilten, und die so mächtig hätten wirken kön-

ten, wenn sie reiner gewesen wären. Ich miß-
brauche in gewisser Hinsicht die Vorrechte des Erzäh-
lens, indem ich diese historische Seite in einer klei-
nen Schrift anbringe, deren Form nur einen Roman
anzeigt; wer die Geschichte nicht in der Nähe sah,
wird sie auch nur für eine Romanseite halten; und
von allen Urtheilen, die man darüber fällen kann,
beunruhigt mich dieß am wenigsten.

Der ursprüngliche Zweck des Carbonarismus
jener Zeit, welcher nichts gemein hatte mit dem,
dessen mißgestaltes Werk sich in unseren Zeiten
offenbart, ähnlich den gigantesken und scheußlichen
Ungeheuern, welche dem Chaos entsprangen in den
ersten Tagen der Schöpfung, war gewiß der edelste,
den eine Verschwörung sich zur Aufgabe stellen
konnte. Er beabsichtigte den frommen Bund der
Patrioten aller Länder gegen die Fortschritte eines
unersättlichen Despotismus, welcher ohne Verkap-
pung nach der Universalmonarchie strebte und Eu-
ropa in Präfecturen catastrirte, um es seinen Feld-
herren zu geben. — Dieser großartige Gedanke hatte
die Geister tief erregt, überall, wo man die Unab-
hängigkeit und das Glück des Vaterlandes noch für
etwas hielt, besonders aber in Italien und Deutschland.

Die Bewegung, welche den Gedanken der Völker durch diese ernsten Fragen war mitgetheilt worden, hatte noch andere veranlaßt. Bei der fortdauernden Beschäftigung mit den Garantien für das allgemeine Gleichgewicht, grub man täglich einige Trümmer alter Freiheiten aus, welche die progressiven Usurpationen der Gewalt langsam zerstören, die aber ein unverjährbares Eigenthum für die Nationen sind. Die Gelegenheit sie zu reclamiren war herrlich, und damals trug sich zu, was sich noch nie in der Welt zugetragen hatte, und was vielleicht nie wieder geschehen wird: eine leutselige Stipulation zwischen den Völkern und den Königen, beschworen in den Palästen, gehalten in den Hütten, deren synallagmatische Ausdrücke von der einen Seite waren: Einmüthiger Widerstand den Heeren Napoleons, und von der andern: Freie und gänzliche Anerkennung der altenpolitischen Rechte in allen Staaten des Bundes. Es ist möglich, daß sich dieser Kontrakt nicht wieder findet in den offiziellen Aktenstücken der Diplomaten; ich sehe auch nirgends, daß die Geschichte bisher viel davon gesprochen hätte. Aber die Geschichte weiß nichts in Frankreich und

sagt nichts in andern Ländern, als was man sie sagen läßt. — Diese zufällige Kombination von Interessen, welche die Folge so grausam verrieth, war übrigens viel zu sehr vorübergehend, um selbst von den gewichtigsten und am vortheilhaftesten gestellten Beobachtern in allen ihren Eigenschaften aufgefaßt werden zu können.

Man wird leicht begreifen, daß sie der Stellung der geheimen Verbindungen eine eigene Wichtigkeit verlieh; sie waren zum ersten Male im alten europäischen System eine legitime Autorität geworden und strebten noch nicht alle legitimen Autoritäten zu ersetzen, um ihrerseits auch einmal zu versuchen, Tyrannei auszuüben.

Sie benutzten das damals nicht. Die Ausbreitung des Egoismus, des Ehrgeizes und der Eitelkeit giebt sich dazu gar zu schnell kund in jenen traurigen Versammlungen, welche alle Laster der Muttergesellschaft, von der sie sich trennen, tragen. Noch waren nicht zwei Monate verflossen, als die erste Einheit, sowohl in der obersten Vendita, als in allen übrigen, die von ihr abhingen, sich in vier oder fünf Brüche theilten. Die Einen hatten die Ausdrücke des Vertrags in einer so weiten Bedeu-

tung genommen, daß der Sieg nur zu einer abſoluten Emancipation des Volks und zur Wiederherſtellung jener verderblichen Demokratie, von welcher Venedig noch blutige Erinnerungen bewahrte, dienen ſollte. Die Andern, welche ſich im entſcheidenden Momente verſtärken mußten, indem ſie dann, durch die Einwirkung des Intereſſe, die unentſchiedenen und verderbten Menſchen an ſich zog, hatte in einem geheimen Pactum die umſonſt vorbehaltenen Freiheiten des Landes an Oeſterreich verkauft. — Von Einigen glaubte man, daß ſie geheime Verbindungen mit der Regierung Napoleons unterhielten, und ſich, im Fall der Niederlage, eine vergoldete Unterhandlung geſichert hätten. — Die an Zahl geringſte, aber gewiß kräftigſte und reinſte Parthei hatte ihre furchtloſe und aufrichtige Mitwirkung nur unter der ausdrücklichen Bedingung der Unabhängigkeit der venetianiſchen Staaten und der Wiederherſtellung ihrer alten Partei zugeſagt. Sie lehnte ſich nach außen an die gewichtige Verbrüderung der Bergbewohner, und hatte zum Haupt einen jener entſchloſſenen, lange berechnenden, aber ſchnell ausführenden Männer, deren Namen allein eine ganze Partei aufwiegt.

Dieſes Haupt hieß Mario Cinci, genannt der

Doge; an seine Partei hatte mich eigenthümliches Mitgefühl von Neuem gefesselt.

Mario Cinci stammte von jener unglücklichen Familie ab, deren fluchwürdiges Verbrechen jedoch nicht alles Mitleid für sie erstickt hat, und welche das einzige Beispiel einer Hinrichtung von Vatermördern darbot, welche die Thränen der Religion, der Gerechtigkeit und des Volkes benetzten. — Der jüngere Bruder Beatricens, auf ewig aus dem Gebiete des Kirchenstaates verbannt, hatte sich in ein altes Schloß am Ufer des Tagliamento geflüchtet, wo die Sage ging, daß der Blitz sein Leben bei ziemlich vorgerücktem Alter endete. Von Generation zu Generation hatte ein rächerisches Schicksal jeden seiner Nachkommen ergriffen; ihre Geschichte bietet in chronologischer Folge, wie die der Pelagiden, ein Trauerspiel in vielen Akten dar. Der letzte war auf dem Schaffot der italienischen Revolution gestorben, und dies vom Himmel wie von den Gesetzen mit dem Bann belegte Blut floß auf der ganzen Erde allein noch in den Adern des Mario Cinci.

Seine Jugend, unter so furchtbaren Auspicien beginnend und aller Stütze in der menschlichen Gesellschaft beraubt, war gewaltsam und gefürchtet

gewesen; es schien sogar, als hätte kein sanfteres Gefühl seine Heftigkeit gemildert, denn der bloße Gedanke, von ihm geliebt zu werden, flößte den Venetianerinnen, die nur mit Schauder davon sprachen, Schrecken ein. Er zeigte sich nie an öffentlichen Orten, aber wenn er eine der engen Straßen der Stadt durcheilte, allein oder höchstens von einigen eben so geheimnißvollen Freunden begleitet, so wichen ihm selbst die kräftigsten Männer, gleich als wollten sie sich dem Einfluß seiner Blicke entziehn. Doch, und das war diesem seltsamen Charakter eigenthümlich, oder auch einem finsteren Eindruck des Entsetzens, das er erregte, ohne es zu wissen, fürchtete man ihn, ohne ihn zu hassen, wie man die Löwen fürchtet; dieß Gefühl ist jener exaltirten Verehrung, die oft zu einer Art von Kultus wird, nicht fern. — Niemand konnte ihn einer ungerechten Handlung oder einer überlegten Grausamkeit beschuldigen; man erzählte sogar im Gegentheil eine Menge großmüthiger Handlungen, die er jedoch ohne Zärtlichkeit und Mitgefühl ausgeübt hatte, von ihm. Oft hatte er Kinder vom Tode errettet, indem er sie den Fluthen entriß, nie hatte er aber die Geretteten umarmt.

Seit seinem zwanzigsten Jahre (damals war er

achtundzwanzig Jahre alt) hatte ihn sein Vermögen, das er in blinder, wunderlicher, einsiedlerischer Verschwendung vergeudete, gezwungen, sich in sein düsteres Schloß auf dem festen Lande zurückzuziehen, nur von einem einzigen albanesischen Bedienten, der ihn nicht hatte verlassen wollen, begleitet. — Seitdem kam er nur von Zeit zu Zeit nach Venedig, als man, wenigstens dem Anschein nach, die italienischen Angelegenheiten ein ganz anderes Ansehn gewinnen sah. — Man bemerkte, daß er selbst zwei Monate hintereinander dort zugebracht, aber seine Wohnung wußte man nicht.

Obgleich Mario Cinci das wirkliche Haupt der Vendita war, wo seine Herrschaft selbst durch seine Abwesenheit wuchs, so hatte ich ihn doch nie weder dort noch anderswo gesehn, aber ich wußte diese Einzelnheiten aus dem Munde des Volks, welches in Venedig mittheilender, als irgend anderswo ist.

Wirklich landete Mario kaum in der Umgegend der Piazzetta, als das Volk es auch schon überall wußte; denn die Menge liebt das Außergewöhnliche, und wendet ihre Gunst gern Charakteren zu, von denen sie beherrscht und eingeschüchtert wird; dann entspannen sich unter den Gruppen am Hafen und

am St. Markusplatze Unterhaltungen eben so seltener Art, wie der Mann, den sie betrafen.

„Was will hier," sagte der Eine, „dieser Unglücksdämon, der den Jammer mit sich bringt, überall wo er sich zeigt, und der nur bei Sturmwind in Venedig landet? — Kündet er eine im Morgenlande ausgebrochene Pest oder einen neuen Seekrieg an? — Ich glaubte, das letzte Gewitter hätte ihn in seinem Thurm zerschmettert, wie das Gerücht erzählte; denn seit dreihundert Jahren entfloh noch kein Cinci den Geißeln des Himmels, dem Dolch oder dem Schaffott."

„Wahrhaftig," erwiederte ein Anderer, „das wäre mir ganz recht, obwohl er mir mehr Gutes als Böses gethan, als er die Mittel dazu hatte; dann brauchte ich mich nicht darüber zu grämen, denn früher oder später trifft es ihn doch; es ist einmal seine Bestimmung. — Gott sei ihm hier und dort gnädig!"

„Wie," rief ein Dritter, welcher besser unterrichtet zu sein vorgab, weßhalb sich die Gruppe auch näher an ihn drängte, „wißt Ihr noch nicht, was ihn verführt? Als er noch ganz jung war, dachte der edle Mario stets nur daran, unsere alte Republik

wieder zu beleben, mit ihrer Unabhängigkeit und ihrem Handel, ihren Schiffen, diesen Königen der Meere und der Welt, ihrem von den Ungläubigen verlassenen Glauben, und dem gesegneten Beistand des heiligen Markus. — Und da er mehr Muth und Genie in seinem kleinen Finger hat, als das ganze italienische Volk, so wird er uns von den Deutschen und Franzosen befreien nnd unser Doge werden. — Ihr wißt, ich liebe ihn nicht, und ich habe auch niemals gehört, daß irgend jemand ihn liebte; aber ich rufe Gott zum Zeugen, Mario Cinci wird Doge von Venedig werden und Venedigs alten Wohlstand wieder herstellen."

Solche Reden wiederholten sich täglich, und die Menge, welche sich sorgsam von Mario fern hielt, aus Furcht, seinen Zorn zu erregen, rief bei seiner Rückkehr: „Es lebe Mario Cinci! Es lebe der Doge von Venedig!"

Dies ist der Grund, warum man ihn den Dogen nannte, ohne daß es die Regierung sehr beunhigte; denn Mario galt nur für einen schwarzgalligen Menschenhasser, der zu sehr die öffentliche Meinung verachtete, um ihr die mindeste Wichtigkeit

verdanken zu wollen, und es ist wohl möglich, daß diese Ansicht richtig war.

Am Tage meines Wiedereintritts in die Vendita war die Versammlung nicht zahlreich, obwohl die Berufung, welche auf eine höchst gewandte und den Nachforschungen der Polizei durchaus undurchdringliche Weise geschah, unter den strengsten Formeln stattgefunden hatte. Ich wunderte mich, daß so viele fehlten, und daß Mario's ganze Partei, seinen unversöhnlichsten Gegnern gegenüber, dort vereinigt war; bald aber bemerkte ich, wie man sorgfältig die Gleichgültigen entfernt hatte, weil es einen entscheidenden Kampf galt, dessen Nothwendigkeit wir schon lange fühlten. Unsere gewöhnlichen Verhandlungen drehten sich in der That nur um das Unrecht, welches Mario von den Verbündeten widerfahren war, die wir am meisten Grund hatten zu verachten, und welche ich bereits charakterisirt habe. — Dann wurde nichts übergangen, was ihn uns als einen von persönlichem Interesse beseelten Ehrgeizigen darstellen konnte, welcher nur nach einer neuen Regierungsform strebte, um den Glanz seines Hauses wieder herzustellen und den Tod seines Vaters zu rächen, und welcher seine Gehülfen und seine Feinde gleich

verächtlich behandelte. Wir antworteten stets auf diese verhaßten Declamationen nur mit dem Ruf des Volks: „Viva Mario Cinci!" und unsere Diskussionen gingen nicht weiter. Was mir aber unerklärlich blieb bei dieser letzten Gelegenheit, war das Vertrauen, welches die Partei der Gegner auf ihre Kräfte gründete, gegen diesen entschlossenen Haufen junger Enthusiasten, deren fanatischer Heroismus mir allein den Glauben an unsere Unternehmung erhalten hatte. Es ist wahrscheinlich, daß derselbe Gedanke in uns allen zu gleicher Zeit aufstieg, denn in demselben Augenblicke zogen wir sämmtlich unsere Dolche halb aus der Scheide; aber wir ließen sie zurückfallen und riefen: Es lebe Mario Cinci! denn wir waren in der Zahl seinen Anklägern fast gleich und unsere Jugend, unsere Kräfte und unser Muth gaben uns ein sicheres Uebergewicht; unsere mit drohender Energie ausgesprochene Opposition reichte ferner allein hin, um alle Berathung unmöglich zu machen.

„Ihr wollt den Mario Cinci," erwiederte wüthend das Haupt der Ankläger. „Nun wohl, ihr sollt seinen Kopf haben."

„Komm und hole ihn," entgegnete eine Stimme plötzlich an der Eingangsthür, während der Mann, der

dieſe Worte ſprach, ſich beeilte, ſie vorſichtig wieder zu ſchließen, und den Schlüſſel herauszuziehen, um ihn in den Falten ſeiner Schärpe zu verbergen.

„Viva Mario Cinci!" wiederholten meine Genoſſen; wir drängten uns alle um ihn, um ihn wie eine Bruſtwehr zu ſchützen, wenn man es wagte, ihn anzugreifen. — Ich ſah ihn zum erſten Male; ich werde ihn aber nur höchſt unvollkommen ſchildern können, für die, welche ihn nicht kennen, und noch mehr für die, welche ihn gekannt haben. Der Schriftſteller, welcher ihn dargeſtellt hat mit den Zügen eines verkörperten Engels des Lichts, mit ſeiner ganzen Schönheit im Körper eines Titanen, hat eine ſtolze Phraſe gedrechſelt, und weiter nichts. Es war in ihm ein anderer Typus, den ich nicht auszudrücken wüßte, der eines Bändigers von Ungeheuern in den Zeiten der Mythe, oder eines rieſigen Paladins des Mittelalters. Einen Augenblick glaubte ich ihn wie Herkules, geſchmückt mit der Mähne eines ſchwarzen Löwen; es waren ſeine Locken.

Er durchſchritt langſam den Saal, ſich mit wilder Nachläſſigkeit auf den Hüften wiegend, lehnte ſich auf den Tiſch der Würdenträger, und wiederholte unter rauhem Lachen die Worte: „Komm

und hole ihn!“ Das Gewölbe hallte wieder von dem Ton seiner Stimme.

Dann wandte er sich nach unserer Seite, schüttelte den Kopf und schlug die Arme unter: „Die Opferpriester haben Alles gebracht,“ sagte er. — „Wo sind die Kränze? Das gäbe gewiß ein der Hölle angenehmes Opfer, wenn die Lieferanten der Teufel so weit wären, wie sie zu sein glaubdn. — Gieb mir die Hand, liebster Paolo; guten Tag, Annibale, mein Patroclus und mein Cassius! Ganz der Deinige, Felice, und der Deinige, Lucio; ihr braven unerschrockenen Jungen. Muth, mein kleiner Petrovich; dein kriegerischer Schnurrbart verdickt sich, das Pulver wird ihn schwärzen. — Wer ist der hier?“ fuhr er fort, indem er einen Schritt vor mir stehen blieb. „Ich muß ihn erkennen an seinem Wuchs; er ist fast so groß wie ich, wie man mir gesagt hatte.“ — „Es ist der französische Reisende, den Freund Chasteler uns so lebhaft empfohlen hat.“ — „Was hast du dir vorgenommen, junger Mann, bei den Begebenheiten, welche sich vorbereiten?“

„Euch gegen alle Tyrannen zu dienen, und mit Euch zu sterben, wenn Ihr überrascht werdet vor der Ausführung Eures tugendhaften Unternehmens;

aber ich muß erklären, daß ich meinen Degen zerbreche auf dem Schlachtfelde an dem Tage, wo die Franzosen dort sind."

„Gut, gut," entgegnete Mario, mich starr ansehend. „Hättest du mir anders geantwortet, so wäre unsere Verbindung nicht von langer Dauer gewesen. Wir werden suchen, dich nützlich für das Wohl der Nationen zu machen, ohne dich mit deinen Landsleuten in Berührung zu bringen, die übrigens gleiches Interesse mit uns haben für die allgemeine Befreiung, denn wir wollen für Alle nur die Unabhängigkeit Aller, und für uns die alten Freiheiten Venedigs. Aber du würdest Venedig, dessen glühende Steinplatten einen Vulkan unter deinen Füßen bedecken, verlassen müssen, und die jungen Franzosen bringen nie einige Tage innerhalb der Mauern dieser wollüstigen Stadt zu, ohne sich irgend einer thörichten Liebe hinzugeben, denn diese Zerstreuung mit jungen Mädchen ist euer wichtigstes Geschäft, nach dem Ruhme und den Eroberungen. —"

„Ihr beurtheilt mich schlecht, Signor Mario. — Ich strebe nur danach, mich auf immer von Venedig zu entfernen, und ich würde morgen abrei-

ſen, wenn ich das, bei den Gefahren, die Euch umringen, ohne Feigheit thun könnte."

„Iſt das wahr?" entgegnete er mit freudiger Bewegung. — „Wir werden gleich weiter darüber ſprechen, aber ich muß Euch erſt beruhigen, indem ich dem Geſumme dieſer Wespen, das mir läſtig iſt, ohne mich zu erſchrecken, Stillſchweigen auferlege; jämmerliche Inſekten, deren Gift nicht ſchadet, wenn man ſie auf der Wunde zerquetſcht."

Der Sturm, den ſeine Ankunft einen Augenblick geſtillt hatte, begann wirklich von Neuem wieder, und er ſchien bis jetzt der Einzige zu ſein, der es nicht bemerkt hatte.

„Genug!" rief er, „ſchweigt. Ich bin auf euren Ruf gekommen, weil mir das gefiel, aber heute werde ich nicht gerichtet. Ich muß vorher einige Verwerfungen ausſprechen, und das iſt ein Recht, deſſen ich mich nur im Angeſicht der Venetianer mitten auf dem Markusplatze bedienen will."

„An dem Tage," verſetzte ſein erbittertſter Widerſacher, „wo du den Bucentauro beſteigſt, und deinen Ring ins Meer wirfſt. — "

„Warum nicht," ſagte Mario, „wenn ich der Würdigſte, und es Venedigs Wunſch wäre? — Aber

du täuſcheſt dich über meinen Ehrgeiz, Tadeo, wie über meine Unvorſichtigkeit. Ich fürchte zu ſehr die Strenge meiner Juſtiz, um ſie der Probe der Macht auszuſetzen, in einer Republik, wo ſich Leute wie du befinden. — Was die Vermählung mit dem Meer betrifft, ſo iſt dies eine zu glänzende Beſtimmung für einen Cinci. Der Prophet von Ravenna hat geweiſſagt, daß der Letzte von uns in einem Strome umkomme."

Die Unruhe war an dem Ende des Saals geſtiegen; wir ſetzten uns in Vertheidigung gegen einen jener unerwarteten Angriffe, welche in Venedig alle heftigen Streitigkeiten enden, als Mario noch einmal die Stimme erhob.

„Friede, bei St. Marko und ſeinem Löwen, wenn ihr mich nicht zwingen wollt, euch ein Stillſchweigen aufzulegen, das nur von der Trompete des jüngſten Gerichts geſtört werden ſoll. Ich bin noch nicht mit meiner Rede zu Ende. — Als Großmeiſter aller Venditen Italiens löſe ich die Vendita von Venedig auf, und zerbreche den Bund ihrer Glieder, wie ich die zugeſchrägte Haſelgerte zerbreche, die als Verſammlungszeichen galt, und verweigere euch die Gemeinſchaft des Daches und Brodes, des Waſſers

und Salzes meiner Brüder, als Abtrünnigen und Meineidigen. Was murmelt ihr über mein Recht? — Ich bediene mich desselben Rechts, das unsere Gesetze mir übertragen haben, für den verfluchten Fall, wo die Majorität einer Vendita über dem Verrath ergriffen wird, und der Beweis eures Verrathes ist in meinen Händen, werdet ihr ihn bestreiten wollen?"

Bei diesen Worten entfaltete er ein mit dem Siegel der Vendita versehenes Papier vor ihren Augen und fuhr fort:

„Tadeo, sieh diese Uhr, deren Zeiger gleich die vierundzwanzigste Stunde berühren wird. Sobald sie schlägt, sollen wir hier den Soldaten ausgeliefert werden, die du herbestellt hast, und welche dir im Tausche gegen unser Blut das Schandgeld bringen, das du dem Werthe deines Verrathes gleich schätzest. Hier ist die geschriebene Konvention deines Judashandels im Original. — Der Page des großen Kaisers besitzt nur die Abschrift, und die Namen, welche du unsern Tyrannen hier lieferteſt, sind dort ausgefüllt durch die der beiden Elenden, welche ich dir zur Seite sehe, und die die Schändlichkeit gehabt haben, zu unterzeichnen. Ich habe Mitleid gehabt

mit deinen gewöhnlichen Gegnern, welche ſich bereits erröthend von dir entfernen, und deren blinde Mitſchuld kein anderes Gefühl verdient. — Beunruhige dich nicht, Tadeo; — du haſt die ſchimpfliche Ehre dieſer Unterhandlung nicht verloren, ſie trägt deine Unterſchrift, und deine Anklage wird ſich ein gewiſſes Anſehn erhalten können, wenn es dir gelingt, mir mit dem Leben zugleich ein eben ſo wichtiges Aktenſtück zu entreißen, das Dokument, durch welches du dich vor drei Monaten verpflichtet haſt, die Franzoſen in Venedig niedermetzeln zu laſſen, in dem Augenblick, wo der Krieg ausbricht. Dieſen zweiten Meuchelkontrakt, hier ſiehſt du ihn wie den erſten im Original. Nicht wahr, du wunderteſt dich, daß ein ſo vortheilhaftes Anerbieten ohne Antwort blieb, aber du wünſchteſt nicht, daß es zuvörderſt durch meine Hände ging, und daß ich es allen Blicken entzog, aus Achtung für den Titel Venetianer, auf den ich ſtolzer ſein würde, wenn ich ihn nicht mit dir theilte, unglücklicher Weiſe. — Es bleibt dir alſo nur dein ehrlicher Emiſſair als Zeuge, der getreue Sekretär deiner Befehle, ein rechtlicher Mann, der ſich zum Makler von Angebereien und Zwiſchenträger von Verleumdungen gemacht hat, um

sich dadurch zu entschädigen, daß er nicht mehr Henker ist, einer jener schändlichen Banditen, die sich als Richter verkleideten, um den alten Andreas Cinci zu würgen. — Den kannst du als Zeugen aufrufen im Thal der Todten, wenn die Abgründe des Golfes dir ihn wiedergeben wollen."

Tadeo machte eine wüthende Bewegung, hielt sich aber zurück, da er sich verlassen sah.

„Die Rache, die ich an euch üben will," fuhr Mario fort, „wird in keinem Verhältniß zu eurem Verbrechen stehen. Man wird dem Tadeo ohne Zweifel auf die Rechtfertigung seiner Mitschuldigen hin, Glauben schenken, da man ihm überhaupt Glauben schenken konnte, und Niemand ist hier geneigt, euch der Plage eines unwürdigen und schimpflichen Lebens zu entreißen. Wenn meine Hände sich noch in Blut tauchen am Tage einer Schlacht, so wird das geschehen, weil es edel und rein sein wird, wie das meinige und sie nicht beschmutzt. — Zieht hin in Frieden, lebt, genießt heute wie morgen Luft und Sonne, und der Himmel schenke einen reichen Theil seiner Gnade denen unter euch, die sich bessern."

Als er so sprach, steckte er den Schlüssel wieder in das Loch, öffnete die Thür, durch welche sie sich

haſtig und unordentlich drängten, und ſchloß, ohne Zweifel zu ihrem größten Erſtaunen, dieſelbe hinter ihnen wieder. — Es ſchlug Mitternacht. — Wir hatten keinen Schritt gethan.

„Was ſagt Ihr, Freunde," hob Mario wieder an, „von dieſer Bande ſinnloſer Abenteurer, welche ſich thörichter Weiſe einbilden, ich hätte ſie in dieſen alten Palaſt geführt, ohne mir einen unbekannten Ausgang vorzubehalten? Er gehörte meinen Vorfahren; ich ward darin geboren, und beſchäftigte mich während meiner Mußeſtunden, jeden Winkel in demſelben zu erforſchen, in einem Alter, wo die anderen Schüler vor Girolamo's Marionetten in Entzücken geriethen, oder ſich auf dem Platz um eine Schnitte Zucra ſtritten. Wenn ich mich recht erinnere, ſo verlor ich ihn auf einen unglücklichen Wurf, aber mein Geheimniß gehörte nicht zum Einſatz."

Er drückte mit der Hand auf eine zwiſchen den Fugen des alten Getäfels verborgene Springfeder, und eine unſichtbare Thüre öffnete ſich.

Der Eindruck, den dieſe ganze Scene auf mich hervorbrachte, feſſelte meine Bewegungen, wie einer jener fantaſtiſchen Träume, welche oft den Schlummer

gleichsam bezaubern, ich dachte darüber nach, ob hier nicht die so oft von mir gewünschte Gelegenheit zu sterben sei. Sei es Resignation oder Stupor, das Geräusch der Kolbenstöße, welche einen Augenblick später die Thür erschütterten, hatten mich aus meinen Träumen gerissen, da kehrte Mario schnell wieder zurück, ergriff mich mit eiserner Faust, und zog mich nach sich in den Gang, den er von neuem mit Sorgfalt verschloß. Ich folgte ihm ohne Widerstand durch lange Gänge, welche die Lampe seines albanesischen Bedienten kaum vor uns erhellte. — Wir stiegen Wendeltreppen hinab, andere wieder hinauf, durchschritten breitere und luftigere Räume, die aber alle bedeckt waren, mehrere Male folgten wir Galerien, die ehemals prachtvoll gewesen, und endlich kamen wir nach einigen Minuten an ein Schlupfthor, das niedrig wie ein Fenster war, und auf einen Kanal ging Ich hörte noch in der Ferne auf beiden Seiten die Ruder unserer Freunde, und den Anruf der Gondeliere. — Ich bestieg Mario's Gondel, und antwortete ihm leise auf seine Frage. „Nach dem Wirthshause zur Königin von England!“ — Dort wohnte ich. — In dem Augenblick, wo wir uns verlassen sollten, erhob er sich neben mir

auf dem Vordertheil der Barke, nahm meine beiden Hände mit einer zärtlichen Zuneigung, welche mich bei einem Manne von seinem Charakter in Erstaunen setzte, wenigstens zu Folge der Idee, welche ich mir bis dahin von ihm nach den Berichten der Masse gemacht hatte.

„Wenn Ihr Eure Gesinnungen nicht ändert," sagte er, „und wenn nichts Euch in Venedig zurückhält, wo Eure Freiheit und Euer Leben nicht gesichert sind, so werden wir uns bald wiedersehen. Ihr findet mich, ehe zwei Monate um sind, am Tage der heiligen Honoria in der Kapelle, welche ihr in der Pfarrkirche von Codroipo gemacht ist, wenn der Priester den Segen der ersten Messe ertheilt."

— „Ich bedarf nur vierundzwanzig Stunden, um meine Abreise vorzubereiten, welche nach meinem Wunsche nicht genug beschleunigt werden kann," erwiederte ich; „und da meine Beschäftigung während dieser beiden Monate gänzlich von mir abhängt, so gelobe ich Euch mich pünktlich zum bestimmten Tage an dem von Euch angegebenen Orte einzufinden, um Eure Befehle zu empfangen, falls mich der Tod nicht hindert, mein Versprechen zu erfüllen. —"

„Ich kann auch sterben," sagte Mario mit einer

gewiſſen Luſtigkeit, „dieſer Zufall würde aber unſere Verpflichtung nicht aufheben. — Nehmt dies Stück von der Haſelruthe, welche ich in der Vendita zerbrach, und folget der Perſon, die Euch die andere Hälfte zeigt, wer es auch immer ſei, wohin ſie es verlangt.“

Dann umarmte er mich, ich ſtieg aus an der Steintreppe meines Hôtels, und die Gondel durchfurchte den Kanal wie eine Fledermaus.

Das Licht, welches von meinen Fenſtern herabſtrahlte, zeigte mir an, daß oben Jemand auf mich warte. Ich eilte hinauf und mein Erſtaunen übertraf Alles, was mich an dieſem Tage berührt hatte, als ich Herrn von Marſan dort fand, nicht als ob dieſe Stunde in Venedig unpaſſend geweſen wäre, ſondern weil es gar keinen Grund gab, daß ein Mann von ſeinem Alter und ſeinem Stande mir einen Beſuch machen ſollte.

„Setz dich,“ ſagte er zu mir, während ich einige Worte zuſammenſtotterte, „und nimm dir Zeit, mir ruhig und geſetzt zu antworten. Der Schritt, den ich thue, Maxime, beweiſt dir, daß ich deine volle Aufmerkſamkeit brauche; und wenn du meiner Freundſchaft Gerechtigkeit widerfahren läßt, ſo glaube ich

auch gegründete Anſprüche auf deine Offenherzigkeit zu haben. — Ich glaubte dich beſchäftigt oder abweſend, weil ich gewohnt bin, dir zu glauben, und doch weiß ich, daß du Venedig nicht verlaſſen haſt. — Sage mir ohne zu zaudern, was dich von meinem Hauſe entfernt hielt?“

Ich fühlte mich verwirrt, bedeckte mein Geſicht mit den Händen, und antwortete nicht. —

„Fürchteſt du nicht,“ ſprach er von Neuem, „daß ich dein Schweigen ſchlimm auslege? Man verbirgt dem Freunde nur Dinge, deren man ſich ſchämen muß.“

Ich zitterte. — „Nein, nein,“ rief ich aus, „nichts Schimpfliches befleckt mein Herz. — Aber es giebt eine andere Schaam als die der Tugend, und das Geſtändniß einer unſinnigen Vermegenheit; die ich den Blicken Aller verbarg, und die ich mir ſelber verbergen möchte, kann meiner Eitelkeit peinliche Anſtrengungen koſten. — Sie verlangen es jedoch,“ fuhr ich fort, ohne die Blicke zu ihm zu erheben. — „So haben Sie wenigſtens Mitleid mit den Träumereien eines Unſinnigen. — — Ich liebte Diana.“

„Diana iſt ſchön genug, um geliebt zu werden,

und es giebt kein Weib, welches zu lieben dir verboten wäre. Der einzige Fehler, Maxime, lag darin, daß du verſuchteſt, ihr Herz für deine Leidenſchaft zu gewinnen, ohne mich von deinen Abſichten zu unterrichten. — Meinſt du, daß ich etwas geſpart habe, um den Zwiſchenraum, der uns in den Augen der Welt trennt, aufzuheben."

Bei den erſten Worten dieſer Aeußerung kehrte mein Muth. Ich wagte Herrn von Marſan anzublicken. —

„Ihr Herz gewinnen, ohne Sie von meinen Anſichten zu unterrichten! ach, das hätte geſchehen können bei einem jungen Mädchen, welches die Welt als meines Gleichen betrachtet haben würde, bei einem für mich gebornen Weibe, deſſen Hand die Eltern mit Freuden in die meinige gelegt hätten. Aber fern ſei es von mir, ein Herz rühren zu wollen, welches Gründe der Konvenienz oder Stolz des Ranges mir verweigern könnten. Nie hat mein Mund Diana mit einer Erklärung, mit einem Geſtändniß, einem Seufzer nur beläſtigt, und wenn ſie ſich beklagt, daß meine Liebe ihr unangenehm ſei, ſo muß ſie dieſelbe errathen haben, was freilich, in Wahrheit, nicht ſehr ſchwer war."

„Du haſt ihr nicht geſagt, daß du ſie liebteſt! Du weißt nicht, ob ſie liebt, und ob du es biſt, den ſie liebt! Oh! wenn ſie dich liebte! — Höre mich indeſſen, ich muß jetzt Offenheit mit Offenheit vergelten; ich will dir Alles ſagen, wie du mir Alles geſagt haſt. — Diana iſt mein eigenes Kind; ich liebe ſie wie mein eigenes Kind, mit allem Gefühl, das das Herz eines Mannes enthalten kann, obgleich ihr edler und wohlwollender, aber finſterer und ſtrenger Charakter, mir weniger von den ſüßen Freuden gewährt hat, die das Glück eines Vaters ausmachen. — Seit ihrer Geburt war ich unabläſſig auf eine ehrenvolle Vermählung für ſie bedacht, und trotz meinem geringen Vermögen, und meiner vorübergehenden Erniedrigung haben ſich viele Bewerber eingefunden, welche in den erſten Familien Italiens Neid erregt haben würden. — Diana hat Alle abgewieſen. — Die glänzendſten Eigenſchaften, die ausgezeichnetſten Tugenden, die zärtlichſten Bewerbungen ſcheiterten an ihrem hartnäckigen Eigenſinn, den ich nicht erklären kann, und welcher mich verdammt, in ihr die Hoffnung meines Alters erſterben zu ſehen. Darin liegt ein Geheimniß, das, ich geſtehe es dir, mich erſchreckt und verwirrt.“

— „Verzeihen Sie, mein Vater," erwiederte ich, „und gestatten Sie mir jetzt, Sie zu fragen, denn es ist nothwendig, damit es mir gelinge, Ihre Zweifel zu heben, und Ihre Unruhe zu verscheuchen. — Sind Sie auch ganz sicher, daß sie ihre Zärtlichkeit nicht insgeheim einem Manne zugewendet, welcher Gründe hat, sich verborgen zu halten, oder dessen Bewerbungen Sie vielleicht selbst zurückgewiesen haben?"

„Dieser Gedanke ist meinem Geiste nicht ganz fremd," entgegnete er mit besorgtem Antlitz, „aber ein solcher Umstand ereignete sich nur ein einziges Mal, und wenn ich glaubte, ihn Dianen verbergen zu müssen, so geschah es, um ihr einen Augenblick des Abscheus und Schreckens zu ersparen, welcher ihrer Ruhe hätte verderblich sein können. — Schon der Name des Bewerbers kann — —"

„Ich brauche seinen Namen nicht zu wissen, denn ich fühle an meinem wallenden Blut, daß ich ihn nicht ohne Gefahr für einen von uns Beiden erfahren würde. — Was würden Sie aber sagen, mein edler Freund, denn das Herz der Frauen ist voll unergründlicher Räthsel, was würden Sie sagen, wenn der unwürdige Bewerber, den sie mit so vie-

ler Verachtung abwieſen, gerade derſelbe wäre, den Diana erkohr?"

„Was ich ſagen würde!" rief Herr von Marſan, mit Heftigkeit aufſtehend. — „Ich würde ſagen: du unwürdige Tochter, ſei verflucht auf immer! Gottes Zorn und Rache mögen ſich an dich hängen, wie der Geier ſich an ſeine Beute hängt! Mögen deine übrigen Tage in Einſamkeit und Reue dir vergehen! Möge das tägliche Brod aller Menſchen ſich unter deinen Zähnen in Steine verwandeln!....."

Er wollte fortfahren. Ich legte meine Hand auf ſeine Lippen, und drückte ihn mit dem andern Arme an mich.

„Der Himmel fange dieſen furchtbaren Fluch zwiſchen Ihnen und Diana auf, mein Freund, und laſſe ihn lieber auf mein Haupt fallen, das ſeit meiner Kindheit allen Prüfungen und allem Jammer ausgeſetzt ward. Aber es ſcheint, als ſei meine Vermuthung durchaus unwahrſcheinlich, und ich bereue, dieſelbe geäußert zu haben, da Sie ſo heftig dadurch aufgeregt wurden. — Es bleibt mir nur noch zu wiſſen übrig," fügte ich lächelnd hinzu, um ſeiner Aufmerkſamkeit eine andere Richtung zu geben, „welchen Antheil Sie mir bei Ihren häus-

lichen Leiden zu tragen geben, und was Sie bestimmen konnte, von einem schwachen aber untadelhaften Herzen das demüthigende Geständniß, das ich Ihnen ablegte, zu verlangen?"

Er setzte sich wieder. — „Ich glaubte bemerkt zu haben, daß du Dianen liebtest, und du gestehst mir zu, daß ich mich nicht geirrt habe. — Ich dachte, sie würde dich lieben. — Ich denke es noch, vielleicht weil ich es wünsche, und weil mein eigenes Glück mit dem deinigen verknüpft ist. — Ich schrieb ihre Weigerungen der Neigung zu, welche du ihr eingeflößt hattest, so wie dein Schweigen einer zarten und mißtrauischen Schüchternheit, und schmeichelte mir, dieses leere Hinderniß mit einem Worte zu zerstören. Sei mein Sohn, durch Bande des Blutes, würde ich zu dir gesagt haben, wie du es bereits fast ganz bist, durch die Freundschaft, die ich für dich hege; — das war Alles, was ich wollte. Unsere Angelegenheiten scheinen mir noch nicht so weit vorgerückt, aber darum verzweifle ich noch nicht daran. Du sprachst in deinem letzten Briefe von deinem Vorsatz, übermorgen abzureisen. Es wird nicht schlimm sein, wenn ich mich hinsichtlich Dianens Neigung täusche, denn dein Schmerz

würde vermehrt werden durch meine zertrümmerte Hoffnung; und von der andern Seite taugt die Gesellschaft, mit welcher du gewöhnlich lebst, wenigstens seit du dich von mir entfernt hast, nichts in jetziger Zeit für einen jungen, schon der Regierung verdächtigen Mann. — Iß morgen mit mir und mit Diana. — Du wirst ihr das Geständniß machen, zu dem ich dich auffordere, und von welchem das Glück für uns drei abhängt. — Wer weiß, ob wir nicht vielleicht am folgenden Tage unter einer Sonne erwachen, welche mir günstiger ist, als die, die mir seit einigen Monden scheint?"

„Ach," erwiederte ich, während er meinen Arm ergriff, um zu seiner Gondel zurückzukehren, „ich hoffe nicht so Günstiges, wie Sie, von diesem Schritt; indessen, wenn er auch nur dazu beiträgt, mich von meinem Unglück zu überzeugen, so hoffe ich doch, Fräulein von Marsan so viel Vertrauen und Achtung einzuflößen, um von ihr das Geheimniß zu erfahren, und Ihnen dadurch die verlorene Ruhe wieder geben zu sehen. Was mein eigenes Schicksal betrifft, so ist es schon gar lange her, daß ich so süßen Hoffnungen Raum gebe, und daß Prüfungen anderer Art mich an Entsagung gewöhnt

haben. — Aber was auch mein Schicksal ist, es wird nie meine Dankbarkeit gegen Sie schwächen, und ich behalte mir für immer den Namen Sohn, den Sie mir gegeben haben, vor."

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich diese Nacht höchst aufgeregt verbrachte, aber die Hoffnung hatte so wenig Theil an meinen Träumen, daß ich bei Tagesanbruch alle Vorbereitungen für meine Abreise auf den nächsten Morgen vollends in Ordnung brachte, mit der ganzen theilnahmlosen Ruhe eines Mannes, dessen Entschlüsse keinen Wechsel der Dinge zu befürchten haben. Ich begab mich endlich zu Herrn von Marsan, wo Alles festlich aussah, denn der treffliche Greis sah in diesen Abschiedsfeierlichkeiten nur die Annäherung einer glücklichen Vergebenheit, die mich auf immer an Venedig fesseln sollte, und die Versicherung seiner leichtgläubigen Zufriedenheit zeigte sich so in seinen Blicken, daß sie mich zugleich ermuthigte und verzweifeln machte. Ich suchte Diana's Augen; sie hatte ihren Ausdruck nicht geändert, und ich verstand mich auf die Zeichen der Liebe; denn ich war geliebt worden. Es ist nicht nothwendig, oft unglücklich gewesen zu sein, um in dem Herzen einer Frau lesen zu können; auch die

gewandteſte würde mich nicht getäuſcht haben über ihre geheimen Gefühle, aber Diana's unbefangene Antipathie hatte etwas Grauſameres, ſo etwas Niederdrückendes und Kaltes, daß es mir wie Blei auf der Bruſt lag. — Ich ſaß bei Tiſche neben ihr. — Ich zitterte aus mit Furcht gemiſchtem Gefühl, und ſah ſie nicht mehr an.

Zahlreiche Gäſte waren verſammelt. Die Unterhaltung drehte ſich lange, zu Venedig wie überall, um leere Neuigkeiten. — Der Cyperwein belebte ſie. —

„Was war denn das für ein neues Unternehmen," ſagte einer der Signori, „das geſtern beinahe die Ruhe der Stadt geſtört hätte? Man ſagt, die Garniſon und die Sbirren wären die ganze Nacht auf den Beinen geweſen. —"

„Wie?" entgegnete ein Anderer, „das wiſſen Sie nicht. — Ein Komplott von Abenteurern, meiſt Ausländern, welche die Franzoſen ermorden und die Regierung ändern wollten. —"

„Wahrhaftig," unterbrach ihn Herr von Marſan, „man ſollte ſie nur gewähren laſſen. — Ihre Weisheit iſt erprobt, und die Nationen können keine würdigeren Geſetzgeber wählen! Wird dieſer Rauſch der Völker noch lange dauern?"

„Glücklicher Weise," versetzte ein Dritter, „sind sie so jämmerlich, daß eine Handvoll Soldaten hinreichte, sie zu zerstreuen, und die Nachricht von ihrer Verschwörung gelangt vielleicht nicht einmal an die Guidecca."

„Aber was wollen sie denn noch, die Erbärmlichen! kann ihr gescheitertes Projekt nicht als Vorwand dienen zu einer neuen Verfolgung der Anhänger der alten französischen Dynastie?"

„Keineswegs! es handelte sich nur um Venedig und seine Republik. — Wissen Sie, wäre es ihnen gelungen, so lebten wir heute unter der huldreichen Herrschaft des Mario Cinci, Dogen von Venedig."

„Mario Cinci!" riefen alle Anwesenden. —

„Mario Cinci!" wiederholte Herr von Marsan, die Faust um den Griff des Messers geballt.

„Er ist der Abgott des Pöbels," bemerkte ein alter Herr, „und das läßt für die Zukunft befürchten . . . . ."

„Beruhigen Sie sich, im Namen des Himmels! Die Banditen waren so vorsichtig, daß man auch nicht einen Einzigen ergreifen konnte, aber man weiß aus sicheren Berichten, Mario Cinci war nicht unter ihnen; denn er wagt sich selten in jene

Gefahren, denen er diese Elenden aussetzt, deren Leben nur ein Spielzeug ohne Werth in seinen Händen ist. Er verschließt sich, während man für ihn handelt, in seiner torre maladetta am Tagliamento, zum großen Schrecken aller Reisenden, um sich ohne Zweifel mit der Verfertigung von Gift und falschem Gelde gleich seiner ganzen vatermörderischen Sippschaft zu beschäftigen. —"

„Verdammt," rief ich aufspringend aus; „das ist Alles abscheulich falsch. — Wer es Ihnen gesagt hat, ist ein schändlicher Verläumder, schuldvoller als der feile Meuchelmörder, der seine Seele und seinen Dolch an den Haß der Feigen verhandelt. — Den Plan dieser scheußlichen Wespen, von denen Sie sprechen, hat gerade Mario Ginci zerstört; seine Feinde hatten ihn gehaßt. Es hat den Soldaten keine große Mühe gekostet, die Verschworenen zu vertreiben, denn alle Welt weiß bereits, daß sie einen leeren Palast durchirrten, und da sie Franzosen sind, so versichere ich Ihnen, wor der Widerhall ihrer Tritte in den leeren Räumen nicht hinreichend, um ihnen Furcht einzujagen. Der Gouverneur von Venedig, den ich heute Morgen wegen meiner nahen Abreise besuchte, sieht in diesem ver-

gehlichen Komplott nur was es wirklich war, die elende Speculation einiger Spione, welche sich schmeichelten, Belohnungen zu erhalten, indem sie Verbrechen vorschützten, um ihre Dienste geltend zu machen. Das ist das Wahre von der Sache, meine Herren. — Was nun den Mario Cinci betrifft, so weiß ich nicht, durch welche Jugendthorheit er sich den allgemeinen Tadel zugezogen hat; aber ich gestehe, ich gebe eben so wenig auf den thörichten Haß der Menge, als auf den blinden Zorn des Schicksals, an den ich gar nicht glaube. Alles, was ich von ihm weiß, hat ihn mir als einen der edelsten Menschen gezeigt. Die ungerechte Meinung, die ihn verfolgt, erhöht ihn gerade in meinen Augen, und ich muß Ihnen sagen, meine Herren, im Begriff, auf immer Sie zu verlassen, daß man die Unterhaltung über diesen Gegenstand nicht ohne eine heftige Aufregung meiner Gefühle fortsetzen würde, was ich gern vermeiden möchte. Ich betrachte Mario Cinci's Sache als die meine, und wer hört ohne Zorn seinen abwesenden Freund lästern? — —".

„Deinen Freund?" sagte Herr von Marsan. „Kanntest du Mario?"

„Ich habe ihn nur einmal gesehen. — Seine Stimme traf nur fünf Minuten lang mein Ohr; aber ich fasse schneller Neigung zu Jemanden, und meine Gefühle täuschen mich nie, und bleiben sich immer treu. —"

„Ich habe nie diese Exaltation an dir bemerkt," fuhr er fort, indem er sich mir näherte, denn die allgemeine Unterhaltung hatte aufgehört, und die Eingeladenen zerstreuten sich Paarweise im Saale, ohne große Neigung zur Fortsetzung des Gespräches, — „und doch kann ich dir nicht zürnen," setzte Herr von Marsan hinzu, „wegen der Irrthümer eines thöricht liebenden Herzens, das unüberlegt Theil nimmt an dem Streite über Abwesende. — Die Erfahrung wird dich früh genug lehren, im Urtheil nicht zu viel auf den äußeren Schein zu geben. — Die Einbildung betrügt das Herz. Ich will deßhalb nicht weiter mit dir davon reden, obgleich mich dieser Ausbruch der Leidenschaft bei dir außerordentlich beunruhigt hat. — Wir haben wichtigere Dinge zu verhandeln und die lebhafte Theilnahme, welche Diana dir heute zeigt, scheint mir zu verkünden, daß die Gelegenheit nie günstiger, und daß meine Muthmaßungen die richtigsten waren.

Begleite sie nach ihrem Zimmer, und bedenke, daß von deinem Urtheil das meinige abhängt."

In der That hatte ich wirklich kaum bemerkt, so sehr war alle Hoffnung von mir aufgegeben worden, daß Diana, welche zugleich mit mir ihren Platz verließ, meine Hand gefaßt hatte, und ihr Haupt so meiner Schulter zuneigte, daß es dieselbe fast berührte, in so fern ich es nämlich ohne hinzublicken bemerken konnte. Ich wandte mich zu ihr, sie war bleich; ihre zitternde Hand leise drückend, führte ich sie zurück und ließ sie niedersetzen, von meiner Seite geneigter, sie zu verlassen, als sie durch eine unnütze Aufregung zu beunruhigen. — Sie hielt mich zurück, als ich mich entfernen wollte. Ich setzte mich zu ihr. — Wir schwiegen eine Weile, aber ihre Hand, die ich oft für mein Leben gern gedrückt hätte, vereinigte sich fester mit der meinen; sie war feucht und warm. — Sie zitterte vor innerer Bewegung, die ich nicht begriff; ich wußte nicht, ob Freude oder Verzweiflung die Ursache war. Das dauerte einige Minuten, lange Minuten für die unruhige Liebe. — Endlich sprach sie. —

„Maxime, wie liebe ich Sie!"

„Hüten Sie sich," rief ich aus, „die Worte,

die Sie da gesprochen haben, sind furchtbar für mich, wenn Sie die Folgen nicht voraussehen. Sie wissen vielleicht nicht, Diana, daß ich gekommen bin, um Ihre Hand zu werben, die mir Ihr Vater zugesagt hat! . . . ."

Sie erhob sich, ging auf und ab, und an mir vorüber mit untergeschlagenen Armen, mit gesenkter Stirn, wallender Brust; sie legte ihre Hände auf meine Schultern, kreuzte sie hinter meinem Halse, und sagte mit einer Stimme, die auf meiner Wange erlosch: „Armer Maxime, der Freund des Mario Cinci kannte also dessen Geheimniß nicht, als er ihn so eben vertheidigte?"

Ich antwortete nicht; ein Schleier zerriß vor meinen Augen, aber ich errieth nicht Alles. —

„Warum hätte ich sonst," fuhr sie fort, „deine Zärtlichkeit, die Zärtlichkeit eines guten und würdigen Jünglings beleidigt? Ach, das wäre schändlich gewesen, wenn man nicht liebte; aber ich liebte ihn, siehst du; er war mein Leben und meine Seele; ihm gehörte Beides auf immer, und deine Liebe, die sich zu mir verirrte, erfüllte mich mit Schmerz, weil ich sie nicht erwiedern konnte. Die Art und Weise, die ich annahm, um dich abzuschrek-

ken, mußte mich haſſenswerth machen. Ich ſchmeichelte mir damit, weil ich zu deinem Glücke von dir gehaßt werden mußte; denke dir, Maxime, wie ſchwer es mir ward; ich liebte dich vom Anfange an wie einen Bruder, und würde dir gern ein ganzes Herz gegeben haben, wenn ich deren zwei gehabt hätte. — Wirſt du mir verzeihen?“

Ich verharrte eine Zeit lang, ohne zu reden oder zu ſehen; dann blickte ich ſie an. —

Sie weinte. — Ich küßte ihre zitternden Arme, darauf ihre Wangen, ihre feuchten, weinenden Augen; und miſchte meine Thränen mit den ihrigen.

„Sie lieben Mario, Diana! — das iſt eine würdige Wahl. — Der Himmel ſei Ihnen günſtig!“

„Ich liebe, ſagſt du!....“ erwiederte ſie kräftig. — „Mein Daſein iſt vollſtändiger als du glaubſt: ich bin ſein Weib. —“

„Sein Weib! Und Ihr Vater, haben Sie an ihn gedacht? —“

Sie ſchlug die Augen nieder, als ſchämte ſie ſich, mir einen Blick in ihre Seele geſtattet zu haben.

„Mein Vater! — mein vortrefflicher Vater! — O möge Gott auf Koſten meines Lebens das

ſeinige verlängern, auf Koſten meines Glücks es verſchönern! — .... Aber als Marie vor ihm knieend ſein Herz zu erweichen ſuchte, da erwiederte er: „Lieber will ich ſie todt ſehen, als Euer Weib.“ — Er hat es geſagt. — Mein Vater wird mich todt haben, wie er es wünſchte, und Marie ſoll mich lebend fortführen. —“

„Diana, Sie werden ſinnverwirrt! Was ſagen Sie? —“

„Was ich ſage, die Zukunft wird es erklären, aber klagt nicht meinen Willen an. — Er gehört mir nicht mehr. Erhaltet mir Euer Andenken, ſtreng, wenn Ihr wollt, lieber Maxime, falls nur einige Freundſchaft Eure Strenge mildert. — Und wenn mein Leben noch Eure Theilnahme erregt, ſo fürchtet nicht, daß ich ohne Euer Mitwiſſen darüber verfüge... — Die Stunde naht, wo ich muß. — — Biſt du fertig, Anna? —“

Ihre Kammerfrau trat ein und ſetzte ſich neben ſie. —

„Mein Vater erwartet Sie, Maxime; ſagen Sie ihm, daß Sie mich zu meiner Gondel begleiten. —“

Ich brauchte nur eine Thür zu öffnen. — Er

erwartete mich mit starren vor Ungeduld brennenden Augen. — Ich fiel ihm zu Füßen.

„Im Namen von Ihrem und Diana's Glück, mein Freund, kommen Sie von Ihrem ungerechten Vorurtheil gegen den edeln Mario Cinci zurück. — Nur er kann als Gatte Diana's Leben retten....."

„Mario Cinci," rief der Greis, mich mit Härte zurückstoßend. — „Sie vermähle sich ihm und sterbe!... Eine Vatermörderin mehr in der Familie der Cinci!.... Beatrice und Diana! . . . ."

Er schritt rasch vorwärts und zog mich mit sich fort, denn meine Hände hielten seine Kniee umklammert.

Dann blieb er stehen und sagte: „Geh, Verräther!" . . . . Darauf sah er mich mitleidig an. — „Geh," sagte er mit sanfterem Tone und suchte mich aufzuheben; „geh, armes Kind; ich will nie wieder etwas hören von Allem, was ich liebte, denn der Rest meiner alten Tage bedarf der Einsamkeit und Ruhe."

Ich fand mich bei Diana wieder; ich bot ihr die Hand ohne ein Wort zu reden, und sie fragte mich nicht, denn in der Verwirrung hatte ich die

Thüre nicht geſchloſſen, ſo daß ſie durchaus Alles gehört haben mußte.

Als ich ſie bei der Gondel verließ, näherte ich ihre Hand meinen Lippen, ſie zog ſie zurück, und warf ſich in meine Arme. — Einen Augenblick nachher — und ich war allein.

Lange Zeit folgte ich Dianens Gondel vor allen andern mit den Blicken, ich erkannte ſie von weitem, weil ſie an jenem Tage gegen allen Gebrauch, mit einer Schleife von rothen Bändern, die im Winde flatterten, geſchmückt war.

Umſonſt fand ich mich den Abend bei Herrn von Marſan ein. Sein Haus blieb Jedem verſchloſſen.

Mit Sonnenaufgang, an einem trüben und kalten Tage im Januar 1809, lief das kleine Fahrzeug, das mich nach Trieſt bringen ſollte, aus den Lagunen, in die hohe unruhige See ein, die Nacht vorher war böſe geweſen. Unſer Patron rief einige Schifferbarken an, deren Führer damit beſchäftigt waren, an der Spitze einer kleinen Inſel eine geſcheiterte Gondel aufzurichten.

„Iſt Jemand verunglückt?“ rief man am Bord unſeres Schiffes. —

„Höchst wahrscheinlich," lautete die Antwort. „Wahrscheinlich sind die Leichen von der Fluth weggetrieben, weil man sie nicht im Schiff gefunden hat. Diese Gondel ohne Nummer und Namen zeichnete sich übrigens vor den andern durch diese Bänder aus.

Ich ergriff dieselben und befestigte sie an meinem Herzen. Dann vergingen mir die Sinne, und es dauerte lange, ehe ich wieder zu mir kam. —

Am folgenden Morgen war ich in Triest.

Der Tugendbund.

Was ich am meisten befürchte bei meinen unbedeutenden Schriften ist, daß man glaubt, ich wolle erfinden; dies Talent besitze ich gar nicht, und sehe das besser als irgend jemand ein, sobald ich gezwungen werde, mit der Einbildungskraft zu arbeiten. — Mit meinen Erinnerungen verhält sich das ganz anders. Sie können mehr oder weniger romanhaft aussehen, einen geringen oder stärkeren emphatischen

Ausdruck haben, in den Worten übertrieben, in der Anordnung dramatisch erscheinen, daran ist aber meine Organisation Schuld, nicht meine Aufrichtigkeit. Ich werde nicht oft genug wiederholen können, daß es dem Unglück des Künstlers zugeschrieben werden muß, der die Dinge anders sieht, als sie sind, und sie so kopirt, wie er sie sieht. — Gut geschrieben, ist nicht, wie Pope sagt, das schönste Geschenk der Natur, sondern „gut sehen" und damit habe ich mir nie geschmeichelt. Uebrigens muß man sich nicht zu sehr auf den sorglosen Leser verlassen, mag er gleich voll Gefühl und Geist sein, der vor dem Kamin euch sagt: Hier ist Wahres, Wahrscheinliches und Falsches, indem er von einer entfernten oder außerordentlichen Begebenheit spricht, die er selber in seinem fünfundzwanzigsten Jahre, mit dem Interesse und den Leidenschaften seiner Jugend, ganz anders betrachtet haben würde. Zu Anfang des Jahres 1809 waren Leute meines Gepräges nicht halb eingeschlafene Zuschauer, welche von ihrer Bank aus das Stück voll Kälte und mit blinzelnden Augen sich ansahen, bis der Vorhang fällt. Es waren, und das Unglück liegt in der Nothwendigkeit der Zeiten und der Charaktere, ent-

weder Schauspieler, ganz beschäftigt mit ihrer dramatischen Wichtigkeit, oder Komödianten, welche mit großer Geschicklichkeit die mögliche Einnahme zu berechnen wußten. Die Schauspieler, die ich liebte, sind verschwunden; die Komödianten sind da: Plaudite cives!

Nie lag mir mehr daran, diese Erklärung auszusprechen, als gerade hier zu Anfang dieses Kapitels, von dem mein armer schwarzer Pudel, der ehrliche Puck, eben so gut wie ich würde Rechenschaft ablegen können, wenn die Natur zu seinen würdigen Hundefähigkeiten ihm noch verliehen hätte, seine Gedanken auszudrücken, und besonders, wenn er nicht drei Jahre nachher auf meinem Kopfkissen, in einem kleinen Walliser Flecken, gestorben wäre. — Armer Puck, den ich zehn Jahre lang meinen letzten Freund nannte, ehe ich einen Menschen fand, der würdig war, ihn in meinem Herzen zu ersetzen. — Ich versichere Euch, der größte Beweis der gerechten Rache Gottes gegen unser thörichtes Geschlecht, ist die Kürze von eines Hundes Leben. Man muß nur lieben, wenn man alt ist, dann wird einem das Scheiden nicht so schwer. —

Aber das war es nicht, was ich sagen wollte.

Dieſe Epiſode iſt eben ſo wenig anziehend, als diejenige, welche ihr bereits kennt. Es ſind ziemlich gewöhnliche Dinge, welche die beiden äußerſten Punkte meiner Trilogie nur durch wenig ſichtbare Verhältniſſe zuſammenknüpfen; aber dieſe Letzteren ſind ſehr weſentlich, und es würde ihnen nicht an einem gewiſſen Verdienſte der Kunſt und der Kombination fehlen, wenn ſich überhaupt Kunſt und Kombination in meinen Schriften fänden. — Von meiner übermäßigen Liebe, deren Ausgang, wie ihr wißt, nicht glücklich war, wird nicht mehr die Rede darin ſein. Die Perſonen, mit denen ihr Bekanntſchaft gemacht habt, erſcheinen nicht wieder, wogegen ihr andere ſehen werdet, die ihr höchſtens dem Namen nach kennt, deren Bild aber nicht unwerth der Geſchichte, welche ihnen bis jetzt nur kurze und ungenügende Notizen zugeſtand. — In dieſe Galerie führe ich euch nie, indem ich nur das Amt eines genauen Cicerone übernehme; die ſehr unbedeutende Rolle, auf welche ich unter ihnen beſchränkt war, geſtattet mir kein anderes.

Das Einzige von Wichtigkeit in meinem erſten Berichte, an das ich euch wieder erinnern muß, iſt, daß ich veranlaßt war, zu glauben, als ich in Trieſt

ankam, Diana von Marsan sei als Opfer eines Schiffbruchs oder eines Selbstmords umgekommen. Ein, mit einem rothen Bande, gleich dem auf der Gondel zugebundenes Billet, das mir der Patron bei der Ausschiffung zustellte, riß mich jedoch aus dieser furchtbaren Angst. — Es war weder unterzeichnet, noch kannte ich Diana's Hand; aber es konnte nur von ihr herrühren. Ohne Mühe theile ich den Inhalt desselben wörtlich mit, denn man kann sich denken, daß er nie aus meinem Gedächtniß schwand. „Beunruhigen Sie sich nicht, Marime, über Gerüchte, welche zu Ihnen gelangen können. Ein Herz, das Sie mit Dankbarkeit und Freundschaft erfüllt haben, schlägt noch für Sie. — Ein Herz, zwei muß ich sagen. — Man bittet Sie, weder das Stelldichein, noch die Kirche oder das Zeichen zu vergessen, und ich fühle mich selbst sehr betheiligt bei der Erfüllung Ihres Versprechens, weil ich den aufrichtigen Wunsch hege, Sie wieder zu sehen."

Alles ward mir nun klar. — Das Stelldichein, von dem die Rede war, konnte kein anderes sein, als die Zusammenkunft mit Mario Cinci, in der Kirche zu Codroipo, in der Kapelle der heiligen Honoria. — Meine Unruhe schwand, und ich suchte

jetzt nur unter gelehrten Beschäftigungen, die mir das größte Vergnügen machten, auszuruhen von den früheren Stürmen.

Das war aber nicht leicht in Triest, wo die deutsche Partei und die Partei des Eroberers alle Gemüther und alle Unterhaltungen verunreinigten; doch waren durch einen Zufall, der wohl der Beachtung werth ist, die französischen Emigranten dort nicht verdächtig. Die einzelnen Glieder derselben, welche eine glückliche Wahl an diese reizende Gegend gefesselt hatte, naturalisirten sich dort so leicht, daß man mit jedem Tage mehr ihre Geburtsrechte vergaß, als man sie sich nützlichem und emsigem Fleiße widmen sah. Einer unserer glänzendsten Marquis hatte hier ein grosses Handelshaus gegründet, dessen Ruf sich durch ganz Europa erstreckt. — Den besten Gasthof des Landes hielt ein Domherr, der liebenswürdige und gelehrte Abbé Maurice-Trephime-Negre, und so war es fast mit allen Uebrigen. Die Meinungen hatten sich, wie die Sitten, nach der Lage und den Charakteren identificirt; aber die Verführung des Ruhms hat so große Herrschaft über unsere Nationaleitelkeit, daß Bonaparte's Partei etwas herrschte. Man muß es gesehen haben, um es zu

glauben. Also, ich wiederhole es, gab es daselbst kein ausschließliches Vorurtheil gegen die Franzosen, weil unter ihnen keine Simultaneität war. Jeder zählte die Seinen.

In meinen lichten Augenblicken gelangte ich schon zu dem Alter des Eklekticismus, dem Alter der Vernunft; aber die lichten Augenblicke waren selten in meinem jugendlich wilden Leben, und die alten Hefen der Ligue, wie Heinrich IV. zu sagen pflegte, gährten mitunter in meinem Herzen bei dem bloßen Namen Napoleons. Ich war übrigens so weit gekommen, den obscuren Antheil, welchen ich an dieser ohnmächtigen Opposition nahm, als eine Bedingung zu betrachten, die mir mein Schicksal auferlegte. — An die Möglichkeit einer Republik des Menschengeschlechts, für welche eine Handvoll geistreicher, begeisterter, aber unsinniger Schüler, eine Sprache, Institutionen und Gesetze gemacht hatten, glaubte ich nicht mehr; aber die Erinnerung selbst an ihre unnützen und unglücklichen Opfer fesselte mich an ihre Sache. Ihr Blut warf mir vor, nicht mit ihnen gestorben zu sein, wenn ich nicht fähig war, ihrem Andenken und ihren Plänen, wenigstens mit allen den Kräften, die sie an mir kannten, und

denen sie so zärtlich vertraut hatten. Wohl dachte ich oft, daß wir Unrecht gehabt hätten, aber keine Reflexion konnte mich der Pflicht, ihnen zu folgen, und wie sie zu enden, abwendig machen.

Für die wenige Zeit, die ich in Triest zu verweilen hatte, mußte ich indessen unter meinen Landsleuten, zwischen zwei streng unterschiedenen Gesellschaften wählen, welche das Volk selbst mit dem Beinamen der Rasoni und der Gobbi bezeichnet hatte. Diese beleidigenden Benennungen, welche wahrscheinlich durch hervorstechende körperliche Fehler der beiden wichtigsten Hauptpersonen auf der einen wie auf der andern Seite bestimmt worden waren, trennten unsere Reisenden, unsere Refugié's, ja selbst unsere Verbannten auf eine unbezwingliche Weise; so wahr ist es, daß gerade diejenigen Menschen, welche am meisten geschaffen sind, sich einander zu nähern, überall vortreffliche Gründe finden, sich einander zu hassen. Da ich nun Niemanden hassen wollte, so ergriff ich nicht die Mitte, sondern ging über beide Meinungen hinaus, und flüchtete mich, ohne daß man es gewahr wurde, in den einsamsten Gasthof des Judenviertels, welchen gewöhnlich nur Krämer und Bauern aus den Gebirgen

besuchten. Diese wirkliche Einsamkeit, welche ich in der Mitte einer gleichgültigen Menge fand, behagte mir sehr. Nichts ist lästiger, als die Menge, wenn man ihr unbekannt ist.

Mein erster Plan war gewesen, die hoffnungsvollen Exkursionen nach den poetischen Dörfern der Morlacken, den unvermischten Stämmen des Montenegro, den Ruinen von Salone, Epidaurus, Trazurium und Macacia von dort aus zu beginnen. Verbindlichkeiten gegen Mario gestatteten mir diese längere Reise nicht; auch breitete sich das kleine, aber glänzende Heer des Generals Marmont schon auf dem Zwischenlande aus, um unter den Befehlen dieses tapferen Führers jene berühmte Vereinigung von Bruck zu bewerkstelligen, welche eine der schönsten militärischen Operationen neuester Zeit ist, und für immer bei Wagram das Schicksal des neuen Reichs zu befestigen schien. Ich beschränkte mich also darauf, die nächsten Orte zu besuchen, die Ueberreste von Aquileja, die großen Trümmer von Pola, die Naturwunder von Zirknitz, die fantastischen Minen von Idria und jene Nominal-Antiquitäten, welche uns die Sage als Denkmal besitzen: die Ufer der Sau, wo sich noch, wie man sagt, die Eindrücke

von Kaſtor und Pollux Füßen finden, der Fels, wo Japix redete, der Cirkus des Diomedes und dergleichen mehr.

Die Tage meines Aufenthalts verbrachte ich gewöhnlich in Farnedo, einem großen Gehölz, das in Trieſt zum Spaziergang diente, ehe deſſen geiſtreicher und geſchickter Intendant, Lucien Arnault, neue, regelmäßigere und nähere Alleen, welche mir aber nie ſo ſüße Träume zurückrufen, angelegt hatte. — Der Farnedo iſt der Wald des Naturforſchers, des Dichters und des Liebenden. — Zu Anfang meines Aufenthalts war die Jahreszeit ſeiner Benuzzung nicht günſtig; gegen das Ende begann ſie aber ihn zu verſchönen. Der Frühling lieh kaum dem Farnedo ſeine erſten Reize, aber es war der Frühling des Farnedo, der ſchon im Entſtehen, Frauen, Blüthen und Schmetterlinge kriegt; dießmal führte er, damit nichts ſeinen romantiſchen Vergnügungen fehle, auch Räuber und Gefahren mit ſich. Ich weiß nicht, ob ich unter dem Schuzze unſeres Gouverneurs, unſerer Regimenter und unſerer Kanonen dort glücklicher geweſen bin.

Die Wirthstafel, an der ich mich jeden Abend bei meiner Rückkehr niederließ, bot wenig Hülfs-

quellen für die Unterhaltung dar, was mich sehr freute. Die Gäste waren gewöhnlich ehrenwerthe Leute, die von ihren Geschäften eingenommen, mich in Frieden das Glück genießen ließen, keine zu haben, und noch obendrein, um es mir ganz behaglich zu machen, sich in dem einen der funfzig Dialekte des Slavischen, oder in einer der funfzig mir noch unverständlicheren Mundarten von Friaul, Tyrol oder Baiern ihre Gedanken mittheilten. Die tägliche Erneuerung dieses Verhältnisses endete jedoch mit einer gewissen Vertraulichkeit zwischen mir und einigen Tischgenossen. Es waren sogar zwei unter ihnen, welche mit großer Eleganz Französisch sprachen, und noch mehr bewandert waren in der Technologie der physikalischen Wissenschaften, meinem Lieblingsstudium. Wir wurden bald mit einander bekannt.

Den ersteren nannte man zu Triest den Doktor Fabricius; ich werde ihn hinfüro noch mit diesem Namen bezeichnen, obwohl ich später vernommen habe, daß er anders hieß. Für sein äußeres Leben hatte er sich einen bedeutenden Ruf erworben, als Arzt, der sich jedoch auf sonderbare Theorien gründete, welche von Leuten, die behaupteten, sich darauf

zu verstehen, gewaltig bestritten wurden, woraus er sich indessen nicht viel machte.

Der Zweite war ein junger Pole, Joseph Solbioski, und nicht Solbinski, wie ihn die Biographen nennen. Er besaß alle Eigenschaften des Geistes und Herzens, welche nöthig waren, um eine weit weniger empfängliche Seele als die meinige, die sich nach Liebe sehnte, anzuziehen. Er war ungefähr in meinem Alter. Was ich liebte, liebte er auch. — Was ich wußte, wußte er besser. Ich war stärker und größer, er sanfter, klüger und schöner. Damit verbindet man sich unauflöslich. Ich glaubte ihn nicht von meinen Meinungen fern, bei einer Zuneigung ist aber eine Meinung sehr wenig.

Wir hielten uns beide in so engen Schranken hinsichtlich der politischen Ansichten, welche die Menge beschäftigten, aus Furcht, uns gegenseitig zu widersprechen, und ich gab mir meinerseits so wenig Mühe, mich noch einer Uebereinstimmung mehr in unseren Gefühlen zu versichern, daß ich mich gar nicht bemühte, darüber etwas zu erfahren, denn unsere sonstige Denkweise genügte uns zu unzertrennlicher Verbindung. — Da er seitdem einen historischen Ruf in Deutschland erhalten hat, der wahr-

ſcheinlich nicht bis zu euch gedrungen iſt, ſo werdet ihr entſchuldigen, wenn ich euch zu Anfange einer Mittheilung, wo er mich faſt gar nicht verläßt, ausführlicher mit ihm bekannt mache. Wir beginnen jedoch mit dem Andern.

Der Doktor Fabricius war ungefähr ſiebenzig Jahre alt; aber er war einer von den Siebenzigern, welche, Jünglinge an Geiſt und Phantaſie, durch ihr Feuer und ihre Lebhaftigkeit den jungen Leuten imponiren. Was am meiſten in ſeiner Phyſiognomie auffiel, war ein ſehr ſcharfer Ausdruck, der gar nichts Deutſches an ſich hatte und deſſen ſchmale, feine Umriſſe vielmehr etwas Mauriſches oder Andaluſiſches verkündeten. Seine braune, knochige Magerkeit, die das leidenſchaftliche Spiel ſeiner Muskeln faſt nackt ließ; die durchdringende Schärfe ſeiner glühenden, beweglichen Augen, deren Apfel eine Kohle, deren Blick ein Pfeil war; die Eigenthümlichkeit ſeiner noch ſchwarzen Haare, die ſich bei dem geringſten Runzeln ſeiner Stirn faſt freiwillig in die Höhe richteten; alles dies Seltſame im Aeuſſern gab ihm etwas vom Anſehn eines Adlers. Ich habe wenig Leute wortreicher gefunden; aber ſein Wortreichthum war voll gehalten, beredt, und ver-

breitete ſich nur aus Ueberfluß in Epiſoden und Figuren, ſich darin gefallend, ohne ſich zu verirren. — Ein ſo organiſirter Mann konnte den großen Gedanken faſſen, welcher damals Europa bewegte; aber er enthielt ſich mit einer gewiſſen Affektation aller Unterhaltungen, in welchen die natürliche Bewegung der Gemüther dieſe Ideen wider unſeren Willen herbei rief. Ein exaltirter Spiritualismus, eine aus den Principien Swedenborg's, St. Martins und vielleicht Weishaupt's kombinirte ſpekulative Theorie ſchien ihn vorzüglich zu beherrſchen; aber ſein großer Enthuſiasmus für die Werke A—d's und einiger anderer Schriftſteller des Tugendbundes, zeigte, daß er ein tiefes Gefühl für die Freiheit beſaß.

Der Doktor hielt ſich nur in Trieſt auf, um einige Geſchäfte mit den Verwaltern ſeiner in einem ziemlich ausgedehnten Rayon liegenden Güter zu ordnen. Man ſchrie ihn für ſehr reich aus, was ſich übrigens nicht in ſeiner beſcheidenen Lebensweiſe und der Einfachheit ſeiner Sitten offenbarte. — Es durfte alſo nicht überraſchen, wenn man ihn oft mit Reiſenden verkehren ſah, welche ſeinetwegen gekommen waren und nicht verweilten. Hätte ich ſie damals errathen, ſo würde ich Zeit genug gehabt

haben, sie zu beobachten, und im Stande gewesen sein, sie jetzt zu schildern; aber es ward bereits von mir bemerkt, daß durchaus keine politische Berührung zwischen meinen neuen Freunden und mir obwaltete. Diese Fremden folgten sich täglich. Es waren Kolbe, Marberg, die Pelopidas und Thrasybuluffe Tyrols, die braven Brüder Woodel, welche hernach am 18. September desselben Jahres zu Wesel erschossen wurden; der Sandwirth Andreas Hofer, den ich mehr beachtete, weil ich ihn oft bei dem Marquis von Chasteler, wegen der Begebenheiten von 1808, hatte nennen hören. Dieser Letztere ist aber so bekannt, daß der Eindruck, den er auf mich machte, Niemanden etwas Neues lehren würde, wiche er nicht etwas von dem ab, den meine Leser aus der Geschichte schöpfen konnten. Die Berühmtheit der Einen und der Anderen erreichte übrigens erst ihre Höhe einen Monat nach Andreas Hofer's Ankunft zu Trieft, das heißt, bei jenem denkwürdigen Siege der Bauern, mit welchem Tyrol den ruhmvollen Jahrestag des neunundzwanzigsten Februars bezeichnet.

Ich hatte wohl einige Schlüsse aus der Erscheinung des Simson von Passeyer in unserem schlechten Gasthofe zum Bären gezogen, ohne jedoch weiter

dabei zu verweilen. Es war ganz natürlich, daß Andreas Hofer, welcher, nach ſeinem Gewerbe und dem Tyroler Gebrauch, eine ziemlich ausgedehnte Geſchäftsführung beſaß, einige Angelegenheiten mit einem ſo reichen Eigenthümer, wie es der Doktor war, abzumachen hatte. Der thätige Antheil, welchen Joſeph Solbioski an ihren Verhandlungen nahm, war eben ſo leicht zu erklären, da Joſeph nächſtens, denn man erwartete die Braut, des Doktors Schwiegerſohn werden ſollte. Später ſah ich allerdings ein, daß dieſe Wendung, welche einen myſtiſchen Ausdruck in unſerem Zergo der geheimen Geſellſchaften verdeckte, mir irgend einen Doppelſinn verborgen haben konnte; aber ich bin ſo wenig neugierig, und war übrigens ſo geneigt, mich von dieſen Geheimniſſen loszumachen, daß ich nie etwas Anderes, als ihren buchſtäblichen Sinn darunter verſtand.

Es giebt keinen Mann der letzteren Zeit, mit welchem ſich die Deutſchen leidenſchaftlicher beſchäftigt haben, als mit Andreas Hofer; es giebt aber auch gewiß Keinen, der ihren Enthuſiasmus mehr verdiente; ſeine Tugend und ſeine Frömmigkeit hatten ihm den Beinamen des Heiligen von Tyrol erworben,

wie man funfzehn Jahr früher Cathelineau den Heiligen des Anjou genannt hatte, und Niemand entsprach, unter Allen, die ich gesehen, mehr als Hofer der Idee, die ich mir von Chatelineau gemacht hatte. Ich muß übrigens diesen, der Kritik wichtigen Punkt in Uebereinstimmung bringen; diese Meinung bildete sich nämlich später nach sehr leichten und flüchtigen Eindrücken, denn ich habe Hofer nur zwei Tage lang gesehen, und kein Wort mit ihm gewechselt, aus dem ganz einfachen Grunde, daß er äußerst wenig Italienisch und gar kein Französisch verstand. Der frische Eindruck seines ersten historischen Auftretens machte mich jedoch begierig, ihn zu sehen, und die Rolle, welche er kurz nachher in den deutschen Ereignissen spielte, zwang meinen Geist, sich seinen physischen und moralischen Charakter vielleicht mit eben der Lebhaftigkeit wieder zu schaffen, als hätte ich das Vorbild keinen Augenblick aus dem Gesicht verloren, so daß ich ihn eben so gut zu kennen glaube, als diejenigen, welche ihn geschildert haben; aber, da ich mich nicht hinreichend mit der ziemlich seltenen Fähigkeit begabt weiß, welche die vollständige Auffassung einer Person verlangt, so werde ich mich nicht dem Vorwurfe aus-

ſetzen, den mir meine Anmaßung zuziehen würde, wollte ich es noch einmal nach ſo vielen Anderen verſuchen, dieſe kräftige und naive Figur darzuſtellen. Ich will alſo nur höchſt beſcheidentlich, was man von ihm geſagt hat, berichtigen, nach meiner eigenen Empfindung und meiner innigſten Erinnerung.

Die Deutſchen der jetzigen Generation ſtimmen faſt alle darin überein, daß Andreas Hofer die übergewöhnliche Geſtalt eines Halbgottes hatte. — Es iſt poetiſchen Völkern eigenthümlich, ſich die Helden ſo zu denken, und Deutſchland beſitzt noch die ganze Poeſie eines Urvolkes, eben ſo wie die Größe deſſelben. — Ja! es iſt eine erhabene Nation. — Andreas Hofer war groß, ohne jedoch den gewöhnlichen Wuchs der Bergbewohner zu überragen. Nur die außerordentliche Entwickelung ſeiner Muskeln und Knochen gab ihm etwas Athletiſches. — Seine ganze phyſiſche Konſtitution war ſo ſtarken Verhältniſſen entnommen, daß ſie dadurch ungeheuer ſcheinen konnte. Er berührte damals höchſtens das Kulminationsalter der Kraft bei mäßigen, keuſchen und gut organiſirten Männern, wenn er nicht wirklich nur einige vierzig Jahre alt war; aber er ſchien älter, und das war nicht Wirkung jener Ermüdung, welche

die beständige Fortdauer leidenschaftlicher Erregtheit und geistiger Unruhen hervorbringt, denn man hat vielleicht nie ein ruhigeres Antlitz als das seinige gesehen. — Unsere historischen Wörterbücher beschreiben ihn als sehr gebückt, und legen es der Gewohnheit der Tyroler bei, schwere Lasten bergan zu tragen. Andreas Hofer, dessen Vater ziemlich wohlhabend war, und der selbst durch ehrlichen Erwerb sein Vermögen vergrößerte, hatte gewiß in seinem Leben keine anderen Lasten getragen, als er zu seinem Vergnügen für gut fand. Gebückt ist daher allem Anscheine nach ein unrichtiger Ausdruck. Sein Rücken war gewölbt wie der aller Bauern in den Alpen, und wie sie ließ auch er sein gewaltiges Haupt auf die Brust fallen. — Man hat bemerkt, daß diese Weise den Körper zu tragen, kriegerischen Stämmen und großen Helden eigenthümlich ist. — Alexander, Karl der Große, Heinrich IV., der Marschall von Sachsen, Napoleon, Pichegru hielten sich so. Cathelineau, Andreas Hofer's moralischer Doppelgänger, war gewölbt, gestaltet wie er.

Hofer hatte auch, als ich ihn sah, jenen langen Bart nicht mehr, mit dem man ihn zu schmücken pflegt, und den er sich aus Trotz hatte stehen lassen,

um doch in etwas dem Willen seines Weibes entgegen zu handeln, dessen Herrschaft über ihn sonst unumschränkt war; ein rührender und eigenthümlicher Zug, den man mit Unrecht in der Geschichte seines Lebens überging. — Wenn er sich später den Bart wieder stehen ließ, so geschah das unter dem Schutz der Felsen und Abgründe, welche ihm eine Zeit lang als Zufluchtsort dienten, bis zu dem Tage, wo er dort fortgeschleppt wurde, im Jahre 1810, um bei der Porta Cesena in Mantua, zwanzig Schritte unterhalb der Bastion, zu sterben.

Was ihn im Kriege wie in der Verwaltung auszeichnete, war ein tiefes moralisches Gefühl, das er, nach dem Ausspruche der Staatsmänner, bis zur Thorheit trieb. Es ist eine so süße Menschenliebe darin, daß er sich keinen in den Schlachten, in die er sich immer zuerst stürzte, vergossenen Tropfen Blutes vorzuwerfen hatte. Niemand sah ihn je eine Angriffswaffe schwingen. In der Welt war er ein einfaches, wohlwollendes, heiteres Geschöpf, so zärtlich wie es ein Riese sein kann, der Zwerge liebkost; ein Greis, der mit Kindern zum Kinde wird. Für die Menge war Andreas Hofer wirklich nur ein gutmüthiger Mensch, und er würde auch noch

weiter nichts als das für mich sein, wenn er nicht Andreas Hofer gewesen wäre.

Ich komme zu Joseph Solbioski, dessen Name mir, wie ich bereits erzählt habe, persönlichere Gefühle zurückruft, und den ein Monat voll inniger Verhältnisse fast zu meinem Bruder machte. Als der Sohn eines der edeln und unglücklichen Krieger, welche in den polnischen Befreiungskriegen im Jahr 1794 unter Kosciusko's Fahnen gefallen war, hatte ihn in einem Alter von zehn Jahren der Doctor Fabricius adoptirt, und diese Verbindung, wahrscheinlich auf Gleichheit der politischen Gesinnungen bei den Vätern gegründet, reicht hin, um die entschiedene Richtung, welche sein Studium, unter den Augen eines der hellsehendsten Männer Deutschlands gegeben worden, zu erklären. Solbioski wußte sich oft mit beredter Leichtigkeit in den meisten europäischen Sprachen auszudrücken, und war in einem, selbst bei den Gelehrten von Beruf, seltenen Grade, Herr der physikalischen und philosophischen Wissenschaften, welchen die Analyse und die Methode so große Erweiterungen bereitet hatten, in diesem Lande der Erfindung und Vervollkommnung, welches allein noch das Recht hat, an den fortschreitenden Gang des menschlichen

Geiſtes zu glauben. Er verdankte ſicher dieſen Reichthum des Wiſſens der glücklichen Vormundſchaft, unter welche ihn der Zufall geſtellt, und brachte den Erfolg ſeinem Adoptivater mit kindlicher Frömmigkeit dar; denn die Zärtlichkeit ſeines Gemüthes gab der Höhe ſeines Geiſtes nichts nach. Dieſe dankbare und fromme Ergebenheit enthält ohne Zweifel das Hauptgeheimniß ſeines Lebens. Seine Liebe zu einer der drei Töchter des Doktors ſollte das Uebrige thun; aber man weiß, daß ich nur durch Zufall zu dieſen Mittheilungen gelangt war. Die Zeit allein hat mich nachher unterrichtet, daß Joſeph Solbioski im Feldzuge von 1808 die Seele der großartigen Unternehmungen Hofer's geweſen war, deſſen gerader und geſunder, aber wenig entwickelter Verſtand, nicht der Vermittelung der Geſchäfte hätte genügen können, welche ſein Schickſal ihm zuführte, als er in der Folge der Begebenheiten das Oberhaupt, der Kommandant und Geſetzgeber Tyrols geworden war. Dieſe Epoche ſteht unter allen faſt einzig da, wo ein Mann aus dem Volke, ohne Erziehung und Ehrgeiz ſich wider ſeinen Willen mit der Autorität belehnt ſah, und dieſelbe benutzte, ohne ſie zu mißbrauchen. Es iſt nicht unbekannt, daß Andreas

Hofer's Verwaltung damals mit der des Sancho Pansa auf der Insel Barataria verglichen wurde, und ich zweifle an der Möglichkeit, ihr ein glänzenderes und größeres Lob zu ertheilen; denn die Völker können keinen bessern Schiedsrichter haben, als den gesunden Verstand eines natürlichen und sittlichen Menschen. — Die Reflexion lächelt ohne Zweifel bei einigen dieser durch die Verhältnisse veranlaßten Gesetze, welche ein armer Dorfwirth improvisirte, den der Krieg mitten unter feindlichen, dem Rechte entfremdeten Schaaren, mit der höchsten Gewalt bekleidete; aber Thränen der Rührung vermischten sich mit diesem Lächeln, wenn man, wie wir, seine natürlichen Proklamationen gelesen hat, die ihm die innigste Menschenliebe einflößte. Was er seinen Brüdern, seinen Kindern, welche in ihren Felsen wie wilde Thiere umstellt wurden, empfiehlt, ist Schonung des fremden Blutes, überall, wo persönliche Nothwehr nicht das Vergießen desselben nöthig macht. Darum bittet er sie bei seiner Liebe, denn er befiehlt nur im Namen derselben, und beschwört sie, ihre Waffen durch das Gebet, durch gute Werke und gute Sitten zu heiligen. Unter diesen Proklamationen findet sich eine, aus Insbruck

datirt, wo er als Sieger der Baiern, an der Spitze von zwanzigtauſend Bauern eingezogen war, in welcher dieſer Rieſe von vierzig Jahren, den die Natur hinſichtlich der Leidenſchaften, wie jeden Andern organiſirt hatte, ſich an die Frömmigkeit der Frauen wendet, ſie an die ehemalige Schaamhaftigkeit erinnert, und ſie beſchwört, Buſen und Arme nach der keuſchen Sitte ihrer Mütter zu verhüllen. Das iſt vielleicht dort ſehr lächerlich; aber es wäre erhaben, in Plutarch, wo er das Leben des Scipio, Aratus oder Philopoemen erzählt.

Ich habe bei dieſer Abſchweifung Solbioski nicht aus den Augen verloren, da er zu jener früheren Periode, der Sekretär Hofer's geweſen war. Zwiſchen dieſen beiden edlen Menſchen beſtand eine Art von Identität. Sie waren ein Leib und eine Seele . . . . . Man ſchließe darauf auf Joſeph. Bei dem erſten Anblick kündeten ſeine friſche und reine Geſichtsfarbe, ſein ſanfter Blick, ſein obwohl häufig bitteres und melancholiſches, doch immer wohlwollendes Lächeln, ſein langes, blondes und lockiges Haar, nicht den Helden ſchwieriger Zeiten an, und doch geſtattete ihm die eigene Wirkung ſeiner Augenwimpern und Augenbrannen, ſowie ſeines

braunen Schnurrbartes, mitunter sein Antlitz auf eine wirklich imponirende Weise belebend. — Es erhielt dann jenen Ausdruck der Entschlossenheit und Kühnheit, welcher einen großen Charakter andeutet; aber es bedurfte größerer Erfahrung und Scharfsichtigkeit, als ich mich deren je rühmen konnte, um in diesem Engel mit blauen Augen einen Verschwörer zu errathen.

Wir sprachen also unter uns nur von Freundschaft, Liebe, Dichtkunst, Schönheit der Natur, Reizen des Frühlings, kurz Allem, was ein junges Herz entzückt, das vom Unglück noch nicht ganz ausgedorrt wurde. — Das dauerte nicht lange. — Die Angelegenheiten des Doktors, welche sich täglich mehr zu verwickeln schienen, zwangen ihn, sich zu entfernen. Der Ankauf eines alten Schlosses in der Nähe des Tagliamento hielt ihn eine Woche lang fern, und es war noch eben so lange bis zum Verlauf der Zeit meines Stelldichein, als er wiederkam, um mit Joseph abzureisen, denn er war dies Mal von seiner Tochter begleitet, die mit ihm bei einem Freunde abstieg. — Unser Abschied war traurig und doch suchte ich ihn zu verlängern. — Ich erinnere mich dessen. — Es kostete uns Mühe, von einander

zu scheiden, obwohl Joseph gewissermaßen boshaft über die Idee einer Trennung auf immer lächelte, und wir gingen noch sehr spät mit verschlungenen Armen auf und ab, bei dem Scheine der Fackeln, welche den Platz und die Vorhalle des Theaters beleuchteten, denn es war ein Tag freudiger Trunkenheit und lärmender Lust für das Volk; der Karnevalstag, welcher lange Zeit in den venetianischen Staaten seinen Reiz behalten hat. Ich hatte kaum eine Ahnung von diesem Schauspiel, ich armer junger Mensch, den zehn Riegel zu Paris eingesperrt hielten, während der glänzenden Feste der Reichen und Glücklichen am kaiserlichen Hofe, die die Herzogin von Abrantes mit so vieler Natürlichkeit und Grazie geschildert hat. — Zu Triest mußte dieser Tag aber einen ganz eigenen Anblick gewähren, denn in Menge drängte sich der sonst in den Zimmern hockende Theil der Bevölkerung in den Kolonnaden, und das gab ein eigenes Schauspiel für sich; die Griechen, die Türken, die Albaneser in ihren bunten, pittoresken Trachten; die schönen Jüdinnen mit den durchdringenden Blicken und dem reichen Lockenschmucke, die Mädchen von Istria, fast ganz in ihre langen, weißen Schleier gehüllt, und der Bauer

von Littorale selbst, mit seinen flatternden Bändern und seinem theatralischen Anzuge, den die Jahreszeit an diesem Tage erlaubte, denn die Luft war so lau, wie an dem schönsten Maiabend. — Ich brauche es denen nicht zu erzählen, welche sich, wie ich, des Triester Karnevals von 1809 erinnern. — Es war ein Feenwesen.

Eine Frau im Domino hatte sich meiner Hand bemächtigt; daß es eine Frau war, fühlte ich an ihrer Hand. Ich wage zu behaupten, daß sie hübsch war: man merkt das so leicht. Joseph, der sich einen Augenblick mit uns unterhielt, benutzte die Gelegenheit, um sich zu entfernen, und ich war im Grunde nicht böse darüber, denn es fiel mir zu schwer, ihm das letzte Wort bei dieser letzten Unterhaltung zu sagen. Das Gespräch mit der Unbekannten zog obendrein alle Aufmerksamkeit von jeder andern Seite ab. Ein unbegreifliches Geheimniß hatte die Fremde in dem Buche meines Lebens lesen lassen. Das Ich, das sie kannte, konnte nur ihr in diesem Lande, wo ich fast Allen fremd war, bekannt sein, und mein Herz schlug mehr vor Erstaunen, als vor Furcht, indem sie mich, Abschied nehmend, bei meinem wahren Namen rief, der selbst nach

Venedig nur durch Korrespondenz mit meinen genauesten Freunden gelangt sein konnte. — Ich war überzeugt, daß Diana ihn nie gehört — wenn nicht durch .... — aber Diana war weit größer.

Sie wollte fort, ich hielt sie zurück. — Der Zauber ihrer Maske, ihrer Haltung, ihrer Stimme hatte sich in einem Nu vergrößert, durch Alles, was in Erscheinung, in einem Traume Ergreifendes und Außerordentliches liegt.

„Ich werde dir überall folgen," rief ich, „oder dich wieder zu finden wissen, wenn du mir zu entfliehen suchst."

Sie blieb stehen. — „Warum nicht?" sagte sie lächelnd, „aber das würde vielleicht etwas weit sein, und nur an einem bestimmten Tage. — Bist du geneigt, zu mir zu kommen, wo ich auch sei ... am St. Honorinatage?"

„Halt," — am St. Honorinatage ist es mir unmöglich! da ist meine Ehre im Spiel."

„So leb wohl," sagte sie, ihre Finger von den meinen losmachend, „geh, wohin dich die Ehre ruft."

„Das will ich, aber darf ich wenigstens nicht

wissen, wo ich dich an jenem Tage fände, wenn es mir erlaubt wäre, dich zu suchen?"

„Wo du mich fändest, — herzlich gern. — In der Kapelle, die meiner heiligen Patronin in der Kirche zu Codroipo geweiht ist, wenn der Priester den Segen der ersten Messe gesprochen hat."

Als ich mich von meinem Erstaunen erholte, war sie unter der Menge verschwunden; es war derselbe Ort, derselbe Tag, den mir Marie Cinci bestimmt hatte.

Einige Tage verflossen unter neuen und einsamen Spaziergängen, aber am Tage der heiligen Honorina stand ich schon lange vor dem Eingange der Kirche zu Codroipo, als endlich die Thüren sich öffneten.

Die Sonne ging eben auf; das Schiff war noch feucht und dunkel; einige Lampen, die die Nacht durchwacht hatten, zeigten nur die Kapelle der Heiligen; der Sakristan war damit beschäftigt, dieselbe zu erleuchten.

Ich war nicht frömmelnd aber fromm, und nie würde mich ein galantes Abenteuer, eine wollüstige Laune in einer Kirche der tiefen Andacht abwendig gemacht haben, die mir ein Gotteshaus immer einflößt, besonders wenn es leer ist, und die Seele sich

dort sammelt vor ihrem Schöpfer und Herrn. — Uebrigens hatte ich mir auf eine andre Weise, als man sonst in Italien zu thun geneigt ist, diese zweite Bestellung gedeutet. Ich stand unter der Herrschaft einer unendlichen Verbindung, welche Frauen zu ihren treuesten und gewandtesten Vertrauten zählte, und zu rechter Zeit einen langgewordenen oder entmuthigten Jünger durch diejenigen Täuschungen, welche sich am besten für sein Alter und seinen Charakter eigneten, wieder an sich zu ziehen vermochte. Ich muß zu meiner Ehre bemerken, daß ich keinen Augenblick daran gezweifelt hatte.

Ich trat also in die Kapelle, ohne andern Plan, als den, zu beten, und dem Himmel das Opfer meiner blinden Ergebenheit darzubringen, für, ich weiß nicht, welches Wort, das mich durch edle Gefühle an die Sache des alten Glaubens und der alten Freiheiten geknüpft hatte. Meine Augen hatten bald den engen Raum durchirrt. — Ich fand mich allein, der Sakristan war hinausgegangen, der Priester nicht gekommen, aber das Altarbild prangte schon in seinem Festschmucke; es war eine gewichtige Stunde, ein feierlicher Ort, ein schöner Anblick für einen Christen, und so oft das Unglück auf mir

leſete, oder die Einſamkeit mir ſelbſt wiedergab, fühlte ich mich ein ſo aufrichtiger Chriſt als in den Armen meiner Mutter, als ſie mich mit Stolz ſchmückte, um zum erſten Male die Wohlthat der Euchariſtie zu genießen. — Nachdem ich meine Andacht geendet, betrachtete ich das Bild; die heilige Honorina, zum Hungertode verdammt, bleich, mit fliegenden Haaren, zitternd, in einem Kerker, in ihren Zügen die Miſchung menſchlichen Schmerzes und göttlicher Ergebung offenbarend, aber flehend die Arme nach mir ausſtreckend, als verlange ſie Schutz. — Ihre Augen ſchienen zu leben, ihre Lippen ſich zu bewegen. Wie rührend und erhaben war ſie!

Was mir indeſſen noch mehr auffiel, war eine der Aehnlichkeiten, die man ſo ſehr geneigt iſt zu finden, wenn man liebt, eine ſtechende und tödtliche Aehnlichkeit in der Lage, in welcher ſie ergriffen war: das Portrait Dianens. — Glücklicher Weiſe war dieſes wunderbare Bild nur das Meiſterwerk des Pordenone.

Mich fror; ich litt von dieſer Erſchütterung lebhaft, wie die Wirklichkeit. Ich ſtand auf und ging ohne Zweck in der Kapelle und in der Kirche umher,

wo die Strahlen der Sonne begannen durch die Fenster zu dringen und an den Wänden zu zittern. Niemand regte sich, weder drinnen noch draußen. — Das Einzige, was das Schweigen der Wölbung störte, war das Geräusch meiner Schritte, die auf den Steinen wiederhallten. Ich suchte die Thür zu gewinnen, und stützte mich kösselnd auf einen Taufstein, der am Eingange stand. Da war mir, als hörte ich Seufzer; ich lauschte und hörte sie wirklich, ohne zu wissen, ob sie aus der Kapelle oder dem Vorhofe kamen; aber nach einem Augenblick glaubte ich, es sei die Heilige, die vor Schmerz und Hunger weine. — Ungeduldig, den Zauber zu lösen, der mich verwirrte, sprang ich mit einem Satz die Stufen hinab. Das Weinen und Wimmern verfolgte mich auf der Straße, welche schon gänzlich von der Sonne beleuchtet war; ich kehrte nach dem Portal zurück, wohin mein treuer Puck, den ein mehr als menschliches Gefühl des Mitleids überall hinlockte, wo er Klagetöne hörte, mir vorausgeeilt war. — Ich habe Euch von Puck erzählt.

Da erblickte ich ein kleines Mädchen von dreizehn bis vierzehn Jahren; frisch und hübsch wie eine Rose; ihre Augen hatten einen unvergleichlichen

Zauber, wenn sie nicht von Thränen getrübt waren. Sie saß auf der großen Treppe, neben der Thür, das Kinn auf die Hand, den Ellenbogen auf das Knie gestützt; mit ihrem blonden Haar spielte der Wind. Das arme Kind schluchzte bitterlich, einen kleinen vor ihr stehenden flachen Korb anschauend, den ein leinenes Tuch weißer als der Schnee bedeckte. „Arme Onorina," sagte sie.

Bei dem Geräusch, das mein Hund machte, als er auf sie zusprang, änderte sie ihre Stellung und den Blick auf mich gewandt, rief sie plötzlich: „Herr, kaufen Sie meine schönen Bandnudeln, geben Sie mir das Handgeld."

Ich stieg einige Stufen hinauf, und setzte mich etwas unter ihr hin. —

„Warum weinst du denn, liebe Kleine? Dein Korb ist ja voll und ihm scheint nichts Böses widerfahren zu sein."

„Kaufen Sie meine schönen Bandnudeln, mein Herr. Sie finden sie nicht schöner in Venedig."

Sie trocknete sich die Augen mit den niedlichen Fingerspitzen, um einladender auszusehen.

„Ich fragte dich um die Ursache deiner Betrüb-

niß, mein Kind, und was dich trösten könnte? Antworte mir mit Vertrauen."

„Ach, ich bin sehr betrübt, mein Herr. — Kaufen Sie doch meine schönen Bandnudeln. — Heute, müssen Sie wissen, ist das Fest der heiligen Honorina, meiner Patronin, und alle jungen Mädchen aus Codreipo, in ihren schönsten Festlichkeiten, begleiten ihre Reliquien bei der Prozession, — ein prächtiger Reliquienschrein, mit langen Bändern geschmückt, und jede hält ein Band, das zu ihrem Schmucke paßt. — Ach, das ist prächtig anzusehen. Kaufen Sie doch meine schönen Bandnudeln, mein Herr — dann sind vier Mädchen da, welche je zwei und zwei große Körbe tragen, die bis an den Rand mit Veilchen und Primeln und allen möglichen Blumen der Jahreszeit gefüllt sind. — Von Zeit zu Zeit bleiben sie stehen und werfen eine Handvoll auf den Reliquienschrein der heiligen Honorina. — Das sind die hübschesten und vernünftigsten, und die, nach denen am Meisten gesehen wird. Ich war vorigs Jahr eine von den Vieren, und habe nur an diesem Tage mein schönes Kleid mit den großen Bouquets angezogen. — Kaufen Sie meine Bandnudeln, Herr."

„Aber die Ceremonie wird beginnen, Onorina! Warum ziehst du denn heute nicht dein schönes Kleid an?“

„Warum, Herr, warum? das macht mich ja eben weinen. — Mein Vater hat sich wieder verheirathet, und meine Stiefmutter sagte heute morgen zu mir, als ich um mein Kleid bat: „das wäre hübsch, kleine Unverschämte, wenn du dich schmücken wolltest, wie der Reliquienkasten der heiligen Honorina, ehe du dein Tagwerk vollbracht hast. Du bekommst dein Kleid, wenn du deine Bandnudeln vor der Prozessionszeit verkauft hast.“ — Kaufen Sie mir meine Bandnudeln ab, Herr.“

Sie fing von Neuem an zu weinen. —

„Beruhige dich, mein Kind, es giebt für Alles Mittel, und du hast noch Zeit genug, deinen Platz vom vorigen Jahre wieder einzunehmen, bei einem der großen Körbe. — Ich stehe dir dafür, du sollst dabei sein.“

„Ach,“ erwiederte sie, zu den Zeiten des Signor Mario Cinci hätte ich mich nicht darum zu quälen nöthig gehabt. Er kam jeden Monat nach Codreipo, um Vorräthe für sein Haus und seine Armen einzukaufen; vor acht Wochen kam er sogar zwei

Mal wöchentlich, und nahm mir alle meine Nudeln ab. Er ging auch nie wieder fort, ohne daß er mir einen Ring, eine Nadel, oder sonst eine Kleinigkeit schenkte, und mich dabei streichelte und sagte: „Führe dich artig auf, Kleine, und du wirst noch ein Mal eine gute Heirath machen, denn du bist wirklich eben so niedlich, wie deine arme Mutter."

„Nun, liebe Kleine, da hast du ja doppelt Ursache, dich zu trösten und zu freuen, denn Mario Cinci wird heute kommen."

„Wie kann der kommen," rief sie, „da er todt ist!"

„Mario todt!"

„Sie kennen ihn und wissen das nicht. — Vor vierzehn Tagen war er hier, da wo Sie jetzt stehen, und gegen seine Gewohnheit hatte er die Nacht bei seinem Freunde, dem reichen Doctor Fabricius, zugebracht, um am Morgen seine Andacht zu verrichten. — Ich verkaufte ihm meinen ganzen Vorrath. — Kaufen Sie mir meine Nudeln ab, lieber Herr."

„Ich kaufe sie. — Aber fahre fort, Kleine, ich bitte dich, dann will ich dich auch nicht länger aufhalten."

Ihre Augen strahlten vor Lust. — Der Kontrast,

den ihre Erzählung mit ihrer Freude machte, das neue Kleid anziehen zu dürfen, beklemmte mir das Herz. Ich legte ihr eine Zechine auf den Korb, und hörte ihr zu, ohne sie anzublicken.

„Sie geben mir zu viel, lieber Herr, und ich kann nicht wechseln."

„Ich gebe dir zu wenig, Onorina, aber erzähle nur weiter."

„Die Nacht war sehr stürmisch gewesen, aber Nichts vermochte den Signor Mario aufzuhalten, wenn er sich ein Mal etwas in den Kopf gesetzt hatte. — „Ich muß über den Strom trotz allem Wetter," sagte er zum Doktor, „ich habe meine Gründe; übrigens komme ich bald wieder, und im Fall irgend einer Abhaltung, gestatten Euch die Nachrichten, die ich Euch gab, mich zu entbehren." — Ach, er kam nicht wieder, und wird nicht wieder kommen."

„So sage mir wenigstens, Onorinä, wie das Unglück sich zugetragen hat."

„Ich will Ihnen erzählen, lieber Herr, was ich selbst gehört habe. — Alle Tage waren so heiter gewesen, bis zu diesem Unwetter; der ganze Karneval war herrlich; der Schnee schmolz auf den Ber-

gen; die Flüsse schwollen an, so daß der Tagliamento, noch vergrößert durch den Regen, breit war und hohl ging, wie ein Golf. — Der Schiffer wollte nicht übersetzen, aber Signor Mario setzte sich an das Ruder mit seinem Albanesen, ich weiß nicht, ob Sie ihn kennen, und sie fuhren lange, weit, sehr weit ohne Unglück; aber kaum waren sie mitten im Strom, an der gefährlichsten Stelle, als die Wellen sich plötzlich wie Berge thürmten, und das Boot umschlungen. Signor Mario, der wie ein Fisch schwamm, machte sich nichts daraus, aber der Albanese, der ein alter Mann, nahe an die Vierzig war, kämpfte vergebens gegen den Strom. Die Leute, die vom rechten Ufer aus zusahen, sagen, es wäre fürchterlich gewesen, denn der Signor Mario wäre kaum einige Klaftern weit geschwommen, als er sich auch schon gezwungen sah, umzukehren und seinen Bedienten zu ergreifen, um ihn mit sich zu ziehen, denn er war so gut und muthig, der brave Herr, daß er hundert Mal sein Leben gewagt hätte, um einen armen Bauern zu retten. — Das dauerte wohl eine Stunde, und alle Barken hatten sich so viel wie möglich dem Strome genähert, um ihnen helfen zu können. Da sah man deutlich, daß der

Albaneſe ſich von ſeinem Herrn losriß und ſich in die Tiefe ſtürzte, um allein zu ſterben. Der edle Mario hätte wohl das Ufer erreichen können, wenn er gewollt hätte, aber er tauchte immer wieder unter nach dem Albaneſen, der hartnäckig ertrinken wollte, indem er ihm immer etwas zurief, was er nicht verſtand. Er brachte ihn wieder auf die Oberfläche, ſank mit ihm unter, kam wieder in die Höhe — und endlich ſah man keinen von Beiden mehr, auch ihre Leichname hat man nicht gefunden. — Man erzählt im Lande, daß der Prophet von Ravenna oder ein Anderer es geweiſſagt habe."

Ich ſenkte das Haupt und ſprach nicht, und hatte keinen Gedanken. Onorina zupfte mich leiſe am Rockſchooß: „Da ſchlägt die Stunde zur Proceſſion," ſagte ſie. — „Kaufen Sie doch meine Nudeln, Sie finden ſie in ganz Venedig nicht beſſer."

„Biſt du noch da, Kleine, und habe ich dich nicht bezahlt? Geh hin und zieh dein ſchönes Kleid an, damit man dir nicht deinen Platz nimmt."

„Nun," ſagte ſie, „ſo nehmen Sie die Nudeln, Herr; denn, komme ich zur Stiefmutter zurück mit

dem vollen Korbe und dem Gelde, so glaubt sie, ich habe es durch irgend eine Sünde verdient."

„Was soll ich mit deinen Nudeln machen," sagte ich wider Willen lachend zu ihr, „ich kann sie nicht brauchen."

Sie hatte mir aber schon die weite Tasche meines Oberrocks damit angefüllt, und erwiederte nun: „Aber die Armen und Hungrigen! — Die heilige Honorina starb aus Mangel an solchen Nudeln."

Dieser Gedanke durchzuckte mich, Perdenona's Bild stand deutlich wieder vor meinen Augen. — Ich empfand ein unbezwingliches Verlangen, es noch ein Mal zu schauen und stand auf, — Onorina war fort.

Die erste Messe war bereits ziemlich vorgerückt; ich knieete im Hintergrunde der Kapelle nieder. Nachdem ich mich einen Augenblick gesammelt hatte, ließ ich meine Blicke umherschweifen, die meisten Anwesenden waren arme Leute, welche die Fürbitte der Heiligen anriefen, ehe sie ihr tägliches Werk begannen; würdige, fleißige Menschen, welche arbeiten, glauben, beten und lieben, und denen der Himmel sicher ist, nach meinem Herzen, wie nach dem Evangelium. Ein einziges Frauenzimmer, das sich

durch seine Andacht und Demuth mit der Menge vermischte, zeichnete sich durch elegantere Tracht von ihr aus. Es ging bei mir vorüber, als der Gottesdienst geendet war, und nachlässig einen Zipfel des Schleiers aufhebend, blieb es vor der Thüre stehen, nachdem es in jeden der Almosenstöcke Geld geworfen hatte.

„Honorina," sagte ich mit leiser Stimme, mich ihr nähernd, um sie zu begleiten, wie es die italienische Höflichkeit gestattet.

„Honorina Fabricius," erwiederte sie heiter, als wir in den Vorhof getreten waren, „und um mich besser der zärtlichen Theilnahme zu empfehlen, welche Sie für alle Frauen hegen, die Braut Ihres Freundes Solbioski. Sie mögen rathen, welche Geschäfte ihn heute Morgen in der Umgegend von Codroipo festhalten, aber er erwartet Sie morgen früh bei den Schiffen am Tagliamento, eine Stunde vor Tagesanbruch, und dies sonderbare Zeichen, das er mir aufgetragen hat, Ihnen zu übergeben, wird Ihnen nach seiner Meinung über die Rechtmäßigkeit meiner Sendung keinen Zweifel gestatten."

Dieses Zeichen war kein anderes, als das Bruchstück von der mystischen Haselruthe, welche Mario

in der Vendita zerbrochen hatte. — Wie an Diana's Briefe, war ein karmoisinrothes Band befestigt.

Mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung betheuerte ich, mich pünktlich einzustellen, und Honorina verschwand ohne Mühe unter der Menge, welche die Stufen bedeckte, und die Straßen füllte, denn die Procession kam in ihrer ganzen Pracht, um die Reliquien zu holen. Ich suchte die kleine Onorina bei den Blumenkörben; sie war schon da, prächtig geschmückt, in ihrem bunten Kleide, und so geschäftig, das glückliche Kind, daß es mich gar nicht wunderte, von ihr keines Blickes gewürdigt zu werden; sie hatte an ganz andere Dinge zu denken . . . . . ."

Ich war in der folgenden Nacht noch nicht an meinem Bestimmungsort angelangt, als eine bekannte Stimme im Dunkeln mich bei'm Namen nannte. Ich blieb augenblicklich stehen und umarmte Solbloski.

„Du wirst heute Niemanden von des Doktors Familie sehen," sagte er zu mir; „sie ist gestern nach St. Veit abgereist, an dem Ufer, wo wir landen, und Fabricius allein wird morgen zu uns kommen nach dem Schlosse unsers unglücklichen Freundes Mario, dessen Schicksal dir nicht unbekannt geblieben sein kann. Er glaubte diese Ruinen kau-

ſen zu müſſen, in denen der Aufenthalt, wie man ſagt, für Frauen zu düſter ſein würde. Schreib alſo unſere Trennung nicht der Eiferſucht zu, obgleich du mir einige Urſache dazu allerdings gegeben haſt. In wenigen Tagen wird meine Honorina von dir einen Bruderkuß empfangen, und dein bewegliches Herz verſpricht mir, daß du leicht eine unter der Maske gepflegte Liebe vergeſſen wirſt."

Ich wollte mich rechtfertigen. — Er umarmte mich lachend von Neuem. „Höre lieber wichtigere Erklärungen," ſagte er, und begann damit, mir zu verzeihen, daß ich dir in unſeren Unterhaltungen nicht meine ganze Seele öffnete. Durch mein unglückliches Schickſal jenen Meern hingegeben, welche das Deine faſt unerſetzlich zerſtörten, ſah ich mit Vergnügen, wie du dich von ihnen abwandteſt, und dich Studien widmeteſt, zu denen die Erinnerungen deiner Erziehung und deine eigne Meinung dich zogen. Mein Vater erfuhr indeſſen von Mario, daß du durch einen Eid an ihn geknüpft ſeieſt, er erfuhr es bei einer feierlichen Gelegenheit. Es war am Vorabend der traurigen Begebenheit, welche der Freiheit ihr italieniſches Schwert raubte. Dieſes letzte Unglück würde uns gänzlich abgehalten haben,

dich in unsere Gefahren und Mühen zu verwickeln, wenn einige dem Mario entschlüpfte Worte uns nicht geneigt machten, zu glauben die torre maladetta enthielte Geheimnisse, die nur dir bekannt sind. — Die Signale, welche er dir sandte, die zerbrochene Haselruthe, das Band, die Farben, dieß Alles ist ein Geheimniß, das uns verborgen bleibt, wenn du es uns nicht enthüllst, und das vielleicht das Leben vieler unserer Brüder in Gefahr bringen kann, wenn die Nachsuchungen, mit denen wir uns beschäftigen wollen, nur durch den Zufall Licht bekämen. — Dieser Umstand hat den Dokter bestimmt, sich den Besitz des alten Schlosses der Cinci zu sichern, wo du nur so lange bleiben sollst, als nöthig ist, um unsere Nachforschungen zu leiten, im Falle du nämlich nicht abgeneigt bist, mir dahin zu folgen."

„Ich folge dir in die Hölle, wenn es sein muß," erwiederte ich; „aber das Geheimniß ist mir eben so unzugänglich, wie dir. — Mario hat es mit sich in jene Welt genommen. — Ich muß, wie du, mich auf's Rathen legen. — Vorher aber will ich dir Alles erzählen, was ich weiß."

Ich theilte ihm nun alles mir Bekannte mit.

„Ich habe davon reden hören," sagte Soldioski

nach kurzer Ueberlegung. „Eine Entführung. — Seit zehen Jahren iſt kein Weib in Venedig entführt worden, daß man es nicht in der torre maladetta geſucht hätte. Mario verdankte dieſen Tribut ſeinem romanesken, und nach meiner Meinung etwas fantaſtiſchen Rufe. Man hat Diana, die nicht dort war, dort geſucht, und dieſe Gelegenheit benutzt, um die verſteckteſten Winkel eines unſeren Feinden mit Recht verdächtigen Zufluchtsortes zu durchſpähen. Es giebt jetzt nicht zwei Meinungen über dieß traurige Ereigniß. — Die Erinnerung ſelbſt an Diana's Farben bei Mario's letzter Botſchaft beweiſt nichts. Es iſt nur ein Ruf mehr an dein Andenken. Fräulein von Marſan kam wirklich um, am Tage ihrer Abreiſe von Venedig, nachdem ſie das Billet geſchrieben, das du von ihr zu Trieſt erhielteſt, und ich bin überzeugt, daß ihr Vater den traurigen Beweis bekommen hat, da er ſie nur um ſo wenige Tage überlebte."

„Ihr Vater auch!" rief ich aus. „Diana's Vater, Herr von Marſan wäre todt!"

„Was machſt du denn?" erwiederte Solbioski, mich umſchlingend. „Alles rund um uns muß ſterben, und die Greiſe vor uns, wenn wir der Zeit

nicht einen edlen Tod entwenden. Kehre nach Codreipo zurück, mein Bruder, oder komm mit mir nach torre maladetta, und glaube, daß wir sehr unglücklich sein werden, wenn der alte Bau heute Abend noch ein Geheimniß hat. Es giebt vielleicht deren, welche das Schicksal unserer Freunde und des Menschengeschlechts betreffen."

Statt aller Antwort sprang ich in das Boot, denn während des Gesprächs hatten wir das sandige und abschüssige Ufer, welches die Dämmerung schon bleichte, erreicht.

„Muth!" rief der Schiffer, „das Fahrwasser wird hoch sein heute Abend, und Signor Mario wäre nicht gestorben, wenn er sich, wie diese Herren, vor der Stunde, wo die Sonne das Eis schmilzt, hinüber begeben hätte. — Das ist eine gefährliche Jahreszeit für einen armen Reisenden. — Aber er machte sich nichts daraus, er, der den Teufel am Kragen gepackt hätte, wenn der Gott sei bei uns es hätte wagen wollen, ihn zu stellen, — der nahm sich aber wohl in Acht und legte ihm eine Schlinge, in der er ihn fing, zum Unglück der Armen im Lande. — Seht, wie reißend der Strom schon ist. — Diese

großen Sprudel sind ein schlechtes Wahrzeichen für heute Abend. Vorwärts, Schiffer, vorwärts!"

Er hob an zu singen. Die Wellen rollten wirklich schon schäumend um das Ruder. — Die Wolken zertheilten sich mehr und mehr, und als wir aus dem Strome waren und in das stehende Wasser stachen, spiegelten sich die Sonnenstrahlen schon heiter schillernd in den Fluthen. Einige Seevögel, die zur Zeit des hohen Wassers bis dahin fliegen, streiften sie mit den Flügeln, und der Landungsplatz breitete sich traurig, finster und tief vor uns aus, unter dem horizontalen Lichte, das nach und nach das Ufer erreichte. Solbioski, von Nachtwachen ermüdet, war, sich an mich lehnend, eingeschlummert, und ich betrachtete allein dies Schauspiel, als ein neues Ereigniß es änderte, die Barke drehte sich plötzlich nach einem Punkte zu, den ich noch nicht bemerkt hatte. — Der Horizont war dort durch einen gewaltigen würfelförmigen Fels abgeschlossen, von dessen Gipfel ein sehr hoher Thurm emporragte, aber die zertrümmerte Zinne des Letztern neigte das Haupt, wie ein tödtlich verwundeter Riese. Die weiten Mauern, die ihn ehemals gestützt hatten, durch Zeit, Blitz und Kanonenschüsse zerstört, ver-

banden sich nur noch durch wenige Steine mit seinen ungleichen Schultern, und streckten sich nach beiden Seiten aus, wie ermüdete Arme, welche ihre gewaltigen Hände auf den Winkeln des Herzens ausruhen lassen. Was mir am Meisten auffiel, war ein runder Balkon, die einzige Spur einer Platform, welcher über dem Abgrunde schwebte, und diesem Sitz des Schreckens in den Tagen des Friedens und der Freude schien angepaßt worden zu sein. Ich war nahe genug, um diese Einzelnheiten deutlich zu erkennen, und zu begreifen, daß ein solcher Bau und seine Basis bei jedem Aufschwellen des Tagliamento von der ganzen Welt isoliren müßten. Wir landeten nun und hatten kaum sechzig Schritte zu machen, um die in den Fels gehauenen Stufen, welche zum Schlosse führten, zu erreichen. Der Schiffer steuerte rasch zurück, nachdem wir ihn verlassen hatten.

Der Boden bestand aus ungeheuren Kieseln, rund oder oval, welche schon seit Jahrhunderten unter der Einwirkung der Luft und des Wassers sich dunkel färbten, an denen aber hier und da sich Flecken von ekelhaften, blutfarbigen Flechten zeigten. — Der Fuß haftet mühsam dort, denn es giebt keinen

gebahnten Weg, und die Furcht vor den oft plötzlichen Einbrüchen des Tagliamento in diesem langen Engpaß zwischen dem Gebirge und dem Fluß, hält weniger, als alte grausenhafte Sagen die am Ufer wohnenden Bauern fern. — Solbioski's Diener mit unserm wenigen Gepäck belastet, schritt nur mit Furcht vorwärts. Puck sprang nicht wie gewöhnlich voraus, sondern folgte nur heulend.

Solbioski's Schweigen ließ mich glauben, daß er den Schlaf, der sich seiner an diesem Morgen, in Folge langer beschwerlicher Anstrengungen bemächtigt hatte, noch nicht ganz abgeschüttelt habe.

„Wohin gehen wir, Freund?“ sagte ich, seinen Arm fassend, um uns gegenseitig zu stützen.

„Fragst du mich,“ sagte er, einen matten Blick auf mich werfend, denn er theilte meine Empfindungen. — „Wir gehen zur torre maladetta; und das ist hier. —“

Die Torre Maladetta, oder die Hungersnoth.

Seitdem der Doktor die Torre Maladetta zu seinem Eigenthum gemacht, hatte einer von seinen Verwaltern, den ich zu Trieſt geſehen, dieſelbe inne. Es war ein Mann, klein an Wuchs und Verſtand, hinkend mit dem rechten Bein wie mit dem Urtheil, ein gewaltiger Ultra in ſeinen politiſchen Meinungen, (was Dummköpfen eigenthümlich zu ſein pflegt), äußerſt kleinlich bei der Ausführung, aber weit durchtriebener in allen Angelegenheiten, wo es auf das Intereſſe ankam, als man es eigentlich von ſeinen geiſtigen Fähigkeiten hätte erwarten ſollen. Ich werde weiter nicht davon zu reden haben, und es reicht hin zu wiſſen, daß er Bartolotti hieß.

Bei unſerer Ankunft war er nicht im Schloß; die Furcht hatte ihn ſeit drei Tagen daraus vertrieben.

„Die Furcht, Signora Barbarina?“ — ſagte Solbioski zu der alten, durch nichts zu vertreibenden Schloßvögtin, als er dieſe Nachricht von ihr erhielt; „und welche Furcht kann man denn in der Torre Maladetta noch ſonſt haben, als höchſtens die, eines

Tages durch ihren Einsturz zerschmettert zu werden. Der Thurm hat aber schon so viele Generationen überlebt, deren Häupter er immer bedrohte, daß er wenigstens noch eben so lange als wir sich aufrecht halten wird."

„Das ist's nicht ganz," sagte die Alte, nachdem sie uns in dem großen Sprachzimmer des Erdgeschosses zum Sitzen genöthigt hatte; „es lassen sich noch ganz andere Dinge von diesem edeln Gebäu erzählen, an das ich seit meiner Kindheit gewöhnt bin; denn meine Vorfahren haben hier immer gelebt; der Erste von ihnen ist mit dem ersten Cinci hergekommen. Jetzt bin ich allein hier geblieben, gebrechlich und vorn übergebeugt wie der Thurm, ohne Jemand hier zu lassen, der ein Leichentuch über mich breitete. — Der Tagliamento wird uns aufnehmen, den Thurm, wie mich, und dann wird Alles vorbei sein. Der Himmel schenke Allen, die wie wir ein gutes Gewissen haben, seinen Frieden. Aber ich erinnere mich nicht mehr, was ich Euch eben gesagt habe. — Ach! ich habe viel erlebt in der Torre Maladetta, wenn auch nicht in dieser letzten Zeit, wo ich alt und gebrechlich geworden bin und kaum noch die Kraft behalte, mich vom Sprachzimmer

nach der Pforte und zurück zu ſchleppen; ſo ſehr drücken die Jahre und der Aerger mich nieder. Seit einiger Zeit galt ich nichts mehr auf dem Schloß; der Albaneſe des gnädigen Herrn trat immer zuerſt ein, nahm mir rauh die Schlüſſel, denn er war verwegen und befehlshaberiſch wie ſein Herr, und indem er mich mit der Hand ſtützte, um meinen Gang zu beſchleunigen, ſperrte er mich hier hinter doppeltem Schloß ein, mir mit ſeiner groben Stimme zurufend: „Gute Nacht, Barbarina, die Weiber in deinem Alter ſind nur noch zum Schlafen gut.“ — Ich frage Sie, meine Herren, ob es recht ſei, eine alte treue, aus ächtem römiſchem Blut entſproſſene Dienerin, die an unſerer Wiege gewacht hat und uns oft auf ihren Armen auf die Zinne trug, damit wir den Sternen näher wären, ſo zu behandeln? — Denn dieſe Idee beunruhigte immer den gnädigen Herrn, als er noch klein war, und ſeine Mutter, die arme kranke Signora, rief mir zu: „Barbarina, warum trägſt du den Mario nicht auf die Zinne, um die Sterne zu ſehen? Du willſt ihn vor Krämpfen oder vor Zorn ſterben laſſen.“ Dann wickelte ich ihn in ſein Betttuch, oder bedeckte ihn mit meiner Kappe oder dem Mantel ſeines Vaters und ſtieg mit

ihm auf den Thurm, den man schon seit länger als zwanzig Jahren nicht mehr besteigt. Das war eine Lust, wenn er die Sterne sah. Er sprach noch nicht, aber er hatte einen Ton für jeden. — Ach, jetzt sieht er sie nicht mehr von der Erde aus, mein armes unglückliches Kind!"

„Sehr wahr, Barbarina, aber es führt uns vom Wege ab. — Wir glaubten anfangs, du hättest Ursache, dich über Mario zu beklagen."

„Mich über meinen gnädigen Herrn zu beklagen! Großer Gott, hab' ich das gesagt! — Wenn er auch traurig und wild geworden ist, so ist das nicht seine Schuld. Aber er erzählte mir seinen Verdruß nicht mehr, wie er zu thun pflegte, als er noch jung war. Er hatte nur Zutrauen zu seinem Albanesen. Wenn ich es ihm vorwarf, so blieb er vor mir stehen und kreuzte lachend die Arme; mir machte es Vergnügen, ihn lachen zu sehen. — „Bravo, bravo, Barbarina," sagte er dann, „ich werde nichts unternehmen, ohne dich um Rath zu fragen, aber unter der Bedingung, daß du dir nichts versagst, hier als die Schloßfrau lebst, und bei Zeiten zu Bett gehst. Einschließen muß ich dich zu deiner und meiner Sicherheit." Dann küßte er mir lachend

die Stirn, und faßte mich unter beide Arme, um mich in meinen Lehnstuhl zu ſetzen."

„Aber, Barbarina, ſo laß uns endlich zum Ziel kommen; was hat denn dem Herrn Bartolotti ſolche Furcht eingejagt?"

„Was?" erwiederte ſie, „es iſt nicht ohne Grund, wenn man nicht daran gewöhnt iſt. — Mich kümmert es gar nicht. — Aber das dumpfe Geräuſch, das man unter den Gewölben hört, als ſollten ſie eingeſtürzt werden; das Jammergeſchrei, das von allen Seiten aus den Steinen dringt, bald hier, bald da, die beiden Damen, welche als Zeichen der Trauer, rothe und weiße Schärpen auf dem Boden der alten Platform flattern laſſen, unter Wehrufen, die einem das Herz zermalmen; der Name der Signora Lucia und der Signora Beatrice Cinci iſt Ihnen doch nicht unbekannt, meine Herren?"

„O nein, wir kennen ihre Geſchichte, aber ſie ſind ſchon ſeit zweihundert Jahren todt."

„Ja wohl, und gerade darum kommen ſie dahin, wo Lebende nicht hin können; denn keinem Lebendigen würde es jetzt gelingen, weder von außen noch von innen den Balcon der Platform zu erreichen, wenn er nicht Flügel hätte. — Ich habe ſie in mei-

nem langen Leben schon zwei Mal gehört, als Felippino Cinci, der Großvater des Mario, mit Dolchstichen auf dem Markusplatze getödtet wurde, und dann, als man seinem Vater Andreas von Gerichts wegen den Kopf abschlug vor dem Arsenal; aber nie war ihr Stöhnen schmerzlicher, versichert man, als bei dem Tode meines edlen Herrn, des würdigen Mario, und das ist auch ganz natürlich, denn er war der Letzte seines Geschlechts. — Endlich, Gott sei gelobt, daß er seinen Zorn erschöpft hat; von nun an werden diese armen Seelen nichts mehr zu bejammern haben."

„Genug," sagte ich zu Barbarina; „wir wissen jetzt, meine liebe Frau, was wir wissen wollten. — Eins dieser Kinder, die uns herbrachten, soll den Herrn Bartolotti aus dem nächsten Dorfe, wohin er sich flüchtete, holen. Dein Bedienter," setzte ich hinzu, mich zu Solbiosti wendend, „wird für unsere Betten sorgen, wenn es möglich ist, in dem Zimmer, das die gute Frau ihm anweisen wird, und sich vor dem gänzlichen Uebertreten des Tagliamento mit hinreichendem Mundvorrathe versehen. Wir aber wollen, falls du meiner Ansicht bist, das Tageslicht benutzen, um Alles zu untersuchen und zu besichtigen;

entweder ich irre mich gewaltig oder es verlohnt ſich der Mühe.“

Die Eintheilung des Inneren bot nichts Bemerkenswerthes dar. — Alte Wände, alte Getäfel, wankende Mobilien, zerlumpte Tapeten, kurz das ganze zertrümmerte Weſen eines alten Hauſes, das aus Mangel an Fürſorge oder Geld allmählig verfällt; auch nicht ein Ort, um ein Verbrechen oder eine gute Handlung zu verbergen. Puck, der mit mehr Geſchicklichkeit als ich, die Winkel durchſtöberte, legte ſich gähnend zur Ruhe.

Als dieſe nutzloſe Unterſuchung vorüber war, ſtiegen wir wieder auf den Felſen hinunter.

„Jetzt geh du rings herum, ſagte ich zu Solbioski, um die zugänglichſten Stellen auszukundſchaften, denn wenn dieſe Schreckniſſe, ſich auf etwas Wirkliches gründen, ſo müſſen die geheimnißvollen Urheber derſelben von außen kommen. Während dieſer Zeit will ich ſorgfältig dieſe Mauern unterſuchen und mich überzeugen, ob man hindurch könne.“

Es war ſehr ſchwer, ſich ihnen am Fuſie derſelben zu nähern, wegen der zahlreichen Abfälle und der ungeheuren Schuttmaſſen, die ſich dort gehäuft

hatten; aber an der Stelle, wo ihre trümmerartige Senkung, welche ein Jahrhundert nach dem andern verstärkt hatte, die beiden Seitenecken sich dem Boden zuneigen ließ, erstieg man sie fast eben so leicht, wie eine ungleiche und schwankende, zwischen zwei Abgründen verlängerte Leiter. Durch meine naturwissenschaftlichen Streifereien waren Auge und Fuß so sehr im Klettern geübt und sicher, daß mir dergleichen ein Spiel wurde. Deßhalb betrat ich diesen außergewöhnlichen Weg, ohne zurückzusehen, oder auf die herabrollenden Steine zu achten, und schritt rüstig bis an die Stelle, von wo sich der Thurm auf einem bequemeren und besser als alles Uebrige erhaltenen Dachgesims erhob. Ich hatte nicht vergessen, daß dieser Theil des Tonjoe sich sehr dem Taglimento zuneigte, und benutzte diese Senkung, um seine Spitze zu erklimmen, indem ich Hände und Füße hintereinander in alle Stellen brachte, wo das Herabrollen eines Steins irgend leeren Raum gelassen hatte. Bald stand ich oben auf der schwankenden Höhe dieses Kolosses, den ich am Morgen mit Schaudern betrachtet hatte.

Der Blick von dieser Höhe aus war so weit und tief, daß mich trotz meiner Sicherheit fast der Schwin-

del ergriff. Ich hatte mich oft ſchon auf höheren Gipfeln befunden, ihr Fuß war aber ſicher, und der Blick gleitete an ihnen ſenkrecht hinab. Der Thurm hier zitterte beinah unter meiner Laſt, und hing auf eine ſchreckliche Weiſe über dem Thal des Tagliamento. Ich ſetzte mich auf einen Haufen Steine aus den Trümmern der Bruſtwehr, welche die Zeit dort aufgehäuft hatte, und brachte die dikken Bruchſteine auseinander, um meinen Schritten eine ebnere Oberfläche zu verſchaffen. — Als ich auf dieſe Weiſe eine groſſe Zahl ausgebreitet hatte, verſuchte ich zu gehen, um von dort aus das ungeheure Gemälde, das ſich vor mir entwickelte, in ſeinem Geſammtweſen aufzufaſſen. Da war es mir, als töne unter den Hufeiſen meiner Stiefel eine Art von metalliſchem Klang wieder, ich bückte mich eiligſt, um zu wiſſen, was denſelben veranlaſſe. — Nachdem ich mit der Hand einige Steine, die mich hinderten, aus dem Wege geräumt hatte, entdeckte ich eine Fallthür. Ich ſetzte mich nieder, um ſie vollends von dem auf ihr liegenden Schutt zu befreien, denn ich konnte ihre beiden Seiten ſchon deutlich ſehen. Es war mir höchſt wichtig zu erfahren, ob ſie drinnen befeſtigt, oder nur durch ihre

eigne Schwere in dem Rahmen der Steinplatten festgehalten wurde, in welchen die Oeffnung, die sie verschloß, angebracht war. Bald sah ich ein, daß die zunehmende Neigung des Thurms, indem sie die Fallthür mit einer Last beladen hatte, gerade auf der Seite, wo die Angeln befestigt waren, das Spiel derselben unmöglich oder doch sehr schwierig machte, und die lange Zeit, während welcher sie allem Anschein nach nicht geöffnet worden, trug unzweifelhaft nicht wenig dazu bei, sie fest zu halten. In Kurzem hatte ich sie ganz und gar entdeckt, aber ich führte kein anderes Werkzeug bei mir, als meinen Mineralienhammer und Meißel, welche ich beständig im Gürtel trug. — Ich brachte nun den Meißel in die Spalte, welche ich dem Hängewerk gegenüber glaubte, und brachte ohne große Anstrengung eine kleine Hebung hervor. — Mehr bedurfte es nicht, um mich zu überzeugen, daß weder Angeln noch Riegel die Fallthür innerhalb versperrten, und daß hier ein unfehlbares Mittel sei, in den Thurm zu dringen, wenn das jemals sich nöthig mache. Darauf stieg ich langsam und vorsichtig auf den zufälligen Stufen der Steine wieder herunter, um von Zwischenraum zu Zwischenraum

die Veränderungen zu betrachten, welche die gering Wendung in das allgemeine Bild brachte, je na dem ich allmählig um die Spitze des Thurmes m herum bewegte. Bald folgte ich mit den Blick dem langen Bande des Tagliamento, welcher imm brauste, blau, von weißen Wogen gewässert, reißei und rauschend, aber noch entfernt vom Fuß d Felsen; bald ließ ich das Auge ruhn auf dem bra nen, einsamen, viereckigen Thurm von Sankt Vei dem plebejischen Bruder des edeln Markusthurm Dann schweifte der Blick wieder über die Lagune mit den mattgrünen Kanälen, aus denen sich unzäh lige Inselchen roth von den Knospen des Frühling erhoben.

Meine Abwesenheit dauerte lange genug, un Unruhe zu verursachen, denn Solbioski war wiede auf seinem Gange in der Runde umgekehrt, da wo er unmöglich weiter konnte, und Herr Barto lotti begab sich nach dem Schloß zurück. — Puck, der meine Spur aufgefunden hatte, stöhnte jämmer lich auf den letzten Steinen der unteren Mauern, und blickte verlangend zu dem Thurm empor.

Ich kam an und theilte meinem Freunde in der Eile das Nothwendige mit, die Entdeckung der Fall-

thür beſchäftigte ihn ſehr. Wir wurden einig, ſeinen Bedienten zur Beobachtung an den einzigen Punkt hinzuſtellen, welchen er als zugänglich bemerkt hatte, um uns vor jedem unerwarteten Ueberfall zu bewahren, und begaben uns dann in den Saal zurück, wo wir ein ſehr frugales Mahl hatten zubereiten laſſen. — Die Nacht begann einzubrechen, aber der Mond glänzte herrlich.

Herr Bartolotti ſchien ſo unruhig und unbehaglich, ſo peinlich aufmerkſam auf dem Lehnſeſſel, den wir ihm Ehrenhalber eingeräumt hatten, daß der Anfang unſerer Mahlzeit, wider unſeren Willen, etwas Trauriges an ſich trug. — Nach einiger Zeit ſahen indeſſen Solbioski und ich uns an, als wollten wir uns fragen, ob wir mit ihm ſympathiſirten, und brachen dann in ein lautes Gelächter aus. — Dieſer Scherz lenkte uns von den düſteren Gedanken ab, die der finſtere Aufenthalt ziemlich natürlich einflößte, und zu denen die Ausrüſtung des unermeßlichen Saales, in welchem unſere drei Betten in einiger Entfernung von einander, wie drei Leichenbetten ſtanden, nur matt erleuchtet von den beiden Kerzen des Tiſches, an dem wir ſaßen, ſich zu geſellen ſchien. — Die Unterhaltung kehrte jedoch, wie das

gewöhnlich der Fall ist, von selbst auf jene Ideen zurück, denen wir so ernstlich auswichen; doch erhielt sie sich in dem leichten Ton, mit welchem Freigeister solche Dinge zu behandeln pflegen.

Solbiöski erhob sich endlich, und sagte, feierlich sein Glas hinhaltend, um mit mir anzustoßen: „Ich bringe dies der ewigen Ruhe der Familie der Cinci, wie aller Todten, welche jemals in diesen Mauern wohnten. — Der Himmel eröffne sich dereinst, ihren tragischen Resten, und bis dahin sei ihnen die Erde leicht.“

Ich wollte ihm Bescheid thun, denn es war Zeit, uns zur Ruhe zu legen, und die Anstrengungen des Tages machten uns dies Bedürfniß fühlbar, als ein heftiger Stoß das Gewölbe unter unsern Füßen erschütterte. Wir blieben einen Augenblick wortlos.

„Es ist nichts,“ entgegnete Solbiosk; „der Tagliamento steigt, ohne Zweifel, und schlägt an den Grund des Thurms durch einen unterirdischen Weg, den er sich gewühlt hat.“

„Das wäre möglich,“ erwiederte ich, mich dem Fenster zuwendend, — aber der Tagliamento war durchaus nicht gestiegen, ich sah ihn in derselben

Entfernung wie früher, zwischen denselben Felsen schimmern. —

Das Geräusch wiederholte sich mehrere Mal, von Seufzern begleitet, die der Klage eines Sterbenden glichen. Puck verfolgte es mit flammenden Augen und gespitzten Ohren, auf dem Anstand, bei jeder Wiederholung mit winselndem Gebell. Herr Bartolotti, bleich wie ein Gespenst, zitterte, daß ihm die Zähne klapperten.

„Es ist gewißlich hier und nicht fern von uns," rief ich, „etwas Außerordentliches, das wir kennen lernen müssen. Dies Gemach ist auf allen Seiten von Mauern umgeben, aber worauf ruht es. — Irre ich mich nicht, so dringt das Geräusch von unten herauf."

In demselben Augenblick hob ich den Teppich auf, der den Boden bedeckte, und sah nichts an allen vier Ecken, als einen sehr fest gekitteten Ueberwurf von Porzellanerde, von dem ich nur mühsam einige Stücke durch wiederholte Schläge mit meinem Hammer absprengte. Endlich drang ich durch die ganze Dicke desselben, und hielt erst inne, als ich auf den nackten Felsen traf.

„Der Fels," rief ich aus, „der Fels; weiter nichts als der. — O das Geheimniß ist furchtbar."

Solbiesti näherte sich mir, ergriff mich bei dem Arm, und zog mich in eine Fenstervertiefung. —

„Die Menschenliebe," sagte er, „macht es uns zur Pflicht, dies Geheimniß zu ergründen, aber wir finden die Lösung nur im Thurm. — Ich habe hier Alles bemerkt, was uns dienlich sein kann, um Nutzen aus der Entdeckung zu ziehen, die du heute Morgen gemacht hast, und ich erwarte dich um Mitternacht am Fuße der Trümmer, von welchen du auf den Thurm gelangtest. Bedenke aber, daß wir diesen schwachen Menschen nicht in das Geheimniß unseres Unternehmens ziehen können, ohne ihn vor Furcht zu tödten, und daß es gerathener ist, ihn durch anscheinende Gleichgültigkeit zu beruhigen."

„Wir sind rechte Narren," fuhr er fort, sich wieder an den Tisch setzend, „uns durch falschen Schein, der sich von selbst erklärt, beunruhigen zu lassen. Der Doktor Fabricius, der dieses Schloß schon seit längerer Zeit besucht, und seine verborgensten Winkel kennt, hat für gut gefunden, unsere Entschlossenheit, durch einen ganz neuen Versuch, auf die Probe zu stellen, wie das im Tugendbund üblich ist, weil er uns wahrscheinlich die Ehre des höheren Grades zudenkt, den Keiner von uns drei

noch erlangt hat. — Am Ende hat er Herrn Bartolotti gar in das Geheimniß gezogen, und ich bin sehr geneigt, ihn für eine Hauptperson dieser Scene zu halten, weil er so sehr gut den Furchtsamen spielt, was einem Manne von seinem Muthe doch schwer zu fallen pflegt. Glücklicherweise lassen sich Herzen, wie die unsrigen, nicht von solchen Romanengaukeleien bezwingen, und mit diesem Glase voll Sebenico sei allen Gefahren, die eine Mannesseele beunruhigen können, Trotz geboten." —

Bartolotti geschmeichelt und stolz darauf, geschmeichelt zu werden, wie das gewöhnlich der Fall ist, bei Leuten, denen es an Herz und Geist fehlt, hatte in der That, wieder so viel Sicherheit gewonnen, um sein Glas ohne Zittern der Flasche Solbioski's zu nähern, und es bis an den Rand mit rothem Wein füllen zu lassen, ohne einen Tropfen zu verlieren.

Ich muß gestehen, daß diese so zur rechten Zeit von Solbioski aufgestellte Hypothese, nicht ohne alle Wahrscheinlichkeit war, und mir ziemlich deutlich die ungewohnte Abwesenheit des Doktors in dem Augenblick, wo die steigenden Fluthen des Tagliamento, die Torre Maladetta für einige Tage unzugäng-

lich machen konnten. Wir wetteiferten nun im Trotzbieten, als wenn alle Synoden und alle Vendite Deutschlands und Italiens, uns hätten hören können, so daß wir alles Geräusch, das sich unter uns vernehmlich machen konnte, überlärmten, und warfen uns mehr oder weniger ruhig auf die Betten hin, doch mit dem Unterschiede, daß Solbiesky und ich, da wir die Nacht nicht dem Schlafe widmeten, unsere Kleider nicht ablegten.

Als die Stille wieder eingetreten war, lauschte ich aufmerksamer, als bisher. — Der dröhnende Stoß ließ sich nicht mehr hören, aber von Zeit zu Zeit vernahm ich ein klägliches Gestöhne, wie der Klageton einer fernen Glocke, und Puck, halb eingeschlafen, folgte diesem Stöhnen, mit dem winselnden Gestöhne eines träumenden Hundes. —

Solbiesky ging am Ende zuerst hinaus, wie wir es verabredet hatten, um sich mit einem Hebel und andern Instrumenten, welche er für nothwendig bei unserer nächtlichen Untersuchung hielt, zu versehn. Ich folgte ihm bald, die Thür vorsichtig anziehend, damit Puck mir nicht auf einem seiner Treue und seinem Muthe verwehrten Wege folge. Ich erreichte den Rand der Mauer, und wartete hier nur einen

Augenblick. Joseph kam zu mir, mit allen nöthigen Werkzeugen in einer Jagdtasche. — Unsere Gürtel waren mit guten Pistolen, und der meinige außerdem noch mit einem Dolche, und wie gewöhnlich mit Meißel und Hammer versehen. Ich ging voraus, die Blendlaterne in der Faust. — Joseph weniger an dergleichen Wege gewöhnt, folgte mir, sich auf die starke Eichenstange stützend, welche uns dazu dienen sollte, die Fallthür zu lüften. — Das Ersteigen des Thurmes, der gefährlichste Theil unserer Reise dem Anschein nach, bot jedoch wenig Schwierigkeiten dar, bei dem reinen und hellen Mondschein dieser glänzenden Nacht.

Nach einigen Anstrengungen schritten wir langsam fort. Ich hörte Josephs Tritte mir weniger deutlich folgen. Als ich mich umwandte, sah ich, daß er Athem schöpfte. Man wird sich erinnern, daß die Anstrengungen des Morgens uns schon ermüdet hatten. — Ich ermuthigte ihn, er stieg hinauf, bald aber blieb ich selbst stehen. So wie wir uns drei oder vier Klaftern höher befanden, nahm die Tiefe zur Rechten und Linken, dem Anscheine nach, dermaßen zu, daß es in gar keinem Verhältniß zu unseren Fortschritten stand. Ich war nicht an das

Unsichere der Mondnächte gewöhnt, welche alle Berechnung des Auges verwirren, indem sie die Gestalt, die Farbe und die Entfernung der zu vergleichenden Gegenstände verändern. Die Gräben zu unsern Füßen hatten keinen Grund und der Thurm über unserm Haupte keine Spitze mehr. Die geringsten Vertiefungen starrten uns drohend, die geringsten Ungleichheiten gefährlich an, und die Trümmer, welche wir hier und da hinter uns ließen, sahen aus, als streckten sie Verderben kündende Häupter nach uns. Je weiter und heller der Horizont wurde, desto dunkler und schmaler erschien uns der Abhang, den wir erklimmten, die untere Region, welche wir eben verlassen hatten, zeigte sich vom Mondlicht übergossen, unendlich und weit, wie der Himmel, und das wüthende Rauschen des Tagliamento, welcher brausend seine Ufer peitschte, war das einzige zu uns gelangende Geräusch der Oede. — Es war schrecklich wie eine Vision.

Wir fühlten uns glücklich, ich muß es gestehn, als wir uns auf den kleinen Vorsprung des Thurmes niedersetzen konnten, obgleich nur eben so viel Platz da war, um uns anzulehnen, hundert und funfzig Fuß hoch über dem Boden. Es war die höchste

Zeit; der letzte Stein, auf welchen Joseph seinen Fuß gestellt hatte, wich aus den Fugen, und riß, als er hinab rollte, eine Menge Anderer mit sich. — Sie kamen mit Donnergeprassel unten an.

„Unser Pfad ist zerstört," sagte Joseph, sich plötzlich an mich drückend.

„Nicht doch," erwiederte ich, „erneuert, und weit leichter bei der Rückkehr zu durchschreiten. Du weißt besser als ich, daß alle conischen und pyramidalen Construktionen, welche durch die Wirkung der Zeit oder die Anstrengung der Menschen einstürzen, nur ihre Neigung ausdehnen, und ihre Basis erweitern. Aehnliche Zufälle haben es uns gestattet, hierher zu gelangen."

„Du hast Recht," erwiederte er; „aber der Thurm? Weißt du ein Mittel, seine Spitze zu erreichen?"

Ich war bereits zwanzig Fuß höher als er, ehe ich ihm geantwortet hatte, und er folgte mir von Lücke zu Lücke, oder von Stufe zu Stufe, je nachdem der Thurm, bei dem Scheine meiner Blendlaterne, Erhöhungen oder Zwischenräume darbot, indem er die Hände überall dort einklammerte, wo ich meinen Fuß forthob. Der Spitze nah, befreite

ich ihn von seinen Werkzeugen, und warf sie in das Innere des Thurms, wo er fast eben so früh als ich ankam, obgleich er sich nicht am Morgen, in solchem Klettern geübt hatte. Die Rückkehr war vielleicht nicht leicht, aber daran dachten wir gar nicht. Wir befanden uns oben auf der Torre Maladetta, und umarmten uns lachend an einer Stelle, wo vermuthlich noch nie Jemand gelacht hatte. Uns war so wohl, in der frischen elastischen Luft, die mit unsern Haaren spielte; die Nacht war so mild und schön, so heiter und liebkosend, und er, mein Joseph, öffnete sein Herz einer so schönen Zukunft.

Wir hielten ein köstliches Gespräch zwischen Erde und Himmel, ähnlich dem zweier Engel, welche einen Augenblick von ihrem Fluge, auf der Zinne der Torre Maladetta ausruhten.

„Verzeih," sagte er, „wenn ich dich mit meiner Freude betrübt habe. Honorina ist dort," fuhr er fort, auf Sankt Veit zeigend, dessen Thurm wir wie eine schmale schwarze Basaltsäule zu unsern Füßen sahen, „und ich vergaß, daß Diana, wäre sie auch unter den Lebenden geblieben, doch nicht die Deine würde geworden sein."

„Komm," sagte ich, ihn wiederholt umarmend,

„reden wir nicht von meinen Schwächen und meinen Schmerzen. Es leidet Jemand hier im Thurm.“

Wir brachten den Hebel, mit Hülfe meines Messers, leicht unter die Fallthür. — Bald hörten wir zu unserer größten Freude das verrostete Gehänge knarren. Die schwere Klappe hob sich und stützte sich fast senkrecht gegen die Steine, von denen ich sie bei meiner ersten Reise nach dem Thurm befreit hatte. Meine, vermittelst eines Bindfadens, in das Dunkel hinabgelassene Laterne, blieb ungefähr sechs Fuß tief auf festem Boden stehn.

Ich stieg hinab, leuchtete nach allen Ecken, allen Vorsprüngen des Balkenwerkes, und befand mich endlich vor einer, weit weniger als das Außenwerk zerstörten Wendeltreppe.

„Warte, warte,“ rief ich Celbiesti zu, „ich müsse mich sehr irren, oder wir werden das kennen lernen, nach dem wir uns so sehnen.“

Er würde umsonst versucht haben, mir zu folgen, denn ich verschwand bei diesen Worten. Der Stamm der Wendeltreppe war so in den Stein gedrängt, daß man nirgends mehr, als zwei Stufen von ihrer tiefen Spirale zugleich entdeckte, und daß ich durch das beständige Drehen schwindlich wurde. Ich warf

mich halb betäubt auf eine Art von Vorplatz hin, welcher zu einer breiteren und geraderen Treppe führte, welche drei Menschen zugleich hätten hinabsteigen können. — Als ich den Blick in die Tiefe warf, blendete mich ein heller Schein, den ich anfangs noch für eine Wirkung des Schwindels hielt. Als ich mich ein wenig erholt hatte, stellte ich meine Laterne hinter die lange Säule der Wendeltreppe und schauete von neuem hin. — Es war keine Täuschung; sondern der reine Himmel im Mondenschimmer, so mild und sanft bei den Finsternissen dieses furchtbaren Gebäudes. —

„Der Mond und der Himmel," rief ich, hinauf eilend; „ein Ausweg, ein Ausweg! Der Thurm ist offen."

„Ein Ausweg," erwiederte Joseph, ob könnten wir heraus, ohne wieder die Mauer hinabklettern zu müssen!"

In demselben Augenblicke sprang er hinein, aber kaum war er mir zur Seite, als die Falthür über uns zuschlug, den Thurm so gewaltig erschütternd, daß er in seiner ganzen Länge davon erdröhnte.

„Was habe ich gethan?" sagte er, „wir sind nun Gefangene, und für immer in der Torre Ma-

ladetta, denn alle Instrumente, die zu unserem Heil dienen könnten, ließ ich draußen."

„Aber habe ich dir nicht zugerufen, Joseph, daß ich einen Ausweg gefunden habe, einen leichten und sicheren Ausweg, welchen du heute Morgen nicht bemerkt hast?"

„Ich habe Alles gesehen," erwiederte er besorgt, „was sich von außen an diesem Thurm entdecken läßt, und wenn er auch irgend einen zertrümmerten und unerreichbaren Eingang am Ufer des Taglia-mento hat, wagst du zu hoffen, daß der Fluß nicht ausgetreten sei?"

„Komm, komm," rief ich, ihn fortziehend, und gieb dich nicht unnützen Besorgnissen hin. In wenig Augenblicken sind wir draußen; sieh nur, sieh . . . . . ."

„Ach," entgegnete Solbioski, „das ist der Himmel! es ist die Seite von Sankt Veit, und das Ufer ist noch hoch." —

Wir stiegen, uns umarmt haltend, ungefähr zwölf Stufen der zweiten Treppe hinab, vor Hoffnung keuchend, denn wir hatten keine Furcht mehr. Ich wollte noch schneller ankommen, und lief.

„Halt ein!" rief Joseph, und packte mich mit

aller Gewalt; „siehst du nicht, daß die Treppe zerbrochen ist.“

Wir setzten uns hin, ich ließ mit Vorsicht zwei Klafter von dem Bindfaden, an dem meine Laterne hing, hinab. —

„Gut,“ erwiederte ich, „zerbrochen, sage lieber unterbrochen mit Absicht; denn das Strebegemäuer, welches die Stufen ersetzt, scheint von weit neuerem Bau, als alles Uebrige. Mario hat das wahrscheinlich gethan, um alle Verbindung mit dem Innern seines Schlosses von aussen zu verhindern. — Es ist übrigens eine dumme Maaßregel, denn ein Feind könnte ohne Gefahr hinunter, und dort, siehst du, beginnen die Stufen ohne Unterbrechung wieder. — Sie führen bis zu dem Lichtthor, das uns die Freiheit wieder giebt.“

„Ein Feind würde hinabsteigen,“ antwortete Selbiesli, „aber die Mauer ist neu, und ein Mann stiege nicht hinauf. Komm zurück, Maxime, komm; vier kräftige Arme können die Fallthür aufheben, wir haben es noch nicht versucht. Morgen soll uns Friedrich folgen, der unternehmend und kräftig ist, und den ich zur Unzeit entfernt habe. — Wir sehen uns dann nach bessern Hülfsmitteln um; machen

einige muthige Nachbarn, die wir mit Geld auf das Schloß locken, wenn uns die Ueberschwemmung noch nicht von ihnen getrennt hat, mit unserm Wege bekannt; und setzen unser Leben nicht Gefahren ohne Hülfe und vielleicht ohne Nutzen aus."

Wir hatten Beide nicht die Wirkung der vereinigten Kraft, von vier Armen, eine Klafter weit von unserm gemeinschaftlichen Stützpunkt erprobt; die Hausthür wich zwar durch unsere Anstrengungen, aber es hätte anderer Arme bedurft, am Ende der unsrigen, um sie aufzuheben und wieder an die Steine zu lehnen. — Mein Meißel leistete uns nur geringe Dienste, und kaum hatten wir zwei oder drei Versuche damit gemacht, so sprang die Klinge vor dem Heft ab, und fiel nutzlos zu unsern Füßen hin. Ich hütete mich wohl, mich meines Dolches zu bedienen; er konnte uns bei anderen Dingen nützlicher sein.

Wir stiegen ohne zu sprechen wieder hinab, und standen einen Augenblick unten bei der Mauer, welche so plötzlich die Treppe unterbrach, still. — Ich überzeugte mich, daß es unmöglich sei, diese Höhe mit den Händen zu erreichen, falls wir gezwungen wären, zurückzukommen, aber der Mond schien noch immer,

und sein helleres und ausgedehnteres Licht, je mehr er sich seinem Untergange näherte, überstrahlte die unteren Stufen, so daß man sie leicht hätte zählen können. — Der äußere Raum war ohne Tritte.

Von dort stiegen wir mit fast freudiger Sorglosigkeit, ungefähr zwanzig Schritte tief hinunter. Aber dort war der Weg auch versperrt, und die Höhe des Einschnittes müßte Schrecken eingeflößt haben, wenn der Druck des oberen Baues ihr nicht einige Senkung gegeben hätte.

„— Nichts, fast nichts, mein Freund, ich schwöre es dir; funfzehn oder achtzehn Fuß höchstens, und dann sind wir frei; wir haben kein anderes Mittel, lebend der Torre Maladetta zu entkommen, denn die Rückkehr ist unmöglich. — Sieh den Himmel, sieh den anbrechenden Tag. Man hört hier nicht einmal das Rauschen des Tagliamento, und es ist die Seite von Sankt Veit."

Ich sagte ihm das schon am Fuß der Mauer. Er fiel bei mir nieder, und eilte dann dem Lichte zu.

„O mein Gott," rief er aus, „verloren, verloren auf immer, das ist kein Ausgang, oder vielmehr der Ausgang vom Leben zum Tode, es ist der Balcon der zerstörten Plateforme, derselbe, auf

dem Lucretia und Beatrix erscheinen, und von welchem Barbarina uns gestern Morgen erzählte, daß kein lebendes Wesen dahin gelangen kann, wenn es nicht Flügel hat. — Und es bedarf in der That der Flügel, um den Thurm wieder hinauf oder hinabzusteigen, Maxime! wir sind verloren!"

Ich schritt vor, beugte mich über den Balcon, seine Höhe war in der That ungeheuer, weil sie die tiefste Seite des Ufers senkrecht beherrschte. Zum Unglück war der Tagliamento fortwährend gestiegen, und stieg noch immer. — Ich setzte mich auf die Steinplatten, und stützte mein Haupt mit den Händen.

Nach kurzer Ueberlegung, kam ich wieder zu mir, denn wenn ich auch leicht entmuthigt werde, so weiß ich doch auch wiederum schnell gute Gründe zu neuem Vertrauen auf mein Schicksal zu fassen. — Solbiosti hatte seine Niedergeschlagenheit noch nicht überwunden.

„Unsere Lage ist bös," hub ich an, „sie ist gefährlich, wenn du willst, aber zum Verzweifeln ist sie noch lange nicht."

„Und wer könnte uns Unglückliche erretten? Hast du Flügel? Beruhige dich und höre mich aufmerksam an. Unser fast geisterhaftes Verschwinden

aus dem Saal, in dem wir ſchliefen, muß Bartolotti's Angſt auf das Höchſte ſteigern; ſeine Einbildungskraft räumt aber dem Wunderbaren keine große Herrſchaft ein. Ich habe bemerkt, daß die Beſchaffenheit ſeiner Angſt poſitiver Art war, und bin überzeugt, er ſchreibt unſere Abweſenheit natürlichen Urſachen zu. — Er wird nicht handeln, darauf rechne ich wahrlich eben ſo wenig als du, aber ſchwatzen wird er. Da der Tag beginnt anzubrechen, ſo werden die Thore bald geöffnet werden, und man wird uns vom Schloſſe aus ſuchen. Puck iſt mir geſtern gefolgt, das arme Thier, ſo weit er konnte, bis an den Fuß des Thurms, er wird den Weg, den wir eingeſchlagen haben, angeben, zumal da ſo viele unter unſeren Füßen eingeſtürzte Stellen ſich als neu zeigen, wodurch man die von ihm aufgefundene Spur leicht verfolgen kann. Herr Fabricius iſt wahrſcheinlich angekommen; es liegt ihm daran, ſich zu uns zu geſellen, und das Steigen des Fluſſes wird ihn beſtimmt haben, Sankt Veit frühzeitig zu verlaſſen, um nicht auf mehrere Tage von uns getrennt zu ſein. — Du kennſt ſeine Thätigkeit, ſeine Entſchloſſenheit und ſeinen Muth. Auf der andern Seite wird Friedrich, den du jenſeits der ſeichten

Stellen passirten, welche das Wasser zu überfluthen drohte, nicht bis zum letzten Augenblicke warten, sondern eilen zu uns zu stoßen, um nicht einen verlornen Posten zu besetzen, welcher ganz nutzlos ist, sobald die Torre Maladetta von den Fluthen überall umringt wird. Er wird ebenso leicht, wie wir, auf den Thurm kommen, den wir ja sogar bei Nachtzeit erstiegen. Die Entdeckung unseres Hebels, der Leiche und der übrigen Instrumente wird ihn vollends leiten, und es fehlen ihm ganz allein, um uns zu erlösen, nur zwei oder drei Klafter Stricke, die er sich ohne Mühe im Schlosse verschaffen kann, und wir werden zur Mittagszeit im großen Gesellschaftssaal sehen, wie die Sonne am Himmel steigt, denn unsere Reise war länger, als ich dachte. Beruhige dich, mein Freund, und fürchte nicht, daß die Vorsehung uns verlasse."

„— Also du rechnest," erwiederte Sobieski mit Kopfschütteln, „auf Fabricius Ankunft, weil der Reglemento nicht übertrat, und auf Friedrich's Ankunft, weil er übertrat." —

„Ich fühle die Richtigkeit dieser Bemerkung. Ich rechne, Joseph, auf das Eine oder auf das Andere."

„Und denn," sagte ich, rasch meine Laterne

wieder aufnehmend, „bis jetzt beweis't noch nichts, daß diese Trümmer der Esplanade nicht mit etwas in Verbindung ständen. Oben vom Thurm herab, führte man nicht die Damen auf den wunderbaren Balcon, welchen der Baumeister des Mittelalters, von einer der schönsten Ansichten, zum Vergnügen der Augen eröffnet hatte. Ich stehe dir vielmehr dafür, daß mit etwas Aufmerksamkeit . . . . . Sieh vielmehr, diese Schmiege ist eng, wie eine Schießscharte, aber sie ist offen und zugänglich."

Sie war in der That geöffnet für den Durchgang eines Menschen von der Seite, aber so eng in ihrer Länge, daß mir das Herz heftig schlug bei dem Gedanken, das geringste Aufhäufen von Trümmern könne uns auf immer den Eingang dieses Lochs versperren, während wir den Ausgang suchten. Wir hatten schon mehr als funfzig Schritte drin gemacht, als plötzlich die einzelnen Pflastersteine, welche einer nach dem andern seine ganze Breite ausmachten, sich so abschüssig senkten, daß ich mit Mühe festen Fuß behielt, die Laterne mit dem ausgestreckten Arme haltend, warf ich einen unruhigen und schiefen Blick auf den Raum, den sie mir zur Seite beleuchtete. Ich blieb plötzlich stehn, bei einer cylindrischen

Oeffnung, wo dieser geheimnißvolle Weg mit seinen Mauern, die sich hinten in einem spitzen Winkel schlossen, endete. Es war eine Wendeltreppe von derselben Art, wie wir sie durchschritten, aber so eng, daß nur eine Person zur Zeit hindurch konnte. Zaudern galt nicht; ich steckte also einen Fuß vorsichtig hinein, traf auf eine feste Stufe; wir drangen nun in diesen Abgrund ein, in beständiger Furcht, ein Hinderniß anzutreffen, denn die Bewegung zum Umkehren wäre äußerst schwierig auszuführen gewesen.

Endlich gelangten wir zu einem weiten, ziemlich regelmäßig gebauten Vorsaal, dessen Wände wir sogleich untersuchten, die untern Theile waren in den nackten Felsen gehauen. Wir befanden uns demnach ohne allen Zweifel in den Souterrains des Schlosses, und nach unseren Vermuthungen, wenige Klafter unterhalb der bewohnbaren Gemächer desselben.

Dieser düstere Saal bot übrigens nichts Merkwürdiges dar, als einen in der Mitte desselben gegrabenen Brunnen, welcher ungeheure Mühe gekostet haben mußte, um ihn bis zum Niveau des Wassers in der Ebene fortzuführen. — Ein leerer, aber noch feuchter Eimer war an den Rand desselben

gelehnt; eben so war das Tau, das ihn mit der Rolle verband, da wo es sich mit seinem eisernen Henkel verknüpfte, noch nicht völlig getrocknet. —

„Bedarf es noch mehr Beweise, daß dieser Ort bewohnt sei?“ sagte ich zu Solbloski.

„Daran h-be ich von vorn herein nicht gezweifelt,“ antwortete er traurig, „aber nicht ohne Unruhe erwarte ich die Bewohner.“ —

Während wir diese Worte mit einander wechselten, hatte ich einen alten Thürvorhang von schwarzem Tuch weggezogen, welcher an einer Stange, die mit Klammern in der Mauer befestigt war, hing; er verbarg einen geräumigern Eingang als diejenigen waren, durch welche wir so weit eindrangen.

Alles zeigte nun in der That die Wohnung einer Familie an, oder auch den Schlupfwinkel einer Bande, welche denselben seit langer Zeit vernachlässigte. Die vier Seiten waren mit altmodischen, ziemlich großen Lehnstühlen besetzt, ein mißgestalteter Kamin, dessen Schornstein oberhalb des Ufers vom Togliamento, am Fuße der Mauern zu enden schien, war mit einem venetianischen Spiegel bedeckt, dessen Reflex mich erschreckte, so furchtbar ist der Anblick des Menschen für den isolirten Menschen, dem es

mir aller gesellschaftlichen Hülfe und Stütze fehlt. Eine beruhigendere Entdeckung war für mich die doppelten Armleuchter von Bronze, welche auf den beiden Seiten standen, und mit unberührten, aber durch die Zeit und die Feuchtigkeit geschwärzten Wachslichtern besteckt waren. — Diese für einen solchen Ort so ungewöhnliche Zurüstung erfüllte mich mit kindischer Freude, welche noch um vieles vermehrt ward, als ich einen Blick auf meine Blendlaterne warf. Sie konnte nur noch einen Augenblick leuchten, und die mannichfachen Beunruhigungen, welche wir erduldeten, hatten uns diese bedeutende Gefahr ganz übersehen lassen. Unsere Fackeln und das Feuerzeug befanden sich in dem bei der Fallthür zurückgebliebenen Sack. — Der Docht in der Laterne flackerte nur noch gleichsam willkührlich auf, ich bemächtigte mich zweier Kerzen, und zündete sie mit der ängstlichsten Sorgfalt an, damit der Luftzug uns nicht unsers ganzen Schatzes beraube. Mit wahrer Wollust sah ich die Lichter anbrennen, und die Flamme sich verbreiten, denn ich steckte alle Lichter an, um mich wenigstens vor der Finsterniß sicher zu stellen. Alles strahlte um mich her, nur die äußersten Winkel des Saales, welche die Helle

nur als ſchwache Dämmerung berührte, erſchienen deſto dunkler und furchtbarer. Mit Schaudern blickte ich hin, als ſich ein gellender Schrei hinter mir hören ließ. Ich wandte mich um, da umklammerte mich Solbioski mit zitternden Händen, und ließ ſeine Stirn auf meine Bruſt ſinken.

„Da, da," ſagte er, indem er mit abgewandtem Blick hinter ſich auf den entgegengeſetzten Theil des Saales zeigte, „da iſt's."

„Was denn, mein Freund? du haſt mir ja nicht einmal geſagt, was du geſehn zu haben glaubſt." —

„Ein Leichnam! der Körper eines ermordeten Weibes."

Ich ergriff eine Kerze. — Es war in der That ein Leichnam; ein ſchwarz gekleidetes Weib, auf niederem Lager ausgeſtreckt; ſeine Arme ſtreiften den Fußboden. Ich hob ſie auf, und legte ſie in das blutige Bett, ohne indeſſen andere Verwundungen zu bemerken, als an ſeinen zerſtümmelten Händen, welche ausſahen, als hätte das Gebiß eines reißenden Thiers ſie halb zermalmt. — Laut ſprach ich dieſe Meinung aus. —

„Sieh, Maxime; ſieh," — ſagte Solbioski, einen der weißen Vorhänge, welche über dem Bette hingen,

entfaltend, und mir den Abdruck von fünf blutigen Fingern zeigend, — „sieh, die Raubthiere der Torre Maladetta haben Hände."

„Joseph," erwiederte ich so ruhig, als das Grausenhafte dieses Anblicks es erlaubte, (verzeihe, Leser, wenn ich gezwungen bin, diese Quaal noch auszudehnen) „Joseph, das ist nicht das unglückliche Geschöpf, dessen Schrei wir gestern Abend vor kaum zwölf Stunden hörten. Der ganze Anblick des Leichnams beweis't, daß er wenigstens schon drei Tage leblos ist. — Uebrigens waren zwei schwarze Frauen auf der Plateforme, und hier ist nur eine. — Allem Anschein nach haben wir noch ein Opfer zu erretten."

„Aber wo glaubst du das zu entdecken, da wir doch überall gewesen sind." —

„Bis hierher überall — hinter dem andern Vorhange bei dem Kamin, den ich bemerkte, als ich die Lichter anzündete."

Wir luden unsere Pistolen, schoben den Vorhang zurück, und traten in einen dritten Saal.

Dieser wich durch seine Verzierungen sehr von dem vorhergehenden ab. Der Fels und die Mauer über demselben, waren mit frischem, noch glänzendem

Stucco bekleidet, der nicht viel älter sein konnte, als Mario's schönste Jugendjahre. In Zwischenräumen abwechselnd, erheiterten lange Streifen eines sammtartigen Zeuges oder Tapeten, nach venetianischer Art, das Einförmige des Grundes. Fünf oder sechs kleine Gemälde von guten Meistern, zwischen schön gearbeiteten Wandleuchtern von Bronze aufgehängt, gaben diesem traurigen Aufenthalt, den man wenigstens erträglich zu machen gestrebt hatte, noch einiges Leben. Instrumente, wie sie Frauen spielen, eine vollständige Toilette, auf welcher Romane und Poesieen zwischen Bändern und Spitzen lagen, zeigten hinreichend seine Bestimmung an. — Der Alkoven war mit einem eleganten Bett versehen, das man vernachlässigt hatte, wiederaufzumachen, obwohl man deutlich bemerken konnte, daß noch ganz kürzlich Jemand darin gelegen hatte.

Der Kamin war breit und hoch, nach alter Sitte, aber künstlich gearbeitet und ziemlich reich geschmückt. Der Pendel der Uhr, und die Zeiger des Zifferblattes standen unbeweglich. Ohne Zweifel hatte man schon seit mehrern Tagen in diesem Schmerzensort vergessen, die Zeit zu messen. Die vier Leuchter auf den Enden des Tisches verbreiteten keine

Helle mehr; aber in zweien waren die Wachskerzen gänzlich ausgebrannt, auf den beiden andern gar nicht angezündet worden. Diese Vorsichtsmaßregel belehrte mich von der Nothwendigkeit, die übrigen Kerzen, welche wir in den unterirdischen Gemächern vorgefunden hatten, zu schonen, denn die Nacht in diesen Gewölben, zu denen nie ein Sonnenstrahl drang, mußte gräßlich sein. Ich zündete zwei Kerzen auf den Candelabern an, behielt eine in der Hand, und eilte alle übrigen, die ich so unvorsichtig angesteckt hatte, als ich das Zimmer der Todten durchschritt, wieder auszulöschen. — Dann nahm ich von neuem Theil an Soldioski's unruhigen Nachforschungen, da kein beschwichtigender Umstand seine trüben Ahnungen gestillt hatte. Er saß, in Schweigen versunken, in einem Lehnstuhl bei dem Kamin, in welchem die Trümmer einiger seit langer Zeit erkalteten Brände, die Asche geschwärzt hatten.

„Nichts ist mehr da," sagte er zu mir, „als das erhöhte Cabinet, zu welchem diese Stufen führen, und das ich mit einem schnellen Blick untersucht habe. Wahrscheinlich bewahrte die unglückliche Gefangene ihre Vorräthe dort auf, die aber so gänzlich erschöpft sind, daß man durchaus keine Spur von

der Stelle bemerkt, auf welcher das Brod lag. Nur Holz ist hinreichend da.

„Holz!“ rief ich, der Treppe zueilend. „Nun wohl, so machen wir uns Feuer an. — Kälte und Müdigkeit haben meinen Sinn so abgestumpft, daß ich ohne kurze Ruhe nicht im Stande bin, meine Geistesgegenwart und meine Festigkeit zu behaupten. Feuer, Joseph, ein großes Feuer, und dann wollen wir auf Rettungsmittel sinnen, denn die Nacht hat mir von jeher guten Rath mitgebracht.“

Ich hatte ihm schon mehrere Stücke Kienholz hingereicht, indem ich rasch noch eins aufnahm, mit dessen äußerstem Ende ich an die Decke dieses Cabinets stieß; sie gab einen metallischen Klang, dessen seltsamer Wiederhall mich überraschte; wir blickten uns wechselsweise an, als wollten wir uns gegenseitig um Rath fragen.

„Ja, ja,“ entgegnete Sobieski, auf meine Gedanken eingehend; „du hast dich nicht geirrt. Diesen Ton haben wir schon gehört, er wiederholte sich gestern zu verschiedenen Malen unter dem großen Saal des Schlosses.“ —

Ich eilte auf den Holzstoß zu und schlug mit

meinem Hammer an die Stelle; derselbe Klang erfolgte, aber deutlicher und stärker. —

„Das ist klar," rief ich aus. — „Sieh, man hat sich nicht einmal die Mühe gegeben, die Einfassung dieser Fallthür zu verbergen, und durch dieselbe ist das unglückliche Weib hinabgestiegen, denn es giebt keinen anderen Ausgang am Fuß des Thurms. — Ihr Alter würde ihr, so viel ich nach dem erschreckten Blick, den ich auf sie warf, urtheilen kann, nicht gestattet haben, die Mauern zu erklettern, und wüßten wir auch nicht durch Barbarina, daß seit zwanzig Jahren der Thurm nicht wieder erstiegen worden ist, so hätte uns der Zustand, in welchem wir denselben fanden, schon davon überzeugen müssen. — Hier ist indessen nicht die Rede von einer beweglichen Fallthür, gleich der, welcher wir die Entdeckung dieser Geheimnisse verdanken. Diese ist nach außen fest geschlossen unter der Verkleidung von Porzellanerde, welche man geschickt durch einen Teppich verdeckt hat. Hier muß gehandelt werden, denn von hier muß unsere Befreiung kommen, und ich zweifle nicht daran, daß man uns hören wird.

„Wer soll uns hören?" sagte Joseph, mich traurig anblickend; „Bartoletti, der geflohen, Friedrich,

der nicht wieder gekommen iſt; Fabricius, dem der Tagliamento den Zugang verſperrt? Barbarina vielleicht? Der iſt nicht einmal eingefallen, den Teppich ganz aufzuheben, und du meinſt, jene werden es thun."

Trotz dem griffen wir die Fallthür an, daß der ganze Thurm davon erbebte, aber Nichts gab uns Antwort.

Wir ſtiegen wieder hinab, zündeten ein großes, helles Feuer an, und legten die Matratzen des Bettes neben daſſelbe. Alles, ohne ein Wort zu reden. — Von Zeit zu Zeit gingen wir wieder hinauf und erneuerten unſere Verſuche gegen das hohle aber undurchdringliche Gewölbe, aber alle Schläge verhallten umſonſt und tönten wie ein Todesurtheil in unſern Ohren. Während des Stillſchweigens, das nach jedem Verſuche Statt fand, war es mir, als hörte ich Klageſeufzer oder Sterbelaute zu meinen Füßen. Ich bückte mich, und ſah wiederum etwas, das einem Leichnam glich. Mit Schaudern berührte ich es; es war ein bei dem Holzhaufen niedergeſunkenes Weib mit einem Stücke Holz in der Hand. Ich hob ſie auf und trug ſie auf das von uns bereitete Lager. Um mich zu überzeugen,

daß sie noch lebe, strich ich ihr die langen herabhängenden Haare aus dem Gesicht; aber ihre Augen waren geschlossen, und das Bischen Leben, das noch krampfhaft um ihre Lippen zuckte, sah schrecklicher aus als der Tod. . . . . Solbioski näherte sich uns mit Licht; da ward mir zu Muth als sollte ich selbst sterben; meine Sinne verwirrten sich, meine Kniee wankten, meine Seele war nahe daran, zu entfliehen. Diese Sterbende oder schon Gestorbene war — — Diana —

„Diana, Diana," rief ich aus, neben ihr auf die Kniee sinkend, und ihre kalte Hand an die Lippen drückend.

„Jetzt erklärt sich Alles," sagte Solbioski; „Mario, den man mit Recht in Verdacht hatte, Fräulein von Marsan entführt zu haben, wußte kein anderes Mittel, sie vor Nachforschungen zu verbergen, als daß er sie, bis auf Weiteres, mit ihrer Gesellschafterin in die Souterrains brachte. — Da außergewöhnliche Einkäufe von Mundvorrath sein Geheimniß verrathen haben würden, so vervielfältigte er seine kleinen Reisen nach Codroipo. Er verunglückte bei der Rückkehr, und diese beiden Unglücklichen starben vor Hunger hier im Kerker, wo auch uns ein ähnlicher Tod erwartet . . . . . .

„Diana ist nicht todt," erwiederte ich. „Sie lebt! Sie wird nicht sterben, die Wärme beginnt sie wieder zu sich zu bringen."

„Desto schlimmer," versetzte Solbioski bitter. — „Es wäre ihr besser, gestorben zu sein, denn wir können nichts weiter thun, als durch grausame Hülfe ihren Todeskampf verlängern. — Womit willst du sie ernähren?"

„Allmächtiger Gott!" rief ich aufspringend und mit großen Schritten in einem Anfall von Wahnsinn und Schrecken den Saal durcheilend, — „ist denn die Vorsicht taub wie das Nichts!! Keine Rettung für Diana!" —

„Und keine Rettung für uns," entgegnete Solbioski, dessen Grabesstimme neben der meinen tönte, wie die düstere Antwort des Trappisten: „Bruder, wir müssen sterben!"

Meine Hände krampften sich, herabhängend auf meinem Kleide. — Es war mein Reiserock; eine der beiden Taschen hemmte meine Finger.

„Gottlob!" rief ich wie berauscht, „sie wird nicht sterben! Ich habe es wohl gesagt. — Gepriesen seist du Honorina. Arme Honorina, der Himmel

sehne dich. — Gütiger Gott, vergieb. — Heilige Honorina, bitte für uns! . . . . . "

„Was sagst du, Freund? — Die Verzweiflung verwirrt deine Vernunft. — Du redest irre. — Beruhige dich."

„Heilige Honorina, bitte für uns! — Diana wird nicht sterben. Hier ist Feuer, Wasser, ein Gefäß — und Speise."

Was hierauf erfolgte, braucht nicht erzählt zu werden. Unser Erstaunen, unsere Gefühle lassen sich nicht beschreiben, eben so wenig als der Eifer, mit welchem wir uns beeilten, Diana zu Hülfe zu kommen. — Nach Verlauf einer Stunde schlug ihr Puls wieder, langsam, aber regelmäßig; ihr in den Adern neu belebtes Blut war wieder in ihre bleichen Lippen getreten, ihr Mund athmete, ihr Herz klopfte unter meiner Hand, ihre Augen öffneten sich und blickten starr um sich, dann hefteten sie sich einen Augenblick auf mich, ohne daß sie Ueberraschung ausdrückten, und schlossen sich wieder mit einem Seufzer.

Ich errieth nur zu wohl, was sie gesucht, und zitterte zu errathen, was sie begriffen hatte.

Wir setzten unsere Bemühungen fort, um uns

ihres Lebens zu versichern, und vergaßen ganz, welche schwache Hoffnung uns blieb, den flüchtigen Hauch, den wir wieder beseelt hatten, zu erhalten. So leicht beschwichtigt trügerische Freude im äußersten Unglück die Seele des Menschen. Sie bedarf zu sehr des Glaubens an den kommenden Morgen, um sich nicht schnell der Täuschung zu bemächtigen, die ihr neue Lebenshoffnung giebt.

Diana schien jedoch seit ihrer Wiederbelebung unfähig, ein Wort zu äußern. Ihr starrer und trüber Blick, der sich halb von dem Dunkel des Todes befreit hatte, ohne dessen Ausdruck zu verlieren, strahlte keinen Gedanken, keine innere Bewegung wieder. Nur einmal drückte sie mir die Hand, indem sie die Lippen von den Nahrungsmitteln, deren sie nicht mehr bedurfte, abwendete, schloß von Neuem die Augen, jedoch ohne Schmerz zu zeigen, und schlief dann ein.

Nachdem wir den Kamin von Neuem versorgt und frische Kerzen angezündet hatten, gaben wir uns auch dem Schlummer hin. Er dauerte lange.

Ich erwachte zuerst und gerade zu rechter Zeit, denn Alles war im Begriff zu erlöschen. — Diana schlief fest und süß, wie es schien. — Ich näherte

mich ihr, soviel es nöthig war, um sie athmen zu hören, und die Wärme ihres Hauchs zu empfinden. — Dann setzte ich einen kleinen Tisch mit zwei Lichtern und der übrigen Speise neben ihr hin, und stieg, mit meiner Laterne versehen, von Neuem auf die Treppe des Balcons. Daß man gar keinen Versuch gemacht haben sollte, uns wieder zu finden, konnte ich mir unmöglich denken, nur fürchtete ich, daß die Nachforschungen bei der engen Galerie, wo man nicht leicht einen Durchgang suchte, aufgehört hatten.

Nirgends war eine Veränderung zu bemerken; Niemand war dahin gekommen. —

Die Sonne war schon jenseits des Mittagspunktes. — Der gestrige Tag, dessen Morgendämmerung wir nur gesehen hatten, mußte schön gewesen sein. — Es war noch immer Thauwetter in den Bergen. — Der Tagliamento überschwemmte seine Ufer; seine weißen Wellen schlugen an den Felsen. Das flache Land, das uns von Sankt Veit trennte, verschwand ganz und gar unter einem ungeheuren See, aus dessen Mitte der Kirchthurm wie ein unbeweglicher Mast hervorragte. Ich dachte mir, daß Fabricius an seinem Kommen verhindert worden sei. —

Solbiosli forschte nicht nach den Ursachen meiner Abwesenheit, und ich schwieg darüber, denn unsere zertrümmerte Hoffnung erfuhr er früh genug. — „Wehe, wehe," sagte er, sich auf sein Lager setzend; „hat dir die Nacht guten Rath gebracht, wie du hofftest?"

„Sie hat mir den Rath gegeben, mein theurer Freund, nur auf uns zu rechnen. Die Fallthür des Cabinets ist nicht zu eröffnen und wiche sie auch unseren Anstrengungen, so würden wir neue unübersteigliche Hindernisse finden, denn das Mauerwerk, das auf ihr lastet, birgt irgend ein undurchdringliches Geheimniß. Der kürzeste Weg ist der längste. Wir müssen jene Treppe der Verzweiflung wieder erklimmen, und dazu bedürfen wir einer Leiter, die bald gemacht ist. In den Lehnen und Armen der Stühle finden wir die Sprossen, die nur fest verbunden werden müssen, um uns nach einander zu tragen. Die Werkzeuge zur Unterhaltung des Feuers, die Mario im Winkel aufgehäuft hat, sind hinreichend zu dieser Arbeit, zu der mein Dolch und der überflüssige Bindfaden an meiner Laterne genügen, und vielleicht unsere Arme ganz allein. Was die Fallthür betrifft, so werden wir dieselbe ohne Mühe auf-

heben. — Ich habe bemerkt, daß es bei einer der Eisenstangen des Balcons nur einer geringen Anstrengung bedarf, um sie aus dem Gemäuer herauszubrechen, und einige Züge mit der kleinen Handsäge, die hier bei dem Kamin hängt, werden im Stande sein, unsere Leiter so viel zu verkleinern, als nöthig ist, die widerspenstige Thür zu erreichen. Nur Muth, denn wir dürfen keine Zeit verlieren."

„Wahrlich," entgegnete er, „dieß ist noch das letzte, das einzige Mittel, wenn der Tagliamento ausgetreten ist."

Dann setzte er sich wieder auf sein Lager, trocknete sich die Stirn und sagte erbleichend: „Mich hungert."

„Diese ersten Anreizungen des Bedürfnisses ruhen lange, ohne sich zu wiederholen, wenn man sie das erste Mal bezwungen hat; denke, daß wir in einigen Stunden befreit sein können."

Ich beeilte mich nun, die verschiedenen Fächer unserer Arbeit unter uns zu vertheilen.

Die Arbeit dauerte sehr lange. Wir waren beide gleich ungeübt, und je mehr unsere Kräfte abnahmen, desto schwieriger wurde sie. Unabhängig von der Zerstreuung, welche uns von Zeit zu Zeit Diana's

leichte Mahlzeiten gaben, deren Vorrath ich in möglichst kleine Portionen vertheilt hatte, wurden wir mitunter von Schwindel und Mattigkeit gepackt, so daß wir die Werkzeuge fallen ließen. — Endlich kamen wir doch, so gut es gehen wollte, damit zu Stande. Dann richteten wir alles im Zimmer ein, für die Zeit, welche unsere Abwesenheit, nach unserer Berechnung, dauern würde, und erreichten nach vieler Mühe, die das Tragen unserer Werkzeuge vermehrte, den Balcon.

Wer sollte es glauben! Weit mehr Stunden, als ich trotz meiner Ungeduld geglaubt hatte, waren verflossen. Die Oeffnung der Plateforme wurde durch ein neues Tageslicht, durch die aufgehende Sonne des dritten Morgens erhellt. Ich erstaunte, so viel gelitten und die Dauer meiner Leiden so schlecht gemessen zu haben. — Der Schmerz schreitet schnell.

Solbioski eilte auf den Balcon. Ich hatte dort nichts mehr zu erfahren, und blieb hinter ihm stehen.

„Der Tagliamento ist ausgetreten," sagte er, und ließ sein Haupt sinken. —

„Was kümmert uns der Tagliamento und sein Austreten?" erwiederte ich. „Wir gehen auf den Thurm, und nicht ans Ufer."

Und nun versuchte ich die lose Eisenstange frei zu machen. Gestern wäre es meinen Kräften ein Leichtes gewesen, heute leistete sie Widerstand. Das Blut stockte mir in den Adern; denn ohne Hülfe eines Hebels, waren alle anderen Vorbereitungen unseres Unternehmens nutzlos. Als ich eine weniger feste Stange suchte, ohne es Solbioski merken zu lassen, und ein wenig an den anderen rüttelte, stieß ich mit dem Fuße an einen langen harten Körper, es war eine Stange, welche die Erschütterung des Sturms oder der Zahn der Zeit gelöst hatte. Freudig bemächtigte ich mich derselben, und schleppte sie von Stufe zu Stufe, denn sie war sehr schwer. — Wir stiegen langsam hinauf, mit zögernden Schritten und oft ausruhend; denn es fehlte uns sogar der Muth uns zu befreien. Dann setzten wir uns einige Augenblicke auf den Stufen unter der Wendeltreppe hin, um die Leiter abzusägen, damit sie nur bis zur Fallthür reichte. — Den übrigen und längsten Theil derselben ließen wir auf dem Erdwall der letzten Mauer und erkletterten dann die Spitze.

Wir setzten uns wieder hin, umarmten uns, und suchten uns gegenseitig Muth einzuflößen; denn das that uns Noth.

Endlich mit dem Rücken gegen eine Wand gedreht, von wo aus unser Hebel, in jeder Rücksicht mit Bequemlichkeit wirken konnte, stellten wir uns auf unserer Leiter fest. Wir beugten unsere Schulter unter der Eisenthür, die uns vom Himmel und vom Leben trennte, und allmählig die spitze Stange hineindrängend, da wo die Ränder der Fallthür schlecht in den Rahmen paßten, drückten wir mit aller Gewalt der Hoffnung oder der Verzweiflung auf das entgegengesetzte Ende.

Das Gewerke knarrte wieder wie das erste Mal; die Fallthür öffnete sich so weit, als nöthig war, um Jemanden durchzulassen; das Volllicht des Morgens drang zugleich mit der frischen und reinen Luft dieser Höhe in den Thurm. —

„Wir sind gerettet!“ rief ich. — „Noch einen Augenblick, und wir sind gerettet.“

In demselben Augenblicke stürzten alle Steine, welche die Fallthür umgaben, mit fürchterlichem Lärm, durch die Bewegung erschüttert, auf dieselbe herab; sie fiel wieder zu wie mit einem Donnerschlage, und schleuderte uns heftig auf die Steinplatte hin.

„Wir sind nicht gerettet,“ sagte Solbieski, die

Arme um mich schlingend; „ich hatte wohl wahr geredet; verloren sind wir!“

Wir verharrten eine Zeitlang im Stillschweigen bei dem Geräusch der Trümmer, die sich über unserem Haupte häuften, denn die Erschütterung hatte sich den wankendsten Theilen der Brustwehr nach der Seite, wo sie sich der senkenden Spitze des Thurms zuneigte, mitgetheilt, und die Steine rollten und stürzten noch immer hinab.

Ich glaubte, ohne es zu fürchten, sie würde ganz und gar zusammenbrechen und uns vernichten. — Aber der Lärm hörte endlich auf, und nur der Grund des Gebäudes dröhnte ihn noch wiederhallend nach. Der Thurm zitterte einen Augenblick gleich einer Pappel, deren Gipfel vom Blitz getroffen ist. — Dann war Alles wieder still und unbeweglich.

Unsere, glücklicher Weise geschlossene Laterne war nicht erloschen von der Erschütterung. Ich ergriff sie wieder mit anscheinender Sicherheit, über welche ich mich mühevoll selbst täuschte, und sagte zu Solbiesky, seine Hand fassend: „Komm, noch ist zum Verzweifeln keine Ursache. Man muß das Vorgefallene im Schloßhofe, in den Bruchstücke der Mauer gestürzt sind, bemerkt haben, und durch diesen Umstand

die Gefahr, in der wir ſchweben und unſere Anſtrengungen errathen. Sei überzeugt, daß jetzt ſchon, wo ich mit dir davon rede, die untere Fallthür geöffnet iſt. Komm, im Namen Gottes, der uns nicht verlaſſen wird."

Solbioski ſah mich mit einem Blick an, in welchem ſich ſchmerzlicher Unglaube und trüber Spott ſich vermiſchten. — Ich wandte die Augen ab und zog ihn mit mir zur Wendeltreppe hin.

Wir ſtiegen hinab, ohne ein Wort zu wechſeln. Unſere Leiter reichte bequem bis zur erſten Mauer, trotz des davon abgelöſten Stückes, das wir oben gelaſſen hatten. — Aber bei der zweiten Unterbrechung der geraden Treppe war ſie viel zu kurz. Dieſer Uebelſtand wäre leicht vorherzuſehen geweſen, hätten wir überhaupt daran gedacht, daß wir zurückkehren müßten. Nur mühſam ließen wir uns an den Händen, nach langer ſchüchterner Vorſicht, herab. Endlich gelangten wir, wie zu einem Zufluchtsort, zu dem unerſteiglichen Balcon.

Es war Nacht. Der von Nebeln verhüllte Mond warf nur ein ſchwaches Licht, aber er näherte ſich ſichtlich ſeinem Untergange; der Wind von Bora wehend, hatte die Temperatur kälter gemacht, und

auf einige Tage das Uebertreten des Flusses gehemmt, die schnellen Wolken schütteten einen schneidenden Nachthau über uns. Ich wagte mich darüber zu freuen, mit der ganzen Kraft, welche mir blieb, um noch ein Gefühl der Hoffnung auszudrücken.

— „Es ist kalt," sagte ich; „der Schnee wird nicht mehr schmelzen; der Tagliamento entfernt sich; das Ufer ist frei. — Wenn Fabricius nicht schon heute angelangt ist, so kommt er doch gewiß morgen." —

— „Und was wird er uns helfen, wenn er morgen kommt?" erwiederte Solbioski, ohnmächtig mir in die Arme sinkend. —

Ich bemühte mich Anfangs vergeblich, ihn wieder zum Leben zurückzurufen, das ihn ganz verlassen zu haben schien. — Endlich kam er einen Augenblick wieder zu sich, aber seine Kräfte schwanden von Neuem. Allmählig wechselten diese beiden Zustände in fast gleichen Perioden. Ich sah ein, daß mich ein gleiches Uebel bedrohe, und daß es die höchste Zeit sei, um zu dem uns noch so entfernten Gemache Diana's zu gelangen. — Mit Schrecken berechnete ich die Entfernung bis dahin. — Das Licht in der Laterne war dem Verlöschen nah, denn ich hatte am Morgen nicht daran gedacht, mich nöthigenfalls

auf die Rückkehr, die ich für ganz unmöglich hielt, zu versorgen. So eifrig ich endlich auch früher physiologische Studien getrieben, so war ich doch ganz unwissend hinsichtlich der Frage, wie lange es ein Mensch ohne Nahrung aushalten könne. Ich wunderte mich, daß ich noch lebte.

Ach, es ist mir leicht, euch das Einzelne dieser unglückseligen Wanderung zu verschweigen, aber ich würde umsonst euch in dem Errathen zu hindern suchen: Ihr erinnert euch des engen Ganges, der mehr für Schlangen als für Menschen gemacht zu sein schien; der anderen engen Wendeltreppe, die nur in ein Grab zu führen schien. Dahin werdet ihr, auch ohne mich, in euren Gedanken zwei Sterbenden folgen, welche sich mühselig durch Räume, welche fast undurchdringlich für die Stärke, die Gewandtheit und Geduld sind, hindurch winden. Wie lange das dauerte, wer kann es sagen? Wie oft wiederholten wir erschöpft von einer Ermüdung ohne Ziel und Hoffnung: Es ist genug. Wie oft verdoppelten wir unsere Anstrengungen, beseelt durch eine unbekannte Kraft des Geistes, welche die Liebe zum Leben einflößt, um ohne Erfolg die Schwelle eines andern Grabes zu erreichen! Endlich gelangten

wir, bald gehend, bald kriechend zu der Vorhalle, in welcher die Todte lag, als unser Licht noch einmal aufflackerte und dann erlosch.

„Sind wir angekommen?“ fragte Selbiosky sich auf den Boden legend. „Warum sehe ich nichts mehr?“

„Wir sind noch nicht da,“ erwiederte ich, „und wir haben kein Feuer mehr, „aber ich finde den zweiten Eingang leicht, wenn ich mit der Hand an der Mauer entlang tappe. Warte hier auf mich, mein Bruder.“

Wankend schleppte ich mich nur an den kalten Wänden hin, von Zeit zu Zeit auf die Kniee sinkend, um auszuruhen und Athem zu schöpfen.

Ein hervorstehendes Geräth brachte mich aus meiner Richtung. Unfähig, ihm in seiner ganzen Länge zu folgen, ohne mich zu stützen, streckte ich die Hände aus, um die Mauer, welche nah sein mußte, zu erreichen; ich suchte sie vergeblich, ein schrecklicher Gedanke fuhr mir durch den Sinn, ich trat fehl, und fiel auf den Leichnam. —

„Bist du da?“ rief Selbiosky. — „Hast du den Vorhang wieder fallen lassen? Warum sehe ich nichts?“

„Noch bin ich nicht da," erwiederte ich, bebend wie Espenlaub; „warte nur, Joseph, warte."

Ich setzte den gräßlichen Weg in dem schaudervollen Dunkel, das die schwärzeste Nacht auf Erden noch nicht erreicht, fort. Nach langer Zeit wich der Vorhang endlich unter meiner Hand; ich zog ihn rasch fort. — — Alles Feuer war erloschen.

„Warum hast du den Vorhang zugezogen?" sagte Solbieski. „Du bist dort, und ich sehe nichts. — Ach! willst du mich verlassen?"

Ich entgegnete kein Wort. Eine Minute Verzug konnte unsern Untergang herbeiführen. — Mich rechts und links an den Betten stützend, auf welchen wir die verlebte Nacht verbracht hatten, näherte ich mich dem Kamin und durchwühlte es mit beiden Händen.

„O, ein Glück," rief ich entzückt, „das noch ....."

„Ist die Fallthür geöffnet?" versetzte Solbieski. — Die Fallthür ist geöffnet, Marime, verlaß mich nicht!"

— „Ein Funken, mein Freund, ein Funken und Kohlen!" — und das Zimmer ward hell. —

Ich glaubte ins Leben zurückzukehren; ich führte oder schleppte vielmehr meinen armen Joseph, der schneller als ich sich dem Tode zu nähern schien, nach dem Bett. — Dann ging ich zu Diana; ihre

Augen waren, wie gewöhnlich, geöffnet und starr, aber glänzender, glühender, leuchtender; ihr Gesicht brannte, ihr Puls schlug heftig.

„Hat sie Alles gegessen?“ sagte Sobieski, sich mühsam auf den Händen aufrichtend.

„Ja,“ antwortete ich, „Alles; aber das Fieber schützt vor Hunger; die gemeinen Leute sagen, das Fieber nährt.“ —

Er sank wieder zurück auf sein Lager. —

Ich wollte noch ein Mittel versuchen, die Aufmerksamkeit der Schloßbewohner, wenn anders noch welche da waren, rege zu machen. Aber ich fürchtete, es möchte auf Diana einen lebensgefährlichen Eindruck machen, wenn sie ganz unvorbereitet davon erweckt würde. Mit lauter Stimme, so daß Sobieski Alles deutlich hören konnte, unterrichtete ich sie von den Einzelnheiten unserer Lage, indem ich sie den Namen abwesender Freunde, von denen wir unsere Befreiung erwarteten, errathen ließ, damit sie sich wenigstens in Gedanken damit trösten könnte, daß Mario noch lebe. Sie sah mich während dessen starr und unbeweglich an, als wenn sie mit Nachdenken Acht gebe. Anfangs glaubte ich das, aber als ich zu reden aufhörte, antwortete sie auf keine

Weiſe, ſondern drehte ſich um und ſchien wieder einzuſchlafen.

Ich nahm nun aus Solbioski's Gürtel deſſen Piſtolen, begab mich wieder zu der Fallthür des Kabinets, und ſchoß beide zugleich ab. — Nach einer Weile wiederholte ich dieſen Verſuch mit den meinigen, und gab genau Acht, ob ſich nichts jenſeits rege; mir war wirklich, als höre ich ein verwirrtes Geräuſch von Stimmen und Tritten; aber ſeit den letzten zwei oder drei Tagen hatten meine Gehörnerven ſo gelitten, indem ich ſo oft ein ſolches Brauſen zu vernehmen glaubte, daß ich krankhafte Täuſchungen dieſer Art von der Wirklichkeit nicht zu unterſcheiden vermochte.

Ich wollte indeſſen dieſe Gelegenheit, gehört zu werden, benutzen. — Ich hob einen Fichtenklotz auf, um noch einmal damit an die Fallthür zu ſchlagen; aber als ich ihn einige Fuß hoch gebracht hatte, entfiel er mir, und als ich mich darnach bückte, war er mir zu ſchwer geworden, ich mußte ihn liegen laſſen. —

Mit wankenden Schritten ſchleppte ich mich zum Kamin zurück, um unſer Todtenfeuer zu erneuern. Was uns an Holz und Lichtern geblieben war,

wandte ich dazu an, denn ich wußte, wir bedurften weiter nichts mehr. — Eine, vielleicht mehrere Stunden verflogen während dieser Arbeit; ich wandte eben so viel Zeit an, um mich auf das Sterbetuch zu legen, in das keine Menschenhand mich einhüllen würde. — Es war für immer vorbei.

Golbloski wandte sich nach mir um, und sagte mit brechender Stimme: „der wievielte Tag ist der heutige?“

Meinem Dafürhalten nach war es der Fünfte, welcher anbrach, aber ich antwortete nicht.

Von nun an theilte sich die Zeit in unglaubliche Leiden und tiefe Ohnmachten, in welchen ich zu sterben glaubte. Dann kamen wieder Augenblicke, wo Alles einen phantastischen, wunderlichen Anblick gleich den Decorationen eines Theaters, oder den Erscheinungen im Schlummer annahm; die Schatten der entfernten Mauern bewegten sich, lösten sich, vermischten sich mit seltsamen riesenhaften Gestalten, verschlangen sich, und drehten sich verwirrt und heulend um mich herum. — Die Flammen der Kerzen sprangen so hoch, daß ich ihnen nicht folgen konnte. Bekannte Stimmen flüsterten wie Geisterhauch in mein Ohr, oder lachten höhnisch und beleidigend

digend über meinem Haupte. Schloß ich die Augen, um mich dieſen Gaukeleien zu entziehen, ſo verlängerte ſich das letzte Bild, das eine unerklärliche Verkettung von Ideen meinem Geiſte zugeführt hatte, bis ins Unendliche in meinen Gedanken. — Es war ein beſchränkter Geſang, ein monotoner Refrain, ein griechiſcher oder lateiniſcher Vers mit ermüdender Melodie, die Wiederholung eines Virelai oder einer Redondilie, welche ſich eigenſinnig für die Ewigkeit ſchien an mich heften zu wollen, gleich jener ſchrecklichen Bremſenart, welche immer mit unfehlbarer Genauigkeit an dieſelbe Stelle zurückkehrt, von der man ſie verjagt hat.

Mitunter verfiel ich aus wahnſinnähnlicher Ohnmacht in Schlaf, und dann änderte ſich die Scene auf ſeltſame Weiſe. In meinen Träumen zeigten ſich mir Luft, Sonne, Frauen und Blumen. Ich befand mich plötzlich in fröhlichen Verſammlungen, wo man ſich nur mit Vergnügungen und Feſten beſchäftigte. Reiche Tiſche waren mit köſtlichen Speiſen beſetzt, deren ich mich bemächtigte, und die ſich auf meiner Zunge in geſchmackloſen oder bitteren Sand verwandelten. Honorina zeigte ſich überall mit ihrem kleinen, mit appetitlichen Bandnudeln

gefülltem Korbe. — „Kaufen Sie doch, lieber Herr, sagte sie, „meine guten Bandnudeln und meine feinen Bandnudeln von Padua; man kann sie gelegentlich brauchen, und bessere finden Sie nicht in Codroipo.“ — Aber wenn ich mich der Nudeln bemächtigen wollte, so konnten meine Hände sie nicht erreichen, und meine schwammigen Zähne sie nicht zermalmen.

Dann riß ich mich plötzlich aus meinen Träumen auf bei herzzerreißendem Klaggeschrei, das noch lange während meines Wachseins fortdauerte.

„Was ist das?“ rief ich einmal mit aller mir gebliebenen Kraft.

„Nichts,“ erwiederte Solbioski. — „Wahrscheinlich Fräulein von Marson im Sterben.“

„Gott,“ rief ich, „erbarme dich unser! Heilige Hermine, bitte für uns.“

Die auf diese Weise verbrachte Zeit läßt sich gar nicht berechnen; denn zuweilen war mein Schlaf auch finster und lang. Ich erinnere mich, daß ein Augenblick eintrat, wo ich, die Augen öffnend, keine Helle mehr erblickte. — Es war diese letzte Nacht, die verhängnißvolle eingetreten, welche ich vorhergesehen, und mit soviel Sorgfalt am gestrigen und vorhergehenden Tage zu verzögern gesucht hatte. Es

war meine letzte Finsterniß. Ich wollte aufstehen; ich konnte nicht.

„Das ist gut," sagte ich leise zu mir. — „Nun ist's vorbei. — Das ist der Tod." — Ich legte mich zurecht, um zu sterben; aber als ich versuchte, meinen Arm auszustrecken, um mein Haupt darauf zu legen, berührte ich einen fremden kalten Arm.

„Wer ist da?" murmelte ich schaudernd, als ob das Zusammentreffen mit einem Mörder mich hätte erschrecken können. — Ein Mörder, ach es hätte keinen so grausamen Mörder gegeben, der nicht sein Brod mit mir getheilt hätte.

— „Ich bin's," erwiederte Solbioski, dessen früher gelähmte Kraft sich länger als die meinige erhalten hatte. — „Zittre nicht, fürchte dich nicht; ich will dir nicht weh thun. — Ich brauche nur deinen Dolch."

— „Was willst du damit? — Glaubst du, daß sich hier irgendwo Menschen versteckt haben?"

„Nein. — Hier sind nur Leichen; aber einer ist hier, dessen zähes Leben mich ermüdet, und den ich das Recht habe mir vom Halse zu schaffen. — Gieb, gieb deinen Dolch und trinke mein Blut; man sagt, Blut nähre und erhalte. — Wer weiß, vielleicht ist

der Tagliamento in sein Bett zurückgetreten; vielleicht ist Herr Fabricius wieder gekommen."

Ich warf meinen Dolch so weit von mir, als ich nur immer vermochte, denn ich war überzeugt, Keiner von uns würde ihn holen. — Uebrigens hatte ich denselben Gedanken gehabt.

„Mein Bruder," sagte ich weinend; „du liegst auf dem nackten Stein, komm zu mir, komm, mein Joseph, verlaß mich nicht. — Gott erbarme dich unser!"

Ich weiß nicht, ob ich ihn zu mir zog oder mich ihm näherte, aber wir berührten uns.

„Honorina," rief er, „arme Honorina; junge Braut, die du an deinem Hochzeitschmucke arbeitest. — Sie ist so gut, so schön. — Und du, Maxime, den ich so liebte und den ich nicht mehr sehen werde. O, wenn der Tag uns nur noch ein einziges Mal bestrahlt hätte. — Aber es ist zu weit von hier und der Balcan zu hoch .... Niemals, niemals!"

Ich war von einem betäubenden Schwindel ergriffen. Als Joseph nicht mehr redete, suchte ich mich ihm zu nähern, um zu erfahren, ob er noch athmete. Er wandte sich mit furchtbarem Stöhnen von mir. — Ich hörte schwankendes Geräusch: es entschwand mir wieder, als sei es nicht gewesen. —

Ich versuchte zu lauschen. — Endlich verlor ich alle Denkkraft und versank wieder in Träume. Ich sah die Festlichkeiten von Neuem, die ich verlassen hatte, und die kleine Onorina, die ihre Bandnudeln ausrief, und die heilige Honorina, die mir ihre Arme entgegenstreckte und Pordenone's Gemälde. —

Aber das Geräusch kam immer wieder. Arbeiter mit Axt und Säge, das Brausen des Tagliamento; Onorina, die ihre Nudeln ausrief. Alles durcheinander. — Dann schlief ich ein. —

Als ich aufwachte, sagte ich zu Solbiosky: „Schläfst du?“ Er antwortete nicht.

Meine Starrsucht nahm immer mehr zu. Ich verlor das Bewußtsein der Zeit, des Ortes, meiner Selbst. — Ich fragte mich vergeblich: Wo bin ich? und mein Gedächtniß war ein Abgrund, in welchem ich mich nicht zu finden vermochte.

Endlich dachte ich gar nicht mehr. — Das Gehör allein trug mir noch unvollständige und verwirrte Empfindungen zu: Geschrei, Klagen, Brausen von Wasserfällen und Sturmwinden. Ich versuchte durch Wimmern und Schreien zu antworten, aber die Stimme versagte mir.

Für so verbrachte Stunden hat die Zeit kein Maaß. Als sie vorüber waren, befand ich mich irgendwo, wo das Licht des Tages eindrang. Es war vielleicht an einem Morgen. Ich schloß die Augen gleich wieder, denn die Sonne verletzte sie. Mein Mund war weniger heiß, meine Organe weniger leidend. Kräftige Flüssigkeiten erquickten meinen Gaumen; ich schmeckte sie noch. Ich fühlte wenigstens meine Leiden, und bildete mir ein, daß ich lebe.

„Das ist besser," sagte ich zu mir selbst; „so möchte man bleiben und so sterben."

Ich blickte wieder hin, weil ein neuer kräftiger Trunk mich noch einmal belebte. Es war ein seltsames Schauspiel. — Ein so weiter Saal, in welchem ich nie aufgewacht war, weder in meines Vaters Hause, noch im Wirthshause, weder in der Kaserne, noch im Gefängnisse. Vorzüglich setzte mich der Boden in Erstaunen. — Er war ganz aufgeworfen und mit verstreuten Steinen bedeckt; nur in der Mitte befand sich eine große Oeffnung, die mit einem Keller in Verbindung zu sein schien.

„La Torre Maladetta," rief ich, „die Fallthür ist geöffnet; Diana, Joseph, Anna kommt, ich habe

einen Weg gefunden. O, zögert nicht zu kommen, es sind schon so Viele gestorben."

„Niemand ist gestorben als Anna," erwiederte der Doktor Fabricius, der zu Haupte meines Bettes stand. „Es war zu spät."

„Fabricius, mein Freund, mein Vater," rief ich, seine Hand ergreifend; — „und Diana und Joseph?" —

„Sie leben. — Aber du bist jetzt hergestellt," fuhr er fort, „und ich kann mich mit Dir verständigen. Ich muß es, denn die Zeit drängt. Du wirst später die Hindernisse erfahren, die Deine Befreiung verzögerten. Heute würden wir nur kostbare Augenblicke dadurch einbüßen. Die Hoffnungen der Welt sind in wenigen Tagen vernichtet worden. Glänzende Ereignisse haben die Anhänger und die Heere Napoleons berauscht. Die Unabhängigkeit der Völker ist nicht verloren, sie wird es ohne Zweifel nie sein; aber meinem Alter ist es vielleicht nicht aufbewahrt, ihren Sieg zu erleben. Auf mein und Josephs Haupt ist ein Preis gesetzt. — Bei dem ersten Schein der Rettung beeilte ich mich, ihn an einen sicheren Ort bringen zu lassen, von wo er Deutschland erreichen kann. Noch gehört es nicht gänzlich

dem Tyrannen. Die Torre Maladetta wird sehr bald untersucht werden; ich durfte sie nicht eher verlassen, bis du dem Leben zurückgegeben warst. Der Augenblick unserer Trennung ist da, fühlst du die Kraft abzureisen?"

„Joseph, mein Joseph! er hatte mir gesagt, wir würden uns nie wiedersehen. — Und wo ist Diana, mein Freund?"

„Diana wird leben. — Die Zeit, mächtiger als meine Hülfe, wird sie wahrscheinlich von der Starrsucht und dem Stumpfsinn heilen, von welchem sie noch ergriffen ist. Kein Wort entschlüpfte ihrem Munde, kein Gefühl zeigte sich auf ihrem Antlitz, selbst nicht, als die neue Kammerfrau, die ich ihr gab, ihr heute Morgen das Trauerkleid brachte, das sie als Wittwe und Waise tragen muß. — Ich wachte auf diese Erschütterung, da alle meine Mittel nicht anschlugen. — Nur als ich ihr den Vorschlag machte, sich bis auf Weiteres nach der Annunziata zu Venedig, wo sie Landsleute hat, und wie ich glaube, Verwandte, zu begeben, schien sie mir mit einem Zeichen der Einwilligung zu antworten. Seitdem hat ihre heftige und ängstliche Unruhe häufig das dringende Bedürfniß zu erkennen gegeben, diesen

Thurm' zu verlassen, der so viel gräßliche Erinnerungen in ihr wecken muß. — Aber laß uns von dem reden, was dich persönlich betrifft. — Der Wunsch, den Mario bezeugte, dich hier wieder zu sehen, wird leicht erklärt durch eine Mittheilung, welche du Solbiosky machtest, und dieser mir. Der Anblick dessen, was er sein Glück nannte, der unglückliche junge Mann war das Geringste, womit er sich für deine großmüthige Freundschaft erkenntlich zeigen konnte. Es hatte sich noch ein anderer Grund zu diesem gesellt, nach einem Briefe Chasteler's zu urtheilen, der ihn beauftragt, dich zu benachrichtigen, daß dein Arrestmandat in Frankreich aufgehoben, und daß die venetianische Behörde bereits davon in Kenntniß gesetzt sei. Kein neues Faktum hat dich seitdem kompromittiren können, und Nichts steht deiner Rückkehr in die Arme deines Vaters im Wege. Deine Sicherheit, wie dein Glück verlangen es, denn fände man dich in der Torre Maladetta, wo so gräßliche Umstände deinen Aufenthalt verbargen, so würdest du nicht dem Bann entgehen, welcher ihre letzten Bewohner trifft. — Ich weiß, was du mir sagen willst, aber dieser blinde Beweis einer unnützen Hingebung würde nur einen Unglück-

lichen mehr in unser Unglück verwickeln. Uebrigens hast du heute eine heilige Pflicht zu erfüllen. Diana's Zustand erlaubt nicht, daß man sie sich selbst überlasse, um ihren letzten Zufluchtsort zu erreichen, und wo könnte ich bei der traurigen Sorge um meinen Angehörigen einen treueren Freund, als dich, für sie finden? Suche also dir durch eine reichlichere Mahlzeit die nöthigen Kräfte zu verschaffen, und halte dich bereit, heute Abend nach Sonnenuntergang, um vor den Spionen sicher zu sein, mit ihr abzureisen. Du findest ein Fahrzeug bereit in Portugruaro und Diana wird im Kloster erwartet."

„Und nun, sagte er, mich an sein Herz drückend, „nun geh und laß mich meine Maßregeln treffen, ohne unsere Trennung noch durch ein langes Lebewohl zu erschweren. So alt ich auch bin, ich gebe die Hoffnung nicht auf, dich wiederzusehen; was aber kommen möge, erhalte dein Herz deinen Freunden und dein Leben der Freiheit."

Sobald es gänzlich Nacht war, denn der Mond schien nicht, benachrichtigte mich ein Diener des Doktors, daß der Wagen bereit sei, und geleitete mich hin. Ich stieg ein, und setzte mich zwei Frauen gegenüber, die ich nicht unterschied. — Zwei Stun-

den später waren wir zu Portogruaro, und einige Minuten nachher schwammen wir auf den Lagunen. Ich hatte Diana die Hand geboten, um sie in das Schiff zu führen; sie drückte sie heftig, und ließ sie nicht wieder los. — Sie sprach kein Wort, aber sie seufzte und starrte vor sich hin, sich mir mitunter zitternd nähernd, als wenn eine plötzliche Furcht sie ergreife. Nicht ohne Schauer kann ich an diese Augenblicke zurückdenken; es war mir, als wären wir zwei Sch. ten auf dem Nachen der Unterwelt, welche ein vorhergesprochenes Urtheil zu verschiedener Bestimmung verdammt hat, und die sich auf ewig trennen sollen. — Dennoch schlief ich vor Ermattung ein bei dem monotonen Ruderschlage, und dem melancholischen Gesange der Schiffer.

Ich erwachte nur in dem Augenblicke, wo die Bewegung der Wellen uns anzeigte, daß wir uns auf offener See befanden. Die Sonne, welche ich nie wiederzusehen geglaubt hatte, war schöner, als ich sie je erblickte. — Der Azur des Golfes breitete sich unter ihr aus wie ein zweiter Himmel, und Venedig mit seinen hohen Zinnen, Thürmen, Kirchen und Gebäuden strahlte, von ihr beschienen, als wäre es ihr Palast. Die unermeßliche Wasserfläche glich

einem großen Vorhofe von Lapis Lazuli vor der Wunderstadt. Ich glaubte noch zu schlummern, denn ich hatte fast vergessen zu leben und das Leben zu genießen.

Diana's Hand ruhte noch immer in der meinen, und ich wandte mich zu ihr, um zu sehen, ob sie mein Entzücken theile und bei diesem herrlichen Anblick der Natur gleich mir zu neuem Dasein erwache. — Ihr starrer Blick verrieth die schweigende Verzweiflung, die ich schon in der Torre Maladetta darin gelesen. Ich erinnerte mich, daß sie deutlich unter den mit rosigem Scheine erleuchteten Gebäuden ihre väterliche Wohnung erkennen könne, daß vielleicht vor drei Monaten dasselbe Fahrzeug mit ihr die Fluthen durchschnitten habe, um sie, von Liebe hingerissen, zu Marius zu bringen. — Alles dies trat lebhaft vor meine Seele; ich unterdrückte meine thörichte Begeisterung; ich hörte auf, glücklich und entzückt zu sein, und sank mit unbeschreiblicher Angst in die trübe wirkliche Welt zurück.

Ich hatte die Hand zurückziehen wollen, aber Diana hielt sie fest. Ich blickte sie an, und glaubte ein schmerzliches Lächeln über ihr Antlitz, wie ein Blitz über eine Wolke ziehen zu sehen.

Wir landeten mitten unter dem unruhigen Treiben der Strandbewohner.

„Ach," sagte ein Nicolotto, der am Ufer stand und auf eine Last wartete, „das ist die Galeote des braven Cinci, die er für sein Geld den armen Schiffern von Gruaro kaufte. — Aber der brave Cinci ist nicht mehr darin."

„Schweig," rief ich ihm zu, so daß ich seine Stimme bedeckte, und drückte ihm eine Zechine in die Hand. „Nimm die Packete, die man dir geben wird, und trage sie nach Annunziata, aber sprich nicht, bei Deinem Leben."

Glücklicher Weise war Diana's Aufmerksamkeit abgeleitet worden durch die eifrige Sorgfalt der beiden Laienschwestern, welche seit Tagesanbruch sie erwarteten, und nicht müde wurden, die Heiligkeit ihres Klosters zu preisen, seitdem sie erfahren hatten, daß Diana wahnsinnig und stumm sei.

Sie gingen vor uns her, bis an die Schwelle des frommen Hauses sich mit ihrem Rosenkranze beschäftigend. — Das Thor ward geöffnet, und wir feierlich in das Sprachzimmer geführt.

Die Aebtissin war eine Französin. Sie war schön gewesen unter allen den jungen und schönen

Zeiten der Emigration, und ihr Name, der nur noch auf ihrem Grabe geschrieben steht, arme Clara..... würde allein zu ihrem Rufe hinreichen, wenn solche Tugenden noch etwas mit der Welt gemein hätten. Sie faßte mich mit Zärtlichkeit bei den Händen, obwohl andere Nonnen zugegen waren, denn wir hatten uns als Kinder gekannt.

„Ich weiß Alles, theurer Maxime," sagte sie, „was Ihnen unsere vielgeliebte Schwester verdankt. Sie werden eines Tages Ihre Belohnung finden, wenn Sie sie im Himmel suchen. — Leben Sie wohl."

Während dieser Zeit hatte mich Diana aufmerksamer angesehn, als wenn sie jetzt erst mich wieder erkennen lernte, und war dann in ihr Sinnen zurückgesunken. — Ich entfernte mich langsam. —

„Maxime, Maxime!" rief sie endlich mit deutlicher und starker Stimme: „lebe wohl, Maxime, auf immer, lebe wohl!"

In demselben Augenblicke schlossen sich zwei Thüren; diejenige, welche sie in diesem Hause des Friedens und der Ruhe aufnahm, und diejenige, welche mich zu den Unruhen der Welt führte.

Ich ging in der Sonnenhitze, ohne Zweck, fast

ohne Gedanken. Meine Stirn brannte. — Verwirrte Ideen drängten sich in mir; meine schwachen Füße trugen meinen Körper kaum. — Als ich in meinem gewöhnlichen Hotel ankam, sank ich hin vor Ermattung und Schmerz, und verlor die Besinnung.

Ich brachte die drei folgenden Monate abwechselnd in den Delirien und der moralischen Unthätigkeit eines ataktischen Fiebers zu. Später erst erfuhr ich durch Vergleichung des Datums, wie lange es dauerte. Ich erinnere mich nicht mehr daran.

Endlich war ich im Stande, Venedig am 16. Juli zu verlassen. Meine Kräfte waren noch weit von völliger Herstellung entfernt, aber ich eilte, mich den grausamen Eindrücken zu entziehen, welche alle mich umgebenden Gegenstände auf meine Seele machten. Ich ging um 10 Uhr aus, obgleich die Einschiffung erst zur Mittagszeit Statt finden sollte.

Nach alter Gewohnheit setzte ich mich vor dem Café Florian in der Gallerie des Thurms hin, und forderte Chocolade.

Es waren viele Leute dort; man las eifrig die Zeitungen, und obwohl meine große Schwäche mich mich an strenger Aufmerksamkeit hinderte, so gab ich

auch oberflächlich Acht auf das, was ringsum vorging. — Seit hundert Tagen war ich zu jener merkwürdigen Zeit, wo jede Stunde etwas Neues brachte, so unbekannt mit den Weltbegebenheiten geblieben, als hätte sich die Fallthür der Torre Maladetta mir nicht wieder geöffnet. Ich wußte nur aus den wenigen Worten des Doktor Fabricius, daß die Hoffnung auf Freiheit für Deutschland wie für Frankreich geschwunden sei, und erinnerte mich jetzt zufällig daran.

Ich warf daher einen Blick auf die Zeitung; es war der Courier de Trieste des Abbé Coletti.

Man drängte sich heran, um die letzten Zeilen des Bulletin zu vernehmen. Ich hörte zu:

„Der am 6. dieses bei Wagram durch die Waffen des Kaisers errungene Sieg," sagte der italiänische Vorleser mit seiner pittoresken Betonung und seiner mimischen Deklamation, „hat für immer die Hoffnungen den Frieden Frankreichs und des menschlichen Geschlechts zertrümmert."

„Niemals hat die erhabene Gesinnung Seiner Kaiserlichen und Königlichen Majestät sich mit mehr Glanz gezeigt, als bei dieser Gelegenheit, sie hat

die Verirrungen der Völker mit Nachsicht bedeckt. — Die Gesetze werden nur die Rädelsführer treffen."

„Das Schloß, in welchem sich die Verschwornen versammelten, und das dem Cinci, genannt Marius, mit dem Beinamen des Dogen von Venedig zugehörte, ist geschleift worden. Man hat in den Souterrains viele Leichen gefunden."

„Einem schändlichen Agenten, Namens Fabricius, in welchem man aber den Illuminaten Horschmann, den Mitverschwornen von Arndt, Palm und Chasteler zu erkennen glaubt, ist es gelungen, zu entkommen. Es wird ihm nachgesetzt."

„Auf das Haupt des feigen, heuchlerischen Andreas Hofer ist ein Preis gesetzt worden. Dieses mit Verbrechen bedeckte Ungeheuer wird der verdienten Strafe nicht entgehen."

„Sein Sekretair, Joseph Solbioski, ein böhmischer Abentheurer, der sich für einen Polen ausgiebt, ist bereits ergriffen worden; Solbioski ist ein listiger, grausamer Bandit, von außergewöhnlicher Kraft. — Man wird schnell Gerechtigkeit an ihm vollstrecken."

„Solbioski," sagte ich zu mir, „Solbioski grausam und listig; die Elenden, sie wissen seinen Namen nicht einmal!" — Ich zernagte mir die Hände aus

Wuth und Verzweiflung. „O, warum starb ich nicht in der Terre Maledetta!“

„Warten Sie, meine Herren,“ sagte der Vorleser lächelnd, „hier ist noch ein kleines Postscriptum des Redacteurs:

„Heute Morgen, am 13. Juli, präcis um halb elf Uhr, ward am Ende der Spitze Sankt Andreas, der Verräther Selbioski in Gegenwart einer unzähligen Volksmenge erschossen; der Elende zeigte einigen Muth!!“

In demselben Verlage sind folgende

empfehlenswerthe Schriften

erschienen

und um beigesetzte Preise durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Victor Hugo's

sämmtliche Werke.

Deutsch

von

Adrian, Beurmann, G. Büchner, E. Duller, H. Fournier, F. Freiligrath, Ph. H. Külb, H. Laube, A. Lewald, W. Wagner, O. L. B. Wolff und Andern.

Nebst einleitender Biographie und Charakteristik

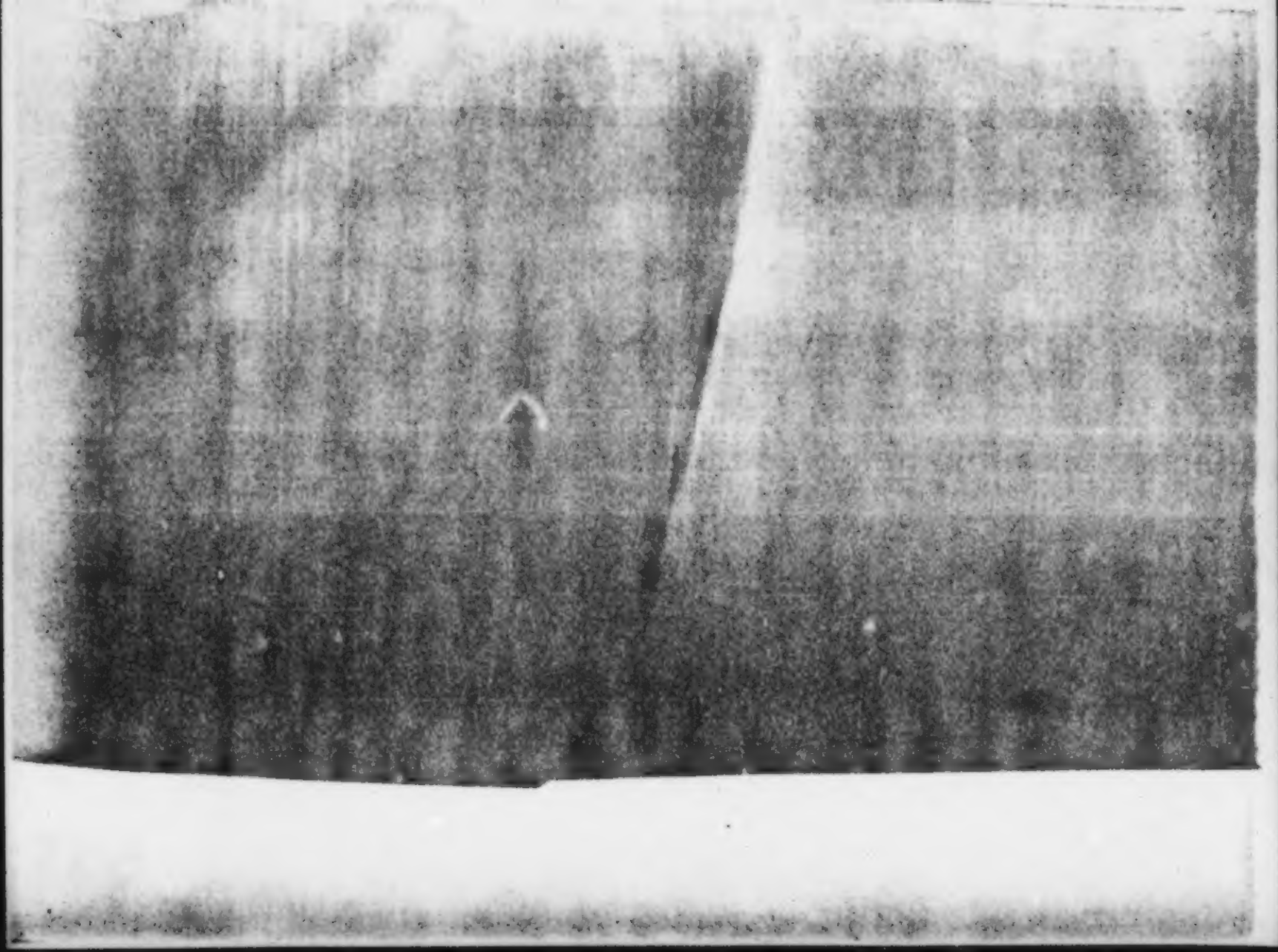
von

Dr. Adrian.

Mit dem Bildniß des Verfassers.

Wohlfeile Taschenausgabe in 15 Bänden. — Subscriptionspreis Rthlr. 5. 15 ggr. fl. 9. Rhein. fl. 8. 6 kr. C. M.

Die deutsche Sprache soll einen neuen Triumpf feiern! Weltbezwingend, universell sind die Werke des Genies; das Vaterland hat den Stolz eines solchen Besitzthumes, aber den Gewinn der Ideen, die Kunst und das Unvergängliche theilen alle Nationen. Shakspeare, [redacted] Byron sind durch klassische Uebertragungen in Deutschland einverbürgert. Noch aber entbehren wir eines Denkmals, das aus Frankreich zu uns herüberverpflanzt, sich jenen Meisterwerken an die Seite stellen darf. Wer verdiente mehr, als Victor Hugo, in deutschen Metallauten dem Gedächtnisse der Nachwelt über-



Mirabeau und Sophie.

Mirabeau und Sophie.

Ein

hiſtoriſcher Roman

von

O. L. B. Wolff

Je compte les jours où ma santé ne souffre pas, mais je ne compte pas ceux où je suis tranquille, parcequ'il n'en est pas un seul qui ne soit agité d'espérance ou d'inquiétude, de douleur ou de désir; mon âme quoique dominée sans cesse par le même sentiment est le jouet de mille sensations contraires qui s'entrechoquent et ne me laissent pas un moment de repos.

MIRABEAU.

Erſter Band.

Zweite vermehrte Auflage.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1836.

Karl Immermann

in Düsseldorf,

als ein Zeichen

wärmster und echtester Verehrung,

gewidmet

von dem Verfasser.

Vorrede

zu der zweiten Auflage.

Schon bei der ersten Auflage dieses Buches, sprach ich in der Einleitung zu demselben an einen jungen französischen Dichter, auf das Entschiedenste die leitenden Ideen, welche mir bei der Abfassung vorschwebten, aus. — Es sei mir erlaubt, sie hier kurz zu wiederholen: Ich wollte es versuchen, in Mirabeau einen Menschen zu schildern, in dessen Leben die heftigste Leidenschaftlichkeit, parallel lief, mit der größten Besonnenheit, mit einer Fähigkeit, die Folgen zu berechnen, wie sie kaum der in Staatsintriguen ergraute, kaltherzigste Diplomat besitzt. — Ferner wollte ich ein edles Weib — und das war Sophie ohne Frage — in seinen Verirrungen, deren Quelle ein reiches mit den schönsten Eigenschaften ausgestattetes Gemüth blieb, möglichst rein darstellen, und eine Zeit, in welcher allein Verirrungen dieser Art in solcher Weise ge-

schehen konnten, getreu wiedergeben. Endlich aber strebte ich danach, in hellster Beleuchtung zu zeigen, wie die Nemesis Jeden sicher ereilt, der, wenn auch in Selbsttäuschung und anscheinend guter Absicht befangen, die heiligen Bande gesellschaftlicher Ordnung und Pflicht zerreißt. —

Daß ich diese Tendenz, nicht wie ein Schulmeister, sondern wie ein Dichter, mit künstlerischen Motiven zu erreichen suchte, verstand sich wohl von selbst, denn ich hatte mir den Roman, diese moderne und für unsere Zeiten allein richtige Form breiterer epischer Darstellung, dazu als Rahmen erwählt. — Keinem gesunden Leser konnte es daher entgehn, daß mein Zweck ein hoher moralischer blieb und alle einzelnen Parthieen des Bildes, wenn auch anscheinend in höchster poetischer Freiheit sich darstellend, jenem auf das Strengste untergeordnet waren. —

Im Ganzen wurde meine Absicht von redlichen Kritikern willig anerkannt und demgemäß beurtheilt; bei dem größeren Publicum fand meine Arbeit sogar eine überaus wohlwollende Aufnahme, für die ich nicht dankbar genug sein kann. — Dagegen aber erlaubte sich, ein

obskurer Winkelrecensent, in den Blättern für literarische Unterhaltung, mein Buch zum Vehikel zu machen, um meinen Character und meine Lebensansichten auf das Frechste zu verdächtigen, und u. A. von mir zu behaupten, ich gehöre auch zu denen, die unter der Maske der Heiterkeit die Liederlichkeit predigten. — Nach einem hartnäckigen Kampfe mit dem Herausgeber und Redacteur jener Zeitschrift, dem ich übrigens das Zeugniß zu geben habe daß er persönlich sich sehr ehrenwerth dabei benahm, mußte endlich jener Herr sich nennen, und — siehe da, es war ein in der literarischen Welt durchaus unbekannter Name, dessen Träger auf einem Dorfe in der Nähe von Leipzig vegetirte, und sich ein Geschäft daraus machte, unbescholtene Männer aus dem Hinterhalte mit Koth zu bewerfen. — Mein Buch ist zu gut um ihn hier durch Nennung jenes Herrn zum Pranger herab zu würdigen; diesen Roman mochte er tadeln so viel er wollte, mit Gründen oder ohne dieselben; aber welches Recht hatte er meine Persönlichkeit, die ihm ganz fremd war, mit seinen schmutzigen Fingern anzutasten? —

Es fehlt diesem Manne nicht an Genossen seines Gelichters, denn es ist in Deutschland leider das Schicksal eines jeden Schriftstellers, der sich einiger Gunst und Nachsicht bei der Nation erfreut, Uebelwollenden wehrlos Preis gegeben zu sein, in unserer lichtscheuen Tagesliteratur, die der Unredlichkeit freien Spielraum gewährt. — Solchen zu begegnen, und so erbärmlichem Angriff wie der oben erwähnte, scharf entgegenzutreten, bin ich mir schuldig, und deshalb wurden diese Zeilen geschrieben. Mein Buch gebe ich ihnen gern Preis — es gehört der Oeffentlichkeit; meine Persönlichkeit und mein Charakter aber sind mein unantastbares Eigenthum, mein wohlerworbenes Vermögen. —

Diese zweite Auflage wurde deshalb eine vermehrte genannt, weil Sophiens Selbstmord, nach den besten Quellen, ausführlich darin erzählt wurde, wogegen sich in der ersten nur Andeutungen darüber finden, da mir die Hülfsmittel dazu erst seit 1835 zugänglich wurden.

Jèna, im Herbste 1836.

D. L. B. Wolff.

I.

Pontarlier.

Il faut bien le confesser une fois pour toutes, l'amour le plus chaste est celui qui, de degrés en degrés, arrive le moins vite du sentiment à la sensation; celui pour qui la possession n'est pas un but, mais une conséquence inévitable; celui qui ne sait pas où il va, mais qui va toujours comme un aveugle aveuglé, jusqu'à ce qu'il ait fait sa proie de sa divinité.

Emile Deschamps.

1.

Die Zugbrücke des alten Schlosses Jour ward niedergelassen; der wachthabende Invalide präsentirte das Gewehr, und stand unbeweglich, bis ein Trupp Reiter, der sich in's Thal hernieder bewegte, vorüber war. An der Spitze des Haufens befanden sich zwei Männer, welche sich durch Kleidung und Haltung auffallend von ihrem Gefolge unterschieden. Der Eine, in reicher Uniform mit militärischen Ehrenzeichen geschmückt, hatte in seinem ganzen Wesen etwas Gesuchtes. Obwohl nicht zu verkennen war, daß er seinem Range nach der Erste, und seit langer Zeit an's Befehlen gewöhnt sei, so blickte doch deutlich aus seinem ganzen Benehmen das ängstliche Streben hervor, zu imponiren und für die Hauptperson zu gelten, wo er sich zeigte. Nachlässig saß dagegen der Andere auf dem unschönen Roß, welches er an diesem Tage ritt;

seine Kleidung, obwohl den Mann von Stande ankündigend, war unscheinbar, ja beinahe abgenutzt, und eben nicht zu der Jahreszeit passend; aber aus seinem ganzen Wesen leuchtete deutlich hervor, daß er gewohnt sei, sich eleganter zu tragen, auf einem besseren Pferde zu reiten und mehr Untergebenen, als ihm und seinem Gefährten jetzt in angemessener Entfernung folgten, zu befehlen. Es war eine große, fast kolossale Gestalt, mit starken Zügen und hervortretenden Augen, in denen eine ungeheure Gluth flammte. Wenn er nicht redete, lag etwas Rohes und Unbeholfenes selbst in seinen Mienen; aber sobald er nur den Mund, ob auch nur zu wenigen und unbedeutenden Worten, öffnete, so brach, wie aus schwerer Wolke der Blitz, plötzlich der Geist fast allmächtig aus seinem Innern hervor und lagerte sich rasch über sein ganzes Antlitz; auch der kleinste Zug desselben wachte auf und zeugte von ungeheurer geistiger Kraft. — In solchen Augenblicken hätte dieser Mann einem Maler als das treffendste Modell zu einem himmelstürmenden Ti-

tanen dienen können. Jetzt hing er nachläſſig auf dem Pferde, und ſchaute wie mit ſtumpfem Blick in das Thal zu ſeinen Füßen, kaum auf die geſchwätzige Rede ſeines Begleiters achtend.

Wohlgefällig hub dieſer nach einer Weile an: Sehn Sie, Chevalier, da liegt das kleine Pontarlier vor uns. Ich darf wohl ſagen, was es iſt, das ward es durch mich; ich habe erſt das eigentliche Leben, den wahren feinen Ton hineingebracht. — Dreitauſend Einwohner, den Jura vor der Thür, die Schweiz, wenn man um die Ecke biegt, ſo zu ſagen, und in intelleetueller Hinſicht zwanzigtauſend Lieues von Verſailles entfernt. Wie ich die Ehre habe, Ihnen zu erzählen, Leben kam erſt durch mich in dieſe Maſſe; man wollte wohl, aber man konnte nicht. Provinzialadel, nichts als Provinzialadel, etwas penſionirte Robe, unter Andern der alte Präſident de Monnier, der, im Vorbeigehn, eine ſehr bildſame junge Frau hat, eine de Ruffey aus Dijon, die er ſeiner Tochter, der Valdhoans, Sie werden die famoſe Geſchichte von der Valdhoans kennen, zum Trotz

heirathete — das war Alles. — An Conzerte und Assembleen war nicht zu denken; man aß um 8 zu Abend, ging um 10 zu Bett, und sah sich nur in der Messe. — Abscheulich, wirklich abscheulich! nicht zum Aushalten. Da erzeigte man mir die Ehre, mich zum Commandanten von Jour zu machen, und ich selber machte mich zum Commandanten von Pontarlier, und brachte Leben in die Masse, Bewegung in die Steine. Ich suchte einen Mittelpunkt, das Haus des Präsidenten war das Beste, weil der Besitzer die vornehmste und reichste Person der kleinen Stadt ist, und seine kleine Frau ganz scharmant — nicht ausgezeichnet schön, aber reizend, und wenn mich nicht Alles täuscht — eine Knospe —

Und der Herr de Saint-Mauris die Sonne, der sie sich öffnen wird — unterbrach den Geschwätzigen sein Begleiter.

Nun, nun — ha, ha — Sie wissen, Chevalier, ich bin kein Fat — kein Roué — der Commandant des Schlosses Jour —

Commandirt nur Invaliden — ich weiß es — und arme Staatsgefangene, wie mich. —

Arme Staatsgefangene, wie Sie! — Nun möchte ich wissen, was Ihnen bei mir abgeht. —

Was mir abgeht — rief der Chevalier erbittert, und seine großen Augen traten Feuer sprühend aus ihren Höhlen hervor, seine Gestalt schüttelte plötzlich ihre nachlässige Haltung als etwas Fremdes, Geborgtes von sich, und sich in voller Länge emporrichtend, glich er einem Feldherrn, der die Schlachtebene überschaut, im Begriff, den Wink zu geben, nach dem sich Tausende und aber Tausende für seine gewaltigen Pläne in den Tod stürzen sollen. — Was mir abgeht, wiederholte er, und Schmerz und Hohn lagerten sich um seinen Mund — nur ein Kleines, das Hunderte nicht besitzen und Millionen nicht zu schätzen wissen, das wenige Buchstaben einschließen und das doch wie ein Zauberruf die Erde aus ihren Angeln zu heben, Berge umzustürzen, Flüsse aus ihrem gewohnten Bette zu reißen vermag. Wenn ich es hätte, ich wäre der

Herrscher der Erde! — es hätte, wie es die Götter in meine Wiege legten; wie es mir nöthig ist zum Athmen, zum Daseyn, gleich der Luft, die mich umgiebt; wie es in mir waltet unbändig und doch mild, anspornend und doch zügelnd, ein Felsenstrom, und doch wieder so gehorsam, daß er eine Mühle treiben würde, still dahinfließend, nachdem er sich abgetobt. — O Freiheit, Freiheit! Du Braut meines Geistes, wann wirst Du mich umarmen, wann ich Dich brünstig umschlingen können — o die Titanen, die wir zeugen könnten, Du und ich — ein übermächtig Geschlecht, vor dem selbst der Donnerer erzitterte — Freiheit, Freiheit!

Er versank in tiefes Schweigen und drückte seinem Pferde die Sporen in die Seite, daß das arme Thier, solcher Behandlung seit lange ungewohnt, sich vor Schmerz hoch aufbäumte und den ungestümen Reiter abzuwerfen versuchte. Der aber preßte es so gewaltig mit den Schenkeln, daß es plötzlich keuchend still stand, und dann gehorsam den alten ruhigen Gang wieder einschlug.

Aber Chevalier, Sie radotiren wieder, sagte der Commandant. — Radotiren, mein Herr — entgegnete der Chevalier auffahrend und gluthroth im Gesicht — doch, seine Empfindungen mit krampfhafter Anstrengung niederzwingend, lenkte er ein und sagte gelassen, obwohl nicht ohne bittere Ironie. — Es ist ja wahr, ich bin Ihr Gefangener — ein Staatsgefangener, weil ich einem Lump, der meine Schwester beleidigte und sich nicht mit mir schlagen wollte, Ohrfeigen gab — deßhalb ein Staatsgefangener — gestehen Sie, Herr de Saint-Mauris, civilisirter kann doch nicht leicht ein Staat seyn, als dieser wo man auf die Festung geschickt wird, weil —

Nicht weiter, Chevalier, ich verbiete es Ihnen — ein Staatsgefangener sind Sie gar nicht — Sie beleidigten den König. —

Den König — ich denke gar nicht an ihn — ich denke nur an das Land, das er die Gnade hat, zu regieren, unterstützt von Generalpächtern, Lettres de Cachet und — Festungscommandanten.

Comte de Mirabeau, wenn Sie noch ein Wort reden, so kehren Sie augenblicklich unter Bedeckung von vier Mann nach Jour zurück, und verlassen binnen vierzehn Tagen das Ihnen angewiesene Zimmer nicht. —

Tant de bruit pour une omelette. Aber ich gehorche — ich will Ihnen die Freude nicht verderben, Ihren einzigen Gefangenen triumphirend zum Krönungsfeste, um Ihren Zug zu verherrlichen, in Pontarlier, das Sie regenerirten, einzuführen. —

Sie ritten wieder eine ziemliche Strecke schweigend neben einander. Dann sagte der Commandant: Ich weiß nicht, was Sie eigentlich wollen. — Sie schreien nach Freiheit wie ein Wahnsinniger, und wissen sich dieselbe nicht zu bewahren. — Sind Sie denn zum ersten Mal Gefangener auf Befehl des Königs? — Betrachten wir einmal Ihre Vergangenheit. Die Welt hat die größten Ansprüche an Sie, das Glück hat Alles für Sie gethan — aber Sie stoßen es mit den Füßen von sich. Aus einer der ersten Familien der Provence entsprossen, ge-

nießen Sie das unschätzbare Glück, einen Vater zu haben, der, einer der ersten Edelleute seiner Zeit, ein wahrer Freund der Menschen ist. Sie erfreuen sich der glücklichsten Erziehung, die glänzendste Carriere bietet sich Ihnen dar, aber Ihr Ungestüm, Ihre Zügellosigkeit, Ihre unbändigen Leidenschaften treiben Sie, die glorreich begonnene Laufbahn zu verlassen, Ihr Glück mit Füßen zu treten. Schon in früher Jugend zwingen Sie den zärtlichsten, den besten aller Väter, mit einer Strenge gegen Sie zu verfahren, die seinem liebenden Herzen gewiß schwerzlicher war, als Ihnen, und Ihnen hinter den festen Mauern eines Schlosses Zeit zu lassen, über Ihre Verirrungen nachzudenken. Es wird Ihnen gestattet, unter dem glorreichen Banner des Königs von Frankreich durch Kriegesruhm den auf Ihrer Jugend lastenden Flecken abzuwaschen. — Allerdings zeichnen Sie sich durch Tapferkeit aus, wie das von einem Mirabeau auch nicht anders zu erwarten war; aber kaum zurückgekehrt, verlangen Sie das Unmögliche. Trotz Ihrem übertriebenen Gesuch an den Marquis von Mirabeau-

Ihnen ohne Weiteres ein Regiment zu kaufen, nimmt derselbe Sie dennoch freundlich auf, und erlaubt Ihnen, sich mit der Verwaltung seiner Güter zu beschäftigen. — Die Einsamkeit wird Ihnen bald zuwider; Sie junger, erfahrungsloser Mann, eilen nach Paris, um sich dem eigenen Vater als Gegner zu zeigen, und ihn gerade in dem anzugreifen, was ihm das Liebste ist, in seinen Bestrebungen für das Wohlergehn der Nationen. Auch hier duldet Ihr unruhiger Geist Sie nicht lange. — Sie begeben sich wieder in die Provence, nachdem Sie sich mit dem würdigen Urheber Ihrer Tage ganz entzweit haben, um hier die Zahl der mit dem neuen Parlamente Mißvergnügten zu vermehren. Das Glück ist noch nicht müde geworden, Ihre tollen Seitensprünge wieder gut zu machen. Es führt Ihnen die reichste und schönste Erbin als Gattin zu. In unsäglicher, wahnsinniger Verschwendung vergeuden Sie binnen zwei Jahren das Doppelte Ihres disponibeln Vermögens, und nöthigen wieder Ihren tief gekränkten Vater, die Vermittelung des Königs zu er-

ſtehen, und Sie auf Ihre Güter zu verbannen, um Ihrer Zügelloſigkeit Einhalt zu thun. Sie brechen den Bann, und vergreifen ſich auf eine unerhörte Weiſe an dem Herrn von Villeneuve, einem ganz vorzüglichen Manne, bloß weil derſelbe einige unbedachte Worte über Ihre Frau Schweſter fallen laſſen, und ſich weigert, ſich deshalb mit dem Raufbolde von Bruder zu ſchlagen. — Man ſieht ſich gezwungen, Sie nach dem Schloſſe If, und weil ſtrengere Aufſicht nöthig iſt, zu mir nach Joux zu bringen. — Nun frage ich Sie, nach Allem dieſem, was wollen Sie mit Freiheit? Wiſſen Sie dieſelbe würdig zu gebrauchen? Bekennen Sie ſelbſt. —

Der Chevalier antwortete mit keiner Silbe, ſondern blickte gleichgültig vor ſich hin. — Saint Mauris zuckte mit den Achſeln und ſchwieg ebenfalls. So erreichten ſie das Thor von Pontarlier. Hier ließ der Commandant Halt machen, muſterte ſein Gefolge, befahl dann demſelben, ſeinen Begleiter in die Mitte zu nehmen, und ritt darauf an der Spitze des Zuges, mit eitler Selbſtgefälligkeit und affectirter Würde ein,

von einem Haufen ungezogener Gaſſenjungen und neugieriger Müſſiggänger umringt.

2.

Im Hauſe des Präſidenten de Monnier war große Aſſemblee, bei der ſich Alles einfand, was das kleine Städtchen Pontarlier an Vornehmen aufzuweiſen vermochte. Das Geſpräch drehte ſich um den Staatsgefangenen von Jour, den Herrn de Saint-Mauris einzuführen verſprochen hatte. Jeder Anweſende gab ein Hiſtörchen zum Beſten, in welchem der arme Mirabeau die Hauptrolle ſpielte, und wollte es aus der reinſten Quelle geſchöpft haben. Wozu Alles damals in dieſer Geſellſchaft Verhandelte hier wieder ausführlich mittheilen; — wer kennt nicht das Treiben kleiner Städte, das, je geiſtloſer, deſto unerträglicher iſt. Endlich ſagte die junge Frau des Hauſes, welche bisher geſchwiegen und aufmerkſam zugehört hatte: Nach Allem, was ich bereits von Herrn de Mirabeau

vernommen, muß er ein ſehr merkwürdiger Menſch ſeyn, und einen ſolchen kennen zu lernen, bringt immer Gewinn. Ich muß geſtehen, daß ich nicht wenig geſpannt bin und das Vergnügen kaum erwarten kann, ihn hier zu ſehen.

Vergnügen, Madame, entgegnete ihr der Pfarrer des Städtchens, welchen der fromme Präſident nie einzuladen unterließ — Vergnügen, das iſt in dieſem Falle ein unſtatthaftes, ja ich möchte ſagen, ein gefährliches Wort. Sie bedenken nicht, daß eben dieſer Herr de Mirabeau, der ſich am liebſten, im Vorbeigehn geſagt, Chevalier nennen hört, daß eben dieſer Herr de Mirabeau ein ſchlechter Sohn, ein ſchlechter Gatte, ein Verſchwender, ein Duellant, und ſchlimmer noch, als dies Alles, ein Freigeiſt iſt. —

Eben das macht ihn gerade intereſſant, erwiederte lebhaft Demoiſelle de Ventregaux, eine ſehr kokette junge Dame, wie ſelbſt ihre Freundinnen von ihr zu behaupten pflegten, ſeitdem ſie das Glück gehabt hatte, einen Winter in

Paris zuzubringen, und Herr von Saint-Mauris auf einem Balle nach ihrer Rückkehr von ihr sagte, sie habe große Aehnlichkeit in ihrem Benehmen mit der unvergleichlichen Perle Frankreichs, der Königin Marie Antoinette.

Interessant, wiederholte von Neuem der geistliche Herr, dessen Tactik überhaupt darin bestand, das letzte Wort seines Gegners aufzufangen und seine Rede daran zu hängen, dieselbe so breit ausspinnend, daß Jener den Faden derselben verlor und am Ende Nichts zu erwiedern wußte, wenn er sich eines ähnlichen Mittels zu bedienen verschmähte. — Interessant, was kann an einem solchen Manne interessant seyn, der die Sünde auf dem Antlitz trägt, auf dessen Stirn sich der Dämon des Unglaubens gelagert hat! — Wissen Sie, Mademoiselle, daß dieser Herr de Mirabeau ein Philosoph seyn will; einer von Jenen, welche sich unterfangen, die heilige geoffenbarte Religion unseres Erlösers auf den Probirstein ihres Wahnsinns, den sie Vernunft nennen, bringen zu wollen; ein Mann, bei dem man die

vollſtändigſte Sammlung jener abſcheulichen, von der Hand des Henkers verbrannten Libelle fand, ein unter Anderen das teufliſche Werk: le Christianisme dévoilé, die ſchändliche contagion sacrée, le système de la nature, eine Schrift voll des frechſten Unglaubens — wozu es hier aufzählen — O dieſe Philoſophen! dieſe Philoſophen ſie ſind ſchlimmer, als die Krämer, welche Chriſtus aus dem Tempel jagte.

Ein deſto größeres Verdienſt wäre es alſo, einen ſolchen Abtrünnigen zu bekehren und auf den rechten Weg zurückzuführen, auf den Weg des Heils und Glaubens, aus einem ſolchen Saulus einen Paulus zu machen, bemerkte der Herr des Hauſes, der alte Präſident, in ſeinem Lehnſtuhl.

Unzweifelhaft, mein Herr Präſident, erwiederte der Pfarrer und faltete die Hände, es wäre ein ſchönes Werk, ein herrliches Werk, ein Werk, würdig eines der heiligen Väter unſerer glorreichen Kirche; nur bei dieſem Herrn de Mirabeau wird es unmöglich ſeyn; ſo lange er nun bereits in Jour iſt, hat er noch nicht ein-

mal das Verlangen gefühlt, der Messe beizuwohnen, welche mein frommer Vicar an Sonn- und Festtagen oben auf Jour liest; ja, als ihn Herr de Saint-Mauris durch sein Ansehn und die ihm übertragene, gewissermaßen väterliche Gewalt dazu bewog, bemerkte man, daß er während des Gottesdienstes den Rand des ihm geliehenen Gebetbuches beschrieb, und als der indignirte Besitzer desselben es nachher wieder zu sich nahm, fand er, daß es ein gottesläsierlicher Commentar zu dem, dem Buche vorgedruckten königlichen Privilegio sei, Betrachtungen über die Monopole enthaltend.

Dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß es uns gelingen werde, ihn zu bekehren, antwortete der Präsident; das ist auch eben der Grund, weshalb ich nicht abließ, in meinen Freund, den Herrn de Saint-Mauris, königlichen Commandanten des Schlosses Jour, zu dringen, seinen Gefangenen bei mir einzuführen. Wir sind auch lockere Zeisige gewesen in unserer Jugend, nicht wahr, Commandeur, fuhr er fort, sich an einen alten Ludwigsritter wen-

bend, der eben der hübschen Nichte des Pfarrers angelegentlich den Hof machte; wir haben auch nichts getaugt, lieber Villarceaux; aber wir fanden doch den Weg der wahren Gnade, nachdem wir uns als Pagen und Mousquetaires seiner Zeit die Hörner abgelaufen. —

Ja wohl, ja wohl, sagte der Commandeur zerstreut.

Das ist höchst amüsant, bemerkte eine alte Dame von Adel in der Gesellschaft zu ihrer Nachbarin; es ist weltbekannt, daß die de Monniers seit Ludwig IX. nur zum Gerichtsadel gehören, und doch will der alte Präsident immer Page und Mousquetaire gewesen seyn.

Man muß ihm diese Schwäche zu Gute halten, versetzte die Nachbarin; seit der famösen Geschichte seiner Tochter und seinem Proceß mit dem Herrn de Valdhoans, dem Schwiegersohn wider seinen Willen, pikirt er sich von nicht geringerem Adel, als dieser, zu seyn, meine Beste. —

Freilich, erwiederte jene, und der verarmte Commandeur, der in einem Alter von sieben

und sechszig Jahren immer noch den beau Léandre spielen will, und dem Pfarrersgänschen die Cour macht, wie es zur Zeit des Regenten vielleicht Mode war, bestätigt ihn darin, und bezeugt es, um seines eigenen Vortheils willen. — Denn — —

Sie ward unterbrochen durch einen Bedienten, welcher mit plärrender Stimme rief: der Herr Baron de Saint-Mauris, Commandant von Jour, und der Herr Chevalier de Mirabeau.

Aller Augen wandten sich nach der Thür, durch welche die beiden Angemeldeten eintraten; Saint-Mauris, von Essenzen duftend, in einem reich gestickten Anzuge, Mirabeau in demselben unscheinbaren und abgenutzten Kleide von Camelott, in welchem er bereits den Weg von Jour nach Pontarlier zu Pferde zurückgelegt hatte; aber dennoch zog er die Blicke der ganzen Versammlung auf sich allein. Mit leichtem und sicherem Anstande schritt er seinem Begleiter voran, ergriff die Hand der Frau vom Hause, führte sie zierlich an seine Lippen, und

ſagte mit jener tiefen, klangreichen Stimme, welche ſpäter ſo viele Herzen in Frankreich erſchütterte und fortriß, ſo viele ſtarre Geſinnungen ſchwankend und unſicher machte: Dies iſt der erſte Augenblick ſeit einem Jahr, wo es mir wieder Freude macht, in Geſellſchaft zu kommen; denn ich leſe in Ihren freundlichen und wohlwollenden Zügen, daß es Ihnen wirklich nicht unangenehm iſt, mich in Ihrem Hauſe zu ſehen. — Wie könnte mir das unangenehm ſeyn, erwiederte die junge, über alle Begriffe liebenswürdige und anſpruchsloſe Frau, da das herzlichſte Mitleid, ſo oft ich von Ihnen reden hörte, Sie in Ihren Kerker begleitete und ſo gern für Sie etwas gethan hätte, um Ihnen Ihr herbes Loos zu erleichtern. Ich bin nur eine Frau, Herr Chevalier, aber ich fühle lebhaft, daß der Verluſt der perſönlichen Freiheit das Schrecklichſte ſeyn muß, was einen Mann zu treffen vermag. — O ſagen Sie dieſe lieben Worte noch einmal, rief Mirabeau, und blickte ſie dabei an, als wären ſeine Augen Sonnen und wollten den ganzen Reichthum

ihrer Strahlen über sie ausgießen. — Sie wandte sich mit freundlichem Lächeln halb seitwärts zu dem Lehnstuhl, welchen ihr von der Gicht gefesselter Mann einnahm, und sagte: Herr de Mirabeau, mein Gemahl, den seine Krankheit hindert, die Honneurs seines Hauses zu machen, wie es sich gehört. — Setzen Sie sich zu mir, Herr Chevalier, — rief dieser — ich habe Ihren theuren Vater, den würdigen Menschenfreund, in meiner Jugend sehr wohl gekannt. Schon damals, als ganz junger Mann, beschäftigte er sich eifrig mit jenen Studien, welche ihm später einen so großen Ruf gegründet haben, und seine exaltirte Phantasie träumte das Glück der ganzen Menschheit als wirklich erreichbar. — Aber setzen Sie sich doch zu mir!

Mirabeau gehorchte, obwohl man deutlich auf seinem Gesichte lesen konnte, daß es sehr wider seinen Willen sei, und vertiefte sich bald dem Anschein nach mit dem Präsidenten in ein Gespräch über die Theorieen der Oekonomisten, ohne jedoch die liebenswürdige Gattin des alten Herrn, deren Anmuth ihn immer mehr fesselte,

aus den Augen zu lassen. Herr de Saint-Mauris hatte mittlerweile einen Theil der Gesellschaft um sich versammelt, und sie von dem morgenden Feste, das zu Ehren der Krönung des Königs gefeiert werden sollte, unterhalten; er unterließ dabei nicht, den Damen bemerkbar zu machen, welche wichtige Rolle er spiele, und wie sich gewissermaßen um ihn, als den vornehmsten Beamten, Alles drehe. Man hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu, wodurch er sich nicht wenig geschmeichelt fühlte, und sich in witzigen und liebenswürdigen Redensarten zu überbieten schien. So verging der Abend, und die Gesellschaft rüstete sich, nach kleinstädtischer Sitte, frühzeitig zum Aufbruch.

Mirabeau, der, wie er gekommen war, in des Commandanten Begleitung das Haus des Präsidenten verließ, nahm von dessen Gattin, obwohl sie weiter keine Worte mit einander gewechselt hatten, mit den strengsten Formen der Etikette, aber mit einem Tone Abschied, als sage er einer erprobten Jugendfreundin ein flüchtiges Lebewohl, sicher, sie am fol-

genden Tage wieder zu finden, wie er sie verlassen. Sie erwiederte nur Weniges, zitternd und scheu, gleich einem jungen in der Einsamkeit eines Klosters erzogenen Mädchen, das sich zum ersten Mal in der Gesellschaft eines fremden Mannes befindet.

An den Festlichkeiten des folgenden Tages nahm Mirabeau zum großen Aerger des eiteln Commandanten nicht den mindesten Antheil. Froh, endlich einmal einige Freiheit zu genießen, durchstreifte er den ganzen Tag die waldreichen Umgebungen von Pontarlier, mit einem Buch in der Hand, in welchem er jedoch nur wenig las. Erst spät stellte er sich auf dem Balle ein, der die Feier des Krönungstages beschloß. — Rasch überlief sein Blick die geputzte Versammlung; zu einer andern Zeit würden die tausend kleinen Lächerlichkeiten, welche auf einem Balle in der Provinz, und noch dazu in einem so entlegenen Theile derselben, so reichlich zu finden sind, seiner aufmerksamen Spottlust nicht entgangen; aber heute beachtete er weder den Herrn de Saint-Maurès, der in

ausgesuchtester Zierlichkeit ein Menuet à la reine mit Demoiselle de Ventrefaux tanzte, noch sonst irgend Jemanden in der Gesellschaft, die liebenswürdige Frau ausgenommen, welche ihn mit so großer Freundlichkeit und Herzensgüte in ihrem Hause empfangen hatte. Sie war durchaus nicht schön; aber ein unbeschreiblicher Liebreiz verbreitete sich über ihr ganzes Wesen, und verlieh Allem, was sie that, einen unendlichen Zauber, der ihr alle Herzen gewann, und noch durch seelenvolle Augen, eine schlanke Gestalt voll würdiger Haltung, eine blendend weiße Gesichtsfarbe und reiches dunkles Haar, in welchem sie, von der damaligen Sitte abweichend, nur wenig Puder trug, außerordentlich erhöht wurde. Ihre ruhigen, ernsten Züge bekamen einen äußerst lebendigen Ausdruck, wenn sie sprach, und dies war es vorzüglich, was so mächtig auf Mirabeau wirkte, der bisher stets nur mit den Frauen wie ein Knabe mit Puppen gespielt hatte, ohne daß er mit sich selbst zur Rechenschaft darüber gekommen war.

Sie saß neben einer älteren Dame, und sah

dem Balle zu. Der Chevalier begrüßte sie ehrfurchtsvoll und stellte sich hinter ihren Stuhl. — Sie tanzen nicht? war seine erste Frage.

Ich tanze nie, erwiderte sie.

Aus Grundsätzen, oder Ihrer Gesundheit wegen?

Warum soll ich es Ihnen verbergen; ich habe nie Freude daran gefunden. Nur die Jugend kann Lust am Tanze finden, und ich habe keine Jugend gehabt.

Keine Jugend! Und ich hatte deren nur zu viel! — Arme, arme Frau! rief er, sich selbst vergessend, so laut, daß die ältliche Dame neben ihr sich umwandte, und neugierig fragte, von wem die Rede sei.

Von der Marquise de Boufflers, die zu ihrer großen Betrübniß nicht mehr die Honneurs auf Ile-Adam machen kann, seitdem der Prinz von Conti gestorben ist, versetzte Mirabeau.

Der Prinz von Conti ist gestorben. — Ei, ei, erwiderte die Dame.

Sie ließ sich nun mit dem Chevalier in ein Gespräch über den Prinzen von Conti ein, welches dieser mit der Gewandtheit des routinirtesten Hofmannes fortführte, bis das Menuet geendet war und die Tänzerinnen zu ihren Plätzen zurückkehrten. Gleich darauf verließ Frau von Monnier den Ball.

3.

Sophie de Monnier an Abe de Pontchartrain, in Dijon.

Meine geliebteste Freundin! Ich setze mich wie immer, wenn ich an Dich schreibe, hin, um meine Seele vor Dir auszuschütten, und weiß doch eigentlich nicht, was ich Dir jetzt schreiben soll, denn ich war noch nie so unfähig, mir selbst Rechenschaft über meine Empfindungen zu geben. Nicht eigentlich unruhig, kann ich doch auch wieder nicht sagen, daß ich ruhig sei; ich glaubte, abgeschlossen zu haben mit mir und meinen Pflichten, klar zu seyn über die Forderungen, die ich an Andere, Andere an mich machen durften; Alles ist noch, wie es war, und doch komme ich mir vor, wie ein Blinder, der bisher ganz allein sicher ging, weil er sich auf dem tausend Mal betretenen Wege befand, und in vollkommener Dunkelheit einherwandelte,

plötzlich aber trifft wieder ein Schimmer seine lichtentwöhnten Augen, und er ist weit unsicherer, als vorher, und bedarf von Neuem des kundigen Führers.

Die Welt ist mir zuwider und doch liebe ich sie; ich sehe so viel Lüge, so viel falschen Prunk, so viel Anmaßung und Eitelkeit, und vor Allem so viel jämmerliche Kleinlichkeit um mich her, daß ich gar nicht mehr unter die Menschen mag. — Und doch ahne ich, daß vielleicht von denselben Menschen Großes gethan werden könnte, wenn eine eiserne Nothwendigkeit unter sie träte, und sie mit starrer Hand anfaßte und herausrisse aus den Bienenzellen, in welchen sie sich mit ihrem Bischen Honig eben so behaglich, als arrogant festgesetzt haben. Ich weiß es nur zu wohl, meine Einzige, ich bin krank an der Zeit, und meine Verhältnisse lassen mich langsam dahinsterben. Ich sehe mir selbst um desto deutlicher zu, weil ich nirgends handeln, nicht einmal leiden, sondern nur freudenlos tragen kann. Hätte ich einen Mann, den ich liebte, einen Mann in vollster Kraft

seines Wesens, was würde ich ihm seyn können, wie für ihn handeln, wenn auch nicht mit ihm, denn in seiner Gegenwart bliebe ich stets, wie Du mich kennst, die untergeordnete demüthige Sophie. Aber was bin ich jetzt? — Im Gehorsam meinen Eltern folgend, zog ich dem Klosterleben die Krankenpflege eines alten Mannes vor, hoffend so, ein verdienstlicheres Werk zu thun, als wenn ich Hymnen sänge, und betete zu Ehren, Gott weiß, welcher Heiligen. Freuden, Du weißt es, hoffe ich keine, als die, welche das Bewußtsein geben würde; aber auch solche werden mir nicht, denn ich bin mir, wie die Verhältnisse sich gestalteten, selber eben so sehr zur Last, als mein geistloser Gemahl es mir ist. — Und nun — wo Hülfe suchen? Im Glauben, würde meine Schwester entrüstet sagen; in der Liebe, würden tausend andere Frauen antworten; aber der Glaube genügt dem Weltkinde nicht, und Liebe, wie ich sie träume, weiß ich nicht zu erwecken, nicht zu finden. Wie die Welt sie giebt, bedarf ich ihrer nicht; mich reizen keine Formen — würde ich

sonst ohne Kämpfe diese Ehe tragen können? — Wie ich sie träume, bedarf ich ihrer wohl, und es treibt mich oft und drängt mich heiß und gewaltsam, sie zu suchen — denn in mir schlummert ein solcher Reichthum. — O, meine Adele, hätte ich nur ein liebes Kind, dann wäre Alles gut! — sehr gut! —

Saint-Mauris verfolgt mich noch immer mit seinen Anmuthungen; wäre er ein Mann, so würde ich mich vielleicht nach kurzem Kampfe mit geheimer Lust darein finden, seine Freundin seyn zu können. — Aber so wie er ist, widert er mich an; ergreift er meine Hand im Gespräch, so habe ich immer ein Gefühl, als müßte ich sie abwaschen, und fast bis zum Wundwerden trocken reiben, denn mir ist, als sei eine von jenen häßlichen, schwarzen, nackten Gartenschnecken darüber hingekrochen und habe ihren Schleim darauf zurückgelassen. Die alte de la Rivière sagte einmal zu mir, als von unwillkürlicher Abneigung und Zuneigung die Rede war: Mein liebes Kind, glauben Sie meiner Erfahrung, hat eine Frau einen körperlichen

Widerwillen vor einem übrigens gesunden Manne, so fühlt sie aus thierischem Instinkt, daß sein Charakter nichts taugt, und thut am besten, ihn sich so fern wie möglich zu halten. Du weißt, die alte Dame ist eine practische Philosophin, ein Freigeist; sie besitzt eben so viel Erfahrung, als Kälte, und man darf ihr schon trauen. — Sie theilt die Menschen in zwei Klassen, in solche, die Nichts, und in solche, die Alles glauben, und behauptet, an der Spitze der ersteren stände sie, an der Spitze der letzteren mein Gemahl; deshalb sei mit ihr Alles, mit ihm Nichts anzufangen. — Mag dem seyn, wie ihm wolle, für ihre Behauptung hat mir Saint-Maurit neulich einen schlagenden Beweis geliefert. Er drang, wie er das schon öfters gethan, in mich, ihm meine Gunst zu schenken, und setzte mir, da ich ihm nichts darauf antwortete, weitläuftig auseinander, welche Vortheile mir aus einer näheren Verbindung mit ihm erwachsen würden; denn, schloß er seine blumenreiche Rede, er sei um so mehr für mich zum Freunde geschaffen, als er der intimste Freund meines Mannes sei,

und also weder mein guter Name, noch meine häusliche Ruhe von solchem Verhältnisse irgend etwas Nachtheiliges zu befürchten hätten. — Das war mir doch zu arg und trieb mich am Ende aus meiner Gleichmuth; indignirt antwortete ich ihm, es sei eines rechtschaffenen Mannes im höchsten Grade unwürdig, das Vertrauen eines bejahrten und erprobten Freundes als ein Hülfsmittel zu betrachten, ihn desto leichter zu betrügen, und eine solche Gesinnung scheine mir vorzüglich geeignet, Abscheu vor der Person, die sie äußere, einzuflößen. Damit ließ ich ihn stehen, und hoffte für immer von seiner Zudringlichkeit erlöst zu seyn; aber dieser Mensch ist wie eine Klette, je heftiger man ihn abzureißen strebt, desto fester häkelt er sich an.

Bei Gelegenheit des Festes zu Ehren der Krönung spielte er natürlich als Commandant von Jour eine große Rolle, und ritt seine sämmtlichen Paradepferde vor den Damen von Pontarlier mit der innigsten, selbstgefälligsten Lust. Bei dieser Gelegenheit brachte er auch endlich seinen armen Gefangenen, den unglücklichen Chevalier

da Mirabeau, den er wie der pedantischeste Dorfschulmeister tyrannisirt, zum ersten Male mit sich nach dem Städtchen und zu mir. — Als Beide eintraten, und der Gesellschaft die üblichen Honneurs machten, kam es mir durchaus vor, so trivial der Vergleich auch immer ist, als hätte man ein Pferd und ein Maulthier vor denselben Wagen gespannt. Mirabeau, so unscheinbar, so vernachlässigt er sich auch zeigte, ist eine großartige Erscheinung, und wenn mich nicht Alles täuscht, auch ein wirklich großartiger Mensch, wenigstens ein Vulkan, in dessen Innerem es gewaltig gährt, und der von Zeit zu Zeit auch gewaltige Flammen wirft, die freilich bis jetzt nicht ohne Schlacken und Lava sind. — Aber — kann er dafür? Wie ist doch der rasende Herkules lieber, als — bringe den Vergleich selbst zu Stande, meine Adele, da Du, wie ich weiß, den armen Chevalier und seine abenteuerlichen Schicksale kennst. Was mir an ihm so gut gefällt, ist sein unsäglicher Durst nach Wissen, und die Art und Weise, mit der er, der Gefangene, seinen Wächter Saint-

Mauris und das übrige Volk behandelt, das ihn umschwärmt und sticht, wie Bremsen einen gefesselten Löwen. Sein Aeußeres ist nicht angenehm, die kolossale Gestalt, die ungeheuern Augen, aber doch kommt es mir immer vor, als sei sein Körper zu klein für seine Seele. Der Präsident hofft, ihn zu bekehren, denn er soll durchaus Atheist seyn, und hat ihn daher eingeladen, unser Haus als das seinige anzusehen, worein Saint-Mauris aus Furcht, Mirabeau könne ihm bei mir gefährlich werden, anfangs durchaus nicht willigen wollte, endlich aber doch, wider seinen Willen von des Chevaliers glänzender Beredsamkeit beherrscht, nachgab und ihm gestattete, für die nächsten Monate ein Logis in Pontarlier selbst beziehen zu dürfen. Er arbeitet nämlich an einer Schrift über die Salinen in der Franche-Comté; dieser Umstand, sowie die gehoffte Bekehrung bringt ihn in sehr nahe Berührung mit dem Präsidenten, und er kommt deshalb fast täglich zu uns. — Ich habe eigentlich nur wenig mit ihm gesprochen; aber die Worte, die wir mit einander wechsel-

ten, kamen vom Herzen und gingen an d
Herz. Er zeichnet mich zwar vor den Damen von Pontarlier aus, doch macht er mir keineswegs auf gewöhnliche Weise den Hof; seine Galanterie kommt aus der Seele, und ist so, wie ich sie mir bei den Troubadours denke. — Damit will ich aber nicht zu verstehen geben, daß ich mir einfallen lasse, die Dame seines Herzens zu seyn; ich glaube, ein Mann wie er, kann mehr als eine Geliebte zugleich haben, ohne jedoch untreu zu werden, denn er liebt die Eine mit der Seele, die zweite mit dem Verstande, die dritte mit den Sinnen, und doch Alle zugleich und neben einander. — Kann denn wirklich eine Frau allein einem Manne genügen, so genügen, daß sie sein ganzes Leben ausfüllt? Ich halte das für unmöglich, so sehr ich wiederum vom Gegentheile überzeugt bin, ich meine nämlich, daß eine Frau nur eines Mannes bedarf, aber er muß ein ganzer Mann seyn.

Fräulein von Ventregaux scheint sich außerordentliche Mühe zu geben, ihn an ihren Tri-

umphwagen zu fesseln; aber wie mir deucht, spielt er nur mit ihr? er sagt ihr Fleuretten und vergleicht sie beständig mit der Königin, mit der sie einige Aehnlichkeit haben soll; doch bleibt seine Unterhaltung mit ihr stets auf der Oberfläche, und streift kaum die Haut.

Mein Papier ist zu Ende und Deine Geduld gewiß auch. — Lebe wohl, meine Adele.

Sophie.

4.

Mirabeau's Aufenthalt in Pontarlier gab dem kleinen Städtchen, das eher ein großes Dorf zu nennen ist, außerordentlich zu thun; jeder seiner Schritte ward beobachtet, jede seiner Aeußerungen von Haus zu Haus getragen, bis sie ganz entstellt und verdreht, wieder zu ihm zurückgelangte. — Die Frauen thaten, als flöhen sie vor ihm, und doch schätzte sich jede glücklich, mit der er einige Worte wechselte, und ward von ihren Freundinnen deshalb beneidet; die Männer gaben sich ein Ansehn, als sei es nur eine große Gnade, daß sie ihn ihres Umganges würdigten, und doch hörte jeder ihm gespannt zu, sobald er sprach, und die Geschwätzigsten wurden kleinlaut in seiner Gegenwart. Man trug sich mit tausend neuen Histörchen von ihm, und stritt sich in seiner Abwesenheit über die Wahrheit derselben auf Leben und Tod; aber Niemand wagte, gegen ihn ein Wörtchen davon fallen zu lassen, oder sich in seiner Gesellschaft nur die leiseste

Anſpielung zu erlauben. Und doch lebte er ſtill für ſich hin, freundlich und zuvorkommend gegen Alle; anſpruchslos im höchſten Grade, faſt den ganzen Tag über mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten beſchäftigt, und nur des Abends einige Erholung im Hauſe des Präſidenten, wo ſich täglich die ſogenannte gute Geſellſchaft von Pontarlier einfand, ſuchend. Dieſe beſcheidene Zurückgezogenheit war es aber, die ihn wider ſeinen Willen verhaßt machte. Hätte er das Tollſte, Widerſinnigſte gethan, wodurch er ſich vielleicht in neues, unabſehbares Elend ſtürzte, man würde es ihm nicht allein verziehen, ſondern ihn auch theilnehmend bedauert und unterſtützt haben. Das war eine ganz natürliche Folge. — Der Kleinſtädter in Maſſe iſt eine Perſon, die keinen Geiſt hat, bei der aber Neid, Eitelkeit und Neugier ein Ganzes bilden, das gewiſſermaßen die Stelle des Geiſtes vertritt, wenigſtens alle untergeordneten Fähigkeiten deſſelben, die ihr als Menſch nicht wohl abzuſprechen ſind, in Bewegung ſetzt. Tritt nun in einer kleinen Stadt ein Fremder auf, an dem nichts zu beneiden iſt,

vor dem man sich nicht brüsten kann, und der keinen anhaltenden Stoff zum Tagesgeschwätz giebt, so wird man nicht eher ruhen, als bis man ihn sich entweder assimilirt, oder ihn auf die eine oder die andere Weise wieder weggebissen hat, denn in einer kleinen Stadt hält man unbedingt Jeden für gefährlich, der nicht naturalisirt ist. Jede kleine Stadt gleicht dem thierischen Körper, jeder Fremde, der hineingerieth, einem unglücklichen Splitter, der im Fleische stecken blieb; er muß hinaus, und die Natur arbeitet so lange, bis sie ihn mit dem Eiter eines Geschwüres hinausgeschafft hat. Wehe dem, den sein Schicksal an einen solchen Ort warf, wenn es ihm nicht gelingt, zu werden, wie der untersten Eingebornen Einer; er wird dort ewig ein Fremdling bleiben, und entweder wie ein bissiger Hund bei der leisesten Berührung Jahre lang rechts und links um sich schnappen müssen, bis man ihn endlich in Ruhe läßt, oder doch am Ende, wenn Körper und Seele das Uebermaß an Aerger und Verdruß nicht zu ertragen vermögen, sich genöthigt sehn, seinen Wan-

derſtab zu ergreifen und den Staub von ſeinen Füßen zu ſchütteln. — Ich kenne nichts Giftigeres, als einen Kleinſtädter; der Großſtädter ſchwatzt auch gern von ſeinem Nächſten, denn die ganze Erde iſt doch nur ein Krähwinkel; aber er begnügt ſich damit, die Begebenheiten in reiner Objectivität hiſtoriſch wiederzugeben; der Kleinſtädter geht dagegen ſubjectiv zu Werke, und wird nie eher ruhig ſeyn, als bis er aus den einfachſten, unbedeutendſten und unſchuldigſten Handlungen die infamſten Motive herausgeklaubt, ſie dem Handelnden untergeſchoben, und ſo dieſen moraliſch ruinirt hat. Trotz dem bittet er aber doch den armen Mann zu Tiſche, und freut ſich, ihn als Vierten bei einer Whiſt- oder Boſtonpartie zu haben, als wäre er ſein nächſter Verwandter und beſter Freund.

Was Mirabeau allein an Pontarlier feſſelte, war das Haus des Präſidenten, oder vielmehr die liebenswürdige Wirthin dieſes Hauſes. Er wußte, daß er ſie liebte, er hatte dies Gefühl ſeit dem erſten Augenblicke ſeiner Bekanntſchaft mit ihr empfunden; aber er lebte in be-

ständigen Zweifeln, ob sie seine Neigung theile, und achtete sie zu hoch, um sich durch die gewöhnlichen Künste verführerischer Galanterie einen Weg in ihr Herz bahnen zu wollen. — Für eine so seltene Empfindung wußte er selbst keine Worte zu gestalten, denn seine Verhältnisse mit Frauen, so viel er deren auch schon angeknüpft und zerrissen, hatten sich stets ganz anders gebildet, und waren ihm nie mehr, als ein bloßer Zeitvertreib gewesen, bei dem er den einzigen ihm denkbaren Zweck nicht aus den Augen verlor, und durch List und Beredsamkeit sehr bald zu erreichen wußte; ja, nach seiner und den zu jener Zeit fast allgemein, wenigstens unter den höheren Ständen, verbreiteten Begriffen war die Hingebung von Seiten einer Frau mehr eine Belohnung für gewandte Galanterie, als für eigentliche wahre Liebe. Der Materialismus herrschte hier so mächtig vor, daß man alle rein geistige Neigung für unmöglich hielt, und eben deshalb als eine widernatürliche Lüge verachtete, oder wenigstens mit unbarmherzigem Spott verfolgte. Gewährte die Dame nicht,

was ihr Anbeter wünſchte, ſo geſchah das keineswegs aus Tugend, ſondern irgend etwas im Hinterhalte, was der Franzoſe ſo treffend eine arrière pensée nennt, verwehrte es ihr; hörte ſie aber einen Anbeter an, ſo mußte ſie ihn auch erhören, und alle Liebesverhältniſſe waren im Grunde nur diplomatiſche Verhandlungen, deren vorzüglichſte Feinheit von beiden Seiten darin beſtand, ſich nicht überliſten und überraſchen zu laſſen, ſondern mit möglichſtem Vortheil zu capituliren. Wie ſehr mußte der gewandte, feurige, beredte, unter Amors Fahnen aufgewachſene Mirabeau daher erſtaunen, als er plötzlich einer jungen und liebenswürdigen Frau gegenüberſtand, die ihm unzweifelhafte Beweiſe wahren Wohlwollens und inniger, ungeheuchelter Theilnahme gab, deren Seele offen vor ihm da lag, und vor der er unwillkürlich eine ſo tiefe Achtung fühlte, daß er es gar nicht wagte, zu ihr von Liebe zu ſprechen. Seine Leidenſchaft wuchs daher immer ſtärker; ſein einziger Gedanke war der vollkommene Beſitz dieſes ausgezeichneten Weibes; ſeine Phantaſie malte ihm

wenn er in schlaflosen Nächten sich unruhig auf seinem Lager wälzte, dies Glück in tausend und aber tausend Bildern mit allen seinen Nüancen auf das Lebhafteste aus, und er konnte ganze Scenen des reichsten Entzückens in seligster Mannichfaltigkeit geistig durchleben und durchgenießen; befand er sich aber in ihrer Gegenwart, so trat nichts von dem Allen vor seine Sinne, und er sah nur das liebenswürdige, makellose Weib vor sich, das ihm stets fern stand, wie ein höheres Wesen, und doch seinem Herzen so nah. Das eben ist die Herrschaft einer reinen Natur, daß vor ihr die Sinne schweigen, so lange sich nicht Sinne und Seele verschmelzen, und dann selbst im höchsten irdischen Entzücken nur die Seele sich ihres Genusses bewußt ist, und darin liegt das unendlich tiefe Geheimniß der Vereinigung beider Geschlechter, dessen äußere Form nur das Symbol derselben ist.

Mirabeau befand sich in einer eigenen Lage; sein Handeln war ein Leiden; er war Zuschauer und Schauspieler zugleich; er stellte sich die Aufgaben, ohne zu wissen, wie er sich bei der

Lösung derselben benehmen würde, und unterſuchte nachher, warum er ſich in ſolchen Momenten gerade ſo und nicht anders geberdet habe. Er beſaß zu viel Erfahrung und hatte zu viel gelebt, im böſen Sinne des Wortes, um ganz reine Empfindungen zu fühlen, und von ihnen hingeriſſen und überwältigt zu werden; ja das Gemeine klebte ihm aus früheren Tagen des raffinirteſten Treibens ſo an, daß es ſich ſtets ſeinen Gefühlen beimiſchte, ſobald nicht Sophiens wirkliche Erſcheinung vor ſeinen Sinnen ihre Zauberherrſchaft über ihn ausübte, denn ſeine, ſeit der zarteſten Jugend verderbte Phantaſie war zu luxuriös, um ihn nicht ſtets mit ihrer Fülle zu überſchütten — aber dies Alles kämpfte er in ihrer Gegenwart nieder, und war dann gleichſam ein neuer Menſch, oder beſſer, der urſprüngliche Mirabeau, wie dieſer hätte ſeyn müſſen, wenn alle Kräfte ſeiner Seele nie eine andere Richtung, als eine edele bekommen hätten. Er ward ſich ſelbſt ein Räthſel, und pflegte in einſamen Augenblicken, wo ſeine Seele Muſterung hielt, verwundert auszurufen: »Dieſe

Frau — sie macht mich sentimental, als wäre ich ein Deutscher!«

Seine Muse war bekanntlich nicht die keuscheste, aber sie log ihm nie etwas vor, und gab ihm seine innersten Empfindungen nicht verschönt, sondern nur mit glühenderen Tinten, als das tägliche Leben sie bietet, wieder. Um sich selbst etwas vorzulügen, dazu war Mirabeau überhaupt zu großartig. Sein späteres Leben hat es bewiesen, und selbst jene merkwürdigen Worte, die er auf seinem Sterbelager zu seinem Diener sprach: »Halte mir das Haupt; Du hältst das größte Haupt in ganz Frankreich,« kamen eben so wohl aus seiner innersten Ueberzeugung, als die Urtheile, welche er über sich in seinen Briefen aussprach.

Seine rastlose, arbeitende Phantasie ergoß sich damals in einer Menge von Gedichten; wir theilen hier eins derselben zur Vervollständigung der Schilderung seines Zustandes mit. Es stellt ihn dar, nackt, wie er sich selber sah. — Daß wir es geben, bedarf keiner Entschuldigung; wer Anstoß daran findet, lege das ganze Buch

weg, denn für Schwächlinge ward es nicht geschrieben, und das Leben umfaßt mehr, als Gedanken, die nicht Jedermann lesen darf; ein solcher Jedermann gehört aber noch gar nicht in das Leben hinein, und bleibe davon.

Sophie, von meinem Arm umschlungen,
An meine heiße Brust gepreßt,
Hab' ich doch endlich Dich bezwungen,
Und halte Dich mit Wonne fest.
Du kannst nicht länger widerstreben,
Und wie Du fest Dich an mich drückst,
Durchrieselt Dich ein neues Leben,
Mit dem beglückt, Du mich beglückst.

Zerreiße die verknüpften Bänder,
Gieb Deine süßen Glieder frei:
O laß sie sinken, die Gewänder!
Wir sind, Sophie, nicht mehr zwei.
Was sonst uns schied, es ward zerrissen,
Du bist mein eigen, himmlisch Weib,
Drum laß mich fühlen, laß mich wissen,
Daß eine Seele wir — ein Leib.

Fort mit den Banden, die uns stören,
O dränge Dich an meine Brust,
Du mußt jetzt ganz mir angehören,
Umklamm're mich mit Götterlust.

Gluth will ich Dir entgegen hauchen!
Sie faßt Dich an — Du athmest schwer —
In Deine Reize laß mich tauchen
Wie in ein wogend Flammenmeer.

Ha! wie sich Deine Augen schließen,
Die Lippen durften nach Genuß —
Die Seelen sollen sich ergießen
Von Leib zu Leib, in Kuß auf Kuß. —
Nun sind wir Eins — nur ein Empfinden —
Ein Blitz durchzuckt uns — ein Gebet
Besiegt — Natur — die Sinne schwinden,
Und uns durchschauert süßer Tod.

Doch leise meldet sich das Leben,
Dann immer stärker — es erwacht
Mit neuen Kräften, neuem Streben —
— Weh mir, um mich ist dunkle Nacht.
Es war nur Traum, der meine Sinne
Berauscht — und es erlischt mein Stern —
Schmerz bleibt statt Freude zum Gewinne —
Ich bin allein und Du — so fern.

Im Raume fern und fern im Geiste,
Sophie, Du erhörst mich nicht —
Du liebst mich nicht — denn Dich umkreiste
Wie Zauberbann erlog'ne Pflicht.
Ich werde nimmer Dich genießen —
Du denkst an Schmerz nur und Gefahr,
Und meine heißen Thränen fließen —
Denn elend bleib' ich — wie ich's war. —

5.

Saint-Mauris, den ein Sturz mit dem Pferde an Jour fesselte, hatte zum Dank für die Theilnahme, welche seine Freunde in Pontarlier während der ersten Zeit seines unbedeutenden Unfalles ihm bezeigten, sie sämmtlich zu sich geladen, um sie mit einem, nach seiner Meinung ausgesuchten Feste, zu erfreuen. An einem schönen Nachmittage machte sich daher die ganze feine Gesellschaft auf den Weg, den gichtbrüchigen Präsidenten nicht ausgeschlossen, der sich in einem bequemen Stuhle, welchen der Commandant ihm entgegengeschickt, von acht Mann der Besatzung des Schlosses, die sich ablösten, tragen ließ. Die heiterste Laune begleitete die Gäste; denn Mirabeau, der an diesem Tage fast ausgelassen lustig war, hatte, voll stillen Entzückens, mit Sophien sich in der freien Natur zu wissen, und daher günstigem Momente vertrauend, durch seine seltene geistige Gewandtheit Alle schon im Voraus heiter

zu ſtimmen gewußt. Selbſt der bigotte Pfarrer, dem der freigeiſtige Gefangene bisher immer ein Greuel geweſen, war doch zuletzt von Mirabeau's ſchlagender natürlicher Beredſamkeit überwältigt worden, und hatte, da ſein feiner Gegner ihm bei ihren Streitigkeiten den Triumph ſehr zu erſchweren, aber doch ſtets zu laſſen verſtand, dieſen am Ende gewiſſermaßen liebgewonnen, und ſich mit dem philoſophiſchen Weltkinde auf ſeine Weiſe ausgeſöhnt, obwohl er es bisher für ein räudiges Schaaf gehalten, das ihm der Teufel unter die fromme Heerde der ihm anvertrauten Lämmer, wie er ſich im Kanzelſtyle auszudrücken pflegte, geſendet. Von allen Frauen in der Geſellſchaft war an dieſem Tage keine reizender, als Sophie, obgleich ſich manches hübſche Kind dem fröhlichen Zuge angeſchloſſen hatte, und unterwegs Vieles von ſeiner angelernten kleinſtädtiſchen Steifheit willig fahren ließ. — Ihre dunkeln, beredten Augen funkelten, ihre zarte Haut war mit einem Anflug roſigen Lebens übergoſſen, der ihr einen eigenen Zauber verlieh, mit leichter Behendig-

keit schwebte sie immer dem Zuge vorauf, und wußte Alle durch ihre Heiterkeit zu beseelen. So erreichte die Gesellschaft das Schloß; die Zugbrücke war herabgelassen, und mit grünem Laubgewinde verziert, was sich wunderlich genug von Weitem ausnahm, und Mirabeau zu tausend artigen Zügen und Scherzen voll feiner Liebenswürdigkeiten auf die eigentliche Königin des Festes Anlaß gab. Unter dem Thor des Schlosses empfing Saint-Mauris, auf seinen kräftigsten Veteran, dem nur ein Arm und ein Auge fehlte, gestützt, seine Gäste, und bewillkommnete sie mit zierlichen Redensarten; ja, seine Artigkeit ging so weit, daß er die Böller lösen ließ, worüber einige nervenschwache Damen nicht wenig erschraken. Dann ging es in den Rittersaal, wo eine artig arrangirte Tafel aufgestellt war, um die man sich sogleich setzte. Nach Tische machten der Präsident, Saint-Mauris und zwei Damen eine Partie Lombre, während die Uebrigen sich unterhielten, oder dem Spiele zusahen.

Sophie hatte sich in eine Fensterbrüstung

gestellt, und blickte in das Thal hinab. — Mirabeau gesellte sich zu ihr und sagte: Nun, was meinen Sie zu den Talenten des Herrn von Saint-Maurie, macht er nicht ganz vortrefflich die Honneurs seiner weltberühmten Festung? Es steht Alles in so schönem Einklange, die Festons, welche die Zugbrücke zieren, die Böller, die uns zu Ehren gelöst wurden, der Commandant selbst lahm, gestützt auf einen halben Amor, dem zum Briareus nicht achtundneunzig, sondern neunundneunzig Arme fehlen — »O, spotten Sie nicht über Gebrechen,« fiel ihm Sophie in die Rede, »das thut mir weh.« — »Mein Scherz über den alten Invaliden ist kein Hohn,« erwiederte Mirabeau; »es geschah nur, weil mich unser tapferer Commandant bereits mit seiner Manier, die ganze Mythologie in seinen Redensarten herauf zu beschwören, angesteckt hat. Doch — Sie wenden sich ab und blicken ins Thal hinunter nach Pontarlier, dessen rothe Dächer so freundlich aus dem Gebüsch hervorleuchten. O, wüßten Sie, wie oft ich an eben dieser Stelle sehnsüchtig meine Augen über

die Gegend hinschweifen ließ; wie alle Märchen meiner Kindheit, mit denen meine Wärterin den unruhigen, trotzigen Knaben zu beschwichtigen wußte, wieder in meiner Seele wach wurden, wenn die Wuth und der ohnmächtige Zorn über mein Schicksal mich abgemattet hatten, und sanftere Empfindungen ihre Herrschaft über mich ausübten. Wie wünschte ich mir da jener Prinz zu seyn, der sich in einen Vogel verwandeln und zu der eingekerkerten Geliebten fliegen konnte. Mit meinem Verstande, meiner Phantasie, mit allen meinen menschlichen Eigenschaften hätte ich gern die Gabe erkauft, mich frei durch die Lüfte schwingen zu können, um wie der Adler, der dort oben auf dem Jura horstet, meine Kreise durch die Lüfte zu ziehen, hoch, hoch über den Städten und ihren jämmerlichen Bewohnern. Denn nur, wenn ich alle meine Kräfte kann austoben lassen, lebe ich. Was bin ich jetzt? Das Bischen Scheinfreiheit, die Erlaubniß, unten in Pontarlier zu bleiben, wo mich Saint-Maurie am Faden hält, wie ein ungezogener Knabe einen armen Vogel, den er mit

boshafter Laune flattern läßt, um ihn desto grausamer zu sich zurückzuziehen und in den Käfig zu stecken nach seinem Belieben; diese jämmerliche Gunst erkaufe ich mit einem mühsamen Bericht über die Salinen der Franche-Comté, den er für seine Arbeit bei dem Minister auszugeben gedenkt. So bin ich der Sklav eines Sklaven. — Aber nennen Sie mich getrost einen Thoren wegen solcher Reden, dann wüthe ich nicht in meinem Wahn, wie der gefesselte Prometheus — mit dem ich, im Vorbeigehn gesagt, große Aehnlichkeit habe — schloß er, plötzlich lächelnd, seine Rede — dann setzte er nach einer Pause hinzu: Ich bin wirklich ein Thor — ich versündige mich an der Güte — denn dort unten — dort unten — ich fühle, es öffnet sich mir dort der Himmel.

Sophie blickte ihn tiefsinnig an und erwiederte nichts. In diesem Augenblick entstand eine Bewegung in der Gesellschaft, die ihr, wie es schien, nicht unwillkommen war. Mehrere Damen hatten gegen den Commandanten den Wunsch ausgesprochen, das Innere des Schlos-

ses zu sehen, und dieser, bedauernd, daß ihn seine Unpäßlichkeit hindere, wie Apoll die Musen zu führen, befahl einem seiner Leute, sie zu geleiten. Mirabeau und Sophie schlossen sich ihnen an. Man stieg zuerst in die Souterains hinab, und von dort, da es den Neugierigen hier doch zu unheimlich war, auf einer Wendeltreppe in den östlichen Thurm, um auf der Zinne desselben die schöne Aussicht zu genießen. Auf der Mitte der Treppe bog sich Mirabeau plötzlich seitwärts und öffnete eine niedere, in der Mauer angebrachte Thür, welche zu einer kleinen, engen und dumpfen Zelle führte, in welche ein schmales Fenster, das höher als Mannslänge vom Fußboden entfernt war, nur weniges Licht fallen ließ. »Treten Sie doch ein, meine Damen,« sagte Mirabeau mit bitterem Lächeln, »damit ein armer Gefangene sich rühmen könne, seine dumpfe Zelle durch die freundliche Gegenwart liebenswürdiger Frauen beglückt zu sehen. Hier habe ich fünf Monate verlebt; anfangs wie in der Hölle, in gleichförmigster Einsamkeit, ohne Bücher, ohne Schreibzeug,

ohne ein Instrument. Der Chevalier de Mirabeau und eine Spinne, oder vielleicht auch ein Herr von Spinne, der ebenfalls durch eine Lettre de Cachet hierher gesendet war, machten die einzigen Bewohner dieses Feenpalastes aus. Erst später erlaubte mir der würdige Commandant, täglich eine Stunde mein Zimmer zu verlassen, und endlich gar hatte er die Gnade, mich an seine Tafel zu ziehen; — aber ich versichere Ihnen,« fügte er so leise hinzu, daß nur Sophie, die neben ihm stand, es vernehmen konnte; »ihm gegenüber bekam ich die ungeheuerste Sehnsucht zurück in meine ungestörte Einsamkeit.« — »Allein, ohne Bücher, ohne Musik, wie hielten Sie das nur aus,« fragte Fräulein von Ventregaux, »mein Gott, ich werde schon krank, wenn einmal ein Regentag einfällt, ich nicht aus dem Hause kann und mich Niemand besucht.« — »Wie ich das aushielt, Mademoiselle,« erwiederte er, »nun, ich wurde krank schon am zweiten Tage, und da befand ich mich sehr wohl.« — »Sie wurden krank und befanden sich sehr wohl, das klingt

parador.« — »Allerdings ſehr wohl; je mehr meine Nerven ſich fieberhaft ſpannten, deſto mächtiger arbeitete meine Phantaſie; ich bevölkerte meinen Kerker mit Menſchen, wie ich ſie wünſchte; ich ſchrieb Bücher — ich componirte Opern — dichtete Trauerſpiele — ich führte allein ganze Comödien auf — ich hatte Liebeshändel, duellirte mich — wurde erſtochen und ſtarb — bis mich der herbeigeholte Arzt aus einer ſechszehnſtündigen Ohnmacht weckte.« — »O, nicht weiter!« rief das Fräulein geziert, »Sie tödten mich — ich ſterbe vor Angſt! — — Armer, armer, und doch ſo reicher Mann,« ſagte Sophie, und eine Thräne blinkte in ihren langen, ſeidenen Wimpern.

Die Geſellſchaft verließ die Zelle und ſtieg vollends die übrigen Stufen hinauf, welche zur Zinne führten. Mirabeau und Sophie waren zufällig die Letzten. Bei einer Wendung der Treppe faßte er ſie plötzlich von hinten an, bog ſie zu ſich, und ſagte leiſe, aber haſtig, mit verhaltener Gluth: »Himmliſches Weib, ich muß die Thräne, die Du um mich weinteſt,

von Deinen Augen küssen!« Es war eben so schnell geschehn, als gedacht. — Darauf ließ er sie langsam wieder los. Ein glühendes Roth übergoß ihr Antlitz. Sie lehnte sich an die Mauer, als wandele sie eine Ohnmacht an. Dann plötzlich sich ermannend, eilte sie vor ihm auf, wie ein gescheuchtes Reh, und erreichte die Zimmer fast zugleich mit der übrigen Gesellschaft. —

6.

Als die Gäste wieder in den Saal traten, fanden sie den Präsidenten, der sie ungeduldig erwartete, weil er fürchtete, sich der Kühle des Abends auszusetzen, zum Aufbruche bereit, so inständig Saint-Mauris auch bat, noch zu verweilen. Die übrige Gesellschaft, längst gewöhnt, Herrn de Monnier als den Ersten zu betrachten, fügte sich willig seinen Wünschen, und die Heimkehr wurde auf gleiche Weise wie die Ankunft bewerkstelligt. Saint-Mauris begleitete seine Gäste bis an die geschmückte Zugbrücke, auf seinen treuen Achates gestützt; die Invaliden traten wieder in's Gewehr, die Böller wurden wieder auf's Neue gelöst, und der Zug setzte sich, den Präsidenten im Tragsessel an der Spitze, in Bewegung. Neigung und Gewohnheit bildeten einzelne Paare, und da man früher immer stillschweigend dem galanten Commandanten das Recht einräumte, Sophien zu begleiten, so dachte jetzt Niemand daran,

seine Stelle zu vertreten, und Mirabeau gesellte sich wie zufällig zu der holden Frau, die seinen Arm mit Erröthen, aber ohne Weigerung annahm. Sie gingen langsam fort, und sprachen von gleichgültigen Dingen, jedoch, wie es immer bei geistreichen Leuten der Fall seyn wird, nicht ohne Interesse daran zu finden, und bemerkten nicht, daß sie, schneller als die Anderen vorwärts schreitend, bald Allen voraus waren, und den Fuß des Berges, auf welchem Jour liegt, bereits erreichten, ehe noch die übrige Gesellschaft die Mitte desselben überschritten hatte. Endlich ward Sophie es gewahr, und bat ihren Begleiter, zu verweilen, bis die Anderen, welche dichtes Gebüsch ihren Blicken entzog, wieder zu ihnen stoßen, oder ihnen wenigstens sichtbar würden.

Sie befanden sich auf der Landstraße; Sophie setzte sich auf einen Stein am Wege, um auszuruhen. Mirabeau blieb neben ihr stehen. Es war Abend geworden; ein leichter Wind hatte sich erhoben und spielte mit Sophiens Haar, das er in reizende Unordnung brachte.

Von dem raſchen Gange erhitzt, athmete ſie ſchneller, und ihre Wangen glühten. Beide ſchwiegen lange; endlich unterbrach Mirabeau die Stille und ſagte: »Das Abendwerden, wenn es mich auf der Landſtraße überraſcht, hat von jeher einen ganz eigenen Eindruck auf mich geäußert. Nirgends tritt Einem das Bedürfniß der ganzen Natur nach Ruhe ſo dringend entgegen, als eben hier. Die untergehende Sonne färbt Alles mit ungewiſſem Licht; die Spitzen der Bäume auf dem Hügel ſchimmern noch hell, während weiter unten das Laub ſich in ſeine Schatten hüllt; das Gebüſch ſchweigt, nur hier und da ſchwirrt noch ein aufgeſchreckter Vogel umher und ſucht ſich auf einem höheren Aſte ein ruhigeres Lager, während eine kecke dunkele Fledermaus ſich hervorwagt, aber noch unſicher und geblendet von dem dunkeln, glühenden Abendroth, nur kleine, ungleiche Kreiſe zieht. Die Fröſche quaken lebhaft und ſchrillend, die Heimchen zirpen gellender, und das Geräuſch in der Luft, vom Treiben der Menſchen herrührend, das ſtets den einſamen Wanderer begleitet,

wächst, da Alles nach seinem Ruheorte eilt, und seine übrig gebliebenen Kräfte anstrengt, ihn desto früher zu erreichen. — Es ist, als ob sich plötzlich eine gewisse Sehnsucht nach der heimischen Lagerstätte in allen lebenden Wesen regte und ihre Forderungen geltend machte. Die Landleute vergrößern und beschleunigen ihre Schritte; man hört in der Ferne das raschere Rollen der Wagen, die endlich vorüberziehend, mit Staub bedeckt, an die Mühen des Tages erinnern; Peitschenknall und Hundegebell vermischen sich zu dem Lärm, und werden durch das lautere und gedehntere Gebrüll der heimziehenden Heerden unterbrochen. Allmählich wird es stiller; die Sonne ist mit ihren letzten Strahlen verschwunden; die Berge schneiden sich scharf am Horizonte ab; der Abendwind regt sich lebendiger und streicht mit seinen eisigen Schwingen über das Feld hin. Die Gestalten einzelner Menschen streifen in unsicheren Umrissen rasch vorüber, mit schnell ausgesprochenem Gruß — noch einige Augenblicke und wir sind allein; Alles ruht, und nur unsere Wünsche und Hoff-

nungen regen sich ungeduldig in uns, und beflügeln die ermüdeten, zögernden Füße zu rascherem Schritt.«

Er schwieg und blickte um sich, als wolle er auf das Bild deuten, das er eben ganz gegen seine Gewohnheit so ausführlich in Worten dargestellt. — Sophie hatte ihm aufmerksam und im Stillen dankbar zugehört, denn sie fürchtete andere Rede aus seinem Munde. Nach einer Pause fuhr er fort: »Die meisten Menschen lieben den Schlaf; ich hasse ihn, weil wir nie so willenlos sind, als ihm gegenüber. Wir gebieten ihm nie; er überrascht und fesselt uns zu einer, er flieht uns zu anderer Zeit, wie es ihm beliebt. Der Geist vermag Nichts über ihn, denn dessen Herrschaft und die seine vertragen sich nicht. Er ist Bedürfniß des Körpers, aber dieser muß sein geduldiger Sklav seyn, halten doch Schmerzen und wallendes Blut ihn so oft fern. — Und was ist der Geist, wenn der Mensch schläft? Ein dumpfes, starres Nichts, auf das die Träume Bilder werfen, wie die Umgebungen auf Seifenblasen. — Wäre

nicht der Zufall der Vater der Welt — der Mensch bedürfte des Schlafes nicht. — O, ich hasse den Schlaf.« —

Er schwieg wieder eine kurze Weile, dann hub er von Neuem noch gereizter an: »Ich hasse auch das Leben, denn das Leben ist gleichermaßen ein Kind des Zufalles. Es kann nicht anders seyn, sonst wären die tausend Ungerechtigkeiten, die es enthält, eine Sünde der Gottheit. — Oder soll ich so dumm seyn, wie die Indier, zu glauben, daß jener arme Blindgeborne in einem früheren Leben zu viel nach Verbotenem sah, oder in einem späteren bis an sein Ende wird ohne Brille lesen können? — Wer kann mir denn die körperlichen Schmerzen vergelten, die ich vielleicht leiden muß, weil eins meiner Organe fehlerhaft gebildet wurde? Die Schmerzen leide ich doch einmal. — Warum ist ein Mensch dümmer, als der andere, denn Dummheit und Klugheit erwirbt man nicht — und warum, meine holde, angebetete Freundin, wurden Sie mit dieser unendlichen Fähigkeit, zu lieben und liebend zu beglücken, um eine schöne,

reiche Jugend gebracht, und an einen widerlichen alten Mann gekettet, wie ein schuldloser Galeerensklav an einen in Verbrechen grau gewordenen Schurken, der ein Auswurf der Menschheit ist! — Sie, reines, reizendes Wesen, an einen verlebten Greis, vor dessen Körper Sie sich ekeln, dessen Geist Sie verachten müssen?«

Diese Worte durchzuckten Sophie; seine früheren Reden hatten sie gewaltsam ergriffen, denn sie machten sie staunen ob der Tiefe seines Geistes, und noch nie hatte Jemand vor ihr eine solche Sprache geführt, deren Kühnheit ihre zarte Seele kaum begreifen konnte. — Jetzt entlud sich plötzlich die lange gefürchtete Wolke, und der Blitz traf ihr Herz. Mit nackten Worten hatte der gewaltige Mensch ihr ganzes Elend vor sie hingestellt, und sie sah es deutlich, wie sie es nie gesehen, wie sie es früher nie hatte sehen wollen. Wir Menschen alle sind von Jugend auf in der Gewohnheit, mit uns selbst Versteck zu spielen und die wunden Stellen in unserer Seele mit Lügen zuzudecken, bis plötzlich die Wahrheit gigantisch in unser Daseyn tritt und

mit grausamer Hand Alles verletzend hinwegreißt, so daß uns erst klar wird, wie wir nichts zu heilen vermochten, sondern Alles uns zum Trotze schmerzt und blutet. Aber ein kräftiger Geist erwacht dann zu hellem Bewußtseyn, und gewinnt die volle Kraft, sich das Leben so zu gestalten, daß es geben muß, was er von ihm erwartet.

So ging es Sophien; nur war der Riß für ihr zartes Gemüth zu rasch und gewaltsam, und sie bedurfte der Zeit, um sich zu ermannen. Mirabeau hatte bei seiner Frage ihre Hand gefaßt; sie zog dieselbe langsam zurück, legte sie zitternd auf ihr pochendes Herz und sagte mit gebrochener Stimme: »Es ist mein Schicksal.« — »Dein Schicksal! — o nein, nein, sage das nicht!« rief Mirabeau. — »Unser Schicksal liegt in unserer Hand, wenn wir wissen, was wir wollen; unser Ziel müssen wir erreichen, wenn wir es klar vor Augen sehen. Deins, himmlisches Weib, sei, einen Mann zu beglücken, der Deine stille Größe, der die Tiefe Deiner Seele erkennt. Sophie, verbirg Dir es

nicht, Du liebst mich. — Ich bete Dich an. — Wir haben uns gefunden, und unser Glück ruht in unseren Händen.«

Sie zuckte an allen Gliedern, als würde sie ohnmächtig; aber dieser Zustand dauerte nur einen Augenblick. Dann sah sie ihn mit einem unbeschreiblichen Blicke an, in welchem sich das ganze volle Bewußtsein weiblicher Würde und Größe abspiegelte, stand auf, reichte ihm entschlossen und gerührt die Hand und sagte: »Ja Mirabeau, ich will seyn, was ich ganz seyn kann, ganz seyn darf: Deine Freundin im Leben und Tod.«

Beide verstummten. In diesem Augenblicke wurde die Gesellschaft am Fuße des Berges sichtbar. »Fassung,« flüsterte Mirabeau ihr zu. Sie sah ihn lächelnd und sicher an. — Dann nahm sie seinen Arm und ging mit festen Schritten den Uebrigen entgegen.

7.

Das Verhältniß zwischen Mirabeau und Sophien bildete sich in den nächsten Tagen zu unendlicher Größe aus; aber diese geistige Liebe genügte dem sinnlichen Manne, dem alle Halbheit ein Greüel war, bald nicht mehr; denn eine erwiederte Neigung ohne gänzliche Hingebung erschien ihm wie eine naturwidrige Lüge. Er verhehlte das der Geliebten nicht, und zürnte, als sie ihm das Wort Pflicht wie einen Schild entgegenhielt. Das Peinliche für ihn lag vorzüglich in dem Zwange, welchem er sich auf zwei Seiten unterwerfen mußte; einmal, weil ihnen nur flüchtige Momente ungestörten Beisammenseins vergönnt waren, dann, weil Sophie nicht über ihr neues Verständniß klar zu werden vermochte, sich einbildete, sie müßte als Mirabeau's wahre Freundin für ihn handeln, und doch nicht begriff, was sie für ihn thun, was er von ihr verlangen könne und dürfe. Ihre Erziehung, oder vielmehr die Gedanken-

richtung, zu der sie von Jugend auf gewöhnt war, trat hier störend in den Weg; verbotene Liebe war ihr stets als Sünde, treue Freundschaft als etwas Edles geschildert und so von ihr betrachtet worden, und nun, im Begriff, die letztere auszuüben, stellte sich ihr die erstere, die sich wider ihren Willen in ihres Herzens Grunde regte, entgegen, und brachte einen Zwiespalt in ihr hervor, der ihr Betragen gegen Mirabeau ungleich machte. Bald floh sie ihn schüchtern und verlegen, bald überhäufte sie ihn mit Zärtlichkeit. Sie war noch zu sehr jungfräuliche Schwärmerin, um sich mit Sicherheit zu bewegen und aus diesem Kampfe siegreich hervorgehen zu können. Einerseits fühlte sie unklar mit ihm, daß alle Halbheit ein Unding sei, und früher oder später das Bestehende, gerade weil man es dadurch zu erhalten strebe, umstürzen müsse; andererseits wollte sie, wie jedes liebende Weib, etwas Außerordentliches thun, und doch nicht aus dem gewöhnlichen Kreise, den Pflicht und Etikette um sie zogen, herausschreiten. Kurz, sie liebte mit dem Herzen,

und war Freundin mit dem Kopfe, hatte jedoch ihr Inneres noch nicht durchschaut, sonst wäre sie, bei ihrem großartigen Charakter, keinen Augenblick länger zweifelhaft gewesen, was sie eigentlich zu thun habe; es ließ sich dann in zwei Worten aussprechen: Flucht, wenn sie ihrer Pflicht, Hingebung, wenn sie der Liebe gehorchen wollte — aber wer wirklich liebt, der kann nicht fliehen.

Das fühlte Mirabeau eben so deutlich, und auch er handelte ihr gegenüber mehr instinktmäßig, als mit besonnener Ueberlegung; was er jedoch that, kam aus dem Herzen und verfehlte daher das Ziel nicht. Sophie selbst fühlte die tiefste Sehnsucht nach einer ungestörten Zusammenkunft mit ihm, aber so oft und so inständig er sie auch darum bat, wagte sie doch nie, ihm dieselbe zu bewilligen, da bis jetzt ihr noch kein Grund gewichtig genug schien, um sie zu einem außerordentlichen, alle Grenzen durchbrechenden Schritte dieser Art zu bestimmen. Wenn sie gleich dem Präsidenten sich nicht so verpflichtet und unterworfen fühlte, daß sie

auf ihn Rücksicht genommen hätte, wo es die höchsten Interessen ihrer Seele galt, so hatte sie doch eine zu große und tief gewurzelte Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Ehe, und eine zu große Scheu vor dem Urtheil der Welt, als daß sie sich das Mindeste, was nach Beider Gesetz und Observanz unerlaubt war, gestattete. Wir haben es schon einmal ausgesprochen, ihr Herz und ihr Verstand lagen im Kampfe mit einander, und das Herz war noch nicht genug erschüttert worden, um sich seiner ganzen Kraft bewußt zu seyn, und den Verstand siegreich aus dem Felde zu schlagen.

Diese verschiedenen Empfindungen entgingen Mirabeau nicht, und Sophiens Seele ward ihm daher ein deste lieberes Studium, je mehr es alle seine geistigen Kräfte interessirte und in Anspruch nahm. Er wurde immer lebhafter überzeugt von dem, was sie ihm werden konnte; aber es blieb seinem Scharfblicke nicht verborgen, daß sie von ihm erzogen und für ihn gebildet werden mußte, wie jedes liebende Weib von dem Manne seiner Wahl. Diese Aufgabe

gehörte nicht zu den leichtesten, weil Mirabeau so wenig über die äußeren Mittel gebieten konnte, und seine Hände auf allen Seiten gebunden wußte. Doch ihre Seele war ein reicher, fruchtbarer Boden, auf dem kein Saatkorn verloren ging, und es bedurfte stets nur weniger Funken, um die Flammen ihres Geistes zu entzünden. Es galt nur, ihre alten, eingewurzelten, mit ihr gleichsam aufgewachsenen Ansichten zu zerstören, und neue, freiere an deren Stelle zu bringen. Diese mußten wirken, wie das Gewicht an einer Uhr, von dem beherrscht, der ganze Mechanismus sich in Bewegung setzt, — die nächsten Blätter werden zeigen, wie Mirabeau demgemäß handelte.

Eine ungewöhnlich zahlreiche Gesellschaft war eines Abends bei dem Präsidenten versammelt, Neuigkeiten und Stadtgeklätsch gaben wie gewöhnlich, wenn nicht gespielt wurde, den Stoff zur Unterhaltung her. Man sprach von dem Könige und seiner Gemahlin, und Einer von den Anwesenden bemerkte, daß es doch höchst erfreulich sei, nachdem unter Ludwig XIV.

und Ludwig XV. von oben herab so verderbliche Beispiele für ganz Frankreich gegeben worden, zu bemerken, wie gerade das eheliche Verhältniß zwischen dem königlichen Paare durch seine Häuslichkeit und Eintracht ein so herrliches Beispiel gebe. — Mirabeau, der bisher angelegentlich und leise mit Sophien geredet hatte, wandte sich plötzlich zu dem Sprechenden und sagte: »Reden Sie doch nicht so abgeschmackt bürgerlich, Vicomte, daß Sie etwas loben, was theils gar nicht zu loben ist, theils gar kein Lob verdient.« — Die ganze Gesellschaft verstummte bei diesen Worten und blickte ihn staunend an; der Vicomte aber sagte pikirt: »Chevalier, reden Sie deutlicher, wenn Sie mit mir reden, denn ich verstehe Sie nicht; was wollen Sie damit sagen, etwas ist nicht zu loben und verdient kein Lob; das ist doch wohl eins und dasselbe?« — »Keineswegs,« erwiederte Mirabeau; »ist denn an einem Könige zu loben, was in unseren Zeiten einen Privatmann eher lächerlich macht, als ihm Lob erwirbt, und verdient denn die glückliche Ehe eines Königs

Lob?« — »Sie sprechen noch immer in Räthsseln.« — »Ich will mich deutlicher ausdrücken; ich meine, ein König müßte nie eine Ehe schließen, er steht zu hoch, um sich bürgerlichen Verhältnissen zu unterwerfen.« — »Aber wer soll denn die Krone erben?« — »Die Krone soll gar nicht geerbt werden; bedenken Sie doch, was es heißt; die Krone!« — »Chevalier, Sie stoßen ja Alles Bestehende um.« — »Laßt ihn doch,« rief der Präsident lachend; »er hat gewiß heute wieder seinen tollen Tag, und da wirft er einmal Alles über den Haufen; ich wette, er läßt auch die Ehe nicht gelten, und möchte sie abgeschafft haben.« — »Das hat er bewiesen durch seine Handlungen,« flüsterte der Pfarrer, der sich nicht in den Streit zu mischen wagte, weil er Mirabeau gegenüber doch stets den Kürzeren zog, sobald dieser vollen Ernstes mit ihm stritt. — »Allerdings,« entgegnete Mirabeau; »die Ehe ist ein Unding.« — »Ein Unding, die Ehe!« rief man von allen Seiten. »Chevalier, Beweise!« — »Sogleich, und das mit wenigen Worten. Ich frage zuerst, was ist

der Zweck der Ehe? Die Fortpflanzung des Menschengeschlechts. Gut, nun kommt es nur darauf an, daß dieser Zweck naturgemäß erfüllt werde. Mann und Frau müssen also gleich gesund, gleich fähig seyn, sich zu vermehren. Sie sind aber verschiedenen Temperaments, sie zu feurig — er zu kalt — es giebt keine Kinder, — der Zweck der Ehe ist also verfehlt — er ist zu alt, sie zu jung — hier dieselbe Folge, und es giebt also dasselbe, — er kränklich oder alt, daher unfähig — sie gesund und jung — wiederum dasselbe. — Nun ist die Ehe ein Contract, bei welchem beide Theile gleiche Verbindlichkeiten eingehen; der eine Theil kann aber seine Pflicht nicht erfüllen, der Contract wird also gebrochen — aber das entbindet den anderen Theil, der seinem Beruf in anderen Verhältnissen vielleicht weit glücklicher nachkommen könnte, nicht von seinen Verpflichtungen, denn die Ehe ist nach unseren bürgerlichen und kirchlichen Gesetzen unauflöslich. — Ist aber ein solches Verhältniß, wo der eine Theil Sklave des anderen ist, nicht ein Eingriff in die Rechte der Mensch-

heit, und kurz — ist die Ehe nicht ein Unding? Ich weiß Alles, was Sie mir dagegen einwenden können auf ein Jota — aber Sie vermögen mir doch damit nicht umzustoßen, was ich sage und behaupte. Die beiden Geschlechter müssen sich verbinden, um sich zu vermehren, das ist Gebot der Natur, der einzigen Gesetzgeberin, die immer Recht hat — aber diese Verbindung müßte kein Zwang seyn, sie müßte nur so lange dauern sollen, als bis ihr Zweck erreicht ist, und ihre Fortsetzung müßte durch kein Gericht und keine Obrigkeit verhindert oder bewirkt werden dürfen, sondern von dem freien Willen und der ungezwungenen Uebereinkunft beider Theile lediglich und allein abhängen — und eben weil das nicht seyn kann, weil zwei Menschen, die Kinder mit einander zeugen wollen, für das ganze Leben an einander geschmiedet werden, ohne die Fesseln lösen zu dürfen, ohne zu wissen, ob sie sich auch das ganze Leben hindurch gegenseitig das leisten können, was sie einander gegenseitig zu leisten sich versprochen, ob sie nicht im Laufe der Jahre sich physisch

zuwider werden, ob — ich könnte noch tausend dergleichen Umstände anführen — aber Alles läuft nur hinaus auf meine Behauptung: die Ehe, wie wir Katholiken, wir Franzosen sie bei uns eingeführt haben, und mit kirchlichen und weltlichen Gesetzen aufrecht erhalten, ist ein Ungeheuer, ein Unding. Welche Ungerechtigkeiten fallen dabei vor — in jeder ungleichen und daher unglücklichen Ehe findet eine Verletzung über die Hälfte, wie die Juristen es nennen, eine laesio ultra dimidium Statt, die jeden Contract brechen würde. — Die Welt ist auch davon überzeugt, denn sie achtet in unseren Zeiten die Ehe gar nicht mehr — der Mann geht rechts — die Frau links ihrer Lust nach. Pfaffen und Robins sind freilich gleich mit Strafen bei der Hand und verdammen den Ehebruch — die Welt aber gar nicht — sie findet ihn natürlich, er gehört ins Gebiet der Repressalien. — Jeder denkt im Stillen, er würde eben so handeln, und — glauben Sie mir, die Welt, die öffentliche Meinung hat immer Recht. Sie schütteln den Kopf, Herr Pfarrer —

Sie können gar nicht darüber urtheilen, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, denn Sie sind einerseits befangen, andererseits unerfahren. Ich will es Ihnen durch ein Beispiel deutlich machen, wie gerade die Geistlichkeit durch ihre Strenge in Ehesachen sich am meisten gegen die menschliche Freiheit versündiget. z. B. Sie trauen einen alten, kränklichen, gebrechlichen Mann mit einer jungen, gesunden, raschen Frau, voll Leben und Kraft; Sie segnen dieselben ein mit den Worten der Bibel: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde. — Sie wissen aber von vorn herein, daß ein solches Paar sich unmöglich vermehren kann; die arme, junge Frau, eine Pflanze, von der die Natur, die unerbittliche Mutter, welche eben so nachdrücklich verlangt, als gütig giebt, streng fordert, daß sie blühe und Früchte trage, empfindet dies Bedürfniß, erwartet dessen Befriedigung, wird aber darum, wie um ihre ganze Jugend, ihr ganzes Leben, ihr ganzes Glück betrogen, denn unsinnige Eltern haben sie wider ihren Willen zu der Verbindung mit dem alten

Krüppel gezwungen; sie ist nicht dessen Weib, sondern nur seine Krankenwärterin — er, der nicht das mindeste Recht hat, ihr zu befehlen, denn er kann sie nicht erfreuen — quält sie mit seinen Launen, mit — ich will das fatale Bild nicht weiter ausmalen — und die Kirche und das Gesetz erlauben ihr nicht, sich von ihrem Henker zu trennen — sie erlauben ihr nicht, Ersatz für die Freuden, um die sie betrogen wird, zu verlangen — erlauben ihr nicht, und das ist das Aergste, das Schlechteste, das Schändlichste, sich einem anderen Manne hinzugeben, um ihren Beruf zu erfüllen und Mutter zu werden — und verlangt das gebieterisch die Natur — nein, das arme Weib wird gezwungen, wider sich selbst zu wüthen, seine angeborenen Triebe zu ersticken, seinen rechtmäßig durch die Geburt erworbenen Freuden zu entsagen — auf das Glück und die Wonne, Mutter zu werden, einem Geschöpfe, das ihm gleicht, das Leben zu geben, es mit seinem Blute zu nähren, sich in ihm wieder zu verjüngen, mit ihm alle Lust der Jugend von Neuem zu genießen, Verzicht

zu leisten! — O, unsere gepriesenen bürgerlichen Einrichtungen — unsere Gesetze — sie sind abscheulich! — Eine Ewigkeit hindurch könnte man darüber reden — und nun sage mir noch Einer, daß die Ehe, wie wir sie haben, kein Unding sei.«

»Aber, Mirabeau, Sie rasen, Sie werfen ja alles Bestehende wirklich über den Haufen — wo soll das hinaus?« unterbrach ihn der Präsident, der ihm unruhig zugehört hatte. — »Ja wohl, es ist ein gefährlicher Mensch,« sagte der Pfarrer, halb leise, und fuhr dann lauter, sich zu dem eifrigen Redner wendend, fort: »Aber, Herr Chevalier, Sie sind ja selbst verheirathet.« — »Was geht das Sie an, und wie gehört das hierher?« entgegnete ihm Mirabeau heftig und verächtlich; — »ist meine Heirath ein Beweis gegen meine Behauptung? kann die Ausnahme, wenn meine Ehe eine solche wäre, die Regel umstürzen? — Wenn Sie nichts Besseres einzuwenden wissen, so schweigen Sie — wenn Sie aber streiten wollen, so bringen Sie Gründe vor, die von Gewicht sind,

oder gehn Sie hin und studiren Logik, damit Sie wissen, wie man urtheilen solle. Wenn von allgemeinen Wahrheiten die Rede ist, wenn Dinge behandelt werden, die die ganze Menschheit betreffen, so kann ein einzelner Fall eben so wenig als gültig vorgebracht werden, als ein Mitglied der Klerisei überhaupt eine Stimme dabei haben darf, sobald es sich nicht seines Priesterrockes entledigt, und seine Kirchensatzungen aus dem Spiele läßt. — Merken Sie sich das!«

Der Pfarrer verstummte vor den gewaltigen Worten seines Gegners; aber man las auf seinem Antlitz, daß er diese Beleidigung in einem feinen jesuitischen Herzen aufbewahrte. Auch die Uebrigen der Gesellschaft wagten es nicht, Mirabeau noch etwas zu entgegnen, und der gewandte Vicomte de Sesmaisons, derselbe, der diese heftige Expectoration Mirabeau's veranlaßt hatte, suchte schnell das Gespräch auf andere Gegenstände zu bringen, was ihm auch nach Wunsch gelang. Alle nahmen bald lebhaft Theil, und die Unterhaltung wurde all-

gemein; nur Sophie saß träumerisch sinnend da, und gab zerstreut und mühsam auf die an sie gerichteten Fragen Antwort. — Das aber war es eben, was der kühne, berechnende Mirabeau gewollt hatte; sie war von mehr als dreißig Personen überzeugt worden, daß sie eigentlich keine Pflichten gegen ihren Gatten zu erfüllen habe, denn heute zuerst sah sie, durch Mirabeau's ebenso beredte als treffende Schilderung erwacht, ihre wahre Lage im rechten Lichte.

8.

Mirabeau ward immer dringender und bestürmte sie mit Bitten, ihm eine Zusammenkunft an einem dritten Orte unter vier Augen zu gewähren, damit er, wie er sich ausdrückte, seine ganze Seele vor ihr ausschütten, und Trost und Ruhe, deren er so sehr bedürftig, von ihr empfangen könne. Sophie wagte nicht, sein Verlangen zu erfüllen, denn sie fühlte und wußte nur zu gut, daß sie ihm in solcher Stunde nichts würde zu versagen im Stande seyn, und dagegen kämpfte ihre zarte Weiblichkeit noch zu mächtig. Fromm, wie sie eigentlich war, hielt sie sich von dem Augenblicke an für eine große Sünderin, wo sie begonnen hatte, einzusehen, daß bloße Freundschaft für Mirabeau ein Unding sei, und daß sie ihn wirklich und mit ganzer Seele liebe. Sie war von seinen Gesinnungen überzeugt; echt weiblich feierte sie einen stillen Triumph in dem Glauben, diesen unbeständigen Mann wirklich und dauernd ge-

fesselt zu haben; sie freute sich innig darüber, und in gewissen Augenblicken der Aufregung schien es ihr sogar ein Unrecht, ihm irgend eine Bitte, gleichviel welcher Art, abzuschlagen, wogegen sie in andern Momenten, von ihrer tiefen Gutmüthigkeit bestochen, die Gewährung selbst der unbedeutendsten Gunst für ein Unrecht an dem armen, alten, wehrlosen Präsidenten hielt, der sie doch zu seiner rechtmäßigen Gattin gemacht und sie geheirathet hatte, um, seitdem ihn seine Tochter auf eine so schändliche Weise verlassen, ein Wesen zu haben, das ihm durch Bande des Blutes angehöre. — Unsicher schwankte sie hin und her, und konnte zu keinem festen Entschlusse kommen; endlich glaubte sie, ein Auskunftsmittel gefunden zu haben, indem sie den Präsidenten bat, sie auf einige Zeit nach Dijon zu ihren Verwandten reisen zu lassen. Sie hoffe, hier mit sich selbst ins Reine zu kommen, und ihre Zweifel jener vertrauten Freundin, derselben, an welche der zu Anfang dieser Blätter mitgetheilte Brief gerichtet war, vorlegen zu können. Leider aber fand ihr Gesuch

keine freundliche Aufnahme bei ihrem Gemahl, der ihr in rauhen Worten erwiederte, schon der Wunsch, ihn zu verlassen, sei eine Pflichtverletzung, und dazu habe er sie nicht geheirathet, daß sie sich bei ihren Verwandten amüsire und die Sorge für ihn den Bedienten anvertraue. »Wenn ich erkaufte und bezahlte Pflege hätte haben wollen, so brauchte ich mich nicht zu vermählen. — Madame,« schloß er seine Strafpredigt, »oder« — setzte er nach einer Weile hinzu, »sind Sie etwa geneigt, eine Schülerin des beredten Herrn von Mirabeau zu werden, und sich von aller Pflicht frei zu glauben, weil ihr Mann, der sie zu einem so hohen Range erhob, kein junger Springinsfeld mehr ist? Ueberhaupt scheint es mir, als fänden Sie mehr Gefallen, als einer anständigen Frau geziemt, an dem luftigen Herrn Chevalier, und das verbitte ich mir sehr; wenn ich ihm auch den Zutritt in meinem Hause gestatte, so — Sie verstehen mich — genug davon. — Sie bleiben hier und behelligen mich nicht wieder mit solchem thörichten Verlangen.«

Sophie verstummte indignirt; Thränen traten ihr in die Augen, aber sie unterdrückte dieselben und verließ schweigend das Zimmer. Wehmüthig und gebeugt eilte sie in den Garten nach einer versteckten Laube, denn sie fühlte zu lebhaft das Bedürfniß, sich auszuweinen. Kaum hatte sie dieselbe erreicht, als auch schon Thräne auf Thräne von ihren Wangen herabrollte. Plötzlich und eben so unerwartet als überraschend stand Mirabeau vor ihr. »Sophie, Du weinst!« rief er aus und öffnete die Arme; halb bewußtlos lag sie an seiner Brust; sie hielten sich lange umfaßt, ohne ein Wort zu reden.

Endlich wand sie sich langsam von ihm los, blickte ihn mit ihren dunkeln, schönen Augen, in denen die ganze Tiefe ihrer Gefühle leuchtete, an, und sagte: »Mirabeau, ich bin recht unglücklich!« — »Unglücklich!« erwiederte er, »o nein, Sophie, Du bist es nicht. Ist denn Liebe ein Unglück! Bist Du nicht von der Wahrheit und Innigkeit meiner Neigung überzeugt? Fühlst Du nicht dasselbe für mich? O, nur eine ungestörte Stunde für uns, und Du wirst, Du

mußt Dich glücklicher fühlen, als irgend ein Weib auf Erden. Gewähre Dir, gewähre mir das Glück einer solchen Zusammenkunft; ich verlange ja nichts von Dir, als die Freude, mit Dir allein zu seyn — ohne Furcht vor Ueberraschung die Thränen Deiner lieben Augen trocknen zu können — im Gespräch mit Dir meinen ganzen Jammer zu vergessen — denn, meine Sophie, ich leide schrecklich.«

»Du leidest,« unterbrach sie ihn und legte, ihm wieder näher tretend, ihre Hand auf seine Schulter; — »Du leidest! o sprich, was quält Dich — kann ich Dir rathen, helfen?« — »Nur Deine Liebe vermag allein meine Schmerzen zu lindern, erwiederte er. »Meine Verhältnisse haben sich verschlimmert — heftiger als je habe ich mich mit meinem Vater von Neuem erzürnt — er geht in seinem Unsinn so weit, mich eines sträflichen Umganges mit meiner Mutter, der Einzigen, deren Herz sich mir nicht verschloß, als Alle sich von mir wandten, zu beschuldigen. — Frau von Micabeau, die jüngere, von ihren Verwandten überredet, dringt auf Schei-

bung — ich schmachte hier mit gebundenen Händen, und habe kaum die nothdürftigsten Mittel zu meinem Unterhalt — ja, so groß ist meine Liebe, mein Vertrauen, meine Ehrfurcht vor Dir, daß ich nicht erröthe, Dir zu gestehen — ich bedarf eines Kleides, um mich vor der Welt nicht lächerlich zu machen. — Saint-Mauris verweigert mir das Geld, ich weiß nicht, wie ich es mir schaffen soll.« — —

»Genug, genug, Du armer, armer Freund,« fiel sie ihm in die Rede, »jetzt kann ich, jetzt muß ich für Dich handeln. — Weißt Du die Straße des Ferronniers? — Das dritte Haus zur Linken, vom Brunnen nach dem Thore zu — eine Treppe hoch — dort wohnt meine Amme — eine Wittwe — dort erwarte ich Dich — heute Abend um neun Uhr. — Und nun fort — man könnte uns hier überraschen. — Fort, fort! heute Abend mehr. — Um neun Uhr! hörst Du?« —

Eine Hinterthür, dieselbe, durch welche Mirabeau unbemerkt gekommen war, führte aus dem Garten des Präsidenten auf das Feld.

Wonnetrunken entfernte er sich auf diesem Wege, und streifte, um von Niemandem bemerkt zu werden, wie er das oft zu thun pflegte, bis zum Abend im Freien herum. Sophie hatte die Gewohnheit, um die ihm bestimmte Zeit, wenn keine gesellschaftlichen Rücksichten sie fesselten, ihre Amme zu besuchen. Der Präsident vermißte daher bei seiner täglichen Spielparthie mit dem Vicomte und dem Unterintendanten seine Gattin nicht, und ahnte also nichts Arges.

Fast zu gleicher Zeit traten Sophie und Mirabeau in das niedere Zimmer, in dem sich Beide so wohl fühlten, da sie ungestört und ohne fremde Zeugen bei einander weilen konnten, daß es ihnen ein Feenaufenthalt schien. — Die Amme verließ sie, und ging, um den Besuch einer Nachbarin zu vermeiden, welche sich regelmäßig des Abends einzustellen pflegte, zu dieser. Damit Niemand etwas argwöhnen konnte, blieben sie im Dunkeln. An allen Gliedern zitternd, setzte sich Sophie auf ein Sopha. — Mirabeau kniete vor ihr nieder und bedeckte ihre Hände mit Küssen. Beider Herzen pochten

heftig. — »Willst Du mir nicht zürnen, und mir eine Bitte nicht abschlagen?« sagte sie. — »Gewiß nicht,« erwiederte er. — »So nimm diesen Ring — ein Erbstück — von dem er nicht weiß, daß ich ihn habe. — Der Ring soll hundert Louisd'or werth seyn. — Ist das genug, oder brauchst Du mehr? — Du kannst ihn dreist verkaufen — Niemand kennt ihn.« — »Nein,« entgegnete er, »das kann ich nicht! — den Ring darf ich nicht nehmen.« — »Du weigerst Dich!« sagte Sophie, und Thränen erstickten ihre Worte — »o, mein Freund, das habe ich nicht erwartet — Du willst nicht, daß ich etwas für Dich thue, und es macht mir doch so große Freude. — O, warum weigerst Du Dich so — »Weil Du nicht ganz mein bist,« antwortete er, sich zu ihr setzend und sie in die Arme nehmend, — »nicht ganz mein eigen — o meine himmlische Sophie — Du kennst nicht den Stolz eines Mannes — nur von meinem Weibe — von dem Weibe, das sich mir, dem ich mich ganz gab, darf ich etwas nehmen. — Willst Du mir angehören — ganz — mit Leib

und Seele?« — Sie antwortete nicht und zitterte ſtärker. — »Sophie, Du liebſt mich nicht!« rief er. — »O Gott!« erwiederte ſie, »den Vorwurf verdiene ich nicht — wäre ich denn hier — in dieſer Gefahr, — wenn ich Dich nicht mehr liebte, als mich ſelbſt? — O Mirabeau, ſchone mich!« —

Er hatte die anfangs ſich Sträubende immer feſter an ſich gezogen. Glühend küßte er ihre Hände, ihren Hals — ſeine brennenden Lippen ſuchten im Dunkeln die ihren — ſie blieb regungslos; endlich ſank ſie überwältigt an ſeine Bruſt, und ihr Mund duldete ſeine heißen Küſſe, erwiederte ſie zuletzt. »Sophie,« ſagte er nach langem Stillſchweigen — »ich will nicht unedel an Dir handeln — nicht Dich im Sturm überraſchen. — Willſt Du mich beglücken? willſt Du die Meine werden? — ſo geſchehe es mit Deinem vollſten Bewußtſeyn. — Rein ſollſt Du die himmliſchen Freuden genießen, die Du mir giebſt. — Sophie, Stern meines Lebens, Licht meiner Seele — gieb Dich mir ganz! — O, fühle, wie ich leide in dieſem Kampfe. —

Quäle mich nicht länger. — Du antwortest nicht. — Du verbirgst Dein Gesicht an meiner Brust — Dein Herz schlägt so heftig — Dich schauert — O meine Sophie — darf ich? — meine himmlische Freundin, willst Du mich glücklich machen? — O kein Wort — möge ein freiwilliger Kuß der Bote himmlischer Wonne seyn.e —

Sie antwortete nicht. Schaam und Liebe kämpften in ihrem Innern; — er bog sich zu ihr nieder — sie fühlte seinen brennenden Athem — eine heiße, wollüstige Thräne fiel aus seinen Augen auf ihren Nacken und füllte sie mit unbeschreiblicher Empfindung — halb wandte sie ihr Antlitz zu ihm — ihre lechzenden Lippen begegneten sich unwillkührlich in einem langen Kusse — die höchste Wonne rauschte über sie hin.

Als sie in seinen Armen wieder erwachte, da wußte sie, was Leben und Liebe eigentlich sei, und sie zürnte ihm nicht.

9.

Saint-Mauris, von ſeinem Uebel geneſen, kam wieder täglich nach Pontarlier und verfolgte Sophien mehr als je mit ſeinen Liebesanträgen. Er benahm ſich ihr gegenüber mit einer Sicherheit und Zudringlichkeit, als ahne er, was ſich mit ihr zugetragen habe, und hoffe, Nutzen für ſich daraus zu ziehen. Umſonſt verſuchte ſie bald mit leichtem Scherz, bald mit entſchiedenem Ernſt, ihn fern zu halten; unermüdet begann er ſtets wieder ſein voriges Treiben und ließ ſich durch Nichts abſchrecken; ſogar Sophiens entſchiedene Drohung, es dem Präſidenten mitzutheilen, flößte ihm keine Furcht ein, ſondern machte ihn nur noch kecker; ja, er wagte es ſogar, ſie einmal mit Hülfe ihrer beſtochenen Kammerfrau in ihrem Zimmer zu überraſchen, und hier mit Gewalt das erlangen zu wollen, was Bitten und jahrelange Bewerbungen ihm nicht hatten verſchaffen können. Sophie, auf das Aeußerſte gebracht, griff in

der Angst nach einem auf dem Tische liegenden Messer, und stieß blind nach ihm. Er wich glücklich dem nach seinem Herzen geführten Stoße aus, ihn mit dem Arme auffangend, und entfernte sich erschreckt, ungewiß, ob er nicht eine gefährliche Verletzung davongetragen habe. Blutend und ängstlich suchte er die Kammerfrau auf, die seine Wunde geschickt verband, nachdem sie ihm einen Spiegel vorgehalten, um ihn von der Unbedeutendheit derselben zu überzeugen. Das Messer war allerdings durch die Kleider gedrungen, hatte jedoch nur leicht das Fleisch gestreift; der Schwächling bedurfte indeß einiger Zeit, sich zu erholen.

Endlich, nachdem es ihm so ziemlich gelungen war, wieder Herr seiner Sinne zu werden, zog er die Soubrette auf seinen Schooß, erlaubte sich einige verliebte und unfeine Tändeleien, die sie ihm gern gestattete, schon seit langer Zeit im vertrauten Umgange mit dem alten Wollüstling, daran gewöhnt, und sagte: »Hättest Du Dir das eingebildet, scharmante Minette, daß sie sich so rasend geberden, und

mir, um sich zu vertheidigen, nach dem Leben trachten würde? Für so farouche habe ich sie wirklich nicht gehalten; ich fange doch an zu glauben, daß sie kalt ist wie Eis, sonst hätte sie mir unmöglich in solchem entscheidenden Momente Widerstand leisten können.« — »Kalt?« erwiederte die verschmitzte Zofe; »da irren Sie sich, mein Käthchen; sie ist nichts weniger als kalt — davon überzeuge ich mich seit vierzehn Tagen jede Nacht. Sie wissen, wenn der Präsident seine Gichtanfälle hat, und die Barbaud bei ihm wachen muß, so schläft sie in dem Alkoven, der dicht an mein Zimmer stößt. — Unsere beiden Betten sind nur durch eine Wand geschieden, und da höre ich ganz deutlich, welche unruhigen Träume sie quälen. — Sie spricht im Schlaf; neulich war sie vorzüglich ganz besonders aufgeregt; ich konnte das genau bemerken — erst warf sie sich hin und her, und geberdete sich wie Jemand, der sich nicht umarmen lassen will; dann ward sie ruhiger, aber sie seufzte einige Mal ganz tief — darauf flüsterte sie unverständliche Worte, zuletzt ward

sie verständlicher, und ich hörte, wie sie im Schlafe sagte: mein Leben — mein Einziger — schone mich — Du tödtest mich! — Die ist eben so wenig kalt, als ich, mein Herzchen.«

»Teufel!« sagte Saint-Mauris, »Teufel, das ist stark. — Am Ende hat sie doch unsere Wachsamkeit überlistet, und ein Liebesverständniß, das sie im Schlafe wieder durchspielt. — Aber mit wem? Ich mag die ganze Liste der jungen und alten Herren durchgehen, hier in Pontarlier wüßte ich doch keinen; sie haben Alle zu viel Respect vor mir, um ihre Huldigungen einer Dame, die ich verehre, darbringen zu wollen. — Auch behandelt sie in ihrer stolzen Sprödigkeit unsere Galans zu verächtlich und kalt. — Wäre es einer von unsern Landjunkern, der hätte auch nicht schweigen können — das wüßten wir schon. — Einen Lakai — einen Handwerker — dazu giebt sie sich nicht her, wie manche unserer vornehmen Grazien, die das Solide dem Feinen vorziehen — sie ist zu sehr Schwärmerin, die das Materielle, wenn sie es wirklich goutirt, nur als eine angenehme

Nebensache betrachtet, und erst das Herz befriedigt haben will, ehe sie an die Sinne denkt. — Bei mir hätte sie freilich Beides vereint gefunden — nun, nun — wir wollen sehen — es wird Zeit und Mühe kosten, — aber zum Teufel — es sind doch wohl nur Klosterträume — Phantasien — Wirkungen ihrer Lektüre — und kein lebender Seladon — denn außer mir wüßte ich doch wirklich Niemanden in Pontarlier. — Was meinst Du, Minettchen? Hast Du etwas der Art bemerkt? — Blicke überrascht? — Hey?«

»Sie sind allerdings sehr scharfsinnig, Monseigneur,« erwiederte die schlaue Zofe, »aber es will mir doch scheinen, als sähe unser alter Herr heller; wenigstens belauschte ich neulich ein Gespräch, in welchem sie ihn um die Erlaubniß bat, ihre Mutter in Dijon besuchen zu dürfen, was er ihr aber mit dürren und harten Worten abschlug und hinzusetzte, es komme ihm vor, als fände sie mehr Gefallen, als einer anständigen Frau gezieme, an einem gewissen Herrn, und das verbitte er sich. — Sie ging darauf in den Garten nach ihrer Lieblingslaube

und kam nach einer guten Weile mit rothen Augen und einem sehr erhitzten Gesicht zurück. Wen, glauben Sie wohl, hat er mit jenem gewissen Herrn gemeint?«

»Wahrscheinlich mich,« entgegnete Saint-Mauris selbstgefällig, »denn der alte Bär traut mir doch wohl nicht ganz und wittert mit seiner Nase die Hirschhorneſſenz, die ich für ihn bei mir trage, mein schönes Kind.«

»O Gott, wie dumm sind doch die gescheidten Leute! — Machen Sie denn auch Verse, Monseigneur?«

»Welche wunderbare Frage, Minette; jeder Edelmann macht Verse; es ist eine ihm mit seinem hohen Range angeborne Kunst; der Chevalier de Piis, der Herr von Voltaire, ich, wir Alle machen Verse.«

»So haben Sie wahrscheinlich auch die folgenden gemacht, die ich neulich im Gesellschaftszimmer fand,« sagte die listige Soubrette lächelnd, und zog ein Papier aus ihrem Corsett, das sie ihm vorlas, jedoch so geschickt zu hal-

ren wußte, daß es ihm unmöglich war, die Hand zu erkennen. — »Hören Sie nur!«

Sie declamirte im Ton einer herumziehenden Schauspielerin:

An Sophie.

Ein Gedanke faßt mich — Dich besitzen,
Mich beglückt in Deinen Armen sehn, —

»Lies nicht weiter, mein Kind,« rief er hastig; »allerdings sind diese Verse von mir; gieb her.« — Er griff nach dem Papier, und wollte es ihr wegnehmen, aber sie entzog es ihm geschickt, und sagte schalkhaft: »Also von Ihnen sind diese Couplets; das ist doch närrisch; da haben Sie sie gewiß dem Herrn von Mirabeau geliehen, denn der zog sie eines Abends mit dem Schnupftuch aus der Tasche, während Sie in Ihrem alten Schloß das Zimmer hüteten.«

»Der Herr von Mirabeau,« bemerkte Saint-Mauris betroffen, und sein Gesicht wurde noch einmal so lang, als es gewöhnlich war. — Dann sich sammelnd, fügte er hinzu: »Ja

wohl, ja ganz recht — ich las sie ihm vor, und er fand sie so schön, daß er mich um eine Abschrift bat.«

»Die er wahrscheinlich Madame statt eines Liebesbriefes zustecken wollte; denn er machte sich an jenem Abend sehr viel um sie zu schaffen, und schien nachher ängstlich und verlegen, etwas zu suchen.«

»Teufel!« rief Saint-Mauris, sich vergessend, aus, »an den verdammten Chevalier habe ich gar nicht gedacht! Der will sich unterstehen, mir in das Gehege zu kommen, der miserable arme Sünder, der nur von meiner Gnade lebt. Morgen soll er mir wieder nach Jour hinauf; der — in die Souterrains lasse ich ihn werfen, wo ihn kein Tageslicht bescheint.« —

»Das thäte mir sehr leid, Monseigneur; ich habe mir in den Kopf gesetzt, den Herrn Chevalier mit meiner Gunst zu beglücken; ich habe gehört, er soll sehr beredt seyn bei Damen, und ich möchte mich davon überzeugen.«

»Kleine Schelmin, bin ich Dir nicht genug?« fragte der eitle Beherrscher von Jour selbstgefällig, ihr einen leichten Schlag auf die Wange gebend.

»Ach, Sie sind mir ja nicht treu,« erwiederte die schlaue Soubrette. »Und wenn Sie erst Ihr Ziel bei Madame erreicht haben, so kümmern Sie sich gar nicht mehr um mich.«

»Das befürchte nicht, mein Hühnchen, Du kennst ja das Sprichwort:

Zu seiner ersten Liebe Glück
Kehrt man mit Freuden stets zurück.

Sei ruhig, ich werde Dir meine Gunst nicht entziehen; ich denke, noch manches Schäferstündchen mit Dir zu feiern. Aber jetzt gieb mir die Verse wieder.«

»Was bekomme ich dafür? — denn ich liebe diese Verse unaussprechlich, seit ich aus Ihrem Munde weiß, daß sie von Ihnen sind.«

»Einen Kuß, mein Schätzchen.«

»Gut, und was mehr?«

»Genügt Dir das nicht?«

»Des Guten kann man nicht genug haben, und eine arme Kammerfrau geht eben so gern geputzt, wie eine Präsidentin.«

»Ich schenke Dir einen Ring mit Diamanten.«

»Das haben Sie mir gewiß schon zehn Mal gesagt und versprochen. Geben Sie mir den da, den Sie am kleinen Finger tragen.«

»Den Ring, mein Kind, unmöglich; er ist ein Geschenk der Ducheſſe de — doch was kümmert Dich der Name — ſie gab ihn mir in einer zärtlichen Stunde.«

»Deſto lieber wird er mir ſeyn, zur Erinnerung an ſo viele glückliche Stunden, die ich in Ihren Armen verlebte. — Als Zugabe verſpreche ich Ihnen auch, hinter das Geheimniß zu kommen, und den Herrn von Mirabeau auf jeden Fall der gnädigen Frau abwendig zu machen.«

»Du biſt eine kleine Hexe. So nimm den Ring, er iſt funfzig Louisd'or unter Brüdern werth. Aber wie willſt Du das anfangen, mein Kind?«

»Das ſei meine Sorge; habe ich doch Sie erobert, wird es mir auch wohl bei dem gelingen. — Hier ſind die Couplets — Morgen Abend mehr. — Ich höre Madame rufen. Adieu.«

»Adieu, mein Engelchen; verliere ja den Ring nicht, bedenke, welch bedeutendes Geſchenk ich Dir damit gemacht habe.«

»Seyn Sie ohne Sorgen, dergleichen verliert man nicht ſo leicht, wie der Herr von Mirabeau die Verſe.«

Sie entſprang. Er blickte ihr wohlgefällig nach, bemerkte dann aber kopfſchüttelnd: »Hat mich die Spitzbübin doch um den Ring gebracht! — Nun, ich ſchwatze ihn ihr gelegentlich wohl wieder ab, oder tauſche ihn ihr gegen einen werthloſen, mit unächten Steinen, um. — Die Idee der Kleinen, den verdammten Mirabeau, den ich doch nicht ſo um Nichts und wieder Nichts nach Jour zurückſchicken kann, in ihrem Netz zu fangen, iſt nicht übel; hat die Präſidentin ein Tendre zu ihm gefaßt, ſo richtet man es ſo ein, daß ſie ihn einmal mit der Souberette über-

tascht — und ist das auch nicht der Fall — denn widerstehen wird er der appetitlichen kleinen Minette nicht — so hat man noch ein Mittel in Händen, sein Thun und Treiben zu erforschen, denn nach dem letzten Briefe des Ministers darf ich, was auch der Vater sagen mag, nicht zu strenge mit ihm verfahren, und mit dem Herrn de Malesherbes ist nicht zu spaßen, besonders wenn er erfährt, daß ich das Geld, das er in Auftrag der Mutter für den Chevalier angewiesen hat, aus guten Gründen zurück behalte. — Der verdammte Chevalier ist mir doch überall im Wege; — aber Geduld, Minette soll ihn schon fangen.«

Er rieb sich wohlgefällig die Hände, schlich leise und behutsam aus dem Zimmer, und trat dann, als käme er erst in diesem Augenblicke von Jour, bei dem Präsidenten ein, der eben von seinem Mittagsschläfchen erwacht, ihn zu einer Partie Piquett einlud. So traf ihn Sophie, mit einem Eifer und einer Unbefangenheit Karten spielend, als sei nichts zwischen ihnen vorgefallen. Der Unwille über Saint-Mauris

Frechheit gewann faſt die Oberhand in ihrem Innern, und hätte ſie beinahe getrieben, dem Präſidenten Alles zu erzählen, aber die Angſt des eigenen Gewiſſens, ſo wie die Furcht, dem Geliebten zu ſchaden, hielt ſie zurück.

10.

Seitdem sich Sophie Mirabeau einmal hingegeben und Liebe die Schaam überwunden hatte, lebte sie mit vollem Bewußtseyn, und benutzte jeden günstigen Augenblick zu einer Zusammenkunft mit dem Manne ihrer Wahl. So finden wir sie an einem der nächsten Abende wieder in dem Stübchen der Frau Barbaud, ihrer Amme, auf dem Sopha. Sie lag mehr, als sie saß, in Mirabeau's Armen, der voll Entzücken ihr Stirn, Wangen und Mund mit Küssen bedeckte, und mit ihrem reichen, seidenen Haar, welches kein Puder an diesem Abende entstellte, spielend tändelte. »Du bist so ruhig, meine Sophie, so hingebend,« sagte er, »als freue Dich Liebe und Genuß nur um Meinetwillen, und Du könntest ihrer entbehren.« — »Der Liebe nicht, des Genusses wohl,« erwiederte sie; »ehe ich ihn kannte, glaubte ich, er gehöre zum Leben der Liebe und sei ihre Nahrung: jetzt aber habe ich eine ganz andere An-

ſicht davon, und freue mich nur an ihm, weil er Dich ſo freut. Ich kenne keinen ſeligeren Moment, als wenn er Dich an meinem Herzen mit ſeiner Fülle und ſeinem Segen überſchüttet, und ich den höchſten Ausdruck der Luſt, die Alles vergeſſen macht, auf Deinem Antlitz ſehe, bemerke, wie er ſich über alle Deine Mienen lagert; dann erwacht erſt meine Freude; ich bedecke Dich mit Küſſen, ich preſſe Dich an mich, ich möchte Dir den vorüberrauſchenden Moment der Seligkeit zu einer Ewigkeit verlängern, und unter ſolchen Beſtrebungen ſchwinden mir ſelbſt die Sinne. Wenn ich dann erwache, und ruhen möchte, ohne etwas zu denken, ſo iſt, als wäre mein Geiſt eine Saite, die noch zittert von dem lang nachhallenden Ton; dann ſtörſt Du mich mit neuen Forderungen, neuem Verlangen, und doch kann ich Dir nicht zürnen, ſondern es thut mir wohl, daß Du nicht müde wirſt, mich zu lieben, und daß dies Gefühl von Neuem Deine Sinne aufregt. Ich denke mir, Gabriel, ſo viel Du auch gelebt und genoſſen, geliebt mit Körper und Geiſt haſt Du doch

eigentlich nicht, und dies schöne Glück ward mir aufbehalten, Dich damit zu segnen. Ehe ich ganz Dein ward, glaubte ich immer, Dich zu lieben sei Sünde, und die Gottheit habe mir Entsagung auferlegt, wie sie Jedem sein Unglück in der Welt zutheilt, damit er dadurch besser werde; nun aber finde ich selbst, wie thöricht ich dachte. — Was Du neulich über die Ehe sagtest, überzeugte mich bloß, daß ich eigentlich keine Pflichten habe gegen Monnier, jetzt fühle ich lebhaft und sicher, daß ein jedes Weib Pflichten zu erfüllen habe, mit denen sie schon geboren wird, dem Mann ihrer Liebe, ihrer freien Wahl ganz anzugehören — denn das scheint mir tiefstes Naturgesetz. Ich lebte im Dunkeln, ehe ich liebte; jetzt bin ich im Licht. — Ich liebe Dich, und bin Dir so dankbar dafür. Aber Du bist so still, mein Freund.«

Mirabeau war verstummt vor ihrer wahren Größe; er fühlte die tiefste Ehrfurcht wie noch vor keinem Weibe. Seine bessere Natur durchzuckte ihn; er hatte seine wirkliche Liebe zu Sophien nur dunkel geahnt, und sie kunstgeübt

mit Galanterie, Sophismen und männlichem Uebergewicht in seinen Netzen gefangen; es war ein Betrug des Verstandes gewesen, an dem eigentlich sein Herz keinen Antheil gehabt; aber die Folgen waren so schön, daß der Gedanke, wie unrecht es sei, sie verführt zu haben, nicht so bei ihm zur Klarheit kam, um Reue darüber zu erzeugen. Der wilde, sinnliche Mann war still und demüthig, wie ein bescheidenes, spielendes Kind. Er küßte ihr zärtlich die Hände, und sah ihr liebevoll in die schönen, freudeglänzenden Augen. Sie legte die Hand auf seine Brust und fuhr fort: »Wie es pocht, dies wilde, unbändige Herz, das jetzt eine kleine Frauenhand bedeckt. O hätten wir uns gekannt und besessen seit Deiner Jugend, es würde nicht so oft gepocht haben, in den heftigsten Schlägen, als wolle es die starke Brust, die sich über ihm wölbt, zersprengen. Und doch möchte ich Dich in nichts stören, mein Geliebter. Wüßte ich, daß mein Verhältniß zu Dir Dich von Deiner wahren Bestimmung ableitete, ich könnte es ruhig lösen, und still und freudig an der Tren-

mag mich verbluten. Ich bilde mir ein, Du werdest noch einmal sehr groß, sehr mächtig werden, und alle die Menschen beherrschen, die Dich jetzt quälen und fesseln. — Bilde ich mir das ein, weil ich Dich liebe — oder liegt dies Gefühl tiefer? Antworte doch, Du schweigsamer Mensch.«

Er blickte sie lächelnd an und erwiederte nichts; dann schob er das Gewand, das ihren zarten Hals und ihre Brust bedeckte, weg, und küßte die Stelle, unter der ihr Herz schlug. — Sie faßte sein Haupt, und drückte es fest an sich. »Wie verschieden sind doch meine Gefühle für Dich,« — begann sie nach einer Pause, — »wie mannichfaltig! So wie ich Dich jetzt halte, ist es mir fast, als wäre ich Deine Mutter oder eine ältere Schwester, die Dich erzogen hat, beständig sich um Dich sorgt, und sich freut, wenn sie Dich liebkosen kann. — Dann wieder, wenn Du den ganzen Reichthum Deines Geistes entfaltest, und Deine Ueberlegenheit über alle unsere anderen Männer hervortritt, habe ich eine Ehrfurcht vor Dir, die

faſt an Scheu gränzt, und mich quält die Angſt, ich ſei zu unbedeutend für Dich, und nur ein angenehmes Spiel; aber halte ich Dich in meinen Armen, im höchſten Glück der Liebe, in der höchſten Freude, dann weiß ich mich Dir ganz gleich, dann überzeugt es mich, daß ich eben ſo reich bin, wie Du, daß ich Dir geben kann, was Du mir giebſt, und wir Beide vereint ein Weſen ausmachen, das würdig iſt, die Erde zu beherrſchen.«

»O Sophie,« entgegnete Mirabeau, von dieſem Gedanken durchglüht, »wie ſehr haſt Du Recht! — Was würden wir ſeyn, wenn wir zu einer anderen Zeit gelebt hätten? — Zu einer Zeit, wie ich glaube, daß die Griechen ſie kannten, wenigſtens die Mächtigſten unter ihnen, von der ich fühle, daß ſie einſt dem Menſchengeſchlechte wieder anbrechen muß. Eine Zeit, wie ich ſie träume, in der nur Freiheit und Natur Geſetze geben, wo nur die Kraft gilt und geiſtige Geſundheit herrſcht. Du glaubſt nicht, wie mich das Treiben um mich her quält und anekelt, dieſes erſchlaffte Weſen,

wo Alles der Reizmittel bedarf, um nur die natürlichen Functionen zu verrichten, wo Alles künstlich geworden ist, und sich vorlügt, diese Künstlichkeit sei Natur. Und doch hat sie auch mich angesteckt, diese Epoche, und ich werde nie von ihr genesen, denn ein beständiger Kitzel hetzt mich, mich um ihre Jämmerlichkeiten zu bekümmern, in ihre Verwirrungen und Verirrungen hineinzustürzen und mich in dem Wirbel mit zu drehen, wie die Sonnenstäubchen im Mittagsstrahl. Aber ich kann nicht davon los, und muß den übervollen Sack meiner Thorheiten immer von Neuem da hinein leeren, ohne Hoffnung, ihn je zu erschöpfen, mit einer Rastlosigkeit, als hinge das Heil der Welt davon ab. Darum ist mir jetzt Deine Liebe eine so schöne, milde, beruhigende Erscheinung, und ich kann Dir nicht genug sagen, wie wohlthätig sie auf mich wirkt; mir ist, als hätte ich bei einem rauschenden Bankett vielen Wein mit Gewürzen gemischt trinken müssen, so daß, mein Blut in der furchtbarsten Wallung, mich ein entsetzlicher Durst quälte und mir nun Jemand

einen vollen, reichen Becher mit dem reinſten, friſcheſten Waſſer reichte. Es iſt kein edles Bild, aber es trifft, und Du verſteheſt mich wohl, meine Sophie, wenn Du auch gleich nie ſelbſt eine ſolche Empfindung gehabt haſt.«

»Ja wohl verſtehe ich Dich, mein Freund,« erwiederte ſie; »und Du glaubſt nicht, welche Freude es mir macht, mich in Dich hineinzudenken und gewahr zu werden, daß ich fühle, wie Du. Wie es mir ſchon Freude macht, zu errathen, was Dir körperlich an mir gefällt, welche Kleider, welche Bänder Du an mir liebſt, und Dich damit zu überraſchen, ſo iſt es mir ein noch weit wonnigeres Gefühl, mir vorauszubilden und zu ſchaffen, was Du urtheilſt und äußerſt. Wenn ich ſo einen Gedanken, eine Meinung von Dir über Leben und Menſchen, Verhältniſſe und Welt, im Voraus geahnt oder mir klar gedacht habe, und Du ſprichſt nun daſſelbe entſchieden vor mir aus, ſo komme ich mir vor, als erwachte ich immer mehr zu einem neuen Leben, als bräche der Tag, in dem meine Seele wirken ſoll, immer mehr und mehr an.«

»O Sophie,« sagte er entzückt, »wenn Du ahnen könntest, wie jungfräulich Du mir stets erscheinst, in Deinem ganzen Wesen, Deinen Reden, Deinen Handlungen, wie in Deinen Geberden, Deinem Gange, Deiner Haltung. Ich glaube immer, die Knospe zum ersten Mal zu öffnen, die mir schon längst in ihrer ganzen Fülle blühte. — Ja, Du bist eine von den seltenen Frauen, die immer Jungfrauen bleiben.«

Sie verbarg ihr Gesicht schaamhaft an seiner Brust. — Die Erinnerung an die Freuden, die sie ihm schon in so reichem Maaße gewährt, durchzuckte alle seine Sinne. Er weidete sich an ihren schönen Formen, und genoß jeden ihrer Reize; sie kam ihm liebend und hingebend entgegen; sie nahm nichts, sie gab nur, aber sie gab mit reicher Freude. Er ward immer heftiger; heiß brannten seine Küsse auf ihren Lippen, ihrem Halse, ihrem Busen; sie weigerte sich nicht, aber sie riß auch nicht an sich — und so jungfräulich bleibend, wo er herrschte, überraschte Beide das höchste Glück, das sich ihnen oft erneute und doch nicht erschöpft ward;

denn wahre Liebe findet immer neue Nahrung, und Sinne und Seele reichen sich dieselbe wechselsweise.

Endlich wand sie sich besonnen aus seinen Armen los und verließ ihn. Um allen Verdacht zu vermeiden, blieb er noch lange Zeit in dem einsamen Stübchen, in süßen Erinnerungen schwelgend und sich die genossenen Freuden vergegenwärtigend, bis ihn die Frau Barbaud aus seinen Träumen weckte. Er ließ sich von der Alten Vieles aus Sophiens Jugend erzählen, und benutzte die Gelegenheit, nahende Stürme im Geiste vorausſehend, sich genau von den Familienverhältnissen der Geliebten, besonders von dem Charakter ihrer Mutter und Schwestern, zu unterrichten, was ihm um so besser gelang, als Sophiens gewesene Amme nach Art und Weise alter geschwätziger Frauen gern, was sie sagte, mit Beispielen und Geschichtchen belegte. — So noch eine geraume Zeit in dem Häuschen, wo ihm bereits so hohes Glück erblüht war, verweilend, schied er zuletzt, um sich nach seiner Wohnung zu begeben. Als er

eben vorsichtig die nächste Straße erreicht hatte, bemerkte er, daß ihm Jemand, in einen Mantel gehüllt, begegnete, ihn aufmerksam betrachtend an ihm vorüberging, dann einige Schritte weiter umkehrte und ihm behutsam folgte. Dieser Umstand fiel ihm sehr auf; doch achtete er anfangs nicht weiter darauf und setzte seinen Weg fort. Da ihm jedoch der Unbekannte wie sein Schatten nachschlich, so ging er an seiner Wohnung vorüber, drehte sich dann plötzlich um und blieb gerade vor demselben stehen. Zu seiner größten Verwunderung gab sich ihm der würdige Herr de Saint-Mauris plötzlich zu erkennen, indem er ihm in furchtsamem Tone guten Abend bot. Gewandt antwortete ihm Mirabeau, schnell das Eigenthümliche und Gefährliche dieses Augenblickes durchschauend, mit freundlichem Gruße, fragte ihn neckend, ob er so spät noch auf galante Abenteuer ausgehe, ohne Furcht, sich Schnupfen oder Podagra zu holen, und erzählte ihm von freien Stücken, er komme so eben von einer allerliebsten kleinen Wäscherin, die vor dem Thore wohne, und ihn zum Glücklichsten aller

Sterblichen gemacht habe. — Als Saint-Mauris neugierig sich genauer nach derselben erkundigte, that der Schelm zwar geheimnißvoll, machte aber dem lüsternen Commandanten eine solche detaillirte Beschreibung von ihren Reizen, daß dieser ganz irre geführt werden mußte, und trennte sich endlich nach einem halbstündigen Spaziergange in den schlecht gepflasterten Straßen von Pontarlier vor der Thür seiner Wohnung von ihm.

11.

Saint-Mauris mußte aber doch bei näherer Betrachtung Argwohn geschöpft haben, denn er beschied Minette bereits am folgenden Tage zu einem Rendezvous, und beschloß mit dieser, eine Mine springen zu lassen, durch welche, nach seiner Meinung, die Wahrheit an das Licht kommen mußte. Der Plan ward noch an demselben Abend in's Werk gesetzt, mislang jedoch. Seitdem nämlich Mirabeau und Sophie sich am dritten Orte fanden, war ihr Betragen in Gesellschaft Anderer noch abgemessener und vorsichtiger, als bisher, ohne jedoch auffallend kalt zu seyn. Sie hatten gewisse Reden, mit welchen sie sich begrüßten und durch die sie sich mittheilten, was ihnen zu wissen nützlich und nöthig war, so daß sie gleich zu Anfang sich in ihrem Benehmen für die ganze Zeit ihres Beisammenseyns in Gegenwart von Fremden danach zu richten wußten. Als daher Mirabeau sich zu gewöhnlicher Zeit in dem Zimmer des Präsidenten

einfand, und Sophien in ihrer Eigenschaft als Frau vom Hause begrüßte, erfuhr er von ihr es sei Alles noch unverändert, so wie es gewesen, und sie werde ihn am nächsten Tage um die bestimmte Stunde bei der Barbaud erwarten. Dadurch erheitert und erfreut, wandte er sich bald zu den übrigen Damen und entfaltete seinen ganzen Reichthum von Liebenswürdigkeit, die ihm, wenn er wollte, in so hohem Maaße zu Gebote stand. Saint-Mauris, der gleichfalls anwesend war, wich dagegen Sophien fast nicht von der Seite, und bemühte sich fortwährend, Mirabeau zu verspotten und zu verletzen, Beide dabei scharf ins Auge fassend. Seine Bemühungen waren jedoch vergebens, selbst die mitunter in ätzende Lauge, wenn nicht gar in Gift getauchten Pfeile seines ungelenken Witzes prallten an des Chevaliers Unbefangenheit ab, oder wurden von diesem geschickt und leicht auf ihn selbst zurückgeschleudert; mehrere Anspielungen aber, welche er sich, um auf seine Weise das Terrain zu sondiren, erlaubte, fielen unbemerkt und von Keinem in der Gesellschaft

aufgenommen, zu Boden. So verging der Abend unter diesen vergeblichen Bestrebungen von der einen, leichter Gleichgültigkeit von der anderen Seite, obwohl Sophie sich dabei höchst unbehaglich fand, denn ihr unbeholfener Verehrer hatte in anscheinender Absichtlichkeit die gewöhnliche Spielpartie mit ihrem Gemahl ausgeschlagen und sie ohne Rast mit seinem trivialen und farblosen Geschwätz belästigt. Endlich trat er für einen der Mitspielenden, den ein Geschäft abrief, ein, und schien nun wie festgebannt das Spiel verlängern zu wollen, obgleich die ganze übrige Gesellschaft sich bereits entfernte, und Sophie sich, über Kopfweh klagend, bald darauf in ihre Gemächer zurückzog. Mirabeau, ebenfalls einer der Letzten, da er dem Spiel noch eine Weile zugesehen und beobachtet hatte, wie der Commandant den Präsidenten durch offenbare Fehler stets gewinnen ließ, um diesen günstig und heiter zu stimmen, rüstete sich zum Aufbruch. Als er seinen Hut nahm, fiel ihm ein mit einer Nadel daran befestigtes Papier in die Augen; er löste es ver-

stohlen ab und wandte sich seitwärts einem Lichte zu, um es unbemerkt besser zu lesen. Zufällig fiel sein Blick dabei in den Spiegel, und er sah deutlich, wie Saint-Mauris ihn scharf mit den Augen verfolgte und trotz der wiederholten Erinnerung des Präsidenten das Ausspiel darüber versäumte. Dies sowohl, als vorzüglich der Umstand, daß Sophie, ehe sie fortgegangen, ihm bei dem Abschiednehmen wiederholt hatte: »heute war das Wetter gut und wird es auch morgen bleiben; doch gegen Dunkelwerden muß es regnen;« — wodurch sie ihm zu verstehen gab, es sei nichts im Wege, und sie würde ihn bei der Barbaud erwarten, ließ ihn gleich argwöhnen, es werde ihm eine Falle von irgend einer Seite gelegt. Auf dem Zettel stand nur: »Nur einige Minuten ungestört, wenn Sie fortgehen, eine Treppe hoch, die zweite Thür zur Rechten, im blauen Zimmer.« — Dies war allerdings Sophiens Zimmer; aber die Handschrift, obwohl mühsam verstellt und nachgeahmt, nicht die ihre, die er nur zu wohl kannte, da sie ihm bei einer früheren Zusam-

menkunft mehrere Hefte ihres Tagebuchs auf sein inständiges Bitten zum Durchlesen gegeben hatte. Im ersten Augenblick zweifelhaft, ob hier nicht ein Irrthum mit den Hüten vorgefallen, und vielleicht irgend eine andere Dame einem anderen Herrn aus der Gesellschaft habe ein Rendezvous geben wollen, war er schon gesonnen, nicht weiter darauf zu achten, und das Zettelchen zu zerreißen; aber des Commandanten lauernde und verschmitzte Miene, sowie dessen Benehmen während des ganzen Abends machten ihn neugierig, und er beschloß demgemäß, der Sache weiter nachzuforschen, vor allen Dingen aber keinen Schritt zu thun, ehe er Sophien von dem ganzen Vorfalle unterrichtet habe, überzeugt, wenn er gemeint sei, daß die Dame sich nicht die Mühe verdrießen lassen werde, ihn zum zweiten Male einzuladen. Er verließ also ohne Weiteres das Haus und begab sich nach seiner Wohnung. Kaum hier angekommen, und mit der Lectüre von Sophiens Tagebuch beschäftigt, vernahm er ein leises Klopfen an der Thür. Verwundert, daß auf seinen Ruf Nic-

mand in das Zimmer trat, öffnete er dieſelbe, und ſah eine verſchleierte, tief in ein Capouchon verhüllte Dame auf dem Corridor. Galant lud er ſie ein, näher zu treten, und führte die, wie es ſchien, ſich ängſtlich Sträubende zum Sopha, indem er ſich mit aller Etikette eines Mannes von Welt auf einem Stuhle neben ihr niederließ. Nachdem er die Fremde dringend gebeten, Schleier und Verhüllung abzulegen, was ſie, ohne ein Wort zu erwiedern, nur mit einer verneinenden Bewegung ablehnte, erlaubte er ſich, leicht und gewandt, dies ſelbſt zu thun, und entdeckte zu ſeinem großen Erſtaunen und Aerger in der Fremden — Minetten. Trotz ſeinem Verhältniß mit Sophien hätte er ſich nicht ungeneigt gefühlt, hier ein verliebtes Abenteuer mit irgend einer Dame aus der Geſellſchaft erwartend, zumal nach dem, was ihm bereits im Hauſe des Präſidenten widerfahren war, dies gefällig aufzunehmen und fortzuſpinnen; wie groß mußte daher nicht ſein Depit ſeyn, als er eine gewöhnliche, nicht einmal ſonderlich hübſche Soubrette vor ſich ſah, die ſich alle

Alles einer Demoiselle von Stande gab, und ihm mit preciöser Geheimnißkrämerei die Avancen machte. Er beschloß, auf der Stelle sie empfindlich zu bestrafen, nicht bedenkend, daß er in ihr eine der gefährlichsten Feindinnen finden werde, sobald sie sich in ihren Erwartungen und Hoffnungen getäuscht fühle. Minette war eben so eitel als verderbt, und es lag ihr mehr daran, ihrer Herrin einen Geliebten abtrünnig zu machen, oder wenigstens die Gunstbezeigungen desselben mit ihr zu theilen, als eigentlich Mirabeau's unschöne, obwohl ihrer Sinnlichkeit viel versprechende Persönlichkeit sie reizte. »Ei Mademoiselle,« sagte Mirabeau, plötzlich, als er sie erkannt hatte, aufstehend, und sie dadurch gleichfalls zum Aufstehen zwingend, — »welcher wichtige Auftrag verschafft mir noch so spät die Ehre Ihres Besuches? ist mein würdiger Freund, der Herr Präsident, plötzlich krank geworden, und Sie kommen selbst.« — »Ich komme in eigenen Angelegenheiten,« unterbrach sie ihn, durch seinen vornehm artigen Ton in Verlegenheit gebracht. — »In eigenen

Angelegenheiten, mein schönes Kind,« erwiederte er; »ei, womit könnte ich Ihnen denn dienen?« — »Sie haben, wie ich von der Frau Präsidentin höre, viele Verbindungen in Paris,« versetzte sie immer verlegener; — »ich wünschte — ich fühle, daß ich dort mehr an meinem Platze wäre — und wenn Sie« — »Genug,« entgegnete er, ihr die Worte vor dem Munde abschneidend; »ich verstehe schon, was Sie wollen — aber ich begreife nicht, Mademoiselle, warum Sie so heimlich thun«. — »Mein Ruf — die Strenge des Herrn Präsidenten.« — »So, nun damit Sie für das Erste und von dem Zweiten nichts zu befürchten haben, so halte ich es für meine Pflicht, unser Beisammenseyn abzukürzen, und Ihnen zu erklären, daß ich mich glücklich schätzen würde, wenn ich einem so liebenswürdigen Kinde gefällig seyn könnte, daß meine Connexionen in Paris aber ganz anderer Art sind, als daß sie mir Gelegenheit dazu geben könnten. Es ist schon so spät, ich kann unmöglich zulassen, daß Sie allein nach Hause gehen, die Magd soll Sie begleiten.«

Er verließ das Zimmer, um diese zu rufen. Minette kochte innerlich vor Wuth; sie hatte, als Mirabeau das Haus ihrer Herrschaft verließ, ohne weiter ihr Billet zu beachten, diesen Plan in Uebereinkunft mit Saint-Mauris gefaßt, und erwartet, die Sache würde bei Mirabeau's bekannter Neigung für das schöne Geschlecht eine ganz andere Wendung nehmen. Wie vernichtet blieb sie während seiner kaum minutenlangen Abwesenheit allein im Zimmer zurück.

Aber Haß und Zorn schärfen den Geist auch des Einfältigsten. Gereizt und neugierig warf sie einen forschenden Blick auf die sie umgebenden Gegenstände, und entdeckte in einer Ecke des Sopha's mehrere in Maroquin gebundene, mit dem Wappen des Präsidenten verzierte Bücher, welche sie bald als diejenigen erkannte, in welche ihre Herrin täglich zu schreiben und die sie so sorgsam vor Aller Blicken zu verbergen und zu verschließen pflegte. Die schlaue Dirne sah augenblicklich die ganze Wichtigkeit dieses Fundes ein, und hatte eben so schnell eins

von den Büchern entwandt und unter ihren Mantel verborgen. — Gleich nachher kehrte Mirabeau mit der Magd zurück, und befahl dieser, Demoiselle Minette mit der Laterne nach Hause zu begleiten. »Empfehlen Sie mich dem Herrn Präsidenten, und sagen Sie ihm, er könnte sich darauf verlassen, ich würde Alles nach seinen Wünschen besorgen,« waren Mirabeau's letzte Worte, auf welche die Demoiselle nichts zu erwiedern wußte, sondern sich mit einer stummen Verbeugung empfahl. Anstatt jedoch sich nach Hause zu begeben, entließ sie die Dienerin schon an der Straßenecke, und schlüpfte nun verstohlen zu Saint-Mauris, dem sie ihren Raub übergab, ohne ihm jedoch mitzutheilen, welche demüthigende Behandlung sie von Seiten Mirabeau's erlitten hatte.

Als dieser am folgenden Abend mit der Geliebten sich in dem wohlbekannten traulichen Stübchen zusammenfand, erzählte er ihr das erlebte Abenteuer, und drang in sie, Minette auf der Stelle zu verabschieden. Sophie weigerte sich, weil diese seit ihrer Verheirathung

schon bei ihr sei, und sich, wenn auch mitunter leichtsinnig, doch in dem Verhältnisse zu ihr tadellos und mit wirklicher Anhänglichkeit betragen habe; ja, sie meinte sogar, in entscheidenden Augenblicken auf ihre Treue bauen zu können. »Bist Du auch noch so thöricht, so jung, meine Sophie,« rief Mirabeau aus, »an Treue und Anhänglichkeit bei Dienstboten glauben zu wollen? Sei versichert, sie sind unsere geschwornen Feinde, und sind es desto mehr, je besser wir sie behandeln. — Der Eigennutz hat sie zu uns geführt; denn sonst würden sie sich nicht dazu hergeben, die Sklaven unserer Launen zu seyn. In keinem Verhältnisse entwickelt sich jener Wurm, mit dem alle Menschen geboren werden, der Neid, mehr und schneller, als gerade in dem ihrigen zu uns. Sie sehen es als ein Unglück, als eine Ungerechtigkeit des Schicksals an, daß wir die Herren sind, und sie die Diener; denn nach ihrer Meinung müßte es gerade umgekehrt seyn; daß sie arbeiten müssen, während wir ruhen, daß wir uns in Seide kleiden nach eigener Wahl,

während ſie unſere Livree tragen, oder anziehen, was wir ihnen geben, und eben deshalb haſſen ſie uns und möchten ſich rächen; aber ihre Rache kann ſich um ihres Vortheils willen nur verſtohlen und in Worten äußern; deshalb ſind ſie die Spione unſeres Hauſes, die wir ſelbſt beſolden, die Diebe unſerer Ruhe, die wir ſelbſt ernähren; woher ſollen ſie Liebe und Treue für ihre Herren nehmen, da ſie, jeder Aufwallung derſelben preisgegeben, ſtets erwarten müſſen, um eines geringen Fehlers wegen fortgejagt zu werden? Das wiſſen ſie ſehr gut, ſie kennen die Schwächen ihrer Gebieter beſſer, als dieſe ſelbſt, es iſt ihr einziges Studium, das ſie trefflich zu ihrem Vortheil benutzen, damit die gemachte Beute ſie wenigſtens für ihre Niederlage entſchädige. — Oder meinſt Du, mein Herz,« endete er ſeine beredte Diatribe, »daß ſie, in niederem Stande geboren, die Tugenden ihres Standes ſich rein erhielten? Das mag unter Karl dem Großen der Fall geweſen ſeyn — jetzt gewiß nicht mehr. Unſere Sitten ſind zu verderbt, und unſere Domeſtiken ſind die eifrig-

sten Affen unseres Treibens — nur plumpe, rohe Copieen der Originale, da ihnen der Firniß der Erziehung mangelt. Traue, wem Du willst, nur den Bedienten nicht, und versprich mir, diese Minette so bald wie möglich von Dir zu entfernen, oder halte Dich versichert, Du werdest Deine Nachsicht noch einmal schwer bereuen, denn —«

Sophie verschloß ihm den Mund mit einem zärtlichen Kuß, dann sagte sie: »Gabriel, ist unsere Zeit nicht zu edel, um sie an einem solchen Gegenstande zu vergeuden? Was einmal geschehen kann, soll mich jetzt nicht quälen; ich liebe Dich, und die Gegenwart macht mich glücklich. Laß mich dabei, und sprich mir nicht von Zukunft, was auch über uns hereinbrechen könne, ob ich auch davon zu Grunde gehe, jetzt bin ich glücklich, mit meinem ganzen Bewußtseyn glücklich — was kümmert mich der morgende Tag, ich weiß, ich werde ihn tragen können durch die Erinnerung an den gestrigen, an welchem Du mich liebtest.« — »Aber, meine Sophie,« erwiederte er, wenn wir nun getrennt

würden, von einander gerissen auf immer?« — »So würde ich fortleben in der Hoffnung, später wieder mit Dir vereinigt zu werden, und wenn auch diese Hoffnung in Trümmer fiele, ruhig sterben — denn jenseits kann uns doch nichts mehr trennen.« — »Glückliches Weib,« rief er aus, »Du glaubst an ein Jenseits!« — »Wie, Mirabeau, was bedeutet Dein Ausruf,« sagte sie erschreckt und bleich, und sah ihn starr an; »zweifelst Du an der Fortdauer nach dem Tode, an einem Leben der Seele in einer besseren Welt, frei von allen irdischen Träumen?« — »O Sophie, wenn das wäre,« gab er ihr nach einer Pause zur Antwort, sich gewaltsam aus tiefem Sinnen reißend — »wenn das wäre! — Aber es ist nicht. Unsterblichkeit der Seele ist ein schöner, doch furchtbarer Traum eines so reinen Geistes, wie der Deine, ein Ammenmährchen, das Pfaffen und Tyrannen erfanden, um auch den Kühnsten zu fesseln — ein Himgespinnst verzückter Schwärmer, das vor dem hellen Lichte der Vernunft wie ein leerer Schatten schwindet.« — »Gabriel, mir wird bange

vor Dir,« flüsterte Sophie leise, als fürchte sie sich vor einem unbekannten Etwas. — »O, nicht doch, meine Geliebte,« sagte er rasch; wir leben, wir sind, wir lieben uns und erfreuen uns unserer Liebe, das halte fest, fest wie Deinen Glauben, wie ich meine Zweifel. Fürchte nichts, denn ich glaube an die Ewigkeit unserer Liebe, so lange wir existiren, gleich viel, unter welcher Gestalt.«

Sie sah ihn lange an und schwieg; er verstummte gleichfalls. — Endlich hub er an: »Wir haben unsere Stimmung verdorben, und müssen unsere Nerven, unsere Tyrannen, allmählich abspannen, um leichter athmen zu können. Laß uns von etwas Anderem reden; unser Verhältniß, das jetzt wohl nicht lange mehr ohne Störung bleiben wird, mag Jeder wissen; Deine Zofe, Deinen Mann, Saint-Mauris, diese Alle bezwingen wir durch unseren Geist und unsere Kraft, nur nicht meinen Vater, den Freund der Menschheit, denn dieser Mann, der selbst nie liebte, ist ordentlich versessen darauf, Liebende von einander zu reißen, wenn sie ihn auch

weiter nichts angehen; es gehört zu seinen fixen Ideen. Höre nur, wie er es meinem armen Onkel gemacht hat; es ist eine rührende Geschichte, und sie wird uns auf andere Ideen bringen. Mein Oheim war ein junger, schöner, feuriger Mann, ungefähr in meinem Alter, als er sich in die reizende Demoiselle Navarra, die Tochter eines Kaufmanns aus Brüssel, verliebte; sie muß nach der Beschreibung meiner Mutter, die sich erinnert, sie als Kind in Avenay gesehen zu haben, wo ihr Vater mehrere Besitzungen hatte, von seltener Schönheit und Liebenswürdigkeit gewesen seyn; der Marschall von Sachsen und der geistreiche Marmontel waren ihre erklärten Anbeter, aber sie opferte Beide meinem Oheim auf, und vermählte sich mit ihm in Holland. Der Wunsch meines Onkels, in Kriegsdienste zu treten, führt sie nach Frankreich zurück, und sie verweilen eine Zeit lang in Avignon, wo sie von einem Kinde entbunden wird. Während dieser Zeit hat mein Vater als Chef der Familie, sei es aus Haß gegen die Mesalliance des Chevalier

de Mirabeau mit einer Kaufmannstochter, oder aus anderen Gründen, die ich Dir hier nicht entwickeln mag, denn jeder wäre jämmerlich und verächtlich, seine Minen springen lassen und eine Lettre de Cachet, die er sehr liebt, gegen seinen Bruder ausgewirkt. Die Häscher dringen eines Morgens ein, sie haben nicht einmal Achtung vor dem Schlafzimmer einer Frau, so gut waren sie instruirt, und wollen ihn ergreifen; sein armes, kaum von ihrem Kinde genesenes Weib lähmt der Schreck, und zwei Tage nachher trägt man sie mit ihrem Neugebornen zu Grabe; mein Oheim erschoß sich, als er seine Freiheit wieder erlangte — und mein Vater freute sich, sein Geschlecht nicht mehr von einer Mesalliance befleckt zu sehen.«

Sophie schauderte. — Beide schwiegen. — Nach einer Pause sagte sie: »Würdest Du ein solches Unglück überleben, Gabriel?« — »Wenn ich nicht wahnsinnig würde, ja;« erwiederte er. »Das Leben ist Alles, was wir besitzen, darum soll man es nicht thöricht von sich werfen; kann man auch nicht mehr glücklich seyn,

so kann man doch handeln, kämpfen, herrschen. — Nur wenn ich meine Kräfte verlöre, ohne Hoffnung, sie je wieder zu erlangen, wenn ich körperlich und geistig gelähmt wäre, würde ich meinem Daseyn ein Ende machen — sonst nie. — Die erste Pflicht eines jeden Menschen ist, zu leben, gleichviel, unter welchen Bedingungen, die eben erwähnte ausgenommen.«

»Ich würde es nicht können,« antwortete sie; »ich lebe nur in Liebe, und ohne Liebe ist mir der Tod willkommen; aber wäre ich ein Mann, ich dächte wie Du. O, warum sind wir Frauen so schwach!«

»Weil Euer Handeln Lieben ist,« entgegnete er; »unser Lieben aber ist Handeln.« — »Ja wohl,« sagte Sophie mit einem Seufzer, und warf sich an seine Brust. Er drückte sie zärtlich an sich und überhäufte sie mit Liebkosungen. Sie vergaßen der Welt und ihres Jammers, des Lebens und seiner Schmerzen, Mirabeau besonders seines Hasses und seines Zorns, wie seiner Pläne; denn unwillkührlich ward er stets in Sophiens Armen mild und

weich, wie ein liebendes Weib, heiter, wie ein spielendes Kind. So verrauschten ihnen die Stunden, und sie merkten nicht den unaufhaltsam eilenden Flug der Zeit. Endlich weckte sie die schlagende Uhr, die Sophien zum Aufbruch mahnte, aus süßen Träumen, und sie trennten sich voll Trauer. —

12.

Sophie de Monnier an Adele de Pontchartrain in Dijon.

„Meine Adele. Lies diesen Brief, wie ich Dir ihn schreibe, ruhig und ernst, denn es handelt sich um meine Zukunft. Du bist die Einzige, der ich mich anvertraue, und ich muß offen mit Dir seyn, als stände ich vor dem Richter meiner Tage. Entscheide Du. —

Ich habe Dir meine Neigung zu dem Chevalier erzählt, dem ich um so dankbarer seyn muß, als ich durch ihn erst erfuhr, welche Fähigkeit zu lieben in meiner Seele ruht. Durch ihn erwachte ich zu einem neuen Daseyn, und das Leben bekam erst Werth für mich, seitdem jede Secunde mir einen neuen Gedanken, einen wiederhallenden Klang der Saiten meines Innern bringt. Ich athmete in vollkommener Ruhe von dem Momente an, wo ich klar über meine

Gefühle wurde, mich ihnen hingab und von ihnen beherrschen ließ; es war die Ruhe voll Genuß nach schwerem Kampfe. Alles, was man im gewöhnlichen Leben Pflicht nennt, hatte ich überwunden; sollte ich mir das Herz zerreißen, weil der Verstand früher ein anderes Bündniß geknüpft, ohne das Herz zu fragen? Welch ein Unsinn, welche Thorheit, welche Lüge wäre das gewesen gegen mich, wie gegen Andere — und wo es eine Frage für das ganze innere Leben betrifft, da muß man doch wohl vor allen Dingen zuerst und allein an sich denken, ehe man sich um Andere bekümmert, deren äußere Existenz höchstens nur dadurch leiden kann. — Nenne das nicht Egoismus, es ist Pflicht der Selbsterhaltung, der Erhaltung des Edelsten, Besten, Höchsten in uns. Mirabeau sagt: die große Moral tödtet die kleine — er hat gewiß Recht. — Wenn ich einer Pflicht, die ein Anderer, die die Welt, für mich gemacht hat, ohne meinen Willen, aus Scheu vor eben diesem Anderen, dieser Welt, mein Leben opfere, und noch dazu nutzlos opfere, zum Jammer für mich, ohne

Freude für Andere, versündige ich mich da nicht furchtbar an mir, und ist denn, was ich nach tiefster Ueberzeugung als Pflicht gegen mich selbst anerkenne, geringer und unwichtiger, als das, was die Gesellschaft, die sich um den Einzelnen gar nicht kümmern kann, so nennt?

Du wirst nicht wissen, wo ich hinaus will; aber es kann Dir bald deutlich werden. Du mußt erst wissen, wie ich denke, ehe Du über mein Handeln urtheilen sollst. — Man verfügte über das junge, unerfahrne Mädchen tyrannisch, man band es durch in der Gesellschaft unauflösliche Fesseln an einen alten, geistlosen Mann, um seine, mit dem Titel einer Gattin beehrte Krankenwärterin zu seyn. Ich bin das lange redlich gewesen, ich habe seine Umarmungen, wie seine Eifersucht, seine Launen, wie seine widerlichen Küsse, lange schweigend und ohne Murren ertragen, ich will das auch ferner thun, denn ich habe mich einmal, wenn auch bewußtlos, vor Gott dazu verpflichtet, aber er soll nicht mehr von mir fordern, als er selbst mir geben kann, und soll mich nicht hindern, soll mir nicht

wehren, mit meiner Liebe, die er nicht zu erwiedern vermag, die ihn tödten würde, den Mann meiner freien Wahl zu beglücken. Es wird ihm keine Schande bringen, wenn er schweigt und duldet, wie ich schwieg und duldete, um mich nicht zu beschimpfen — jetzt aber fordere ich meine Rechte als Weib, die mir die Natur angewiesen hat, die mir vollkommen gebühren, und da er selbst sie nicht gewähren kann, so soll er sie mir auch nicht vorenthalten dürfen. Er betrog mich darum, so lange ich bewußtlos neben ihm hinlebte; jetzt, zu vollem Bewußtseyn erwacht, fordere ich, was mir zukommt, und stelle mich dem Feindlichen feindlich gegenüber. — Was kümmern mich die Stürme von Außen, wenn in mir Ruhe ist. Mögen sie toben und wüthen, ich ertrage es gefaßt, mich nur mit Gleichmuth rüstend, und behaupte mein Recht.

Lies nun die einliegenden Blätter aus meinem Tagebuche; sie fassen die Ereignisse der letzten Tage, seit meinem vorigen Briefe an Dich, zusammen:

Donnerstag.

Wenn ich über Kleinigkeiten erschrecken könnte, oder wirklich schuldbewußt wäre, einen geliebten und liebenswürdigen Mann um die Treue, die ein solcher das Recht hätte, von mir zu fordern, betrogen zu haben, so würde ich mich heute nicht sorglos, nachdem der Tag vorüber ist, zum Schlummer hinlegen und mich daran freuen können, mit dem Gedanken an Gabriel und den gestrigen schönen Abend einzuschlafen. Saint-Mauris drang nämlich heute Morgen in mein Zimmer, obgleich ich Minetten ausdrücklich befohlen hatte, ihn unter jeder Bedingung abzuweisen, und drohte mir, wenn ich ihm nicht Alles gewähre, mein Verhältniß zu M., von dem er durch sichere Beweise überzeugt sei, dem Präsidenten zu entdecken. Ich fragte ihn kalt und vornehm, ob er den Verstand verloren habe — da zog er mit hämischem Lächeln einen Band von meinem Tagebuche hervor, den ich nebst mehreren anderen Mirabeau vor einigen Tagen geliehen. Es über-

raschte und empörte mich, diesen Zeugen meiner innersten Gedanken in solchen Händen zu sehen, und das widrige Gefühl, das mich dabei übermannte, machte mich einen Augenblick verstummen. Mit tiefer Verachtung sagte ich ihm, er könne nur auf eine entehrende Weise in den Besitz des Buches gelangt seyn, und ehe ich ihm irgend eine weitere Antwort gäbe, verlangte ich mein Eigenthum zurück. Er überreichte es mir mit einer tiefen Verbeugung; ich verschloß es auf der Stelle, steckte den Schlüssel zu mir, verließ das Zimmer und that, als sei er gar nicht da. Er kam mir nach und flüsterte mir zu: Er lasse mir vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit — sei ich dann, nach ruhiger Ueberlegung, noch nicht gesonnen, die Seine zu werden, so würde ich es bitter bereuen. Damit empfahl er sich. — Ich überlege hin und her, ob ich dem Präsidenten nicht Alles entdecken soll — aber er ist zu schwach. — Eifersüchtig, einfältig und grausam, würde er im Stande seyn, mich in ein Kloster zu sperren — und das hielte ich nicht aus — besser lieben und

ſterben. M. iſt leider auf einem Ausfluge in die Umgegend zu einem wiſſenſchaftlichen Zweck, mit Saint-Mauris Erlaubniß; — ehe ich ihn nicht geſprochen, darf ich nicht handeln — denn das Gräßlichſte wäre für mich, ihm durch irgend etwas zu ſchaden, vielleicht gar ihn wieder um ſeine Freiheit zu bringen; ſein unnatürlicher Vater haßt ihn nur zu ſehr, und der abſcheuliche Saint-Mauris vermag Alles über dieſen.

O, warum ſind wir nicht frei, frei von allen Banden, die himmliſchen Feſſeln der Liebe ausgenommen — daß wir zuſammen in eine Wüſte ziehen könnten, fern von den elenden Menſchen, die uns hier verfolgen. — Aber würde M. ſich in einer Wüſte glücklich fühlen — würde ich allein ihm genügen können — ihn nicht hemmen in ſeiner Laufbahn, die bei ſeinem Geiſte gewiß noch einſt mit Ruhm gekrönt ſein wird? Ach! wir armen, armen Weiber, unſere Liebe ſcheint uns ein unerſchöpflicher Reichthum, und bei Licht beſehen, iſt ſie kaum ein Tropfen Waſſer für einen Durſtigen! —

Freitag.

M. ist noch immer nicht von seiner Tour zurück. Der Präsident fragte heute Abend nach ihm, und Saint-Mauris erlaubte sich einige schlechte Späße auf seine Kosten, die mich schwer verletzten; doch verlor ich die Haltung nicht. — Wie nur Saint-Mauris zu dem Tagebuch gekommen seyn mag, das ist mir unbegreiflich — ein Bubenstreich muß es seyn, der ihm dazu verholfen. Wie schmerzt es mich, meine innersten Gedanken diesem Menschen preisgegeben zu sehen — glücklicher Weise ist es aus früherer Zeit, und giebt ihm nur zu Muthmaßungen, nicht aber zu bestimmten Folgerungen Gelegenheit. Und wenn auch — wissen sie es einmal, so mögen sie gern Alles wissen.

Ich ging heute Nachmittag, während Monnier schlief, und verlangt hatte, daß ich in dieser Zeit ihm nicht von der Seite weichen sollte, mein Leben durch. Das Resultat war, daß ich früher gar nicht lebte; sondern wie eine Pflanze im Schatten hin vegetirte; mir

ward kein Strahl der Sonne, die doch Alle bescheint. Das Gräßlichste, was ich kenne, ist und bleibt das Gefühl, um seine Jugend betrogen zu seyn; ich behaupte auch, man kann das jeder Frau, die dies Unglück traf, auf den ersten Blick ansehen, und wäre sie achtzig Jahre alt; eine nie befriedigte Sehnsucht spricht aus allen ihren Zügen. — Gottlob, daß ich noch jung bin und noch zur rechten Zeit erwacht — jetzt will ich gern sterben, wenn's seyn muß, und es wäre mir sogar lieb, jetzt, in ungetrübter Freude. Gabriels geistige Größe macht mich so glücklich, und das Streben, mich ihr zu nähern, läßt mich alles Andere vergessen. Was hatte, was kannte ich früher? — ich liebte noch vom Kloster her die Heiligen fort, um nur etwas zu lieben; denn ein Hündchen zu haben, gestattete mir der Präsident nicht einmal. — Sanct Gabriel, jetzt bist Du mein Heiliger — mein Hündchen — meine Welt. — Ich bin doch ein recht ehebrechtes Weib.

Sonnabend.

Mirabeau iſt zurück; ein Briefchen von mir, das ich ihm zuſteckte, hat ihn von Allem unterrichtet. — Wir ſprechen uns Morgen Abend. — Er hat einen Plan vor mit Saint-Mauris, der dieſem Stillſchweigen auferlegen ſoll. — Wie glücklich bin ich, daß er wieder da iſt; ich fühle ſolche Sicherheit, als könnte mir nun von keiner Seite etwas Böſes geſchehen.

Sonntag.

Gabriel erzählte mir lachend, wie er Saint-Mauris geſtraft. Durch ein anonymes Billet hat er ihn zu einem Rendezvous beſtellt, und der eitle Thor, in der Meinung, Niemand als ich erwarte ihn dort, iſt auf Flügeln der Liebe hingeeilt und — hat meine alte Amme gefunden, die ihm derb ihre Meinung geſagt hat. Dieſe Beſtrafung wäre mir ganz recht, nur iſt es verdrießlich, daß die Sache ſo eingeleitet wur-

de, als ginge ſie von mir aus — und dann mag vielleicht die Barbaud in ihrem Eifer zu weit gegangen ſeyn. Saint-Mauris ſieht jetzt zu deutlich, wie alle ſeine Pläne mit mir ſcheitern, denn höchſt ſchlau hat die Alte zuvor ihm entlockt, daß ich es ſei, die er, nach dem, was zwiſchen uns vorgefallen, beſtimmt erwarte, und dann erſt ihre Predigt begonnen — aber er wird ſich rächen wollen, und Mirabeau, der in ſeinem Uebermuth und ſeiner Sicherheit zu weit ging, iſt leider nur zu ſehr in ſeiner Gewalt. — Gabriel meinte zwar, wenn man es zu arg triebe, ſo wäre es am gerathenſten, mit ihm zu entfliehen — doch dazu fehlt mir der Muth; für ihn ſterben — mit tauſend Freuden — aber die Flucht — das wäre mein Letztes — es ſcheint mir ſo feig. — Und würde man mich dann nicht zu jenen Weibern werfen, die, um ihre Neigung zu befriedigen, im Stande ſind, Alles zu thun, und wahnwitzig Ehre, Gatten und Kinder opfern, um — —

Montag.

Die Wolke hat sich entladen. — Wir sind gestern Abends belauscht worden, und der Präsident weiß Alles; denn als er mir sagte, daß glaubwürdige Personen M. und mich beobachtet, kurz nach einander zur Barbaud hätten gehen und eben so das Haus verlassen sehen, da erwiederte ich ihm kurz, ich wolle das und überhaupt nichts läugnen, und erzählte ihm mein ganzes Verhältniß mit Gabriel. Er hörte mir, ohne mich zu unterbrechen, zu — dann wüthete und tobte er, und machte mir Vorwürfe, als sei ich ein schändliches Weib — plötzlich überfiel ihn ein Gichtanfall — ich pflegte ihn und rieb ihm den leidenden Theil — da fing er an zu weinen, und meinte: Wenn es nur nicht andere Menschen auch wüßten, dann wäre es lange so schlimm nicht. — O, wie schwach macht doch das Alter die Menschen!

Er hat Mirabeau das Haus verbieten lassen, und der Barbaud, die mir ein Billet von Gabriel brachte, gedroht, sie als Kupplerin vor

Gericht zu ziehen. Sie blieb ihm aber nichts schuldig, und sagte ihm allerlei, was einem alten gichtbrüchigen Manne kränkend genug seyn mag, zu hören. — Ich brachte sie zum Schweigen, und zog sie mit mir fort.

Zwei Stunden später schickte mir der Präsident den Pfarrer zu, der mich, wie er sagte, auf den Weg der Tugend und Pflicht zurückführen sollte; ich ließ den würdigen Herrn reden und machte Filet dabei, obwohl nicht ohne inneren Aerger; doch hielt ich standhaft aus und blieb stumm. Das brachte ihn zuletzt in Harnisch, und er ging unter Androhung der Höllenstrafen fort.

Der arme Mirabeau ist auch schlimm daran; zu edel, meinen Ring benutzen zu wollen, hat er von dem Herrn Gautier fünfhundert Livres gegen einen Wechsel aufgenommen. Das ist Saint-Mauris, Gott mag wissen, von wem, vielleicht von dem ängstlichen Kaufmann selbst, mitgetheilt worden, und es hat eine sehr heftige Scene zwischen Beiden veranlaßt,

wobei Saint-Mauris ihn mit Vorwürfen überschüttete, und gedroht hat, einen Befehl zu strengerer Haft auszuwirken, weil Gabriel sein Vertrauen misbrauche. Das wäre allerdings das Schlimmste, wenn es in Erfüllung ginge; doch verlasse ich mich auf Mirabeau's Verstand und Entschlossenheit.

Um mir etwas Ruhe im Hause zu verschaffen, ließ ich die Ventregaux auf heute Abend zu mir einladen, und was sandte sie zur Antwort: Nach dem, was vorgefallen, sei ich bereits das Stadtgespräch von ganz Pontarlier, und sie bedauere daher, nicht länger mit mir umgehen zu dürfen, da es ihrem Ruf zu sehr schaden könne. — Von unserer gewöhnlichen Gesellschaft fand sich auch Niemand ein, als der Intendant, der seine Parthie P.-quet nicht wollte fahren lassen. — Saint-Mauris Bosheit scheint weit zu wirken.

Ich sehe unerträglichen Tagen entgegen — aber — Mirabeau liebt mich unverändert, und das wiegt Alles auf.

Noch Eins: Minette hat ihren Abschied gefordert — sie zieht zu Saint-Mauris nach Jour hinauf — ich war doch zu gut gegen die Schlange. — Gabriel hatte Recht.

* * *

Nun, meine Adele, wirst Du Dir einen Begriff machen können, nicht von meinen Leiden, denn solche fühle ich eigentlich gar nicht, sondern von den Quaalen meiner Tage. Ich drang in den Präsidenten, in eine Scheidung zu willigen, wie Kirche und Gesetze sie erlauben: ich bot ihm an, mich nach Dijon oder sonst irgend wohin zurückzuziehen, und dort in größter Stille zu leben; aber mit dem hartnäckigsten Eigensinne des Alters besteht er darauf, mich hier zu behalten, und verhandelt, weil ich in diesem Punkte durchaus weder nachgeben kann noch will, unsere geheimsten und innigsten Verhältnisse in Gegenwart Aller, selbst der Fremdesten, die uns besuchen, diese stets zur

Entscheidung aufrufend. Kannst Du Dir etwas Unsinnigeres, Unerträglicheres denken? denn auch die kleinsten häuslichen Begebenheiten werden dabei ausführlich durchgenommen, und ich wundere mich über mich selbst, daß ich nicht allein die Fähigkeit besitze, diese unaufhörlichen Beleidigungen zu ertragen, sondern auch die, Alles zu behandeln, als wäre nicht von mir, als wäre von einer Fremden, Unbekannten die Rede. Ja, Monnier's Wahnsinn geht so weit, daß er neulich alle Domestiken heraufrufen, sie vor seinem Lehnstuhl in Reihe und Glied stellen ließ, und ihnen eine eindringliche Rede hielt, mit Stellen aus der Bibel geschmückt, die am Ende mit den Worten schloß: er stelle mich, denke Dir, mich, seine Gemahlin, ihre Gebieterin, unter ihren Schutz, und beschwöre sie, ein wachsames Auge zu haben, das Haus vor Mirabeau wie vor einem Pestkranken zu hüten, und ihm das Geringste, was auf eine fernere Verbindung zwischen mir und dem Chevalier deute, sogleich anzuzeigen. Weinend vor Schaam und Schmerz verließ ich das

Zimmer und ſchloß mich in dem meinigen ein, feſt erklärend, daſſelbe nur zu verlaſſen, um mich auch ſogleich aus dem Hauſe und aus Pontarlier überhaupt zu entfernen. — Nun ſandte er mir einen Abgeordneten nach dem andern hinauf, den verhaßten Saint-Mauris, Villarceaux, den Pfarrer, Minetten — umſonſt — ich ließ Niemanden vor. Endlich war er ſo klug, die Barbaud holen zu laſſen, um ſich ihrer als Vermittlerin zu bedienen; ſie kam und brachte mir einen Brief von Mirabeau, worin dieſer mir rieth, mich zu meiner Mutter zu begeben, und von dort aus beſtimmt und entſchieden zu handeln. Die Vortrefflichkeit dieſes Plans leuchtete mir ein; die Barbaud wußte ihn dem Präſidenten von einer guten Seite vorzuſtellen, und er gab es nach langen Debatten endlich zu, verlangte jedoch von mir, daß ich in keinem Falle vor ſeinem Namenstage, der heute über acht Tage Statt findet, fortreiſe, ſondern noch an demſelben, den er mit großer Feierlichkeit zu begehen pflegt, die Honneurs ſeines Hauſes mache. Du kannſt Dir leicht

denken, daß ich mich heftig weigerte; aber er war von der einmal gefaßten Idee nicht abzubringen, und ich sah mich gezwungen, wollte ich anders meine Absicht erreichen, ihm hierin nachzugeben. Mir stehen nun acht gräßliche Tage bevor, und ich fürchte, wenn sie vorüber sind, so erschöpft bei Euch anzukommen, daß ich vielleicht von einer schweren Krankheit ergriffen werde; denn ich bin in einer beständigen krampfhaften Aufregung, ohne Thränen, ohne Schlummer. So muß ich nun fortwährend eine gräßliche Komödie spielen, denn Niemand darf sehen, was in meinem Innern vorgeht und wie ich leide, selbst Mirabeau nicht, dem ich meinen eigentlichen gereizten Zustand auf das Sorgfältigste verhehle. In seiner Heftigkeit wäre er im Stande, alle Schranken zu durchbrechen, um mir zu helfen, und wenn ihm das mißlänge, seinem eigenen Leben ein Ende zu machen.

Nun, meine Adele, meine einzige Freundin auf Erden, rathe, hilf; bereite die Meinigen, die noch nichts wissen, vorzüglich meine Mutter, auf die Ankunft ihrer armen, gequälten Tochter

vor. Deine Klugheit wird entscheiden, was Du ihr von den hiesigen Vorfällen mitzutheilen oder zu verschweigen hast. Ueber die nächste Zukunft hinaus habe ich noch gar keinen Plan gefaßt; jetzt drängt es mich vor Allem, diese unwürdigen Fesseln zu lösen, und das verhaßte Pontarlier weit hinter mir zu sehen, in Deinen Armen meine Schmach, meine Leiden zu vergessen und nur der Freundschaft und der Erinnerung an meine Liebe, denn ach! Gabriel wird wohl lange von mir getrennt bleiben, — zu leben. — Schreib mir mit dem rückkehrenden Boten, dem Sohne der Barbaud, den ich Dir eigens mit diesem Briefe zusende, und der mir treu ergeben ist, ausführlich über alle dortigen Verhältnisse — vorzüglich aber, was Du meinen Verwandten mittheiltest, und was sie von der ganzen Sache denken; — ob ich eine zuverlässige Hülfe von ihnen erwarten darf, oder nicht; — wie man in Dijon über Mirabeau urtheilt; — kurz Alles, was Deiner armen Sophie zu wissen nöthig ist.

Es ist tief in der Nacht — meinen zitternden, ermatteten Händen entsinkt die Feder, meine brennenden Augen sind kaum im Stande, die einzelnen Zeilen dieses Briefes zu unterscheiden — ich muß enden, denn ich kann nicht mehr. Gute Nacht, meine Adele, gute Nacht.

II.

Dijon.

1.

Endlich hatte Sophie die peinlichen acht Tage überſtanden, und war nach Dijon zu ihren Verwandten abgereiſt. Mirabeau ſelbſt hatte ihr dieſen Rath gegeben, in der feſten Vorausſetzung, der Präſident werde ihre Bitte nicht gewähren, und durch ſeine Weigerung der Bruch zwiſchen Beiden unvermeidlich herbeigeführt werden, was vollkommen in ſeinem Plane lag. — Längſt des Lebens als Gefangener überdrüſſig und feſt entſchloſſen, die drückenden Bande ſeiner Familienverhältniſſe zu ſprengen, um im Auslande die Bahn des Ruhms und Glückes zu ſuchen, nach der ſein ungezügelter Geiſt raſtlos ſtrebte und die ihm in Frankreich verſchloſſen zu ſeyn ſchien, hatte nur das Verhältniß mit Sophien ihn bisher in Pontarlier feſtgehalten, ohne daß ihm ſelbſt klar darüber geworden, wie ungeheuer ſeine Leidenſchaft für ſie ſei. Mit

ihr zu fliehen und sie für immer an seinen Stern zu fesseln, schien ihm das höchste Glück, und däuchte ihm so nothwendig, so unzertrennlich von seinem Daseyn, wie das Athmen vom Leben des Körpers. Diese große Fähigkeit, zu berechnen, neben der unbändigen, Alles verachtenden Leidenschaftlichkeit, war der gewaltigste Hauptzug seines Charakters. Um desto empfindlicher fühlte er jetzt Sophiens Abwesenheit, und die Leere, die ihm daraus entsprang, ward ihm von Tag zu Tag unerträglicher. Anfangs suchte er sich durch rastloses Arbeiten und ununterbrochene Einsamkeit zu beruhigen; aber seine Phantasie arbeitete zu mächtig und ließ ihm keine Ruhe; sie wollte fortwährend Nahrung, und das Leben um ihn her vermochte ihm keine zu bieten; es war zu kleinlich, zu einseitig und alltäglich. Er faßte daher plötzlich einen raschen Entschluß während einer schlaflosen Nacht, und befand sich schon am nächsten Morgen zu Fuß, mit kaum so viel Geld in der Tasche, als er nothdürftig, um sein Leben zu fristen, gebrauchte, auf dem Wege nach Dijon. Er schritt den gan-

zen Morgen unaufhaltsam, ohne sich einige Rast zu vergönnen, weiter, in der Furcht, Saint-Mauris oder einer von dessen Untergebenen könne ihm begegnen, oder wenn seine Entfernung früher, als er es berechnet, ruchbar würde, ihn verfolgen und wider seinen Willen zurück nach Pontarlier, vielleicht gar nach dem verhaßten Jour bringen. Auf seinen Streifzügen hatte er eine genaue Kenntniß der Umgegend erlangt; er wählte daher die abgelegensten Wege, selbst wenn diese auch bedeutend seitwärts führten, übernachtete in einsamen Bauernhütten, und erreichte endlich am Abend eines der folgenden Tage Dijon, das Ziel seiner Wanderung. Hier suchte er sogleich in einer Straße der Vorstadt einen Fechtmeister auf, der ihm früher in Paris Unterricht ertheilte, und dem er die Mittel verschafft hatte, sich in der Residenz der alten Herzoge von Burgund niederzulassen, und dort eine Akademie für seine Kunst zu errichten. Legai, so hieß dieser Mann, war ein wunderlicher, höchst verschlagener und schlauer, aber keineswegs unredlicher Mensch. Er stutzte nicht we-

nig, als er den Herrn von Mirabeau, den ersten Edelmann des Landes, wie er ihn emphatisch wegen seiner Geschicklichkeit in der edeln Kunst die Waffen zu führen, nannte, in diesem Aufzuge erblickte, und vermuthete alsbald, daß derselbe sich wegen eines unglücklichen Duells auf flüchtigem Fuße befände. »Gewiß,« rief er aus, »haben Sie die vortreffliche Finte, welche Sie noch kurz vor Ihrem Abgange von Paris von mir lernten, angewandt, und Ihren Gegner dadurch vernichtet. Es geht auch Nichts darüber, Monseigneur, wenn man den demi-cercle macht, dann dottirt und nun mit geradem Stoß hineinfährt, wo der Andere, irre geführt, eine Secunde erwartet. Unter meinen vielen Schülern, ich darf es wohl sagen, Herr von Mirabeau, ich habe deren, ohne mich zu rühmen, Bedeutende gebildet, wie z. B. den Marquis de Kergeoffrouet, den Vicomte de Lamalle, den Grafen Saint-Martin; aber unter meinen vielen Schülern hat es Keiner in dieser Finte zu der Force gebracht, mit welcher Sie dieselbe executiren. Wenn Sie Ihre Gewandt-

heit nicht verloren haben, ſo wird ſich Ihnen binnen wenigen Tagen die Gelegenheit darbieten, ſie glänzend zu zeigen; ich gebe einen brillanten Aſſaut, Monſeigneur, und —«

Es war bisher Mirabeau unmöglich geweſen, den, wenn es ſeine Kunſt betraf, unerſchöpflichen Schwätzer zu unterbrechen, und er ſah ſich daher genöthigt, gewiſſermaßen Gewalt zu brauchen, um den Strom von Legai's Rede zu dämmen. Er faßte ihn daher bei dem Arm hielt ihm denſelben mit ſolcher Kraft, daß es dem Fechtmeiſter unmöglich war, ihn zu bewegen; ein Umſtand, der den lebhaften Gascogner gleich zum Schweigen brachte, und ſagte nun: »Ein ander Mal von unſeren Heldenthaten, beſter Legai. Sagen Sie mir vor allen Dingen, ſind Sie mir noch immer ſo gewogen?« — »Zweifeln Sie daran, Monſeigneur,« erwiederte dieſer, ſich vergeblich abmühend, ſeinen Arm loszuwinden. — »Gut, Beſter, können Sie mich beherbergen?« — »Wenn Sie ſich mit einem hübſchen Zimmerchen im fünften Stock begnügen wollen, gnädiger Herr. Es iſt

das Zimmer, in dem ich meine Besuche empfange und« — »Gut.« — »Es ist recht hübsch möblirt, die Portraits von« — »Schon gut! wer von unseren Bekannten aus Paris lebt gegenwärtig hier?« — »O gar Viele, die ich einst die Ehre hatte, meine Schüler zu nennen; der Herr de Changey, Sohn des Militaircommandanten von Dijon, der Präsident von Russey, der Jüngere.« — »Der Präsident de Russey! bei Ihrer Ehre, Legai, der darf Nichts von meiner Anwesenheit wissen.« — »Stumm wie das Grab, Herr Chevalier!« — »Ferner?« — »Der Vicomte de Castelbajac.« — »Weiter!« — »Der Herr von Latour d'Aumont.« — »Weiter.« — »Der Chevalier de Ravannes.« — »Ravannes, der früher Page war, dann« — »Derselbe, jetzt Capitän im Regiment Beurgogne.« — »Vortrefflich, können Sie mir ihn gleich schaffen?« — »Das wird schwer halten; er hat eine Liebschaft mit einer Grisette in der Straße Chapelotte, und ist noch immer der Alte, Sie verstehen mich.« — »Vollkommen; geben Sie mir Dinte und Feder.«

Der geschäftige Legai holte schnell Beides herbei. Mirabeau schrieb mit verstellter Hand auf ein Zettelchen: »Man erwartet Hülfe von Ihnen, tapferer Ravannes, und bittet Sie, sich auf der Stelle Rue de la Chartreuse, im Hause zum goldenen Schwan, im fünften Stock einzufinden. Athenais« — Darauf faltete er den Zettel sehr zierlich, übergab ihn dem dienstfertigen Legai, und sagte: »Besorgen Sie dies Briefchen sogleich durch irgend einen zuverlässigen Botrn, und weisen Sie mir unterdessen das Stübchen an, ich bin todtmüde und bedarf wenigstens, wenn auch nicht länger als eine Viertelstunde, der Ruhe.

Legai gehorchte ihm bereitwillig, zündete in dem kleinen Zimmerchen Licht an, und brachte eine Flasche Wein, von welcher Mirabeau hastig einige Gläser trank; dann warf er sich auf ein Sopha, wo er sogleich fest einschlief. Der besorgte und dienstfertige Fechtmeister entfernte sich bescheiden und ließ ihn allein.

Der Chevalier mochte wohl eine halbe Stunde fest geschlafen haben, als die Thür vorsich-

tig geöffnet wurde, und eine wohlklingende Stimme fragte: bin ich hier recht? Als keine Antwort erfolgte, trat der Fragende ein und ging auf das Sopha zu. In diesem Augenblick erwachte Mirabeau, richtete sich langsam auf, sah den Ankömmling lächelnd an, und sagte: »Guten Abend, Ravannes.« — »Was Teufel,« rief dieser, betroffen und erstaunt, eine männliche Stimme zu vernehmen, wo er eine weibliche erwartet hatte; »Sie sind es, Mirabeau? Nun,« fuhr er fort, »den alten Freund statt der alten Geliebten zu treffen, ist auch keine üble Ueberraschung. Seyn Sie mir bestens willkommen; aber fassen Sie sich kurz, denn meine kleine Minon hat mir nur eine halbe Stunde Urlaub gegeben, eifersüchtig, eine Rivalin witternd — oder wollen Sie mich zu ihr begleiten? Es ist ein allerliebstes Kind, und ich trete sie Ihnen gern für heute Abend ab, und begnüge mich mit ihrer Schwester Lolo, die auch recht niedlich ist.« — »Sie sind sehr freundlich, lieber Capitain; doch danke ich für heute, und muß Ihnen leider ein Viertelstündchen steh-

len, denn ich bedarf Ihrer Hülfe,« entgegnete Mirabeau. — »Meiner Börse, meines Degens oder meines Kopfes,« verſetzte der Capitain, »alle drei ſind in dieſem Augenblick in gutem Stande; reden Sie, womit kann ich dienen?« — »Für's Erſte nur mit der Erſten und dem Letzten,« ſagte Mirabeau; »wunderliche Umſtände haben mich ohne Geld hierher geſprengt.« — »Wahrhaftig,« rief Ravannes lachend, »es iſt ja wahr! Ihr Papa, der Freund der Menſchheit, hatte Sie wieder einmal eingeſperrt, armer Freund, und Sie haben ſich ſelber ranzionirt, wie wir Soldaten zu ſagen pflegen; hier ſind einige funfzig Louisd'or, reichen die hin? ſonſt ſchaffe ich morgen mehr.« — »Herzlichen Dank; wir wollen ſehen, wie weit wir damit kommen. Nun zum Zweiten. Kennen Sie die de Ruffey's, hier in Dijon?« — »Wie mich ſelbſt, ich bin oft in dem Hauſe, und wäre noch häufiger dort, wenn mich nicht die entſetzliche Bigotterie der Mama und der älteſten Schweſter ſo furchtbar ennuyirte. Ich mache der niedlichen Couſine, der älteſten Pontchar-

train, angelegentlich den Hof, und darf mir schmeicheln, nicht ungern von ihr gesehen zu werden. Das ist ein scharmantes Mädchen. Seit einigen Tagen ist die zweite Russey, die an den alten Kammerpräsidenten de Monnier in Pontarlier verheirathet ist, auch zum Besuche da; eine liebenswürdige Frau, aber zu ernst, fast melancholisch. — Sie wissen, Mirabeau, ich kann das nicht gut leiden. Aber Adele und die de Monnier sind ein Herz und eine Seele.« — »Gut; wollen Sie mir wohl eine genaue Schilderung sämmtlicher Mitglieder der Familie entwerfen?« — »Eine ausführliche Schilderung, was wollen Sie damit, Chevalier? Sie gehn doch wohl nicht damit um, einen Roman, so eine Fortsetzung der Liaisons dangereuses zu schreiben, denn ich weiß, Sie geben sich mit Schriftstellern ab; von den Russey's können Sie Niemand gebrauchen, die passen nicht hinein, es sind ehrliche Kleinstädter; denn, nebenbei bemerkt, dies Dijon ist, trotz seiner zwanzigtausend Einwohner, verzweifelt kleinstädtisch. Sie glauben gar nicht, was ich

ſchon habe hören müſſen, weil ich die kleine Minon unterhalte, und ich habe ſie nicht einmal in ihre eigenen Meubles geſetzt, ſondern ruhig bei ihrer Mama, einer alten, frommen, halbblinden Frau, die mich liebt, wie ihren Sohn, gelaſſen.« — »Sehr wohl, lieber Ravannes; das Alles ſollen Sie mir Morgen erzählen; aber jetzt bedenken Sie, daß Sie nur ein halbes Stündchen Urlaub haben, und erfreuen Sie mich mit der Schilderung, um die ich Sie bat; es liegt mir ſehr viel daran.« — »Nun wohl; der Vater war — nun, der Mann iſt lange todt, und geht Sie daher nichts mehr an; die Familie beſteht aus der Mama, zwei Söhnen und drei Töchtern, von welchen die zweite, wie Sie bereits wiſſen, an den Präſidenten de Monnier verheirathet iſt. — Die alte Frau von Ruffey muß dereinſt ſehr hübſch geweſen ſeyn, man ſieht noch die Spuren davon auf ihren Zügen; eine große, ſtarke Frau, mit einer Baßſtimme, wie ein Sappeur — ſie beherrſcht die ganze Familie unumſchränkt, und Alle gehorchen ihr blindlings; im Böſen möchte

ich nichts mit ihr zu schaffen habe; ich glaube, sie wäre im Stande, mich eigenhändig aus der Thür zu werfen, denn von Complimenten ist sie keine große Freundin; demungeachtet scheint sie mir, was man sonst bei Leuten ihres Gepräges selten findet, verschmitzt und intriguant, sie hat große Aehnlichkeit mit Einigen von der Schweizergarde, plump, tüpisch und doch äußerst geschickt, eine Kabale einzufädeln und durchzuführen; kurz, ich möchte die Frau eben nicht zur Schwiegermutter. — Der älteste Sohn, der Präsident Richard de Ruffey, ist ein grundgelehrter Mann, ein gründlicher Jurist und profunder Alterthumskenner; aber wie das gelehrten Leuten oft gehen soll, etwas dümmlich dabei. — Wenn die Mama A sagt, so ermangelt er nie, B zu sagen; übrigens läßt er die Welt gehen, wie sie geht, und freut sich daran, seinen schönen Garten, den er in derselben Straße hat, wo meine Minon wohnt, statt mit Bäumen und Blumen, mit alten römischen Basreliefs und Inschriften, die er hier hat ausgraben lassen, zu schmücken. Diese

Reſte der Vorzeit ſind ihm Alles; verführen Sie ihm ſeine Frau, entführen Sie ſeine Schweſter, er wird es Ihnen als ein guter Chriſt vergeben; aber beſchädigen Sie ihm nur einen Buchſtaben an einer Inſchrift, und er bleibt, ſo lange er lebt, Ihr unverſöhnlichſter Feind. — Sein Bruder, Honoré, dagegen iſt ein Bonvivant, und hat große Aehnlichkeit mit Ihrem Bruder, dem Tönnchen, lieber Freund. Hat er ſich Morgens geſchlagen, Mittags gut dinirt, und vortrefflich getrunken, Abends ſich mit einem Räuſchchen verſehen, einige Paroli's gebogen und einige Nachtwächter geprügelt, ſo ſagt er am folgenden Morgen, ſich aus den Armen irgend einer Schönen erhebend, bei der er mehr geſchlafen als gewacht, ganz verſchieden von dem ſeligen Titus: Der Tag war kein verlorener. Auf die Ehre ſeiner Familie hält er große Stücke, und hat ſich ſchon einige Mal duellirt, weil ſeine Gegner, wie er behauptete, ſich vor ſeiner Frau Mutter nicht tief genug verbeugt, oder vor ſeinen Schweſtern zu oft. Ein ganz merkwürdiger Zug an dieſem Charakter iſt ſein Geiz; wenn er

ſich ſchlägt, gebraucht er nie ſeinen eigenen Degen, ſondern leiht ſich den ſeines Secundanten, oder verlangt, ſein Feind ſolle die Waffen liefern; ich habe mehrere Male, wo mir die Ehre ward, Zeuge ſeiner Heldenthaten zu ſeyn, höchſt komiſche Erfahrungen dieſer Art gemacht. So, das wäre der männliche Theil der Familie; denn Sie werden mir erlauben, die Mama mit dahin zu rechnen; jetzt folgt der weibliche. — Den Reihen führt Demoiſelle Léocadie Heloiſe de Ruſſey, in der Stadt die Nonne genannt, eine nicht unintereſſante Brünette von ungefähr zweiunddreißig Jahren, die ſich nur ſchwarz kleidet, nie ohne Schleier ausgeht, und in unſeren Tagen, wo das ganz aus der Mode gekommen iſt, nur den Heiland liebt. Sie iſt ſo entſetzlich fromm und tugendhaft, daß ein Weltkind, wie ich, es in ihrer Nähe gar nicht auszuhalten vermag; auch meide ich ſie, ſo viel ich kann. Ihr eigentliches Streben ſoll dahin gehen, soeur griso zu werden, was aber die Familie nicht erlauben will, weil Crethi und Plethi unter den barmherzigen Schweſtern aufgenommen wer-

den kann. In Zeiten der Peſt wäre ſie eine vortreffliche Acquiſition; übrigens ſcheint mir ihre Frömmigkeit keine gemachte, denn ſie iſt eiskalt, und hat Blut wie die Fiſche, wenigſtens behaupten das alle jungen Leute in Dijon. — Die zweite, die Präſidentin de Monnier, kann ich Ihnen nicht ſchildern, weil ich ſie nicht genug kenne; aber nach Allem, was ich von ihr gehört, ſoll ſie eine höchſt liebenswürdige und geiſtreiche Frau ſeyn; ich habe ſie nur ein Mal, vor wenigen Tagen, ich glaube, es war vorgeſtern, mit der übrigen Familie in der Arquebuſe luſtwandeln ſehen; ſie ſchien traurig und niedergeſchlagen, das iſt Alles, was ich von ihr weiß. — Die dritte Tochter, Marie, iſt ein luſtiges, nicht eben häßliches Kind, und die Couſine, Adele de Pontchartrain, welche bei den Ruffey's im Hauſe lebt, ein Engel, dem ich, wie ich Ihnen bereits die Ehre hatte, zu erzählen, angelegentlich den Hof mache, trotz dem, daß ihr Bruder ſie mit einem Parlementsrath aus Grenoble, ſeinem Freunde, zu verheirathen denkt. — So, nun laſſen Sie mich verſchnau-

sen, nun bin ich fertig; eine so lange und zusammenhängende Rede habe ich nicht gehalten, seitdem ich das Collège Saint-Louis verließ.«

Mirabeau hatte ihm aufmerksam zugehört, ohne ihn zu unterbrechen. — Jetzt sagte er: »Noch eine Frage, lieber Ravannes, und dann will ich Sie nicht länger den Umarmungen Ihrer kleinen Minon entziehen. Wo wohnen die Ruffey's?« — »Der Präsident in der Straße Chapelotte, wo meine kleine Minon, wie ich Ihnen bereits sagte, auch wohnt; die Mutter mit der übrigen Familie auf der Place St. Michel. — Nun aber sagen Sie mir aufrichtig, wozu alle diese Fragen, diese Geheimnißthuerei? — Was führen Sie im Schilde? — Kann ich Ihnen nützlich seyn? — Befehlen Sie über mich, ich bin ja noch von alten Zeiten her Ihr dankbarer Schuldner. — Schnell, Mirabeau, erzählen Sie, denn ich brenne vor Neugier.«

»Gern; aber Ihre Minon, Chevalier?«

»O die stirbt nicht vor Sehnsucht. — Oder noch besser, kommen Sie mit mir. Sie sind

ja doch kein Feind von Geiſetten, und meine beiden Hühnchen ſprudeln von Leben und Witz, die artigen Kinder. — Sie finden ein gutes Souper, leidlichen Wein, und wenn Sie noch mehr von den Ruffey's erfahren wollen, ausführliche Nachricht, denn Lolo arbeitet ſehr oft dort, und ſteht, wie ſie mir ſagt, bei der Mama in großen Gnaden.«

Dieſer letzte Umſtand kam Mirabeau ſehr erwünſcht; doch beſchloß er, vorher die gerühmte Lolo kennen zu lernen, ehe er ſich ihrer zu ſeinen Zwecken bediente. »Topp,« ſagte er zu Ravannes, »ich gehe mit Ihnen, und Sie ſollen dort Alles erfahren; allein ich muß hier in Dijon incognito erſcheinen, und auch Ihre Kleinen dürfen nicht wiſſen, wer ich eigentlich ſei. Ich heiße de Riqueville und komme von meinem Gute in der Provence; vergeſſen Sie das nicht, und nennen Sie mich ja nicht in der Uebereilung bei meinem wahren Namen, auch ſagen Sie Niemanden, daß ich hier bei Legal wohne.«

»Sie können ja bei mir logiren, wenn Sie

mit einem Soldatenquartier vorlieb nehmen wollen.«

»Herzlichen Dank; ich habe gerade diese Wohnung gewählt, weil Niemand argwohnen wird, ich lasse mir es einfallen, mich in einem so besuchten Hause verbergen zu wollen. — Und nun kommen Sie, Capitain, Ihre Minon wird ungeduldig warten.«

2.

Mirabeau's ſcharfe Menſchenkenntniß ließ ihn ſogleich ſehen, daß er ſich der kleinen gewandten Lolo vortrefflich für ſeine Zwecke bedienen könne; zwar hatte er ſich die Gunſt der Schelmin durch eine Untreue an der Geliebten erkaufen müſſen, deſto ergebener war ſie ihm aber auch geworden, und er brauchte es nicht zu bereuen, ſie durch dies Opfer, was übrigens nach damaligen Anſichten nichts weniger als ein Opfer zu nennen war, gewonnen zu haben, ſo groß war die Verderbtheit jener Zeit, welche eigentlich mehr, als die unglücklichen und verwirrten Staatsverhältniſſe, wenige Jahre darauf die Revolution herbeiführen mußte, denn ſie hatte ihren Gipfel erreicht, und die furchtbare Leere, welche ſie in den Gemüthern erzeugt hatte, mußte durch noch gewaltſamere Mittel ausgefüllt werden, — doch — greifen wir nicht dem ewig gleichmäßigen Schritte der Tage vor, da ſich ſpäter noch öfter Gelegenheit

bietet, in kurzen Winken auf die Saat jener grausenvollen Ernte hinzudeuten, wo rohe physische Kraft blutig das Werk begann, weil die moralische noch nicht reif und stark genug war. Läßt man den Blick über jene Zeiten schweifen, so muß man erstaunen und sich freuen über die Elasticität, welche der Geist der Menschheit besitzt, wenn es seine höchsten, seine göttlichen Eigenschaften, Tugend und Liebe, betrifft. Das Edle im Menschengeschlechte wird nie untergehen — vollendeter tritt es jederzeit selbst aus dem heftigsten Kampfe mit der Gemeinheit, wenn diese gleich Jahre lang herrschte, wieder hervor.

Die Lieblingsmaxime Mirabeau's lautete bekanntlich: die große Moral tödtet die kleine; sie war weiter nichts, als die oft wiederholte jesuitische Lehre: der Zweck heiligt die Mittel, in anderer Form. Sein Zweck ging jetzt dahin, Sophien aus allen ihren Verhältnissen zu reißen und ganz zu seinem Eigenthum zu machen; nach seinen Ansichten glaubte er sogar, nur seine Pflicht zu thun, denn er war voll-

kommen überzeugt, daß sie allein mit ihm glücklich werden, allein durch ihn jene Vollendung des Geistes und Charakters erreichen könne, deren Keime in ihrer Seele lagen, und was kümmerten ihn da die Bande, welche sie an die Ihren fesselten. — Die gesellschaftlichen Verhältnisse in ihrer damaligen Gestaltung haßte er aus tiefster Seele, denn er hatte zu schwer durch sie gelitten; aber sie waren noch zu mächtig, als daß man ihnen ungestraft gewaltsam und offenbar trotzen konnte, und manches Opfer mußte ihnen fallen, ehe das ganze Volk, auf dem sie am schwersten lasteten, sie zertrümmerte. — Einzelne führten, gleich Parteigängern, offener oder versteckter, je nach ihren Gesinnungen, ernste Fehde mit ihnen; unter diesen waren bedeutende, mit Kraft oder Geist reich begabte Kämpfer, wie Rousseau, Beaumarchais, Diderot, Jeder auf seine Weise und nach seinem Vermögen. Auch Mirabeau gehörte schon damals zu ihnen; aber im Taumel des Tages berauscht, handelte er nur, wie ihn die Leidenschaften trieben, und zertrümmerte

das Bestehende, weil er noch nicht am neuen Gebäude zu helfen verstand. Nie ward ein Mann, der über seiner Zeit stand, zugleich so mächtig von dieser beherrscht, als eben er.

Er handelte mehr instinktmäßig als nach Ueberlegung, aber er fand stets, wenn er sich, nach der That, besonnen in Augenblicken der Ruhe dieselbe betrachtete, daß sein Instinkt mehr werth sei, als sein Verstand, und überließ sich daher jederzeit demselben getrost. Das war es auch, und ich möchte behaupten, dies fast allein, was ihn ganz zu einem so bedeutenden Volksredner machte, und ihm die gewaltige Herrschaft über die Gemüther, selbst seiner Feinde, verlieh. Gerade das wilde Leben, das er führte, mußte seinen Naturanlagen diese Richtung geben; — besonnen sein Dasein gestaltend, wäre er nie jener geistige Simson geworden, der in der Blindheit gleichsam, wie der starke Israelit die Säulen des Tempels der Philister, so die Grundpfeiler der Monarchie erfaßte und zusammenriß.

Aber wenden wir uns zu seinem Treiben in

Dijon zurück. Nach einer wilden Nacht mit der kleinen Lolo, deren letzte Hälfte er dazu angewandt, diese gleichsam für seine Zwecke abzurichten, ohne ihr jedoch mehr zu verrathen, als was ihr zu wissen nöthig war, verließ er in der Tagesfrühe das Haus, und streifte in den Straßen von Dijon, am Arm des Capitains, der ihn wider seinen Willen begleiten mußte, umher. Dieser führte ihn vor Sephiens Wohnung, und zeigte ihm das Zimmer, in welchem sie, allem Vermuthen nach, ruhig schlief, ohne zu ahnen, daß der Mann sehnsüchtig jetzt vor ihrem Fenster weilte:

— — der Unbehauste,
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh,
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen
brauste,
Begierig-wüthend nach dem Abgrund zu.

Nie hat wohl die wunderbare Schilderung seiner selbst, welche Göthe dem Faust in den Mund legt, so zum Spiegel dienen können, als eben hier. So treten großer Dichter Gestaltun-

gen überall im schönsten Glanz der Wahrheit in das Leben ein:

Und seitwärts sie, mit kindlich dumpfem Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all' ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt. — —

Vergessend, daß Ravannes ihn begleite, brach Mirabeau, derselbe Mirabeau, der sich eben den Armen eines hübschen, leichtfertigen Kindes, das ihm nichts als sinnlichen Genuß hatte bieten können, entwunden, vor den Fenstern des herrlichen Weibes, das sich ihm mit vollster Liebe ergeben, in glühende Klagen aus. »O Sophie, meine Sophie,« sagte er leise, aber bewegt, »möge ein guter Genius Deinen Schlummer beschirmen, und Dir das vollste, reinste Glück der Erde senden. — Kein weibliches Wesen hat so, wie Du, gerechte Ansprüche auf die reichsten Gaben des Geschicks, und wenn es wirklich über uns ein gerecht waltendes Wesen gebe, das sich um den Einzelnen bekümmerte, wie um ganze Völker, und ihn nicht der Nothwendigkeit und den Launen des Zufalls überließe, so müßtest

Du die Herrſcherin der Erde ſeyn. O Sophie, Du, in der ſich meine Wünſche, mein Streben, meine Zukunft vereinen; Du die Einzige, die ich wahrhaft liebe — ich werde ein beſſerer Menſch, wenn ich Dein gedenke.«

»Aber, Chevalier,« — unterbrach ihn der Capitain, der frierend auf- und abgegangen war und ſich vergeblich zu erwärmen ſuchte, — »Sie faſeln ja wie ein Nachtwandler. Wahrhaftig, wer ſie jetzt gewahrte, ſich an den Brunnen lehnend, wie eine Hoffnung aus Sandſtein gehauen auf einem Grabmal, vom Mond in Ihrer ganzen Länge beſchienen, der Sie eben ſo verwundert von oben herab anſchaut, wie ich, etwas unordentlich coſtumirt, der würde nimmer glauben wollen, dieſer ſentimentale, allem Anſchein nach aus einem engliſchen Roman echappirte Herr, und der tolle, wilde, überkecke Riquetti de Mirabeau, ſeien eine und dieſelbe Perſon. — Kommen Sie doch, mich friert; auch habe ich nicht Luſt, länger hier zu ſtehen, und mir Zahnweh, Schnupfen und dergleichen zu holen. — Bedenken Sie nur, es kann jeden Augenblick

die Runde hier eintreffen, die sehr erstaunen würde, wenn ein Capitain ihre Stelle zu vertreten schiene. Erwachen Sie doch, schöner Schlummernder!«

Er faßte ihn bei dem Arme und schüttelte ihn derb. — Mirabeau blickte ihn wirklich zerstreut an, wie Jemand, der aus tiefem Schlafe plötzlich auffährt, und nicht gleich Herr seiner geistigen Kräfte zu werden vermag. Endlich sagte er: »Sie haben Recht, Ravannes, wenn Sie mich für thöricht halten — ich weiß, ich bin es — aber kann ich dafür? — Ich gleiche einem Gefangenen, der Jahre lang nur einen und denselben Gedanken mit sich herumträgt, ihn in seinem Geiste fortwährend von allen Seiten betrachtet, hin und her wälzt, ihn ausbildet, verfeinert, herausputzt wie eine Geliebte, und alle seine Kräfte in ihm concentrirt — es ist der Gedanke an seine Freiheit — und nur das, was in Beziehung mit ihr steht, findet einen Platz im Hirn des armen Gequälten. — So geht es auch mir, ich habe die Welt so genossen, das Leben so erschöpft, daß

mich nichts mehr reizt, obwohl ich toll nach Genuß jage und keinen verſchmähe — aber in dieſem Taumel habe ich mir eine neue, unbekannte Welt geſchaffen, die zu verwirklichen, zu erringen, mein einziges Streben iſt. — Ich tauge nichts mehr für Euch, Ihr Leute des Tages; wenn ich auch dann und wann zu Euch zu paſſen ſcheine und mit Euch ſchwimme, ſo iſt es doch nur die langjährige Gewöhnung, die mich beherrſcht, und mich mechaniſch mit Euch in gleichen Schritten forttreibt; aber dieſe Feder verliert ſehr bald ihre Schnellkraft, und dann ſtockt das ganze Räderwerk. Ich beherrſche die Zukunft, und bin ein Sklav des Augenblicks. — Wiſſen Sie nun, woran Sie mit mir ſind?«

»Meiner Treu, nein,« erwiederte Ravannes; »ich will des Henkers ſeyn, wenn ich hinter den eigentlichen Sinn Ihrer langen Tirade gekommen bin, und es fehlt mir doch ſonſt nicht, darf ich hoffen, an Faſſungskraft. Ihre Worte ſind klar, aber ihre Meinung nicht. — Sie ſind überwacht und fieberhaft

gespannt, Mirabeau, gehen Sie nach Hause und legen sich schlafen. — Wahrhaftig, ich verstehe Sie nicht, so leid es mir auch thut.«

»Trösten Sie sich; ich verstehe mich zu Zeiten selber nicht,« antwortete Mirabeau sehr ernsthaft.

3.

Am Nachmittage deſſelben Tages ſaß Sophie in dem Zimmer ihrer Mutter, anſcheinend mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt, jedoch derſelben nur wenig Aufmerkſamkeit widmend, und verſank von Zeit zu Zeit in tiefes Sinnen, aus dem ſie ſich nur mit Mühe wieder herausriß. Ihre ältere Schweſter kniete in der Ecke vor einem Betpult, und überließ ſich eifrig ihrer beredten Andacht, mit lauter Stimme ihre frommen Bitten an die Heiligen richtend. Endlich erhob ſich dieſelbe, ſetzte ſich Sophien gegenüber, und fragte dieſe mit höhniſchem Ton: »Du haſt wohl lange nicht gebetet, Schweſter, Du kannſt wohl eigentlich gar nicht mehr beten?« — »Was Du Beten nennſt, das habe ich nie gekonnt, Leocadie,« erwiederte die Befragte; »ich halte es für Unrecht, den lieben Gott mit ſchön gedrechſelten Phraſen, denn weiter ſind dieſe Gebete doch eigentlich nichts, zu langweilen. Gott iſt allwiſſend, er kennt meine Gedanken, wenn

ich sie zu ihm richte, nur zu ihm emporblicke, so bete ich und er versteht mich.« — »O, Du Weltkind,« seufzte die Fromme. — »Beweise mir, daß Deine Art zu beten, wirksamer sei, als die meine — dann will ich fromm werden auf Deine Weise, denn es giebt gar Manches, was mir der liebe Gott wohl zu Gefallen thun könnte, und auf eine wohlschöne Bitte deshalb käme es mir eben nicht an.« — »Schrecklich, schrecklich!« lispelte Leocadie; »wenn es nicht die Pflicht geböte, ich erkennte Dich gar nicht mehr als meine Schwester an, o, wie hast Du Dich verirrt von der Weide des Erlösers, Du ungehorsames Lamm; aber ich werde meine Gebete verdoppeln für Dich, zu Gott und der Mutter des Heilandes, damit sie Dich erleuchten und auf den rechten Weg zurückführen.«

In diesem Augenblicke trat die Präsidentin de Rusey, Sophiens Mutter, mit raschen Schritten in das Zimmer. Hastig fragte sie: »Für wen willst Du beten, wen willst Du auf den rechten Weg führen? diese Abtrünnige da, die ihrer Familie Schande macht, die mit einem

der ſchändlichſten Menſchen, welche je die Erde trug, ſich verbindet, um Schmach und Schimpf auf den ehrwürdigen Namen der Ruffey zu werfen? Nein, Leocadie, bete nicht für ſie, ſie iſt es nicht werth; ein Gebet für eine ungehorſame Tochter, für ein treuloſes Weib iſt eine Blasphemie.«

Sophie hörte die Rede ihrer Mutter, welche ſie, trotz aller Heftigkeit und Härte der halsſtarrigen Frau, doch innig verehrte, mit blutendem Herzen, jedoch ohne ein Wort zu erwiedern, an. Langſam ſchlug ſie ihre ſchönen Augen auf, und richtete ihre Blicke gen Himmel, als hoffe ſie Troſt und Beiſtand von oben, während die alte Frau von Ruffey, immer heftiger werdend, je länger ſie ſprach, wie das vielen Leuten zu gehen pflegt, fortfuhr, ſie mit Worten zu mißhandeln. Endlich ſagte die arme Gequälte als Antwort auf den Vorwurf, daß ſie nichts zu erwiedern wiſſe: »Aber, liebe Mutter, Alles, was Sie mir da ſagen, fällt auf Sie zurück. — Warum vermählten Sie mich, die Unerfahrene, deren Herz noch

eine unbeschriebene Tafel war, an einen Mann, von dem Sie voraussehen konnten, daß er nie fähig seyn würde, mir Liebe und Neigung einzuflößen?«

»Ein schöner Einwurf,« versetzte die Angeredete heftig, »am Ende will sie mich glauben machen, sie hätte so handeln müssen, es wäre ihre Pflicht gewesen. Wer verlangt denn Liebe in der Ehe; ich habe Deinen seligen Vater auch nicht geliebt, eben so wenig wie er mich, und doch will ich den sehen, der da behaupten kann, wir hätten eine unglückliche Ehe geführt. Die Zeiten, in denen man aus Liebe heirathete, existiren nur noch in Romanen, jetzt ist jede Ehe eine Familiensache, und ihre Aufgabe besteht darin, den Glanz und die Ehre eines alten Hauses durch eine solche Verbindung zu erhalten und, wo möglich, zu vergrößern. Du möchtest mir am Ende wohl vorwerfen, ich hätte unmütterlich an Dir gehandelt, als ich Dich an den alten, reichen Präsidenten, der ein Jugendfreund Deines Vaters war, verheirathete. Aber machen wir dem Dinge ein

Ende. Wann wirſt Du nach Pontarlier zurückkehren?«

»Wenn Sie mich nicht behalten wollen, ſo bin ich bereit, in ein Kloſter zu gehen,« erwiederte Sophie.

»Ich will Dich nicht behalten, weil ich Dich nicht mit Ehren behalten kann,« verſetzte Frau von Ruffey; »ſonſt möchteſt Du in Gottes Namen bleiben, wo Du biſt, denn Niemand ſoll von mir ſagen können, daß ich meinem Kinde die Thür weiſe, und hinſichtlich Deines Mannes würde es ſogar gut ſeyn, wenn er Dich einige Wochen länger vermißte, damit er einmal recht einſehen lernte, welchen Schatz er an Dir hat; denn trotz allen Deinen Mucken bleibſt Du doch meine Tochter, und die Chateaupents ſind immer gute Gattinnen geweſen und haben ihrem Hausweſen vortrefflich vorgeſtanden. Aber — aber weißt Du es ſchon,« ſetzte ſie, Sophien mit einem argwöhniſchen Blicke prüfend, hinzu.

»Was? — Was ſoll ich wiſſen?« fragte dieſe unbefangen.

»Nicht; nun so will ich Dir es sagen. Dein sauberer Anbeter, der blatternarbige Mirabeau, ist aus Pontarlier entwichen, trotz dem, daß er dem Commandanten sein Ehrenwort gegeben, die Stadt ohne dessen Erlaubniß nicht zu verlassen. Monnier hat es Deinem Bruder Richard geschrieben, und beschwört uns, Dich augenblicklich zu ihm zurückzusenden, denn er befürchtet, und nicht ohne Grund, Dein schändlicher Verführer habe sich hieher gewandt, und suche Dich hier auf.«

Erschüttert durch diese Nachricht, vermochte Sophie kaum eine Sylbe zu entgegnen, denn sie fühlte nur zu lebhaft, welcher neuen Gefahr und Schmach von Seiten seiner Feinde sich Mirabeau durch diese unüberlegte Handlung aussetzte, und wie er gerade dadurch seinen Gegnern Veranlassung gab, ihn auf das Hartnäckigste zu verfolgen, und ihn entweder für immer aus Frankreich zu vertreiben, oder ihn, wenn sie seiner habhaft werden konnten, von Neuem in den strengsten Gewahrsam zu bringen. Die tausend Unannehmlichkeiten und Qualen, welche

für sie daraus entsprungen, beachtete sie nicht, wie sie überhaupt in großmüthiger Selbstverleugnung von jeher an ihr eigenes Wohlergehn nur zuletzt dachte. — Obendrein besorgte sie, daß Mirabeau in seiner Tollkühnheit das Aeußerste wagen werde, falls er, was nicht zu bezweifeln stand, nach Dijon käme, um sie zu sehen und zu sprechen, und da sie nur zu wohl wußte, daß ihre Familie Alles aufbieten werde, ihn unschädlich zu machen, so vergaß sie in diesem Augenblicke über dem Gedanken, wie sie ihn warnen und ihm zuvorkommen könne, ihre ganze übrige Umgebung und das Gespräch mit ihrer Mutter.

»Nun, sagte diese, Du bist ja ganz stumm geworden. Du sinnst wahrscheinlich schon auf die Mittel, wie Du ihn heimlich sprechen und vielleicht gar mit ihm entfliehen willst.«

»Daran denke ich nicht,« antwortete Sophie mit Würde; »wenn ich mit ihm hätte entfliehen wollen, so wäre das ein Leichtes in Pontarlier gewesen, so nahe an der Grenze, und ich hätte

nicht hieher tiefer in das Land zu kommen brauchen.«

»Er soll es auch nur versuchen, hieher zu kommen,« rief Frau von Ruffey; »ich will ihm das Bad schon segnen; meinen ganzen Einfluß, alle meine Freunde biete ich auf; ich lasse ihn arretiren, wo er sich blicken läßt, gleichviel, unter welchem Vorwande; es ist ein zu gefährlicher Mensch, und —«

Sie ward von der kleinen Lolo unterbrochen, welche wie durch eine tückische Kartenmischung des Schicksals gerufen, gerade in diesem Augenblicke eintrat. »Was wollen Sie, Mademoiselle,« sagte Leocadie, die bisher schweigend, mit ihrem Rosenkranze beschäftigt, da gesessen. — »Mademoiselle de Ruffey bitten, Sie in die Vesper begleiten zu dürfen; ich fühle eine tiefe Sehnsucht danach, und wage nicht, allein zu gehen, da mir ein junger Herr, den ich nicht nennen will, seit einigen Tagen immer den Weg vertritt und mir Liebesanträge macht. Sieht er aber, daß ich die Ehre habe, Mademoiselle zu folgen, so unterfteht er sich nicht, mich in mei-

ner Andacht zu ſtören. Weil meine Schweſter leider etwas leicht iſt, und das Verhältniß mit dem Herrn de Navannes hat, ſo glauben alle Offiziere, ich ſei eben ſo, und ich kann mich kaum auf der Straße ſehen laſſen, ohne daß ſie mich verfolgen.« — »Das iſt lobenswerth und tugendhaft, meine Kleine,« erwiederte Leocadie mit vieler Salbung, »und ich ertheile Ihnen nicht allein für heute, ſondern für immer die Erlaubniß, mich in die Kirche zu begleiten. Warten Sie nur einen Augenblick, bis ich wiederkomme, dann wollen wir gehn.«

Die Fromme verließ das Zimmer, von ihrer Mutter, welche ebenfalls den Wunſch äußerte, zum Gottesdienſte zu gehen, gefolgt. Sophie blieb allein mit der ſchlauen Unterhändlerin zurück, welche ihr ohne weitere Umſchweife ein Billet mit den Worten: »Von Gabriel,« überreichte. Haſtig ergriff ſie es, und las mit pochendem Herzen, die Zeilen faſt mit den Augen verſchlingend: »Ich bin hier; ich muß Dich ſehen, denn mich verzehrt die Leidenſchaft. Der Ueberbringerin kannſt Du trauen, aber antworte

nur mündlich. Niemand weiß, daß ich hier sei, als zwei vertraute Freunde, und auch diesen ist mein eigentlicher Zweck unbekannt. Wo treffe ich Dich? Wann? Ich sterbe vor Ungeduld. — Bis in den Tod der Deine. — Riqueville.« —

»Was soll ich dem guten Herrn von Riqueville antworten,« fragte Lolo theilnehmend. — »Er solle auf der Stelle wieder abreisen,« antwortete Sophie verwirrt; »denn es droht ihm große Gefahr. Auf der Stelle, hören Sie, Lolo, auf der Stelle; ich beschwöre ihn darum, wenn ihm an meiner Ruhe etwas liegt; sagen Sie ihm, ich würde Quaalen der Hölle leiden, bis ich ihn sicher wieder aus Dijon wüßte.«

Lolo sah sie verwundert an und schüttelte mit dem Kopfe. Sie wollte etwas entgegnen, aber die Thür öffnete sich, und Leocadie und Frau von Ruffey traten wieder ein. Sophie war kaum im Stande, die Aufregung, in welche sie Mirabeau's Sendung versetzt hatte, zu verbergen; doch Lolo sagte schnell mit großer Geistesgegenwart: »die Frau Präsidentin haben da eine sehr schöne Andrienne an! darf ich Sie

fragen, ob Sie mir vielleicht das Muster leihen würden, oder wenn Sie dasselbe nicht besitzen, mir vielleicht das Kleid auf einen Tag anvertrauten, um es danach abzuschneiden?« — »Sehr gern, mein Kind,« erwiederte sie, ohne aufzublicken. »Du willst nicht mit uns, Sophie,« fragte Leocadie. — »Ich danke,« sagte Sophie kurz, doch freundlich. »Ganz recht, meine Tochter,« bemerkte Frau von Ruffey; »es ist am gerathensten für Dich, in den ersten Tagen das Haus so wenig wie möglich zu verlassen. Komm, Leocadie.«

Die großen Damen verließen mit großem Anstande und strengem Ernste das Haus, begleitet von Lolotte, welche ihrem schelmischen Antlitz ein sehr andächtiges Aussehen zu geben verstand. Kaum waren sie fort, als Sophie in ihrer Herzensangst auf ihr Zimmer eilte, und dort mit unglaublicher Hast folgenden Brief an Mirabeau schrieb:

»Mein Gabriel. Wie eine Todesnachricht traf mich Deine Botschaft. Fliehe, ich beschwöre Dich bei unserer Liebe, bei Deinem

Leben, denn auch die kleinste Zögerung bringt Dir Gefahr, und Dich von Neuem in einem Kerker zu wissen, würde Deine Sophie grenzenlos elend machen; ich vermag nur mein Schicksal zu ertragen, wenn ich Dich glücklich weiß. Die Meinen dringen darauf, ich solle wieder nach Pontarlier zurückkehren; sie betrachten Dich als meinen Verführer, und wissen nicht, wie ich mich freiwillig, mit Ueberzeugung Dir hingab; aber sie werden Alles aufbieten, Deine Pläne zu vereiteln, und sich Dir überall störend in den Weg stellen. Deine Verhältnisse geben ihnen nur zu leicht die Mittel an die Hand. Der hiesige Commandant de Changey ist ein vertrauter Freund meines Bruders; eine Lettre de Cachet gegen Dich auszuwirken, kann ihm nicht schwer fallen. — O Gabriel, wenn Du je auf die Stimme Deiner Freundin hörtest, wenn Du mich wirklich liebst, so thue keinen Schritt, um mich zu sehen, sondern fliehe sogleich. — Ich bin bis in den Tod unverändert die Deine. — Sophie.«

Sie hatte kaum mit zitternder Hand diese

Zeilen niedergeschrieben, als sie vor der Thür ihres Zimmers zu ihrem großen Erstaunen die Stimme ihrer Mutter vernahm, welche ihr in strengem Tone befahl, zu öffnen und sie einzulassen. Scheu versteckte sie das Billet an ihrem pochenden Herzen und gehorchte. Sehr erhizt trat die alte Frau von Ruffey ein, und sagte im heftigsten Tone des Vorwurfs: »Gesteh' es nur, Du hast es gewußt, Du weißt es, Du ungerathenes Kind!« — »Was? was soll ich wissen?« fragte Sophie erschreckt. — »Daß er hier ist.« — »Hier? wer?« — »Nun, wer! Dein schändlicher Verführer, der abscheuliche Mirabeau.« — Sophie erbleichte, eine Ohnmacht wandelte sie an, aber sie ermannte sich und sagte: »Gewiß, liebe Mutter, Sie irren sich, das ist unmöglich!« — »Seht doch,« erwiederte Frau von Ruffey höhnisch, »ich irre mich.« — »Kennen Sie ihn denn?« — »Nein, Gottlob, er soll es auch nicht wagen, vor mein Angesicht zu treten, der Niederträchtige.« — »Aber, mein Gott, woher wissen Sie es denn?« — »Auf dem Wege zur Kirche begegnet mir der

leichtfertige Ravannes in Begleitung eines anderen Cavaliers, eines Herrn von Riqueville, den er mir vorstellt, und dieser erzählt mir gleich bei den ersten Worten, er habe sich ein Rendezvous in Dijon mit dem Herrn von Mirabeau gegeben, um ein Geschäft mit diesem abzumachen. Welcher Herr von Mirabeau, frage ich sogleich. — Nun der in Pontarlier, erwidert mir der Fremde, als verstände sich das von selbst, und setzt hinzu: der älteste Sohn des Marquis von Mirabeau, derselbe, der das Fräulein von Marignane zur Frau hat. Ich denke, ich werde wahnsinnig auf der Stelle, wie ich das höre; aber ich gewinne so viel Fassung, um ihn zu fragen, ob der Herr Chevalier lange hier bleiben werde und wo er wohne, ich wünschte, daß er mir etwas in Pontarlier besorge. Der Herr von Riqueville antwortet, er wisse Beides nicht, könne es aber leicht erfahren, und würde mir in einer halben Stunde das Nähere sagen. Sobald ich seine Wohnung weiß, sollen Deine Brüder ihn arretiren lassen, und — Sophie — merke wohl auf, mein mütterlicher

Fluch trifft Dich, wenn Du ihn nur im Mindesten von unserem Vorhaben benachrichtigst, oder gar eine Zusammenkunft mit ihm veranstaltest, obwohl ich das Letztere schon zu verhindern weiß, so lange Du unter meinem Dache verweilst.«

Sophie war dem Umsinken nahe, als sie diese Worte vernahm; Mirabeau's Kühnheit, sich unter fremdem Namen bei ihrer Mutter einzuführen, hatte sie furchtbar erschreckt; sein Spiel war zu gewagt, denn nur zu leicht konnte ihn irgend Jemand erkennen, und doch durfte sie in diesem Augenblick sich nicht das Geringste merken lassen, um nicht Alles zu verderben.

4.

Der Tollkühne hatte es wirklich gewagt, und war eine halbe Stunde nachher in Begleitung des Herrn von Navannes bei der Frau von Ruffey erschienen, wo er die ganze Familie versammelt fand, denn auch Sophie hatte sich, so sehr sie es wünschte, nicht entfernen dürfen. Mit seiner gewöhnlichen Gewandtheit begrüßte er die Frau vom Hause, ließ sich den übrigen Mitgliedern der Familie vorstellen, und erzählte Sophien so unbefangen, als habe er sie noch nie gesehen, es werde sie freuen, zu erfahren, daß Frau von Valdhoans, ihre Stieftochter, sehr glücklich mit ihrem Gemahl lebe, und nichts sehnlicher wünsche, als sich mit dem Präsidenten, ihrem Vater, wieder auszusöhnen. Als der Schalk Sophiens Verlegenheit, welche diese nicht recht zu unterdrücken vermochte, mit scharfem Blicke bemerkte, wollte er fortfahren, ihr recht ausführlich allerlei aus der Luft Gegriffenes von dem Valdhoans'schen Ehepaar zu er-

zählen; aber die alte Frau von Ruffey unterbrach ihn ungeduldig mit der Frage: »Nun, Herr de Riqueville, bringen Sie mir die gewünschten Nachrichten?« — »O ja, Madame,« erwiederte er; »vollständig, wie Sie dieselben nur wünschen können; Herr von Mirabeau wohnt in der Vorstadt bei seinem alten Fechtmeister, einem gewissen Legai, und ist, wie er mir durch den Lohnbedienten sagen ließ, fast den ganzen Tag zu Hause zu treffen, da er sich mit der Abfassung eines Memoire beschäftigt, zu dem er hier die Materialien vorgefunden hat, weshalb er auch Dijon nicht eher zu verlassen gedenkt, als nach Beendigung desselben.« — »Ein sehr gefährlicher Mensch, dieser Comte de Mirabeau,« sagte Sophiens Bruder, der Präsident, der bisher stumm dagesessen hatte, und zog dabei nach seiner Gewohnheit die Augenbrauen in die Höhe. »Gefährlich,« erwiederte der vermeintliche Riqueville, »das wüßte ich eben nicht; ein kluger, lebhafter, witziger Mann, so ist er mir vorgekommen — aber gefährlich, wie meinen Sie das?« setzte er mit

anscheinender Bonkommie hinzu. — »Gefährlich für die Ruhe einer Familie,« sagte Leocadie, und schlug fromm ein Kreuz, als spräche sie von dem Teufel selbst. — Mirabeau lächelte und erwiederte nichts. Sophie zitterte am ganzem Leibe, als fürchtete sie, seine Heftigkeit könne ihn verrathen, und werde ausbrechen, sobald er sich verletzt fühle. Ravannes, der unterdessen Adele eifrig die Cour gemacht hatte, wandte sich, um die alte Frau de Ruffey für sich zu gewinnen, an diese, und bemerkte: »Der Herr Präsident mögen wohl Recht haben, wenigstens zeugt die Art und Weise, wie er einen verhaßten Nebenbuhler entfernte, um die Hand des Fräulein de Marignane zu gewinnen, von nicht geringem Scharfsinn und Unternehmungsgeist, und möchten, zu schlechteren Zwecken angewandt, als der ist, sich eine reiche, angesehene und liebenswürdige Gemahlin zu verschaffen, leicht gefährlich werden können.« — »Diese Verhältnisse kennt wohl Niemand so genau, als ich,« unterbrach ihn Mirabeau; »denn jener Nebenbuhler ist ein naher Verwandter von

mir; doch habe ich es Herrn de Mirabeau nie verargt, die Demoiselle war zu liebenswürdig, und ich hätte in seiner Lage vielleicht dasselbe gethan.« — »O, erzählen Sie uns das,« rief Sophiens jüngerer Bruder, »solche Geschichten höre ich verzweifelt gern.« — »Sie haben zu befehlen, mein Herr,« entgegnete Mirabeau mit einer verbindlichen Neigung des Hauptes. »Sehr delicat kann man zwar sein damaliges Verfahren nicht nennen, ja, man würde es sogar heftig verdammt haben, wenn es ihm mislungen wäre; aber einen Sieger wagt Niemand zu tadeln. Die Demoiselle hatte viele Verehrer, Herr von Mirabeau gewann indeß ihr Herz durch seine Beredsamkeit; aber die Familie wollte ihn durchaus nicht, und zog einen andern jungen Edelmann vor. Dieser mußte vor allen Dingen aus dem Wege geschafft werden. Was thut nun unser Mann; er spinnt eine Liaison mit einer Kammerfrau an, die ihm mehr als ein Rendezvous heimlich im Hause der Demoiselle gewährt, wozu er sich denn auch immer sehr pünktlich einfindet; während dieser Zeit aber läßt er seinen

Wagen Stunden lang in der Nachbarschaft halten, um sein Treiben in ein gewisses geheimes Dunkel zu hüllen, das nothwendig die Neugier rege machen mußte. Die Spione des Nebenbuhlers ermangeln nun nicht, diesem zu hinterbringen, wie sich Herr von Mirabeau täglich in das Haus des Fräuleins schleiche, und daselbst oft die ganze Nacht hindurch bis zum hellen Morgen bleibe. Kurz, der gute Ruf der Demoiselle de Marignane erlitt einen gewaltigen Stoß durch dies Manövre, der vorsichtige Rival zog sich ganz zurück, und die Familie mußte sich am Ende glücklich schätzen, daß der listige Freyer sich nicht weigere, die Schöne zu heirathen, und sie einem Eclat durch die Vermählung zuvorkommen konnte. Leider war diese Verbindung nicht eben die glücklichste; die Welt sagt, Herr von Mirabeau habe eines Tages seine Gattin in den Armen eines Anderen überrascht — darüber wage ich indessen nichts Bestimmtes zu äußern, denn —«

»O nicht doch,« fiel ihm Frau von Russey in die Rede, »was das betrifft, da mögen Sie

sich immerhin von allem Zwang befreien, werther Herr von Riqueville, denn die Welt sagt noch weit mehr; sie behauptet sogar, der abscheuliche Mirabeau habe jene Ueberraschung mit dem Galan sogar verabredet und veranstaltet, um hinreichenden Grund zu einer Scheidung zu haben.« — »Verzeihen Sie, Madame,« entgegnete Mirabeau hastig, »das ist, wie ich den Herrn Chevalier kenne, durchaus unmöglich; mag er tollkühn, leichtsinnig, kurz, was Sie wollen, seyn, ich gebe es zu; aber das wäre eine decidirte Niederträchtigkeit, und deren ist er nicht fähig.« — »O mein Herr,« sagte der Präsident de Ruffey, wie gewöhnlich die Augenbrauen in die Höhe ziehend, »dieser Mensch ist zu Allem fähig!« Darauf nahm er bedächtig eine Prieſe und versank dann wieder in sein früheres Schweigen. — »Aber,« bemerkte nun Ravannes gewandt, »Sie sprechen sich sämmtlich so entschieden gegen ihn aus, und doch wollen Sie, wie Ihre Frau Mutter die Güte hatte, uns zu sagen, ihn mit einem Auftrage von großer Wichtigkeit beehren.« — »Ihn mit einem

Auftrage von Wichtigkeit beehren,« fiel ihm nun Sophiens jüngerer Bruder heftig in die Rede, »das fällt Niemanden von uns ein — doch ja, mit einem Auftrage in die Hölle an seinen guten Freund, den Teufel; denn wo ich ihn treffe, da versichere ich Ihnen, soll er nicht allein wieder fortgehen, es müßte denn seyn, daß ich auf dem Platze bliebe.« — »Darf ich ihm das wiedersagen?« entgegnete Mirabeau gereizt, und im Begriff, in den wildesten Zorn auszubrechen. — »O ja, mein Herr, Sie verbinden mich sehr dadurch,« entgegnete jener. — »Sie können sich darauf verlassen!« lautete die mit unterdrückter Wuth gegebene Antwort.

Sophie saß wie auf glühenden Kohlen, aber es war heute ihr Schicksal, den Becher bis auf die Hefen leeren zu müssen. Mirabeau hatte eben geantwortet, als sich die Thür öffnete, und der Marquis de Mondonville, ein Freund des Hauses und Mirabeau's alter Bekannter eintrat. Kaum hatte dieser nach den ersten allgemeinen Begrüßungen ihn erblickt, als er auch schon mit den Worten: »Ei willkommen in Dijon, Mi-

rabeau, kann man Ihnen endlich zu Ihrer Freiheit gratuliren,« auf ihn zueilte. »Mirabeau!« riefen alle Anwesende. — »Mirabeau hier, unter uns?« — Sophie saß wie vernichtet da. »Nun ja,« sagte ihr Geliebter, kühn vortretend und sich in stolzer Haltung neben sie stellend; »nun ja, derselbe Mirabeau, den Sie Alle wahnsinnig verabscheuen, und den dieser Engel liebt; derselbe Mirabeau, der Allem getrotzt hat, Allem trotzen wird, und sollte er darüber untergehn, bis er den einmal gefaßten Plan ausführt und sein Ziel erreicht. Ich mußte Frau von Monnier sprechen, um ihres Wohls, um meiner Ruhe willen; ich muß ihr sagen, muß sie auf den Knieen beschwören, daß sie nicht wieder nach Pontarlier zu ihrem krüppelhaften, geisteskranken Gatten, an den ihre eigennützige Familie in herzloser Berechnung ihre Jugend, ihr Wohl verschleuderte, zurückkehre; sie würde bei ihm auf eine gräßliche Weise zu Grunde gerichtet, geschändet, unter langsamen Martern getödtet werden; denn jetzt findet sie, nach dem, was vorfiel, in ganz Pontarlier nur Henkers-

knechte in jeglicher Gestalt; feile, gefällige Diener ihres Tyrannen; ihr ferneres Leben würde ein fortwährendes Leiden auf der Folter seyn. Deshalb kam ich her, unter fremdem Namen zwar, aber mit der ganzen Wahrheit meiner Gesinnungen; von mir mußte sie das erfahren, denn nur mir kann sie Glauben schenken; aus meinem Munde mußte sie es vernehmen, gleichviel, ob unter vier Augen, oder vor ihren sämmtlichen Verwandten, ja vor dem ganzen Dijon, wenn es nöthig wäre. Aber das ist noch nicht genug, ich sage ihr auch, daß ich bereit bin, mit ihr für immer dies Land zu verlassen, wo stete Verfolgung unserer reinen und aufrichtigen Liebe droht. O Sophie, folge mir unter einen besseren Himmel, wo wir ganz einander angehören können; schüttele alle jene Bande von Dir ab, mit denen das Schicksal Dich fesselte; entsage Allem, nur nicht Deiner Liebe zu mir; in meinen Armen allein harrt Deiner das reinste Glück; Du wirst mich Deiner Liebe werth finden, werth des Opfers, das Du mir bringst, Du sollst nichts entbehren,

meine angebetete Sophie; wie eine Königin will ich Dich halten, und ſollte ich mit meinem Schweiße die Erde düngen, deren Früchte ich für Dich ernten will; ich will mich vor Dir hinwerfen, wie eine Decke, damit Dein zarter Fuß im Dahinſchreiten ſich nicht an dem harten Boden verletze; auf meinen Armen will ich Dich tragen, wie ein liebender Vater ſein Kind; an Deinem Lager will ich wachen, wie die ſorgſame Mutter an der Wiege ihres Säuglings, denn Du, Sophie, biſt das Ziel, biſt die Krone meines Lebens. — Und Sie Alle, ſetzte er hinzu, und ſah ſich ſtolz im Kreiſe um, ſein Haupt zurückwerfend, daß ſein dichtes Haar ihm um das Antlitz fiel, wie die Mähne eines zürnenden Löwen, Sie Alle, glauben Sie, daß Sie mich ſchrecken, mich hindern werden, mein Vorhaben auszuführen; weder Ihre Lettres de Cachet, noch der Degen jenes Raufboldes, oder die förmlichen Bannſtrahlen des Gerichtsherrn können mir hemmend in den Weg treten; ſiegreich ſchreitet mein Fuß über Alle dahin, und tritt, was ihn ſtört, zermalmend in den Staub. Du aber,

Sophie, Du bleibst die Meine im Leben und Tod!«

Niemand hatte ihn zu unterbrechen gewagt; noch einmal maaß er sämmtliche Anwesende mit stolzem und verächtlichem Blicke, dann schritt er ernst aus dem Zimmer, und ließ die Familie in nicht geringem Erstaunen zurück. Kein Mitglied in derselben hatte Geistesgegenwart genug, seiner frechen Kühnheit entschlossene Festigkeit entgegenzustellen. Ravannes folgte ihm mit einiger Verlegenheit, und sagte zu ihm, als sie die Straße erreicht hatten: »Aber, Mirabeau, sind Sie denn ganz des Teufels, in einem so kritischen Moment so zu reden; dadurch haben Sie sich ja das ganze Spiel verdorben.« — »Meinen Sie,« erwiederte er, »ich glaube es nicht. Grade weil es ein so kritischer Moment war, mußte ich alle Gewalt an mich reißen, und die Familie hindern, irgend etwas zu unternehmen, ehe ich Sophie von meinen Plänen unterrichtet hatte. Das war mein Zweck, und er gelang, gleichviel, wie. Sophie weiß, woran sie ist, und wird demgemäß handeln. Durch meine

gewaltige Rede habe ich ſämmtliche Verwandte gelähmt und betäubt, den Augenblick aber vollkommen gewonnen. Was weiter zu thun iſt, wird die Zeit lehren. Jetzt bedarf ich vor Allem eines zuverläſſigen Spions, der mir meldet, was im Hauſe vorgeht. Auf Lolo kann ich bauen. Darum ſchnell hin zu ihr, dort wird mich Niemand ſuchen; ich muß von nun an dort wohnen. Sie erlauben es doch, ohne eiferſüchtig zu werden, Capitain? e

5.

Mirabeau hatte wirklich den Erfolg seiner Kühnheit richtig berechnet. Die zurückgebliebenen Anwesenden saßen in der That eine Zeit lang wie erstarrt, und wußten keine Worte zu finden, um ihren Zorn und Abscheu auszudrücken. Endlich erhob sich Sophie, auf welche Mirabeau's Benehmen einen ganz eigenthümlichen belebenden Eindruck gemacht hatte, und die dadurch einen großen Theil ihrer geistigen Kraft wieder erlangte; mit vieler Würde schritt sie auf ihre Mutter zu und sagte: „Sie kennen jetzt den Mann meiner Wahl, und mögen nun selbst urtheilen, ob er es nicht verdient, daß ein Weib, das er liebt, ihm angehöre. Doch werde ich nie vergessen, was ich Ihnen schuldig bin, denn Sie sind durch Gottes Willen meine Mutter. Verfügen Sie über mich, wie Sie wollen, nur zwingen Sie mich nicht, nach Pontarlier zurückzukehren. Mit meinem freien Willen wird es nie geschehen; es bleibt

Ihnen, wenn Sie darauf beſtehen, nichts übrig, als mich mit Gewalt dahin zu ſchleppen, und von dem Augenblicke an, meine Mutter, höre ich auf, Ihre Tochter zu ſeyn.«

Zornig ſprang die Frau de Ruffey auf und ſtellte ſich mit flammenden Augen Sophien gegenüber, ſo daß ſie ihr die Thür verſperrte. — »Du ſollſt aber nach Pontarlier zurück,« rief ſie, »auf der Stelle, ich ſelbſt bringe Dich hin, und ſollte ich Dich an den Haaren hinſchleifen; es iſt der Wille Deines Mannes und der meine, und keine Gewalt der Erde ſoll mich abhalten, ihn zu vollziehen. Meinſt Du, ich werde ruhig dulden, daß die Tochter Deines Vaters die Concubine des verruchteſten Menſchen in ganz Frankreich werde? Fluch treffe Dich, wenn Du je Dein Loos mit dem Seinen vereinſt; Fluch der Frucht Deines Leibes; möge ein gewaltſamer Tod Dein Ende ſeyn, und auf Deinem Todtenbette die Erinnerung an Deine Mutter, und der Gedanke, daß jener freche Räuber Dich betrog, und nur das Spiel ſeiner Lüſte mit Dir trieb, Dich geißeln und Deine Seele ſchütteln,

wie die Qualen des Giftes Deinen geschändeten Leib. — Jetzt weißt Du, was ich meine, jetzt zieh mit ihm, gehorsame Tochter; ich selber öffne Dir die Thüre.«

Er riß wirklich bei diesen Worten mit krampfhaftem Griff die Thür weit auf. Adele sprang auf, fiel ihr in die Arme und bedeckte ihre Lippen mit der Hand. Sophie schauderte, aber sie faßte sich, ergriff den Saum des Kleides ihrer Mutter, und drückte ehrfurchtsvoll einen Kuß darauf. Schwere Thränen standen in ihren Augen; sie bedeckte ihr Antlitz mit den Händen und wankte auf ihr Zimmer. Ihre Kraft war gebrochen. Adele eilte ihr nach, erreichte sie auf der Treppe, als sie eben dem Umsinken nahe war, stützte sie und geleitete die Arme, ihr mit Trostworten zuredend, in ihr Gemach.

Auch die Uebrigen verließen den Familiensaal, wo sich jene furchtbare Scene ereignet hatte. Frau von Ruffey, von einem schnellen Entschluß beseelt, warf sich in eine Portechaise und ließ sich zu dem Commandanten von Dijon

tragen. Leocadie begab ſich auf ihr Zimmer, um mit inbrünſtigem Gebete vor ihrem Hausaltare zu knien. Mendenville hatte ſich ſchon früher, gleich nachdem Mirabeau das Haus verließ, unbemerkt entfernt. Auf dieſe Weiſe waren die beiden Brüder de Ruffey allein in dem Saal zurückgeblieben, und es entſpann ſich folgendes Geſpräch zwiſchen ihnen:

»Nun, Bruder Honoré,« hub der Präſident an, nachdem er die Augenbrauen in die Höhe gezogen und bedächtig eine Priese genommen hatte, »was meinſt Du zu der ganzen Sache, was haben wir eigentlich dabei zu thun?« — »Was Du zu thun haſt, Bruder Richard,« erwiederte dieſer, »das mußt Du ſelbſt am beſten wiſſen; aber ich, ich will gleich hin, und von dem Capitain Ravannes Genugthuung verlangen, daß er ſich unterſtanden hat, uns einen ſolchen Streich zu ſpielen, und den abſcheulichen Betrüger unter falſchem Namen bei uns einzuführen.« — »Ich hätte mir doch nie träumen laſſen,« ſagte der Präſident, »daß der feine, artige Herr von Riqueville und der ſchändliche

Mirabeau eine und dieselbe Person seien; aber der Schein trügt mitunter ganz sonderbar; höre nur, wie es mir neulich mit einer alten Inschrift gegangen ist. Da kommt der Küster der Kirche St. Benigne zu mir, und sagt mir« — — »Ach, meinst Du,« unterbrach ihn Honoré unwillig, »ich hätte jetzt Zeit und Laune, Dein ewiges antiquarisches Geschwätz anzuhören? bleib mir doch damit vom Leibe.« — »Siehst Du, lieber Bruder,« antwortete Richard mit größter Ruhe, »der Fall ist nur für einen Alterthumsforscher zu wichtig. Der Küster von St. Benigne kommt nämlich zu mir und —« »Ach, laß mich doch mit Deinem Küster ungeschoren; sei Du lieber der Glöckner, der dem Ravannes die Todtenmette läutet, und bringe ihm meine Forderung, damit wir überzeugt sind, daß sie richtig in seine Hände kommt.« — »Bruder Honoré, wo denkst Du hin, was mutheſt Du mir zu; ich, der erste Präsident des Cassationshofes!« — »Freilich, das ist wahr, daran habe ich gar nicht gedacht!« rief Honoré, unmuthig vom Stuhle aufspringend; »so will ich

denn ſelber hin; aber Du, Richard, was denkſt Du denn gegen Mirabeau vorzunehmen? denn das ſiehſt Du doch wohl ein, daß wir handeln müſſen, und zwar ſchnell und entſchieden.« — »Allerdings,« erwiederte der Präſident bedächtig, und legte den Zeigefinger an die Naſe, »gehandelt muß werden; aber was meinſt Du, das ich dabei thun könne?« — »Ja, das mußt Du wiſſen.« — »Ich will die Mutter fragen.« — »Die iſt ausgegangen, ich glaube, zum Commandanten, um wo möglich den Mirabeau arretiren zu laſſen.« — »Nun, da will ich Leocadie fragen.« — »Die Betſchweſter, was kann denn die rathen.« — »Oder wenn ich Sophien ſelber fragte?« — »Du biſt wohl nicht recht klug.« — »Nun, ſo will ich nach Hauſe gehn und meine Frau fragen.« — »Ruf' lieber die Leute auf dem Markte zuſammen und frage die. Nimm mir's nicht übel, Bruder Richard, Du biſt ein gelehrter Juriſt und Alterthumsforſcher, und kannſt ein Arrêt gewiß vortrefflich abfaſſen.« — »Gott, Honoré, das thut ja der Greffier und nicht der erſte Prä-

sident.« — »Nun meinethalben, mag's thun, wer will; aber Lebensklugheit hast Du nicht für einen Sou. Mirabeau ist hier, nicht wahr?« — »Allerdings, er hat es ja durch seine Gegenwart vor einer halben Stunde selbst bewiesen.« — »Gut, er ist aber auf Ehrenwort Gefangener des Königs in Pontarlier, oder vielmehr in Jour, was folgt daraus?« — »Was daraus folgt! ich wüßte nicht, daß daraus ein Schluß zu ziehen wäre.« — »Du bist doch wirklich mit Blindheit geschlagen; daraus folgt, daß er sein Ehrenwort gebrochen hat, und heimlich von Pontarlier entwichen ist. Fertige also einen Expressen ab an den Commandanten von Jour, benachrichtige ihn von Allem, und bewerkstellige, daß er die hiesigen Gerichte requirirt, den verhaßten Mirabeau festzunehmen und bis auf Weiteres einzustecken; dann ist er doch unschädlich, und unterdessen transportiren wir Sophie entweder zu Monnier zurück, oder in ein Kloster.« — »Das geht nicht, Honoré, das geht nicht,« entgegnete der Präsident, und ließ seine Augenbrauen wieder in die Höhe wandern,

wie immer, wenn er etwas Wichtiges zu ſagen glaubte. — »Nun, warum ſoll denn das nicht gehen,« fragte der Andere heftig. — »Man ſieht, Honoré, daß Du den Geſchäftsgang nicht kennſt; ich würde, wenn ich ſo verführe, alle Formen verletzen, und mir eine Menge von Unannehmlichkeiten verurſachen; eine Militärperſon kann keine Civilgerichte requiriren, wohl aber umgekehrt.« — »Mit Deinen ewigen Formen! ich würde das ſelbſt beſorgen; wenn ich nicht dem Ravannes zu Leibe müßte, ſo ritte ich in eigener Perſon nach Pontarlier, und die Sache ſollte ſehr bald im Reinen ſeyn.« — »Nun, nur nicht ſo hitzig, Eile mit Weile; der Comte de Mirabeau hat ja ſelber geſagt, er wolle hier ein Memoire vollenden, da haben wir ihn ja noch immer gewiß.« — »Finten, traue Du dem, der ſieht ganz aus, als ob er ein Memoire ſchriebe; uns wird er eins hinterlaſſen, an das wir Zeitlebens denken können, wenn er mit der Sophie davonläuft, denn ſie ſcheint eben nicht abgeneigt.« — »Pfui, Honoré, wie kannſt Du ſo von Deiner leib-

lichen Schweſter, von einer Ruffey, reden!« — »Ach, die Weiber taugen heutzutage alle nichts im Punkt der Liebſchaften.« — »Erlaube, die Mutter, Leocadie, Couſine Adele und meine Frau aufgenommen.« — »Nun meinethalben; aber jetzt ſei ſo gut und begleite mich, ich will nur einen Secundanten ſuchen und Dir unterwegs meine Ideen mittheilen.« — »Es wird mir ſehr angenehm ſeyn, Deine Ideen zu vernehmen.«

Beide verließen jetzt das Haus; es ward dem Präſidenten ſchwer, auf der Straße gleichen Schritt mit ſeinem eiligen, heftig geſticulirenden Bruder zu halten. Dieſer hatte jedoch ſeinen Plan noch nicht halb entwickelt, als ihnen die alte Frau von Ruffey begegnete, und ihnen mittheilte, daß ſie bei dem Commandanten de Changey geweſen ſei und von dieſem die Feſtnahme Mirabeau's erlangt hätte, bei dem erſten Schritte, den Mirabeau unternehmen würde, um ſich Sophien zu nähern und dieſe zu entführen. Der Präſident kehrte jetzt mit ſeiner Mutter um, damit ſie ihm weitläuftig, wie

er es liebte, ihre Unterredung mit dem Commandanten erzähle, während Honoré seinen Weg fortsetzte, um seinem Secundanten die nöthigen Anweisungen zu geben.

Mirabeau war mittlerweile ruhig zu Ravannes gegangen, und hatte es sich bei demselben bequem gemacht, lustig mit ihm plaudernd, als sei gar nichts vorgefallen, und der Friede einer angesehenen Familie, den er eben so frech verletzt, auch nicht im Mindesten von ihm gestört worden. Beide Genossen saßen sorglos bei einer Flasche Hermitage und schwatzten heiter von vergangenen Zeiten. — »Wissen Sie, Capitain,« sagte Mirabeau, »daß ich, aufgeregt wie ich bin, nur zu drei Dingen große Lust hätte? entweder Pharao zu spielen an einer öffentlichen Bank, oder eine Parthie Fine mit Operntänzerinnen zu machen, denn die passen doch am besten dazu, oder auch irgend einen tollen Streich auszuführen, eine Poinsinet'sche Mystification und dergleichen.« — »Hinsichtlich Nummer Eins und Nummer Zwei,« antwortete Ravannes, »so ist nicht daran zu den-

ken; vergessen Sie nicht, daß wir in Dijon, aber nicht in Paris oder Versailles sind; was aber Nummer Drei betrifft, so wäre allerdings Rath zu schaffen. — Heute ist der Erste des Monats, ich habe ungefähr zwanzigtausend Livres Schulden hier in Dijon, und mein Papa will, trotz den dringendsten Vorstellungen, da er mich schon zweimal von meinen Vampyren von Gläubigern befreite, weiter nichts herausrücken, als den mir bewilligten Zuschuß, den ich immer sehr pünktlich am Letzten des Monats, wenn ich ihn nicht früher erhebe, ausgezahlt bekomme. Wittern nun meine vortrefflichen Freunde erst, daß ich zu Hause sei, was übrigens sehr schnell und fast wie ein Lauffeuer sich verbreitet, so empfange ich mehr Besuche, als der König am Neujahrstage Gesandte, und es kostet meiner Einbildungskraft wirklich nicht geringe Mühe, die guten Leute auf andere Weise, als indem ich sie die Treppe hinunter werfe, wieder aus dem Hause zu bringen. Gelegenheit zu einer Mystification ist da, nun sorgen Sie für dieselbe, Sie sind ja hundert Mal

in ähnlicher Lage gewesen, jetzt zeigen Sie Ihr Genie, und ich will Ihnen zu Gefallen Audienz geben allen meinen Gläubigern, wie einst Gottfried von Bouillon, der hochherzige Kreuzfahrer, König von Jerusalem.«

»Vortrefflich, ganz vortrefflich!« rief Mirabeau, lachend vom Sopha aufspringend, »das soll eine wahre Lust werden, und Sie noch in späten Zeiten mein Hiersein segnen. Lassen Sie mich nur machen; Sie geben mich für den Agenten Ihres Vaters aus, und verweisen Jeden an mich. Aber ich bedarf irgend etwas, das wie eine Liste aussieht, je größer, desto besser; haben Sie nicht dergleichen?« — »Allerdings; hier ist die alte Appelliste von meiner Escadron.« — »Gut, geben Sie her.« — »Aber, was wollen Sie damit?« — »Das werden Sie schon erfahren und Ihren großen Spaß daran haben. Es ist doch eigen um die Elasticität meines Geistes; da habe ich nun in dem Pontarlier vier Monate gelebt, wie ein Anachoret, mich nur mit meiner Liebe zu der herrlichen Frau und den tiefsinnigsten politischen

Studien beschäftigend, und bin dabei so ernst gewesen, daß ich kaum drei Mal recht herzlich gelacht habe; hier in Dijon bekümmert mich eine der wichtigsten Angelegenheiten meines Lebens, und doch, kaum bescheint mich die Sonne Ihres Antlitzes, lieber Ravannes, so wachen alle alten schlummernden Eulenspiegelstreiche unserer lustigen Pariser Zeit wieder in mir auf, und ich muß Aehnliches treiben, ich mag wollen oder nicht. Aber geschwind, ich höre Tritte auf dem Vorsaal, werfen Sie sich nachlässig auf das Sopha, behandeln Sie mich vornehm gnädig wie einen Intendanten, und überlassen Sie das Weitere mir.«

Ravannes that, wie ihm geheißen war; Mirabeau setzte sich vor den Tisch, rückte Schreibzeug zurecht, öffnete die Liste und erwartete so den Kommenden. Der Diener trat ein und meldete, der Sattlermeister sei draußen. »Soll herein kommen!« rief Ravannes kurz, aber so laut, daß der im Vorzimmer Wartende es hören mußte. — Der Diener traute seinen Ohren kaum, und ließ sich den Befehl wiederholen,

worauf er dann dem Harrenden die Thür öffnete. Dieſer, wie es ſchien, ein ziemlich begüterter Handwerker, begann unter vielen Verbeugungen, ſeine Rechnung in der Hand haltend, die gewöhnliche Litanei dieſer Leute, einem Vornehmen gegenüber, wenn ſie noch nicht ſo lange auf ihr Geld gewartet haben, daß ſie ſich zum Grobwerden berechtigt glauben können, oder dies überhaupt nicht wagen. Ravannes ließ ihn, ohne ſich aus ſeiner bequemen Stellung zu erheben, wider ſeine Gewohnheit zu Ende reden, und ſagte dann mit vornehmer Herablaſſung: »Dort ſitzt der Intendant meines Vaters, mein Freund, der gekommen iſt, mein Schuldenweſen zu reguliren. Arrangiren Sie ſich mit dem, ich habe nichts mehr damit zu thun.« Mirabeau griff nun ſogleich ein und fragte: »Euern Namen, mein Herr?« — »Pierre Jean Boutecuir, Monſeigneur.« — »So, Ihr ſeid?« — »Sattler.« — »Und habt zu fordern an den Herrn Capitain de Ravannes?« — »Siebenhundert ſechsundfunfzig Livres, drei Sous, ſechs Deniers.« — »Laßt

doch sehen,« erwiederte Mirabeau, in der Liste blätternd, und dem Anscheine nach erst im Alphabet den Namen, dann in der Liste selbst die Nummer suchend. — »Ganz recht, hier, Jean Pierre Boutecuir, Sattler zu Dijon, 756 Livres, 3 Sous, 6 Deniers, Nummer 317. Ja, lieber Mann, die Sache ist in Richtigkeit; aber da es nach der Zeitordnung geht, der Herr Vater des Capitains jährlich nur 3000 Livres extra zur Bezahlung der Schulden des Herrn Capitain geben, und Ihr Nr. 317 habt, so werdet Ihr wohl erst in drei Jahren an die Reihe kommen, Euer Geld zu erhalten.« — »Aber, mein Gott,« rief der Sattler, »ich habe schon zwei Jahre gewartet und keinen Liard bekommen, und nun soll ich noch drei Jahre warten, dabei muß ich ja zu Grunde gehen.« — »Ja, lieber Mann,« sagte Mirabeau gelassen, »das läßt sich nun nicht ändern; Ihr müßt billig seyn, es sind Leute da, die noch weit länger und mit größeren Summen gewartet haben. Einer nach dem Andern, Eure Zeit kommt auch. Endlich und gewiß,

ist doch besser, als gar nicht.« — »Nun, Herr Intendant,« fiel Ravannes ein, »der Sattler ist ein braver Mann, wenn Sie etwas für ihn thun können, er hat mich immer gut bedient.« — »Alles, was ich thun kann, Monseigneur,« erwiederte Mirabeau, aufstehend und sich ehrfurchtsvoll verbeugend, ist, daß ich den braven Mann suche, weiter vor irgendwo einzuschieben.« »Laß doch sehen. Ja, sieh da; da ist No. 197, die Erben des Kaufmanns Legitre; da hat Betrug Statt gefunden, und ich muß die Sache zur Klage kommen lassen unerlaubter Procente wegen, denn zum Denier cinq darf Niemand Geld ausleihen, da will ich ihn einschieben, wenn er es zufrieden ist, da kommt er doch früher daran, und soll dann, sobald seine Nummer eintritt, gleich benachrichtigt werden.« — »Nun, wenn Sie das wollten,« sagte der ehrliche Handwerker ganz vergnügt, »da wäre ich Ihnen sehr dankbar.« — »Verlassen Sie sich darauf, mein Freund.«

Er empfahl sich mit den ehrerbietigsten Verbeugungen. — Kaum war er fort, so wollten

ſich Mirabeau und Ravannes vor Lachen aus-ſchütten über den guten Einfall; aber ſchon mel-dete ſich ein Zweiter, dann ein Dritter und ſo fort. — Auf dieſe Weiſe wurde dieſelbe Scene, wenn auch mit einigen Veränderungen, zehn oder zwölf Mal von ihnen bis zum Abend fort-geſpielt, wo ſie ſich endlich mit dem Letzten der mahnenden Gläubiger zugleich entfernten, und zu Lolo und ihrer Schweſter ſchlichen.

Während dieſer Pagenſtreiche lag die arme Sophie, an den heftigſten Krämpfen leidend, denn die gewaltſamen Ereigniſſe des Tages hatten ihre Nerven zu ſehr erſchüttert, auf ihrem Lager, von ihrer treuen Adele ſorgſam gepflegt. Frau de Ruffey aber und ihre übrigen Kinder ſchmie-deten Pläne, um ſie und Mirabeau auf eine ſichere Weiſe für immer zu trennen.

6.

Honoré de Ruffey ſandte am folgenden Morgen durch einen Vertrauten dem Herrn de Ravannes eine Herausforderung zu. »Das iſt ein luſtig Ding,« ſagte dieſer, nachdem er dieſelbe angenommen und der Beauftragte ſich entfernt hatte, zu Mirabeau; »da ſoll ich mich nun ſchlagen, weil Sie es für beſſer hielten, Chevalier, aus ihrem Geſchlechtsnamen Riquetti ein Riqueville zu machen. Nun meinethalben; haben Sie mich geſtern auf lange Zeit von meinen Gläubigern befreit, ſo kann ich Ihnen wohl den Liebesdienſt erweiſen, den ungeſchlachten Bruder Ihrer Angebeteten ganz oder doch für längere Zeit aus dem Wege zu ſchaffen. Auf heute Nachmittag um 4 Uhr hinter der Karthauſe im Wäldchen bei der großen Buche, lautet die Einladung. Da iſt denn wohl die höchſte Zeit, daß ich mich nach einem Secundanten umſehe. Wen nehme ich denn gleich? d'Autremont, meine gewöhnliche rechte Hand bei ſol-

chen Tänzen, ist auf Urlaub; mein Kamerad und Freund d'Orgeville ist zu hitzig, und schlägt sich lieber selbst, als daß er secundirt; mein Lieutenant, der würde sich freuen, wenn sein Capitain etwas davontrüge, und er so lange die Escadron kommandiren könnte. Das ist doch verdrießlich.« — »Aber was suchen Sie denn so lange, bester Freund,« fiel ihm Mirabeau in die Rede, »ich dächte, Sie hätten es gerade heute am allerbesten und bequemsten; nehmen Sie doch mich.« — »Sie, Mirabeau, wo denken Sie hin; dadurch, daß Sie sich von Pontarlier entfernt haben ohne Erlaubniß, laufen Sie jeden Augenblick Gefahr, bei der mindesten Reclamation Ihres Commandanten arretirt zu werden, wollen Sie sich nun obendrein in ein Duell verwickeln, dessen mögliche Folgen Sie nicht voraussehen können? Sie treiben es zu tollkühn, mein guter Freund; ich habe nie Jemanden gesehen, der den Augenblick so beherrscht wie Sie, aber auch so sich vom Augenblick hinreißen läßt. Nein, das kann ich auf keinen Fall zugeben.« — »Ei,« erwiederte Mirabeau, »das

thut mir sehr leid; Sie glauben nicht, welches neue Leben die Theilnahme an einem Duell in mir weckt, und seit der dummen Geschichte, wo der feige Villeneuve sich nicht mit mir schlagen wollte, und ich ihn mit Stockprügeln regalirte, weshalb ich vorzugsweise nach Jour spedirt wurde, habe ich dergleichen Spaß nicht wieder gehabt.« — »Es geht doch nicht,« erwiederte Ravannes, »ich werde dem Herrn von Fergnac einige Zeilen schreiben, und ihn um die Gefälligkeit bitten, obwohl ich ihn nicht näher kenne; er ist ein Gascogner, und die pflegen dergleichen nicht abzuschlagen.« — »Nun, wie Sie wollen; aber als zufälliger Zuschauer muß ich dabei seyn, oder wenigstens in der Nähe; ich baue einen Plan darauf, der mir hoffentlich nicht misslingen wird.«

Herr von Fergnac, Offizier in einem anderen, ebenfalls zu Dijon garnisonirenden Regimente, erwiederte auf Ravannes Einladung, daß er es sich zu großer Ehre schätze, und stellte sich demgemäß sehr pünktlich ein. Trotz aller Gegenrede ließ sich Mirabeau nicht davon ab-

bringen, wenigstens in einiger Entfernung Augenzeuge des Zweikampfs zu seyn, und folgte ihnen daher, als sie sich nach dem bestimmten Orte begaben, langsam nach. Der von Honoré ausgesuchte Platz im Wäldchen, hinter der Karthause, bildete ein von dichten Bäumen umgebenes Rondell, in dessen Mitte eine sehr schöne alte Buche einsam stand. Mirabeau postirte sich in einiger Entfernung hinter einem dicken Stamm, und erwartete begierig und gespannt den weiteren Verlauf der Dinge. De Ruffey und dessen Secundant waren schon dort angelangt, und begrüßten den Gegner mit seinem Begleiter sehr artig. Nachdem die üblichen Förmlichkeiten Statt gefunden und die Duellanten ihre Stelle eingenommen hatten, bemerkte Ravannes, daß Honoré, auf die hergebrachte Frage des Herrn de Ferynac, ob der Zwist nicht gütlich und ohne Waffen beigelegt werden könne, zwar hastig, aber mit schwerer Zunge ein entschiedenes Nein hervorstieß, und bei der Gesticulation, mit der er es begleitete, nur mühsam sich im Gleichgewicht erhielt. Des

jüngeren de Ruffey Vorliebe für hitzige Getränke war stadtkundig, der Capitain errieth daher leicht die Ursache der unbeholfenen Haltung seines Gegners, und suchte auf eine feine Weise, doch ohne zu verletzen, darauf anspielend, diesen mit höflichen Worten zu bewegen, den Zweikampf für eine gelegenere Stunde aufzuschieben; ein Vorschlag, welcher durch Honoré's Secundanten, einen Gutsbesitzer in der Nähe von Dijon, lebhaft unterstützt wurde. Der jüngere de Ruffey ließ denselben jedoch gar nicht ausreden, und sagte mit schwerer Zunge: »Gestern um 4 Uhr hat er mich und meine Familie nüchtern beleidigt, heute um 4 Uhr will ich ihn trunkenen Muthes aus der Welt schaffen; unterdessen wird zu Hause für seinen sauberen Freund gesorgt. Und nun, drauf, drauf, drauf!« Mit diesen Worten zog er den Degen, und drang tollkühn auf den Capitain ein, der, ein geübter Fechter, sich kaltblütig in Positur setzte, und sich gelassen vertheidigte, obwohl Jener ihm kaum Zeit gelassen, seine Waffe zu ergreifen. De Ruffey, vom Wein und Zorn immer wü-

thender, führte, wenn gleich täppisch, doch mit reißender Schnelligkeit Stoß auf Stoß, so daß Ravannes wirklich Mühe hatte, sich zu schützen. Endlich gelang es ihm, durch eine geschickte Seitenbewegung Honoré's Degen zu fassen, und durch eine kraftvolle Legirung mit starkem Schwunge fortzuschleudern, in der Hoffnung, die Secundanten würden nun einspringen. Diese hatten aber nicht die Zeit dazu; im Rausch des Weins und der Wuth stürzte Honoré, der gar nicht einmal zu merken schien, daß ihm der Degen fehle, auf Ravannes zu, und rannte sich dessen Klinge tief in die Brust. Der Stoß war durch die Rippen gerade in das Herz gegangen. Ravannes zog erschreckt Arm und Degen zurück, aber ohne zu zucken, fiel de Ruffey wie ein untergrabener Baum mit furchtbarem Schlage auf die Erde, und gab kein Zeichen des Lebens mehr von sich. Seine Züge waren erstarrt, sein Körper steif. Ravannes entfernte sich sogleich, schwang sich auf ein Pferd, das sein Reitknecht in einiger Entfernung auf seinen ausdrücklichen Befehl bereit gehalten, und ritt

im schärfsten Trabe davon, um so bald wie möglich die Grenze zu erreichen. Fergnac und Honoré's Secundant beschäftigten sich um den Todten; ein eiligst herbeigeholter Wundarzt schlug ihm eine Ader, aber es floß kein Blut mehr, und es blieb nichts übrig, als den Leichnam nach dem Hause der unglücklichen Familie des Gefallenen tragen zu lassen.

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Nachricht von dem verhängnißvollen Ereigniß durch ganz Dijon, und erreichte das Ohr der alten Frau de Ruffey, noch ehe diese durch theilnehmende Freunde hatte vorbereitet werden können. Honoré war, trotz seinen vielen Untugenden, ihr Liebling gewesen, wie das oft der Fall zu seyn pflegt. — Die Nachricht von dem schrecklichen Unglücksfall verbreitete große Verwirrung in der Familie; Nachbaren und Freunde eilten herbei, um zu helfen und zu trösten, oder doch mit den Leidtragenden zu weinen; Fremde drängten sich, als der entseelte Körper gebracht wurde, neugierig ein, und das Familienzimmer war in kurzer Zeit voll Menschen; der Präsident

de Russey kam mit dem Polizeikommissair und Gerichtsdienern herbei, um verbalisiren zu lassen; mehrere Aerzte waren um den Leichnam beschäftigt und untersuchten die Wunde; kurz, aller jener Lärm und jenes Treiben und Drängen, welches ein so plötzlicher Unfall zu veranlassen, und welches diejenigen, die er getroffen, oft noch mehr zu betäuben und zu verwirren pflegt, als der eigentliche Jammer, stellte sich auch hier im vollsten Maaße ein und füllte das Haus.

Sophie war während dieser Zeit krank auf ihrem Zimmer, und Niemand als ihre treue Freundin Adele leistete ihr Gesellschaft. Das wußte Mirabeau von Lolo, auf welche man keinen Verdacht geworfen, und die er am Morgen in das Haus gesandt hatte, um Nachricht von der Geliebten einzuziehen. Die schlaue Kleine hatte ihn zugleich genau von den localen Verhältnissen unterrichten müssen. Er benutzte nun die Verwirrung des Augenblicks; denn in dem Augenblicke, wo das Unglück geschehen war, hatte er sich weislich verborgen ge-

halten, und ſeinen Schlupfwinkel erſt verlaſſen, als man den Leichnam in die Stadt trug, ſtahl ſich in das Ruffey'ſche Haus, und eilte die Treppe hinauf in Sophiens Zimmer, das er glücklich erreichte. Erſchreckt ſtarrten ihn die beiden Frauen wie eine geſpenſterhafte Erſcheinung an; ohne weitere Einleitung kniete er jedoch vor ihrem Lager nieder, und ſagte: »Sophie, ich weiß nicht, ob der nächſte Augenblick noch mein Eigenthum iſt, darum mußte ich Dich ſprechen; wir kämpfen jetzt auf Leben und Tod mit den Verhältniſſen, und es wird uns keine Wahl mehr bleiben, als vereint aus Frankreich zu fliehen. Etwas Furchtbares iſt geſchehen, das Dein Schickſal beſchleunigt; ich eile mich zu verbergen; die kleine Lolo wird, wenn ſie auch gleich meinen Aufenthalt nicht wiſſen darf, doch ſtets Mittel haben, jede Botſchaft von Dir ſicher an mich zu beſorgen; Du wirſt ſehr bald einſehen, daß Dir nur die Flucht bleibt; im Leben und Tod rechne auf mich. Und nun lebe wohl, Weib meiner Liebe, bis Du ganz mir angehörſt.«

Er drückte rasch einen brennenden Kuß auf ihre Lippen, und hatte das Zimmer schon wieder verlassen, noch ehe sich die beiden Frauen von der Betäubung des Schreckens zu erholen vermochten. Behutsam schlich er sich die Treppe hinab wieder aus dem Hause; aber als er über die Schwelle desselben trat, gewahrte ihn Leocadie, die weinend und betend am Fenster stand. »Dort,« rief sie plötzlich so laut, daß ihre Stimme das Geräusch der Anwesenden beherrschte, »dort schleicht sich eben der Verworfene des Herrn, unser Feind Mirabeau, aus unserem Hause.« Wüthend rief die alte Frau von Ruffey: »Mir nach!« und stürzte auf die Straße; der Präsident und die Polizeibeamten folgten ihr, nebst vielen Anwesenden. Sie bahnte sich einen Weg durch das vor dem Hause versammelte Volk, erreichte Mirabeau und packte ihn, wie eine wüthende Löwin den Jäger, der ihr Junges raubte. Er sah die Gefahr des Augenblicks, und ahnte, was ihm drohe. Gewaltsam suchte er sie seitwärts zu schleudern, aber sie ließ nicht los, und er mühte sich vergeblich ab. Während

dieſer Zeit war der Polizeibeamte mit ſeinen Gehülfen näher gekommen, legte ihm die Hand auf die Schulter und ſagte: »Im Namen des Königs, Gabriel Honoré Riquetti, Comte de Mirabeau, Sie ſind mein Gefangener.« — Er maaß ihn mit einem ſtolzen Blicke, dann ſagte er lächelnd und artig: »Mein Herr, befreien Sie mich von dieſer Furie, ich folge Ihnen.«

7.

Auf seinen Wunsch ward Mirabeau sogleich zu dem Commandanten von Dijon, dem Herrn de Changey, gebracht; dieser, ein verdienter Offizier, empfing ihn mit aller Zuvorkommenheit eines Mannes von Welt, und sagte: »Ich bedauere Sie, Herr de Mirabeau; aber ich muß erhaltenen Reclamationen Genüge leisten und Sie nach Jour, zu dem Herrn de Saint-Mauris, unter sicherer Bedeckung zurücksenden.« — »Nach Jour,« rief Mirabeau, »unmöglich, mein Herr; lebend bringen Sie mich nicht wieder dahin. Werfen Sie mich in einen Kerker, berauben Sie mich Alles dessen, was einem armen Gefangenen Trost in seiner schweren Einsamkeit gewähren kann, ja behandeln Sie mich wie einen Galeerensclaven, und ich werde Ihre Milde preisen — nur seien Sie nicht das tyrannische Werkzeug, das mich, den Machtlosen, in die Hände des grausamsten und unversöhnlichsten Feindes liefert.« — »Ich be-

greife Sie nicht,« erwiederte de Changey verwundert; »als Sie ohne Erlaubniß Pontarlier verließen und sich tollkühn, verzeihen Sie den Ausdruck, hierher nach Dijon wagten, wo Ihre Gegenwart leider so großes Unheil stiftete, dem Könige einen wackern Offizier, einer trostlosen Mutter den geliebten Sohn raubte, Verwirrung und Jammer über eine edle Familie brachte, da konnten Sie doch voraussehen, daß Herr de Saint-Mauris Sie reclamiren würde, und jeder Civil- und Militaircommandant verpflichtet sei, ihm hierin zu willfahren.« — »Allerdings that ich das,« entgegnete Mirabeau, »und unter andern Verhältnissen wäre es mir auch gleichgültig gewesen, denn ich ahnte nicht, daß so großes Unglück durch mich hereinbrechen würde; mich trieb ein unerklärbares Etwas zu diesem Schritte, eine geheime Stimme meines Inneren, welche jede andere Rücksicht gebieterisch niederschlug.« — »Wozu vom Vergangenen reden, Herr Marquis, es verbessert die Gegenwart nicht und bringt keinen Nutzen für die Zukunft. Was geschehen ist, ist einmal ge-

schehen, gleichviel weshalb und wie.« — »Ich will mich nicht vertheidigen, will mich nicht zu entschuldigen suchen. Nur das Eine verlange ich; ich fordere es von Ihnen als Mann von Ehre, senden Sie mich unter keiner Bedingung nach Jour zurück, so lange Herr de Saint-Mauris der Commandant jenes Schlosses ist. Fordern Sie übrigens von mir, was Sie wollen, ich bin zu Allem bereit.«

Der wunderbare Zauber, der in Mirabeau's Stimme lag, und stets mit eigenthümlicher Kraft die Seele des von ihm Angeredeten faßte, verfehlte auch seine Wirkung auf de Changey nicht. Nachsinnend ging er einige Mal im Zimmer auf und ab, und blieb dann plötzlich vor seinem Gefangenen stehen, der sich leicht an einen Tisch gelehnt hatte, und so entschieden aussah, als unterhandele er nicht für sich, sondern für einen anderen Fremden, dessen Sache er mit Eifer und Nachdruck betreibe. Der Commandant betrachtete ihn aufmerksam, und sagte dann nach einer Pause: »Sie sind ein seltsamer Mensch; Sie verlangen heftig etwas Außer-

ordentliches von mir, das ſich, ich mag es betrachten, wie ich will, nicht wohl mit meiner Stellung und meinen Pflichten verträgt, und unterſtützen doch Ihr Begehren auch nicht mit einem einzigen Grunde, der mich überzeugen könnte, Sie hätten Recht.«

»Gründe fordern Sie,« entgegnete Mirabeau lebhaft, »Gründe!« dann ſetzte er nach einer Pauſe hinzu: »ich habe keine — in meinem Kopfe keine; — nur in meinem Herzen. Ehre und Liebe verlangen, daß ich nicht nach Jour zurückkehre, und — dieſe Aeußerung genügt Ihnen gewiß.«

»Mir — ohne Zweifel — aber Ihrem Vater, dem Herrn de Saint-Mauris — meinem Vorgeſetzten?« erwiederte de Changey; — »doch, Herr de Mirabeau, ich fühle es, Sie haben zu mir geſprochen, wie Sie nur zu Wenigen ſprechen würden. Sie ſollen ſich nicht in mir geirrt haben. Ich will dem Miniſter über Sie berichten, und Sie bleiben bis zu deſſen Entſcheidung in meinem Hauſe; doch müſſen Sie verzeihen, wenn ich eine Wache vor Ihre Thür

ſtelle. Das bin ich mir und der Familie de Ruffey ſchuldig.«

»Herr Marquis, Sie haben ſchon die ſicherſte Wache dahin geſtellt,« antwortete Mirabeau verbindlich: »Ihre Güte, . Werden Sie mir erlauben, Ihrem Berichte an den Herrn de Malesherbes eine Petition hinzuzufügen?«

»Sie ſind mir zuvorgekommen; ich würde Sie darum gebeten haben. Sie finden das Nöthige auf Ihrem Zimmer.«

Mirabeau beurlaubte ſich dankbar und begab ſich ſogleich dahin. Ohne ſich die mindeſte Ruhe zu gönnen, ohne ſelbſt die geringſte Speiſe zu ſich zu nehmen, machte er ſich ſogleich an das Werk, und entwarf in der Bittſchrift an den Miniſter eine eben ſo beredte, als feurige und offenherzige Schilderung ſeiner Lage. Es war am Nachmittage, als er begann; es ward Abend darüber, die Nacht brach herein, er machte keine Pauſe, und als ſich am folgenden Morgen die Strahlen der Sonne zu dem Lichte ſeiner Lampe miſchten, lag die wohlgelungene Arbeit fertig vor ihm. Als er ſie wieder

mit funkelnden Augen durchgelesen hatte, erhob er sich und öffnete das Fenster, um sich an dem Wehen der frischen Morgenluft zu stärken. Es war noch sehr früh am Tage, und in den Straßen regten sich nur wenige Menschen. Da bewegte sich langsam ein Leichenzug über den Platz; Honoré de Ruffey ward zu Grabe getragen. Wenn ihm die strengen Priester als einem im Duell Gefallenen, auch aus Achtung für seine angesehene Familie, die feierliche Beisetzung in der Gruft seiner Väter nicht verweigern konnten, so hatte man doch für räthlich gehalten, diese Handlung so geräuschlos wie möglich zu vollziehen, und es folgten daher nur wenige Begleiter der Leiche. Vor Allen bemerkte Mirabeau einen alten greisen Diener des Hauses, auf dessen Antlitz allein tiefer Schmerz zu lesen war; die Uebrigen gehörten sämmtlich zum gedungenen Trauergefolge, das dies ernste, ihm zur täglichen Gewohnheit herabgesunkene Geschäft gleichgültig wie jedes andere vollzieht.

Ein bitteres Gefühl durchzuckte Mirabeau bei diesem Anblick; er folgte dem Zuge mit den

Augen über den königlichen Platz, bis derselbe um eine Straßenecke bog. Jede Erinnerung an den Tod war ihm, der vom Leben noch so viel erwartete, widerlich und störend. Wie ein ungebändigtes Pferd die ungewohnte Last des Reiters, suchte er die Gedanken und Bilder, die auf ihn eindrängten, durch die wunderlichsten geistigen Seitensprünge abzuschütteln; aber es wollte ihm nicht recht damit glücken; seine durch die nächtliche Arbeit gespannten Nerven hielten diesen ersten Eindruck, den der werdende Tag mit sich brachte, zu fest. Einzelne Gedanken bildeten sich nicht deutlich in ihm aus; aber bald sah er den sterbenden Honoré, der sich unsinnig in der Bewußtlosigkeit des Rausches und Zornes selber getödtet hatte, niedersinken, und Ravannes erschrecktes, bleiches Antlitz stieg vor seiner Seele auf; bald erblickte er sich wieder im Familiensaal des Ruffey'schen Hauses, und sah von Neuem im Geiste die erstarrenden, bleichen Lippen und die funkelnden Augen voll tödtlichen Hasses der einzelnen Anwesenden, in deren Seele der furchtbarste Groll

gährte, als er mit den Worten: Ja, ich bin Mirabeau! vorgetreten war. — Unruhig rannte er im Zimmer auf und ab, und rief sich die wildesten, mannichfaltigsten, ja selbst die lasciv-sten Scenen seines Lebens herauf; umsonst, nichts von dem wollte dauernd sich gestalten, und seine Aufmerksamkeit blieb immer quälend auf jenen Moment gerichtet. Es war eine schwere, bittere Stunde, eine Nemesis, die in sein Daseyn trat, und die ihn hätte zum Gu-ten führen können; aber er erkannte, er ver-stand sie nicht.

Erzürnt warf er sich auf sein Lager und schloß die Augen, um zu schlafen; doch sein Blut wallte zu fieberhaft, seine Nerven waren zu gespannt, der Schlummer zog seine dichte Decke nicht über ihn. Es war eine grausen-hafte Stimmung, in der er sich befand; hatte er die Augen geschlossen, so schwirrten wüste Phantasieen durch sein Gehirn, und er fühlte sich dem Wahnsinn nah; öffnete er sie, so war ihm der helle Tag mit seinen gewöhnlichen Er-scheinungen und dem Geräusch seines immer

wachter werdenden Treibens gräßlich zuwider; ja, er kam sich selber gespensterhaft vor, und es gemuthete ihm, als wenn er selbst und noch ein Anderer in ihm auf Tod und Leben mit einander kämpften. In alten Zeiten mögen Leute, denen so zu Muthe war, sich für vom Teufel Besessene gehalten haben. — Endlich riß er sich mit gewaltiger Kraft in die Höhe, und warf, um jenen inneren Kampf auszuschütten und zugleich den Feind in seinem Inneren zu bezwingen, folgende Verse an Sophie auf's Papier:

Sie trugen Deines Bruders Leiche
Still vor mir hin, den Platz entlang;
Sein Antlitz lebt in mir, das bleiche,
Wie er im Sterben niedersank.
Mich quält die Miene, die gemeine,
Er starb, wie er gelebt, berauscht,
Von Eitelkeit und Wuth und Weine.
Was hat er nun sich eingetauscht?

Den starren Tod. — Für solch ein Leben,
Der wahre Preis. — Bei diesem Schritt
Hat er die Freiheit sich gegeben.
Nahm er die Knechtschaft dorthin mit?

Wem iſt er nun anheim gefallen?
Sophie, ſprich, weißt Du es wohl,
Und iſt das Leben nicht uns Allen
Nur eine Nuß: zerſchlagen — hohl.

Doch ſoll uns, darf uns das denn kümmern?
Sophie, wir leben — und der Tod
Soll unſer Daſeyn nicht zertrümmern,
Wenn ihm noch ſtrahlt ſein Morgenroth.
Hin bleibe hin — die Menſchen fließen
Wie Wellen in das Meer der Zeit. —
Ich lebe und ich will genießen
In durſt'ger Ungenügſamkeit.

Was ich gewollt, hab' ich beſeſſen,
Der Zufall gab es, es ward mein.
Ein Thor nur, der es erſt gemeſſen
Nach Pflicht und Recht — es war ja ſein.
Was ſoll ich mir die Freuden morden,
Sie machen ſelig nur allein;
So biſt, Sophie, Du mein geworden,
Bedenke das, und bleibe mein.

Minuten jagen ſich hinunter,
Und kehren nimmermehr zurück;
Doch hältſt Du Deine Seele munter:
Erzeugt der Leib ſtets neues Glück.
Was wir uns ſo durch ihn erringen,
Das nenn' ich göttlich, nenn' ich mein,

Ihm will ich meine Seele bringen,
Und Du, Du sollst mein Himmel seyn.

Als er dies niedergeschrieben hatte, fühlte er sich erleichtert; er durchlas es noch ein Mal mit Wohlgefallen, dann zerriß er es lächelnd in kleine Stückchen, die er dem Morgenwinde Preis gab, warf sich wieder auf das Lager und fiel augenblicklich in einen tiefen Schlummer, aus dem er erst spät erwachte.

8.

Einige Tage ſpäter verließ Sophie zum erſten Male ſeit dem Todesfalle ihres Bruders wieder das Bett, an das ſie die heftige Erſchütterung jener ſich drängenden ſchweren Ereigniſſe mit ihren Folgen feſſelte. Die holde Frau ſah matt und leidend aus; Adele hatte treu bei ihr ausgehalten, und ſie durch zarte Behandlung und tröſtende Worte körperlich und geiſtig gepflegt; aber Sophiens innere Kraft war durch ein trauriges Ereigniß, das ſie bisher ſelbſt dieſer erprobten Freundin ängſtlich verborgen gehalten, wenn auch nicht geknickt, doch für längere Zeit gelähmt. Sie wankte zum Fenſter, ließ ſich auf einem Seſſel, der neben demſelben ſtand, nieder, und blickte lange Zeit ſchweigend und nachſinnend auf die Straße. Endlich hob ſie ihr thränenfeuchtes Auge zu der treuen Verwandten empor und ſagte: »Mich faßt ein höchſt wehmüthiges Gefühl, indem ich hinab in das Freie ſchaue; Viele eilen dort an einan-

der vorüber, Bekannte und Unbekannte grüßen sich und wechseln wohl auch einige Worte mit einander, ehe sie sich weiter begeben; man sieht es Allen an, daß sie, wenn auch von Rücksichten bestimmt, doch frei gehen und kommen können, wie sie wollen, wenigstens läßt sich der Zwang, der sie vielleicht beherrscht, nicht aus ihren Bewegungen muthmaaßen, und bei diesem natürlichen Treiben des Lebens ist mir immer, als müsse jeden Augenblick der Freieste, Bedeutendste unter Allen, mein Geliebter, vorübergehen, ohne heraufzublicken, weil er meines Besitzes sicher ist, und weiß, er könne eintreten in das Haus und mich begrüßen, wenn es ihm beliebt. So gestaltet meine Neigung geistig unser Verhältniß, ach, und wie anders ist es in der Wirklichkeit! welche gräßliche Verwirrung hat sich dazwischengewühlt, immer mehr Raum gewinnend und uns immer weiter von einander treibend, bis uns vielleicht der Tod erst wieder vereint. Ich habe einmal im Kloster, wo ich aufwuchs, erzählen hören, Menschen, die sich gebotwidrig liebten und darüber stürben, hätten

nicht Ruhe in ihrem Grabe, sondern müßten sich unter der Erde wie die Maulwürfe durcharbeiten, bis sie zu einander gelangten, um so in schweren Mühen ihren Fehltritt büßend, ihn endlich gemeinschaftlich zu bereuen. So ist mir jetzt zu Muthe. Ich bin hier allein, kämpfend und vergehend. Gabriel wieder gefangen — wie soll das enden, und werde ich nicht mitten drin unterliegen?«

Sie weinte leise, aber heftig vor sich hin. Adele trat zu ihr, legte Sophiens Haupt an ihre Brust, strich ihr das dunkle Haar aus der Stirn und sagte, um sie auf andere Gedanken zu bringen: »Du mußt nicht so viel reden, Sophie; Du bist noch so schwach und bringst Dich durch Dein Reden in immer heftigere Aufregung; die Thränen lösen dann wohl die Spannung, in der Du Dich befindest, aber sie entkräften noch viel mehr. Es kann ja noch Alles sich zum Guten wenden, meine süße Freundin.«

»O,« erwiederte Sophie, »laß mich weinen, wehre mir die Thränen nicht; Du weißt nicht, welchem harten Verluste, welcher getödte-

ten Hoffnung sie fließen. Ich wünschte, Du erriethest, was ich meine; denn aussprechen können meine Lippen Dir es nicht. Aber es war meine Hoffnung für die trübsten Tage, und hätte sie sich verwirklicht, ich hätte willig für immer der Freude entsagt, Mirabeau je wieder zu sehen, denn Jenes wäre ein Glück gewesen, das ich nicht zu theuer hätte erkaufen können.« — »Wirklich, meine Sophie, ich verstehe Dich nicht,« entgegnete Adele theilnehmend; »Du hast mir zwar Alles vertraut, aber ich weiß nicht, was Du meinst. Ueberwinde Deine Scheu und sage mir es; kann ich gleich nicht helfen, so kann ich doch vielleicht Dich trösten und auf jeden Fall mit Dir weinen.« — Schamhaft verbarg Sophie ihr Gesicht an der Freundin treuem Herzen und flüsterte kaum hörbar: »Du weißt darum, Du denkst nur nicht daran; ich bin ja Mirabeau's Weib, und die Erschütterung dieser Tage — —«

»O, Gott sei gelobt,« rief Adele, die nun das Weitere errieth; »Gott sei gelobt, der den Keim noch gräßlicheren Unglücks zerstörte.« —

»Gräßlicheren Unglücks,« wiederholte Sophie, »o Du ſtolze, hartherzige Jungfrau, Du weißt noch nicht, was wahre Liebe iſt. Jetzt von ihm getrennt, den meine Seele anbetet, bin ich elend und arm; mit einem Kinde Mirabeau's auf dem Arme wäre ich glücklich und reich; und wenn mich Alle verſtießen und ich mein Brod vor den Thüren betteln müßte, ich würde es den Leuten hinhalten und ſagen, gebt mir Brod für uns Beide, es iſt ſein Kind und ich wandere heimathlos herum, weil ich Allem trotzte und es ihm gebar. Weiſt mich nicht ab, die Zeit muß kommen, wo Ihr Euch freut, daß auch Ihr ſprechen könnt, wir haben einſt Beiden Gutes gethan, und es hat ſchöne Früchte getragen, denn ſolchen Vaters Kind war zu großen Dingen beſtimmt. — Doch nun iſt Alles vorbei,« ſetzte ſie hinzu, und ließ traurig das Haupt ſinken; »eine unglückliche Woche hat mich um Alles gebracht.«

»Ich kann Dich nicht begreifen,« ſagte Adele, »vielleicht kommt es daher, daß ich noch nie einen Mann geliebt habe, oder vielleicht nie

einen lieben werde. Mir misfallen die Männer Alle, denn ich habe nie eine tief fühlende Frau gefunden, welche glücklich in ihrer Liebe gewesen wäre.« — »So bin ich die erste, wenn auch nicht die einzige Ausnahme, die sich Dir entgegenstellt,« rief Sophie lebhaft; »in meiner Liebe zu ihm bin ich ganz, bin ich vollkommen glücklich, und Alles, was mich stört und quält, ist nur ein Zufälliges, das außerhalb derselben liegt.«

»So möge Gott Dir dies Gefühl rein erhalten,« versetzte die Freundin, »und Dich lieber von der Erde nehmen, als Dir es rauben.« — »Das ist mein einziger Wunsch,« antwortete Sophie; »auch vermöchte ich das Leben nicht zu ertragen, wenn ich es verlöre. Sich wie ein Bettler, der einst reich war, durch das Daseyn schleppen zu müssen, ist das Grausenhafteste, das ich kenne; ihn erinnert jeder sinnliche Genuß, dessen sich Andere erfreuen, an seinen Jammer, den Liebesarmen jeder geistige, und das ist noch furchtbarer. Jener kann sich träumend in alte Zeiten zurück versetzen, und die

Phantaſie ſchenkt ihm ein Gut wieder, das er einſt doch wirklich beſaß; für den um Liebe Betrogenen hat ſie keinen Erſatz, denn ſein Beſitz war nur leerer, betrügeriſcher Schein.«

»Laß uns enden,« unterbrach Adele ihre Rede, »Du glaubſt nicht, wie mich das quält, wenn ich Dir folgen muß, indem Du Deine Empfindungen zerlegſt, wie ein grauſamer Anatom ein lebendes Thier, deſſen Herzſchlag er bis zum Erſterben beobachtet. Ich erſtaune vor der Tiefe Deiner Gedanken; aber ich fürchte mich, und Liebe ſcheint mir etwas Gräßliches, wenn ſie uns zu ſolchem Bewußtſeyn erweckt.«

Die Thür des Zimmers öffnete ſich, die alte Frau von Ruffey trat, von ihrem Sohne, dem Präſidenten, begleitet, ein. Beide waren in die tiefſte Trauer gekleidet. Der Schmerz hatte die harten Züge der ſtrengen, hochfahrenden Frau etwas gemildert; die heftigen Anfälle, welche Sophien heimgeſucht hatten, ließen ſie für das Leben der Tochter fürchten, da ſie den eigentlichen Grund derſelben nicht ahnte, und ſie liebte alle ihre Kinder zu ſehr, als daß ihr der Ge-

danke, noch eins von ihnen durch den Tod zu verlieren, hätte gleichgültig seyn können. Sophie wollte aufstehen und ihr entgegentreten, aber sie eilte auf sie zu, drückte sie sanft in den Sessel zurück, und ließ sich neben ihr auf einem Stuhle nieder. Sie sah ihr mit mütterlicher Theilnahme in das Antlitz, faßte zärtlich ihre Hand und sagte: »Sophie, über das Vergangene wollen wir nicht reden; ich kenne Dein gutes Herz; eine liebevolle Schwester bist Du immer gewesen; es hat so seyn sollen, und Gott wird die Ueberlebenden trösten. Ich hoffe, die furchtbaren Ereignisse der letzten Tage haben Dich von Deiner Verirrung geheilt, und Du wirst nun ohne Weigerung zu Deinem Gatten nach Pontarlier zurückkehren.« — »Nein, meine Mutter,« erwiederte Sophie fest und entschlossen, »niemals zu einem Manne, der sein Weib der Bewachung seiner Domestiken übergiebt; zu einem solchen kann ich nicht wieder ziehn. Verfügen Sie über mich, wie Sie es sonst für gut finden, verlangen Sie von mir, was Sie wollen, ich bin zu Allem ohne Weigerung bereit.« —

»Aber, Schweſter, bedenke,« ſagte der Präſident, mit dem gewöhnlichen Ziehen der Augenbrauen, »die Ehre unſeres Hauſes, unſerer hochgeachteten Familie iſt furchtbar durch Dich compromittirt worden, und es bedarf eines eclatanten Schrittes von unſerer Seite, um uns wieder ſo hoch, wie wir vorher ſtanden, in der Meinung der Menſchen zu ſtellen.« — »Haſt Du die Meinung der Menſchen lieber, als die Ruhe und das Wohlergehn, ja das Leben Deiner armen Schweſter, Bruder Richard?« fragte ihn Sophie mit ſanftem Tone. — Der Präſident wußte nicht, was er ihr darauf erwiedern ſollte, und ſchwieg verlegen. — »Laß mich reden, mein Sohn,« ſagte Frau von Ruffey. »Dein Bruder hat Recht, mein Kind,« fuhr ſie fort, »denn die Ehre iſt das Leben. Aber Du ſollſt nicht gezwungen, nicht hintergangen werden; in freier Wahl magſt Du entſcheiden, und ſollſt Alles wiſſen. Jener Mann, der Deiner Ruhe, der unſerem Hauſe ſo verderblich ward, iſt auf unſere Veranſtaltung feſtgenommen; Herr de Saint-Mauris verlangt ſeine Auslieferung nach Jour;

er hat heftig dagegen proteſtirt; Herr de Changey hat ſich deshalb nach Paris gewandt, und will ihn unter ſeiner Obhut hier behalten, wenn wir von einer weiteren Verfolgung deſſelben abſtehen. Wir ſind dazu geneigt, und die Entſcheidung liegt in Deinen Händen. Kehrſt Du nach Pontarlier zu Deinem Gatten zurück, ſo bleibt er hier; weigerſt Du Dich deſſen, ſo wenden wir allen Einfluß an, daß man ihn nach Jour ſende, und es muß uns gelingen. Nun, wähle ſelbſt.«

Sophie verfärbte ſich, als ſie dies hörte, und ſchwieg einen Augenblick. Dann erwiederte ſie: »Beſorgen Sie das Nöthige, ich gehe morgen nach Pontarlier zurück.«

9.

Die Familie de Ruffey hielt in gewohnter strenger Rechtlichkeit ihr gegebenes Wort. Kaum war Sophie in Adelens Begleitung nach Pontarlier abgereist, als der Präsident dem Commandanten erklärte, er und die Seinigen ständen von aller weiteren Verfolgung, nicht allein Mirabeau's, sondern auch des Capitain de Ravannes ab, und fühlten sich besonders in Hinsicht auf den Letzteren bewogen, um so mehr in ihrer Strenge nachzulassen, als es sich ergeben habe, daß der Zweikampf zwischen diesem und dem Verstorbenen mehr eine Rencontre, als ein Duell, und Honoré der alleinige Urheber des Streites gewesen sei. Hocherfreut darüber, schrieb Herr de Changey, der ungern einen so wackern Offizier, wie Ravannes, eingebüßt hätte, sogleich demselben, und bewog ihn, sich zu persönlicher Haft zu stellen, und das Weitere ruhig in Dijon abzuwarten. Der Capitain, der de Changey selbst von seinem

Aufenthalt in einem Gränzstädtchen der Schweiz benachrichtigt hatte, eilte sogleich zurück, und war nicht wenig verwundert, Mirabeau, dessen Verhaftung vertraute Freunde ihm gemeldet hatten, frank und frei in seinem Logis zu finden. Als er ihm seine Ueberraschung deshalb zu erkennen gab, erwiederte derselbe: »Euer Commandant ist ein eben so humaner als vernünftiger Mann, er sieht das Widerwärtige meiner Lage ein, hält es, ganz das Gegentheil von dem verruchten Saint-Mauris, unter der Würde eines Edelmannes und Offiziers, ein verzogenes Kind, wie mich, hinter Schloß und Riegel zu bewachen, und erwartet gelassen mit mir die Entscheidung des Ministers. Ich habe ihm versprechen müssen, jedoch ohne daß er mir, wie der wahnwitzige Commandant von Jour, das Ehrenwort abforderte, bei Tage so wenig wie möglich das Haus zu verlassen, jeder Begegnung mit der Familie Ruffey auszuweichen, und überhaupt alles Aufsehen zu vermeiden. Es versteht sich von selbst, daß ich alles dies gewissenhaft halte, weil es mir selbst wie eine

Pflicht erſcheint, einen ſo wohlwollenden Mann nicht zu compromittiren. Andererſeits wandelt mich freilich die Luſt mitunter an, allerlei Teufeleien zu treiben, denn der argwöhniſche Präſident, Sophiens Bruder, hat mir einen Spion beſtellt, der mir auf Schritt und Tritt nachſpürt, vorzüglich wohl, um mich zu hindern, der ſüßen Freundin nachzureiſen; aber ich halte es doch für beſſer, mich bis zur Antwort des Herrn von Malesherbes paſſiv zu verhalten. Uebrigens plagt mich die Langeweile entſetzlich, zum Arbeiten fehlt es mir an Ruhe, hier in Dijon kennt mich Niemand, und ſo bin ich doppelt froh, daß Sie wieder da ſind, beſter Ravannes.«

»Nun,« entgegnete dieſer, »leiſtet Ihnen Lolo denn nicht Geſellſchaft?« — »Allerdings,« erwiederte Mirabeau, »und mehr, als mir lieb iſt; brauchte ich ſie nicht nothwendig, ich hätte mir ſchon längſt eine Gelegenheit geſucht, mich heftig mit ihr zu erzürnen, um ſie ſo mit guter Manier los zu werden. Aber die Kleine iſt wirklich verliebt in mich, und läßt ſich Alles

gefallen, harte Worte, hartnäckiges Schweigen, ja, ich glaube, sie würde selbst Schläge und Stöße willig hinnehmen, wenn ich ihr nur erlaubte, immer bei mir zu bleiben. Das Weib ist doch ein unergründliches Räthsel, und das alte Bild vom Epheu und der Ulme paßt doch prächtig zu ihm; es rankt sich stets mit besonderer Vorliebe um einen starken, festwurzelnden Stamm.« — »Was die Stärke betrifft, zugegeben,« antwortete Ravannes; »hinsichtlich des Zweiten aber, liebster Freund, verzeihen Sie mir gütigst einige Zweifel; Sie sehen mir eben nicht danach aus, als hätten Sie überhaupt Anlage, irgendwo feste Wurzeln zu schlagen.« — »Doch, gewiß!« rief Mirabeau lebhaft, »es käme nur darauf an, daß ich irgendwo einen festen Boden für meine rastlose Thätigkeit fände, in einer Republik wäre ich zum Beispiel ganz an meinem Platze, und wenn an der Seelenwanderung etwas Wahres ist, so bin ich gewiß einmal im grauen Alterthum irgend ein Himmel und Erde in Bewegung setzender Volksredner gewesen. Halten Sie

das nicht für Eitelkeit, leere Prahlerei; warum soll man nicht frei aussprechen dürfen, was man in sich fühlt — überhaupt ist eine solche Art von Bescheidenheit, wie die gewöhnlichen Menschen sie verlangen, immer nur Lüge, oder Dummheit. Wenn wir hier in Frankreich je die Zeiten erlebten, wo man von der Tribune herab auf die Menge wirken kann, so wäre ich ganz bestimmt einer der Herrscher meines Landes.« — »In diesem Falle erbitte ich mir Ihre Protection,« sagte Ravannes lächelnd. — »In diesem Falle würden Sie sie gar nicht brauchen, mein Freund,« entgegnete Mirabeau ernsthaft; »gerade dann tragen Sie dieselbe an Ihrer Seite. Sie lächeln ungläubig,« fuhr er fort; »glauben Sie, daß solche Ereignisse so unmöglich, solche Zeiten so fern sind? Lieber Freund, in unserem ganzen gesellschaftlichen Wesen steht Alles auf der höchsten Spitze, und es bedarf nur neuer Principien, um das ganze Gebäude zu erschüttern, umzustürzen, zu zertrümmern. Wer gilt denn noch in Frankreich? Der König — mit welcher Medisance redet man nicht von

ſtm! — Der Adel — was iſt nicht Alles adelig? — Die Religion — wo iſt ſie zu finden? — Die Sittlichkeit — unſere partie honteuse — nur der Geiſt herrſcht, und ſein Reich greift täglich weiter um ſich; der Geiſt aber iſt der gefährlichſte Demagoge, denn er wird im Volk erzogen, von den Großen verzogen, und hat, wenn er ächt iſt, kein Herz.«

»Wunderliche, wunderliche Paradoxen,« ſagte Ravannes, und ſchüttelte den Kopf. — »So wunderlich doch nicht,« antwortete Mirabeau. »Hören Sie mich nur an. Sie wiſſen, als ich dem Baron von Villeneuve Moans ſeine wohlverdiente Correction zu Theil werden ließ, weil er meine Schweſter, die Marquiſe de Cabris, auf der öffentlichen Promenade zu Graſſe inſultirt hatte, da gefiel es meinem theuern Vater, mich zur Belohnung dafür nach If bringen zu laſſen, und von dem Commandanten der Citadelle ausdrücklich zu verlangen, er ſolle mir jede Neuigkeit, jede Mittheilung von Außen und unbedingt alle Schreibmaterialien vorenthalten. Der redliche d'Allegre, der mich weiter nicht

kannte, und mich nach diesen Insinuationen durchaus für einen ungerathenen Sohn halten mußte, willfahrte ihm anfangs. Ich mußte mir nun Beschäftigung machen, um der Gewalt der Langeweile, die mich zu vernichten drohte, zu entgehen. Da wandten sich zufällig meine Gedanken auf die Geschichte von Frankreich, denn der Gefangenwärter, der sich meiner erbarmte, steckte mir ein altes, zerlesenes Exemplar des Commines zu, das sich, Gott weiß wie, in seine Hände verirrt hatte. Je mehr ich über den Gang, den die historischen Begebenheiten bei uns seit Ludwig XI. genommen hatten, nachsann, desto deutlicher wurde es mir, daß wir Franzosen alle Stadien unserer gesellschaftlichen Form durchlaufen hätten und am Ende der Bahn ständen. Jetzt leben wir in einer Uebergangsperiode; im ersten Zustande der Gährung; wann diese selbst beginnt, wer weiß es? Wir sind vielleicht nur die Lückenbüßer, und unseren Enkeln gelingt es am Ende erst, nach vielen Kämpfen, den Riß dauerhaft zu verstopfen.«

»Sollte man nicht glauben, Sie prophezeihten das Ende der Welt,« sagte der Capitain, als Mirabeau nachsinnend schwieg. »Ich glaube, Chevalier, Sie wollen mich mystificiren, oder halten mich für ein Fürstenkind und sich für den alten Machiavell, mit dem sich Voltaire und Alaric-Cottin, der große König von Preußen, so viel zu schaffen machten. Gestehen Sie, treffender ist doch nie ein Sobriquet ersonnen, als dies, welches der malitiöse Philosoph von Fernay in seinem Depit dem heldenmüthigen Friedrich II. gab.«

Sie wurden durch einen Soldaten unterbrochen, der Mirabeau einen Brief im Auftrage des Commandanten überbrachte. Hastig erbrach er das Schreiben, und rief, als er dasselbe flüchtig gelesen hatte, lebhaft aus: »Das habe ich mir gedacht; Herr de Changey meldet mir da, es seien Briefe von meinem Vater und dem Herrn de Malesherbes eingetroffen. Der würdige Menschenfreund besteht darauf, ich solle nicht nach Pierre-Size, wie ich es verlangte, sondern nach Dourlens gebracht werden, damit

ich ja recht fern von meiner angebeteten Sophie sei, und diese, so wie ihre würdige Familie, nicht von Neuem beunruhigen könne. Ganz anders klingt dagegen der Bescheid des trefflichen Malesherbes; er läßt mir sagen, es bliebe mir nur ein Entschluß zu fassen übrig; ich solle nämlich so bald wie möglich Frankreich verlassen und in ein fremdes Land gehen, um mir dort eine meinen Fähigkeiten und meines Ranges würdige Stellung zu erwerben; meine Angelegenheiten würde man in der Entfernung dann leichter ordnen können, und mich persönlich damit verschonen; übrigens, fügt er hinzu, sei dies der einzige und letzte Rath, den er mir geben könne, weil er im Begriff stehe, das Ministerium niederzulegen. Was sagen Sie dazu?«

»Ich bin wie vom Donner gerührt,« versetzte Ravannes; »Teufel, da können meine Angelegenheiten eine schlechte Wendung nehmen — man weiß nicht, wer sein Nachfolger ist. — Obendrein stand de Changey sehr gut mit Malesherbes, und nur durch ihn konnte er

mich in Versailles unterstützen. — Das ist eine verzweifelte Geschichte! — Wäre der unsinnige de Ruffey doch eher zur Hölle gefahren, wo er jetzt wahrscheinlich auch ist, und hätte nicht darauf gewartet, daß ich ihn hinabspedirte. Jetzt kann die ganze Sache doch noch schlecht für mich ablaufen. Ich weiß wirklich nicht, was ich jetzt thun soll.«

»Ich eben so wenig,« sagte Mirabeau, und sah Ravannes forschend an.

»Sie,« entgegnete dieser lebhaft; »Sie müssen Frankreich so bald wie möglich, lieber heute als morgen verlassen. Hier erwartet Sie nichts als neues Ungemach, und des Herrn de Malesherbes Rath scheint mir der einzig passende für Ihre Lage zu seyn.«

»Nun, lieber Ravannes,« versetzte Mirabeau spitz, »ich denke das auch zu thun, und werde mich für's Erste nach einem anderen Logis umsehen; dann —«

»Ei bewahre, Gott behüte mich, das meine ich nicht,« unterbrach ihn der Capitain lebhaft; »Sie misverstehen mich.«

»Nicht doch,« erwiederte Jener, »lassen Sie uns offen seyn gegen einander; Sie sind mir sehr freundlich entgegengekommen, das verdient meinen wärmsten Dank; Sie wurden durch mich in eine höchst unangenehme Sache verwickelt, die Ihnen jetzt bei dem Ministerwechsel gefahrbringend werden kann; jetzt bin ich Ihnen zur Last. Wenn Sie auch edel genug sind, mir das nicht mit dürren Worten zu sagen, Sie denken es doch; welche Verpflichtung haben Sie denn gegen mich? Nehmen Sie meinen Dank für Ihre Güte; das Geld muß ich Ihnen schuldig bleiben bis auf bessere Zeiten; davon kann auch weiter nicht die Rede seyn. Leben Sie wohl.«

Er wollte sich entfernen. Ravannes hielt ihn lebhaft zurück und sagte: »Einen Augenblick; Sie haben allerdings meine Gedanken errathen, ich leugne das nicht, ja, ich gestehe Ihnen sogar mit Offenheit, es liegt mir daran, mit Ihnen außer aller ferneren Verbindung in diesem Augenblicke zu seyn. Aber Sie kennen den Capitain de Ravannes schlecht, wenn Sie

meinen, er werde einen Freund um der Selbsterhaltung willen verlassen; nur was die Klugheit jetzt gebietet, will ich thun, weil ich es muß; in allem Uebrigen bleibe ich der Alte. — Kann ich mich Ihrer auch ferner nicht annehmen, so werde ich doch nicht eher ruhen, als bis ich Ihnen hier einen besseren und mächtigeren Beschützer geschafft habe. Ich besitze in Dijon einen bedeutenden Gönner, den Marquis de Merville, der, obgleich Herr eines unermeßlichen Vermögens, in der größten Zurückgezogenheit lebt, aber mit Freuden jederzeit bereit ist, zu rathen und zu helfen. Er muß sich Ihrer annehmen. Auf der Stelle eile ich zu ihm, und lasse nicht eher ab, zu bitten, bis er mir seine Theilnahme zugesagt hat.«

»Zu bitten« — entgegnete Mirabeau stolz — »ich danke Ihnen; ich brauche keine fremde Hülfe.«

»Verzeihen Sie den unpassenden Ausdruck,« versetzte Ravannes. »Versagen Sie mir aber die Freude nicht, Sie mit dem trefflichen Manne bekannt zu machen; es hängt ja nachher ganz

allein von Ihnen ab, ob Sie ihm Ihr Vertrauen ſchenken wollen. Doch — laſſen Sie mich ehrlich ſagen, was ich meine. — Verſchließen Sie Ihr Ohr der Stimme des Freundes nicht; verhehlen Sie ſich nicht, daß Sie ſich am Rande eines Abgrundes befinden.«

»Freilich wohl!« erwiederte Mirabeau.

»Nun denn, ſoll ich Sie zu ihm führen?«

»Kommen Sie, Ravannes; Sie ſind ein Mann von Ehre, im ſchönſten Sinne des Wortes.«

10.

Der Marquis de Merville, welcher sich, ohne Mirabeau persönlich zu kennen, längst schon sehr für ihn interessirt hatte, gewann denselben bei ihrer ersten Zusammenkunft so lieb, daß er mit Freuden versprach, ihm in allen Dingen, wo er seiner bedürfe, mit Rath und That beizustehen, und bot ihm zu gleicher Zeit eine Wohnung in seinem eigenen Hause an. Mirabeau lehnte aber aus leicht zu errathenden Gründen dieselbe ab, und zog es vor, wieder die kleine Mansarde bei Legai zu beziehen, welche er in den ersten Tagen seines Aufenthaltes zu Dijon inne gehabt. Er hatte sich jedoch kaum daselbst häuslich niedergelassen, als ihn der Commandant mit einigen Zeilen benachrichtigte: Er könne ihm nicht länger gestatten, nach eigener Wahl in einem Privathause zu wohnen, und müsse ihm ein Zimmer im Schlosse anweisen, und ihn unter den Befehl des Schloßhauptmannes stellen. Es sei ihm jedoch kei-

neswegs verwehrt, seine Freunde in der Stadt zu besuchen; doch versähe man sich von ihm, daß er keine Nacht außerhalb des Schlosses zubringe. So unlieb dies Mirabeau auch war, so ermangelte er doch nicht, der Weisung noch an demselben Tage Folge zu leisten, da, wie er wußte, de Changey noch immer mit dem Minister seinetwegen unterhandelte. Um demselben durchaus keinen Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben, verließ er sein Zimmer fast gar nicht, und benutzte die folgenden Wochen eifrig zu einer lebhaften Correspondenz mit Sophien, deren Besorgung Adele de Pontchartrain, welche in Pontarlier von Leocadie war abgelöst worden und sich wieder in Dijon befand, mit Hülfe der kleinen treuen Lolo vermittelte. Folgende Briefe fallen in diese Zeit.

Sophie an Mirabeau.

Mein Geliebter. Laß mich Dir es gestehen, daß ich Deine Abwesenheit kaum zu ertragen vermag, daß endlich mein Muth gebrochen, daß dieser Brief nur eine lange, lange Klage um verlorenes Glück ist. Jetzt erst, in der Einsamkeit, in nächtlicher Stille, empfinde ich ganz, was Du mir bist, wie Du mich liebst. Deutlich schwebt mir Dein Bild vor und taucht siegreich aus der Erinnerung an jene trüben und schweren Tage in Dijon herauf, denn da ward mir klar, was Du zu thun, für Deine Sophie zu thun im Stande seist. Werde ich Dich je wiedersehen? Als wir noch ungetrennt waren, uns des vollen gegenseitigen Besitzes, des reichsten Genusses unserer Liebe erfreuten, da glaubte ich, das Andenken an jene seligen Tage würde mein ganzes späteres Leben füllen, und mir die Kraft verleihen, mich auch fern von Dir aufrecht zu erhalten. Wie habe ich mich getäuscht! Ich bin jetzt noch weniger, als ich war, ehe ich

Dich kennen lernte. Sehnsucht zehrt an meiner Seele, aus Allem Nahrung saugend und unersättlich sich nirgends befriedigt fühlend. Könnte ich Dich nur noch ein Mal in meinen Armen halten, nur noch ein Mal an mein klopfendes Herz pressen und dann — —

Bis jetzt ist noch keine sichere Nachricht von Dir zu mir gedrungen; man bestürmt mich mit tausend Gerüchten boshafter Erfindung, und selbst die Dümmsten und Unbedeutendsten werden sinnreich und gewichtig, wenn es gilt, mich mit Erzählungen, die Dich betreffen und entehren sollen, zu quälen. Ich gleiche einem armen Gefangenen, dessen Proceß geschlossen wurde und den die Justiz dem Scharfrichter überlieferte. Nur Henkersknechte umgeben mich, und jeder von ihnen martert mich auf seine Weise. Ich brauche sie Dir nur zu nennen, und Du wirst meine Quaalen fühlen; unter einem und demselben Dache mit mir weilen jetzt in täglichem, stündlichem Verkehr mein Gemahl, Saint-Mauris, Leocadie, welche Adelen ablöste, und Frau von Waldhoans, die auf

die erste Nachricht von meiner Entfernung nach Pontarlier eilte, um als eine gute Tochter ihren armen Vater zu trösten und sich seiner vollen Gunst wieder zu versichern. Es ist ein häßliches, intrigantes Weib, das sich von Saint-Mauris angelegentlich den Hof machen läßt. Wenn ich bei dem Ganzen nicht so sehr betheiligt wäre und die nöthige Ruhe des Geistes besäße, so könnte mir das Treiben dieser Myrmidonen, um mich Deines Ausdrucks zu bedienen, lebhaft ergetzen, und der tödtenden Langeweile und geistigen Leere in unserem Hause etwas Interesse und Reiz verleihn; aber ich bin wund an der ganzen Seele, und diese Menschen peitschen mich immer mit Nesseln.

Wenn ich nur erst Nachricht von Dir habe — diese Ungewißheit über Dein Schicksal martert mich am meisten; Saint-Mauris behauptet mit wichtiger Aufgeblasenheit, man werde Dich nach Joux bringen und wieder unter seine Botmäßigkeit stellen (dies sind seine eigenen Worte); er rühmt sich ferner, er habe jetzt vollkommen die Mittel in Händen, Dich zahm zu machen, und

werde dessen nicht ermangeln. Kennte ich Dich nicht, so würde ich zittern; aber da ich Deinen festen Entschluß weiß, so höre ich mit lächelnder Miene zu, so oft er dergleichen Prahlereien vorbringt, was übrigens täglich mehrere Male geschieht, und ärgere ihn dadurch nicht wenig. — Der liebe Gott wird es mir verzeihen, denke ich, es ist die einzige Rache, die ich an ihm nehme. — Neulich hatte er die Frechheit, mir zu sagen, es hänge jetzt von mir allein ab, Dir Dein künftiges Schicksal zu erleichtern. Diese schändliche Unverschämtheit empörte mich so, daß ich mich vergaß, und ihm mit flammenden Augen antwortete: Wenn ich ihm je aus solchen Rücksichten die mindeste Gunst gewährte, so verdiente ich nicht, Deine Geliebte zu seyn, und Du würdest ihn und mich bei der ersten Gelegenheit erdrosseln. Er verfärbte sich, wohl mehr über den drohenden Ausdruck meiner Züge, als über die Worte selbst, wollte jedoch seine Verlegenheit mit einem Gelächter und einer Pirouette verbergen, welche letztere ihm jedoch so mislang, daß er das Gleichge-

wicht dabei verlor, und sich nur mit Mühe an einem nahe stehenden Tische festhielt, der alte Geck. Wenn er mir nicht solchen Ekel einflößte, ich könnte ihn fast bemitleiden.

Methodischer und klüger geht die Waldhoans zu Werke, indem sie die Gelegenheit jeden Augenblick vom Zaune bricht, um mir angebliche Schlechtigkeiten von Dir zu erzählen; Dinge, die eine rechtliche Frau nicht einmal wissen, geschweige denn wiedersagen darf; aber sie scheint sich darin zu gefallen, und malt sogar die ärgsten Unschicklichkeiten, bei denen selbst ein Mann von Gefühl erröthen würde, mit den kindlichsten Nüancen aus. — Da dieselbe Komödie schon so oft von den verschiedensten Leuten in Pontarlier vor mir aufgeführt wurde, so magst Du Dir leicht denken, wie ich gar nicht, oder nur mit halbem Ohre hinhöre. — Was geht mich auch, falls sie wirklich die Wahrheit redeten, Dein früheres Leben an, Du wilder, leidenschaftlicher Mensch, ich liebe Dich, seitdem ich Dich kenne; Du hast Dich mir gegenüber stets edel und groß benommen; ich bin fest über-

zeugt, Du haſt nie anders gehandelt, und Du ſelbſt kannſt mir dieſen Glauben nicht nehmen, ſelbſt dann nicht, wenn Du mir auch ſchmeicheln und mich überreden wollteſt, Deine Liebe zu mir hätte Dich veredelt und gebildet, wie mich mein Gefühl für Dich.

Weit mehr, als Saint-Mauris und die Valdhoans ſind mir jedoch mein Gemahl und meine Schweſter zur Plage; ſie paſſen vortrefflich für einander, und es war wirklich der gröſte Misgriff, den je ein heirathsluſtiger alter Mann machen konnte, als er zwiſchen zwei Schweſtern die Wahl hatte, und das Weltkind der Frommen vorzog. Sie haben eine Betſtunde eingerichtet, an der das ganze Haus, Herren und Geſinde, bis auf den unterſten Küchenjungen herab, Theil nehmen muß; es wird ſogar ein Gebet dabei vorgetragen, das Monnier ſelbſt aufgeſetzt hat, und welches ſich allein auf mich bezieht. Wenn die ganze Sache nicht ſo dumm und abgeſchmackt wäre, ſo könnte ich darüber lachen; neulich dachte ich mir, welche Figur Du wohl ſpielen würdeſt, wenn

Dich das Loos träfe, in unserer andächtigen Versammlung eben dies Gebet vorlesen zu müssen. Was meinst Du dazu?

Schmerzlich werde ich Adelen vermissen, die leider heute Nachmittag abreisen wird, und mir versprochen hat, nicht eher zu ruhen, als bis sie diese Zeilen in Deine Hände brächte. Du wirst daraus ersehen, daß ich bereits wieder große Ruhe der Seele gewonnen habe, aber dennoch — Mirabeau, wenn dieser Zustand nicht bald endet, so gehe ich dabei zu Grunde. In einsamen Augenblicken beschwöre ich doch zu viel böse Geister herauf, und es wird mir schwer, das Daseyn zu ertragen, so lange noch Zweifel und Angst über Dein Schicksal mich bestürmen.

Lebe wohl; mein ganzes besseres Seyn zieht mit diesem Briefe hinüber zu Dir. O, wärest Du nur nicht fern; wie beneide ich jene Glücklichen, die Dich sehen, den Zauberklang Deiner Stimme hören; mit meinem Herzblut kaufte ich ihnen, wenn ich nur könnte, jene Seligkeit ab. Ich drücke Dich in langer Umarmung

an mein Herz. Licht meines Lebens, Seele meiner Seele, lebe wohl.

Sophie.

Mirabeau an Sophie.

Meine himmlische, angebetete Sophie, wie hat mich Dein Brief beglückt und mit ihm die Gewißheit, daß ich ungestört meine innersten Gedanken in Deine Seele gießen kann. Wie oft halte ich Dich in meinen Armen, presse Dich an mein Herz und rufe mir voll Entzücken jene seligen Stunden zurück, in welchen wir einander ganz angehörten. Kannst Du ohne mich leben, Sophie? Ich athme nur, ich träume, aber ich lebe nicht, mir ist die ganze Welt eine Oede, wo Du nicht bist. Warum zögerst Du noch, die verwerflichen, kleinlichen Bande zu zerreißen, welche Dich an Menschen fesseln, die Deinen Geist nicht verstehen, Dein Herz nicht begreifen, die Größe Deiner Liebe nicht zu em-

pfinden vermögen? Dort lebst Du unter Automaten; komm zu mir, ich bin ein Mensch; in meinen Armen findest Du allein Deine Welt; eine Welt, Deiner würdig, voll Freiheit, voll Liebe, voll groſser Gedanken und wahrer reicher Gefühle. Wenn Du noch länger in Pontarlier bleibst, eine Sklavin jenes erbärmlichen Greiſes, den ein einfältiger Prieſter nach den Vorſchriften ſeiner Kirche zu Deinem Gatten ſtempelte, der es aber nie geweſen iſt, nie ſeyn wird, nie ſeyn kann, ſo verſündigſt Du Dich an dem edleren Theile Deines Selbſt, an Deinem ſchönen, reichen Geiſte, welcher nothwendig in jenen unwürdigen Verhältniſſen, unter jenen kleinlichen Geſchöpfen erlahmen und abgeſtumpft werden muſs. Wie willſt Du das gegen Dich ſelbſt verantworten, meine Sophie, wie gegen mich, dem Du durch Deine Liebe ein unbeſtreitbares Recht darauf einräumteſt, der ich ſtolz bin auf ſolchen Beſitz, und ſeinen Verluſt nimmermehr ertragen würde? Darum fliehe, komm zu mir; wir ziehen in ein anderes Land, wo uns Niemand kennt, Niemand ſtört, wo

unſere Seelen in geiſtiger Freiheit gedeihn, unſere Liebe an unſeren Umarmungen erſtarkt.

Und warum wollteſt Du nicht entfliehen? Bedenke doch, meine Sophie, den reichen Tauſch, den Du machen würdeſt; bedenke doch, was Du dort aufgiebſt, was Du dagegen in meinen Armen findeſt; dort Dein unerträglicher Gatte, deſſen Leben, zäh wie das einer Kröte, noch lange Jahre Dir zur Laſt ſich hinziehen kann — hier, ich in voller Kraft der Jugend, des Geiſtes, der Liebe; glücklich, Dich zu beſitzen, und unerſchöpflich in Mitteln, Dir das zu beweiſen. Und geſetzt auch, Dein Gatte ſtürbe, was erwartet Dich dann? Deine hochfahrende Mutter, die Dich ſchon einmal gewaltſam um das Glück Deiner Jugend betrogen, würde Dir kein freies Wittwenthum gewähren, ſondern entweder, ſo wie es nur der Anſtand erlaubte, augenblicklich danach ſtreben, der Ehre ihrer Familie durch eine neue Vermählung mit irgend einem abgeſtandenen Alten, verzeih den Ausdruck, friſchen Glanz zu verleihen, oder auch Dich zwingen, ihr Haus zu Deinem Wittwenſitz zu

machen, und Dich wie ein unwürdiges Kind behandeln.

Du erschrickst vielleicht vor dem raschen, gewaltigen Schritte; Du wagst nicht, so der Welt zu trotzen, und willst lieber leiden, als handeln; aber leidend, meine himmlische Freundin, unterliegst Du, auf langsame Folter gespannt, doch zuletzt, und handelnd wirst Du glücklich, wirst Du frei. Auch, wenn Du es recht bedenkst, ist jener Schritt so furchtbar nicht, er ist nur die letzte Sprosse einer Leiter, von der Du die vorhergehenden schon längst überschrittest; sie führt Dich zur Seligkeit. Betrachte nur, was wir schon gethan haben; wir sind Beide vermählt, haben uns unsere Liebe gestanden, gehören einander ganz, haben es vor der Welt nicht verheimlicht, den Menschen, den Gesetzen offenbar getrotzt. Was ist's denn nun weiter, als daß wir dem mit unserer Unterschrift versehenen Documente noch unser Siegel aufdrücken. — Die Vernünftigen haben das längst von uns erwartet, und die Dummen, was kümmern uns die?

Mein Plan iſt, ſo bald wie möglich, nach Holland zu gehen, vielleicht von dort nach Indien; ich will meinem wahnſinnigen Vater, meinem ſtumpfſinnigen Vaterlande zeigen, welchen Mann ſie in mir verlieren. Aber ohne Dich, Sophie, bin ich Nichts; Du biſt der electriſche Funke, der alle Kräfte meiner Seele reizt und belebt; auf Dich ſind alle meine Hoffnungen gegründet; ohne Dich iſt mir das Leben eine drückende Laſt, und mich wandelt oft der Kitzel an, es von mir zu werfen, und mich wieder in das Chaos zu tauchen, aus dem mich der Zufall herausgriff und geſtaltete. Du allein feſſelſt mich an das Daſeyn, und mit Dir bin ich ein wahrhafter König der Erde. Willſt Du Dich noch weigern, mit mir zu entfliehen? Deine Antwort entſcheidet über meinen längeren Aufenthalt in Dijon; der Miniſter ſcheint es in ſeiner Menſchenfreundlichkeit zu wünſchen, daß ich Frankreich verlaſſe; de Changey hat mir ein Zimmer im Schloſſe angewieſen und mich unmittelbar der Aufſicht des Schloßhauptmanns übergeben, damit mich kein perſönliches Ver-

ſprechen mehr binde, und meine Flucht kein Treubruch gegen einen Mann von Ehre ſei. — Mein Plan iſt reif. Der Marquis de Merville, ein trefflicher Mann, der würdigſte Freund Deines verſtorbenen Vaters, nimmt ſich lebhaft meiner an, und hat mir ſeine volle Unterſtützung zugeſagt.

Nun, Sophie, beweiſe, daß Du mich liebſt; noch mehr, daß Deine Liebe ſtärker iſt, als Du ſelbſt. Dieſer Brief ſei ein Zauberruf, dem Du wider Deinen Willen folgen mußt. — Ich zweifle keinen Augenblick an Deinem Entſchluß, ſo groß iſt meine Liebe, ſo unbeſchränkt mein Vertrauen zu Dir. — So wie ich Deine Antwort habe, werde ich Dir das Nähere ſchreiben.

Verbrenne dieſen Brief; ſein Inhalt iſt zu heilig, als daß er je von profanen Augen geſehen werden dürfte. Dein Gabriel hat ſein ganzes Herz in ihm niedergelegt; ſein Herz, Dein unveränderliches Eigenthum. — Lebe wohl, lebe wohl, ich umarme Dich mit wilder Gluth; ich bedecke Dich mit Küſſen, mir ſchwinden

die Sinne an Deinem Herzen; noch ein Mal: Lebe wohl.

Mirabeau.

Sophie an Mirabeau.

Alles zittert an mir, seitdem ich Deinen Brief gelesen, den ich vor einer halben Stunde empfing; ich bedarf der Zeit, um mich zu sammeln, um Dir mit aller Ueberlegung, die ein so wichtiger Schritt fordert, zu antworten. Fragte ich nur mein Herz, so würde ich Pontarlier im nächsten Augenblick verlassen und zu Dir eilen, wo Du auch wärest. Doch, mein Geliebter, laß mich es Dir nicht verschweigen, eine Stimme in meinem Inneren, die ich nicht zu erklären, nicht zu beschwichtigen weiß, redet lebhaft dagegen. Ich kann Dir keine Gründe aufstellen, weiß die Deinigen nicht zu widerlegen, ja ich bin sogar fest überzeugt, wenn ich von Deinen Lippen, Aug' im Auge, hörte, was ich so eben in Deinem Briefe las, ich

würde nicht länger widerſtreben können, und im nächſten Augenblicke mit Dir, Hand in Hand, aus dem Hauſe, aus Pontarlier, aus Frankreich gehen, ohne einen Blick auf das, was ich verließ, zurückzuwerfen. Und doch kann ich mich nicht entſchließen. Iſt es weibliche Schwäche, iſt es Schüchternheit, ich weiß es nicht — aber ich kann nicht. Tauſend Zweifel beſtürmen, furchtbare Angſt quält mich — ich habe hier Niemanden, der mir rathen, der mir helfen kann. — O Gabriel, ich bin doch ein recht unglückliches Weib.

Und wenn ich nun ginge — was würde da aus dem armen alten Monnier? Er quält mich doch nur, weil er es auf ſeine Weiſe gut mit mir meint, und dafür verdient er doch nicht, daß ich ihn, der ſo ſehr der Pflege bedarf, herzloſen, kalten Menſchen überlaſſe, die nur der Eigennutz treibt, ſich ſeiner anzunehmen. Wie lange kann er noch leben? Die Waldhoans liebt ihn nicht, wie eine Tochter ihren Vater lieben ſoll, das hat ihr früheres Leben bewieſen. Bezahlte Wärter würden ſein Sterbela-

ger umringen — das wäre die Frucht des ganzen langen Lebens für den armen alten Mann. Als er ſich mit mir vermählte, hatte er das Vertrauen zu mir, ich würde dankbar ſeine Neigung erwiedern. — Er hat in dieſer Hinſicht eine ſchmerzliche Täuſchung erfahren — wenn er auch keinen Dank von meiner Seite erntet, darf ich ihn doch nicht mit ſchnöder Undankbarkeit vergelten, was er gethan und gehofft. — Seine Tage ſind gezählt — darum laß mich bei ihm bleiben, bis der Tod ſeine Augen ſchließt — dann habe ich keine Pflichten mehr, dann bin ich ganz Dein.

Sieh, mein Einziger, weiter habe ich Dir keine Einwürfe zu machen — ich zaudere ja nicht um meinetwillen — aber Eigennutz war nie in der Seele Deiner Sophie — und ſoll ich jetzt eigennützig werden, um wenige Tage zu gewinnen?

Gewiß zürnſt Du mir ob dieſer Zeilen — und doch, Du kannſt es nicht, wenn Du Dir recht lebhaft mein Bild und meine Lage vor die Seele rufſt. — Ich habe Dir bewieſen, wie

unaussprechlich ich Dich liebe. Du begehst eine Sünde an mir, wie an Dir selbst, wenn Du auch nur einen Augenblick daran zweifeln wolltest. O, antworte mir sogleich, und habe Mitleid mit meinem Zustande. Wärest Du hier, dann wäre Alles gut. Unveränderlich die Deine.

Sophie.

Mirabeau an Sophie.

O meine Sophie, wie liebe ich Dich, wie bewundere ich Dich, ſeit Deiner Antwort auf meinen ungeſtüm drängenden Brief; könnte ich doch jedem Buchſtaben in dieſen Zeilen den Stempel meiner Verehrung vor der Größe Deiner Geſinnungen einprägen, damit Du die Hochachtung ſäheſt, die mein ganzes Weſen empfindet, wenn ich Deiner gedenke. Solche Güte des Herzens iſt mir noch nie erſchienen, und es erfüllt mich mit Jubel, wenn ich mir ſage: dies Herz iſt Dein Eigenthum, es liebt Dich unausſprechlich. Ich drücke Dich mit heißem Entzücken an die Bruſt.

Nun laß mich Dir auf Deinen Brief redlich antworten, was ich darüber denke. Wir wollen vergeſſen, wie ſehr wir Beide dabei betheiligt ſind, und es mit Ruhe betrachten, als wäre es eine fremde Angelegenheit, über die wir unſere Meinungen austauſchten. Vergiß einen Augenblick Deine Lage, Deine Geſinnungen und

Empfindungen; bilde Dir ein, Du fragteſt Deine vertraute Freundin, was ſie von ſolchem Entſchluſſe meinte. Sie würde Dir antworten, denn ſonſt wäre ſie nicht Deine Freundin, ſonſt hätteſt Du ſie nicht gewählt, »der Entſchluß iſt edel, und ſolche Selbſtopferung findet ihren hohen Lohn in ſich.« Aber Gründe vermöchte ſie Dir nicht anzugeben, und was ihr Herz ſpräche, reichte nicht als Grund hin. — Nun fragſt Du den treuen, zuverläſſigen, leidenſchaftsloſen, welterfahrenen Freund, und ſiehe, deſſen Antwort würde ganz anders lauten.

Sie würde ungefähr lauten: Unterſuche wohl, ob das Opfer, das Du bringſt, auch wirklich verdient, gebracht zu werden. Und was kannſt Du darauf erwiedern, meine Sophie? Durchlies mein voriges Schreiben noch ein Mal, und erwäge es wohl; Du wirſt finden, daß ich mich in Deine Seele hineingedacht habe, und allen jenen Zweifeln begegnete.

Dann entſcheide, feſt und beſtimmt. — Du entſcheideſt über Leben und Tod Deines Geliebten — aber ich beſchwöre Dich, Dein Ent-

ſchluß ſei unwiderruflich; längeres Schwanken vermöchte ich nicht zu ertragen.

Mein Schickſal neigt ſich ſeiner Wendung. Lamoignon de Malesherbes verläßt das Miniſterium; er vermag nichts für mich zu thun, und hat mir wiederholt gerathen, in fernen Landen das zu ſuchen, was mir in Frankreich wahnſinnige Verwandte und unglückliche Verhältniſſe verſagen. Dem Schloßhauptmann iſt offiziell angezeigt worden, er werde nächſtens Befehl zu meiner Verſetzung bekommen. Du wirſt verſtehen, was damit gemeint iſt.

Ich erwarte nur noch einen Brief von Dir, — den letzten. Dann gehe ich durch die Schweiz, für's Erſte nach Holland.

Werde ich Dich je wiederſehen? Werde ich fern von Dir, für immer fern, mein Daſeyn ertragen können? — Ich zweifle. — Mir iſt, als ſtände ich am Rande eines Abgrundes. — Doch wie auch die Würfel fallen, im Leben und Tod unveränderlich Dein.

Mirabeau.

Sophie an Mirabeau.

Du haſt geſiegt; ich komme, ich gehe mit Dir, wohin es auch ſei. — Ich fühle nur zu deutlich, ich würde unter dieſen kalten, herzloſen, berechnenden Menſchen zu Grunde gehen. — Wenn ich ein Opfer bringen muß, ſo ſei es Dir gebracht, Dir, der mich liebt, mich verſteht, den ich verſtehe und liebe. Mirabeau, ich gebe mich jetzt ganz in Deine Hände. — Gewiß, Du wirſt mich nie verlaſſen.

Ich ſchreibe dieſe Zeilen flüchtig mit Bleiſtift; auf der Waldheans Betrieb hat mir Monnier geſtern, kurz vorher, ehe Dein Brief kam, meine Schlüſſel abgefordert, und ich bin nicht mehr Herr über meine eigenen Sachen. Meinen Schmuck und das wenige Geld, das ich beſaß, hat er mir ſchon längſt genommen; jetzt geht die Jämmerlichkeit ſo weit, daß ich von ihm ſogar meine Kleider, meine Wäſche erhalte; es ſind lauter neue Domeſtiken angenommen; jeder Kommende muß erſt bei ihm

oder bei jder Waldhoans gemeldet werden, und wenn es ein Bauer iſt, der Wildpret in die Küche liefert. — Es empört mich, alle dieſe verhaßten Jämmerlichkeiten niederzuſchreiben; ſie ſind es nicht werth.

Trotz dem, daß ſie die treue Barbaud mit Spionen umlagern, iſt es derſelben gelungen, mit mir in Verbindung zu bleiben; durch ihre Vermittelung erhältſt Du dieſen Brief, ſowie die vorigen. Sie iſt entſchloſſen, mir in Allem beizuſtehen, was ich auch unternehmen möge; Du weißt, wie zuverläſſig ſie iſt.

Nie habe ich ſo die Minuten gezählt, als ich es jetzt bis zur Ankunft Deiner Antwort thue. Jetzt, mein Gabriel, bin ich ganz Dein Eigenthum, wie es mein Herz ſeit dem erſten Augenblicke unſerer Liebe war. Ich flehe den Himmel an, daß er unſeren Plänen Gelingen ſchenke.

Sophie.

Mirabeau an Sophie.

Im Taumel des Entzückens, in das mich Dein herrlicher Brief versetzte, schreibe ich Dir augenblicklich. O, meine Sophie, meine angebetete Freundin, wie glücklich werden wir seyn, wie unaussprechlich glücklich; eine himmlische Zukunft zeigt sich vor unseren Blicken. Wie ein unbändiges Kind tobe ich vor Lust in meinem Zimmer, springe zehn Mal vom Stuhle auf, und kann mich vor Freude kaum fassen. O Sophie! Sophie!

Ich habe einen Gang ins Freie gemacht, habe meine Seligkeit den Wolken, den Bäumen, den Blumen zugejauchzt, und kehre jetzt etwas gesammelter zurück, um diesen Brief, der der letzte an Dich aus Dijon seyn wird, niederzuschreiben. Ich sende ihn mit einem expressen Boten an die Barband ab, um sicher zu seyn.

Nun höre meinen Plan. Du mußt allein entfliehen; es wäre zu gefährlich in jeder Hinsicht, wenn ich nach Pontarlier käme; nur zu

leicht könnte ich Saint-Mauris in die Hände fallen, und geſetzt auch, wir entſchlüpften glücklich, ſo hätten unſere Feinde zu ſehr die Mittel in Händen, mich als Deinen Entführer zu verfolgen, und ſelbſt von einer fremden Regierung unſere beiderſeitige Auslieferung zu erlangen. Ferner bin ich, obwohl Freunde und Gönner hier meine bevorſtehende Flucht muthmaaßen, doch der Verhältniſſe wegen genöthigt, dieſelbe vor den Leuten zu verbergen, und dieſe wenigſtens dem Anſcheine nach zu täuſchen. Auf Nebenwegen werde ich nach Neufchatel in der Schweiz gehen, ohne das Gebiet von Pontarlier zu berühren, und dort vom Sonntage über acht Tage an im Wirthshauſe zu den drei Löwen verweilen, bis Du zu mir kommſt. Dein heller Geiſt wird Dir ſchon die Mittel zeigen, wie Deine Flucht ins Werk zu ſetzen iſt. Der Ueberbringer dieſes Briefes, ein zuverläſſiger, gewandter Mann, bleibt heimlich bei der Barbaud, ganz zu Deiner Diſpoſition, und wird Dir ein ſicherer Begleiter ſeyn. — Du findeſt mich unter dem Namen Riqueville.

Wende List gegen schändliche Gewalt an, und bemächtige Dich Deines Schmuckes, Deiner Sachen; Du thust Niemanden Unrecht dadurch, und die Nothwendigkeit gebietet es.

Noch wenige Tage, meine Sophie, und wir sind die Glücklichsten auf Erden. Ich baue auf Deine Festigkeit und Klugheit, wie auf mich selbst.

Mirabeau.

Sophie an Mirabeau.

Gabriel, ich komme; keine Macht der Erde soll mich abhalten, und müßte ich mich durchbetteln bis zu Dir. Mein Anschlag muß gelingen. In wenigen Tagen umarmt Dich Deine Sophie.

P. S. Denke Dir, es ist eine Lettre de Cachet gegen mich im Werk auf Saint-Mauris Anstiften.

11.

Von Herrn de Changey, der sich überhaupt ihm fortwährend sehr wohlwollend bewiesen hatte, unterstützt, setzte nun Mirabeau in den nächsten Tagen seine Pläne ins Werk. Das Einzige, was er vorzüglich befürchtete, war, Sophiens persönliche Freiheit möchte so beschränkt seyn, daß es ihr unmöglich falle, zu entfliehen. Es lag ihm daher vor allen Dingen daran, sich Gewißheit über ihre Verhältnisse in Pontarlier zu verschaffen, und er schlug deshalb kühn und rasch, wie er war, den kürzesten und sichersten Weg ein, indem er sich eines Morgens zu dem Präsidenten de Ruffey begab, und diesen, in seinem Studirzimmer mit dem Entziffern einer antiken Inschrift beschäftigt, überraschte. Der Präsident schien eben so unwillig über die Störung selbst, als über den Störenden zu seyn, und empfing daher Mirabeau sehr gemessen und kalt, ihn kaum zum Niedersitzen nöthigend; aber dieser wußte so gewandt auf das Lieblingsthema

des Herrn de Ruffey, die Alterthumskunde, einzugehen, und ein so groſses Interesse für die Denkmäler aus den Zeiten der Römer, um die sich zu bekümmern ihm früher nie eingefallen war, zu heucheln, daß de Ruffey allmählig immer freundlicher ward, und sogar auf seine Weise Wohlgefallen an ihm fand. Geschickt leitete Mirabeau endlich das Gespräch auf seine bevorstehende Versetzung, und bemerkte, der Zweck seines Besuches sei eigentlich, dem Präsidenten seine Hochachtung zu bezeigen, ihn um Verzeihung zu bitten für die vielen Unannehmlichkeiten, als deren Quelle er sich leider zu betrachten habe, und ihm auf das Wärmste zu danken für die humane Behandlung und die Güte, mit der er alle weitere Verfolgung aufgegeben habe. Dies ermangelte nicht, ihm de Ruffey's Gunst in hohem Grade zu erwerben, so daß derselbe in seiner Beschränktheit ihn zuletzt fragte, ob er vielleicht irgend etwas in Pontarlier für ihn thun könne, da er in spätestens drei Wochen dahin abreisen werde. So überrascht auch Mirabeau von dieser Nachricht ward,

so dankte er doch in schlauer Verstellung ganz unbefangen, und lehnte das freundliche Anerbieten mit der Bemerkung ab, er sei durchaus gesonnen, alle seine Verhältnisse dort abzubrechen, weil er auch den geringsten Umstand vermeiden wolle, durch den die Ruhe der Frau von Mennier gestört werden könne. — »Das ist allerdings sehr ehrenwerth gedacht und gehandelt,« erwiederte der Präsident; »aber meine Frau Schwester wird bald die längste Zeit dort gewesen seyn; gestern erhielt ich einen Brief von ihr, worin sie sich mit Gründen über die Extravaganzen meines Schwagers beklagt, den sein hohes Alter wirklich kindisch zu machen scheint, wenigstens ist er sehr schwach, und läßt sich ganz von seiner Tochter, der Frau von Valdhoans, leiten. Denken Sie sich, er hat die Unverschämtheit gehabt, einer Tochter aus dem Hause de Ruffey die Schlüssel wegzunehmen, so daß sie nicht einmal über ihre Leibwäsche verfügen kann, und geht sogar damit um, sich mit einer Lettre de Cachet zu versehen. Eine Lettre de Cachet gegen eine Ruffey! begreifen Sie

das?« — »Es ist unerhört, abscheulich, empörend,« entgegnete Mirabeau mit dem Tone des tiefsten Unwillens; »man sollte dem kindisch gewordenen Greise einen Vormund geben.« — »Das ist unsere Sache nicht,« versetzte de Ruffey, und zog, wie gewöhnlich, die Augenbrauen in die Höhe; »aber ich werde, sobald die Gerichtsferien beginnen, selbst nach Pontarlier gehen, und Madame de Monnier, von ihrer Schwester, Demoiselle Leocadie de Ruffey, begleitet, für's Erste von ihrem Manne fort und wenigstens so lange in ein Kloster bringen, bis dieser fest gelobt, ein anderes Betragen anzunehmen.«

Die alte Frau von Ruffey trat in diesem Augenblicke unangemeldet bei ihrem Sohne ein. Sie stutzte, als sie Mirabeau erblickte, betrachtete ihn schweigend mit Erstaunen und Unwillen, und wandte sich, um das Zimmer stillschweigend wieder zu verlassen. Mirabeau ging rasch auf sie zu, ergriff ihre Hand gegen ihren Willen, führte dieselbe ehrerbietig an seine Lippen, und sagte: »O, wenden Sie sich nicht

so von mir, verehrteste Frau; Sie sehen mich vielleicht zum letzten Male in unserem Leben; soll ich die Erinnerung an Ihren Zorn mit mir in den engen Kerker nehmen, der mich erwartet? Nur zu schmerzlich bereue ich das Unheil, das meine wahnsinnige Leidenschaft für Ihre edele Tochter über Sie und die Ihrigen gebracht hat. — Ach! warum ist Sophie so liebenswürdig! Können Sie mir verzeihen, Mutter des edelsten Weibes, wenn ich Ihnen sage, daß ich nur hierher kam, um Ihren würdigen Sohn von der Lauterkeit meiner Gesinnungen zu unterrichten, ihm zu versichern, daß ich für immer jedes Verhältniß abgebrochen habe, das nur im Mindesten die Ruhe der Frau von Mannier stören könnte, und ihn anzuflehen, mein Fürsprecher bei Ihnen und bei den Ihrigen zu seyn.«

Er sprach diese Worte mit einem so weichen Tone der Stimme und so ausdrucksvollen Mienen, denn seine Phantasie beherrschte stets alle seine Organe in solchem Maaße, trotz des klarsten Bewußtseyns der Lüge, daß die alte

Frau de Ruffey ihm nicht ohne Rührung zuhörte. Ihr Sohn nahm nun das Wort und versicherte sie der Aufrichtigkeit von Mirabeau's Gesinnungen. Wie ein hülflos Flehender stand er gebeugt vor ihr. »Gehen Sie,« sagte sie endlich, »ich verzeihe Ihnen, obwohl Sie mein Mutterherz schwer verwundet haben; suchen Sie wieder gut zu machen, was Ihre aufbrausenden Leidenschaften sündigten; möge das Schicksal Ihnen nie den Schmerz vergelten, den Sie Anderen bereiteten. Leben Sie wohl.«

Sie reichte ihm nun freiwillig ihre Hand, die er noch ein Mal ehrerbietig küßte; dann umarmte er den Präsidenten, der sich das mechanisch gefallen ließ, und eilte nun davon, froh über das glückliche Gelingen seiner List. Er wußte jetzt, daß er in den nächsten Tagen nichts für Sophie zu befürchten habe, und machte sich rasch ans Werk, um seine heimliche Abreise zu beschleunigen.

Sein nächster Weg war zu dem Herrn de Merville, dem er sein Vorhaben mittheilte. Dieser schoß ihm die nöthige Summe vor, und

erbot sich, ihn, als einen Bedienten verkleidet, mit eigenen Pferden bis an die Grenze zu bringen. Mirabeau nahm das freundliche Anerbieten dankbar an, und lud ihn darauf für den folgenden Tag zum Mittagsessen im Wirthshause zum goldenen Löwen ein. — »Aber ich meinte, wir wollten schon heute Abend fort,« sagte Merville ganz erstaunt. — »Allerdings,« entgegnete Mirabeau; »und eben deshalb sind Sie freundlich von mir auf morgen Mittag eingeladen. — Sie finden den Herrn de Changey, den Schloßhauptmann, den Capitain de Ravannes, den Marquis de Cluneville und noch einige andere Freunde, so wie z. B. den Oberrichter, Herrn Dessallen, dort.« — »Ja,« versetzte Jener, »nun verstehe ich; wann haben Sie diese Herren einladen lassen?« — »Vorgestern,« lautete die Antwort, »wo ich auch schon das Diner bei dem Wirthe bestellte und die Hälfte des Betrags voraus bezahlte.« — »Nun, wohl; ich werde mich einstellen, und erwarte Sie heute Abend um Sonnenuntergang, so daß wir unsere Partie de Plaisir vor Thorschluß machen können.«

Von dort eilte Mirabeau zu Legai, den er in seiner Academie, wie der Fechtmeister preciös seinen Saal zu nennen pflegte, fand, damit beschäftigt, einige abgebrochene Fleurets mit neuen Klingen zu versehen. »Ich habe Ihnen noch immer nicht danken können für die viele Mühe, die ich Ihnen verursacht, bester Legai, und komme, Sie zu ersuchen, mich von dem Betrag meiner Schuld zu unterrichten,« sagte er, ihm freundlich auf die Schulter klopfend. — »O, das ist ja nicht der Rede werth,« erwiederte dieser mit vielen Verbeugungen. — »Doch, doch, sagen Sie nur, wie viel beträgt Ihre Forderung.« — »Nun, wenn Sie durchaus befehlen, Summa Summarum, sechszig Livres.« — »Hier sind sie; doch unter der Bedingung, daß Sie augenblicklich zum Herrn Desfallen, dem Oberrichter, so wie zu dem Herrn de Changey, dem Commandanten von Dijon, gehen, und diesen Herren sagen, ich sei Ihnen sechshundert Livres schuldig, die Sie mir baar geliehen, und die ich Ihnen versprochen, binnen vierzehn Tagen, wo ich Geld von meinem Vater

erwartete, zu bezahlen. Sie stellen sich sehr besorgt um Ihre Forderung, und fragen beide Herren dringend, ob meine Versetzung auf eine andere Festung nicht frühe Statt finden werde, und ob es wahr sei, daß ich von meinem Vater Geld erwarte. Dasselbe erzählen Sie allen Ihren Scholaren, überhaupt, wem Sie wollen. Sie verbinden mich sehr dadurch. Wollen Sie es thun?«

»Mit dem größten Vergnügen,« erwiederte Legal, der mit seltener Hast die Goldstücke, welche Mirabeau ihm gegeben, in Sicherheit brachte; »mit dem größten Vergnügen,« fuhr er fort. »Die boshaften Kleinstädter hier halten mich für einen armen Schlucker, der nicht im Stande ist, die Miethe für seine Academie zu bezahlen; jetzt will ich ihnen beweisen, daß ich ein Mann bin, der das Geld bei Hunderten wegleiht, und Grafen und Marquis, seinen verehrten Freunden, zu jeder Zeit mit seinem kleinen Vermögen dient. — Aber, setzte er nach einer Pause hinzu, darf ich mich erkühnen, zu fragen, was Sie eigentlich damit bezwecken?«

»Warum nicht,« sagte Mirabeau gleichgültig; »vor Ihnen, mein zuverlässiger Freund, habe ich keine Geheimnisse. Sehn Sie, Geld von Ihnen geborgt, ist eine Ehrenschuld, wenn es je welche gab, und nur durch solche Mittel kann ich meinen hartherzigen Vater zwingen, daß er für meine Bedürfnisse sorgt. Aber, ich muß fort; ich muß fort; ich kann mich doch darauf verlassen, daß Sie diese Gefälligkeit für mich haben?«

»Jean Marie Claude Amand Legai hat noch nie sein Wort gebrochen,« versetzte der Fechtmeister stolz. »Ich gehe auf der Stelle zu jenen beiden Herren.«

»Ich überlasse das Weitere Ihrer Klugheit, mein würdiger Freund. Auf Wiedersehen.«

Legai begleitete ihn geschmeichelt und entzückt, mit vielen Verbeugungen, bis auf die Straße, und wandte sich, als Mirabeau kaum den Rücken gewendet, auch sogleich an seinen Nachbar, einen Barbier, der vor seiner Hausthür stand, um diesem brühwarm zu erzählen, der vornehme Herr, welchen er so eben verab-

schiedet, schulde ihm sechshundert Livres, und sei außer Stande, sie ihm gegenwärtig zu bezahlen. »Es ist der Chevalier, oder richtiger der Comte de Mirabeau, mein Schüler und guter Freund,« setzte er wichtig hinzu. — »Das ist erstaunlich,« sagte der Barbier, bedächtig eine Prieſe nehmend, und mit gestrecktem Halse dem vornehmen Herrn nachsehend, bis dieser um die Ecke bog.

Mirabeau begab sich jetzt nach seiner Wohnung im Schlosse, und ließ, sobald er dort angekommen war, die kleine Lolo zu sich bescheiden. Diese säumte nicht, sich einzustellen, und brachte des Scheines wegen Wäsche für ihn, die sie ihm ausgebessert hatte, mit. — Das arme Ding war ihm wirklich von ganzem Herzen geneigt, und zerfloß in Thränen, als er ihr sagte, daß er jeden Augenblick erwarten müsse, fort und nach einer Festung gebracht zu werden. Der Freiheit beraubt zu seyn, schien ihr das schrecklichste Unglück. »Ach! ich armes Ding kann leider nichts für Sie thun; wäre ich eine vornehme Dame, da sollte Ihnen wohl geholfen werden!« sagte

sie schluchzend. Er nahm sie in die Arme und suchte sie zu trösten; aber sie entwand sich seinen Liebkosungen, indem sie meinte, daß dazu jetzt keine Zeit sei. Mirabeau ließ jedoch nicht ab, bis sie ihm Alles gewährt, und als sie nun in süßem Vergessen an seinem Halse hing, da sagte er: »Lolo, Du mußt mir einen großen Gefallen thun.« — »Mit tausend Freuden, mein Einziger,« erwiederte sie. — »Kommst Du noch mitunter zur Frau von Ruffey?« — »Fast täglich; sie hat mich vorhin noch rufen lassen, und ich will zu ihr, wenn ich von Dir gehe.« — »Weiß sie, daß Du mich kennst?« — »Ja wohl; sie ahnt aber nicht, daß ich um Dein Verhältniß zu ihrer Tochter weiß.« — »Das ist jetzt ganz getrennt, mein Kind, und gerade davon möchte ich die alte Präsidentin auf eine schlagende Weise überzeugen, wozu Du allein mir behülflich seyn sollst.« — »Herzlich gern; aber wie?« — »Du hast weiter nichts zu thun, als ihr zu erzählen und zu klagen, ich stellte Dir so entsetzlich nach, und wollte Dich durchaus überreden, mich in Männerklei-

dung als mein Diener nach Dourlens zu begleiten; dabei hast Du obendrein die beste Gelegenheit, Deine felsenfeste Tugend in das schönste Licht zu stellen.« — »Das soll geschehen, verlaß Dich auf mich — ich will mich in Klagen ergießen, und die Alte, die mich für einen Tugendspiegel hält, bitten, mich in ihren Schutz zu nehmen. — Uebrigens, wenn das Dein Ernst ist, bestes Herz, mich mitzunehmen, so bin ich dazu bereit; ich gehe mit Dir durch die ganze Welt, und Du sollst einmal sehen, wie prächtig mir Eure Kleidung steht; ich sehe darin aus wie ein junger lockerer Bursche von sechszehn Jahren; alle Mädchen werden sich in mich verlieben. Ach ja, bitte, nimm mich mit, ich bin des Lebens in Dijon herzlich müde, und habe große Lust, die Welt zu sehen.« — »Dazu kann Rath werden, liebes Kind,« erwiederte Mirabeau mit einer Miene, als läge ihm selbst viel daran. »Aber,« setzte er hinzu, »nun laß uns gehen; ich muß noch, ehe es dunkel wird, einen nothwendigen Besuch machen, und Du darfst doch nicht zu spät zur Frau de Ruffey

kommen. Morgen erwarte ich Dich nicht; es könnte zu sehr auffallen, wenn Du alle Tage kämst, aber übermorgen bin ich den ganzen Nachmittag allein zu Hause, da bleib mir ja nicht aus. Hörst Du?«

Sie versprach es ihm mit einem Kuß und trippelte fort. Er sah ihr lächelnd einen Augenblick nach, dann packte er seine Papiere zusammen, verbrannte das Ueberflüssige, und vorzüglich Sophiens Briefe, obgleich diese in einer eigends von Mirabeau schon zu Pontarlier erfundenen Chiffreschrift abgefaßt waren, siegelte das Paket ein und steckte es zu sich. Außerdem versah er sich nur mit so vieler Wäsche, als er bequem in seinen Taschen fortbringen konnte, und ließ alle seine anderen Effecten in der größten Unordnung in seinem Zimmer liegen. Es gelang ihm, unbemerkt aus dem Schlosse zu entkommen, und eben so Merville's Wohnung zu erreichen. Hier warf er sich in die Livree eines Bedienten, packte seinen Anzug sorgfältig in ein Mantelsäckchen zu andern Kleidungsstücken, welche der gefällige Freund ihm

besorgt hatte, und verließ bei einbrechender Dunkelheit, seinen Platz neben dem Kutscher einnehmend, Dijon. — Am folgenden Tage erreichten sie, da sie Pontarlier vermieden und einen längeren Umweg gemacht hatten, die Grenze. Hier nahm Mirabeau, wunderbar ergriffen, Abschied von Merville, drückte ihm schweigend zu wiederholten Malen an sein Herz, warf einen ausdrucksvollen Blick nach der Seite seines Vaterlandes, das er vielleicht auf immer verließ, und eilte dann auf Postreitpferden, wie das damals noch Sitte war, unaufhaltsam nach Neufchatel, wo er in kurzer Zeit glücklich ankam.

12.

Die gewünschte Vereinigung gestaltete sich jedoch nicht so schnell, als es Mirabeau's Ungeduld wünschte. Von Polizeispionen, welche sein Vater besoldete, verfolgt, trieb er sich mehrere Monate, diese durch Kreuz- und Queerzüge irre führend, in der Schweiz und der Provence umher. Endlich gelang es den Liebenden, den gefaßten Plan in Ausführung zu bringen. Ueber Nizza, Turin, den großen Sanct Bernhard eilte er nach Vervieres, einem Pontarlier zunächst liegenden Dorfe auf dem Gebiete Helvetiens, und langte dort am 23. Juli 1776 an, die Geliebte erwartend.

Mehrere Tage vergingen und noch immer war weder Sophie, noch selbst Nachricht von ihr eingetroffen; Mirabeau verzehrte sich fast vor Ungeduld, seine rastlos arbeitende Phantasie quälte ihn unaufhörlich, indem sie ihm tausend unglückliche Ereignisse heraufbeschwor, welche das holde Weib möglicher Weise betroffen haben

konnten. Er entwarf tausend Pläne, sich Gewißheit zu verschaffen, und verwarf sie wieder; wohl zehn Mal des Tages ging er vor das Dorf, nach der französischen Grenze zu, und kehrte eben so oft noch trostloser, als er seine Wohnung verlassen, wieder zu derselben zurück. Von seiner Stimmung mögen folgende Verse, welche er, um sich selbst zu beschwichtigen, niederschrieb, eine deutliche Rechenschaft geben.

Meine Qualen kann ich Dir nicht schildern,
Dein zu harren, wo Du nicht erscheinst;
Du allein kannst meine Leiden mildern,
Wenn im Geist Du Dich mit mir vereinst.
Rastlos streif' ich durch die öden Gassen,
Meine Wünsche toben vor mir her,
Dir entgegen, drängen Dich zu fassen —
Ach, stets kehr' ich einsam und verlassen,
Und die Angst drückt mir die Brust so schwer.

Niemand kennt mich hier; ich bin geborgen
Vor den Feinden — könnte glücklich seyn,
Da umklammern mich von Neuem Sorgen,
Und mit wildem Schmerz gedenk' ich Dein.
Harren — welche feindlichen Dämonen
Haben diese Höllenquaal erdacht?

Lieber kämpfen mit den Millionen,
Die Ergebung uns mit Haß belohnen,
Als in Zweifeln so den Tag verbracht.

Täuscht der Tag mich noch durch fremdes Leben,
Wird mir furchtbar erst die öde Nacht,
Wo ich meinem Selbst ganz hingegeben,
Die Minuten zählend, stets gewacht.
Alle meine Sinne toben, wüthen,
Alle meine Nerven sind gespannt;
Meine Phantasie treibt rastlos Blüthen,
Bilder, die mich sonst mit Lust durchglühten,
Wenn ich mich in Deinen Armen fand.

Aber jetzt, — Du sollst es nicht empfinden,
Darum schweig' ich Dir von meiner Pein.
Ach — erwachen, Dich, Sophie, nicht finden,
Und doch immerdar nur bei Dir seyn? —
Bange Furcht zerreißt mir wild die Seele —
Daß Gefahr, daß Elend Dich bedroht —
Tausendfaches, das ich mir verhehle —
Eins nur giebt es, das ich mir erwähle,
Wenn Du fern bleibst: — einen raschen Tod.

Ja, den Tod — den Tod — wer will's verwehren?
Wenn das Leben selbst Dich mir versagt;
Laß in's alte Nichts zurück mich kehren,
Wo kein zweites Daseyn für mich tagt.
Denn so lang' mein Geist sich noch erkennt,

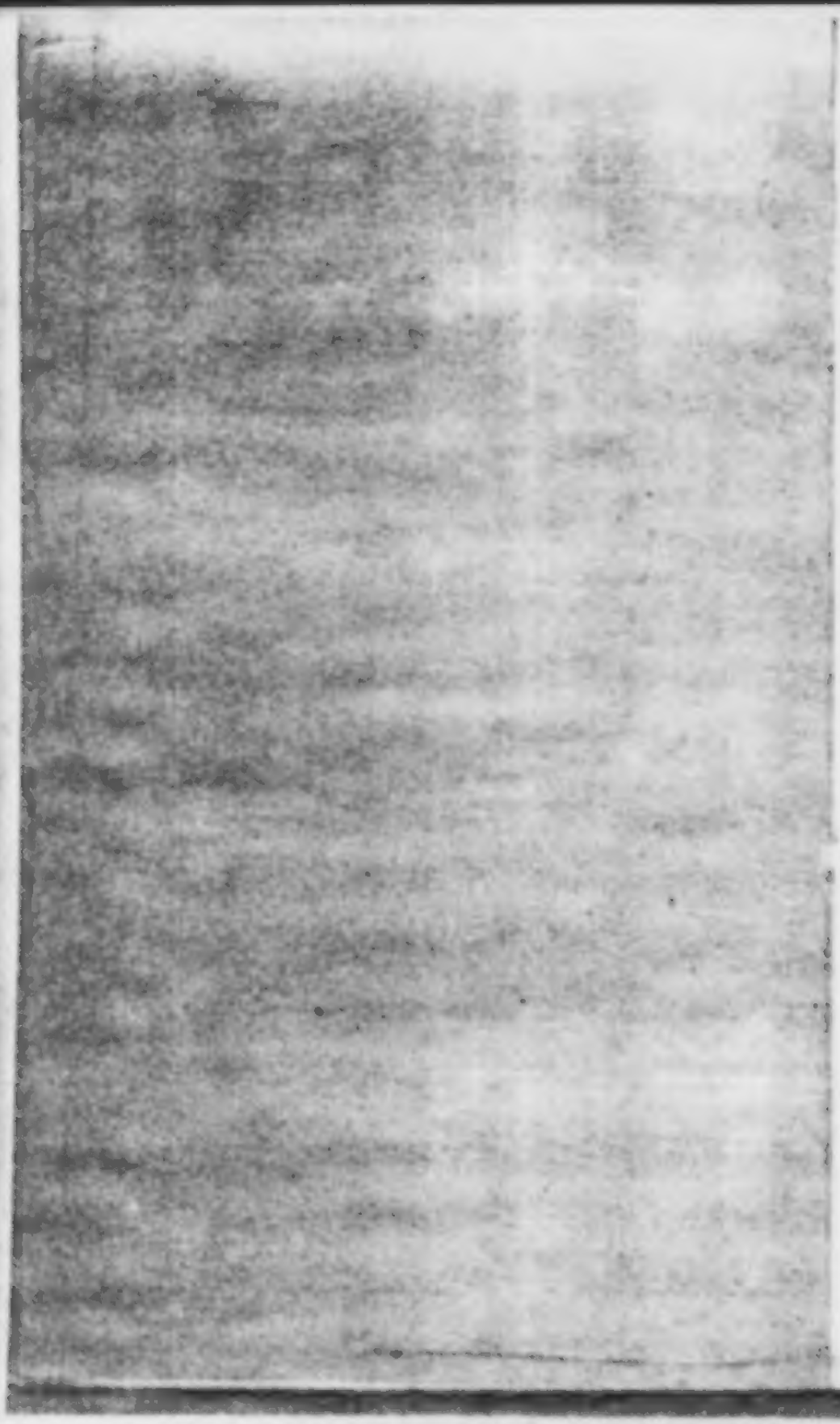
Bist, Sophie, Du, sein beff'rer Theil, —
Seines Lebens Flamme, bist sein Heil —
Drum in's Nichts zurück, von Dir getrennt.
Was ich seyn kann, bin ich nur mit Dir;
Ohne Dich, was wär' ich, soll ich hier?

So saß er eines Abends spät noch am Fenster, von Wuth und Verzweiflung erfüllt, starr auf die Straße blickend. — Da hält plötzlich ein Wagen; zwei Frauenzimmer, tief in dunkele Schleier gehüllt, steigen aus. Mirabeau vernimmt die süße Stimme der Geliebten; wie ein Wahnsinniger stürzt er die Treppe hinab, ihr entgegen; sie erkennt ihn und sinkt ohnmächtig in seine Arme.

Mit Riesenkräften hebt er die holde Last empor, trägt sie in sein Zimmer, legt sie sanft auf ein Ruhebett hin und kniet vor ihr nieder. — Endlich schlägt sie die Augen auf, ein himmlischer Blick, in dem sich Liebe, Entzücken, Hingebung, kurz Alles, was das Weib in so reichem Maaße als ein göttliches Erbtheil besitzt und nur dem Geliebten spendet,

mischen, fällt auf ihn; sie sinkt neben ihm nieder, umschlingt ihn und flüstert: »Gabriel, jetzt sind alle Bande zerrissen — jetzt bin ich auf ewig Dein!«

Ende der zweiten Abtheilung.



Mirabeau und Sophie.

Ein

historischer Roman

von

O. L. B. Wolff.

Ay! ¿ do hayo mi contento?
De las dichosas horas!
¿ A quien? ay triste! a quien tu pena lloras,
Si no has de hallar alivio a tu tormento?

Don Francisco de Castro.

Zweiter Band.

Zweite vermehrte Auflage.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1836.

III.

Amsterdam.

Though Love use reason for his precision, he admits him not for his counsellor, —

SHAKSPEARE.

1.

Im Laden des Buchhändlers Changuyon zu Amsterdam beschäftigte ein sehr lebhaftes Gespräch, welches allgemein geworden war, die Anwesenden. Man stritt sich darüber, ob ein Fürst das Recht habe, seine Unterthanen an eine auswärtige Macht zu verkaufen, und sie als Hülfstruppen über das Meer zu senden, um an einem, ihnen ganz fremden Kriege Theil zu nehmen, wie dies kürzlich von Friedrich dem Zweiten, Landgrafen von Hessen-Kassel war gethan worden, der sechstausend seiner Unterthanen zu diesem Zwecke an England verkauft hatte. Ein holländischer Kaufmann, der sich doch nur schlecht auf Französisch, in welcher Sprache die Unterhaltung geführt wurde, auszudrücken verstand, vertheidigte lebhaft die Maaßregeln des deutschen Fürsten, mit der Behauptung, sobald die freiwillig angeworbenen oder

durch irgend ein Gesetz ausgehobenen Soldaten geschworen hätten, dem Landesherrn unbedingt zu gehorchen, so habe er volles Recht, sie marschiren zu lassen, wohin es ihm gefalle, eben so wohl wie ein Kaufmann sein Eigenthum, seinen Waarenvorrath nach Belieben versenden könne. — Ihm widersprach lebhaft ein junger Irländer, der das Ganze sehr misbilligte, und, obwohl er das Betragen seiner Landsleute gegen die nordamerikanischen Colonien, die er nur als Abtrünnige und Rebellen betrachtet wissen wollte, zu vertheidigen bemüht war, entschieden seinen Abscheu vor der Maxime an den Tag legte, daß man Menschen, selbst, wenn sie auch ihre Zustimmung gegeben, wie Waaren behandeln dürfe. »Da bin ich vollkommen Ihrer Meinung, mein Herr,« sagte ein großer elegant gekleideter Mann, dessen Antlitz stark von den Blattern gezeichnet war, wodurch der flammende Blick seiner lebhaften dunkeln Augen, jedoch nur desto stärker hervorgehoben wurde. Er hatte bisher mit nachlässig vornehmer Haltung in einem Buche geblättert, und sich, wie es schien, wenig um die

Unterhaltung bekümmert, war aber, durch die letzten Worte des jungen Engländers aufmerksam gemacht, näher getreten und ergriff nun den Faden des Gespräches. »Da haben Sie vollkommen Recht, mein Herr,« wiederholte er, »es ist abscheulich und fast unglaublich, wie in unseren aufgeklärten Zeiten noch dergleichen Statt finden darf, ohne daß die Völker sich ihrer ursprünglichen Rechte bewußt werden, und mit einem solchen Tyrannen keine Umstände machen, als daß sie ihn ohne weiteren Proceß kurzweg aus dem Lande jagen, und sich einen neuen Regenten erwählen, der sich wenigstens nicht berechtigt glaubt, das Blut seiner Unterthanen, wie Ochsenblut zu Würsten, verlaufen zu dürfen. O, wenn ich ein Eingeborner jenes Landes, oder nur der Sprache desselben mächtig wäre, ich würde mich aufmachen und in Städten und Dörfern das Volk zusammenrufen und es mit aller Kraft des Wortes beschwören, das Joch von seinem Nacken zu streifen. Ihr Deutschen, würde ich sagen, welch Brandmark laßt Ihr Eurer edlen Stirn aufdrücken! Wie?

Am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts sind die Völker im Mittelpunkte von Europa noch die verkäuflichen Knechte eines verhaßten Despotismus! Sind das jene tapfere Deutschen, welche ihre Freiheit so blutig gegen die Besieger der Welt vertheidigten, und den römischen Legionen Widerstand leisteten? — Sie dulden, daß bei ihnen Menschenhandel getrieben wird! Wollt Ihr noch lange die dumme Verblendung Eurer Herren theilen? Ihr ehrenwerthe Krieger, treu und gewaltige Stützen ihrer Macht, einer Macht, die ihnen nur verliehn ward, um ihre Unterthanen zu beschützen — Ihr seid verkauft! Und zu welchem Zwecke, großer Gott! Wie Vieh zusammengedrängt, in fremden Schiffen, durcheilt Ihr die Meere, von Stürmen und Klippen bedroht, um Völker anzugreifen, die Euch nie etwas gethan, Völker, die das heiligste aller Dinge vertheidigen und Euch das edelste Beispiel geben. Warum ahmt Ihr sie nicht nach, diese Muthigen, statt sie zu vernichten? Sie sprengen ihre Ketten, sie kämpfen um ihr angestammtes Recht, um ihre Frei-

heit zu vertheidigen; sie öffnen Euch die Arme, sind Eure Brüder, sind es zwiefach, die Natur machte sie dazu, und gesellschaftliche Bande bestätigen ihre Ansprüche, denn viele der ersten Colonisten Nordamerika's waren Deutsche, die um ihres Glaubens willen verfolgt wurden; mehr als die Hälfte dieses Volkes besteht aus Euren Landsleuten, Euren Freunden, Euren Verwandten. Sie flohen vor der Tyrannei an das Ende der Welt, und die Tyrannei verfolgt sie dort; eben so habsüchtige als undankbare Unterdrücker haben Eisen für sie geschmiedet, und die Amerikaner schärften diese Eisen, um ihre Unterdrücker zurückzutreiben. Und an diese Unterdrücker wollt Ihr Euch verkaufen lassen, Ihr edelsinnigen Deutschen? Bedenkt, was Ihr da thut, was Eure Fürsten Euch zumuthen, um ihren nichtswürdigen Lüsten zu fröhnen!« —

Der begeisterte Redner, der über den Gegenstand ganz seine Umgebungen vergessen hatte, und in welchem der geneigte Leser ohne Zweifel auf den ersten Blick den kühnen Mirabeau erkannte, hielt einen Augenblick inne, und forschte,

sich wieder sammelnd, nach dem Eindruck, den seine Worte auf die Umstehenden gemacht hatten. Mit flammenden Blicken hatte ihm der Engländer zugehört; der holländische Kaufmann dagegen, war unbeweglich in seiner Stellung, mit den Händen in den Taschen geblieben, und fragte nun phlegmatisch: »Mit wem habe ich die Ehre?....« »Ich heiße de Saint-Mathieu, und Sie, mein Herr?« — »Abraham van der Myl, Ihnen zu dienen.« »Nun wohl, mein Herr van der Myl, sind Sie nicht der Meinung, daß ich vollkommen Recht habe.« — »Mynheer de Saint-Mathieu, ich bin gar keiner Meinung, da ich nicht die Ehre habe, Sie zu kennen.« »Aber ich,« sagte der junge Engländer, auf Mirabeau zutretend, »ich habe die Ehre, Ihnen vollkommen beizupflichten, und wünsche die noch größere Ehre zu haben, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Mein Name ist Drawman, ich bin der Sohn des englischen Consuls Drawman zu Rotterdam.« — »Es wird mir viel Vergnügen gewähren, Sie bei mir zu sehn,« entgegnete Mirabeau mit vornehmer Haltung, »ich wohne

auf der Nieuwen Gracht Nro. 123 bei dem Schneider Cornelisen, und bin faſt den ganzen Tag zu Hauſe, da ich mich wegen wiſſenſchaftlicher Zwecke hier aufhalte und wenig Bekannte habe.« Drawman erwiederte ihm hocherfreut, daß er ihm ſehr bald ſeine Aufwartung machen würde, und entfernte ſich. Mynheer van der Myl folgte ihm bald nachher, kaum zum Abſchiede den Hut lüftend, und Mirabeau befand ſich allein mit Changuyen. »Kennen Sie die beiden Herren näher,« fragte er ihn. — »O ja,« erwiederte der gewandte Buchhändler, »beide ſind gute Kunden von mir, und geben mir ein hübſches Geld zu verdienen; van der Myl iſt ein ſehr wohlhabender und kenntnißreicher Mann, der die holländiſche Geſchichte und die Verhältniſſe ſeines Vaterlandes ſtudirt hat, als wäre er Profeſſor zu Utrecht oder Leiden, er kauft faſt nur Reiſebeſchreibungen oder hiſtoriſche Werke; Drawman dagegen bekümmert ſich nur um Romane oder Schauſpiele, und hat eine ſehr reiche Sammlung von verbotenen Büchern aller Nationen; das iſt Alles, was ich von den beiden

Herren weiß.« — »Nicht wahr,« entgegnete Mirabeau, »der eine bezahlt sehr regelmäßig seine Rechnung zu einer bestimmten Zeit, ist sehr genau und eigen in Geldsachen, aber pünktlich und zuverläßig; der junge Engländer hingegen läßt Sie sehr oft im Stich, und obwohl er Ihnen Geld bringt, wenn er gerade bei Laune ist, so können Sie doch nie zu einem genauen Rechnungsabschluß mit ihm kommen und müssen immer einen Saldo auf das neue Conto übertragen? Habe ich es getroffen?« Changuyon sah ihn erstaunt und verwundert an, dann erwiederte er: »Allerdings, aber woher wissen Sie das?« »Nun, ich sehe das den Leuten an,« antwortete Mirabeau lächelnd. — »Ei, mein Herr, da muß man sich ja vor Ihnen in Acht nehmen, wenn Sie das Talent besitzen, die Gedanken und den Charakter der Leute in ihren Mienen zu lesen.« — »Das hängt von den Gedanken und dem Charakter dieser Leute ab, denn ich sehe ziemlich scharf. So, zum Beispiel, werther Herr Changuyon, lese ich auf Ihrem Antlitz, daß es Ihnen gar nicht unlieb wäre,

mit mir in eine nähere Verbindung zu treten, besonders wenn ich jene Gedanken über den Landgrafen von Hessen zu Papier bringen und Ihnen zum Drucke übergeben wollte; Sie wissen aber nicht, wie Sie mit mir daran sind, und sinnen auf eine Gelegenheit, dies zu erfahren, ohne Ihre Absicht zu verrathen. Suchen Sie keine Ausflüchte, es ist so, wie ich sage, und da ich dazu geneigt bin, so will ich es kurz machen und Sie fragen, was Sie mir für eine solche Schrift, die, wie ich sie mir denke, unfehlbar ungeheures Aufsehn machen muß, geben wollen ꝛc. — »Eine solche Schrift, — o ja, mein Herr, die könnte recht gut gehn, und ich wäre wohl geneigt, dieselbe, wenn sie in dem Tone ihrer mündlichen Aeußerungen von vorhin abgefaßt wäre, mit hundert Gulden zu honoriren.« »Hundert Gulden,« rief Mirabeau, dem Anschein nach sehr entrüstet, »dafür setzt der Chevalier de Mirabeau — de Saint-Mathieu wollte ich sagen, noch nicht die Feder an.« — Er hatte sich absichtlich versprochen, denn ihm lag eher daran, daß man in Amsterdam wisse, wer er eigentlich

sei, als daß es verborgen bleibe, und nur der Form wegen nannte er sich nach einer seiner Mutter gehörenden Besitzung und gab Sophien für seine Frau aus. Bei dem Namen Mirabeau blickte ihn der schlaue Sosier schnell überrascht an, that aber weiter nicht, als habe er etwas gemerkt, und fragte geschmeidig: »Nun Herr de Saine-Mathieu, wie viel meinen Sie denn?« — »Wenn ich es übernehme, mein Herr, tausend Gulden, zahlbar nach Ablieferung des Manuscriptes.« — »Tausend Gulden, unmöglich, dabei kann Niemand bestehn.« — »Sie setzen wenigstens zwanzig tausend Exemplare ab, das verbürge ich Ihnen.« — »Ja, wer das gewiß wüßte.« — »Mein Herr, Sie sind ein Buchhändler und haben nicht mehr Divinationsgabe? Ein Gegenstand, der ganz Europa interessirt, der überall Anklang findet, der die unterdrückten Völker aus ihrer Lethargie reißt; man müßte ja die tausend Eigenschaften der Menschen nicht kennen, welche einem solchen Buche den stärksten Absatz garantiren. Neugier, Bosheit, Haß gegen die Tyrannei, wahrer Patriotismus — alle

Stände werden es kaufen.« »Meinen Sie wirklich, nur im Vertrauen auf Ihre Einsicht möchte ich wohl fünfhundert Gulden daran wagen.« — »Tausend Gulden, Herr Changuyon, unter dem nicht.« — »Ja, wenn ich wüßte, daß kein anderer Buchhändler mir zuvorkäme.« — »Sie sollen das Manuscript druckfertig Freitag Abend in den Händen halten, denn alle Vorarbeiten dazu liegen auf meinem Bureau, und ich kann Ihnen versichern, es sind wichtige und seltene Papiere darunter; heute ist Dienstag — ja Freitag Abend.« — »Wenn das gewiß ist, Herr de Saint-Mathieu, so bin ich bereit, sechshundert Gulden zu geben, versteht sich, dafür ist das Buch für immer mein Eigenthum.« — »Tausend Gulden!« — »Tausend Gulden, das sind hundert Louisd'or, unmöglich; das kann ich nicht. Hundert und zwanzig Ducaten — die Verbindung mit Ihnen wäre mir zwar sehr angenehm, aber« — »Mein Herr, das ist mein letztes Wort.« — »Nun es sei, gehn wir zum Notar und setzen etwas Schriftliches darüber auf.« — »Mit Vergnügen.« —

Das Geschäft ward sehr bald von dem Notar in aller Form Rechtens abgeschlossen. Mirabeau eilte von dort wonnetrunken nach Hause, umarmte Sophien, die traurig vor einem Tische saß, und einen offenen Brief vor sich liegen hatte, mit Entzücken und rief: »Triumph! uns ist geholfen, und es wird bald wieder Geld in unsere Casse fließen.« Darauf erzählte er ihr das Vorgefallene, und setzte lachend hinzu: »Du hättest nur das Gespräch zwischen mir und dem Schelm von Buchhändler hören sollen; wie ein Paar geschickte Fechter standen wir einander gegenüber, und machten unsere Finten; er sah den ungeheuern Gewinn, den ihm das Unternehmen bringen kann, und ist überzeugt, nur eine geringe Summe nach Verhältniß dafür zu geben; ich wette, er hätte mir am Ende das Doppelte bewilligt, wenn mir nicht die Geduld ausgegangen wäre, und ich dagegen hätte es ihm eben so gut für funfzig Gulden, als für hundert und funfzig Ducaten geschrieben. — Ich habe die ganze Sache schon im Kopfe ausgearbeitet, und den Anfang schon Wort für

Wort, vom Augenblicke hingeriſſen, im Laden des Buchhändlers, während eines Geſprächs über dieſen Gegenſtand entworfen. — Nur friſch daran, Dinte und Feder her, und keine Raſt, bis es fertig iſt. — Aber der glückliche Umſtand ſcheint dir keine Freude zu machen, meine Sophie; vermag denn dein Gabriel nicht mehr die Wolken auf deiner Stirn zu zerſtreuen?« —

»Deine Schweſter de Cabris hat mir geſchrieben,« antwortete Sophie, ihm den Brief überreichend: »Lies nur.« — »Ich will mir meine gute Laune und mit ihr die Luſt zum Arbeiten nicht verderben,« entgegnete er. »Erzähle mir kurz den Inhalt.« — »Ach ich habe kaum den Muth dazu,« verſetzte ſie — »man hat dir als meinem Entführer den Proceß gemacht auf Mennier's Betrieb, und da Du nach wiederholter Vorladung nicht erſchienen, ſo biſt Du der Entführung und des doppelten Ehebruchs für ſchuldig erklärt, und zum Tode verdammt worden. Die Strafe iſt an Deinem Bildniß vollzogen, das der Henker an den Galgen geſchlagen hat. — Das iſt fürchterlich, mein

armer, armer Gabriel, ach, wäre ich die nur nicht gefolgt!«

Sie brach in ein heftiges Weinen aus. Er bemerkte es nicht und schlug ein anhaltendes helles Gelächter auf, dann als er ihre Betrübniß sah, rief er: »Beruhige Dich, mein Engel, das hat weiter nichts zu sagen; das sind dumme juristische Formen, weiter nichts, die sie uns theuer bezahlen sollen, sobald ich früher oder später mit Dir einmal nach Frankreich zurückkehre. Unterdessen sind wir sicher in Amsterdam, und erfreuen uns ungestört unserer Liebe. Während ich in Pontarlier am Galgen hänge, bin ich heiterer und lebendiger als je, und im Begriff, deutschen Fürsten die Würmer aus der Nase zu ziehn. Ich möchte nur wissen, wo sie in Pontarlier ein Portrait von mir aufgetrieben haben, da außer einem, das meine Mutter besitzt, und das sie wohl nicht zu solchen Zwecken hergeben wird, keins von mir existirt. Am Ende haben sie die erste beste Physiognomie genommen, darunter geschrieben: Gabriel Honoré Riquetti, Chevalier de Mirabeau, wegen Ent-

führung und Ehebruch vor dem erleuchteten Gerichtshofe von Pontarlier zum Tode verurtheilt, und in effigie hingerichtet an dem und dem Tage, im Jahr des Herrn und so weiter. — Lustig wäre es, wenn ein Conterfei Deines Herrn Gemahls oder des würdigen Herrn de Saint-Mauris in ihrer blühenden Jugend dazu hätte dienen müssen. Was meinst Du dazu? Saint-Mauris müßte sich recht hübsch am Galgen zu Pontalier ausnehmen, ein Platz, wo er mit allem Rechte hingehört.«

Sophie, welche die ganze Art und Weise, mit der er das ihr so furchtbar scheinende Ereigniß aufnahm, bereits beruhigt hatte, mußte über den letzten Einfall herzlich lachen. Er zog sie auf seinen Schooß und tändelte mit ihr, als seien sie ein Paar junge Neuvermählte. Dann rief er plötzlich: »Aber, mein Rath an die Hessen!« sprang auf, setzte sich an den Schreibtisch und arbeitete fast unaufhörlich Tag und Nacht, nur wenige Stunden der Ruhe und den übrigen Bedürfnissen des Körpers gewährend. In weniger als drei Tagen war die Schrift

vollendet und lag Freitag Mittag fertig vor ihm, halb von seiner, halb von Sophien's Hand, der er dictirte, und die sich innig freute, ihm behülflich seyn zu können, geschrieben.

2.

Als Mirabeau an demſelben Tage Changuyon's Laden verließ, das Honorar in blanken Ducaten in der Taſche tragend, begegnete ihm Drawman, in Geſellſchaft eines Fremden, deſſen Züge ihm bekannt zu ſeyn ſchienen. — Nach den erſten Begrüßungen ſagte der junge Engländer: »Ich bin außerordentlich erfreut, Sie zu treffen, Herr de Saint-Mathieu, da ich mir zugleich das Vergnügen gewähren kann, Ihnen einen eben ſo liebenswürdigen als kenntnißreichen Landsmann vorzuſtellen, den eine höchſt unverzeihliche und freche miniſterielle Maaßregel aus Frankreich vertrieben hat. Herr Jacquet de la Dauri, Capitain im Regiment Royal Artois.« Der Fremde, den ein Ludwigskreuz zierte, verbeugte ſich und ſagte zuvorkommend: »Herr Drawman hat mir ſo viel Schönes von Ihnen erzählt, Herr de Saint-Mathieu, daß ich meinen Unſtern, welcher mich in die Verbannung trieb, einen Glücksſtern nennen möchte, da er mir die Ehre Ih-

rer Bekanntschaft gewährt.« Mirabeau, den das glücklich abgeschlossene Geschäft mit Chanuyon und die Perspective auf fernere wissenschaftliche Unternehmungen, welche ihm derselbe eröffnet, in die rosenfarbenste Laune versetzt hatte, lud die beiden Herren freundlich ein, ihn in seine Wohnung zu begleiten, damit er sie bei seiner Gemahlin, welche sich in der Entfernung vom Vaterlande ebenfalls freuen würde, einen Landsmann zu begrüßen, einführen könne. — Beide willigten mit Vergnügen ein. Sophie kam ihnen in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit entgegen, stutzte aber und ward sichtbar verstimmt, als ihr Geliebter ihr den Offizier vorstellte, und hielt sich streng, diesem gegenüber, in den engsten Schranken der Höflichkeit, da sie gegen den jungen Engländer wiederum weit offener und zutraulicher war. Sie schien von ihrer Seite ebenfalls auf Drawman einen sehr günstigen Eindruck gemacht zu haben; während de la Dauri Mirabeau in ein weitläufiges Gespräch über die nordamerikanische Revolution verwickelte, beschäftigte er, der sonst keine Gelegenheiten vorüber-

ließ, seine politischen Ansichten zu entwickeln, sich ausschließlich mit ihr, und war unerschöpflich in Artigkeiten, die er mit einer Feinheit und geistigen Gewandtheit zu sagen wußte, welche ein Fremder ihm auf dem ersten Blick nicht zugetraut haben würde. Obwohl ihm Sophie nicht ohne Wohlgefallen zuhörte, so konnte sie ihre Befangenheit doch nicht bemeistern, und antwortete nur sichtlich zerstreut auf seine Fragen, indem sie von Zeit zu Zeit, wenn sie es unbemerkt glaubte, thun zu können, den Offizier in's Auge faßte. Das Gespräch zwischen diesem und Mirabeau war immer lebhafter geworden, die nordamerikanische Revolution hatte sie auf das republikanische System überhaupt geführt, welches von de la Dauri angegriffen wurde, aber in Mirabeau einen lebhaften Anwald fand. Mirabeau hatte Wein bringen lassen, und trank, durch sein heftiges Reden erhizt, schneller und stärker als gewöhnlich, der Offizier zeigte sich dagegen als einen mäßigen und besonnenen Mann. Der Engländer nippte nur eben und war, von Zeit zu Zeit einige Worte

hineinversenkt, wenn das politische Gespräch nicht mehr mit demselben Eifer geführt zu werden schien, eifrig bemüht, Sophien seine Gegenwart so angenehm wie möglich zu machen. Endlich schlug er ihr, da die Unterhaltung zwischen ihnen von Zeit zu Zeit stockte, und gänzlich auszugehn drohte, wie es damals sehr üblich war, eine Parthie Piquet vor. Sie lehnte dieselbe aus guten Gründen ab, denn sie wollte ihre kleine Baarschaft, die kaum das Nothwendigste für die nächsten Tage darbot, nicht muthwillig der Gefahr eines Verlustes aussetzen, da sie den glücklichen Erfolg von Mirabeau's Verhandlung mit Changuyon noch nicht wußte. Dieser aber, der die Aufforderung des jungen Engländers vernommen hatte, ergriff sogleich die Gelegenheit, sie davon in Kenntniß zu setzen, und sagte: »Ei so spiele doch, mein Engel, hier hast Du die nöthigen Jettons.« Bei diesen Worten reichte er ihr eine Hand voll Ducaten über den Tisch, und fuhr, nachdem er ihr einen Augenblick lächelnd in die Augen gesehn, fort, sich mit dem Offizier über die oben erwähnten Gegenstände

zu unterhalten. Sophie ſetzte ſich nun mit Drawman zum Spiele nieder, und gewann, obgleich ſie, nach wie vor ſehr zerſtreut, den Karten nur geringe Aufmerkſamkeit ſchenkte, dieſem, welcher mit aller Galanterie eines jungen Mannes ſpielte, dem daran liegt, bei einer Dame einen guten Eindruck zu hinterlaſſen, in kurzer Zeit eine nicht unbedeutende Summe ab, die er mit der gefälligſten Liebenswürdigkeit an ſie verlor. Wer nur die leiſeſte Ahnung von dem feinen Gefühl einer Frau wie Sophie hat, mag ſich leicht denken, daß ihr dieſer Umſtand unangenehm war, und auf keinerlei Weiſe dazu beitragen konnte, ihre Verſtimmung zu verſcheuchen. Sie endete daher die Parthie auch ſo bald, wie möglich, und gab ihrem Gegner zu verſtehn, daß ſie unwohl und der Ruhe bedürftig ſei, worauf derſelbe ſogleich ſeinen Hut ergriff und ſeinen Gefährten aufforderte ihn zu begleiten.

Beide entfernten ſich bald darauf unter der Verſicherung, lange keinen ſo angenehmen Abend verlebt zu haben und mit dem gegenſeitigen

Versprechen, sich recht oft zu sehn. Als sie fort waren, rief Mirabeau, vom Wein und dem Gespräch mehr als billig erhitzt: »das ist ein ganz excellenter Mann, dieser Capitän; der soll mir großen Nutzen bringen, er kennt die französischen Verhältnisse besser als alle Minister, bis in das kleinste Detail. Ich denke ihn auszupressen wie einen Schwamm, denn er hat mir gesagt, daß er handschriftlich mehrere Memoiren über einzelne wichtige Gegenstände besitze, und dergleichen kommt mir gerade jetzt, wo ich mit Changuyon mehrere Pläne zu wissenschaftlichen, zeitgemäßen Arbeiten entworfen habe, außerordentlich gelegen. Aber Du bist ja so still, Sophie, Du freust dich gar nicht über den goldenen Regen, den ich mitgebracht habe, gerade jetzt, wo sich die tiefste Ebbe in unserer kleinen Kasse bemerklich machte. Was fehlt Dir, mein süßer Engel, ist Dir nicht wohl?« — »Doch,« erwiederte sie, »ich freue mich sehr darüber, denn mir graute vor der Zukunft, weil ich fürchtete Dein großartiger Sinn, dem alles Kleinliche störend in den Weg treten muß, würde Mangel

und Entbehrung nicht ertragen können.« — »Mangel und Entbehrung,« erwiederte er gereizt, »Sophie, hast Du je gefürchtet, Du würdest Mangel und Entbehrung bei mir zu leiden haben? Warum vertrautest Du Dich mir da an, warum gabst Du bei solcher Besorgniß Dein Geschick in meine Hände, wenn Du nicht überzeugt wareſt, ich würde Dich, wie der Pelikan sein Junges mit meinem Herzblute nähren?« — »Du misverstehst mich,« entgegnete sie sanft, »ich habe nie an Dir gezweifelt, ich werde nie an Dir zweifeln. Du misverstehst mich noch mehr, wenn Du glauben kannst, ich hätte mich je um Mangel und Entbehrung geſorgt, als es galt, Dir in die Fremde zu folgen und meine ganze Welt auf Dein Herz zu legen, mein Gabriel. Du biſt der feſte Stein, auf den ich meine Seligkeit gebaut habe, Du wirſt nicht wanken. Das weiß ich wohl. Auch kennſt Du uns Frauen ſchlecht, wenn Du meinſt, wir kümmerten und ſorgten in der Liebe um etwas Anderes als die Liebe.« — »Nun aber,« fragte er, »warum biſt Du denn nicht heiter, jetzt da Du Dich überzeugt

hast, daß ich die Kraft vollkommen besitze, Dir in jeder Hinsicht ein heiteres Daseyn zu gründen.« »Vergieb mir,« antwortete sie, »ich fühle mich eben zu glücklich, und ängstige mich, diese schöne Zeit werde, könne unmöglich von langer Dauer seyn. Du weißt ja selbst, wie unsere Feinde in Frankreich arbeiten, uns zu verderben. Ich zittere bei jedem fremden Gesicht, das ich in unserer stillen Wohnung erblicke, und denke, es gehöre irgend einem Abgeordneten meiner Verwandten oder Monnier's, wenn nicht Deines unversöhnlichen Vaters an, der darauf ausgeht, uns durch List oder Gewalt, von einander« — »Aber mein Gott,« unterbrach er sie heftig, »wie oft soll ich Dir denn wiederholen, daß wir hier in Holland unter der aufgeklärten Regierung nicht das Mindeste zu befürchten haben; wer findet denn uns hier in dem großen Amsterdam, und gesetzt auch, wir würden entdeckt, was könnte das unseren Feinden nützen, da die Generalstaaten Alles, was man gegen uns sich erlauben würde zu unternehmen, als einen offenbaren Landfriedensbruch auf das Strengste bestrafen

müßten. Wir sind hier, laß es Dir ein Mal für tausend Mal gesagt seyn, sicher wie im Mutterleibe.« — »Ich will das gern glauben,« sagte sie, »aber meine Ahnungen haben mich selten betrogen. Als dieser Herr de la Douri mit Dir eintrat, da war mir's, als riefe eine Stimme in meinem Innern: da tritt dein Henker, dein Verderber ein — mich überlief ein eisiger Schauer, bei jedem Worte, das dieser Mensch mit Dir sprach. Hast Du wohl seinen schielenden Blick, und den gekniffenen, falschen, verschmitzten Zug um den Mund bemerkt? Wenn er rothes Haar hätte, er könnte einem Maler zu einem Judas sitzen.« — »Possen,« rief Mirabeau, »Du siehst einmal wieder Gespenster, wie auf der Reise, wenn es dunkelte, wo Du jeden Baum hinter uns für einen Verfolger hieltest; der arme Mann, er ist selbst ein Opfer von Hofintriguen und ministeriellen Kabalen, und weit davon entfernt, sich zu einem solchen schändlichen Handwerke herzugeben. Glaubst Du denn, der junge stolze Engländer würde mit ihm so vertraut umgehn, wenn auch nur der leiseste Ver-

dachte eines solchen Gewerbes auf ihm ruhte? Du sollst es ihm abbitten, so wie er wieder kommt — Du Geisterseherin! — »Du magst Recht haben,« antwortete sie etwas gekränkt, »aber Gabriel, wenn Du mich liebst, folge mir; meide diesen Mann, laß ihn nicht wieder zu uns kommen, ich beschwöre Dich — ich kann unmöglich freundlich mit ihm seyn, mir ersterben die Worte im Munde, wenn er mich anredet.« — »Schweig,« rief Mirabeau auffahrend, »Du bist eine Thörin, ein einf — —«

Er verschluckte die letzten Worte, und ging mismuthig mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab. Sie wandte sich seitwärts und zerdrückte eine Thräne, die aus ihren Augen quoll. Dann trat sie freundlich auf ihn zu und sagte: »Sei nicht hart mit mir, mein Freund, jetzt nicht.« —

»Geh,« erwiederte er noch immer zürnend — »Du verdirbst mir stets mit Deinem Stöhnen meine heitersten, besten Momente. — Ich hatte unablässig gearbeitet. Alles war nach Wunsch gegangen, ich brachte Dir das glücklich erwor-

bene Geld, ich freute mich so auf Deine Freude, und nun — was habe ich nun davon? Das ewige Gewimmer und Befürchten!« — »Vergieb mir, Gabriel,« erwiederte sie, ihm näher tretend und sich an ihn schmiegend, »ich kann nicht dafür; ich glaube es ist körperlich.« — »Körperlich,« versetzte er, »Du blühst ja, wie eine Rose« — »Doch,« flüsterte sie, verschämt ihr Haupt an seiner Brust bergend, — »ich kann es Dir nicht sagen — ahnst Du nichts?« — »Ahnen, was denn? so sprich doch,« sagte er ungeduldig. — Da flüsterte sie kaum vernehmbar — »ich trage ein Kind von Dir unter meinem Herzen.«

»Sophie!« rief er, und die höchste Wonne funkelte in seinen Augen. — Ungestüm riß er sie an sein Herz. — »Meine Sophie, meine angebetete, himmlische Sophie, Du bist Mutter eines Kindes — meines Kindes! — Ist das nur wahr, nur möglich!«

Sie blickte ihn mit einem unbeschreiblich süßen Lächeln an und nickte mit dem Haupte statt aller Antwort. Wahnsinnig vor Lust, hob

er sie empor, und trug sie auf seinen starken Armen im Zimmer umher. Dann legte er sie sanft auf das Sopha, kniete vor ihr nieder und bedeckte ihr Antlitz, ihre Hände mit heißen Küssen. Lautlos betrachteten sich Beide mit den zärtlichsten Blicken; sie fanden keine Worte, aber jetzt erst wurden sie sich der ungeheuern Größe ihrer Liebe bewußt, und erlebten, ohne daß sie den Flügelschlag der leise entschlüpfenden Zeit beachteten, mehrere Stunden des höchsten Entzückens.

3.

In einer niedrigen Taverne, die von Tabaksrauch angefüllt war, saßen mehrere Tage später Drawman und de la Douri an einem mit Bierflaschen und Gläsern besetzten Tische, in ein eifriges Gespräch vertieft, welches von Seiten des französischen Capitains auf das Geläufigste englisch geführt wurde. — »Also die interessante Dame ist wirklich nicht seine angetraute Frau, sondern nur seine Maitresse. Sir, und Ihr seid dessen gewiß?« sagte der junge Britte zu ihm. »So gewiß, Mylord, als ich hier mit dem vortrefflichsten Muffmuff meine Pfeife gestopft, und die Ehre habe, dieses Glas Genever auf Eurer Herrlichkeit Gesundheit zu trinken.« — »Laßt den Mylord fort, Sir,« entgegnete Jener, »ich bin ein simpler Esquire, und maße mir nicht gern Ehren an, die mir nicht zukommen.« — »Verzeiht« — »Schon gut, und was Ihr mir da erzählt habt, ist kein Mährchen?« — »Gewiß nicht; soll ich Euch es wie-

derholen? Dieser Herr de Saint-Mathieu ist eigentlich der bekannte tolle Comte de Mirabeau, der zwar vermählt ist, aber nicht mit der angeblichen Dame de Saint-Mathieu, sondern mit dem Fräulein von Marignane. Er ist aus der Festung entwichen und hat seine Begleiterin, die Gemahlin des alten Präsidenten v. Monnier in Pontarlier mit sich durch die Schweiz nach Amsterdam entführt. Daß sie ihm freiwillig gefolgt sei, werdet Ihr mir wohl ohne Weiteres glauben; ob sie sich aber nicht eben so freiwillig von ihm trennen würde, will ich dahin gestellt seyn lassen. Es geht den guten Leutchen schlecht, das Geld ist ihnen ausgegangen und der arme Herr ist in die Klauen der Amsterdamer Juden und Buchhändler gefallen der unerbittlichsten Blutigel, die es auf Gottes weiter Erde giebt. Der gute Herr Graf oder Chevalier, wie er in Frankreich lieber titulirt seyn wollte, ist an Wohlleben gewöhnt, und die Liebe seiner holden Dame reicht nicht hin, ihn die Entbehrungen vergessen zu machen, zu denen sein magerer Geldbeutel ihn zwingt. Das eingezo-

gene Leben, zu welchem er ſich ſelbſt verdammen muß, behagt ihm natürlich keineswegs, üble Laune iſt die Folge davon, und ſo behandelt er denn in ſolchen Momenten, wie mir meine Helfershelfer berichten, die kleine Frau nicht eben ſonderlich; er iſt heftig, rauh, mürriſch, eiferſüchtig, kurz zu Zeiten ein completer Haustyrann; ſie erträgt Alles mit der Sanftmuth eines Engels, und leiſtet ihm obendrein die ſämtlichen Dienſte, die man nur von einem gut eingeübten Secretair verlangen kann; ſie corrigirt ihm ſein Geſchreibſel, macht ihm die nöthigen Auszüge aus Büchern, läßt ſich von ihm in die Feder dictiren, und tauſend dergleichen hübſche Dinge mehr, glücklich, wenn ſie nur ein freundliches Lächeln von ihrem ſtrengen Gebieter gewinnt, der jedoch dann und wann auch ſo zärtlich gegen ſie ſeyn kann, als hätte er die höchſte Gunſt von ihr, die er ſchon lange pflückte, noch immer zu erwarten. Uebrigens iſt er ein höchſt geſcheidter, entſchloſſener und ſchlauer Mann. Ihr glaubt nicht, was er meinem Collegen und mir für Mühe gemacht hat,

als wir, gleich nach seiner Entweichung, von seinem Vater, durch unseren Chef, den Herrn le Noir, Befehl erhielten ihm nachzusetzen. Wir reisten unserer drei am 6ten Juli des vorigen Jahres ab, und folgten seiner Spur nach Savoyen, der Dauphiné, in die Provence bis nach Lorgues; überall, wo wir hinkamen, war er eben gewesen. Nun gingen wir nach Nizza, wieder nach Lyon, zurück nach Lorgues; immer vergeblich. Endlich ward uns die sichere Nachricht, er sei mit einem Contrebandier über die Berge von Savoyen nach der Schweiz gegangen; wir, wie gut dressirte Hühnerhunde hinterher; er aber witterte uns und ging gerades Weges durch Turin, trotz dem, daß er, was er recht gut wußte, der dortigen Polizei signalisirt war. Hier führte er uns irre, hetzt uns auf einen anderen Weg durch falsche Briefe, und wie wir endlich seine Fährte wieder wittern, ist er uns zuvor, und hat seinen Coup, ein wahres Meisterstück, glücklich ausgeführt. Als wir darauf in Verrieres ankommmen, ist er in zwei Tagen auf und davon mit samt seiner Char-

manten, und obendrein seine Spur gänzlich verlieren. Mit unsäglicher Mühe haben wir ihn endlich hier wieder ausgespürt und er soll uns dies Mal nicht entwischen, wenn nur die Unterhandlungen mit dem Gouvernement, bei der durch List oder Gewalt veranlaßten Entführung ein Auge zuzudrücken, so lange wir noch auf holländischem Grund und Boden sind, die ihr Herr Vater, wie Sie wissen, zu unterstützen die Güte hat, nach unseren Wünschen ausfallen. — Uebrigens bleibt er lange aus, der gute Herr und auch mein College Beugnieres läßt gar nichts von sich hören.« —

La Douri schwieg, that einen langen Zug aus seinem Glase und zündete behaglich seine Pfeife, die ihm während der ausführlichen Rede erloschen war, wieder an. — »Eigentlich,« sagte Drawman, »begreife ich doch noch nicht recht, Capitain, daß ein Mann, wie Sie, der so viele Beweise der Tapferkeit und des Muthes abgelegt, und eine so ehrenvolle Stellung in der Armee bekleidet hat, sich zu dem Geschäft eines geheimen Polizeispion's hergeben mag.« — »Mei-

gung. Sie, keine Neigung,« erwiederte dieser. »Es giebt kein größeres Glück auf Erden, als wenn der Mensch erst erkannt hat, wozu ihn der liebe Gott erschuf. Seht, ich bin ein geborener Polizeispion, schon als Kind konnte mir nichts verborgen bleiben, ich ruhte nicht eher, als bis ich die Geheimnisse der Leute erforscht hatte, weshalb mich auch sämtliche Dienstboten im väterlichen Hause, wie den Bösen, fürchteten; denn hatte eine Magd ihrem Liebhaber Essen zugetragen, der Kutscher den Hafer verkauft, hatte ihn den Pferden zu geben, oder sich sogar ein Diener zu einem Kammer- oder Küchenfräulein geschlichen, so wittrete ich es gleich, und wußte mit feiner Combinationsgabe die Beweise so zusammenzustellen, daß es meinen Eltern ein Leichtes war, sie, auf dem von mir gelegten Grund weiter bauend, unfehlbar zu überführen. Mir entgeht nichts; was tausend Andere übersehen, ich bemerke es gewiß.« — »Und doch entwischte Euch heimlich Saint-Mathieu,« unterbrach ihn Drawman. — »Das hat seinen guten Grund,« entgegnete Jener ruhig, »und

thereby hangs a tale, wie Euer großer Dichter sagt,« fuhr er fort. »Ja, Sir, das ist doch eine scharmante Stelle und ich kann noch immer nicht vergessen, wie vortrefflich ich dieselbe vor drei Jahren in Conventgarden von dem ausgezeichneten Jackson recitiren hörte. Er ahmte den melancholischen Maitre Jaques unvergleichlich nach, ich war damals selbst melancholisch geworden in Eurem neblichten London und litt etwas am Spleen, daher konnte ich es am Besten beurtheilen. Jackson ließ dabei den Kopf hängen und recitirte monoton, fast weinerlich die prächtige Stelle; es machte einen excellenten Effect, als er sagte:

Thus may we see, quoth he, how the world wags
'Tis but an hour ago, since it was nine
And after one hour more, 'twill be eleven;
And so from hour to hour, we ripe and ripe
And then from hour to hour we rot and rot
And thereby hangs a tale.«

Drawman hatte ihn ohne Unterbrechung ruhig ausreden lassen, dann sagte er: »Ihr seid doch ein durchtriebener Schalk, Capitain,

und wollt meinen Euch bekannten Enthusiasmus für unseren großen Dichter benutzen, um meine Aufmerksamkeit von jener Frage abzulenken; aber Ihr entwischt mir nicht, so schlau Ihr es auch immer anstellt. — Sagt nur, wie kam denn das?«

»La Douri,« erwiederte schmunzelnd: »das kam davon, weil mein Vater gern Rebhühner aß und nicht selber freie Jagd besaß.« — »Pah,« sagte Drawman, »das wäre der Faden, an dem Euer Schicksal hing.« — »Allerdings, mein Herr, habt Ihr denn nicht schon in der Schule gelernt, daß kleine Ursachen große Wirkungen nach sich ziehn? So ging es auch mir — doch ein ander Mal davon, denn eben tritt Brugnieres ein, aber zu meiner großen Verwunderung ohne den Herrn de Saint-Mathieu. Nun, Freund, wie kommt das?«

»Wie es kommt,« erwiederte der Angeredete, ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, der etwas sehr Feines und Elegantes in seinem ganzen Benehmen hatte, »wie es kommt? Erneuert mir doch den Aeger nicht, durch Eure

wunderlichen Fragen. Jacquet, dieser ganze Plan ist gescheitert, Mirabeau hat mich erkannt, und ist so weit gegangen in seiner Tollkühnheit, in Gesellschaft zweier französischen Edelleute, die unser Unstern hergeführt haben muß, heute laut an der Table d'Hôte, im Hof von Geldern, zu erklären, das Ludwigskreuz, das ich trage, sei ein unverschämt angemaaktes, und so tief sei man in Frankreich noch nicht gesunken, einem Polizeispion einen Orden umzuhängen. Ich wappnete mich mit Kaltblütigkeit, und ersuchte ihn höflich um den Beweis. »Den will ich Ihnen liefern,« erwiederte er, »sobald Sie hier öffentlich beweisen, daß Sie der Chevalier de Saint-Martin, für den Sie sich ausgeben, wirklich sind, und nicht der Polizeispion Brugnieres, eine der feilsten und gewandtesten Creaturen des Herrn le Noir.« Ich gerieth bei dieser Anrede wirklich in einige Verlegenheit, war aber doch entschlossen, nicht zu weichen und es bis zum Aeußersten kommen zu lassen. Ja, ich wich selbst nicht, als Mirabeau's Begleiter die Anwesenden aufforderten, einen so verächt-

lichen Menschen, wie mich, nicht an derselben Tafel mit ehrenwerthen Leuten zu dulden, und dabei Miene machten, mir eine Assiette oder etwas dem Aehnliches ins Gesicht zu werfen. Da rettete mich glücklicher Weise ein alter Oberkaufmann aus Batavia, ein feiner, alter Herr, mit dem ich am Abende vorher einige Parthien Picket gespielt, aus der Verlegenheit, indem er sagte: »»Ich weiß nicht, was Sie wollen, meine Herren; an einer Table d'Hote, hat jeder, der sein Couvert richtig bezahlt, und sein silbernes Besteck liegen läßt, wenn er fortgeht, weil es dem Wirthe und nicht ihm gehört, das Recht zu sitzen. Auch ist das Gewerbe dieses Herrn kein Grund, ihn zu beleidigen; er erwirbt sich damit eben so wohl seinen Lebensunterhalt, wie irgend ein Anderer mit dem seinigen. Wir befinden uns in einer Republik, und die hochmögenden Generalstaaten gestatten Jedem, sich zu nähren, wie er kann, und hindern ihn nicht, sobald er nicht stiehlt, betrügt, oder mordet. Also lassen Sie, wenn ich bitten darf, den Mann hier in Ruhe und stören Sie die übrigen Gäste

nicht durch allerlei Altercationen und Alterationen in der uns Allen nothwendigen Verdauung. — Mas vale vaca en paz que pollos en agras, sagen die Spanier. — Der Herr hindert uns nicht am Essen, darum hindern Sie ihn auch nicht.« —

»Ganz charmant,« unterbrach ihn de la Druri, »das ist der erste Mynheer, der mir gefallen kann. — Aber, wie wurde es nun?« — »Wie sollte es werden,« fuhr Jener etwas unwillig fort, »die drei Herren — mochten es doch wohl für zu gewagt halten, etwas gegen mich zu unternehmen, sie zuckten die Achseln, und standen auf um fortzugehn. — In der Thür drehte sich Mirabeau noch einmal um, trat auf mich zu, schlug mir auf die Schulter und sagte: »»Mein lieber Herr Beugnieres, reisen Sie wieder nach Paris, damit Sie dem Herrn Marquis de Mirabeau und der Frau Präsidentin de Ruffey nicht unnöthiger Weise zu viele Kosten machen; grüßen Sie diese würdigen Leute und sagen ihnen, ich befände mich hier in einer Republik mit meiner Geliebten, und

wenn wir nicht freiwillig zurückkehrten, so lebten wir hier in solcher Sicherheit, daß keine Gewalt der Erde im Stande seyn würde, uns dazu zu zwingen. Sagen Sie ihnen ferner, es ginge uns recht gut, und ich hätte die frohe Aussicht, bald Vaterfreuden zu genießen. Auch fehle es uns nicht an den nöthigen Mitteln, um anständig zu leben, da mir meine Feder mehr einträge, als wir brauchten. Sagen Sie dies Alles und noch viele freundliche Dinge, die ich Ihrer gewandten Erfindungskraft überlasse, den guten Leuten, die Sie, wie einen Fastnachtsnarren, hergesandt haben und — hüten Sie sich, mir hier in Amsterdam wieder vor die Augen zu kommen, es möchte Ihnen nicht immer so glimpflich gehn wie heute.«

»Damit ging er, und ließ mich, ich läugne es nicht, in einiger Verwirrung zurück. Ich antwortete ihm natürlich mit keinem Worte, blieb ruhig, wie es der Anstand erfordert, als ginge mich die ganze Sache eigentlich gar nichts an, am Tische sitzen, bis auch die übrigen Gäste aufstanden, und begab mich dann auf mein

Zimmer, um ein Memoire über den ganzen Vorfall an den Minister abzufassen, und ihn zu ersuchen, wenn anders den Verwandten noch daran liegt, des Tollkopfs und seiner Geliebten wieder habhaft zu werden, direct mit der Regierung dieses Landes über ihre Auslieferung zu verhandeln. Unser hiesiger Gesandter, dem ich darauf dasselbe mittheilte, weigerte sich, es durch einen seiner Kouriere besorgen zu lassen, weil er dem Mirabeau persönlich zugethan ist; mit List richten wir nichts aus, der Vogel ist zu pfiffig und an eine Entführung auf diese Weise nicht zu denken; einen Gewaltstreich dürfen wir auch nicht wagen, denn der Patron ist aus zu vornehmer Familie und wir würden den ganzen Hof gegen uns aufbringen, sonst verhandelte ich ihn ohne Weiteres an irgend einen Seelenkäufer, der möchte dann zusehn, wie er mit ihm fertig würde; es bleibt uns also nichts Anderes übrig, wenn wir uns mit Ehren aus diesem Handel ziehn wollen, als, sowohl durch unsere Vorstellungen, wie durch die beiden Familien unser Ministerium dahin zu bein-

gen, die Auslieferung der beiden Vögel als eine Staatsangelegenheit zu betreiben, und uns mit einer Vollmacht zu versehn, welche dem hiesigen Gesandten vorschreibt, uns ohne Weiteres auf das Kräftigste bei allen unseren Schritten zu unterstützen. Die Verhandlung in Paris wird so leicht nicht seyn, und es fragt sich nur, wer sie betreiben soll, ob Ihr, la Douri, oder ich, denn einen Anderen von unseren Leuten können wir nicht dazu gebrauchen, und Einer von uns muß während der Zeit nothwendig hier bleiben, um die Vögel nicht aus dem Garne zu lassen.« — »Nun, so sendet mich, ich weiß mit dem alten Menschenfreunde noch am Besten fertig zu werden,« erwiederte la Douri. »Das habe ich auch gedacht,« entgegnete Beugnieres; »wann wollt Ihr fort?« — »Auf der Stelle,« war die Antwort, »sorgt nur für Postpferde. Ob ich mich in einem Musico herumtreibe, oder ich reite die Nacht hindurch, das wißt Ihr, gilt mir ganz gleich. — Also versehe mich mit dem Nöthigen und dann fort. — Auf Wiedersehn, Sir.«

Sie standen auf, um sich zu entfernen. — »Aber Eure Lebensgeschichte, Capitain,« sagte Drawman lächelnd. — »Die bekommt Ihr noch ganz ausführlich, werthester Sir. Capitain Jacques de la Douri bleibt nichts schuldig. — Auf Wiedersehn in vierzehn Tagen.«

4.

Die Neigung, welche der junge Engländer zu Sophien gefaßt, hatte tiefere Wurzeln geschlagen als er selber ahnte. Dies ward ihm besonders während de la Douri's Abwesenheit in den nächsten Tagen deutlich, denn er fand nun Niemanden, mit dem er von der Liebenswürdigkeit der holden Frau reden konnte, und seine Phantasie beschäftigte sich unaufhörlich mit ihr. Er träumte von nichts, als dem Glücke, sie zu besitzen, und da er nun von ihr wußte, daß sie die Frau eines Anderen und mit Mirabeau entflohen sei, so hielt er es nicht für unmöglich, diesem auf irgend eine Weise den Rang abzugewinnen und sie als seine gute Beute heimzuführen. Drawman war durchaus kein schlechter Mensch, ja ein tiefer Sinn für Rechtlichkeit und Ehre waltete in seiner Brust, und er war den französischen Polizeispionen nur behülflich, weil ein Befehl seines Vaters, dessen Handelsverbindungen mitunter dergleichen Ge-

fälligkeiten erforderten, ihn dazu veranlaßt hatte; aber die laxe Moral jener Zeit, welche sich von Frankreich aus über die höheren Stände des größten Theils von Europa verbreitet hatte, und bei jungen Männern, bei denen Eitelkeit und Selbstgefälligkeit vorherrschend waren, leicht die Meinung erzeugte und als ein Axiom darstellte, alle Frauen seien zu erobern, wenn man nur es recht anzufangen wisse, verleitete ihn zu dem Glauben, Sophie sei so gut, wie jede Andere zu gewinnen. Er bedachte oder wußte vielmehr nicht, denn er war noch zu jung, daß ein Weib, nach den gewöhnlichen Begriffen, fallen, und doch vollkommen tugendhaft bleiben könne. Daher beschloß er die Zeit bis zu la Doura's Rückkehr zu benutzen, und kein Mittel unversucht zu lassen, ihre Gunst zu erlangen. Das freundliche und zuvorkommende Betragen der Frau von Monnier, der, bei der Eingeschränktheit, in welcher sie lebte, die Besuche des gebildeten jungen Engländers nicht unangenehm zu seyn schienen, bestärkte ihn in seiner Meinung; durch tausend kleine Artigkeiten und Ge-

fälligkeiten strebte er ihr immer näher zu treten, und Mirabeau, dem es theils gar nicht in den Sinn kam, daß ihn überhaupt irgend Jemand bei Sophien gefährlich werden könne, und der theils selber viel Gefallen an ihm fand, sah seinen Besuch gern und ermunterte ihn stets, denselben so oft wie möglich zu wiederholen. Dran fand sich dem gemäß auch fast täglich ein, aber es war ihm bisher noch immer nicht geglückt, Sophien allein zu treffen. Endlich hörte er eines Morgens, daß Mirabeau eine Zusammenkunft mit mehreren Buchhändlern veranstaltet habe, um mit ihnen eine größere Unternehmung zu berathen, und beschloß augenblicklich die günstige Gelegenheit zu benutzen. Er erwartete also in einem Kaffeehause in der Nähe den Augenblick, wo Mirabeau vorübergehn würde, und eilte alsbald, da dieser kaum um die Ecke bog, zu Sophien hinauf. — Sie saß am Klavier und bemerkte sein Eintreten nicht. Leise schlich er sich hinter ihren Stuhl und hörte sie folgendes Lied singen, das sie mit außerordentlicher Anmuth vortrug, und dessen

Melodie ihn, wie ein lieber, wohl bekannter Freund zutraulich anſprach:

Wie die Stunden ſchleichen,
Fern von Dir verbracht;
Alle Sterne bleichen,
Abſchied nimmt die Nacht.
Stets nur Dein gedenkend,
Hab' ich ſie durchwacht,
Mich in Dich verſenkend
Nur an Dich gedacht.

Treibt Dich kein Verlangen,
Wieder mich, voll Luſt,
Liebend zu empfangen,
Und an meiner Bruſt
Liebend fort zu träumen
Voll ſehnſücht'ger Gluth,
Wie in Himmelsräumen
Seligen zu Muth?

Mich verlangt zu ſinken
An Dein bebend Herz,
Dir vom Aug' zu trinken
Wolluſtreichen Schmerz,
Der in Deinen Thränen
Mild ſich offenbart,
Und dem ſüßen Sehnen
Fremde Worte ſpart.

Sieh, das hielt den Schlummer
Dringend von mir fern,
Und bezwang den Kummer
Meiner finstern Herrn.
So denk' ich Deiner,
Doch so oft und gern;
Und Du, denkst Du Meiner,
Du, mein hellster Stern?

Wie Perlen rollten diese, mit den reinsten, gefühltesten Tönen gesungenen Worte von ihren Lippen. Drawman war außer sich vor Entzücken. Im Rausch der Gefühle unfähig sich länger zu bemeistern, umschlang er sie, und drückte einen feurigen, flammenden Kuß auf ihre Lippen. In demselben Augenblicke öffnete sich die Thür, und Mirabeau, den ein Zufall wieder zurückgeführt hatte, trat ein, von Beiden unbemerkt. Sophie, die durch Drawman's schnelle Bewegung diesen nicht erblickt hatte, glaubte, es sei ihr Geliebter, und sagte, sich, ohne aufzuschauen, loswindend: »Wie bist Du doch so stürmisch! Mich so zu erschrecken; weißt Du nicht, daß das unserer süßen Hoffnung schaden kann?«

Da rief plötzlich Mirabeau mit donnernder Stimme: »Sophie!« trat näher, faßte den jungen Engländer, und schleuderte ihn einige Schritte weit fort. Jetzt erschrak Sophie heftig, es wurde ihr halb und halb klar, was vorgegangen seyn müsse, sie sah in Mirabeau's rollende, Zorn wie Blitze sprühende Augen, und sank in Ohnmacht. Ihr Geliebter vergaß jetzt Alles, und eilte ihr beizustehen; er trug sie auf ein Ruhebett, und ließ sich, das Vorgefallene in diesem Augenblick gänzlich vergessend, von Drawman, der sich nur mühsam von der Betäubung erholt hatte, in die Mirabeau's heftiger Stoß ihn versetzte, das Nöthige reichen. Es dauerte lange, ehe Sophie wieder zu sich kam; endlich schlug sie die schönen Augen auf und sagte leise: »Gabriel, warst Du es denn nicht, der sich hinter mich geschlichen hatte und mich küßte?« Jetzt trat die vorige Scene wieder deutlich vor Mirabeau's Seele. Er, der sich bisher vor ihr niedergebeugt hatte, richtete sich stolz auf, und sagte mit unbeschreiblichem Hohne: »Ich, Madame? Pflege ich denn zu schleichen? Liegt denn Schleichen in

meinem Charakter? Dieser Herr da, der mich beschlich, beschlich auch Sie; wären Ihnen seine Lippen so fremd, oder sind es die meinen, daß Sie den Unterschied zwischen meinem und seinem Munde nicht zu finden wissen? Sie schienen übrigens wohl zu wissen, daß er es sei.«

Sophie richtete sich langsam in die Höhe, blickte ihn fest an und sagte: »Gabriel, das sagst Du mir, Deiner Sophie?« Es lag etwas so unbeschreiblich Rührendes in diesem Ton ihrer Stimme, so viel Wahrheit und Unschuld, daß Mirabeau schnell, seinem Charakter gemäß, von einem Extreme zum andern übergehend, davon auf das Lebhafteste ergriffen wurde, sie an sein Herz zog, ihre Augen küßte und ausrief: »Verzeih, verzeih, meine angebetete Sophie, ich war verblendet, und hatte vergessen, daß Du es seiest, die ich in den Armen eines Andern fand. Kannst Du mir vergeben?«

Voll Bewunderung hatte Drawman das Benehmen Beider betrachtet, und nicht gewagt, es auch nur durch einen Laut zu unterbrechen. Jetzt aber, da er erwarten konnte, daß Mirabeau

sich im nächsten Augenblicke zu ihm wenden würde, und diesem zuvorkommen wollte, trat er auf ihn zu und sagte: »Herr de St. Mathieu, ich habe Sie in dieser edeln Frau beleidigt, ich bin zu jeder Genugthuung, die Sie nur fordern können, bereit.« Mirabeau's Zorn schlug bei diesen Worten wieder in hellen Flammen auf: »Genugthuung,« rief er; »Knabe, kannst Du Genugthuung geben! Auf Deinen Knien bitte um Verzeihung für Deine Unverschämtheit. Glaubst Du, mein Degen solle dem Deinigen Ehre verleihn, wenn er sich mit ihm kreuzt, wie Deine Lippen geheiligt wurden, als Du wagtest, frech die Lippen der keuschesten Frau, welche je die Erde trug, mit ihnen zu berühren? — Knabe, meinst Du, Du könnest ungestraft beleidigen, und dann reiche Dein Wort hin, wieder zu weihen, was Du entweihtest? —«

»Sie irren sich, mein Herr,« erwiederte Drawman mit ruhiger Haltung; »ich habe mich in dem Charakter dieser Dame getäuscht, wie Sie sich in dem meinigen zu täuschen scheinen. Wie das kam, kann ich nicht entwickeln; die

heftigste Leidenschaft hat sich meines Herzens bemächtigt, ich liebe ihre himmlische Sophie vielleicht eben so glühend als Sie. Denken Sie, der Glückliche, der sich des ungestörten Besitzes der liebenswürdigsten Frau erfreut, sich in meine Seele, in meine Lage: Sie waren vielleicht selbst einmal in Ihrem Leben in ähnlichen Verhältnissen, und nun sagen Sie, bleibt mir in diesem Augenblicke eine andere Wahl, als Ihnen, dem Manne, jede Genugthuung anzubieten, die Sie nur verlangen können. Noch einmal, fordern Sie, ich bin zu Allem bereit.«

Diese wenigen, mit Ruhe und Entschiedenheit gesprochenen Worte gaben Mirabeau seine ganze Gelassenheit wieder. Er trat auf den jungen Engländer zu, reichte ihm die Hand und sagte: »Drawman, Sie sind ein seltener Mensch; ich verstehe Sie; Sie haben Sophien für ein gewöhnliches Weib gehalten, das, wie so Manche, im Sturm zu erobern sei, und ein einziger Blick in Sophiens himmlisch reines Auge, während jenes kritischen Momentes, heilte Sie von Ihrem Wahne. Ich habe Ihnen nichts zu

verzeihn, und nur als Sophiens Anwald, für dieſe, Genugthuung von Ihnen zu fordern. Fragen Sie meine Gattin, ob ſie dieſelbe verlangt.«

»Können Sie mir vergeben,« fragte Drawman nun Sophien. Dieſe lächelte und ſagte: »Ich muß wohl, denn wer kann ſich ſelbſt beherrſchen, wenn —«

Sie erröthete und redete nicht zu Ende, ſondern verbarg ihr Haupt ſchaamhaft an Mirabeau's Bruſt. — Dann hub ſie nach einer Pauſe wieder an: »Aber eine Bitte habe ich, Herr Drawman, meiden Sie mich, denn Ihre Heftigkeit macht mich ängſtlich, und ich werde nicht wieder ruhig und unbefangen in Ihrer Gegenwart.«

»Wenn die tiefſte Achtung und Verehrung Sie beruhigen kann,« erwiederte der junge Britte, »ſo ſollen Sie gewiß in meiner Anweſenheit ruhig ſeyn können, wie der friedliche Spiegel eines Sees an einem ſchönen Sommerabende. Verbannen Sie mich nicht, Sie werden mich

bescheidener finden als die Novize eines Klosters. Die Zeit kann nahe seyn, wo Sie eines zuverlässigen Freundes bedürfen.«

Mirabeau stutzte, als er dies sagte, und blickte ihn fragend an. — »Ich verstehe Ihre Miene,« fuhr Jener fort; »möge mein Vertrauen die Grundlage zu dem Ihrigen werden. Durch eigenthümliche Verhältnisse bin ich genau von Allem unterrichtet, was Sie Beide betrifft, weiß Ihren wahren Namen, Herr de Saint-Mathieu, und auch den Ihrigen, liebenswürdige Sophie, so wie, daß Sie Beide von Ihren Familien verfolgt werden. Brugnieres, einer der gegen Sie Abgesandten, hat Sie mit Spähern umgeben und ein feineres Netz um Sie gezogen, als einst Vulcan um Mars und Venus; der Capitain de la Douri, sein Helfershelfer, ist gegenwärtig in Paris, um durch Ihren Vater, Herr de St. Mathieu, es dahin bei den Ministern zu bringen, daß Ihre beiderseitige Auslieferung im Namen des Königs von den Generalstaaten verlangt werde, und hofft nach seinem letzten Briefe, seinen Zweck zu erreichen.«

»Das ist unmöglich,« unterbrach ihn Mirabeau; »das wäre gegen alle Gesetze des Völkerrechts, dahin wird er es nie bringen; die hiesige Regierung kann unmöglich so feige, so erbärmlich seyn, in ein solches Verlangen zu willigen.«

»Unmöglich wäre es nicht,« versetzte Drawman, »die Beweise liegen so fern nicht. Aber ich will und darf nicht mehr sagen, denn mir binden Ehre und Pflicht die Zunge, bis ich mich anderswo entschieden erklärt habe. Seyn Sie auf Ihrer Hut; ich habe Sie gewarnt, so weit ich es durfte. — Wenn Sie mich wiedersehn, so haben Sie entweder nichts mehr zu fürchten oder Alles; dann aber können Sie auf mich bauen in Noth und Tod, dann fesselt mich kein Verhältniß mehr. Leben Sie wohl.«

Er ergriff Sophiens Hand, die er ehrerbietig küßte, reichte Mirabeau die seine mit einem warmen Druck, und entfernte sich rasch, innerlich auf das heftigste bewegt. Sophie blickte ihm verwundert und erschreckt, Mirabeau ruhig

und lächelnd nach; dann sagte derselbe: »Wäre ich ein Fürst, so würde Drawman vor allen Andern mein Liebling seyn; er ist von jenem Stoffe, aus dem man einen Sully machen könnte.

5.

Am Abend deſſelben Tages, an welchem Drawman den beiden Liebenden zu erkennen gegeben, welche Gefahr über ihrem Haupte ſchwebe, erhielt Mirabeau einen Brief von ſeiner Mutter, einer vortrefflichen Frau, die ihm, trotz der harten Schickſalsſchläge, welche ſie ſelbſt getroffen, da ſie, wie ihr Sohn, von dem Marquis de Mirabeau mit der feindſeligſten Gehäſſigkeit verfolgt wurde, immer mit mütterlichem Auge gefolgt war, und ſich ſtets, faſt über ihre Kräfte, ſeiner helfend, ſchützend und vermittelnd angenommen hatte. Sophiens Geliebter hing daher mit unbeſchreiblicher Liebe an ihr, und ehrte jeden ihrer Wünſche, als habe eine Gottheit ihn ausgeſprochen. Die Ankunft eines Schreibens von derſelben war demzufolge immer ein feſtliches Ereigniß in dem eigentlich einförmigen und farbloſen Leben ihres Sohnes zu Amſterdam, und konnte ihn und Sophien auf mehrere Tage hinaus heiter ſtimmen. Haſtig

erbrach er daher auch dieses Mal den Brief, und begann ihn Sophien vorzulesen, mit raschem Auge bereits die ganze Seite überfliegend, während noch sein Mund die oberen Zeilen sprach. Plötzlich aber stockte er, verwirrte sich, und suchte augenscheinlich nach einer Stelle wo er die Lectüre wieder anknüpfen konnte, ohne daß Sophie die Lücke bemerkte. Diese aber, gewohnt, in dem Antlitz, ihres Geliebten wie in einem Buche zu lesen, sagte: »Du verbirgst mir etwas, Gabriel — betrifft es mich, so überschlage es nicht; die Besorgniß über das, was in dem Briefe gestanden haben könnte, würde mir mehr unruhige Momente machen, als die Kenntniß dessen, was wirklich darin steht, es je zu thun im Stande wäre, darum lies getrost.«

Mirabeau zauderte anfangs, dann sagte er: »Ich möchte Dir gern den bitteren Kelch von den Lippen nehmen, den Du nicht erschöpft hast; aber freilich Wissen ist besser als Vermuthen, denn es giebt eine Richtschnur zum Handeln. So höre denn, was die beste der Mütter schreibt:

»Dein ganzes Verhältniß mit Deiner Geliebten und vorzüglich Eure Flucht nach Holland fängt eigentlich erst jetzt an, besonders da die Bestrebungen Deines Vaters und der Frau von Ruffey, Euch nach Frankreich zurückzubringen, einen ernsthaften, fast bösartigen Charakter annehmen, sich unter den Leuten zu verbreiten. Du weißt, mein geliebter Sohn, wie ich über das ganze Ereigniß denke und wie ich von Anfang an mit Thränen beklagte, daß das Schicksal Euch nicht zusammengeführt, als Ihr Beide noch frei waret, denn um wie viel würde Deine Sophie Dich und mich, und Alle, die Dich lieben, glücklicher machen, wäre sie Deine rechtmäßige Gemahlin. — Aber eine höhere Hand hat es anders gewollt, und so sehr auch Eure Flucht mich mit Betrübniß erfüllt, und so ernst ich dieselbe misbilligen muß, so ist sie doch einmal geschehen, und mir, als Deiner treuesten und aufrichtigsten Freundin, bleibt nichts übrig, als nach allen Kräften Euch zu unterstützen, um die verderblichen Folgen, welche jener tollkühne Schritt nach sich ziehen kann, von Eurem Haupte

abzuwenden. Wisse also, was mich besonders treibt, dies Mal nur darüber mit Dir zu sprechen. Ich bekam gestern einen Besuch von Deinem alten Freunde Villereau, dem Oberstlieutenant desselben Regimentes, in welchem Du auf Corsica dientest, der, nachdem er seinen Abschied genommen, hier in der Nähe lebt, und stets sich mit großem Interesse nach Dir erkundigt. In seiner brüsken, aber wohlgemeinten Manier, die man dem alten Soldaten um so leichter verzeihen kann, fragte er mich, ob denn Alles, was man sich von Dir und Deinem Verhältnisse zur Frau von Monnier erzähle, wirklich wahr sei. Ich erwiederte ihm ausweichend. Da sagte er, ich bin auch nicht gekommen, Frau Marquise, um zu fragen, sondern um zu erzählen und Ihnen als ein wohlmeinender Freund den Rath zu geben, wenn Sie über Ihren Sohn etwas vermögen, diesen dahin zu bewegen, daß er sich von der kleinen Frau trenne, und sie den Ihrigen zurückgebe; der alte Präsident, der mein Vetter und ein gutmüthiges Schaaf ist, verlangt weiter nichts und wird nur

durch die Baldhoans aufgehetzt; die Familie Ruffey würde sich auch zufrieden geben, und Ihren Wildfang von Sohn in Ruhe lassen; kurz, alle Verfolgungen, die dieser zu erdulden hat, hören wenigstens von jener Seite augenblicklich auf, sobald er seine Dame willig zurücksendet, oder den Händen des Brugnieres, der eigends nach Amsterdam deshalb gegangen ist, überliefert. Schreiben Sie ihm das, wenn ich bitten darf, im Namen seines alten Kriegskameraden, der es stets ehrlich und gut mit ihm gemeint hat. Wenn ihn die Liebe nicht zu sehr verblendet, so muß er selbst einsehen, es sei das Gerathenste. Er, der Verheirathete, leb mit der verheiratheten Frau eines Andern im Auslande. — Wohin soll das führen, er vergeudet seine besten Jahre in einer jämmerlichen Unthätigkeit, ruinirt sich, ruinirt die liebenswürdige Monnier, lebt in Noth und Entbehrung, hat zwei mächtige Familien und seinen Vater, hat das Urtheil der Welt und aller Besseren gegen sich, die auf Zucht und Sitte sehen, und die Bande der Familie und der Ehe für etwas

Heiliges halten, die man nicht ungestraft und nach Willkühr sprengen kann. Je länger er den Knoten zusammenzuhalten strebt, desto gewaltsamer wird dieser am Ende zerrissen werden, und der Tod kann zuletzt nur eine erträgliche Lösung herbeiführen. Sendet er aber die Frau von Monnier freiwillig zu den Ihrigen zurück, so wird man ihm weit leichter verzeihn, und Alles kommt auf die beste Weise in das rechte Gleis.«

»Ich muß Dir gestehen, mein geliebter Sohn, daß mich diese, mit wahrer Herzlichkeit gesprochenen Worte des braven Villereau auf das Tiefste rührten. Ich verhehlte ihm, da ich einen warmen und wahren Freund in ihm fand, nun auch nicht, was ich durch Dich selbst von Deiner Lage und Deinen Verhältnissen weiß. Wir überlegten hin und her, und fanden es nach reiflicher Berathung unbedingt für das Beste, daß Du freiwillig dem Herrn Brugnieres, der, obwohl Polizeibeamter, doch ein Mann von Ehre und Bildung ist, Deine Freundin übergebest, damit er sie sicher zu den Ihrigen geleite, wo-

gegen Du ruhig in Holland bleibst, bis Deine Angelegenheiten etwas mehr geordnet sind, und Dein Vater, bis jetzt Dein unversöhnlicher Feind, durch die Bemühungen Deines Oheims, des Bailli de Mirabeau, der mir versprochen hat, sich Deiner eifrig anzunehmen, besänftigt ist. Wenn auch die Leidenschaft Dich früher blendete, so wirst Du Dich jetzt, da Du Dich fast seitneun Monaten des ungestörten Besitzes Deiner Geliebten erfreutest, doch ruhig und mit Klarheit über Deinen Zustand nachdenken können, und bei den seltenen Fähigkeiten, womit Dich die Natur begabte, leicht einsehen, daß Dir kein anderer Ausweg übrig bleibt. — Höre, mein Gabriel, auf die Stimme Deiner zärtlichen, Deiner besorgten Mutter, die Dich gern mit demselben Blute, mit dem sie Dich einst unter ihrem Herzen nährte, retten würde.««

Sophie war immer stiller geworden, während Mirabeau diese Zeilen las; als er endete, saß sie bleich und erstarrt da, einer Bildsäule ähnlich, und nur die heißen Thränen, welche unaufhörlich ihre Wangen näßten, zeigten, daß

sie lebe und daß alle ihre Empfindungen sich in ihrem Inneren concentrirten. Er schlug langsam den Brief zusammen und legte ihn neben sich; dann umfaßte er sie zärtlich und fragte: »Nun, Sophie, was soll ich thun?« Sie antwortete nicht, aber sie umschlang ihn krampfhaft und barg ihr Haupt an seiner Brust; ihre Thränen flossen unaufhörlich, und heftiges Schluchzen verkündete den Kampf ihrer Seele. Endlich sagte sie: »Deine Mutter hat Recht, mein geliebter, mein einziger Freund; Du verzehrst hier Deine schönsten Kräfte, Du reibst Dich selber auf, und an Allem diesen bin ich allein Schuld. Laß mich von Dir; was mich auch dort erwartet, das Bewußtseyn, mich Deinem Wohl geopfert zu haben ——«

»Sprich es nicht aus, Sophie,« sagte er ernst und feierlich. »Halte mich nicht solcher Feigheit fähig; meine Mutter kann mein Leben fordern, ich will es ihr willig opfern, aber Du und meine Ehre, Ihr seid mehr als mein Leben. Freiwillig laß ich Dich nie. — Ohne Dich wäre mir das Daseyn eine gräßliche Last, es

hat nur Werth, nur Reiz für mich, in der Verbindung mit Dir.«

»Die Zeit aber würde —« sagte Sophie.

Er ließ sie nicht zu Ende reden. »Du herrschest wie eine Gottheit über meinem Wesen,« fiel er ihr in das Wort; »meine Pläne, meine Wünsche, meine Hoffnungen, Alles, was mich reizt, mich belebt, mich entzückt, findet seinen Mittelpunkt in Dir. Höre nur: Mir träumte neulich: Ich wäre mit Dir auf einer Wiese, und Du entferntest Dich einige Schritte, um eine Blume zu pflücken. Plötzlich donnert es furchtbar über unserem Haupte; ein Blitzstrahl fährt hernieder und spaltet die Erde zwischen uns. Wie ich mich von der Betäubung erhole und zu Dir will, da bemerke ich in der furchtbarsten Angst, daß die Erde in Stücke zerrissen sei, und jedes dieser Stücke seinen eigenen Kreislauf im Planetensysteme beginne. Ich schreie auf nach Dir, da sehe ich noch, wie Du auf einem andern Stücke die Arme sehnsuchtsvoll nach mir ausstreckst. Aber der neue Planet, auf dem Du Dich befindest, nimmt

seinen Lauf nach Westen, der meine den seinen nach Osten. — Im Nu ist er meinen Blicken entschwunden. Verzweiflung faßt mich; ich werfe mich auf den Boden, und der Gedanke, daß nun keine Möglichkeit sei, uns je wieder zu vereinen, macht mich fast wahnsinnig. Wie eine furchtbare Last drückt mich die unbefriedigte Sehnsucht nach Dir. Ich rase, weine, schreie; andere Menschen sammeln sich um mich und suchen mich zu trösten. Sie sagen mir, auch sie hätten geliebte Wesen verloren, wir müßten uns aber Alle trösten und zusammenhalten und ein neues Leben anfangen, wie es jene auf den andern Erdplaneten auch thun müßten. Das Schicksal habe alle alten Bande gewaltsam trennen wollen, und es wäre Thorheit, sich darüber zu grämen. Diese und ähnliche Reden, die mir nicht mehr deutlich vorschweben, versetzten mich in eine grenzenlose Wuth; ich glich in meinem Zorne dem Sturm. In augenblicklichen Pausen dachte ich mit tiefster Sehnsucht an Dich, dann aber brauste ich immer wilder und wilder auf, und wüthete

gegen das Schicksal, gegen mich selbst, gegen die Menschen mit ihrer Dummheit und Herzlosigkeit. Darauf dachte ich wieder an Dich und malte mir Deine Sehnsucht und Angst und Deinen Kummer aus, und meine Thränen flossen still, denn ich bildete mir ein, Du würdest jetzt eben so auf Deinem Planeten weinen. — Daß Du aber dort weintest, das brachte mich von Neuem zum Toben. Und so, wie in einem Nachen auf weitem Meer von einem wüthenden Orkane hin und her geschleudert, erwachte ich endlich und bedurfte langer Zeit, um mich zu sammeln. Der Mond schien hell, Du schlummertest süß und ruhig neben mir, aber ich konnte den furchtbaren Traum nicht von mir abschütteln, und erholte mich erst allmählig, besonders dadurch, daß ich Dein friedliches Antlitz unabläßig betrachtete. Darüber erwachtest Du wie ein holdseliges Kind, und im Kosen der Liebe kam ich endlich ganz wieder zu mir.«

»Ein gräßlicher Traum,« sagte Sophie.

»Und glaubst Du,« entgegnete Mirabeau,

»nun, daß ich Dich freiwillig von mir lassen könnte? So beherrschest Du mich schon im Traume, wie also, wenn ich Meister über alle meine Kräfte bin?«

»Möge kommen, was da will,« erwiederte Sophie, »nur Gewalt soll uns trennen.« Sie warf sich ihm in die Arme, er bedeckte sie mit Küssen, sie vergaßen in seligster Wonne alle Gefahr. Noch befaßen sie sich in vollster Neigung, und erkannten das und berauschten sich in himmlischer Freude.

6.

Der eiserne Fleiß, mit welchem Mirabeau in den letzten Tagen sich einer schriftstellerischen Arbeit gewidmet hatte, und die liebevolle Theilnahme, mit welcher Sophie ihn dabei unterstützte, waren Ursache, daß Beide fast ganz vergessen hatten, welche unheilschwangere Wolke sich von Frankreich her über ihnen zusammenziehe und sie zu vernichten drohe, dazu kam, daß die heftige geistige Anstrengung ein altes Uebel, an dem Mirabeau mitunter litt, wieder weckte, und diesen, nachdem er seine Arbeit glücklich vollendet und abgeliefert, an Zimmer und Bett fesselte. Sophie saß eines Nachmittags bei ihm und las ihm aus einem italienischen Buche vor, als plötzlich mit großer Heftigkeit an die Thür geklopft wurde. Auf ihren Ruf trat fast gleichzeitig mit diesem Drawman besorgt und verstört ein, und sagte, nach der ersten, mit Hast ausgesprochenen Begrüßung

„Sie sind krank, Herr de Saint-Mathieu?

»Mehr faul als krank,« erwiederte Mirabeau lächelnd; »ich leide an einem Uebel, das sich am besten durch Ruhe besiegen läßt.« — »So stehen Sie ja gleich auf,« versetzte Drawman geheimnißvoll. — Mirabeau winkte ihm, da er eine böse Nachricht vermuthete, seine Botschaft vor Sophien zu verschweigen, aber voll Liebe und Besorgniß hatte diese schon in des jungen Engländers Zügen gelesen, daß er der Ueberbringer einer schlimmen Neuigkeit sei, und sagte dringend zu ihm: »Reden Sie frei, Sie, ich bin auf Alles gefaßt und kann Alles ertragen, nur nicht ängstliches Schwanken und peinliche Ungewißheit, denn diese erfüllen mich mit größerer Angst, als es selbst die schlimmste Nachricht zu thun im Stande ist.« — »So wissen Sie denn,« antwortete Drawman, »daß de la Deuri seit einigen Tagen zurück ist mit der Entscheidung des Ministers, welche zu Gunsten Ihrer Verwandten ausfiel, daß der französische Gesandte, der Herzog de la Vauguyon selbst die Angelegenheit hierorts betreibt, und daß Sie Morgen aufgehoben und nach Frankreich geführt

werden sollen.« — »Allmächtiger Gott,« rief Sophie, einer Ohnmacht nahe. — »Das ist unmöglich,« sagte Mirabeau, sich von seinem Lager aufrichtend und den Ueberbringer so schlimmer Botschaft starr ansehend; »unmöglich, sage ich Ihnen, lieber Freund; denn theils kann, wie ich schon so oft gesagt habe, eine Republik plattterdings nicht in solche Niederträchtigkeit willigen, theils hat Vangupon aus eigenem Antriebe in diesen letzten Tagen mehr als zehntausend Livres für mich ausgelegt, und weiß nur zu gut, daß ich diese ihm allein wieder bezahlen kann, wenn ich mich auf freiem Fuß befinde.« — »Meine Nachricht ist zuverlässig, ich habe sie aus de la Douri's Munde,« entgegnete Drawman. »Ueberlegen Sie schnell, was Sie thun wollen; wie ich höre, hat man es mehr auf Sie, wie auf Frau von Mon — verzeihen Sie, wie auf Ihre Frau Gemahlin abgesehen. — Nach England zu entfliehen, ist jetzt zu spät; ich will Sie bei mir verbergen, bis wir sichere Mittel finden, die liebenswürdige Sophie mit Ihnen zu vereinen, und Sie Beide

sicher über die Grenze zu schaffen. Eilen Sie, ich gehe voraus, um Alles zu besorgen; denn man darf nicht ahnen, daß ich im Spiele sei, und uns zusammen sehen. Es fängt schon an zu dunkeln, in einer halben Stunde können Sie unbemerkt das Haus verlassen.«

»Nimmermehr,« rief Mirabeau, »von Sophien trenne ich mich auf keinen Fall! Ich bleibe hier und erwarte getrost, was da kommt.« — »Aber, mein Freund,« sagte Drawman dringend, »Sie verderben sich Beide, denn findet man Sie zusammen, so wird man Sie auch zusammen arretiren. Sind Sie aber fort, so kann Niemand, da der Verhaftsbefehl, wie ich gewiß weiß, nur auf Sie lautet, sich das Mindeste gegen Madame erlauben.« — »Geh, mein Gabriel,« rief nun Sophie, und warf sich an seine Brust, ihn umschlingend und sein Antlitz mit heißen Thränen benetzend, »geh, mein Geliebter, rette Dich und sorge nicht für mich, ich weiß mich zu wehren, ja, ich weiß zu enden, ruhig zu enden, in vollster Liebe für Dich, in

meiner seligsten Zeit, wenn mir nichts Anderes übrig bleibt.«

Mirabeau sträubte sich noch lange und heftig, vorzüglich weil er sich von dem Gedanken, daß ihm wirklich Gefahr drohe, durchaus nicht überzeugen konnte; dann aber auch, weil ihm jede Trennung von Sophien als etwas Entsetzliches erschien. Endlich siegten der Geliebten heiße Bitten, des Freundes dringende Beredsamkeit, und er willigte ein. Sein krankhafter Zustand erhöhte seine innere Reizbarkeit, und ließ ihn zuletzt, nachdem er Drawman's Mittheilungen sorgfältig erwogen und geprüft, die Dinge im grellsten Lichte sehen. Er beschloß also, bei dem jungen Britten eine Zuflucht zu suchen. Plötzlich aber kam ein Geist des Mistrauens über ihn; er faßte den Jüngling mit beiden Händen, sah ihn forschend in's Gesicht, und sagte mit einem Tone, der Sophien durch Mark und Bein drang: »Mensch! wenn Du mich betrögest! Wenn Du in wahnsinniger Leidenschaft mich fortlocktest, um sie zu verderben!« — Drawman hielt seinen Blick mit aller Furchtlosigkeit

eines reinen Gewissens aus, ohne jedoch etwas zu erwiedern; eine stille, ruhige Würde lagerte sich auf seinem Antlitz. Mirabeau ließ plötzlich die Hände sinken, und sagte: »Ein solches Antlitz kann nicht lügen, oder die Natur müßte zum Verräther an sich selbst werden. Wohin soll ich Ihnen folgen, mein Freund?« — »Merken Sie genau,« erwiederte der hochherzige Britte; »Sie gehen nach dem Nieuwemarkt und biegen hier in die Bloemstraat ein, die Sie fast ganz durchschreiten, indem Sie die Monniken Dwarsstraat und den Gordynensteeg rechts liegen lassen, als wollten Sie nach dem Achterburgwal. Zwischen diesem und der vorigen Straße steht, das dritte von der Ecke, ein altes, unscheinbares Haus, in welchem ein Tabackshändler wohnt. Hier treten Sie ein und steigen bis in das dritte Stockwerk, wo Sie an der ersten Thür rechts anklopfen, und nicht mich, sondern einen zuverlässigen Mann finden werden, der Sie daran erkennt, daß Sie ihm ein Billet ohne Addresse abfordern. In allem Uebrigen verlassen Sie sich auf mich; ich werde mich mittlerweile bemühen,

zu erforschen, welchen Plan Brugnieres entworfen hat. Leben Sie wohl.«

Als Drawman sich entfernt hatte, kleidete sich Mirabeau mit seltsamer Hast an, denn eine unbeschreibliche Unruhe trieb ihn jetzt eben so hastig fort, als er früher sich beharrlich der Trennung von Sophien widersetzt hatte. Wie im Traume sah diese ihn sich zum Abschiede rüsten; er empfahl ihr, eine Dame, die in demselben Hause wohnte, einzuladen, ihr Gesellschaft zu leisten. Beide wußten eigentlich sich nicht recht von Ihrem Thun Rechenschaft zu geben. Krampfhaft drückte er die Geliebte an sein Herz, aber sein Auge blieb trocken und seine Stirn brannte fieberhaft. Sophie schien nicht eher Ruhe finden zu können, als bis er fort sei. So trennten sich Beide mit furchtbarem inneren Schmerz, den jedoch der Drang des Moments nicht in das Bewußtseyn treten ließ. Beiden war, wie sie sich später erinnerten, als sollten sie zum Schaffot geführt werden.

Eben so hastig und von innerer Angst gefesselt, riß sich Mirabeau los, und verließ die

friedliche Wohnung, wo ihnen so manche selige Stunde gelächelt hatte. Als er sich auf der Straße befand, trieb es ihn unaufhaltsam vorwärts, und mit großen Schritten eilte er, ohne sich umzusehen, seinem Ziele entgegen. — Da faßte ihn plötzlich rauh ein starker Arm; er blickte auf und sah sich von Gerichtsdienern umringt. — »Er ist es,« sagte eine tiefe Stimme. — Es war die la Douri's. »Graf von Mirabeau, Sie sind arretirt auf Befehl des Magistrats von Amsterdam,« schallte es in sein Ohr. Ihm war, als lähme ihn der Blitz, und wie ein Automat ließ er sich, ohne den geringsten Widerstand zu leisten, von den Schergen fortführen.

Wenige Minuten später, als dies geschehen, ward leise an Sophiens Thür geklopft; sie erwachte aus tiefem Nachdenken, und schrak zusammen, dann erhob sie sich in der Meinung, es sei die unter ihr wohnende Dame, um diese einzulassen. Als sie die Thür öffnet, drangen sogleich mehrere Männer in das Zimmer. — Sophie gewann augenblicklich die nöthige Haltung und sagte: »Sie suchen wahrscheinlich

Herrn de Saint-Mathieu, meinen Gemahl, er ist verreist.« — »Entschuldigen Sie,« erwiederte ein fein gekleideter Mann, »wir suchen Madame Sophie de Monnier, geborene de Ruffey, aus Pontarlier, und haben sie gefunden. Im Namen des Magistrats dieser Stadt, Sie sind unsere Gefangene.« — »Ihre Gefangene!« erwiederte Sophie, wie vor dem Anblick des Hauptes der Gorgone erstarrend. »Ihre Gefangene,« wiederholte sie mechanisch. Dann sich gewaltsam zusammenraffend, sagte sie: »Wohl denn, ich bin es, er ist ja gerettet.« — »Nicht doch,« entgegnete Brugnieres, denn er war es, der selbst die Verhaftung leitete, »gerettet ist der Graf Mirabeau wohl nicht, aber in Sicherheit.« Sie verstand diese doppelsinnige Worte nur zu wohl; furchtbare Verzweiflung bemächtigte sich ihrer, und sie behielt nur so viel Besinnung, als Brugnieres sie hat, kein unnützes Aufsehn zu machen, und seinen Arm anzunehmen, um schnell nach etwas zu greifen und es im Busen zu verbergen. Dann folgte sie fast willenlos ihrem Führer; aber als sie an dessen

Seite die Schwelle des geliebten Zimmers, in dem sie so selige Momente genossen, überschreiten sollte, brach ihre Kraft. Sie sank ohnmächtig in der Thür nieder, und ward bewußtlos die Treppe hinunter und in den Wagen gebracht.

Sobald Beugnieres sie in sicherer Verwahrung wußte, eilte er vor allen Dingen zu Mirabeau, der zwar nach dem Verbeterhuis, einem Gefängnisse der Polizei, gebracht war, hier jedoch mit der seinem Range angemessenen Weise behandelt wurde, und sich in einem anständigen Zimmer befand. Sobald der Polizeiagent bei ihm eintrat, schritt Jener rasch auf ihn zu, zog ihn in eine Ecke, damit die Gegenwärtigen nichts von dem Gespräch vernähmen, und sagte zu ihm: »Sie haben es erreicht, mein Herr, von meinen Gefühlen mag ich und kann ich nicht reden, am Wenigsten zu Ihnen; aber wahnsinnig ist der, der sich nicht in das Unvermeidliche zu schicken weiß, und es zu ertragen, wenn er es nicht ändern kann. Nur Eins sagen Sie mir, ich beschwöre Sie darum:

Geht Ihr Befehl auf mich allein oder betrifft er noch —« Brugnieres ließ ihn nicht ausreden, und sagte: »Frau von Monnier ist bereits arretirt und von mir selbst in ein sicheres und anständiges Haus gebracht.« — »Und welchen Auftrag haben Sie weiter auszuführen?« fuhr Mirabeau fort; — »doch,« unterbrach er sich hastig, »vor allen Dingen sagen Sie mir, wie geht es meiner armen, unglücklichen Freundin; wie verließen Sie dieselbe?« — Brugnieres zuckte die Achseln. — »O, ich beschwöre Sie,« rief sein Gefangener, »sagen Sie mir Alles. Wie verließen Sie Frau von Monnier?« — »In furchtbaren Krämpfen, unter dem Beistande eines Arztes,« lautete die niederschlagende Antwort. Mirabeau gerieth bei diesen Worten fast außer sich und versank in dumpfes Schweigen, aber seine Gesichtszüge verriethen den furchtbaren Kampf seines Inneren. Es dauerte lange, ehe er so viel Herrschaft über sich gewann, um Brugnieres ruhig anhören zu können, der mit einer gewissen Herzlosigkeit zu ihm sagte: »Herr von Mirabeau, wir sind Beide Männer, lassen

Sie uns, wie es Männern geziemt, offen mit einander reden; Sie haben vorhin selbst geäußert, daß es Wahnsinn seyn würde, sich unvermeidlicher Nothwendigkeit zu widersetzen; meine Pflicht erheischt, daß ich Sie Beide wohlbehalten nach Paris bringe. — Ich will thun, was in meinen Kräften steht, um Ihnen Ihr hartes Schicksal zu erleichtern, wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben wollen, keinen Versuch zur Flucht, weder allein noch mit Frau von Monnier zu machen. In diesem Falle — doch damit Sie sich überzeugen, daß auch ich es ernstlich gut mit Ihnen Beiden meine, und daß ich Ihnen keine leere Versprechungen gebe, lesen Sie diesen Brief, den ich sogleich durch einen meiner Leute voraus nach Paris sende.« — Er überreichte ihm bei diesen Worten folgendes:

»An den Polizeilieutenant, Herrn Lenoir zu Paris.

Amſterdam, den 25. Mai 1777.

»Ich habe die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß die Auslieferung bewilligt iſt und bereits Statt gefunden hat, und daß ich dem zu Folge mit Frau von Monnier und Herrn de Mirabeau dem Sohn, in Begleitung eines hieſigen Juſtizbeamten, der mich bis an die Grenze bringt, Uebermorgen am 27ten dieſes abreiſen werde, um mich an die verſchiedenen, mir angewieſenen Orte zu begeben.«

»Aber, mein Herr, geſtatten Sie mir nachſichtsvoll, Ihnen eine Vorſtellung zu machen, die mir als ſehr gerecht und nothwendig erſcheint.«

»Frau von Monnier iſt von vornehmen Stande, Tochter eines Parlamentspräſidenten, Gemahlin eines Präſidenten des Königs, ſie gehört dem zu Folge zu einer angeſehenen Familie, und es iſt eine Schande in Sainte-Pelagie geweſen zu ſeyn. Die Unüberlegtheit, mit einem jungen Manne zu entfliehn, iſt allerdings ſehr ſchlimm, aber ſie ward nur kriminell, weil ſie Aufſehn erregte, und weil man darüber lacht,

daß eine Frau von zwei und zwanzig Jahren einem siebenzigjährigen Manne untreu wurde. — Ihr ganzes Verbrechen beruht also darauf, sich schlecht betragen zu haben.«

»Dieser alte Herr de Monnier ist blind, fast einfältig und in seine Frau verliebt. Wer kann uns dafür stehn, daß er sie nicht wieder bei sich aufnimmt. Sie ist im dritten Monat ihrer Schwangerschaft, das Kind, welches sie unter ihrem Herzen trägt, kann dereinst eine große Rolle spielen. Wird es bei seiner Geburt nicht anerkannt, so wird es doch später darnach streben. Herr von Monnier wird es vielleicht unpassend finden, daß man seine Frau nach Ste. Pelagie bringt, einem Orte, wo nur Freudenmädchen eingesperrt werden, einem Orte, der sie entehrt. Kurz, mein Herr, er hat den Befehl dazu nicht verlangt, und seine Frau gehört ihm. — Wäre es nicht viel besser, sie in ein anständiges Kloster, wie z. B. Conflans oder jedes Andere, selbst auf Befehl des Königs zu bringen?«

»Ich habe Madame de Russy Vorstellungen deshalb gemacht, ohne mich auf Details

einzulaſſen, und ich glaube, Sie werden das billigen. — Demgemäß bringe ich alſo ohne beſonderen Befehl Frau von Monnier nicht nach Sainte-Pelagie und ſehe Ihren weiteren Verfügungen entgegen. Ich bin u. ſ. w.

de Brugnieres.«

Mirabeau las dieſes Schreiben ruhig durch, faltete es bedächtig zuſammen, gab es ihm zurück und ſagte dann laut und langſam: »Mein Herr, ich gebe Ihnen in der Gegenwart dieſer Gerichtsbeamten feierlich mein Ehrenwort, daß ich weder hier noch auf der Reiſe nach Paris, ſo lange ich Ihrer Obhut anvertraut bin, den Verſuch machen werde zu entfliehn, noch Frau von Monnier zur Flucht behülflich zu ſeyn, jedoch unter der Bedingung, daß Sie Alles, was in Ihren Kräften ſteht, und nicht der Ihnen gegebenen Inſtruction zuwider läuft, thun, uns unſer trauriges Schickſal zu erleichtern.« — »Das verſpreche ich Ihnen eben ſo feierlich,« erwiederte der Polizeiagent. Dann ſagte er ſich zu den Anweſenden wendend: »Meine Herren,

ich ersuche Sie, dies Zimmer zu verlassen, und Herrn de Mirabeau ohne Weigerung, Alles zu besorgen, was er zu haben wünscht.«

Seinem Befehle wurde augenblicklich Folge geleistet. — Als er mit Mirabeau allein war, fuhr er fort: »Ich eile jetzt zu Frau von Monnier, um sie mit allen Mitteln, die mir nur zu Gebote stehn, zu beruhigen. Sie sollen bald Nachricht erhalten.« — »Darf ich einige Zeilen an sie schreiben,« fragte Mirabeau. — »Ich bitte sogar darum,« sagte Brugnieres, »und werde diese noch heute Abend selbst holen. — Leben Sie wohl bis dahin.«

Noch ehe er das Zimmer verlassen hatte, war Mirabeau schon damit beschäftigt, einen langen Brief an Sophie zu schreiben, in welchem er alle Trostgründe niederlegte, die ihm sein liebendes Herz und sein scharfer Verstand eingaben, die aber leider weit entfernt waren, ihn selbst zu beruhigen.

7.

De Brugnieres fand Sophien in einem mitleidswürdigen Zustande; heftige Krämpfe raubten ihr fortwährend alle Besinnung, und der Arzt, welcher nicht von ihrer Seite gewichen war, hatte sich bisher vergeblich bemüht, ihre Leiden zu stillen. Endlich schien die Natur sich ihrer zu erbarmen; sie versank in einen tiefen Schlummer, der mehrere Stunden anhielt. Während dieser Zeit hatte der gewandte Polizeiagent redlich für sie gesorgt; als sie erwachte, sah sie eine anständige, ältliche Frau vor ihrem Lager sitzen, welche sich ihr als ihre Wärterin und Begleiterin zu erkennen gab, und sie dann fragte, ob sie geneigt sei, Herrn de Brugnieres zu sprechen, der ihr Nachricht von Herrn von Mirabeau bringe.

»Ich kenne diesen Herrn zwar nicht,« erwiederte die arme Dulderin, sich mühsam aufrichtend und mit der Hand über die Stirn fahrend, wie Jemand, der Mühe hat sich zu be

sinnen, — »aber,« fuhr sie fort, »Jeder, der mir Nachricht von meinem Gabriel bringt, soll mir willkommen seyn; führen Sie ihn herein, doch helfen Sie mir vorher ein Kleid überwerfen, damit ich ihn auf eine geziemende Weise empfangen könne.« Nachdem die nöthigen Vorbereitungen getroffen, und sich Sophie in einer Chaiselongue niedergelassen hatte, trat de Brugnieres mit allem Anstande eines Mannes von der feinsten Erziehung ein, und sagte nach den ersten üblichen Begrüßungen: »Wenn ich Sie bitte, Frau von Monnier, mein trauriges Amt streng von meiner Person zu trennen, so thue ich es nur, weil ich glaube, Ihnen und mir das schmerzliche Verhältniß, in welchem wir eine Zeit lang stehen werden, zu erleichtern.« — »Sie sind, mein Herr,« erwiederte Sophie, doch endete sie ihre Frage nicht, und Brugnieres kam ihr entgegen, indem er antwortete: »der Polizeibeamte de Brugnieres, der den Befehl hat, Sie nach Frankreich zu den Ihrigen zurückzubringen. Nach der Meinung des Arztes werden Sie Uebermorgen gewiß im Stande

seyn, die Reise anzutreten.« — »Schwerlich,« — erwiederte sie, mühsam zwar, aber voll Würde — »schwerlich, mein Herr; es müßte denn seyn, daß Ihre Befehle sich über das Leben hinauserstrecken, und daß meinen Angehörigen daran liegt, meinen Leichnam in unserer Familiengruft zu Dijon beigesetzt zu wissen; denn meine Augen werden gewiß das Licht des Tages nicht begrüßen, der mich an die Grenzen Frankreichs bringt.« — »Ich verstehe Sie nicht,« gab ihr der Polizeiagent ruhig zur Antwort, obgleich er nur zu gut errieth, was sie eigentlich meine, aber es lag ihm daran, wo möglich ihr Vertrauen zu gewinnen, und er wußte die berühmte diplomatische Maxime des laisser venir in Ausübung zu bringen, wie der gewandteste Unterhändler in politischen Angelegenheiten. »Das ist doch so schwer nicht,« versetzte sie; »es kommt nur darauf an, wie Ihre Befehle lauten.« — »Ich habe bereits die Ehre gehabt, Ihnen dieselben mitzutheilen,« antwortete Brugnieres; »sicher und schnell soll ich Sie nach Frankreich bringen.« — »Zu meiner Mut-

ter?« fragte Sophie rasch. — »Nach Dijon, nein.« — »Zu Herr von Mennier?« — »Nach Pontarlier, nein.« — »Wohin denn?« — »Nach Paris.« — »Nach Paris? — Mich allein?« — »Darüber kann ich noch nichts entscheiden.« — »Nach Paris?« wiederholte sie ängstlich. »Zu wem?« — »Das weiß ich noch nicht, ich denke, die näheren Befehle des Polizeilieutenants an der französischen Grenze vorzufinden.« — »Des Polizeilieutenants!« rief sie aus, und Entsetzen malte sich in ihren Zügen. — »Und Sie können erwarten, ich werde mich, so lange ich lebe, einer solchen Schande aussetzen. Nein, mein Herr, ich bin nur ein schwaches Weib, aber das Leben gilt mir jetzt nichts mehr. Gott sei Dank, ich werde es enden und weiß es zu enden. Lebend bringen Sie mich nicht nach Frankreich zurück.«

Es entstand eine peinliche Pause; Sophie schien in tiefes Nachdenken zu versinken; de Brugnieres störte sie nicht, sondern ließ sie ganz sich ihren Betrachtungen hingeben. Endlich sagte er, leise und mit allem Wohlwollen, das

er nur in den Ton seiner Stimme zu legen vermochte: »Und Ihr Freund?! der arme Herr von Mirabeau, der schon der Verzweiflung nahe ist, welche Nachricht soll ich ihm von Ihnen bringen?« — »Gabriel!« rief sie, wie aus einem Traume erwachend, »wo ist er?« — »Im Gefängniß, nur mit Ihnen beschäftigt.« — »Was ist über ihn beschlossen?« — »Ich weiß es nicht, auch darüber erwarte ich nähere Befehle.« — »So harrt seiner vielleicht das gräßliche Schicksal, seinem Todfeind Saint-Mauris preisgegeben zu werden! Nein, mein Herr, noch ein Mal, das ertrage ich eben so wenig, als den furchtbaren Gedanken, dem Präsidenten oder meiner grausamen Familie wieder ausgeliefert zu seyn. Sie bringen mich nicht lebend aus Amsterdam. Möge Gott mir armen Weibe helfen' — Hier allein war ich glücklich, hier will ich enden. — Sagen Sie Gabriel, ich würde seiner werth bleiben — und nun verlassen Sie mich. — Leben sie wohl, ich will schlafen – ungestört schlafen.«

»Auch dann, wenn ich Herr von Mirabeau

zu Ihnen bringe?« — »Das wollten Sie?« — »Ich übertrete vielleicht die mir gewordenen Befehle — aber ich kann es nicht vor meinem Herzen verantworten, Sie in solcher Aufregung der Verzweiflung zu sehn. Versprechen Sie mir ruhig zu seyn?« — »Ich verspreche es, aber eilen Sie, denn der Tag naht seinem Ende.«

Brugnieres begab sich auf der Stelle zu Mirabeau, und theilte ihm ohne Rückhalt das ganze Gespräch mit, dieser war augenblicklich bereit, ihm zu folgen. In dem Hause angekommen, in welchem sich die Geliebte befand, ließ er ihr erst durch seinen Begleiter vorsichtig und allmählig sagen, daß er gegenwärtig sei. — Dann trat er ein, ging rasch auf sie zu, setzte sich neben ihr nieder, und nahm sie in seine Arme. — Sie wollte reden, aber sie vermochte es nicht; endlich stürzte ein heißer Thränenstrom aus ihren Augen und machte ihrem gepreßten Herzen Luft. Dann errang sie wieder einige Fassung, blickte Mirabeau mit dem Ausdrucke der tiefsten Zärtlichkeit an, und sagte: »Gabriel, wir sind recht unglücklich.« — »Das sind wir

meine Sophie,« erwiederte er mit innigst Betrübniß. — »Kannst Du Dir etwas gräßlicheres denken?« fuhr sie fort. — Du wieder in den Kerker, ich zum Präsidenten zurück. Die Hölle kann nicht fürchterlicher seyn. — Und das nach solcher Seligkeit, wie wir sie ungestört genossen,« setzte sie nach einer Pause hinzu, als Mirabeau vor tiefem Kummer nicht zu antworten vermochte — »vielleicht auf immer getrennt, wenigstens auf lange, lange Jahre. — Wollen wir das ertragen, Gabriel?« flüsterte sie leise, scheu nach de Brugnieres blickend, der sich discret in die entfernteste Ecke des Zimmers zurückgezogen hatte. »O nein, nein,« sagte sie kaum vernehmlich, »laß uns enden, enden am Schlusse unserer Seligkeit. Ich habe das Opium gerettet, es reicht hin für uns Beide, ich will mit Dir theilen, will Dir kredenzen, wie ich das sonst in guten Tagen wohl that. Beuge Dich vor, damit der Feind dort nichts sehen könne. Willst Du?«

»Ich will,« flüsterte Mirabeau in höchster Aufregung, entschlossen wie sie, gemeinschaftlich mit

ihr den Jammer durch eine rasche That zu enden. Sie zog eine kleine Phiole aus dem Busen, zeigte sie ihm lächelnd, und war eben im Begriff, dieselbe zum Munde zu führen, als Mirabeau plötzlich ihre Hand ergriff, und dieselbe gewaltsam festhielt. — »Sophie,« rief er laut, Alles um sich her vergessend — »das Kind unter Deinem Herzen! Unser Kind!« — »Allmächtiger Gott!« stammelte sie, die Phiole fallen lassend, und ihr Antlitz verbergend, dann sagte sie: »Es ist hart, aber wir müssen leben. Ich, bis ich Dir das Kind geboren; Du, bis Du es von mir empfingest, und für seine Zukunft sorgen konntest. Ja, mein Freund, das bindet, wie ein schwerer Eid an das Daseyn. O hätte ich das arme Wesen Dir nur schon gebracht — dann wäre ich frei — dann dürfte ich mich der Sklaverei und Schande entziehen. — Und das will ich,« setzte sie entschlossen hinzu, »wenn kein günstiger Stern uns wieder leuchtet und uns vereint.«

»Und bis dahin versprichst Du mir, Dich zu erhalten?« sagte Mirabeau, mit Thränen in

den Augen. Sie reichte ihm ſtatt aller Antwort die Hand. — Er nahm die Phiole, winkte de Brugnieres näher zu treten, und übergab ſie ihm mit den Worten: »Das giebt Ihnen meine Freundin zu Ihrer Sicherheit, es kommt meinem Ehrenworte gleich.«

»Sie finden keinen Undankbaren,« erwiederte der Polizeiagent; »meine Vorſchrift lautet, Sie Beide nach Paris zu bringen; ich habe keinen Grund mehr, Sie zu trennen, und bitte Sie, in meiner Begleitung die Reiſe gemeinſchaftlich zu machen, als wären Sie Herr und Frau von Mirabeau, und ich hätte die Ehre, Ihr Gefährte zu ſeyn. Meine Leute und der hieſige Gerichtsbeamte, der uns bis an die Grenze geleitet, werden in einem anderen Wagen folgen. — Bis zu unſerer Abreiſe wohnt Herr de Mirabeau in dieſem Hauſe, und wenn es die Frau von Monnier erlaubt, in dieſem Zimmer.«

»Menſch, das vergelte Dir Gott,« rief Sophie. Mirabeau eilte auf ihn zu und ſchloß ihn, entzückt, in ſeine Arme, der ſchlaue Poli-

zeigent wollte einerseits allerdings sich dem unglücklichen Paar so freundlich, wie möglich, zeigen, andererseits aber hatte er sehr wohl berechnet, daß er auf diese Weise sich seine Beute am Zuverlässigsten sichern, und sich die Reise erleichtern könne.

Sie verließen auch wirklich mit ihm am 27ten Mai 1777 Amsterdam.

8.

Ehe wir sie auf der traurigen Reise begleiten, wollen wir noch einen Blick auf jene neun Monate werfen, welche sie in Amsterdam verlebten. Es war eine reiche, schöne Zeit gewesen, in der Sophiens liebende Seele sich vollkommen entwickelt und jene Selbstständigkeit erlangt hatte, welche einem weiblichen Wesen nur durch ein Leben in der Liebe zu Theil werden kann. Ihr ganzes Sehnen und Denken hatte sich seit dem ersten Augenblicke, wo das völlige Bewußtseyn ihrer Neigung zu Mirabeau in ihr Daseyn getreten war, auf ihn beschränkt; ein ruhiges Zusammenleben mit ihm war ihr höchster, fast von ihr für eine Unmöglichkeit gehaltener Wunsch gewesen, der während jener neun Monate vollkommene Befriedigung fand, nachdem dieser ein zwar kurzer, aber harter und gewaltsamer Kampf vorausgegangen war. Sie hatte sich in diesen seligen Tagen, wenn sie in einsamer Stunde über ihr Schicksal nachdachte,

oft mit völliger Ueberzeugung gestanden, daß sie nun nichts mehr vom Leben verlange, als so fort zu leben; oder wenn ihr das vergönnt sei, damit zu enden; denn darüber hinaus, das fühlte sie deutlich, gab es für sie keine Seligkeit mehr, und alle kommenden Jahre konnten nur Trauer, und den farblosen, eintönigen Jammer unbefriedigter Sehnsucht bringen. Durch diese Ueberzeugung und die friedliche Ruhe, in welcher ihre Tage dahin flossen, die nur selten und nie tief gestört wurden, wenn Nachrichten aus Frankreich betrübenden oder verletzenden Inhaltes eintrafen, hatte ihr Charakter, ohne jene weiblichen Schwächen abzulegen, die doch eigentlich das schönste Erbtheil eines edeln Weibes sind, eine entschiedene Festigkeit erlangt, welche, wie ein gütiges Geschenk der Gottheit, ihr nun zu Hülfe kam, so daß sie, nachdem sie erst einmal im Reinen mit sich selbst war, die harten Schläge des Schicksals, die sie so furchtbar getroffen, ruhig und mit seltener Kraft ertrug. Sie mußte Mirabeau sein Kind erhalten, das stand hell vor ihrer Seele, nur

gegen ihn allein glaubte sie heilige Pflichten zu haben; wäre sie nicht guter Hoffnung gewesen, sie hätte ruhig ihrem Leben ein Ende gemacht, denn der Tod konnte ihr nur Freude bringen. Anfangs, in der Verwirrung des Augenblickes, als Schrecken und Angst, so wie unbeschreibliches Grausen vor der nächsten Zukunft ihre Sinne verwirrt hatten und betäubt, dachte sie gar nicht daran; kaum aber berührte Mirabeau, der seine liebende Freundin nur zu wohl kannte, und den selbst in den gräßlichsten Lagen seines Lebens die Hoffnung nie von der Hand ließ, diese zarte Seite, so klangen auch alle ihr verwandten Töne in Sophiens reicher Seele wieder, und verliehen ihr auf eine fast übermenschliche Weise Kraft, Muth und Entschlossenheit. Die Natur, die nach ewigen Gesetzen jedes Keimes Entwicklung begünstigt, kam ihr auf eine wunderbare Weise zu Hülfe; ihre Gesundheit erstarkte von Tage zu Tage; ihre ruhige Haltung flößte de Brugnieres die größte Achtung und Verehrung ein, und er war unerschöpflich auf der Reise, ihr tausend kleine

Annehmlichkeiten und Erleichterungen zu verschaffen, welche sie mitunter, wenn auch nur augenblicklich, erheitern konnten. —

Auf Mirabeau hatte jene Zeit dagegen anders gewirkt. seinem unruhigen, rastlos strebenden Geiste genügte doch jene friedliche Einsamkeit nicht, und wenn auch die glückliche, befriedigte Liebe und der Besitz Sophiens einen großen Raum in seiner Seele einnahmen, so beschäftigten ihn dennoch fortwährende Pläne, welche theils momentan dazu dienten, dem beständigen Einerlei jener Tage ein abwechselndes Colorit zu verleihen, theils aber auch wirklich darauf berechnet waren, seinem Leben eine festere Gestaltung zu schaffen, und ihn vorzüglich von jenen Geldverlegenheiten zu befreien, welche ihn, wenn er sie auch zu bezwingen wußte, doch stets störend und unangenehm berührten, und sich bei seinem großartigen Hange zur Verschwendung, den er in späteren Verhältnissen so sehr entwickelte, stets von Neuem aufdrängten. So trug er sich unter Andern lange Zeit mit der Idee, seine rechtmäßige Gat-

tin und seinen Sohn entführen und nach Holland bringen zu lassen, ein eben so kühner als unerwarteter Streich, der, wenn er gelungen wäre, ihm die Mittel zu seiner Existenz hinreichend verschafft und ihn zugleich auf das Glänzendste an seinem tyrannischen Vater gerächt haben würde. Glücklicher Weise ward die Dame davon zu rechter Zeit unterrichtet, und blieb auf ihrer Hut, bis seine Gefangennehmung sie von aller Besorgniß befreite.

Die vielen wissenschaftlichen Arbeiten, mit denen er sich, theils aus eigener Wahl, theils aber auch, weil ihn das traurigste Loos, gewiß das härteste von Allen, getroffen hatte, für das tägliche Brod geistig taglöhnern zu müssen, beschäftigte, spannten seine intellectuellen Kräfte über die Gebühr an, und raubten ihm, da sie nicht ohne Einfluß auf seine Gesundheit blieben, viel von jener wunderbaren, psychischen Elasticität, die ihm angeboren war, und deren er gerade damals am Meisten bedurfte. Es ist erstaunlich, was er während der kurzen Zeit leistete: sein Avis aux Hessois, eine Entgegnung

auf ein, gegen jene Brochüre geschriebenes, Pamphlet, die Einleitung zur Uebersetzung der Geschichte von England von Mistreß Macauley, die Uebertragung einer Sammlung Schriften über und von Milton, wurden während jener neun Monate von ihm theils entworfen, theils gänzlich ausgeführt. Wie unermüdlich er arbeitete, davon liefert ein späterer aus dem Kerker zu Vincennes geschriebener Brief an seinen Vater den Beweis. »Lange vor meiner Abreise,« sagt er in demselben, »hatte ich vorausgesehn, daß ich mir meinen Lebensunterhalt in Holland würde verdienen müssen, und das habe ich dort auch gethan. Nachdem wir unser Geld einmal ausgegeben hatten, um Frau von Mennier anständig zu kleiden und die nöthigen Bücher zu kaufen, wartete ich 3 Monate auf Arbeit; ich betrug mich so, daß ich mir Credit in einer ganz neuen Welt verschaffte, wo ich durchaus unbekannt war, wo man nur durch seine Nützlichkeit etwas gilt, und in welcher man entsetzlich mißtrauisch gegen den nicht empfohlenen Fremden ist. Ich habe dort Schulden gemacht,

denn das ging nicht anders, weil ich in diesem Lande, dem theuersten von ganz Europa, London selbst nicht ausgenommen, täglich, vor allen andern Ausgaben, eine Pistole für Wohnung und Kost gebrauchte. Es gelang mir, mehr als einen Louisd'or des Tages mit Uebersetzungen aus dem Englischen und anderen Arbeiten zu verdienen. Von sechs Uhr Morgens bis neun Uhr Abends saß ich vor dem Schreibtische. Eine Stunde Musik diente mir zur Erholung, und meine liebenswürdige Gefährtin, obwohl im Ueberfluß erzogen und aufgewachsen, war nie so heiter, so muthig, so aufmerksam, und sich so gleich bleibend zärtlich als in der Armuth; sie verschönte mein Leben; besorgte Auszüge für mich, arbeitete, las, malte, revidirte Correcturen; ihre unveränderliche Sanftmuth, ihre Zärtlichkeit und ihr Gemüth entfalteten sich in ihrer ganzen Ausdehnung.

Sein kräftiger Geist ertrug daher, nachdem er den ersten Sturm glücklich hinter sich hatte, den harten Schlag des Schicksals weit leichter, da sich dem rastlosen Arbeiten desselben reicher

Stoff darbot. Noch in völliger Ungewißheit über seine und Sophiens Zukunft, beschäftigte er sich unaufhörlich damit, erwog alle möglichen Fälle, baute tausend Pläne, wie er mit mächtiger Beredsamkeit Sophiens Verwandte zwingen wolle, von der weiteren Verfolgung des liebenswürdigen Wesens abzustehn, seine eigene Frau nöthigen, sich wieder zu ihm zu begeben, und dergleichen kühne Dinge mehr. Dabei lächelte ihn im Hintergrunde immer der süße Gedanke an, daß ihm seine einzige, wahre Geliebte, die er in vollster, sinnlicher, wie geistiger Neigung umarmte, mit einem Kinde beglücken werde, und dies machte ihn selig, denn die unbeschränkteste Liebe zu Kindern war einer der hervorstechendsten Züge seines merkwürdigen Charakters. Kurz, er zeigte sich bald wunderbar gerüstet, der nächsten Zukunft entgegen zu treten, und da Sophiens entschlossene Resignation von seiner geistigen Kraft beseelt, wie alles Lebende von den Strahlen der Sonne, dieser gleichfalls die nöthige Fassung verlieh, so konnte de Bengnieres nicht genug den großartigen Charakter

Beider bewundern. Von seiner Seite that daher derselbe eben so für sie, was in seinen Kräften stand, und gestattete ihnen, sowohl aus Mitleid, wie aus feinster Klugheit, die Reise als Mann und Frau im ganzen Sinne des Wortes zu vollenden, und mehr als ein gewandter Marschall, denn als ein verpflichteter Aufseher für sie zu sorgen, war sein unablässiges Bestreben. Süße Augenblicke, in denen sie Alles vergaßen, wurden selbst noch während der letzten Tage und innerhalb Frankreichs Grenzen ihnen zu Theil.

IV.

Vincennes.

Helas! l'incertitude est toujours plus féconde en crucls pressentimens qu'en espoirs consolateurs; et souffrir à la fois au présent par la réalité, et dans l'avenir par l'imagination!.... ah! c'est un grand mal.

MERCIER.

1.

Schon an der französischen Grenze hatte ein Brief des Polizeilieutenants Le Noir den Agenten von der Bestimmung seiner beiden Gefangenen unterrichtet. Er zögerte, ihnen die Befehle mitzutheilen; aber als sie heftig in ihn drangen, machte er endlich Mirabeau mit dem Inhalte des Schreibens bekannt. Dieser vernahm es mit steigendem Zorn; dann sagte er jedoch ruhig, sich beherrschend, zu Sophien: »Muth, meine Freundin, Du kommst nicht zu Deinen Verwandten, nicht zu Monnier, sondern in ein anständiges, für Frauen höheren Standes eingerichtetes Entbindungshaus zu Paris.« — »Gott sei gelobt!« rief sie. Dann fehte sie hinzu: »Und was ist Dein Loos, mein Gabriel?« — »Meines,« erwiederte er bitter, »meines? nun, ich kann es Dir nicht verbergen, da wir früher den Ort meiner Bestimmung

erreichen und Du es also erfahren mußt — mein guter Vater meint, der Donjon zu Vincennes sei ein recht hübscher und gesunder Aufenthalt für seinen Erstgebornen.«

Bei diesen Worten begann Sophie heftig zu weinen; so viel auch Mirabeau und de Brugnieres sie zu beruhigen versuchten, sie blieb untröstlich. — Im letzten Nachtquartier mußten sie Abschied von einander nehmen. Wer vermöchte ihren namenlosen Schmerz zu schildern! — »Schwöre mir, Dich Deinem Kinde zu erhalten, bis es Deiner nicht mehr bedarf!« das waren Mirabeau's letzte Worte an die Geliebte. Sie war unfähig, etwas zu erwiedern; aber sie hob ihre Hand als Zeichen des Schwurs zum Himmel. Jetzt trat de la Douri zu ihnen; Mirabeau ward ihm übergeben, und im Nu rollte der Wagen mit Brugnieres und Sophien davon.

Am 8. Juni 1777 betrat Mirabeau den Kerker zu Vincennes; wenige Stunden später erreichte Sophie den ihr angewiesenen Zufluchtsort, das Haus einer Demoiselle Douay in der

Straße Vellefonds zu Paris. Man empfing sie dort unter dem Namen einer Frau von Courviere.

Es sei uns gestattet, einen Zeitraum von mehreren Wochen kurz zusammenzufassen, da sich während desselben nichts Erhebliches in dem Leben der beiden Unglücklichen zutrug, und der Druck der Gefangenschaft hart auf Beiden lastete, wenn gleich Sophie, obwohl unter strenger polizeilicher Aufsicht, doch mit der Rücksicht behandelt, welche ihr Rang und ihr körperlicher Zustand forderte, diesen in ihren äußeren Verhältnissen nicht so fühlte, wie ihr armer, wieder der ganzen Tyrannei und Härte seines Vaters preisgegebener Freund. Ohne Bücher, ohne Schreibmaterialien, ja selbst ohne die nothwendige Wäsche, von schweren Leiden, den Folgen seiner sitzenden Lebensart zu Amsterdam, gequält, verlebte Mirabeau eine wahre Höllenzeit. Nur auf sich beschränkt, verbrachte er die Tage mit Entwürfen zu Denkschreiben an den Polizeilieutenant, den Minister und seinen Vater, oder mit Erinnerungen, Wünschen und Besorgnissen

für seine Geliebte. Endlich gelang es ihm, da man ihm zu diesem Zwecke das nöthige Papier verabfolgen ließ, und der Gouverneur von Vincennes, Herr von Rougemont, sich seiner erbarmte, durch eine gut abgefaßte und mit hinreißender Beredsamkeit ausgeführte Schrift an den Polizeilieutenant le Noir, diesen für sich zu interessiren, und sich ein etwas erträglicheres Loos zu verschaffen; er bekam wenigstens Bücher, aus denen er, da man ihm noch immer das Schreibmaterial versagte, die weißen Blätter riß, und seine Gedanken darauf hinwarf. Dies machte ihm eine wohlthätige Zerstreuung, und er würde schon jezt mit der ihm eigenthümlichen Kraft sein widriges Schicksal beherrscht haben, wenn er nur etwas Näheres von seiner Sophie hätte erfahren und ihr Nachricht von sich geben können. Dies war aber ein Punkt, dessen Verhinderung seine Aufseher am eifrigsten beobachteten; denn da er keineswegs ein Gefangener des Königs, sondern nur ein Gefangener seines Vaters mit Genehmigung des Königs war, und es dem Marquis de Mirabeau

er allen Dingen daran lag, jede Verbindung seines Sohnes mit Frau von Monnier auf das Entschiedenste abzuschneiden und zu zerstören, so hatte dieser mit eiserner Härte alle Vorsichtsmaaßregeln treffen lassen, und dem Gouverneur von Vincennes die strengste Wachsamkeit und Aufmerksamkeit anempfohlen. Die Ungewißheit über das Schicksal der Geliebten, in welche Mirabeau dadurch versetzt worden, peinigte ihn gräßlich, und so sehr er auch Sophiens Charakter und ihrer geistigen Stärke vertraute, so befürchtete er doch, das zarte Wesen des vortrefflichen Weibes würde am Ende den schweren Kämpfen, die dasselbe bestürmten, unterliegen, und ihr oder wenigstens doch dem Kinde, welches sie unter dem Herzen trug, das Daseyn rauben. Seine geistige Quaal ward durch sein körperliches Leiden noch vermehrt; Mangel an Bewegung und frischer Luft griffen seinen Leib, Mangel an Zerstreuung und Beruhigung seinen Geist heftig an; seine Krankheit bekam einen bösartigen Charakter; er litt furchtbar an Congestionen des Blutes, an Schlaflosigkeit,

kurz, an allen jenen Uebeln, die eben diese Krankheit, welche, wie ein Proteus, den Menschen, den sie einmal gepackt, in tausend Gestaltungen angreift, mit sich führt, und versank zuletzt in eine tiefe Melancholie, die während seines fast vierjährigen Aufenthaltes in Vincennes nie ganz von ihm wich, und mitunter fast sinnzerstörend wiederkehrte.

Es ward nöthig, einen Arzt zu ihm zu senden; der Medicinalbeamte von Vincennes besuchte ihn, und brachte wirklich Heilung, denn — er brachte einige Zeilen von Sophien. Was wäre der Liebe je unmöglich gewesen! Obwohl es der Geliebten ebenso an pecuniären Hülfsmitteln fehlte, wie ihm, denn man hatte Sorge getragen, ihnen schon in Holland Geld und Geldeswerth abzufordern, so hatte sie doch durch ihre rührende Freundlichkeit einen Commissionair der Demoiselle Douay für sich gewonnen, und dieser nicht ohne Gefahr dem Gefängnißarzte ihre mit Bleistift geschriebenen Zeilen übergeben. Der ebenso menschenfreundliche, als wohlwollende Medicinalbeamte hoffte von

denſelben mehr Erfolg, als von allen Arzneien, und glaubte, es bei ſeinem Gewiſſen verantworten zu können, wenn er ſich ihrer bediente. So erhielt denn Mirabeau die erſten Grüße von der eigenen Hand der Angebeteten, die, wie ein ſegensreicher Sonnenſtrahl, in die öde Nacht ſeines Kerkers fielen, obgleich ſie weiter nichts umfaßten, als nur die flüchtige Verſicherung eines leidlichen Befindens und die eifrigſten Wünſche für des Geliebten Wohl. — Nachdem ſeine Freude über dieſes Glück, das neue Lebenskraft in ſeine Adern goß, ihm wieder Ruhe zum Nachdenken gelaſſen, erlangte er, obwohl erſt nach dringendem und anhaltendem Bitten, die Zuſicherung von dem Arzte, daß einige Zeilen von ihm auf demſelben Wege Sophien zukommen ſollten. So bildete ſich denn eine zwar ſchwierige und verſtohlene, aber doch beglückende Correſpondenz unter den Liebenden, die ihnen Alles erſetzen mußte, deſſen ihre Gefangenſchaft ſie beraubt hatte, und die, ſo ſelten ſie die Freude derſelben auch genoſſen, denn oft vergingen mehrere Wochen, ehe ſie neue Nachricht

den einander bekamen, dennoch ihre Neigung zu einander härtete und festigte.

So sehr dies auch Anfangs Mirabeau beseligt hatte, so genügte es seiner heißen, von der Einsamkeit immer stärker angefachten Leidenschaft bald nicht mehr, und er faßte deshalb den kühnen Entschluß, da der Polizeilieutenant sich ihm wirklich günstig erwiesen, diesen geradezu um die Erlaubniß zum Briefwechsel mit Sophien zu bitten, indem er ihm vorstellte, der Zustand der Frau von Monnier erfordere, daß man ihr diesen Trost nicht vorenthalte, der auch für ihn das höchste Glück in seinem Unglück seyn würde. Le Noir bewilligte in menschenfreundlicher Absicht sein Verlangen, unterwarf jedoch, um dies vor den beiden Familien verantworten zu können, den erlaubten Briefwechsel einer strengen Aufsicht. Mirabeau's Briefe mußten zuerst dem Gouverneur von Vincennes, Herrn de Rougemont, übergeben werden, der sie dem Sekretär Le Noir's, einem Herrn Boucher, einhändigte. Dieser, nachdem er sie gelesen, brachte sie Sophien, ließ sie jedoch nur wenige

Augenblicke in ihren Händen, und nahm sie dann wieder zu sich. — Ein ähnliches Verfahren wurde mit den Briefen der Frau von Monnier an Mirabeau beobachtet, die Mehrzahl derselben jedoch verbrannt, nachdem sie ihren Zweck erfüllt hatten, und von den armen Gefangenen waren gelesen werden.

Ein glücklicher Zufall hat einen großen Theil dieser Ergießungen eines glühend liebenden Herzens der Nachwelt aufbewahrt. Sie sind ein sicheres, beredtes Zeugniß von Mirabeau's damaligen Gesinnungen, von seinen Freuden- und Leiden während seiner fast vierjährigen Kerkerhaft, und es würde thöricht seyn, selbst bei der großen Freiheit, die ein Roman gewähret, wenn man es verschmähen wollte, ihn selbst reden zu hören. Ich führe ihn daher hier ein, wie er sich seiner Geliebten zeigte, und lasse in genauer Reihenfolge das Wichtigste aus seinen eigenhändigen Briefen hier das Amt der Darstellung und Erzählung verwalten, indem ich mich darauf beschränke, nur diejenigen Lücken, welche sich aus

mannichfachen Gründen nothwendig gestalten mußten, zu ergänzen und auszufüllen.

In den ersten Tagen des August 1777.

An Sophie.

»O nein, meine Sophie, ich glaube nicht, daß Du gefühllos wareſt gegen das gräßliche Schweigen, das uns zwei Monate lang umhüllte. Wenn ich Dich auch nicht ſo kannte, wer mußte nicht Vertrauen zu Deiner herrlichen Offenheit faſſen? Wen würden nicht Deine bitteren Klagen, Deine fortwährende Unruhe, Deine ſo ſtarken, obwohl ſo einfachen, mannichfaltigen und natürlichen Ausdrücke überzeugen? Ach, ich fühle es, ich bin nicht allein unglücklich geweſen, und trotz den Zerſtreuungen, die Dich umgeben, warſt Du es nicht weniger, als ich. O meine Freundin, ich wäre ſehr grauſam gegen mich ſelbſt, wenn ich nicht an Deine Liebe glaubte. Und welches andere

Gut bliebe mir, welcher Troſt, welche Hoffnung? Du denkſt vielleicht, es wäre von mir mehr, als Ungerechtigkeit, es wäre Undankbarkeit, daran zu zweifeln. Aber nimm Dich in Acht, die vergangene Liebe iſt mehr, als bewieſen durch Dein vergangenes Betragen, ohne Zweifel; aber nur die Gegenwart kann die gegenwärtige Liebe beweiſen. Gewiß, ich habe die größte Meinung von Dir, die je ein Liebender von ſeiner Geliebten gehabt; ich habe Dir es hundert Mal geſagt, ich bin verliebter in Deine Tugenden, als in Deine Reize, und ein Wort, das mir Deine Seele malt, iſt mir koſtbarer, als jene göttlichen Genüſſe, an die zu denken ſchon mich in Entzücken verſetzt. Nach dieſer ſehr förmlichen Erklärung kannſt und mußt Du, wie ich glaube, mir Beſorgniſſe verzeihen, die ſich auf mein geringes Verdienſt, auf die Meinung, die ich von meinem Stern hege, und auf die Kunſtgriffe, die ich von meinen Feinden fürchte, beziehen. Du biſt ſo jung, ſo unglücklich, ſo gequält; ich ſo liebend, und eben deshalb aus Herzensgrunde ſo vielverlangend, daß es kein Wunder

ist, wenn ich mitunter zittere; das geschieht aber nur, wenn Du schweigst, wenn Du das niedergeschlagene Herz Deines Freundes nicht aufrichtest. Du kannst es an den Sachen, die ich Dir seit acht Monaten schreibe, sehen, wie Du mir nach Wohlgefallen Kopf und Herz beschwichtigst. Ich halte es für nicht viel umfassender, als das Deine. Wer kennt besser, als Gabriel, den ganzen unerschöpflichen Reichthum Deines Gefühls, der mein einziges Glück war, ist und seyn wird. Aber es ist mir erlaubt, Dir zu versichern, daß ich Dich noch mehr liebe, als Du mich, weil Du unendlich liebenswürdiger bist, was ich besser zu entscheiden weiß, als Du, indem ich, falls es möglich ist, die Vorurtheile der Liebe, die wir gemeinschaftlich besitzen, entferne, da ich weit mehr Frauen gekannt habe, als Du je Männer kennen lernen wirst. Allerdings ist Keiner mehr, als ich, solcher Opfer, solcher Hingebung und Aufrichtigkeit fähig, und besonders nicht so ausschließlicher Liebe, wie die meinige, weil die Gewohnheit, Frauen zu täuschen, ihnen die

Fähigkeit, beſtändig zu ſeyn, raubt; während gerade dieſe Gewohnheit mir Sehnſucht gab, nach einer Geliebten, wie Du, die ich nicht zu finden hoffte, und deren Werth ich deſto tiefer fühlte, je lebhafter ich mir ſie wünſchte. Aber es giebt eine Menge liebenswürdigerer Männer, als ich es ſeyn kann, ſeitdem die Stürme des Unglücks über mich dahin brauſten, und nie waren geiſtige Richtung, Art zu denken und Charakter beſſer geeignet, mich zu verführen, als bei Dir. Ich hätte eine Frau von wenig Geiſt nicht lieben können, weil ich mit meiner Gefährtin mich ausſprechen muß. Geſuchter geiſtiger Reichthum ermüdet mich; wer beſaß den mehr, als Frau von Feuillans. Affectation verhält ſich nach meiner Meinung zur Natürlichkeit, wie Schminke zur Schönheit; das heißt, ſie iſt dem, was ſie verſchönern will, nicht allein überflüſſig, ſondern ſehr nachtheilig. Ich bedurfte alſo eines naiven, aber feinen, ſoliden und doch heiteren Weſens. Ich habe ſo wenig gewöhnliche Vorurtheile, denke ſo ſehr verſchieden von der ganzen Welt, daß eine aus Kleinlichkeit geknetete und

von den Convenienzen tyranniſirte Dame nie für mich gepaßt haben würde. Ich fand Dich ſtark, energiſch, entſchloſſen, feſt. — Das war noch nicht Alles; meine Laune iſt ungleich, meine Empfindlichkeit ungeheuer, meine Lebhaftigkeit außerordentlich; ich mußte alſo eine ſanfte und nachſichtsvolle Frau finden, um ſelig zu ſeyn, und ich durfte nicht hoffen, daß dieſe herrlichen Eigenſchaften zu noch ſeltenern Tugenden ſich geſellten, die man gewöhnlich für unvereinbar mit ihnen hält. Dennoch, meine Gattin, fand ich Alles das in Dir. Bedenke, was Du mir biſt; mein ganzes Glück gründet ſich auf Dir. Werde nicht böſe, daß ich ſchon bei dem Gedanken an eine Gefahr, die es zu bedrohen ſcheint, zittere, noch daß ich Dich als ein Gut betrachte, das mir unendlich koſtbarer iſt, als ich es Dir ſagen kann. — Mein Charakter war ausgebildet, der Deine nicht; meine Grundſätze waren entſchieden, Du hatteſt kaum noch an die Nothwendigkeit gedacht, Dir Grundſätze zu bilden. Du hätteſt eine andere Art Neigung und Glück auf der Welt finden können, als Dir in den

Armen Deines Gabriel zu Theil ward; aber Sophie war unerläßlich für meine Seligkeit; sie allein konnte dieselbe sichern.« —

Sonnabend, den 16. August.

»Ich würde außerordentlich besorgt über Deine Erkältung gewesen seyn, wenn ich sie früher erfahren hätte, meine schöne Freundin; denn abgesehen von den Schmerzen, hätte sie sehr gefährlich werden können für das Kind, das Du unter Deinem Herzen trägst. Sorge ja recht für deine Gesundheit, süße Geliebte, aus Rücksicht auf das Kind, aber besonders aus Rücksicht auf Dich und mich. Es ist jetzt die Obstzeit; die Früchte werden Dich reizen, denn in dieser Gegend sind sie gut und schön. Aber iß nicht zu viel davon, und vor Allem nur ganz reifes Obst. O meine gute Freundin, was würde aus Deinem Gabriel, wenn Du krank wärest. Ich weine von ganzer Seele, wenn ich die zärtlichen Klagen wieder lese, welche Dir

die Abwesenheit P.'s und die Entbehrung meiner Briefe entlockten; aber diese Thränen sind süß; ich sehe, ich fühle, wie sehr ich geliebt werde, und ich verzeihe fast dem Unglück, dem ich neue Beweise Deiner Neigung verdanke. Dein armes Herz hat recht gelitten, süße Freundin; Du warst fast in Verzweiflung. Du hast Alles gedacht, was mir durch den Kopf ging; denn ich fürchtete gleichfalls, Briançon möchte von Neuem P. verführt haben; noch mehr zitterte ich jedoch bei der Besorgniß, Herr von M.*), gereizt darüber, daß P. einen Erlaubnißschein habe, mich zu besuchen, würde sich der Rückkehr desselben widersetzen. Hätte er es gethan, so war Alles vorbei, so blieb mir nichts übrig, als zu sterben. — Ach, könnte ich es berühren Dein Herz, wenn es Dich zu ersticken droht, es würde bald neue Thätigkeit gewinnen; sein rascheres Klopfen wäre Dir nicht unangenehm; meine Hand und meine Lippen brächen

---

*) Herr von Rougemont, Gouverneur von Vincennes.

ten ihm im Nu Leben und Ruhe. Ich empfand oft, ehe ich Deine Briefe empfangen, und ſelbſt noch jetzt, wenn ich zu lange an unſere Leiden denke, oder mich unſerer Trennung und der furchtbaren Umſtände, welche dieſelbe begleiteten, erinnere, ich empfinde dann, ſage ich, dieſelben Symptome, die Du beſchreibſt. Mein Herz zieht ſich abwechſelnd zuſammen und ſchwillt, ſo daß es zu brechen oder aus der Bruſt zu ſpringen droht. Dieſem Zuſtande geht eine eiſige Kälte voran, die mit der Schnelligkeit des Gedankens von einem Ende des Körpers zum andern dringt, und mir faſt bis zum Blödſinn das Gehirn zuſammenpreßt. Kämen nicht Thränen, ſo müßte ich, wie ich glaube, umkommen. Ich verſpreche Dir, keine der Begebenheiten, die ſich ereignen können, ſoll Dir verborgen bleiben, ſo bald ich ſie erfahre und ſie Dir mitzutheilen vermag; ich habe nur zu ſehr erfahren, daß Zweifel und Ungewißheit die ſchlimmſten Uebel ſind, um Dich darin verharren zu laſſen. Ein Unglück, das man kennt, drückt das Herz und erpreßt tauſend Thränen;

aber man sucht ihm abzuhelfen, und faßt seinen Entschluß über das, was man weiß; Ungewißheit aber quält und nagt; sie ist ein Geier, der uns keinen Augenblick Ruhe gönnt. — Mich verlangt danach, Dich nach Herzenslust allein zu wissen, denn unwillkührliche Unruhe ist eine wirkliche Plage. Du kannst nie folgerecht über unsere Angelegenheiten nachdenken. Wenn Dein Herz sich nach Einsamkeit sehnt, bist Du gezwungen, eckelhafte Reden anzuhören; man betäubt Dich, man wird Dir sogar lästig durch Aufmerksamkeit. Hast Du Dein Zimmer für Dich, so suchst Du nur Zerstreuung, wann es Dir gefälle, und dann wird sie Dir nicht so unangenehm und viel heilsamer seyn. — Du wirst mir dann lange Briefe schreiben; wirst länger an mich denken; wirst mich zwar nicht stärker lieben, aber es mir öfter sagen. — O himmlische Freundin, Du wirst nie bereuen, sie so theuer erkauft zu haben, diese neun glücklichen Monate. — So viele Liebende hatten weit weniger, sagst Du mir; aber wer von ihnen bezahlte sie mit solchem Preise?

Wer hat sie so verdient, wie wir? O! hinsichtlich der Treue, des Muthes, der Zärtlichkeit vergleiche sich Niemand mit Sophie und — Gabriel, ihrem Gatten. Sie dürfen also weder auf dieselben Entschädigungen, noch auf dieselbe Glückseligkeit Anspruch machen. Wer verlangte denn ihre verhaßte Hülfe? Hatten wir denn keine Arme? War Deine Subsistenz nicht gesichert? Was ging uns das Uebrige an? Das Glück war in uns; der Reichthum vermochte nichts dabei. Redet mir nicht von den Verlegenheiten, in die wir gerathen wären. Ich war einem Manne unentbehrlich geworden*), der zu gemein war, um großmüthig zu seyn, aber zu interessirt, um mich zu verlassen. — Hätte er nicht die Gewißheit gehabt, mich zu verlieren, so würde er sich nicht betragen haben, wie er gethan; er hätte mich befreit, oder doch wenigstens unsern bösen Gläubiger beschwichtigt,

*) Dem Buchhändler in Amsterdam, für den Mirabeau arbeitete.

und sicher vor den Krallen des le Quesne*), hätten wir nur die Tyrannen, die wir flohen, zu fürchten gehabt. O Sophie, Sophie, warum wählte ich nicht einen andern Zufluchtsort! Aber ach, Du hast es gesehen, auf welche Weise ich unvermeidlich in den Abgrund gestürzt wurde, in dem wir schmachten. —

Höre nicht auf das gewöhnliche Vorurtheil, daß man eine schwangere Frau zur Ader lassen müsse in dieser oder jener Periode; es giebt ebenso wenig Gründe, es bei einer solchen zu thun, als bei jeder anderen, wenn die Natur nicht das Bedürfniß wenigstens zu erkennen giebt, was sie öfter thut durch starke Kopfschmerzen, Schwindel, kurz durch Symptome, zu deren Erkennung man weder Arzt, noch Chirurg zu seyn braucht. Dann bedarf es eines Aderlasses. — Die vollblütigen Frauen sind mehr, als andere, solchen Zufällen, die ihn nothwendig machen, ausgesetzt. Ich glaube nicht,

---

*) Mirabeau's hauptsächlichster Gläubiger in Amsterdam.

daß Du es sehr bist. Wie dem aber auch sei, frag' einen Chirurg um Rath, und horche nicht weiter auf das alte Weibergeschwätz. — Ich weiß nicht, aus welchem Grunde Herr Martin Dich quält und beschützt. Er mißfällt mir im höchsten Grade, Dein Herr Martin, vorzüglich, wenn er etwas gegen P. hat. — Schreib mir doch, was eigentlich an ihm ist, und gieb P. Nachricht, damit er sich hüten könne. Es ist nicht derselbe, der den District der Gefangenen hat, wenigstens glaube ich es nicht. Ich habe wieder vergessen, Fontelliau heute nach dem Namen des Mannes, der dieses Amt bekleidet, und immer mit Herrn le Noir hierher kommt, zu fragen. Ich weiß nicht, ob P. besser mit ihm steht; aber das ist ein Matador, beinah ein Unterminister, wie sein Herr.

Deine Mutter täuscht sich gewaltig, wenn sie meint, ich lasse die Festigkeit auf dem Styl beruhen. Man muß edel schreiben, aber ohne Heftigkeit. Mäßigung zeugt von einem gefaßten Entschluß, und der Ungestüm ist gewöhnlich nur vorübergehend. Sie mag also glauben, daß

man ihr den Respect in den Formeln nicht versagen wird; aber von diesem bis zu dem des Herzens ist eine weite Entfernung, und der Letztere läßt sich nicht durch Befehle erzwingen. Was sie einen unverschämten Brief nannte, war ein sehr kluger Brief. Was bei ihr Lehren der Unverschämtheit heißt, waren, ich wage es zu sagen, Lehren der Ehre und Tugend, deren Du ohne Zweifel nicht bedurftest, die aber die einzigen sind, welche ich zu geben weiß, wenn Du die der Liebe ausnimmst, süßes Herz. Ich genieße meine Geliebte mit Entzücken, mit Lust; ich bin der wollüstigste und glühendste Mensch, aber ich verführe nicht. Man kann genießen, ohne zu verderben; aber die Frommen, die nur fromm wurden, nachdem sie ausschweifend waren, wissen das nicht. Dieser leere Schein, den sie Frömmigkeit nennen, ist eine Huldigung, die sie der Tugend bezeigen. Während ihrer jungen Jahre setzten sie die Tugend darin, ihre Streiche zu verbergen; jetzt glauben sie, diese durch Mummereien und besonders durch übertriebene Strenge wieder gut

zu machen. Was Sophie und Gabriel betrifft, so glauben diese, daß Tugend und Gemüth unzertrennlich sind; daß man dem Alles schuldig ist, der Alles für uns gethan hat; daß die Ehre einer Frau nicht darin bestehe, keine Liebhaber zu besitzen, wie die Mäßigkeit nicht darin, Hungers zu sterben, sondern daß sie befiehlt, nur einen Geliebten zu haben, und ihn anzubeten; daß es die Pflicht aller Geschlechter ist, zu halten, was sie versprochen, treu den geleisteten Eiden zu seyn, dankbar, fast unfähig, dem Unglück, der Verfolgung nachzugeben, aus Unbeständigkeit oder Feigheit den oder diejenige zu verrathen, die Einem Alles opferten. Das ist unsere Ehre, unsere Religion, unsere Grundsätze. Wehe dem, der sie für unverschämt hält, seine dürre Seele ist nicht geeignet, die unsere zu beurtheilen.

Wie hast Du mich zum Weinen gebracht, als ich die Worte las: „Es ist nicht möglich, hier zu arbeiten!“ Aber Du fügst mit einer Würde, die Dir wohl steht, hinzu, Du thätest es auch nicht, wenn es möglich wäre;

Du würdest es nur für Deinen Freund und Deinen Sohn gethan haben.... Ach! Sophie, Du weißt es, er hätte gern für Dich die Erde gegraben.... Du bleibst Dir immer gleich, meine Geliebte, einzig in Zartheit, in Muth, in Liebe. — Glaube mir, Du bist geliebt, wie es nie eine andere Frau seyn wird. — O meine Sophie, was Du in einem heftigen Anfall des Schmerzes schriebst, daß es für uns Beide ein großes Glück gewesen wäre, zu sterben, in dem Augenblicke, wo wir uns Lebewohl sagten, ich habe es oft gedacht. Gestehe aber, daß man das Leben nicht schmäht an dem Tage, wo man Briefe von dem Wesen erhält, das man liebt. Mitunter denke ich, es muß Einem nicht Leid thun, zu sterben, wenn man keinen Verdruß hat, denn fährt man fort zu leben, so kann man nur verlieren. Oft meine ich auch, es würde sehr unrecht seyn, einer Zukunft zu entsagen, die uns für so viele Uebel zu entschädigen vermag, indem sie uns das Glück, wenn auch nur auf eine Nacht, wieder giebt. So lange uns Hoffnung bleibt, und einiger Trost

durch gegenseitige Briefe, um den Gram, der an uns nagt, zu mildern und seine Fortschritte zu hemmen, muß man ihm Widerstand leisten. Dein Freund, der nicht minder unglücklich und gewiß viel lebensmüder ist, als Du, theure Geliebte, fordert Dich dazu auf, und Du weißt, daß er Dir niemals kleinmüthigen Rath ertheilt. — Liebe Sophie, bilde Dir doch nicht ein, Du trageſt kein lebendes Kind unter dem Herzen. Es giebt Kinder, die ſich viel ſpäter bewegen. Kannſt Du glauben, Gabriel und Sophie hätten ein unempfindliches Geſchöpf erzeugt? O nein, nein! Aber jetzt, wo ich Dich beruhige, haſt Du es gewiß ſchon gefühlt, dies ſo liebe Weſen. Du zählſt die Beweiſe ſeines Daſeyns; Du empfindeſt die Schläge ſeines Herzens, das durch das Deinige belebt wird. O mit welcher Ungeduld erwarte ich dieſe köſtliche Nachricht und wie viel koſtbarer wird mir erſt die Nachricht Deiner Entbindung ſeyn! Götter, wie viel Thränen der Furcht und der Rührung, welche furchtbare Unruhe für Deinen Gatten; aber wie ſüß wird es ihm auch ſeyn,

durch Dich den geheiligten Namen Vater zu empfangen. Armes Kind!.... so jung und ohne Vertheidiger den Schlägen des Schicksals preisgegeben! Wird die Liebe es bewachen! Ach, jeder Augenblick vermehrt unsere Besorgnisse, unsere Leiden. Welche Last wäre das Daseyn, gösse die Liebe nicht einige Tropfen des Zaubertranks, mit dem sie unsere Herzen füllte, in unsere Wunden. — Nein, nein, meine Sophie, nie waren zwei Sterbliche so unglücklich; aber auch nie stützte eine so wahre, so thätige und so dauernde Zärtlichkeit ihren Muth.«

Gegen Ende des August 1777.

»Meine Freundin, richte Dich immer nach den Verhältnissen; sei zurückhaltend, vorsichtig, aber thätig, und besonders auf der Hut vor Deinem Herzen, das zu fruchtbar ist an Vertrauen und Güte, und Ahnungen zu irrig zugethan. Ehemals glaubte ich an die meinigen, aber ich bin sehr davon zurückgekommen; doch hat mich der 31. Juli ein Wenig mit ihnen versöhnt; denn bei dem ersten Worte, das mir Berard sagte, dachte ich gleich an P.*), und war im Herzen überzeugt, ich würde ihn sehen, obwohl mir das Nachdenken bewies, ich hätte gar keinen Grund, dies zu hoffen. Die Träume ermatten mich jetzt, eine Schwäche, die ich früher nie empfunden. Ich weiß, daß der Lauf der Lebensgeister zufällig während des Schlafes die Ideen erweckt, welche die Seele am Tage auf das Stärkste beschäftigten; das stellt jedoch nur meine Vernunft zu-

*) Der Arzt, welcher ihm Sophiens ersten Brief gebracht hatte.

frieden, und das Gefühl behält den Sieg. Es scheint mir unmöglich, daß es nicht zwischen uns eine Art von unsichtbarer Anziehung geben sollte, welche uns gegenseitig von dem benachrichtigt, was uns hinsichtlich unserer beiderseitigen Empfindungen interessirt. Seitdem ich Deine Briefe erhalten, sind meine Träume glücklicher und mitunter köstlich; aber vorher hatte ich deren und besonders einen, der mich mein Lager fliehen ließ, solche Furcht hatte ich, ihn dort zu finden. Jetzt ruft mir jede Nacht eine Begebenheit unserer Liebe zurück; oft ist die Täuschung so stark, daß ich Dich höre, Dich sehe, Dich berühre. Vor drei Tagen war ich bei der Barbaud, an demselben Tage, wo Du einwilligtest, mich glücklich zu machen. Alles zeigte sich mir von Neuem, oder wiederholte sich vielmehr bis auf die kleinsten Einzelnheiten. O Gott, noch zittere ich vor Liebe und Wollust, wenn ich daran denke. Dein Haupt auf meinen Arm gelehnt .... Dein schöner Hals, Deine alabasternen Glieder meinen brennenden Begierden preisgegeben; meine Hand, meine glückliche Hand wagte sich zu ver-

ieren. — Du wehrst mich nicht mehr ab .... Deine schönen Augen schließen sich .... Du zuckst, Du zitterst .... Sophie! darf ich es wagen? O, meine Freundin, willst Du mich glücklich machen? — Du antwortest nicht — Du verbirgst Dein Antlitz an meinem Herzen; die Lust berauscht Dich, und Dich quält die Schaam .... Meine Begierden verzehren mich ... ich sterbe .... ich komme wieder zu mir .... ich hebe Dich in meinen Armen auf .... vergebliche Anstrengungen .... der Boden weicht unter meinen Füßen .... ich verschlinge Deine Reize, und kann sie nicht genießen. Die Liebe machte den Sieg nur desto schwerer, um seinen Werth zu erhöhen. — Ach, diese Hindernisse waren sehr unnütz .... Lästige Nachbaren raubten mir alle Mittel .... Welche Augenblicke! welches Entzücken! welcher Zwang! welche unterdrückte Wonne! wie viel errungene halbe Genüsse! — Ja, meine Freundin, das habe ich von Neuem wieder gesehen, wieder empfunden; ich lehnte Dich an das Lager, das seitdem der Zeuge meines Triumphs und meiner Seligkeit

nur — — denn jede Art von Schönheit ist in Dir vereint. — Endlich erwachte ich verwirrt und verstört, und ward gewahr, wie weit mein Rausch gegangen sei.... Bist Du mitunter auch so glücklich, süße Geliebte? Scheinen Deine Träume meine Liebe zu verwirklichen? Fühlst Du meine Liebkosungen, überschüttest Du mich mit den Deinen? Beleben Deine Flammenküsse ein Wenig das Unzertrennliche? O Herz, Du erzählst mir, daß Du träumst, und sagst nicht, was Du träumst. Bist Du mir nicht Rechenschaft schuldig von Deinen Nächten, wie von Deinen Tagen? — O ja, ja, ohne Zweifel. Sie gehören mir weit mehr; sie gehören mir ganz, nur mir. Erzähle mir also Deine Illusionen, o geliebte Gattin; täusche die Abwesenheit, umarme Deinen Freund; zeige ihm, daß Deine Einbildungskraft ihm gehöre, wie Dein Herz. — Ach, Deine Seele ist so glühend; wären Deine Sinne eiskalt? Nein, nein, gewiß nicht; die Natur gab Dir den ganzen Reichthum ihrer Gefühle; Deine Sinne sind eben so fein, wie Dein Gemüth zart; wenigstens macht

es mir Freude, es zu glauben; das ist meine einzige Eigenliebe; ich habe sie nur durch Dich, und alles Andere beruht auf Dir. Lebe wohl, theure, theure, unvergleichliche Geliebte. Lebe wohl, Gattin meines Herzens, Gabriels Vielgeliebte. Lebe wohl sein Alles, seine Gottheit, seine Seele, sein Leben, seine Welt. Empfange alle Küsse, die Du mir geben möchtest. — Ich bedecke Deinen schönen Leib damit.«

2.

Diese glühenden Briefe, von denen wir nur wenige mittheilen dürfen, beweisen, wie, vorzüglich während der ersten Monate seiner Gefangenschaft, Sophie stets der Mittelpunkt von Mirabeau's Denken und Thun blieb. Sie war der Träger der ganzen Gluth seiner Seele. Was ihn quälte und drückte, schüttete er vor ihr aus, und war so gewöhnt, sich und Sophie nur als ein Wesen zu betrachten, daß er, ohne Rücksicht auf ihren Zustand zu nehmen, stets seinen Klagen so freien Lauf läßt, als leide sie Alles mit ihm, wisse genau, wie es mit ihm stehe, und er leihe nur ihren gemeinschaftlichen Empfindungen Worte, um die Last zu erleichtern. Seine Gesundheit schwankte zu jener Zeit sehr, theils durch das Kerkerleben, theils durch den Mangel an Thätigkeit, nach der sein rastloser Geist unaufhörlich strebte, geschwächt. Auch dies verhehlte er der Geliebten nicht, wie überhaupt seine Briefe an sie, ihm unbewußt, dazu dienen

mußten, seinem unaufhörlich schaffenden und wirkenden Geiste einen Ausweg zu bahnen. Leider sind Sophiens Antworten, bis auf wenige Briefe, nicht auf die Nachwelt gekommen, und nur aus Mirabeau's Schreiben und aus ihrer ganzen Art zu denken und zu handeln läßt sich errathen, daß sie ihren edeln Charakter, ihre tiefen und wahren Empfindungen, ihr reiches Gefühl nie verleugnete, und besonders nie über die drückenden Verhältnisse klagte, in welchen sie sich befinden mußte. Der Geliebte und das Kind, das sie unter dem Herzen trug, waren ihr, galten ihr Alles; sie strebte nur danach, Jenen aufzurichten, dieses zu erhalten; denn seit der grausamen Trennung von Mirabeau hatte sie mit dem Leben abgeschlossen, und erwartete nichts mehr von der Zukunft. Sie trug die Ruhe in sich, denn Mirabeau's kühne Sophismen mochten wohl das Gefühl der Strafbarkeit ihres Verhältnisses zu ihm unterdrückt haben, gänzlich zerstört hatten sie es gewiß nicht; deshalb ertrug sie mit Sanftmuth und Demuth ihr schweres Schicksal. Eine echtere Weib-

tigkeit, als die ihre, findet sich wohl nicht leicht.

Das erkannte Mirabeau denn auch aus vollster Seele. Seine Biographen behaupten, er habe Sophien allein wahrhaft geliebt. Das glaube ich nicht, denn er würde sie nicht so leicht vernachlässigt haben, als sich ihm ein weiterer Gesichtskreis öffnete, ein bewegteres Leben entgegentrat. Er liebte eigentlich, wie so Mancher, aus Naturbedürfniß nur das ganze Geschlecht; aber Sophie fesselte ihn am Mächtigsten, weil er fast Alles in ihr vereint fand, was er von dem ganzen Geschlechte forderte. Und wie er das ganze Geschlecht gern beherrscht hätte, so beherrschte er Sophien, die ihn immer voll Liebe als ihren gebornen Herrn anerkannte. Sie that stets, was er wollte, und that es, wenn auch als Weib widerstrebend, doch als Liebende gern. So verlangte er von ihr die Niederschreibung der Denkwürdigkeiten der einzelnen Ereignisse ihres Liebelebens, und sie willigte nach schaamhaftem Zögern ein; denn er forderte diese Gabe, damit er sie derselben

Arbeit von seiner Hand zu Grunde legen könne. Der Zeitfolge vorgreifend, lasse ich seine eigene Rede hier eintreten, zum Beweise, wie tief und lebhaft er anerkannte, was Sophie ihm war. So schreibt er in einem späteren Briefe darüber:

»Empfange meinen zärtlichsten Dank für Deine liebenswürdige Gefälligkeit. Du begreifst nicht, welche Freude mir der Gedanke macht, unsere Liebe, unsere Freuden, unser Unglück von Deiner naiven und rührenden Feder aufgezeichnet zu sehen, in Deinen zärtlichen und einfachen Geständnissen die Bahn der Fortschritte aufzusuchen, die ich in Deinem Herzen machte, so wie die Kämpfe, die Du mir nicht gestanden hast, die Zärtlichkeit, die Du mir verheimlichtest, die Thränen, welche Deine Strenge und meine Klagen kosteten, und den langsamen, aber so herrlichen und zarten Gang der Gefühle und des Nachdenkens, welche Dich dahin führeten, mir Glück und Sieg zu bewilligen. Deine Zärtlichkeit ist so entzückend, Deine Großmuth so bescheiden, Dein Benehmen so fein und Dein

Wesen so einfach, Deine Empfindungen sind so sanft und doch so rasch, Deine Liebe ist so offen und so keusch, so glühend und doch immer so zurückhaltend jedes Mal, daß Du sowohl Kopf, wie Herz Deines Gabriel schonen mußt. Meine Sophie ist eine so seltene und bewundernswürdige Zusammensetzung für den, der sie zu fühlen und zu studiren weiß (denn diese beiden Fähigkeiten gehören dazu, Dich kennen zu lernen), daß nur Deine Reinheit und Deine weibliche Zartheit im Stande sind, so viele Falten zu enthüllen, mit welchen die Grazie, die Reize und die Tugend Deine Unschuld und Deine natürliche Zärtlichkeit bekleidet haben.«

»Ich habe gefunden, daß mein zu markiger und von dem Ungestüm der heftigsten Leidenschaft, die es je gab, geführter Pinsel diese flüchtigen Nuancen nicht zu fassen vermochte. Was soll ich Dir sagen? Mein Kopf schwindelt, wenn ich mich mit dieser Arbeit beschäftige; Du bist gegenwärtig, ich sehe Dich, ich fühle Dich, Du entflammst mich, und Arbeit und Gesundheit leiden gleich sehr dabei. Ich

habe wohl vorhergesehen, daß, wenn diese Denkwürdigkeiten, ausgeführt wie ich sie von Dir verlange, von einem Dritten gelesen würden, dies Dich zur Vorsicht zwingen, Dein Herz einschnüren, Deine Einbildungskraft erstarren machen, und der Arbeit den ganzen Zauber rauben hieße. Ich verspreche Dir also, was Du forderst, mit Ausnahme der Verbesserungen. Ich will sie wegen der Orthographie durchsehen; aber die Liebe soll mich bewahren, mit profaner Hand das zu berühren, was sie Dir dictirt hat! Uebrigens wisse mir Dank für meine Geduld, o Du mein Alles; denn abgesehen davon, daß sie keine Tugend ist, mache ich aus diesen Memoiren das Glück meines Lebens. Ich muß gestehen, ich erwarte Deinen 13. December mit Ungeduld.«

Bis zu Sophiens Niederkunft beschäftigte er sich vorzüglich nur mit seinen Briefen an die Geliebte und mit einigen Schreiben an den Polizeilieutenant, den Gouverneur von Vincennes, so wie mit einem ausführlichen Memoire an seinen Vater, in welchem er mit hinreißender

Beredsamkeit und mit dem feinsten Scharfsinn seine frühere Handlungsweise, selbst seine Verirrungen zu beschönigen und zu vertheidigen suchte. Dies Alles sollte dazu dienen, ihm, wenn auch nicht die Freiheit zu verschaffen, doch seine Gefangenschaft erträglicher zu machen; aber nur mit großer Mühe, wie der Landmann einem unfruchtbaren Boden die spärliche Ernte, mußte er die gewünschten Erleichterungen seinen Wächtern abringen. Es war ihm beschieden, den bitteren Becher der Haft bis auf die Hefen zu leeren. Sein einziger Trost, seine einzige Freude blieb daher der Briefwechsel mit Sophien, den Le Noir's menschenfreundlicher Secretair Boucher, dessen oft in diesen Zeilen Erwähnung geschieht, selbst mit eigener Gefahr, indem er wohl hin und wieder aus Vorliebe für Mirabeau seine Instruction überschritt, beförderte und besorgte. Auf jenen Ergüssen an die Geliebte ruht Mirabeau's ganze Seele; wir beeilen uns daher, in der Mittheilung der Auszüge fortzufahren; doch senden wir, um diesen gewaltigen Geist von allen Seiten zeigen

zu können, einen Brief an seine Mutter voran, den er im Laufe jener Tage schrieb.

An meine Mutter.

Am 7. Januar 1778.

»Meine gute, meine theure Mutter, ich habe Ihren lieben, mit den süßesten Ausdrücken Ihrer Zärtlichkeit angefüllten Brief empfangen und geküßt. Ich danke Herrn Le Noir aus tiefstem Herzen für diese Wohlthat, und bitte ihn, seine wohlthuende und kostbare Freundlichkeit gegen uns fortzusetzen. — Ach, ich bin nur ein unglücklicher, verleumdeter und verkannter junger Mann, wenn ich es sagen darf, dem man aber Vorwürfe machen kann. Doch Sie, Sie meine angebetete Mutter; Sie, unglücklich in dem Alter der Ruhe und friedlicher Genüsse; Sie, getrennt von Ihren Kindern, verbannt aus Ihrer Familie, Ihrer Freiheit beraubt! Sie sind dazu geschaffen, die Theilnahme eines gerechten, gefühlvollen und unparteiischen Beamten zu erwecken.

Ihr Brief hat mir eine um desto größere Freude gemacht, als ich fürchtete, irgend eine Unzufriedenheit veranlasse Ihr langes Stillschweigen. Ich wußte wohl, daß Sie nicht fähig seien, lange mit mir zu schmollen; ich wußte auch, daß ich mir hinsichtlich Ihrer nicht den leichtesten Gedanken vorzuwerfen hätte, der Sie beleidigen könnte (urtheilen Sie nur über die Handlungen); aber man beschuldigt so leicht die Abwesenden, daß ich die Einflüsterungen irgend eines dienstfertigen Verleumders fürchtete. Ich bin beruhigt, Ihr Brief ist so zärtlich.

Ich lasse der Zeit die Sorge, Sie von dem Orte, den ich bewohne, zu unterrichten. Meine Feder muß sich dieselben Gesetze, wie die Ihrige, auferlegen; aber Ihr Herz sagt Ihnen ohne Zweifel, daß ich zu Ihren Füßen seyn würde, wenn ich frei wäre.

Ihr Brief ist voll Frömmigkeit, meine theure Mutter. Möge diese Ihr Unglück mildern, Ihren Schmerz besänftigen; aber sie darf nie unduldsam und fanatisch seyn. Erlauben Sie,

daß ich es Ihnen sage, gute Mutter; sehr gefühlvollen Herzen sind Frömmigkeit und Liebe am Gefährlichsten. Ihr Geist wird, dessen bin ich sicher, Ihr Schutz seyn. Was mich betrifft, beste Mama, wenn ich einen frommen Bürger kennen lerne, der ein guter Gatte und ein gerechter Vater ist, der eifrig und ohne Bitterkeit seine Pflicht thut, und seine Frömmigkeit zum Besten seiner Familie kehrt, so werde ich begierig seinen Beichtvater zu Rathe ziehen. Bis dahin aber habe ich viele Gründe, den Frommen und den Priestern zu mistrauen. Ich habe die am Wenigsten humanen und am Wenigsten religiösen Menschen so sehr viel von Humanität und Religion reden hören.

Meine Gesundheit ist in diesem Augenblicke nicht schlecht; Sie sind zu gütig, daran zu denken. Die gewöhnlichen Menschen finden, daß Muth dazu gehöre, den Tod nicht zu fürchten. Sollte man nicht sagen, sie wären sehr glücklich? Nein; aber die meisten Menschen lieben nur sich, obgleich sie immer außer sich sind. Nachdenken und Vernunft reichen gewiß hin,

den Werth des Lebens herabzusetzen; aber die Leiden des Herzens lassen ihm gar keinen Werth. Und wer möchte es denn besitzen, um es nicht mehr zu genießen?

Was Sie betrifft, Mama, so ist das ein ganz anderes Ding. Ihr Leben ist sehr kostbar; Sie sind sich zu vielen Personen schuldig. Erinnern Sie sich freundlichst, selbst bei Ihrem bittersten Schmerz, daß er, den Sie gütig Ihren geliebten Sohn nennen, keine andere Hülfsquelle hat, als Sie; vielleicht leiden Sie dann mit weniger Heftigkeit und mehr Muth.... Ach, liebe Mutter, die trübsten Momente des Lebens werden nicht weniger, als die schönsten, bei dessen Dauer mitgezählt. Diese finsteren Stunden, in denen der Schmerz uns aufzehrt, tragen das Ihrige dazu bei, die Zahl derjenigen, welche die Natur uns bewilligt, auszufüllen, und scheinen weit länger zu seyn, als die anderen; das ist ein großes, aber ein unvermeidliches Elend. Mäßigen Sie also Ihren Schmerz, und erhalten Sie die beste Mutter dem zärtlichsten und ehrfurchtsvollsten Sohne«

Mirabeau.

»Lassen Sie mich gütigst wissen, ob Sie diesen Brief empfangen, theure Mutter; es wird mir ein sehr werther Beweis seyn, daß man unsere Correspondenz billigt, und ich werde mich beeilen, Ihnen die Versicherungen meiner Liebe zu wiederholen. Aber, meine gute Mutter, große Vorsicht, wenn Sie wollen, daß sich Ihr Sohn dieses Glückes erfreue.«

An Sophie.

Am 28. December 1777.

Noch mehr als sechsmonatlichem Schweigen Nachricht von dem zu bekommen, das wir tausend Mal höher schätzen, als uns selbst, ist ein Glück, das ich nicht versuchen werde, darzustellen. Lege die Hand auf Dein Herz, meine Sophie, beharche es, wenn Du diesen Brief öffnest, es wird Dir sagen, was in Deines Gabriels Herzen vorgeht. — Meine Unruhe war gräßlich, weil mir fast gar keine Hoffnung mehr blieb. Sie ist gemildert, aber nicht gehoben. — Es giebt Hände, die ich sollte lesen können; aber es giebt auch Leute, die so kritzeln, daß Kenntniß und Gewohnheit dabei zu Schanden werden, und die eine 20 machen wie eine 10, so daß man zu einer Zeit, wo so viel auf das Datum ankommt, in der Ungewißheit bleibt; aber wären die kostbaren Nachrichten am 20. abgegangen, welcher ungeheuere Zeitraum vom 20. bis zum 28., wenn es nur einer Stunde, einer

Minute, einer Secunde bedarf, um Ereigniſſe herbeizuführen, die ich, um den Preis von tauſend Leben, wenn ich ſie hätte, augenblicklich wiſſen möchte! Ach, was gebe ich nicht, daß meine Sophie dieſen Brief läſe vor der Kriſis, wo ihr einige Ruhe des Geiſtes ſo nöthig wäre.... die Vergangenheit iſt nicht in meiner Gewalt (ach, nichts iſt in meiner Gewalt); darum laßt uns die Gegenwart benutzen, falls es möglich iſt. Eilen wir. — Warum kann ich dieſen Zeilen, die ich mit einer durch das Klopfen meines Herzens zitternden Hand ſchreibe, nicht Flügel verleihen! Du haſt Brugnieres nicht ſeit Ende Septembers geſehen; wie groß muß alſo Deine Beſorgniß geweſen ſeyn! Ich kann die Erkaltung ſeines Eifers nicht erklären. Ich ſah ihn am 13. Juli, und ſein Beſuch machte mir das größte Vergnügen. Ferner ſah ich ihn am 15. November, und obwohl zufrieden, durch einen Augenzeugen zu erfahren, daß Deine Geſundheit nicht ſchlecht ſei, ſo war ich es doch weniger, als das vorige Mal. Es ſchien mir, als habe er unſeretwegen Verdrießlichkeiten ge-

habe. Er sagte mir, Du hättest ihm das Ehrenwort gegeben, mir nicht zu schreiben; das glaube ich nicht, das werde ich nie glauben. Außer dem, daß Du, da es Dir an Freiheit fehlt, auch keine Versprechungen zu machen brauchst, giebt es noch Dinge, die Sophie nie geloben wird. Du hast Herrn Le Noir gesprochen, ich hatte es durch Brugnieres erfahren. Ich habe ihn auch gesehen, wie er Dir sagte; er sprach gütig und freundlich mit mir. Er sagte mir dieselben Dinge von Dir, die er Dir von mir gesagt hat, und aus denselben Gründen, das beruhigte mich nicht. Ich war krank gewesen vor seinem Besuch, befand mich besser und bin jetzt wohl; meine Gesundheit war oft wankend, mitunter schlecht, aber Du weißt, es giebt für mich unfehlbare Mittel; es sind diejenigen, die zum Herzen dringen. Sei also ruhig in dieser Hinsicht, so lange Du durch mich beruhigt wirst. Ich werde Dir nicht sagen, was ich Dir sagen könnte; aber was ich Dir mittheile, ist wahr. Ich kann nicht betrügen, vor Allem nicht Dich. Dir schreiben

können, heißt das nicht, mein Leben erneuen? Ich weiß nicht, ob ich es noch lange kann; aber wenn ein Mittel glückte, warum sollte man da nicht fortfahren, es zu versuchen? — Man hat mir immer versprochen, ich sollte nicht in Unwissenheit bleiben über den Augenblick Deiner Niederkunft; aber ich fühle, daß die Güte derjenigen, die Theil an uns nehmen, oder vielmehr Mitleid mit uns haben, nicht frei handeln kann. Ich empfange weit mehr von ihr, als ich erwartete; zögere nicht einen Augenblick, mich vollends zu beruhigen. Ein »Ich liebe Dich, Ich bin am Leben,« und ich athme wieder. — Das arme Kind; ach, nach Dir mir gewiß das Theuerste auf der Welt! Ich hatte gedacht, daß in allen Fällen, die sich meinem Geiste darbieten, das Klügste, Sicherste, Edelste, Zärtlichste, was Du thun könntest, wäre, es selbst zu säugen. Es muß sehr starke Gegengründe geben, die ich nicht errathe, weshalb Du nicht auf diesen Gedanken gekommen bist. Uebrigens haben meine Ansichten in diesem Bezug wenig Gewicht, weil ich nichts weiß.

Was nun den Namen betrifft, den man diesem Kinde geben muß, so werde ich Dir unumwundener meine Meinung sagen, weil die mir unbekannten Ereignisse keinen Einfluß darauf haben. Unser Grundsatz war immer, daß eine Frau dem Manne, dessen Namen sie trägt, nicht ein Kind geben darf, das nicht von ihm ist. Demzufolge hatten wir beschlossen, unser Kind unter einem von uns bestimmten Namen taufen und erziehen zu lassen. Wenn wir auch keine anderen Gründe hätten, wäre es nicht sehr grausam, daß ein Anderer mir den Namen: Vater meines Kindes, raubt? Doch habe ich meine Ansichten darüber zum Theil, und zwar aus folgenden Gründen, geändert. Mein Schicksal ist hinter einem sehr dunkeln Schleier verborgen. Ich kann nicht in die Zukunft dringen, noch mich sicher stellen, daß ich je die Freiheit haben werde, über etwas zu verfügen. Alle Möglichkeiten, die so leicht dem Schooße des Glücks, wo man die Vorsicht zurückweist, entschlüpfen, bieten sich meinem Geiste und meinem Herzen dar. Ich weiß nicht, ob Dein be-

ſcheidenes Vermögen (denn Deine Gattenrechte ſind gewiß verloren) nicht ſehr unſicher iſt; ich ſehe die Gefahren vorher, die dieſem Kinde drohen, für das ich vielleicht nie etwas thun kann; denn ſo jung wie ich auch immer ſeyn mag, bin ich nicht ſterblich? Nicht ohne Grauſen denke ich, daß dies unglückliche Weſen, deſſen Unglück ich bereitete, weil ich ihm das Leben gab, vielleicht vor Hunger umkäme, wenn wir Beide ſtürben, weil ich Dich liebte, während es nach der Ordnung der Natur reich ſeyn müßte. Herrn de Mennier's Familie, die ich nur durch ein ſehr gemeines Betragen kenne, rührt mich nicht genug, um ihr das Wohl meines Kindes zu opfern, und ich wünſche, daß man dieſem auf jeden Fall eine Hülfsquelle eröffne, indem man ihm den Namen giebt, den das Geſetz ihm ſichert. Bleibe ich am Leben, werde ich wieder frei, ſo ſoll es gewiß nichts von Leuten verlangen, die es nicht kennt, da man ihm bei ſeiner Erziehung leicht ſeinen Namen verbirgt, oder es nach den Umſtänden niemals zur Kenntniß deſſelben gelangen läßt. Sterbe ich aber,

kannst Du, aller Deiner Güter beraubt, ihm nichts hinterlassen, so hat es wenigstens ein Beet, um sich aus dem Schiffbruche zu retten, und die Furcht vor einem Proceß, der, ob gut oder böse, immer zweifelhaft ist, wird die Waldhoans bewegen, ein Weniges zu opfern, um Viel zu retten. Das habe ich in dieser Hinsicht Herrn Le Noir mitgetheilt; das ist ganz nackt meine innerste Gesinnung. Es ist mir unmöglich, Dir alle Gründe zu entwickeln, die mich meine Ansicht ändern ließen; aber sie sind solide, natürlich und selbst gerecht. Und es scheint mir, Deine Familie, wenn sie anders vernünftig überlegt, müsse einsehen, dies sei das beste Mittel, Deine Verhältnisse in Ordnung zu bringen und Deine Feinde vorsichtig zu machen. Brugnieres hatte mir sehr freundlich angeboten, mein Gläubiger hinsichtlich der Kosten für die Amme des Kindes zu werden. Diese Ausgabe ist nicht übertrieben, und wir hätten sie leicht herbeischaffen können; aber ich sage nichts in Bezug darauf, erstlich weil mir alle getroffenen Verfügungen fremd sind (ich

hoffe, ich werde sie durch Dich erfahren), dann, weil mein Rath höchst wahrscheinlich zu spät kommen würde. Wenn das arme Kind noch nicht geboren ist, so ist sein Loos mindestens entschieden. Mich wundert, daß Deine Mutter glaubt, ihm das Nothwendige schuldig zu seyn; wie dem auch sei, wenn ich nicht für immer bürgerlich todt bin, so soll es ihr nicht zur Last fallen, und sie macht nur Vorschüsse. Ich empfehle Dir nicht, so viel wie in Deinen Kräften steht, über die unglückliche Frucht unserer Liebe zu wachen. Wer kennt besser, als ich, Dein Herz! Wird die zärtlichste Geliebte nicht die beste der Mütter seyn? Du hast Recht gethan, einen Advocaten zu verlangen, um Dich in jenen Umständen zu leiten, wo es Dir an Rath und an den nothwendigen Kenntnissen fehlt, um ihn entbehren zu können. Ich glaube, zu finden, daß Deine Mutter schon weit nachgiebiger ist; ich fürchtete, nach etwas, was mir Brugnieres gesagt, zu urtheilen, das Entgegengesetzte. Sie hatte gemuthmaaßt, meinte er, ich diktire Dir Deine Briefe; wenn sie aber

auch unsere Correspondenz für möglich hielte, könnte diese denn mit solcher Regelmäßigkeit Statt finden, daß ich im Stande wäre, Dir Deine Antworten vorzuschreiben? Wird sie sich denn nicht entwöhnen, zu denken, daß Du in Deinem Geiste nicht so viel Hülfsquellen finden könntest, um beständig zu seyn, wenn man Dich nicht unaufhörlich anreizte? Dieser Irrthum hat sie so viel gekostet, daß sie ihm entsagen sollte. Welche Idee hat sie denn von Dir, wenn sie sich einbildet, Du würdest binnen weniger Monate einen Mann haben vergessen können, dem Du Alles geopfert und der die heiligsten Rechte auf Deine Person und Dein Herz hat, wenn er nicht beständig Deine Einbildungskraft entzündete. Wie! Du bist noch nicht von dem Pfande befreit, das meine mit der Deinigen verbundene Liebe in Deinen Schooß legte; Du kannst die Augen nicht auf Dich selbst richten, kannst Dein Herz nicht klopfen hören, ohne daß die Bewegungen des Wesens, welches Du mit Deinem Blute nährst, Dir die Pflichten Deiner Zärtlichkeit in die Seele rufen, und

man will, Du ſollſt ſie vergeſſen! Der Enthuſiasmus der Liebe führet mich nicht irre, und mein Raiſonnement iſt einfach und Jedem verſtändlich, der auf Ehre hält. Beharrlichkeit kann allein Dein Betragen rechtfertigen. Ich würde Dir das vor allen Richtern und allen Mächten der Erde ſagen; in dieſem Augenblicke wird der kälteſte und gleichgültigſte Menſch eben ſo über das Betragen denken, das Du Dir ſchuldig biſt, wie der zärtlichſte und treueſte Geliebte. Beide werden darin übereinſtimmen, wenn auch aus verſchiedenen Grundſätzen, daß Du nicht mehr die Freiheit zu wählen habeſt; daß Du ein Muſter der Beſtändigkeit ſeyn müſſeſt, um nicht für alle Denkenden und Fühlenden ein Gegenſtand der Verachtung zu werden. Es iſt Dein Glaubensbekenntniß, das ich hier niederlege, o meine Freundin; aber es iſt auch aus weit ſtärkeren Gründen das meinige, weil ich, da der Angriff von Seiten unſeres Geſchlechts erfolgt, Dich verführte. Ich ſage nichts mehr darüber. Ich würde ſehr unglücklich ſeyn, wenn ich nöthig hätte, Dir ſo oft geſchworene Eide zu wieder-

holen. Braucht es viel, um Dir zu beweisen, daß ich nicht der falscheste und undankbarste Mensch sei? Ich empfehle Dir, meine Freundin, sorgfältig, die Gelegenheit zu meiden, von mir mit Frau von Ruffey zu reden. Ich bin so gut, wie überzeugt, daß Du sie nicht gesucht hast; gabst Du ihr nicht zuerst den Wunsch zu erkennen, nie darüber mit ihr zu sprechen, weil euere Meinungen und euere Grundsätze hinsichtlich dieses Gegenstandes unmöglich dieselben seyn können? Aber thue noch mehr, suche sie nicht allein nicht auf, vermeide sie. Bemühe Dich, sie zurückzubringen, Dir Frieden zu verschaffen, wenigstens so viel, als Dir die Verhältnisse gewähren können. Ich weiß nicht, ob nur ein Bischen Ordnung und Menschenverstand in dem ist, was ich Dir schreibe. Ich beeile mich; denn jeder Augenblick, in welchem ich diesen Brief behalte, scheint mir ein grausamer Diebstahl zu seyn, den ich an Dir begehe, und ich bin so verwirrt über ein unerwartetes Glück, daß ich weder recht frei zu denken, noch mich auszudrücken vermag. — Noch ein Wort über das

Kind, über mein Kind. Strebe danach, ich beſchwöre Dich, daß man es nicht in einem Hoſpital laſſe. Wie mein und Dein Blut in ein Hoſpital geworfen, wo, trotz der Wachſamkeit des Herrn Le Noir, nur traurige Misbräuche und fortwährende Sterblichkeit herrſchen. Wenn man es durchaus für nöthig hält, daß es an einen dieſer Zufluchtsorte gebracht werde, ſo kann es ein Dritter wieder abholen; das geſchieht täglich, indem man den gebräuchlichen Formalitäten nachkommt. Bitte, beſchwöre den Herrn Le Noir; er iſt ſo gut, ſo theilnehmend; ich habe mehr als einen Grund zu glauben, daß er ſich für uns intereſſirt. Mit einem Worte, o Sophie, Gabriel, Du allein, bleib unſerem Kinde, rette es, erhalte es dem zärtlichſten Vater. Wenn, durch einen glücklichen Zufall, dieſer Brief vor Deiner Entbindung an Dich gelangt, ſo beſtehe darauf, Dein Kind ſäugen zu wollen. Gewiß, das wäre ein groſſer Vortheil für Deine und ſeine Geſundheit; es würde Dir eine unverſiegliche Quelle des Troſtes und der Freude werden. Es iſt Dein

anderes Du, mein anderes Ich. Ach, die köstliche Freude, es zu stillen, es unter Deinen Augen aufwachsen zu sehen, wiegt sie nicht viele Leiden auf? Aber, noch einmal, dies ist nur ein Rath aufs Gerathewohl, da ich nicht weiß, welche Wendung Deine Angelegenheit genommen hat, noch welchen neuen Aufenthaltsort man Dir nach Deinem Wochenbett bestimmt. Es ist also eine Idee, die ich Dir gebe, und keine Forderung, die ich an Dich thue, oder ein Schritt, den ich Dir vorschreibe.

Warum ich Dich auf den Knieen bitte, ist, mir zu schreiben, sobald es Dir möglich ist, und mir in so wenigen Worten, als Dein Zustand erfordert, den Erfolg Deiner Entbindung mitzutheilen. Ich will Dir meine Unruhe nicht schildern, Du kannst sie Dir leicht vorstellen. O sage mir bald, daß Du lebst, daß Du nicht mehr leidest; vor Allem täusche mich nicht. Sage mir, was Dein Kind geworden ist, erzähle mir von den Küssen, die Du ihm gabst, für Dich und für seinen unglücklichen Vater.... Befreie mich von der erstickenden Angst, die mich drückt.

Du weißt, aus welchen Empfindungen mein Herz gebildet iſt; Du, die ihm das Leben gab. Ich ſehe Dich, höre Dich, Du verfolgſt mich; umſonſt würde ich meine Augen ſchlieſſen, meine Ohren verſtopfen; ach, iſt das Phantom nicht in meinem Herzen! — Beunruhige Dich jedoch nicht über die ſo natürliche und in Deinem Alter ſo leicht zu ertragende Kriſis; beruhige Deinen Geiſt und Dein Herz. Begehe keine Unvorſichtigkeit; bedenke, daß es die Hälfte von mir iſt, der Du ſchadeſt, wenn Du Deine Geſundheit nicht ſchonſt. Treibe Deinen Accoucheur nicht; leide ohne Ungeduld; die Natur muß ſich ſelber helfen. Ach, ich wende die Augen von dieſem Bilde ab; mein ſchwaches Herz pocht, und würde es nicht zu ertragen wiſſen. Ich brauche Dir nicht zu empfehlen, mir mit Vorſicht zu ſchreiben; dieſer Brief ſagt es genug; ich habe mich vielleicht nur zu ſehr von dem Strome meiner Zärtlichkeit hinreißen laſſen. — Ich werde Dir nicht ſagen: Sei ruhig, ſei zufrieden; ich weiß nur zu wohl, daß es das Unmögliche verlangen hieße; aber ich

werde Dir sagen, sei geduldig und quäle Dich nicht mehr über mein Unglück, als über das Deine, denn im Grunde ist das Deine immer der schrecklichste Theil des meinigen. Du siehst, daß im Augenblicke der furchtbarsten Muthlosigkeit, wenn man nichts mehr hofft, sich plötzlich eine unerwartete Hülfsquelle eröffnen könne. Wer weiß, ob uns die Zukunft nicht günstigere Ereignisse, als wir sie vorherzusehen wagen, verbirgt? Ich habe mein ganzes Unglück nicht verdient, ich weiß es, und Dein Herz wiederholt es Dir zu oft; aber ebenso wenig hatte ich auch mein ganzes Glück verdient. Es ist uns bald geraubt worden, ach, seit der ersten Erndte unserer Liebe. Vielleicht ist es nicht unwiederbringlich verloren, meine Sophie, und würdest Du Dich ihm nicht entziehen, wenn der Schmerz Deine Gesundheit zerstörte, Dein Leben verkürzte? Vergiß das nicht, meine liebenswürdige Freundin; das einzige Uebel, für das ich kein Mittel weiß, ist das, welches Du mir zufügen kannst. Bedenke, was ich Dir da sage, auf jegliche Weise, und Du erhältst den Schlüs-

sel zu allen meinen Gefühlen, allen meinen Gedanken. Ich würde Dir weit mehr sagen über diesen Gegenstand, wenn ich Zeit hätte, und nicht fürchtete, meinem Herzen den Zügel schießen zu lassen; denn ich glaube bemerkt zu haben, daß Dein Herz und Dein Kopf sehr krank sind. Uebrigens, was in mir vorging, lehrte mich genug, was Du empfinden mußt. Ich zitterte, daß man zu sehr zögere, Dich zu erkennen. Man sieht Dich so sanft und so gemäßigt, daß man sich nicht einbildet, welcher Energie Dein Herz fähig ist. Man weiß es nicht genug, daß die sanftesten und ruhigsten Gemüther die unbeugsamsten sind, wenn sie einen Entschluß gefaßt haben, weil sie dies erst nach reiflichster Ueberlegung thaten, und es schien mir nur zu wahrscheinlich, daß man erwarten würde, die Unruhe, welche Dein Unglük und Deine Liebe in Deiner Seele erregten, hätte das Schiksal aller großen Bewegungen, aller außerordentlichen Reisen, bald zu enden. Ich, der ich Dich so wohl kannte, ich wußte, daß Niemand auf der Welt in einem höheren Grade

Festigkeit besitzt, als Du, wenn Du überzeugt bist, daß Deine Liebe oder Dein Rechtsgefühl Theil nähmen an Deinem Beharren bei einer Meinung, einem Wunsche, oder einem Versuche; mit einem Worte, daß Du wohl sterben, aber Dich nicht ändern könnest. Ich zitterte also vor ihrem Irrthum, der Dich zum Aeußersten bringen konnte, was sie vielleicht nicht muthmaaßten. — Doch endlich, es ist gewiß, daß ich Nachricht von Dir habe und an der Richtigkeit derselben nicht zweifeln kann; es scheint mir gewiß, daß Du Nachricht von mir erhältst. — Beruhige Dich also, o mein Alles! Beruhige Dich und erwarte wenigstens neues Unglück, wenn uns solches noch bestimmt ist, um an unserm Stern zu verzweifeln. — Ich schließe, denn die Zeit drängt, o meine Freundin, und ich bin vielleicht nur zu indiscret. Ich wiederhole es Dir, Du kennst mein Herz; Du kannst meine Schriftzüge nicht verkennen; Du weißt also gewiß, daß ich lebe; es reicht hin, Dir zu sagen, daß ich Dich liebe, und wie ich Dich liebe.«

Gabriel.

»Füge Alles hinzu, was ich nicht mit diesem Namen zu verknüpfen wage. Verbrenne diesen Brief; es ist klug und passend.«

An Herrn Le Noir.

Am 3. Januar 1778.

»Ich hatte mir vorgenommen, mein Herr, meiner Dankbarkeit Schweigen aufzuerlegen, da ich in der Ungewißheit schwebte, ob Sie wollten, daß ich wüßte, was Sie für mich zu thun die Güte hatten, oder nicht. Diese Ungewißheit besteht noch; wie aber sollte ich es wagen, eine Bitte an Sie zu richten, ohne Ihnen für das, was bereits empfangen, zu danken? Meine Dankbarkeit kann Sie nicht beleidigen, wären selbst die Aeußerungen derselben indiscret. Ich bin nicht Neuling genug, um zu glauben, daß gewisse Dinge mir unabhängig von Ihnen bewilligt werden können, und Sie denken gewiß nicht, daß ich mich darin geirrt

habe. Empfangen Sie also in dieser Hinsicht meinen wärmsten und aufrichtigsten Dank. Sie kennen mein Herz nicht; aber wenn Sie nur den leisesten Begriff von meinem Gemüth hätten, so würden Sie nicht daran zweifeln, daß mein Leben mehr Ihnen, als mir gehört, wenn ich nach einer solchen Wohlthat noch darüber verfügen könnte.

Doch, es sei mir vergönnt, Ihnen Alles zu sagen. Ohne Zweifel haben Sie mir nicht eine unvollständige Gnade erzeigen wollen, denn sie wäre alsdann sehr grausam. Der Brief meiner Freundin benachrichtigte mich, daß sie am 10. oder 20. (ich konnte das Datum nicht lesen) noch nicht niedergekommen sei. Ich bin aber überzeugt, fest überzeugt, daß sie es jetzt ist, und weiß auch nicht das Mindeste von ihrem Schicksal. — Ach, mein Herr, ich lebe nicht; alle Bewegungen meines Herzens sind convulsivisch. Hätte ich nichts gewußt vor dieser gefährlichen Krisis, so würde ich mich zu beklagen haben über mein strenges Geschick, das hinreichend wäre, mich zur Verzweiflung zu

bringen; dann könnte ich aber noch meine Hoffnung auf das Versprechen setzen, das Sie mir so freundlich gegeben, mich von einem Ereignisse zu benachrichtigen, an dem mein Leben hängt. Aber die Scene ist ganz und gar verändert. Ich kann mir nicht einreden, daß Sie mir jetzt verweigern würden, was Sie mir früher bewilligt haben; ich kann also nur glauben, wenn man bei diesem Stillschweigen beharrt, daß mir ein Verlust verheimlicht werden soll, nach welchem ich nichts mehr weder zu hoffen, noch zu fürchten habe. Gestatten Sie also, daß ich Sie auf den Knieen, in Thränen gebadet, und in einer wirklichen Agonie des Schmerzens um einen neuen Brief bitte.

Erlauben Sie mir ferner, Ihnen folgendes vorzustellen: Konnte mein Schreiben nur auf einem Umwege an Frau von Monnier gelangen, so ist es möglich, und sogar wahrscheinlich, daß sie es gar nicht hat; denn ein Mann, ein Fremder, wie er immer in das Haus gekommen seyn mag, dringt doch, wenn er nicht ihr Accoucheur ist, nicht bis zu ihrem Lager, an

das sie jetzt gefesselt wird. O mein Herr, haben Sie Mitleid mit ihr; sie ist durch ihr Geschlecht und ihre Persönlichkeit weit mehr der Theilnahme werth, als ich, und die Verhältnisse setzen sie einer weit größeren Gefahr aus. — Hat sie Unrecht gethan, so that sie es nur durch mich, und durch wie viel Tugenden macht sie es nicht wieder gut! Gelang es mir, Ihr Mitleid zu erregen, welche Ansprüche hat sie nicht erst darauf! Ich kann den Gedanken nicht ertragen, eine Tröstung empfangen zu haben, welche sie nicht theilte. Das ist gewiß auch nicht Ihre Absicht; haben Sie also die Gnade, dafür zu sorgen. Ach, trotz aller Ihrer Güte zweifeln wir gegenseitig an des Andern Existenz, und dieser Zweifel ist eine Quaal, die sich mit nichts vergleichen läßt.

Umsonst würde man mir sagen, er bestehe, so lange wir getrennt sind. Wie sehr ist jede andere Ursache von dieser verschieden. Nach dem natürlichen Lauf der Dinge läßt sich immer darauf wetten, daß eine Frau von zwei und zwanzig Jahren, die sich einer Gesundheit und

einer festen Constitution erfreut, lebe und sich wohl befinde. Nehmen Sie an, diese Frau ist einer solchen Erschütterung, wie eine erste Niederkunft sie immer mit sich führt, ausgesetzt, befindet sich in einem Kerker (so mild, wie ihr Aufenthalt auch seyn möge, ein Kerker bleibt er doch), wird seit sieben Monaten jeder Art von Gram, der furchtbarsten Unruhe Preis gegeben; hat während ihrer Schwangerschaft die härtesten Stöße erlitten, schrieb noch wenige Tage, vielleicht wenige Stunden vor ihrer Entbindung: Ich bin der Verzweiflung nahe, und die Aufschrift ihres Briefes bewies noch stärker, als der Brief selbst, wie sehr ihr Herz gebrochen, ihr Kopf verstört sei.... glauben Sie, daß nach Allem diesem es gewiß sei für mich, glauben Sie, ach, daß es wahrscheinlich sei, sie habe den schwersten Kampf des menschlichen Körpers glücklich überwunden?

Von der anderen Seite nun: Kann dieselbe Frau, die die ganze Zärtlichkeit ihres Geliebten, die ganze Thätigkeit seiner leicht entflammten Phantasie, den ganzen Ungestüm seines Cha-

nakteré, der um desto verderblicher ist, je mehr er sich bestrebt, ihn zu bändigen, kennt, die ihn während eines Blutsturzes in einem beklagenswerthen Zustande verlassen hat, ihn seit sieben Monaten einer Lebensart Preis gegeben weiß, der auch die blühendste Gesundheit unterliegen muß, die sich endlich alle Schrecken seiner Besorgniß, alles Uebermaaß seines Schmerzes darstellt — kann diese Frau, sage ich, sehr beruhigt seyn über das Schicksal dieses Unglücklichen?

Haben Sie die Gnade, zu diesen Betrachtungen alle diejenigen zu fügen, welche unsere gegenseitige Anhänglichkeit motiviren und rechtfertigen, ja, ich wage es zu sagen, die Theilnahme aller Wohldenkenden erregen; dann werden Sie eine Idee von unserem Zustande bekommen, und Heftigkeit meiner Bitten werden Sie nicht überraschen. Setzen Sie Ihren Wohlthaten die Krone auf, mein Herr; reißen Sie den Pfeil aus meiner Brust, der dieselbe zerfleischt; geben Sie einer Frau, die die Theilnahme aller gefühlvollen Herzen verdient, das

Leben wieder, und möge alles Glück im Vereine unseren Wohlthäter belohnen.

Ich habe die Ehre zu seyn mit ebenso viel Dankbarkeit, als Ehrfurcht, mein Herr,

Ihr ergebenster und gehorsamster Diener
Mirabeau.«

3.

Endlich schlug die von Mirabeau mit so abwechselnden Gefühlen, von Sophien dagegen mit größerer Ruhe, denn der Tod schien ihr das kleinste der Uebel, erwartete Stunde. Sie genas am 7. Januar 1778 Abends halb 12 Uhr von einer Tochter. Ihre Entbindung war natürlich und leicht. Mit seltener Standhaftigkeit und Gelassenheit ertrug sie alle Schmerzen. Was ihr vorher so furchtbar erschienen war, in einem fremden Hause, von Fremden umgeben, ohne eine befreundete oder verwandte Seele, die ihr Beistand leistete, entbunden zu werden, das vergaß sie ganz in den entscheidenden Augenblicken, denn Mirabeau's Bild und das Versprechen, welches sie ihm gegeben, sich dem Kinde zu erhalten, so lange dieses ihrer bedürfe, beherrschte ihren Geist, und drängte alle anderen Vorstellungen zurück. Nachdem Alles vorüber war, forderte sie ihr Kind, betrachtete es lange und freute sich innig, als sie große Aehnlichkeit

mit dem Geliebten in den Zügen der Neugeborenen zu entdecken glaubte. Dann verlangte sie Schreibzeug, und setzte noch etwas zu einigen während des Tages geschriebenen Zeilen hinzu, nachdem ihr der Arzt bei seinem Ehrenwort versprochen, diese sogleich an Le Noir zu Weiterbeförderung zu übergeben. Jetzt erst überließ sie sich der ihr so nöthigen Ruhe, nicht ahnend, welcher schwere, tiefe Schmerz ihrer harrte.

Mirabeau erhielt ihren Gruß am nächstfolgenden Tage. Sein Entzücken und seine Freude waren unbeschreiblich. Lassen wir ihn selber reden.

An Sophie.

Freitag den 9. Januar.

»Meine theuere, meine einzige Freundin, ich habe Dein Billet mit Thränen benezt, es mit Küssen bedeckt. O meine Freundin, meine Sophie, welche Laſt nimmt es mir von der Bruſt! Aber wie viele läßt es noch auf derſelben! Ach, Du ſagſt mir nichts von Dir, von Deiner Geſundheit. Dein Brief iſt während der Wehen geſchrieben, ich ſehe es; Du haſt nur ein Wort, ein einziges Wort nach der Entbindung hinzugefügt. Wie iſt es doch ſo zitternd geſchrieben! Die ſchwankenden Züge haben mir das Herz zerriſſen. Göttliche, göttliche Aufmerkſamkeit! Du biſt es, immer Du, immer Deine Seele! Aber ach! wie befindeſt Du Dich? Sage es, ſag' es mir, meine Sophie. — Wie ſoll ich mich denn mäßigen? Ach, mein Herz iſt traurig und befand ſich in einem noch ſchlimmeren Zuſtande. Beunruhige Dich nicht über die Unordnung in dieſem Briefe und meine

veränderte Handschrift; die Nachricht hat mich nur verwirrt gemacht; die Erschütterung, die sie mir verursachte, ist zu natürlich und zu stark. Ich gönne mir die Zeit nicht, mich zu sammeln, weil ich nicht durch meine Schuld das Vergnügen verzögern will, welches Dir der Anblick dieses Briefes gewähren wird. — Liebe, liebe Sophie, nun bist Du also Mutter! O! und Dein Kind wird Dir nicht genommen werden. Möge es Dein Leiden und Dein Unglück mildern. Ich sage, Dein Kind — ach, ich weiß wohl, daß es das meinige ist. — Wie wird Dein Freund ein so süßes Recht verlangnen.... Grausame Sophie, Du wirfst Dir mein Unglück vor. Großer Gott, bin ich es nicht, der das Deinige bereitete, und glaubst Du, etwas Anderes könne mich beschäftigen? Aber beruhige Dich, ich beschwöre Dich, o mein Glück! Bedenke, daß Du die Hülfte von meinem Selbst bist; Du würdest Dich an meinem Leben vergreifen, wenn Du nicht für das Deinige sorgtest.... Du bedarfst der geistigen Ruhe, meine Sophie, ich beschwöre Dich, schone

Dich, und erhalte Dich für glücklichere Zeiten. Die Gewißheit, daß Du diesen Brief erhalten, würde mir sehr tröstlich seyn; wenn es Dir gestattet ist, mich dessen zu versichern, so unterrichte mich von Deinem Befinden; sage mir, wie es Dir geht, und vor allen Dingen täusche mich nicht.... O täusche mich nicht, jedoch schreib nur, wenn Du es ohne Gefahr, ja selbst ohne Unbequemlichkeit thun kannst. Mein Herz leidet; aber ich habe noch Kräfte, und Du hast sie keine mehr; heile Dich also nicht, und sollte ich auch noch länger leiden. — Meine Tochter hat meine Züge, sagst Du? Du hast ihr ein trauriges Geschenk damit gemacht; aber möge sie Deine Seele haben, dann wird sie reich seyn, dann hat die Natur sie herrlich entschädigt für die Nachtheile ihrer Geburt. Ach, vielleicht wird sie zu viel Gemüth haben; doch welche Leiden auch das Gemüth verursacht, es bringt noch mehr Gutes. Das schwöre ich bei Dir selbst.... Ich will Dir nicht lange schreiben; ich will nicht, ich kann nicht. Ich suchte mein Herz, meinen Kopf, Deinen Zustand. Meine

Freundin, meine Sophie, ich bitte Dich auf den Knieen, ich verlange von Dir, ich beschwöre Dich im Namen Deiner Tochter, ihres Vaters, aller Deiner Schwüre, Deiner Zärtlichkeit, die Du so wohl kund thust, indem Du nicht wagst, sie kund zu thun, schone Dich, vernachlässige nichts, was Deine Gesundheit und Deine Kräfte rasch wieder herstellen kann; wende für Dich selbst einen Theil jener edeln und bewundernswürdigen Festigkeit, die Deinen Charakter ausmacht, an. Lebe wohl, lebe wohl, mein Glück und mein Leben.«

Gabriel.

Das Kind ward am folgenden Tage in der Kirche des Sprengels getauft, als Tochter der Dame Marie Therese Sophie Richard de Russey, Gattin des u. s. w. Präsidenten Claude François de Monnier, und erhielt die Namen Sophie Gabriele. Ein Bedienter der Demoiselle Donay und dessen Frau waren die einzigen Pathen. Die ganze feierliche Handlung wurde in größter Stille vollzogen. Alles dies

schmerzte Sophien tief, und sie benetzte das unschuldige Wesen mit heißen Thränen, als es ihr zurückgebracht wurde, denn sie konnte sich des natürlichen, nahe liegenden Gedankens nicht erwehren, wie ganz anders sich Alles gestaltet haben würde, wenn sie als des Geliebten rechtmäßige Gattin ihm das Kind geboren. Doch noch tiefer und schneidender ward ihr Schmerz, als ihr der Arzt verkündete, ihre Gesundheit erlaube ihr nicht, es selbst zu stillen. Auf Befehl des Polizeilieutenants ward das arme Geschöpf nun, nach französischer Sitte, einer auf dem Lande wohnenden Amme übergeben, und dies geschah aus leicht zu errathenden Gründen mit solcher Heimlichkeit und Vorsicht, daß Sophie selbst nur höchst selten etwas von dem Kinde erfuhr, Mirabeau aber lange sich mit dem Gedanken quälte, es sei irgendwo in ein Hospital gesteckt worden, zumal da Sophie ihm es in den ersten Briefen verhehlte, obwohl sie ihm bereits wenige Tage nach ihrer Entbindung wieder schrieb. Die bei dieser Gelegenheit ihm gewordenen Zeilen entzückten ihn noch

mehr; gefaßter antwortete er ihr mit glühender Liebe.

An Sophie.

»Ich erhalte Deinen Brief vom 12., meine theure, vielgeliebte Freundin, heute Sonntag den 19. Ich hoffte nicht, daß Du so bald würdest schreiben können, o meine Vielgeliebte! fünf Tage sind nur ein kleiner Zeitraum und können Dir unmöglich die nöthigen Kräfte wiedergegeben haben; ich würde mit Dir schelten, wenn ich es vermöchte; aber wie sollte ich es vermögen? Ich hoffe in der That, daß das Milchfieber und die ersten Zufälle, die einzigen gefährlichen, vorüber sind. Doch bedenke, mein theueres Alles, daß die Gesundheit der Frauen von ihren Wochenbetten, d. h. von der Folge derselben, abhängt, und diese Folgen hängen wiederum von dem mehr oder weniger klugen Benehmen ab. Wenn man nicht selbst stille, so bedarf man einer weit größeren Vorsicht, damit die Natur diesen förmlichen Widerspruch

gegen ihre Gesetze ertrage. Meine herzlich Geliebte, ich war überzeugt, daß mein Brief Dir nicht würde schaden können; ich habe auch Ströme von Thränen vergossen, und weiß, wie sehr dieser heilsame Ueberfluß erleichtert. Ach, in wie vielen Augenblicken ruft man ihn vergebens! Ich bin fast ganz von der wirklich zerreißenden Unruhe, die mich verzehrte, befreit. Deine Schriftzüge sind fest, und Dein Kopf scheint mir frei zu seyn. Meine größte Furcht betraf die geistige Stimmung, in welcher Du Dich bei einer solchen Krisis, wie eine erste Niederkunft ist, befinden würdest. — Nun bist Du gerettet. O gewiß, meine Freundin, das ist ein Ereigniß von glücklicher Vorbedeutung. — Hätte nicht das Schicksal uns sonst mit einem Schlage zerschmettert? Es kann uns nun nicht mehr Böses, als es bereits gethan, zufügen; uns tödten hieße uns heilen. Laß uns daher hoffen, daß seine Mittel sanfter seyn werden.

Du magst mir von dem Aeußeren des Kindes sagen, was Du willst, ich bin fest überzeugt, es hat Deine Züge. Die Liebe malt

treffend. Ach, Du würdest mich nicht für sehr unglücklich halten, wenn Du wüßtest, welchen Zauber und welche Rührung der süße Name meiner Tochter in mein Herz gießt. Sie wird von uns Beiden empfangen, meine Freundin, von ihrem Vater die Liebe zu ihrer Mutter, von dieser ihre Grazie und ihre Tugenden. Laß, laß sie gewähren; sie wird Geist genug besitzen, um ihren Antheil wohl zu wählen.

Ich kann Dir nicht sagen, welche Dankbarkeit und Liebe Deine Aufmerksamkeit mir eingeflößt hat, inmitten der Schmerzen, die ich sogleich erkannte, zu schreiben; nein, ich kann es Dir nicht sagen. — Ich habe nur einen Augenblick; meine Feder sagt, mein Herz kann sich nicht ergießen; aber wisse, daß ich Dich niemals, niemals geliebt habe. Erst seit dem 9. Januar weiß ich, was Liebe ist. — Du haß nur vier und zwanzig Stunden gelitten? Nun, wie lange wolltest Du denn leiden? O, ich kenne Deinen Muth, und Du kennst mein Herz.... Meine Einbildungskraft ist nun ein wenig beschwichtigt; Dein zweiter

Brief beruhigt mich sehr; ich bin überzeugt, daß Du mich nicht täuschest; Deine Hand, Dein Mund waren für mich immer die Organe Deines Herzens. Was nennst Du gleich? Es ist mir gleich, einen Knaben oder ein Mädchen zu haben. Ei nicht doch, Madame, Du allein wünschtest einen Knaben; was mich betrifft, so habe ich mir stets nur eine Tochter gewünscht, weil mein Herz mir sagte, sie würde das Ebenbild ihrer Mutter seyn. Ein Knabe würde meine Fehler bekommen haben; es ist weit gefährlicher, unser Geschlecht zu verziehen, weil es viel heftiger ist, und ich weiß sehr wohl, daß ich Dein Kind nie würde schelten können. — Ohne mich auf Einzelnheiten einzulassen, die ich nicht zu berühren wüßte, und von denen ich sprechen würde, wie ein Blindgeborner von den Farben, weil ich nichts weiß, sage ich Dir nur, daß ich nie etwas von Dir geglaubt habe, und nie glauben werde, als was Deiner würdig ist; Du allein, ganz allein kannst Dich in meinem Geiste verleumden. Vernunft und Liebe bestätigen gleich sehr Deine Grundsätze; kann

ich je befürchten, daß sie sich verleugnen? Ich habe Sophien gekannt, weil ich sie liebe; das Herz, das zu dem Ihrigen geredet hat, ist Ihrer nicht ganz unwürdig; es weiß also, sie zu schätzen. Ja, ja, was wir von demjenigen sehen, dem wir untergeben sind, muß uns große Hoffnung gewähren. Du siehst, daß die hohen Aemter nicht alle Herzen ausdören. Ich lege meiner Dankbarkeit Stillschweigen auf; sie würde nicht umsichtlich genug seyn. Aber, theure Freundin, ich bin überzeugt, Du errathst, Du theilst sie; eine so liebende Seele, wie die Deine, weiß Wohlthaten zu erkennen. Und welche Wohlthat! — Ach, würde man uns ein Gleiches gegeben haben, indem man uns das Leben schenkte, das wir nur Eines um des Anderen willen schätzen? — Ich habe Nachrichten über die Gesundheit meiner Mutter erhalten. Sie befindet sich wohl, sagt man. Sie liebt mich noch immer; Du weißt, ob ich es verdient habe.... Dieser Brief drängt mich nicht weniger, als Dich der Deine; aber ich habe Grund zu hoffen, daß es nicht der letzte sei, den ich

lesen werde, wenn Du vorsichtig bist und eine Bitte an unseren Wohlthäter richtest, die sein Herz nicht im Stande seyn wird, zu verweigern. Erfahre ich nur von Zeit zu Zeit, daß Du lebst, so erfahre ich das Hauptsächlichste von dem, was mich interessirt: Deinen Seelenzustand. Die Angelegenheiten sind nur Nebensachen, und wir müssen uns Schweigen deshalb auferlegen. Dein erster Brief ist vor meinen Augen verbrannt worden; der zweite wird mit genommen werden. Auch keine Abschrift, denn was dem Herzen eingeprägt ist, entschlüpft dem Gedächtniß nicht.

Das ist gewiß mein Alles; ich habe heftige Stöße erduldet. Die schrecklichsten sind vorüber. Ich bin noch nicht achtundzwanzig Jahre alt; die Natur hat mir eine herrliche Constitution gegeben; ich liebe das Leben, wenn ich glücklich bin, und bin sehr glücklich, sobald ich Deine Briefe lese. Ihr Andenken erhält sich lange, und ich hoffe, man wird Dir erlauben, es aufzufrischen. Sei also ruhig wegen meiner Gesundheit; ihre Chicanen sind nicht gefährlich;

Du darfſt Dich nicht wundern, daß ſie nicht ſo gut iſt, als wenn ich mich meines Daſeyns freute. Du ſchilteſt, weil ich nicht davon geredet .... Aber bedenke doch die Umſtände; glaubſt Du, daß ich war, wo ich ſchreibe? Glaubſt Du, daß ich bei mir war? Befand ſich meine ganze Seele nicht auf dem Papier? Meine Freundin, ich kann Dir nicht ſagen, daß ich Dich liebe, wenn ich es nicht mit aller Bequemlichkeit thun kann; deshalb wird dieſer Brief nicht zärtlich enden; aber Du errathſt Alles, was ich empfinde; ja wohl, Du errathſt es, denn Dein Herz und das meine ſind ganz gleichartige Weſen. — Befrage Dich alſo, mein Kind. Ich habe Dir nicht immer einen ſo großen Triumph geſtattet, Deine Empfindungen als den meinigen gleich zu betrachten. Wenn Du Dein Kind wieder ſiehſt, ſo gieb ihm alle Küſſe, die ich ihm geben möchte. Warum haſt Du mir geſagt, daß ſie hübſch ſei? Glaubſt Du, das könne ein Lob für ſie ſeyn? Sie hat wahrhaftig andere Verdienſte. Freundin, es iſt Deine und meine Tochter. Ach, wann werde ich mich

mit ihrem Glücke beschäftigen können? Das wird, wie Du wohl glaubst, der zweite und einer der wichtigsten Gegenstände aller meiner Sorgen und aller meiner Anstrengungen seyn. Heute kann ich ihr nur Wünsche bieten; aber sie theile mit Dir alle Wünsche meiner Seele. — Du weißt indessen, wie die Theilung Statt finden soll. Sie darf nicht mit ihrer Mutter rivalisiren wollen; wahrlich, da würde sie sich gewaltig irren. Leb' wohl, meine theure, meine einzige Freundin. Erinnere Dich des Versprechens, für Deine Gesundheit zu sorgen; bemühe Dich, mir Nachrichten geben zu können, und laß immer ein Wörtchen von der Kleinen einfließen. Ach, Du wirst es nicht vergessen; Sophie ist verdoppelt; Du stehst mir für beide Sophien, aber besonders und auf immer für Sophie — Gabriele. — Ach, meine Freundin, ich bin ganz bestürzt, noch weißes Papier zu lassen; aber ich habe nicht freie Hand, und bin zu dankbar, um indiscret zu seyn. Leb' wohl, das zärtlichste Lebewohl, unzählig ungezählt.«

Gabriel.

An Sophie.

Am 20. März 1778.

»O meine Freundin, ich habe Deinen Brief, Deinen köſtlichen Brief erhalten; ich habe tauſend und aber tauſend Mal meine brennenden Lippen darauf gedrückt, während meine Seele dort umherirrte. Liebe Sophie, wie iſt doch Alles, was Du ſchreibſt, ſo natürlich und rührend; wie kennſt Du doch den Weg zum Herzen Deines zärtlichen Freundes .... Meine einzig Geliebte, dennoch iſt Dein Brief, der mein ganzes Glück macht, traurig. Du verſtehſt wohl, was ich damit ſagen will. Ich weiß nur zu wohl, daß Du nicht anders als traurig ſeyn kannſt; aber Du ſcheinſt mir unruhig, wenn auch nicht über meine Gefühle, doch über meine Gedanken .... Du mein Alles! mein Gut! weißt Du denn nicht, daß ich nie an Deiner Liebe, Deiner Beſtändigkeit, der Zartheit Deiner Geſinnungen und Deiner liebevollen Aufmerkſamkeit zweifeln kann? Weißt Du nicht,

daß ich Dich eben so sehr verehre, als ich Dich anbete? Ach, wenn ich an meiner Sophie zweifelte, könnte ich leben? Theure Freundin, wenn einige Wendungen meines Briefes Dir doppelsinnig schienen, so war es, weil ich Ursache hatte, zu fürchten, die geringste Unvorsichtigkeit könne Dich desselben berauben; und das Glück, Nachricht von Dir zu erhalten, ward für mich vergiftet durch den Gedanken, Du würdest vielleicht minder glücklich sern. O meine Freundin, ich kann ohne Zweifel, ohne mich dieser Gefahr auszusetzen, Dir wiederholen, was ich in dieser Hinsicht Jemandem schrieb, der am Wenigsten geeignet war, ihn davon zu unterhalten. Dies Fragment wird Dir in wenigen Worten das Glaubensbekenntniß meiner Liebe darbieten, und sei überzeugt, daß die Gefühle, die es kund thut, so lange leben werden, wie Dein Gabriel: »Ich kann nicht glauben,« sagte ich, »daß ich mich entschuldigen müsse, geliebt zu haben, was liebenswürdig war. — Welcher Mensch könnte es wagen, sich streng zu zeigen gegen eine Leidenschaft, die mehr oder

minder energisch, allen Sterblichen gemein ist. Ich war sehr unglücklich, und das Unglück verdoppelt die Reizbarkeit. Man zeigte mir Theilnahme, man entwickelte mir alle Reize, die mich stark und lange zu fesseln vermögen, die Reize einer edeln Seele und eines angenehmen Geistes. Ich suchte Trost, und welchen köstlicheren Trost giebt es, als die Liebe! Bis dahin hatte ich nur jenes Treiben der Galanterie gekannt, das nichts als die Lüge der Liebe ist. Ach, wie lau war diese Leidenschaft gegen jene, die nun begann mich zu entflammen. Ich besitze die Eigenschaften und die Fehler meines Temperaments. Macht es mich außerordentlich lebhaft, so bildet es auch das feurige Herz, das meine unbeschreibliche Zärtlichkeit nähret. Es war nicht mehr diese starke Einladung der Natur, gegründet auf das, den Freuden der Sinne anhängende Entzücken, welche mich hinriß; es war selbst nicht einmal der Wunsch, einem Richter von ausgezeichnetem Geschmack zu gefallen, ich fühlte zu tief, um Eigenliebe zu besitzen. Die Convenienz, die Uebereinstimmung des Ge-

schmacks, das Bedürfniß eines vertrauten Umganges, einer Vertrauten, die man immer mehr beherrscht, als man von ihr beherrscht wird, waren gar meine Absicht nicht. Weit mächtigere Reize hatten meine Seele bewegt. Ich fand eine Frau, die, sehr verschieden von mir, alle Augenden ihres Temperaments und keinen von dessen Fehlern hat. Sie ist sanft und doch nicht kleinlich oder gleichgültig, wie alle sanften Charaktere; sie ist gefühlvoll, und doch nicht schwach; wohlthätig, und doch schließt ihre Wohlthätigkeit weder Auswahl, noch Festigkeit aus. Ach, sie hat alle Tugenden, ich alle Fehler. Ich fand sie, diese verehrungswürdige Frau, voll Liebe, und sie vereinigte alle zerstreuten Strahlen meiner brennenden Reizbarkeit. Ich fand sie, und mein gebieterisch fortgerissenes Herz ward auf immer, auf immer gefesselt. Ich beobachtete sie unter allen Verhältnissen, erforschte sie genau; ich verweilte zu lange bei dieser herrlichen Betrachtung. Ihre Seele lag offen vor mir, diese von den Händen der Natur in einem Augenblicke der Großmuth geformte

Seele. Wenn es ein Verbrechen iſt, einer ſo mächtigen Verführung nicht haben Widerſtand leiſten können, ſo iſt das kein freiwilliges Verbrechen u. ſ. w.« Ich werde es nicht enden; erkenne mein Herz, den Griffel Deines Freundes, wenn die Liebe ihn führt; erkenne beſonders meine Gefühle, und füge zu dieſen Alles hinzu, was ſo viele ſpätere Ereigniſſe, welche meine tiefſte Dankbarkeit und alle Neigungen meiner Seele hätten feſſeln müſſen, wenn Du ſie nicht ſchon gänzlich beſeſſen, hervorbringen mußten — —

— Wie liebenswürdig biſt Du, mir gute Nachrichten von meiner kleinen Gabriel-Sophie zu geben. Ach, meine Freundin, wohl iſt ſie das Kind meines Herzens, wie das meines Blutes. Wenn Du wüßteſt, wie oft ein günſtiger Traum ſie mir reicht, von unſeren Armen umſchlungen; unſere Lippen berühren ſie zuſammen; wir hüllen ſie in den Hauch unſers Odems, wie ſie aus dem unſerer Liebe entſprang; ſie lächelt zu unſeren Liebkoſungen.... O meine Freundin, wie hat ſich doch meine Zärtlichkeit verhundert-

sucht, seitdem Du einem andern Du, das auch mein anderes Ich ist, das Daseyn gegeben! Thörin, mir zu sagen, sie gleiche mir... ich fürchte mich davor. Aber nein, ich fürchte mich nicht; ich bin sicher, daß sie Dir, ganz Dir gleicht. Wäre ich schön, wie Adonis, so wollte ich doch, daß sie einzig Dir ähnlich wäre. — Weißt Du, was sie thun wird, die Kleine (denn sie wird sehr viel Geist haben)? Sie wird von uns Beiden entlehnen, von Dir den Trieb, die Züge, den Geist, den Charakter, die Grazie, die Tugenden; von mir die Stimme, die ich hatte, einige erworbene Talente und die zärtliche, unaussprechliche, unsterbliche Liebe, die für Dich in meinem Herzen glüht; von Beiden den Muth, die Offenheit, die Großmuth, das Gemüth; mit einem Worte, die kleine Gabriel-Sophie wird von ihrer Mutter Alles annehmen, was liebenswürdig und gut ist, ihre Eigenschaften und ihre Reize; und indem sie ehrfurchtsvoll die Fehler ihres Herrn Vaters links liegen läßt, wird sie von ihm nur das borgen, was ihrer Mama gefiel; kurz, ihre Devise wird der

Vers seyn, der für ihre Mutter gemacht zu seyn scheint: in bel corpo anima bella .... Ja, mein Herz, ich werde mich für sie und für Dich erhalten, so lange ich Deiner Existenz gewiß bin und mir einige Hoffnung bleibt, mein Leben Allem, was ich liebe, zu widmen .... Du bist nicht unruhig über das Schicksal Deiner Tochter, wenn ich nicht bürgerlich todt bin! ....

Ohne Deine Hoffnungen und Deine Berechnungen zu untersuchen, o meine Vielgeliebte, bitte ich Dich nur, zu glauben, daß ich weit entfernt bin, Dir die Gegenstände verdüstern zu wollen.

Ich würfe Dir Deine Thränen vor, Ich, der sie fließen macht. Ach Sophie, Du hast meinen letzten Brief gar schlecht gedeutet; vielleicht war er auch zu traurig. Ich litt, ich wurde gedrängt, und fürchtete, Du habest dieselben Tröstungen erhalten, was mir das Herz zusammenpreßte. Du siehst, es ist weit freier heute. O Du Angebetete, möge das Deine sich freuen, indem Du diese wenigen Zeilen lieset.

welche die Liebe dictirte, aber die von der Klugheit gefesselte Liebe.

Meine Freundin, ich schrieb vor nicht langer Zeit in Bezug auf meine Liebe: »Stolze Philosophen, unglückliche Ehrgeizige, leidenschaftliche Liebhaber von ernsten Kleinigkeiten, Menschen, wer Ihr auch seid, wagt, den Bannfluch auf mich zu schleudern; wenn Ihr eine Seele habt, so nennt mir ein Gut, einen Gegenstand, der würdiger meiner Bewerbung war, geeigneter, mich zum Glücke zu führen, als ein Wesen, das wie ich denkt und fühlt; das dieselben Ideen, dasselbe Daseyn, dieselben Entzückungen theilt, das mich mit seinen Armen umschlingt und mein Herz mit seinem Herzen erwärmt; dessen innigen Liebkosungen das Daseyn eines anderen, einem von uns ähnlichen Wesens folgte, das unter unseren Augen, auf unserem Schooße aufwachsen sollte, das wir mit der zärtlichsten Neigung, nach der, die uns verbindet, lieben werden, in dem wir uns wieder aufleben sehen und dessen Geburt unsere Bande und unsere Gefühle verdoppelte. Zeigt

mir eine edlere Leidenschaft, eine sanftere, gerechtere, ja selbst heiligere, mit Rücksicht auf die Verhältnisse, und ich verspreche Euch, ihr zu gehorchen; aber findet vorher Gründe, um zu gleicher Zeit Natur, Ehre und Liebe zu bekämpfen.«

So, Madame Sophie-Gabriel, antworte ich auf die lakonische Erklärung, die Deinen Brief schließt, wo zwei große Seiten weißen Papiers sind.... Du siehst, ich setze meiner Liebe ein Ziel; werde nicht böse, ich bitte Dich darum.«

Gabriel.

Aus einem gegen Ende des März geschriebenen Briefe.

»— — Du thust mir eine seltsame Frage: Wie ich mich hier befinde? Ich werde damit anfangen, Dir zu sagen, daß man nach den Verhältnissen und der Regel des Hauses so gütig gegen mich ist, als man nur immer seyn kann. Was das Uebrige betrifft, so will ich Dir durch eine Pasquinade antworten, denn wie sollte ich anders? Die Gefangenen in London singen, um sich die Langeweile zu vertreiben; Alexander war ein Gefangener mitten auf der Erde, der König von England ist es auf seiner Insel, der Sultan in seinem Serail, der Mönch in seiner Zelle, der Weise in seinem Zimmer, der vornehme Herr in seinem Wagen, der Kaufmann in seinem Laden; kurz, alle Menschen sind Gefangene, und die ganze Erde ist ein großer Kerker. Du siehst, daß man sich über Alles lustig machen kann; aber ich gestehe Dir, daß von allen Gefangenen wir die Gefangensten sind. Meine zärtliche und gute Freundin, be-

ruhige Dich ein Wenig über mein Schicksal; es ist sehr erträglich und wird es bleiben, so lange ich Nachrichten von Dir empfange. Du fragst Dich zu oft in der Bitterkeit Deines Herzens: Ach, was hat denn mein Gabriel gethan, um so unglücklich zu seyn! und Du schließest Dich nicht mit in diese Frage ein, obgleich Du weit unschuldiger bist, als ich. Aber nein, Sophie, Du mußt streben, Dich zu überzeugen, trotz den Vorurtheilen des Stolzes und den frommen Träumereien, mit denen man uns eingewiegt hat, daß die Natur sich sehr wenig darum kümmert, ob dieses oder jenes Individuum unglücklich, leidend, oder vernichtet sei, wenn nur die Gattungen erhalten werden. Wir haben von ihr das Leben erhalten, ohne das Wie oder das Warum zu wissen, wir werden es eben so verlieren, und nicht mehr erfahren, warum diese Laufbahn so voll Hökern ist, obgleich wir nicht einen so holperichten Weg verdienten. Ich weiß wohl, daß das nicht tröstet, meine angebetete Freundin; aber es muß unserem unnützen Murren ein Ziel setzen. Das

Ende unſeres Daſeyns, unſerer Leidenſchaften, unſerer Handlungen iſt uns für immer unbekannt; aber ich ſtehe für die Anwendung des meinigen, ſo lange noch ein Hauch es beſeelt; ſie iſt — Dich zu lieben. — —

— — Du willſt wiſſen, was ich arbeite? Vielerley; doch wirklich, die Leichtigkeit und das Colorit haben mich faſt gänzlich verlaſſen. Ich habe für Dich die Küſſe des Johannes Secundus überſetzt, welche der Schöngeiſt Dorat nicht ſonderlich nachgeahmt hat. Eine groſſe Arbeit für meinen Sohn wurde angefangen, die ich als ein Denkmal hinterlaſſen wollte, deſſen, was ich für ſeine Erziehung würde gethan haben, wenn ich mit ihm gelebt hätte; aber es fehlt mir gänzlich an den nothwendigen Materialien, und ſie mußte liegen bleiben. Eine Geſchichte, die Dich intereſſirt, habe ich in Dialoge gebracht, und dieſe Form, welche Diecuſſionen zuläßt, macht ſie zu einem wichtigen Manifeſt für uns. Das iſt noch das Beſte, was ich geleiſtet, weil der Gegenſtand meine Luſt rege erhielt. Wenn der Tod Die Deinen Freund raubte,

so würde diese Schrift wenigstens beweisen, daß er ein ehrliches Herz hatte, und seine Feinde sehr boshaft waren; ich glaubte diese Rechtfertigung Deiner Liebe schuldig zu seyn. Uebrigens ist von mir nur in Bezug auf Dich die Rede. Ferner habe ich eine Abhandlung über die bürgerliche Toleranz entworfen, aus der ein gutes Werk sich gestalten könnte; es sind Ansichten und Energie darin; diese Arbeit und ein Versuch über einen anderen Gegenstand bilden ein Supplement zu meinem »Versuch über den Despotismus,« eine zu sehr beeilte Frucht meiner Jugend, in der wohl Ideen und Principien, aber nichts Geordnetes und Vollständiges ist. Es thut mir Leid, einen so schönen Gegenstand verstümmelt zu haben, und wenn ich hier sterbe, wenn ich weder Zeit noch Kraft habe, wie ich es beabsichtigte, meine Geschichte des Despotismus ausführlich zu schreiben, das schönste, noch zu liefernde Werk, so wird man wenigstens in meinen Papieren den Beweis finden, daß ich weder aus Unwissenheit, noch aus Kleinmüthigkeit, sondern nur aus Flüchtigkeit

und Nachlässigkeit nichts von dem Priesterdespotismus gesagt habe. Was nun Catull, Tibull und Properz betrifft, die ich zu übersetzen Willens war, so habe ich sie nicht, und werde suchen, sie mir zu verschaffen. Die Uebersetzung, die Du von den beiden Ersten gelesen hast, ist von Herrn de Pezai, der gewiß mehr Geist und Talent hat, als ich, aber auch gewiß nicht so verliebt ist, und die Liebe muß den Tibull übersetzen. Für jetzt habe ich auch Deinetwegen eine große Arbeit begonnen, die vielleicht meine Kräfte übersteigt; es ist die Uebersetzung des Homer, nach Homer, aber noch mehr nach der herrlichen Uebersetzung, welche Pope davon in englischen Versen gemacht hat. Es ist ein Meisterwerk, in welchem Homer sehr verschönert wurde, was auch die fanatischen Verehrer des Alterthums sagen mögen. Findet man es nicht unpassend, so lasse ich Dir die Ilias, Buch für Buch zukommen. Frage auch, ob Du die Küsse des Johannes Secundus erhalten kannst; dann würde ich am Tibull arbeiten; aber vergiß nicht, daß man nicht lästig werden darf, und daß die Dis-

eretion einen Theil der Dankbarkeit ausmacht. Du wunderst Dich, daß ich an so vielen Ueberſetzungen arbeite; aber was ſoll ich hier thun, wo ich weder Materialien, noch litterariſche Hülfe habe. Da ich ſie übrigens für Dich beſtimme, ſo iſt mir die Abſicht theuer, und das beſtärkt mich. Ich habe auch ein Trauerſpiel ſkizzirt, das aber wahrſcheinlich wird in's Feuer geworfen werden, bevor es das Tageslicht erblicken kann; es ſchmeckt ein Wenig zu ſtark nach dem alten Mann; das Süjet iſt zu tragiſch und die Farben ſind zu düſter. Wenn Du Dich erinnerſt, daß ich faſt immer krank und ganze acht Monate vom Schmerz gelähmt war, ſo wirſt Du finden, daß ich meine Zeit nicht verlor. Ich will Dir den göttlichen Richardſon überſetzen, wenn ich ihn mir verſchaffen kann, und Alles, was Herr de la Place die Unverſchämtheit gehabt hat, im Tom Jones von Fielding zu verſtümmeln. Es hat ihm gefallen, ſeine Leſer herrlicher Stellen zu berauben. — —«

4.

Zu Anfang Juni 1778 ward Sophiens weiteres Schicksal entschieden, ohne daß Mirabeau noch etwas davon ahnte, und ihr das Kloster der heiligen Klara zu Gien im Orleanois zum Aufenthaltsorte angewiesen. Mit schmerzlichem Gefühl schied sie aus dem Hause der Douay; es war ihr, als würde nun jedes Band, welches sie an den Geliebten fesselte, zersprengt. Hier verbanden noch tausend Erinnerungen sie geistig mit ihm; das kleine, bescheidene Zimmer, das sie fast ein Jahr lang bewohnt hatte, rief ihr mit seinem einfachen Hausrath jeden Augenblick das Andenken an Mirabeau in die Seele zurück; denn hier war es ja, wo sie sein Kind geboren, wo sie unter den heftigsten Schmerzen ihm geschrieben, daß sie der verhängnißvollen Stunde entgegensehe, wo sie in der ersten Nacht, die ihrer Niederkunft folgte, unter Fieberschauern getraumt, er trete ein, beuge sich über ihr Lager und benetze die Neugeborene

mit heißen Thränen. — Was aber erwartete sie dort? Ein Kloster mit seinen tausend Lügen und tausend Kleinlichkeiten, das ihr wenigstens so lange zum Aufenthalt dienen würde, so lange ihr Mann lebte, das sie vielleicht nie wieder verlassen sollte. Am Schrecklichsten erschien ihr jedoch der Gedanke, noch entfernter von Mirabeau ihres Kindes auf lange Jahre, vielleicht auf immer beraubt, ihre Tage in eintönigem Gram dahin leben zu müssen. — Sie war freundlich und wohlwollend in dem Hause der Donay behandelt worden; eine andere Unglückliche, welche gleichfalls ein herbes Geschick in diese Mauern gebannt, hatte sich ihr angeschlossen, und mit glücklichem Leichtsinn, der das Leben trug, wie es sich eben gestaltete, sie, wenn auch nicht erheitert, doch zu Zeiten ihren Gram zerstreut. Und von allen diesen Gewohnheiten mußte sie, die sich so leicht liebend gewöhnte, nun wieder scheiden. — Das beugte sie tief darnieder und lähmte für mehrere Tage ihre Kraft. Sie hätte gern ihr Daseyn geendet, wenn sie nicht in tiefstem Herzen gefühlt

hätte, daß es ihrem Freunde und ihrem Kinde unerläßlich nothwendig sei, um deren Existenz zu sichern.

Sie war überhaupt fertig mit dem Leben, denn sie verlangte nichts mehr von demselben; sie hatte geliebt und geboren, also nach ihrer Meinung ihre Bestimmung erfüllt. Ihre Tochter konnte, da sie ihr jetzt genommen worden und ihrer Pflege entbehren mußte, in reiferen Jahren, wie sie glaubte, ohne sie weit glücklicher werden, denn wer so, wie sie, um sein Leben betrogen worden, mußte nach ihrer Ansicht stets schädlich auf die freie Entfaltung eines jugendlichen Gemüthes einwirken. Sie fragte sich also oft, was sie noch auf der Welt solle. Die Trennung von Mirabeau hatte ihr Herz gebrochen; sie war fest überzeugt, sie würden sich Beide, selbst in vollkommenster Freiheit, doch nie so wiederfinden, wie sie sich verlassen, und stets nur die Sehnsucht nach dem entschwundenen Glück in ihrem Herzen verherrschend bleiben. Alles dies war gewissermaßen die Grundlage geworden, auf der ihr schöner Charakter

ruhte; aber sie hatte entsagt, und trug seit ihrer Niederkunft das Leben nur, ohne sich von ihm tragen zu lassen. Sie ward ernst und fest, fast unbeweglich starr, und beschloß, Alles kommen zu lassen, ohne ihm entgegenzugehen; nichts reizte sie mehr, nichts konnte sie rühren, als allein der Gedanke an eine glückliche, glorreiche Zukunft Mirabeau's, die sie ahnte. Die ihr eigenthümliche Passivität hatte den höchsten Grad erreicht.

Le Noir, der sich in hohem Grade für sie interessirte, hatte seinen Sekretair Boucher, der sich stets Beiden so freundlich erwiesen, weshalb Mirabeau ihn auch nur den guten Engel nannte, beauftragt, ihr die Versetzung nach Gien anzukündigen, und die Reise zu besorgen. Sie hörte ihn mit großer Ruhe an, und sagte nur: »Ich bin bereit.« — Als Boucher sie gütig fragte, ob sie irgend einen Wunsch hege, den zu erfüllen in seiner Macht stände, antwortete sie: »Ich wünsche mein Kind zu sehen, und es so lange auf dem Schooße zu halten, bis ein geschickter Maler es gezeichnet hat, wenn Sie mir die feste Ver-

sicherung geben, das Portrait selbst an seine Bestimmung zu besorgen.« Boucher erwiederte, daß die Gewährung nicht von ihm abhänge, daß er aber glaube, sein Chef werde dieselbe nicht verweigern. Wirklich gestattete der Polizeilieutenant es auch; die Amme ward mit dem Kinde nach Paris beschieden, und traf am folgenden Tage etwas vor der Zeit, zu welcher der Maler bestellt war, im Hause der Demoiselle Douay ein.

Als man Sophien meldete, ihre Tochter sei angekommen, ging sie hinunter, begrüßte die Amme freundlich, ohne jedoch viel mit ihr zu reden, nahm das kleine Wesen auf den Arm und trug es auf ihr Zimmer. Die Kleine hatte sich während der sechs Monate naturgemäß entwickelt und lächelte ihr freundlich zu; es waren ganz Mirabeau's Züge und seine Augen, aber dennoch versprach das zarte Geschöpf, sehr hübsch zu werden. Die Natur hatte hier, wie jener berühmte Maler gewaltet, der mit einigen Pinselstrichen ein häßliches Antlitz in ein schönes umwandelte.

Kaum befand sie sich mit dem Kinde auf ihrem Gemach, als plötzlich der Gedanke sie durchzuckte, es sei nun in ihrer Gewalt, werde dereinst elend werden, wie sie, und es bleibe das einzige Rettungsmittel, jetzt Beider Leben zu enden. Sie sah sich nach einem Messer um, da lallte das unschuldige Geschöpf kindlich froh und lächelte. In demselben Augenblick trat ihr Mirabeau's Verzweiflung in der Einsamkeit seines Kerkers, wenn eine solche Nachricht zu ihm gelange, vor die Seele. Ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen, sie küßte das Kind mit Heftigkeit, legte es dann auf ihr Lager hin, und betete lange und heiß über demselben.

Die fromme Ergießung ihrer Gefühle wirkte segensreich und stärkend auf sie. Gefaßter erhob sie sich, schnitt zwei Locken vom Haupte der Kleinen und ging darauf wieder mit derselben hinunter in das Gesellschaftszimmer, wo Boucher und der Maler sie erwarteten. Die Amme nahm ihr das Kind ab und legte es an die Brust, um für nachher jede Störung zu vermeiden. — Das that Sophien sehr weh;

sie mußte sich abwenden, denn sie konnte den Anblick nicht ertragen; aber mit der ihr eigenthümlichen Festigkeit drückte sie die in ihr aufsteigenden Empfindungen zurück, ließ sich darauf das Kind von Neuem geben und bat den Maler, sein Werk zu beginnen.

In wenigen Stunden war das Bildchen, freilich nur eine Skizze, aber eine Skizze von Meisterhand, vollendet. Alle erstaunten über die Aehnlichkeit des Portraits. Sie dankte dem Künstler aus vollem Herzen, und überreichte darauf Boucher die Zeichnung und die eine in ein Papier mit der Aufschrift: »Für Gabriele gewickelte Locke. Dann küßte sie ihre Tochter noch ein Mal, legte ihr segnend die Hand auf die Stirn und gab sie wieder der Amme hin, die sich auf Boucher's Geheiß nun sogleich entfernte. — Alle, bis auf diesen und Sophie, verließen jetzt das Zimmer. — »Sie wollen mir keinen Brief geben?« sagte der Sekretair. — »Darf mein armer Freund denn wissen, daß ich ihm nicht mehr so nah?« erwiederte sie. — »Es ist wohl besser, wenn er es nicht gleich er-

fährt,« meinte Jener. — »So grüßen Sie ihn, und sagen ihm, Sie hätten mich und das Kind gesehen,« versetzte sie; »aber sagen Sie es ihm selbst,« fügte sie nach einer Pause hinzu. — »Ich bringe ihm Botschaft und Bild persönlich,« erwiederte der Sekretair. — »Dafür segne Sie Gott, wie für Alles, was Sie an uns thun,« flüsterte sie, kaum vernehmbar. — Dann sagte sie nach einer Weile: »Es wäre schön, wenn ich jetzt abreisen könnte.«

Der wohlwollende Beamte hatte gefühlt, daß das unstreitig das Beste seyn würde, und Alles dem gemäß besorgt. Nach Verlauf einer Viertelstunde hielt der Wagen vor der Thür; Boucher stellte ihr den Polizeiinspector Quidor, einen ihr gänzlich fremden Mann, den er absichtlich dazu gewählt, als ihren Begleiter vor. — Die Hausgenossen versammelten sich, um Abschied von ihr zu nehmen; fast Alle weinten, denn sie hatten die sanfte Dulderin lieb gewonnen. Mit einem stummen Händedruck trennte sie sich von der Douay, nickte den Uebrigen freundlich-traurig zu und ward dann von Boucher

selbst, der ihr den Arm bot, an den Wagen geführt.

Unter Quidor's Begleitung, der sie auf das Freundlichste und Zuvorkommenste behandelte und ihr die Reise so angenehm, wie nach den Umständen möglich war, zu machen suchte, erreichte sie schnell den Ort ihrer Bestimmung. — Ihr Gefühl, als sich die Thore des Klosters hinter ihr schlossen, läßt sich nicht beschreiben. Sie fühlte, was in der Hölle des unsterblichen Dante den Verdammten durch die Inschrift des Höllenthores zugerufen wird:

Lasciate ogni speranza, voi eh'entrate.

5.

Boucher hielt, wie immer, redlich Wort; Bild und Locke waren bald in Mirabeau's Händen. Er drückte seine Freude darüber in folgendem Briefe an Sophie aus:

Am 19. Juli 1778.

»Theure Freundin, warum habe ich nicht tausendfaches Leben, um es zu Deinen Füßen niederzulegen; warum kann ich, ach! Dich nicht wenigstens anblicken? meine Augen würden Dir sagen, was ich nicht auszudrücken vermag. Sophie-Gabriel! ich habe deren also zwei? Ja, sie sind da, theilen meine Liebkosungen und fast meine Liebe. O herrliche Idee! Mit welcher Dankbarkeit erfüllt mich dieses so theure Pfand Deiner Zärtlichkeit, diese Gabe des Herzens! O angebetete Sophie, was gilt mir die ganze Welt neben meiner Freundin und meiner Tochter! Idole meines Herzens! Ihr die Ihr alle Kräfte meiner Seele in Euch concentrirt,

ach, wann werde ich Euch ebenso in meinen Umarmungen vereinen können?

Ich war trostlos, meine Sophie! Wie, sagte ich zu mir, sechs und funfzig Tage ohne einen Brief. O mein Wohlthäter! Ist deine Güte uns geraubt; verhallen unsere Seufzer in der Luft? Sophiens Thränen, die, süßer als Ambrosia, wenn die Liebe sie vergoß, so gierig von meinen brennenden Lippen aufgesogen wurden, diese Thränen, die ich für den Preis meines Blutes trocknen oder trinken möchte, fließen sie vergebens für mich? Verwegenes Murren; durch welche kostbare Herablassung wurde mir mein Warten vergolten! Herr B. kam diesen Morgen, er trug ein Bild unter dem Arm; mein Herz schlug heftig; ich rieth, ja ich rieth, was mir bestimmt war, aber ich wagte nicht, es zu glauben; und als ich es sah, dies Bild Deines anderen Selbst, da verlor ich fast den Verstand. Habe Dank, Sophie, Du einzig Zärtliche, für das Portrait, für das Haar! Du hast also das Kind gesehen, hast es an Dein Herz gedrückt, hast ihm von seinem Vater erzählt? Ach, es

verſtand Dich nicht; aber ich war zur Hälfte in allen Deinen Liebkoſungen; niemals liebteſt Du mich mehr, als in dieſem Augenblick.... O meine Tochter, meine geliebte Tochter, wenn Du wüßteſt, wie ich Dich anbete, wenn Du wüßteſt, was mir die Tochter Deiner Mutter iſt! ich glaubte, väterliche Zärtlichkeit zu erkennen; ich Unſinniger, nur aus der Liebe entſpringen alle Neigungen der Seele.... Und Du ſagſt, es gebe keine Freuden für Gabriel; ach, die ſüßeſte der Deinigen iſt mir allerdings verſagt, die Freude dem, was ich liebe, ſo rührende Ueberraſchungen bereiten zu können. — Ja, ſie gleicht mir wirklich; ja, es iſt das runde, faſt pausbäckige Aeußere, das ich hatte, denn hier iſt es gewaltig lang und ſchmal geworden. Es ſind die bekannten liegenden Augen, die ich auf Ehre nicht ſchön nennen könnte, und wenn Du mich auch ſchlügeſt; die aber ziemlich gut und mitunter zu gut ſagen, was die Seele fühlt, die ſich in ihnen ſpiegelt. Es iſt dieſer Mund, der, ich weiß nicht wie, Allem, was ich liebe und verehre, ſtets nur die Wahr-

heit sagte, und den die Liebe ohne Zweifel mitunter verschönert hat. Aber die Stirn, dieses so charakteristische Zeichen, das vielleicht mehr, als alle anderen, zu der Schönheit der Gestalt beträgt, ist die Deinige, und der untere Theil des Gesichts, der so viel für die Physiognomie thut, der weit empfänglicher, als die übrigen, für Grazie und Eleganz ist, gehört Dir, ganz Dir. Deine Zärtlichkeit blickt schon aus diesen Augen, die Du hast wachsen lassen, um mich zu verführen; sie sagen mir, wie sehr ich geliebt werde; ihre Blicke gehen schon an's Herz. Sie sind so sanft, so schmachtend, so bescheiden; es sind die Deinigen, die man zeichnete, aber liegend, um mich zu täuschen. Und die Nase ist schon so boshaft; ich weiß meiner Treu nicht, woher sie sie hat. Du hast die Nase der Roxelane, und das ist nicht die meiner Tochter; die meinige gleicht sehr der von Salomo's Maitresse, welche eine Nase hatte, wie der Thurm des Berges Libanon, und das ist, Gott sei Dank, nicht die Gabriel-Sophiens. Kurz sie ist hübsch, und gewißlich zu hübsch, um mir zu gleichen;

und doch gleicht sie mir, weil Du ihr Alles gabst, um das wieder gut zu machen, was sie von mir empfing. Meine gute Freundin, es giebt eine andere Sophie, die, um Dir die Wahrheit zu sagen, ihrer Gefährtin nicht große Liebkosungen gemacht hat; ach, sie fühlt wohl, daß sie nichts mehr ist, als Sophie kurz weg; aber dafür gleicht sie Dir auch auf ein Haar. — Warum kann sie dieses Glück nicht würdigen! Die Haare meines Schätzchens sind sehr schwarz für ihr Alter, und sie hat deren reichlich; ich hoffe, sie hat dieselbe Farbe für ihre Augen, Augenbrauen und Wimpern gewählt, und Du hast das Alles noch erhöht, indem Du ihr Deinen Teint gabst. Uebrigens ist Gabriel-Sophie ein großes Mädchen; die gewöhnliche Länge eines neugeborenen Kindes beträgt 18 Zoll, und im ersten Jahre wächst es kaum um sechs oder sieben. Sie ist noch nicht sieben Monate alt, und hat schon 23 Zoll. — Ich versichere Dir, sie ist sehr groß; wieder eine Aehnlichkeit mit ihrer Mama. — —

— — Meine Gesundheit, weil ich doch da-

von sprechen soll, war seit meinem letzten Briefe sehr schlecht. Ich habe böse Krisen gehabt; Alles geht besser; ich bringe täglich zwei oder drei Stunden im Bade zu; aber das Kerkerleben erhöht sehr meine natürliche Disposition zu dieser schrecklichen Krankheit. Ich würde nicht mit Dir davon sprechen, wenn ich mich jetzt nicht sehr wohl befände; also beruhige Dich, ich bitte Dich. Gegen die Leiden des Herzens vermag die Kunst nichts, und gerade diese sind die grausamsten. Die Liebe ist der einzige Arzt derselben, und kann es nur durch Dich seyn. Will sie mich heilen, so muß sie mir einen bacio oder einen Brief geben. Er möge wählen; ja er möge wählen; ach! wird man mir je die Wahl lassen? O meine Sophie, würde ich denn einen bacio, einen solo bacio wollen? Ja, wenn er niemals enden sollte; aber ohne das wäre es eine grausame Gunst; Deine Briefe sind besser, und unser würdiger, tugendhafter und gefühlvoller Wohlthäter giebt mir das Leben, die Gesundheit wieder, indem er mir sie sendet. Jeden Mor-

gen plaudere ich mit Dir von 8 bis 9 Uhr, denn ich weiß, daß Du mit mir wandelst. Was den schönen Stern betrifft, den Du mir nachweisest, so ist er gewiß das glänzendste aller Signale. Aber ich gestehe Dir, mein Horizont ist zu beschränkt, und mein Fenster zu eng, um ihn zu gewahren. Doch sehe ich Lebende vorübergehn, die nach Allem mehr Rapport mit uns haben, als die Sterne; und alle meine Unglücksgefährten sind bei Weitem nicht so glücklich. Du, die Du so stolz bist, die Astronomie des Herrn de Lalande studirt zu haben, und die Du vom Zeichen des Herrn de Cœur-du-Roi an bis zum Sirius Alles am Himmel kennst, ich halte Dich nicht für ebenso gelehrt in der Mythologie; darum höre folgende Allegorieen. Amor war der Sohn des Mars und der Venus, sagte Simonides; Du siehst also, das ist nicht der unserige, sondern der der Garnisonen. Nach Alkmaon erzeugten ihn Flora und Zephyr; das ist recht hübsch, aber Flora verblüht zu schnell, und Zephyr hat Flügel. Plato sagt, er sei ein Sohn der Anmuth; das

ist der Gott also der Operntänzerinnen; Hesiod, des Chaos, den beten die Ehrgeizigen an. Aber Sappho, die zärtliche Sappho, machte den Amor zum Sohn des Himmels und der Erde. O Sophie, das ist der unsrige; die Vereinigung der Seelen, das Entzücken der Sinne; da ist die Wollust; zweifacher, wahrhaft himmlischer Genuß, ewiges Pfand unserer Treue. — —

— Wenn man Dir Hoffnung gemacht, daß ich Dir einige Manuscripte schicken dürfte, so sage es mir, und ich werde es mit großem Vergnügen thun, weil Du es wünschest; aber laß uns die Gefälligkeiten, die man uns erweist, nicht mißbrauchen, so wie die Zeit, welche Herrn Le Noir's Sekretair verlieren muß, um zu prüfen, was wir uns schreiben. Wenn Du mir glaubst, so beschränken wir unsere Wünsche darauf, öfter Briefe zu erhalten; denn sechs und funfzig Tage sind eine lange Zeit; bisher hatte ich deren jeden Monat einen, seit Deiner Niederkunft, ja mitunter sogar zwei, und ich werde nicht wieder so gut belohnt werden für meine lange Unruhe. Lebe wohl, meine so

zärtliche, so aufmerksame, so liebenswürdige und so gute Freundin. Mögen diese Zeilen Dir einen Theil der Freude wiedergeben, die mir Deine kostbare Sendung verursachte. Ich ende, denn ich muß endlich enden, und Herr B., der gezwungen ist, sie zu lesen, kann unmöglich gleiches Interesse mit Dir daran finden, so gefällig er auch ist. Ich fühle es wohl, aber amore non si sazia mai. O nein, nein, gewiß nicht, besonders wenn sie so ausgehungert ist. Ama il tuo sposo, come ne sei amata

Gabriela

6.

Es verging jetzt eine lange Zeit, ehe Mirabeau wieder einige Zeilen von Sophien erhielt; mehrere Briefe an Herrn Le Noir beweisen, wie besorgt er deshalb war, und wie er sich mühte, dies ihm unerklärliche Schweigen zu enträthseln. Er fürchtete für das Leben der Geliebten; und der Gedanke, sein Theuerstes auf Erden zu einer Zeit, wo er dessen so sehr bedurfte, zu verlieren, stürzte ihn in tiefe Melancholie. Endlich wurden zwar seine Zweifel gehoben, er erfuhr von ihr selbst, daß sie ihren bisherigen Aufenthaltsort mit Gien vertauscht habe, und ward beruhigt, doch wich seine Schwermuth, durch wiederkehrende körperliche Leiden genährt, nicht gänzlich von ihm. Da traf ihn plötzlich von Neuem ein harter Schlag; er erhielt die Nachricht, daß sein in der Ehe mit dem Fräulein von Marignane erzeugter Sohn, ein Kind von fünf Jahren, gestorben sei. Diese neue Wunde zerriß sein Herz; denn, abgesehen

von seiner Liebe zu dem Knaben, schwächte dessen unerwarteter Tod die stets von Mirabeau genährte Hoffnung, eines Tages wieder in alle seine Rechte als Gatte und Vater einzutreten; dieses Kind war das einzige Band zwischen ihm und seiner Gemahlin gewesen. — Er spricht seinen tief empfundenen Schmerz in folgenden Briefen aus, die jedoch zugleich ein Zeugniß seiner Klugheit und Besonnenheit ablegen.

An seinen Vater.

Am 16. November 1778.

»Ich liebte meinen Sohn, mein Herr, also mußte ich ihn verlieren. Dieses neue Unglück hat ungefähr das Maaß meiner Leiden gefüllt; aber es giebt eine feste Grenze für die Uebel, diejenige, wo sie unerträglich werden. Ich muß also mich resigniren und bis dahin gedulden. Gab es ein Ereigniß, das fähig war, meine Kette lastend und ewig zu machen, so ist es dies; aber die Reflection fügt nichts zu dem Gefühl über den Verlust meines Sohnes hinzu. Theure und heilige Bande, die dies Unglück noch fester schlingt, fesseln mich noch an das Leben, und ich kenne meinen Stern zu genau, um zu ahnen, daß sie bald zerrissen seyn werden.

Ich ersuche Sie, Rasgaud *) das einlie-

*) Mirabeau's Notar zu Aix in der Provence.

gende Billet zukommen zu laſſen. Es iſt wohl das Geringſte, wenn ich dieſem braven Manne für den traurigen und ſchweren Dienſt danke, den er mir gewiß nicht ohne Schmerz geleiſtet hat.

Ich habe die Ehre, zu ſeyn mit achtungsvoller Ergebenheit, mein Herr, Ihr unterthänigſter und gehorſamſter Diener

Mirabeau, der Sohn.

An den Herrn Polizei-Lieutenant.

»Ich ersuche Herrn Le Noir, auf den ich die einzige schwache Hoffnung gesetzt, die mir bleibt, folgende Note zu lesen. Ich habe dieselbe so kurz wie möglich abgefaßt; sie wird ihm indessen eine ziemlich genaue Idee von meiner Lage und meinen Befürchtungen geben.

Ich habe meinen Sohn verloren, das ist für mich das größte Unglück, wenigstens unter denen, die ich zu ertragen vermag. Aus diesem Verluste muß Folgendes entspringen. Frau von Mirabeau, deren Sitten sehr verderbt sind (ich habe die vollständigsten Beweise davon), ist außerdem ein boshaftes und hinterlistiges Wesen, was ich eben so wohl beweisen kann. Sie hat mir in jedem Sinne die schwersten Beleidigungen zugefügt; sie hofft nicht auf Verzeihung, weil sie eines Benehmens, welches sich dieselbe zu erwerben vermöchte, unfähig ist. Es liegt ihr also sehr daran, daß ich nicht wieder in der Welt erscheine. Da sie nur allein gere-

det, da ſie mich mit den abſcheulichſten Verleumdungen verfolgt hat, ſeitdem ich umherirrend oder gefangen bin, ſo beherrſcht ſie ihren Vater, einen ehrlichen, aber ſchwachen Mann; weit entfernt, ſich dem Treiben des meinigen entgegenzuſetzen, glaubt derſelbe, indem er ihn gewähren läßt, ſeiner Tochter zu dienen, und die Gerechtigkeit nicht zu verletzen. Ueberdies kann Frau von Mirabeau, unter allgemeiner Conſtitution in einem Lande, wo geſchriebenes Recht herrſcht, vermählt, von mir, ſelbſt nach dem Tode ihrer Eltern, nicht mehr verlangen, als viertauſend Livres Penſion und freien Haushalt. Aber wenn ich gefangen bin, wer ſoll ihr da den Genuß ihres Vermögens ſtreitig machen? Das Vermögen wird ſich dereinſt auf ſechzigtauſend Livres Renten belaufen, und dieſe Zeit kann nicht fern ſeyn, da Herr von Marignane, obgleich jung, doch äußerſt kränklich iſt. Herr Le Noir wird einſehen, daß dieſer Umſtand von nicht geringem Gewicht für eine niedere Seele iſt.

Mein Vater hat immer die Manier gehabt, zwei Häuſer bilden zu wollen. Bis jetzt hat

meine Mutter die Ausführung dieses Vorhabens unmöglich gemacht, indem sie sich weigerte, ihr Vermögen einem Anderen, als mir, zu geben; und dies ist nicht das kleinste Motiv, das mein Vater hatte, um seine unglückliche Gattin zu verfolgen; er hoffte sie dazu zu bringen, sich in seinen Willen zu fügen, indem er sie ermüdete. Der Tod meines Sohnes und die Uneinigkeit, welche zwischen mir und Frau von Mirabeau herrscht, liefern meinem Vater einen hinreichenden Grund, um alle Welt für seine Pläne zu gewinnen. Möge meine Mutter darein willigen, wenn sie für diesen Preis ihre Freiheit wieder erhält; ich würde der Erste und der Eifrigste seyn, der sie dazu ermuthigte; aber Herr Le Noir sieht wohl ein, daß ich dadurch nur um so mehr verloren bin. Mein Vater hat die gehässigste Seele, die es je gab; ich habe seinen Stolz und seine Liebe verletzt; sein Verfahren gegen mich ist barbarisch gewesen; das sind drei Verbrechen, die er mir nie verzeihen wird; aber schon seine Habsucht, die nicht die am Wenigsten mächtige unter seinen Leidenschaften ist, und

seine eben nicht geringen Geldverlegenheiten würden ihn antreiben, mich hier zu begraben. Meine Mutter ist nach der Coutume von Paris verheirathet; sie hat erklärt, daß ich ihr Erbe seyn solle, und ihr Testament ist bekannt. Hätte ich das Unglück, sie Morgen zu verlieren, und wäre ich frei, so würde ich augenblicklich in den Besitz treten, und mein Vater verlöre dadurch vierzig oder funfzigtausend Livres Renten. Statt dessen bin ich todt für die Welt. Mein Vater hat sich in Folge einer illegalen Interdiction und während ich in Banden war, durch eine Lettre de Cachet zu meinem Curator ernennen lassen. Er ist gegen alle Ereignisse, meine Freiheit ausgenommen, sicher gestellt. Herr Le Noir möge nun beurtheilen, ob es nicht gräßlich für mich ist, daß diese sich in der Gewalt eines unerbittlichen Vaters befindet.

Ich füge nicht Alles hinzu, was ich von einem meiner Schwäger zu befürchten habe, den die Habgier verzehrt, und der von Frau von Pecilli *),

*) Die Maitresse von Mirabeau's Vater.

die mir nie verzeihen wird, mich meiner Mutter angenommen zu haben, unterstützt, Alles über meinen Vater vermag. Dieser Schwager ist Herr von Saillant, seit acht Jahren mit Weib, Kind und Gesind bei seinem Schwiegervater einquartirt, der sich nicht für reich genug hielt, um seine Schwiegertochter, mich und seinen Sohn in seinem Hause aufzunehmen. Herr Le Noir begreift, daß Herr von Saillant fürchten könne, er werde, wenn ich wieder in meine Rechte trete, wenigstens ein gutes Winterquartier und allerlei dem Aehnliches verlieren.

Ich übergehe eine Menge von Thatsachen, die zu lang sind, um sie anzuführen; diese werden hinreichen, Herrn Le Noir zu zeigen, welcher Art auf dieser und jener Seite das wirkliche Interesse ist, das man an meiner Gefangenschaft hegt. Ich habe es ihnen bequem gemacht, ich weiß es, durch die Entführung der Frau von Monnier; da ich aber drei Jahre zuvor ein Gefangener war, ohne daß man einen andern Grund zu dieser Gewaltthätigkeit anfüh-

ren konnte, als Schulden eines jungen Mannes, die obendrein größtentheils für Frau von Mirabeau gemacht wurden, und eine Affaire, die mir in jeder Hinsicht Ehre brachte, weil ich mich nur damit befaßte, um eine Schwester zu retten, über die ich mich zu beklagen hatte, und bei der ich mich ferner benahm, wie es ein Mann meiner Art thun muß, so paßt es nicht recht, wenn man so entsetzlich über die Entführung lärmt, und es ist eine große Lüge, sie für den wahren Grund meiner Verbannung auszugeben. Diese Entführung ist eine große Dummheit, ich räume es ein, und zwar um so bedeutender, weil die Strafe leider mich nicht allein trifft. Aber ohne von so vielen Umständen zu reden, die mich entschuldigen, wenn sie mich auch nicht rechtfertigen, so habe ich doch in dieser Verirrung genug Beharrlichkeit, Rechtschaffenheit, Bravheit und Großmuth bewiesen, um nicht mit gleichen Vorurtheilen, wie die meines Vaters sind, von Anderen betrachtet zu werden. Herrn Le Noir's Wohlthaten beweisen mir hinlänglich, was derselbe von einer, jetzt

durch die heiligsten Bande befestigten Leidenschaft denkt, die gewiß so lange leben wird, wie ich selbst.

Ich verliere das Gesicht; es haben sich Symptome bei mir eingestellt, die mich den Stein befürchten lassen; alle Arten von Leiden quälen mich; ohne Nutzen für Andere, mir selbst zur Last, sind mein Kopf, mein Herz und mein Körper gleich krank. Ist es denn so schwer, mir zu gestatten, in ein anderes Land, oder selbst nach einem anderen Welttheile zu gehen? Was fürchtet mein Vater? Wenn ich nach Frankreich kehre, um ihn zu belästigen, so ist ja eine Lettre de Cachet immer zu seiner Verfügung; es wird nicht die funfzigste seyn, die er in seine Familie geschleudert hat. Stirbt er vor mir, was kümmert es da ihn, unter welchem Himmel ich ein Leben ende, das er vergiftete? Ich fühle, daß alle diese Gründe unnütz sind, wenn der Minister unwiderruflich über mein Schicksal entschieden hat; hat er aber einen unglücklichen jungen Mann, den er nur aus dem Geschrei von dessen Feinden kennt,

nicht ohne Appellation und ohne ihn zu hören, verurtheilt, so ist es hohe Zeit für meine Gesundheit, und selbst für meinen Verstand, daß das ende.

Wenn Herr Le Noir nichts für meine Freiheit erlangen kann unter den von mir vorzuschlagenden Bedingungen, (ich sage, wenn er nicht kann, denn ich wage mir zu schmeicheln, daß er es will), so beschränke ich mich darauf, ihn zu bitten, mir ein anderes Gefängniß zu verschaffen. Die Art, mit der ich von Herrn de Rougemont geredet und rede, gestattet gewiß nicht den Gedanken, daß ich mich über ihn zu beklagen habe, und hätte ich einige Hoffnung, das Schloß bewohnen zu dürfen, in welchem er befehligt, so wären alle meine Wünsche erfüllt. Es ist nicht meine Schuld, wenn man ein den Staatsverbrechern bestimmtes Gefängniß für mich gewählt hat; aber es ist nicht weniger wahr, die Ordnung des Hauses ist so übertrieben, so grausam streng, daß mein baldiger Tod nicht unter die Unmöglichkeiten gehört, wenn ich noch länger dort bleibe. Keine

Art von Gesellschaft; dem Schließer, der uns bedient, ist verboten, länger, als es unsere Bedürfnisse erfordern, in unserem Kerker zu verweilen und mit uns von anderen Dingen zu reden; alle vierundzwanzig Stunden ein Spaziergang von einer Stunde; stetes Alleinseyn mit dem Schmerz, keine litterärischen Hülfsmittel, wenige und schlechte Bücher, Aufschub ohne Ende hinsichtlich der Erfüllung unserer unschuldigsten Wünsche, unserer einfachsten Bedürfnisse; gezwungener Aufschub durch die nothwendigen Formalitäten, um die geringsten Bitten auszusprechen und sie gewährt zu sehen; gänzlicher Mangel an Instrumenten irgend einer Art, mit einem Worte, jedes Trostes, jeder Zerstreuung durch die raffinirteste Grausamkeit beraubt; da haben Sie eine nur sehr schwache Skizze unserer Lage. Alle diese, wohl bei gewissen Gefangenen nothwendigen Vorsichtsmaaßregeln sind doch höchst überflüssig quälend für Jemand, den seine Familie allein verfolgt. Herr Le Noir wird begreifen, daß ein Mann von Gefühl und einigem Geist auf die Länge nicht

einer solchen Lebensweise, in welcher sich seine Talente, seine Kenntnisse, seine lobenswerthesten Empfindungen selbst zu seinem Verderben wenden müssen, statt ihn im Mindesten zu erleichtern, Widerstand leisten könne. Beständiges Nachdenken, anstrengende Arbeit, die seltenen, aber so herrlichen Briefe meiner Freundin, die Hoffnung, welche mir Herrn Le Noir's rührende Güte einflößt, haben mich bis jetzt erhalten; aber meine Augen und meine Gesundheit können das Studiren durchaus nicht mehr ertragen; mein Geist ist eben so erschöpft wie mein Körper, und nur Bewegung und die Gesellschaft einiger Menschen sind im Stande, mich wieder aufzurichten. Jedes andere Gefängniß wird mir weniger schrecklich seyn, als dieses.

Muß ich jedoch noch da bleiben, so bemerke ich, daß es lächerlich ist, um nicht zu sagen, unmenschlich, wenn ein Unglücklicher, der in keiner Weise zu den Staatsgefangenen gehört, und dessen Beschäftigungen die Regierung durchaus nicht interessiren, so behandelt wird, wie

ich, und daß mir alle möglichen Rechte zustehen, Ausnahmen hinsichtlich der Ordnung dieses Hauses zu verlangen, welche nur für die unglücklichen Opfer der Politik oder die Verbrecher am Wohle des Staates, deren Odem man selbst auffangen möchte, ersonnen wurde. Ich bestehe nicht auf die Erlaubniß, einige von meinem Freunden, und vorzüglich den würdigen Dupont zu sehen, weil ich mir denke, höhere Befehle können Herrn Le Noir, dem ich zu viel verdanke, um ihm lästig zu werden, Zwang auferlegen; aber ich flehe darum, daß man mir mehr als einen Spaziergang bewillige; es ist eine gezwungene Zerstreuung, die mir ein Wenig Erleichterung verschaffen wird; es ist eine grausame Entbehrung, ohne irgend einen haltbaren Grund, wenigstens für mich, von der ich bitte, befreit zu werden.

Wenn ich nicht wissen darf, was unter den Menschen vorgeht (und das ist eine sehr unnütze Härte, denn wie, weshalb und wann kann es schädlich seyn, daß ich von den politischen Neuigkeiten unterrichtet werde, die die Regie-

rung drucken läßt?), wenn ich es nicht darf, sage ich, so sei mir wenigstens doch gestattet, der Republik der Wissenschaften nicht so fremd zu bleiben und mich auf ein rein litterärisches Journal zu abonniren, damit ich nicht vor meinem Tode todt sei. Man verweigert mir nicht, und kann mir auch den Ankauf von Büchern auf keine Weise verweigern; es giebt also gar keinen Grund, mir eine approbirte Notiz der Bücher, die ich kaufen kann, abzuschlagen. Ein Journal z. B. wie der Mercure, der unter Herrn Le Noir's Augen gedruckt wird, oder l'Esprit des Journaux, das nur von Büchern spricht, und für mich den Vortheil hat, mir in einem einzigen Bande die litterärischen Neuigkeiten aller Nationen anzuzeigen, kurz, jedes andere, das Herr Le Noir mir gütigst nennen wird, wäre mir außerordentlich angenehm. Möge dieser würdige Beamte bedenken, daß ich nur einen einzigen Zeitvertreib, nur einen einzigen Trost, — das Studiren, — habe.

Ich füge eine andere Bitte hinzu, [illegible]

Erfolg mich ungleich mehr interessirt und zu deren Gewährung ich nicht dieselbe Hoffnung habe, weil ich weiß, was meines Vaters Ansehn und Haß vermögen. Ich liebe meine Mutter außerordentlich, und es ist mir sehr schmerzlich, selbst nicht einmal zu wissen, ob sie lebt; aber ein, wenn es möglich ist, noch lebhafteres und heiligeres Gefühl, als kindliche Neigung, drängt mich in diesem Augenblick. Es ist möglich, daß ich hier sterbe, und ich fühle, daß das sogar wahrscheinlich ist. Dann kann ich durchaus nichts für mein einziges Kind, für meine Tochter thun, die mir um so theurer, als das Unglück ihrer Geburt größer ist, und ich ihre Mutter vergöttere, der ich so viele Leiden bereitet habe. Könnte ich nicht in einem Briefe, den ein Vertrauter übergäbe und sogleich wieder zurücknähme, meiner armen Mutter dies, unter so grausamen Auspicien geborene Kind, empfehlen? Ich kenne ihr Herz, sie würde es nie vergessen, und ich würde, so viel ich vermag, meine Tochter vor den Schlägen des Schicksals gesichert haben. Ich hoffe, daß

dieſer Gedanke Herrn Le Noir rühren und in ſeiner wohlthätigen Seele aufkeimen werde.

Keine meiner Bitten iſt, wie ich glaube, zu indiscret. Ach, wenn man bedächte, wie ſchwer uns eine abſchlägliche Antwort trifft, wenn man bedächte, daß es bei einem Mangel, wie dem unſerigen, keine leichten Entbehrungen und Unruhen giebt, und daß die meiſten Formeln und Staatsphraſen keinen Sinn haben, ſobald man ſie analyſirt, ſo daß man uns ohne Grund oder vielmehr gegen alle Gründe zur Verzweiflung treibt, ſo würde man nicht ſo leichthin Nein ſagen. Gewiß, der gefühlvolle Mann, dem ich Alles verdanke, kann ſich weder durch dieſe Bemerkungen beleidigt fühlen, noch ſie auf ſich anwenden. Ach, er hat nicht die ganze Gewalt, welche ſeine Tugenden und Talente verdienen und gewiß dereinſt erhalten werden (ich wage mir das zu verſprechen). Möge er in ſeiner Güte gegen die intereſſante Frau, die ich weit mehr als mich ſelbſt liebe, fortfahren; möge er mir zuweilen Nachrichten von ihr und meiner Tochter zukommen laſſen; möge er ſich

sagen: diese Unglücklichen haben ihr Schicksal in meine Hände gelegt, und ich muß etwas für sie thun, weil ich ihr Wohlthäter bin. Alles Glück vereint sei sein Loos, zum Lohn für so viel Güte! Einer Seele, wie der seinigen, ist es süßer, Gutes zu thun, als zu empfangen; wir, was sich auch mit uns ereigne, werden leben und sterben als Herrn Le Noir's Schuldner, dem wir die tiefste, ehrfurchtvollste und zärtlichste Ergebenheit geschworen haben.

Mirabeau, der Sohn.«

7.

Die tiefe Schwermuth, in welche der Verlust seines Kindes, eigenes fortwährendes Unwohlseyn, und die Nachricht, daß auch Sophie körperlich sehr leidend sei, ihn versetzten, herrschte während der nächsten Monate ununterbrochen in ihm vor, und der schon im vorigen Briefe ausgesprochene Gedanke, daß das Ende seines Lebens herannahe, gestaltete sich in ihm zu so fester Ueberzeugung, daß er sich so gut, wie er es in seinen beschränkten Verhältnissen vermochte, darauf vorbereitete. Er verfaßte sogar eine Art von Testament, in welchem er von seinen Lieben Abschied nimmt, und das er in Herrn Boucher's Hände niederlegte. Es ist ein zu wichtiges Actenstück für die Kenntniß seines Inneren in seinem damaligen Zustande, als daß wir uns, selbst auf die Gefahr der Wiederholung von Bekannten, gestatten dürften, es gänzlich zu übergehen; möge wenigstens das Wichtigste daraus hier folgen.

Papiere, den Händen des Herrn Boucher anvertraut, der ihre Bestimmung kennt und gebeten wird, sie erst nach meinem Tode zu eröffnen.

Honnoré Gabriel-Riquety,
Graf von Mirabeau,
der Sohn.

An meine Sophie.

»Der Augenblick einer ewigen Trennung ist gekommen, o meine theure Sophie. Die Täuschungen der Liebe haben uns lange geblendet; aber die Natur verliert ihre Rechte nicht. Das langsame Gift des Schmerzes hat Deinen Freund aufgerieben; er stirbt.... O, zu unglückliche Hälfte meines Daseyns, wer wird diesen furchtbaren Schlag für Dich mildern, der hundert Mal schrecklicher ist, als derjenige, der mich in wenigen Stunden vielleicht treffen wird! denn ich verlasse Dich, und das ist ein sehr bitterer

Schmerz; aber er wird mit meinem Leben enden. Dies Herz, in welchem Du noch herrschest, wird nicht mehr zucken, weder vor Leid, noch vor Liebe; und Du, Du wirst noch lange Deinen Gabriel beweinen.... O Sophie, wie beklage ich Dich; ich bin nicht so unglücklich, wie Du, weil es nicht mein Loos ist, Dich zu überleben.

Aber glaubst Du, quitt mit mir zu seyn? Nein, Sophie, nein; das theure Kind, das Deine Liebe mir schenkte, lebt. Es lebt, um Dir meinen Verlust zu mildern, um Dich dafür, soviel als es Dir möglich ist, zu entschädigen. Es hat nur noch Dich; Du allein seine Mutter, Du allein sein Vater, mußt ihm die Liebe unserer beiden Herzen gewähren. Ach, meine Sophie, wie viele Pflichten bleiben Dir zu erfüllen, und wie manchen Trost wirst Du ernten, indem Du sie erfüllst!

Theure Sophie, meine Vielgeliebte, Auserkohrene meines Herzens, hüte Dich wohl, Liebe und Natur durch das Verbrechen der Verzweiflung zu beleidigen. — Oft, im leidenschaftlichen

Rausch Deiner Zärtlichkeit hast Du geschworen, mich nicht zu überleben.... Warst Du damals Mutter, o meine Geliebte? Nein, Du warst es nicht; und wenn Du Dich jetzt verpflichtet glaubtest, durch diesen verwegenen und strafbaren Schwur, so würdest Du eine ebenso erbärmliche Geliebte, als unnatürliche Mutter seyn.

Ja, meine angebetete Sophie, ich vermache meiner Tochter alle jene Rechte, die sie erben kann; ich lasse ihr alle Deine Sorgfalt, Deine Zärtlichkeit; und wenn ich dem Muthe meiner Geliebten und ihrer Erhörung meiner letzten glühenden Bitten mißtraute, so würde ich voll Verzweiflung sterben, einem Kinde für das ich nichts zu thun vermag, das Daseyn gegeben, und so durch einen und denselben Fehler Mutter und Tochter meiner verderblichen Liebe geopfert zu haben. O Sophie, möchtest Du, daß eine so zärtliche, reine und treue Leidenschaft bei meinem Sterben eine Quelle schwerer Reue und nagender Gewissensbisse wäre? Lebe, meine Geliebte; gieb mir diesen Beweis der Zärtlich-

keit; lebe, um meine Tochter in Deine Arme zu schließen, ihr von ihrem Vater zu erzählen, ihr zu sagen, wie sehr er sie geliebt haben würde.... Ach, wenn ich im Schooß der Erde, zu dem ich zurückkehre, diesen himmlischen Funken bewahren könnte, diese gefühlvolle und liebende Seele, deren Kräfte und Energie Du concentrirtest, so würde ich hoffen, dereinst meine Geliebte und mein Kind an meinem Herzen zu vereinen.... Ich weiß nicht, meine Sophie, ich weiß nicht; ich kann kaum glauben, daß meine Liebe nicht lebe, so lange ein Theilchen meines Wesens existirt. Sei es Täuschung, oder Wirklichkeit, Gabriel's und Sophiens Seelen, ihre unvergleichliche Zärtlichkeit scheinen mir unzerstörbar; dieser Gedanke ist tröstend, er verspricht uns einen Zeugen, der unsere Herzen richtet, der da weiß, ob wir eine so grausame Behandlung verdienten; der nachsichtiger, als die Menschen, unsere Schwächen verzeihen wird, und Gefühle läutern, welche nicht die Tugend verletzen.... O, wenn wir je uns wieder vereinten in einem Aufenthalte ewiger

Glückseligkeit, geschützt vor Fanatikern, Verläumdern und Tyrannen, um uns noch zu lieben und Dich anzubeten! Gott, mächtiger Gott! gieb mir meine Geliebte wieder, verzeih mir um ihrer Tugenden willen. Ach, wenn ich Deine Vorsehung leugnete, so geschah es, um nicht in Versuchung zu gerathen, Dich für den Genossen der Boshaften zu halten; Du weißt, ob ich es ehrlich meinte; Dein schwaches Geschöpf konnte Dich nicht beleidigen. Warum wolltest Du ihm zürnen und es bestrafen wegen der Schwäche seines Verstandes? Wirf wenigstens einen Blick der Gnade auf sie, die mein Irrthum verleitete; erleuchte sie, beschütze sie, gieb ihr die Kraft, dem Schmerz meines Verlustes Widerstand zu leisten, die Wahrheit zu entdecken, sie meiner Tochter zu zeigen, und zu verdienen, ein Gegenstand Deines Mitleids zu seyn....“

Ach, meine Sophie, dieser Brief ist sehr lang für den Augenblick, in welchem Du ihn lesen mußt. Was soll ich noch hinzufügen? Soll ich Deine Seele entnerven, gerade da ich

Dich beschwöre, Dich gegen das Unglück zu wappnen? Ich hege Mißtrauen gegen meine eigene Rührung und ende.... ende für immerdar. O denke unaufhörlich an ihn, der sterben wird mit Deinem Namen auf den Lippen, der Dich liebt mit der zärtlichsten und treuesten Liebe, der in keinem Augenblicke seines Lebens, selbst nicht in der Idee, den Gefühlen untreu ward, die er Dir geschworen; verlange von Deiner Zärtlichkeit, und wenn er es sagen darf, von Deiner Dankbarkeit, daß Du für Deine Tochter lebest, die meine Tochter ist.

Gabriel.

Ich habe Herrn Boucher beschworen, daß er sich von Herrn Le Noir die Erlaubniß verschaffe, Dir alle meine Papiere zu geben, die ich für passend hielt, zu bewahren, und diejenigen Bücher, die er, Herr Boucher, nicht will. Du wirst Dein von meinen Küssen und meinen Thränen bedecktes Portrait Deiner Tochter zugleich mit meinen Ringen schenken. Trage das Herz, das ich von Dir erhalten, und das

mein Herz nicht wieder verlassen hat. Du wirst auf meiner Dose ein Medaillon anbringen lassen, das Dein und mein Portrait enthält, und Herrn Boucher bitten, es anzunehmen. Vergiß nie, was wir unserem Wohlthäter und dem Organ seiner Wohlthaten verdanken. Das ist noch eine gemeinschaftliche Schuld, die Du allein Dich bemühen kannst, zu tilgen. Suche Dich mit meiner Mutter, meiner theueren Mutter, zu vereinen, und sie zu pflegen, wie ich es gethan haben würde. Ich habe sie wieder an das erinnert, was sie mir so gütig für meine Tochter versprochen hat, und alle Mittel versucht, um ihr die Hülfe zu verschaffen, die sie nicht mehr von mir hoffen darf. Du wirst nie das Werk über die Lettres de Cachet und die Staatsgefängnisse herausgeben ohne Herrn Le Noir's Erlaubniß. Ich habe es ihm versprochen, indem ich ihn bat, Dir das von meiner Hand abgeschriebene Manuscript zustellen zu lassen. Der einzige Grund dieser Bitte war, Dir den Trost zu verschaffen, Alles zu besitzen was von mir übrig bleibt. Es

lag so wenig Eigenliebe darin, daß ich meine Memoiren verbrannt habe, die eine zu starke Apologie meines Betragens enthielten, so wie Alles, was nicht eine rein litterärische Arbeit war, Tibull ausgenommen, den Du zu sehr liebst, als daß ich Dich dessen berauben dürfte, übersezt, und von meiner Hand geschrieben. Einen Theil der Geschichte unserer Liebe habe ich bewahrt, weil Du es wünschtest, das Werk über die Lettres de Cachet u. s. w., weil ich es für nüzlich halte; einige kleinere Aufsätze und einzelne Gedanken, aus welchen Du einige Ideen für meine Tochter sammeln wirst, endlich alle skizzirten Fragmente, die ich Dir allmählig sandte, weil Du sie gewiß lieber von meiner Hand, als von der Deinigen aufbewahrst. Alles Uebrige ward den Flammen übergeben. Du wirst mir dies Opfer verzeihen; mehr als ein Grund verlangte das von mir.«

An meine Mutter.

»Meine theuere, zärtliche Mutter, ich hatte es wohl vorausgesehen, ich ende meine Laufbahn, ohne daß ich Sie trösten und Ihnen dienen konnte, noch den Gram wieder gut zu machen vermochte, den meine Fehler Ihnen verursachten, und Sie um Verzeihung zu bitten, die Ihre nachsichtsvolle Güte mir nie verweigerte. Indem ich dies letzte Denkmal meiner kindlichen Verehrung und meiner tiefen Liebe aufzeichne, weiß ich nicht, ob mein Brief je in Ihre Hände kommen werde; aber ich hoffe bis zum letzten Augenblicke Alles von dem würdigen Beamten, der mich mit Wohlthaten überhäuft hat.

Sie werden diesen traurigen Abschied mit Thränen benetzen, o Beste der Mütter. Aber ach, Sie können mir nicht mehr nützlich seyn. Es sind Thränen, wie ich sie täglich in diesem Kerker vergoß, Ihres Unglücks gedenkend, unfruchtbare, schmerzliche Thränen, die mein Herz niederdrückten und nicht erleichterten. O Mut-

ter, erinnern Sie sich zuweilen Ihres unglücklichen Sohnes, der Sie mit allen Kräften seiner Seele liebt; aber möge diese Erinnerung nicht Ihr Leben vergiften, das schon so voll Bitterkeit ist. Wollen Sie, meine zärtliche Mutter, Ihren Schmerz mildern und Ihre Trauer verringern, so nähern Sie sich dem, was von mir übrig bleibt. Sie werden gewiß nicht vergessen, was Sie mir für mein Kind versprachen, das unter so schweren Umständen geboren ward, aber die Frucht der heißesten Liebe ist; für das Kind Sophiens, die Sie freundlich Ihre Tochter nannten, indem Sie nur wünschten, sie möchte meine Schwester seyn. Ach, wo sie auch schmachten möge, sie verdient die Theilnahme rechtlicher und gefühlvoller Gemüther. Sie haben ihre Reinheit, ihre Tugenden, ihren Muth, ihre Opfer und ihr Unglück zu sehr in der Nähe gesehen, um nicht Mitleid zu fühlen mit Leiden, die ich allein bereitete. Ihr Kind wird aber von Ihrem Blute, Ihrem Leben beseelt; Sophiens Tochter ist die Ihrige. Mutter, vergessen Sie das nie!

Vielleicht schmachten Sie in dem Augenblicke, wo ich Ihre Hülfe für mein anderes Selbst anflehe, noch unter dem verhaßten Joch, das die Hälfte Ihrer Tage vergiftet hat; aber der Tag der Gerechtigkeit wird kommen. Möge mein Tod Ihrem Verfolger die Augen öffnen, und nicht zu hart die Fackel der Reue in seinem Busen entzünden, aber ihn anregen, sein Unrecht gegen Sie wieder gut zu machen. Es sei mir wenigstens in dem Augenblicke, wo ich nichts mehr für mich hoffe, erlaubt, mir zu schmeicheln, daß Sie nicht immer unterdrückt bleiben werden.

Ich wage, Sie zu bitten, theure Mutter, daß Sie sich von Rasgaud, meinem Notar zu Aix, in der Provence, dessen Eifer und Redlichkeit ich Ihnen verbürge, Rechenschaft ablegen lassen von einigen Ehrenschulden, die um desto heiliger sind, als man dieselben bestimmt nicht auf dem Wege Rechtens einfordert, und welche mein Vater, ohne dazu gezwungen zu werden, gewiß nicht tilgen würde. Ich schmeichle mir, daß Sie nicht einen Flecken auf meinem An-

denken lassen werden, von dem ich dasselbe nicht reinigen konnte, und an welchem ich doch unschuldig bin; denn konnte ich ein so grausames Geschick erwarten?

Leben Sie wohl, meine geliebte, hochverehrte Mutter; leben Sie wohl auf immer. Meine letzten Wünsche, meine letzten Thränen sind Ihnen und Sophien geweiht. Ach, sie kann mich nicht mehr hören; aber sie wird Ihnen nicht minder versichern, daß ich mit den Gefühlen der tiefsten Verehrung und der innigsten Zärtlichkeit für meine Mutter lebte und sterbe, und daß ich sie hundert Mal bat, wenn sie mich überleben würde, Ihre Stütze, Ihre Trösterin und Ihre zärtliche, gehorsame Tochter zu seyn.«

Honoré Gabriel-Riquety,
Graf von Mirabeau, der Sohn.

Mein Vater!

»Wenn Sie dieſen Brief empfangen, ſo bin ich nicht mehr. Er, der die Richter richtet, wird mich freigeſprochen oder verdammt haben. Ehe ich jedoch vor ſeinem Richterſtuhle erſcheine, wenn es wahr iſt, daß ein ſchwaches Geſchöpf deſſen Urtheil erleide, fühle ich die Pflicht und das Bedürfniß, Sie um Verzeihung für meine Fehler zu erſuchen; aus tiefſtem Herzen bereue ich bitter den Verdruß, den dieſelben Ihnen bereitet haben. Verwiſchen Sie aus Ihrem Gedächtniß die zu zahlreichen Irrthümer meiner Jugend, von denen ich einen großen Theil mit ſo langen Jahren fortwährenden Unglücks und der ſchrecklichſten Gefangenſchaft geſühnt zu haben hoffe. Glauben Sie ferner, daß die Strenge, über welche ich mich beklagte, nie die Gefühle der Liebe und Ehrfurcht, die ich Ihnen ſchuldig bin, aus meinem Herzen verſcheuchten, welcher Ausdrücke ſich auch immer mein Gefühl bedient haben möge. Ja, mein Vater, obwohl

überzeugt, daß Sie gegen mich die Rechte überschritten, welche ein Mensch, möge er seyn, wer er wolle, auf einen anderen Menschen haben könne, und daß die Principien der Ordnung und Gerechtigkeit, auf denen die Gesetze gegründet sind, es dem Unterdrückten zur Pflicht machen, sich dem Unterdrücker zu widersetzen, schwöre ich Ihnen, daß ich nie daran dachte, wie Sie drucken ließen, weder gegen Sie zu plaidiren, noch als Partei in dem Processe meiner Mutter aufzutreten. Die Freiheit, mit der ich Ihnen in diesem Augenblicke meine Meinung sage, in einem Augenblicke, wo ich Niemandes auf der Welt mehr bedarf, als allein der Zufriedenheit meines Gewissens, muß Sie von der Wahrheit meiner Betheuerungen überzeugen.

Ich bin weit entfernt, irgend Jemandem Vorwürfe machen zu wollen, mein Vater; ich schreibe Ihnen im Gegentheil mit dem Bewußtseyn eines Schuldigen, der sich anklagt, und seinen Richter um Gnade bittet. Verweigern Sie mir dieselbe also nicht aus dem Grunde Ihres Herzens; und wenn ein Gefühl des Mitleidens

für mich darin Platz findet, so bedenken Sie freundlichst, daß ich ein unglückliches Kind auf der Welt zurücklasse, das keine Schuld an meinen Fehlern hat, das Ihr Blut in seinen Adern trägt, und wie ich glaube, keine andere Hülfe besitzt, als Ihr Erbarmen. Ach, das Unglück der Mutter ward durch mich veranlaßt! Soll ich mir nun auch noch das Elend der Tochter vorzuwerfen haben, der ihre Geburt schon so viel raubt, was man auch immer für sie thun möge? O mein Vater, ich habe keinen Sohn mehr; werden Sie nicht einen Blick auf den schwachen Sprößling, der von mir auf Erden bleibt, werfen? Ich wage diese Hoffnung zu hegen, sie mildert meinen Schmerz und meine Furcht.

Möchten Sie, mein Vater, nie anderen Verdruß, als den ich Ihnen machte, und dessen Maaß ich, Dank dem Himmel, nicht mehr vergrößern kann, empfinden! Möchten die beiden Urheber meiner Tage sich versöhnen und nie einander meinen Verlust vorwerfen! Möchten mein Bruder und meine Schwester durch ihr gutes Betragen und ihr Glück selbst die Spur der Lei-

den verwischen, deren Ursache oder Gegenstand ich war. — Das sind die glühendsten Wünsche Ihres Sohns.«

Honoré Gabriel = Riquety,
Graf von Mirabeau, der Sohn.

An meinen Bruder.

»Seit langen Jahren habe ich Dich nicht umarmt, mein Bruder, und wenn Du dieses lesen wirst, bleibt mir kein Mittel mehr, Deine Neigung zu verdienen, und Dir die meinige zu beweisen. Ich bin dann nicht mehr und nur in diesem Augenblicke, wo ich nichts mehr für Dich vermag, wirst Du viel für mich thun können. Ich will Dir dies Räthsel erklären und ein Geheimniß in Deine Hände legen, das ich Deiner Ehre und Großmuth anvertraue.

Du kennst ungefähr die Geschichte meines Unglücks; ich will sie hier nicht wiederholen, sie würde Dich unnützer Weise betrüben. Viel-

leicht, ja selbst gewiß, hat man mich bei Dir verleumdet; aber Du hast nicht vergessen, daß Du nicht der Richter eines unglücklichen Bruders seyn könnest, den Du nicht gehört, und über welchen Du Dich nicht zu beklagen hast. Was auch meine Fehler und Irrthümer gewesen seyn mögen, so reicht es, wie ich hoffe, hin, um sie zu sühnen, daß man in einem Kerker sterbe, in welchem man die schönsten Jahre seiner Jugend verbrachte; das ist mein Loos. So viel fortwährendes Unglück sollte meine Feinde entwaffnet haben.

Du weißt, lieber Bruder, daß ich ein einziges Wesen gefunden, welches zu lebhaft Theil an meinem Schicksal nahm. Diese Frau, ebenso achtungswerth durch Tugenden jeder Art, als liebenswürdig durch Eigenschaften des Geistes und Charakters, entsagt einem glänzenden Vermögen, selbst ihrem Ruf, um mir in ein Land zu folgen, in welchem ich die Freiheit suchte, und ich hatte die Schwäche, es zuzugeben. Glücklich während einiger Monate, durch die Sorgfalt dieser großmüthigen Freundin, trug dennoch

mein Schicksal den Sieg davon; meine Verfolger erreichten mich in meinem Asyl, und ich hatte zu gleicher Zeit, den Schmerz, wieder zu meinen Ketten zurückkehren zu müssen, und den Jammer, die unvergleichliche Geliebte, die mir Alles geopfert hatte, in meinen Untergang zu verwickeln. Sie trug ein Kind unter ihrem Herzen, als ich ihr entrissen wurde. Dies Kind, eine Tochter, lebt, und ich habe das Vertrauen zu Dir, mein Bruder, Du werdest Deiner Nichte die Hülfe nicht versagen, die ich ihr nicht sichern konnte. Durch meine Schuld ist sie einer bürgerlichen Existenz beraubt. Mache Du, so viel Du kannst, dies Unglück wieder gut. Du wirst reich werden, mein Bruder; Dein Vermögen und das Deiner Mutter gestatten Dir, Dich großmüthig zu erweisen; aber, ich wage es zu sagen, es handelt sich hier nur darum, gerecht zu seyn. Du siehst ein, mein Freund, daß Natur und Gesetze mich bestimmt hatten, vor Dir diese Güter zu genießen. Ein großer Theil derselben war mir substituirt, und ich bedauere nur, daß ich sie nicht verwalten konnte, weil

ich sie Dir hätte in besserer Ordnung hinterlassen können (denn da mein Sohn gestorben ist, so wäre diese Erbschaft Dir zugefallen), was Dich vielleicht auch überzeugt haben würde, daß es ein Glück und eine Freude ist, einen guten Bruder zu besitzen. Wie dem auch sei, Du mußt glauben, daß ich meinem Kinde ein anständiges Erbgut vermacht hätte, und Du selbst würdest mich dazu angetrieben haben, wenn es nothwendig gewesen wäre. Erfülle Du meine Pflichten, theuerer Bruder. Sei Du der Vormund, der Beschützer der unglücklichen Frucht meiner Liebe, die sich zu gleicher Zeit der Güter ihrer Mutter, welche ein strenges Urtheil ihr entzogen hat, und dessen, was sie von mir erwarten konnte, beraubt findet.

Herr Le Noir, der mich bis zu meinem letzten Seufzer mit Wohlthaten überhäuft hat, und Herr Boucher, sein erster Sekretair, dem ich viel verdanke, werden Dir alle nöthigen Nachweisungen über das Schicksal meiner Tochter geben, die ich Dich beschwöre, auf eine anständige und solide Weise zu unterstützen. Ich

brauche Dir nicht ein so heiliges Geheimniß zu empfehlen. Obgleich meine Geschichte ziemlich öffentlich gewesen, so ist sie doch vergessen. Ich weiß nicht, ob die dabei interessirte Person, deren Namen und Existenz Dir bekannt sind, nicht wichtige Gründe habe, zu wünschen, daß sie für immer vergessen bleibe. Uebrigens könnte eine Familie das Kind, das ich Dir vermache, reclamiren, und Du siehst wohl, mein Freund, daß ich nicht einwilligen kann, der Genosse eines offenkundigen Diebstahls zu werden, den man begehen würde, indem man auf das Haupt meiner Tochter das Vermögen eines Mannes übertrüge, der fälschlich für ihren Vater gälte, und dessen natürliche Erben vielleicht als Opfer dieses Betrugs leiden würden. Mein Wunsch, den Du gewiß erhören wirst, ist, daß meine Tochter frei sei, und auf keine Weise abhängig, oder zum Klosterleben bestimmt, das ich hasse und verabscheue. Ich bin weit entfernt, zu verlangen, daß Du Dir selber Zwang anthuest, um ihr einen unnützen und gefährlichen Ueberfluß zu verschaffen; aber ich glaube, Du kön-

neſt ihr eine anſtändige Penſion ausſetzen, ohne daß es Dich genire, und ich hoffe, Du werdeſt ſie ſo ſicher ſtellen, daß ihr Vermögen nicht darunter leide, wenn Du vor der Zeit ſtürbeſt. Hat dies Kind das Herz ſeines Vaters und beſonders die Tugenden ſeiner Mutter, ſo wirſt Du nicht bereuen, ſein Wohlthäter zu ſeyn; und was ſich auch ereigne, eine gute Handlung kann Einem nie Leid thun. Ich bin feſt überzeugt, lieber Bruder, Du werdeſt dieſe nicht verweigern, denn ich habe Dich immer als gut und edelmüthig gekannt. Dieſe innere Ueberzeugung mildert ein Wenig meine Lage und beſchwichtigt meine Unruhe. Möge Dir das Gute, das Du meinem Kinde erzeigſt, hundertfach wieder zu Theil werden. Mögen die Deinen Dir durch ihre Liebe und ihr Betragen die Freundlichkeit vergelten, mit der Du die lezten Wünſche Deines unglücklichen Bruders aufnahmſt. Lebe wohl, mein theurer Freund; empfange meine zärtlichen Umarmungen und glaube, daß ich Dich immer zu denen zählte, die ich am Meiſten liebte und höchſt ungern verlaſſe. Sei

glücklicher, als Dein Bruder, und erinnere Dich, daß Du Dich um das Glück Deiner Kinder bekümmern mußt, wenn Du willst, daß sie Dich glücklich machen sollen. Ich umarme Dich noch ein Mal und benetze Dich mit meinen Thränen.«

Honoré Gabriel = Riquety,
Graf von Mirabeau, der Sohn.

8.

Mirabeau's ernste Besorgnisse gingen jedoch nicht in Erfüllung, denn das Schicksal hatte ihn zu größeren Dingen ausersehen. Le Noir nahm sich seiner wie immer freundlich an, besuchte ihn persönlich, sprach ihm Trost ein und suchte ihm, da er ihm nicht gestatten konnte, den Donjon zu verlassen und seine Wohnung im Schlosse zu Vincennes aufzuschlagen, durch eine Menge kleiner Bewilligungen Erleichterungen zu verschaffen; vorzüglich ließ er ihn mit den gewünschten Hülfsmitteln zu seinen litterärischen Arbeiten versehen, erlaubte ihm, da der Arzt dies als besonders nothwendig hervorhob, öftere Spaziergänge, und versprach ihm, sein Möglichstes zu thun, um ihm, wenn auch nicht die Freiheit, doch eine erträglichere Gefangenschaft auszuwirken. Alles dies hatte bei der von uns schon so oft hervorgehobenen und bewunderten geistigen Elasticität Mirabeau's den glücklichsten Erfolg. Er fühlte sich bald wieder

kräftiger und zu neuer Thätigkeit gereizt, und seine Briefe an Sophie, die sichersten und bewährtesten Zeugen seiner Gesinnungen, offenbaren wieder neue Lebenskraft. In diese Periode fällt eine der wenigen Antworten Sophiens, welche ein glücklicher Zufall uns erhalten hat; wir unterbrechen daher den Gang dieser Mittheilungen, um das Wichtigste daraus hier einzuschalten.

Am 10. December 1778.

»O mein guter Freund, Du giebst mir das Leben wieder durch die Hoffnung, weil sie Dir wiedergekehrt ist; ohne Zweifel ist sie sehr gegründet, da sie die Güte des Herrn Le Noir zur Basis hat; ich weiß auch, daß Du Dir nicht leicht schmeichelst, daß Du nicht, wie ich, Deine Hoffnungen an demselben Tage entstehen und vergehen siehst; deshalb hege ich das größte Vertrauen dazu. O mein Freund, wäre es denn wirklich wahr, daß Du frei wirst und daß wir uns wiedersehen sollen? Sei es, und ich genieße schon drei Viertheile meiner Freiheit.

Aber ich habe sie oft so entfernt gesehen, daß ich doch fürchtete, der Ekel am Leben gewönne zuletzt die Oberhand. Ich sah, wie Du in Deinem letzten Briefe den Tod riefest, ich sah schon, wie er uns zärtlich trennte, ehe wir wieder vereinigt waren.... Gabriel, ich habe heiße Thränen dabei vergossen. Alles verband sich in dem Schreiben; unter dem Vorwande, mit mir von Tibull zu reden, sagtest Du mir so traurige Dinge. Ich glaubte, Du hättest die Gewißheit, daß wir uns nicht wiedersehen würden; je mehr ich das Heft durchlas, desto mehr fand ich das in jeder Zeile. Ach, sagte ich, Gabriel hatte mir so oft gesagt, daß er nicht möchte nicht für mich gelitten haben, und er verliert den Muth! Er will den Schmerz nicht länger ertragen; die Vernichtung scheint ihm jetzt das Beste; er hat also den Tag vergessen, wo ich, als ich nicht glaubte, ich würde noch zwei Stunden leben, in den Convulsionen der Verzweiflung ihm zurief: Wie, Gabriel, sterben, ohne Dich zu sehen! Damals ergab er sich; mein Freund hat sich nicht geändert. Welche Opfer

hat er nicht der Liebe gebracht. Wird er dirs noch bringen? Ja, er wird für mich und meine Tochter leben; ich will ihn darum bitten, und er wird es mir nicht verweigern, denn er hat mir nie etwas verweigert. Ich wollte Dich also heute, als um die einzige Gnade, darum anflehen; aber Du bewilligst es mir schon so. Ja, mein Freund, wir werden uns wiedersehen, ich glaube es, weil Du mir es sagst; was würde ich nicht glauben, wenn Du es mir versicherst. Wir werden wieder glücklich seyn. Du erinnerst Dich gewiß, wie ich einst zu Dir sagte: Muß es gestorben seyn, so soll es nicht geschehen, ehe ich meinen Freund in meine Arme geschlossen, an mein Herz gedrückt habe. Ach, eine Stunde bei ihm seyn, und dann sterben. — Jetzt würde ich dasselbe sagen; aber jetzt müssen wir zusammen leben, denn wir sind uns weit mehr Schonung schuldig; wir müssen für unser Kind leben, das uns so theuer ist.

Mein Freund, ich werde Muth haben, so lange ich weiß, daß Du Muth hast; sehe ich

ihn aber bei Dir erlöschen, wie soll ich dann den meinigen aufrecht erhalten? So niedergeschlagen, wie ich Dir auch erschien, bin ich es doch nicht vor den Augen der ganzen Welt, und es giebt Leute, die da wollten, ich wäre es mehr. Ich habe vermieden, von Dir zu reden, seitdem Du es mir riethest, um so mehr, als es nur beständig dazu diente, die Bitterkeit zu steigern. Aber Demüthigung! nein, ich finde mich nicht gedemüthigt; meine Liebe und mein Geliebter sind im Gegentheil mein ganzer Ruhm. Wer Alles opfert, würde tausend Mal mehr opfern, indem er glaubt, nichts gethan zu haben. Ja, ich sage mit Rousseau's Heloise (aber ich habe es schon gesagt und geschrieben, ehe ich sie gelesen): ich will lieber, daß die ganze Welt meine Liebe wisse, als daß Du einen Augenblick daran zweifelst. Unsere Leiden haben unsere Bande und unsere Neigung verhundertfacht. O wie glücklich und kurz werden die Tage seyn, die wir zusammen verbringen! Wenn unser Reichthum an Gefühl uns unsere Leiden hat mehr empfinden lassen, so verdoppelt er

auch unſern Muth, indem er, wie wir es müſſen, den Zauber einer Vereinigung würdigt. Wir ſind die unglücklichſten Weſen, wir werden die glücklichſten ſeyn; doch unſere Liebe bedurfte keiner Probe.

Ich habe Emile geleſen, viele Noten gemacht und Alles empfohlen, was ſich jetzt für unſer Kind paßt und eine Amme thun kann. Es ſind vortreffliche Sachen in dem Buche, aber man muß es ſehr hart finden, ſelbſt nicht im Stande zu ſeyn, ſie ausführen zu können, und Niemand wird ſich ſo viele Mühe für fremde Kinder geben. Ich habe bis jetzt erſt die beiden erſten Bände erhalten, und ärgerte mich, daß er nicht von Mädchen ſpricht; aber man hat mir geſagt, er beſchäftige ſich in den beiden folgenden Bänden damit. Bis jetzt betrachtet er die Frauen als große Kinder, und das iſt weder ſchmeichelhaft, noch galant. Es giebt viele Dinge, über welche ich durch ihn eine andere Meinung bekomme, vorzüglich über die Methode, die Kinder Fabeln lernen zu laſſen. —

Wie geht er mit dem armen Raben um!*) Ich sehe sehr oft, daß ich recht unwissend bin; ich weiß nur Eins, theurer Freund: Dich recht zu lieben, und daran liegt mir am Meisten. —

Sophie.«

Aus Mirabeau's Antwort.

Am 28. December 1778.

»— — Siehst Du, Sophie, ich prügelte Dich, falls ich könnte, wenn Du Deinen thörichten Enthusiasmus so die Zügel schießen läßt, daß Du derbe Dummheiten sagst. Bist Du wirklich so frech, meinen Styl mit dem Rousseau's zu vergleichen; Rousseau's! eines der größten Schriftsteller, die es je gab, dessen immer hinreißende, immer von der feinsten Dialectik unterstützte Beredsamkeit durch einen so

---

*) Anspielung auf eine bekannte Fabel von Lafontaine.

ausgezeichneten Geschmack geleitet wird, und nie die strengste Correctheit ausschloß, ausgenommen in seiner Heloise, wo er Nachlässigkeiten affectirte. O Sophie, Sophie, wo bleibt Dein Verstand, Dein Tact, Deine Gerechtigkeit? Es sind vortreffliche Sachen im Emil, sagst Du. Was wäre denn nicht vortrefflich darin? Ausgezeichnete Anordnung, bewundernswürdige Einzelnheiten, bezaubernder Styl, tiefe Gründe, neue Wahrheiten, vollkommene Bemerkungen. Weißt Du wohl, daß Du von einem der Meisterwerke dieses Jahrhunderts sprichst? Weißt Du, daß fünf oder sechs Tragödieen von Voltaire, ein Theil seiner Henriade, l'Esprit des lois, die Naturgeschichte von Buffon, die Geschichte der beiden Indien von Raynal und Emile die Documente sind, auf die wir uns vor der Nachwelt etwas einbilden können?.... Und Du vergleichst ein Kind mit einem solchen Manne, mit einem Manne, der so groß ist durch seine Tugenden und sein Genie. Er hatte die bewundernswürdige Klugheit, erst nach dreißigjährigen Studien aufzutreten; dafür

war aber auch jede seiner Schriften ein großer Schritt zum Ruhm. Und ich, der ich in einem Alter von zwanzig Jahren es wagte, mich drukken zu lassen, was habe ich geleistet? Eine schlechte Brochure, in der sich einige Wahrheiten, vielleicht stark colorirte Gemälde, die eine hohe und edle Seele und einen Feuerkopf verrathen, finden; aber noch ein Mal, das Buch ist abscheulich; ja Sophie, abscheulich, denn die Details machen nicht ein Buch; es ist ein Gewebe von unordentlich verbundenen Lappen, die den Stempel aller Fehler des Alters, in welchem ich schrieb, tragen; es hat weder Plan, noch Form, noch Correctheit oder Methode. Das ist mein einziges Document; das Uebrige liegt in meinem Portefeuille, und wird dasselbe vielleicht nie verlassen. Ich weiß, o herzensgute Sophie, was aus mir hätte werden können; ich weiß es, weil Jeder sich seines Talentes bewußt ist, und weil man gestrebt hat, mich zu erniedrigen. Ohne Zweifel habe ich ein gerades Herz, eine starke Seele, vielleicht auch Begeisterung, Scharfsinn und genug Kenntnisse für

einen Mann, der, streng genommen, nie einen Lehrer hatte. Aber, großer Gott, welche Entfernung ist von da noch bis zu dem männlichen, tiefen, schöpferischen und erhabenen Genie Rousseau's? O Sophie, Sophie, Du machst mich über mich selbst erröthen. Nein, mein Styl hat nichts gemein mit dem seinigen, obwohl Andere das auch behauptet haben. Mein Styl ist erträglich, weil er mir eigenthümlich ist, weil ich meist den rechten Ton treffe für die Sache, die ich sage oder schreibe, da ich nur sage oder schreibe, was ich denke; und das ist, glaube ich, das große Geheimniß, seinem eigenen Charakter, der natürlichen Richtung seines Geistes und der Begeisterung des Gefühls zu folgen. Ja, Sophie, vor allen Dingen fühlen. Aber mein Körper und mein Kopf brechen zusammen unter den wiederholten Schlägen eines zu langen Unglücks. Meine Blumen sind verwelkt, meine Früchte vor der Reife abgefallen. Ich muß eine Thräne fallen lassen auf die Kränze, die ich hätte erlangen können, und die ein neidischer und unbarmherziger Tyrann mir raubt, ehe ich fähig

war, sie zu erreichen; aber ich muß auch darauf verzichten, weil sie außer meinem Bereich liegen. Ach, ich gestehe es, zärtliche und liebenswürdige Sophie, Lob macht Deinem Gabriel außerordentliche Freude, wenn es aus dem Munde seiner Geliebten kommt; aber übertreibe es nicht so, daß ich darüber erröthen muß; nur darin suche mich zu täuschen. Ich bin und werde immer weit entfernt seyn, zu glauben, daß ich Alles verdiene; aber es ist mir so süß, eine gute Meinung bei ihr zu erwecken, die ich von allen Wesen meines Geschlechtes am meißen liebe und schätze. Vielleicht wird es mir noch anderen Nutzen gewähren, mein süßes Leben. Diese köstliche Huldigung, deren ich mich nicht für würdig halte, treibt mich an, das zu erwerben, was mir mangelt, meine Fehler zu bekämpfen, vielleicht mehr, um Deine Wahl zu rechtfertigen und zu bewahren, als um mich in meinen eigenen Augen zu ehren. Ach, die Unglücklichen leben immer im Zweifel; alle ihre Vermuthungen scheinen ihnen Wirklichkeiten, alles Mögliche halten sie für wahrscheinlich, und

sind zu sehr geneigt, die Ereignisse, die sie sich nicht erklären können, für Folgen der Kälte oder Nachlässigkeit, vorzüglich von Seiten derjenigen, deren Achtung und Liebe ihr ganzes Gut und ihre ganze Hülfe sind, anzusehn. Uebrigens, so sehr ich auch überzeugt bin, daß meine unvergleichliche Sophie niemals ihre Gesinnungen und ihre Grundsätze ändern werde, so ist mir ihre Meinung doch so nothwendig, daß ich wohl die Erlaubniß habe, wenigstens zu zweifeln, ob ich die Opfer verdiene, die sie mir gebracht, so wie die, welche sie mir versprochen hat, und meine Gefühle, Gedanken, Vermuthungen, Pläne, Beschäftigungen zugleich mit meinem geringen Werth streng zu prüfen.

Ich gebe die Heloise Preis, wenn Du mir zugestehst, daß dies unregelmäßige, incorrecte, vielleicht schlecht erfundene und oft vernachlässigte Werk dennoch reich an schönen Stellen ist; daß es zu begeistertem Entzücken zwingt und süße Thränen hervorlockt. Hundert Mal habe ich die Heloise kritisiren wollen, und hundert Mal habe ich geweint, bewundert, gelesen, wieder

gelesen und diejenigen beklagt, die strenger zu seyn vermochten, als ich. Wie hat Voltaire, derselbe Voltaire, den sein eigenes Genie über den Neid erhob, den Tugendhaftesten der Menschen mishandelt, von dem er nur Lob empfangen, der unglücklich, arm, verfolgt war, nicht in Voltaire's Genre arbeitete, und, wagen wir, es zu sagen, in dem seinigen ihm überlegen war! Voltaire, durch so viele Ansprüche unsterblich; Voltaire, der vielleicht mehr, als irgend ein Anderer, die Bewunderung und Verachtung von seines Gleichen verdiente, war auf der Bühne ein Genie ersten Ranges, in allen seinen Versen ein großer Dichter, in der Geschichte der Menschheit ein Phänomen, aber in seinen historischen und philosophischen Werken oft nur ein Schöngeist, während Rousseau, unsere ganze Verehrung verdienend, durch seine Sitten, seinen edeln und standhaften Muth und die Natur seiner Arbeiten der Gott der Beredsamkeit, der Apostel der Tugend ist, immer ehrwürdig bleibt und nie seine erhabenen Talente weder zur Satyre, noch zur Schmeichelei prostituirte.

Wie, Du dummes Thierchen, Du hatteſt nicht ſchon von ſelbſt gefunden, daß es eine Abſurdität ſei, Kindern Fabeln leſen oder auswendig lernen zu laſſen! Meine Freundin, wenn ich einige Stunden über Baco oder Newton meditirt habe, öffne ich den Lafontaine, den ich auswendig weiß, und entdecke neue Schönheiten darin, die ich noch nicht bemerkt hatte. Das iſt derſelbe Mann, den Du für einen Kinderlehrer hielteſt. —

Dank, Dank Dir und Allen, die uns ſo herrlich dienen .... Meine Tochter befindet ſich wohl; ich habe Dein Haar, Deinen prächtigen Ring; ich küſſe, ſauge, eſſe ſie .... Meine Geliebte, mein Glück, mein Leben, mein Alles! wann werde ich aufhören, Dich täglich mehr zu lieben? In dieſem Augenblicke bekomme ich die köſtliche Sendung; o, wie macht ſie mein Herz ſchlagen .... Ich wollte Dir noch ein wenig ſchreiben ..., aber laß mich recht mein Gut genießen. Addio, mio dolce sostegno. Addio, sposa amata che a me sola par donna. Conservati fedele. Mia vita, ben mio, addio.

Gabriel.«

9.

Die folgenden Monate verflossen den Unglücklichen in ruhigem, eintönigem Gleichmaaß, das nur auf Augenblicke durch ihre gegenseitigen Briefe freundlich unterbrochen wurde. Mirabeau vermochte, sich und der Geliebten manche Erleichterung und Freude zu verschaffen, da ihm gestattet wurde, seine litterärischen Arbeiten Buchhändlern zu überlassen, und Boucher sich selbst in dieser Hinsicht für ihn bemühte. Mit beiden Familien wurde übrigens von Zeit zu Zeit unterhandelt, da sich bei Mirabeau's Vater Dupont als Vermittler anbot, und Monnier und die Ruffey's die Sache gern auf eine erträgliche Weise zu lösen und Sophiens Schicksal zu bestimmen wünschten. Führte dies auch noch zu keinem Resultat, so gab es doch Hoffnung zu einer baldigen Freiheit, und da Sophie sich im Kloster zu Gien ganz leidlich befand, Mirabeau's Gesundheit sich aber besserte, und sich seinem arbeitenden Geiste neue Interessen dar-

boten, so ertrugen sie ihr herbes Schicksal mit Gelassenheit, hoffend, es werde nun bald ein Ende finden. So verging ihnen das Jahr 1779 und die ersten Monate von 1780. Da traf sie plötzlich ein neues, furchtbares Unglück, ihnen das schrecklichste von allen. Ihre Tochter, welche sich noch unter der Pflege der Amme, einer Frau Quillet zu Notre Dame de Deuil, befand, starb plötzlich an Krämpfen im Mai 1780. Die Nachricht davon gelangte sogleich an Mirabeau, auf den sie jedoch nicht mehr so verderblich wirkte, da sich ihm die Aussicht, seine Freiheit zu erlangen und vielleicht Sophien wiederzufinden, immer mehr erweiterte. Demungeachtet aber fühlte er diesen Verlust auf das Tiefste, und seine erste Sorge war, nachdem er sich etwas von dem Schmerz erholt, die Geliebte zu trösten und zu beruhigen. Er schrieb ihr:

Am 28. Mai 1780.

»Meine Freundin, der Augenblick ist gekommen, in welchem Du mir die Kraft und Größe

Deiner Liebe zeigen kannſt. Ich habe ſicher ſchon zahlloſe und überaus theure Beweiſe davon erhalten, und dennoch biſt Du nicht einer ſo ſchweren Prüfung unterworfen worden. Du weißt es, meine Geliebte, Deines Gabriel's Liebe iſt grenzenlos; aber ſie hat den ganzen Charakter von Gluth und Treue, die ſein Weſen bilden. Beruhigt durch die feſte Ueberzeugung, daß mein Herz nur den Tribut verlangt, den ſie giebt, würde ich mich für wenig geliebt halten, wenn ich es nicht allein wäre, und wenn irgend ein Gegenſtand Dich von Deiner Leidenſchaft ablenken könnte, oder Dir die größten Opfer ſchwer machen. »»Aber, mein Gabriel, glaubſt Du denn, daß ein Opfer, welcher Art es auch ſei, wenn Du es leiſten mußt, mir einen Genuß gewähre?...«« Das erwiedert mir ganz leiſe meine zärtliche Sophie, indem ſie dieß lieſt.... Nein, meine Gattin, mein Glück meines Lebens, Idol meines Herzens, ich zweifle nicht an Deinem Muth; ich weiß, daß Deine Liebe Alles vermag, und dieſer Gedanke hat den meinigen aufrecht gehalten in dieſem Augen-

blicke, wo ich von Dir etwas verlangen muß, bei dem ich kaum vermag, Dir mit dem Beispiel voranzugehen.

Theure Freundin, fern sei uns die Schonung kleinlicher Seelen... Unser Kind ist nicht mehr! Nun wohl, ich bleibe Dir; Du liebtest mich in ihm; gieb mir alle Liebe wieder, die Du für dasselbe hegtest, und laß Deine bisher getheilte Neigung sich in einem einzigen Gegenstande concentriren. O mein Alles, mein Gut! ich sehe Deinen Schmerz, und wie ich ihn theile, weißt Du.... Ach, ich kann meine Thränen nicht eben so mit den Deinigen mischen. Die Liebe kann der Natur kein Stillschweigen auferlegen; aber sie kann und muß sie trösten; sie kann und muß erlangen, daß eine verderbliche Muthlosigkeit nicht ihren theuersten Interessen schade, Deiner Gesundheit, Deinem Leben. Bringe mir also das Opfer, nicht Deines Schmerzes, aber wohl der Verirrungen desselben. Vergieße Thränen, schütte sie in mein Herz, mache Deinem Grame Luft, aber schärfe nicht dessen schon zu scharfe Spitze durch eine Hartnäckig-

keit, die Dich Deinen Pflichten raubte, Deinen Freund zur Verzweiflung brächte und ihn vor dem Leben, mit dem Du ihn versöhnen sollst, schaudern machte. Du kannst es allein, Engel meiner Tage. Ein furchtbarer Trauerschleier verhüllt das Glück vor meinen Blicken; Du allein, die Du ihn immer hobst, vermagst ihn gänzlich zu zerreißen. Du siehst mein Schicksal, Du weißt, zu welchen Prüfungen ich bestimmt bin. Willst Du, daß mein einziger Trost, die Ueberzeugung, unendlich geliebt zu seyn, mir noch geraubt werde? Ja, ich werde glauben, nur schwach geliebt zu werden, wenn der Tod eines Kindes, das wir, ach! nicht zu überleben glaubten, von dem wir jedoch wußten, daß es sterblich geboren sei, Dich taub machte gegen meine Stimme, meine Trostworte, meine Liebkosungen. Ich weiß, welches Glück Du Dir von diesem Kinde versprachst und welche Freude es Dir gewährte, Pläne für sein Wohlergehn zu entwerfen. Aber würdest Du nur auszusprechen oder zu glauben wagen, daß es kein Glück mehr für Dich auf Erden giebt, wenn das mei-

nige in Deinen Händen ruht; so lange ich bin, so lange ich für Dich lebe und mich vielleicht dem Augenblicke nahe, in welchem ich Dir wieder gegeben werde? O meine Freundin! wir sind schon hinlänglich bezahlt, um den Tod als die schönste Erfindung der Natur zu betrachten. Von wie vielen Uebeln hat er vielleicht Dein Kind befreit! Uns müssen wir also beweinen, und die Thränen, welche die Selbstliebe befiehlt, sollen den Schmerz nicht sehr verlängern, wenn ein edleres und zärtlicheres Gefühl ihm gebietet, sich zu beruhigen.

Ach, meine Sophie, vor einigen Monaten führte ich Dir folgende rührende Worte eines alten Schriftstellers an: das Begräbniß der Kinder ist immer unzeitig, wenn die Mütter ihm beiwohnen. Diese Idee ist wahr und ergreifend. Aber wie viele Mütter grämen sich über ihre lebenden Kinder, und sage mir, ob Du, weit davon entfernt, still stehen konntest an der Grenze des Daseyns und des Nichts, und im Buche der Bestimmung lesen? Stehst Du dafür, daß Du hättest existiren wollen, als Du das lange

Verzeichniß der Leiden habest, die Deiner harrten? Gewiß nicht, wenn man es Dir ohne die Entschädigung unserer Liebe darbot. — Nun, diese Liebe bleibt Dir; diese Liebe ist mein Trost für ein aus Unruhen, Gefahren und Schmerzen gewebtes Leben. Was sage ich, es macht mich sie vergessen, indem es mich zu Dir zurückführt, zu Dir, deren ich nicht würdig war, und die ich nie zu theuer bezahlt hätte. Sophie, meine theure Sophie, ich beschwöre Dich, und ich hoffe, Du werdest es nicht dem zärtlichsten Geliebten abschlagen, der Dir nie etwas verweigerte: setze Deinem Gram ein Ziel, und selbst bei dem Grame, den man Dir gestatten muß, benimm Dich mit solcher Mäßigung, daß meine Unruhe über die Folgen, die ein so trauriges Verhängniß für Deine Gesundheit haben kann, gehoben werde.

Du wirst mich unzweifelhaft bedauern, daß ich genöthigt war, Dir eine so traurige Nachricht mitzutheilen! Ach, hätte ich Dir es sagen können, indem ich Dich an meine Brust drückte, so würden unsere Herzen, indem sie sich

vereinigten, sich gegenseitig stark gemacht haben; aber die Abwesenheit verschlimmert Alles. Ich war unschlüssig, ob ich Dir unser Unglück so bald erzählen sollte; doch die Furcht, Du möchtest diesen Schlag von einer andern Hand, welche nicht verstände, ihn zu mildern, empfangen; mein Vertrauen auf Deinen Muth, die hohe Meinung, die ich von Deiner Zärtlichkeit hege, und die mich nicht zweifeln läßt, daß die meine diesen schrecklichen Verlust ersetzen könne, Alles dies lud mich ein, offen mit Dir zu reden. Ach, Sophie, Dein Freund ist nicht minder unglücklich, als Du, wenn er sich mit Deinem Leid beschäftigt.

Ich würde untröstlich seyn, wenn Du nur eine alltägliche Geliebte wärest. Ach, würde ich zu mir sagen, nun ist eines der Bande, und zwar das heiligste von allen, zerrissen. Aber es hieße Dich beleidigen, wenn ich so denken wollte. Liebe und Ehre verbinden uns, unabhängig von allen anderen Motiven, Pflichten und Gegenständen; und weder die Menschen, noch die Natur vermögen diese Bande zu lösen, so lange

mir am Leben bleiben. Ist es uns beschieden, neue Pfänder unserer Liebe an unser Herz zu drücken, so werden wir diese mit ruhigeren Blicken betrachten können. Eine gewisse Zahl von Kindern muß dem Tode den Tribut entrichten; er hat die erste Frucht unserer Zärtlichkeit entrissen; wir dürfen, wir können also hoffen, daß er die andern verschont. — O meine Freundin, wir haben schweres Unglück erfahren. Es traf uns selbst und einen von uns getrennten Theil, als es uns Eins dem Anderen raubte. Die Liebe, die Hoffnung und unsere Wohlthäter sorgten dafür, daß diese tiefe Wunde vernarbe; die neue muß daher noch leichter zu heilen seyn.

O meine edelmüthige Sophie, wirf mich nicht zu Boden durch die neue Quaal Deiner Leiden oder Gefahren; bestrafe nicht uns Beide für unser Unglück; vermehre nicht Dein eigenes Uebel. Weine, mein Kind, weine, aber nicht ohne Mäßigung; Dein Schmerz sei sanft und liebevoll, wie Du. Du hast die Freude nicht genossen, Dein Kind lange zu sehen, Dich an der

Zärtlichkeit ſeiner Umarmungen, an ſeinen jugendlichen Liebkoſungen zu ergetzen.... Ach, was bedauerſt Du da? Es würde Dich nur noch unglücklicher machen; und wenn ich Dich um das Glück beneide, es umarmt zu haben, ſo geſchieht das nur, weil ich eben ſo viele Urſachen zum Gram haben möchte, wie meine Freundin.

Wenn Thränen das Geſchick erweichten, ſo würde ich zu Dir ſagen: Theure Freundin, laß uns zuſammen weinen, blutige Thränen; unſere Tage ſollen ſchmerzvoll, unſere Nächte traurig und ſchlafberaubt vorüberziehen; unſer Schmerz iſt dem nützlich, was wir lieben. Aber die Klagen erwecken unſere Tochter nicht; wir dürfen uns daher durch ſie nicht zu einer Heftigkeit hinreißen laſſen, die den Ueberlebenden ſchadet. Nähre nicht Deinen zu bitteren, zu natürlichen Schmerz, der jedoch nur in Verhältniß zu dem, was Du am Lebhafteſten fühlſt, währen wird; deshalb hoffe ich, glaube und verlange von Dir, indem ich Dich mit meinen Thränen und Küſſen bedecke, daß Du Deine Liebe zu mir am Lebhafteſten fühleſt und füh-

ten mögest.... O wie hart und unsinnig sind jene Eltern, welche, statt daß sie sich beeilen, sich ihrer Kinder zu erfreuen, sich ihnen ganz hinzugeben, ihre gegenseitige Zärtlichkeit zu erschöpfen, den Augenblick, der ihnen kaum gehört, zu benutzen, sie dem Kloster widmen und unterdrücken, und sich für eine Zukunft, die sie nicht sehen werden, Entschädigungen versprechen, von denen ihnen das Schicksal nur den eiteln, verzehrenden Plan gestattet. — Und dennoch! die Kinder solcher Wesen leben, um zu leiden, und die der zärtlichen Mütter werden schon in der Wiege dahingerafft!

Es ist jetzt nicht der Augenblick, mit Dir von Geschäften zu reden, o mein Alles. — Diese mittelmäßigen, flauen Interessen, bei so tiefen Empfindungen der Seele, rühren mich nicht mehr, als Dich. Doch muß ich Dich von einem Schmerz befreien, der Dich lebhaft ergriffen zu haben schien, als Du Deinen vorigen Brief schriebst. Mein Freund, Herr B., welcher lebhaft Theil an unserem Verluste nimmt, hatte

mir, ehe er ihn erfahren, geſchrieben: »Nehmen Sie die Vorſichtsmaaßregeln, die ich von Ihnen wegen unſerer Correſpondenz verlangt, nicht im ſtrengſten Sinne des Wortes. Laſſen Sie ſich Alles anvertrauen; antworten Sie jedoch nur, was Ihnen die Klugheit eingiebt; berühren Sie nur leiſe die wichtigen und zarten Punkte, aus denen man Sie errathen könnte. Ich ſage Ihnen da nur, was Sie eben ſo gut wiſſen und bereits ſelbſt gethan haben.« — Dieſe Worte, voll Sanftmuth, Klugheit und Freundſchaft, müſſen Dir allen Verdacht nehmen, daß man Dich meiner Rathſchläge berauben wolle. Uebrigens haſt Du das Bedürfniß derſelben nur zu ſehr verloren, da Dir das Schickſal das einzige Eigenthum, welches Dir blieb, und das man Dir, der Natur und dem Rechte trotzend, ſtreitig machte, geraubt hat. Ich bitte Dich, ſchreib nicht in dieſen erſten Augenblicken an Deine Mutter. Sie kann Deinen Schmerz nicht theilen, und Du biſt nicht im Stande, das hinreichend einzuſehen; denn, meine Freundin, der Schmerz ſelbſt muß de-

cent seyn, und schon zu sehr verzehrende Liebe dürfen nicht gesteigert werden.

O meine Freundin, Dich kann der Schmerz um das, was Du nicht mehr besitzest, nicht ungerecht gegen das, was Dir bleibt, machen. Blicke auf Deinen Geliebten, und denke, was das Geschick Dir erhielt, selbst als es Dich mishandelte. Du wirst gestehen, es fehle Dir nicht an Trost. Das eben, o mein Alles, half mir mein Leid tragen und gab mir die Kraft, Die wenige Stunden, nachdem ich eine Nachricht empfing, die mir das Herz so zusammenpreßte, daß es mich selber ängstlich machte, zu schreiben; denn Deinetwegen liebe ich das Leben. Ich habe seitdem viel geweint, und nun ist meine Brust erleichtert; aber meine Seele wird es nur seyn, wenn ich von Dir das Versprechen erhalten, Du wollest Alles der Liebe opfern und in ihrem Schooße ein Mittel gegen Deine Leiden suchen, ohne mir deren Tiefe und Wirksamkeit zu verbergen. Schreib mir bald, meine Sophie-Gabriel, ich antworte Dir auf der Stelle, und Herr B. wird Dir meinen

Brief sogleich zukommen lassen. Ach, Du wirst diesen nur zu bald und ich den Deinigen nicht schnell genug empfangen.

Lebe wohl, meine Heißgeliebte! Zeige mir den Muth, den ich von Deiner großartigen Seele erwarte. Erhebe sie über die Trauer, in die sie versunken ist, und denke nur an die ewige und unverletzliche Liebe, die mein Herz Dir schwur, meine zärtlichen Liebkosungen Dir wiederholen und an der keine Hand sich vergreifen kann.

Gabriel.«

»Deine Tochter hat den Zahnkrämpfen nicht Widerstand leisten können. Ihre Amme ist untröstlich, wie man sagt. Ich bitte Herrn B., ihr das Wenige, was ich vermag, bei dieser traurigen Gelegenheit zu geben. Diejenigen, die unser Kind liebten, haben Alle ein Recht an uns.... Ach, Du wirst nur zu deutlich sehen, daß ich, mit der Hand auf meiner Wunde, die Deinige zu heilen suche.«

An Sophie.

Am 7. Juni 1780.

»Ich empfange, mein süßes Kind, Deinen Brief vom 2. Juni, der meine außerordentliche Unruhe etwas stillt und Balsam in mein Blut träufelt. Ich kenne Deinen edeln Muth und hoffte wohl, daß er sich nicht verleugnen würde in einem Augenblicke, wo ihn die Liebe unterstützte, obwohl diese selbst sehr hülfsbedürftig war. Ich bin nie so dankbar gegen Dich gewesen, als bei diesem schrecklichen Ereigniß, wo Du so viel Herrschaft über Dich gewannst, mir einen längern und heftigern Schmerz zu ersparen. Ach, die väterliche Liebe ist wirklich ein fest auf die Natur gegründeter Instinkt, weil sie uns mit den Thieren gemein ist, obwohl mit dem Unterschiede, daß sie bei jenen allein auf dem Physischen beruht, bei uns aber durch die Ueberlegung verstärkt oder geschwächt werden kann. Wenn es aber auch keine natürlichere Pflicht giebt, als die, seine Kinder

zu lieben, so giebt es deren heiligere, und das sind diejenigen, die wir zu einander haben. Das Nachdenken muß also hier den Schmerz bekämpfen, statt ihn zu vermehren, denn es ist gewiß, daß unsere Thränen, ohne Nutzen für sie, die nicht mehr ist, uns, die wir zurückbleiben, schaden würden.... O, die Natur kann uns wenigstens keine Vorwürfe machen. Wir haben nicht ihre Gaben verworfen und verachtet; unsere Tyrannen thaten das; sie machten unserem Kinde die Quelle des Lebens vertrocknen, welche jene ihm eröffnet hatte, als sie es einer geborgten und käuflichen Mutter übergaben. Ach, das arme Weib war zärtlicher als sie; man sagt, es beweine unsere Tochter bitterlich.... Sie mußte sterben; man entläuft seinem Schicksal nicht.

Ich bin übrigens Deiner Meinung, die Früchte einer so zärtlichen Liebe müßten wachsen und reifen. Kinder zu beklagen, die aus gleichgültigem Umgange entsprossen, nie vielleicht irgend eine Rührung bei ihrem Vater erregten, da muß ich gestehen, da bedauere ich die Eitelkeit eines sol-

chen Mannes nicht. Ich bin sehr geneigt, zu glauben, seine Kinder schmeichelten nur seinem Despotismus; er sah in ihnen nur Geschöpfe, die er unumschränkt beherrschen konnte, und seine Familie war für ihn nur ein Königreich, wo er als absoluter Monarch waltete; aber wir, die wir nur das Glück unserer Tochter, es nur ihretwegen wollten, und einen der köstlichsten Theile des unserigen daraus machten...., o wir haben ein Recht, sie zu beweinen.

Ich bin nicht Deiner Meinung, meine Freundin, daß Du Deine Angelegenheiten aus den Augen lassen dürfest; das wäre die Trägheit der Muthlosigkeit. Nie war im Gegentheil ein Augenblick günstiger, um sie zu enden; und das ist eine der Folgen unseres Unglücks, die uns zwar durchaus nicht entschädigt, die wir aber nicht vernachlässigen dürfen. Jetzt haben die Waldhams keinen Grund, Dich zum Aeußersten zu treiben; und wären sie erbärmlich genug dazu, so würde es ein Leichtes seyn, allgemeinen Unwillen gegen sie zu erregen. Es ist wahr, daß sie glauben, Du habest noch ein Kind; doch kann

man ſie leicht darüber beruhigen, obwohl man ihnen jedoch dieſen Verdacht laſſen muß, ſo lange ſie ſich nicht gutwillig in eine Uebereinkunft fügen. Ich glaube auch, es wird ſehr paſſend ſeyn, ein ſcharfes Auge auf eben dieſe Uebereinkunft zu richten, da mehrere andere Perſonen, wie Du leicht begreifſt, jetzt ein Intereſſe dabei haben könnten: Dir und nicht Anderen muß Deine Mitgift wieder erſtattet werden; denn ſoll ſie eines Tages an Deine Familie zurückfallen, ſo muß das von Deiner Seite ein freiwilliges Geſchenk ſeyn, das Dich ſicher ſtellt. Es wäre ſonſt eine Kette mehr, und Du trägſt deren ſchon genug. — —«

Am 19. Juni 1780.

»— — Auch ich, theure und zärtliche Geliebte, bin außerordentlich beruhigt durch Deinen Brief; ich ſehe, daß Deine Wunde heilen wird, ohne zu große Verheerungen angerichtet zu haben. Das Andenken an eine innig geliebte Tochter wird ſich nicht aus unſerem Gedächtniß verwi-

schen; aber die Natur, deren Interesse sich ewigem Weh widersetzt, träufelt Balsam in die Wunden des Herzens, besonders wenn sie von der Liebe unterstützt wird. Nachdem wir schmerzlich den Tod unseres Kindes beweint haben, wird die Zeit kommen, und sie ist nicht fern, meine Freundin, wo einige Süßigkeit sich zu dem Bitteren dieser Erinnerung mischen wird; und weinen wir dann auch, so sind es eher Thränen der Rührung, als des Kummers. Ich hatte es für unnütz, irgend eine Art von Einzelnheiten, hinsichtlich des Todes der armen Kleinen, aufzusuchen. Sie ist nicht mehr, und alle Vorwürfe, die wir machen zu können glaubten, würden nur unseren Kummer erhöhen, und ihr das Daseyn nicht wiedergeben. — Uebrigens hat mir mein guter Engel gesagt, die Hülfe der Kunst sei unzulänglich gewesen; sie hat also deren erhalten. Ich bin nur begierig, was Frau von Ruffey thun werde, und empfehle Dir wiederholt, ihr darüber mit jener Sanftmuth und Würde zu schreiben, die Dir eigenthümlich sind, wenn man Dich nicht zu sehr gequält hat. Du mußt einen

Brief von Dupont empfangen haben, den ich gelesen und der rührend und passend ist bei dieser traurigen Gelegenheit. Antworte ihm, ich bitte Dich. Er scheint das Zeichen des Vertrauens, welches Du ihm geben wolltest, gut aufgenommen zu haben. — —«

10.

Aus den vorliegenden Briefen sieht man, daß der Verlust des Kindes Sophien nicht so niederschmetterte, als es Mirabeau Anfangs befürchtete, wenn gleich dies neue Unglück sie tief betrübte. Sie hatte schon zu viel gelitten, und wenn sie auch einerseits den ganzen Reichthum mütterlicher Liebe der Kleinen zuwandte, so mochte sie doch wiederum empfunden haben, daß trotz Allem, was für diese Tochter auch geschehen könne, dennoch in den Augen der Welt ein ungeheurer Fluch auf derselben ruhe, der Fluch ihrer Geburt, der sich selbst bei der größten Freiheit doch nicht ganz wegraisonniren ließ,

und sich im Leben des Kindes demselben vielleicht fühlbar machte; denn die sittlichen Bande der Gesellschaft wurzeln zu tief und Niemand tritt sie ungestraft mit Füßen; das eben ist die Sünde der Väter, von welcher die Bibel spricht, daß sie bis in das vierte Glied gerächt werde. Von dieser Angst und diesen Zweifeln wird Sophie durch den Tod des Kindes, das sie eigentlich nie recht hatte kennen lernen, erlöst; ihr frommer Glaube, der sich, wie eine Ueberlieferung aus der Kindheit trotz dem freigeistigen Ansichten Mirabeau's immer gleich stark erhalten, ließ sie die Gestorbene vor allen irdischen Leiden gesichert in den Schooß des himmlischen Vaters zurückgekehrt erblicken; und bot ihr, ohne daß sie sich dessen selbst bewußt wurde, den wirksamsten Trost dar. Sie erholte sich daher bald und trug nach, wie vor, mit passiver Resignation äußerlich ruhig das erdrückende Gleichmaaß der Tage.

Mirabeau's Schicksal näherte sich dagegen einer erfreulichen Wendung. Es gelang den Bemühungen seiner Freunde, vorzüglich des oft

erwähnten Dupont's, mildere Gesinnungen bei seinem Vater zu erwecken. Nach manchen Verhandlungen, in welchen sich vorzüglich auch seine Schwester, Frau von Saillant, und der Polizeilieutenant Le Noir für ihn interessirten, und die bei dem eigensinnigen und halsstarrigen Wesen des Marquis de Mirabeau, in dessen Herzen sich eigentlich keine Stimme zu Gunsten seines Sohnes regte, mit großer Geschicklichkeit geführt werden mußten, glückte es endlich, seine Freiheit zu bewirken; doch wurde ihm der Genuß derselben anfangs noch nicht vollkommen gestattet, damit seine plötzliche Erscheinung in der Welt nicht zu großes und überraschendes Aufsehen mache. Er durfte zuerst nur den Donjon mit dem Schlosse zu Vincennes vertauschen, wo er gewissermaaßen unter polizeilicher Aufsicht lebte, und gezwungen war, sich jeden Abend dort wieder einzufinden, und die Nacht daselbst zuzubringen. — Mit welchen Gefühlen er im December des Jahres 1780 seinen Kerker verließ, das vermag keine Feder zu beschreiben.

Sein Erstes war, Sophien von seiner Freilassung zu benachrichtigen. Die arme Dulderin befand sich noch immer im Kloster der heiligen Klara zu Gien, und ward nun um so strenger auf Veranstaltung ihrer Mutter bewacht; als diese jetzt in der größten Sorge schwebte, seitdem sie Mirabeau wieder seiner Ketten entledigt sah, und von Neuem eine Störung der Ruhe ihrer Tochter durch ihn befürchtete. Mirabeau mußte also seines Freundes und Wohlthäters, Boucher's, Gefälligkeit in Anspruch nehmen, um seiner zärtlichen und treuen Geliebten die freudige, heilbringende Nachricht zukommen zu lassen. Sie empfing dieselbe, wie die Botschaft einer neuen Zukunft, die ihr wenig Freuden verkündete; sie kannte Mirabeau's Charakter nur zu wohl, und wußte, daß ihm in dem neuen Leben, welches sich ihm öffnete, ihre einfache, aller Genüsse beraubte Liebe nicht mehr genügen würde. Es war ein gemischtes Gefühl der Freude und des Schmerzes, welches sie dabei empfand; Mirabeau's Himmel öffnete sich, wogegen der ihrige sich schloß. Er schritt

durch das Thor der Luſt; es blieb ihr verſperrt, denn ſelbſt aus dem Kloſter entlaſſen, nahm ſie weder Ruhe, noch Frieden der Seele mit ſich in die Welt hinüber. Ihr Glück hatte ſich in dem Augenblicke von ihr gewendet, wo Brugnieres in Amſterdam zu ihr in das Zimmer trat; es ſchwand für immer, als ſie ſich von Mirabeau trennte. Sie war geknickt, ſie blieb es; ſie hatte ſich zu ſehr an den Gram gewöhnt, um ſich ſeiner je wieder entwöhnen zu können, und deshalb, das fühlte ſie nur zu tief, konnte ſie für Mirabeau nie wieder werden, was ſie ihm geweſen. Wenn er ſie auch noch liebte, ſeine Leidenſchaft mußte ſich anderen Dingen zuwenden, und ſeine bloße Neigung ohne Leidenſchaft konnte ihr unmöglich genügen. — Jenes Glück von Mirabeau's Freiheit, das ſie hätte reich machen ſollen, machte ſie ärmer, als ſie je geweſen. — Das war die Nemeſis, die von nun an in ihr Daſeyn trat.

* * *

Unſere Aufgabe iſt hier eigentlich gelöſt; Mirabeau's und Sophiens Verhältniß endete ſich

streng genommen wirklich mit dem Momente, wo er den Kerker zu Vincennes verließ, obwohl er mit seltener Kühnheit, nachdem er seine gänzliche Freiheit erlangt, es seine erste That seyn ließ, die Ungerechtigkeiten, welche man nach seinen Ansichten und selbst nach französischen Rechtstheorieen an ihm und Sophien verübt hatte, zu vernichten. Nachdem er einige Zeit auf dem Schlosse seines Vaters zugebracht, begab er sich nach Pontarlier, um sich von der Contumaz zu reinigen, ging dort freiwillig in einen Kerker, und zwang die Richter, denselben Proceß, der ihm in seiner Abwesenheit die im Bilde an ihm ausgeführte Todesstrafe zugezogen hatte, von Neuem wieder aufzunehmen. Der schlechte Rechtszustand jener Zeit in Frankreich kam ihm trefflich zu Statten; er bewies, daß er Sophien nicht entführet habe, sondern daß sie von freien Stücken in einem fremden Lande zu ihm gekommen sei, was aber im Auslande geschehen, darüber hatten die Richter nach französischen Gesetzen keine Befugniß, zu urtheilen. Seine Gegner bekämpften ihn mit allen möglichen Chica-

nen, aber seine Beharrlichkeit und Entschlossenheit, so wie seine glänzende Beredsamkeit, welche er in den Denkschriften entfaltete, die er bei dieser Gelegenheit verfaßte, errangen ihm den vollständigen Sieg. Es kam zu einer Verhandlung zwischen den Parteien, welche allem weiteren Verfahren Einhalt that, Sophiens Rechte nach den von Mirabeau entworfenen Bedingungen feststellte, und den alten Präsidenten zwangen, sämmtliche Kosten zu tragen. Sophie unterzeichnete am 22. Juli 1782 einen Vertrag, kraft dessen sie sich verbindlich machte, bis zum Tode ihres Gemahls und noch ein Jahr nach demselben im Kloster zu verbleiben, wogegen sie ihre volle Mitgift und eine jährliche Leibrente von 1200 Franken erhielt.

Siegreich eilte Mirabeau nun nach der Provence, um einen neuen Proceß gegen seine rechtmäßige Gemahlin zu beginnen, und diese zu nöthigen, zu ihm zurückzukehren, damit er den vollen Gebrauch des Vermögen derselben, welcher ihm nach dem Gesetze freistand, genießen könne. Seine Freunde und noch mehr seine

Klugheit riethen ihm, in diesen schwierigen Verhandlungen, wo ihm eine Unvorsichtigkeit konnte zu theuer zu stehen kommen, allen weiteren Verkehr mit Sophien abzubrechen, den er bisher noch immer heimlich unterhalten. — Er that es ohne grosen Kampf. Die edele Sophie verzieh es ihm, denn sie fühlte, daß er fortan der Welt, und nicht mehr ihr gehöre; sie ertrug indessen diesen Verlust nur schwer.

Sein Unternehmen gegen seine Gattin scheiterte an der List des Advocaten derselben und Mirabeau's Eitelkeit. Aufgereizt durch jenen, bewies er die wirkliche Untreue seiner Frau, und die Richter erkannten nun, was er nicht erwartet hatte, einstimmig auf Scheidung.

Sein ferneres Leben ist bekannt, Ehrgeiz füllte seine Seele; aber von tausend Mängeln gedrängt, die, so lange sein Vater lebte, der doch eigentlich nichts für ihn that, nicht aufhörten, mußte er in den nächsten Jahren doch immer wieder seine Zuflucht zu schriftstellerischem Erwerb nehmen, und machte demzufolge mehrere Reisen in's Ausland, auf denen ihn eine

junge Holländerin, die Sophiens Stelle bei ihm eingenommen, ein höchſt liebenswürdiges, zärtliches und uneigennütziges Weſen, begleitete. Er hatte jedoch den Schmerz ſie bald nach der Rückkehr aus England zu verlieren.

Ungefähr um dieſelbe Zeit endete die tiefſühlende und unglückliche Sophie freiwillig ihr Daſein. Sie hatte es ſtandhaft ausgeſchlagen, ſelbſt nach dem Tode ihres Mannes, wieder bei den Ihrigen zu leben und zog es vor, jetzt, nachdem ſie ihre völlige Freiheit erhalten, in der Umgebung des St. Klarenkloſters zu Gien zu verweilen. Dankbarkeit und Liebe knüpften ſie an die frommen Schweſtern dieſer Stätte des Friedens, die ihr im Unglück milde und wohlwollende Tröſterinnen geweſen. Dazu kam noch daß ihr Arzt, der Doctor Pſabeau, in körperlicher wie in geiſtiger Hinſicht, ſie nach ihrer Ueberzeugung allein richtig zu behandeln verſtand; es lag ihr alſo daran ſich nicht aus deſſen Nähe zu entfernen. Es war derſelbe Mann, der nach Mirabeau's Befreiung eine perſönliche geheime Zuſammenkunft zwiſchen beiden Lieben-

den, die erste und letzte die nach der Katastrophe von Amsterdam überhaupt Statt gefunden, veranstaltete. Der Ausgang dieses von dem Schleier der Nacht verhüllten Besuches, den Mirabeau am 3. Juli 1781 als Lastträger verkleidet in Sophiens Zelle abstattete, war aber ganz anders, als sie selbst und alle Freunde ihn erwartet hatten. Beide waren durch Einflüsterungen Böswilliger gegen einander gereizt; Mirabeau warf Sophien Untreue vor, von welcher er auf keinem Fall überzeugt sein konnte, sie vertheidigte sich energisch und ward, als ihre Reden nichts fruchteten, selbst der angreifende Theil. — So sagten sie sich gegenseitig das Härteste und trennten sich im wildesten Zorn. Umsonst versuchten die beiden Zeugen, Doctor Ysabeau und die Schwester Luise, eine Nonne des Klosters, Sophiens liebreichste Pflegerin, sie zu besänftigen, es war und blieb vergebens; Mirabeau und Sophie sahen sich auf Erden nicht wieder und jedes Verhältniß, selbst der Briefwechsel, ward auf's Entscheidendste abgebrochen für immer.

Die Familie der Frau von Monnier setzte ihr nach dem Tode ihres Gatten eine jährliche Rente von tausend Thalern aus. Sophie miethete nun ein kleines Haus, das zu dem Kloster gehörte und durch eine Hinterthür in dasselbe führte, wodurch es der Schwester Luise gestattet ward, nach wie vor ihre treue Pflegerin zu bleiben. Ein junger Bedienter ward angenommen um die übrigen häuslichen Geschäfte zu verrichten. Sophiens sanfte Liebenswürdigkeit erwarb ihr bald viele Freunde; sie gab endlich den Bitten derselben nach und besuchte wieder einige Gesellschaften, in denen sie eine sehr zuvorkommende Aufnahme fand. — So floß ihr Leben still dahin; sie vergaß allmählig die schweren Leiden vergangener, trüber Tage; aber Ruhe ward ihr dennoch nicht; ihr liebedurftiges Herz bedurfte der Erwiederung zärtlicher Gefühle; sie empfand daher eine Leere im Innern, die sie vergebens auszufüllen strebte.

Die Vergangenheit hatte ihr, wenn auch die schöne Frische der Jugend, dennoch nicht den zauberhaften Reiz rauben können, dessen Quell

in ihrer edeln Seele entsprang. — Ihr holdes Wesen übte eine eigenthümliche Herrschaft selbst über die wildesten Männer aus. Bald fanden sich entschiedene Bewerber um ihre Gunst, von Neuem ein. — Unter diesen machte ein Offizier, Namens Lécuyer, ein tapferer, geistreicher, aber heftiger und harter Mann, zuerst einen mehr als gewöhnlichen Eindruck auf ihr Gemüth; sie schenkte ihm ihr Vertrauen und ihre Neigung. Von diesem Augenblicke an zeigte sich jedoch sein Character unverholen in seiner ganzen Schroffheit; es kam zwischen ihnen zu heftigen Scenen, in welchen sie nur zu schmerzlich an den stürmischen Mirabeau, ihren Verderber, erinnert wurde. Nach wenigen Monaten löste sich daher dies Verhältniß, in welchem Sophie weit entfernt war, das Glück das sie verdiente, auf das sie immer hoffte und das sie doch nie erreichen konnte, zu finden.

Nicht lange darauf schien ihr endlich ein heller Stern aufzugehn. Sie lernte einen ganz vorzüglichen Mann, Herrn von Poterat kennen, der ihr seine volle Neigung zuwandte. Er war

Wittwer und kränklich, hatte mannichfaches Unglück im Leben erfahren und fühlte sich um so mehr zu Sophien hingezogen, als er sich ihr durch Gesinnung und Schicksal verwandt glaubte. Anfangs suchte sie die Empfindungen, die sie zu ihm zogen, zu bekämpfen, aber sie vermochte es nicht. Beide liebten sich gleich innig, Beide waren frei, kein äußeres Hinderniß stand im Wege; so willigte sie denn ein die Seine zu werden, und sich durch die heiligsten Bande mit ihm zu vereinigen. Da ergriff ihn der Dämon der Krankheit; Sophie pflegte ihn mit der innigsten Liebe und Sorgfalt, und wich nicht von seiner Seite. — Nach bangen Tagen verschied er in ihren Armen, glücklicher als sie; er starb in den Armen der Liebe. —

Schon während seiner Krankheit hatte sie, das Schlimmste ahnend, einen verzweifelnden Entschluß gefaßt. Ihre Freunde eilten herbei um sie von der Leiche des Geliebten, die sie fest umklammerte, zu entfernen. — Nur mit Mühe gelingt es ihnen. Sie beschwören sie, ihre bisherige Wohnung, in welcher Alles sie an der

schweren Verlust erinnern muß, zu verlassen und in das Haus des treuen Arztes zu ziehn. Sie nimmt es dankbar und freundlich an, verschiebt es aber bis auf den folgenden Tag um noch Einiges zu ordnen; dann will sie sich nicht mehr von ihnen trennen und der gute Doctor soll sie am nächsten Morgen um neun Uhr, wenn er von einem Krankenbesuche aus einer benachbarten Stadt zurückkehrt, abholen.

Die Freunde verlassen sie beruhigt; sie läßt nun den jungen Diener und Schwester Luise kommen, und zeigt ihnen an daß sie sich zu einer Freundin begiebt, bei der sie bis zum folgenden Tage bleiben werde; nachdem sie ihnen noch einige Befehle ertheilt, entläßt sie dieselben. — Allein zurückbleibend bringt sie ihre Papiere in Ordnung und sperrt sich dann in einem kleinen düstern Kämmerchen ein, das sie für ihren Zweck passend hält. — Sorgfältig verschließt sie die Thür und das einzige Fenster in demselben, verstopft selbst die kleinsten Ritzen, und stellt dann zwei Kohlenbecken, voll angezündeter Kohlen zu beiden Seiten eines dort befindlichen Lehn-

stuhls hin. — Hier setzt sie sich nieder und bindet sich, um nicht durch eine unwillkührliche, instinktmäßige Bewegung in ihrem furchtbaren Plane gestört zu werden, die Knie unter und über den Kleidern zusammen, befestigt den linken Arm an dem Lehnstuhl und gleich darauf vermittelst einer Schlinge die sie mit den Zähnen zusammenzieht, ebenso den rechten. In dieser Stellung erwartet sie ruhig den Tod. —

Am 9. September 1789, Morgens sechs Uhr, stellt sich, den erhaltenen Befehlen zufolge, der Diener wieder ein. Er tritt in das Zimmer und findet seine Herrin nicht; sein Rufen ist vergebens; umsonst versucht er das Cabinet zu öffnen, dessen ungewohnte Verschließung ihn erschreckt. — Er zerbricht nun das Fenster und sieht Frau von Monnier bewegungslos und ohne Lebenszeichen im Lehnstuhl; ängstlich ruft er nach Hülfe; die Nachbarn eilen herbei, die schreckliche Nachricht verbreitet sich schnell in der kleinen Stadt, wo Alles die vortreffliche Frau anbetete. Die Behörde kommt mit einem Chirurgus, der in blindem Eifer, da der Selbst-

mord erwiesen ist, statt Rettungsmittel anzuwenden, sogleich zur Section schreitet. Als Pfabeau von seiner Geschäftsreise zurückkehrend, eintritt, ist Alles zu spät: ein blutiger zerfleischter Leichnam liegt vor ihm. — Seine Bestürzung und sein Schmerz sind um so größer, als er durch Zeugen erfährt, daß bei der Auffindung der Unglücklichen noch einige Wärme und Röthe in dem Körper gewesen sei, und sie vielleicht wieder hätte in das Leben gerufen werden können.

Der vorgefundene, oben erwähnte Brief war an ihn gerichtet. Sie ernannte ihn darin zum Vollstrecker ihres letzten Willens, vermachte ihre Papiere einem Mitgliede ihrer Familie, einige Sachen zum Andenken ihren Freunden und das Uebrige den Armen, deren Elend ihre schaamhaften und geheimen Almosen, seit mehrern Jahren gemildert hatten. — Das schreckliche Ereigniß wurde in Wien als ein allgemeines Unglück betrachtet. Die ganze Einwohnerschaft des Städtchens folgte am folgenden Morgen in tiefem Schmerze dem Leichenzuge.

Sophiens Andenken lebt noch nach mehr denn vierzig Jahren an jenem Orte. In den höheren Ständen unterhält man sich noch oft von ihrem geistreichen, sanften, liebenswürdigen Wesen; die Armen erzählen dagegen von ihrer fleißigen Mildthätigkeit, denn sie unterstützte dieselben mit ihrer Hände Arbeit sowohl als mit ihrem Gelde. Lucas de Montigny, Mirabeau's jüngster und bester Biograph, den Pflichten der Dankbarkeit zu seinem Werke berufen, und dem wir in den Hauptzügen dieser traurigen Erzählung gefolgt sind, berichtet daß er am Allerseelenfeste 1831 dort einen armen, fast hundertjährigen Greis gesehn habe, der auf einem isolirten, nackten Grabhügel kniend, Thränen der innigsten Trauer vergoß; der Aermste hatte sich dorthin führen lassen um noch ein Mal für den leidenden Engel zu beten, der ihm einst mit Trost und Hülfe im schweren Unglück erschienen war, ein Bote des Herrn.

Arme Sophie! —

Ende.

Ein

Sommernachtstraum

Verbindendes Gedicht

für

Felix Mendelssohn's Composition

gleichen Namens.

Zu Concert-Vorträgen bestimmt.

Von

O. L. B. Wolff.

(Neue Titel-Ausgabe, Inhalt unverändert.)

Erfurt.

Verlag von Fr. Bartholomäus.

Vorbemerkung.

Dieses verbindende Gedicht ist so eingerichtet, daß Alles zu Sprechende im Nothfall von einer einzigen Person vorgetragen werden kann. — Bei der inneren Einrichtung wurde der Clavier-Auszug für vier Hände zu Grunde gelegt und des Componisten Anordnung genau beibehalten. — Alles gesperrt Gedruckte im Text wird mit Musik Begleitung gesprochen, alles gewöhnlich Gedruckte ohne dieselbe; bei dem Ersteren thut der Vortragende wohl, wenn er den Clavier-Auszug zur Hand nimmt.

.bis 6 der Mendelssohn'schen Composition mußte wegfallen, da es durchaus unmöglich war, für die wechselreiche dramatische Form eine ihr entsprechende epische zu finden, bei der die Musik ohne alle Veränderung konnte beibehalten werden und der Grundcharacter einer Concert-Aufführung ungestört blieb.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

Der Verfasser.

I.
Ouverture.

II.
Einleitung.
(Geſprochen.)

In einer luſterfüllten Sommernacht,
Wo Alles ſüßen Träumen hingegeben,
Halb ſchlummernd, halb vom Sinnenrauſch erwacht,
Weil es mit vollen Zügen trank das Leben:
Ein Becher, wo ſich tauſend Zauber miſchten,
Die liebevoll zuſammentrug Natur,
Daß alle Weſen ſich daran erfriſchten; —
Zog ſinnend einſt ein Jüngling durch die Flur.
Er kam vom Liebchen, das mit Luſt und Thränen,
Halb zögernd, halb erſtaunt, doch reich beglückt,
Im Kampfe zwiſchen Vollgefühl und Sehnen,
Ihn wegtrieb bald, ihn hielt an ſich gedrückt,
Dann wieder los ihn ließ; denn tief geſunken
War ſchon der Mond, mit unbemerktem Schwung
Und bleiche Sterne, wie verſprühte Funken,
Erloſchen in der neuen Dämmerung. —
Die Grillen zirpten ſchläfrig, heimlich, leiſe;
Die Welle plätſcherte vertraulich flüſternd;
Schon zog ein nächt'ger Vogel enge Kreiſe,
Und barg ſich dann im Stamm des Baumes knifternd.

Es war so still ringsum; doch, eine Stille
Die als Prophet ein Sieger sich entbot:
Der junge Tag, deß urgewalt'ger Wille
Sich kündete mit heißem Morgenroth.
Im Osten zog's herauf, mit glüh'ndem Saume
Umschlang das junge Licht die Dunkelheit:
Noch kämpfte alles Leben mit dem Traume
Des halben Wachens süßer Sommerzeit.

Von seel'ger Lust, von zeugenden Gefühlen
Die Brust so voll, sah sich der Jüngling um. —
Was konnte wohl die hohe Stirn ihm kühlen?
Was machte die beredte Lippe stumm?
Sein Auge flammte, seine Pulse schlugen!
— War es der Liebe Nachklang, ihn durchtönend
Wie ein Gesang den Engel niedertrugen
Zur Erde, — seine Welt mit Gott versöhnend?
War es entzückt fortzitterndes Erinnern
Genoss'nen Glück's? — War's Hoffnung künft'ger Lust? —
War's ein Gedanke, der in seinem Innern
Emporstieg, mächtig, schaffend, selbstbewußt? —
War's ein Gebilde, das mit Flammenfarben,
Mit selt'nem Schmuck, die Phantasie gestaltet? —
War's eine Welt mit tausend Kriegesnarben,
In der der Genius tyrannisch waltet?

Wer mochte sagen, was die Seele füllte
Dem Siegesfreud'gen, der mit Herrscherblick
Und kühner Hand Natur und Welt enthüllte,
Enträthselnd alles irdische Geschick;
Im Herzen Liebe, Weisheit, in der Seele
Voll Süßigkeit, im Geiste Schöpferkraft;
Den sanften Schmeichellaut der Philomele,
Und den Titanenschrei der Leidenschaft
Auf seinen Lippen, und bei allen jenen
Gewalt'gen Gaben noch den tiefsten Schmerz

Ob And'rer Schmerz, Mitleid mit And'rer Thränen
Und unter Thränen anmuthvollen Scherz:
Das Alles senkten ihm die Himmelsmächte
Tief in die Brust, die seine Wiege weihten,
Um siegreich, von Geschlechte zu Geschlechte
Des Höchsten Priester, durch die Welt zu schreiten.

Er fühlte, daß in dieser Weihestunde
Klar stand vor seinem Geiste sein Beruf,
Und seine Seele schwoll ihm von der Kunde
Die eine Welt des Werdenden ihm schuf:
Die Zukunft sah er vor sich unverschleiert,
Und überzeugt, daß er das Rechte wähle,
Hat diese heil'ge Stunde er gefeiert
Im reichen Sommernachtstraum seiner Seele.

Braucht's noch der Deutung, daß des Avon Schwan,
Wenn er vom süßen Liebchen heimlich kehrte,
Am Rand des Flusses, auf dem Wiesenplan
Solch' Traumgebild in seiner Seele nährte,
Und künft'ge Tage so — „im süßen Wahn"
Prophetisch, zauberhaft, sich selbst verklärte?

Die Liebe ward gekrönt; das Liebchen führte
Als Gattin er in's alte Vaterhaus;
Doch erst als rauh das Leben ihn berührte,
Trat aus der Nacht sein Genius heraus,
Deß Flamme still das Alltagsleben schürte
Zu lust'gem Kampf, im tollen Jugendbraus.

So schlummern Knospen noch im Morgentraum
Und wissen nicht, wie lang der West sie hüte;
Da zucken Blitze durch den Himmelsraum
Und ihrem Leuchten öffnet sich die Blüthe.

Ein Denkmal — nicht der heiligen Empfindung
Rein, der Erinn'rung nur des Jugendlebens,
Schuf er, voll Luſt und Laune; in Verbindung
Mit jenen Bildern des geheimen Webens
Der kreiſenden Natur, wie ſie, voll Grauen
Doch auch voll Schalkheit, eine Wunderblüthe,
In ſeiner Heimath pflegt, ſein Volk zu ſchauen;
Doch miſcht' er neckiſch alte Heldenmythe
Mit neuer Sage, ruppige Geſellen
Des Alltags mit den herrlichen Geſtalten
Erhab'ner Zeit, ließ Allen Netze ſtellen
Dem Liebesgott, und dieſen ſchelmiſch walten.

Es iſt ein Becher, den er uns kredenzt,
Voll ſüßen, leichten Schaums der Lebensgeiſter,
Und den mit Blüthen ſpäter reich umkränzt
Ein großer, früh geſchied'ner deutſcher Meiſter.

Nicht kennen wir, in traulichem Verein,
Euch laden zu dem ganzen, reichen Mahle;
Geſtattet d'rum den duftig edeln Wein
Zu bringen Euch, in einer neuen Schaale.
Und wenn Ihr Vieles auch dabei vermißt,
Bedenket Shakſpeare's Wort: „daß Poeſie,
Die beſte ſelbſt, doch nur ein Schatten iſt,
Und Schlechtes beſſer wird durch Phantaſie".

III.

Scherzo.

(M. I. bei Mendelsohn.)

IV.

(Gesprochen.)

Der Dichter führt uns nach Athen, wo Theseus
Sich mit Hippolyta, der Königin
Der Amazonen, die des Siegers Preis,
Zu wahrem Friedensfest vermählen will,
Und heit're Spiele vorbereiten läßt.
Ihm nahte sich Egeus, ein bewährter Freund
Und trägt erzürnt ihm seine Klage vor,
Von seinem Fürsten Spruch des Richters fordernd:
Er wollte seine Tochter Hermia
Als Gattin mit Demetrius vereinen.
Allein die Jungfrau weigert sich; sie hat
Ihr Herz ganz dem Lysander hingegeben,
Und ist entschlossen, nach Gesetz und Brauch,
Eh' sie dem Ungeliebten sich vermählt,
Als Priesterin in strenger Jungfrauschaft,
Auf immerdar, Dianen sich zu weihen. —
Es giebt ihr Theseus bis zum Neumond Frist, —
Lysander aber weiß durch Liebesworte
Sie zu bereden, mit ihm zu entfliehn.
Vom Mantel der verschwieg'nen Nacht beschützt,
Soll sie im Walde bei Athen sein harren,
Daß er von dort sie zu der Muhme führe,
Wo nicht athenisches Gesetz mehr gilt.
Zu ihnen bringt der Zufall Helena,
Die vom Demetrius verlass'ne Schöne,
Und ihr vertraut Lysander den Entschluß. —
Doch Helena eilt fort, um durch Verrath
Sich bei Demetrius in Gunst zu setzen. —

Eh' uns der Dichter zu dem Walde führt,
Wo sich der Liebenden Geschick entscheidet,

Läßt er von Schneidern, Schreinern, Leinewebern
Und anderen Pfahlbürgern zu Athen,
Ein luſtig Trauerſpiel zu Theſeus Hochzeit
Entwerfen und die Rollen übernehmen;
Auch ſie beſchließen zu den nöth'gen Proben
Bei Mondenſchein im Wald ſich einzufinden.

So hat nun wohlbedächtig Menſchenwitz
Die Fäden ſeines eigenen Geſchickes,
Sich künſtlich ſelbſt zurechtgelegt, und wähnt
Es ein gar leichtes Ding, mit feſter Hand
Jetzt ſein Gewebe ſicher zu vollenden.
Urplötzlich aber greifen fremde Kräfte
In das Getrinnſt, mit ſchalkhaft heit'rer Tücke,
Und zerren Alles ſeltſam durcheinander,
Daß kaum ein Gott die vielen Knoten löſt.
Wir nennen's Zufallsmächte, Dichter Elfen,
Die, ſelbſt entzweit, erſt ſtören und dann helfen,
Und da, gleich Menſchen, ſie verblendet irren,
Ihr eigenes und unſer Spiel verwirren.
Wie Dichtung ſie und Tonkunſt reizend einen,
So mögen ſie nun ſelbſt vor Euch erſcheinen.

V.

(In Mendelsohn's Compoſition № 2.)

Drell.

Ihr, Geiſt! Wo geht die Reiſe hin?

Elfe.

Ueber Thäler und Höh'n,
Durch Dornen und Steine,
Ueber Gräben und Zäune,
Durch Flammen und See'n
Wandl' ich, ſchlüpf ich überall
Schneller als des Mondes Ball.

Ich dien' der Elfenkönigin
Und thau' ihr Ring' auf's Grüne hin,
Die Primeln ſind ihr Hofgeleit,
Ihr ſeht die Fleck' am gold'nen Kleid;
Das ſind Rubinen, Feengaben,
Wodurch ſie ſüß mit Düften laben;
Nun ſuch' ich Tropfen Thau's hervor
Und häng' ne Perl in jeder Primel Ohr.
Leb' wohl! Ich geh', Du täppiſcher Geſelle,
Der Zug der Königin kommt auf der Stelle.

Droll.

Der König will ſein Weſen Nachts hier treiben,
Warnt nur die Königin entfernt zu bleiben,
Weil Oberon vor wildem Grimme ſchnaubt,
Daß ſie ein Indiſch Fürſtenkind geraubt,
Als Edelknabe künftig ihr zu dienen;
Kein ſchön'res Bübchen hat der Tag beſchienen,
Und eiferſüchtig fordert Ob'ron ihn,
Den rauhen Forſt als Knappe zu durchzieh'n;
Doch ſie verſagt durchaus den holden Knaben,
Bekränzt ihn, will an ihm ſich einzig laben.
Nun treffen ſie ſich nie in Wieſ' und Hain,
Am klaren Quell, bei luſt'gem Sternenſchein:
So zanken ſie zu aller Elfen Schrecken,
Die ſich' geduckt in Eichelnäpfe ſtecken.

Elfe.

Wenn Du nicht ganz Dich zu verſtellen weißt,
So biſt Du jener ſchlaue Poltergeiſt,
Der auf dem Dorf die Dirnen zu erhaſchen,
Zu necken pflegt, den Milchtopf zu benaſchen;
Durch den der Brau misräth und mit Verdruß
Die Hausfrau athemlos ſich buttern muß;
Der oft bei Nacht den Wand'rer irre leitet,
Dann ſchadenfroh mit Lachen ihn begleitet.

Doch wer Dich freundlich grüßt, Dir Liebes thut,
Dem hilfst Du gern und es gelingt ihm gut.
Bist Du der Kobold nicht?

Puck.

Du hast's gerathen!
Ich schwärme Nachts umher auf solche Thaten.
Oft lacht bei meinen Scherzen Oberon;
Ich locke wiehernd mit der Stute Ton
Den Hengst, den Haber kitzelt in der Nase;
Auch lausch' ich wohl in der Gevatt'rin Glase,
Wie ein gebrat'ner Apfel klein und rund;
Und wenn sie trinkt, fahr ich ihr an den Mund,
Daß ihr das Bier die platte Brust betriefet.
Zuweilen hält in Trauermähr vertiefet,
Die weise Muhme für den Schemel mich;
Ich gleit' ihr weg, sie setzt zur Erde sich,
Auf ihren Steiß und schreit: Perdauz! und hustet;
Der ganze Kreis hält sich die Seiten, prustet,
Lacht lauter dann, bis sich die Stimm' erhebt:
Nein, solch ein Spaß sey nimmermehr erlebt!
Mach' Platz nun, Elfchen, hier kommt Oberon.

Elfe.

Hier meine Königin. — O macht' er sich davon').

') Shakspeare's Sommernachtstraum, deutsch von Schlegel. A. II. S. 1.

Elfenmarsch.

VI.

(Gesprochen.)

(In der Partie, bei Mendelssohn, Clavier-Auszug S. 12 und 13 oben, nach dem 13ten Tacte.)

Nach einer kurzen ehelichen Scene,
Die uns beweist, daß auch im Reich der Elfen

Die beiderſeit'ge Eiferſucht gar oft
Den Sonnenſchein in Sturm und Regen wandelt,
Wodurch zu Zeiten ſtatt der Zankenden
Unſchuldige gewaltig leiden müſſen,
Trennt ſich Titania trotzig von dem Gatten,
Der, wie um Theſeus Willen ſie gekommen,
So ſich aus Neigung zu Hippolyta
Hat eingefunden, um das Hochzeitsfeſt
Des Heldenpaares zu verherrlichen.
Sie weigert ihm den hübſchen Edelknaben,
Und als er d'rauf beſteht, heißt ſie die Elfen
Sich augenblicklich mit ihr raſch entfernen,
Denn Zank erhebt ſich, weilt ſie länger hier.

Muſik bis zum ***Allegro molto.***
(S. 43 ebendaſelbſt.)

(Geſprochen.)

Geärgert bleibt jetzt Oberon zurück. —
Man braucht nicht juſt ein Elfenfürſt zu ſeyn,
Um ſich zu ärgern, wenn die Gattin trotzt.
Er aber nimmt ſich vor ſie zu beſtrafen,
Ruft den getreuen Droll herbei, befiehlt ihm,
Ein Kraut, — das Amors Liebespfeil berührt,
Und deſſen Saft, den Schlummernden auf's Auge
Geträufelt, Mann und Weib in Leidenſchaft
Entbrennen macht in jegliches Geſchöpf,
Das bei'm Erwachen ſie zunächſt erblicken —
In möglichſt kurzer Zeit herbeizuholen.
Dem Herrn gehorſam giebt ihm Droll zur Antwort:
„Rund um die Erde zieh' ich einen Gürtel
In vier Mal zehn Minuten!“ — und enteilt.

Muſik, die fünf erſten Tacte des ***Allegro molto.***
(S. 43 ebendaſelbſt.)

(Geſprochen.)

Mit dieſem Wunderſaft will Oberon
Titania bezaubern, wenn ſie ſchläft;

So daß erwachend ſie, in Liebesgluth
Entbrenne für das erſte, beſte Thier,
Das ihrem Blick zunächſt erſcheint, und dann
— Damit er ſie von dieſem Fluche löſe, —
Den Edelknaben willig ihm gewähre.

Indeß er ſolches ſinnt, hat Helena
Zum Walde den Demetrius begleitet,
Der aber Nichts mehr von ihr wiſſen will
Und zornig ihr befiehlt ſich zu entfernen.
Mit heißem Liebesflehn, mit Schmeichelworten,
Dringt ſie in ihn, nur ihre Gegenwart
Zu dulden, dieſes Glück nur ihr zu gönnen.
Er aber droht ihr, wenn ſie noch ihm folge
Ein Leid ihr in dem Walde anzuthun. —
Nichts ſchreckt ſie ab, — der Tod von ſeiner Hand
Iſt für ſie Wonne, und ſie folgt ihm doch,
Da raſch er, Hermia ſuchend, ſich entfernt.

Der Elfenfürſt hat Beide ſtill belauſcht
Und ruft ihr nach: „Er ſoll uns nicht von hinnen
Bis Du ihn ſiehſt und er Dich will gewinnen".
Da kehret Puck zurück.

Muſik, die letzten fünf Tacte des ***Allegro molto.***
(S. 43 ebendaſ.)

Er bringt die Blume
Und Oberon befiehlt ihm, während er
Nun ſelbſt Titanien zu bezaubern eilt,
Auch von dem Saft zu nehmen und Demetrius
So bald er irgendwo ihn ſchlafend findet,
Damit die Augenlieder zu beſtreichen,
Auf daß er im Erwachen Helena
Zuerſt erblicke und für ſie entbrenne
In heißer Liebesglut.

Der Dichter führt
Uns nun zu einem andern Theil des Waldes,
Wo sich Titania von ihren Elfen
In Schlaf läßt singen. — Hört das Wiegenlied:

VII.
Lied mit Chor.

(In Mendelssohns Composition № 3.)

VIII.

(Gesprochen.)

Titania ist entschlummert, Oberon
Schleicht sich herbei und träufelt ihr den Saft
Mit diesem Zauberspruche auf die Augen:

(Das Folgende wird gesprochen während der ersten zehn Tacte von № 4 der Mendelssohn'schen Composition.)

Was Du wirst erwachend seh'n,
Wähl' es Dir zum Liebchen schön,
Seinetwegen schmacht' und stöhn';
Sei es Brummbär, Kater, Luchs,
Borst'ger Eber oder Fuchs,
Was sich zeigt an diesem Platz
Wenn Du aufwachst, wird Dein Schatz;
Säh'st Du gleich die ärgste Fratz.

(Gesprochen ohne Musik.)

Dann macht er rasch sich unsichtbar, der Schalk,
Indessen seine Gattin ruhig schlummert,
Und ihr kein Traum verkündet, welches Spiel
Der Rachedürst'ge tückisch mit ihr trieb.

Der Zufall führt nun Hermia und Lyſander,
Die auf der Flucht im Walde ſich verirrten,
Herbei, ſie ſuchen eine Ruheſtätte,
Ermüdet von der langen Wanderung,
Bis ſich das Licht des Tages tröſtend naht.
Und betten auf dem weichen Raſen ſich
In einiger Entfernung von einander,
Wie keuſchen Liebenden es wohl geziemt.
Da naht Schalk Troll. Von der Athenertracht
Lyſander's irr' geführt, glaubt er in dieſem
Demetrius zu ſeh'n und träufelt ihm
Den Zauberſaft auf ſeine Augenlider
Mit einer neckiſch ſeltſamen Beſchwörung.

(Wie oben, aber während der letzten zehn Tacte von № 4 der Mendelsſohn'ſchen Compoſition.)

Allen Zauber dieſes Thau's,
Riegel, gieß ich auf Dich aus.
Wachſt Du auf, ſo ſcheuch' den Schlummer
Für vom Aug' der Liebe Kummer!
Nun erwach'! ich geh' davon,
Denn ich muß zum Oberon

(Geſprochen.)

Als Troll verſchwunden, kehret Helena
Mit dem Demetrius, doch er entflieht,
Und ſie verzweifelnd und allein, entdeckt
Lyſander, den ihr Ruf alsbald erweckt.
Der Zauber wirkt; ſie, die zuerſt er ſah
Iſt's nun, zu der die Leidenſchaft ihn zieht;
Sie eilet, tief beleidigt, von ihm fort,
Doch er ihr nach. — Verlaſſen bleibt jetzt dort
Die arme Hermia, die ein Traumgebild
Im Schlafe ſtört; ihr Ruf ſcheucht nur das Wild
Des Waldes auf, ſie ſucht ihn überall,
Am Quell, im Dickicht, bei dem Waſſerfall;

Vergebens! Ihre Angſt, des Herzens Drängen
Hört Ihr verſinnlicht in des Meiſters Klängen.

IX.

Intermezzo.

(Mendelsſohn's Compoſition № 5.)

Erſte Hälfte bis zu der Stelle:
„Hier erſcheinen die Handwerker im Walde".

Allegro molto.

(Clavier-Auszug S. 69.)

(Geſprochen.)

Wie oft im Leben ſich dem Schmerz zur Seite
Die Poſſe doch gleichgültig neckiſch ſtellt!
Wie ſich der Leidenſchaft oft als Geleite,
Die platteſte Alltäglichkeit geſellt,
Und Beide, ohne ſich das Antlitz zuzuwenden,
Einander fremd! zugleich denſelben Kreis vollenden!

So hat auch hier im bunten Märchenſpiele,
Der Dichter zu einander ſie gefügt.
Verwirrend nähert er ſich nun dem Ziele. —
Wo Oberon Titanien betrügt,
Im Schlummer, Hermia ſich ängſtlich ſuchend härmet,
Naht der Handwerker Schaar, hält Probe, ſchreit und lärmet:

Mendelsſohns Compoſition № 5.

(Zweite Hälfte von (S. 68 des Clavier-Auszuges) der Stelle:
„Hier erſcheinen die Handwerker im Walde"
bis zum Schluß dieſer Nummer.)

X.

(Geſprochen.)

Schauſpieler ſind ein eigenthümlich Völkchen,
Und meiſtentheils vom Wahn ergriffen: Nichts
Sei alle Kunſt, der ſie ſich hingegeben,
Wenn ſie der Mittelpunkt nicht dieſer Kunſt.
Gar ſeltſam iſt es auch, daß dieſe Meinung
Anſteckend wirkt gleich einem Schnupfenfieber;
Und die robuſteſten Naturen ſelbſt
Beherrſcht, ſobald ſie' Neigung oder Laune
Nur auf die Bretter führet, die die Welt
Bedeuten. — So auch jetzt. Die aberwitz'gen
Handwerks- und Kunſtgenoſſen quälen ſich
Den Damen zu gefallen und beginnen
Die wahre Probe erſt, als ſie die Mittel
Dazu gefunden haben, wie ſie glauben,
In dem Prolog, der Alles explicirt.
Sie ahnen nicht, vor welchem Publikum
Sie ihre Kunſt verſuchen. — Es iſt Droll,
Der ſie belauſcht und der — der arge Schalk!
Des Webers Zettel Haupt, des Pyramus,
In einen grauen Eſelskopf verwandelt.
Entſetzt, erſchreckt, ſtiebt dieſe ganze Bande
Schnell auseinander, Zettel bleibt allein
Zurück; nicht ahnend, welch' Geſchick ihn traf,
Und wähnend, daß die Anderen ihn foppen
Trotzt er und trällert harmlos ſich ein Liedchen.

Sein Singen weckt Titania aus dem Schlummer.
Der Zauberſaft der Blume wirkt; der Erſte
Den ſie erſchaut, iſt, ach! — der Eſel Zettel!
Und ſie entbrennt in Liebesluſt für ihn.
Sie rufet Elfen, ihm zu huldigen,
Gefällig dienſtbar ihm zu ſeyn und ſchweigend
In ihre ſtille Laube ihn zu führen.

Das Alles läßt Herr Zettel ſich gefallen,
Ein weiſer Mann, der — nicht erſt lange grübelnd
Das Glück genießt, ſo in den Schooß ihm fällt.

In einem ander'n Theil des Hain's, berichtet
Droll jetzt dem Oberon, was ſich ereignet,
Und daß Titania zu ihrem Liebling
Den plumpen Langohr, Meiſter Zettel, machte,
So wie, daß er den Jüngling aus Athen
Gefunden und die Augen ihm geſalbt. —
Indeß ſie noch ſich unterhalten, kommen
Demetrius und Hermia, ſie wirft
Ihm vor, Lyſander ſey von ihm ermordet,
Und geht verzweifelnd fort. — Demetrius
Ermüdet und gequält, legt ſich in's Gras,
Um auszuruh'n, — und Oberon belehrt
Nun ſeinen treuen Droll, daß einen Andern
Er mit dem Blumenſaft bezaubert habe;
Deshalb befiehlt er ihm, gleich Helena
Das treue Kind, im Walde aufzuſuchen
Und herzulocken, während er indeſſen
Auch mit dem Saft Demetrius bezaubert.

Lyſander nahet jetzt mit Helena,
Und da die Jungfrau von Demetrius
Zuerſt geſehen wird, nachdem der Saft
Die Augen ihm, dem Schlummernden, benetzt.
So lieben beide Männer Helena,
Und thun es ihr mit Flammenworten kund;
Sie aber wähnt, daß Beide ſie verſpotten,
Zumal da dem Demetrius Lyſander
Den Vorſchlag macht, die Jungfrau ihm zu laſſen
Und Hermia dafür zum Tauſch zu nehmen,
Was dieſer ganz entſchieden von ſich weiſt.

Nun kommt gar Hermia dazu, beglückt,
Daß ſie Lyſander endlich aufgefunden.

Allein der Sinnverwirrte will von ihr
Nichts wiſſen, während Helena im Wahn,
Man wolle ſie verſpotten, ſich beſtärkt ſieht. —
So wächſt nun die Verwirrung immer mehr:
Die beiden Männer fordern ſich zum Kampf
Und eilen fort, die Frauen folgen nach.
Dem Schalke Trull befiehlt nun Oberon
Der beiden Kämpfer Stimmen nachzuäffen,
Und ſie dadurch im Wald bei finſt'rer Nacht,
Wo Einer glaubt den Andern zu verfolgen,
So irr' zu führen, daß einander fern,
Ermüdet ſie in feſten Schlaf verſinken;
Dann aber ſchnell Lyſander zu entzaubern
Und den gewohnten Blick ihm zu verleih'n,
Damit, wenn ſie erwacht, was ſie betrogen,
Wie Traum und eitel Nachtgebild entflogen,
Dann kehren wieder nach Athen zurück
Die Liebenden vereint, zu ſtetem Glück.

Gehorſam führt der Schelm gleich den Befehl
Des Elfenfürſten aus, äfft alle Beide
Und lockt ſie wieder zu derſelben Stelle,
Bis Jeder ſich, ermüdet, niederlegt
Zum Schlaf, nicht ahnend, daß der Andere
Dieſelbe Ruheſtätte ſich erkohr.
Ein Gleiches widerfährt den beiden Frauen.
Lyſander wird von Trull im Schlaf entzaubert
Und leiſe, ſchweigend, friedlich decket nun
Die dunkle Nacht, die unbewegliche,
Die Schlummernden mit ihrem Schleier zu.

XI.

Notturno.

(№ 7 in Mendelsſohns Compoſition.)

XII.

(Besprochen.)

Freund Zettel, dem, — wie allen den Gesellen
Des Alltags auf dem weiten Erdenrunde,
Das Wundersame nur alltäglich scheint,
Doch das Alltägliche oft wundersam,
Läßt alle Lieb' und Freundlichkeit der Elfen
Sich wohlgefallen und verspürt dabei
Kein anderes Gefühl, als tücht'gen Hunger,
Wie einem wack'ren Esel es geziemt,
Nach Hafer oder Heu, und schlummert dann
Gelassen in Titania's Armen ein,
Die auch vom Schlafe sich bemeistert fühlt.
Ihr nahet Oberon, — der endlich Mitleid
Empfindet mit dem Wahnsinn, der sie faßte. —
Vernehmet durch der Meister Wort und Klänge
Nun, wie Versöhnung der Erlösung folgt.

(In Mendelsohns Compositionen № 8 mit dem dazu gehörigen Texte bis zu der Stelle S. 89:
„Theseus mit den Jägern erscheint").

Oberon.

Sei als wäre nichts gescheh'n!
Sieh' wie Du zuvor gesch'n!
So besiegt zu hohem Ruhme
Cynthia's Knospe Amor's Blume.
Nun holde Königin! wach' auf, Titania!

Titania.

Mein Oberon, was für Gesicht ich sah!
Mir schien, ein Esel hielt mein Herz gefangen.

Oberon.

Da liegt Dein Freund.

Titania.

Wie iſt dies Alles zugegangen?
O, wie mir nun vor dieſer Larve graut!

Oberon.

Ein Veilchen ſtill! — Troll, nimm den Kopf da weg!
Titania, Du, laſſ' Muſik beginnen
Und binde ſtärker aller Fünfe Sinnen,
Als durch gemeinen Schlaf.

Titania.

Muſik her! Schlaf-beſchwörende Muſik!

Oberon.

Ertön' Muſik! — (Drei Tacte, dann:)
Nun komm', Gemahlin, Hand in Hand gefügt,
Und dieſer Schläfer Ruheplatz gewiegt!
Die Freundſchaft zwiſchen uns iſt nun erneu't:
Wir tanzen Morgen Mitternacht erfreu't,
In Theſeus Hauſe, bei der Feſtlichkeit,
Und ſegnen es mit aller Herrlichkeit;
Auch werden da vermählt zu gleicher Zeit
Die Paare hier in Wonn' und Fröhlichkeit.

(Zwei Tacte, dann:)

Oberon.

Horch, o horch! da klang
Schon der Lerche Morgenſang!

(Zwei Tacte, dann:)

Oberon.

Hüpfen wir denn, Königin
Schweigend nach den Schatten hin!
Schneller als die Monde kreiſen
Können wir die Erd' umreiſen.

Titania.

Komm, Gemahl und ſage Du
Mir im Flieh'n, wie ging es zu,
Daß man dieſe Nacht im Schlaf
Bei dem Sterblichen mich traf?

(Noch achtzehn Tacte Muſik und dann:)

(Geſprochen.)

Der Morgen graut; mit ſeinem Jagdgefolge
Streift Theſeus durch den Wald; ſie finden dort
Die Schlummernden, und lauter Hörnerſchall
Erwecket dieſe aus der tiefen Ruhe.

(Die folgenden ſechszehn Tacte

der Muſik

bis zu der Bezeichnung

„Dialog"!)

Sie ſind erlöſ't vom Zauber, wie vom Schlaf,
Bei'm Morgengruß der frohen Waidgeſellen.

(Die letzten ſechs Tacte von № 8.)

Lyſander wendet ſich zu Hermia wieder,
Demetrius wirbt nun um Helena,
Und Theſeus, der ſie nach Athen entbietet,
Beſchließet, daß mit ihm zu gleicher Zeit,
Sie die Vermählung freudig feiern ſollen.

Freund Zettel, jetzt ein Eſel ohne Kopf,
Erwacht, nachdem ſie fort, und eilt nach Hauſe
Um nicht die Hochzeitfeier zu verſäumen. —
Die ſchönſte Wirklichkeit nach bangen Träumen.

XIII.

Hochzeitsmarsch.

(In Mendelssohns Composition № 9.)

XIV.

(Gesprochen.)

Vereint sind jetzt die Liebenden; es werden
Die Feste nun der Feier dargeboten
Und Theseus wählt, in seinem hohen Sinn,
Das Spiel, das die uns wohlbekannten Männer
Mit großer Fährlichkeit sich einstudirt;
Vor Allem: denn „was armer, williger Eifer
Zu leisten nicht vermag, schätzt edle Rücksicht
Nach dem Vermögen nur, nicht nach dem Werth".
Vergonnet drum, Euch strenger nicht, als Theseus
Zu wähnen und den Anfang und das Ende
Des kurz langweil'gen Acts vom jungen Pyramus
Und Thisbe, seinem Liebchen, vorzuführen.
Berichten wird Euch Alles der Prolog,
Und was auf ihn bis zu dem Schlusse folgt,
Euch der erbab'ne Schluß versinnlichen.
Horcht! horcht! schon nahet der Vorredner sich:

(In Mendelssohns Composition № 10. die 9 ersten Takte.)

(Gesprochen.)

Beleid'gen wir, so ist es unser Wollen,
Damit Ihr denkt, daß wir darauf nicht sinnen
Als ganz freiwillig Kunst wir zeigen sollen;
Zu diesem Ende ist es das Beginnen.
Bedenket denn, wir kommen mit Entsetzen,
Wir kommen nicht mit Absicht zu erfreuen;

Die wahre Absicht ist, Euch zu ergetzen;
Wir sind nicht hier, daß Ihr hier sollt bereuen.
Durch's Spiel, — denn die Actörs sind bei der Hand —
Versteht Ihr Alles wie durch Selbstverstand.

Ihr wundert Euch vielleicht ob diesem Spiel?
Verwundert Euch, bis Wahrheit es macht klar.
Der Mann ist Pyramus, wenn's Euch gefiel,
Die schöne Dame Thisben ist fürwahr;
Der Mann mit Lehm und Anwurf präsentirt.
Wand, nied're Wand, so diese Liebsten sundert,
Und durch die Spalte sind sie contentirt
Zu flistern, daß sich Niemand d'rob verwundert.
Der Mann dort mit Laterne, Dornbusch, Hund
Stellt dar den Mondschein; denn, wollt Ihr es wissen,
Sie glaubten's nicht, bei Mondlicht ungesund
Zu Ninus Grab zu kommen, sich zu küssen.
Das grimme Beest, so Löwe wird genannt,
Die Thisbe, als sie sich bei Nacht einfand,
Hat weggejagt, und richt'ger, hat erschreckt.
Der Mantel fiel ihr weg, als sie floh bang,
Den nied'rer Löw' mit blut'gem Maul befleckt.
Pyramus kommt gleich d'rauf, der Jüngling schlank,
Und Thisbe's Mantel find't, so Tod bezwang;
D'rum mit dem Schwert, mit schandvoll schwerem Schwerte,
Bohrt brav er durch die blutig breite Brust,
Und Thisbe, harrend unter'm Maulbeerbaum, die werthe,
Zog seinen Dolch und starb. Was sonst noch unbewußt,
Läßt Löwe, Mondschein, Wand und diese Liebsten zween
Weitläuftig discuriren; sie bleiben, ich thu' geh'n.

(Die folgenden fünf Takte Musik von № 10. gleich nach der Bezeichnung

„Dialog").

Es hat Euch der höchst wackere Prolog,
Was dieses Stück enthält, schon vorgetragen,

Und da er um die Ueberraſchung Euch betrog,
So geben wir auch nur des Paares Todesklagen;
Denn durch den Herrn Prolog habt Ihr ja breit vernommen,
Wie Beide, tiefbetrübt, zum ſchweren Ende kommen.
Und alſo macht zuerſt der arme Pyramus
Den fürchterlichen Schluß:
„Warum Natur, haſt Löwen Du gemacht,
Da nied'rer Löw mein Theuerſtes zerriß?
Das iſt, — nein, nein, das war der Damen Pracht,
Die lebte, liebte, labte, lugte ſüß".

„Kommt, Thränen werth,
Raus Wund' und Schwert,
In's Herz dem Pyramo!
Links hin geſtupft!
Wo's Herz mir hupft, —
So ſterb' ich, ſo, ſo, ſo!
Nun bin ich todt,
Aus iſt die Noth,
Den Himmel, Seel', erwirb!
O, Zung', liſch aus!
Mond! flieh hinaus!
Nun ſtirb, ſtirb, ſtirb, ſtirb, ſtirb!"

(Aus № 10
die ***Marcia funebre.***
Dann ſpricht Thisbe vom zwölften Tacte an zur Muſik bis
zu der Stelle: „**Thisbe erſticht ſich**".)

Schläfſt Du, mein Lieb?
Todt? Antwort gieb!
Steh' auf, mein Pyramus!
Sprich, ſprich! Ganz ſtumm!
Todt um und um!
Das Grab Dich decken muß.

Deine Lilienbrau!
Deine Naſe blau,
Die Primelwangen auch,
Sind hin, ſind fort!
Liebſte klagt dort,
Die Augen grün wie Lauch.
O, Schweſtern drei!
Kommt, kommt herbei
Mit Händen wie Milch bleich;
Taucht ſie in Blut,
Da Eure Wuth
Zerſchnitt ſeinen Faden weich.
Jung', nicht ein Wort!
Komm Schwert ſofort,
Zerbohr meine Bruſt in Weh'!
Ihr Freunde leid't!
So Thisbe ſcheid't:
Adje, Adje, Adje!

(Es folgen die letzten Tacte von № 10 der Mendelsſohn'ſchen Compoſition von der Bezeichnung an:

„Hier erſticht ſich Thisbe"

bis zum Schluſſe dieſer Nummer.)

(Geſprochen.)

Statt eines Epilog's ſchließt ſich nun gleich
Auf Theſeus Wunſch ein Bauerntanz daran,
Von Zweien der Geſellſchaft aufgeführt;
Vielleicht von Pyramus und Thisbe ſelbſt;
Doch glaubt gewiß, daß in der Wirklichkeit
Sie nicht ſo hohe Sprünge machen, wie
So eben ihre Phantaſie gemacht. —

XV.

Ein Tanz von Rüpeln.

(In Mendelsohns Composition № 11. Dann:)

(Gesprochen.)

Bei diesen Spielen kam die Mitternacht
Heran; die Stunde naht der Geisterwelt. —
Theseus entläßt mit heit'rem Wort die Gäste;
Mit frohem Klange scheiden sie vom Feste. —

(Die vier und zwanzig ersten Tacte von № 12 in Mendelsohns Composition bis zu der Bezeichnung:

„Droll kommt".)

(Gesprochen.)

Still wird es im Palast und immer stiller,
Beglückte Liebe freut Verschwiegenheit. —
Da meldet Droll: der Elfen Reich beginne.
Hört Ihr den Schelm, er naht; 's ist seine Zeit.

XVI.

(Die folgenden Tacte von № 12 von der Bezeichnung

„Droll kommt"

bis zu der Bezeichnung

„Droll spricht".)

Droll.

Jetzt bebenlt der Wolf den Mond;
Durstig brüllt im Forst der Tiger;
Jetzt, mit schwerem Dienst verschont,
Schnarcht der arbeitmüde Pflüger;
Jetzo schmaucht der Brand am Heerd'
Und das Käuzlein kreischt und jammert,
Daß der Krank' es ahnend hört,
Und sich fest ans Kissen klammert;

Jetzo gähnt Gewölb' und Grab
Und entschlüpft den kalten Mauern,
Sieht man Geister auf und ab,
Sieht am Kirchhofzaun sie lauern.
Und wir Elfen, die mit Tanz,
Hekate's Gespann umhüpfen,
Und gescheucht vom Sonnenglanz
Träumen gleich in's Dunkel schlüpfen,
Schwärmen jetzo; keine Maus
Störe dies geweihte Haus.
Voran komm' ich mit Besenreis
Die Flur zu fegen, blank und weiß.

Ihm folget jetzt der Elfen ganze Schaar,
Oberon und Titania an der Spitze.
Horch!

(Oberon, dann Titania, kommen und sprechen während der vier Fermaten.)

Oberon.

Bei des Feuers mattem Flimmern
Geister, Elfen, stellt euch ein!
Tanzet in den bunten Zimmern
Manchen leichten Ringelreih'n!
Singt nach meiner Lieder Weise,
Singet, hüpfet! lose leise!

Titania.

Wirbelt mir mit zarter Kunst
Eine Not' auf jedes Wort;
Hand in Hand, mit Feengunst
Singt und segnet diesen Ort.

Gesang.

1) **Elfenchor.** S. 102 bis 105 des Clavier-Auszuges.
2) **Solo.** S. 106 bis 107. Ebendas.
3) Chor, **Solo.** (Chor bis S. 112 bis 113.)

Geſprochen mit Muſikbegleitung.

(Ebendaſ. S. 112 bis 114 u. 115.)

Oberon.

Nun bis Tages Wiederkehr,
Elfen, ſchwärmt im Hauſ' umher!
Kommt zum beſten Brautbett hin,
Daß es Heil durch uns gewinn!
Das Geſchlecht, entſproſſen dort,
Sei geſegnet immerfort;
Jedes dieſer Paare ſei
Ewiglich im Lieben treu;
Ihr Geſchlecht ſoll nimmer ſchänden
Die Natur mit Feindeshänden;
Und mit Zeichen ſchlimmer Art,
Muttermaal und Haſenſchart,
Werde durch des Himmels Zorn,
Ihnen nie ein Kind gebor'n. —
Elfen, ſprengt durch's ganze Haus
Tropfen heil'gen Wieſenthau's;
Jedes Zimmer, jeden Saal
Weih't und ſegnet allzumal!
Friede ſei in dieſem Schloß
Und ſein Herr ein Glücksgenoß.
Nun genung!
Fort im Sprung
Trefft mich in der Dämmerung.

Geſang.

(Kurzer Chor: Nun genung u. ſ. w.)

(Geſprochen.)

Sie Alle ſind entſchwunden, nur Freund Droll
Blieb noch zurück, ein Wörtchen Euch zu ſagen:

Droll.

Wenn wir Schatten Euch beleidigt,
O, ſo glaubt — und wohl vertheidigt
Sind wir dann! — Ihr Alle ſchier
Habet nur geſchlummert hier,
Und geſchaut in Nachtgeſichten,
Eures eig'nen Hirnes Dichten.
Wollt Ihr dieſen Kindertand,
Der wie leere Träume ſchwand,
Liebe Herr'n, nicht gar verſchmäh'n,
Sollt Ihr bald was Beſſ'res ſeh'n.
Wenn wir böſem Schlangenziſchen
Unverdienter Weiſ' entwiſchen,
So verheißt auf Ehre,

(Von hier ab mit Muſikbegleitung geſprochen:)

Droll.

Bald Euch unſ'res Dankes Zoll,
Iſt ein Schelm zu heißen willig,
Wenn dies nicht geſchieht, wie billig.
Nun, gute Nacht! Das Spiel zu enden,
Entlaßt uns mit gewog'nen Händen!

Ende.

R 80536

Germania.

Historisches Lesebuch

für

Gymnasien, Realschulen und Erziehungsanstalten.

Zusammengestellt und herausgegeben

von

Dr. C. L. B. Wolff,

ordentlichem öffentlichen Lehrer [illegible] an der Universität zu Jena, mehrerer gelehrten Gesellschaften [illegible] und Ehrenmitglied u. s. w.

Leipzig.
Verlag von Otto Wigand.
1847.

BERLIN

Widmungsbrief und Einleitung.

Hier, lieber Stoy, übergebe ich Ihnen das Buch, eine Frucht Ihrer wiederholten Aufforderungen, mein Bischen Beredsamkeit in den Gesellschaftsräumen unserer Nation für den Unterricht der deutschen Jugend in dem, was sie bei der Bildung derselben mit Recht als einen der wichtigsten und schwierigsten Gegenstände betrachten, nach meinen Kräften zu verwenden. Der alte gute Spruch: Non scholae sed vitae ist jetzt zu einer so allgemein anerkannten Wahrheit geworden, daß man nicht mehr seine Gründe anzuführen braucht, warum man in dieser oder in jener Disciplin den althergebrachten Weg verlassen und eine neue Bahn eingeschlagen hat, sobald aus der Art, wie man es eben that, nur deutlich hervorleuchtet, daß die geistige Durchbildung und Aneignung für das wirkliche Leben Ziel und Zweck des Unternehmens war. Wie sich in der Erziehung überhaupt nur dann ein günstiger Erfolg hoffen läßt, wenn sich Schule und Haus gegenseitig durchdringen und ergänzen, ist es im ganzen Entwicklungsgange des Menschen ebenfalls. Wo sich das Wissen nicht auf das Leben, das Leben nicht auf das Wissen bezieht, da wird das Leben selbst leicht, einem Mißjahre vergleichbar, das gerade für die Früchte, die man am Nothwendigsten braucht, eine schlechte Ernte liefert, und dagegen das Ueberflüssige im Ueberfluß erzeugt, so daß der Besitzer, zwischen Reichthum am Entbehrlichen und Mangel am Unentbehrlichen schwankend, nie zu völliger Herrschaft über das Seinige und noch weniger zum rechten, befriedigenden Genusse seines Eigenthums gelangt, und am Ende mit großer Reue beklagen muß, weder die Zeit noch die Witterungsregeln, noch die Eigenthümlichkeit seines Grundbesitzes erkannt, und wie sich's gehört, benutzt zu haben, was er mit offenen Augen leicht von seinem Nachbar, dem einfachen Bauersmann, hat lernen können, dessen Scheuern, trotz späten Frösten und anderen Plagen sich dennoch ersprießlich füllten.

Was erzählen Sie mir da von wohlbekannte Dinge? werden Sie ausrufen, und Sie, der rastlos thätige, lebensfrische Pädagog, haben vor Allem ein Recht dazu, das zu sagen. — Aber dies Buch soll nicht allein in ihre Hände kommen, sondern seiner Bestimmung nach in möglichst viele und namentlich in die Hände von jüngeren Lehrern, die dahin streben, wo Sie schon lange stehn, und da scheint es mir doch nicht so ganz unpassend, zwar allgemein Bekanntes, aber ewig Wahres und dennoch selbst in unserer drängenden Zeit leider immer noch so oft Verkanntes voranzusenden, um eben das Folgende desto eindringlicher daran knüpfen zu können. Wir begegneten uns, wie Sie sich wohl erinnern werden, in einem langen und

lebhaften Gespräche, das wir im vorigen Jahre, gelegentlich der ersten Hefte der vorliegenden Sammlung führten, besonders in der Ansicht, daß trotz der vielen Lesebücher und Hülfsmitteln für den geschichtlichen Unterricht in unseren Schulanstalten — von den eigentlichen gelehrten Schulen kann hier nicht die Rede sein, obwohl es da auch noch sehr im Argen liegt, — dieser, der geschichtliche Unterricht selbst, noch häufig sehr mangelhaft sei und daß man eben dem guten Willen und dem redlichen, aber nicht immer ausreichenden Streben der Lehrer auf eine neue Weise zu Hülfe kommen müsse. Sobald nämlich der Lehrer die Darstellung vergangener Ereignisse dem Schüler nicht so zu sinnlicher Anschauung zu bringen weiß, daß sie ihm wie Ergebnisse der Gegenwart in nächster Umgebung erscheinen, so wird, und wenn er es noch so unermüdlich fleißig und [illegible] der ganze Geschichtsunterricht, den er giebt, unfruchtbar bleiben. Daß die Unterweisung in diesem [illegible] des Wissens wie eine der nothwendigsten, so eine der schwierigsten sei, sehen sehr Viele, zu deren Beruf sie gehört, noch immer nicht ein und wenn sie es thun, so wissen sie es doch nicht recht anzugreifen, um das todte Wort in ein lebendiges zu verwandeln, um die Thaten der Vorzeit dem Zögling nicht in das schlüpfrige Gedächtniß der Jugend, sondern in das warmblütige Herz derselben zu schreiben, das die hohen Lehren, die es dadurch empfängt, nicht lernt, sondern fühlt, und sich daran heranbildet, von großen Gedanken erfüllt, zu großen Handlungen bereit und gerüstet. Ich weiß es sehr wohl und wir wissen es Alle, groß handeln können ist ein Glück, das nicht Jedem vom Schicksal gewährt wird, aber groß zu denken ist eine Gabe, die Gott keinem Menschen versagt hat und versagt, der die Heiligkeit menschlicher Bestimmung erkennt. Das eben lehrt vor Allem die Geschichte und darin liegt ja ihre hohe Wichtigkeit; darum hat aber auch ein Lehrer der Geschichte für die Jugend eine fast noch bedeutendere Aufgabe zu lösen, als ein Lehrer der Religion. Gute Religionslehrer wissen das auch und verbinden Beides in ihrer Unterweisung auf das Innigste mit einander, ja sie geben in tüchtigem Fortschritte von der Geschichte des Glaubens erst zum Glauben selbst über, vom Leben im Herrn, wie es sich bei den Gläubigen gestaltete und ausbildete, zur Lehre dieses Lebens. — So nun, meine ich, sollte alle Geschichte überhaupt getrieben werden. Sie muß dem Schüler so in das eigene Leben übergehen, daß sie ihm gegenwärtig wird wie die Gegenwart selbst, und Beide wechselsweise einander erhellen und beleuchten, daß ihm die Geschichte lehre das Leben, das Leben die Geschichte zu verstehn. Allerdings muß dieser Verarbeitung des Verständnisses noch ein anderes Verständniß vorhergehen, das nämlich des geschichtlichen Inhaltes an und für sich, und dieses zu wecken, herbeizuführen und zu leiten ist eben die Aufgabe des Lehrers, um so schwieriger, als das Verständniß stets nur den Fähigkeiten des Schülers angemessen sein kann. Darin aber vergreifen sich die Meisten. Gewöhnlich sind, und es läßt sich bei unseren Lebensverhältnissen einmal nicht anders einrichten, die Geschichtslehrer in unseren Erziehungsanstalten junge Männer, die selbst noch vor Kurzem zu den Lernenden gehörten und namentlich sich mit ganz anderen Dingen beschäftigen mußten, als die sind, zu denen ihr jetziger Beruf sie hinführt. Entweder machen sie daher, oft selbst noch mühsam Versäumtes oder Vergessenes nachholend, das Geschichtliche zu einer bloßen trocke-

nur Gedächtnißsache, fleißig und sorgfältig Jahrzahlen und Begebenheiten einlernend, — wobei sie dann häufig noch obendrein aus ängstlicher Gewissenhaftigkeit, oder im Stolz neuerworbener Gelehrsamkeit, die Schüler mit allen möglichen historischen Nebendingen und Quisquilien plagen, die bei den öffentlichen Prüfungen unkundigen Eltern einen gewaltigen Respect vor der außerordentlichen Gelahrtheit ihrer hoffnungsvollen Sprößlinge und dem überaus begabten Instructor derselben einflößen sollen, wo dem vernünftigen Zuhörer dann die armen Jungen entsetzlich dauern, denen die Lust am besten gründlichen Besitzthum so früh und so sehr verleidet wird — oder auch, sie meinen es mit den Knaben, den Umfang ihrer Fähigkeiten verkennend, zu gut, und wollen ihnen die Sache so leicht und angenehm wie nur möglich machen. Sie steigen also zu ihnen hinab, anstatt sie auf die nächste mögliche Stufe zu sich hinaufzuziehen. Dadurch wird den Schülern die Geschichte, was ihnen die Märchen sind: sie ergötzen sich daran, das Ergötzlichste oder Auffälligste bleibt ihnen auch im Gedächtniß haften, aber Cyrus und Alexander gelten ihnen nicht mehr als Däumling oder Oberon — diese Letzteren haben sogar den Vorzug, daß man keine Jahrezahlen bei ihnen zu merken braucht. „Es lebte einmal" oder „In grauen Zeiten" ist bei Weitem bequemer, als so und soviel nach Erbauung Roms, oder vor und nach Christi Geburt, der so und so vielten Olympiade gar nicht zu gedenken und der Sinn für die Wirklichkeit und deren hohe Wichtigkeit geht verloren, namentlich und ganz besonders aber der Sinn für die jedem Menschen und also jedem Bürger des Staates in unseren Tagen, so unerläßlich nothige und bedeutende gründliche höhere geschichtliche Ausbildung. — Unter Leben hat eine solche Wendung genommen und ist noch fortwährend in der Vollendung derselben begriffen, daß nach meiner Meinung binnen wenigen Jahren Jeder, dem es an gründlicher historischer Durchbildung fehlt, gleichviel welcher Art sein bürgerlicher Beruf sein möge, eine Null im bürgerlichen Leben sein wird.

Sie können mir einwerfen: „Trifft jener Tadel, den Sie so reichlich über die armen Lehrer der Geschichte in unseren Instituten ausschütten, nicht auch viele Professoren der Geschichte auf unseren Universitäten? — Ich erlaube mir Ihnen bescheiden darauf zu antworten: „Wohl möglich, aber das gehört nicht hieher, sondern in ein anderes Capitel eines anderen Buches.

Um nun unseren besseren Lehrern der Geschichte in unseren Erziehungsanstalten zur Hand zu gehen, Beides zu vermeiden, was oben gerügt wurde, habe ich dieses Hülfsbuch zusammengestellt. Es soll den mündlichen systematischen Unterricht, dessen Behandlung Jedem nach seinen Einsichten und den Fähigkeiten seiner Schüler überlassen bleiben muß, unterstützen, erleichtern, ergänzen, fördern. Ich meine nämlich, da die Geschichte zugleich das großartigste Bildungsmittel und die bedeutendste Wissenschaft für das ganze Leben im Allgemeinen ist, so soll auch schon früh darauf hingearbeitet werden, dem Knaben dies so deutlich zu machen, wie möglich, damit er die ewig, erhabene Führerin erkennen und in ihr die treue, uneigennützige Freundin, deren stetes Forschen nach Wahrheit die Grundlage alles höheren menschlichen Lebens ist, lieben lerne. Das aber erreicht man bei der Jugend am Besten, wenn man ihr zeigt, wie die Edelsten und Besten im Volke, die Fürsten, auf geistigem Gebiete diese Wissenschaft behandelten, ihr die Kräfte und Thaten eines

mühevollen Lebens zum Opfer bringend, und sie lehrt, darüber nachzudenken und sich das, was sie nach dem ihr bis dahin Gewordenen sich anzueignen vermag, in Saft und Blut ihres Geistes zu verwandeln. Hat der Lehrer auf seine Weise und nach seiner Methode einen Abschnitt vorgetragen und sich überzeugt, daß die Lernenden sich dessen bemächtigten, so möge er nun in dem Buche das dahin Einschlagende mit ihnen lesen und überlegen, ihnen das Seiner Gegenke erklären, und die Aeltern nach und nach anleiten, um selbst aufzusuchen, warum Dieses oder Jenes so und nicht anders behandelt wurde, von welchem Gesichtspunkte aus der Darsteller es betrachtete und was er sonst noch daraus herzuleiten vermag. Dadurch wird, glaube ich, der obige Zweck möglichst erreicht werden und die Jugend lernen, indem sie Vergangenheit und Gegenwart in steter Beziehung zu einander sieht, ihre Zeit und sich selbst zu erkennen, diese Erkenntniß aber fortzubilden und in geistig reiner Weise zu beleben. — Wie groß der Nutzen einer solchen Behandlung sein werde, das brauche ich wohl eben so wenig anzudeuten, als ich dem einzelnen Lehrer sagen kann, wie er es anzufangen habe. Ein guter Lehrer ist stets das beste Lehr- und Hülfsbuch und einem schlechten helfen die besten Lehr- und Hülfsbücher gewaltig wenig. —

Ich habe mich auf die Geschichte Deutschland für das Erste beschränkt, weil sie uns Deutschen die wichtigste bleibt; spricht dieser Versuch an, so werde ich später eine ähnliche Zusammenstellung für die Weltgeschichte folgen lassen. Was die Auswahl betrifft, so habe ich nicht das Bekannteste, denn das würde die Aufmerksamkeit schwächen, wohl aber das den allgemein bekannten Ereignissen und Charakteren am Nächsten Verwandte aus unseren besten Historikern genommen und dabei besonders auf die leichtere Verständlichkeit für die Jugend und das historische Interesse geachtet. Die durchgeführte Chronologie soll zu leichterer Orientirung als verbindender Faden dienen. — Vorzüglichen Dank habe ich noch unserem lieben beiderseitigen Freunde, Herrn Dr. Heinrich Rückert, zu sagen, der mit lebhafter Theilnahme nicht allein in meine Idee einging, sondern auch mit freigebigster Bereitwilligkeit aus dem reichen Schatze seiner eigenen historischen Arbeiten und Sammlungen das Geeignetste mittheilte und dem besonderen Zwecke anpaßte durch sorgfältige Uebertragung in unsere Muttersprache. — Daß ich endlich die alte Schreibart unserer Zeit näher gerückt, so wie hier und da, obwohl stets mit sorgsam schonender Hand, das der Jugend nicht Gehörige weggelassen habe, wird, denke ich, kein Verständiger tadeln. —

Mögen nun Sie, bester Stoy! und Erzieher, die Ihnen gleichen das Buch seinem Zwecke entsprechend und brauchbar finden, so ward die gute Absicht dieser Arbeit, die hoffentlich kein Wohlwollender verkennt, vollkommen erreicht, und es fühlt sich trefflich belohnt Ihr

Jena, im Februar 1847.

F. A. Wolf.

Deutschland und der Deutschen älteste Geschichte, Name und Abstammung*).

Die Länder der Erde haben ihre Namen von den Völkern erhalten, von welchen sie bewohnt wurden: Deutschland von dem Volke der Deutschen. Jedes Volk strebt sich so weit als möglich auf der Erde auszudehnen; nur da, wo es durch das Gegenstreben anderer Völker einen unüberwindlichen Widerstand findet, oder wo die Beschaffenheit der Erde unbesiegbare Hindernisse darbietet, erkennt es die Gränzen seines Landes an. Kein Volk wird seine natürlichen Gränzen erreicht zu haben glauben, wenn es nicht im Besitz eines Landes ist, welches ihm gewährt, was zum Bestehen und Gedeihen nothwendig gehört, und zugleich im Besitze solcher Marken, welche seine Vertheidigung gegen feindliche Angriffe zu erleichtern und den friedlichen Verkehr mit anderen Völkern zu fördern vermögen. Gebirge erleichtern die Vertheidigung, Meere fördern den Verkehr. Jedes Volk wird daher wünschen und streben, hier sich durch Gebirge zu schützen, dort mit dem Meere so weit als möglich in Verbindung zu kommen.

Solche Gränzen sind für das Land der Deutschen im Süden und im Norden nicht zu erkennen, schwer im Westen, kaum im Osten. Der Kamm der hohen Alpen, welcher sich von Abend gegen Morgen hinziehend die Gewässer nach Süden und nach Norden sendet, so daß die Quellen des Rheins, des Inns, der Ens zu diesem Lande gehören, bis er das Ufer der Donau erreicht, bildet die Gränze im Süden; gegen-

*) Aus H. Luden: Geschichte der Deutschen. Jena 1818 [illegible]

über im Norden das Meer, etwa von der Mündung der Weichsel bis zu der Mündung der Schelde, Jütland und die Inseln einschließend.

Die weiten Fluren zwischen diesen Marken gehören zu den glücklichsten Ländern der Erde. Im Süden mit hohen Bergen beginnend, verliert sich das Land durch alle Abstufungen nördlich in Niederungen, welche nur durch menschliche Anstrengung dem Meere abgerungen, nur durch menschliche Arbeit vor der Macht des Meeres geschützt werden können. Zwar fehlt es nicht an öden und wüsten Flächen, aber der größte Theil besteht aus fruchtbaren Gefilden, zu mannichfaltigem Anbau geeignet. Im reichsten Maaße bietet das Land unter der Erde wie auf der Erde, was ein Volk zur Entwickelung seiner Kräfte, zur Veredlung und zum Schmucke des Lebens nothwendig bedarf; es bietet Vieles dar, was fremde Völker suchen, um durch Tausch und Handel den Bewohnern zu gewähren, was etwa fehlen könnte. Auch verkümmert Nichts den Genuß. Das Land wird nicht von den sengenden Strahlen der Sonne verbrannt und nicht durch tödtende Kälte verödet. Reißende Thiere und giftiges Gewürm sind fast unbekannt; ekelhaftes Ungeziefer ist kaum vorhanden. Aber Deutschland bietet seine schönsten Gaben auch nur als den Lohn menschlicher Arbeit dar, hier und dort kärglich, meistens in Fülle. Die Bewohner dürfen nicht verweichlichen oder erschlaffen. Deutschland ist ein Land, das von tüchtigen und tugendhaften Menschen bewohnt werden muß.

Und als tüchtige und tugendhafte Menschen treten die Deutschen in der Geschichte auf. Ihr Eintritt erfolgt nicht viel über hundert Jahre vor Christi Geburt. Um diese Zeit hatten sie schon weite Länder inne; jenes Deutschland jedoch, dessen Gränzen angegeben worden sind, war in seiner ganzen Ausdehnung noch nicht in ihrem Besitze. Nur der nördliche Theil gehörte den Deutschen. Ein Bogen, anfangend, wo die Meerenge, die England von Frankreich sondert, am Schmalsten ist, fortgezogen bis zum Rheine, wo an der anderen Seite der Main einströmt, alsdann den Main hinauf, das Erzgebirge entlang, und endlich hinüber zur Ostsee bis gegen die Mündung des Niemen, möchte annähernd die Gränze des Landes bezeichnen, das um diese Zeit diesseits der Meere im Besitze der Deutschen war. Südlich von dieser Gränze wohnten gallische Völker; nur vom Erzgebirge bis zum baltischen Meere scheinen Sarmaten, Slaven, oder Völker von unbekannter Abkunft die Nachbarn der Deutschen gewesen zu sein. Aber auch Länder jenseits der Meere, der südliche Theil von Britannien, der Süden von Norwegen und Schweden, wurden von Deutschen bewohnt. Ob dieselben

sich über das Meer hinüber oder herüber verbreitet hatten, darf hier nicht untersucht werden, und möchte durch geschichtliche Forschung nicht zur Gewißheit zu bringen sein.

Auch im Fortgange der Zeit haben die Deutschen niemals die Marken erkannt oder bewahrt, welche die natürlichen Gränzen ihres Landes bilden. Die südliche haben sie überschritten, die nördliche mißachtet; die östliche und die westliche sind immer ungewiß geblieben, bald enger, bald weiter. Kamm nämlich hatten sie sich des südlichen Landes bemächtigt, so wurden sie durch die Uebermacht des römischen Reiches mit Unterwerfung und Knechtschaft bedroht. Sie setzten der Macht ihr Recht ein, ihren festen Willen, ihre Liebe zur Freiheit. Sie bewahrten ihre Selbstheit in einem Kampfe von Jahrhunderten, rächten den Frevel durch die Zertrümmerung des römischen Reiches und gründeten neue Reiche auf dem ungeheuren Schutt. Hierauf, nachdem sie auch die grause Macht asiatischer Barbaren gebrochen hatten, schienen sie in ihrer Hand zu haben, sich selbst ihre Marken zu setzen. Aber in der unendlichen Verworrenheit, in welche sie hineingerathen waren, wußte Niemand, wohin er seine Blicke richten sollte: ein Jeder war den Umständen unterworfen und diente den Leidenschaften. Und als endlich nach dem Verlauf neuer Jahrhunderte alle Deutsche, welche der Heimath, der Sitte und der Sprache der Väter treu geblieben waren, zu einem deutschen Reiche vereinigt wurden: selbst alsdann riß die Macht der Verhältnisse sie in verkehrter Richtung fort. Die Luft und die Anmuth Italiens verlockte sie, über die Alpen zu steigen, und ihre Herrschaft auf ein fremdes Land zu legen. Daher geschah, daß die nördliche Gränze Deutschlands, die früher im Drange der Umstände wenig in Betracht gekommen war, daß ein großer Theil der Meeresküste ganz aufgegeben und einem deutschen Stamme, den Dänen, wie einem selbständigen Volke überlassen wurde. Zum Theil hat das deutsche Volk in Wirrnisse verwickelt, die nicht gelöst sind bis diesen Tag; das Andere hat ein tüchtiges Glied vom Leibe des großen Volkes abgetrennt, und dasselbe unermeßlicher Vortheile beraubt, die Niemand genug beklagen kann, der zu würdigen versteht, wie viel der Verkehr mit dem Meere, der Welthandel und eine Seemacht für die Bildung, für die Ehre, für die Sicherheit eines Volkes austragen.

Die Geschichte der Völker beginnt gewöhnlich mit Sagen und Mähren, die bis in das Unbestimmte, bis in das Unendliche zurückgehen. Der ältesten Geschichte der Deutschen geht keine Sage, keine Mähre voraus. Die Deutschen verstanden die Kunst des Schreibens

noch nicht, als sie den Römern bekannt wurden, und Rom hörte früher das Geklirr deutscher Waffen als den Namen des deutschen Volkes. Bei den Römern wird daher zuerst der Deutschen gedacht; aber die römischen Schriftsteller haben nur aufgezeichnet, was ihnen zur Feier ihrer Siege und zur Verheimlichung ihrer Niederlagen dienen zu können schien; von den deutschen Kriegern haben sie gesprochen, auf Deutschlands innere Zustände aber haben sie nur selten ihren Blick geworfen, und gegen die Sagen, die unter den Deutschen über die Zeit der Völker gehen mochten, sind sie völlig gleichgültig gewesen. Der Krieg zwischen den Römern und den Deutschen, mit welchem ihre Ueberlieferungen beginnen, ist im Fortgange der Zeit ein Kampf auf Leben und Tod geworden. Reich an großen Thaten, reich an gewaltigen Ereignissen und vielen Wechselfällen hat derselbe 600 Jahre gedauert. Im Ablaufe dieser langen Zeit verlor sich auch unter den Deutschen das Andenken an die Väter; die späteren Thaten und Leiden löschten das Gedächtniß der Thaten und Leiden in der Vorzeit aus und verdunkelten die ruhmwürdigsten Tage der alten Helden. Ueberdies hatte eine neue Religion, die eine neue Ansicht wie von des Menschen Werth und Bestimmung so von den Dingen dieser Welt begründete, Eingang gefunden. Die Bekenner derselben waren bemüht, Alles auszureuten, was aus den Zeiten des Heidenthumes stammte, ihele Bäume wie unfruchtbares Gestrüpp.

So ist es gekommen, daß die älteste Geschichte der Deutschen lediglich aus römischen Schriftstellern gewonnen werden muß. Wir können mit unseren Forschungen nicht über den Zusammenstoß der Deutschen mit den Römern hinaus, nicht über die armen, einseitigen und kalten Nachrichten feindseliger Männer. Wenn der Strom der Zeit, der so viel Großes und Herrliches aus alten Tagen verschlungen hat, auch die wenigen römischen Schriftsteller, die von den Deutschen sprechen, hinweggeschwemmt hätte, so würde von den Zeiten, in welchen die Deutschen frisch und rein in ihrer Eigenthümlichkeit erschienen, nicht das Mindeste zu unserer Kenntniß gekommen sein. Die Geschichte der Deutschen würde um vier-, um fünfhundert Jahre später beginnen. Alsdann würde es freilich nicht an Sagen fehlen, welche der Geschichte vorausgehend nach fernen Ländern und in ferne Zeiten weisen, welche aber nichts gemein haben mit den Nachrichten der Römer aus jenen vier oder fünf Jahrhunderten.

Bei diesem Zustande der Ueberlieferungen bieten sich dem Geschichtschreiber des deutschen Volkes für die ältesten Zeiten zwei Wege dar.

Er kann entweder alle Bemerkungen über das Land und Volk der Deutſchen, die ſich bei römiſchen Schriftſtellern finden, ſammeln, aus denſelben eine Beſchreibung des häuslichen und geſellſchaftlichen Lebens der Deutſchen verſuchen, und hierauf den Urſprung und den Gang des Krieges zwiſchen den Deutſchen und den Römern erzählen, oder er kann, den römiſchen Schriftſtellern folgend, mit den Kriegen zwiſchen Römern und Deutſchen beginnen, und den Vorhang, der die inneren Zuſtände der Deutſchen verdeckt, nach und nach aufziehen, ſo weit die Römer mit den Deutſchen bekannt geworden ſind. Der erſte Weg ſcheint der natürlichſte; aber die Wahl deſſelben wird bedenklich, weil er bei dem Mangel aller deutſchen Nachrichten kein Mittel zur Würdigung der römiſchen gewährt; der zweite dagegen hat den Vortheil, daß er die Stellung und Stimmung zeigt, in welcher die römiſchen Schriftſteller ihre Nachrichten über Deutſchland und die Deutſchen niedergeſchrieben haben, und dadurch vor einem blinden Vertrauen zu ihren Angaben bewahrt.

Bei den römiſchen Schriftſtellern kommen aber die Namen Deutſche und Deutſchland nicht deutlich vor. Sie nennen das Land Germanien und die Geſammtheit der Bewohner Germanen. Ihnen war jedoch wohl bekannt, daß die Menſchen, welche ſie mit dem Namen Germanen bezeichneten, weder ſich ſelbſt als Volk Germanen, noch ihr Land Germanien nannten, ſondern daß dieſe Namen willkürlich gebildet oder zufällig entſtanden waren. Sie haben ſelbſt die Deutung der Namen verſucht; ſie glaubten ſogar zu wiſſen, wie und wo die Namen entſtanden ſeien. „Vier Völker, heißt es, auf der linken Seite des Rheines, in der Folge gemeinſchaftlich Tungrer genannt, hatten gegen galliſche Völker ein Bündniß zur Wehr geſchloſſen. Die Männer dieſes Wehrbundes, die Wehrmannen, waren ſiegreich in das Land der benachbarten Gallier eingedrungen. Hier ſagten ſie den Beſiegten, um ſie zu ſchrecken, alle ihre Volksgenoſſen ſeien Wehrmannen, Alle zu Wehrmanneien vereinigt. Seitdem kamen die Wörter Wehrmannen und Wehrmannei von den Volksgenoſſen der Tungrer bei den Galliern in Gebrauch, wurden aber von den Galliern Germanen und Germanien ausgeſprochen. Die Römer lernten die Namen von den Galliern; Julius Cäſar führte dieſelben in die Geſchichte ein; die ſpäteren Schriftſteller behielten ſie bei, theils weil das Anſehen des göttlichen Julius groß war, theils weil es den Römern immer nur auf eine feſte Bezeichnung der Menſchenmaſſen ankam, die unterworfen waren, oder unterworfen werden ſollten.

Der Angabe über die Entſtehung des Namens Germanen iſt eine

zweite hinzugefügt: daß alle Deutsche sich den Namen Germanen beigelegt hätten, nachdem derselbe von den Tungrern erfunden worden war. Diese Angabe jedoch ist ein Irrthum. Die Deutschen haben sich selbst als Volk niemals Germanen genannt. Wenn es je von Einzelnen geschehen ist, so ist es nur den Römern gegenüber im Kriege und bei Verhandlungen geschehen. Aber selbst in solchen Fällen hat der Sprecher wahrscheinlich immer: wir Deutsche, gesagt, wo die römischen Schriftsteller, um ihren Lesern verständlich zu sein, ihn: wir Germanen, sagen lassen. Denn es leidet keinen Zweifel, daß die Deutschen sich selbst Deutsche und ihr Land Deutschland genannt haben durch alle Zeiten hindurch bis auf den heutigen Tag. Nach einer alten Ueberlieferung verehrten die Germanen den deutschen, den erdgeborenen Gott und dessen Sohn, den Mann, als den Ursprung und die Gründer des Volkes. Die Ersten aus diesem Volke, mit welchen die Römer zusammentrafen, erschienen unter dem Namen Teutonische oder Teutsche, Erdentsprossene, oder vielmehr sie erschienen nach der Angabe der Römer unter dem abgekürzten Namen Teuton, Teuten, Söhne des Teut, der Erde und des deutschen Mannes. Dieses geschah zu einer Zeit, als die Römer den Namen Germanen noch nicht gehört hatten. Nachdem aber dieser Name von Cäsar vorgezogen war, verschwand der Name Teuten oder Teutsche aus den Werken römischer Schriftsteller. Die Römer gebrauchten denselben fortan nur von jenen Deutschen, mit welchen sie den ersten Krieg geführt hatten. Die deutschen Völker, mit welchen sie durch Cäsar und nach Cäsar im Krieg oder in Frieden in Berührung kamen, wurden daher gewöhnlich unter ihren besondern Namen aufgeführet, und wenn je von der Gesammtheit aller deutschen Völker die Rede war, so wurde dieselbe mit dem Namen Germanen bezeichnet. Diese Weise ist selbst dann noch geblieben, als die Geschichtschreibung von den Römern auf Männer deutsches Stammes überging. Diese Männer schrieben lateinisch und glaubten, das Wort Germanen in gelehrter Weise anwenden zu müssen. Auch mochte die Einführung des wahren Namens in die Geschichte den Schriftstellern bedenklich sein, weil dieser Name schon durch die alten römischen Schriftsteller eine besondere geschichtliche Bedeutung erhalten hatte, und weil zu ihrer Zeit viele Deutsche weithin über die Trümmer des römischen Reiches verstreuet lebten, welche die vaterländische Sprache und Sitte schon vergessen hatten, und wohl noch wegen ihrer Abstammung Germanen, aber wegen ihrer fremdartigen Sprachen und Weisen nicht mehr Deutsche genannt werden konnten. Dagegen erscheint das Grundwort Teut in vie-

len Eigennamen durch alle Jahrhunderte hindurch ununterbrochen in der Geschichte. Und als Karl der Große alle rein deutschen Völker zu seinem Reiche gebracht hatte, ja noch ehe die Sachsen unterworfen waren, nannte er alles Land rechts vom Rheine schon zu Anfange des letzten Viertheils im achten Jahrhunderte Teutonia. Am Anfange des neunten Jahrhunderts, 801, wird die Sprache in diesem Lande die deutsche Sprache genannt. Im Ablaufe dieses Jahrhunderts wird die Benennung deutsch vorherrschend, und der Name Germanen tritt ganz zurück: das Land heißt das deutsche Land, das Volk bald die Teuten, wie bei seiner ersten Erscheinung in der Geschichte, bald die Teutonischen oder Teutschen. Der erste König, der die sämmtlichen deutschen Völker rechts vom Rhein in ein einziges Reich vereinigte, Ludwig, Karl des Großen Enkel, hat den Beinamen des Deutschen erhalten, und von Otto dem Großen an haben sich die Könige in Teutschland Könige der Teutonischen, der Deutschen genannt. Und dieser Ausdruck erscheint in Gesetzen und bei Schriftstellern nicht etwa wie eine neue Bezeichnung, sondern er wird ohne Bemerkung und Erläuterung als Allen wohlbekannt, als vorhanden im Leben gebraucht. In der That würde unbegreiflich sein, wie die Namen Teutschland, teutsche Sprache, deutsches Volk, König der Deutschen im neunten oder im zehnten Jahrhundert hätten entstehen können.

Ueber eine andere Frage hingegen: woher die Deutschen in das Land gekommen sind, das nach ihnen benannt worden ist, walten noch große Zweifel. Die römischen Schriftsteller haben sich um diese Frage nicht bekümmert. Dieselbe Ueberlieferung, welche des deutschen Gottes und des deutschen Mannes als der Gründer dieses Volkes gedenkt, erklärt auch die Germanen um so zuverlässlicher für Eingeborene des Landes, da sie sich als ein eigenthümliches, reines, nur sich selber gleiches Volk darstellten, und da die Aehnlichkeit fast aller Germanen, ihre hohe Gestalt, ihr trotziges blaues Auge, ihr hochgelbes Haar dafür zeugten, daß sie unvermischt geblieben seien mit anderen Nationen. Dieses Zeugniß aber hat in späteren Tagen nicht genügt; vielmehr hat man auf zweifache Weise versucht, das deutsche Volk aus Asien herzuleiten. Man ist von der Annahme ausgegangen, der wahre Stammvater der Deutschen müsse sich in Noah's rettendem Kasten befunden haben, und hat sich viele Mühe gegeben, zwischen diesem Stammvater und den Deutschen den Zusammenhang aufzufinden und nachzuweisen. In neuerer Zeit sind diese Bemühungen aufgegeben. Dagegen haben gelehrte Forschungen über die Natur, die Uebereinstimmung und die Ver-

schiedenheit der Sprachen zu Entdeckungen geführt, aus welchen man, zu überraschender dieselben waren, beste raschere Folgerungen gezogen hat. Man hat eine große Aehnlichkeit zwischen der deutschen und der persischen Sprache bemerkt, und zugleich im Sanskrit eine so unverkennbare, ursprüngliche Einheit gefunden, daß man berechtigt zu sein glaubt, das Sanskrit als die Wurzel zu betrachten, aus welcher die persische und die deutsche Sprache wie Stämme entstanden seien. Aus dieser Annahme ist die Behauptung hervorgegangen, das deutsche Volk habe ursprünglich in Asien gesessen, sei mit den Persern verwandt und stamme von den Hindus ab; aus unbekannten Gründen habe es sich von seinen Stammgenossen getrennt, sei in nordwestlicher Richtung fortgezogen, und endlich in den Ländern sitzen geblieben, in welchen es bei dem Anfange seiner Geschichte erscheint.

Die Aehnlichkeit der Sprachen steht einsam da: die Angaben der Geschichte können durch keinerlei Deutung in Beweise für die Verwandtschaft der Deutschen mit den Persern und den Hindus umgewandelt werden. Alles scheint daher von der Beantwortung der Frage abzuhängen: ob die Aehnlichkeit zweier Sprachen den Beweis für die Verwandtschaft, für die gleiche Abstammung der Völker liefere, von welchen diese Sprachen gesprochen werden. Diese Frage kann auf geschichtlichem Wege keine Beantwortung finden. Auch würde dieselbe für die spätere Geschichte ohne Bedeutung sein. In dem Leben der Deutschen wird durch die Annahme oder die Nichtannahme jener Verwandtschaft Nichts erklärt. Deßwegen scheint der Geschichtschreiber der Deutschen sich diesem Volk erst da nahen zu dürfen, wo es in seinen Gesichtskreis eintritt, nämlich in Deutschlands Fluren.

Charakter. Sitten. Wissenschaften. Künste. Handel. Politische Verfassung und Religion der Deutschen *).

Vor Allem müssen wir die Hauptzüge in dem deutschen Charakter suchen; das Uebrige wird sich von selbst geben. So wie Tacitus, Mela, Strabo, Seneca und Andere die Deutschen beschrieben, waren sie eine kriegerische und von dem Geist der Freiheit und Unabhängigkeit ganz beseelte Nation. Alles athmete Krieg bei ihnen. Alsdann fing der Mensch gleichsam an zu leben, und wurde als ein Thei des Volkes und Mitglied des Staates betrachtet, wenn er das erste Mal die Waffen in die Hände bekam, was allemal mit großer Feierlichkeit und in der Versammlung des Volks geschah. Wenn er sie einmal hatte, ließ er sie nie von sich; zu Hause und auf dem Felde führte ein Jeder seine Waffen mit sich. Mit diesen ging er zu Tische, zu öffentlichen Gastmahlen, in die Versammlungen des Volks, vor Gericht, und legte sich mit ihnen schlafen. Damit er sich auch allenfalls nach dem Tode wehren oder darin üben konnte, bekam er sie mit sich in das Grab. Kurz, bei den Deutschen machten die Waffen den Mann aus; beide Ideen flossen zuletzt in eine zusammen, und selbst nach der Sprache ihrer Gesetze waren eine Lanze und ein Mann gleichbedeutende Worte. Einige Völker hielten ihre Waffen sogar für etwas Göttliches, und überhaupt war kein Schwur heiliger bei den Deutschen, als durch ihre Waffen.

Dieser kriegerische Geist verbreitete sich über alle ihre Handlungen und ihr ganzes Gedankensystem. Ihre Schauspiele und Ergötzungen waren kriegerisch; ihre Ceremonien waren kriegerisch, selbst diejenigen, die bei Handlungen gebraucht wurden, wo nichts als sanfte Empfindungen rege gemacht werden sollten, z. B. bei Hochzeiten und dergleichen; ihre Religion war kriegerisch, ihr Himmel, den sie nach dem Tode hofften, und selbst ihre Weiber waren kriegerisch. Diese gingen mit ins Feld und stellten sich auch in dem hitzigsten Treffen so nahe an ihre Männer, daß sie ihnen zurufen und Muth einsprechen konnten. Seneca drückt den Charakter der Deutschen ganz kurz mit folgenden Wor-

*) Aus: M. J. Schmidt's Geschichte der Deutschen. Ulm 1778. B. I. S. 18—40.

ten aus: Sie (die Deutſchen) werden in den Waffen geboren, erzogen, und ihre einzige Sorge geht auf die Waffen, das Uebrige vernachläſſigen ſie.

Nur iſt die Frage, wie dieſer kriegeriſche Geiſt in ihnen entſtanden ſei. Der Menſch iſt an ſich nicht bösartig, oder ein geborner Feind anderer Menſchen; wenn auch Hobbes, dieſes zu erweiſen, die Hunde zu Zeugen aufruft. Denn auch dieſen, ſagt er, iſt es bekannt, indem ſie bei Tage alle Unbekannte, die in das Haus kommen, anbellen, zur Nachtzeit aber Alle ohne Unterſchied. Gleich wie wir den Deutſchen in den Waffen antrafen, ſo hat man auch ganz friedfertige Nationen gefunden. Der mit ſeiner Armuth und ſich ſelbſt zufriedene Lapp- und Grönländer ſind lebendige Zeugen davon. Die Deutſchen müſſen alſo noch vor Cäſar und Tacitus uns unbekannte Perioden durchlaufen haben, in welchen eine ſolche Stimmung ihrer Neigungen und Seelenkräfte durch eine beſondere Zuſammenwirkung mehrerer Urſachen hervorgebracht worden iſt.

Wenn das Intereſſe eines Menſchen ſich mit dem des andern durchkreuzt; wenn er ſeine Bedürfniſſe nicht befriedigen kann als auf Unkoſten eines Dritten: dann fängt die in ſeinem Herzen verborgene Bosheit an, ihre Keime hervorzutreiben. Die Völker in dem Zuſtande der Barbarei haben wenig Bedürfniſſe; dieſe aber ſind um ſo ſtärker, weil ſie nicht durch die Einbildung, ſondern durch die Nothwendigkeit allein erzeugt werden. Tacitus ſetzt als das erſte Nahrungsmittel der Deutſchen die wilden Baumfrüchte an. Dieſe konnten aber nicht lange hinreichen, eine Menge Volks zu ernähren. Man mußte bald auf andere Mittel denken. Das nächſte war die Ermordung der Thiere, die ſchon theils wegen eigener Sicherheit, theils um ſich gegen die Kälte durch ihre Häute zu ſchützen, nothwendig geworden war. Nun wollte man ſich auch von ihrem Fleiſch nähren. Tacitus ſetzt daher das rohe Wildpret (recens fera) als das zweite Nahrungsmittel der Deutſchen an. Manche Thiere ſind dem Menſchen an Stärke, andere an Geſchwindigkeit überlegen. Man mußte auf Waffen denken, und das Morden ward eine Kunſt, aber auch um Vieles erleichtert. Die Erfindung der Waffen iſt der erſte Schritt zum Kriege. Von dem Kriege, der mit den Thieren geführt wird, iſt der Uebergang allemal leicht zu dem mit den Menſchen. Und wenn einmal der Krieg angefangen hat, wachſen aus einem immer neue Urſachen zu andern hervor.

Der Krieg hat ohnehin allezeit ein heimliches Vergnügen bei ſich. Der Krieger macht Verſuche ſeiner Kräfte, er lernt ſie kennen, und wenn

er ſiegt, ſo iſt ſeine Zufriedenheit vollkommen. Gleich wie durch den Sieg das Gefühl ſeiner eigenen Kräfte, das Angenehmſte, das der Menſch hat, ungemein erhoben wird, ſo wartet auch das frohe Zujauchzen einer ganzen Nation auf ihn, welches ihn noch mehr über ſich ſelbſt erhöht. Und auf ſolche Art kann der Krieg, beſonders in einem Stande, wo der Menſch noch nicht gelernt hat ſeine Vergnügungen zu genießen, und die Sympathie nicht ſtark genug iſt, ihn von dem Leid zurückzuhalten, ſeine Lieblingsbeſchäftigung werden. Der Nutzen, den er daraus zieht, unterhält in ihm dieſe Neigung. Im Kriege wird Beute gemacht, eine Art zu erwerben, die Leuten, die nichts arbeiten mochten, allezeit die liebſte war. Man gewöhnt ſich daran und glaubt zuletzt zu Allem berechtigt zu ſein, was man Kräfte genug hat behaupten zu können. Auf ſolche Weiſe entſteht das Recht der Stärke, welches Pomponius Mela als einen charakteriſtiſchen Zug der Deutſchen anſieht. Ammianus Marcellinus ſagt daſſelbe von den Alemanniern insbeſondere, und Sidonius Apollinaris von den Sachſen. So antworteten ebenfalls die Gallier den Herulern, daß ſie das Recht in ihren Waffen trügen, ſtarken Leuten gehörte Alles, wohin ſie reichen könnten. Obſchon die Deutſchen gleichwohl ſo viel einſahen, daß ohne innere Sicherheit kein Staat beſtehen könne, ſo war doch das Rauben und Stehlen außer dem Gau eines jeden Volkes, zu welchem Einer gehörte, keine Schande. Aus dieſem Grunde übten ſie auch das ſogenannte Strandrecht aus, wovon wir noch die Spuren im vierzehnten Jahrhundert in Deutſchland finden.

Hierin fanden ſie ſo wenig Ungereimtes, daß ihre Lieblingsnamen, ſo wie ihre Feldzeichen, von ſtarken oder von Raubthieren entlehnt waren, als wenn ſie ſich eine Ehre daraus machten, ihnen zu gleichen; während es hingegen ein Scheltwort war, Jemanden einen Haſen zu nennen, was in der Folge nach den ſalliſchen Geſetzen mit ſieben Sols bezahlt werden mußte.

Wenn die Jagd nicht mehr hinreicht, die Bewohner eines Landes zu nähren, ſo iſt das nächſte Zufluchtsmittel die Viehzucht. Gleich wie der Jäger mit allen Thieren Krieg führt, ſo fängt der Menſch in dieſem Stande an, einiger zu ſchonen, und eine Art von Frieden und Geſellſchaft mit ihnen zu errichten. Er nährt ſich von ihnen; hingegen nährt er ſie wieder. Nun wird ſeine Lebensart ruhiger; er behält Muße zum Nachdenken; ſeine Sitten werden ſanfter, und er kömmt um einen ſtarken Schritt dem geſellſchaftlichen Leben näher. Die Deutſchen trieben

zwar von den älteſten Zeiten an die Viehzucht, und lebten zum Theil von geronnener Milch (lac concretum); aber ſie blieben Jäger, und, was noch mehr iſt, entſchloſſene Krieger dabei.

Die Noth lehrte ſie zuletzt auch den Ackerbau treiben, welcher die letzte Stufe zu dem geſellſchaftlichen Leben iſt, indem aus dem Schooße des Ackerbaues alle Künſte, die Verfeinerung der Sitten, die Aufklärung des Verſtandes, das Eigenthum und die darauf gegründete bürgerliche Verfaſſung, die jetzige Bevölkerung endlich ſelbſt hervorgeſtiegen ſind. Die Deutſchen kannten dieſe Folgen; ſie wollten ſie aber nicht. Sie gefielen ſich mehr bei ihrer Barbarei als bei aller möglichen Vervollkommnung ihres Zuſtandes. Sie wenden keinen Fleiß auf den Ackerbau, ſagt Cäſar von den Sueven, die den größten Theil der Nation ausmachten, ſondern ihre Nahrung beſteht meiſtens in Milch, Käſe und Fleiſch. Keiner hat eine beſtimmte Morgengabe an Feldern, oder eigene Grenzen; ſondern ihre Obrigkeiten und Fürſten theilen den Familien und Anverwandtſchaften, ſo wie ſie ſich in eine Geſellſchaft zuſammengethan haben, ſo viel alle Jahre aus, als und wo es ihnen gefällt, und machen ſie das nächſte Jahr anderwärts hinziehen. Cäſar gibt auch die Urſachen an, warum ſie es gethan haben: damit ſie ſich nicht durch die Gewohnheit ſo ſehr von dem Ackerbau einnehmen ließen, daß ihnen die Luſt zum Kriege darüber verginge; damit ſie nicht nach weitläufigen Beſitzungen trachten, und die Mächtigen die Schwächern verſchlingen möchten; damit ſie ſich nicht auf eine beſſere Bauart legten, um ſich gegen Hitze und Kälte zu ſchützen; damit die Geldgier, aus welcher Uneinigkeiten entſtehen, nicht einreiße; und endlich, damit das Volk ſich eher in Schranken halten ließe, wenn eine vollkommene Gleichheit unter ihm herrſchte. In dieſen Grundſätzen liegt in der That mehr Philoſophie, als man von Barbaren erwarten ſollte. Vorausgeſetzt nämlich, daß das Kriegsſyſtem das beſte für die Nation war, kann nichts Richtigeres gedacht werden. Cäſar redet zwar nur von den Sueven; allein Tacitus, der die Nachrichten Cäſars vermuthlich vor ſich gehabt hat, ſcheint auch noch von ſeinen Zeiten zu behaupten, daß kein Eigenthum der Felder eingeführt war. Wenigſtens hatte es noch keinen Werth, indem man ſich wenig darum bekümmert, ſo lange ein Jeder zum Ueberfluß hat, der nur bauen will. So viel iſt immer

gewiß, daß die Deutschen auch nach diesem den Ackerbau nur auf einen gewissen Punkt, höchstens nämlich so viel, als ihnen nothwendig war, getrieben haben. Sie blieben also dort, wo sie als Jäger und Krieger gestanden, auch als sie den Ackerbau trieben, stehen; und dieser konnte seine gewöhnlichen Folgen nicht haben.

Nun werden wir endlich im Stande sein, ihnen ihren Platz in den verschiedenen Stufen der Menschheit anzuweisen. Man hat schon längst bemerkt, daß ganze Gesellschaften sich durch ähnliche Veränderungen durcharbeiten müssen, wie einzelne Menschen. Gleich wie diese ihre Kindheit, ihr Jünglings- und Mannesalter haben, also haben es auch so zu sagen ganze menschliche Gesellschaften. Die Deutschen waren nicht mehr in dem Stande der Wildheit, welcher gleichsam der Stand der Kindheit für die Völker ist. Sie mußten schon mehr Sorge für ihre Nahrung tragen, und eben dadurch, daß sie den Ackerbau einigermaßen trieben, mußten sie auch mehr Kenntnisse haben, als der sogenannte Wilde gewöhnlich hat. Ihre gesellschaftliche Verfassung, ob sie schon noch sehr unvollkommen war, näherte sich doch schon etwas den polizirten Staaten. Wenn sie noch keine geschriebenen Gesetze hatten, so hatten sie doch Gewohnheiten, die die Stelle derselben vertraten. Obschon das Metallgraben eine verächtliche Arbeit bei ihnen war, so war doch der Gebrauch des Eisens eingeführt, welches allein schon einer Nation vor einer andern, die es nicht kennt, ungemeine Vorzüge gibt. Man kann demnach von ihnen sagen, daß sie bereits das Jünglingsalter, welches man den Stand der Barbarei bei Völkern nennt, angetreten haben. Kurz, sie waren eben so begierig nach Freiheit, eben so große Feinde des Zwanges, eben so sehr dem Müßiggang ergeben, eben so voll von wilder Herzhaftigkeit, eben so offenherzig, so heftig in ihren Affecten, so ausschweifend im Trunk, so gastfrei, als es Jünglinge sind, und als es die meisten alten und neuen Barbaren waren und noch wirklich sind.

Von der Freiheit und Zwanglosigkeit, in der sie aufleben, war der Müßiggang die erste Folge. Der Mensch arbeitet nicht, wenn er nicht gezwungen wird. Die Arbeit fällt daher allezeit auf den Schwächern zurück. Je stärker und kriegerischer Einer ist, sagt Tacitus von den Deutschen, desto weniger arbeitet er. Die Hausſorge und die Bestellung der Felder überläßt er den Weibern, den Alten und Schwächsten aus dem ganzen Hause. Er für sich bringt die Zeit mit Nichtsthun,

Schlafen, Eſſen, Trinken und Jagen zu. Und eben daher, weil der Müßiggang die Folge der Ueberlegenheit an Kräften iſt, geſellt ſich zuletzt zu demſelben ein barbariſches point d'honneur, und das Arbeiten wird zur Schande. Herodot ſagt von den Thraciern: Nichtsthun wird bei ihnen für das Ehrbarſte, hingegen das Feld bauen für das Verächtlichſte gehalten. Daſſelbe Vorurtheil hat ſich bei den Deutſchen bis in die ſpäteſten Zeiten erhalten, ſo zwar, daß der Ackerbau auch in ihren Geſetzen unter die knechtlichen Arbeiten (opera servilia) gezählt wird, als wenn es gleichſam für einen freien Mann eine Schande wäre, ſich mit demſelben abzugeben.

Eben dieſer Müßiggang und die aus ihm entſtandene Langeweile führte hernach den Deutſchen zu ſeinen Gaſtmahlen, wo es oft blutige Köpfe abſetzte, aber auch Berathſchlagungen über die wichtigſten Sachen gehalten wurden; zu ſeinen Spielen, wo oft die Freiheit, wenn ſonſt nichts mehr übrig war, auf den letzten Wurf geſetzt ward, die gemachten Schulden aber mit der größten Genauigkeit bezahlt wurden, und zum Trunk, womit Tage und Nächte zuzubringen keine Schande war. Man braucht daher, um dieſe Neigung zum Trunk zu erklären, eben nicht ſeine Zuflucht zu dem Klima zu nehmen. Gleich wie der unter den gemäßigten Zonen wohnende alte Gallier und ſein Nachbar, der Germane, ſchon in den älteſten Zeiten um ein Faß Wein einen Menſchen dahin gaben, ſo verſchwendet auch der unter der Linie wohnende Negern König noch heut zu Tage alljährlich einen Theil ſeiner Unterthanen in Branntwein.

Nichts war an ihren Sitten ruhmwürdiger als die ſtrenge Beobachtung der ehelichen Treue. Bei einem ſo zahlreichen Volke waren die Ehebrüche ungemein ſelten, und wenn einer begangen wurde, folgte die Strafe auf der Stelle. Der beleidigte Ehemann vollſtreckte ſie ſelbſt, ſchnitt dem untreuen Weibe die Haare ab, ſtieß ſie in Gegenwart der Anverwandten zum Hauſe hinaus und ſchlug ſie in der ganzen Gegend herum. Hierin war keine Nachſicht zu hoffen, und weder Geſtalt, noch Alter, noch Vermögen konnten ihr einen zweiten Mann verſchaffen.

Wiſſenſchaften, Künſte und feinen Geſchmack darf man freilich bei einer Nation, wie die Deutſche war, nicht ſuchen. Doch finden wir Spuren genug eines natürlich guten und geſunden Verſtandes. Aus einer Stelle des Tacitus, wo er ſagt, daß Männer und Weiber un-

wissend seien in den Geheimnissen des Schreibens, hat man die Folge ziehen wollen, daß man in Deutschland gar nicht zu schreiben gewußt habe. Man sieht aber leicht aus dem ganzen Zusammenhange der Stelle, daß Tacitus nur die bei den Römern gebräuchliche Art, durch Briefe heimliche Liebesverständnisse zu unterhalten, versteht. Daß aber die Nation selbst weder eigene Buchstaben gehabt, noch hinlängliche Versuche gemacht, um ganze Perioden und Aufsätze in ihrer Sprache zu schreiben, scheint allerdings seine Richtigkeit zu haben, indem sie sonst wenigstens ihre eigenen Gesetze und öffentlichen Urkunden in den folgenden Zeiten in derselben würde aufgesetzt haben. Auch würde Otfrid im neunten Jahrhundert nicht so viele Schwierigkeiten gefunden haben, die besondern Laute der teutschen Sprache durch Buchstaben auszudrücken.

Dessenungeachtet hatten die Deutschen schon in den ältesten Zeiten ihre Poesie und Musik; und wenn auch ihren Versen die Harmonie gefehlt, so konnte diese durch das Originelle und die Stärke der Gedanken ersetzt werden. Die deutschen Poeten waren unter dem Namen der Barden bekannt. Ihr Geschäft war, das Andenken der Helden zu verewigen und ihre Zeitgenossen zu gleichen Thaten anzufeuern, zu welchem Ende sie auch mit in den Krieg folgten. Ihre Gesänge waren zugleich die Jahrbücher und die Schule der Nation. Der Kaiser Julian ließ sich von den Barden einige derselben vorsingen und vergleicht sie dem Geschrei wilder Vögel. Venantius Fortunatus, der sie von den in Gallien eingedrungenen Burgundern und Franken gehört, sagt, die Deutschen wüßten keinen Unterschied zu machen zwischen dem Schwanengesang und dem Mövengeschrei. Allein hierin liegt ungemein viel Vorurtheil, wenn man eine Sprache, die man nicht versteht, bloß nach dem Klang beurtheilt. Die Harfe war nach Venantius Fortunatus das Instrument, womit sie ihre Gesänge begleiteten; sie brachten sie wenigstens mit sich in die römischen Provinzen. Vossius glaubt sogar, alle musikalischen Instrumente seien von den Barbaren erfunden, und nur von den gesitteten Nationen zur größern Vollkommenheit gebracht worden.

Von dem Gefühl des Schönen in Gegenständen, die in das Auge fallen, finden wir nichts, als daß sie viel auf schöne Farben gehalten. Nicht allein ihre Schilde zierten sie mit den auserlesensten Farben, sondern auch einige Theile ihrer Häuser bestrichen sie mit einer so glänzenden Erde, daß sie mit den schönsten Farben gemalt zu sein schienen.

Und eben diese Erfahrung, die wir von den Deutschen haben, trifft auch bei andern noch ungesitteten Völkern ein, bei denen Etwas, das glänzt und eine hohe Farbe hat, allezeit angenehmer ist, als Dinge, deren Schönheit erst durch die Bemerkung des Ebenmaßes oder durch Vergleichung mit andern sichtbar wird.

Ihre Schauspiele, die darin bestanden, daß Jünglinge ganz nackend zwischen mehrern auf sie zugereckten Spießen und Schwertern allerhand Wendungen und Sprünge machten, ohne sich zu verletzen, trugen zwar das allgenehme Gepräge ihres kriegerischen Charakters; doch waren sie nicht ohne alle Kunst und Zierde. Die Uebung brachte die Kunst hervor, sagt Tacitus, die Kunst die Zierde. Man sieht aber leicht, daß vielmehr die Verachtung der Gefahr und die Fertigkeit, mit welcher der muthige Jüngling den aller Orten drohenden Spießen auszuweichen wußte, als das Harmonische seiner Bewegungen das Vergnügen der Zuschauer ausmachte. Griechische oder römische Tänzer scheinen den Deutschen, nach dem Zeugnisse des Kaisers Julian, rasende und unsinnige Menschen zu sein.

Zu Tacitus Zeiten hatten sich die Reichern, und die dem Rhein am nächsten wohnten, dem Wohlstand in der Kleidung etwas genähert. Anstatt der Thierhäute, wobei fast der ganze Vordertheil des Körpers unbedeckt blieb, fingen sie an, ordentliche Kleider, nicht aber lange und weite, sondern solche, die hart anlagen und den Umriß von allen Gliedern zeigten, zu tragen. Ob sie aber der Wohlstand selbst hierzu verleitet habe, ist eine andere Frage. Die ersten Fabriken in Deutschland waren in den Händen des weiblichen Geschlechts und sind es auch nebst der Verfertigung der Kleider bis in die mittlern Zeiten geblieben. Es kann daher billig der Verdacht entstehen, ob nicht die Eitelkeit und Verschönerungssucht mehr Theil daran gehabt als der Wohlstand selbst.

Der Wohlstand war noch in der Wiege, als sich schon der Luxus, obschon nur im Kleinen, zu ihm gesellte. Die Weiber waren nicht mit ihren leinenen Kleidern zufrieden. Diese mußten noch mit purpurfarbenen Bändern ausgeziert werden, einer Waare, die man nirgendswo, als in Phönizien, haben konnte, und die erst durch unzählige Hände gehen mußte, ehe sie nach Deutschland kam, das damals so wenig an ausländische Waren setzen konnte.†

Ueberhaupt konnte der Handel von keiner Wichtigkeit sein. Zu Plinius' Zeiten hatten sie von den Galliern gelernt, leinene Zeuge zu

zu weben. Diese reichten aber bei Weitem nicht hin, die eigene Nation mit Kleidung zu versorgen. Der Bernstein zog nach und nach phönizische, römische und griechische Kaufleute bis an das baltische Meer. Sonst waren Pelze und Thierhäute, Gansfedern, Menschenhaar, Vieh und hauptsächlich Menschen, die als Knechte verkauft wurden, dasjenige, was sie an die Ausländer geben konnten, wofür sie Waffen, Kleidungsstücke, Wein und dergleichen bekamen. Sie wußten sich aber in den folgenden Zeiten auf eine andere Art schadlos zu halten, und von den Römern Geld zu bekommen, welches sie aber gegen Waaren wieder zurückgeben mußten. Wenn sie nämlich die römischen Provinzen nicht plünderten, ließen sie sich auch ihr Daheimbleiben und Nichtsthun bezahlen.

Ihre Schiffe waren zu Plinius' Zeiten große ausgehöhlte Eichbäume, in denen sich doch öfters bis fünfzig Mann aufhielten. Sie lernten aber bald den Römern den Schiffbau einigermaßen ab, nicht zwar um Handel, sondern um Seeräuberei zu treiben. Im dritten und vierten Jahrhundert brachten sie es so weit damit, daß nicht allein die nahe gelegenen britannischen, sondern auch die gallischen und spanischen Küsten vor ihnen zitterten und, aller angewandten Sorgfalt ungeachtet, ihre Landungen und Plünderungen nicht verhindern konnten.

Die Nation machte keinen zusammenhängenden Staatskörper aus, sondern war wieder in eine Menge kleiner Völkerschaften getheilt, die zwar oft unter sich uneins waren, und selbst Kriege führten, in ihren Sitten und ihrer politischen Verfassung aber sehr mit einander übereinstimmten. Die Liebe zur Freiheit war die Seele ihrer Handlungen. Eine Stelle des Plinius von den Cauzen, einem an der Nordsee in dem Bremischen und Friesländischen wohnenden Volke, ist hierüber sehr merkwürdig. Gegen Norden, sagt er, habe ich auch die Cauzischen Nationen kennen gelernt. Man theilt sie ab in die großen und kleinen. Der Ocean schwellt alle Tage zweimal so hoch an, daß man unschlüssig wird, ob man ihre Gegenden Land oder Meer nennen soll. Dort hat sich das armselige Volk Hügel aufgeworfen, so hoch als das Wasser zu steigen pflegt, und seine Hütten darauf gebaut. Wenn das Wasser das Erdreich bedeckt, scheinen sie zu schwimmen; wenn es wieder abgelaufen ist, sehen sie denen ähnlich, die Schiffbruch gelitten haben. Die mit dem Meer zurückeilenden Fische fangen sie bei ihren Hütten. Zu ihrer Nahrung haben sie weder Vieh noch Milch, und nicht einmal Wildpret, da gar kein Gesträuch vorhanden ist. Von Schilf und Seerohr machten sie sich Netze, um die Fische zu fangen; die Erde aber

trocknen sie mehr an dem Winde als an der Sonne, und brauchen sie, um sich und ihre Speisen zu wärmen. Zum Getränke haben sie nichts als Regenwasser, das sie vor ihren Häusern in Gruben auffangen. Und diese Völker, schließt endlich Plinius, dürfen noch sagen, wenn sie heut zu Tage von den Römern überwunden werden, daß sie in die Dienstbarkeit kommen. So wahr ist es, daß das Glück Vieler zur Strafe schont. Irrt sich aber hierin Plinius nicht offenbar, wenn er ihnen gleichsam ihre Freiheitsliebe zum Verbrechen anrechnet? Die reichen Nationen waren immer die erste, die den Nacken unter das Joch der Sklaverei gebeugt, und die armen diejenigen, die nicht nur durch die Reichen, wann es zum Schlagen kam, meistens überwunden, sondern unter ihnen selbst die natürliche Gleichheit am besten haben zu halten gewußt.

Um ihre Freiheit desto sicherer zu erhalten, litten die Deutschen keine Städte unter sich, die sie als mit Garn umstellte Höhlen oder als große Gefängnisse ansahen. Durch die zwei ganz einfachen Grundsätze, den Ackerbau nur so weit zu treiben, als die höchste Noth es erforderte, und keine Städte unter sich zu leiden, brachten sie das zu Stande, was Solon und die übrigen griechischen Gesetzgeber durch alle Anstrengung ihres Verstandes nicht erreicht haben, nämlich, daß sie frei von innen und außen geblieben sind. Man wußte nichts oder wenig von Tyrannen; und ihre unbezwungene Freiheit siegte endlich über die tapfern Römer selbst.

Die meisten Nationen hatten entweder Könige oder Fürsten, deren Gewalt aber, so wie ihre Einkünfte, die in freiwilligen Abgaben ihrer Untergebenen bestanden, sehr eingeschränkt waren. Der Kaiser Valentinian I. machte den Alemannier Fraomar Anfangs zum König über ein alemannisches Volk, später zum römischen Obristen. Fraomar muß sich demnach bei dem Gehalt eines römischen Obristen besser befunden haben als bei seinen königlichen Einkünften. Für deutsche Prinzen und Fürstensöhne war es eine Belohnung, römische Ritter oder Hauptleute zu werden.†

Sachen von Wichtigkeit wurden jedesmal in der Versammlung des Volks ausgemacht. Die Priester geboten das Stillschweigen. Der König, Fürst, oder sonst ein berühmter Mann hielt den Vortrag, und das Volk entschied. Das Volk gab selbst Befehle und gehorchte selbst. So groß auch die Veränderungen sind, die die deutschen Nationen sowohl in als außer Deutschland erlitten haben, so ist doch kaum eine einzige, bei der man nicht Spuren dieses uralt-deutschen Regierungsplans an-

tuffe. Nur war der Fehler, daß sie nicht leicht zusammen zu bringen waren und Einer bald, der Andere spät, ein Anderer gar nicht kam, gerade so nämlich, wie es auf unsern Reichstagen ausgesehen hat, ehe sie in die heutige Form gebracht worden sind.

Jeder war befugt, sich selbst Recht zu verschaffen. Das Hauptgeschäft der Obrigkeit war nur, die aus dieser Einrichtung entstehenden Feindschaften und Gewaltthätigkeiten nicht zu weit um sich greifen zu lassen; was um so eher zu besorgen war, da nach ihren Sitten jedesmal die ganze Anverwandtschaft sich des Beleidigten annehmen, und ihm Genugthuung verschaffen mußte. Der Schuldige erstattete diese, wenn es auch einen Todtschlag betraf, nach Gutbefinden der Obrigkeit durch eine gewisse Anzahl Pferde oder Stück Hornvieh, wovon ein Theil dem Beleidigten und seinen Verwandten und der andere der Obrigkeit zufiel.

Sie kannten keine ordentlichen Todes- oder Leibesstrafen. Nichts war ihnen unbegreiflicher, als daß ein Mensch über des andern Leben Macht haben sollte. Alle Bedrückungen des Quintilius Varus litten sie geduldig; nur der Anblick der römischen Beile und Ruthen war ihnen unausstehlich und brachte sie in jene Wuth, die dem Varus das Leben, den Römern aber ihr schönstes Heer kostete. Die ersten Gesellschaften hatten überhaupt das gelehrte Ansehen nicht, das ihnen Manche beilegen. Es brauchte Zeit und eine Menge Veränderungen in der bürgerlichen Verfassung, bis man die Menschen überreden konnte, alle die Verbindungen einzugehen, die man jetzt in Systeme zusammengebracht findet.

Sie unterhielten keine gedungenen Soldaten, sondern jeder freie Mann war ein geborner Soldat. Weil der Krieg das Vorrecht freier Männer war, so mußte er nothwendig ein Ehrenstand, und zwar der einzige bei einer Nation sein, die sonst kein Verdienst kannte. Bei einer Landwehr, oder einem Vertheidigungskriege mußte Jeder, der wehrhaft war, mit zu Felde. Wenn Einfälle in fremde Länder unternommen wurden, so geschah solches selten von ganzen Nationen, sondern ein oder der andere Anführer stellte sich öffentlich dar, und suchte so viel Leute zu seinem Vorhaben zu bereden, als er konnte. Wer sich einmal dazu anheischig gemacht hatte, mußte auch Wort halten.†

Die Waffen der meisten deutschen Nationen waren große Spieße. Sie glaubten gleichsam sich ihres Vortheils der Stärke, an der sie vorzüglich den Römern überlegen waren, zu begeben, wenn sie nicht solche Waffen führten, die mit derselben im Verhältniß ständen. Sie hatten

aber auch kleinere, die sie Pfriemen (frameas) nannten, und die aus der Nähe so wohl als von fern konnten gebraucht werden. Sie hatten zwar Schilde, aber Anfangs zu große, und zum Theil nur von Weiden geflochtene. Die wenigsten hatten Sturmhauben, oder Harnische. Ueberhaupt aber waren ihnen die Römer an der ganzen Rüstung so sehr überlegen, daß man von ihnen sagen kann, was Herodot von den Persern und Griechen gesagt, daß Unbewaffnete mit Bewaffneten gestritten haben. Am meisten schadete ihnen, daß sie fast ganz nackend am Leibe und gegen die scharfen [illegible] Dolche in der Nähe, die Pfeile aber in der Ferne zu wenig [illegible] waren. Ihre Pfriemen gebrauchten sie zwar auch als Wurfspieße, von Pfeilen aber finden wir gar nichts, als in späteren Zeiten. Die Deutschen liebten das Handgemenge, weil es bequemer war, die persönliche Tapferkeit zu zeigen. Hingegen ist es eine charakteristische Eigenschaft der Völker, die von dem Orient gekommen sind, als der Hunnen, Ungarn, Tartern und anderer, daß sie gute Pfeilschützen waren.

Während des Treffens hatten die Deutschen ein eigenes Kriegsgeschrei, welches sie Barritus nannten und besonders anstimmten, wenn sich der Sieg auf ihre Seite lenkte. Dieses fing mit einem ganz leisen Gesäusel an, wuchs nach und nach und stieg gleich dem, welches entsteht, wenn die Wasserwogen an Felsen prallen.

Daß die Deutschen tapfer gewesen, lehrt uns das Geständniß ihrer Freunde und Feinde. Ihre Nachbarn, die Gallier, getrauten sich selbst nicht, sich mit ihnen an Tapferkeit zu vergleichen. Einige Nationen von ihnen hielten es sogar für die größte Ehre, ihren Ursprung von den Teutschen abzuleiten. Auch die Römer waren bei all ihrer Selbstliebe billig genug, den Deutschen unter allen andern Nationen nach ihnen den ersten Platz, was die Tapferkeit anlangt, einzuräumen. Kein Titel war den Kaisern angenehmer, als Germanicus. Es ward zur Mode, denselben zu führen, sie mochten ihn verdient haben oder nicht. Eben so manche Triumphe zu Rom über die Deutschen gehalten werden, und Deutschland blieb immer sein eigener Herr. Eben die Münzen, worauf Deutschland als überwunden vorgestellt wurde, mußte man denselben Teutschen auszahlen, um sie nur in der Ruhe zu erhalten.

Es ahnete gleichsam den Römern von den ältesten Zeiten an, daß sie von Seiten der Deutschen das Meiste würden zu besorgen haben. Julius Cäsar wollte sie daher durchaus nicht zu Nachbarn der Römer haben. Als er die Helvetier geschlagen, ließ er sie wieder nach Hause, damit nur nicht die Deutschen die von ihnen verlassenen Gegen-

den besiegen möchten. Aus eben dieser Ursache drang er so stark auf den Abmarsch des Arioviſt aus Gallien, damit sie nicht in der Folge zu viel Deutsche dahin ziehen möchten. Nur der Rhein und die Donau dienen ihnen hinlängliche Brustwehren gegen dieselben zu sein. Aber auch damit waren sie nicht zufrieden, sondern legten noch ihre sogenannten Valla oder Limites an, bauten an den Ufern des Rheins und der Donau eine große Menge Städte und Vestungen, und unterhielten ebendaselbst fortwährend ihre stärksten und tapfersten Kriegsheere. Und dennoch, wenn der Rhein oder die Donau gefror, zitterte man in allen angränzenden römischen Provinzen, und nie bekamen die Götter so viele Opfer.

Die Römer selbst suchten nicht zur allein eine Menge Deutsche in ihren Diensten zu haben, sondern sie vertrauten ihnen zuletzt das Commando ihrer eigenen Heere an. Wir wollen nur noch den Seneca hören, was dieser zu seiner Zeit, da die römische Macht am höchsten stand, von den Deutschen hielt. Was ist herzhafter als die Deutschen, was im Angriff heftiger, was begieriger nach den Waffen, in denen sie geboren und erzogen werden, auf die sie ihre einzige Sorge verwenden, da sie alles Uebrige vernachlässigen? Man gebe diesen Körpern, diesen Gemüthern, die nichts von der Unreinigkeit, dem Wohlleben und von Reichthümern wissen, Vernunft und Kriegsübungen, und wir werden bald genöthigt sein, die alt-römischen Sitten wieder anzunehmen. Es war aber auch ein mittlerer Zustand möglich, der sich ordentlicher Weise nach der Erfahrung aller Zeiten ergeben mußte, nämlich daß die Deutschen durch die vielen Kriege die Kriegskunst endlich besser lernten, die römische Kriegszucht aber selbst durch die Länge der Zeit geschwächt wurde. +

Mitten in diesen dunkeln Zeiten finden wir schon die Spuren des Lehnsystems, welches in den folgenden Zeiten so viel Einfluß auf den deutschen Nationalcharakter, auf das Wohl und Unglück der Nation gehabt hat.

Auch sogar der Geist davon und seine Mängel zeigen sich schon in der Ferne. Den ersten Grund dazu hat die Ehrsucht gelegt. Da es kein anderes Mittel gab, sich hervor zu thun, als der Krieg, derjenige aber, der mehrere tapfere Leute um sich hat, unstreitig mehr ausrichten kann als ein Anderer, der für sich allein in den Streit geht, so bestand die größte Ehre, wonach der Adel, die Fürsten und Vornehmsten der Nation trachteten, darin, jederzeit ein zahlreiches Gefolge von Leuten

um sich zu haben, die bereit wären, an ihrer Seite zu fechten, und Ihre so wohl als Gefahr mit ihnen zu theilen.

Wenn ihre eigene Nation nicht in einen Krieg verwickelt war, so zogen sie auf Abenteuer aus. Je größern Ruf der Tapferkeit Einer bereits erlangt hatte, desto leichter war es ihm, ein solches Gefolge zu haben. Auch Adlige begaben sich in das Gefolge eines tapfern Mannes, der von Geburt geringer war als sie, und dienten unter ihm, um das Kriegshandwerk zu lernen. Nichts geht über die Anhänglichkeit, womit die, welche einmal in solche Gefolge standen, ihrem Anführer ergeben waren. Denselben [illegible], war im Gefechte geblieben, war die größte Schande. Die Fürsten fritten um den Sieg, das Gefolge für den Fürsten, sagt Tacitus. Hier sehen wir schon, daß die Fürsten der nächste und letzte Gegenstand waren, dem sie Muth, Treue und Blut widmeten, wobei der Staat und das Vaterland jedesmal Gefahr liefen, außer Acht gelassen zu werden, welches eben der Hauptfehler des Lehnsystems war, indem die angebornen Verbindungen den willkürlichen nachgesetzt und der Fürst vom Staate getrennt wurde.

Die Ehre war zwar das Hauptband zwischen dem Gefolge und den Fürsten; es war aber auch erlaubt, Geschenke, als z. B. ein kriegerisches Pferd, durch die Erlegung eines Helden berühmt gewordene Waffen und dergleichen, zu begehren. Der Fürst mußte auch für den Unterhalt des Gefolges sorgen. Wenn damals liegende Güter von einigem Werthe gewesen wären, so würden wir das ganze Lehnsystem vor uns haben.

Die Nation bestand theils aus edlen, theils aus freien Männern. Mitten unter Leuten, die gleichsam noch in ihrer natürlichen Freiheit leben, die, meistens in Thierhäute gekleidet, mit ihrem Vieh unter einem Dach wohnen, und vom Habermus und geronnener Milch leben, treffen wir einen Adel an, den wir in dem weichlichen Orient, wo der Despotismus in voller Macht herrscht, nicht finden. Die Sache ist ausgemacht, nicht allein aus mehreren Zeugnissen des Tacitus, sondern auch nach den Gesetzen der verschiedenen deutschen Nationen selbst, der Adel mag nun bei ihnen seinen Ursprung haben, woher er will.

Sie hatten auch Knechte oder Leibeigene, wie man sie nennen will, und, was ihnen Ehre macht, sie gingen menschlich mit ihnen um. Zwischen Herren und Knechten war in der Lebensart wenig Unterschied. Der Knecht hatte seine eigene Wohnung und Haushaltung, wie der Herr, nur daß er ein Gewisses an Getreide, Vieh und Kleidungsstücken

liefern mußte. Selbst die Kriegsgefangenen hatten insgemein kein härteres Schicksal bei ihnen zu erwarten, obschon die unmenschliche Art, mit der die Römer den Deutschen unter ähnlichen Umständen nicht selten begegneten, sie zu gleicher Härte hätte reizen können. Rom machte Fechter (gladiatores) aus ihnen, die sich unter einander ermorden mußten, um die stille Wuth eines müßigen Volkes durch Verspritzung ihres Bluts zu vergnügen; oder man zwang sie, aus derselben Ursache mit wilden Thieren zu kämpfen; oder man warf sie ihnen gar ohne Waffen vor, wie Constantin mit einigen deutschen Fürsten gethan hat, gerade als wenn es erlaubt wäre, die Rechte der Menschheit zu verletzen, weil ein Deutscher nicht zu einem nach den Grundsätzen des Apicius abgerichteten Koch, oder zu einem nach Ovids Regeln zugeschnittenen Buhlbriefträger, oder ich weiß nicht zu was für andere Dienste, die die Römer von ihren Sklaven forderten, zu gebrauchen war. Das Erträglichste für sie war noch, wenn man sie unter die römischen Legionen steckte, oder ihnen Felder anwies und die verödeten römischen Provinzen durch sie bevölkerte.

Die Deutschen zeigten zwar einen natürlichen gesunden Verstand in ihrer politischen Verfassung; sobald man aber ihre Religion und Begriffe über Dinge, die über die Empfindungen und Gefühle erhaben sind, betrachtet, kommen sie Einem vor wie der Löwe, dem die Augen verbunden oder gar ausgestochen sind. Daß die Deutschen zum Aberglauben geneigt gewesen, darüber darf man sich um so weniger wundern, da die Weiber bei ihnen einen großen Antheil an Religionssachen hatten. Die Cimbrer führten dergleichen mit sich im Felde, die ihnen wahrsagen und die Opfer verrichten mußten. Der Suevische König Arioviſt versäumte die beste Gelegenheit mit den Römern zu schlagen, weil die Weiber, die er als Prophetinnen bei sich hatte, ihm verboten, sich vor dem Neumond in ein Gefecht einzulassen. Einige von diesen Weibern brachten es so weit, daß man etwas Göttliches in ihnen wahrzunehmen glaubte. Unter andern war Veleda, eine Bructerische Jungfrau, berühmt, der die niederrheinischen Völker in den wichtigsten Angelegenheiten zu derselben Zeit gehorchten, als sie die blutigsten Kriege führten, um von den Römern keine Befehle annehmen zu dürfen. Gamna und Aurinia waren gleichfalls so berühmt, daß ihrer auch die auswärtigen Schriftsteller Erwähnung thun, und römische Kaiser selbst sich von ihnen wahrsagen ließen.

Ihre ganze Götterlehre und Religion aus einander setzen zu wollen, ist theils eine unnöthige, theils eine unmögliche Arbeit. Solche Be-

griffe, die zu so verschiedenen Zeiten bloß von der Einbildungskraft verschiedener Menschen erzeugt worden sind, können unmöglich etwas Zusammenhängendes haben. Wenn die griechische und römische Götterlehre so vielen Schwierigkeiten unterworfen ist; wie viel mehr muß die deutsche haben, da wir so wenig Denkmale von ihr übrig haben. Cäsar sagt, die Deutschen beten die Sonne, den Mond, den Vulkan oder das Feuer an, und Tacitus, der Cäsars Nachrichten vermuthlich vor Augen gehabt hat, setzt die Hertha (die Erde) hinzu. Diese Art der Abgötterei scheint auch die früheste bei allen Nationen und die vergeihlichste zu sein. Die Menschen empfangen den wohlthätigen Einfluß der Elemente, und besonders den Deutschen konnte in ihren frostigen und waldichten Gegenden nichts angenehmer sein, als wenn sich die Sonne nach langen Winternächten wieder näherte. Auch wegen ihres Viehes mußten sie sich freuen, dessen Wohlsein sie für das übrige hielten, weil sie Nahrung und Kleidung von ihm hatten. Die Schönheit und der majestätische Glanz dieses Gestirnes, welches, da es den Augen den Zutritt verwehrt, der Einbildungskraft um so herrlicher scheint, mußten ohnehin den Begriff davon erhöhen.

Der Mond that ihnen nicht nur allein bei dem langen Winter große Dienste, sondern auch bei ihrer Jagd, der die Nacht ohnehin günstiger ist als der Tag, und bei ihren Reisen durch die großen Waldungen und Gehölze. Das Feuer schützte sie gegen die Kälte und war daher ihre angenehmste Gesellschaft. Die Erde nährte sie und ihr Vieh. Es ist daher kein Wunder, daß das Gefühl der Dankbarkeit bei ihnen rege ward, und daß sie sich auch für das Künftige suchten ihrer Wohlthaten zu versichern.

Die Nation mußte erst Helden hervorbringen, bis man aus ihnen Götter machen konnte; und wenn sie auch da gewesen, so mußten sie erst eine Zeit lang den Augen des Pöbels entzogen sein, bis ihre Thaten durch die mündliche Fortpflanzung so sehr vergrößert wurden, daß sie Menschenkräfte zu übersteigen schienen. Und zuletzt waren diese Gottheiten immer nur nach dem Geschmack jener brausenden Geister, die den Helden im Kopfe hatten. Der friedfertige Landmann opferte auch in dem Bezirk von Rom seinem Pan und übrigen Feldgöttern, da indessen der Krieger den Jupiter, Mars und Herkules um Siege anflehte.

Als die Römer mit den Deutschen bekannter wurden, glaubten sie die römischen Gottheiten bei ihnen zu finden. Sie reden von einem Merkur, Mars, Herkules und dergleichen, die die Deutschen sollen ver-

haben; vielleicht aber mit eben so viel Grund, als lange hernach Grover die heil. Dreifaltigkeit bei denselben Deutschen und unsere Missionarien in Indien gefunden haben. Die Götter der Heiden waren zwar größtentheils Geschöpfe der Einbildungskraft; doch schritt auch diese bei ihren Erdichtungen nach gewissen Regeln fort. Die rohesten und noch so verschiedenen Begriffe von einem höchsten Wesen mußten wenigstens in einigen allgemeinen Eigenschaften übereinstimmen, und alle Erzählungen von ihren Thaten mußten auf diese Eigenschaften passen. Dadurch entstand jedesmal eine Aehnlichkeit zwischen den Gottheiten verschiedener Nationen, welche auch sonst nichts unter sich gemein hatten.

Die heidnischen Gottheiten mußten sich auch deswegen unter einander gleichen, weil sie durchgehends von den Völkern in dem Stand der Barbarei, wo das Maß der Erkenntniß bei ihnen fast dasselbe ist, gemacht worden sind. Und obschon sich alles Andere verändert hat, getrauten sie sich doch nicht, Hand an die Religion zu legen. Mit dem Alter, welches andere Dinge herabwürdigt, wuchs die Ehrfurcht gegen sie. Aus jenem unförmlichen Klotz oder rohen Stein, der zuerst einen Jupiter oder Apoll vorstellen sollte, ist durch die Meisterhand eines Phidias oder Praxiteles eine Bildsäule geworden, die die Verwunderung der Welt erregte; dies war die ganze Veränderung. Das Uebrige blieb, wie es war, und aufgeklärte Nationen konnten Jenes in den Sitten ihrer Götter ohne Anstoß ertragen, was sie in den ihrigen nicht dulden mochten.

Gewisse Erscheinungen in der Natur konnten auch leicht ähnliche Begriffe von verschiedenen Nationen veranlassen. Unter andern scheint der Donner gemacht zu sein, die Seele und Einbildungskraft von Grund aus zu erschüttern. Man findet daher fast bei allen Völkern einen Gott des Donners. Die Deutschen nannten den ihrigen Thorus, und von ihm hat der Donnerstag noch wirklich den Namen. Der mächtige Trieb zur Fortpflanzung ihrer Art, den die Natur in Menschen und Thiere gelegt hat, hatte ebenfalls bei den Deutschen seine Vorsteherin unter dem Namen der Freia, von welcher der Freitag den Namen führt, so wie bei den Römern und Griechen unter dem Namen der Venus.

Ein kriegerisches Volk, wie die Deutschen, mußte auch seine Kriegsgötter haben, die seine Unternehmungen begünstigten und gegen seine Feinde ihm beistanden. Dergleichen waren die, welchen die Römer die Namen eines Herkules, Mars und Mercurius beilegen. Nach

den eigenen Nachrichten der Deutſchen aber war keiner berühmter als der Othin, beſonders in dem nördlichen Theile von Deutſchland. Die Sachſen mußten dieſen Othin oder Wodan, wie ihn Andere nennen, ausdrücklich abſchwören, ehe ſie zur heiligen Taufe unter Karl dem Großen gelaſſen wurden. Der Dienſt von ihm muß ſich alſo ſehr lange in Deutſchland erhalten haben. Alles von dieſem Othin war dunkel, ehe die ſogenannten Isländiſchen Sagen bekannt wurden. Nach dieſen aber wollte man Alles wiſſen, die Zeit, in der er gelebt, den Ort ſeines erſten Aufenthalts, die Reiſe nach Norden und die Urſachen derſelben, endlich auch die von ihm daſelbſt geſtiftete große Revolution. So lange aber die Glaubwürdigkeit dieſer Sachen nicht ausgemacht iſt, läßt ſich nichts mit Zuverläſſigkeit von ihm beſtimmen.

Die Deutſchen hatten gar keine, oder doch wenige Tempel, weil ſie es als unanſtändig für die Majeſtät ihrer Götter anſahen, ſie in Mauern einſchließen zu wollen. Anſtatt der Tempel dienten ihnen die geheiligten Haine oder Wälder, in welchen ihre Heiligthümer und Kriegszeichen aufbehalten und die Opfer verrichtet wurden. Dieſe Haine wurden in größter Ehre gehalten. Niemand durfte ſich unterſtehen, einen Baum davon zu fällen, indem ſie glaubten, die Götter würden auf der Stelle dieſe Miſſethat ſtrafen. Die Chriſten verwandelten ſpäter dieſe Haine in Gott geheiligte Oerter, und bauten Kirchen und Klöſter dahin. Der Zulauf des Volkes blieb wie zuvor, nur daß der Gegenſtand der Verehrung geändert war, wovon das Wallfahrten, welches vermuthlich nichts Anderes bedeutet als eine Fahrt in den Wald, den Namen herhaben mag. Sonſt hatten ſie auch noch beſondere Bäume, denen ſie göttliche Ehre erwieſen. Aus den Capitularien Karls des Großen ſieht man, daß kein Aberglaube bei ihnen tiefer eingewurzelt und härter auszurotten war als dieſe Verehrung der Bäume.

Sie glaubten ein zukünftiges Leben; und daher kam zum Theil ihre große Verachtung des Todes. Man kann ſich aber leicht vorſtellen, daß ſie wenig Begriffe von einem geiſtigen Leben ſowohl als dergleichen Vergnügungen gehabt haben. Die ganze Einrichtung davon war nach ihrem Charakter und Geſchmack abgemeſſen. Sie beluſtigten ſich unter einander mit Gefechten, und tranken köſtliches Bier aus großen Hörnern und den Hirnſchalen ihrer erſchlagenen Feinde, was ſie auch oft noch im Leben thaten.

Dieſer Glaube an ein anderes Leben hatte bei den Deutſchen denſelben Einfluß auf ihre Begräbnißceremonien, als er faſt bei allen Na-

tionen von dem äußersten Norden Asiens bis nach Peru gehabt. Dem Todten wurden seine Waffen mitgegeben. Man verbrannte sein Pferd und seine Hunde, auch manchmal Knechte mit ihm, um sich derer noch in der andern Welt zu bedienen. Die großen Gebeine, die man in den Grabhügeln findet, sind nichts Anderes als dergleichen Pferdegebeine, die man aus Unwissenheit oft für Riesengebeine gehalten hat. Die Nordländer vergruben mit ihren berühmten Seefahrern Stücke von den Schiffen, die sie zu ihren Unternehmungen gebraucht hatten.

Man gab den Todten auch manchmal Geld mit, damit sie auf der Reise und sonst keinen Mangel leiden möchten. Weil dieses Geld in den folgenden Zeiten bei den Kohlen des Leichenbrandes mehrmals gefunden worden ist, so hat sich der Wahn verbreitet, daß, wo Kohlen in der Erde anzutreffen wären, auch Schätze vorhanden sein müßten. Endlich ging der Aberglaube des Pöbels so weit, daß die Kohlen selbst für Gold und Silber gehalten wurden, die durch Bezauberung in einen solchen Zustand gesetzt wären. In dem zu Tournay entdeckten Grabe des fränkischen Königs Childerich fand man nebst den Waffen die wunderlichsten Dinge beisammen, die den Gelehrten zu manchen wenig bedeutenden Untersuchungen Anlaß gegeben haben.

Sie suchten auch sonst das Andenken der Grabstätte großer Männer zu erhalten. Zuerst begruben sie sie zu diesem Ende unter großen Bäumen, und dieses mag in der Folge zu der unter den Deutschen so tief eingewurzelten Verehrung der Bäume viel beigetragen haben. Sie warfen auch Hügel auf, und setzten die Aschentöpfe oder Gebeine darunter. Bisweilen bezeichneten sie diese Grabstätten mit ungeheuren Steinen, von denen man kaum errathen kann, wie sie bei so weniger Kenntniß der Mechanik so große Lasten bewegen konnten. Diese Steine dienten auch zur Sicherheit der Todten, damit sie nicht beunruhigt und des ihnen Mitgegebenen beraubt würden. Aus den fränkischen und alemannischen Gesetzen sieht man, daß sie auch in den folgenden Zeiten insgemein auf die Sicherheit der Todten bedacht gewesen sind.

Die Kimbern und Teutonen *).

170 — 99 v. Chr. G.

Nach dem Stillstande der gallischen Wanderungen verfließen gegen 70 Jahre meist in Ruhe von dieser Seite. Die Alpenvölker treten zum Theil in friedliches Vernehmen mit den Römern; die Noriker werden in das Recht der Gastfreundschaft aufgenommen. In dieser Zeit erobern die Römern das cis- und transalpinische Gallien, Dalmatien, Griechenland. Der macedonische Krieg aber berühret insofern unsere Geschichte, als die entfernteren deutschen Stämme in Osten darein gezogen wurden.

An den Karpathen, um den Tyras (Dniester), neben den Tyrigeten, hatten sich viele kleinere Völker bis zu den Bodenen unter dem Namen der Bastarnen zusammengethan; der Scythen-Name verschwindet, wiewohl die Bastarnen noch zuweilen Scythen heißen, bald aber auch Gallier und Geten.

In Absicht der Sprache werden sie, wie die Scordisker, zum deutschen Hauptstamme gezählt, welcher sich noch immer bis zum schwarzen Meere ausdehnte. Einer ihrer Anführer hieß Teutagon. Sie waren groß von Gestalt, kühn und stolz in Reden, ihr Hauptgewerbe Krieg. Sie vertrieben die Triballen von der Donauinsel Peuke und siedelten in Thracien und Dardanien. Auf dieses Volk richteten die Macedonier ihr Auge, um mit seiner Hülfe die Freiheit wieder zu erringen (178 v. Chr. G.). König Philipp III. schloß einen Vertrag, und versprach ihnen Sitze im Lande der Dardaner, wo ihnen immer der Weg offen stehen würde, Beute in Italien zu holen. Die Sache wurde durch seinen Tod unterbrochen; doch kamen 30,000 Bastarnen unter Klondicus oder Kloilius nach Dardanien (170 v. Chr. G.). Als die Römer gegen Perseus, seinen Nachfolger, den Krieg erneuerten, wollten sie auch die Bastarnen in Sold nehmen. Aber diese zogen das Bündniß mit Perseus vor, weil er ihnen höhere Versprechungen machte. Sie gaben 10,000 Reiter und eben so viele Fußgänger, welche neben jenen liefen, um sie im Gefecht zu unterstützen und der Gefallenen Pferde zu bestei-

*) Aus: J. G. Pfister: Geschichte der Deutschen. Hamburg 1829. B. I. S. 32 — 44.

gen. Als sie aber das versprochene Geld nicht zu sehen bekamen, gingen sie mit Verheerung durch Thracien wieder an den Ister zurück. Indessen vergaßen diese Völker nicht, daß sie bessere und reichere Länder gesehen hatten.

Während die Römer auch wieder mit einzelnen Alpenvölkern, den Salassern, Euganeern, Japyden, Karnern, zu thun bekamen, brachen von den Scordiskern her immer neue Raubzüge hervor und plünderten Delphi (vor v. Chr. G.). Als, nach den Berichten der Geschichtschreiber, die Götter zur Strafe Seuchen über das Land schickten, entwichen sie in die getische Einöde zu den Bastarnen. Doch bald kamen wieder neue Horden, welche Appian Kimbern nennt, mit den Scordiskern, Mäsern, Dardanern, und plünderten abermals den Delphischen Tempel, wofür Scipio Rache nahm. In dieser Zeit, da die Römer mehrmals mit wechselndem Glück die Scordisker bekämpften, von welchen Cato, der Consul, geschlagen wurde (vor v. Chr. G.), kam auf einmal ein furchtbares Heer, Kimbern genannt, über die Alpen herein. Obgleich der Name zuweilen in den vorhergehenden Geschichten gehört wurde, so wollte doch Niemand dieses Volk kennen. Von ihrem Heranzug weiß man nur so viel, daß sie auf die Veneter getroffen, von diesen abgewiesen zu den Tauriskern und Scordiskern sich gewendet, und endlich plündernd durch Noricum hereingedrungen. Wenn Appian sagt, die Kimbern seien durch Pest und Erdbeben aus Griechenland und Illyrien vertrieben worden, und hätten nun in Italien das Schauspiel der Senonen erneuern wollen: so scheint allerdings ein Zusammenhang mit den oben genannten Völkern bis zu den Bastarnen hervorzugehen, indem die vielen zersprengten, heimathlos gewordenen Horden sich in größern Massen zusammengethan, um irgendwo eine Niederlassung zu finden; besonders da sie, wie Plutarch sagt, gehört hatten, daß die Kelten vormals die Tuskern vertrieben und das beste Stück von Italien weggenommen hätten.

Wirklich kamen die Kimbern auf demselben Wege herein, wie die oben gedachten letzten Alpenvölker. Sie wurden auch gerade wie diese behandelt. Der Consul Carbo stellte sich bei Noreja entgegen. Da sie nichts Feindliches unternahmen, ließ er ihnen sagen, sie hätten die Noriker, der Römer Gastfreunde, angegriffen. Sie entschuldigten sich, das hätten sie nicht gewußt, daß die Noriker der Römer Freunde wären; sie würden ihnen nichts mehr zu Leid thun. Der Consul ließ die Gesandten zurückbegleiten, durch Umwege; indeß überfiel er die Kimbern unvermuthet, zum Theil noch schlafend. Diese aber ermannten sich

schnell, und rieben beinahe sein ganzes Heer auf. Doch zogen sie nicht nach Italien, sondern wandten sich nach Gallien (113 v. Chr. G.). Als die Helvetier ihre Beute sahen, zog der Gau der Tiguriner unter Diviko mit ihnen; desgleichen die Toygener.

Zur nämlichen Zeit aber erscheint ein zweiter großer Wanderungszug unter dem Namen der Teutonen an der gallischen Grenze. An beiden Ufern des Rheins sollen ihre Sammel- und Lagerplätze gewesen sein, wovon man noch später die Spuren gesehen. Ebendahin sandten sie die Beute und den überflüssigen Troß zurück. Bei ihrem Anzuge flohen die Gallier in ihre festen Städte, wo sie zuletzt aus Hungersnoth die alten, zum Kriege untauglichen Menschen aßen, während jene das platte Land überschwemmten.

Das schöne Land im südlichen Gallien, das die Römer indessen zur Provinz gemacht hatten (Provence), war den Teutonen nicht unbekannt durch den Handel der Massilier, wie wir oben schon gesehen haben. Dorthin ging nun der gemeinschaftliche Zug der Kimbern und Teutonen. Im vierten Jahre nach der Schlacht bei Noreja zog der Consul Silanus mit einem Kriegsheer ihnen entgegen (109 v. Chr. G.). Sie ließen ihm entbieten: die Römer möchten ihnen ein Stück Landes abtreten, dafür wollten sie ihnen im Kriege dienen. Der Consul wies die Gesandten an den Senat. Aber was konnte die wegen des agrarischen Gesetzes uneinige Republik den Fremden geben? Sie wurden abgewiesen, und nun beschloß das Volk, wie die ersten Gallier, mit den Waffen in der Hand zu nehmen, was sie durch Bitten nicht vermochten. Sie rückten vor und zerstäubten das ganze Heer des Silanus. Zwei Jahre später schlugen die Tiguriner unter Diviko den Consul Cassius und ließen die Uebergebliebenen durchs Joch gehen (107 v. Chr. G.). Zum dritten schlugen die Kimbern den Aurelius Scaurus, und nahmen ihn selbst gefangen. Als sie ihn in der Versammlung um den Uebergang über die Alpen fragten, rieth er ihnen ab, weil die Römer unüberwindlich seien. Darüber ergrimmte Bojorix, einer ihrer Fürsten, und hieb ihn nieder.

Manlius und Cäpio, deren Provinzen durch die Rhone getrennt waren, zogen mit neuen Schaaren zu Felde, aber sie waren uneinig. Zu den Teutonen hatte sich indeß der Stamm der Ambronen geschlagen (wahrscheinlich die Einwohner des Rhonethales); diese thaten den Angriff, und machten eine solche Niederlage unter den Römern, daß kaum 10 Mann entkommen sein sollen. Die beiden Lager wurden den

Siegern zur Beute; aber diese weiheten Alles den Göttern, was sie bisher nie gethan.

Auf diese Nachricht entstand ein unbeschreiblicher Schrecken in Rom. Wenn die Kimbern und Teutonen jetzt aufgebrochen wären im geraden Wege nach Italien, ehe ein neues Heer aufgebracht werden konnte, die Stadt würde ein gleiches Schicksal gehabt haben, wie unter den Senonen. Aber das war nicht ihr Ziel. Vielmehr nahmen die Kimbern die entgegengesetzte Richtung, und brachen über die Pyrenäen in Spanien ein. Dort fanden sie Widerstand an den tapfern Keltiberen, und kehrten wieder zurück nach Gallien.

Unterdessen hatte Marius Zeit gewonnen, ein neues Heer zu schaffen und sich an der Rhone zu verschanzen. Darüber wurde den Wanderungsvölkern die Zeit zu lang, und sie beschlossen jetzt den Zug wirklich nach Italien zu unternehmen, wiewohl auf verschiedenen Wegen. Sie trennten sich in drei Heere. Die Kimbern suchten ihren alten Weg durch Noricum, die Figuriner besetzten die helvetischen Alpen, die Teutonen und Ambronen nahmen es auf sich, erst den Marius zu vernichten und dann über die Seealpen zu folgen. Sie umgaben das Lager mit fürchterlichem Geschrei, und forderten ihn heraus zur Schlacht. Er aber hielt die Seinen noch immer zurück, um sie an den Anblick der furchtbaren Gestalten zu gewöhnen, und das Ehrgefühl noch höher zu steigern. Nachdem die Teutonen und Ambronen die Verschanzungen 3 Tage lang mit aller Wuth angegriffen hatten, ohne etwas auszurichten, zogen sie nun am Lager vorüber, und riefen den Römern zu: ob sie etwas an ihre Weiber zu bestellen hätten? Sechs Tage währte der Zug. Marius brach nun mit seinem Heere auch auf, und lagerte jedesmal dicht hinter ihnen. Bei Aix, am Fuße der Alpen, wo die Teutonen den Fluß inne hatten, die Römer aber Durst litten, entspann sich zuerst ein kleines Gefecht zwischen dem Troß, und nun wollte sich das Heer nicht mehr zurückhalten lassen [illegible]. So hatte es Marius gewollt. Gegenüber stand die Vorhut der Ambronen, 30,000 Mann stark. Diese kamen zuvor, und machten den Angriff im wilden Kriegestanz mit zusammengeschlagenen Waffen und fürchterlichem Geschrei. Marius hatte eine günstige Stellung auf der Anhöhe, er fiel herab, die Ambronen wurden über den Fluß zurückgetrieben und bis in ihr Lager verfolgt, wo sich auch die Weiber den Tod gaben. Doch gingen die Römer mit der Nacht auch wieder zurück. Eine fürchterliche Nacht! In beiden Lagern wurden Zurüstungen auf den folgenden Schlachttag gemacht, während die Berge und das Thal von tausend Stimmen wiederhallten. Marius

ſchickte in der Frühe 3000 Reiter unter Marcellus in ein Gehölz, aus welchem ſie den Teutonen in den Rücken fallen ſollten. Dieſe Maßregel entſchied das Schickſal des Tages. Während die Teutonen im Vordertreffen mit der römiſchen Reiterei im Handgemenge waren, entſtand Lärm und Verwirrung im Rücken, ihre Glieder wurden geſprengt, und nun erfolgte eine ſchreckliche Niederlage, jener gleich, welche die römiſchen Heere zuvor von ihnen erlitten hatten. Nach der geringſten Angabe ſollen 100,000, nach den meiſten aber 200,000 erſchlagen und 80 — 90,000 gefangen worden ſein. Auch wird erzählt, daß die Maſſilianer mit den Gebeinen der Erſchlagenen ihre Weinberge eingezäunt hätten. Der erſte Anführer, Teutobod, wurde mit andern von den Sequanern gefangen eingebracht und zum Triumpf aufbehalten, der größte Theil der Beute aber den Göttern geopfert.

Die Kimbern ſetzten indeſſen ihren Zug unaufhaltbar fort, und fuhren auf ihren Schilden über Schnee und Eis die tridentiniſchen Alpen herunter an die Etſch. Hier ſtand Catulus mit einem Heere, wohlverſchanzt auf beiden Ufern, und wollte ſie wegen des Uebergangs täuſchen. Sie aber brachen mit Gewalt durch. Titanen gleich ſah man ſie Bäume mit den Wurzeln und Felsſtücke in den Strom werfen, um die Brücke der Römer zu brechen. Da floh das Heer auf dem jenſeitigen Ufer, die zurückgebliebene Beſatzung auf dem andern ergab ſich. Nun waren die Kimbern in Italien.

Aber ſie verſäumten wieder ihre Zeit, oder vielmehr, ſie hatten keine Luſt, Rom zu erobern; ſie begnügten ſich, das ſchöne Land gefunden zu haben. Indeſſen kam Marius, der Beſieger der Teutonen. Sein Heer folgte ihm. Man wollte unterhandeln, wahrſcheinlich um die Kimbern zum Rückzuge zu bewegen. Dieſe aber beleidigten die Geſandten, und erneuerten ihre erſte Forderung: Land für ſich und ihre Brüder, die Teutonen. — Was dieſe betrifft, erwiderte Marius, ſo haben ſie bereits ihre Stätte, die ſie nicht mehr verlaſſen werden. Als die Kimbern noch zweifelten, ließ er den Teutobod und die übrigen Fürſten herausführen. Da ergrimmten die Kimbern; der kühne Bajorix ſprengte mit Etlichen daher, und wollte Tag und Ort zur Schlacht wiſſen, als zum Gottesurtheil. Marius beſtimmte den übermorgenden Tag und die raudiſche Ebene bei Vercelli (99 v. Chr. G.).

Das vereinigte Heer des Marius und Catulus zählte über 50,000 M. Das Fußvolk der Kimbern rückte in einem großen Viereck heran, 30 Stadien breit und tief. 30,000 Reiter, in glänzender Rüſtung, gleich den Thraciern in hohen Helmen mit Thiergeſtalten, in eiſernen

Panzern mit zwei gezackten Speeren und ungeheuern Schwerdtern, zogen sich allmälig rechts, um die Römer zwischen sich und ihr Fußvolk zu locken. Die Römer griffen an; das kimbrische Fußvolk brach mit furchtbarem Ungestüm auf sie ein. Aber die Kimbern hatten die Sonne und den Wind gegen sich; es war ein sehr heißer Tag im Aerntemonat (d. Jul. v. C. G.); sie, welche allen Unbilden eines rauhen Klimas Trotz zu bieten gewöhnt waren, erlagen der ungewohnten Schwüle des Tages. Ihre vordern Glieder hatten sich mit Ketten an einander geschlossen; sie fielen mit einander ohne zu weichen. Bojorix fiel, an der Spitze fechtend, und Lägius, ein anderer Anführer; Claudicus und Läsorix wurden gefangen. Der größte Theil des Heeres ward niedergemacht, der übrige verjagt. In der Wagenburg fochten noch die Weiber, sowohl gegen die fliehenden Gatten als gegen die Feinde. Als sie Alles verloren sahen, tödteten sie ihre Kinder, dann sich selbst. Zuletzt, da Alles todt oder zersprengt war, vertheidigten die Hunde noch die Wagenburg.

Dies sind die Hauptzüge des Kimbern- und Teutonen-Kriegs. Die einzelnen Thatsachen mögen wohl noch manche Berichtigung zulassen, denn wir haben die Nachrichten nur von dem angegriffenen Theile, welcher nach dem unerhörten „kimbrischen Schrecken" doch soviel möglich die Vorfälle von der günstigern Seite dargestellt haben mag. Da auch unsere Geschichtschreiber die Sache meist aus dem Standpunkte der Römer erzählen, so müssen wir uns im Gegentheil mehr in das Innere der deutschen Geschichte zu versetzen suchen, um die wahren Verhältnisse daraus abzunehmen.

Die Entstehung des großen Zuges wird so verschieden angegeben, daß man voraussieht, es ist mehr als Ein Ort, und mehr als Ein Anlaß, wo die Erklärung zu suchen ist. Wie die ersten nach Italien gekommenen Kelten, wie die frühesten Einwanderer in Gallien durch Meeresüberschwemmung getrieben worden sein sollen, so wiederholt sich dieselbe Sage bei den Kimbern und Teutonen. Nichts weniger als unwahrscheinlich, da so viele Thatsachen bis auf die neuesten Zeiten beweisen, daß die deutsche Nordküste von jeher, und wie es scheint, in frühern Zeiten noch stärkere Einbrüche und Ueberschwemmungen erlitten hat. Gewiß ist, daß es der Volksmenge an Land gefehlt hat, und also ein neuer Beleg für die frühe Bevölkerung des Landes, welches auch durch diese Wanderung, wie die Folge zeigt, nicht erschöpft worden ist. Eben so glaublich ist, daß die zuerst aufgebrochenen Stämme während des Zuges weitern Zuwachs erhalten, und also einer Schnee-Lavine gleich

sich fortgewälzt haben. Wie sie noch in der Nähe der römischen Grenzen durch gallische und alpische Völker verstärkt worden, ist eben ausdrücklich erwähnt. Daß es nicht lauter Kriegsmänner gewesen, sieht man daraus, daß Weiber, Kinder, Heerden und Hunde mitgezogen sind. Sie sind also eher als große Colonien zu betrachten, welche mit ihren Karren und aller ihrer Habe geräumigere, bessere Sitze suchten. Bei einem solchen Unternehmen sind keine regelmäßigen Märsche zu erwarten; sie zogen hin und her, nach Gelegenheit der Umstände.

Die Volksnamen haben auch hier wieder große Verwirrung gebracht, indem die Geschichtschreiber ältere und neuere mit den gleichgültigen vermischt gebrauchen: Kelten, Scythen, Germanen u. s. w. Das ist aus dem Obigen gewiß, daß man zwei Hauptzüge unterscheiden muß, wie sie auch schon durch ihre Namen (Kimbern und Teutonen) unterschieden werden, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie aus zwei verschiedenen Gegenden gekommen, zuletzt aber in gleicher Richtung zusammengetroffen sind. Sind die Kimbern zuerst an der Donau auf- und abgezogen, so sind die Teutonen, so weit sich die Nachrichten vereinigen lassen, am Rheine heraufgekommen. Nicht nach dem einen oder andern Stamme konnten sich diese gemischten Wanderungshorden nennen, es entstand von selbst ein gemeinschaftlicher Name. Schon länger war es üblich, die Horden, welche in den südlichern Ländern über der Donau Beute zu holen pflegten, überhaupt Kimbern zu nennen; das hatten auch die Römer gehört, daß Kimber in ihrer Sprache einen Räuber bedeute, im bessern Sinn einen Kämpfer, Kampfgenossen. Daraus wird sich auch die Frage von selbst beantworten: ob das ältere Kimbernheer, von welchem hier die Rede ist, mit den alten Kimmeriern am schwarzen Meere genealogisch zusammenhange, oder mit dem kleinen Gau dieses Namens auf der jütischen Halbinsel, oder mit den Kymren in Belgien und Wales? Man wird das Erstere nicht gerade widerlegen können; aber ein solcher Name erneuert sich an mehr als Einem Orte.

Die Teutonen wurden von den Kimbern als Brüder erkannt, und, wie es scheint, nicht bloß im Soldaten-Sinne. Aus wie vielen Stämmen sie auch zusammengekommen sein mochten, sie konnten sich in Sprache und Sitte nur als Deutsche zeigen. Sicher ist noch ein Nachklang der ältern Wanderungen und Niederlassungen, wovon sich im Munde des Volkes Manches mochte erhalten haben, was für uns längst verklungen ist.

Die ächte Deutschheit aller dieser Stämme ist noch von Niemand

in Zweifel gezogen worden. Die Beschreibung ihres ganzen Aussehens stimmt damit überein. Unter den großen, furchtbaren Gestalten, welche den Schrecken der Senonen erneuerten, werden Einzelne von riesenmäßiger Höhe beschrieben. Teutobod, der oberste Anführer der Teutonen, vermochte über 4 bis 6 Pferde zu springen, und im Triumphzug des Marius war er höher als die Siegeszeichen neben ihm.

Ein Hauptzug deutscher Sitte, die zuerst hier vorkommt, ist die Heldenmüthigkeit der Frauen und die hohe Achtung, worin sie vorzugsweise bei den Deutschen gestanden. Die Opfer, das Wahrsagen, die Deutung der Zeichen, besonders über den Ausgang der Schlacht, waren ihren Händen anvertraut. Es waren „weise Frauen", mit grauen Haaren, weißen Röcken, feinem leinenen zugehefteten Oberkleide, ehernem Gürtel und bloßen Füßen. Wenn Gefangene geopfert wurden, gingen sie ihnen entgegen mit einem Schwerdt, bekränzten und führten sie zu einem großen Kessel; dort schnitten sie dieselben in die Kehle. Je nachdem das Blut floß, gaben sie die Deutung. Andere zerschnitten die Geopferten und weissagten aus den Eingeweiden. Während der Schlacht befeuerten die Frauen den Muth der Männer durch Zurufen und schlugen auf die über ihre Karren ausgespannten Felle (Trommeln). Keine wollte ihre Gatten überleben. Nachdem die Teutonen geschlagen waren, sandten die Priesterinnen, welche ewige Keuschheit gelobt hatten, an Marius, daß sie frei mit bei den Vestalinnen bleiben dürften; und als dies verweigert wurde, gaben sie sich selbst den Tod. — Marius hatte auch eine Wahrsagerin bei sich, mit Namen Martha, aus Syrien, welche ihm seine Gattin zugeschickt hatte, und die er in hohen Ehren hielt, sei es aus Ueberzeugung, oder um des Volks willen. Rom mit seinen Palästen und Kunstwerken machte auf diese Völker weniger Eindruck als das herrliche, fruchtbare Land, das sie über den Alpen fanden. Einer der Gesandten, welche die Teutonen deshalb nach Rom geschickt hatten, wurde gefragt, wie ihm das Bild eines alten Hirten, das auf dem Forum aufgestellt war, gefalle. „Einen solchen Kerl", antwortete er, „möchte ich weder lebendig noch geschenkt haben." Es war noch kein halbes Jahrhundert verflossen, seit die römischen Krieger bei der Einnahme von Korinth gleiche Gesinnungen an den Tag gelegt hatten.

Von der Religion der Kimbern haben wir noch die einzige Thatsache, daß sie den Eid heilig gehalten und die gefangene römische Besatzung an der Etsch auf das eherne Bild eines Stiers hatten schwören lassen, was erst in der Folge näher wird erklärt werden können.

Sie hatten Heerden, sie wollten Land zum Anbau, das bezeichnet hinlänglich ihre Kulturstufe; zu welchem deutschen Hauptstamme sie der Verfassung nach gehört haben, wird sich sogleich ergeben. In Absicht der Tapferkeit aber sind die Kimbern und Teutonen allen damals bekannten Völkern überlegen. Die Römer, seit den gallischen Kriegen Sieger über alle ihre Nachbarn, vermochten in den ersten Schlachten gar nicht ihren Anprall auszuhalten. Es war nicht allein Ueberlegenheit der Körperkraft und der persönlichen Tapferkeit, in welcher ein deutscher Kämpfer den vorzüglichsten aus dem Heere des Marius zum Zweikampf forderte: auch ihre Fürsten bewiesen, daß sie in der Anordnung der Schlachten geübt waren. Erst nachdem Marius, der Pflüger von Arpinum, mit rauher, strenger Kriegszucht das römische Heer gehoben, vermochte er diesen Völkern im offenen Felde die Spitze zu bieten. Und wie hat noch die letzte Schlacht gewankt! Die römische Kriegskunst hat nicht eher ihre ganze Vollkommenheit erreicht, als bis sie auch das Neue, was die Deutschen hatten, sich angeeignet, wie wir bei Cäsar sehen werden.

Interessen haben die Kimbern bei aller ihrer anfänglichen Ueberlegenheit, wie die Senonen, nie ihre Ansprüche gesteigert, als wie sie gleich anfangs verlangt und angeboten: Land und Kriegsdienst! Anders hatten sie es unter sich selbst nie gehalten. Im Landbesitz lag die Verpflichtung zur Wehre. Ihr Antrag war das Lehenwesen im Großen. Dies erklärt auch ihre scheinbare Saumseligkeit nach den ersten Siegen; sie hatten mehr, als sie gewollt; sie hatten freies Land. Es lag nicht in ihrer Absicht, mit andern Völkern in ein Bündniß zu treten. Man weiß von Mithridates, dem Könige in Pontus (bis wohin die vormaligen Züge der Gallo-Griechen sich erstreckt hatten), daß er lange bei den Kimbern, Bastarnen, Scythen und Sarmaten geworben, um eine allgemeine Vereinigung vom schwarzen Meere herauf gegen Rom zu Stande zu bringen (das wäre zugleich die eigentliche Rückwirkung der gallischen Wanderungen gewesen). Allein die Kimbern gingen auf eigene Faust voran und wurden von ihrem Schicksal ereilt.

Die nächste Ursache von dem unglücklichen Ausgange scheint in ihrer Trennung bei der Ankunft des Marius zu liegen. Wir wissen nicht, was sie dazu bewogen, wenn es nicht die Unmöglichkeit war, länger in so großer Menge in dem ausgeraubten Land beisammen zu bleiben. Das Vertrauen auf ihre Unüberwindlichkeit ließ sie auch in der Trennung keine Gefahr erblicken.

So ist denn die große furchtbare Unternehmung erblichen, ohne

irgend eine fühlbare Veränderung hervorgebracht zu haben. Doch haben sich in dem Gange dieser Begebenheit zwei sehr wichtige Lehren für beide Völker, die Römer und die Deutschen, ausgesprochen. Die Römer mußten sehen, daß vom Norden her allein der Umsturz ihres Reichs möglich sei; die Deutschen, daß die Alpen die wahre Grenze seien, und daß jede Ueberschreitung, zumal ohne festen Plan und enges Aneinanderschließen, nothwendig in sich selbst erliegen müsse.

Im Innern von Deutschland aber ist der große Zug gewiß nicht ohne eben so große Folgen gewesen, wenn sich gleich nur ein Theil davon außerhalb in der Geschichte zeigt. Die Völkerstämme wurden in nähere Berührung mit einander gebracht, wiewohl nicht mehr überall auf friedliche Art.

Die Bewegung nach Südwest dauerte fort. Sicher sind die Kimbern und Teutonen nicht alle bis auf den letzten Mann aufgerieben worden, wie die Römer behaupten. Cäsar hat uns die Sage aufbehalten, jene 6000, welche die Teutonen bei ihrem Aufbruch nach Gallien mit dem überflüssigen Gepäck am Rhein zurückgelassen, seien die Stammväter der Aduatiker, welche sich viele Jahre unter den Nachbarvölkern herumgeschlagen, bis sie endlich durch friedliche Uebereinkunft ihren Wohnsitz zwischen der Maas und Schelde, mitten unter den ersten Germanen gefunden hätten, wo jedoch die fortwährende Eifersucht sich erst mit ihrem Untergange geendigt hat, wie wir unten sehen werden.

Arioviſt *).

Vierzig Jahre ungefähr nach des Marius Siegen und bald nach denen des Lucullus und Pompejus fingen Cäsar's gallische Kriege an, die dieses schöne und große Land unterwürfig machten, und in welche die deutschen Völkerschaften auf mannichfaltige Weise verflochten wurden. (a. u. c. 693—701. a. u. c. 696. 57 v. — 53 v.)

Er bekam zuerst mit den Helvetiern zu thun, die zum keltischen Gallien gezählt wurden. Die Helvetier wurden nächst den Belgen,

*) Aus H. C. Freih. v. Hagern: die Nationalgeschichte der Deutschen. Franks. a. M. 1823. Th. I. S. 53—60.

und aus eben der Urſache, für die tapferſten gehalten, weil ſie am häufigſten mit den Deutſchen an den Rheinufern fochten. — Ihnen wurde ihr Land zu eng.

Sie, die nun ihren Alpen und Seen ſo zugethan ſind, wollten beſſere Sitze ſuchen, und in Galliens ſchöneren Gegenden Meiſter werden. Deswegen verbanden ſie ſich mit Germanen der Länder, die ſpäter Schwaben und Baiern hießen, und forderten ungeſtörten Durchzug durch das römiſche Gebiet. Die Römer wollten das nicht: Cäſar eilte hinzu und zog von Genf nach dem Gebirge Mauer und Wallgraben. Da die Helvetier alſo dort nicht durchbrechen konnten, drängten ſie ſich durch die Schluchten des Jura, und an der Saone kam es zur entſcheidenden Schlacht, die ſie verloren. Alsdann capitulirten ſie, und ergaben ſich. Die Uebriggebliebenen hieß Cäſar in ihre Heimath zurückkehren und ſich wieder anbauen: Damit nicht Germanen die leeren Plätze einnähmen und Nachbarn der Provence und Savoyens würden.

Von 368,000 Köpfen, die ausgewandert waren, nahmen nur 110,000 den Rückweg. Dieſe mochten freilich gemächlicher hauſen. — Die Aeduer, eine galliſche Völkerſchaft, erbaten ſich die Boier, und gaben ihnen Felder und gleiches Bürgerrecht, ihrer Tapferkeit zu Ehren.

Als Cäſars Ruf ſchon ſo befeſtigt war, kamen galliſche Abgeſandte, unter ihnen Divitiacus, einer der fürnehmſten Druiden oder Oberprieſter, und beſchwerten ſich bitter über Arioviſt, den germaniſchen Fürſten und König.

Arioviſt hatte früher mit den Römern in Verkehr geſtanden, und ſie hatten ihn in Cäſars vergangenem Conſulat Freund, Bundesgenoſſen und König genannt. Denn ſolche Auszeichnungen maßten ſie ſich im Gefühl ihres Uebergewichts auf der ganzen Erde an.

Seine fürſtliche Gewalt erſtreckte ſich, wie es ſcheint, zwiſchen der Donau Urſprung und dem Neckar und über markomanniſche Gaue. Durch ſeine zwei ihn begleitenden Frauen war er mit den Fürſten in Noricum und Suevien-Land, oder, wie wir ſagen würden, in Baiern und Heſſen, verſchwägert, befreundet und verbündet. Darum beſtand ſein Heer theils aus eignen Leuten, theils aus fremdem Zuzug und Hülfe. Schon vierzehn Jahre lang trug er die Waffen, in ſchwerem Krieg befangen, ungewiß, ob ſtets auf galliſchem Boden, oder zuerſt in innerlichen germaniſchen Zwiſten. (58—56 J. v. Chr.)

Von einer Partei unter ſich zwiſtiger galliſcher Völkerſchaften waren die Germanen unter Verheißungen des Lohns zu Hülfe gerufen worden. Arioviſt erſchien Anfangs nur an der Spitze von 15,000 Mann;

aber bald wuchs die Zahl auf 120,000, und es drohten immer noch mehrere zu folgen. Nachdem er ein großes Treffen bei Amagetobria gewonnen hatte, legte er nicht nur seinen Feinden harte Bedingungen auf; sprach nach der Abtrennung des ersten Drittheil Landes auch das zweite an; sondern wurde auch seinen gallischen Verbündeten lästig. Das wird eine stehende Armee gar leicht.

Cäsar, sei es Ehrgeiz oder Politik, glaubte dem steuern zu müssen. Er sagt selbst: „Er sey seine Einmischung der Freundschaft der Römer mit den Aeduern schuldig gewesen, dann habe er es Rom und Italien für nachtheilig gehalten, wenn sich die Germanen so an die Rheinübergänge gewöhnten, um in Gallien oder wo sonst Niederlassungen zu suchen." Arioviſts Plane und hoher Sinn schienen ihm unerträglich. Er beschickte ihn deswegen, um ihn zu Conferenzen einzuladen.

Cäsars Ruhm, die Epoche, wo das geschah, die Neuheit der Erscheinung und die wohlvertheidigte deutsche Nationallehre, rechtfertigen die Einrückungen dieser Verhandlungen. Der Deutsche steht dem Römer weder an Logik und Consequenz noch an Politik nach.

Arioviſt gab zur Antwort:

Wenn ich etwas von Cäsar gewollt hätte, würde ich zu ihm hingegangen sein. Will er etwas an mich, so ist es an ihm zu kommen. Sodann traue ich nicht ohne Heer in die Gegenden Galliens zu gehen, die Cäsar inne hat, noch kann ich mein Heer ohne große Vorräthe zusammenziehen. Doch seltsam kommt es mir vor, was Cäsar oder überhaupt das römische Volk in meinem Gallien, was ich unterworfen habe, suchen möge.

Darauf wieder Cäsar:

Wenn Arioviſt jene besondern Vergünstigungen von Seiten seiner und des römischen Volks, da er während seines Consulats König und Freund vom Staat sey genannt worden, nun so verdanke, daß er selbst auf die ergangene Einladung zu einer Unterredung zu kommen sich verdrießen lasse, und über gemeinschaftliche Dinge zu bereden und sie abzuthun nicht für gut finde: wohlan, so sei es das, was er von ihm verlange:

Vorerst daß er keine Mannschaft mehr nach Gallien überführe, alsdann daß er die Geiseln, die er von den Aeduern habe, frei gebe, auch es geschehen lasse, daß die Sequaner die ihrigen losgeben, — daß er die Aeduer nicht ferner bekriege, noch sie oder ihre Verbündeten mit Krieg überziehe. Würde er so handeln, so könne er auf seine und des römischen Volks Gewogenheit und Freundschaft fortdin

zählen. "Sei das aber von ihm nicht zu erlangen, da einmal der Senat unter dem Consulat des Messala und Piso dafür gehalten habe, daß, wem Gallien als Provinz zu Theil werde, thun möge, was er der Republik für zuträglich halte, und die Aeduer und andere Freunde des römischen Volkes zu vertheidigen habe; so werde Cäsar die den Aeduern zugefügte Unbild nicht gleichgültig ansehen.

Ariovist aber:

Das ist Kriegsgebrauch, daß die Ueberwinder den Ueberwundenen auflegen, was ihnen gut dünkt. So pflegt auch das römische Volk den Besiegten nach seinem Gutbefinden, nicht auf fremdes Geheiß zu gebieten. Wenn ich nun dem römischen Volke nicht vorschreibe, wie es sich seines Rechts bedienen soll, so muß ich auch nicht vom römischen Volke in meinen Befugnissen behindert werden. Die Aeduer, da sie das Kriegsglück versucht, sich mit mir gemessen und unterlegen haben, sind mir zinsbar geworden. Cäsar kränkt mich sehr, wenn er durch seine Ankunft meine Einkünfte schmälert. Den Aeduern werde ich ihre Geißeln nicht zurückgeben. Ich werde sie aber ihre Bundesgenossen nicht unrechtmäßig mit Krieg überziehen, wenn sie dabei ruhen bleiben, was einmal festgesetzt ist, und den jährlichen Tribut entrichten. Thun sie das nicht, so wird sie der römische Brudername bei Weitem nicht schützen. Was Cäsar mir so ankündigt, er werde die Unbild der Aeduer ahnden, — er soll wissen, daß um mir nie Jemand als zu seinem Verderben gekämpft hat. Sobald er will, wollen wir auf einander stoßen. Er wird es empfinden, was die Tapferkeit sieggewohnter, in den Waffen höchst geübter Germanen vermöge, die in 14 Jahren nicht unter Dach gekommen sind. —

Cäsar, als er durch die Treviter von neuen drohenden Rheinübergängen benachrichtiget wurde, und daß sich die junge Mannschaft hundert suevischer Gaue, angeführt von den Brüdern Nasua und Cimber, schon am Rhein befinde, eilte dem Ariovist nach Besançon zu entgegen. Bei den erschollenen Gerüchten von den furchtbaren Deutschen bemerkt er den Schrecken seiner Armee, und was er that und sprach, um ihr wieder Muth einzuflößen.

Ariovist, als Cäsar ihm so nah gerückt war, ließ ihn wissen: „Da ihn nun die Entfernung nicht mehr hindere, so habe er nichts weiter gegen die vorhin vorgeschlagene Unterredung einzuwenden." Sie geschah mit der Aussicht, wie es zweier großer Völker berühmten Feldherren geziemte. Der fünfte Tag wurde gewählt, Reiterei zur Be-

deckung beliebt, und die Unterredung auf einem Hügel ungefähr in gleicher Entfernung von den Lagern mit zehn Begleitern auf beiden Seiten gehalten.

Cäsar führte dem Fürsten die vorigen Auszeichnungen zu Gemüth, und zwar aus bloßem Wohlwollen, da er weder Zutritt noch Verdienst gehabt hätte. Er entwickelte ihm, welche alte und vollwichtige Gründe der römischen Verbindung mit den Aeduern statt gehabt hätten — und wie es der Römer Grundsatz und Gewohnheit sei, nicht nur die Schmälerung ihrer Verbündeten und Freunde zu hindern, sondern ihr steigendes Ansehen stets zu befördern. Zuletzt wiederholte er die vorigen Begehren; aber mit sehr wenigem Eindruck. — Denn er beschuldigt den deutschen Herrn, daß er von allem Dem in der Antwort wenig, aber desto mehr von seinen Thaten und Tugenden gesprochen habe; von seiner Berufung nach Gallien, seinen Siegen, und den geschlossenen Verträgen. —

Arioviſt: Der Römer Freundschaft muß auch mir zu Ehre und Schirm gereichen, nicht zum Nachtheil. Nur darum habe ich sie nachgesucht. Verlöre ich durch sie den erworbenen Tribut, und entzögen sich die Unterworfenen wieder, so würde ich eben so gern diese Freundschaft wieder aufgeben, als ich darnach gestrebt habe. Ich bin eher als sie nach Gallien gekommen; niemals haben vorher römische Heere ihre gallische Provinz überschritten. — Was will Cäsar? Warum kommst Du in meine Besitzungen? Das ist meine Provinz wie jene die eurige. So wie ihr mir nicht nachstehen würdet, wenn ich in eure Länder einbrechen wollte, so seid ihr ungerecht, mich in meinem Recht zu stören. — — — Haltet mich nicht für so fremd und neu, um nicht recht wohl zu wissen, daß weder die Aeduer im vorigen allobrogischen Kriege den Römern beistanden, noch auch in den Zwisten, die sie mit mir und den Sequanern hatten, römische Hülfe genossen. Ich muß argwohnen, daß Cäsar diese Freundschaft nur vorschützt, und das Heer, was er in Gallien hat, zu meinem Untergang bestimmt. Wenn er sich daher nicht zurückzieht, so werde ich ihn nicht als Freund sondern als Feind ansehen, und wenn ich ihn vertilge, so werde ich noch dabei vielen Edlen und Vorstehern des römischen Volks etwas sehr Angenehmes erzeigen. Denn das habe ich durch eigene Boten vernommen, die mir dafür Jener Freundschaft zusichern. Wenn sich aber Cäsar entfernt, und mir Galliens freien Besitz läßt, so soll er große Erkenntlichkeit dafür

haben; und was er für Kriege will geführet wissen, will ich ohne seine Mühe und Gefahr vollenden.

Was Cäsar darauf erwiederte, ist sehr unerheblich und nichts als Convenienz. Die beunruhigten Unterredungen hatten kein Resultat, und auch erneuerte Versuche zur Uebereinkunft scheiterten. Denn wenn Ariovist die an ihn deswegen gesandte M. Valerius Procillus und M. Mettius, — weil dieser sein Gastfreund, jener gleich ihm der gallischen Sprache kundig geworden war, — als Späher behandelte, und in Gefangenschaft behielt; so wissen wir nicht, auf welcher Seite Unrecht und Gefährde sich befand.

Beide nur um so erbittertere Heere rückten sich näher, und befestigten ihre Lagerstellen. Ariovist wählte die seinige, um dem Feind die Zufuhr abzuschneiden; Cäsar, um sie wieder zu gewinnen, trennte seine Legionen, und bezog zwei verschiedene Positionen. Als Ariovist nur mit der Reiterei agirte, und mehrere Tage hintereinander die Schlacht vermied, gewarnt durch seine Wahrsagerinnen, vor dem Neumond werde das Unternehmen nicht glücklich sein; Cäsar aber durch seine Gefangenen den Grund vernahm, wurde dieser um so begieriger, den Wahn zu benutzen. Er ordnete sein Heer in drei Treffen, bedrohte das feindliche Lager, und nöthigte in den Gegenden von Bruntrut den Feldherrn zur entscheidenden und hartnäckigen Schlacht. Mit solchem Ungestüm begann das Gefecht, daß zum Wurfgeschoß nicht Raum und Zeit blieb, und alsobald zur blanken Waffe, zum Schwert, gegriffen wurde. — Cäsar rühmt eine merkwürdige Waffenthat der Seinigen. Denn als die Germanen nach ihrer Art in enggeschlossenen Gliedern mit ihren Schilden, gleich einer festen schief gehaltenen Schildkrötenschale, die feindlichen Degen abhielten; sprangen jene hinauf, trennten diese Schilde mit den Händen, und verwundeten und tödteten von oben herab die, die sie trugen. Nichts destoweniger verzögerte sich der Ausgang, und wenn Cäsar in Person mit dem rechten Flügel den schwächern linken der Germanen schlug, so blieben diese auf ihrem rechten Meister, bis der junge Crassus mit der Cavalleriereserve den Tag entschied.

Die Germanen flohen unordentlich und hart verfolgt bis an den Rhein. Achtzig tausend sollen geblieben, nicht viele über den Fluß geschwommen sein, und Ariovist selbst fand mit Mühe eine kleine Barke zu seiner Rettung. Seine beiden Frauen kamen auf der Flucht um, von den Töchtern die eine, die andere wurde gefangen. Jene römische Geißeln, befreit, erzählten viel, wie man sie habe lebendig braten wollen.

Die am Rhein versammelten Sueven, als sie das Alles vernahmen, trennten sich, suchten ihre Heimath, und wurden von den eifersüchtigen oder mißhandelten Ubiern hart beschädigt, an denen sie sich bald wieder blutig rächten.

Chronologischer Leitfaden

von 56 v. Chr. G. bis 9 n. Chr. G.

J. v. Chr. G.

56	Cäsar bekämpft die Belger und Nervier
55	Cäsar bekämpft die Usipeter und Tenchterer, und geht auf 18 Tage über den Rhein.
54	Empörung des Ambiorix, Anführers der Belgen.
53	Cäsar kämpft diese Empörung, und geht zum zweiten Male über den Rhein.
51	Eroberung von Noricum durch die Römer.
16	Augustus, in Gallien, beruhigt die Germanen und gründet einige Festungen am Rheine.
15	Rhätien und Vindelicien römische Provinzen.
12	Feldzug des Drusus in Germanien.
3	Verbindung gegen Tiberius

J. n. Chr. G.

5	Tiberius dringt bis an die Elbe vor.
6	Tiberius bekriegt den Marbod, Anführer der Markomannen.
7	Friede zwischen den Römern und Markomannen.

Die Befreiung Deutschlands. Varus. Armin*).

9 n. Chr. G.

Als Sennius Saturninus aus Deutschland abzog, führte Quinctilius Varus, sein Nachfolger, drei andere vollständige Legionen, sechs Cohorten und drei Geschwader Reiterei über den Rhein in das Innere Deutschlands. Eine Masse gallischer Hülfstruppen verstärkte das Heer. Ueberdies befanden sich in den Castellen die alten Besatzungen.

*) Aus H. Luden: Geschichte der Deutschen, Jena 1812. B. I. S. 83—92.

Varus war ein Mann in höherm Alter. Große Tugenden werden an ihm nicht gepriesen, große Laster nicht getadelt. Von seinem frühern Leben wissen wir nur wenig. Er war dem kaiserlichen Hause verwandt, früher Consul und später Landpfleger in Syrien gewesen. Ueberhaupt hatte er sein Leben in öffentlichen Geschäften hingebracht. Daher war ihm aufgegeben, Deutschland nach der Weise römischer Provinzen einzurichten und zu verwalten, das römische Recht und das römische Gerichtswesen einzuführen, die nöthigen Sachwalter und Geschäftsleute aller Art zu diesem Zwecke mit sich zu nehmen. Ihm selbst schien dasselbe Verfahren, das er mit Erfolg in Syrien angewendet hatte, auch für die Barbaren in Germanien nothwendig. Er nahm sein Standlager an dem linken Ufer der Weser, im Lande der Cherusker, etwa an der Stelle, wo Drusus vor achtzehn Jahren auf seiner ersten Fahrt diesen Fluß erreicht hatte. Dieses Lager, wahrscheinlich schon früher angelegt, hatte oder erhielt bald das Ansehen einer Stadt; gewerbtreibende Menschen siedelten sich ringsher um so mehr mit Vertrauen an, da die nahe Festung Aliso jegliche Sicherheit darbot. In dem Lager lebte Varus von seinen schönen Legionen umgeben ein fürstliches Leben. Die deutschen Völker mußten den Glanz seiner Herrlichkeit erhöhen; sie mußten einen Theil ihrer jungen Mannschaft ins Lager senden, damit dieselbe den Kriegsdienst in römischer Weise lernte, das römische Heer verstärkte, dem Statthalter für die Treue der Völker als Geißel diente. Von dem Lager aus erließ er seine Befehle in alle deutsche Gauen, und schickte seine untergebenen Geschäftsmänner ab, um diese Befehle in Ausführung zu bringen. Bewaffnete Haufen, Römer, Gallier, auch wohl Deutsche, begleiteten die Beamten, um denselben zum Schutze zu dienen, den Forderungen Nachdruck zu geben und den Unterworfenen zu beweisen, daß die Vollziehung alles Angeordnete zum Rechte mache. Im Lager saß auch ein Proprätor, wie der Prätor selbst am Markt in Rom zu Gerichte. Vor demselben wurden bald von Römern, bald von Deutschen Klagen gegen Deutsche durch Advocaten in lateinischer Sprache erhoben; die Vertheidigung ward in lateinischer Sprache geführt, in derselben Sprache das Urtheil gefällt. Durch die Vollziehung des Urtheiles, dadurch, daß den Verurtheilten ihr Eigenthum genommen, daß sie mit Ruthen gepeitscht wurden, oder das Leben unter dem Beile verloren, erfuhren sie oder ihre Angehörigen, was jetzt Recht war in ihrem Vaterlande. Durch dieses Alles aber verletzte Varus die deutschen Völker in ihren heiligsten Gefühlen, reizte die edelsten Leidenschaften in ihnen auf, und füllte ihre Seelen mit Zorn, Haß

und Ingrimm an, nicht etwa, weil er seine Einrichtungen mit Härte, mit Grausamkeit und Ungerechtigkeit betrieb, sondern weil er, was ihm vorgeschrieben war, mit kalter Ruhe, mit verachtender Gleichgültigkeit vollbrachte, wie das Geschäft erheischte und der Dienst verlangte.

Unter den geringern Menschen gab es gewiß keinen Einzigen, dessen Brust nicht von Furcht und Angst, dessen Wohnung nicht von Trauer und Jammer voll gewesen wäre. Die Süßigkeit des Friedens war in die bitterste Noth umgewandelt; die höhere Bildung hatte ihren Reiz verloren. Unter den Vornehmen jedoch, unter den Fürsten, war nicht überall dieselbe Gesinnung. Ein Theil hatte sich von Volk und Vaterland losgesagt und den Römern hingegeben mit Leib und Seele. Ein anderer Theil hielt die Rettung des Vaterlandes nur für möglich durch die Auflösung desselben in das römische Reich. Die Meisten aber hielten den Glauben an ihr Volk, die Hoffnung auf bessere Tage fest, und harrten entschlossen der Gelegenheit zur That entgegen.

Diese Parteiung drängte sich selbst in die Familien ein, und stellte sich zwischen die Väter und die Kinder. Tacitus, der edele und erhabene, obgleich er die Vorgänge in Deutschland nicht aufzuzeichnen vermochte, hat nicht unterlassen, die Verschiedenheit der Gesinnungen und Bestrebungen zu einzelnen Menschen individualisirt kräftig und schön darzustellen. Jeder Theil wird von Einem, von Zweien oder von Dreien vertreten; und die fast dramatische Wirkung dieser Darstellung ist um so gewaltiger, da die Personen nur aus zwei Familien genommen sind, die durch ein heiliges Band an einander geknüpft waren.

Von der ersten Klasse führt Tacitus nur einen einzigen jungen Mann auf, den er mit seinem römischen Soldatennamen Flavius nennt. Derselbe, ein Sohn Siegmars, eines Fürsten der Cherusker, dessen Volk an der rechten Seite der Weser nordwestlich vom Harze wohnte, war im Dienste der Römer entartet und verdorben; er hielt an den gewonnenen Auszeichnungen um so fester, da er sie mit dem Verlust eines Auges bezahlt hatte; vor seiner Soldatenehre war die Liebe zu Vaterland und Verwandtschaft verschwunden. Aber auf der Bühne der That erscheint er nur Ein Mal wie wahnsinnig für Rom.

Auch aus der zweiten Klasse sind nur ein Paar Männer genannt, und nur Einer ist hervorgehoben. An diesem Einen aber zeigt sich das furchtbare Unglück, von welchem diese unentschlossenen oder feigen Menschen verschlungen wurden, auf eine erschütternde Weise. Der Mann wird Segest genannt, ein Fürst der Cherusker, in dem Theile des Landes, der auf der linken Seite der Weser lag. In diesem Lande befand

ſich das Standlager der Römer. Segeſt und ſein Volk hatten daher allerdings den härteſten Druck zu ertragen und waren, wenn Varus und die Römer durch Deutſche gekränkt wurden, von den größten Gefahren bedroht. Wegen dieſer Lage mag Segeſt zuerſt zu dem Entſchluſſe gekommen ſein, ſich den Römern anzuſchmiegen und ihnen mit Eifer und Aufopferung zu dienen. Aber der erſte Schritt auf dieſer Bahn machte ihm das Stillſtehen eben ſo unmöglich als die Umkehr; er ward immer weiter getrieben, bis er zuletzt den Namen eines Verräthers am Vaterlande zu verdienen ſchien.

Aus der dritten Klaſſe endlich, welche die zahlreichſte war, treten Jünglinge und Männer hervor, und die Reihe ſchließt eine edele Jungfrau. Zuerſt ein Jüngling, ein Sohn des Segeſt, Siegmund genannt, der von ſeinem ängſtlichen Vater an die Römer zum Dienſt ihrer Götter am Altare der Ubier hingegeben war. Aber weder das Leben auf einem fremden Boden hatte ihn der Heimath entfremdet, noch hatte der prieſterliche Schmuck das Vaterland in ſeiner Seele ausgetilgt. Durch ſeine Stellung zwiſchen ſeinem Vater und ſeinem Vaterlande war er zwar dem Schickſale verfallen; aber ſeine Geſinnung blieb ehrenwerth, und ſein Unglück verdient jegliche Theilnahme. Der Zweite in dieſer Reihe iſt Inguiomer, Siegmars Bruder, auch ein Fürſt der Cheruſker in einem Lande ſüdlich vom Harze. Wegen dieſer Entfernung hat Inguiomer erſt ſpäter Theil genommen an den Thaten der Deutſchen, und ſich dann als einen kühnen Mann gezeigt, der raſche Entſcheidungen liebte, wie ſie nur in der Herrſchaft möglich ſind.

Am höchſten jedoch und in ungetrübtem Glanze ſteht Armin. Dieſer Jüngling iſt ſeines Volkes Halt, Held und Hort geweſen; er hat mit Beſonnenheit in das Unglück ſeines Vaterlandes hineingeſchauet, und die tiefſten Gefühle ſeines Volkes in ſeiner Bruſt genährt. Als der größte Tag in der Geſchichte der neuen Zeit eintrat, in er in dem Augenblicke der Entſcheidung entſchloſſen und kühn hervorgetreten, hat ſeinem Volk eine Seele gegeben, und daſſelbe begeiſtert und begeiſternd fortgeriſſen zu Entſchluß, Kampf und Sieg. Und die wieder gewonnene Freiheit hat er mit gleicher Kraft zu beſchützen verſtanden. Er iſt der Retter des Vaterlandes geworden, der zweite Gründer des deutſchen Volkes. Auch hat er weder im ſtolzen Gefühle des Sieges noch im bitterſten Schmerz über öffentliches und häusliches Unglück ſeinen Ruhm jemals befleckt. Argliſt und Betrug ſind ihm ſo fern geblieben als Härte, Grauſamkeit oder irgend eine häßliche That. Deswegen hat er den Römern nicht wie Marbod bloß Furcht und Haß eingeflößt,

sondern er hat dem Geschichtschreiber eine hohe Achtung, eine offene Anerkennung und Bewunderung abgewonnen.

Armins früheres Leben ist fast gänzlich unbekannt. Er war ein Sohn des Fürsten Siegmar; Flavius war sein Bruder, Inguiomer sein Oheim. Als Varus in Deutschland ankam, war er ein Jüngling von 22 Jahren. Schon längst ein scharfer Beobachter des römischen Kriegswesens ward er jetzt der Führer der Mannschaft seines Volkes im römischen Lager. In diesem Dienst erregte er die Aufmerksamkeit der Römer durch seine Raschheit, seine Einsicht, seine Kenntnisse. Eine schöne Gestalt vermehrte die Theilnahme. Er schien kein Barbar zu sein. Varus wandte ihm seine Gunst zu: er wurde mit dem römischen Bürgerrecht und mit der römischen Ritterwürde beehrt. Er aber blieb ein treuer Sohn seines Vaterlandes, und trug mit Verachtung die Auszeichnung der Fremden. Segest, dem nicht verborgen blieb, was in der Brust des jungen Mannes lebte und stürmte, begann zu fürchten, daß er sich zu einem Wagnisse fortreißen lassen möchte. Deswegen unterließ er nicht, den römischen Statthalter zu warnen. Varus aber achtete nicht auf diese Warnung, weil er die Aengstlichkeit des Verkleinerers durchschauet hatte, oder weil er bedenklich fand, gegen einen jungen Fürsten einzuschreiten, der bei Römern und Deutschen in Achtung stand.

Die Jungfrau endlich, welche die Reihe schließt, war Segests Tochter, Siegmunds Schwester, von Strabo Thusnelda genannt. Sie tritt als Zeuge auf für die Gesinnung der deutschen Frauen in dieser unglücklichen Zeit. Nicht durch Thaten, die dem Manne geziemen, macht sie sich bemerklich, sondern durch ihre stille Treue und durch ihre fromme Ergebung in das Unvermeidliche. Auf der Stufenleiter des Ruhmes steht sie nicht hoch, aber sie spricht das innigste Mitgefühl jedes edeln Menschen an durch ihre zwiefache Liebe zu dem Helden Armin, dessen Gemahlin sie geworden ist, und zu dem Vaterlande, für welches Armin seine Thaten vollbracht hat, so wie durch die würdevolle Erduldung des furchtbarsten Unglückes.

Varus' Verwaltung der Provinz Germanien hatte drei Jahre gedauert. Von Unruhen, von Widersetzlichkeit findet sich keine Spur. Varus glaubte vollendet zu haben. Plötzlich aber lief die Nachricht ein: weit die Weser hinab zeige ein Volk Widerspenstigkeit gegen die Gewalt der Römer; und bald ergaben Gerüchte und Berichte, daß die kleine Meuterei sich zu einem großen Aufruhr entwickele. Denn dieselbe Nachricht durchdrang die deutschen Völker wie ein Nothschrei von Mißhandelten an Mißhandelte, und wohin sie drang, da erhoben sich die Völ-

ker und antworteten mit dem Rufe nach Rache. Varus verkannte die Gefahr nicht. Er wollte derselben mit seiner ganzen Macht entgegen treten, und auch die deutschen Hülfstruppen sollten ihn begleiten, angeführt von ihren Fürsten, unter welchen sich Armin und Segest befanden.

Der Zug ging Weser abwärts dem wachsenden Aufruhr entgegen. Es war im Monate September des neunten Jahres. Bald stieß man auf Anzeichen der Empörung, wie denn über die Wege abgehauene Bäume hingeworfen waren. Die Römer, aufgebracht und erbittert über die Hemmnisse, die Unordnung, die beschwerliche Arbeit, ließen ihren Zorn in beschimpfenden Worten gegen die Deutschen aus. Die Deutschen im Heer erwiderten die Beleidigung. Einzelne Römer griffen zu den Waffen; einzelne Deutsche antworteten mit den Waffen. Varus, bedenklich einzugestehen, daß sein Ansehen dahin und die Zucht verschwunden sei, setzte sich wie in frühern Tagen zu Gerichte, befahl den Streitenden vor ihm zu erscheinen, untersuchte und belegte die Römer, die Urheber der Händel, mit harten Strafen. Bald aber mußte er erkennen, daß die Gesetze ihre Kraft, die Strafen ihre Wirksamkeit verloren hatten. Es war unmöglich, mit einem solchen Heere den Marsch fortzusetzen. Er machte Halt und ließ ein Lager errichten etwa in der Nähe der Mündung des kleinen Flusses Werra in die Weser. In diesem Lager berief er einen Kriegsrath: es ward entschieden, daß man umkehren und die Festung Aliso zu erreichen suchen müsse. In der Nacht vor dem Abzuge gab er den Befehl, alles Gepäck und Gezeug, das der Fahrt hinderlich werden könnte, zu verbrennen. Diese Flammen verriethen den Römern wie den Deutschen den Zustand der Dinge.

Als das Heer am Morgen aus dem Lager abzog, trat Armin hervor, mit trennte sich mit seinen Landsleuten von den Römern, die übrigen deutschen Hülfstruppen folgten diesem Beispiel, und stellten sich zu Armin und den Cheruskern; selbst Segest, von den Seinigen gedrängt, konnte nicht zurückbleiben. Armin wurde der Führer, der Herzog aller deutschen Krieger. Die Römer vermochten diesem Abfall weder zu verhindern noch zu rächen. Jeder Augenblick war kostbar; selbst mit der Züchtigung der Abgefallenen, wenn sie auch gelungen wäre, war nichts zu gewinnen. Deswegen zogen sie muthlos und verzagten Herzens den fliegenden Flüchtlingen gleich eilend vorwärts. Armin erkannte, daß das römische Heer Aliso nicht erreichen dürfte, wenn nicht das ungeheure Unglück, die furchtbarste Rache, die gräßlichste Knechtschaft über Deutschland kommen sollten; die Deutschen allzumal fühlten, was er

erlangt hatte. Also verfolgten sie seinem Befehle gehorsam die Römer, nutzten sie, bedrängten sie und nöthigten sie, durch den Teutoburger Wald, nördlich an der Quelle der Lippe, östlich von der Quelle der Ems, ihren Marsch fortzusetzen. Auf diesem Zuge verloren die Römer den letzten Rest von Vertrauen und Hoffnung. Durch Bäume und Gesträuch, durch Felsen und Klüfte auseinander gerissen, über Berg und Thal sich fortarbeitend, von grausem Kriegsgeschrei der Feinde umgeben, die Lanzen derselben in der Brust, auf den Seiten und im Rücken, erschöpften sie ihre Kräfte, und mancher tapfere Mann sank unbemerkt in einen ruhmlosen Tod. Endlich öffnete sich der Wald in eine freie Ebene. Varus machte noch einen Versuch, seine Legionen durch militärische Haltung zu sammeln und zu Ordnung und Zucht zurück zu bringen. Er befahl ein Lager zu errichten. Die Arbeit wurde begonnen, aber bald aufgegeben: selbst zu einem solchen Werke der Sicherheit fehlten Muth und Kraft. Das Lager blieb offen; die Eroberung desselben schien leicht zu sein. Dennoch griff Armin dasselbe nicht an. Der letzte Schlag durfte nicht mißlingen; ein nächtlicher Kampf gegen kriegskundige Männer in Verzweiflung war nicht zu wagen, und auch die Seinigen bedurften einiger Erholung.

Als aber das römische Heer am andern Morgen das Lager verließ, erfolgte alsbald der Angriff. Die Römer machten die letzte Anstrengung, hier abzuwehren, dort durchzubrechen. Vergeblich. Armin, auf einem Hügel stehend, wies mit Wort und Wink die Massen dahin, wo sie nöthig waren, und überall standen sie eine eherne Mauer den Feinden entgegen. Viele Römer fanden ihren Tod, die Führer neben den Gemeinen. Varus selbst wünschte zu fallen, das Schwert in der Faust: dieser Trost aber ward ihm nicht zu Theil; er empfing nur eine Wunde. Also stieß er sich das Schwert in die Brust mit eigener Hand. Diesem Beispiele des Feldherrn folgten, die ihm am nächsten gestanden hatten. Andere machten fruchtlose Versuche durch die Flucht zu entkommen. Die Masse, zu einem verwirrten Knäuel zusammen gerollt, gab aus Noth und Ermattung allen Widerstand auf und starrte, gleichgültig gegen Leben und Tod, in die Lanzen und die Schwerter der Deutschen hinein. Armin, als er keine feindliche Waffe mehr drohen sah, befahl abzustehen von dem Gewürg, Alle zu schonen, welche das Schicksal verschont hatte, die Wehrlosen zu Gefangenen zu machen. Im Taumel des Sieges aber war der endlich entfesselte Zorn nicht sogleich zu bändigen: Mancher nahm Rache an den einst so übermüthigen Drängern. Am meisten verhaßt waren die römischen Geschäftsleute, die Steuer-

einnehmer, die Sachwalter, diese schlängelnden, zungenfertigen Verderber der vaterländischen Sprache und Sitte: sie wurden selbst als Leichen nicht verschont. Die übrigen Gefallenen blieben liegen, wie sie lagen, und wurden weder verbrannt noch beerdigt; sie sollten, ein Gräuel dem Anblick, unter freiem Himmel verfaulen oder Geiern und Raben zum Raube werden. Auch wurden Manchen, den vornehmen Herren, die Köpfe abgeschnitten, und wie an Schandpfähle an Baumstämme befestiget. Varus' Kopf ist von Armin an Marbod gesendet worden zum schlagenden Beweise, daß die Römer besiegt, das Vaterland frei sei; zu demselben Zeugnisse hat Marbod den Kopf dem Kaiser Tiberius überliefert.

Der Sieg war vollkommen, die Freude groß. Auf die Beute mag kaum Jemand geachtet haben. Aber unter der Beute befanden sich auch die Adler zweier Legionen; den dritten hatte der Träger vom Schaft abgebrochen, in seinen Gürtel gewickelt, und unbemerkt in einen Sumpf getreten. Jene Adler, einst in ihrem Glanz ein Schrecken der Völker, jetzt demüthige Zeugen zerbrochener Herrlichkeit, gingen von Hand zu Hand, und schienen Allen ein kostbarer Besitz für künftige Zeiten.

Endlich, als der Sturm der Leidenschaften sich gelegt hatte, trat Armin auf, und redete zu seinen Genossen im Kampf und im Siege. Niemand hat uns überliefert, was von ihm gesagt worden ist; aber in diesem großen Augenblicke kann er, der Urheber und Vollbringer, nur von großen Dingen, nur vom Vaterland und von der Freiheit gesprochen haben. Auch kann es nicht anders sein: Alle, an welche Armins Rede gerichtet war, haben mit Hand und Mund das Gelübde abgelegt, fortan treu zu einander zu halten. Selbst Segest hat schwerlich gewagt, eine andere Gesinnung zu verrathen. So ist eine Eidgenossenschaft entstanden unter den Völkern dieser Gegenden, besonders unter den vier Völkern, welche den größten Antheil an dem Kampfe gehabt hatten, den Cheruskern, den Chatten, den Bructerern, den Marsen; und Armin ist das Haupt dieser Genossenschaft geworden, weil er in diesen großen Tagen Herzog, Ordner und Sprecher gewesen war.

Die Eroberungszüge des Germanicus *).

14 — 16 n. Chr. G.

Groß-Germanien zwischen dem Rhein und der Donau war wieder frei geworden von der römischen Herrschaft. Denn auch Aliso, der große Waffenplatz der Römer mitten in Nieder-Deutschland, mußte, obschon er nicht mit Gewalt eingenommen werden konnte, von den Römern bald geräumt werden. Die Germanen aber erstrebten nichts weiter als die Herstellung ihrer Unabhängigkeit; an einen von den Römern befürchteten Einfall in Gallien oder gar Italien war um so weniger zu denken, als dieser cheruskische Völkerverein nicht zu Eroberungen, sondern nur zur Vertheidigung geschickt war. Auch zerfiel nicht bloß die große Verbindung der deutschen Völker, sondern unter den Cheruskern selbst brachen Parteiungen aus, welche auf die Freiheit Germaniens nur allzu nachtheilig einzuwirken droheten. Ein fortgesetzter Kampf mit Rom war damals für die germanische Freiheit nothwendig, und bald genug erneuerten sich die Angriffe der Römer. Denn wenn auch Tiberius, welcher von dem Augustus sogleich an den Rhein geschickt wurde, und bei seinem zweimaligen Uebergange über diesen Strom bis in die Nähe der Ems vordrang, jeden entscheidenden Kampf mied, so wurde doch die römische Kriegszucht unter den neu gebildeten Legionen wieder hergestellt, und die deutschen Völker geschreckt. Ja die beiden Küstenvölker der Friesen und Chauken blieben auch ferner im freundschaftlichen Vernehmen mit Rom, und duldeten selbst römische Besatzungen in ihrem Gebiete.

Aber des Drusus Plane wurden von seinem Sohne, der nach dem Siegesschauplatze des Vaters benannt war, mit Talent und Glück wieder aufgenommen. Auch mußte Tiberius bei der Uebernahme der Herrschaft in Rom nach des Augustus Tode es zunächst gern sehen, daß die aufrührerischen germanischen Legionen unter der Leitung seines Neffen Germanicus durch Beschäftigung in der Schule der Kriegskunst ihm unschädlich gemacht wurden. Des Germanicus dreijährige siegreiche Feldzüge in Germanien in den Jahren 14 bis 16, einem so kriegserfahrenen Feldherrn wie Armin gegenüber, sind nur daraus zu erklären,

*) Aus: Dr. F. H. Müller: die deutschen Stämme und ihre Fürsten. Berl. 1840. Th. I. S. 93—100.

daß Letzterer bloß das Haupt einer freien Völkerverbindung war, während der Erstere mit einem Kernheer von acht Legionen als unumschränkter Oberfeldherr die deutschen Gaue mit Krieg überzog. Und doch bleibt es wunderbar, daß Roms gesammte Macht unter seinen größten Kriegshelden an dem Freiheitssinn und an der Tüchtigkeit weniger deutscher Völker sich brechen mußte. Der Schauplatz der Feldzüge des Germanicus war der klassische Boden von Westfalen und Engern zwischen dem Rhein und der Weser, nachmals der Schauplatz der Kämpfe zwischen Karl dem Großen und den Sachsen.

Der erste Feldzug des Germanicus war gegen die Marsen gerichtet, welche die Nordwesthälfte des Osning bewohnten. Von dem großen niederrheinischen Standlager Castra Vetera, der Einmündung der Lippe in den Rhein ungefähr gegenüber gelegen, den germanischen Strom überschreitend, drang Germanicus auf einem schnellen Zuge in der Richtung gegen Nordost (auf der heutigen großen Straße von Wesel nach Münster, wo schon Domitius Ahenobarbus während seiner Statthalterschaft in Germanien in den dortigen Brüchen Brücken und Knüppeldämme, die pontes longi, hatte anlegen lassen) durch den cäsischen Bergwald bei dem heutigen Kösfeld bis zur Ems vor, jenseit welcher er das Gebiet der Marsen unvermuthet überfiel, mit Feuer und Schwert verheerte, und ihr Heiligthum Tanfana zerstörte. Aber der Aufstand der Brukterer, Usipier und Tubanten nöthigte ihn bald zu einem Rückzuge, der nicht ganz ohne Verlust ablief.

Der zweite Feldzug des Germanicus im Jahr 15 war eben so unvermuthet gegen die Chatten gerichtet. Zunächst erneuerte er die Befestigungswerke seines Vaters auf dem Taunus, und während er die Cherusken, welche überdies durch die Parteiungen unter ihren Fürsten Armin und Segest in ihrer Thätigkeit nach außen hin gelähmt wurden, durch einen Theil seines Heeres auf der Nordseite ihres Gebietes bedrohete, drang er von der trockenen Witterung begünstigt an der Lahn gegen Nordosten in die hessischen Gebiete ein, und stieg über die Höhen des Vogelberges zu der Eder in Nieder-Hessen hinab, wo er nach der Besiegung der Chatten ihren Hauptort Mattium (jetzt Maden, der Hauptort des spätern Hessengaues) in Asche legte. Auch wurde in Folge dieses Kriegszuges der Fürst Segest mit seiner Familie von den Römern aus der Bedrängniß befreit, in welcher er sich in seiner festen Burg in dem südwestlichsten Theile des cheruskischen Gebietes in der Nähe der Diemel durch seine Stammgenossen befand. Er folgte dem Sieger in das römische Land.

Diese Raubeinbrüche der Römer bewogen aber alle Nieder-Germanen unter dem Vorstande Armins und der Cherusker zur Erneuerung der frühern Verbindung, und da Germanicus das ganze mittlere Land im Aufstande erblickte, er aber vornehmlich die Cherusker anzugreifen gedachte, welche er mit Recht für den Heerd und den Mittelpunkt des ganzen Krieges ansah, so wollte er die Verbündeten auf mehrern Punkten bedrohen, und wählte für sich selbst den Weg, den ihm sein Vater vorgezeichnet hatte. Von der See aus, mit Hülfe der sich in das Meer ausmündenden Flüsse, konnten die Germanen am besten im Rücken angegriffen, und der Krieg leicht in das Innere Germaniens, in das Gebiet der Cherusker, getragen werden. Die Freundschaft der Friesen und Chauken unterstützte diesen Plan. Während demnach der alte gediente Feldherr Aulus Cäcina mit der einen Heeresabtheilung von Vetera Castra aus über den cäsischen Wald gegen Nordosten vordrang, die Reiterei aber an dem Meeresgestade entlang ihren Weg nach der Ems nahm, erreichte Germanicus mit dem Hauptheere diesen Fluß zur See, und verheerend durchzog das vereinigte Römerheer das Land der Brukterer zwischen der Ems und Lippe. Beim weitern Vordringen ostwärts zur Weser in die Schluchten des Teutoburger Waldes kam man an die alte Wahlstadt der clades Variana, wo die gebleichten Gebeine der vor sechs Jahren gefallenen Legionen von Germanicus unter Abhaltung einer Todtenfeier zur Erde bestattet wurden. Hier in der Nähe erneuerte sich der Kampf zwischen den Römern und Germanen, da Armin mit den verbündeten Völkern in der für sie selbst günstigsten Gegend die römischen Legionen umgeben hatte, und nur mit Mühe vermochten die Römer eine erneuerte Niederlage abzuwenden. Die Letztern schrieben sich zwar den Sieg zu, aber der sofort angetretene Rückzug des Germanicus bewies am besten den Stand der Dinge. Der Angriff auf die Cherusker war ganz mißlungen.

Mit Hülfe der befreundeten Chauken schiffte Germanicus sein Heer wieder auf der Ems ein, während die Abtheilung unter dem Cäcina auf dem Landwege nach dem Rhein zurückgeschickt wurde. Dieser letztern eilte Armin nach, und griff sie an den Engschluchten bei dem Uebergange über die Brücken und Knüppeldämme im Norden der untern Lippe an. Nur mit der größten Mühe konnte sich diese römische Heeresabtheilung einer völligen Vernichtung entziehen. Am Rhein herrschte bei der Nachricht von ihrer Noth ein solcher Schrecken, daß man zu Vetera Castra die Brücke abwerfen wollte, und nur des Germanicus Gemahlin Agrippina vermochte durch ihre Standhaftigkeit den Unter-

gang der Ueberreste dieser Niederlage abzuwenden. Auch das Hauptheer selbst unter dem Oberfeldherrn erlitt bei seiner Rückkehr auf dem Meere nicht minder Verlust in aller Art. So war also Germanien im Jahre 15 zum zweiten Male von seinen Feinden befreit. Armin zerstörte alle zurückgebliebenen Denkmale der römischen Herrschaft im Osten des Rheins, und nur das Kastell Aliso an der obern Lippe, welches in Folge dieses Zuges des Germanicus scheint wieder hergestellt worden zu sein, blieb in den Händen der Römer, so wie auch die Linie von den Vertheidigungswerken an dem Nordufer der Lippe von Aliso bis nach Vetera Castra noch behauptet wurde.

Indessen der unermüdliche Germanicus gedachte auf einem dritten großen Feldzuge im Jahre 16, indem er auf dem zuletzt betretenen Wege von dem nördlichen Ocean aus die Cherusker in ihrem Heimathslande angriff, den großen Kampf zur Entscheidung zu bringen, und die Verbindung mit den drei deutschen Stämmen an den Gestaden der Nordsee, mit den Batavern, Friesen und Chauken, mußte nach des römischen Feldherrn Erwartung den glücklichen Ausgang der Unternehmung nicht zweifelhaft lassen. Auf einer großen Flotte von tausend Schiffen kam das römische Heer von der Zuyder-See aus über den Ocean nach der Mündung der Ems, wo die Truppen bei dem Kastell Amisia ausgeschifft wurden, und durch das Gebiet der Chauken ostwärts zur Weser gelangten, deren linkem Ufer sie aufwärts folgten. Die Besiegung der Angrivarier, welche an der Weser unterhalb ihres Gebirgsdurchbruches wohnend der Sache der Cherusker ergeben waren, und im Rücken der Römer einen Aufstand erhoben hatten, führte den Germanicus bis zur westfälischen Pforte, wo er den Kriegsschaaren der Cherusker gegenüber mit Hülfe seiner trefflichen batavischen Reiterei den Uebergang über den Strom erzwang. Dort auf der Ostseite der Weser in der von Bergen im Osten und von dem Flusse im Westen umsäumten Thalebene, das Feld Idistavisus genannt, nur wenig oberhalb Minden kam es zu einer blutigen Schlacht, in welcher die Germanen unter Armins Führung zwar geschlagen, aber nicht überwunden wurden.

Denn nun erhoben sich alle Stämme auf der Ostseite der Weser, und es kam bald nicht weit von der erstern Gegend mehr abwärts am Strom am Steuchuder-Meere auf der cheruskisch-angrivarischen Grenze zu einem neuen blutigen Kampfe, und die Römer gestanden selbst, daß sie nur durch ihre überlegene Kriegskunst die Germanen besiegt hätten. Germanicus drang nicht weiter in das cheruskische Gebiet ein. Er errichtete ein Denkmal über alle zwischen dem Rhein und der

Albe angeblich unterworfenen Völker, aber er schiffte auch seine Legionen auf der Ems wieder ein und kehrte zurück. Unterwegs litt seine Flotte noch Schiffbruch, und nicht ohne großen Verlust wurde das römische Gebiet am Rhein wieder erreicht. Doch kamen durch die nach allen Seiten hin verschlagenen Fahrzeuge mancherlei wunderbare Nachrichten über die nordischen Gebiete der Erde an jenem Ocean nach Rom. Damit aber die Germanen aus dem Unfall der Flotte und aus der mißlungenen Unternehmung gegen die Cherusker nicht neue Hoffnung schöpfen möchten, ließ er noch in dem Herbst desselben Jahres unter einem Legaten einen Kriegszug gegen die Chatten machen, während er selbst aufs Neue die Marsen überfiel, und dort durch die Verrätherei eines ihrer Fürsten noch einen von den drei Adlern der varianischen Legionen wieder gewann.

Germanicus glaubte, nur noch ein Feldzug würde hinreichen, um seines Vaters Pläne zur Vollendung zu bringen. Aber des Kaisers Tiberius Ausspruch, daß man genug gethan habe, und daß man fortan durch kluge Politik Roms Herrschaft in Germanien besser begründen werde als durch die Gewalt der Waffen, beendete seine Unternehmungen. Germanicus mußte im Jahre 17 nach Rom zurückkehren, und hielt dort einen glänzenden Triumph, der durch zahlreiche deutsche Gefangene verherrlicht wurde. Die Germanen jedoch waren in ihrer Heimath frei, und zahlreiche römische Gefangene schmachteten noch, wie die spätere Geschichte lehrt, in den deutschen Wäldern. Merkwürdig und einzig in der Geschichte bleibt auf jeden Fall dieser Kampf der kleinen deutschen Stämme gegen die überlegene Macht der römischen Imperatoren, denen doch die ganze Welt erlag. Der Ruhm, Deutschlands Freiheit gerettet zu haben, gebührt besonders den Harz-Anwohnern, den Cheruskern, welche unter ihrem Helden Armin die erste Stelle unter den Völkern Germaniens einnahmen, und deren Name durch das Anschließen vieler kleinern deutschen Stämme an sie weithin von der Elbe im Osten bis über die Weser nach Westen verbreitet war. Als ihre Hauptbundesgenossen aber in diesem Kampfe mit Rom erscheinen, erscheinen die drei Völker der Chatten, Brukterer und Marsen, denen auch die drei Legionsadler des varianischen Heeres zur Beute fielen. Dies sind zugleich die vier Hauptvölker des ältern eigentlichen Germaniens in historischer und ethnographischer Beziehung, da sie schon ringsum theils von geschwächten, theils von solchen Völkern umgeben waren, die die römische Politik gewonnen hatte.

Historischer Leitfaden

vom J. 16—374 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.	
21	Arminius (gegen Marbod) fällt durch Meuchelmord.
28	Aufstand der Friesen, die sich ihre Freiheit erkämpfen.
50	In die Stadt der Ubier eine römische Kolonie abgeführt (Colonia Agrippina — Köln).
68	Streit der Hermunduren und Chatten an der Saale.
69	Aufstand der Bataver, Brukterer und mehrerer deutschen und gallischen Völkerschaften unter Claudius Civilis. Köln und Trier werden erobert.
70	Petilius Cerealis unterwirft die Trevirer, und schlägt den Civilis in 4 Treffen.
85	Domitian besiegt.
96	Nerva, Besieger der Germanen. Petilius Cerealis zwingt den Civilis zum Frieden.
100	Tacitus, Beschreibung Deutschlands.
114	Teutonen in Illyrien.
138	Sachsen auf der jütischen Halbinsel.
142	Muthmaßliche Gründung von Frankfurt a. M.
150	Ausbreitung des Christenthums am Rhein und an der Donau. — Runenschrift.
166	Krieg der Markomannen gegen die Römer. (Großer Markomannenbund.) — Erster Uebergang der Barbaren über die Donau.
174	Die Barbaren werden durch Marcus Aurelius gänzlich zerstreut. Rhaus und Rhaptus, vandalische Heerführer.
180	Neuer Sieg der Römer über die Barbaren.
189	Die Sigambrer gehen nach Gallien.
190	Verbündung der Sigambrer, Actuarier, Brukterer, Chamaven, Friesen, Salier, Chaucen und Ambivaren, fränkische Völker gegen die Römer.
213	Erste Erwähnung der Deutschen, einer Völkerschlacht am Oberrhein.
215	Krieg gegen die Römer unter Caracalla.
236—238	Ende der römischen Herrschaft in Germanien.
250	Erster Einfall der Gothen in das südliche Europa. Schlacht bei Beröa. Ostrogotha, Argaith und Guntherich, Anführer der Gothen.
260	Die Deutschen zu Ravenna.
268—270	Die Deutschen werden durch Claudius besiegt.
277	Die Franken, im Aufstande gegen Probus, dringen in Griechenland, Sicilien und in Afrika ein. — Probus vertreibt die Deutschen und schlägt die Franken, deren Anführer Athei, Gennobald, Markomir und Sunno. — Krokus, alemannischer Held. — Fastida, Anführer der Vandalen. — Cniva, gothischer Heerführer.
280	Reben an den Ufern des Rheins und der Mosel gepflanzt.

J. n. Chr. G.

306 Die Franken unter Ascar und Nagais, von Constantin besiegt.
314 Deutschland in Provinzen getheilt. — Bisthümer. Klöster. — Martin, Bischof zu Trier.
328 Gothische Schrift, aus dem Griechischen und Runen gebildet; hievon die Deutsche abgeleitet.
328 Die Vandalen und Gothen in Dacien. — Athanarich, König der Westgothen.
333 Die Franken zerstören Cöln und plündern.
340 Rheinstädte.
357 Franken und Alemannen von Julian besiegt in der Schlacht bei Straßburg.
373 Uebersetzung der Bibel ins Gothische durch Ulphilas, den Bischof der Westgothen. — Arianismus in Deutschland.

Die Hunnen. Anfang der Völkerung (seit 374). Attila, König der Hunnen (451) *).

Während das römische Kaiserreich in Europa durch die deutschen Völker, besonders an den beiden Grenzflüssen, Rhein und Donau, jetzt schon zweihundert Jahre hindurch (seit Mark-Aurel) erschüttert wurde, wälzte sich von Asien her ein gewaltiger Volksstamm an die europäische Grenze, dessen Erscheinung die Verwirrung und Noth in Europa noch um Vieles vermehren mußte. Es waren die Hiong-nu oder Hunnen, Heunen, welche nebst andern nomadischen Völkern die Berge und Steppen Hochasiens bewohnten, besonders die, welche zwischen Sibirien und Indien gelegen sind, und von denen seitdem schon mehr als eine Umkehr der Dinge ausgegangen ist, wenn wir auch nur an Kalmücken, Mongolen, an die Mandschu und Tunguſen, an die Turkomannen oder Türken denken. Die erste historische Spur der Hunnen findet sich in den Berichten der Sinesen aus den Zeiten Domitians, wo sie den Sinesen, welche bis dahin durch jährliche Geschenke ihre Freundschaft erkauft hatten, nach wiederholten Kämpfen erlagen, und daher entweder sich diesen unterwerfen mußten, oder sich westlich gegen den Caspischen See zogen. Ungefähr zweihundert Jahre behielten die Sinesen von ihnen Kunde; da verloren sie sich ihnen immer weiter westlich, und 374

*) Aus: K. F. Becker's Weltgeschichte, 3. Ausgabe. Berlin 1824. Th. III, S. 632—650.

nach Christus standen sie an den Ufern der Wolga, da wo sie sich in den Caspischen See ergießt.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Hunnen, nach der Beschreibung, welche uns der sachkundige Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus von ihnen macht, zu dem großen kalmückischen Volksstamme gehörten, und auch mit diesem in Sitte, Gestalt und Lebensweise die größte Aehnlichkeit hatten. Sie waren ein Reitervolk von fürchterlicher Wildheit und gräßlichem Ansehen. Sie zerschneiden sich, sagt er, in der Kindheit mit unzähligen Rissen Kinn und Wangen, um durch die dichten Narben den Bartwuchs zu unterdrücken (eine Sitte, welche sich noch jetzt bei den vornehmern Geschlechtern der Kalmücken findet). Bei der größten Häßlichkeit des Gesichts, welche durch die kleinen Maulwurfsaugen um Vieles vermehrt wird, haben sie einen festen Knochenbau, einen fleischigen Hals, breite Schultern, und so wenig von der feinern menschlichen Gestalt, daß sie von Weitem wie grob zugehauene Pfähle an Brückengeländern aussehen. Ihre Speisen erfordern kein Feuer und kein Gewürz; sie leben von wildem Wurzelwerk und rohem Fleische, welches sie wie einen Sattel auf das Pferd legen, und von einem tüchtigen Ritt durchwärmt verzehren. Städte, ja Hütten kennen sie nicht. Von Kindesbeinen an streifen sie in Bergen und Wäldern umher. Sie tragen leinene Kittel, auch Pelze von Waldmäusen, und die Beine umwickeln sie mit Bocksfellen. Von ihren Pferden sind sie unzertrennlich; sie essen, trinken und schlafen darauf. Auch bei gemeinsamen Berathschlagungen sitzt Alles zu Pferde; Ackerbau und Gewerbe sind ihnen fremd, von Religion und Gesetzen ist keine Spur. Ihre schmutzigen Weiber und Kinder führen sie in Karren mit sich, die mit Fellen überzogen sind. Krieg ist ihr Element, sie siegen durch Schnelligkeit und Tollkühnheit, und nichts kommt ihrer Raubsucht und Grausamkeit gleich.

Diese Hunnen waren im Kriege unwiderstehlich, so lange sie noch ihren Sitten treu blieben, welche ihnen große Vortheile vor gebildetern Völkern gaben. Ihre vornehmsten Scharen waren Reitereien, und jeder fünfte Mann, im Nothfall Alle, waren bewaffnet. Da sie am liebsten aus der Ferne, oft fliehend wie die Parther, kämpften, und Alles bei ihnen auf Geschwindigkeit ankam, so liebten sie den Gebrauch des Bogens und der Pfeile am meisten, für welche sie in den Altaigebirgen Werkstätten hatten. Andere Pfeile fertigte sich Jeder selbst aus Holz und Knochen. Schutzwaffen führten sie nicht; sie glaubten ihrer entbehren zu können. Schon die Kinder wurden für das Kriegshand-

werk gebildet; auf großen Hunden reitend, schossen sie eine Art von größern Feldmäusen, welche sie gern aßen; als heranwachsende Knaben schossen sie Füchse. Zuweilen ward von ihrem Fürsten, wie noch jetzt vom sinesischen Kaiser, eine große Volksjagd angeordnet, deren Sitte noch jetzt die Tungusen bewahren. Ihre Fürsten hießen Tanschu, Sohn Gottes, oder Tschemlikototanschu, Söhne des Himmels und der Erde. Ihr Heer war zahlreich und einfach angeordnet. Unter vierundzwanzig Feldherren standen zweihundertundvierzig Obristen über Tausend, zweitausendvierhundert Anführer von Hunderten und eine verhältnißmäßige Zahl derer, welche nur über zehn Mann gesetzt waren. (Eben so hatte noch im Mittelalter Dschengis-Khan sein Heer geordnet.) Das Kriegsrecht war strenge; Kriegsgefangene wurden Sklaven, in frühern Zeiten einige derselben auch den abgeschiedenen Geistern ihrer gefallenen Fürsten geopfert. Die ersten von ihnen gefangenen Europäer hatten dasselbe Schicksal.

Die Alanen waren der erste europäische Volksstamm, auf welchen die Hunnen stießen, als sie im Jahr 374 über die Wolga gingen. Ob jene Alanen zu dem großen Volke der Germanen gehörten, wissen wir nicht; wir möchten es vermuthen aus dem, was uns von ihrem Aeußern gemeldet wird. Sie wohnten damals zwischen Wolga und Don. Die Hunnen bekriegten sie am Don in einem Haupttreffen, und gestatteten ihnen nur Unterwerfung oder Flucht; die Alanen wählten das Erstere, und machten fortan Gemeinschaft mit ihren Bedrängern. Nun geht der Zug der Hunnen über den nicht mehr vertheidigten Don. Von diesem alten Grenzstrom Asias und Europas bis westlich zu den Quellen der Donau und nördlich bis an die Gegenden von Livland und Preußen hinauf hauste damals der mächtigste germanische Stamm, die Gothen, und sie zerfielen in Ost- und West-Gothen, die Erstern zwischen Don und Dnipr, die Andern vom Dnipr bis zum Ursprunge der Donau, jene unter dem Fürstenhause der Amaler, diese der Balten. Am schwarzen Meere und im jetzigen Ungarn war der Hauptsitz des Volkes. Die Ostgothen fühlten sich berufen, dem reißenden Strome der nach Westen vorstrebenden Hunnen sich entgegenzusetzen; sie thaten es am Dnestr; allein die Hunnen umgingen sie, und schienen einstweilen befriedigt mit den Ebenen und Weideplätzen des südlichen Rußlands und Polens, über welche sie sich mit ihren zahllosen Rindern, Heerden und Pferden ausbreiteten. Schlachten und Krieg mit den Gothen schienen sie nicht zu suchen; sie waren zufrieden, als jene südlich und westlich sich zogen, um ihnen Platz zu machen. Ein ordentliches Gefecht

lieferten sie den Gothen nicht, aber desto glücklicher raubten sie ihnen ihre Weiber und Kinder.

Die schwächern Westgothen, welche sich dem Andringen der Hunnen nicht gewachsen fühlten, und damals die Donau noch für eine feste Schutzwehr hielten, flehten den Kaiser Valens an, daß er ihnen unterhalb der Donau, in Thracien, Wohnsitze gestatten möchte. Dafür wollten sie die Donau gegen die Asiaten vertheidigen. Die Arianischen Bischöfe, unter denen ihr Lehrer und Bekehrer Ulfilas am berühmtesten geworden, unterstützten ihr Gesuch. Valens bewilligte es, aber unter harten Bedingungen: sie sollten Waffen und Kinder abgeben, die Erstern, um für die Römer ihre Furchtbarkeit zu verlieren, die Andern, um römisch erzogen, dereinst römische Kriegsdienste nehmen zu können. Außerdem sollten sie ihre Lebensbedürfnisse von den Römern erkaufen, da für ihre Heerden, denen nun die Weiden der Moldau und Ukraine fehlten, in den engern Grenzen eines schon angebauten Landes kein Raum sein konnte.

Die Lage der Westgothen ward bald unerträglich. Durch die Grausamkeit und Habsucht der römischen Feldherren Lupicinus und Maximus, denen der Kaiser den Alleinhandel mit ihnen übertragen hatte, und die ihnen die schlechtesten Lebensmittel, etwas Brot und Fleisch von Hunden und Füchsen, für die schwersten Summen boten, ward in Kurzem ihre ganze Habe verzehrt, und bald mußten sie, als Alles erschöpft war, ihre Sklaven und Kinder hingeben, um nur das Leben zu fristen. So sahen sie ihren nahen Untergang, den die treulosen Römer selbst noch zu beschleunigen suchten, daß sie einen Mordplan machten auf ihre Führer. Gegen den Friedigern und seine Waffenbrüder und Freunde, welche die römischen Statthalter zum Mahl geladen, war er gerichtet. Dieser heldenmüthige Jüngling, aus dem Fürstenhause der Balten, rettet sich und die Freunde, und lehrt die Gothen, daß nur Krieg sie von dem Untergange retten könne, welcher ihnen von den Römern geschworen sei. Zwar fehlt es an Waffen, aber gegen die Verzweiflung kommt keine Bedenklichkeit auf. Mit den Urwaffen des menschlichen Geschlechts, mit Knitteln und Steinen, beginnen sie unter Friedigern den Kampf, und gewinnen in einem ersten Treffen bei Marcianopel Waffen und Rüstungen, den Erschlagenen abgezogen. Siegreich dringen sie zum Hellespont. Ein zweites Treffen bei Adrianopel gibt ihnen einen vollständigen Sieg. Der Kaiser Valens flieht vom Schlachtfelde in eine Bauernhütte, welche die Gothen, ohne in ihr

den Kaiſer zu vermuthen, wie tauſend andere, anzünden, und ſo dem Kaiſer den Flammentod bereiten (378).

Im Abendlande ſaß jetzt der zwanzigjährige Gratianus auf dem Thron, welcher ſeinem Vater Valentinianus I. 375 gefolgt war, und ſeinen achtjährigen Bruder Valentinian zum Mitregenten angenommen hatte. Nach dem Tode des Valens, wo Gratian die Gefahr des Morgenlandes begriff, eilte er, einen jungen verdienſtvollen Spanier, Theodoſius, zum Auguſtus zu erklären und ihm das morgenländiſche Kaiſerthum zu übergeben. Gratian hätte keine beſſere Wahl treffen können. Beide vereint förderten nun den Nicäiſchen Lehrbegriff, und bekämpften den Arianiſchen, mehr noch das Heidenthum, welches ſie in den Städten, beſonders in Rom, auszurotten ſuchten, und dadurch die Heiden zwangen, ſich auf die Dörfer zu flüchten, wodurch die Heiden den Namen Pagani bekamen. Bald darauf erlag Gratian, eines beſſern Schickſals werth, einem Gegenkaiſer Maximus in Gallien. Valentinian II. hieß nun Kaiſer, aber Maximus brach gegen ihn auf, und würde auch ihn vertilgt haben, wenn nicht Theodoſius ihm zu Hülfe gekommen wäre, und den Maximus getödtet hätte. Valentinian, dem Maximus kaum entgangen, ward auf Anſtiften eines Franken ermordet, und ſtatt ſeiner Eugenius zum Kaiſer ausgerufen.

Theodoſius überſah einſtweilen, was ſich im Abendlande begab, und ſtrebte nur mit den Weſtgothen Friede zu machen. Als gelegenen Zeitpunkt dazu benutzte er den Tod des Friedigern und die dadurch entſtandenen Streitigkeiten. Mit deſſen Nachfolger Athanarich ſchloß er dahin den Frieden ab, daß die Weſtgothen Thracien frei von Abgaben erhalten, und für Jahrgelder unter eigenen Anführern Hülfsvölker den Römern ſtellen ſollten (382). So hießen ſie jetzt Verbündete der Römer (foederati), und breiteten ſich überall, ſelbſt in Conſtantinopel, aus. Die Gothen wurden bald ſo angeſehen im Reich, daß auch ihre Tracht bei den Römern Sitte ward. Man ſah Gothen in den erſten Würden des Heers, ſelbſt um die Perſon der Kaiſer. Ein furchtbares Beiſpiel war gegeben, die Barbaren aufzumuntern. Jetzt, nachdem Theodoſius in ſeinem Reiche Ruhe gewonnen, zog er gegen den Eugenius, und ſchlug und tödtete ihn in Illyrien (394), überlebte aber ſeinen Sieg nicht lange, ſondern ſtarb im folgenden Jahre, nachdem er das Doppelreich unter ſeine Söhne Arcadius und Honorius alſo getheilt hatte, daß er dem ältern, Arcadius, damals achtzehn Jahre alt, den Orient, dem eilfjährigen Honorius das abendländiſche Kaiſerthum gab, und jenem den Gascogner Ruffinus, dieſem den Vandalen Stilicho als

Reichsvormünder zur Seite ſetzte. Beide Vormünder herrſchten unter dieſen ſchwachen und ewig minderjährigen Kaiſern als Großveziere.

Gleich im nächſten Jahr (396) bricht der Weſtgothen-König Alarich, welchem Rufinus vielleicht die gewöhnlichen Jahrgelder verweigert hatte, in das ihm von Mönchen verrathene Griechenland, und dringt durch Macedonien und Theſſalien bis nach dem Peloponnes vor. Theben, Athen, Korinth und Argos werden ſeine Beute, und ehe Stilicho ſeinem Amtsgenoſſen Rufinus zu Hülfe kommt, iſt Alarich zurückgekehrt. Aber bald darauf, [illegible] 402, fiel er in die weſtlichen Provinzen des römiſchen Reichs ein, während Gainas in die öſtlichen einbricht. Stilicho, um nur Italien zu retten, ſah ſich genöthigt, alle römiſche Legionen vom Rhein und der Donau, ja ſelbſt aus Britannien kommen zu laſſen, um Italien zu beſetzen, und ſo erringt er auch, nach den beiden Schlachten bei Pollentia und Verona, daß Alarich für dieſes Mal abzieht, aber freilich, um bald darauf verſtärkt wiederzukehren. Zugleich war die Wegnahme der römiſchen Legionen vom Rhein das Zeichen zur allgemeinen Völkerwanderung. Denn ſo ſehr der Dichter Claudian als Lobredner des Stilicho es anpreiſet, wie dieſer durch den bloßen Schrecken den Rhein gegen Katten und Cherusker, über welche die frühern Römer nichts vermocht, geſchützt hätte, ſo wirkte doch dieſer Schreck vor Stilicho nicht lange. Schon 407 drangen die Burgunder, Vandalen, Alanen, Sueven in großen Maſſen über den Rhein nach Gallien und verheerten Alles. Nur die Burgunder blieben in Gallien zurück, und ſtifteten hier ein eigenes Königreich; die übrigen Völker gingen nach Spanien, wo die Vandalen unter Silinger in Gallicien, die Sueven unter Hermanrich im Weſten Spaniens am Meer, die Alanen in Luſitanien und Bätica ſich anbauten. Jetzt gingen den Römern alle Früchte der Siege der Scipionen, der Cäſaren und Pompejen verloren. Umſonſt hatten die Trajane und Adriane ihr heimiſches Spanien mit Vorliebe behandelt, die Aecker bebaut, die Städte geſchmückt; die Einwohner wurden leibeigen, oder bekamen die thränenwerthe Erlaubniß auszuwandern (flebile beneficium emigrandi).

Unterdeſſen kommt Alarich aus Pannonien und dem diesſeitigen Dacien abermals nach Italien (408). Stilicho, jetzt an Rettung durch tapfern Widerſtand verzweifelnd, ſchlägt dem Senate vor, ihn durch 4000 Pfund Gold abzufinden. Allein Stilicho wird ermordet vom Olympius, ſeinem Nachfolger, welcher dieſe Summe verweigert, aber auch keine Hülfe hat. Alarich ließ dem Honorius entbieten, die Weſt-

gothen seien mit Weibern und Kindern gekommen, und bäten um ein Land, das sie bebauen könnten; zöge er es vor, so möchten Gothen und Römer an einem verabredeten Tage in offener Feldschlacht sich messen. Honorius oder vielmehr seine Minister antworteten, „er möchte in Gallien oder Spanien nehmen, was er brauche.“ Man sieht, sie hofften nicht mehr auf die Wiedergewinnung jener Lande, und nährten den schlauen Wunsch, daß dort die deutschen Stämme einander selbst aufreiben möchten. Alarich zog ruhig ab, ohne in Italien irgend eine Gewaltthat zu begehen. Schon war er in den piemontesischen Alpen, um das Osterfest zu feiern und dann nördlich weiter zu rücken, als er höchst unzeitig von einem römischen Heerhaufen unter Sarus angefallen wurde. Alarich schlug ihn, und kehrte jetzt um, Rache zu nehmen. Er dringt vor Rom, und eine fürchterliche Belagerung beginnt hier, welche Hungersnoth und Pest zur Folge hat. Die Noth ist grenzenlos, und man schickt daher Gesandte, welche 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber und manches Andere zum Vergleich bieten. Alarich verläßt Rom, aber bewilligt dafür nur Waffenstillstand. Demnach geht er gleich im folgenden Jahre (409) mit 150,000 Gothen vor Rimini zum Honorius, und wiederholt seine gesteigerten Forderungen, welche in Jahrgeldern, Getreidelieferungen und in den Provinzen Noricum, Venetien, Dalmatien bestehen. Diese Forderung wird verweigert, ja man erklärt den Alarich für einen Reichsfeind, und macht Wien zu einer entschlossenen Gegenwehr. So rückt Alarich zum zweiten Male vor Rom, und belagert es. Gothische Kriegsgefangene, deren damals an vierzigtausend als Sklaven in Rom vertheilt waren, tödten ihre Herren und öffnen ihm die Thore (24. August 410). Die einziehenden Gothen bewiesen die Mäßigung, daß sie nicht mordeten, und die alte Hauptstadt der Welt nicht niederbrannten. Aber ausgeplündert wurden der kaiserliche Palast und sämmtliche Häuser der Großen. Unabsichtlich entstand Feuer bei der großen Verwirrung, und ein Theil der Stadt ward in Asche gelegt. Fürchterliche Erfahrungen erlebten jetzt allerdings die Römer von ihren Feinden; aber Korinth, Karthago, Numanz und Jerusalem vergingen schrecklicher.

Mangel an Lebensmitteln nöthigte den Alarich, schon nach fünf Tagen Rom zu verlassen. Er wandte sich durch Campanien unaufgehalten nach Unteritalien. Hier beschäftigte ihn der Gedanke, nach Sicilien und Afrika überzusetzen, um nach der Eroberung dieser Länder ein neues Gothisches Weltreich zu bilden, dessen Hauptstadt das wiederhergestellte Karthago werden sollte. Aber noch in demselben Jahre (410)

ſtirbt Alarich bei Rhegium im Angeſichte Siciliens. Die Gothen bereiten ihm ein tiefes kühles Grab in ſüditaliſcher Erde, und leiten einen Fluß darüber hin, damit es ihren Feinden nicht gelinge, die Leiche ihres heldenmüthigen Fürſten hervorzuwühlen, und durch Habſucht oder Rache zu entweihen. Die Weſtgothen wählten darauf Alarichs Schwager Ataulph (Adolf) zu ihrem Könige. Dieſer, welcher vielleicht den groſſen Planen ſeines Vorgängers ſich nicht gewachſen fühlt, geht durch Italien über Rom, wo viel Kunſtwerke altrömiſcher Pracht von den Gothen zerſtört, andere mitgenommen wurden, nach Südfrankreich, allwo ihm Römer und Barbaren huldigen. Hier ſollte ein neues weſtgothiſches Königreich entſtehen, deſſen Mittelpunkt die Pyrenäen, deſſen Ausdehnungen nach Norden und Oſten Loire und Rhone begrenzen, und deſſen weſtliche Ausdehnung der Ebro bezeichnen ſollte. Toulouſe und Narbonne wurden die glänzendſten Eroberungen des neuen Reichs. Weſtgothen gaben auch den übrigen deutſchen Stämmen diesſeits und jenſeits der Pyrenäen Geſetze. Honorius war zufrieden, mit Spanien und der Hand ſeiner Schweſter Placidia, welche er dem Adolf zur Gemahlin gab, den Frieden der Weſtgothen zu erkaufen. Aber Adolf wird ſchon 415 von einem nebenbuhleriſchen Gothen bei Barcelona erſchlagen; die weſtgothiſche Königswürde ſchwankt, bis Wallia ſie erhält. Nun gewinnt das Gothenreich in Gallien und Spanien eine feſtere Geſtalt und blüht bis zur Eroberung Spaniens durch die Bekenner des Islam (711), wo man es auf Jahrhunderte nach Norden hinaufdrängt, bis es, in Kaſtiliens Königen neu erſtehend, zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts die letzten mauriſchen Reiche auf der Halbinſel vernichtet.

Außer den Weſtgothen waren auch Burgunder, Alemannen und Franken nach Gallien gegangen, und hatten hier Reiche gebildet. Die Burgunder unter König Günther hatten das Land am Oberrhein, von der Schweiz bis zur Rhone weſtlich und ſüdlich hinunter beſetzt; Worms war ihr Königſitz, ſpäter Arles ihre Hauptſtadt, von welcher ihr Reich bis in das eilfte Jahrhundert den Namen des Arelatiſchen führte, und nach dem Ausſterben ihrer Fürſten zwiſchen Deutſchland und Frankreich getheilt wurde. Noch furchtbarer zeigte ſich der deutſche Völkerbund, welcher unter dem Namen der Franken unweit Frankfurt über den Rhein ging, und ſchon ſeit dem Anfange des fünften Jahrhunderts in der Mitte von Gallien eine Monarchie bildete, welche unter Chlodewig I. (ſt. 511) vollendet wurde.

Auch auf die Inſel Britannien hatte dieſe Zeit den entſchiedenſten

Einfluß. Honorius hatte die römischen Legionen zurückgezogen, um Italien zu retten. Die Picten, vielleicht scandinavischen Ursprungs, und die Scoten, welche von Irland nach dem caledonischen Hochlande übergesetzt waren, um dem eroberten Norden der Insel ihren Namen zu geben, warfen sich mit fürchterlicher Gewalt auf die südliche Hälfte, auf die bei langem Frieden und römischer Besatzung des Krieges entwöhnten Briten. Diese, eines kräftigen Widerstandes unfähig, flehten jetzt zum Kaiser Honorius, zu ihrem Schutze römische Legionen zu senden: „Vom Norden her läge das Schwert der Picten und Scoten auf ihrem Nacken, und im Süden würden sie von den Wogen des Meeres zurückgespült.“ Aber ihre Klagen verhallten trostlos bei der eigenen Noth des Honorius. Der Kaiser erklärte vielmehr (412) die ganze Insel für frei, oder vielmehr sich selbst für unfähig, das Land gegen die Barbaren zu behaupten. Ihre Lage ward immer bedenklicher. Endlich wenden sie sich an die Nordteutschen, an die Angeln, Sachsen, Jüten und Friesen, welche, besonders Sachsen am zahlreichsten, unter Hengist und Horst in Britannien landen (449), und die Picten und Scoten schlagen, aber auch fort zu bleiben beschließen, so gern die Briten sich dieser Bundesgenossen wieder entledigt hätten. Die, welche von ihnen die sächsische Nähe nicht tragen wollten, zogen sich in den Westen der Insel (das nachherige Fürstenthum Wales) zurück, oder verließen die Insel, um statt der alten Heimath auf der nordwestlichen Spitze von Frankreich ein Neu-Britannien zu bilden (Britannia minor, Petite Bretagne). Die deutschen Stämme aber bildeten auf der Insel sieben kleine Königreiche, zusammen die sächsische Heptarchie genannt, welche, 825 in dem einen König Egbert von Westsex vereinigt, das Königreich England wurden. Die neue sächsische Herrschaft und Sprache ging nördlich hinauf bis zu den schottischen Hochgebirgen.

So waren in den ehemaligen Provinzen der Römer die wichtigsten Veränderungen erfolgt, ohne daß die Kaiser auch nur daran denken konnten, sie abzuwehren. Honorius, welchen sie am meisten trafen, hatte in seinem Stumpfsinne bis 421 hingelebt. Früher schon (408) war Arcadius gestorben, und hatte seinen achtjährigen Sohn und Nachfolger Theodosius II. unter der Vormundschaft des trefflichen Anthemius zurückgelassen, welchem es, wenn auch zuweilen nur durch Geld, gelang, das Morgenland vor Anfällen der Barbaren zu schützen. Schlimmer ging es dem Abendlande. Hier war, nach einer kurzen Zwischenregierung des Johannes, Geheimschreibers des Honorius, des Letztern Schwestersohn, Valentinian III., gefolgt, ein Knabe von sechs

Jahren, Sohn der Placidia und des Constantius, welchen diese als Witwe des Gothenkönigs Adolf geheirathet hatte. Placidia herrschte während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, und blieb bei seiner Schwäche auch nachher noch am Steuer des Staats. Er war Kaiser von 425—455.

Unter der Regierung dieses Unmündigen ging nun auch noch Afrika, Italiens Kornkammer, verloren. Der römische Statthalter dieses Landes, Bonifacius, ward von seinem Nebenbuhler Aetius bei der Placidia verleumdet, und von dieser durch Zurückberufung gekränkt. Um nicht seine Statthalterschaft zu verlieren, und um der gefürchteten Hinrichtung zu entgehen, ruft er sich die Vandalen aus Spanien, unter König Genserich (Geiserich), zu Hülfe, und verspricht ihnen Land zu Wohnsitzen in Afrika. Genserich kommt, und der Schrecken der Verwüstung und des Mordes geht vor ihm her. Wiewohl nun Placidia den Bonifacius wieder zu gewinnen sucht, so wollen doch die Vandalen nicht weichen und schlagen die gegen sie gesandten Heere (435). Nachdem sie auch noch Karthago erobert und geplündert, den Adel der Stadt umgebracht, und Männer und Frauen gefoltert, damit sie ihre Schätze anzeigen sollen, so macht Genserich (439) die Stadt zum Hauptsitz und Mittelpunkt eines vandalischen Reichs, welches an hundert Jahre bestand, und kann den Verführungen des Himmelstrichs und der Tapferkeit des griechischen Feldherrn Belisarius, unter dem Kaiser Justinian, erlag (534).

So war abermals eine der herrlichsten Provinzen des Abendlandes verloren gegangen. Das weströmische Reich war bis auf Italien und die Inseln des Mittelmeeres zurückgeführt, und es war bereits vorauszusehen, daß es nur eines kräftigen Anstoßes von außen bedurfte, um auch dieses sinken zu machen. Die Wanderungen der Germanen nach dem Westen waren meistens vollendet, die neuen Staaten derselben gegründet.

Mit dem Jahre 451 erhob sich im Osten von Europa eine Macht, welche für Römer und Deutsche gleich verderblich werden wollte, indem sie nicht nur dem zu Grabe eilenden Römerreiche, sondern auch den frischen jugendlichen Schöpfungen der Germanen das Ende zu bereiten gedachte. Das Volk der Hunnen hatte nämlich seit seinem ersten Auftreten in Europa bis dahin ruhig gesessen zwischen der Wolga und dem Don und oberhalb des schwarzen Meeres; jetzt stand ein Kriegsheld unter ihnen auf, Attila (Etzel) mit Namen, welcher, nachdem er in Hochasien bis nach China seinen Namen furchtbar gemacht, auch in

Europa die Rolle eines Eroberers zu spielen trachtete. Nach Augen, Angesicht, Gestalt, Lebensitte war er durchaus Hunne, ragte aber bei Weitem über sein Volk durch Bildung des Geistes hervor, und über alle Könige seiner Zeit durch Herrscherverstand und Verschlagenheit. Dazu kam ein dunkler Aberglaube, er besitze das aufgefundene Schlachtschwert des Kriegsgottes, und habe Beruf, statt seiner auf Erden zu walten. In einem Dorfe zwischen der Donau und Theiß, in einem geräumigen hölzernen Pallaste, von den Häusern seiner Großen umgeben, hielt er Hof, und beherrschte von hier aus nicht bloß seine Hunnen, sondern auch die vielen östlichen Völker und Könige, welche entweder der Krieg ihm unterworfen, oder die Furcht vor der Geißel Gottes, die er war und hieß, als Vasallen zugeführt hatte. Die zahlreichen Ostgothen unter ihren Königen, die Gepiden unter Ardarich und andere deutsche Stämme waren die vornehmsten derselben. Vom Kaiser Theodosius II. bezog er Jahrgelder. Jetzt verlangte er als der Gemahl der Honoria, Schwester des Valentinian, welche ihm die Ehe angeboten hatte, um das Ungewitter vom Abendlande zu wenden, die Hälfte des Reichs zur Mitgift. Außerdem war er von Genserich, dem Vandalenkönige in Afrika, gebeten, den Westen von Europa zu beschäftigen. Es fürchtete dieser, welcher sich in seiner jungen Eroberung noch nicht sicher wußte, daß sonst ein Verein gegen ihn zu Stande kommen möchte.

Anderwärts frei und unbehindert bereitete daher Attila einen ungeheuren Krieg, für welchen er die Westgothen gegen die Römer und diese gegen jene zur Bundesgenossenschaft aufforderte. Die Römer merkten die List, und luden alle deutsche Völker und Könige im Westen von Europa ein, sich gegen Attila zu verbinden. Die Einladung erging an Dietrich, König der Westgothen, an Sangiban, König der Alanen, an die Burgunder zwischen Rhone und Rhein, an die salischen und ripuarischen Franken, an die in Westphalen wohnenden Sachsen. Alle erkannten die eigene Gefahr, und es erhob sich ein Völkerbund, wie ihn die alte Welt noch nicht gesehen hatte; er war nothwendig, wenn man gegen Attila Erfolg hoffen wollte, welcher mit siebenmalhunderttausend Mann von Osten nach Westen zog.

Das erste Auftreten der Hunnen war überall niederschmetternd. Ganz Süddeutschland und Belgien wurden verheert, und die Städte, wohin sie drangen, ausgeplündert und verwüstet. So drang Attila bis zum Rhein vor. Bei Basel wollte ihm der Burgunderkönig den Uebergang wehren, und ward erschlagen. Er ging über die Vogesen, und stand in der Landschaft vom Champagne, bei Chalons an der

Marne (Catalaunum), dem großen Völkerbunde gegenüber, wo darüber entschieden werden sollte, ob Europa das Eigenthum des Hunnenkönigs zu werden bestimmt sei. Römer, Westgothen und Alanen waren die drei vornehmsten Völker, welche sich hier gegen Attila aufgestellt hatten. Die Römer unter dem Feldherrn Aetius hatten den linken, die Westgothen unter König Dietrich hatten den rechten Flügel; den Alanen unter König Sangipan hatte man die Mitte gegeben, als wenn man ihnen mißtraue. Auf der andern Seite ordnete auch Attila, welchen der Geschichtschreiber Jordanes König der Könige nennt, seine Schaaren; Gepiden unter Ardarich und Ostgothen unter ihren Fürsten, Theudmir, Dietrich, Walamir theilten die Flügel, und die Uebrigen standen, wohin er sie gestellt hatte. Jeder der Fürsten, nur Attila's Winkes gewärtig, vollbrachte ängstlich seine Befehle; Attila wachte und sorgte für Alle. Nach einem fürchterlichen Würgen fielen hunderttausend Hunnen in dieser Schlacht, und wiewohl noch immer stark genug, beschloß Attila bei einbrechender Nacht sich zurückzuziehen. Er selber gab die Völkerschlacht für sich verloren, und bedachte selbst den Fall, wenn die Feinde es unternähmen, ihn zu verfolgen, um sich seiner zu bemächtigen. Er hatte für diesen Fall zahllose Geräthschaften, Sättel und Pferdedecken auf, um sie anzuzünden, und im Rauche zu sterben. Die ganze Nacht unterhielt er rauschende Kriegsmusik, um die Feinde zu täuschen. Die Westgothen, welche in der Schlacht ihren würdigen alten König verloren hatten, strebten nach Angriff und Rache; Aetius rieth, vielleicht aus Nebenursachen, Dietrichs Sohne und Nachfolger Thorismund, die Hunnen unverfolgt abziehen zu lassen. Thorismund ward noch auf dem Schlachtfelde zum Könige eingeweiht. Attila ging östlich, von wo er gekommen war.

Bald darauf wandte sich Attila gegen Norditalien, wo er im folgenden Jahre (452) die blühende Städte desselben verheerte. Aquileja glaubte sich seiner Belagerung gewachsen, es ward erstürmt, die Männer wurden getödtet, Weiber und Kinder als Sklaven weggeführt. Fast sämmtliche Städte, Vicenza, Verona, Concordia, wurden geplündert und mehr oder weniger verwüstet, Mailand und Pavia ergaben sich selbst; die unglücklichen Einwohner jener Gegenden flohen auf die Lagunen des adriatischen Meeres als ihre einzige Zuflucht, und gaben dadurch mittelbar zu dem später entstandenen Venedig die Veranlassung. So zog er durch die niedergerissene Mauer in Ravenna ein, entschlossen, bis Rom zu gehen, wenn nicht Papst Leo, durch Alter und Beredsamkeit ehrwürdig, ihn durch Geschenke und Vorstellungen

gewonnen hätte, von diesem Gedanken abzustehen. Mit Raub und Beute beladen, verließ er Italien. Bald darauf vermehrte er die Zahl seiner Weiber mit der schönen Hildichunde (Ildico), und starb in der Brautnacht, entweder durch weibliche Hinterlist oder durch einen Schlagfluß getroffen (453).

Bald nach seinem Tode löseten sich das Hunnenreich diesseit der Wolga auf. Seinen ältesten Sohn Ellak bekriegten Gepiden und Ostgothen, und erschlugen ihn nach einem blutigen Treffen. Sie nahmen nach dem Siege im alten Dacien und in Pannonien feste Wohnsitze. Ihrem Beispiele folgten die übrigen deutschen Stämme, Burgunder, Thüringer, Heruler, Rugier, Alle fielen ab, und bauten sich an, wo sie Raum für sich fanden. So sah sich Dengisich, Attila's zweiter Sohn, auf die Wagenburg seiner Hunnen beschränkt, und fiel aus Verzweiflung in das Land des griechischen Kaisers ein, wo er Niederlage und Tod fand. Sein Kopf ward in der Rennbahn der Hauptstadt zur Schau ausgestellt. Der Rest seines Heeres erhielt Wohnsitze unter römischer Hoheit. Mit den übrigen Hunnen ging Irnak, Attila's jüngster Sohn, über die Wolga, und kam gegen die Avaren um. So endete Attila's kurze, aber leuchtende Herrschaft.

Der Untergang des thüringischen Reiches. Die Sachsen *).

J. 427—434 n. Chr. G.

Der Krieg zwischen den Franken und Thüringern ist in aller Hinsicht von großer Bedeutung. Er hat Folgen gehabt, die Niemand zu übersehen oder zu berechnen vermag. Nicht nur ist die christliche Religion durch denselben in das Innere Deutschlands gekommen, sondern es ist auch der Grund gelegt worden zu Veränderungen in dem gesellschaftlichen Leben der deutschen Völker, die fortgewirkt haben bis diesen Tag. Ja, der Ausgang desselben war der Anfang der Vereinigung aller deutschen Völker zu einem einigen deutschen Volke. Dennoch ist

*) Aus: Heinr. Luden: Geschichte des deutschen Volkes. Gotha 1827. B. III. S. 122—135.

die Geschichte dieses Krieges fast völlig unbekannt, und was sich aus demselben im Gedächtnisse der Menschen erhalten hatte, das ist uns theils ohne allen Zusammenhang überliefert worden, theils ist es in so seltsame Mährchen gehüllt, daß es unmöglich wird, die Wahrheit der Geschichte aufzufinden.

Die fränkischen Geschichtschreiber, Gregor von Tours an der Spitze, erzählen die Ereignisse in folgender Weise.

Theuderich berief die Franken und hielt eine Rede, in welcher er sie aufzureizen suchte zum Zorn und zum Ingrimm. „Die Thüringer, sagt' er, hätten, daß möchten sie eingedenk sein, ihre Vorfahren gewaltsam überfallen und vieles Unglück über sie gebracht. Diese hätten um Frieden gebeten und Geißeln gestellt; die Thüringer aber hätten die Geißeln umgebracht, einen neuen Ueberfall gemacht, Alles geraubt und geplündert, und Knaben und Mägdlein auf die grausamste und qualvollste Weise ermordet. Die zerrissenen und zerfleischten Leiber der Menschen hätten sie Hunden und Vögeln zur Speise vorgeworfen. Jetzt aber hätte Hermenefrid auch ihn hintergangen und sich geweigert, übernommene Verpflichtungen zu erfüllen. Also seien die Franken im Recht und unter Gottes Schutze wollten sie gegen die Thüringer ziehen." Diese Worte erregten, wie der Geschichtschreiber hinzusetzt, einen allgemeinen Unwillen in den Seelen der Franken. Die Wahrheit der Worte aber verbürgt er nicht. Es findet sich keine Andeutung in den Geschichten, aus welchen auf solchen Frevel geschlossen werden konnte, wie hier die Thüringer beschuldigt werden. Und da nun die Könige der Franken, die Gregor uns vorführt, eben keine Männer der Wahrheit sind, da sie vielmehr der Arglist, der Lüge und des Verrathes sich schuldig machen überall: so wird es wenigstens keine Sünde wider Theuderich sein, wenn man seine Anklagen der Thüringer neben die Lügen-Rede seines Vaters an die Ripuarier stellt, und sie ansieht als ersonnen zur Aufregung der Gemüther seiner Franken. Und in der größten Erbitterung traten dieselben die Heerfahrt an. Chlotar, dem Theuderich einen Theil der Beute versprochen hatte, Falls Gott ihnen Sieg verliehe, begleitete seinen Bruder; auch hatte Theuderich seinen Sohn, den jungen Fürsten Theudebert, zur Seite. Die vereinten Heere gingen, wie man nicht ohne Wahrscheinlichkeit vermuthet hat, im Jahre fünfhundertunddreißig über den Rhein. Der Ort des Ueberganges wird nicht genannt: aus der Berührung der alten fränkischen Gaue mit den alemannischen am Main und aus der Richtung des fränkischen Zuges gegen den Harz hin möchte indeß zu schließen

ſein, daß Uebergang unterhalb des Einfluſſes des Mains und nicht fern von der Mündung deſſelben ſtattgefunden habe.

Die Thüringer hatten ſich im Innern ihres Landes verſammelt. Vor ihrem Lager her waren Gräben gezogen, welche, mit Raſenſchollen bedeckt, von den Franken nicht bemerkt werden konnten. Als nun dieſe den Angriff auf das thüringiſche Lager unternahmen, da ſtürzten Viele, Roß und Mann, in die Gräben, und der Verluſt war groß. Nachdem aber die Liſt entdeckt war, wurde der Nachtheil vermieden. Es kam zur Schlacht. Hermenefrid ſah ſich zum Rückzuge genöthigt. An dem Fluſſe Oneſtrud ſetzte er ſich von Neuem. Es kam zu einer neuen Schlacht. Die Thüringer erlitten eine große Niederlage, und der Fluß wurde dergeſtalt mit Leichnamen angefüllt, daß die Franken über dieſelben, wie über eine Brücke, hinweg gehen konnten auf das andere Ufer. Nach dieſem Siege bemächtigten ſie ſich des Landes, und unterwarfen es ihrer Herrſchaft.

Mit dieſer Nachricht ſchließt die Erzählung ab. Der Geſchichtſchreiber fügt nur hinzu, Chlotar habe eine Tochter des Königs Berthar, Radegundis, bei ſeiner Heimkehr gefangen hinweggeführt, er habe ſie zu ſeiner Gemahlin gemacht, und ihr Bruder ſei auf ſeinen Befehl ungerechter Weiſe durch gottloſe Menſchen ermordet worden. Hierauf habe ſich Radegundis dem Herrn geweiht, habe zu Poitiers ein Kloſter gegründet, und durch Gebet, durch Faſten, durch Wachen und Almoſen einen großen Namen gewonnen im Volk. Und dieſe Nachricht wird durch die Lebensbeſchreibungen der heiligen Radegundis außer Zweifel geſetzt. Weiter erzählt Gregor, Theuderich habe einen Anſchlag auf Chlotars Leben gemacht, aber die Anſtalten ſo ungeſchickt getroffen, daß der Verath entdeckt worden ſei, und daß der Frevel nur mit einer großen ſilbernen Schale habe abgekauft werden können. Aber nach der Natur menſchlicher Dinge iſt kaum zu glauben, daß Alles auf ein Mal geendet geweſen; vielmehr iſt wahrſcheinlich, daß ein Abkommen getroffen worden, und daß Hermenefrid im Beſitz eines Theiles des Landes geblieben ſei, deſſen König er geweſen war. Denn nicht nur Aimonius bemerkt, daß er ſich nach der Schlacht an der Oneſtrud in eine Feſtung geworfen habe, ſondern auch Gregors Erzählung von ſeinem Ausgange ſcheint dafür zu zeugen. Theuderich, ſagt er, in ſein Land zurückgekehrt ließ Hermenefrid zu ſich einladen. Hermenefrid kam auf Treu und Wort, und wurde von Theuderich ehrenvoll empfangen. Als ſich aber die beiden Könige eines Tages auf der Mauer der Stadt Zülpich unterredeten, da wurde Hermenefrid hinabgeſtoßen und

verlor das Leben. Fredegar legt diese Unthat auf Theudeberts Schultern; Andere schreiben sie nicht dem Sohne zu, sondern mit Bestimmtheit dem Vater, Theuderich, selbst. Gregor von Tours aber, der den Vorgängen am nächsten stand, hat ausdrücklich angemerkt: er wisse nicht, wer diesen Frevel vollbracht habe; Viele indeß versicherten, Theuderichs Treuelosigkeit sei bei demselben unverkennbar. Und mit dieser Bemerkung endigt sich die Geschichte des Unterganges eines teutschen Königreiches und die Gründung der fränkischen Herrschaft in der Mitte Teutschlands. Gregor sagt nicht das Geringste von dem Zustande des thüringischen Landes und nicht das Geringste von dem Schicksale des thüringischen Volkes. Auch hat das unglückliche Königshaus kein Wort der Ehre oder der Trauer gefunden. Und ein anderer Geschichtschreiber hat nicht ergänzt, was bei Gregor vermißt wird. Nur hat Procopius die Nachricht aufbehalten, daß Hermenefrids Gemahlin, Amalaberga, mit ihren Kindern dem Verderben entkommen sei, und sich zu Theudat, ihrem Bruder, dem Könige der Ostgothen, nach Italien begeben habe, um Zeuge und Opfer des großen Schicksals zu werden, das auch hier über ihr Geschlecht hereinbrach. Amalafrid, ihr Sohn, wurde von Belisarius als Gefangener nach Constantinopel geführt und vom Kaiser Justinianus zum Feldherrn ernannt; ihre Tochter, gleichfalls gefangen hinweggeführt, wurde dem Könige der Longobarden, Audoin, zur Gemahlin gegeben. Der Dichter Venantius Fortunatus aber, Bischof von Poitiers, ein Zeitgenosse, hat im Namen der thüringischen Fürstin Radegundis ein Klagelied gesungen über den Fall des thüringischen Reiches, welches als einsame Stimme menschlicher Theilnahme in der Nacht der Zeiten erschütternd an die menschliche Brust schlägt, und gerechten Zweifel erweckt an den Erzählungen der Geschichtschreiber. Denn Fortunatus stand mit Radegundis in persönlichem Verkehr, als sie, entfernt von den Herrlichkeiten und dem Glende der Welt, aus frommer Abgeschiedenheit, zu Poitiers ohne Leidenschaft, auf das Leben und Treiben der Menschen zu blicken vermochte. Und bei ihm erscheint der Fall Thüringens nicht als eine gerechte Strafe früherer Schuld, sondern als ein Unglück, das der geheimnißvolle Gang des Lebens über Völker bringen mag, wie über Einzelne, und das königliche Haus erscheint nicht angefüllt mit Haß, Blut und Mord, sondern es zeigt Wohlgefallen, Treue und Liebe.

Dieselben Begebenheiten aber hat, fünf hundert Jahr später, der sächsische Geschichtschreiber Witichind, Mönch zu Corvei, dargestellt, und in ganz anderer Weise. Sie sind verschieden im Ursprunge, ver-

ſchieden in der Entwicklung, verſchieden im Ausgang. Die Zeit hatte ihr Recht geltend gemacht, und die Sage von den Thatſachen in Mährchen verwandelt, in welchen die Wahrheit ihre Geſtalt völlig verloren hat, ohne doch vielleicht gänzlich verſchwunden zu ſein.

Amalberga, Erminfrids Gemahlin, ſo lautet die Mähr, war die einzige Tochter Chlodwigs, Königs der Franken, und deswegen die Erbin ſeines Reiches. Die Franken aber ſalbten aus Dankbarkeit den Thiaderich, den er mit einem Kebsweib erzeuget hatte, zu ihrem Könige. Der neue König ſchickte eine Geſandtſchaft nach Thüringen an Erminfrid um Frieden und Freundſchaft. Erminfried war nicht abgeneigt. Er berief ſeine Fürſten und Räthe, und Alle, Einen ausgenommen, ſtimmten für Frieden und Eintracht. Die ſtolze Königin Amalberga nämlich wollte keine Gemeinſchaft mit ihrem Knechte haben. So nannte ſie den König Thiaderich, weil er mit einer Magd erzeugt war. Deswegen hatte ſie einen kühnen Mann, ſcharfes Geiſtes, klug im Rath und von großer Beredſamkeit zu gewinnen geſuchet. Dieſer Mann, Hring genannt, widerſetzte ſich der Meinung aller Uebrigen, und bewog den König, Thiaderichs Antrag zurückzuweiſen. Erminfried erklärte den Geſandten: „Er wundere ſich, wie Thiaderich ſich des Reiches der Franken habe anmaßen können, da er nicht einmal ein freier Mann ſei. Mit ſeinem eigenen Knechte könne er, Erminfrid, keine Gemeinſchaft haben.“ Auf dieſes Wort erwiderte Thiaderich: „Nun, ſo muß ich wohl zu Erminfrids Knechtſchaft eilen!“ Alſo zog er mit einem großen Heere nach Thüringen. Erminfrid erwartete ſeinen Feind an einem Orte, der Runiberg hieß. Daſelbſt kam es zu einer Schlacht. Zwei Tage ſchwankte der Sieg. Am dritten Tage wandten ſich die Thüringer zur Flucht, und zogen ſich in eine Feſte zurück, Schidingen genannt, an dem Fluſſe Unſtrode gelegen. Thiaderich hielt einen Kriegsrath. In demſelben rieth Walderich zur Rückkehr in die Heimath. Nach dem Verluſte vieler tauſend Mann, ſagt' er, ſei die Fortſetzung des Krieges zu gefährlich. Die Feſte möchte langen Widerſtand leiſten; die Völker ringsher könnten aufſtehen wider die Franken. Ein Sklave Thiaderichs aber, ein geiſtreicher Mann, von erprobter Klugheit, ward auch um ſeine Meinung befragt. „Das, antwortete er, habe die Väter groß gemacht, daß ſie mit Standhaftigkeit verfolgt, was ein Mal begonnen worden. Dadurch hätten ſie in geringer Zahl ſtarke feindliche Heere überwunden. Man habe das Land erobert: man dürfe den Beſiegten zum Siege keine Gelegenheit geben. Eine Feſtung ſei nichts, wenn den Seelen der Muth fehle. Die Franken hätten viele Menſchen ver-

loren: die Thüringer aber seien auch nicht alle davon gekommen. Ihr Führer habe sich wie ein verfolgtes Wild in eine Höhle eingesperrt, und wage, aus Furcht, nicht frei zum Himmel aufzuschauen. An Geld aber fehle es ihm nicht, die Völker zu verlocken: und wer Geld habe, dem mangele es nicht an Häusten. Also sei nothwendig, daß man ausharre. Durch Abziehen und Wiederkommen werde Alles verloren gehen!" Diese Worte gefielen dem König. Um aber des Erfolges desto sicherer zu sein, beschloß er, die Sachsen zu Hülfe zu rufen gegen die Thüringer, ihre alten Feinde.

Früher ist erzählt worden, mit welcher Unthat Witichind die Sachsen in die Geschichte einführt. Nach jener blutigen Arglist derselben gegen die Thüringer weiß er nichts, daß von ihnen in dem schlecht erworbenen Lande vollbracht wäre. Nur des Einen gedenkt er, daß die Sachsen durch die Briten, von den Römern verlassen und von Scoten und Pehten bedrängt, zu Hülfe gerufen worden seien, daß sie ein Heer nach Britannien hinüber gesendet, daß dieses Heer Anfangs die Scoten und Pehten geschlagen, bald aber mit denselben ein Bündniß gegen die Briten gemacht, und alsdann, nachdem es Verstärkung erhalten hatte, sich des Landes bemächtigt habe. Auf diese Nachricht folgt ohne Weiteres die Erzählung von dem Ursprunge des Krieges zwischen den Franken und den Thüringern und von der Heerfahrt Thiaderichs gegen Irminfrid.

Thiaderich versprach den Sachsen: wenn sie Irminfrid besiegten und die Festung eroberten, so wollte er ihnen das Land übergeben für ewige Zeiten. Auf dieses Wort erwählten die Sachsen ohne Verzug durchs Loos neun Herzoge. Diese zogen aus mit einem Geleite von je tausend Mann. Als je hundert begaben sie sich zu Thiaderich: die übrigen blieben in einem Lager zurück. Die Franken geriethen in Erstaunen bei dem Anblicke der Sachsen. Denn sie waren Männer von sehr hoher Gestalt; ihr Haar fiel wild über die Schultern hinweg; ihre Kleidung war ein Mantel; ihre Waffen ein langer Spieß und ein kleiner Schild; an ihrer Seite hing ein großes Messer; und von ihrem Muthe zeugte die Erklärung: daß die Sachsen nur Einen Willen hätten, zu siegen oder zu sterben. Viele Franken zeigten eine große Abneigung gegen solche Freunde: sie fürchteten für ihr eigenes Reich. Thiaderich sprach, nur die gegenwärtige Lage der Dinge erwägend, schloß mit ihnen einen Bund. Hierauf nahmen sie ihre Stellung auf einer Wiese südlich von der Stadt am Fluß. Am folgenden Tag erhob sich ein furchtbarer Kampf, den nur die Nacht, und unentschieden,

mbigte. In derſelben ſandte Erminfrid den ſchlauen Hiring mit allen ſeinen Söhnen an Thiaderich, um ihn zum Frieden zu bewegen: er erbot ſich zu freiwilliger Unterwerfung. Die vornehmſten Franken wurden von Hiring beſtochen; die Furcht vor dem unbändigen Geſchlechte der Sachſen war gewachſen. Alſo ward Thiaderich bewogen, die Unterwerfung anzunehmen und zu verſprechen, daß ſie, Franken und Thüringer, gemeinſchaftlich die Sachſen vertreiben wollten. Dieſer Plan aber ward am folgenden Tage einem Sachſen von einem Thüringer verrathen, welcher durch Mittheilung des Geheimniſſes die Zurückgabe eines entflohenen Hausthiers von demſelben erkaufte. Sogleich ergriff Hathagaſt, ein Greis von jugendlicher Kraft, Vater der Väter genannt, die heilige Fahne, zeigte auf das Standbild derſelben, einen Löwen, einen Drachen, über Beiden einen fliegenden Adler, und mahnte, kräftig und ſtark, an der Väter Tapferkeit, Klugheit und raſche Kühnheit. „Bis dieſen Tag, ſprach er, habe ich unter Helden gelebt; ich bin faſt bis zum höchſten Alter gekommen: und niemals habe ich Sachſen auf der Flucht geſehen. Zu kämpfen verſtehe ich; zu fliehen habe ich nicht gelernt. Folget meiner Führung: ich ſetze mein graues Haupt zum Pfande, wir werden Sieg und Rache gewinnen!“ Die Sachſen, von den Worten des Greiſes ergriffen, beſchloſſen den Kampf. Sie erwarteten die Nacht, und bereiteten ſich vor. In der Nacht erſtiegen ſie, der Führer voran, die Mauern der Burg, von den ſichern Thüringern unbemerkt. Mit wildem Kriegsgeſchrei drangen ſie ein. Die Thüringer, aufgeſchreckt, ſchlaftrunken und mehrlos, liefen hierhin und dorthin, und ſuchten nur Heil in der Flucht. Aber ſie geriethen faſt alle in die Gewalt der Sachſen. Von dieſen wurden die Erwachſenen ſämmtlich dem Tode geweiht, und nur der Unmündigen wurde geſchont. Dem König Erminfrid jedoch gelang es, mit ſeiner Gemahlin, mit mit ſeinen Söhnen und einem kleinen Geleite treuer Männer dem Gemetzel zu entkommen. Und als der Morgen erſchien, und das erſte Licht auf den blutigen Gräuel fiel: da pflanzten die Sieger ihren Adler vor dem öſtlichen Thor auf, errichteten einen Siegesaltar, und begingen eine religiöſe Feier nach ihrem heidniſchen Brauche. Dieſe Feier dauerte drei Tage: die Beute wurde vertheilt, die Leichen-Beſtattung der Gefallenen wurde beſorgt; das Lob der Helden und vor Allen Hathagaſts, des grauen Führers, wurde geſungen, welcher, wie ein Gott, der Urheber eines ſo großen Sieges geworden war. Uebrigens wurde derſelbe gewonnen am erſten October; und ſogleich wurde den Sachſen von Thiaderich, mit großem Lobe ihrer Thaten, das Land übergeben,

das ihnen verheißen war. Sie, Freunde und Verbündete der Franken genannt, blieben im Besitze von Schidingen.

Erminfrid aber, der unglückliche König der Thüringer, sandte mit altem Vertrauen den Hiring, den Mann der Klugheit und Beredtsamkeit, an Thiaderich. Hiring jedoch verrieth des Mannes höchste Ehre, die Treue. Für Geld und Ehrenstellen übernahm er es, Erminfriden zu ermorden, und seine Dienste dem Glücklichen zu weihen. Erminfrid wurde zu Thiaderich eingeladen. Er erschien und warf sich dem Sieger, in dessen Hand sein Schicksal lag, zu Füßen. Hiring stand neben dem Könige, wie sein Waffenträger, mit entblößtem Schwert. Und als nun Erminfrid zu Thiaderichs Füßen lag, da stieß der betrogene Verräther ihm das Schwert durch den Rücken. Sogleich rief Thiaderich, der Urheber solcher Schandthat, aus: „Nichtswürdiger Mensch, hinweg aus meinen Augen! Ich will nicht Theilnehmer Deines Verbrechens sein!" „Wohl bin ich ein nichtswürdiger Mensch," erwiderte Hiring. „Ehe ich aber gehe, will ich die Unthat sühnen!" Und mit diesen Worten stieß er dasselbe Schwert dem Könige Thiaderich in die Brust, und warf Erminfrids Leichnam auf Thiaderichs Leichnam, damit er als Sieger im Tode erscheinen sollte, dem das Schicksal den Sieg im Leben versagt hatte. Hierauf machte er sich Bahn mit seinem Schwert, und verschwand aus den Augen der Menschen.

Von dieser Zeit an lebten die Sachsen in tiefem Frieden, und blieben Freunde und Verbündete der Franken. Das Land, das sie gewonnen, theilten sie aus an Freunde und Freigelassene. Den Ueberrest des besiegten Volkes machten sie zinsbar. Und auf diese Weise entstanden, außer den Knechten, drei Menschenklassen im sächsischen Volke.

So der Mönch von Corvei. Die Erzählung scheint nicht ohne Bedeutung, weil sie zeigt, wie sich der Gang der Dinge nach fünf hundert Jahren in der Vorstellung der Menschen gestaltet hatte. Die Nachrichten von dem Ausgange Erminfrids und Thiaderichs gibt Witichind selbst als Sage an, und überläßt dem Leser das Urtheil über den Werth. Das Uebrige spricht er mit Zuversicht aus, als sei an der Wahrheit nicht zu zweifeln. Indeß ist das Irrige des ersten Theiles seiner Ueberlieferungen, die Angabe über Amalabergs Herkunft, über Hludwigs Kinder, über den Ursprung des Krieges zwischen den Franken und den Thüringern, auffallend; es ist urkundlich nach fränkischen und italischen Schriftstellern bewiesen. Schwer aber ist es zu sagen, ob auch der zweite Theil dieser Ueberlieferungen, die Angabe über die Theilnahme der Sachsen an dem Kriege und die Gewinnung eines

Theiles des thüringiſchen Landes durch dieſelben eben ſo ſehr von aller Wahrheit entblößt ſei oder nicht. Die Schickſale königlicher Häuſer, der Sage anheim gegeben, mögen allerdings in dem Ablauf einiger Menſchen-Alter weit eher in Mährchen umgeſtaltet werden als das Schickſal eines Reichs und die Verbreitung eines Volks. Wenn man aber bedenkt, wie wenig den Franken von ihrer Vorzeit bekannt war, und wie wenig Gregor von Tours ſelbſt von dem gewaltigen Chlodwig und ſeinen nächſten Vorfahren in Erfahrung zu bringen wußte; und wenn man dazu bedenkt, daß Witichind alle ſeine Nachrichten aus einer und derſelben Quelle geſchöpft zu haben ſcheint: ſo kann das Vertrauen zu dem letzten Theile kaum größer ſein als zu dem erſten. In der That iſt kaum zu glauben, daß Gregor von Tours nicht das Mindeſte von den gewaltigen Sachſen gehört haben ſollte, wenn ſie wirklich Theil genommen hätten an dem Kriege. Und wohl wäre möglich, daß die Sachſen um dieſe Zeit noch nicht bis zum Harzgebirge und über daſſelbe hinaus ſich verbreitet hätten. Vier, fünf hundert Jahre nach dieſer Zeit wird der Name Thüringer noch nördlich vom Harz gehört: Magdeburg lag in Nord-Thüringen. Nun iſt nicht zu glauben, daß ſich dieſer Name nach dem Untergange des thüringiſchen Reiches noch über die alten Grenzen deſſelben hinaus verbreitet habe. Vielmehr darf wohl mit Zuverſicht angenommen werden, daß ſich der Name erhalten habe, weil das Reich ſo weit ausgedehnt geweſen war. Das Reich Thüringen muß ſich alſo faſt über das ganze Land, auf beiden Seiten des Harzes, erſtreckt haben, das vormals dem cheruskiſchen Bund angehört hatte. Nun iſt der Name Thüringen noch nicht zwei hundert Jahre in der Geſchichte. Wenn man aber annehmen darf, daß derſelbe in dem Lande ſüdlich vom Harz entſtanden ſei: ſo könnte er nördlich vom Harze wohl kaum hundert Jahre gegolten haben. Der cheruskiſche Name war viel länger vorhanden, und doch war er in kurzer Zeit verklungen. Es iſt daher gar nothwendig, daß der Name Thüringen im Norden des Harzes viel länger herrſchend geweſen ſei, weil er ſich ſo feſt ſetzen konnte in den Vorſtellungen der Menſchen, daß auch ganz veränderte Verhältniſſe ihn in ſo ſpäter Zeit nicht auszutilgen vermocht haben. Und deswegen wäre wohl möglich, daß Gregor von Tours und Witichind von ganz verſchiedenen Zeiten ſprächen; es wäre wohl möglich, daß ſich noch einige Trümmer des thüringiſchen Reiches erhalten hätten, und daß dieſe Trümmer entweder gar nicht oder erſt in ſpäterer Zeit, während großer Verwirrungen im Reiche der Franken, an die Sachſen gekommen wären. Vielleicht haben ſich aber auch jetzt die

Einwohner des Landes zwischen der Unstrut, der Saale, der Elbe und hinüber, nach dem Untergange des königlichen Hauses, an den Bund der Sachsen dergestalt angeschlossen, daß der alte thüringische Name bewahrt blieb auch in der neuen Verbindung, bis die Franken nach drittehalb hundert Jahren Alles vereinigten und umgestalteten.

Aber wie ist es möglich, jetzt noch so dunkele Begebenheiten aufzuklären? Wo die Geschichte ganz schweigt, da ist eine Vermuthung immer gewagt, und selbst einem wohlbegründeten Zweifel an der Richtigkeit alter Erzählungen geziemt die Bescheidenheit. Vieles ist in der Geschichte verwirrt durch die Verwechselung der Namen von Völkern und Ländern; zu vielen Mißverständnissen haben spätere Benennungen von Städten, Flüssen und Bergen Veranlassung gegeben; und die Zeiten sind verrückt worden, weil man Thaten, deren Vollbringer unbekannt waren, Männern zugeschrieben hat, deren Namen sich im Gedächtniß der Menschen erhalten hatten, die aber durch Zeit und Raum von jenen Thaten getrennt standen. Darum möchte am sichersten sein, von den dargestellten Ereignissen der Sage zu überlassen, was der Sage angehört, und nur Das als geschichtliche Wahrheit festzuhalten, daß das Reich der Franken sich in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhundertes über das mittlere Deutschland, in unbestimmbaren Grenzen, hinweg gebreitet habe, und daß dadurch Veränderungen in dem innern Zustande Deutschlands und in den gesellschaftlichen Verhältnissen der deutschen Völker, wie unmittelbar bewirkt, so vorbereitet worden seien, die nothwendig einen großen Einfluß haben mußten auf die Entwickelung des Lebens im deutschen Volke.

Chronologischer Leitfaden

von 431 — 481 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.

455 Geiserich in Rom.

473 Der westgothische König Eurich unterwirft die Sueven in Spanien, und dehnt in Frankreich sein Gebiet bis an die Rhone und Loire aus.

476 Die Einnahme Roms durch Odoacer, König der Heruler, welcher dem abendländischen römischen Reiche unter Romulus Augustulus ein Ende macht, und das Reich der Heruler als erstes deutsches Königthum in Italien gründet.

Chlodwig, König der Franken (481—511), und seine Nachfolger (511—613). Verfassung der germanischen Staaten *).

Um dieselbe Zeit erfreute sich auch das Volk der Franken eines kühnen Herrschers, wenn auch nicht eines so menschlichen als Theoderich. Diese Nation hatte, unter mehrern Fürsten, ihre Sitze in Deutschland an beiden Ufern des Rheins und in einem Theile des nördlichen Galliens. Nach Norden hin wurden sie von den Belgern, Friesen und Sachsen, östlich von den Thüringern und Baiern, südlich von den Alemannen, Burgundern, Westgothen und Aquitaniern begrenzt. Einen Theil Galliens, namentlich die Städte Soissons, Rheims, Troyes, Beauvais und Amiens, behauptete noch ein gewisser Syagrius, Sohn eines ehemaligen römischen Statthalters dieser Provinz.

Chlodwig (Ludwig), Sohn des Frankenkönigs Childerich, und Enkel des Meroväus, folgte seinem 481 zu Tournay verstorbenen Vater schon als funfzehnjähriger Jüngling in der Regierung über die sogenannten salischen Franken. Aber auch ihm war, wie dem Ostgothen Theoderich, ein Theil eines Reichs viel zu wenig. Er schaute um sich, welchen Nachbar er wohl zuerst sich unterwerfen könnte, und verfiel auf den als Fremdling verhaßten Syagrius. Er foderte ihn heraus, Ort und Zeit des Kampfes um die Oberherrschaft zu bestimmen, und Beide rüsteten sich. Chlodwig verband sich mit zwei andern fränkischen Fürsten, und schlug mit ihrer Hülfe den Syagrius bei Soissons (486). Der Geschlagene floh nach Toulouse zu Alarich II., König der Westgothen. Chlodwig foderte den Flüchtling vom Alarich; dieser war feig genug, ihn auszuliefern, und Chlodwig ließ ihn hinrichten.

Hierauf wandte er sich gegen die Thüringer. Auch diese besiegte er 491, und legte ihnen einen Tribut auf.

Sodann warf er den Blick auf das burgundische Reich, das den östlichen Theil des heutigen Frankreichs, oder das Land an der Saone und Rhone, bis herunter nach Avignon, in sich faßte. Dies Reich, durch Fruchtbarkeit und frühen Anbau ausgezeichnet, war etwa um das Jahr 470 unter vier Brüder getheilt worden, die, dem Willen ihres Vaters zufolge, Chilperich in Genf, Godemar in Vienne, Gode-

*) K. H. Deckers Weltgeschichte. 5. Ausgabe. Berlin 1833. Th. VI. S. 17—39.

giſel in Beſançon und Gundobald in Lyon wohnen ſollten. Allein die Brüder bekämpften ſich unter einander ſelbſt; in einem Kriege wider den mächtigſten, Gundobald, unterlagen Chilperich und Godemar. Der Erſtere ward gefangen, und auf Befehl des Siegers mit zwei Söhnen enthauptet, ſeine Gemahlin in die Rhone geſtürzt, Godemar gab ſich ſelbſt den Tod; dem Godegiſel überließ Gundobald das Gebiet von Genf. Noch waren zwei Töchter des ermordeten Chilperich am Leben. Schlau begehrte Chlodwig eine von dieſen, die kühne Chlotilde, zur Ehe (493). So hatte er einen trefflichen Vorwand, entweder ihr väterliches Erbgut zu fodern, oder über ihre Verweigerung zu zürnen. Gundobald willigte nach langer Wahl in die Ehe, und ſeine Nichte empfing von ihrem Bräutigam den koſtbaren Brautring, auch nach altdeutſcher Sitte, nach welcher die Töchter erkauft wurden, einen Goldgulden als Mahlſchatz. Voller Freuden über ihre Erlöſung aus der Haft des brudermörderiſchen Oheims bat ſie auf der Reiſe zum Chlodwig ihre fränkiſchen Begleiter, ſie gleich jetzt ſchon durch Abbrennen der burgundiſchen Weiler an jenem Tyrannen zu rächen. Es geſchah, und mit herzlicher Freude, ja ſogar mit Dank gegen Gott blickte ſie von Zeit zu Zeit in die weitleuchtende Landſchaft zurück.

Nach Empfang der Braut ließ Chlodwig auch ihre Schätze fodern. Gundobald ſchickte ſie zornig, und nur auf Zureden ſeiner burgundiſchen Räthe, nach, hatte aber diesmal noch Friede vor Chlodwig, weil dieſer auf einer andern Seite beſchäftigt war. Die Alemannen und Sueven zu beiden Seiten des Rheins, von Baſel an bis zum Main und der Moſel hinauf, überzogen 496 den Siegebert, Fürſten der ripuariſchen Franken, der in Köln ſaß, mit Krieg. Chlodwig eilte ſeinem Vetter gegen ſie zu Hülfe, und ſchlug ſie bei Zülpich, im heutigen Herzogthum Jülich, völlig aufs Haupt. Die Beſiegten behielten ihre herkömmlichen Geſetze und Einrichtungen, ja ſogar eigne Herzöge; auch die Religion machte kein Hinderniß, denn Sieger und Beſiegte waren noch Heiden.

Nach vielen oft zurückgewieſenen Vorſtellungen Chlotildens nahm endlich Chlodwig doch endlich, nach dem Siege über die Alemannen, das Chriſtenthum an. In dem hartnäckigen Treffen bei Zülpich hatte er das Gelübde gethan, wofern ihm Gott den Sieg gäbe, ein Chriſt zu werden. So geſchah denn die Taufe am Weihnachtstage 496 zu Rheims von dem kühnen Biſchof Remigius mit aller Pracht und Feierlichkeit des katholiſchen Gottesdienſtes. Dreimal ward Chlodwig in dem jetzt noch vorhandenen großen Taufſtein der Frauenkirche unterge-

tracht. Mit ihm empfingen dreitausend seiner Franken das heilige Bad, desgleichen seine Schwester Audoflede, die nachherige Gemahlin Theoderichs des Großen. Der damalige Papst Anastasius bezeugte ihm als einem zweiten Constantin seine Freude über diese Begebenheit, und nannte ihn den allerchristlichsten König, insofern er nämlich im katholischen Glauben getauft worden war, während alle übrige abendländische Fürsten Arianer waren, und selbst der oströmische Kaiser Anastasius sich zu den als ketzerisch verdammten Lehren des Eutyches bekannte.

Es ist noch ein Schreiben des großen Theoderich an Chlodwig aus dieser Zeit vorhanden, in welchem er ihm zu seinem Siege Glück wünscht, und ihn ermahnt, sich die bezwungenen Völker durch Mäßigung und Milde zu verbinden, und den Theil von ihnen, der sich in ostgothischen Schutz geflüchtet, nicht weiter zu verfolgen. Am Schlusse wird eines Musikers erwähnt, den Theoderich seinem Schwager als eine Seltenheit in Franken sendet.

Jetzt gedachte Chlodwig des burgundischen Gundobald, und achtete es nicht, daß der Sohn desselben, Sigismund, eine Tochter des mächtigen Theoderich zur Ehe hatte. Er verband sich heimlich mit dem Godegisel in Genf, und zog nun gegen dessen Bruder Gundobald. Dieser foderte alsbald seinen Bruder zur Hülfe auf; Godegisel erschien wirklich, und stellte sich zu ihm; als es aber bei Dijon zum Treffen kam, trat er plötzlich zu den Franken über, und der bestürzte und geschlagene Gundobald floh nach Avignon. Hier hielt er sich tapfer gegen den belagernden Chlodwig, und ermüdete ihn so sehr, daß ihm derselbe gegen einen Tribut den Frieden bewilligte. Nachmals fiel Gundobald über seinen treulosen Bruder Godegisel her, überraschte ihn in Vienne, und machte ihn in einer Kirche nieder, wo der Flüchtige vergebens eine Freistatt gesucht hatte.

Seitdem hat Gundobald das ganze burgundische Reich bis an sein Ende (516) behauptet, und die Regierung mit Ruhm geführt, auch seinem Volke ein eigenes Gesetzbuch gegeben. Er stand bei allen seinen Zeitgenossen in Achtung, und hatte sogar von einem der letzten römischen Kaiser, Olybrius, den Titel und Schmuck eines römischen Patriciers erhalten.

Nach dem burgundischen Kriege unterwarfen sich die Bretagner in der alten Landschaft Armorika dem Chlodwig. Dann warf er sich auf die Westgothen, die außer ihrem Reiche in Spanien noch einen großen Theil von Südfrankreich besaßen, von welchem Toulouse (Tolosa) die Residenz ihres Königs Alarich II. war. Ob ihm Alarich zu diesem

Kriege eine beſondere Veranlaſſung gegeben, oder bloße Ländergier ihn getrieben, iſt ungewiß. Vergebens ſuchte Theoderich durch ermahnende und drohende Briefe Chlodwig und ſeinen Schwiegerſohn Alarich auszuſöhnen und den Sturm zu beſchwichtigen, Chlodwig behauptete, er müſſe angreifen, um nicht angegriffen zu werden. Und um den katholiſchen Eifer ſeiner neubekehrten Franken für den Krieg gegen die Arianiſchen Weſtgothen zu gewinnen, ſprach er in der Verſammlung: „Es ärgert mich gewaltig, daß dieſe Arianer einen Theil von Gallien beſitzen ſollen! Laßt uns mit göttlicher Hülfe gehen, und uns das Land zueignen.“ Gundobald von Burgund und Siegebert von Köln ließen ihre Völker zu ihm ſtoßen, und ſo ward 507 aufgebrochen. Noch zu Paris, ſeinem Königsſitze, verſprach er, nach glücklicher Rückkehr den zwölf Apoſteln eine Kirche zu erbauen, da, wohin ſeine jetzt ausgeworfene Streitart fallen würde. Dem heiligen Martin gelobte er, als er durch Tours kam, ſein Streitroß.

Alarich II. erwartete ihn mit ſeinen Gothen zu Poitiers. Nicht weit von dieſer Stadt, auf der Ebene von Vivonne, kam es zur Schlacht. Chlodwig rannte den Alarich mit eigner Hand vom Pferde, verfolgte ſeinen Sieg bis Bordeaux, wo er den Winter blieb, nahm 508 den reichen königlichen Schatz zu Toulouſe in Beſitz, und ließ ſeinen Sohn Theoderich (Diedrich) dort zurück, damit er nebſt den Burgundern die Weſtgothen völlig aus Gallien treiben ſollte. Er ſelber kehrte über Tours nach Paris zurück. Vor dem Kloſter des heiligen Martin wollte er ſein ihm werthes Streitroß mit hundert Schillingen löſen, allein man ſagte ihm, das Pferd ſei gar nicht wieder wegzubringen. Da legte er noch hundert Schillinge zu, und nun ging es, worauf Chlodwig ſagte, der heilige Martin ſei gut in der Noth, aber theuer im Handel.

Schon unterweges empfing er ein ſeltſames Geſchenk. Geſandte von dem griechiſchen Kaiſer Anaſtaſius überbrachten ihm das Patent und den Ehrenſchmuck eines römiſchen Patriciers, gleichſam als hätte der griechiſche Hof in dieſen verlornen Ländern noch etwas zu ſagen. Chlodwig empfing es mit Dank, ſchmückte ſich gleich in der Abtei des heiligen Martin mit dem koſtbaren Purpurmantel und der Krone, und ritt ſo von der Abtei bis zur Stadt, mit beiden Händen Geld unter die begleitende Menge ausſtreuend.

Damit aber Chlodwig nicht das ganze weſtgothiſche Reich an ſich reißen möchte, ſtand jetzt der mächtige Theoderich gegen ihn auf. Sein Feldherr Ibbas zwang an der Spitze eines großen oſtgothiſchen Heeres die vereinigten Franken und Burgunder, die Belagerung von Arles auf-

zuheben, und brachte ihnen eine empfindliche Niederlage bei. Hierauf kam der Friede zu Stande, und Theoderich übernahm die Vormundschaft für seinen Enkel, Alarichs Sohn, Amalarich. Daher wird er von 511 bis an sein Ende unter die westgothischen Könige mit aufgeführt. Nur die Städte in der Provence behielt er für sich als für die Kriegskosten. Die Durance scheint die Grenze zwischen dem ostgothischen und burgundischen Gebiete geworden zu sein. Die Statthalterschaft über die Westgothen gab er einem seiner treuesten Staatsdiener, Namens Theudis, mit dem ausdrücklichen Befehl, das Volk wohl zu halten. Die Abgaben in den Häfen erließ er gänzlich, um den Handel recht zu heben; in der That das sicherste Mittel, sich entfernte Provinzen treu zu erhalten.

Es war nun einmal Chlodwigs Wille, alle fränkische Völker in ein großes Reich zu vereinigen. Dazu fehlten ihm noch die Gebiete seiner vier Vettern Siegebert, Chararich, Ragnachar und Rignemer, gegen die er sich empörender, höchst schändlicher Kunstgriffe bediente. Siegebert in Köln war alt und lahm, und hatte einen herrschsüchtigen Sohn. Diesen Letztern munterte Chlodwig heimlich auf, sich des lästigen Vaters zu entledigen, und dann mit ihm in ein Bündniß zu treten. Der unmenschliche Sohn ermordete seinen Vater im Schlafe mit eigener Hand, und gab sogleich dem Chlodwig davon Nachricht. Dieser schickte Gesandte an ihn ab, deren einer ihn selber meuchlings niederhieb. Und nun erschien Chlodwig an der Spitze seiner Völker, stellte sich unbekannt mit den Ursachen beider Mordthaten, und fragte die Häupter der ripuarischen Franken, ob sie sich seinem großen Frankenreiche anschließen wollten. Sie offenbarten ihren Beifall durch Klatschen und Schreien, setzten ihn nach deutscher Sitte auf einen Schild, und hoben ihn jubelnd als ihren König in die Höhe. „So fället Gott täglich," sagt hierbei der Bischof Gregorius von Tours, der etwa hundert Jahre später lebte, „seine Feinde unter seiner Hand, darum daß er mit rechtem Herzen vor ihm wandelte, und that, was seinen Augen wohlgefiel." Ein Ausspruch, den man unbegreiflich finden muß, wenn man ihn nicht auf Chlodwigs Bekehrung bezieht, die in den Augen des Bischofs als eine That, die ein ganzes Volk zum Christenthume brachte, jegliches Andere überwog.

Chararich, in einer nicht genau mehr auszumittelnden Gegend, mußte angeblich dafür büßen, daß er bei Chlodwigs erstem Zuge gegen den Syagrius neutral geblieben. Er ward nebst seinem Sohne mit List aufgegriffen, und zum Geistlichen geschoren, sein Land mit dem

Frankenreich vereinigt. Auf einen Verdacht ließ der Tyrann jedoch bald darauf Vater und Sohn heimlich ermorden.

Jetzt war an Ragnachar in Cambrây die Reihe. Dieser war seinen Unterthanen wegen seiner Schwelgerei verhaßt. Chlodwig brachte einige seiner Großen durch vergoldete Kupfergeschirre, die er für goldene ausgab, auf seine Seite, daß sie ihren rechtmäßigen Herrn, als Chlodwig öffentlich gegen ihn auszog, treulos verließen, ihn auf der Flucht ergriffen, und nebst seinem Bruder Richar gebunden vor den Sieger führten. „Pfui!" rief ihm der Sieger mit erheucheltem Zorn entgegen, „wie hast Du unser Geschlecht so tief erniedrigen können, Dich binden zu lassen?" Mit diesen Worten hieb er ihn nieder. Zum Bruder aber fuhr er fort: „Und Du, Elender, wenn Du Deinem Bruder beigestanden hättest, er wäre sicher nicht gebunden worden." So hieb er auch diesen mit der Streitart zu Boden. Denen aber, die er mit den nächsten Geschenken betrogen hatte, erwiderte er auf ihre Beschwerde: Wer seinem Herrn verrathe, verdiene kein besseres Gold, und sie hätten es mit Dank zu erkennen, daß er ihnen noch das Leben lasse.

Noch war Rignomer, Fürst der Cenomannen in einer unbekannten Gegend, übrig. Auch er ward aus dem Wege geräumt, und nach ihm alle Vettern, welche noch Ansprüche auf Herrschaft hätten machen können. Ja, um zu erforschen, ob noch Jemand übrig sei, stellte er sich in Gegenwart seiner Großen oft betrübt, daß er doch gar keinen Verwandten mehr habe, der im Nothfall ihm helfen könne. Ihm selber war es nicht beschieden, die Früchte seiner Grausamkeiten lange zu genießen. Er starb schon im fünfundvierzigsten Lebensjahre (511) zu Paris, und hinterließ seine Gemahlin Chlotilde nebst vier Söhnen, Theoderich, Chlodomir, Childebert und Chlotar. Er hat den Ruhm, die sämmtlichen Franken mit andern deutschen Völkern in ein großes Reich vereinigt, und ihnen durch die Kraft und Kühnheit seines Geistes einen heroischen Schwung, die Bedingung künftiger Veredlung, gegeben zu haben.

Nach der unweisen Sitte jener Völker ward das kaum vereinigte große Frankenreich gleich nach Chlodwigs Tode in vier Theile, nach den vier Söhnen, getheilt. Theoderich bekam Alles, was die Franken in Germanien besaßen, nebst einem Theile des östlichen Galliens. Den westlichen und südlichen Theil der Monarchie theilten die andern drei Brüder. Theoderich nahm seinen Königssitz zu Metz, Chlodomir zu Orleans, Childebert zu Paris und Chlotar zu Soissons. Theoderichs Reich hieß Austrasien, Childeberts Antheil Neustrien; doch führte spä-

terhin die gesammte westliche Ländermasse im Gegensatz zu dem östlichen, völlig deutschen Austrasien diesen Namen. Zum Glück für das Ganze kehrten die Brüder nicht, wie man nach dem sonstigen Geiste des Merovingischen Geschlechts erwarten möchte, die Waffen gegen sich selbst, sondern suchten sich auf Kosten der Nachbarn zu vergrößern. Die drei letzten vereinigten sich 523 zur Eroberung des burgundischen Reichs, das ihr Vater vergebens bekämpft hatte. Sie überwanden den König Sigismund, Gundobalds Sohn, und brachten ihn gefangen nach Orleans, wo ihn Chlodomir im folgenden Jahre (524) sammt seiner Gemahlin und seinen beiden Kindern in einen Brunnen stürzen ließ, um dessen Bruder Gedomar, der nach ihm die burgundische Herrschaft übernommen, sicherer bekriegen zu können.

Der unmenschlichen That folgte die Rache auf dem Fuße. Chlodomir ward von den Burgundern in einem Treffen bei Vienne niedergehauen, und sein Kopf, auf eine Stange gesteckt, herumgetragen. Sein Bruder Chlotar heirathete die Wittwe, Gunthrude, und theilte mit den beiden andern Brüdern Chlodomirs Reich. Die Burgunder hatten nun noch einige Jahre Ruhe.

Im mittlern Deutschland waren damals die Thüringer ein bedeutendes Volk. Sie bewohnten einen weit größern Landstrich als den noch heut zu Tage von ihnen benannten. Drei Brüder übten eben jetzt die getheilte Herrschaft. Der eine derselben, Hermannfried, mit einer Schwestertochter Theoderichs des Großen vermählt, strebte Herr des Ganzen zu werden. Einen Bruder ermordete er ohne Umstände, gegen den andern suchte er des fränkischen Theoderichs Bündniß. Mit dessen Hülfe überwand er ihn auch, und eignete sich sein Land zu, da der Bruder selbst in der Schlacht geblieben war. Aber auch ihm sollte der ungerechte Erwerb nicht frommen. Nach Theoderichs des Großen Tode überfielen ihn die fränkischen Brüder, Theoderich und Chlotar (527), unter dem Vorwande, er habe dem Ersteren seine Versprechungen nicht gehalten, schlugen mit Hülfe der Sachsen die Thüringer, und verfolgten sie bis über die Unstrut. Hermannfried entrann diesmal noch, ließ sich aber einige Zeit nachher durch den trügerischen Theoderich zu einer Zusammenkunft nach Zülpich verleiten, und hier ward er, auf der Mauer im Gespräch mit jenem begriffen, meuchlings von einem wahrscheinlich durch Theoderich dazu bestellten Franken hinabgestürzt. Seitdem unterwarfen sich die hartrotzigen Thüringer der fränkischen Herrschaft. Den Sachsen ward für ihren Beistand der nördliche Theil von Thüringen zu Theil. Hermannfrieds Wittwe, Amalaberg, floh zu

ihrem Verwandten, dem Gothenkönig Theodat, nach Italien, und sein Sohn nahm Dienste im Heere des griechischen Kaisers Justinian.

Gleich nach dem thüringischen Reiche ging nun auch das so lange bedrohte burgundische in dem gewaltigen Frankenreiche unter. Die Söhne Chlodwigs, wunderbar einig unter sich selbst, brachen noch einmal ein (534), bezwangen das Heer des Godomar, und führten ihn selbst gefangen weg. Auch diese Neueinverleibten wurden, wie alle Andere, bei ihren herkömmlichen Freiheiten und Gesetzen gelassen, ohne daß sie sich den fränkischen Einrichtungen weiter fügen durften.

Chlotar, der jüngste der vier Brüder Chlodwigs, überlebte seine Brüder und deren Nachkommenschaft, und vereinigte so das ganze große Reich wieder (558), welches sich jetzt von dem atlantischen Meere und und den Pyrenäen bis zur Unstrut erstreckte. Auch die Provence war von Theoderichs Nachfolgern abgetreten worden, und späterhin wurden auch die Baiern den Merovingischen Königen unterwürfig.

Als Chlotar 561 starb, ward das Reich abermals unter seine vier Söhne, Charibert, Guntram, Chilperich und Siegebert zerstückelt. Wir sehen jetzt ein Chaos von Bruderkriegen und Gräuelthaten, bis endlich, nachdem Dolch, Gift und Schwert lange genug gewüthet haben, 613 das ganze Reich zum zweiten Mal unter Chlotar II., Chilperichs Sohn, vereinigt wird. Die ausführliche Erzählung dieser Merovingischen Gräuelgeschichten ist eben so widerwärtig als ermüdend. Den Charakter jener Herrscher kennen zu lernen, mag hier die Geschichte der beiden berüchtigten Königinnen Fredegunde und Brunehilde stehen, wie sie der Bischof Gregorius von Tours, der im sechsten Jahrhundert die fränkische Geschichte in einem barbarischen Latein schrieb, aufgezeichnet hat.

Siegebert in Austrasien und Chilperich in Soissons heiratheten zwei schöne und kluge Schwestern, Töchter des westgothischen Königs Athanagild. Siegebert blieb seiner Gemahlin Brunehilde treu, aber Chilperich ergab sich einer gemeinen Frankin, Namens Fredegunde, und verachtete seine königliche Gemahlin Galeswintha, die eines Morgens todt im Bette gefunden wurde. Aller Verdacht fiel auf Fredegunden, zumal da sie bald darauf selbst Königin und Gemahlin ward.

Das legte den Grund zu einem tödtlichen Hasse zwischen Brunehilden und Fredegunden. Als nun Charibert starb, fielen die übrigen drei Brüder über sein Land her. Es kam darüber zu Kriegen zwischen ihnen; Siegebert war glücklich, vertrieb seinen Bruder Chilperich aus seinem Lande und seinen Eroberungen, und nahm Besitz von Paris.

Chilperichs Große riefen den viel würdigern Siegebert im Lager bei Vitry auf dem Schilde zu ihrem König aus: da ließ Chilperichs Gemahlin Fredegunde ihren Schwager Siegebert während der Feierlichkeit durch erkaufte Meuchelmörder umbringen (575). Brunehilde wurde mit ihren Kindern zu Paris von Chilperich erhaicht, und streng bewacht. Aber sie fand in Fredegundens Stiefsohn, Merowäus, einen unerwarteten Freund, der sie sogar heirathete. Dafür fand man ihn bald nachher ermordet: Brunehilde aber hatte sich gerettet.

Im Jahr 581 wurde gar auch Fredegundens Gemahl umgebracht. Die Schuld mußte sein Kämmerling Eberulf tragen, der ihr längst verhaßt gewesen war, und nun ohne Umstände hingerichtet ward. So stand sie jetzt, ihrer Freundin Brunehilde gegenüber, ebenfalls als Regentin ihres Hauses da, denn sie führte die Vormundschaft über ihren Sohn Chlotar II. Beide Weiber wüthelen nun gegen einander auf das Heftigste. Fredegunde sandte ihrer Nebenbuhlerin zuerst einen Geistlichen zu, der sie ermorden sollte, und da dieser unverrichteter Sache zurückkam, ließ sie ihm zur Strafe Hände und Füße abhauen. Einige Zeit nachher sandte sie zwei andere Mörder und abermals Geistliche mit vergifteten Messern zum jungen Childebert, dem Sohne der Brunehilde; aber diese wurden entdeckt und nach grausamen Martern hingerichtet.

Childebert ward endlich mündig, aber 596 starb er schon. Seine Mutter Brunehilde ergriff abermals die Zügel des Reichs im Namen seiner beiden jungen Söhne, ihrer Enkel. Als diese heranwuchsen, schlug einer den andern todt (612), und der Mörder kam bald hernach selbst ums Leben, hinterließ aber schon wieder vier Söhne, und diese Urenkel erlebte Brunehilde noch.

Fredegunde regierte unterdessen wie ein Nero. Sie ließ Hohe und Niedrige, auf die sie ihren Haß geworfen hatte, martern, blenden, hinrichten; Priester vor dem Altare, Edle in ihren Häusern, ja eine ganze Gesellschaft vornehmer Franken in Tournay einmal bei sich selbst an der Tafel, zu der sie sie hinterlistig eingeladen hatte. Sie war immer mit Henkern und Folterwerkzeugen umgeben. Ihr Stiefsohn Ludwig hatte seine Freude darüber bezeigt, daß er nicht, wie drei ihrer eigenen Söhne, an den Blattern gestorben sei. Dafür ward ihm aufgebürdet, er habe jene vergiftet, und Fredegunde ließ ihn im Gefängniß umbringen, dem Volke aber weiß machen, er habe sich selbst ums Leben gebracht. Bald nachher entledigte sie sich seiner Mutter gleichfalls durch Meuchelmord.

Mit ihrer Stieftochter Rigunthis lebte sie in ewigem Zwiste. Es kam oft zwischen Beiden zu Schimpfworten und Faustschlägen. Einmal nach einem solchen Auftritte sagte die Mutter: „Was bist Du mir länger beschwerlich? Nimm Deines Vaters Sachen, und geh damit wohin Dir's gefällt.“ Sie führte sie darauf zu einer großen Truhe, hob den Deckel auf, lehnte ihn an die Wand, und beugte sich dann hinüber, die Sachen aus der tiefen Kiste zu langen. „Ei nimm Dir selbst,“ sprach sie nach einer Weile, „mir wird das Bücken sauer.“ Das arme Mädchen hatte kaum den Kopf hineingesteckt, als die Rabenmutter den schweren Deckel der Truhe ihr auf den Nacken fallen ließ. Das Geschrei einer Magd zog zum Glück schnell genug Helfer herbei, und die Unglückliche ward noch gerettet. Aber ihr Zustand war entsetzlich, die Augen waren ihr weit aus dem Kopfe hervorgequollen.

Den Triumph erlebte Fredegunde nicht mehr, ihre Erzfeindin Brunehilde gestürzt zu sehen. Sie starb eines natürlichen Todes. Aber auf ihren Sohn Chlotar II. vererbte sie das ganze Gift ihrer Rachsucht gegen diese Frau, und schrecklich ist es zu lesen, wie er sich dessen entledigte. Brunehilde hatte sich durch ihre lange Einmischung in die Regierung, und besonders durch Einführung ausländischer Reichsverwalter, bei dem Volke allgemein verhaßt gemacht, weit verhaßter als Fredegunde, die doch ohne Vergleich die meisten Grausamkeiten begangen hatte. Jetzt in ihrem achtzigsten Jahre stand sie mit ihren vier kleinen Urenkeln allein da, und wollte zum dritten Male die Regentin spielen. Aber die Franken waren ihrer, der minderjährigen Könige und der vormundschaftlichen Regierungen satt; sie boten Chlotar dem Zweiten das Reich an. Dieser vereinte nun, wie schon gesagt ist, das gesammte Frankenreich wieder, und Brunehild, die sich von Fredegundens Sohne nichts Gutes versprechen durfte, suchte zu entkommen, ward aber ergriffen. Chlotar ließ zwei von den Knaben ermorden, des dritten schonte er, weil er ihn aus der Taufe gehoben, der vierte rettete sich durch die Flucht, ohne daß man etwas von seinen fernern Schicksalen weiß. Der alten Königin hielt Chlotar nun eine Reihe von Verbrechen vor, an deren größtem Theile wenigstens sie unschuldig war. Aber die versammelten Franken, von heftigem Hasse getrieben, stimmten mit lautem Geschrei in ihr Todesurtheil ein. Drei Tage lang ließ Chlotar die Unglückliche foltern, dann auf einem Kameel im ganzen Heere zur Schau herumführen, und zuletzt mit den Haaren, mit einem Arme und einem Beine an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden, zu Tode schleifen (613). Das Andenken dieser Königin scheint von den fran-

lischen Geschichtschreibern jener Zeit gegen alle Wahrheit mißhandelt zu sein, um eine so unmenschliche Hinrichtung einigermaßen zu entschuldigen. Einige Zeitgenossen wissen sogar viel Löbliches und Rühmliches von ihr zu sagen, und so viel Böses sie auch begangen haben mag, der vollendeten Verruchtheit einer Fredegunde sind ihre Thaten gewiß nicht gleich zu stellen.

Es ist eine der Geschichte und dem Gange, welchen die Entwickelung unsers Geschlechts überall genommen, durchaus widersprechende Ansicht, sich die alten Deutschen als rohe Barbaren vorzustellen, oder sie gar mit den Wilden anderer Welttheile in eine Klasse zu werfen. Wilde erzeugen nur wieder Wilde, und schreiten in ihrem Zustande nie vorwärts, wenn ihm Einzelne nicht durch äußere Nöthigung entrissen, wenn ihnen eine fremde Lebensweise nicht künstlich eingepfropft wird; keinesweges aber vermögen sie jemals, wie die Germanen es gethan, indem sie vorgefundene Trümmer einer zerstörten Welt mit eigenthümlichem Geiste durchdrangen, eine in allen Formen des Lebens neue Bildung hervorzurufen. Auch in den Wohnsitzen, welche die deutschen Völker einnahmen, ehe sie die Länder besetzten, die bis dahin das abendländische Reich gebildet hatten, zeigten sie durch hohen und edlen Sinn, durch religiöse und gesetzliche Einrichtungen wie durch den Ackerbau, den sie trieben, eine über den rohen Zustand wilder Völker weit erhabene Cultur. Nur waren ihre Sitten und Gebräuche, ihre Neigungen und Bedürfnisse, so wie ihre ganze Lebensweise noch durchaus einfach und naturgemäß, und entfernt von der Verfeinerung und Mannichfaltigkeit, zu welcher die Völker erst nach einer geraumen Zeit der Entwickelung gelangen, wenn ihre Cultur nicht überall eine von außen angenommene und angelernte ist. Diesen einfachen Verhältnissen gemäß waren auch die Staatseinrichtungen der Germanen, und daher von denen der Völker des Alterthums, zumal des spätern und verfeinerten, ganz verschieden. Eine dem orientalischen Despotismus ähnliche Herrschaft konnte bei dem ungemeinen Freiheitssinn der Deutschen nicht aufkommen, und eben so wenig jene aus den Verhältnissen freier Stadtgemeinden hervorgegangenen Verfassungen der Griechen und Römer, da sie das Leben in den engen ummauerten Städten nicht liebten, ja sich nicht einmal gern in Dorfschaften zusammenthaten, sondern am liebsten auf einzelnen Höfen saßen, wo sie des Gefühls ihrer Unabhängigkeit am meisten froh wurden. Eine aus solchen einzelnen Wohnern eines Bezirkes bestehende Landgemeinde war ihr Staat, Abwehr wider den äußern Feind und Gewährung des Rechts bei Zwistigkeiten der einzelnen Glieder die Haupt-

angelegenheiten desſelben, die Verſammlung der Gemeinde allein im Beſitze der höchſten Gewalt. Der zu Krieg und Frieden in jedem Bezirke oder Gau geſetzte oberſte Beamte, der Graf, führte den Vorſitz in den Gerichten und leitete das Geſchäft, aber das Urtheil ſelbſt ſprach er nicht; dies war das ehrenvolle Recht der freien Hausväter des Gaues, in dieſer Beziehung Schöffen genannt. Doch bei Weitem nicht alle Bewohner desſelben genoſſen dieſer vollkommenen Freiheit, welche Rechtsfähigkeit und Stimme in der Volksgemeinde gewährte; denn außer den eigentlichen Knechten gab es auch andere Unfreie, einem Herrn zinspflichtig und in deſſen Schutze ſtehend, meiſt durch Eroberung in dieſen Stand hinabgedrängt. Andrerſeits waren unter den Freien auch edle Geſchlechter, die in beſonderm Anſehen ſtanden, aus denen die Könige genommen wurden, bei denjenigen Stämmen, wo dieſe Würde eingeführt war. Sonſt wurden für den Krieg Herzoge als Oberanführer gewählt.

Kampf und Krieg war das Leben der alten Deutſchen; hier fand der, der die Geſchäfte des Friedens verachtete, kein ganze Spannkraft wieder. Doch die Kriege, die zur gemeinſamen Abwehr geführt, alle Freien im Stamme zur Theilnahme verpflichteten, aber auch nur in der Volksgemeinde beſchloſſen werden konnten, ereigneten ſich ſo häufig nicht, als die Kampfluſt ſie herbeiwünſchte; daher Viele, der unwillkommenen Muße zu entgehen, ſich in das Gefolge eines durch Adel und Kampfruhm ausgezeichneten Führers begaben, und ihm Fehden durchfechten halfen, die ihnen fremd waren, oft bei andern Stämmen geführt wurden. Verbindungen zu gemeinſamen Zwecken, Verbrüderungen aus freier Wahl nach dergleichen Lebensweiſe und Neigung ſind eine durch die ganze deutſche Geſchichte gehende Erſcheinung. Dieſer Waffendienſt galt bei den ſonſt auf ihre Unabhängigkeit ſo eiferſüchtigen Deutſchen für keinen Schimpf; eine leidenſchaftliche Anhänglichkeit und Treue gegen den Führer beſeelte das Gefolge; Alle wetteiferten durch tapfre Thaten einen hohen Platz in ſeiner Gunſt zu erwerben; ſeiner Sicherheit, ſeines Ruhmes wegen, trotzten ſie jeder Gefahr. Die ganze ſpätere Verfaſſung der Germanen hat ihre Keime in dieſen Gefolgſchaften, aber auch von der im Ritterthume ausgebildeten Erfindung des Krieges als einer Kunſt hat man in dieſer ſteten Waffenübung der Jüngern unter einem Meiſter nicht mit Unrecht Spuren gefunden. Jeder Herzog, jeder König war mit einem ſolchen Gefolge umgeben, und manche Eroberungskriege, welche die Geſchichte als Unternehmungen eines ganzen Volkes aufgezeichnet hat, können nach allen Umſtänden

nur Züge mit dem Gefolge gewesen sein, welches sich auf diese Weise selbst von seinem Stammvolke ganz trennen mochte.

Ein halbes Jahrtausend verging den Germanen unter Reibungen und Kämpfen mit den Römern; sie lernten das Leben von vielen neuen Seiten kennen, und immer mächtiger erwuchs in ihnen der Trieb, auch ihrem Dasein eine größere Entfaltung zu geben, und in schönen, fruchtbaren, wohlangebauten Ländern mit reichen Städten zu wohnen und zu herrschen. Aber ihre eignen Wohnsitze durch Mühe und Fleiß in solche Landschaften umzuschaffen, war ihrer Natur nicht angemessen; sie wollten einen solchen Besitz unmittelbar und schon fertig; von alten Zeiten her dünkte den Germanen, daß die Schärfe des Schwerts das beste Mittel sei, ein gewünschtes Ziel zu erreichen. Daher sie sich nun in den Ländern, die lange nur das Ziel der Plünderungs- und Beutezüge gewesen waren, förmlich niederließen. Die entarteten Nachkommen der ehemaligen Welteroberer vermochten den tapfern Männern nicht zu widerstehen, die nun da friedlich herrschen wollten, wo ihr bloßer Name schon lange Schrecken und Zittern verbreitet hatte. In den Provinzen war jede vaterländische und volksthümliche Gesinnung, die dem Kampfe ein würdiges Ziel gegeben hätte, in der Form des Kaiserreichs längst untergegangen, und der Verlauf dieser Geschichte hat uns schon gezeigt, wie ganz Westeuropa sich unter der Herrschaft der Germanen beugen mußte. Wenn auch nicht von allen diesen Eroberern wie von dem großen Theoderich gerühmt werden kann, daß sie die Lage der Einwohner verbessert und eine höhere Blüthe der eroberten Länder herbeigeführt haben, so ist es doch andrerseits ganz irrig, sie als Zerstörer und Vernichter eines bestehenden ruhigen bürgerlichen Zustandes zu betrachten. Im vollen Besitz ihrer Güter konnten die Einwohner allerdings nicht bleiben, denn Landerwerb und Ertrag eines reichen Besitzthums, um sich eines stattlichen Lebens zu erfreuen, war der Zweck der Eroberung; keineswegs aber wurden sie von Haus und Hof gejagt und zu Sklaven gemacht, nur angehalten, mit den Siegern zu theilen. So nahmen die Ostgothen, wie oben schon bemerkt ist, den dritten Theil der liegenden Gründe oder einen verhältnißmäßigen Theil vom Ertrage; die Burgunder von Hof und Garten die Hälfte, vom angebauten Lande zwei Drittheile; Wälder blieben gemeinschaftlich; die Westgothen in Spanien nahmen auch zwei Drittheile. Von den Franken sind dergleichen Bestimmungen nicht aufgezeichnet; roher als jene, mögen sie mehr nach dem augenblicklichen Bedürfniß als nach einer bestimmten Regel genommen haben.

So bedeutend nun auch die Macht der deutschen Könige in den eroberten Ländern vergrößert worden war, indem sie hier nicht bloß Haupt und Führer eines stets auf seine Freiheit trotzenden Volkes, sondern auch, in der nächsten Zeit nach der Eroberung wenigstens, unumschränkte Gebieter der in der Gewohnheit des Gehorsams eingelebten alten Einwohner waren, so fehlte doch viel, daß sie ihre Macht jetzt allein auf diese Grundlage hätten bauen können. Bei dem anfänglich noch höchst unsichern und schwankenden Besitz dieser Eroberungen blieb das Gefolge ihre vornehmste und nothwendigste Stütze, die sie nicht ungestraft vernachlässigen durften. Deswegen suchten sie die Krieger noch mehr an sich zu ziehen, und sich enger zu verknüpfen. Dazu bot sich ihnen aber kein besseres und bequemeres Mittel dar als die Vertheilung von Grundstücken, deren sie sehr viele besaßen, da ihnen alle kaiserlichen Privatgüter zugefallen waren. Die Waffengefährten des Königs, deren vielleicht manche als zu dessen Person gehörig bei der Landvertheilung nicht bedacht worden waren, erhielten auf diese Weise, was der Deutsche damals am eifrigsten wünschte, Besitz von Ländereien, und leisteten dagegen das Beste, was der Mann nach ihren Begriffen zu gewähren vermochte, Kriegsdienst. Anfangs erschien das, was der König gab, noch nicht als Ersatz für das Geleistete, sondern als bloße Gunst, da ja das Gefolge ohnehin verbunden war, die Kriege seines Fürsten zu führen. Als aber, gelockt durch diese großen Vortheile und durch die Bahn des Ruhmes, die jetzt allein hier offen stand, sich immer Mehrere und die Edelsten und Besten der Nation in den Dienst und das Gefolge des Königs drängten, und sich dem natürlichen Durste nach Thätigkeit gemäß drängen mußten, wurde bald die Verpflichtung zum Kriegsdienst als eng verbunden mit dem Besitze des verliehenen Gutes betrachtet. Ein solches Gut hieß beneficium, später feudum, deutsch Leben, im Gegensatz der Allode, des eigenthümlichen Besitzes; die das Leben empfingen, getreue Vasallen, Vassen, bei den Franken Leudes oder Antrustionen. Daß die Könige sich Anfangs für ermächtigt hielten, das was ihre freie Gunst gewährt hatte, auch wieder zurückzunehmen, geht aus mehrern Beispielen hervor; je mehr man aber anfing, das Gut als Ersatz für den Kriegsdienst zu betrachten, je fester wurde auch der Besitz; zuletzt ward er erblich. Und so bildete sich ein neuer Stand im Staate, der bald der mächtigste und bedeutendste wurde, oder in dem sich vielmehr neben der Geistlichkeit alle Macht und Bedeutung vereinigte, ein Stand, welcher dem Adel der heutigen europäischen Staaten seinen Ursprung gegeben hat. Im völ-

ligen Gegensatz mit der ursprünglichen germanischen Verfassung traten die vollkommen freien Männer derselben in den Hintergrund, da die Könige es viel bequemer fanden, ihre Kriege, wo es irgend thunlich war, durch das bloße Aufgebot der Vasallen zu führen, als sie erst der Berathung in der Versammlung des Volks zu unterwerfen. Die heimathliche Staatseinrichtung, die der Natur und ungekünstelten Lebensweise des alten Germaniens trefflich zusagte, aber auch nur den einfachen Verhältnissen zusagen konnte, mußte bei den mannichfaltigern Richtungen und der Entwickelung eines reichern Lebens, welche die Besitznahme der vordem römischen Provinzen herbeigeführt hatte, ungenügend gefunden werden, und statt ihrer trat jetzt, wo die gegenseitige Stellung des Königs und der Vasallen die Angel war, um die sich Alles drehte, die Lehnsverfassung hervor. Damals wurden die Könige durch diese Umwandlung nicht unumschränkter als sie früher gewesen waren, vielmehr traten ihnen die Vasallen, der frühern Abhängigkeit, der sie doch ihre Erhebung verdankten, ganz vergessend, bald noch trotziger gegenüber als vormals die Freien. Die Merowinger bedurften ihrer besonders in den unaufhörlichen Bruderkriegen; je mehr sie aber Jene durch verschwenderische Vergebung von Beneficien zu gewinnen trachteten, je höher stieg mit ihrer Verarmung ihre eigene Ohnmacht, je abhängiger wurden sie von den Leudes. Auch die Hof- und Staatsbeamten erscheinen als ein Theil dieses mächtigen Kriegsadels, und um so bedeutender, als es ihnen am leichtesten wurde, große Beneficien an sich zu reißen. Insofern sie dem Könige zu Diensten verpflichtet waren, hießen sie Ministerialen, ein im mehrfachen Sinne gebrauchter Name, den auch die geringern unfreien Dienstleute des Königs sowohl als der Leudes führten. Der erste jener Hofbeamten war der Großhofmeister (Major domus), der an der Spitze der Leudes stand, und daher durch ihre wachsende Macht immer mehr emporgehoben ward. Wir werden bald sehen, welch eine Rolle diese Großhofmeister im Verfolge der fränkischen Geschichte spielen.

Chronologischer Leitfaden

von 613 – 800 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.

610 Wenden setzen sich in Krain, Steiermark und Kärnthen fest. — Samo, Anführer der Böhmen.

643 Bekanntmachung des longobardischen Gesetzes durch Rothari. — Athanasius, Bischof zu Speier. — Arioald, König der Longobarden.

687 Schlacht bei Testri — Austrasier und Neustrier —.

J. n. Chr. 18.

690 Pipin von Hoeistal, Major Domus unter Dietrich I., König, unterwirft die Alemannen, Baiern und Friesen, und macht sie zinsbar.

710—714 Westgothisches Reich in Spanien durch die Araber zerstört.

732 Schlacht bei Tours. — Austrasier und Araber. — Karl Martel, Major Domus am Hofe der fränkischen Könige.

744 Bonifacius, Stifter der Abtei Fulda.

755 Pipin der Kurze, König der Franken, schlägt die Longobarden (deren König Astolf), Sachsen und Slaven.

769 Gesetze (Capitularien) Karls des Großen.

772 Zerstörung der Irmensäule.

774 Karl der Große, König der Franken, macht dem longobardischen Reiche in Italien ein Ende. — Dietrich, letzter König der Longobarden. — Alcuin, christlicher Schriftsteller.

778 Die Franken bei Roncesvalles besiegt. — Karl unterwirft einen Theil von Deutschland.

779 Schlacht bei Bocholt — Franken und Sachsen. — Einsetzung des Zehnten.

783 Schlacht am Süntel. — Franken und Sachsen.

787 Einführung der lateinischen Grammatiken in Deutschland.

788 Verbesserung der Schulen.

794 Schlacht bei Rüsting. — Sachsen und Franken.

796 Karl der Große zerstört das Reich der Avaren in Pannonien. Gründung des mährischen Reiches.

Karls des Großen Kaiserkrönung zu Rom, am Weihnachtstage des Jahres 800 *).

Nach Hadrians Tode ward Leo III. einmüthig gewählt, fromm, keusch, schnell zum Erbarmen, langsam zum Zorn, nur zu gelind, wie Anastasius lobrednerisch schreibt. Dieser sandte unter reichen Geschenken die Schlüssel von Sanct Peters Grab und das Banner von Rom an den König, mit der Bitte, einige Herren von Adel nach Rom zu beordern, daß sie dem Volke den Eid der Treue, so es dem Papste schuldig, abnähmen. Karl gab seinem Vertrauten und Liebling, Egelbert, hiezu den Auftrag, und ermahnte ihn zu gleicher Zeit in einem zärtlichen Briefe, dem heiligen Vater Uebung aller frommen Pflichten und Abstellung alles Dessen ans Herz zu legen, worüber bisher Beschwerde ergangen, besonders der ketzerischen Simonie, welche den heiligen Leib der Kirche an vielen Orten häßlich bestecke. „Glückliche „Reise, Wachsthum in der Wahrheit und fröhliche Heimkehr Dir, „Du junger Homer!“ ist der Schluß seines Briefes. An Papst Leo aber schrieb er, wie folgt:

---

*) Aus: H. K. Dippoldt: Leben Kaiser Karls des Großen. Tübingen 1819. S. 151—160.

„Karl durch Gottes Gnade König der Franken und Lombarden „wie auch Schirmvogt der Römer dem Papste Leo seinen Gruß ewigen „Heils in Christo.

„Wir haben den Brief Eurer Vortrefflichkeit gelesen, und Euer „Decretalschreiben gehört, und uns aufrichtig darüber gefreut, wie auch „über die einmüthige Wahl, Euren demüthigen Gehorsam „und Euer Gelübde der Treue gegen uns. Hierüber „danken wir der göttlichen Gnade aus innigem Grunde des Herzens, „weil sie uns nach der kläglichen, schmerzlichen Wunde, welche der „Hintritt des geliebtesten Vaters und treuesten Freundes unserer Seele „geschlagen, einen solchen Trost, nach der gewohnten Fürsicht ihrer „Milde, in Euch zu gewähren geruht hat. Weshalb wir Eurer Hei„ligkeit, gleichsam als einem Pfleger der Freudigkeit, bei Gottes und un„sers Herrn Jesu Christi Erbarmen, der seiner heiligen Kirche durch die „Erhebung Eurer Heiligkeit aufgeholfen, unsere und aller unserer „Getreuen Wohlfahrt anempfehlen, so wie wir Euch die durch Gottes „Gnade friedliche Eintracht unsers ganzen Reiches zu wissen thun, „damit Ihr Euch des Fortganges unserer Andacht, wie wir uns dessen „Eurer Heiligkeit erfreuen mögen. Aber auch dieses machen wir Eurer „Heiligkeit kund, wie daß ich Eurem Vorgänger, meinem geliebtesten „Vater, Geschenke der Liebe zu übersenden bereit war, auf daß ich der „Liebe Uebermaß, so ich zu ihm trug, durch reiche Freigebigkeit bewiese, „und die Treue unserer herzlichen Vertraulichkeit Vieler Augen darlegte: „doch sieh, da wurd' ich plötzlich — ich kann's ohne Schmerz nicht „sagen, vor Traurigkeit ohne Thränen nicht daran denken — durch die „Nachricht seines Todes betrübt, und wo ich der Freude Schmuck „bereitet, mußte mich der Trauer Kläglichkeit betrüben. Und wiewohl „der Apostel um die Todten zu trauern verbietet, so preßt die Liebe doch „unabläßig Thränen aus, nicht als ob wir den Todten beweinten, „sondern weil wir erwägen, wie er nun besser mit Christo lebe, und „weil wir wohl wissen, daß wir nur seines Leibes Gegenwart, nicht sei„ner Seele Gemeinschaft verloren haben. Doch war die göttliche Gnade „auf mächtigen Trost für uns bedacht, als sie Euch, Ehrwürdiger, an „seine Stelle setzte, auf daß in Einer für die Dauerbarkeit der ganzen „Kirche für mein und meiner Getreuen Wohl, ja für des ganzen von „Gott uns übergebenen Reiches Feste bei St. Peter, dem ersten Apo„stel, täglich verwenden, und uns mit väterlicher Frömmigkeit zu seinem „Sohn annehmen möge. Zu friedlicher Eintracht in Liebe haben wir „also Eurer Heiligkeit durch Engelbert das Manual übersendet, das

„wir früher, wie wir versprochen, durch die heiligen Männer Campo-
„lus und Anastasius Eurem Vorgänger, unserm hochseligen Vater, zu
„überschicken bereit waren: aber, wie gesagt, da alle Gaben fertig
„lagen, unterbrach die traurige Kunde vom Tode des Vaters ihre
„Reise sofort. Aber kaum hatten wir die Wahl Eurer Heiligkeit mit
„Freuden vernommen, als wir an Euch zu vollenden beschlossen, was
„wir an unserm frommen Vater begannen. Und ihm haben wir Alles
„auferlegt, was wir für thunlich, Ihr für nöthig erachtet: damit Ihr
„Euch wechselseitig besprechen, und finden möget, was zur Verherr-
„lichung (Erhöhung) der h. Kirche Gottes, oder zur Sicherung Eurer
„Würde, oder zur Befestigung unserer Schirmherrlichkeit nöthig. Denn
„gleich wie ich mit dem hochseligen Vorgänger Eurer väterlichen Hei-
„ligkeit einen Bund gemacht, also begehre ich auch mit Eurer Heilig-
„keit ein unauflösliches Bündniß gleicher Liebe und Treue zu errichten;
„auf daß durch göttliche Gnade und der Heiligen Schutz der fromme
„Segen Eurer apostolischen Heiligkeit immer auf mir ruhe und der
„heilige Stuhl der römischen Kirche mit Gottes Beistand immer durch
„unsere andächtige Ergebenheit geschirmt werde. Uns ziemt es, unter
„Beistand des göttlichen Willens, die heilige Kirche Christi gegen der
„Heiden Anfall und der Ungläubigen Verwüstung in alle Wege mit den
„Waffen zu vertheidigen, und innen und außen durch Anerkennung des
„katholischen Glaubens zu befestigen. Euch, heiliger Vater, geziemt's,
„mit zu Gott aufgehobenen Händen unsern Streitzügen beizustehen,
„auf daß durch Eure Vermittelung, unter Gottes Leitung und Geschenk,
„das Christenvolk immer und überall über die Feinde seines heiligen
„Namens siege, und der Name unsers Herrn Jesu Christi in aller Welt
„verherrlicht werde. Die Klugheit Eurer Würdigkeit aber folge allent-
„halben der heiligen Regel, auf daß jeglicher Heiligkeit Muster allem
„Volke in Eurem Wandel hell scheinen und die Mahnung zum heiligen
„Leben aus Eurem Munde gehen möge; auf daß Euer Licht leuchte
„vor den Menschen, damit sie Eure guten Werke sehen und Euren
„Vater im Himmel preisen." —

„Der allmächtige Gott wolle das Wohlsein Eurer Würdigkeit zu
„Verherrlichung seiner heiligen Kirche durch einen langen Wechsel von
„Jahren in steter Fortdauer erhalten!"

Leo saß zwei Jahre ruhig auf dem päpstlichen Stuhle. Am Tage St. Georgen des siebenhundertundneunundneunzigsten Jahres aber, als er, auf stolzem Pferde prangend, nach alter Art, mit allem Volke Fuß- und Reitfahrt hielt aus dem Lateran nach St. Lorenzenkirche: als

Paschalis und Campulus, zwei vornehme Geistliche aus Hadrians Verwandtschaft, mit erheuchelter Freundlichkeit zu ihm traten; brach unversehens beim Kloster St. Stephans und Sylvesters ihr bewaffneter Anhang mit Geschrei hervor. Entsetzt über den Anblick der Waffen, floh alles Volk, da es unbewehrt, zum Dienste Gottes nur gerüstet. Ihn, den heiligen Vater, warfen wüthende Männer vom Pferde, zerrissen ihm die Kleider, mißhandelten ihn unerhört; Paschalis war zu seinem Haupte, Campulus zu den Füßen geschäftig. Diese schleppen ihn auch, da sich Alles verlaufen, ins Kloster, verletzen ihm Augen und Zunge vor dem heiligen Hochaltar, schlagen ihn abermals mit Prügeln und Fäusten, und lassen ihn, nach dem Tode, im Blute liegen. Darauf in der Nacht sperren sie ihn, fest und eng, in St. Erasmi Kloster: da gibt ihm Gott wunderbarlich der Zunge und Augen Gebrauch wieder. Albin, sein treuer Kämmerling, rettet ihn glücklich in den Vatikan: voll Pestwut plündern und schleifen die Eidgesellen Albins Haus; den Papst kann ihre Wuth und Rache nicht mehr treffen. Da kommt endlich Winigis, fränkischer Graf von Spoleto, und führt den Papst unter starker Bedeckung fort. Dort strömen aus allen Enden fromme Christen hinzu: das Oberhaupt der Kirche, dem Niemand zu widersprechen, Keiner anzutasten wagt, den heiligen Vater der ganzen Christenheit sehen sie flüchtig, gemißhandelt: noch schreien die offenen Wunden um Rache. Alles macht sich auf den Weg ihn zu begleiten. Zu König Karl, dem Richter und Rächer, nach Paderborn geht die Reise. Der fromme König sendet ihm Erzbischof Hildebald und Graf Anschar entgegen: weiterhin empfängt ihn der junge Pipin, mit der Edlen Gefolge: darauf zieht ihm der König selbst entgegen. Mit Hymnen und geistlichen Liedern wird er begrüßt, mit Küssen und Thränen umarmen sich König und Papst: „Ehre sei Gott in der Höhe!“ intonirt der heilige Vater, und tausend Stimmen fallen andächtig ein; darauf gibt er seinen Segen. Nun schildert Leo dem Könige seinen grausamen Unfall, seine Narben sind Zunge, wie kein Papst je größere Schmach erlitten (799). In Paderborn, wo man eben aus Mitternacht, Abend und Morgen Ziegenleichen zu des Königs Füßen legte, selbst ein Mönch aus Jerusalem theure Reliquien vom heiligen Grabe überbrachte, lebte man nun in Pracht und Fülle: man schmauste, jubelte, jagte, die schönen Königstöchter reich geschmückt und mitten im Getümmel der lustigen Jagd, also daß ein junger Dichter der Zeit, Engelbert, solche Herrlichkeit in üppigen Worten besungen. Nach so ehrenvoller und prächtiger Bewirthung zog Leo in großer Begleitung

nach Italien zurück. Ueberall empfing und geleitete man ihn mit Ehren. So bis Rom. An der Ponte Molle aber wartete seiner die Geistlichkeit, der Adel, Senat, Miliz, das ganze Volk, alle edle und geistliche Frauen und alle Schulen der Franken, Sachsen, Friesen und Lombarden: darauf führten sie ihn unter Kreuz und Fahnen und unter geistlichen Liedern in Sanct Peters Kirche, wo feierliches Hochamt gehalten und das Nachtmahl genossen wurde. Einige Tage darauf begann die Untersuchung seines Unfalles vor Bischöfen und Grafen, so Karl aus Franken gesendet.

Von Aachen, wo Karl den Winter (799—800) hingebracht, reiste er an die Küste des abendländischen Meeres, ließ kleine Flotten gegen die Nordmänner streifen, und empfahl muntere Obhut (800). Darauf ging er an der Küste hinab bis Rouen über die Seine zum heiligen Martin nach Tours, Andacht zu haben mit Gott und freundliche Zwiesprach mit Alcuin. Da erkrankte Luitgard, starb und ward da begraben: er aber kehrte über Orleans und Paris nach Aachen zurück. Bald darauf war er in Mainz, auf dem Wege nach Italien; er hatte Alcuinen eingeladen, mit zu reisen; aber dieser schrieb zurück: „Ich soll die goldenen Palläste der Römer den berauchten Dächern von „Tours vorziehen? Nein, ich weiß, daß Eure Weisheit gelesen: Es „ist besser, im Winkel des Hauses zu wohnen, als mit einem zänkischen „Weibe unter öffentlichem Dache. Und daß ich's mit Gunst sage: das „Eisen schadet den Augen mehr als der Rauch. Denn Tours, zufrieden „mit seinen beräucherten Hütten, wird, so Gott will! durch Eurer Güte „Vorsicht in Frieden bleiben; Rom aber, eingeweiht durch der Brüder „Zwietracht, trägt bis auf den heutigen Tag das angeborne Gift des „Unfriedens noch bei sich!" Bald war Karl zu Ravenna. Da trug er Pipinen einen Feldzug gegen Benevent auf, er selbst ging nach Rom. Aus der Stadt zog ihm Leo mit edlen Römern bis Lamentana entgegen, und empfing ihn mit Ehren und Demuth. Da hielten sie ein Gastmahl. Am folgenden Tage aber stand der Papst auf den Stufen der Peterskirche, stellte an die Plätze, wo der königliche Zug vorüberging, Haufen von Einheimischen und Fremdlingen, daß sie ihm Heil zurauchzten, empfing den König mit allen Bischöfen, und führte ihn unter Lobgesängen in die Kirche.

Nach sieben Tagen versammelte der König Alle in der Peterskirche, Leo's Sache zu untersuchen. Da setzten sich der Papst, der König, die Erzbischöfe und Aebte: der übrige Klerus, Franken und Römer von Adel standen umher. Jetzt begann die Untersuchung, aber da sprach die

Geistlichkeit einmüthig: „Den apostolischen Stuhl, der Kirche Haupt, „wagen wir nicht zu richten. Denn von ihm und seinem Verweser werden „wir alle, er selbst von Niemandem gerichtet. So hat's von Alters her „gegolten: doch wie der heilige Vater gebeut, also werden wir gezie„mend gehorchen." — Da sprach der Papst, er werde sich reinigen nach Art seiner Vorgänger, hob das Evangelium vor allem Volke auf, umfaßte es, bestieg den Stuhl St. Petri — wie man's von Raphaels unsterblichem Pinsel noch heut zu Tage im Vatikane abgeschildert sieht — und schwur mit lauter Stimme:

„Ich Leo, Pontifex der heiligen römischen Kirche, von Niemandem „verurtheilt, von Niemandem gezwungen, reinige mich freiwillig und in „Eurem Beisein vor Gott dem Allwissenden und seinen heiligen „Engeln und vor Sanct Peter, dem Erzapostel, in dessen Angesicht wir „versammelt sind, von allem Vergehen, dessen man mich beschuldigt, „daß ich's gethan oder thun lassen: so wahr mir Gott helfe! der All„gegenwärtige, der da zu Gericht sitzt am jüngsten Tage!" — Darauf sangen alle Lob und Preis Gott und der heiligen Jungfrau und allen Heiligen.

Am Weihnachtsfest aber, als bei St. Peter abermals Alles versammelt war, Christi Geburt zu begehen, und der König nach der Messe vom Betstuhle aufgestanden, wo er in stiller Andacht gekniet, setzte Leo, als wie durch göttliche Eingebung die Krone auf sein Haupt, und salbte ihn mit dem heiligen Oele (800 am 25. Dez.). Die Kirche aber hallte wieder vom freudigen und dreimaligen Zurufe des Volkes: Karolo Auguste, von Gott gekröntem, frommem, großem und friedebringendem Kaiser von Rom Leben und Sieg! Also wurde vom Papste im Achthundertundvierundzwanzigsten Jahre nach Romuli Augustuli Untergang ein abendländisches Kaiserthum wieder hergestellt.

Nach der Messe, berichtet Anastasius, machte der Kaiser prächtige Geschenke an die Kirchen, darunter ein silberner Tisch mit vielen Gefäßen aus lauterm Golde, eine goldene Krone mit großen Edelsteinen, Schalen von Gold und Silber mit köstlichen Steinen, Alles schwer an Gewicht, und ein Kruzifix mit Hyazinthen, vorzutragen nach des Kaisers Bitte bei heiliger Prozession. So scheint diese Ueberraschung geahnt worden zu sein, wiewohl er, nach Eginhart, dem Kaisertitel abgeneigt, geäußert: wenn er gewußt, was der Papst im Sinne gehabt, so wäre er an selbigem Tage, des hohen Festes ungeachtet, nicht zur Kirche gegangen. Berathung darüber war, wenn sie vorher

geschehen, gewiß so allgemein als jene vor Childerichs Enthronung und geheim dazu: mit Karls redlicher Demuth und wahren, stillen Größe aber ist die Aeußerung wohl zu reimen.

Wenig Tage darauf ließ Kaiser Karl dem Campulus und Paschalis nach zehnmaliger peinlicher Frage römischen Gesetzes das Leben absprechen: doch auf des Papstes huldreiche Verwendung wurden sie nur des Landes verwiesen (801). Hierauf wurden alle übrigen Angelegenheiten geordnet, König Pipin abermals gen Benevent gesandt, Kaiser Karl aber ging nach Spoleto.

Chronologischer Leitfaden

von 801—814 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.	
801	Karl der Große, Kaiser im Occidente, schlägt die Sachsen und versetzt sie in seine Staaten. — Vertrag zu Selz. — Widekind, Anführer der Sachsen.
803	Feldzüge gegen die Ungarn und Böhmen.
806	Handelsmonopol zu Bardewik.
808	Schlacht am Ebro — Franken und Spanier. — Gründung Hamburgs.

Aus dem Leben Karls des Großen*).

800—814.

Karl war von starkem und kräftigem Körperbau, stattlich hoher Gestalt, ohne daß sie gerade das rechte Verhältniß überschritt — er war bekanntlich sieben seiner Fußlängen hoch — sein Haupt schön gerundet, die Augen sehr groß und klar, die Nase etwas mehr als mittelgroß, der Gesichtsausdruck heiter und freundlich, und die grauen Haare des Alters standen ihm ganz gut. Das Alles gab ihm, mochte er stehen oder sitzen, ein Ansehen voll Hoheit und Würde, und das Ebenmaß der übrigen Glieder ließ ganz übersehen, daß sein Hals etwas zu kurz und dick war und sein Unterleib etwas hervortrat. Sein Gang war fest, seine ganze Körperhaltung männlich, die Stimme war klar und hell, aber für seine Figur nicht so recht passend; seine Gesundheit vorzüglich, außer daß er die letzten vier Jahre vor seinem Tode häufig von Fieber-

*) Aus Einhards Leben Karls des Großen. Kap. 22—30. Eigens für dieses Werk bearbeitet von Dr. Heinr. Rückert.

anfällen geplagt wurde; zuletzt wurde ihm auch der eine Fuß gelähmt. Und in diesen Zeiten lebte er mehr nach seinem Gutdünken als nach dem Rath der Aerzte, die er nicht leiden mochte, weil sie ihm den Genuß gebratenen Fleisches, was seine gewöhnliche Kost war, untersagt, und Brühen an dessen Stelle anempfohlen hatten. Beständig machte er ritterliche Uebungen und Jagden mit, wie das volksmäßig ist; denn es gibt kaum irgend eine Nation auf der Erde, die in dieser Kunst sich mit den Franken vergleichen darf. Auch war er ein großer Freund der heißen Quellen, und hatte sich so im Schwimmen geübt, daß ihm darin Niemand den Rang streitig machen konnte. Deshalb baute er gerade zu Aachen einen Pallast, und wohnte während seiner letzten Lebensjahre beständig dort. Auch lud er nicht bloß seine Söhne zur Theilnahme am Bade ein, sondern auch die Großen des Reiches und seine befreundete Umgebung, mitunter sogar seine Trabanten und Leibwächter, so daß er sich manchmal in Gesellschaft von 100 oder mehr Leuten badete.

Sein Anzug war der volksmäßige, d. h. fränkische. Auf dem Leibe trug er ein Kamisol von Linnen und Beinkleider von demselben Zeuge; darüber einen Rock, der einen Seidenbesatz hatte und Hosen; Strümpfe und Schuhe, und im Winter schützte er sich Schultern und Brust mit einem Ueberwurf aus Otter- und Zobelpelz; sein dunkelgrüner Mantel umhüllte ihn, und im Gurte führte er stets das Schwert, dessen Griff und Gehänge von Silber oder Gold war. Etliche Male trug er auch einen reich mit Edelstein besetzten Degen, doch nur bei großen Festlichkeiten, oder wenn Gesandtschaften von fremden Nationen empfangen wurden. Von fremder Kleidung, mochte sie auch noch so kostbar sein, wollte er nichts wissen, und legte sie nie an, außer daß er sich einmal zu Rom auf des Papstes Hadrian Wunsch und dann noch einmal durch die inständigen Bitten seines Nachfolgers veranlaßt, zu einem langen Obergewand und dem Purpurmantel, auch zu Schuhen, wie sie die Römer tragen, bequemte. An hohen Festen pflegte er ein mit Gold durchwirktes Gewand und mit Edelsteinen besetzte Schuhe anzuziehen, auch die Spange seines Mantels war dann von Gold, und sein Haupt schmückte ein Diadem von Gold und Edelsteinen; an den Werkeltagen aber unterschied er sich in seiner Tracht kaum von dem übrigen, gewöhnlichen Volke.

In Speise und Trank war er sehr enthaltsam, doch mehr noch im Trank, denn er hatte stets den größten Abscheu vor Trunkenheit, und litt sie um keinen Preis bei sich oder den Seinigen. Der Speise konnte er

sich nicht so gut enthalten, und klagte deshalb oft, wie wenig zuträglich für seinen Körper die Fasten seien. Große Gelage gab er sehr selten und nur an den allerhöchsten Festtagen; da aber gab es bei ihm Gäste genug. Gewöhnlich ließ er nur vier Schüsseln auftragen, außer dem Braten, der von dem Jagdgefolge am Waidspieße auf die Tafel gebracht wurde, und das war seine Lieblingsspeise. Während des Essens wurde entweder ein Musikstück aufgeführt oder von Jemand vorgelesen. Gewöhnlich ließ er geschichtliche Darstellungen von den Thaten der Alten vorlesen. Auch liebte er die Schriften des heiligen Augustin, besonders das Werk, das den Titel „Vom Gottesstaate" führt. — Im Wein und dem Genuß sonstiger Getränke war er so behutsam, daß er über Tafel selten mehr als drei Becher trank. In Sommerszeit genoß er nach dem Mittagessen etwas Obst, trank einen Becher, entkleidete sich dann förmlich, wie er es zu Nacht gewohnt war, und schlief zwei oder drei Stunden. Während der Nachtruhe hatte er die Gewohnheit, den Schlaf vier oder fünfmal nicht allein durch bloßes Aufwachen, sondern auch durch förmliches Aufstehen zu unterbrechen. Während des Ankleidens ließ er nicht bloß seine Freunde vor, sondern er ließ auch, wenn der Pfalzgraf ihm von einem Rechtsstreit berichtet hatte, der ohne seinen Richterspruch nicht beendet werden konnte, die processirenden Parteien sogleich hereinkommen, und sprach nach Einsicht der Sache das Urtheil eben so gut, als wenn er auf dem Tribunal säße. Auch pflegte er neben diesen Geschäften zu dieser Stunde alles Das in Ordnung zu bringen, was an dem Tage zu besorgen oder irgend einem seiner Diener aufzutragen war.

Seine Redegabe war außerordentlich bedeutend und reichhaltig, und er verstand Alles, was er sagen wollte, mit gehöriger Klarheit auszudrücken. Auch begnügte er sich nicht mit der Fertigkeit in seiner Muttersprache, sondern er bemühte sich auch um die Erlernung fremder Sprachen, von denen er das Lateinische so sich zu eigen gemacht hatte, daß er es eben so gut wie seine Muttersprache zu handhaben wußte, gründlich verstand er besser als er es sprach. Seine Beredtsamkeit war so groß, daß er ein Lehrer dieser Kunst zu sein schien. In den freien Künsten gab er sich viele Mühe, und hatte große Hochachtung vor den Lehrern derselben, denen er die größten Ehren anthat. In der Grammatik hörte er bei dem Diakonus Peters von Pisa, einem hochbetagten Manne; in den übrigen Fächern ließ er sich von Albin, der den Beinamen Flaccus führte, einem Geistlichen aus Britannien von edlicher Herkunft, unterrichten, und wandte sehr viel Zeit und Fleiß

auf die Erlernung der Rhetorik und Dialektik, insbesondere aber der Astronomie unter seiner Anleitung. Er erlernte die Rechenkunst, und stellte mit großem Scharfsinne Untersuchungen über den Lauf der Gestirne an. Er versuchte es auch zu schreiben, und hatte zu diesem Behufe Wachstafeln und Pergamentblätter in seinem Bette unter dem Kopfkissen liegen, um in jedem freien Augenblicke seine Hand an die Bildung von Schriftzügen zu gewöhnen: aber dieses Unternehmen, das er erst spät und in seinen alten Tagen angefangen hatte, glückte ihm nicht recht. —

Das Christenthum, in dem er von frühster Kindheit an auferzogen war, verehrte er aufs Heiligste, und baute als Beweis dafür die prachtvolle Kirche zu Achen, die er mit Gold und Silber, großen Kronleuchtern und Gittern und Pforten aus massivem Erze schmückte. Bei diesem Bau konnte er nirgends Säulen und sonstige Marmorarbeit auftreiben, und ließ sie deshalb von Rom nach Ravenna kommen. Früh und Abends, eben so in den Nachtstunden und während der Messe fehlte er niemals, so lange es ihm nur seine Gesundheit irgend erlaubte, in der Kirche, und es war ihm ein Gegenstand steter Sorgfalt, daß Alles, was dort vor sich ging, so anständig wie möglich geschah; und darum pflegte er die Kirchenaufseher selbst sehr häufig zu ermahnen, daß sie keinen Unfug oder Schmutz darin dulteten. Für heilige Gefäße aus Gold und Silber und Priestergewänder sorgte er in so reichem Maße, daß selbst die Pförtner, die bekanntlich den niedersten Grad der geistlichen Rangordnung einnehmen, nicht in ihren eigenen Kleidern zu administriren brauchten. Für die Verbesserung des Vortrags der Lectionen und des Gesanges gab er sich die größte Mühe. In beiden Stücken war er ausnehmend unterrichtet, doch hat er niemals öffentlich vorgelesen, und immer nur halblaut und in der übrigen Gemeinde mitgesungen.

Seine Religiosität zeigte sich besonders deutlich in den großen Unterstützungen, die er den Armen zufließen ließ, was die Griechen ἐλεημοσύνη (Almosen) nennen; diese Freigebigkeit erstreckte sich aber nicht allein auf das Vaterland und sein Reich, sondern er war gewohnt, arme Christen in fernen überseeischen Gegenden, in Syrien, Aegypten, Afrika, Jerusalem, Alexandria und Carthago mitleidsvoll durch Geldsummen zu unterstützen, sobald er ihre bedrängte Lage erfuhr, und aus diesem Grunde hauptsächlich bewarb er sich um die Freundschaft der Herrscher jener überseeischen Länder, um den Christen unter ihrer Botmäßigkeit Hülfe und Unterstützung zufließen lassen zu können. Vor allen andern

heiligen und verehrungswürdigen Stätten war er der Kirche St. Peters des Apostels in Rom zugethan, und bereicherte ihren Schatz mit gewaltigen Summen Geldes, theils in Gold, theils in Silbermünze, auch an Geschenken von Edelsteinen ließ er es nicht fehlen. Unzählig viel Geschenke hat er den Päpsten gemacht, und während seiner ganzen Regierung gab es für ihn keine größere Herzensangelegenheit, als daß die Stadt Rom durch seine Bemühungen und Anstrengungen wieder zu ihrem alten Glanze käme, und daß die Kirche St. Peters ihm nicht bloß Schutz und Vertheidigung, sondern auch vor allen andern Kirchen der Welt den herrlichsten und reichsten Schmuck zu verdanken haben sollte. Aber trotz dieser Ehrerbietung, die er gegen sie hegte, ist er doch während seiner 47 jährigen Regierung nur viermal um seine Gelübde zu erfüllen und Gott zu beten hin gekommen.

Seine letzte Reise dahin war jedoch noch durch andere Gründe veranlaßt. Die Römer hatten nämlich den Papst Leo auf Schmählichste behandelt, ihm die Zunge und Augen verstümmelt, und ihn genöthigt, um den Schutz Karls zu flehen. Deshalb ging der König nach Rom, und blieb den ganzen Winter dort, weil er so viel Zeit brauchte, um die kirchlichen Zustände, die in die allergrößte Verwirrung gerathen waren, wieder in Ordnung zu bringen. Damals hat er auch den Titel Imperator und Augustus empfangen, womit er im Anfange gar nicht sehr zufrieden war, und öfters äußerte, er würde, hätte er des Papstes Absicht ahnen können, an diesem Tage trotz des hohen Festes die Kirche nicht betreten haben. Doch aus der Eifersucht und dem Unwillen, den die Annahme des Kaisertitels bei den römischen (byzantinischen) Kaisern hervorbrachte, machte er sich nichts, und überwand durch sein großherziges Betragen ihren Groll; er nämlich, der ohne allen Zweifel Jenen weit überlegen war, begrüßte sie mehr als einmal durch freundere Gesandtschaften, und nannte sie in seinen Briefen seine Brüder.

Nach der Annahme des Kaisertitels beschäftigte er sich mit der Verbesserung der Gesetze seines Volkes — die Franken haben nämlich zwei Gesetzbücher, die in sehr vielen Punkten bedeutend von einander abweichen — und dachte darum, das Fehlende hinzuzufügen und diese Verschiedenheit auszugleichen, auch das, was in der bisherigen Abfassung schlecht und unpassend war, zu verbessern; aber er kam nicht weiter als zur Hinzufügung einiger weniger Kapitel, und auch diese sind nicht einmal vollständig ausgearbeitet. Doch sorgte er dafür, daß alle die Völkerschaften, welche seiner Gewalt unterworfen waren, ihre

Rechtsgrundſätze ſchriftlich aufzeichnen laſſen mußten, ſo weit dies bis dahin noch nicht der Fall geweſen war. Eben ſo trug er Sorge für die Aufzeichnung und Erhaltung der deutſchen uralten Lieder, welche die Thaten der frühern Könige und ihre Kämpfe beſingen. Auch begann er eine Grammatik ſeiner Mutterſprache. Eben ſo legte er den Monaten Bezeichnungen aus ſeiner Sprache bei, während bei den Franken bis dahin theils römiſche theils deutſche Namen dafür in Gebrauch geweſen waren. In derſelben Weiſe ſchuf er auch zwölf eigene Namen der Winde, während früher deren nicht mehr als vier bekannt waren. Von den Monaten nannte er den Januar Wintermond, den Februar Hornung, den März Lenzmond, den April Oſtermond, den Mai Wonnemond, den Juni Brachmond, den Juli Heumond, den Auguſt Erntemond, den September Laubmond, den October Weinmond, den November Herbſtmond, den Dezember Heiligenmond; von den Winden den Subsolanus Oſtwind, den Eurus Oſtſüd, den Euroauſter Südoſt, den Auſter Süd, den Auſtroafricus Südweſt, den Africus Weſtſüd, den Zephyr Weſt, den Corus Weſtnord, den Caecius Nordweſt, den Septemtrio Nord, den Aquilo Nordoſt, den Vulturnus Oſtnord.

In der letzten Zeit ſeines Lebens, wo ihn Krankheit und Alter bereits ſchwer drückte, berief er ſeinen Sohn Ludwig, König von Aquitanien, zu ſich, der ihm allein von allen Söhnen ſeiner Gemahlin Hildegard übrig geblieben war, und verſammelte den ganzen Adel des Frankenreichs feierlichſt um ſich. Mit ſeiner Einwilligung machte er ihn dann zum Mitregent und Mitkaiſer, und beſtimmte ihn zum Erben des Reiches, und ſetzte ihm zum Zeichen ſeiner Beſtimmung die Krone auf das Haupt, und hieß ihn als Imperator und Auguſtus begrüßen. Alle Verſammelten äußerten laut und freudig ihre Beiſtimmung; denn nach ihrer Meinung war dieſer Entſchluß ihm von oberher eingegeben; auch gewann die Majeſtät ſeines Namens ſehr durch dieſen Vorgang, und alle auswärtigen Nationen geriethen darob in nicht geringen Schreck. Dann entſandte er ſeinen Sohn nach Aquitanien, und begab ſich ſelbſt nach ſeiner altgewohnten Sitte trotz ſeines hohen Alters in die Nähe der Königsburg Aachen auf die Jagd, brachte damit den übrigen Theil des Herbſtes zu, und kehrte gegen Anfang des Novembers nach Aachen zurück. Während der Winterszeit im Monat Januar wurde er durch einen heftigen Fieberanfall an das Bett gefeſſelt. Wie gewöhnlich bei ſolchen Fieberanfällen legte er ſich die ſtrengſte Diät auf, und glaubte durch derartige Enthaltſamkeit die Krankheit bezwingen oder lindern zu können; aber zum Fieber trat noch Schmerz in der Seite,

was bei den Griechen Pleuresis heißt; er aber setzte seine Speisenentziehung immer noch fort, und gab dem Körper keine andere Nahrung als etwas weniges Getränke. Indessen am siebenten Tage, nachdem er sich gelegt hatte, starb er nach Empfang der heiligen Communion, im 72. Jahre seines Alters und nach Antritt seiner Regierung im 47., den 28. Januar (814) um 9 Uhr früh. —

Anmerkung. Eginhard oder richtiger Einhard, der Vertraute, vielleicht sogar Geheimschreiber Karls des Großen, geb. um 770, gestorb. wahrscheinlich 844 als Abt des von ihm gestifteten Klosters Seligenstadt am Main bei Aschaffenburg. Unter seinen zahlreichen Schriften ist die Lebensbeschreibung Karls des Großen von jeher und mit Recht der Preis genannt worden. —

Ludwigs des Frommen Gefangennehmung und Absetzung durch seine eigenen Söhne im Jahre 833*).

Indessen hörte der alte Feind der Menschheit und des Friedens, der Teufel, keinen Augenblick auf, den Kaiser zu verfolgen, vielmehr wußte er durch die Ränke seiner Spießgesellen die Söhne Ludwigs zu verlocken, indem er sie beredete, ihr Vater wolle sie zu Grunde richten; und sie bedachten nicht, daß er, dem an Milde gegen Fremde Niemand glich, unmöglich gegen seine Angehörigen grausam sein könnte. Aber wie ja schlimme Einflüsterungen auch gute Grundsätze wankend machen können, und wie ein Tropfen weichen Wassers durch beständigen Aufall sogar den harten Fels zu höhlen vermag, so kam es auch hier so weit, daß die Söhne des Kaisers alle Truppen, die sie mit irgend aufzutreiben wußten, zusammenrafften und den Papst Gregor IV. herbeiriefen, unter dem Vorwande, als solle und vermöge er allein die Söhne mit dem Vater wieder zu vereinigen; was aber in der That damit gemeint war, das ward bald klar. Der Kaiser seinerseits kam im Monat Mai nach Worms mit einem ansehnlichen Heere, und berieth sich hier lange, was zu thun sei. Er schickte endlich eine Gesandtschaft, den Bischof Bernhard (von Straßburg) und einige Andere, und ließ die Söhne auffordern, zu ihm zurückzukehren. Aber auch dem Papste von Rom ließ er sagen, wenn er nach der Weise seiner Vorgänger gekom-

*) Aus dem Leben Ludwigs des Frommen, dessen Verfasser unbekannt ist, eigens für dieses Werk bearbeitet von Dr. Heinr. Rückert. Kap. 48. 49.

men wäre, warum er denn so lange säume, ihn, den Kaiser, zu begrüßen? Unterdeß gewann das Gerücht immer mehr Verbreitung, daß es mit den übrigen Dingen so stünde, wie es in Wahrheit der Fall war, der römische Papst aber sei deswegen da, um sowohl den Kaiser als die Bischöfe mit den Ketten des Bannes zu fesseln, wenn etwa Jemand ihm und dem Willen der kaiserlichen Söhne nicht Folge leisten wolle. Die Bischöfe aber wurden dadurch von der Treue gegen den Kaiser nicht im Geringsten abgebracht und erklärten, sie würden sich auf keine Weise seinen Machtsprüchen unterwerfen, und wenn er um zu bannen käme, so könne er wohl auch gebannt heimkehren; während die alten kirchlichen Satzungen doch anders darüber lehren. Endlich am Feste des heiligen Vorboten Christi, Johannes', vereinigten sich Alle an der Stätte, die von der That, die hier geschah, für die Ewigkeit mit dem Namen des Lügenfelses gebrandmarkt ist. Denn hier haben die, welche dem Kaiser Treue gelobt hatten, gelogen, und der Ort, wo dies sich ereignete, hat das Zeugniß ihrer Schandthat in seinem Namen aufbewahrt. Schon standen die beiden Heere in vollständiger Schlachtordnung einander ganz nahe gegenüber, schon sollte der Kampf jeden Augenblick beginnen, da wurde dem Kaiser gemeldet, der römische Papst komme. Der Kaiser empfing ihn an der Spitze der Schlachtreihen, freilich, was man zugeben mag, nicht mit dem gehörigen Anstande, und warf ihm vor, daß er selbst sich durch seine eigene Schuld einen solchen Empfang bereitet habe, da er auf eine so befremdende Art und Weise hierher gekommen sei. Der Papst aber ließ sich von ihm in sein Lagerzelt geleiten, und betheuerte einmal über das andere Mal, er habe um keiner andern Ursache Willen die Reise unternommen, als weil er gehört, daß zwischen Vater und Söhnen unselige Zwietracht obwalte, und so habe er Frieden bei beiden Parteien stiften wollen. Nachdem er darauf die Auseinandersetzungen des Kaisers angehört, blieb er einige Tage bei ihm. Dann entsandte ihn der Kaiser zu seinen Söhnen, um Frieden zu stiften. Während der Zeit aber strömte all sein Volk, theils in Folge von Bestechungen oder durch Verheißungen gelockt, theils durch Drohungen in Schrecken gesetzt, zu ihnen und ihrem Volke in ganzen Massen hinüber, und der Papst durfte unter keiner Bedingung, wie ihm doch von dem Kaiser aufgetragen war, wieder herüber kommen. So wuchs der Abfall von Tag zu Tage, die Haufen wurden hier täglich kleiner und dort stets größer, und endlich versuchte gar das gemeine Kriegsvolk den Söhnen zu Liebe am Tage St. Pauls (28. Juni) einen Handstreich auf den Kaiser auszuführen. Solchem Andringen vermochte

der Kaiser nicht zu widerstehen, und er ließ seinen Söhnen sagen, sie möchten ihn doch vor den räuberischen Anfällen des Kriegsvolkes schützen. Sie lassen ihm antworten, er möge nur sein Lager verlassen und zu ihnen kommen, sie würden ihm so schnell wie nur irgend thunlich entgegen kommen. Als sie nun von beiden Seiten zusammen trafen, da legte es der Kaiser seinen Söhnen, die vor ihm vom Pferde abstiegen, und ihm entgegen gingen, ans Herz, sie möchten ihrer Verheißungen eingedenk sein, und das nicht verletzen, was sie ihm, seinem Sohne (Karl, seinem Lieblingssohne zweiter Ehe) und seiner Gemahlin einst versprochen. Sie antworteten bejahend, und darauf küßte er sie, und zog mit ihnen zu ihrem Lager. Dort aber wurde seine Gemahlin von ihm getrennt, und in Ludwigs (des dritten Sohnes, des nachherigen Ludwig des Deutschen) Zelt gebracht. Ihn selbst sammt Karl, der damals fast noch Kind war, führte Lothar in das seinige, und wies ihm sammt seiner geringen Begleitung eine Abtheilung desselben zur Wohnung an. Und darauf ließen sie das Volk sich schwören, und theilten das Reich unter sich in drei Theile. Der König Ludwig bekam die Gemahlin seines Vaters zur Bewachung; dann schickte man sie wieder ins Exil nach Italien in die Stadt Tortona. Als der Papst Gregor diese Vorgänge alle sah, kehrte er voll Trauer nach Rom zurück; von den beiden jüngern Brüdern ging der eine, Pipin, nach Aquitanien, der andere, Ludwig, nach Baiern. Lothar aber führte seinen Vater unter einer heimlichen Bedeckung zu Pferde mit sich nach dem Orte Nivelle; hier blieb er so lange es ihm behagte, ordnete an, was ihm am dünkte, entließ das Volk, nachdem er vorher einen Reichstag zu Compiegne anberaumt hatte, überschritt bei Maurmünster die Vogesen, und kam so nach Metz; von da zog er über Verdun nach Soissons, ließ dort im Kloster des heiligen Medardus seinen Vater in enger Haft, Karl schickte er nach Prüm, doch ohne ihn zum Mönche scheeren zu lassen, und beschäftigte sich dann mit der Jagd bis zur Herbstzeit, d. h. Anfang Octobers, wo er, wie es bestimmt war, nach Compiegne reiste, wohin er auch seinen Vater mitbrachte.

Bei seinem dortigen Aufenthalte kam eine Gesandtschaft des Kaisers von Konstantinopel, Marcus, Erzbischof von Ephesus, und ein Priester des Kaisers, die eigentlich an Ludwig bestimmt war, und deren mitgebrachte Geschenke dem Vater entzogen und ihm zu Theil wurden. Er empfing sie, als käme sie zu ihm, während sie doch an den Vater geschickt war, hörte sie an, und entließ sie dann, um die Kunde dieses unerhört tragischen Vorganges nach Hause zu bringen. Auf eben die-

ſem Reichstage wurde Vielen Anhänglichkeit und Treue gegen den alten Kaiſer, und üble Geſinnung gegen den Sohn vorgeworfen; Manche reinigten ſich mit ſchlichten Worten, Manche mit förmlichen Eidſchwüren von dieſer Beſchuldigung. Doch hatte Alle Jammer über dieſe Vorgänge erfaßt, und die Stimmung war vollſtändig umgewandelt, nur nicht bei den Urhebern der That. Das erzeugte bei den Anſtiftern dieſer unerhörten Schandthat Furcht, daß die Dinge nicht etwa zum entgegengeſetzten Theile ausſchlügen, und ſo ſannen ſie mit Hülfe einiger Biſchöfe den, wie ſie meinten, ſehr ſchlauen Plan aus, den Kaiſer für das, was er ſchon einmal durch ſeine Reue gebüßt hatte, noch einmal öffentliche Pönitenz mit Ablegung der Waffen thun zu laſſen, wie es hieß, um die Kirche zu verſöhnen, während doch die Rechtsſatzungen ein einmaliges Verbrechen nicht öfter als einmal ahnden, und auch unſer Geſetz ausdrücklich erklärt, daß Gott nicht zweimal das Nämliche beſtrafe. Wenige widerſetzten ſich dieſem Vorhaben, ſehr Viele gaben ihre Beiſtimmung, und der große Haufe ſtimmte ohne alle Weigerung ein, um, wie es in dergleichen Fällen gewöhnlich geht, die mächtigen und vornehmen Herren nicht zu beleidigen. So ward er dann abweſend, ohne daß man ihn hörte, oder daß er ein Geſtändniß ablegte, oder ſeiner Schuld überwieſen ward, abgeurtheilt und ihm befohlen, vor den Reliquien des heiligen Confeſſors Medardus und des heiligen Blutzeugen Sebaſtianus ſeine Wehre nieder und vor den Altar zu legen; dann zog man ihm ein graues Gewand an, gab ihm eine ſtarke Bewachung, und ſchloß ihn in irgend ein Haus ein. Nachdem dieſe That vollbracht war, kehrte das Volk an der Martinimeſſe traurig in ſeine Heimath zurück. Lotharius aber nahm ſeinen Vater mit ſich nach Achen ins Winter-Hoflager. Während der Winterszeit verſammelte ſich das Volk im Frankenlande, Aquitanien, Burgund und Teutſchland überall, und ließ ſeinen Klagen über das Unglück des Kaiſers freien Lauf.

Anmerkung. Der Verfaſſer dieſer Lebensbeſchreibung Ludwigs des Frommen iſt nicht bekannt; jedenfalls iſt er eine Perſon aus des Kaiſers nächſter Umgebung und beinahe überall Augenzeuge der wichtigſten Vorgänge. Seine Unparteilichkeit, die er, trotz des lebhafteſten Mitgefühls für den Kaiſer, überall bewahrt, gibt ihm, den meiſten andern Quellen gegenüber, einen großen Vorzug.

Die Nachfolger Karls des Großen (814—843) und die Theilung von Verdun (843) *).

Der Gang der Weltregierung ist nicht immer der, welcher dem Menschen der weiseste scheinen würde. So wie durch Alexanders und Cäsars plötzlichen Tod alle Arbeiten dieser großen Männer vergeblich gethan schienen, so löste sich auch nach Karls des Großen Tode die schöne Ordnung, die dieser kräftige Herrschergeist hervorgebracht, in die traurigste Verwirrung auf. Der Erbe, Ludwig I., der den Beinamen des Frommen führt, war in der That ein frommer, ein milder und gütiger Mann, aber ein König war er nicht. Seine ängstlichen, unsichern Befehle zogen ihm in Kurzem alle Achtung, und die von seinem Vater so kräftig unterdrückten Großen wuchsen ihm unaufhaltsam über den Kopf. Am gehorsamsten zeigte sich gegen ihn noch der Papst Stephan IV. Als dieser 816 den päpstlichen Stuhl bestieg, ließ er nicht nur das Volk zu Rom dem Kaiser den Eid der Treue schwören, sondern schickte auch Gesandte nach Deutschland, die seine Erwählung und Ordination Ludwigen anzeigen mußten. Ja er unternahm bald darauf persönlich eine Reise zu ihm, und brachte große Geschenke mit, unter andern eine kostbare Krone, die er ihm am vierten Tage nach seiner Ankunft in der Kathedrale zu Rheims mitten unter dem Gottesdienst feierlich aufsetzte. Bei der ersten Begrüßung hatte sich der fromme Ludwig vor dem Papste dreimal der Länge nach auf die Erde geworfen.

Um sich die Regentensorgen, denen er sich nicht gewachsen fühlte, zu erleichtern, vergleicht er schon im vierten Jahre seiner Regierung darauf, sein großes Reich unter seine drei Söhne zu theilen. Pipin und Ludwig erhielten, zur abgesonderten Verwaltung, die Grenzprovinzen Aquitanien und Baiern, Lothar das Uebrige nebst der Kaiserwürde. Nach dreitägigem Fasten und Gebet that er diesen seinen Entschluß den versammelten Großen 817 auf einem Reichstage zu Aachen kund, und ließ sich von ihnen schwören, daß sie über den Vertrag halten wollten.

Diese Theilung, die jedoch erst nach seinem Tode ganz vollzogen werden sollte, brachte großes Elend über ihn und das Reich. Zuerst empörte sich seines Bruders Sohn, Bernhard, der seinem Vater Pipin als König von Italien gefolgt war, und machte Anspruch auf die Kaiser-

*) Vergl. S. Fr. Becker's Weltgeschichte. 3. Ausg. Berlin 1823. Th. VI. S. 192—209.

wurde. Die Reichsversammlung verurtheilte ihn zwar mit allen seinen Anhängern zum Tode, welches menschliche Urtheil der fromme Ludwig in das unmenschliche der Blendung verwandelte, woran der Unglückliche einige Tage nachher starb; allein die Zucht hatte den schwachen Mann seinerseits so übernommen, daß er nun auch alle seine unschuldigen Stiefbrüder und Schwestern ins Kloster stecken ließ, und zur Besänftigung seines klopfenden Gewissens ganze Tage mit Beten zubrachte, und über Verbesserungen im geistlichen Fache brütete, wofür ihm gerade die Geistlichen am wenigsten Dank wußten, zumal da er ihnen kostbare Kleider, Wehrgehänge, Pelze und Perlen zu tragen untersagte.

Wer das Vertrauen zu sich selbst verlieren, fällt leicht aus einer Thorheit in die andere. Ludwig hatte sogar 822 die Schwäche, in einem Edicte öffentlich zu gestehen, daß er ein großer Sünder sei, und durch Trägheit und Unentschlossenheit Vieles schlimm gemacht habe. So brachte er sich noch um den letzten Rest von Achtung, und machte das schon mißmuthige Volk noch verdrießlicher. Die Geistlichen aber fanden unter einem solchen Schwächling die beste Gelegenheit, ihre Macht immer weiter auszudehnen. Der berühmte Abt Wala sagte öffentlich, die Ursache aller Zerrüttung sei, daß Ludwig um das Geistliche, die Bischöfe um das Weltliche sich zu viel bekümmerten.

Ein neues Unheil ging daraus hervor, daß dieser unbedachtsame Mann sich entschloß, noch einmal zu heirathen. Dadurch nämlich erhielt er noch einen vierten Sohn (nachher Karl der Kahle genannt), um dessentwillen er die vorher so hart beschworne Theilung wieder zu ändern suchte. Die Söhne wurden darüber unvergnügt, viele Große schlugen sich zu ihnen, und als Ludwig 830 einen Zug gegen die Britannier unternahm, ward er auf einmal von dem Heere verlassen, und von seinen Söhnen gefangen genommen. Auf einem Reichstage zu Nimwegen sollte über sein Schicksal entschieden werden. Der rechtliche Sinn der Deutschen und die Uneinigkeit der drei Brüder unter sich selbst retteten ihn noch diesmal vom Kloster, und die wenigen Söhne baten ihn kindlich um Verzeihung.

Allein die Rührung dauerte nicht lange. Sobald Ludwig wieder mit der neuen Theilung herauskam, fingen auch die Söhne wieder auf. Um diesen ewigen Unruhen ein Ende zu machen, beschlossen sie diesmal ernstlich, den Vater abzuthun. Sie überraschten ihn mit einem starken Heere, nahmen ihn abermals gefangen, beschworen die erste Theilung unter sich, und hierauf ging Pipin nach Aquitanien, Ludwig nach Baiern zurück, Lothar aber blieb mit dem gefangenen Vater in Soissons, und

umringte ihn mit Mönchen, die ihn zum Klosterleben bewegen sollten (833). Diese führten ihn in die Kirche des Klosters St. Medardus, streckten ihn auf einen Trauerbett hin, und gaben ihm einen Zettel in die Hand, auf welchem ein langes Verzeichniß aller seiner Sünden geschrieben war. Die Absicht dieser unwürdigen Behandlung war, ihn in der Meinung des Volks herabzusetzen, und einem alten Gesetz zufolge als Einen, der öffentliche Kirchenbuße gethan, der Waffenführung unfähig zu machen.

Aber diese Absicht ward nicht erreicht. Das Mitleid des Volks erwachte wieder, und Lothars Anmaßungen reizten die Eifersucht der Brüder. Sie zogen nun gegen Lothar zu Felde; er fühlte sich zu schwach, gab den Vater wieder frei, bat um Gnade, und erhielt sie unter dem Versprechen, sein Land (Italien) ohne des Vaters Erlaubniß nie wieder zu verlassen.

Kaum waren diese Händel ausgeglichen, so nahm auch der alte schwache Kaiser den Entwurf der neuen Reichstheilung wieder vor. Der junge Karl war zum König von Neustrien gemacht (837). Neue Mißhelligkeiten entstanden hierauf zwischen dem Kaiser und Ludwig von Baiern. Unterdessen starb Pipin (838). Der Kaiser sann nun darauf, lieber den einen Sohn, Lothar, zu gewinnen, damit der andere, Ludwig, der Uebermacht weichen müßte. Er entwarf daher einen neuen Plan, ungerecht gegen den ungerechtesten von allen: Ludwig sollte nämlich nichts als Baiern behalten, die nachgelassenen Söhne Pipins sollten ganz übergangen werden, und Lothar und Karl der Rest sich in alles übrige theilen.

Darüber wurden zuerst die wackern Aquitanier im Namen der Prinzen Pipins auf. Mit ihnen verband sich Ludwig von Baiern, der sich mit Recht beleidigt, daß er, der es bisher mit seinem Vater am treusten gemeint, am schlechtesten belohnt werden sollte. Er nahm Schwaben in Besitz, und überzog den alten betrübten Vater mit Krieg (839). Der Gram darüber entrückte den armen Mann. In eben diesem Kriege gegen seinen Sohn fand er, in einem Feldlager bei Mainz (840), nachdem er auf Zureden seines natürlichen Bruders Drogo eine feierliche Verzeihung über seinen Sohn Ludwig ausgesprochen hatte.

Lothar war nun Kaiser, Herr von Italien und Prätendent eines Theils von Ost- und Westfranken, welchen auszumitteln er den kürzeren Weg, die Waffen ergriff. Ludwig und Karl verbanden sich demnach gegen ihn, und lieferten ihm 841 bei Fontenai, unweit Auxerre, eine blutige Schlacht. Lange schwankte der Sieg; endlich floh Lothar

mit den Seinen. Aber anſtatt ihren Sieg zu benutzen, und den Lothar raſch zu verfolgen, brachten ſie drei Tage ruhend mit Faſten und Gebet zu; zur Dankſagung gegen Gott für den ihnen geſchenkten Sieg, fragten die Biſchöfe, ob ſie auch an dem Bruderkriege keine Sünde thäten, und ließen darüber den Lothar entrinnen.

Die Folge davon war, daß ſie im nächſten Jahre noch einmal gegen ihn zu Felde ziehen mußten. Sie verbanden ſich deshalb zu Straßburg, wo ihre beiderſeitigen Heere 842 zuſammenſtießen, durch einen feierlichen Eidſchwur, einander treulich gegen Lothar beizuſtehen. Die Formel dieſes Schwurs iſt uns noch aufbehalten, und wird oft als eine Probe der beiden ſchon damals ſehr von einander abweichenden Sprachen, oſt- und weſtfränkiſch (deutſch und franzöſiſch), angeführt. Ludwig der Deutſche ſchwur in dem ſich damals bildenden Franzöſiſch, damit Karls Heer ihn verſtehen konnte, folgendermaßen mit lauter Stimme:

Pro Deo amur et pro Christian poblo et nostro commun salvament, dist di in avant, in quant Deus savir et podir me dunat, si salvarai eo cist meon fradre Karlo et in adjudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist. Ino quid il mi altresi fazet, et ab Ludher nul plaid nunquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit.

Dagegen wandte ſich Karl der Kahle mit demſelben Schwure folgendermaßen zu Ludwigs deutſchem Volke:

In Godes minna, ind in thes Christianes folches ind unser beddero gehaltnissi, fon thesemo dage frawordes, so fram so mir god gewizzi indi maht furgibit, so halt ih thesan minan bruodher Loudwig, soso man mit rehtu sinan bruodher scal, inthiu thaz er mih so sama duo, indi mit Ludheren in nohheiniu thing ne gegangu, the minan willon imo ce scadhen werdhen.

Beides heißt:

Aus Liebe gegen Gott und wegen des chriſtlichen Volks und unſrer beiderſeitigen Erhaltung, von dieſem Tage an und fernerhin, ſo lange mir Gott Wiſſen und Vermögen verleiht, ſo halte ich aufrecht dieſen meinen Bruder (und will ihm zu Hülfe ſein in jeder Sache) ſo wie ein Menſch mit Recht ſeinem Bruder (helfen) ſoll, und damit er mir eben ſo thue, und mit Lothar will ich keinen Vergleich eingehen, der mit meinem Willen ihm, meinem Bruder, zum Schaden wäre.

Auch die beiden Heere mußten ſchwören, daß ſie auf die Haltung dieſes Bündniſſes ſehen wollten. Dann rückten ſie gegen Aachen an,

wo Lothar ſtand, und dieſer floh wieder neben ihnen weg nach Lyon. Die Brüder entſchloſſen ſich demnach in Gottes Namen zur Theilung ohne Lothar. Da ſchickte dieſer Geſandte mit Freundſchaftserbietungen und Theilungsvorſchlägen, und die Nachgiebigen bewilligten ihm Alles. Dadurch kühner gemacht, und weil er jetzt auch wieder über ein Heer gebieten konnte, verlangte Lothar jetzt mehr als vorher, weswegen ſich die Unterhandlungen wieder in die Länge zogen, und bis zum folgenden Jahre hinausgeſchoben wurden.

Endlich kam der Friede zu Stande, und das Reich wird in drei Stücke zertheilt. Das iſt die berühmte Theilung von Verdun, durch welche Frankreich und Deutſchland bis auf unſere Zeiten von einander geblieben ſind. Deutſchland bekam Ludwig (der Deutſche) bis an den Rhein und jenſeits deſſelben noch die Städte Mainz, Speier und Worms mit ihrem Gebiete; Weſtfrankreich (ſpäter blieb dieſem Lande allein der Name Frankreich) Karl II. (der Kahle); endlich Lothar nahm die Kaiſerwürde, Italien und alles Land zwiſchen Frankreich und Deutſchland, von der Nordſee an den Rhein hinauf, und dann wieder die Rhone hinunter bis zum Mittelmeere. Lothars Haus regierte nicht lange. Er ſelbſt ging 855 ins Kloſter Prüm. Sein älteſter Sohn Ludwig II. erhielt nun Italien nebſt der Kaiſerwürde, der zweite, Lothar II., die Länder am linken Rheinufer, die nach ihm Lotharingien (Lothringen) genannt wurden; der dritte, Karl, wurde König der Provence, worunter damals ein größeres weiter nach Norden laufendes Gebiet begriffen ward. Von dieſen drei Brüdern ſtarb Karl zuerſt kinderlos; die beiden andern theilten ſein Erbe; aber wenige Jahre darauf (869) ſtarb auch Lothar II., und nun theilten ſich, den Kaiſer Ludwig übergehend, Karl der Kahle und Ludwig der Deutſche in Lothringen; damals ward die Maas die Grenze beider Reiche. Als auch Ludwig II. 875 ohne männliche Nachkommenſchaft ſtarb, erhaſchte Karl der Kahle die Kaiſerwürde.

Jetzt ſtehen wir alſo an dem Scheidewege, wo die deutſche Geſchichte ſich von der franzöſiſchen trennt.

Die Schlacht bei Andernach *).

876.

Als Karl (Kaiser Karl II., Karl der Kahle) Ludwigs (Ludwig, König von Deutschland, Karls Halbbruder) Tod erfuhr, da erfaßte ihn Begier, und er überzog sein Reich mit Krieg, und suchte es seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen. Er glaubte, wie die Sage ging, nicht nur den Antheil des lotharingischen Reichs, den Ludwig besessen und seinen Erben hinterlassen hatte, mit Gewalt einnehmen zu können, sondern suchte auch alle Städte vom Reiche Ludwigs, die am linken Ufer des Rheins gelegen waren, als da sind: Mainz, Worms, Speyer, einzunehmen und seines Bruders Söhne mit Gewalt so niederzuhalten, daß keiner Widerstand oder Einsprüche wagte. Zuerst also zog er nach der Königsburg Aachen, und von hier weiter fort, bis er in Köln mit seiner ganzen Heerschaar Halt machte. Auch sandte er Leute an die Vornehmsten aus der Umgebung Ludwigs, um sie zu bewegen, ihren rechten Herrn zu verlassen und zu ihm zu kommen, in welchem Falle er ihnen große Lehen und Geschenke versprach, außerdem drohte er mit Einziehung ihrer Güter oder Verbannung. Ihm zog Ludwig, der in jenen Landstrichen sein Erbtheil hatte, mit geringem Gefolge entgegen, und schlug sein Lager auf der Ostseite des Rheines auf in Erwartung baldiger Unterstützung von Seiten seiner Getreuen. Inzwischen schickte er Unterhändler an Karl, und ließ ihm sagen: „Warum hast Du Dich zum Kriege gegen mich erhoben? Es ist ja dem Volke des alten Bundes nur unter der Bedingung Krieg mit fremden Nationen erlaubt, wenn diese die Friedensvorschläge verschmäht haben. Kehre doch friedlich in Dein Reich zurück, und begnüge Dich mit Deinem Ruhme, und höre auf, das Reich, welches uns unser Erzeuger kraft des Erbrechts hinterlassen, nach Räubers Art zu begehren und die Bande der Verwandtschaft, welche die Natur zwischen uns befestigt hat, durch solche Bestrebungen zu verletzen. Gedenke auch des Eidschwurs, den Du meinem Vater nicht nur ein- und zweimal geleistet hast, und beherzige zugleich die Gefahr des Christenvolkes, wenn Du in dieser Herzenshärtigkeit beharren solltest. Wohlan, vielleicht baust Du auf die Masse Deiner Streiter, die Du von allerorten hergeführt hast, und deshalb ist Dir's eine Lust Krieg zu führen. Aber warum bedenkst Du nicht, daß es bei Gott nicht unmöglich ist, Befreiung

*) Aus den Annalen von Fulda eigens für dieses Werk bearbeitet v. Dr. Heinr. Rückert.

durch Viele und durch Wenige zu senden? Zügele darum diese Gelüste Deines Herzens; denn bedenke, daß Du etwas unternimmst, dessen Ausgang Du gar nicht voraussehen kannst." — Aber trotz aller dieser und ähnlicher vernünftiger Vorstellungen blieb er hartnäckig auf seinem Entschlusse, da ihn die Habsucht fortwährend stachelte. Ludwig verließ darauf in der Stille der Nacht sein Lager, setzte über den Rhein, und warf sich mit seinem Heere in die Burg Andernach. Sein Heer zerstreuete sich fast ganz nach allen Richtungen hin, um Futter für die Rosse zu holen; er aber sandte noch einmal an Karl, um den Frieden zwischen ihnen zu Stande zu bringen. Karl stellte sich friedfertig, während er Trug im Herzen hegte, und versprach in den Frieden aus Rücksicht für das Gemeinwohl einzuwilligen und in Unterhandlungen mit Ludwig treten zu wollen, was eine arge Hinterlist war. Denn in derselben Nacht brach er mit seinem ganzen Heere in Eilmärschen auf, um die Andern erst zu vernichten, dann Ludwig in seine Gewalt zu bekommen, ihn des Augenlichtes zu berauben und zuletzt sein Reich, ohne Widerstand zu finden, in Besitz zu nehmen. Doch Willibertus, der Erzbischof der Stadt Köln, merkte Karls hinterlistige Anschläge, setzte ihn, während Andere ängstlich zögerten, muthig darüber zur Rede, und verlangte ernstlich von ihm, er solle sein barbarisches und grausames Verfahren gegen seinen Neffen, der sich stets friedfertig erwiesen, sein lassen; aber er war nicht im Stande, ihn von seinem bösen Vorsatze abzubringen, und darum schickte er einen Priester aus seiner Umgebung, Hartwig genannt, auf einem nähern Wege an Ludwig, um diesen auf den hinterlistigen Angriff, der von Seiten Karls stattfinden würde, vorzubereiten. Sogleich schnallte Ludwig seinen Panzer um, und zog in vollem Vertrauen auf den Herrn mit den wenigen Leuten, die er bei sich hatte — die Zerstreuten konnte er natürlich nicht mehr sammeln — muthig ihm entgegen, und hieß allen den Seinigen weiße Gewänder zum Zeichen, daß sie zusammengehörten, anziehen. Die Sachsen, die in erster Schlachtlinie standen, eröffneten den Kampf; aber vor der Uebermacht der Gegner geriethen sie etwas in Verwirrung, und wankten einen Augenblick. Die Ostfranken aber, die auf beiden Flügeln standen, kämpften tapfer, tödteten Karls Bannerträger, und trieben die Andern in die Flucht. Auf der Verfolgung brachte ihnen Ludwig eine nicht geringe Niederlage bei; sehr viele von den vornehmsten Herren aus Karls Heer geriethen in seine Gewalt, und wie er immer menschlich war, so that er auch ihnen nichts zu Leide. Karl seinerseits floh mit Hinterlassung der Schätze, die er mit sich führte, beinahe ganz ausgezogen,

auf die schmählichste Weise in geringer Begleitung. Ludwigs Heer machte bei seiner Rückkehr auf die Wahlstatt eine unsägliche Beute an Gold, Silber, Kleidern, Waffen, Panzern, Pferden und den verschiedensten Geräthschaften. — In dieser Schlacht gegen Karl hatte Ludwig offenbar Beistand von oben; denn die Gefangenen sagten gewöhnlich aus, als Ludwig erschienen, habe sich ein solches Entsetzen des ganzen Heeres bemächtigt, daß sie noch vor Beginn der Schlacht sich für geschlagen hielten; und was noch mehr zu bewundern ist, sie stießen und zerfleischten die Weichen der Rosse, auf denen sie saßen, mit ihren Sporen; aber die blieben unbeweglich wie Klötze stehen. Auch schlugen sie tüchtig mit ihren Waffen zu, aber doch hatten sie nur Wenige verwundet; und ihre Klingen schädigten Niemand sehr, gerade als wenn sie stumpf gemacht worden wären. Das geschah am 9. October gegen diesen Sanherib unserer Zeit, der nun, während er früher in seinem Hochmuthe Gott nicht hat erkennen wollen, wo er besiegt und bestürzt ist, einsehen mag, daß nicht in den Heeresmassen der Sieg liegt, sondern daß die Tapferkeit vom Himmel kommt, und möge er endlich einmal seiner Habsucht und seinem Hochmuth Schranken setzen. — Ludwig zog nach der Flucht Karls auf Aachen, brachte dort Alles in Ordnung, und kehrte triumphirend nach Frankfurt zurück. Aber im folgenden Monate kamen Karlmann, Ludwig und Karl, König Ludwigs Söhne, im Ries zusammen, theilten das Reich ihres Vaters unter sich, und schworen sich gegenseitig Treue zu. —

Anmerkung. Der Verfasser dieser Annalen ist unbekannt; jedenfalls ist er ein Mönch von Fulda, und seine Arbeit die wichtigste Quelle der deutschen Geschichte in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts. —

Chronologischer Leitfaden

von 876—933 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.	
876—899	Arnulf.
888	Entstehung des hochburgundischen Reiches.
891	Schlacht bei Löwen. — Deutsche und Normänner.
896	Die Deutschen erobern Rom.
899—911	Ludwig das Kind.
900	Gründung des böhmischen Reiches.
911	Ende des Karolingischen Hauses in Deutschland: letzteres wird Wahlreich.
912—918	Konrad I. von Franken, Kaiser.
918	Ritterliche Uebungen.

J. n. Chr. G.

919—936 Heinrich I. der Finkler, Herzog von Sachſen, deutſcher König, unterwirft die Sorben.

929 Heinrich I. ſetzt einen Markgrafen gegen die Wenden in das neuerbaute Meißen.

930 Markgrafſchaft Nordſachſen.

931 Markgrafſchaft Schleswig gegen die Normänner.

Heinrichs I. Maßregeln gegen die Ungarneinfälle. Schlacht bei Merſeburg*).

933.

Als Heinrich Friede für neun Jahre von den Ungarn erlangt hatte, gab er ſich die größte Mühe (die zu beſchreiben unſere Kräfte überſteigt, während wir das doch nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen dürfen), um auf die allerklügſte Weiſe ſein Heimathland zu ſichern, und in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen, und die fremden angrenzenden Nationen zu unterwerfen. Zuerſt las er aus den heerbannpflichtigen Landbewohnern immer den neunten Mann aus, und ſiedelte dieſe in feſten Plätzen an, wo ſie ihren acht Genoſſen Wohnungen bauen, und den dritten Theil aller geernteten Feldfrüchte in Empfang nehmen und aufbewahren mußten; dafür ſollten die acht andern ſäen und ernten, und die Ernte dem neunten einheimſen, und in die Speicher bringen. Die größern und kleinern Verſammlungen und die Feſtgelage hieß er in dieſen feſten Plätzen anſtellen, und ſie dachten Tag und Nacht auf die Erbauung ſolcher, um im Frieden das zu lernen, was ſie in der Noth gegen den Feind zu thun hatten. Außer dieſen neuen Stadtanlagen gab es keine oder nur ſchlechte Befeſtigungen. So übte und gewöhnte er die Bewohner derſelben, und dann fiel er plötzlich auf die Slaven, die den Namen Heveller führen, ſetzte ihnen durch fortwährende Treffen zu, ſchlug im härteſten Winter ſein Lager auf dem Eiſe auf, und eroberte ſo den feſten Ort Brenneburg genannt durch Hunger, das Schwert und die Kälte. Mit der Stadt kam das ganze Land in ſeine Gewalt, und darauf zog er weiter gegen Delemantia, wogegen er ſchon von ſeines Vaters Zeiten her Krieg zu führen hatte, berannte ihre Burg Jahna, und eroberte ſie auch am zwanzigſten Tage. Die Beute der Stadt überließ er ſeinen Soldaten; was erwachſen war, wurde niedergemacht, Knaben und Mäd-

*) Aus Widukinds Geſchichten der Sachſen. B. I. Kap. 31. 32. Eigens für dieſes Werk bearbeitet von Dr. Heinr. Rückert.

chen in die Knechtſchaft geführt. Dann zog er auf Prag, den Hauptort der Böhmen, und empfing die Huldigung ihres Herrſchers, von dem ſo manches Wunderbare erzählt wird, was wir lieber mit Stillſchweigen übergehen wollen, da wir es nicht gut für wahr halten können (Er meint St. Wenceslav). Er war ein Bruder Boleslavs, und ſo lange er lebte, blieb er dem Könige treu und freundlich geſinnt. Nachdem er ſo den Herrſcher Böhmens tributpflichtig gemacht hatte, kehrte er wieder nach Sachſen zurück.

Als aber der König ſich überzeugte, daß ſeine Reiterei nunmehr kriegsgewohnt genug ſei, beſchloß er den Kampf gegen die alten Feinde, die Ungarn, zu beginnen. Er berief das ganze Volk zuſammen, und redete es folgendermaßen an: „Ihr wißt ſelber recht gut, wie Euer Reich, das nach allen Seiten hin im Gedränge war, jetzt von großen Gefahren befreit iſt; denn Ihr habt ſelbſt Jammer genug von Bürgerkriegen und auswärtigen Feinden erduldet. Jetzt iſt es, Dank dem Segen Gottes, durch meine Arbeit und Eure Kraft zu Friede und Einheit gekommen, und die Barbaren ſind beſiegt und der Knechtſchaft unterworfen. Nun iſt noch übrig gegen den gemeinſamen Feind, die Avaren (Ungarn), mit gemeinſamer Kraft ſich zu erheben. Bis zu dieſem Augenblicke habe ich Euch, Eure Söhne und Töchter ausgeplündert, um ihren Schatz zu füllen, nun thut es Noth, die Kirchen und die Diener der Kirchen auszuplündern; denn außer dem nackten Leben iſt uns nichts von Schätzen mehr übrig. Sorgt darum für Euch ſelbſt, und wählt, was in dieſer Angelegenheit zu thun iſt. Soll ich die Schätze, die für den Gottesdienſt beſtimmt und geweiht ſind, angreifen und zu unſerer Löſung den Feinden Gottes geben? Oder ſoll ich lieber dem Gottesdienſt noch Schätze dazu geben, damit wir durch ihn losgekauft werden, der in der That unſer Schöpfer und Erlöſer iſt?“ Darauf erhob das Volk ſeine Stimme gen Himmel und rief, der lebendige und wahre Gott ſolle es loskaufen, der treu und gerecht in allen ſeinen Wegen ſei und heilig in ſeinem Thun. Auch verſprach es dem König ſeine Hülfe gegen den gewaltigen Feind, und bekräftigte das durch Erhebung der Rechte gen Himmel. Als das beſchloſſen war, entließ der König die Volksmenge. Darauf kamen Geſandte der Ungarn zum König, und forderten die gewohnten Geſchenke; der aber ſchickte ſie unverrichteter Dinge mit bangen Winken fort in ihre Heimath. Als das die Avaren vernahmen, zogen ſie unverzüglich mit einem gewaltigen Heere feindlich auf Sachſen zu. Und unterwegs in Delemantia forderten ſie von dieſen ihren alten Freunden Hülfe. Die aber wußten, daß

sie nach Sachsen zögen, und daß die Sachsen zum Kampfe gerüstet seine, und warfen ihnen statt des Geschenkes einen wohlgenährten Hund hin. Und da sie keine Zeit hatten, um Rache zu nehmen, so wurden sie noch weithin vom Spott und Hohngelächter ihrer Freunde verfolgt. So überschritten sie so schnell wie möglich die thüringische Grenze, und durchstreiften plündernd diese ganze Landschaft. Dann theilten sie ihre Schaaren; die Einen zogen nach Westen, indem sie von Westen und Süden her sich einen Weg nach Sachsen zu bahnen suchten. Aber die Sachsen vereinten sich mit den Thüringern, lieferten ihnen eine Schlacht, in der die Anführer der Ungarn fielen; die Uebrigen zwangen sie, sich in Flucht über das ganze Land zu zerstreuen. Einige von ihnen kamen durch Hunger um, andere durch die Kälte, noch andere wurden niedergemacht oder gefangen, und Alle kamen, wie sie es werth waren, auf eine elende Weise um. Der östliche Heerestheil aber hörte, daß eine Halbschwester des Königs, die an Wido, einen Thüringer, verheirathet war, einen benachbarten Ort bewohne und reich an Gold und Silber sei. Darauf hin begannen sie den Flecken mit solcher Gewalt zu berennen, daß sie ihn ohne Zweifel eingenommen hätten, wenn sie nicht die Dunkelheit der Nacht verwirrt hätte. Während der Nacht hörten sie von dem Unfalle ihrer Genossen und dem Heranzuge des Königs sammt einem starken Heere — der König lagerte nämlich bei dem Orte Ried. — Da ergriff sie Schrecken; sie verließen ihr Lager, und sammelten nach ihrer Gewohnheit ihre Schaaren durch Rauch und Feuerzeichen. Der König führte darauf am folgenden Tage sein Heer heran, ermahnte es, seine Hoffnung auf Gottes Gnade zu setzen und sicher zu sein, daß ihnen heute so wenig wie sonst die göttliche Hülfe fehlen werde: die Ungarn seien der Nationalfeind, sie sollten allein an die Rettung des Vaterlandes und der Ihrigen denken; die Feinde würden schnell den Rücken wenden, wenn sie nur muthig im Kampfe ausharren wollten. Auf diese Art ermuthigte er die Herzen seiner Krieger, die stets auf ihren Führer, der überall, vorn — hinten — in der Mitte gegenwärtig war, und nebenher der Engel — das ist der Name und das Bild, welches die Hauptfahne führt — das gab ihnen Muth und Standhaftigkeit. Der König befürchtete, was auch in der That sich ereignete, der Feind möchte beim Anblick der schlachtgerüsteten Soldaten sogleich die Flucht ergreifen, und sandte deshalb eine Schaar Thüringer mit wenigen Schwerbewaffneten, damit sie diese Widerstandslosen angriffen und verfolgten, und so bis zum Heere selbst herangelockt würden. So geschah es denn auch; aber trotz dem flohen sie, sobald sie das schlachtfertige Heer sahen, und auf

der Verfolgung, die über vier Stunden dauerte, wurden nur Wenige niedergemacht oder gefangen. Aber das Lager wurde erobert und alle Gefangenen in Freiheit gesetzt. Der König brachte nach seiner Rückkehr, wie sich's ziemte, Gott auf alle Weise seinen Dank dar, und wandte den Tribut, den er den Feinden zu geben gewohnt war, nun für den Gottesdienst und die Unterstützung der Armen an. —

Otto's Königsweihe und Krönung zu Achen*).

936.

Als auf diese Weise der Vater des Vaterlandes, der größte und beste der Könige, Heinrich, gestorben war, setzte das ganze Volk der Franken und Sachsen den schon lange von seinem Vater zum Nachfolger erkorenen Sohn Otto zu seinem König ein, und bestimmte für diesen Vorgang die Königspfalz zu Achen. Der Ort liegt ganz in der Nähe von Jülich, das von seinem Gründer C. Julius Cäsar den Namen hat. Als die Versammlung den Anfang nahm, da vereinten sich die Herzöge und vornehmsten Grafen sammt den ausgezeichnetsten Rittern in den Hallen der Basilica Karls des Großen, setzten den neuen Herrscher auf den Thron, der dort errichtet war, und gaben ihm unter Handschlag das Gelöbniß der Treue und des Beistandes gegen alle Feinde, und so ward er nach dem Herkommen König. Während die Herzöge und sonstigen Beamten dies vornahmen, erwartete der Erzbischof sammt dem Klerus und dem Volke unten in der Basilica den Einzug des neuen Königs. Als er heran kam, trat der Bischof ihm entgegen, und berührte mit seiner linken Hand des Königs Rechte, während seine Rechte den Krummstab hielt; dabei war er in vollem Ornate, mit Stola und Inful bekleidet. Dann ging er bis in die Mitte der Kirche, und zum Volke gewendet, das herumstand — es sind nämlich oben und unten in dieser rundgebauten Basilica Gänge angebracht — wo ihn das ganze Volk sehen konnte, sprach er: Hier bringe ich Euch Otto, von Gott erkiest, von dem König Heinrich unserm Herrn weiland bezeichnet, jetzt von den Fürsten allen zum König erhoben; gefällt Euch diese Wahl, so hebet die Rechte empor zum Himmel. Darauf hin erhob alles Volk die Rechte hoch in die Höhe, und flehte mit lautem Rufe um Heil und

*) Aus Widukinds Geschichten der Sachsen. B. II. Kap. 1. 2. Eigens für dieses Werk bearbeitet von Dr. Heinr. Rückert.

Segen für den neuen Herrscher. Dann schritt der Bischof mit dem König, der nach fränkischer Sitte mit einem knapp anschließenden Gewande bekleidet war, hinter den Altar, auf dem die königlichen Insignien lagen, das Schwert sammt dem Wehrgehänge, der Mantel sammt den Armringen, der Stab sammt Scepter und Krone. Zu der Zeit war der Erzbischof ein Franke von Geburt, von Stand ein Mönch, Hildibrecht mit Namen, erzogen und gebildet in Kloster Fuld, und durch sein Verdienst so ausgezeichnet, daß er der Vorsteher und Vater des Ortes wurde; dann stieg er noch bis zur Höhe des erzbischöflichen Stuhles zu Mainz. Das war ein Mann von wunderbarer Heiligkeit des Wandels und neben seinen natürlichen Gaben ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit. Er soll unter andern Gnadengaben auch den Geist der Weissagung empfangen haben. Und da es sich fragte, wer von den beiden Bischöfen, der Trierer oder der Kölner — jener, weil seine Kirche älter und wohl gar schon von dem Apostel Petrus gegründet war, dieser, weil die Stadt zu seiner Diöcese gehörte — die Weihe des Königs vollziehen solle, so traten Beide ihre Ansprüche dem Hildibrecht ab, dessen hohe Würde und Milde der Gesinnung von Allen gekannt war. Der trat also zum Altare heran, nahm von ihm das Schwert sammt dem Wehrgehänge, wandte sich dann zum König und sprach: „Nimm dies Schwert, und verjage damit alle Feinde Christi, alle Barbaren und schlechte Christen; es ist Dir von Gott anbefohlen mit der Herrschaft über das ganze Reich der Franken; brauche es zur Wahrung des Friedens unter aller Christenheit." Darauf nahm er die Armspangen und den Königsmantel, und bekleidete ihn damit unter den Worten: „Gedenke bei dieser bis zur Erde reichenden Schleppe, voll Glaubenseifer zu sein und in dem Schutze des Rechts und des Friedens bis ans Ende auszuharren." Dann ergriff er Scepter und Stab. „Durch diese Zeichen," sprach er, „laß Dich erinnern, die Unterthanen mit väterlicher Strenge in Ordnung zu halten, und vor Allen den Knechten Gottes, den Wittwen und Waisen Deine Hände barmherzig aufzuthun; möge niemals Deinem Haupte das Oel der Barmherzigkeit fehlen, damit Du jetzt und dereinst die Krone des ewigen Lebens erhältst." Darauf salbte er ihn mit dem heiligen Oel, und es setzten ihm die beiden Erzbischöfe Hildibrecht und Wicfrid (von Köln) die goldne Krone auf. So war die Weihe in der rechten Form vollzogen, und es geleiteten ihn die beiden Bischöfe zu dem Throne, zu dem man durch gewundene Stufen hinaufsteigen mußte. Dieser Thron stand zwischen zwei Marmorsäulen von wunderbarer Schönheit, und man konnte von ihm aus Alle übersehen, wie auch er Allen sichtbar war.

Als man dann Gott den gebührenden Dank dargebracht hatte, und das Meßopfer auf die rechte Weise vorübergegangen war, zog der König hinab zur Pfalz, setzte sich an den Marmortisch, der königlich geschmückt war, und tafelte dort mit den Bischöfen und einer Menge anderer Leute; die Herzöge aber leisteten ihm dabei Dienste. Der Herzog der Lothringer, Giselbrecht, unter dessen Botmäßigkeit die Stadt sich befand, hatte zu der Zeit für alle nöthigen Anordnungen Sorge getragen; Eberhard sorgte für die Tafel, Hermann der Franke beaufsichtigte die Schenken, Arnulf hatte die Obhut des reisigen Zeuges und die Wahl der Lagerstätten zu treffen. — Zuletzt entließ der König alle seine Fürsten und das ganze Volk fröhlich und wohlgemuth, nachdem er Jeden mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit beschenkt hatte. —

Anmerkung. Widukind, ein Mönch des westphälischen Klosters Corbey, in der Mitte des 10. Jahrhunderts. Sein Werk: „Geschichten der Sachsen" reicht von der sagenhaften Urgeschichte dieses Volksstammes bis zum Tode Otto's I. und ist für Heinrichs I. und Otto's I. Geschichte ohne Zweifel die Hauptquelle. —

Chronologischer Leitfaden

von 936—1024 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.	
955	Otto I. schlägt die Ungarn auf dem Lechfelde.
962	Otto I. zu Rom zum römischen Kaiser gekrönt.
968	Silbergruben am Harze. Verfall der Zweikampfgesetze.
973	Otto I. stirbt. Otto II., sein Sohn, deutscher König.
978	Krieg des deutschen Reichs mit Frankreich: Otto II. vor Paris.
980	Frieden mit Frankreich. Lothringen deutsche Provinz.
982	Griechische Sitten in Deutschland.
983	Schlacht bei Basentello, Deutsche, Sarazenen und Griechen. — Otto II. stirbt. Otto III. König, noch minderjährig.
993	Kunstfleiß aufgemuntert.
994	Befestigung der Städte.
996	Otto III. in Rom, setzt den Papst ab, und läßt sich krönen.
997	Stephan gründet das ungarische Reich. — Gregor V. Papst.
1001	Frankfurt freie und Stadt.
1002	Otto III. stirbt. Heinrich II. König, der Heilige.
1003	Polens Unterwerfung.
1015	Der Bau des Münsters in Straßburg angefangen. — Clemens II. Papst, ein Sachse. — Bevormundung der Geistlichkeit.
1024	Heinrich II. stirbt. — Konrad II. der Salier deutscher König.

Konrads des Salliers Königswahl *).

1024.

Zwiſchen Mainz und Worms erſtreckt ſich eine weite Ebene, die zur Verſammlung der zahlreichſten Menſchenmenge vortrefflich ſich eignet; daneben liegen dort einige ſtille Inſeln, wo geheimere Verhandlungen ſich ſehr gut anſtellen laſſen. Doch will ich es den Geographen anheimgeben, ſich weitläufiger über den Namen und die Beſchaffenheit dieſer Gegend zu verbreiten, und gleich zu meiner eigentlichen Aufgabe übergehen. Dort alſo kamen alle Vornehmen des Reiches, ſo zu ſagen ſeine Kraft und ſein Herz, zuſammen, und lagerten ſich diesſeits und jenſeits des Rheinſtromes, der bekanntlich Gallien von Germanien ſcheidet. Von der germaniſchen Seite waren die Sachſen ſammt den anwohnenden Slaven, die Oſtfranken, die Noriker (Baiern) und Alemannen erſchienen.

Von der galliſchen Seite dagegen waren die jenſeitigen Franken, die Ripuarier, Lothringer verſammelt. Es handelte ſich um eine Sache von der allergrößten Bedeutung, um eine Königswahl, deren Ausgang Niemand vorherſehen konnte; Alle waren von Hoffnung und Befürchtung erfüllt; Jeder gab ſich die größte Mühe, die Stimmung ſeiner Verwandten, ſeiner nähern Freunde auszuforſchen. Denn es war deutlich, daß die Sache, wenn nicht die reiflichſte Erwägung gewiſſenhaft darüber entſchied, für den ganzen Reichskörper zum größten Verderben auszuſchlagen vermöge. So ward nun lange hin und her unterhandelt, wer regieren ſollte; der Eine war wegen vorgerückten Alters, der Andere, weil ſich ſeine Tüchtigkeit noch nicht genugſam erprobt hatte, der Dritte, weil man ſich vor ſeinem Hochmuthe ſcheute, nicht paſſend gefunden worden, bis ſich die Wahl auf immer engere Kreiſe beſchränkte, aus denen endlich zwei Männer herausgenommen wurden, die nach reiflichſter Ueberlegung den Forderungen, die man zu machen befugt war, in der That entſprachen. Beide führten den Namen Konrad, und man unterſchied ſie durch die Bezeichnung Konrad der Aeltere, Konrad der Jüngere; Beide gehörten einem der edelſten oſtfränkiſchen Geſchlechter an, und waren Söhne von zwei Brüdern, Hetzel und Konrad, die wieder die Sprößlinge Otto's, Herzogs von

*) Aus Wipo's Leben Konrads des Salliers, eigens für dieſes Werk bearbeitet von Dr. Heinr. Rückert.

Franken geweſen, und noch zwei andere Brüder, Bruno und Wilhelm gehabt hatten. Bruno war unter dem Namen Gregor Papſt zu Rom, Wilhelm Biſchof der Straßburger Kirche geworden, für deren Wohlfahrt er ſehr Vieles geleiſtet hat.

Die genannten Konrade waren aber auch eben ſo wie von väterlicher Seite von der mütterlichen her aus einem hochberühmten Hauſe. Die Mutter Konrads des Jüngern hieß Mechtild, und war eine Tochter König Konrads von Burgund. Die Mutter des Aeltern, Adelberta, ſtammte aus einer ſehr vornehmen Lotharingiſchen Familie. Ihre Brüder waren die Grafen Gerhard und Adelbert, die im beſtändigen Kampfe mit Königen und Herzogen lagen, bis ſie ſich endlich ihrem Vetter, dem nachherigen König Konrad zu Liebe, zum Frieden mit genauer Noth bequemten. Ihre Stammältern ſollen nach der Sage von Troja gekommen und von dem heiligen Remigius getauft worden ſein.

Zwiſchen beiden Konraden, dem Aeltern und dem Jüngern, ſchwankte die Entſcheidung der andern adeligen Herren lange; zwar wünſchte man im Stillen ſehr eifrig den ältern Konrad, deſſen Tüchtigkeit und Rechtſchaffenheit Allen zuſagte; doch wollte man dem jüngern Konrad deſſen mächtiger, einflußreicher Stellung keine Urſache zur Uneinigkeit mit ſeinem Verwandten geben, und äußerte deshalb ſeine Anſichten nicht laut. Endlich aber geſchah es nach der glücklichen Fügung der göttlichen Vorſehung, daß ſie ſelber mit einander über dieſen Punkt zu Rathe gingen, und dahin überein kamen, es ſolle Jeder von ihnen beiden die durch die Mehrzahl der Verſammlung erfolgte Wahl des Andern gutheißen. Der ältere Konrad hatte ſeinem Vetter das in einer weitläufigen Rede auseinandergeſetzt, und dieſer darauf geantwortet, er ſtimme mit dem Vorgeſchlagenen vollkommen überein, und gelobe heilig und theuer Jenem, wenn ihm die Wahl treffen ſollte, als ſeinem lieben Vetter in allen Stücken den einem König ſchuldigen Gehorſam zu beweiſen. Noch hatte er dieſe Worte nicht vollendet, da fiel ihm Konrad der Aeltere vor den Augen der zahlreichen Verſammlung um den Hals und küßte ihn. Dieſer Kuß war das Zeichen, daß ſie ſich mit einander verſtändigt hatten. Nun nach dieſem Vorgange wurde, umgeben von einer ungeheuren Volksmenge, feierlicher Fürſtenrath gehalten, auf welchen der Vers paßt:

Tunc quod quisque diu celatum corde tegebat.
Ferre palam lectum gaudebat tempus adesse.

Der Erzbischof von Mainz, dem die erste Stimme zukam, gab sie auf Befragen mit vollem Herzen und frohem Munde dem ältern Konrad als seinem künftigen Herrn und König, Lenker und Schützer des Vaterlandes. Alle andern Erzbischöfe, Bischöfe und sonstige geistliche Herren folgten ohne eine Ausnahme seinem Vorgange. Da kam denn auch Konrad der Jüngere, nach einer kurzen Berathung mit den Lothringern, herbei, und nannte ihn freudigen Herzens seinen Herrn und König; der aber faßte seine Hand, und hieß ihn neben sich niedersetzen. Nun wurde derselbe Name unzählige Male von allen den Angehörigen der verschiedenen Glieder des Reichs wiederholt: lautes Jubelgeschrei ertönte von Seiten des Volkes; denn sie alle, wie die Fürsten, willigten einstimmig in die Wahl, Alle begehrten Konrad den Aeltern, und beharrten bei ihm, und wollten nichts von irgend einem andern Fürsten wissen; er allein schien ihnen der Königswürde werth zu sein, darum forderten sie aber auch, daß die Königsweihe so schnell wie möglich vollzogen werde. Da lieferte denn auch die Kaiserin Kunigundis, Heinrichs Wittwe, willig die Reichskleinodien aus, und that somit so viel, wie an ihr lag, zur Gültigkeit der Wahl. —

Von der Reise Konrads durch seine Lande*).

1025.

Der König versammelte ein seinem Range gemäßes Gefolge, und zog von Mainz (wo er geweiht worden) zuerst durch das Land der Ripuarier nach der Pfalz zu Achen, wo der Reichsthron steht, den Karl der Große und die andern Könige der Vorzeit errichtet haben, und welcher der Mittelpunkt des ganzen Reichs ist. Auf ihm sitzend ordnete er die Verhältnisse des Staates in öffentlicher, allgemeiner Versammlung, und entschied nach geistlichem und weltlichem Rechte. Sein Ruhm aber wuchs aus seiner Tüchtigkeit immer mehr; denn heute schon war der Friede im Reiche fester und glücklicher begründet als gestern, und seine wohlwollende Gesinnung machte ihn allgemein beliebt, sein königliches Gefolge allgemein geehrt. Zwar fehlte es ihm an Gelehrsamkeit; er verstand es aber doch, der ganzen Geistlichkeit im einsamen Zwiegespräche

*) Aus Wipo's Leben Konrads des Saliers, eigens für dieses Werk bearbeitet von Dr. Heinr. Rückert.

eben ſo gut wie vor Aller Ohren vortreffliche, verſtändige Lehren auf die freundlichſte, offenherzigſte Weiſe zu ertheilen. Den Ritterſtand aber verpflichtete er ſich dadurch zum größten Danke, daß er ihnen allen die väterlichen Lehen ließ. Seine Freigebigkeit, die ſie zu tapfern Thaten anſpornen mußte, machte, daß ſie ihn laut als den erſten Herrſcher in der ganzen Welt prieſen. In kurzer Zeit hatte er es dahin gebracht, daß Jedermann behauptete, ſeit Karls des Großen Zeiten habe kein ſolcher König mehr regiert. Daher entſtand denn auch das Sprüchwort: Zu Konrads Thron gehen dieſelben Stufen, wie zu dem Karls. —

Von Ripuarien zog der König weiter nach Sachſen, und beſtätigte dort nach dem Wunſche des Volkes ihr ſtrenges Geſetz durch ſeine ausdrückliche Erklärung für alle Zeiten. Darauf ließ er ſich von den benachbarten fremden Völkerſchaften (Slaven) den herkömmlichen Zins, ſo wie alles Andere, worauf der königliche Fiscus Anſpruch hat, entrichten. Von hier begab er ſich durch Baiern und Oſtfranken nach Alemannien. Ueberall aber befeſtigte er auf dem Zuge durch ſeine Lande Friede und Recht, kraft ſeiner königlichen Autorität. —

Anmerkung. Wigge war ein Geiſtlicher, Capellan Kaiſer Konrads und Heinrichs III., ſeines Sohnes und Nachfolgers, dem er auch dieſe Arbeit widmet hat. —

Chronologiſcher Leitfaden

von 1025—1073 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.

1027 Konrad II. wird in Rom gekrönt.
1037 Erbliche Lehngüter. Neues Lehnweſen.
1038 Gottesfrieden. — Gründung des Doms zu Speier. — Juden verbreiten ſich in Deutſchland. — Adelbert, Biſchof von Bremen. — Damaſus II. Papſt, ein Baier.
1039 Konrad II. ſtirbt. — Heinrich III. König.
1041 Böhmen dem deutſchen Reiche zinsbar.
1047 Ein wendiſches Reich in Deutſchland.
1056 Heinrich IV. deutſcher König, noch minderjährig.

Der Aufstand der Sachsen gegen Heinrich IV.*).

1073.

So schickten denn die Verschworenen, deren Verabredungen nun zu vollständiger Reife gediehen waren, gegen Anfang August Abgeordnete an den König, der sich damals gerade zu Goslar befand, und stellten die Forderung, den Feldzug gegen die Polen, der begonnen werden sollte, aufzugeben, weil sie sich ja Tag und Nacht fertig und gerüstet gegen ihre alten furchtbaren Feinde, die Lutticer, halten müßten, die, wenn sie sich nur einen Augenblick nicht beobachtet sähen, sogleich feindselig ihr Land überziehen, und Alles mit Feuer, und Schwert verwüsten würden; und kaum reiche ihre Kraft hin, um sich dieser Feinde zu erwehren, darum möchte es eine Thorheit zu nennen sein, fremde fernwohnende Nationen anzugreifen, wenn man in der Heimath und so zu sagen im Herzen des Landes unaufhörliche Kriegsstürme zu bestehen habe. Ueberdies stellten sie noch die Forderung, die Burgen, die er zur Knechtung des Sachsenlandes beinahe auf jedem Berge und Hügel erbaut hatte, niederreißen zu lassen; dann den sächsischen Optimaten, denen er ohne Urtheil und Recht ihre Güter genommen hatte, nach dem Spruche seiner Fürsten Entschädigung zu leisten; ferner Sachsen mitunter zu verlassen, wo er seit den Tagen seiner frühsten Jugend residirt hatte, wo er durch Wohlleben und Ueppigkeit beinahe ganz entnervt worden war, und einmal auch andere Landschaften des Reiches zu besuchen; dann solle er auch die nichtswürdigen Menschen, deren Händen er sich und den Staat blindlings anvertraut hatte, aus dem Pallaste verstoßen, und die Staatsgeschäfte den Fürsten des Reichs überlassen, denen sie zukämen; ferner die Schaaren von Concubinen entfernen, in deren Gesellschaft er sich gegen die Normen des geistlichen Rechts mit frecher Stirne herumtrieb, und seine Gattin, die er sich nach den Satzungen der geistlichen Väter zur Genossin seines Lagers und Mitbesitzerin des Thrones bestimmt hatte, wirklich als Gattin betrachten und lieben; und möge die andern Schandthaten, durch die er in seiner Jugend die Königswürde arg befleckt, jetzt endlich, wo er nach seinen Jahren zur Verstandesreife gelangt sein könne, lassen. Endlich beschworen sie ihn bei Gott, diese gerechten Forderungen aus freien Stücken zu gewähren,

*) Aus Lamberts von Hersfeld Annalen, eigens für dieses Werk bearbeitet von Dr. Heinr. Rückert.

damit er sie nicht in die Nothwendigkeit versetze, einen folgenreichen und unerhörten Schritt zu thun. Würde er einwilligen, so seien sie wie bisher zu dem freudigsten Gehorsam bereit, doch so, wie ihn allein ein König von edelgebornen Männern in einem freien Staate in Anspruch nehmen könne; außerdem aber seien sie Glieder der christlichen Kirche, und wollten nicht länger in Gemeinschaft mit einem Menschen bleiben, der durch tödtliche Missethaten der christlichen Sittenlehre Hohn gesprochen habe. Wollte er es darauf absehen, sie mit Waffengewalt zu bezwingen, so möge er wissen, daß auch sie Waffen hätten, und Krieg zu führen verständen. Wohl hätte man ihm den Eid der Treue geschworen, doch nur auf die Bedingung, daß er die Kirche Gottes baue, nicht aber zerstöre; daß er nach Recht und nach dem Herkommen regiere; daß er Jedem seinen Stand, seine Ehre und sein Recht ungeschmälert lasse. Wenn er den Anfang mit Rechtsverletzungen mache, so seien auch sie durch den Eid in ihrem Gewissen nicht länger gebunden, vielmehr würden sie dann mit ihm, wie mit einem Fremden, einem Feinde und Unterdrücker der Christenheit gerechten Krieg zu führen genöthigt sein, und so lange noch ein Funke von Lebenskraft in ihnen glühe, für die Kirche des Herrn, für den Christenglauben und auch für ihre Freiheit kämpfen. Den König erschütterten diese Vorstellungen sehr. Aber seine Rathgeber sagten ihm, diese gewaltigen Zornesflammen würden in wirklicher Kriegsgefahr schnell verlöschen; das gab ihm wieder etwas Muth, und so antwortete er leichtfertig und höhnisch den Abgeordneten, ohne irgend eine bestimmte Entscheidung zu geben. Als das bei den Sachsen bekannt wurde, entbrannte der Zorn in Aller Herzen, und Einer stachelte den Andern an, den Schimpf mit Gewalt zu rächen. Sein bösartiger, trotziger Sinn, meinten sie, würde nicht milder werden, und er nicht eher Schmerz fühlen, bis ihm das Messer tief ins Fleisch bis ans Leben ginge. — So zogen sie denn gerüstet und in Schlachtordnung gen Goslar, und lagerten sich in geringer Entfernung von der Stadt; und wer weiß, ob sie nicht unverzüglich über ihn hergefallen und ihr Recht lieber mit dem Schwerte als mit kunstreich ausgearbeiteten Reden geltend gemacht hätten, wenn nicht Bischof Burchard von Halberstadt und einige wenige Andere die Ruhe und Ueberlegung bewahrt, und dem Ungestüme der kampflustigen Menge mit heilsamer Mäßigung Schranken gesetzt hätten. Der König hörte die Nachricht von der so ganz nahen drohenden Gefahr mit der größten Bestürzung an, und eilte auf die Harzburg, wohin er auch die Reichsinsignien so wie Alles, was er von seinen Schätzen in dieser allgemeinen Verwirrung fortführen konnte, mit sich

nahm. Eppo, Bischof von Zeitz, und Bruno, Bischof von Osnabrück, waren damals seine beständigen Begleiter, und ihr Rath galt in ruhigen Zeiten und jetzt in dieser Revolution Alles bei ihm. Zufällig war auch Berthold, weiland Herzog von Kärnthen, in irgend einer Privatangelegenheit am Hofe. Ihm versicherte der König, und bekräftigte es mit den heiligsten Schwüren, nicht er sei es gewesen, der sein Herzogthum in die Hände eines Fremden gegeben, sondern Marcward habe auf seine eigene Gefahr hin Bertholds Land, das ihm gar nichts anging, sich angemaßt, und darum könne auch sein Recht darauf nicht im Geringsten geschmälert sein, wenn gegen des Königs Willen und ohne die Beistimmung der Fürsten ein verblendeter Mensch sich eines Staatsamtes anmaße. Berthold wußte wohl, wie unwahr das Alles war, und wie sehr das Uebelwollen des Königs nur durch die Tücke des Schicksals, nicht aber von freien Stücken sich geändert hatte; doch nahm er diese Entschuldigungen an, und versprach seine Dienste dem Staate niemals fehlen lassen zu wollen. Da es ein Mann von großer Geschäftsgewandtheit und volksthümlicher Beredtsamkeit war, so sandte ihn der König in Gesellschaft der beiden oben erwähnten Bischöfe an die Sachsen. Sie beschworen dieselben um des Herrn Willen, die Waffen, die sie wohl aus einem ehrenvollen Grunde, aber zum verderblichsten Beispiele für Andere ergriffen, so bald als möglich niederzulegen, und sich durchaus zu hüten, in Uebertreibung und ins Uebermaß zu verfallen. Denn die andern Fürsten des Reichs würden ein solches Beginnen, das niemals bis daher weder jetzt noch früher irgend einem Volke auf diese Weise in den Sinn gekommen, unmöglich billigen; zwar sei ihre Sache die gerechte; denn nur die ununterbrochenen Rechtsverletzungen und der Haß auf Seiten des Königs habe sie zu diesem äußersten Schritte genöthigt, doch möchten sie mehr ihren guten Namen im Auge haben als sich durch ihre Erbitterung hinreißen lassen, und die Majestät des Königs, die sogar bei Barbaren unverletzt aufrecht erhalten werde, antasten; darum noch einmal sollten sie die Waffen niederlegen, eine friedlichere Stimmung zu gewinnen suchen, und den Haß ruhen lassen, auch Zeit und Ort bestimmen, wo sich der König in Gegenwart der Großen des ganzen Reichs und nach ihrer Entscheidung von dem ihm zur Last Gelegten reinigen, und was zu bessern sei, bessern könne. (Die Sachsen wiederholen jedoch nur ihre frühern Forderungen, und die Abgeordneten müssen in der Hauptsache unverrichteter Dinge abziehen.) Das war ihre Antwort, womit sie die Abgeordneten entließen. Sie kamen noch einmal und immer wieder, und fanden sie stets beharrlich auf ihrem

Beschlusse bestehen. Deswegen hatten sie auch es angeordnet, daß alle Wege, die von der Burg herabführten, durch eigene Wachposten besetzt waren; denn sie hielten es für die allerwichtigste Maßregel, dem König die Gelegenheit zur Flucht und die Möglichkeit, den Krieg in andere Landschaften des Reiches überzuspielen, vollständig abzuschneiden. Hätten sie es nur recht angefangen, so würde sich in der That mit geringer Mühe und innerhalb weniger Tage die Sache zur Entscheidung haben bringen lassen, die sich dann so unendlich in die Länge zog, und zuletzt fast allen Landschaften des Reichs Noth und Verderben brachte. Doch dem Könige blieb dieser Plan nicht verborgen, und er gab sich deshalb die größte Mühe, der Beobachtung seiner Gegner zu entgehen, und von diesem beschränkten Terrain des Sachsenlandes den Krieg auf den weiten Schauplatz des ganzen Reiches hinüberzuleiten, und hoffte dabei vorzüglich auf die Bischöfe am Rhein, auf deren treue Gesinnung er wegen der vielen Verdienste, die er sich um sie erworben hatte, sicher rechnen konnte. —

Seine Burg (die Harzburg) lag auf der Spitze einer mäßigen Anhöhe, und nur ein einziger und noch dazu sehr beschwerlicher Pfad führte zu ihr. Die Abhänge des Berges waren außerdem mit gewaltig dickem Walde beschattet, der sich von da an viele Stunden weit als vollkommene Einöde bis zur thüringischen Grenze hinzieht, und deshalb durch diese seine natürliche Beschaffenheit es möglich machte, zur Burg hinein oder heraus zu kommen, auch wenn eine sorgfältige Einschließung versucht worden wäre. — Der König berieth sich mit seinen Getreuen, und schickte wieder mehr als einmal Abgeordnete an die Sachsen, um Frieden zu bitten und auf Abstellung aller Beschwerden anzutragen. Dadurch wurde aller Erwartung und Aufmerksamkeit bloß auf diese Dinge gerichtet, und außerdem bemächtigte sich Aller eine sehr unzeitige Sorglosigkeit, die ihre Ursache in dem glücklichen Fortgange ihres Werkes hatte, und so war es ihm möglich, in einer Nacht, wo Niemand etwas Arges vermuthete, in Begleitung Herzog Bertholds, der genannten beiden Bischöfe und einer großen Anzahl Getreuer heimlich die Burg zu verlassen — die Reichskleinodien und einen Theil seiner Schätze, so viel sich in der Eile fortbringen ließ, hatte er zusammengepackt und vorausgeschickt. — Denen aber, die in der Burg zurückblieben, hatte er eingeschärft, sich während des nächsten Tages alle erdenkliche Mühe zu geben, seine Flucht geheim und den Schein, als befände er sich noch in der Burg, bei den Feinden aufrecht zu erhalten. Drei Tage sollen die Flüchtlinge ohne Speise und Trank in dem öden Walde auf einem ganz engen und von

Wenigen gekannten Steige umhergeirrt sein, den ihnen ein Jägersmann, der ihrer Flucht zum Führer diente, und der früher im Eifer der Jagd in die innersten Tiefen des Forstes gedrungen war, ausgekundschaftet hatte: von allen Seiten fürchteten sie das Schwert der Feinde, und glaubten sie bei jedem Laute, jedem Rauschen des Windes vor sich zu erblicken und ihrem gewissen Untergange entgegen zu gehen. Am vierten Tage endlich kamen sie in der furchtbarsten Erschöpfung, ganz ausgehungert, ohne während des weiten Weges je geschlafen zu haben, nach Eschwege. Dort erquickten sie sich einigermaßen an Speise und Schlaf, und setzten am andern Tage, den 13. August, ihren Weg nach Hersfeld zu weiter fort. Und schon strömten von allen Seiten ziemlich zahlreiche Schaaren von Kriegern dem Könige zu. Vier Tage verweilte er dort und erwartete die Vereinigung des Heeres, das er aus seinem ganzen Reiche zu dem polnischen Feldzuge aufgeboten hatte.

Denn schon nahte der Tag, den er dafür festgesetzt; schon waren Adalbert, Bischof von Würzburg, und Hermann, Bischof von Bamberg, und noch sonst sehr viele andere Fürsten ganz in der Nähe mit ihrem reisigen Zeuge angelangt, und eilten auf die Nachricht von den letzten Vorfällen schleunigst zu dem Könige, der sich noch zu Hersfeld befand. Herzog Rudolf von Schwaben aber erwartete in Gesellschaft der rheinischen, schwäbischen, bairischen Bischöfe in seinem Lager in der Nähe von Mainz Befehl vom Könige, wohin er sich zu begeben habe. Denn bereits hatte er erfahren, daß Vorgänge im Reiche diesem Feldzug eine andere Richtung geben würden, aber noch wußte er nicht, welcher Art die Gründe waren, die Heinrichs Sinnesänderung in so kurzer Zeit veranlaßt hatten. Doch ging schon ein ziemlich verbreitetes Gerücht, das ihn selbst als Theilnehmer und Mitwisser an der Verschwörung bezeichnete, und den Grund seines langsamen Marsches eben darin finden wollte, daß er sich nicht in die Nothwendigkeit versetzt fände, weder dem Könige in seinen bedrängten Umständen Schanden halber Beistand leisten, oder wenn er Dies doch nicht thäte, sich zur Unzeit offen als sein Gegner und Rebell bekennen zu müssen. Der König sandte nun an ihn, um sowohl ihn selbst als alle die andern Fürsten, die ihn umgaben, zum schleunigsten Marsche nach Hessen nach Spiescappel in der Nähe von Hersfeld dringend aufzufordern. Dort angekommen warf sich Heinrich beinahe zu ihren Füßen, und bat sie um Gottes Willen, den sie einst zum Zeugen der Eidschwüre angerufen, die sie ihm geleistet hätten, sich seines Unglücks zu erbarmen, und es sich zu Herzen gehen zu lassen, daß Alles, was er ihrer Aller Wohlwollen zu ver-

danken habe, ihm durch die Tücke einiger weniger meineidiger Uebelthäter entrissen, die er noch dazu von jeher mit Wohlthaten überhäuft; ja sie hätten ihm wohl auch noch das Leben genommen, wäre er nicht durch Flucht der Gefahr ausgewichen; nicht ihn allein träfe diese Verletzung der königlichen Würde, eine Schmach für das ganze Reich sei es, und für Alle, die ihn zum König gemacht, und deshalb auch Schutz gegen ruchlose Anschläge gewähren müßten, und darum solle Jeder sein Theil dazu beitragen, der Majestät, die von ihren Vorfahren so hoch und heilig gehalten worden, keinen Schimpf anthun und dieses verderbliche Beispiel der Gegenwart nicht ungestraft auf die Zukunft gelangen zu lassen. Das stellte er ihnen vor, und sein entsetzliches Unglück nicht weniger als die Mitleid erregenden Klagen, mit denen er es vortrug, erschütterten alle Anwesenden bis zu Thränen. Manche waren der Ansicht, da man einmal ein schlagfertiges Heer zusammen habe, es statt nach Polen, gegen die Sachsen zu führen, und die kaum verübte Schandthat durch augenblickliche Rache zu sühnen. Andere äußerten, man müsse die Sache nicht übereilen; das sächsische Volk sei kräftig und außerordentlich kriegslustig und auch kriegsgewandt; nun habe es, durch fortwährende Verletzungen aufgebracht, alle Bande des Rechts und der gesetzlichen Ordnung zerrissen, und sei fest entschlossen, zu siegen oder zu sterben; darum solle man ihnen Aufschub der Waffenentscheidung bewilligen, während dessen sie heimkehren, Truppen aufbringen, die Rüstungen vermehren könnten, um durch solche hinlänglich vergrößerte Anstrengungen die Kraft zur Führung des Krieges, so lange als er sich nur immer hinausziehen möge, zu gewinnen. Ihre Ansicht fand allgemeinen Beifall, und der König beschloß, der Feldzug solle mit der Vereinigung des ganzen Heeres in dem Hersfeldischen Städtchen Breitungen sieben Tage nach St. Michaelis Tag beginnen. Darauf zog er in Begleitung der mit ihm gekommenen Fürsten ab, und begab sich nach Tribur und in die Rheinlande. Auch sandte er nach allen Seiten hin Bevollmächtigte, die seine inständigen Bitten um treue Hülfe nicht bloß bei den Fürsten und Vornehmen, sondern auch bei Leuten aus dem Mittelstande anbringen mußten, theilte überall Geschenke aus, versprach noch mehr, setzte Einige in ihren Besitz wieder ein, denen er ihn in seinen frühern Jahren, wo ihn das Glück zu Uebermuth verführte, auf eine gesetzwidrige Weise entrissen hatte.

Als die Sachsen erfuhren, daß der König ihre Wachen getäuscht und in andere Gegenden des Reiches entkommen sei, erfaßte sie heftige

Trauer. Nun waren sie der festen Ueberzeugung, nun gälte es rasche und unermüdliche Kraftanstrengung, nun dürfe man sich nicht mehr bloß auf die nächste Umgebung, auf die eigenen vier Wände, beschränken, sondern müsse mit freier Stirn offenen Krieg mit einem offenkundigen Feinde führen, und deshalb sich beeilen, so viel Völker und Provinzen als nur möglich gegen den König in Aufstand zu bringen. Zunächst forderten sie durch eine Gesandtschaft Hülfe und Beistand von den Thüringern, und ermahnten sie für die vielen Beleidigungen, die man ihnen zugefügt und zum Schutze der Freiheit ohne Säumen die Waffen zu ergreifen. Die Thüringer hielten auch sofort eine ungemein zahlreich besuchte Volksversammlung zu Trettenburg (der Ort solcher feierlichen Landesversammlungen, ein Hügel in der Nähe von Herbsleben und Gebesen). Dort hörten sie die Anträge der Sachsen, und stimmten mit großer Bereitwilligkeit ein. Kaum ist irgend einmal irgend eine Botschaft so freudig aufgenommen worden wie diese. Ohne Säumen verpflichteten sie sich eidlich, ihnen dauernden Beistand zu leisten, da sie ja dieselben Gründe wie die Sachsen selbst zum Aufstande und darum auch Gefahr und Sieg, wenn Gott ihnen solchen verleihen wolle, gemeinsam zu tragen und bis zum letzten Athemzuge im Kampfe für die gemeinschaftliche Sache auszuharren hätten. Sie entboten dann auch dem Abt von Hersfeld und den übrigen Fürsten, die Besitzungen in Thüringen hatten, an einem bestimmten Tage sich unfehlbar bei ihrem Volke einzufinden und ihnen eidlich Beistand anzugeloben, widrigenfalls würden ihre Güter auf der Stelle geplündert werden. Und als Gesandte vom Könige sich einfanden, die ihnen große Verheißungen machten, wenn sie das Bündniß und die Waffengemeinschaft mit den Sachsen aufgäben, wurden sie mit verletzendem Hohne zurückgewiesen, und das wüthende Volk hätte sich kaum wirklicher Gewaltthat enthalten, wären nicht einige wenige verständige Männer mit Rücksicht auf das allgemeine Völkerrecht, denen Schutz Gesandte genießen, dazwischen getreten. Der Erzbischof von Mainz hielt damals gerade zu Erfurt Hof. Man drang in ihn, zwang ihn, sich für ihre Sache zu erklären, und ließ ihn nicht eher aus dem Lande ziehen, bis er durch gestellte Geißeln sich verbürgt hatte, nichts Feindseliges gegen sie durch Waffengewalt oder durch Beirath zu unternehmen. Manche meinten freilich, sowohl er als der Erzbischof von Köln und die meisten andern Fürsten und Herren am Rheine hätten von Anfang an um diese Verschwörung gewußt, und seien ihr nicht abgeneigt gewesen, doch gaben sich dieselben damals

noch, so lange der Ausgang ganz unentschieden war, alle mögliche Mühe, das geheim zu halten.

Weil aber die Sachsen beschlossen hatten, den König nicht ins Ausland zu verfolgen, so beeiferten sie sich dafür desto mehr, alle seine Burgen zu zerstören. Folgende hat er seit dem Abscheiden seines Vaters neu erbaut, so viel ich mich gegenwärtig erinnern kann: Harzburg, Wigantstein, Mosburg, Sassenstein, Spetenberg, Heimenburg, Asenberg. Die Burg Vokenroth gehörte früher dem Pfalzgraf Friedrich, dem sie der König mit schwerer Rechtsverletzung entrissen, und mit seinen Truppen besetzt hatte. Auch Lüneburg, die größte Stadt im Gebiete Herzogs Otto von Sachsen, die an der Grenze zwischen Sachsen und Lutizen liegt, hatte er an sich gebracht, und mit einer auserlesenen Schaar unter dem Befehl Eberhards, Sohn Graf Eberhards von Nellenburg, besetzt, aus keinem andern Grunde, als weil er behauptete, alles Eigenthum des genannten Herzogs sei unter die Herrschaft des Königs durch die Auflassung, die Herzog Magnus, Otto's Sohn, vollzogen, übergegangen. Außerdem war er eben damit beschäftigt, noch eine große Anzahl anderer neuer zu erbauen, als ihn der plötzlich ausbrechende Kriegssturm von solchen Unternehmungen abrief. —

Hermann, der Bruder des sächsischen Herzogs, hatte seit geraumer Zeit, schon vor der Flucht des Königs aus Sachsen, Lüneburg berannt, und die königlichen Truppen, die die Stadt ohne Vorräthe besetzt, und bald in Hungersnoth kamen, zur Uebergabe gezwungen; doch hatte er sie noch nicht entlassen, aber ihnen auch kein Leid zugefügt, sondern hielt sie in sorgfältiger Haft, die alle Fluchtversuche unmöglich machte, in der Stadt, und ließ sie, wie es beim Propheten Jesaias (30, 20) heißt, nur mit Wasser und trockenem Brode belästigen. Er sandte zum König, und ließ ihm sagen, wenn er seinen gefangenen Leuten das Leben retten wollte, so sollte er seinen Brudersohn Magnus aus dem Gewahrsam frei lassen, wolle er das nicht, so werde er jene als Feinde, die auf eine rechtswidrige Weise in fremdes Land eingefallen, hinrichten lassen, wie es das Recht seines Stammes wolle. Der König war lange unentschieden, was er thun sollte; er fühlte wohl, wie grausam es wäre, seinen Leuten in ihrer äußersten Bedrängniß nicht Hülfe zu schaffen; andererseits erwägte er, wie sehr seine Plane durchkreuzt würden, wenn er den Mann, auf dessen Untergang er seine Hoffnung zur Unterwerfung des ganzen Sachsenlandes gebaut hatte, Freiheit und Selbstständigkeit wiedergäbe. Noch dazu mußte er dann besorgen, daß Jener mit noch mehr Erbitterung als die Andern zumal wegen der eben

erst geschehenen Gewaltthat, daß er ihn drei ganze Jahre lang im Gefängniß gehalten, ihm feindselig gegenüber treten, und wo möglich noch größere Verwirrung im Reiche anrichten werde. Viele Tage beschäftigten ihn diese Gedanken unausgesetzt, und ließen ihn nicht über Schwanken und Zweifel hinauskommen. Und wohl möglich, daß seine Ländergier und Habsucht gesiegt und er das Wohl seiner Leute seinem Egoismus nachgesetzt hätte, wenn nicht die Fürsten des Reiches, welche von den Gefangenen wiederholte Male mit Botschaften bestürmt worden waren, einmüthig zu ihm gegangen, und ihn mehr mit Drohungen und heftigen Vorstellungen als mit Bitten von seinem Entschlusse abgebracht hätten. So geschah es denn, daß er am Tage Mariä-Himmelfahrt (15. August), wo er sich noch zu Hersfeld befand, Abgeordnete schickte, die Magnus' Gewahrsam lösten und ihn zu den Seinigen heimkehren ließen. Dadurch wurde denn auch die Besatzung der genannten Feste, die für die Hinrichtung in Haft gehalten ward, ihres Gewahrsams und der Gefahr ledig.

Die Thüringer berannten auch eine königliche Veste, nämlich Heimenburg, mit einem aus den Nachbarorten zusammengeströmten Haufen Leute, und eroberten es nach mehrtägigen heftigen Stürmen, und steckten es in Flammen. Die Besatzung ließen sie ohne weitere Beschädigung frei, um zu zeigen, daß sie nicht in feindseliger Gesinnung das Schwert gegen den König gezogen, sondern nur in der Absicht, die widerrechtlichen Vorgänge, die er sich hatte zu Schulden kommen lassen, abzustellen. Unmittelbar darauf zogen sie vor eine andere Veste, Asenburg geheißen; sie durften wegen des schwierigen Zuganges mit gewaffneter Hand nicht hoffen sie einzunehmen, und darum sorgten sie dafür, durch vollständige Umschließung und Absperrung aller Zugänge und Ausgänge die Besatzung, die Menschenkraft nicht überwältigen konnte, durch Mangel an Lebensmitteln zur Uebergabe zu nöthigen, indem sie ohne Zweifel wußten, daß die allerdings nicht unbeträchtlichen Speisevorräthe für die Menge der Besatzung nicht lange ausreichen würden. —

Während der neuangeknüpften Unterhandlungen zwischen dem Könige und den Sachsen geht die Belagerung der Burgen immer fort; wir übergehen jene, und wenden uns zu diesen, unter denen das Schicksal der Harzburg unsere Aufmerksamkeit vorzüglich in Anspruch nimmt.

In dieser Zeit legte die Besatzung der Harzburg viele glänzende Proben ihrer Kühnheit und Kriegserfahrung ab. Sie machten öftere Ausfälle, unternahmen weit und breit Beutezüge, und erfüllten das Land mit Raub und Mord, und eher als die Sachsen sich gesammelt

hatten, um ſie mit Gewalt zurückzutreiben, waren ſie ſchon wieder in ihrer Burg. Beſonders verderblich waren ſie für das benachbarte Goslar. Sie tödteten viele dortige Bürger, verheerten durch häufige Raubzüge ihre außerhalb der Stadt gelegenen Güter, und ſchreckten die fremden Kaufleute durch die Todesgefahr, die damit verbunden war, von der gewohnten Waarenzufuhr ganz ab. Einmal, aber nicht lange, ward eine Art von Friede zwiſchen ihnen geſchloſſen, und es kamen einige Soldaten aus der Burg nach Goslar, um irgend einer Angelegenheit Willen; dort nahmen ſie reichlich Speiſe und Trank zu ſich, wurden beim Gelage warm, und wie gewöhnlich die Trunkenheit Händel zu erzeugen pflegt, ſo begannen auch ſie die übrigen Gäſte mit neckenden und höhniſchen Reden zu reizen, warfen unter Andern den Sachſen Mangel an Muth vor, und meinten, ſie hätten nicht wie Soldaten, ſondern wie Lämmer das Schwert gegen den König geführt. Darüber zürnten die anweſenden Sachſen, es entſtand ein Tumult, und man hieb ſie endlich nieder, und warf ihre Leichen auf die Straße hinaus. Als das auf der Harzburg bekannt wurde, beeiferten ſie ſich vollſtändige Rache für ihre getödteten Freunde zu nehmen, und da man gegen die Stadt, die Ueberfluß an kriegsgeübten Leuten, ſtarke Mauern und feſte Thore hatte, keinen Gewaltzug ſo leicht unternehmen konnte, ſo beſchloſſen ſie eine Kriegsliſt anzuwenden und ſie ſo zu verderben. Damals war ein Mann mit Namen Bodo, ein Vorſteher der Stadt, der zu Friedenszeiten dem König ſehr lieb und werth geweſen war, und auch jetzt noch, wiewohl im Geheimen, weil er ſich vor den Sachſen fürchtete, die, wenn es ruchbar wurde, ihm all ſein Hab und Gut nehmen konnten, trotz der Empörung und der eingeriſſenen Verwirrung, ihm ſeine Ergebenheit immer bewahrte. Dieſer ward von der Beſatzung angeſtiftet, die Hirten, die das Vieh der Goslarer Bürger hüteten, mit Geld zu beſtechen, und ſie zu veranlaſſen, die Heerden etwas weiter als gewöhnlich von der Stadt wegzutreiben. Es erſcheinen plötzlich Reiſige von der Burg, und führen ſie mit ſich fort. Andere lauern verborgen in den waldbedeckten Bergen. Die Nachricht von dem Raube der Heerden kommt nach Goslar; Alle rufen einmüthig: „Ergreift die Waffen!“ ſtürzen mit größter Haſt zu dem Kampfe; Keiner wartet auf den Andern, ſondern Jeder ſpornt ſein Roß ſo ſehr wie möglich an, um zuerſt den Feind zu erreichen, und ihm die Beute abzujagen. Jene ſtellten ſich eine kleine Weile, als ergriffen ſie die Flucht und ließen ſich verfolgen, bis ſie ſich unvorſichtiger Weiſe über den Ort hinaus, wo die Andern im Hinterhalte lagen, verlocken ließen. Da erhebt ſich auf einmal von

allen Ecken und Enden Schlachtgeschrei; die zurückgebliebene Besatzung der Feste, so wie die im Verstecke Liegenden stürmen auf sie ein, und metzeln die Flüchtigen und Zersprengten nieder, bis sie aus keinem andern Grunde als aus Ekel von dem Schlachten ablassen mußten. Dieser Vorfall gab den Sachsen Veranlassung, einen Hügel, der ganz in der Nähe der Burg lag, zu besetzen und durch eine Abtheilung Soldaten zu bewachen. Diese sollten beständig auf der Hut gegen die Ausfälle der Feinde sein. Aber auch das zügelte ihre Keckheit nicht vollständig, und wo nur irgend eine Gelegenheit sich darbot, übten sie eine große Anzahl Feindseligkeiten gegen ihre Hüter und gegen die andern Landesbewohner.

Unterdessen hatten die in Asenburg belagerten königlichen Truppen um die Weihnachtszeit unaufhörlich den König durch Boten auffordern lassen, um Gottes Willen doch irgend ein Mittel ausfindig zu machen, sie zu befreien. Bereits waren ihnen nämlich die Lebensmittel beinahe ausgegangen, und sie fochten in Hungersnoth dahin; es war vorauszusehen, daß, wenn nicht schleunigst ihrer Bedrängniß abgeholfen würde, sie entweder dem Tode oder ihren Feinden verfallen müßten. Der König verleitete sich mit den Erzbischöfen von Köln und Mainz, und bat sie aufs Inständigste, sich mit den Sachsen zu benehmen, damit diese, wenn auch nur in der Form eines Waffenstillstandes und auf ganz kurze Zeit, die Belagerung aufheben möchten. Die Beiden wußten recht wohl, wie ganz umsonst diese ihre Bemühungen sein würden, doch weil er sie so sehr mit Bitten bestürmte, so sagten sie es ihm zu, schickten Bevollmächtigte an die sächsischen Fürsten, und ließen sie auffordern, sich in der ersten Woche nach Epiphanias zu einer Besprechung in Verden einzufinden —. (Das Gespräch hätte zur festgesetzten Zeit statt, aber natürlich ohne irgend einen Erfolg; unmittelbar darnach fällt Asenburg und einige andere Besten; Harzburg und einige wenige halten sich noch: der König, der von allen Seiten im Gedränge ist, willigt endlich auf einem Tage zu Goslar in die Uebergabe und Zerstörung seiner Burgen ein unter der Bedingung, daß auch die Sachsen mit Thüringer ein Gleiches thun: darauf hin werden Harzburg, Bokenroth und Spatenberg und die noch übrigen Besten wirklich von königlichen Truppen geräumt: in Harzburg werden bloß die Mauern niedergerissen; die Kirche und der königliche Pallast, dann der Lieblingssitz Heinrichs III. von ihm prachtvoll geschmückt, bleibt stehen: es scheint aller Krieg nun ein Ende zu haben, und der König zieht ruhig nach Worms. Da

ändert ein merkwürdiges Ereigniß plötzlich die ganze Lage der Dinge, wie es sich bald zeigte, sehr zum Nachtheile der Sachsen.)

Das sächsische Landvolk jedoch besonders aus den zunächst gelegenen Dörfern war sehr unzufrieden damit, daß irgend etwas auf der Harzburg geschont werden solle, und waren der Meinung, daß nichts gethan sei, so lange noch die Burg stehe und erhalten werde. Sie galt ihnen nämlich als die hauptsächlichste Quelle aller der Unfälle, die sie erlitten, daß die umliegenden sonst so reichen Ortschaften jetzt in Schutt und furchtbare Einöden verwandelt waren: die Schonung der Burg schien ihnen nicht aus der Achtung des Königs vor den kirchlichen Anstalten (es befand sich ein Stift auf der Burg, und das hatte den Grund zu ihrer Erhaltung hergeben müssen) entsprungen, sondern diese werde wahrscheinlich nur einen Vorwand für seine eigentliche rachlustige Gesinnung leihen müssen. Er werde nämlich ohne Zweifel den Kampf in nicht gar langer Zeit wieder aufnehmen, sobald nur die Erbitterung in Sachsen etwas verraucht sei, und die Burg als einen Waffenplatz benutzen, von wo aus seine Truppen ganz in der frühern Weise das sächsische Land sicher verderben könnten. Dann werde seine Feindseligkeit gegen die Widerstandsunfähigen um so heftiger sich zeigen, je größer die Erbitterung sei, die das jetzige Glück der Sachsen in ihm erzeugt habe. Durch diese und ähnliche in lauten heftigen Worten sich kundgebende Vorstellungen erhitzten sie sich gegenseitig bis zur Wuth, und so geschah es, daß am dritten Tage nach der Abreise des Königs ein ganzer Haufe in die Harzburg stürzte, ohne daß es die Fürsten und Herren wußten oder damit einverstanden waren. Was von den Mauern noch stand, ward bis auf den Grund niedergerissen, die Steine weit und breit zerstreut. Eben so ging es mit den übrigen Baulichkeiten, die mit der ausdrücklichen Erlaubniß der Fürsten noch standen; die Kirche, die einstweilen von Holz sehr geschmackvoll aufgerichtet war, weil man noch keine Zeit zu ihrem vollständigen Ausbau gehabt hatte, wurde in Brand gesteckt, ihre Kostbarkeiten geplündert, die Altäre zertrümmert. Endlich gingen sie sogar so weit, um nur dem Könige alle Lust und Veranlassung zum Wiederaufbau der Burg abzuschneiden, daß sie die Särge seines Söhnchens und seines Bruders, die er dort hatte beisetzen lassen, weil er der Kirche in den Augen des Volkes dadurch eine höhere Bedeutung geben wollte, ausgruben. Alles wurde so viel als möglich dem Boden gleich gemacht, um nur ja keine Möglichkeit zu lassen, den Berg bei einem Wiederausbruche des Kriegs mit Befestigungen zu versehen. Die Reliquien, welche bei der Zertrümmerung der Altäre auf den Bo-

den geworfen worden, so wie die Leichname, die sie aus den Gräbern herausgerissen, wurden von einem Ritte aus einem in der Nähe gelegenen Kloster, der gerade noch zur rechten Zeit zu dem Tumulte hinzukam, den Händen des wüthenden Volkes entrissen und in sein eigenes Kloster mit dem gehörigen Ceremoniell geschafft. —

Als die Kunde von dieser Frevelthat zu den sächsischen Fürsten und Herren drang, erfaßten sie alle die größten Befürchtungen. Der König konnte den durchaus rechtswidrigen Vorfall möglicherweise als Vorwand benutzen, ihnen Bruch der eingegangenen Verpflichtungen vorzuwerfen, und Gelegenheit zu einer Erneuerung des Kampfes mit Aufbietung aller Kräfte des ganzen Reiches daraus entnehmen. Dieser Möglichkeit suchten sie aufs Entschiedenste vorzubeugen, und unterwarfen deshalb diejenigen, welche sich den Frevel hatten zu Schulden kommen lassen, sehr schweren Strafen. Ferner sandten sie Abgeordnete an den König, und versichten ihm bei Gott, daß sie ganz und gar keine Schuld daran trügen, indem sie weder irgend darum gewußt, noch weniger das Volk zu einer so schändlichen Handlung angereizt hätten; sie hätten die Kunde davon mit eben so großem Kummer und Aerger gehört wie er selbst. Glaube er ihnen das nicht auf ihr Wort, so seien sie zu jeder Art von Genugthuung bereit, welche ihre Versicherung zu bekräftigen, und den Verdacht des Friedensbruches von ihnen zu nehmen vermöge. Aber in seinem Herzen flammte der Zorn hoch auf; denn noch war die alte Wunde nicht vernarbt, und schon traf ihn auf derselben Stelle ein neuer Schlag. „Da ich," gab er zur Antwort, „mir von den Reichsgesetzen keine Wirkung auf die Sachsen versprechen darf, wie sich zeigt, da ich die mir angethane Kränkung nicht mit den Waffen in der Hand zu sühnen im Stande bin, weil mir kein Heer zur Bereitschaft ist, so sehe ich mich in die dringendste Nothwendigkeit versetzt, zu dem Kirchenrechte meine Zuflucht zu nehmen, und die geistliche Hülfe da anzusehen, wo mit dem weltlichen Arme nichts mehr auszurichten ist." Sofort ging eine Gesandtschaft nach Rom, um den apostolischen Stuhl gegen sie aufzurufen, welche Kirchen in Brand gesteckt, Altäre zertrümmert, Gräber geschändet, und mit bestialischem Hasse gegen die Asche der Todten gewüthet hatten. —

Anmerkung. Lambert, wie er gewöhnlich aber sehr irrig genannt wird, von Aschaffenburg, richtiger von Hersfeld, obgleich auch dieser Ort nicht mit vollständiger Gewißheit als seine eigentliche Heimath angesehen werden kann. Eben so wenig ist das Geburtsjahr genau auszumitteln; geboren ist er wohl in den siebziger Jahren des 11. Jahrhunderts. Seines Standes war er Mönch in dem berühmten Kloster

Hanſch, in deſſen Schule er auch ſeine geliebte Bildung, die gründlich genug zu nennen iſt, empfangen hatte. Unter ſeinen auf hiſtoriſche Stoffe ſich beziehenden Schriften behaupten die Annalen den erſten Platz, und geben ihm ohne Zweifel den Rang des größten Geſchichtſchreibers, den Deutſchland und vielleicht das ganze Mittelalter hervorgebracht hat. Sie ſind zugleich die wichtigſte Quelle für einen Hauptwendepunkt der Geſchichte unſers Vaterlandes, für die erſte Periode der Regierung Heinrichs IV. (— 1077). Man darf wohl behaupten, daß kein anderer Hiſtoriker des Mittelalters ſo wie er wirklich innerlich in der Vollendung den größten Muſtern antiker hiſtoriſcher Kunſt gleichkomme. —

Gregor VII. und ſeine Pläne*).

1076—1078.

Gregorius VII. war es, der im J. 1073 zum Papſt gewählt worden. Seine Zeitgenoſſen haben ſo viel Gutes und Schlimmes, je nachdem ſie einer Partei zugethan waren, von ihm geſagt, daß es in einer Entfernung von 700 Jahren unmöglich iſt, das Wahre durchaus von dem Falſchen zu unterſcheiden. Zum Glück haben wir noch ſeine Briefe, worin ſeine Meinungen deutlich genug ausgedrückt ſind. Da aus dieſen die Handlungen der Menſchen meiſtens herfließen, ſo wird es am beſten ſein, wenn wir ihnen erſt nachſpüren, ehe wir zu den Thaten ſelbſt übergehen. Wenn man aber ſeine Schriften nur obenhin einſieht, ſo wird man bald wahrnehmen, daß die herrſchende Idee, um die ſich ſein ganzes Gedankenſyſtem gleichſam als wie um ſeine Achſe dreht, die Kirchenfreiheit, oder die Herſtellung ihrer Ehre, wie er ſich manchmal ausdrückte, war. „Dies allein," ſagte er, „verlangen wir, daß die „Kirche, die in der ganzen Welt mit Füßen getreten, verwirrt und ge„trennt wird, ihre vorige Ehre wieder bekomme. Denn die Für„ſten dieſer Welt," ſagt er an einem andern Orte, „unterdrücken ſie, „wie eine ſchlechte Sklavin, und ſcheuen ſich keineswegs, ſie in Ver„wirrung zu ſetzen, wenn ſie nur ihre Begierden dadurch erfüllen kön„nen." Die deutſchen Biſchöfe hielten die Herzoge und Grafen für Unterdrücker ihrer Kirchen, Gregorius alle Souverains für Unterdrücker der Kirche überhaupt. Man würde ſich ſehr irren, wenn man glaubte, er habe es nur mit den Kaiſern zu thun gehabt. „Unter den übrigen „Fürſten," ſchreibt er an den Biſchof Roderic von Chalons, „die die

*) Aus: M. J. Schmidts Geſchichte der Deutſchen. Ulm 1778. Th. II. S. 253—294.

„Kirche Gottes, ihre Mutter, der sie Ehre und Hochachtung schuldig „sind, durch eine sklavische Unterwürfigkeit zu Boden gedrückt, hat es „König Philipp von Frankreich auf das Höchste getrieben. — Er soll „daher entweder das schändliche Gewerbe der Simonie aufgeben, oder „es werden die Franzosen, wenn sie anders den christlichen Glauben „nicht verlieren wollen, nach der über sie verhängten Excommunication „aufhören, ihm ferner Gehorsam zu leisten. Die Gräfin Mathilde „allein," sagt er an einem andern Orte, „nehme sich vor vielen, ja „fast vor allen Fürsten der schon gleichsam im Grabe liegenden Kirche „an, und gebe sich alle Mühe, daß sie wieder zu ihrer vorigen Freiheit „aufstehen möge." Diese Klagen müssen Einen, wenigstens was Deutschland angeht, um so mehr befremden, da die Bischöfe vor und nach dieser Zeit nie ein solches Ansehen und Macht gehabt haben als zur Zeit der Minderjährigkeit Heinrichs IV., wie schon aus dem erhellt, was ich von den beiden Erzbischöfen Adalbert und Hanno beigebracht habe.

Diese Unterdrückung der Kirche geschah seiner Meinung nach hauptsächlich durch die sogenannten Investituren der Bischöfe und Aebte. In den Zeiten der Merovingischen Könige gab man ihnen, so wie den Herzogen und Grafen, eine schriftliche Anweisung, die sie vor ihrer Consecration und Besitznehmung des Bisthums vorzeigen mußten. Gleich wie man aber in der Folge in Ansehung der Herzoge, anstatt der schriftlichen Anweisung, ein äußerliches Zeichen, nämlich die Lanze mit der Fahne, gewählt hat, so brauchte man in Ansehung der Bischöfe den Ring und Stab, deren Ueberreichung die Investitur genannt wurde. Einige glauben, Gregorius habe nur gegen diese Zeichen, nämlich den Ring und den Stab, durch die eigentlich die geistliche Gerichtsbarkeit bedeutet wurde, geeifert. Allein, nichts weniger als dieses. In seinen Decreten verbietet er allemal die Investituren überhaupt, das ist, er wollte gar keine Belehnung eines Bischofs von einem Monarchen dulden. In den Schriften des Mönchs Placidus von Nonantula, der geschrieben hat, als eben der Streit noch am heftigsten war, kann man auch die Gründe finden, deren man sich gegen die Belehnungen der Weltlichen bediente. „Was einmal der Kirche geschenkt ist," sagt dieser Mönch, „gehört in Ewigkeit Christo, so zwar, daß auch der Erbauer „einer Kirche, wenn er sie einmal Gott gewidmet, gar kein Recht mehr „darüber hat, denn es hat von seiner Seite keine Verordnung, keine „Belehnung mehr statt." Der zweite Hauptgrund war, das Geistliche könne nicht von dem Zeitlichen getrennt werden; da nun die Welt-

lichen unfähig wären, einem Bischof das Geistliche zu ertheilen, so wären sie es auch in Ansehung des Zeitlichen. Daß auf solche Art alle Belehnung, sie mag geschehen, wie sie will; ausgeschlossen wird, sieht Jeder von selbst ein. Die Frage war demnach, wem die Oberherrschaft der geistlichen Güter zustehe, dem Monarchen, oder der Kirche, oder, welches zuletzt eben so viel sagen wollte, dem Papst.

Der Streit wegen der Belehnung über die geistlichen Güter führte nothwendig auf jenen von Ernennung der Bischöfe. Die Monarchen gründeten sich bei derselben darauf, weil sie meistens die Stifter der Bisthümer gewesen, auf die Uebertragung jenes Theils, den das Volk sonst an den Bischofswahlen gehabt, auf ihre Personen, hauptsächlich aber auf die lange Gewohnheit. „Heinrich soll nicht," schreibt Gregorius hierüber, „von Hochmuth aufgeblasen die Gewohnhei„ten des Hoffarths, die gegen die Freiheit der Kirche sind erfunden „worden, behaupten, sondern sich an die Lehre der heiligen Väter „halten."

Von der Papstwahl geschah zwar keine Meldung; man hatte aber ohnehin schon so vorgearbeitet, daß die Rechte der Kaiser bei derselben fallen mußten; was hauptsächlich durch das Decret Nicolaus' II. geschehen, vermöge dessen eine gänzliche Wahlfreiheit festgesetzt wurde. In der angehängten Clausul heißt es zwar, unbeschadet der Ehre unsers geliebten Sohnes Heinrichs IV.; allein, eben diese Clausul ist den kaiserlichen Rechten äußerst nachtheilig, indem gleich dazu gesetzt wird, daß seine und seiner Nachfolger Rechte bloß persönlich seien, die allemal neuerdings von den Päpsten müßten verlangt werden, und von ihrer Willkür abhingen. Wenn einmal der Kaiser nichts bei den Bischofswahlen zu sagen hatte, so war ohnehin eine nothwendige Folge, daß er um so weniger bei den Papstwahlen zu sagen hatte.

Da auf solche Art die Bischöfe für ihre Personen und Güter nur unter dem Papst standen, so glaubte Gregor, sie wären nur seine und keines andern Menschen Vasallen. Er änderte dem zufolge auch den bisherigen Eid, den die Erzbischöfe, ehe sie das Pallium bekamen, ablegen mußten, und machte einen förmlichen Vasalleneid daraus, der in der Folge auch auf die übrigen Bischöfe ausgedehnt ward; und bald ging man so weit, daß den Bischöfen verboten ward, einem weltlichen Monarchen den Lehenseid zu leisten.

Nun war Gregorius bereits Herr wenigstens über den dritten Theil aller Güter der ganzen Christenheit. Aber noch nicht genug; die Monarchen selbst auch waren, obwohl was ihre Personen als Rechte be-

trifft, seine Unterthanen. „Heinrich soll hinfort nicht mehr glauben," schreibt Gregor an die deutsche Nation, „daß ihm die Kirche wie eine „Dienstmagd unterwürfig sei, sondern daß sie ihm vorgesetzt sei „als eine Gebieterin." Daß dieses nicht in Ansehung des Geistlichen, sondern auch des Zeitlichen zu verstehen sei, glaubte Gregor aus verdrehten Gründen erweisen zu können. „Denn wenn die Apostel," sagt er, „im Himmel binden und lösen können, so müssen sie auch auf „der Erde Kaiserthümer, Königreiche, Fürstenthümer, Herzogthümer, „Markgrafschaften, Grafschaften und eines Jeden Güter nach Verdienst „nehmen und geben können. Und wenn sie über das Geistliche als „Richter bestellt sind, so müssen sie es um so eher über das Weltliche „sein; wenn sie endlich über die Engel, die über die hochmüthigen Mo„narchen herrschen, werden zu richten haben, um wie viel eher werden „sie über die Knechte dieser Engel Urtheil sprechen können?" Gregor hatte auch noch besondere Ansprüche auf die damaligen europäischen Reiche. „Es wird Euch bekannt sein," schrieb er an die Spanier, „daß das Königreich Spanien von allen Zeiten her ein Eigenthum „des heiligen Peters gewesen, und noch wirklich, wenn es auch von „den Heiden besessen wird, Niemand anders, als dem päpstlichen „Stuhl allein, gehöre. Denn was einmal eine Kirche rechtmäßig er„worben hat, davon kann ihr zwar auf eine Zeit lang der Gebrauch, „nicht aber das Recht, als durch ihre eigene gesetzmäßige Einwilligung, „genommen werden. Sie sollen dabei noch wissen," fährt er fort, „daß, wenn sie den Heiden (Arabern) Land wegnehmen wollen, ohne „sich zur Bezahlung des dem heiligen Peter schuldigen Zinses zu ver„stehen, er ihnen Solches vielmehr verbieten werde, als daß die römische „Kirche dasselbe von ihren Söhnen als den Heiden tollen wolle." „Einem jeden Franzosen," schrieb er nach Frankreich, „muß man „sagen, und unter wahrem Gehorsam befehlen, daß ein jedes Haus „wenigstens einen Denarius alle Jahr dem heiligen Peter bezahle, „wenn sie ihn als Vater und Oberhirten auf die alte Art erkennen." Diese Schuldigkeit zu erweisen, beruft er sich auf Karl den Großen, der alle Jahr 1200 Pfund an drei Orten seines Königreichs zum Behuf der römischen Kirche habe sammeln lassen. Von Ungarn schreibt er dem König Salomon: „Von den Aeltesten Deines Reiches kannst Du es „erfahren, daß das Königreich Ungarn der römischen Kirche zugehört, „als welcher es von dem König Stephan mit all seinen Rechten ge„schenkt worden." An einem andern Orte schreibt er, weil es Salomon von dem Kaiser zu Lehen genommen, habe er es zur gerechten

Strafe gar verloren. Böhmen mußte hundert Mark Silber Zins entrichten. Und von Sachsen schreibt er, Karl der Große habe es dem heiligen Peter, durch dessen Beistand habe er es überwunden, geopfert.

Das Kaiserthum sah Gregor ohnehin als ein päpstliches Lehen an. Daher verlangte er auch den förmlichen Vasallenеid von demjenigen, den die Deutschen nach dem Tode Rudolphs zum Kaiser wählen würden. In eben diesem Eide beruft er sich auf die Schenkung des Kaisers Constantin, ohne jedoch zu bestimmen, wie weit sie sich eigentlich erstreckt habe. Wenn einmal das Kaiserthum als ein päpstliches Lehen anzusehen war, so folgte von selbst, daß es, nach dem Tode des Kaisers, dem Papst anheimfallen mußte, und daß er es indeß verwalten konnte, wie er wollte. Einige leiten den Anfang der päpstlichen Ansprüche auf das Reichsvicariat aus den Decretalen Innocenz' III. her; allein es ist ganz sicher, daß man bereits zu des Gregorius Zeiten zu Rom geglaubt hat, daß es dem Papst zustehe. Schon Peter Damiani führt in einem Schreiben an den Papst Victor II. Christum selbst folgendermaßen redend ein: „Ich habe Dir die Schlüssel meiner allgemeinen „Kirche übergeben, und Dich über dieselbe wie zum Statthalter „bestellt; und wenn dieses wenig ist, so habe ich auch Monarchien dazu „gethan; ja sogar wenn kein König ist, so habe ich Dir die Rechte des „ganzen erledigten Reiches überlassen." In diesen wenigen Worten liegt der ganze Gregorianische Plan. Man sieht auch daraus, daß Gregorius nicht Erfinder, sondern nur Vollstrecker war. In vielen Stücken gab er den Ton; in den meisten wurde er durch die herrschenden Meinungen seines Aufenthalts- und Beziehungs-Ortes, so wie die übrigen Sterblichen überhaupt, regiert.

Aus dem bereits Angeführten wird sich des Gregorius System zur Genüge offenbaren. Nur müssen wir noch bemerken, wie er überhaupt von der Welt außer sich gedacht hat. „Unsrer Sünde wegen," schreibt er dem Herzog Gottfrid, „ist fast die ganze Welt in die Bosheit ver„senkt, so daß Alle, besonders die Kirchenprälaten, sie vielmehr zu ver„wüsten als zu beschützen und zu verbessern sich bestreben, und da sie „entweder ihrem Gewinn oder der eitlen Ehre nachjagen, so widersetzen „sie sich als Feinde alle Dem, was zum Glauben und zu den Rechten „Gottes gehört." Gregor glaubte daher, er müsse ganz anders zu Werke gehen, als es seine Vorfahren, die daher nach den Grundsätzen der falschen Decretalen gethan. Jener verlangte, man müsse die bösen Hirten mit Geduld ertragen, wenn sie sich nur in Glaubenssachen nicht vergehen; des Gregorius Lieblingsgrundsatz war hingegen: Ver-

flucht leider, der sein Schwert vom Blutvergießen enthält. Isidors Hauptabsicht ging dahin, die Absetzung eines Bischofs gleichsam ganz unmöglich zu machen; Gregorius sah diese Absetzung als den Grund der Kirchenzucht an. Nach Isidors Gesinnungen sollte die römische Kirche die allgemeine Mutter der Bischöfe sein, die sie in ihrem Schooß aufnehme, und gegen ihre Ankläger beschütze und vertheidige; nach denen des Gregorius sollte Rom der allgemeine Richtplatz derselben sein, als wohin er sie von allen Theilen der Welt angeklagt und unangeklagt citirte, um ihnen dort den Proceß zu machen. Auch in diesem Stücke hegte bereits Peter Damiani die Gesinnungen des Gregorius, oder ist vielleicht gar Schuld an der plötzlichen Veränderung, die in dem System des römischen Hofes hierin vorgegangen. „Zwei Stücke," schreibt er an den Papst Alexander II., „sind bei dem päpstlichen Stuhl „hergebracht, die meines Erachtens einer Verbesserung bedürfen. Das „erste, daß fast an alle päpstliche Schreiben der Bannfluch angehängt „wird; das zweite, daß man es Keinem, der zu einer Kirche gehört, er „mag geistlich oder weltlich sein, erlaubt, seinen eignen Bischof anzuklagen." Auf diesen letzten Satz hatte nämlich Isidor als auf einen Grundpfeiler die Sicherheit der Bischöfe gegründet, und daher nur einem Bischof erlaubt, den Kläger gegen einen Bischof zu machen. „Allein man sagt," fährt Damiani fort, „ich bin Bischof, ich bin „Oberhirt der Kirche; von meinen untergebenen Schafen darf ich nicht „durch Anklagen beunruhigt werden; wenn ich nur den wahren Glauben habe, so muß man mich wegen böser Sitten dulden." (Eben die Sprache des Isidor.) „Wenn ein Bischof," antwortet Damiani, „der in der Kirche selbst sündigt, sich nicht in der Kirche will richten „lassen, wer wird sich durch Kirchengesetze Einhalt thun lassen? Wenn „die Söhne seiner Kirche das Maul nicht gegen Dich aufthun dürfen, „so soll man die Zeugen anderswo herholen, wo man von Deinem „Betragen nichts weiß." Daß des Damiani Vorstellung Eindruck gemacht, sieht man nicht allein aus den Grundsätzen des Gregorius, sondern auch aus dem, was Alexander II. bereits gethan, der im J. 1070 die Erzbischöfe von Mainz und Köln nebst dem Bischof von Bamberg nach Rom gerufen, wo gegen den Bambergischen eine förmliche Klage wegen der Simonie angestellt ward, die er jedoch noch durch kostbare Geschenke, die er mitgebracht hatte, ablehnte, doch aber nebst den beiden übrigen je einen derben Verweis bekam.

Von den Römern, Longobarden und Normännern sagt Gregorius, sie seien fast schlimmer als die Juden und Heiden, und wenn er sich nicht

noch Hoffnung zur Besserung machte, würde er keineswegs zu Rom bleiben. Was er von den Fürsten seiner Zeit gehalten, haben wir bereits gehört. Unter allen weltlichen Fürsten, sagt er in einer andern Stelle, kenne ich keinen, der nicht seine Ehre der Ehre Gottes und dem Gesetze der Gerechtigkeit vorsetzte. Doch nennt er den berühmten König von England Wilhelm den Eroberer das Kleinod der Fürsten (gemma principum). Auch gegen den König Geisa von Ungarn, der den König Salomon, Heinrichs Schwager, vom Throne gestoßen, ließ er eine besondere Neigung spüren. War es Aehnlichkeit ihrer Charaktere, oder eine andere Ursache, die den Gregor so denken machte? So viel ist richtig, daß diese Denkungsart auch bei manchen seiner Zeitgenossen sehr auffallend war. „Es gibt Fürsten," sagt ein berühmter deutscher Bischof, „die durch tyrannische Gewaltsamkeit und durch Blut sich den „Weg zum Throne gebahnt haben, deren Krone von Blut trieft, die „durch Mord, Raub, Hinrichtungen und dergleichen ihr Reich befestigt, „die ihrer nächsten Verwandten nicht verschont, sondern ihnen das „Leben und ihre Würden geraubt. Alle diese sind Freunde des Papstes, „werden mit seinem Segen beehrt, und siegreiche Fürsten von ihm beti„telt. Dieser aber (Heinrich), weil er sich unterfängt sein väterliches „und großväterliches Reich behalten zu wollen, wird ein Gottloser ge„nannt, ein über das andere Mal verdammt, und mit Excommunica„tionen belegt." Der Bischof Dieterich von Verdun, der dieses schreibt, konnte keine Andern im Sinne haben als den Wilhelm und Geisa.

Gregorius, ehe er Papst geworden, war Archidiakon der römischen Kirche, in welcher Stelle er die wichtigsten Geschäfte derselben, was die Gerichtsbarkeit und das Oekonomische betrifft, zu besorgen hatte. Mit dem Eintritt in sein Amt änderte sich großentheils das bisherige römische System. Zuvor dankte man den Kaisern, daß sie der römischen Kirche Hirten zugesandt; nun sah man es als die gewaltsamsten Eingriffe in die Kirchenfreiheit an. Die Verordnung Nicolaus' II. wegen der Papstwahl, und die mit der Verordnung sogleich verbundene Vollstreckung, indem Alexander II., des Nicolaus Nachfolger, ohne Einstimmung des kaiserlichen Hofes gewählt und conferirt worden, wie auch die Verbindungen mit den Normännern, von denen wir noch hören werden, waren sein Werk. Auch die größten Erz- und Bischöfe bewarben sich mehr um die Gunst des Archidiakons, welcher im Schreiben seinen Namen vor des Papstes an die Seite setzte, als des Papstes. Sein eigner Freund, der berühmte Kardinal Peter Damiani, drückt sich in einem Schreiben an ihn folgendermaßen aus: „Ich

„bitte übrigens ganz demüthig meinen heiligen Nathan, daß er nicht „so sehr gegen mich wüthe, und daß sein ehrwürdiger Hochmuth nicht „so lange auf mich drein schlage, sondern endlich einmal gesättigt, ge„gen seinen Knecht sanftmüthig rede.“ Dieses schreibt zwar Damiani unter dem Deckmantel eines freundschaftlichen Scherzes; indeß kann es doch ungemein belehrend sein in Ansehung des Charakters des Gregorius. Derselbe Damiani schreibt ferner: „Der Eine (Papst) sei ihm mit „der Leutseligkeit eines Vaters begegnet, der Archidiakon habe ihm mit „einem feindlichen Gezänk erschrecklich gedroht; der Eine beleuchte ihn „wie die Sonne durch den Glanz ihres warmen Schimmers, der An„dere trockne ihn wie ein wüthender Nordwind durch sein ungestümes „Blasen aus.“ Man muß sich daher nicht wundern, daß eine allgemeine Bewegung entstanden, als die Nachricht nach Deutschland gekommen, daß Gregorius Papst geworden, besonders da er noch in seinem Privatstande öfters gedroht, er wolle diese und jene Nationen bändigen, diese und jene ihren Hochmuth demüthigen. Die Bischöfe insonderheit fürchteten sich, daß nicht Gregorius als ein Mann von einer heftigen Gemüthsart, wie sich Lambert ausdrückt, und von einem großen Eifer einstens schaute Rechenschaft von ihnen fordern dürfe. Sie gingen daher insgesammt den Heinrich an, daß er die Wahl, die ohne sein Vorwissen geschehen, als nichtig erklären sollte, mit dem Beisatz, daß, wenn er diesem Mann nicht Einhalt thun würde, es Keinem übler bekommen würde als ihm. Man schickte auch wirklich den Grafen Eberhard von Sinna des Hofes nach Rom, um die Römer zu fragen, warum sie gegen den Gebrauch der vorigen Zeiten einen Papst gemacht hätten, ohne den Kaiser zu fragen. Gregorius entschuldigte sich, daß ihn das Volk gezwungen, das Papstthum anzunehmen; er sei aber keineswegs dahin zu vermögen gewesen, sich ordiniren zu lassen, ehe er die Einwilligung des Kaisers und der deutschen Fürsten erhalten. Mit dieser Entschuldigung ließ sich der Hof begnügen, und erlaubte, daß Gregorius ordinirt wurde. Er nahmte demnach wenigstens noch das Bestätigungsrecht des Kaiser in Ansehung der Päpste, welches seine Nachfolger so wie die Rechte des Kaiser bei den Wahlen auf die Seite gesetzt haben.

Wegen seinem berühmten Decret wegen der Investituren, wodurch er [illegible] alle Monarchen aufbringen mußte, hielt er im ersten Jahre noch [illegible], hingegen erneuerte er die Decrete gegen die Simonie und Priesterehe, die schon Alexander II. und Andere seiner Vorfahren hatten machen lassen. Vermöge dieser Decrete excommunicirte er die Räthe [illegible] als der Simonie schuldig, ließ auch nicht nach, ihn in Brie-

ſen zu ermahnen, dieſe Räthe von ſich zu ſchaffen. Dem Biſchof Anſelm von Lucca rieth er, die Inveſtitur nicht von ihm zu empfangen, bis er, wegen ſeines Umganges mit Excommunicirten, Gott werde Genugthuung gegeben haben, und auf ſolche Art Friede mit dem Papſt haben könne. Hier geſchieht noch keine Meldung, daß die Inveſtituren etwas an ſich Unerlaubtes ſeien. In dem ſchon angeführten ſcharfen Schreiben gegen den König Philipp eifert er ebenfalls nur gegen die Simonie, nicht gegen die Inveſtituren. Gregorius ſah ſich erſt um, wie weit er ſich in das Waſſer wagen dürfe, und wer weiß, ob ohne die in Deutſchland ausgebrochenen Gährungen ſeine Decrete gegen die Inveſtituren jemals zum Vorſchein gekommen, oder die Vollſtreckung davon ſo ernſtlich würde betrieben worden ſein. Wenigſtens machte er ſich hierüber mit den übrigen Monarchen in der Folge nicht ſonderlich viel zu ſchaffen, ſondern hielt ſich meiſtens nur an Heinrich, der als Kaiſer zwar einen großen Namen, aber wenig reelle Macht hatte, und von allen Seiten mit öffentlichen und heimlichen Feinden umgeben war. Man findet nicht, daß die erſte Bekanntmachung ſeiner Decrete, die im zweiten Jahr ſeiner Regierung geſchah, viel Aufſehen in Europa gemacht. Die Fürſten fuhren fort zu inveſtiren, und Gregorius ermahnte den Heinrich nur in Privatſchreiben, ſeine Räthe von ſich zu ſchaffen. Als die Erbitterung zwiſchen ihm und den Sachſen immer ärger wurde, und dieſe ihre Klagen bei Gregor anbrachten: that er endlich einen Schritt, der in ſeiner Art der einzige iſt. Er ſchickte nämlich Geſandte nach Deutſchland, die dem Heinrich bedeuten mußten, daß er in der nächſten Faſten zu Rom ſich vor dem Synod ſtellen, und dort ſich verantworten ſolle, wegen der Verbrechen, die ihm zur Laſt gelegt würden; ſonſt ſollte er wiſſen, daß er ohne allen Verſchub durch den apoſtoliſchen Bannfluch aus der Kirche werde verſtoßen werden.

Nichts konnte für Heinrich unerwarteter ſein als ein ſolches Anſinnen. Die Meinung, daß der Papſt es ihm könne, war nach und nach aus jener Gerichtsbarkeit über die Sitten der Weltlichen, die Pipin und Karl den Biſchöfen beigelegt, entſtanden, indem die Päpſte auf die Souverains ſelbſt anwandten, was die Biſchöfe in Anſehung ihrer Untergebenen thaten. Man hat ſogar einige Spuren, daß Alexander II. ohne Zweifel auf Anrathen Gregors ſchon etwas dergleichen verſucht. Um aber die Sache mit Ernſt zu betreiben, dazu wurde allerdings ein Mann erfordert, wie Gregorius war. Heinrich ſeinerſeits ward mehr zornig als furchtſam dadurch gemacht. Das leichteſte Mittel, aus dem Handel zu kommen, glaubte er, ſei, wenn er ſich eines ihm ſo ab-

holden Mannes durch die Absetzung desselben entledigte. Wenn sein Vater mit drei Päpsten auf einmal es zu Stande gebracht, so glaubte er um so eher über Einen Meister zu werden. Er berief daher die deutschen Bischöfe nach Worms, wo sich auch ein von Gregor abgesetzter Kardinal, Hugo Blancus mit Namen, einfand, und verschiedene Anklagen gegen Gregor vorbrachte. Nach einiger Widersetzlichkeit der Bischöfe von Metz und Würzburg wurden sie einig, daß Gregor für keinen rechtmäßigen Papst zu halten sei, und kündigten ihm auch den Gehorsam auf, was sie auf Heinrichs Verlangen schriftlich unterzeichneten. Er seinerseits wollte das nächste Jahr nach Italien gehen, um diese Absetzung geltend zu machen. Er hielt auch Wort. Daß es aber in einer so elenden Figur geschehen würde, hätte er sich damals nicht träumen lassen. Man schickte indeß Gesandte mit Schreiben an die Römer und den Papst, die ihnen das, was zu Worms vorgegangen, ankündigen sollten.

Die Citation, die Gregor an Heinrich hatte ergehen lassen, war etwas Neues. Der Schritt, den er that, als die Nachricht von dem, was zu Worms vorgegangen, einlief, war noch unerhörter. Gregor versammelte ebenfalls ein Concilium, und, anstatt Heinrich nur zu excommuniciren, wie er zuvor gedroht hatte, that er folgenden Ausspruch: „Von Seiten des allmächtigen Gottes — untersage ich dem König Heinrich, dem Sohn des Kaisers Heinrich, der sich gegen die Kirche mit einem unerhörten Hochmuth aufgelehnt hat, die Regierung des deutschen und italienischen Reiches, und spreche alle Christen von dem Eid los, den sie ihm geleistet, oder noch leisten werden, und verbiete, daß ihm Jemand als König diene — und anstatt des H. Peters belege ich ihn mit dem Bannfluch, und zwar so, daß die Völker erfahren sollen, daß Petrus der Fels sei, auf den der Sohn Gottes seine Kirche gebaut." Der Eindruck, den dieses Verfahren in Deutschland machte, war ganz verschieden, nachdem die Gemüther in einer verschiedenen Fassung waren. Die Sachsen vernahmen es mit Herzensluft. Auf solche Art ward auf einmal ihre Privatfeindschaft die Sache Gottes und seiner Kirche. Aus Rächern ihrer eignen Unbilde wurden sie in Vertheidiger der Rechte des H. Peters verwandelt, und für dasjenige, was ihnen doch noch selbst manchmal verdächtig vorkommen mußte, hatten sie großen Lohn im Himmel zu gewarten. Ihr gewöhnliches Feldgeschrei war daher von dieser Zeit an: Heiliger Peter! „Dem Haß dieses Heinrichs," so schrieb selbst in der Folge ein deutscher Landgraf, „bringen wir Gott „als ein großes Opfer dar, und sagen mit dem Psalmisten: Herr! habe

„ich nicht diejenigen gehaßt, die Dich haſſen? Einen vollkommenen Haß „habe ich gegen ſie, ſie ſind meine Feinde.“

Niemand war mehr betroffen als die Biſchöfe. Da Gregorius bereits im vorigen Jahre durch die Abſetzung des Biſchofs Hermann von Bamberg einen Verſuch ſeiner Gewalt gemacht hatte, der ihm auch gelungen, zitterten ſie nun faſt alle, und ihre Infuln wankten. Die Meiſten ſuchten ſich ſo gut mit dem Papſt auszuſöhnen, als ſie konnten; und Gregorius hatte ſogar das Vergnügen, daß er gleich des andern Tages, als ihm durch das kaiſerliche Schreiben ſeine Abſetzung angekündigt ward, Schreiben von verſchiedenen Biſchöfen erhielt, die ihn wegen des Vorgegangenen um Verzeihung baten. Einige jedoch, beſonders die namentlich excommunicirt waren, widerſetzten ſich, und behaupteten, die Excommunication ſei ganz ungültig und geſetzwidrig; man habe ſie weder gehört, noch eines Laſters überführt, und dergleichen.

Die oberländiſchen Fürſten, beſonders der Herzog Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern und Berthold von Kärnthen, die Heinrichen ohnehin im Herzen nicht geneigt waren, hielten, durch die päpſtliche Excommunication angefriſcht, verſchiedene Zuſammenkünfte, und gingen förmlich mit der Abſetzung um. Auf der Verſammlung in der Gegend von Oppenheim ſagen ſie: „Wir haben zeither ſo viel Ungemach ertra„gen, weil wir unſern Eid nicht brechen wollten, und damit wir nicht „an der Seele Schaden litten, da wir unſere Ehre bewahren wollten. „Nun aber, da Heinrich ſeiner Laſter wegen durch den päpſtlichen Bann „von der Kirche getrennt, da wir nicht einmal Gemeinſchaft mit ihm „haben dürfen, ohne uns ſelbſt der Gefahr auszuſetzen, die Gemein„ſchaft der übrigen Gläubigen, ja den Glauben ſelbſt zu verlieren, da „unſere Treue und Pflichten, womit wir ihm zugethan waren, „durch den Papſt aufgehoben ſind: ſo wäre es in der That der höchſte „Grad von Narrheit, wenn wir dieſe von Gott ſelbſt uns zugeſchickte „Gelegenheit nicht mit beiden Händen ergriffen, und was wir ohnehin „ſchon lange vorgehabt, bei ſo ſchicklicher Zeit nicht ausführten, da „menſchliche und geiſtliche Geſetze es verſtatten, da Zeit und Ort uns „dazu einladen, und Alles, was nur immer günſtig ſein kann, vorhan„den iſt.“

Heinrich, für ſich ganz unbeſorgt über das, was zu Rom vorgegangen, oder noch vorgehen könnte, ging von Worms nach Sachſen zurück, baute ſeine Schlöſſer wieder auf, plagte die Einwohner, und machte ſie auf das Neue ſchwierig. Da die Biſchöfe Dasjenige gutge-

heißen, was er zu Worms gethan, glaubte er auch, sie würden ihm verfechten helfen, was dort geschehen, und ihr Beispiel würde ihm auch die weltlichen Fürsten zugethan erhalten. Da er fast alle sächsischen Fürsten und Großen noch in seiner Gewalt hatte, glaubte er, das Volk würde sich nicht unterstehen, nur das Mindeste gegen ihn zu unternehmen. Allein die Söhne des Grafen Gero, die sich noch vor der Unterwerfung der Fürsten aus dem Lande geflüchtet, waren indeß zurückgekommen, und fingen neue Unruhen an. Zu Diesem kam noch, daß die Bischöfe und übrigen Fürsten mehrere der ihnen anvertrauten sächsischen Fürsten auf freien Fuß stellten, weil sie glaubten, sie wären vermöge des päpstlichen Bannes nicht mehr schuldig ihm Wort zu halten. Unter Anderm kam auch der Bischof Bucco von Halberstadt wieder gegen alles Verhoffen in Sachsen an. Heinrich wollte diesen unruhigen Bischof gar aus Teutschland hinausschaffen, und seiner Schwester, der Königin von Ungarn, zur Verwahrung übergeben; man hatte ihn auch schon zu Schiffe auf die Donau gebracht. Unterwegs verlangte er, man solle ihn in einer an dem Wasser gelegenen Kapelle seine Andacht verrichten lassen. Die Wächter gestatteten Solches, und Bucco stieg auf das zuvor schon bestellte Pferd, und ritt davon. Um einer weitern Empörung Einhalt zu thun, suchte nun Heinrich die noch gefänglich aufbehaltenen übrigen Bischöfe und Großen durch gute Worte zu gewinnen, und setzte sie selbst in Freiheit. Da er aber, gegen das Anrathen des Herzogs Otto, wider die bereits Empörten Gewalt brauchen wollte, trat auch Otto auf ihre Seite, dessen Beispiele alle Uebrigen folgten.

Und was das Schlimmste war, so hatte sich die Verschwörung gegen ihn nun in ganz Oberdeutschland ebenfalls verbreitet. Alles wollte einen andern Herrn haben; Alles war gegen ihn aufgebracht, so daß Heinrich auf einmal von seiner eingebildeten Höhe tiefer herabsank, als er jemals gestanden. Auf der nur erst erwähnten Versammlung zu Tryenheim ward ihm noch endlich zur Gnade gestattet, daß seine Sache dem Papst, den man ersuchen würde, auf nächste Lichtmeß nach Augsburg zu kommen, zur Beurtheilung sollte übergeben werden; wenn er innerhalb einer Jahresfrist nicht von dem Bann würde losgesprochen sein, sollte ohne Verzug zu einer neuen Königswahl geschritten werden. Indeß bis der Papst kommen würde, solle er sich ruhig zu Speier halten, ohne einige Ausübung der königlichen Gewalt.

Man kann sich schwerlich eine grausamere Lage denken als die, in welcher Heinrich war. Er war zu sehr verlassen, um sich gegen seine Feinde mit Gewalt schützen zu können. Sogar seine wenigen Freunde,

die Bischöfe von Bamberg, Straßburg, Basel, Speier, Lausanne, Zeitz und Osnabrück, die, ungeachtet der Excommunication, ihm fest anhingen, nebst dem berühmten Ulrich von Gosheim und dem Grafen Eberhard, hatte er entlassen müssen, weil sie selbst auch excommunicirt waren. Sollte er die Ankunft des Papstes abwarten: so konnte er sich nichts anderes vorstellen, als daß er seine Krone und zwar mit Beschimpfung und Unehre vor den Augen der ganzen Welt verlieren werde.

In diesen Umständen faßte Heinrich einen Entschluß, der, so erniedrigend er auch war, dennoch durch Verzweiflung eingeflößt, und mit einer erstaunlichen Entschlossenheit und Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten ausgeführt, das Vorhaben seiner Feinde rückstellig machte. Er ging nämlich selbst nach Italien, um von seiner Excommunication noch vor dem Verlauf eines Jahres loszukommen, es möchte kosten, was es wollte. Eben dieses fürchteten die Fürsten am meisten, und hatten zu diesem Ende alle Pässe verlegt. Heinrich mußte daher die Reise über Savoyen machen. Und da wollte ihm seine eigene Schwiegermutter den Durchzug nicht verstatten, bis er ihr fünf italienische Bisthümer abgetreten, was endlich durch Einräumung eines Stück Landes in Burgund verglichen ward. Da es eben Winter war, war die Reise über die savoyischen Gebirge eine der beschwerlichsten, die sich denken läßt. Die Kaiserin selbst mußte in eine Ochsenhaut gewickelt von den mit Schnee und Eis bedeckten Bergen herab geschleift werden. Von den Italienern ward er mit mehr Ehrerbietung empfangen, als er geglaubt hatte, indem sie schon lange auf seine Ankunft gewartet. Sie waren auch nicht abgeneigt, ihm zu helfen, wenn er den Papst abzusetzen käme. Allein Heinrich war zu voll von demjenigen, was ihm in Deutschland begegnet, als daß er sich um ihre Gesinnungen genau hätte erkundigen können. Nichts lag ihm im Sinne, als nur von seinem Bann losgesprochen zu sein.

Gregorius war eben auf dem Wege nach Deutschland. Die Vorstellung, daß er nun über den ersten Herrn der Christenheit den Richter machen, und daß dessen ganzes Schicksal, Krone und Scepter von ihm abhängen solle, war viel zu schmeichelhaft, daß er nicht hätte suchen sollen, sie zur Wirklichkeit und Ausführung zu bringen. Eben daher war Heinrichs Ankunft in Italien äußerst unverhofft für ihn. Da er wohl wußte, wessen er sich zu den Italienern zu versehen, wenn sie einen entschlossenen Anführer hätten, so war ihm gar nicht wohl bei der Sache. Das Erste, was er nun that, war wenigstens seine Person in Sicherheit zu stellen, wenn Heinrich etwas gegen ihn unternehmen

ſollte. Er begab ſich daher ſeitwärts nach Canoſſa, einer Feſtung, die der berühmten Mathilde gehörte, einer Erbtochter des reichen italieniſchen Markgrafen Bonifacius und der Beatrix, die zum zweiten Gemahl den lothringiſchen Herzog Godfrid zu ſo großem Mißfallen Heinrichs des Dritten genommen hatte. Mathilde war in der That eine Prinzeſſin, die in manchen Stücken über ihr Geſchlecht ſchien erhaben zu ſein; in andern aber den Tribut der ihm anklebenden Schwäche um ſo reichlicher zahlte. Gregorius hatte ſich ſchon zuvor um ihre Freundſchaft beworben, und es auch ſo weit gebracht, daß ſie ſich ſeiner geiſtlichen Führung ganz überließ, und ihm ſogar verſprochen hatte, den h. Peter und in ihm den Gregorius eben ſo zu lieben, als Paulus Chriſtum geliebt. Gregorius betheuerte ihr hingegen, daß er auf keinen Fürſten in der Welt ein ſolches Vertrauen ſetze als auf ſie. Was konnte ſchmeichelhafter für ein andächtiges Frauenzimmer ſein? Aber noch nicht genug! Er wußte auch, daß Perſonen ihres gleichen nicht immer geleitet ſein wollen, ſondern daß ſie auch leiten wollen. Er zog daher von dieſer Seite Vortheil, und fragte ſie in ſeinen eigenen Angelegenheiten um Rath. Man kann ſich nun leicht vorſtellen, wie ſie den Gregorius, der bei ihr Zuflucht ſuchte, werde aufgenommen haben.

Heinrich wandte ſich zuerſt an dieſe Prinzeſſin, ſeine nahe Blutsfreundin, und erſuchte ſie um ihr Vorwort bei dem Papſt, was ihm auch Mathilde zuſagte. Gregor wollte Anfangs nichts von einer Unterredung oder Ausſöhnung mit Heinrich wiſſen, ſondern ſeine Sache in Teutſchland abgethan haben, als wohin er noch immer zu reiſen verlangte; endlich aber geſtattete er, daß man ihn zu Canoſſa einließ, jedoch in der Kleidung eines Büßenden, das iſt, in einem wollenen Hemde und mit bloßen Füßen. Hinter ihm ward die Pforte ſogleich geſchloſſen; und nun befand er ſich im äußerſten Hofe des Schloſſes ganz allein in dem erſt beſchriebenen Aufzug, und ohne zu wiſſen, was ſein Schickſal ſein werde. Drei Tage lang ließ man ihn warten, ohne daß er vor den Papſt kommen konnte. Alles in dem Schloß ward gerühret; Gregorius ſchreibt ſelbſt, die Anweſenden hätten ihm in das Geſicht geſagt, ſein Betragen ſehe eher einer tyranniſchen Wildheit und Grauſamkeit als einer apoſtoliſchen Ernſthaftigkeit gleich. Mathilde bat mit heißen Thränen, der Papſt ſolle ſich erweichen laſſen, und Heinrich verlangte, man ſolle ihm wenigſtens die Rückkehr verſtatten. Am vierten Tage endlich ließ ihn der Papſt vor, und ſprach ihn von dem Bann los, jedoch mit der Bedingung, daß er an dem Tag und Ort ſich einfinden ſolle, den man ihm anberaumen werde, um zu hören, ob er

König bleiben ſolle oder nicht, daß er ſich indeß der königlichen Ehrenzeichen enthalten, keine königliche Gewalt ausüben, keine Einkünfte als die zu ſeinem Unterhalt höchſt nöthigen beziehen, ſeine Unterthanen von ihrem Eid und Pflicht entledigt halten, ſeine excommunicirten Räthe entlaſſen, und nicht wieder zu ſich nehmen, dem Papſt, wenn er als König ſollte beſtätigt werden, Gehorſam leiſten, und ſofort, wenn er etwas davon nicht halten werde, wieder excommunicirt ſein ſolle. Lauter Bedingungen, von denen leicht vorauszuſehen war, daß ſie Heinrich nicht halten werde. Den ſächſiſchen Geſandten, die die Losſprechung zu hintertreiben ſuchten, ſoll er ſogar geantwortet haben: Seid nur ohne Sorge; Ich gebe ihn Euch zurück ſchuldiger, als er zuvor war. Dieſe Aeußerungen kommen mir aber nicht wahrſcheinlich genug vor. Die deutſchen Biſchöfe und weltlichen Herren von ſeinem Gefolge wurden in beſondern Zellen eingeſperrt, und mußten erſt nach der Vorſchrift des Gregorius faſten, ehe ſie die Abſolution erhielten.

So demüthigend dieſer Auftritt für Heinrich war, ſo vortheilhaft war er doch für ihn. Nur mußte er ſich erſt mit den gegen ihn aufgebrachten Italienern ausſöhnen. Er ſah nämlich mit größtem Erſtaunen, daß dieſe ihn nicht mehr für ihren Herrn erkennen wollten, weil er ſich vom Bann hatte losſprechen laſſen; da die Deutſchen ihn nicht mehr erkennen wollten, wenn er nicht in einer gewiſſen Zeit würde losgeſprochen ſein. So verſchieden können die Urtheile der Menſchen über einerlei Sache ausfallen. Ein dem ſeinigen ähnliches Schickſal der Erzbiſchöfe von Mailand und Ravenna, wie auch der meiſten lombardiſchen Biſchöfe, die theils ſchon excommunicirt waren, theils täglich es beſorgen mußten, hatte ihm Freunde verſchafft an einem Ort, wo er es am wenigſten vermuthet hätte. Allein nun, da er ſich mit dem Papſt verſöhnt, ſagten ſie ihm ins Geſicht, daß ſie ſich in ihrer Erwartung ganz betrogen; und, weil er doch nun einmal das Anſehen ſeiner Krone und das Beſte der Kirche durch ſein niederträchtiges Betragen verrathen hätte, wollten ſie ſeinen, obwohl noch minderjährigen Prinzen zum König wählen, mit ihm nach Rom ziehen, den wegen der Simonie, Todtſchläge und Ehebrüche berüchtigten und des Papſtthums unwürdigen Gregorius abſetzen, und einen Papſt wählen, der ſeinen Sohn anſtatt ſeiner zum Kaiſer krönen ſolle.

Heinrich ſah ſich dadurch in eine ganz andere Welt verſetzt; doch wußte er ſich bald in die Denkungsart der Italiener zu finden, die nur zu ſehr mit der ſeinigen übereinſtimmte. Er ſchob dasjenige, was er gethan, auf die Untreue der deutſchen Fürſten, die ihn zu einem ſolchen

Schritt gleichsam genöthigt, und versprach ihnen unter der Hand, so wenig von demjenigen, was er dem Papste zugesagt, zu halten als möglich. Seine ehemals entlassenen Freunde, als der Erbischof Liemar von Bremen, der Bischof Eppo von Zeitz, Benno von Osnabrück, die beiden Burkard von Basel und Lausanne, Ulrich von Gosheim, Eberhard und Berthold fanden sich alle nach und nach wieder bei ihm ein, und das Band ward jetzt enger geknüpft, als es zuvor war. Dem Gregorius gab er jedoch äußerlich noch immer gute Worte; verlegte ihm aber den Weg, so daß er weder nach Deutschland, noch zurück nach Rom kommen konnte. Den Fürsten nach Deutschland schrieb er, daß er so viele und wichtige Reichsangelegenheiten in Italien zu besorgen habe, daß er unmöglich auf dem zu Augsburg angesetzten Reichstag erscheinen könne.

Ueber diese unerwartete Wendung, die Heinrichs Sachen genommen, ward den Letztern die Zeit so lang, daß, nachdem sie zur Genüge sahen, daß sie getäuscht wären, sie endlich auf das nächste Frühjahr eine Zusammenkunft nach Forchheim in Franken ansagten, wo sie den Herzog Rudolph von Schwaben im Beisein eines päpstlichen Legaten zum König wählten. Nun ward endlich Heinrich genöthigt, Italien zu verlassen. So verzweifelt seine Sachen aussahen, so ging doch Alles besser, als man vermuthet hatte. Seine ehemaligen Freunde, die sich von dem ersten Schrecken der Excommunication erholt hatten, fanden sich ungemein zahlreich bei ihm ein, so daß er, gleich bei dem ersten Einritt in Deutschland, den Rudolph, der ihm bis an den Neckar entgegen gegangen war, nach Sachsen zurück nöthigte. Mit ihm mußten auch die meisten Bischöfe in Schwaben, Franken und an dem Rheinstrom, die es mit Rudolph hielten, entweder nach Sachsen wandern, oder sich in Schlupfwinkeln und Festungen verkriechen.

Chronologischer Leitfaden

von 1075 — 1095 n. Chr. G.

N. n. Chr. G.

1077 — 1080 Schlachten bei Langensalza, Heinrich IV. und die Sachsen. — Bei Mellrichstadt, Heinrich IV. — Sachsen und Rudolf von Schwaben (als Gegenkaiser). — Bei Fladenheim, Heinrich IV. — Sachsen und Rudolf von Schwaben. — Bei Mellen an der Elster, Heinrich IV. — Sachsen und Rudolf von Schwaben.

1080 Rudolf von Schwaben stirbt.

J. n. Chr. G.
1084 Karthäuser durch Bruno von Köln.
1085 Gregor VII. abgesetzt, stirbt zu Salerno.
1090 Handlungsgesellschaften. — Zünfte. Victor II. Papst.

Das Morgenland. Vorbereitungen zu den Kreuzzügen. Schicksale der ersten Kreuzfahrer*).

So wie das Christenthum in den Gemüthern Eingang fand, erzeugte sich auch die Liebe zu seinem Stifter und die Verehrung der Stadt und des Landes, wo er geboren ward, lehrte und für das Heil des Menschen starb. (300 bis 614.) Denn alles Geistige will ein Aeußeres haben, woran es sich hängt, wodurch es sich bindet und befestigt; es ist und bleibt ein ertödtendes Bemühen, dem Einen oder dem Andern ein selbstständiges Reich zu errichten, und es getrennt oder gar feindlich dem Zweiten gegenüber zu stellen. Aus solchen Gründen entstanden die Wallfahrten nach dem heiligen Lande; und nichts bedarf einer Rechtfertigung, was sich natürlich aus dem menschlichen Gemüthe entwickelt, und heilsam darauf zurückwirkt.

Schon Konstantinus ließ als erster christlicher Kaiser in Jerusalem eine prachtvolle Kirche des heiligen Grabes aufführen; seine Mutter Helena wallfahrtete in hohem Alter dahin, und ihrem Beispiele folgten Viele während der römischen Herrschaft. Diese ward zuerst durch die Eroberungen des Königs von Persien Kosroes III. unterbrochen, welcher auf einer Seite bis zum Hellespont, auf der andern bis nach Aegypten vordrang, Jerusalem im Jahre 614 einnahm, und Mord und Zerstörung verbreitete, bis es dem Kaiser Heraklius gelang ihn zurückzuschlagen.

Von größern Folgen war es, als die Feldherren des Kalifen Omar, Abu Obaida und Chaled, das Schwert Gottes genannt, im Jahre 636 ganz Syrien eroberten und Jerusalem belagerten. (636 bis 800.) Der Ehrfurcht vertrauend, welche auch die Muhamedaner vor dieser heiligen Stadt hegen, verlangten deren Bewohner, daß man ihnen nicht allein jede Begünstigung zugestehe, welche benachbarten Orten bewilligt worden sei, sondern daß der Kalif selbst erscheine, und

*) Aus: Friedr. v. Raumer: Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Leipz. 1823. B. I. S. 30—59.

zu größerer Sicherheit die Vertragsentwürfe bestätige. Omar ließ Ali als Stellvertreter in Medina, empfing persönlich die Schlüssel Jerusalems, und sorgte gewissenhaft für die Erfüllung aller Versprechungen. Zwar entband man die Stadt nicht von jeder, aber doch von mancher Zinszahlung, und überhaupt war die Steuerrolle für das ganze Reich mit großer Billigkeit entworfen; zwar bekümmerte der Verlust christlicher Herrscher, allein ungeachtet der höchsten Begeisterung für Muhameds Lehre verstattete der Kalif dennoch christlichen Gottesdienst, und stellte den Tempel wieder her, welchen Titus zerstört hatte. Nach 500 Jahren bewunderte man noch diesen Bau, und arabische Inschriften nannten den Urheber, den Betrag der Kosten und die Zeit der Errichtung.

Die Lage der Christen blieb aber nicht gleich zu den verschiedenen Zeiten des Kalifats: günstiger als je wurden sie behandelt unter der Regierung Harun al Raschids; denn sein Gemüth und Freundschaft für Karl den Großen verstatteten keinen Druck. Auch hatten die Araber damals die höchste Bildung erlangt, deren sie überhaupt fähig waren. Der Reichthum eines glänzenden Hofes, die Herrschaft über so viele Länder, ein nach allen Weltgegenden noch über jene Länder hinaus verbreiteter Handel, mußten die Ansichten und Kenntnisse erweitern, und die Wissenschaft befördern. Allein die freie Wirksamkeit kleiner Staaten, die unabhängige Kraft einzelner sich selbst treibender Männer, hat stets mehr gewirkt, als reichliche Spendungen der Herrscher; und außerdem ist der Muhamedanismus einseitig in Bezug auf die Wissenschaften, und feindlich gegen die Kunst; langsamer regte sich der Geist des Abendlandes; aber was hat er nicht geleistet!

Harums Söhne waren allerdings fähiger zu herrschen als ihr Zeitgenosse Ludwig der Fromme; durch die von ihrem Vater angeordnete Theilung des Reiches entstanden jedoch, wie im karolingischen, innerliche Kriege und Schwächungen; auch die Herrschaft der Abassiden nahte sich dem Untergange. (800 bis 933.) Neunzehn Kalifen dieses Stammes vereinten während 180 Jahren, von 750 bis 933 nach Christus, die weltliche und geistige Herrschaft der arabischen Welt. Sie verloren allmälig die erste, weil dem Volke nicht mehr der heilige Krieg als höchstes Gesetz Muhameds erschien, sondern Reinlichkeit, Gebet, Almosen, Fasten und die Wallfahrt nach Mekka. Sie beförderten selbst die allgemeine Auflösung durch eine kraftlose Regierung und durch Eigennutz; sie bereiteten sich gefährliche Feinde, indem sie viele Landschaften dem besten Zahler verpachteten, welcher sich dann nicht nach

Willkür verdrängen ließ. Zuletzt sollten türkische Söldner die verlorene Macht wieder gewinnen helfen; allein jedes Reich ist in Todesgefahr, sobald es sich durch fremde Kräfte zu erhalten sucht, und nach der größten innern Umwälzung kann ein Volk eher verjüngt hervorgehen als nach einem von außen herbeigeführten Sturze. Auch löſete sich das große Reich der Kalifen nicht, wie das abendländische Karls des Großen, in selbstständige Theile auf, sondern es zerfiel: jeder Versuch einer neuen festen Begründung ward von eindringender Gewalt vereitelt, und die Geschichte der nächsten Jahrhunderte zeigt in raschem Wechsel das Aufblühen und den Sturz von mehr als funfzig Herrscherstämmen, Niemals aber entwickelte sich bei diesen zahllosen Umwälzungen unter den Arabern freibürgerlicher Geist; sie ahneten nicht, daß die unbedingte Alleinherrschaft durch Hinzufügung ständischer Rechte und Formen veredelt werden könne; sie glaubten im Morden ihrer Zwingherrn eine Hülfe zu finden, und setzten doch andere an deren Stelle, welche, wo möglich, noch argwöhnischer und grausamer waren.

Als der neununddreißigste Kalif seit Muhamed, der zwanzigste aus dem Hause der Abassiden, Al Rhadi Moktaders Sohn, unvermögend den Parteien zu widerstehen (933 nach Christus, 300 Jahre nach Hedschra, 183 Jahre nach Erhebung des Hauses Abbas), die höchste Gewalt und alle Einnahmen des Reichs dem Statthalter von Bassora, Ibn Rajek als höchstem Emir übertrug, war fast alle Herrschaft schon in den Händen anderer Geschlechter. (933 bis 1000.) Nur die geistliche Gewalt, welche unbedeutend und nie von abendländischer Wirksamkeit war, blieb den Kalifen. Die Geschichte ihrer Wollüste und ihrer Armuth, ihrer Predigten, Gebete und religiösen Streitigkeiten verdient hier keine Erwähnung. Ungleich wichtiger ist dagegen die Geschichte der einzelnen Herrscherstämme, und weil zwei derselben, die Fatimiden und die Seldschuken, auf die später erzählten Begebenheiten den größten Einfluß hatten, so muß hier umständlicher von ihnen gesprochen werden.

Im Anfange des zehnten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung begründete Abu Muhamed Obaidalla (der gemeinen Meinung nach ein Abkömmling des Ali und der Fatime) die Herrschaft der Fatimiden im nordwestlichen Afrika. Unter seinem Sohne Kajem und seinem Enkel Mansur vergrößerte sich das Reich, erhielt aber erst unter Moez, dem Sohne Mansurs, die höchste Ausdehnung. Dessen Heere fochten in Italien und Sicilien gegen die Griechen und Deutschen, in Spanien gegen die Ommyaden; sie drangen in Westafrika bis zum

Weltmeere, eroberten Aegypten im Jahre 968 von den Thagagiden und ſpäter ſogar Mekka, Medina und einen großen Theil von Syrien und Paläſtina. Moez erkannte als Alldenur den Ali als rechtmäßigen Nachfolger Muhameds an, und verfluchte die drei erſten Kalifen; er führte in der von ihm erbauten Stadt Kairo Kirchengebräuche ein, welche von denen in Bagdad abwichen, und blieb aus religiöſen und Staatsgründen ein ſteter Feind der ſunnitiſchen Abbaſiden. Deshalb hielt er ſich auch durch die günſtigen, von ihnen den Chriſten ertheilten Verſprechungen nicht für gebunden; doch war ſein Sohn Aziz, unter dem die Macht der Fatimiden ungeſchwächt blieb, duldſam gegen alle Religionsbekenner, ja ſein Geheimſchreiber war ein Chriſt, und ſein Schatzmeiſter in Syrien ein Jude. Hakem, des Aziz Sohn und Nachfolger, ein Zeitgenoſſe Otto's III. und Heinrichs II., wüthete deſto unverſtändiger gegen Einheimiſche, Fremde und gegen alle Religionsparteien, er zerſtörte die Auferſtehungskirche in Jeruſalem, und unterſagte bei ſchwerer Strafe allen chriſtlichen Gottesdienſt (1000 bis 1043). Da verſchworen ſich endlich einige Heerführer und ſogar ſeine Schweſter wider ihn, und erhoben ſeinen Sohn Taher, welcher ſogleich die Herſtellung jener Kirche und des Gottesdienſtes erlaubte. Konſtantinus Monomachus, der griechiſche Kaiſer, ſandte den Chriſten Geld und Künſtler zur Unterſtützung. Taher heilte durch eine funfzehnjährige löbliche Regierung manche Wunde des Fatimidiſchen Reichs: unter ſeinem Sohne Moſtanſer verlor hingegen daſſelbe an Umfang und Macht, und Moſta Abul Kahem, welcher im Jahre 1094 (ein Jahr vor dem Ausbruche der Kreuzzüge) den Thron beſtieg, war nicht im Stande die vielen vorhandenen Uebel ſogleich abzuſtellen.

Noch weit ausgebreiteter als die Herrſchaft der Fatimiden war die der Seldſchuken. Im Oſten und im Nordoſten des kaſpiſchen Meeres zogen türkiſche Stämme umher mit Pferden, Vieh, Sklaven und Mägden; ſie kannten keinen Ackerbau und keinen Handel, ſie trieben nur Tauſchgeſchäfte und warteten ihrer Heerden. Hatten indeß die Weiden ſchon andere Eigenthümer, ſo gaben ſie dieſen für das Benutzen derſelben gewöhnlich eine Vergütung, und brachen wieder auf, wenn es das Bedürfniß erheiſchte. Dukak und ſein Sohn Seldſchuk, tapfere Führer ſolcher Stämme dienten dem Khan der Chazaren Bizu mit Auszeichnung, bis ihm die großen Anlagen Seldſchuks gefährlich ſchienen. Zur Flucht gezwungen vereinigte dieſer bald mehre Stämme unter ſeiner Leitung, und beunruhigte von der Nordſeite des Siben her die Länder des Khans mit Erfolg. Seldſchuks Söhne mußten noch vertheidigungs-

weise verfahren; aber sein Enkel Togrulbek begann die Laufbahn eines Eroberers durch Besiegung der Gasneviten, welche die gütliche Aufnahme jener Stämme bereuten, und sie durch harte Besteuerungen zum Auswandern zwingen wollten. Zweierlei begünstigte übrigens Togrulbeks Siege: erstens, daß alle türkische Stämme, nur die Anwohner Chinas ausgenommen, den muhamedanischen Glauben annahmen; zweitens, daß der mächtige Khan der Türken Scharfeddaula sein Reich theilte und dadurch schwächte. So eroberte Togrulbek allmälig alle Länder vom Orus bis zum Euphrat, stürzte die Beduinen in Bagdad, ward hier höchster Emir, und beherrschte den Kalifen um dieselbe Zeit, als Kaiser Heinrich IV. mit Sachsen und Päpsten stritt, Robert Guiskard Apulien und Kalabrien von diesen zu Lehen erhielt, Wilhelm der Normann England eroberte, und Komnenen in Konstantinopel ihre Herrschaft antraten (1043 bis 1092).

Alp Arslan, der Neffe und Nachfolger des kinderlosen Togrulbek, machte die Okailiden in Nisibis und die Mardasiten in Aleppo zinsbar. Da erhob Romanus Diogenes der griechische Kaiser im Jahre 1070 wider ihn Krieg, verlor aber durch eine unglückliche Schlacht Heer und Freiheit, und wurde erst gegen Uebernahme sehr lästiger Bedingungen losgelassen. Die Griechen wälzten, damit ihre eigene Schwäche verdeckt bliebe, alle Schuld des Verlustes auf ihn, blendeten den Unglücklichen, und ernannten Michael Dukas zu seinem Nachfolger. Schon zitterte man in Konstantinopel vor den weitern Fortschritten der Seldschuken, als Unruhen den Sultan in die Länder jenseit des Orus riefen. Hier ließ er einen ungetreuen Diener an einen Pfahl binden, und wollte ihn mit eigener Hand strafen, aber dreimal fehlte sein Pfeil; da riß Jener verzweifelnd sich los, und stürzte dem Sultan entgegen, welcher, auf der Flucht strauchelnd, zu Boden fiel, und von Jenem tödlich verwundet ward. „Ich habe heute nicht gebetet (sprach Alp Arslan), ich habe mich beim Anblicke meines Heeres erhoben als unüberwindlich, mit Recht trifft mich die Strafe Gottes!“ — Der Sultan starb, und die Türken zerrissen den Mörder.

Unter Malek, dem größten unter allen seldschukischen Herrschern, welcher seinem Vater Arslan im Jahre 1072 folgte, wurde Kleinasien bis zu den Meeresküsten und Damaskus nebst einem großen Theile Syriens erobert, ja selbst auf Aegypten mehrere Jahre lang ein bedeutender Einfluß ausgeübt. Als der Sultan im Jahre 1092, drei Jahre vor dem Ausbruche der Kreuzzüge starb, huldigte man ihm von den Grenzen Chinas bis zum Mittelmeere und von Samarkant bis zu der

südlichen Spitze Arabiens. Die oströmischen Kaiser waren ihm zinsbar, Ruhe beglückte das Reich, Gerechtigkeit wurde gehandhabt, die Städte kamen in Aufnahme, und die Wissenschaften blühten. Gleich nach seinem Tode aber brachen innere Kriege aus, in welchen sich Brüder und Verwandte nicht schonten, und Muhamedaner unter einander aufs Aeußerste verfolgten; wie viel weniger durften Christen und Pilger auf eine irgend gemäßigte Behandlung rechnen!

In dem Maße aber als jetzt, und überhaupt seit der türkischen Herrschaft im vordern Asien, die Gefahren für die Pilger zunahmen, wuchs die Liebe zu den Pilgerungen. Denn in christlichen Ländern fanden jene überall gastfreundliche Aufnahme und sicheres Geleit; auch war man mehr als je überzeugt, daß die Wallfahrten zum Heile der Seele dienten, und als Bußübungen von großer Schuld lösten. Hierzu kam die ganz außerordentliche, selbst grobe Betrügereien übersehende Vorliebe für Reliquien aus Palästina und Jerusalem, so wie der Umstand, daß die italienischen Freistaaten, nebst den Seestädten des südlichen Frankreichs, einen wichtigen Handel nach den syrischen Küsten begannen, und die Pilger gern für einen mäßigen Lohn dahin übersetzten. Aber wenn sogar diese Meerfahrt ihnen oft den Untergang brachte, wie viel gefährlicher war da nicht der Landweg! Im Jahre 1064 zogen der Erzbischof Siegfried von Mainz, die Bischöfe Günther von Bamberg, Otto von Regensburg, Wilhelm von Utrecht, nebst vielen andern Begleitern nach Jerusalem, und erreichten die Stadt, aber nicht ohne große Gefahr und vielfachen Verlust. Ja eine schöne Aebtissin, welche den Türken in die Hände fiel, litt vor den Augen Aller so lange Gewalt, bis sie den Geist aufgab. Ein Jahr später traten 7000 Christen die Wallfahrt an, wurden aber von den Türken angefallen, und in einer Burg belagert; nur 2000 retteten ihr Leben. Graf Theodorich von Trier, welcher den Erzbischof Kuno von Köln erschlagen hatte, mußte auf Befehl des Kaisers das Land meiden, und entschloß sich zur Pilgerfahrt nach Jerusalem; allein nie hat man von ihm und den Seinen wieder gehört.

Und diejenigen, welche alle Gefahren des Weges glücklich überstanden, fanden sich zuletzt am Ziele getäuscht. Schon unter der Regierung Alp Arslans war nämlich Jerusalem und Ramla durch Joseph, einen Chowaresmier, den Fatimiden entrissen worden; Orthok, ein Führer türkischer Stämme, beherrschte mit Bewilligung von Thuthusch (einem Bruder Sultan Maleks) die heilige Stadt. Unter seinen Söh-

nen und Nachfolgern Igazzi und Sokonan nahm nun die Noth überhand und die Gewalt. Kein Altar, kein kirchliches Gefäß war den Türken mehr heilig, die Geistlichen wurden geschlagen und gestoßen, ja der Patriarch bei Haar und Bart zur Erde gerissen. Strenger als je forderte man von den Pilgern, deren Vermögen durch die Reise fast immer schon erschöpft worden, ein Goldstück für die Erlaubniß, Jerusalem zu besuchen. Die Einwohner dieser Stadt konnten nicht Jeden unterstützen; allgemein verbreiteten sich Wehklage, Elend und Mangel. Es war die höchste Zeit, daß die abendländischen Christen ihren Glaubensgenossen zu Hülfe eilten; es war ohne Zweifel ihre Verpflichtung, wenn anders Jeder Unrecht und Tyrannei abwehren soll, dem dazu die Kraft und das Geschick gegeben ist.

Um diese Zeit, im Jahre 1093, trat die Wallfahrt an Peter von Amiens, früher Einsiedler, jetzt Priester. Seine Gestalt war klein und unansehnlich, die Farbe seines Gesichts dunkel, gering das Gewand und die Füße unbekleidet. Die größte Enthaltsamkeit in Allem zeichnete ihn, selbst in jener Zeit, aus, und wenn ihm die Worte beredt von den Lippen strömten, ward auch sein Auge der Abdruck eines lebhaften Geistes. Er zahlte den Zins, und betrat die heilige Stadt; er hörte was die Christen litten, und sah selbst die tägliche Bedrückung. Da regte ihn der Geist an: er möge Hülfe schaffen und für die Rettung der Verlassenen wirken. Der Patriarch Simeon erwies: daß die zur Strafe ihrer Sünden gelähmten Kräfte der morgenländischen Christen für die Befreiung nicht hinreichten, und die entnervten Griechen binnen wenig Jahren selbst das halbe Reich verloren hätten; — ärmer und einfacher, aber kräftiger und gläubiger sei das Abendland, und nur von dorther die Erlösung möglich. Peter verlangte jetzt Schreiben des Patriarchen an den Papst und an die abendländischen Fürsten: er werde das Geschriebene selbst bestätigen und die Gläubigen aufmuntern zu freudigen Zügen. Gern bewilligte Simeon diese Forderung, und noch einmal eilte der Einsiedler in die Auferstehungskirche, um Christus anzuflehen für das Unternehmen, welches seine ganze Seele füllte. Er sah die ungeheuren Schwierigkeiten, die einem unbekannten Pilger entgegenstanden, welcher sich vornahm eine ganze Welt in Bewegung zu setzen; es übermannte den Betenden der Schlaf. Da erschien ihm Christus und sprach: „Stehe auf, Petrus, und eile, und vollbringe kühn, was „Dir auferlegt worden; ich werde mit Dir sein, denn es ist Zeit, daß „das Heiligthum gereinigt und meinen Dienern geholfen werde.“ Petrus erwachte gestärkt und geweiht; er fühlte die Kraft in sich, das

Größte zu unternehmen; man hat dies Gefühl bald Betrug, bald Anmaßung, bald Schwärmerei gescholten.

Nachdem ihn Kaufleute glücklich bis Bari geführt hatten, eilte er nach Rom zum Papste Urban; dann über die Alpen zu allen Fürsten, Prälaten und zu allem Volk. Seine Reden setzten die Gemüther in Bewegung, und seine Hoffnungen wuchsen: denn der Papst war gewonnen für den Plan, und das Schwierigste gelang in jener Zeit, wenn es vom Oberhaupte der Kirche befördert wurde. Bereits Gregor VII. hatte alle Gläubigen zum Beistande der Christen im Morgenlande aufgefordert; allein die Kriege gegen Heinrich IV. hemmten die Ausführung dieser Pläne, und erst jetzt bot sich eine dringende Veranlassung und günstigere Gelegenheit. Auf einer Versammlung von hohen Geistlichen in Piacenza (1095) wurde neben andern wichtigen Dingen auch des heiligen Landes gedacht, und Gesandte des griechischen Kaisers traten hülfeflehend auf, weil die Ungläubigen schon die ganze asiatische Seite des Bosporus beherrschten.

Wichtiger war die große Versammlung von mehr als 300 Bischöfen, welche sich im November des Jahres 1095, nach Urbans dringender Ladung, zu Clermont in Auvergne einfanden: es war Hauptzweck des Papstes, hier die Rettung des heiligen Landes zu bewirken. Auf einem freien Platze, denn kein Zimmer konnte eine so zahlreiche Versammlung fassen, sprach Urban von erhöhter Stelle und mit lauter Stimme:

„Die Lehre Jesu Christi, welche das Abendland in unverfälschter „Reinheit bewahrt, ist auch Jahrhunderte lang in Asien frei verkündet „und bekannt worden. Zwar hat das gerechte Bestreben, jede falsche „Ansicht und Deutung zu vertilgen, uns bisweilen in Zwiespalt er„scheinen lassen mit den Bewohnern jener Länder: allein wir haben sie „stets geachtet als Christen, und nie vergessen, daß wir alle Brüder „eines Hauses, Kinder eines Vaters sind. Soll ich wiederholen, „was Jeder weiß? Wie jene über das Heidenthum gewonnenen Länder „den Christen wieder entrissen, und eine Beute der Ungläubigen gewor„den sind? Wer kann es hören ohne Jammer? — Und doch gibt es „einen Schmerz, der noch tiefer, ein Unglück, das noch größer ist: denn „auch Palästina und Jerusalem sind in den Händen der Feinde!"

„Der Erlöser unsres Geschlechts, welcher zum Heile Aller menschlichen Leib und Gestalt annahm, wandelte in jenem auserwählten „Lande. Jede Stelle ist dort geweiht durch die Worte, welche er ge„sprochen, durch die Wunder, welche er verrichtet hat; jede Zeile des

„alten und neuen Teſtamentes beweiſt, daß Paläſtina als Erbtheil des „Herrn, und Jeruſalem als der Sitz aller Heiligthümer und Geheim„niſſe rein bleiben ſoll von jeder Befleckung. Und dieſe Stadt, die „Heimath Jeſu Chriſti, die Wiege unſres Heils, iſt nicht mehr theil„haftig der Erlöſung! In dem Tempel, aus welchem Chriſtus die „Kaufleute vertrieb, damit das Heiligthum nicht verunreinigt würde, „wird jetzt des Teufels Lehre öffentlich verkündet. — Wer darf noch zu „Maria der Jungfrau flehen, wer in der Kirche des heiligen Grabes „andächtig den anrufen, welcher dem Tode die Macht genommen hat? „Laſtthiere ſtehen in den heiligen Gebäuden, und ſogar für die Erlaub„niß ſolch Elend zu ſchauen, verlangen die Frevler ſchweren Zins. Die „Gläubigen werden verfolgt, Prieſter geſchlagen und getödtet, Jung„frauen geſchändet und gemartert. Wehe uns, wenn wir leben und „ſolchem Unheil nicht ſteuern; beſſer iſt ſterben, als der Brüder Unter„gang länger dulden!“

„Jeder verleugne ſich ſelbſt, und nehme Chriſti Kreuz auf ſich, da„mit er Chriſtum gewinne: kein Chriſt ſtreite mehr wider den andern, „damit das Chriſtenthum ſelbſt nicht untergehe, ſondern verbreitet und „gefördert werde. Es höre auf Mord und Feindſchaft und Bedrückung; „es beweiſe Jeder Muth und Tapferkeit, nicht wo ſie den Fluch, ſondern „wo ſie Vergebung der Sünden und die Krone der Märtyrer erwerben. „Keiner fürchte Gefahr, denn wer für den Herrn ſtreitet, dem ſind die „Kräfte der Feinde unterthan; Keiner laſſe durch Klagen der Zurückblei„benden ſich vom Zuge abhalten, denn die Gnade des Herrn wird auch „dieſe ſchützen!“

Noch hatte der Papſt ſeine Rede nicht beendet, als die ganze Verſammlung wie mit einer Stimme ausrief: „Gott will es!“ Endlich ward die Ruhe wieder hergeſtellt, und Urban fuhr fort: „Es gehen „die Worte der Schrift in Erfüllung: wo auch nur zwei oder drei ver„ſammelt ſind in meinem Namen, werde ich mitten unter ihnen ſein: „denn nur des Herrn Einwirkung machte es möglich, daß der gleiche „Eifer ſich erzeugte in Euch allen, und das gleiche Wort ausgeſprochen „ward von jedem Einzelnen. So möge dies Wort Euer Feldgeſchrei „ſein in jeder Gefahr, welche ihr übernehmt für die Lehre Jeſu Chriſti; „das Kreuz aber Euer Zeichen zur Kraft und zur Demuth. Des apo„ſtoliſchen Stuhles Fluch ſoll Jeden treffen, der ſich unterfängt, das hei„ligſte Unternehmen zu hindern; ſein Beiſtand dagegen im Namen des „Herrn Eure Bahn ebnen, und Euch geleiten auf allen Wegen!“

Sobald der Papſt ſeine Rede geendet hatte, nahte ihm Ademar

von Monteil, Bischof von Puy, und bat niederkniend um die Erlaubniß, dem heiligen Zuge beiwohnen zu dürfen; ihm folgte Wilhelm, Bischof von Orange, dann die meisten von den anwesenden Laien und Geistlichen. Sie hefteten ein rothes Kreuz auf ihre rechte Schulter als Zeichen des gemeinsamen Unternehmens und der neuen christlichen Verbrüderung.

Nach der Rückkehr in ihre Heimath predigten die Bischöfe das Kreuz, und die Laien suchten Genossen und Begleiter, Beide mit der größten Begeisterung und fast unglaublichem Erfolge. Denn es entstand eine allgemeine Bewegung unter allem Volke, wie noch niemals: es trennte sich freudig der Mann von dem Weibe, das Weib von dem Manne, die Aeltern von den Kindern, die Kinder von den Aeltern; der Landmann gedachte nicht mehr des Ackerbaues, der Hirte nicht mehr seiner Heerde, Mönche und Nonnen verließen ihre Zellen; kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht wollte ausgeschlossen sein von dem großen Unternehmen, von der neuen Völkerwanderung.

Zwischen der großen Völkerwanderung im fünften Jahrhunderte und den Kreuzzügen findet sich aber, bei aufmerksamer Betrachtung, hauptsächlich ein großer Unterschied: jene erzeugte der einfache Grund des äußern Bedürfnisses; — diese hingegen wurde herbeigeführt durch vielfache innere Anregungen. Deshalb bleibt es ein vergebliches Bemühen, die Kreuzzüge aus einem Gesichtspunkte zu erklären, nur einen Zweck, eine Triebfeder an die Stelle der mannichfaltigsten, verschiedensten nachzuweisen. Sehr Viele, voll heiliges Glaubens an den, der aller Welt Sünde trägt, verließen gern ihre irdischen Besitzthümer, um zu wandeln wo Jener gewandelt, und um in geistiger Freude sich zu erheben über alles Leid; nicht Wenigere wollten, zornig über den Andrang ungläubiger Feinde, ihrer Tapferkeit ein Feld eröffnen, das der von Neuem bei harter geistlicher Strafe anbefohlene Gottesfriede in christlichen Ländern immer mehr beschränkte. Einige trieb die Begierde, fremde Länder und Sitten zu erkunden, Andere die Hoffnung der Beute oder des kaufmännischen Gewinns, Andere der Leichtsinn oder die Lust an jeder Veränderung und der Wahn, die neuen Verhältnisse müßten angenehmer sein als die hergebrachten. Wem etwa jugendlich frische, damals die Masse noch belebende Begeisterung fehlte, den bestimmte oft der natürliche Trieb der Nachahmung und die Besorgniß, für feig gehalten zu werden. Ja es fanden sich auch Einzelne, die das Kreuz nahmen, um dem Drucke ihrer Herren, den Fesseln eines Ordens, den Forde-

rungen der Gläubiger, der Strafe ihrer Verbrechen, oder der Pein eines böſen Weibes zu entgehen.

Selbſt des Papſtes Beſtreben, nur die tauglichſten und waffenfähigſten unter den Weltlichen auszuwählen, und keinem Geiſtlichen ohne höhere Genehmigung das Löſen der kirchlichen Bande zu geſtatten, blieb ohne Erfolg; und er konnte, obgleich von ihm die erſte Regung ausgegangen war, dieſen Wanderungen nach dem Morgenlande doch kein Ziel ſetzen. So erſcheinen mächtige Gewäſſer, durch künſtliche Dämme eingeengt, ohne Leben und Bewegung; wenn aber Kühnheit oder Unverſtand auch nur geringen Abfluß eröffnet, dann [illegible]alt ſich raſtlos wachſend die Bewegung mit, ungeahnte Kräfte reißen den Damm danieder bis auf den tiefſten Grund, und es breiten ſich die Fluthen ſo lange ohne Schranken aus, als die Kraft, welche in ihnen ſelbſt wohnt, nicht ganz verſchwindet. Zwei Jahrhunderte dauerte dieſe Bewegung, dann neigte ſich Alles zum Gleichgewicht; zwei Jahrhunderte beſtand hierauf Europa ohne ähnliche Erſcheinung, da ward Amerika ein Ableiter aller überſchießender Kräfte.

Den größten Eingang fanden die Kreuzpredigten in Frankreich und Italien, — wo manche innere Uebel jeden Wechſel erwünſcht machten; — geringern Beifall in Deutſchland, weil der Streit Kaiſer Heinrichs IV. und ſeiner Anhänger gegen den römiſchen Hof noch fortdauerte. Spanien, durch Saracenen ſelbſt bedrängt, konnte am wenigſten unmittelbar an den morgenländiſchen Pilgerungen Theil nehmen; leicht verbreitete ſich hingegen der Eifer von Frankreich nach England, ja bis in den Norden Europas.

Weil nun aber, wie geſagt, Kaiſer Heinrich IV. den Papſt befehdete; Philipp von Frankreich wegen der Trennung von ſeiner Gemahlin im Banne lag, und auch ſonſt mehr den Genüſſen als den Geſchäften lebte; weil König Wilhelm II. von England kein Freund weit ausſehender Unternehmungen, ſondern auf ſeine nächſten Pflichten und Vortheile bedacht war: — ſo konnte kein gekröntes Haupt an die Spitze des Kreuzzuges geſtellt werden. Auch der Papſt, obgleich feierlich zur Führung eingeladen, lehnte den Antrag ab: denn es drohe im Abendlande der römiſchen Kirche noch Gefahr, und ihm komme es zu, für das Wohl der ganzen Chriſtenheit zu wachen, nicht perſönlich einzelne Unternehmungen zu vollbringen. Er ernannte den Biſchof Ademar von Puy zu ſeinem Stellvertreter bei dem heiligen Zuge.

In vielen Fürſten fand ſich hingegen die Fähigkeit und die Neigung, ihre anſehnlichen, durch Geſetze oft eingeſchränkten Kräfte auf irgend

eine Art mit freier Thätigkeit zu verwenden; und doppelt willkommen erschien ihnen eine so heilige Veranlassung. Von allen denen, welche das Kreuz nahmen, verdient zuerst Erwähnung Gottfried, nach dem Stammschlosse seines Hauses von Bouillon genannt. Seine Aeltern waren Eustathius, Graf zu Boulogne, und Ida, die Schwester Herzog Gottfrieds von Lothringen. Dieser nahm seinen Neffen, der durch weibliche Verwandtschaft Karl den Großen unter seine Ahnen zählte, an Kindes Statt an, und hinterließ ihm alles eigene Gut, als er selbst in Antwerpen ermordet wurde. Mathilde, seine Witwe, und Bischof Heinrich von Lüttich, der Vormund Gottfrieds von Bouillon, beseitigten die Ansprüche, welche Albert Graf von Namur wegen anderweitiger Verwandtschaft auf den Nachlaß des Herzogs machte. Sobald Gottfried herangewachsen war, hielt er sich zur Partei Heinrichs IV., und gewann binnen kurzer Zeit so allgemeine Achtung, daß man ihm, als dem würdigsten, die Reichsfahne in der entscheidenden Schlacht wider Rudolf den Gegenkönig anvertraute. Diesem Vertrauen entsprechend drang er am 15. October 1080 kühn voraus in das feindliche Heer, und ließ Rudolfen den Schaft seines Banners so tief in die Brust, daß er wenige Tage nachher in Merseburg starb. — Später begleitete Gottfried den Kaiser auf dem Zuge wider Gregor VII., und erstieg zuerst die Mauern Roms; allein die Anstrengungen, die Hitze und die ungesunde Luft zogen ihm ein fast tödtliches Fieber zu. So treue Dienste belohnte der Kaiser zunächst durch Ertheilung der Mark Antwerpen, dann, im Jahre 1084, durch Ueberlassung des Herzogthums Lothringen. — Bald darauf gerieth der Herzog wegen beträchtlicher Besitzungen in Streit mit einem vornehmen ihm verwandten Edeln. Die Richter erkannten auf den Zweikampf, welchen Gottfried der Landessitte zufolge auch annahm, obgleich ungern und, wie es scheint, nicht ohne Einsicht in die Unzweckmäßigkeit dieses Verfahrens. Die vorhergehenden Versuche der Aussöhnung schlugen fehl, und man mußte solche Männer vor den Augen des Volkes der Gefahr aussetzen, für schuldig erkannt zu werden. Bald nach dem Anfange des Kampfes zersprang Gottfrieds Schwert an dem Schilde seines Gegners, worauf sich der Kaiser nach dem Rathe einiger Fürsten zum Vermittler erbot; allein der Herzog wollte nicht mit zweideutigem Rufe aus dem Streite scheiden, und traf bei Erneuerung des Gefechtes mit der verstümmelten Waffe den Gegner so heftig an die Schläfe, daß er für todt aus den Schranken getragen wurde. Gottfried gewann hierdurch nicht nur die streitigen Besitzungen, sondern auch Ruhm und ritterliche Ehre. — In seltenem Vereine mit

ſeicher Tapferkeit zeigte er ſich keuſch, mäßig, milde, fromm, freundlich und freigebig gegen Jedermann, unbeherrſcht von der Liebe zu irdiſchem Weſen. Auch ſein Aeußeres war einnehmend, das Geſicht ſchön, die Haare eher blond als braun, ein hoher Wuchs, ſtark und doch gewandt.

Als Urbans Ruf an alle Chriſten zur Pilgerung in das heilige Land erging, ſo erfüllten ſich nur Gottfrieds frühere Wünſche. Denn ſchon als Kind und lange vor der großen Bewegung des Abendlandes äußerte er die heftigſte Sehnſucht nach Jeruſalem, und ſchon in Rom gelobte er während ſeiner ſchweren Krankheit die Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande. — Um indeß den Zug jetzt nicht unſchicklich mit geringen Kräften anzutreten, um zu zeigen, wie alle Ausſichten ſich nur dorthin richteten, veräußerte Gottfried, mit Beſtimmung ſeiner Mutter Ida, das Schloß Bouillon an den Biſchof Albert von Lüttich für 1500 Mark Silbers; doch war den drei nächſten Nachfolgern des Herzogs das Recht zur Einlöſung für die gleiche Summe vorbehalten. Die Ortſchaften Moſay und Stenay überließ er dem Biſchof Richer von Verdun, verſöhnte ſich (denn ſchon ſollte Fehde zwiſchen ihnen ausbrechen) mit demſelben, und zerſtörte Falkenberg, ein wider jenen erſt vor kurzem errichtetes Schloß.

Zu Gottfried geſellten ſich ſeine Brüder Balduin und Euſtathius, und Balduin von Rames oder Burg, ihr Neffe, der Sohn Hugo's von Reteſt.

Robert Graf von der Normandie, Sohn Wilhelms des Eroberers, Bruder König Wilhelms des Rothen von England, war an Geſchlecht und Reichthum größer als Gottfried, geringer aber an Herrſchergeiſt und an chriſtlichen Tugenden. Denn ſo viel Lob auch ſeine Tapferkeit und ſein gerader offener Sinn verdienten, ſo tadelnswerth erſchien ſeine überwiegende Neigung für ſinnliche Genüſſe und ſeine oft alle Thätigkeit hemmende Trägheit. Er war mehr verſchwenderiſch als freigebig, und verſprach, was man verlangte, ohne um das Erfüllen ſich zu bekümmern. Durch übertriebene Milde und Nachſicht führte er ſelbſt manche Frevel herbei, und ſo theilnehmend er auch mit den Leidenden weinte, ſo ſelten war er geſchickt, durch kräftige Hülfe Thränen zu trocknen, oder durch ſtrenge Maßregeln die Gründe des Unheils zu vertilgen. Für 10,000 Mark überließ er ſeinem Bruder Wilhelm die Normandie auf fünf Jahre, und der König trieb jenes Geld ſtreng von ſeinen Unterthanen, ſelbſt von Geiſtlichen herbei.

Robert Graf von Flandern hatte ſchon vor zwölf Jahren das hei-

lige Grab beſucht, von den Bedrückungen der Chriſten erzählt und zur Annahme des Kreuzes ermuntert. Manchen unterſtützte er jetzt durch ſeinen Reichthum, und ſtrebte, wenig bekümmert um Feldherrngröße, nur darnach, als erſter Ritter zu glänzen. Hugo Graf von Vermandois, der Bruder König Philipps von Frankreich, war dem Geſchlechte nach der erſte unter den Pilgern, und ſtand auch an Rechtlichkeit und Sitte hinter Keinem zurück, ob er gleich von Einigen an Macht, Reichthum und Rittertugenden übertroffen wurde.

So viele Burgen als Tage im Jahre ſind zählte Graf Stephan von Blois und Chartres zu ſeinem Eigenthum. Er war freigebig, obgleich nicht auf einnehmende Weiſe; mehr herablaſſend als fähig durch Kraft und Muth zu lenken; doch vertraute man nicht ſelten ſeinen Rathſchlägen.

Der mächtigſte und reichſte Fürſt Frankreichs, Raimund Graf von Toulouſe, veräußerte ſeine meiſten Beſitzthümer, damit er die große Unternehmung deſto nachdrücklicher zu befördern im Stande ſei. Weil er indeß von Natur und ſeines Alters halber beſonnen, und mehr auf Erwerb bedacht, als zum Verſchwenden geneigt war, ſo mußte er Anfangs manchen Vorwurf der Pilger erdulden. Erſt als ſie ihr Vermögen ganz und nicht ohne Uebereilung erſchöpft hatten, und nunmehr, bei der wirklich drückenden Noth, von ihm reichliche Unterſtützung erhielten, verwandelte ſich ihr Tadel in Dank und in Lob ſeiner Vorſicht. Ueberhaupt zeigte ſich Raimund mild und zuvorkommend gegen Nachgiebige, ſtreng und heftig gegen Widerſtrebende, und war, wo es nicht zunächſt ſeine Perſon betraf, ein eifriger Rächer jedes Unrechts.

Boemund Fürſt von Tarent, welcher ſeinem Vater Robert Guiskard in Allem ähnlich, in jeder Hinſicht ein Normann war, verband großen Muth und Kriegserfahrung mit noch größerer Gewandtheit und Verſchlagenheit.

Tankred, ſein Neffe, übertraf die jüngern Genoſſen an Kühnheit der Waffenführung, die ältern Männer an beſonnenem Ernſt. Ein fleißiger Hörer des göttlichen Wortes, vergalt er Böſes nicht mit Böſem, und war mehr bemüht, den Feind in offener Fehde als durch liſtige Rathſchläge zu beſiegen. Niemals rühmte er ſeine eigenen Verdienſte; aber indem er Wachen dem Schlafe, Arbeit der Muße, Anſtrengung der Erholung vorzog, und alles Entbehrliche, Ermattende zurückwies, hatte er ſich den Weg zum ächten Ruhme gebahnt, welchen er bei der Mitwelt, und, nach unparteiiſcher Geſchichtserzählung, auch bei der Nachwelt zu erlangen wünſchte. Noch zweifelte er, ob der geiſtliche oder

der weltliche Stand sein eigentlicher Beruf sei, ob er in dem einen oder dem andern die höchste Entwickelung seiner Natur erwarten dürfe: da forderten die Kreuzzüge Rittertugenden zu geistlichen Zwecken, und vereint hatte er jetzt gefunden, was früher auf immer getrennt zu sein schien.

So waren die Häupter der Kreuzfahrer; und an sie schlossen sich nun unzählige Ritter und Edle an, so wie das Vaterland und äußere Verbindung es mit sich brachte, oder wie innere Uebereinstimmung der Gemüther es verlangte.

Der Winter des Jahres 1095 verfloß unter großen Vorbereitungen: Pferde, Waffen und Gepäck wurden angeschafft, und das Reisegeld durch Beiträge und durch den Verkauf eigener Besitzungen verstärkt. Aber alles von den Kreuzfahrern Anzuschaffende war theuer, alles von ihnen zu Verkaufende wohlfeil: indem die Zahl der Zurückbleibenden, welche Erzeugnisse und Grundstücke erstehen mochten, gering erschien gegen die Zahl derer, welche sie veräußern wollten.

Sobald das Frühjahr eintrat, sah man keine Stadt, kein Dorf, wo sich nicht Pilger sammelten, kein Feld, wo nicht Zelte aufgeschlagen waren; von allen Seiten ertönten Lieder zum Lobe der Wallfahrt und des heiligen Landes (1096). Manche Familie hatte all ihre Habe in der Hoffnung bessern Erwerbes veräußert, und trat den Kreuzzug an, ohne Ausnahme eines einzigen Gliedes. Ein zweirädriger mit Ochsen bespannter Wagen trug die Kinder, den nächsten Bedarf an Lebensmitteln und das sonst für unentbehrlich gehaltene, oder zum Zuge angekaufte geringe Besitzthum. Weiber, keusche und unkeusche, zogen bewaffnet und in Mannskleidern nebenher. Ohne Kenntniß über den Umfang und das Ziel des Unternehmens fragten Viele bei jeder Stadt, bei jeder Burg, die sie erreichten: „ob hier nicht Jerusalem sey?“

Erzählungen von Wundern erhöhten die Begeisterung des Volkes, und blutige Wolken, Gefechte in den Lüften, große Schwärme fliegenden Gewürmes, Mißgeburten und alle Erscheinungen ähnlicher Art galten für Andeutungen und Weisungen zu dieser neuen Völkerwanderung. Manche hatten sich sogar aus Eitelkeit, oder durch frommen Wahn bewegt, das Zeichen des Kreuzes mit glühendem Eisen eingebrannt, und die Deutschen, welche anfänglich die Thorheit verspotteten, den väterlichen Boden und das gewisse Gut für unsichere Aussichten hinzugeben, wurden zuletzt durch die Ermahnungen der Pilger und durch jene Wahrzeichen am Himmel, an Menschen und an Thieren zu fast gleichem Eifer fortgerissen.

Die Fürsten waren nicht minder thätig als das Volk; doch mußten hier die Vorbereitungen umfassender, die Ueberlegungen besonnener, die Entschlüsse gemeinsamer sein, wenn der Plan, das Morgenland durch die Kräfte des Abendlandes zu retten, nicht mißlingen sollte. Viele Pilger, denen dies Verfahren der Fürsten nur als tadelnswerthe Zögerung erschien, oder die von ihnen als untauglich zu der Wallfahrt abgewiesen wurden, vereinigten sich aber in großen Schaaren unter selbstgewählten Anführern.

Schon im Mai des Jahres 1096 brach Walter, genannt Habenichts, auf, und zog mit Peter dem Einsiedler bis Köln; hier aber blieb dieser zurück, um ein größeres Heer zu sammeln, während jener unvorsichtig nach Ungarn voraneilte. Man fürchtete um so mehr, daß diese Unternehmung mißglücken werde, da sich zwar viele Fußgänger aus Frankreich, aber nur acht Ritter seiner Führung anvertraut hatten. König Kalmany von Ungarn (ein kluger, körperlich indeß sehr mißgestalteter Mann) bewilligte ihm friedlichen Durchzug und den Ankauf von Lebensmitteln; auch traf, die Plünderung eines vereinzelten Haufens abgerechnet, kein bedeutender Unfall das Heer.

Als aber die Bulgaren, deren Reich nordöstlich durch die Sau begrenzt wurde, den Verkauf von Lebensmitteln verweigerten, griffen die Kreuzfahrer nothgedrungen Belgrad an, raubten und begingen manche Grausamkeiten, bis ein schnell gesammeltes bulgarisches Heer die Unvorsichtigen überraschte und besiegte: 140 wurden in einer Kapelle eingeschlossen und verbrannt. Walter konnte weder Einheit noch Ordnung mehr erhalten, sondern überließ die Feigern und Widerspenstigen ihrer Willkür und ihrem Schicksal, und zog nur mit den Auserlesenen durch die bulgarischen Wälder über Nizza nach Sternitz. Hier nahm sie der Fürst der Bulgaren günstig auf, bewilligte ihnen freien Handel und sichere Führer durch das griechische Reich.

Kaiser Alexius erschrak zwar bei den ersten Nachrichten von den Bewegungen der Abendländer, und hielt sie für nicht minder feindlich und gefährlich als die Züge der Normannen; aber selbst nachdem Urban von dem größern Umfange der Wallfahrten Nachricht gegeben, und um Unterstützung für die Pilger gebeten hatte, glaubten die Griechen noch nicht, daß eine scheinbar so geringe Veranlassung so große Folgen haben könne. Doch sandte der Kaiser angesehene Beamte nach Anlon und Tyrrhachium und befahl: man solle die Ankömmlinge auf der festgesetzten Heerstraße verpflegen und weiter führen, durch Dolmetscher allen Streitigkeiten vorbeugen und die zu Plünderungen oder andern

Gewaltthaten vom Wege Abſchweifenden mit Güte, oder höchſtens durch mäßige Zwangsmittel zurechtweiſen. Bei Konſtantinopel empfing Alexius die Pilger mit großer Milde, erlaubte ihnen ein Lager aufzuſchlagen, und ſorgte, daß ſie gegen baare Zahlung Lebensmittel erhielten. Sie beſchloſſen hier die Ankunft Peters des Einſiedlers abzuwarten.

Deſſen Anſehen wuchs täglich unter dem Volke, er wurde geehrt gleich einem Heiligen, und ſchlichtete durch ſein bloßes Wort den hartnäckigſten Streit. Schon am Rheine hatte er 15,000 Pilger durch raſtloſes Predigen um ſich verſammelt; ſie mehrten ſich auf dem Zuge durch Franken, Baiern und Oeſterreich bis auf 40,000. Weil aber Peter dieſes freiwillige Anwachſen nicht mit Einſicht und Nachdruck beſchränkte, ſo fanden ſich Untaugliche, ſchlecht Geſinnte und Weiber zweideutigen Rufes in ſehr großer Zahl ein. König Kalmany ließ ſich ordnungsmäßigen friedlichen Durchzug verſprechen, und ergriff zu gleicher Zeit Vorſichtsmaßregeln für den Fall, daß jene Bedingung übertreten würde; andrerſeits ſuchten mehre Ungarn eine Veranlaſſung oder einen Vorwand, den Kreuzfahrern ihre Reichthümer abzunehmen. So entſtand gegenſeitig Argwohn in den Gemüthern; doch erreichten die Pilger die Gegend von Semlin ohne Unfall oder Gewaltthat. Aufmerkſamer und beſorglicher machte ſie das Gerücht: während des Ueberſetzens über die Sau werde der König von Ungarn von einer, die Bulgaren von der andern Seite des Stromes angreifen, und das Heer zu vertilgen ſuchen. In ſolcher Stimmung erblickten ſie plötzlich auf den Mauern Selims, zu Spott oder Warnung, die Kleider und andern Beſitzthümer derjenigen Kreuzfahrer aufgehängt, welche ſich von Walters Heere vereinzelt hatten, und durch die Einwohner geplündert waren. Da ergriff Alle der höchſte Zorn, unaufhaltbar erſtürmten ſie die Mauern der Stadt, ſchlugen die auf ſolchen Anfall nicht vorbereitete Beſatzung in die Flucht, und hieben grauſam an 4000 Einwohner nieder. Nur Wenige retteten ſich zu Schiffe über den Strom. Fünf Tage lang verweilte hierauf das Heer in dieſer Gegend, Beute vertheilend und die Vorräthe fröhlich verzehrend; da ſchreckte ein in Ungarn anſäſſiger Franke Alle durch die Nachricht: König Kalmany eile mit Heeresmacht herbei, um die Zerſtörung ſeiner Stadt zu rächen. Schnell ſammelte man deshalb die vorhandenen Schiffe, verband Balken zu Flößen, und ſetzte über die Sau, jedoch nicht ohne allen Verluſt: denn Manchen riß der Strom mit ſich fort, und Manchen tödteten die Bulgaren, welche in kleinen Kähnen umherſchwärmten, und Pfeile auf die Pilger abſchoſſen.

Belgrad fand man von den Einwohnern verlassen; so sehr hatte das Schicksal Semlins die ganze Gegend in Furcht gesetzt. Nach acht Tagen erreichten die bereits Mangel leidenden Pilger Nizza, wo die Bulgaren gegen Geißelstellung den Einkauf von Lebensmitteln erlaubten, und selbst mehre Arme mit Almosen und Geschenken unterstützten. — Schon hatte Peter am andern Morgen nach freundlicher Rückgabe der Geißeln mit den Meisten den Zug wieder angetreten, als etwa hundert zurückgebliebene Deutsche (erzürnt wegen eines unbedeutenden Zwistes mit einem Bulgaren) sieben Mühlen in Brand steckten, und in unverständigem Eifer mehre Häuser zerstörten, welche vor der Stadt lagen. Noch hatten sie indeß hinwegeilend die übrigen Pilger nicht wieder erreicht, als sie schon von den nachsetzenden Bulgaren eingeholt und zur Strafe ihres Frevels und ihres Undankes niedergehauen wurden. Unschuldige litten hiebei allerdings mit den Schuldigen: denn die Feinde erbeuteten viele Wagen mit Lebensmitteln, sie tödteten oder ergriffen mehre Alte und Kranke, Weiber und Kinder, welche sich im Nachzuge des Heeres befanden. Sobald Peter durch den zu ihm eilenden Ritter Lambert diese Trauerbotschaft erhielt, kehrte er mit dem Heere um, und bezog zum zweiten Male ein Lager vor der Stadt. Als sich indeß bei näherer Prüfung ergab, daß kein Grund zur Rache, sondern vielmehr zur Entschuldigung und Genugthuung vorhanden sei; schickte Peter Abgesandte in die Stadt, welche seine Unschuld bezeugen, die Herausgabe der Gefangenen und des Gepäcks bewirken und wo möglich einen neuen festern Bund schließen sollten, ohne welchen man wechselseitig stete Beunruhigung fürchten müsse. Die Gesandten fanden zwiespaltige Meinung unter den Bewohnern. Einige von diesen drangen nämlich auf einen neuen rächenden Angriff, während andere die Herstellung des Friedens verlangten; doch hätte wahrscheinlich die letzte Meinung obgesiegt, wenn nicht neue Feindseligkeiten von Seiten der Wallfahrer die Berathschlagungen unterbrochen hätten. Denn obgleich Peter streng jeden Angriff untersagte, zogen doch an 1000 Männer über die steinerne Brücke gegen die Stadt, und ließen sich weder durch milde Vorstellungen noch durch Drohungen zur Besonnenheit und zum Gehorsam zurückführen. Sobald aber die Bulgaren bemerkten, daß jene Schaar vereinzelt und gegen Peters Willen angreife, brachen sie schnell hervor, drängten die Pilger zur Brücke, tödteten etwa die Hälfte, und stürzten die Andern in den Fluß. Diesen schrecklichen Untergang ihrer Brüder wollten die übrigen Kreuzfahrer nicht unthätig mit ansehen; allein die Ungeordneten, des Krieges Ungewohnten flohen bald vor den günstiger gestellten,

gelichtern Feinden, und die Tapferkeit einzelner Ritter genügte nicht den Sieg zu erringen. Von Neuem suchte jetzt Peter durch einen Bulgaren, der das Kreuz genommen hatte, um einen Waffenstillstand nach, und er wurde bewilligt. Ehe jedoch die weitern Verhandlungen zum Schluß gebracht waren, entfernten sich die Pilger schon mit ihren Gütern ohne Ordnung und gegen alle Befehle: was die Bulgaren auf die Vermuthung brachte, man gehe nur damit um, sich fliehend zu sichern und Zeit zu gewinnen. Sie griffen nochmals an, und erfochten einen vollständigen Sieg. An 1000 Pilger wurden getödtet, eine große Zahl (darunter viele Weiber und Kinder) gefangen, 2000 Wagen und zugleich alles Geld erbeutet, welches Peter aus milden Beiträgen der Gläubigen für die armen Pilger gesammelt hatte. In den Wäldern und Bergschluchten fanden diese zwar eine Zuflucht vor gänzlichem Untergange: allein die Vereinigung der Zerstreuten ward auf der andern Seite dadurch auch gehindert.

Drei Tage vergingen, ehe die Unglücklichen, durch den Schall der Trompeten geleitet, sich wiederum bei ihrem Führer einfanden; dennoch erklärten gegen 30,000 den beharrlichen Entschluß, aller Unfälle ungeachtet, weiter zu ziehen. In Städten und Dörfern fand man aber keine Bewohner mehr; überall mangelte es an Lebensmitteln, und nur die reifende Saat auf den Feldern stillte den äußersten Hunger. Endlich erreichte das Heer Sernitz, und traf hier Abgeordnete des griechischen Kaisers, welche das Verfahren der Pilger Anfangs zwar heftig tadelten, dann aber, zu allgemeiner Freude, die Führung bis Konstantinopel und die Sorge für die nöthigsten Bedürfnisse unter der Bedingung übernahmen, daß das Heer nie länger als drei Tage an einem Orte verweile, und sich aller Gewaltthaten enthalte.

Vor Konstantinopel fanden die Pilger den Ueberrest der Schaaren, welche Walter von Habenichts angeführt hatte, und bezogen mit ihnen ein gemeinsames Lager. Alexius, — begierig den Mann zu sehen, welcher im Abendlande so große Bewegungen zu erzeugen vermochte, — ließ Peter den Einsiedler rufen, vernahm mit Theilnahme die Erzählung seiner Unglücksfälle, gab seinen feurigen Reden über die Größe und Heiligkeit des Kreuzzuges Beifall, fügte aber den Geschenken für ihn und seine Begleiter die Warnung hinzu: sie möchten nicht vereinzelt nach Asien aufbrechen und den Kampf mit den mächtigen Türken wagen. Dennoch wiederholten die Kreuzfahrer ihre Bitten um schleuniges Uebersetzen, erhielten auch Schiffe, und lagerten bei Kibotus unfern Helenopolis in Bithynien. Nicht lange dauerte hier ihre Einigkeit: die Deutschen

und Lombarden trennten sich von den durch Anmaßung verhaßten Franzosen, bezogen ein eigenes Lager, und erwählten Rainald zu ihrem Anführer. Zwei Monate wartete man seitdem auf die Ankunft der übrigen Kreuzfahrer, welche zwei Monate, verlebt in Unthätigkeit und durch der griechischen Kaufleute Vorsorge auch in Wohlleben, das Vermögen der Pilger so ganz erschöpften, daß sie gewaltsamen Erwerb für nöthig, ja für erlaubt hielten. Zuerst plünderten sie die umliegende Gegend, dann blieben sogar die Kirchen nicht verschont, und wenn anderes Besitzthum mangelte, nahm man das Blei von den Dächern, und verkaufte es an die Griechen. Peter, welcher tief betrübt war, daß er diesen unter seinen Augen vergebenden Frevels nicht steuern konnte, eilte nach Konstantinopel, um wo möglich billigere Verkaufspreise der Lebensmittel zu bewirken. Weil aber die Noth und der Mangel trotz jener gewaltsamen Hülfsmittel fortdauerten, so verbanden sich in seiner Abwesenheit 7000 Fußgänger und 300 Reiter aus dem französischen Lager, zogen, unbekümmert um das Verbot aller Feindseligkeiten, gen Nicäa, trieben aus den benachbarten Orten die Heerden zusammen, verübten schreckliche Grausamkeiten an den Bewohnern, und erreichten glücklich das christliche Lager, nachdem sie einen Angriff der Türken zurückgeschlagen hatten.

Die Vorwürfe, womit man die Zurückgekehrten überhäufte, entsprangen nicht aus dem Gefühl einer Nothwendigkeit des Gehorsams und der Einheit in allen Unternehmungen; sondern vielmehr aus Verdruß, daß die reiche Beute nur Wenigen zu Theil geworden war. Deshalb versammelten sich 3000 deutsche Fußgänger und 200 Reiter unter Rainalds Anführung zu einem ähnlichen Zuge; auch sie wollten sich einen Namen erwerben und ihre Dürftigkeit in Reichthum verkehren.

Etwa vier Meilen von Nicäa, an dem Fuße eines Berges, lag Xerigordon, eine kleine Stadt. Diese wurde von jenen Deutschen eingenommen, geplündert und die meisten Einwohner ermordet. Angezogen durch die schöne Lage und die Fruchtbarkeit der Gegend, beschlossen die Pilger den Ort zu befestigen und die Ankunft der Fürsten hier zu erwarten. Allein ehe noch jenes Geschäft beendigt war, sahen sie sich unerwartet von Elchanes, einem Emir des Sultans von Ikonium, eingeschlossen, und geriethen, weil alle Versuche sich durchzuschlagen keinen glücklichen Erfolg hatten, in solche Noth, daß man beim Mangel an Nahrungsmitteln und an Wasser das Ekelhafteste genoß, das Blut getödteter Thiere trank, und frische Erdschollen zur Kühlung auf die erschöpfte Brust legte. Rainald schloß daher einen heimlichen Vertrag

mit den Türken und ging, unter dem Vorwande eines Ausfalls, nebſt einem Theile der Beſatzung zu ihnen über; wogegen alle Zurückgebliebenen und alle gewiſſenhaftern Bekenner ihres Glaubens umkamen oder in Gefangenſchaft geriethen. Als die traurige Kunde dieſes Unfalls das Lager der übrigen Pilger erreichte, waren die Einſichtsvollern und an ihrer Spitze Walter von Habenichts keineswegs geneigt, durch einen neuen Angriff die Gefahr und den Verluſt zu verdoppeln; die Geringern aber, ſolche Vorſicht Feigheit ſcheltend und ſich auf den Beiſtand Gottes berufend, gehorchten nur der Heftigkeit ihrer Leidenſchaft. 25,000 Fußgänger und 500 gerüſtete Reiter führte Gottfried Bürel durch einen dichten Wald, in welchem gleichzeitig die Türken eingerückt waren, um das chriſtliche Lager zu überfallen. Unerwartet hörten dieſe zur Seite die Stimmen vieler Menſchen, den Schall von Trompeten, das Wiehern von Pferden; ſie ahnten die Annäherung des chriſtlichen Heeres, zogen ſich deshalb ſchnell zurück, und lagerten in Schlachtordnung auf der weiten, ihrer Ueberzahl günſtigen Ebene, welche den Wald begrenzte. Sobald nun die Chriſten aus dieſem hervortraten, erblickten ſie zu ihrem Erſtaunen das große Heer der Feinde, ſcheuten indeß den Kampf nicht, ſondern ſchickten die Reiter und einige Schaaren des Fußvolkes voraus, während die Uebrigen ſich ordneten. Ungeſtört ließen die Türken jenen Vortrab immer weiter und weiter vorrücken, ſchwenkten aber dann plötzlich von beiden Seiten ein, umringten dadurch die Unvorſichtigen, und ſchnitten ſie von dem größern Heere ab. Vergeblich durchbrachen jene die hintern Reihen der Türken, und erreichten das freie Feld von Nicäa; ſie blieben vereinzelt, und erlagen den wiederholten Angriffen ihrer Gegner. Mittlerweile begannen auch die übrigen chriſtlichen Fußvölker den Kampf mit der größten Tapferkeit, weil ſie jedoch nicht verſtanden in geſchloſſenen Rotten die Angriffe der weit zahlreichern türkiſchen Reiterei zurückzudrängen, wurden ſie aus einander geſprengt und niedergehauen; auch Walter fand hier ſeinen Tod.

Viele flüchteten jetzt durch den Wald zurück: allein die Türken ſetzten ihnen nach, eroberten leicht das unbefeſtigte Lager, und tödteten Männer und Greiſe und Geiſtliche ohne Unterſchied; nur Knaben und Mädchen wurden gefangen hinweggeführt. Auch die Beute war beträchtlich an mannichfachen Gütern, an Laſtthieren, Pferden und Schlachtvieh. Von 25,500 Pilgern retteten ſich nur etwa 3000 in eine alte halbverfallene menſchenleere Burg am Meere, nahe bei Kibotus; ſie wären aber auch hier von den nachſetzenden Feinden durch Feueranlegung zur Uebergabe gezwungen worden, wenn nicht ein gün-

ſiger Wind die Flammen von der Burg abgehalten, und Alexius Mannſchaft zur Hülfe nach Aſien geſandt hätte.

Die Türken hoben jetzt die Belagerung auf, und die wenigen nach Konſtantinopel zurückkehrenden Pilger verkauften ihre Waffen dem Kaiſer, und erwarteten die Ankunft neuer Genoſſen. Alexius erinnerte, daß die Uebertretung ſeiner Rathſchläge ihr Verderben herbeigeführt habe, worauf Peter, ſich entſchuldigend und tröſtend, antwortete: „Der Herr „hat die Ungehorſamen, die Räuber, nicht würdig befunden, das heilige „Grab zu ſchauen; ſeine Macht hat ſie vertilgt.“ Dieſer Ausgang wäre indeß wohl vermieden worden, wenn Peter neben der Anlage zu begeiſtern und Bewegungen zu wecken auch die Fähigkeit beſeſſen hätte, dieſe Bewegungen zu leiten und zu regeln.

Doch wollte er unläugbar, daß Zucht und Ordnung vorhanden ſei, welcher Wille hingegen den Anführern mehrer nachfolgender Schaaren offenbar mangelte, und ſie deſto ſchneller ins Verderben ſtürzte. So führte Gottſchalk, ein deutſcher Prieſter, aus den Ländern am Rheine 15,000 Pilger durch Oſtfranken nach Ungarn, und es geſchah ihnen kein Leid, ſo lange ſie die feſtgeſetzten Bedingungen erfüllten; bald aber überließen ſie ſich zügelloſen Räubereien, wurden von den Ungarn eingeſchloſſen und, wegen ihres heftigen Widerſtandes, zwar nicht ſogleich beſiegt, aber doch bald nachher überliſtet. König Kalmany ließ ihnen nämlich ſagen: „Im Kampfe geht der Unſchuldige mit dem Schuldigen zu Grunde; darum legt die Waffen nieder, damit ich nur die Verbrecher zur Strafe abſondere, alle Uebrigen aber ungeſtört ihres Weges weiter ziehen laſſe.“ Man vertraute den Worten des Königs, und fürchtete ſeine Macht; kaum waren jedoch die Waffen ausgeliefert, ſo erging Rache über Alle, und nur Wenige entflohen nach Deutſchland, das Unglück verkündend und vor eigenem Frevel wie vor fremder Hinterliſt warnend.

Aus ähnlichen Gründen und auf ähnliche Weiſe fanden die Schaaren, welche ein Laienbruder Volkmar durch Sachſen und Böhmen führte, bei der ungariſchen Stadt Neitra größtentheils den Tod oder die Gefangenſchaft, und vom gänzlichen Untergange, ſo erzählt die Sage, rettete ſie nur ein am Himmel erſcheinendes Kreuz.

Bisher hatten die Pilger geglaubt, daß das Gelübde ſie nur zum Kampfe gegen die Ungläubigen verpflichte; jetzt aber bezeichnete ein falſcher Religionseifer und weit mehr noch Habſucht die Juden als zu vertilgende Feinde des Chriſtenthums. Während dieſe der Wallbrüder Sehnſucht nach dem heiligen Lande theilten, und in Liedern über die

alten Leiden ihres Volkes klagten, brachen neue auf sie ein, schrecklicher seit als je zuvor. Zahlreiche Schaaren, meist niedrigen Gesindels, zogen besonders am Rheine umher, sie beraubend und ermordend. In Köln wurden ihre Bethäuser und Wohnungen niedergerissen, viele getödtet und selbst 200 fliehende, welche man auf dem Rheine ergriff, nicht verschont. In Worms, wo man von ihnen Annahme des Christenthums verlangte, versammelten sie sich unter dem Vorwande, darüber Berathungen anzustellen; tödteten sich dann aber selbst, weil sie den Glauben ihrer Väter nicht verleugnen wollten. In Trier sprangen aus gleichem Grunde sogar mehre Weiber ins Wasser, nachdem sie ihre Kleider mit Steinen angefüllt hatten. In Speier fochten sie tapfer gegen die angreifenden Pilger, und erhielten endlich für Zahlung einer Summe Geldes den Schutz des Bischofs. In Mainz hatte Rothart der Erzbischof den Unglücklichen vergebens eine feste Burg eingeräumt; sie ward erstürmt und weder Mann, noch Weib, noch Kind verschont, so daß in furchtbarer Verzweiflung die Mütter ihre eignen Söhne und Töchter mordeten, damit sie nur nicht durch das Schwert ihrer Feinde fallen möchten. Ueber 1000 kamen allein in dieser Stadt ums Leben. Erst als Kaiser Heinrich IV. im folgenden Jahre aus Italien zurückkehrte, verstattete er den mit Gewalt Getauften, wiederum ihren vorigen Glauben zu bekennen, und stellte Untersuchungen an gegen die Urheber dieser Frevel. Man fand Verwandte des Erzbischofs von Mainz unter den Schuldigen; ja dieser entging selbst nicht dem Verdachte heimlicher Theilnahme, und floh deshalb mit jenen nach Thüringen zu den Feinden des Kaisers.

Endlich gelang es Emiko, einem mächtigen, aber wegen früherer Gewaltthaten schon berüchtigten rheinischen Grafen, viele zerstreute Schaaren angeblicher Pilger für eine Richtung zu vereinigen; allein er zeigte sich weder als weisen Ordner, noch als kräftigen Feldherrn, sondern bloß als Theilnehmer und Beförderer ihrer Schandthaten. Auch mußte er die Oberleitung mit einer Gans und einer Ziege theilen, welche man, als des heiligen Geistes voll, ehrte und zu Führern nach Jerusalem erkor. So zogen an 20,000 Menschen, worunter jedoch nur 3000 Reiter waren, durch Böhmen nach Ungarn, ihren Weg mit Gräuelthaten und Grausamkeiten aller Art bezeichnend. Herzog Wratislav von Böhmen war unglücklicherweise mit seiner Kriegsmacht in Polen abwesend, und die geistlichen Ermahnungen des Bischofs Kosmas von Prag machten keinen Eindruck. König Kalmany, durch schwere Erfahrungen belehrt und Rache fürchtend wegen Gottschalks

Niederlage, versagte den Pilgern um so mehr den Durchzug, da man ihm hinterbracht hatte, daß sie gesonnen wären, Ungarn und Ungläubige gleich feindlich zu behandeln. Die Zurückgewiesenen umlagerten hierauf Mesburg, zwischen der Donau und der Leitha gelegen, bauten eine Brücke über diesen Strom, und bestürmten endlich die Mauern. Schon war der Ort fast eingenommen, schon bereitete sich König Kalmany zur Flucht, als das ganze Heer der Pilger von einem unbegreiflichen Schrecken ergriffen ward, und mit Zurücklassung aller Habe und in der größten Verwirrung entfloh. Viele kehrten in ihre Heimath zurück, Andere schlossen sich in Deutschland und Apulien an die größern Heere an, und Jeder sah in ihrem plötzlichen Unglücke nur die Strafe des Himmels für zahllose Frevel. Graf Emiko wurde, so erzählt die spätere Sage, nach seinem Tode mit vielen Andern in der Gegend von Worms gesehen, umherirrend, mit glühenden Waffen bekleidet und flehend, daß man durch Almosen und Gebete die großen Strafen mindere, welche ihm für sein sündhaftes Leben zuerkannt wären.

Chronologischer Leitfaden

von 1097—1139 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.	
1099	Eroberung des Johanniter-Ordens. Jerusalem erobert am 15. Juli. — Balduin, erster König von Jerusalem.
1105	Heinrich IV., Gefangener seines Sohnes Heinrich, dankt ab.
1106	Heinrich IV. stirbt. — Sein Sohn Heinrich V. deutscher König. — Beilegung des Investitur-Streits. — Robert. — Wilhelm.
1107	Krieg mit Flandern.
1109	Krieg mit Böhmen.
1111	Römerzug.
1113—14	Unruhen in Deutschland.
1115	Schlacht am Welfesholz, Schwaben. — Sachsen.
1122	Concordat zu Worms. — Calixt II. Papst. — Otto von Freisingen. — Heilige Hildegarde.
1125	Lothar von Sachsen. — Kurfürsten eingesetzt.
1129	Schlacht bei Speier, Schwaben — Kaiser (Lothar II.)
1133	Concordat zu Worms.
1137	Lothar stirbt.
1138	Konrad III. von Hohenstaufen, deutscher König. — Heinrich der Stolze. — Guelfen und Ghibellinen.

Die Thaten Konrads, des ersten Königs aus dem Hause Hohenstaufen. Die Jugendjahre und ersten Waffenthaten Friedrichs, des nachmaligen Kaisers, genannt Barbarossa*).

Heinrich von Baiern hatte durch Hoffahrt und Mißbrauch der Gewalt etliche der deutschen Fürsten mit Haß, andere mit Argwohn erfüllt, und den eignen Anhang so geschwächt, daß die Gegner unter Leitung des Erzbischofs von Trier am zweiundzwanzigsten Hornung des Jahres einstausendeinhundertachtundvierzig auf einer Versammlung zu Koblenz den freundlichen Werber Herzog Konrad von Franken einhelliglich zum König erwählten, und bald darauf in Aachen krönten. Vergebens erhoben Sachsen und Baiern Klagen ob einer Wahl, an der nicht alle Völker Deutschlands Theil genommen hätten; Konrad entgegnete: „Die Vereinigung zweier Herzogthümer sei eben so unrechtmäßig, und widerstreite durchaus dem alten Herkommen; demnach solle Heinrich der Stolze einen Theil der Reichslehen, so ihm sein Schwiegervater Lothar übertragen, zurückgeben.“ Als darob der Welfe, dessen Lande sich von der Nordsee bis an das mittelländische Meer erstreckten, zornig wurde, und sich weigerte, den König anzuerkennen, sprach eine Reichsversammlung die Acht über den Widerspenstigen aus. Das Herzogthum Sachsen erhielt Albrecht der Bär, Markgraf von Nordsachsen; Baiern wurde dem Stiefbruder des Königs, Leopold dem Jüngsten von Oesterreich, übertragen; Heinrich aber eilte von Baiern nach Sachsen, um wo möglich diesen Mittelpunkt seiner Lande zu behaupten. Da vereitelte ein schneller Tod (1139) die Entschlüsse des Herzogs, dessen zehnjähriger Sohn Heinrich, nachmals mit dem Zunamen des Löwen, ohne seinem Oheim Welf VI. hätte erliegen müssen. Verbunden mit dem Grafen von Dachau und Valey schlug dieser den Markgrafen Leopold in Oberbaiern, und eilte, die Stadt Weinsberg, ein Stammgut der Welfen, zu entschütten. Denn der König Konrad sammt seinem Bruder Friedrich und vielen angesehenen Lehnleuten lagerte vor den Mauern jener Veste, so am Fuße eines weinreichen Berges, in der Nähe eines fruchtbaren Thales, liegt. Am einundzwanzigsten des Christmonats im

*) Aus: Friedr. Kortüm: Kaiser Friedrich der Rothe mit seinen Freunden und Feinden. Aarau 1818. S. 17—27.

Jahre elfhundertundvierzig breitete sich Welfs Schlachtordnung im Angesichte der Königischen aus, und stürzte mit dem Rufe: „Hie Welf" in den Streit. Da wurde viel Blut vergossen; denn die Königischen, durch den Schlachtruf: „Hie Gibelingen," und Konrads Tapferkeit entflammt, ruheten nicht eher, als bis die Welfen nach hartem Verluste die Flucht ergriffen. Die Burg Weinsberg, als sie die Welfen davon eilen sahe, ergab sich dem Könige, der aus Milde den Weibern vergönnte, so viel als die Schultern tragen könnten, mit sich zu nehmen. Und dieweil die Bürger in der Noth ihre Stadt so mannlich gerettet hatten, gedachten die Weiber Solches zu lohnen, nahmen ihre Männer auf den Rücken, und trugen sie mit großer Bemühung von hinnen. Als dies der Herzog Friedrich sahe, wurde er unwirsch, und sprach: „Die von Weinsberg halten den Vertrag nicht." Der König aber, welcher der Weiber Treuherzigkeit erwog, vergoß Thränen ob der schönen Tragfahrt, und antwortete seinem Bruder: „Was ein König zusagt, muß steif und streng gehalten werden."

Also durften die Frauen mit ihren Ehegemahlen von hinnen ziehen. Von der Zeit an ist die Treue der von Weinsberg zum Sprüchwort und der Name Welf und Waiblinger ein gefährlicher Parteiname geworden, der den unbekannten Ursachen des Streits zuerst gewisse Haltung gegeben hat. Dies zeigte sich in den nächsten Folgen der Weinsberger Schlacht. Denn während Konrad nach dem Tode Leopolds (1141) das Herzogthum Baiern seinem zweiten Stiefbruder Heinrich gab, und ihm Gertraud, des verstorbenen sächsischen Herzogs Lothar, aus Klugheit vermählte, setzte Welf VI. die Fehde mit ungeschwächtem Groll fort, und nahm theils von Bela, König der Ungarn, theils von Roger, der Normannen Oberhaupt, öffentlich Unterstützung an. So überschritt der Streit zwischen zwei Häusern Süddeutschlands die heimischen Grenzen, und zog weit entfernte Völker in die Kriegsflamme hinein.

Unterdessen hatte sich im Morgenlande eine Begebenheit zugetragen, welche alsbald ihre Folgen über die ganze Christenheit ausdehnte, und Deutschlands schauvollem Bürgerzwiste ein schöneres Ziel hinstellte. Es hatte nämlich im Jahr 1144 der Statthalter von Mausel, Emadeddin Zenghi, die Stadt Edessa, Jerusalems Schutzwehr, nach langer Belagerung erstürmt, die heiligen Orte zerstört, der Vertheidiger Mehrzahl getödtet, und was dem Schwerte entronnen war, in Knechtschaft gebracht. Als die Kunde dieses Unglücks zu Europa kam,

ſandte der Papſt Eugen der Dritte Boten und Briefe an Ludwig den Jüngern, König von Frankreich, daß er ſich und die Seinen unter dem Zeichen des Kreuzes wider die Ungläubigen rüſten möchte. Jedem Genoſſen des heiligen Streites wurde Ablaß und himmliſcher Lohn verheißen, alſo daß Bernhard, Abt von Clairvaux, die Gemüther durch feurige Worte völlig gewinnen konnte, und ſein Gewand zerriſſen werden mußte, um die ſtreitluſtige Jugend mit dem Kreuze zu bezeichnen. Darauf eilte der gewaltige Redner im Jahre 1146 gen Frankfurt am Main, und ermahnte den König Konrad, die Zeit der göttlichen Gnade wohl zu benutzen. Als aber jener, vielleicht im Vorgefühl der Zukunft, Bedenklichkeiten äußerte, ſo verließ Bernhard mit den Worten: „Meine Niedrigkeit darf ſich der königlichen Hoheit nicht aufdringen," das glänzende Hoflager, und predigte in Konſtanz, Zürich, Schaffhauſen, Baſel, Straßburg und andern Städten von den Bedrängniſſen der Kirche und der Heiden Uebergewalt. Allenthalben erhob ſich eine heftige Bewegung; haufenweiſe ſtrömte das Volk, jung und alt, reich und arm, zu den Fahnen des Kreuzes. Lange widerſtand König Konrad, welcher damals in Speier Reichstag hielt, dem mächtigen Andrange der Zeit. Als aber am ſiebenundzwanzigſten des Chriſtmonats Bernhard in begeiſterter Rede die Trangſale der Kirche darſtellte, und den König alſo anredete: „Wenn Ein Sterblicher am Tage des Gerichts vor Deinem Heilande erſcheint, der über den Wolken thronet; wenn die Poſaune ertönt, und Er zu Dir ſpricht: Menſch, was habe Ich für Dich gethan? Was würdeſt Du antworten?" Da ſprang Konrad tief bewegt vom Stuhle auf, und nahm mit den Worten: „Ich erkenne die Gnade des Herrn!" das Kreuz und die Pilgerfahne. Darauf ernannte Bernhard, durch dringende Briefe nach Frankreich gerufen, den beredten Abt Adam von Perſeigne zu ſeinem Stellvertreter. Der theilte den deutſchen Völkern folgenden Aufruf ſeines Meiſters mit: „Siehe! die erſehnte Zeit iſt gekommen; der Tag des Herrn und des Heils nahet! Die Erde hat an ihren Grundfeſten gebebt; denn der Gott des Himmels verließ ſein Land, in welchem er erſchien, und als Menſch unter Menſchen wandelte, ſein Land, ſo er durch Wunder verherrlicht, durch ſein Blut geweiht, wo die erſten Blumen der Auferſtehung ſproßten. Und jetzt, weil unſere Sünden zu dem Herrn ſchreien, haben des Kreuzes Feinde das frevelnde, kirchenſchänderiſche Haupt erhoben, und verwüſten mit Feuer und Schwert das gelobte Land, das Land der Verheißung. Ja, wenn wir uns nicht erheben, ſo wird der Feind des Glaubens die heilige Stadt gewinnen, und die Werkſtätte unſerer Er-

lösung umkehren, wird die geweihten Orte, wo des Lammes Blut floß, verunreinigen, und die Stelle vernichten, wo unsertwegen unser Leben im Tode entschlief. Und was beginnt Ihr, tapfere Ritter? Wollet Ihr das Heilige den Hunden, die Perle den Säuen vorwerfen? Wie viele Sünder, so mit Thränen ihre Missethaten bekannten, haben dort Verzeihung gefunden, wo Christus' Tempel prangt! Das siehet der Böse, und ergrimmt knirscht er mit den Zähnen, und vergeht in Neid. Müssen wir aber verzweifeln, meine Brüder? Ist die Hand Gottes verstümmelt und kraftlos worden? Muß Er, der Allmächtige, um sein Heiligthum zu retten, die armen Würmchen, die Menschen rufen? Kann er nicht mehr denn zwölf Schaaren Engel senden, nicht mit einem Worte gebieten? — und das Land ist frei. Ja, er kann es, wenn er will. Aber ich sage Euch, der Herr Euer Gott prüft Euch. Er schaut an die Sachen der Menschen, ob ihn Jemand verstehe." Groß waren die Wirkungen dieses Ausrufes.

Unter den vielen Rittern, welche dem Beispiele König Konrads folgten, glänzte der fünfundzwanzigjährige Sohn Herzog Friedrichs von Schwaben, ein hochherziger, von Thatendurst brennender Jüngling. Geboren im Jahre 1121, wahrscheinlich zu Hohenstaufen, erzogen an dem Hofe seines nämlichen Vaters, wurde der gleichnamige Sohn frühzeitig an gute Beispiele gewöhnt. Denn auch Judith, seine Mutter, war ein Spiegel der Frauen, sittig, mild, beständig, dem Ruhme des Vaterlandes zugethan, also daß sie oft von den Geschichten der alten großen Kaiser dem lehrbegierigen Knaben erzählt haben mag, und wie deutsches Volk immerdar durch freudigen Muth und Vertrauen auf Gott alle Widerwart überwunden. Aber die gute Mutter starb vor der Zeit, wahrscheinlich im Jahre 1126; da nahm sich, wie oben gemeldet worden, Herzog Friedrich die edle Tochter des Grafen von Saarbrück, Agnes, zum Weibe. Ihre Standhaftigkeit und Treue in den verhängnißvollen Zeiten wirkte sonder Zweifel auf den Stiefsohn, der in der Belagerung von Speier des Krieges mannichfaltigen Wechsel mit ertragen mochte. Dergestalt bald mit Gefahr und Waffen vertraut, entwickelte Friedrich in den Jahren, wo die meisten Jünglinge träumen, oder unstät schwanken, feste Heldenkraft, und gewann es, daß der Vater dem tugendreichen Sohne um das Jahr 1142 die Ritterwürde verlieh. Somit aufgefordert, in der Widerwart starkmüthig, in der Männlichkeit strenge, in der Freundschaft treu, und an allen Tugenden reich, Wittwen, Waisen und jeglichen Unschuldigen zu schirmen, für den christlichen Glauben das Leben zu opfern, dem Kaiser als des

Reiches Oberhaupte zu dienen in allen Treuen, und sonder Tadel vor Gott wie Menschen in dieser Welt zu leben, hat Friederich von Stund an die Pflichten eines Ritters erfüllt, und bald Gelegenheit männlicher Thaten gefunden. Denn im Namen seines Vaters sagte er dem baierischen Grafen Heinrich von Wolfrathshausen, der ein ungestümer, hoffährtiger Mann war, Fehde an, und zog aus mit einer kleinen, aber auserlesenen Schaar, den mächtigen Widersacher zu züchtigen. Derselbige herbergte in diesen Tagen viele Herren aus Schwaben und Baiernland, welche trotzig auf eigene Stärke ein glänzendes Ritterspiel begehen wollten. Da erschien plötzlich Friedrich, und sprengte so ungestüm in den Feind, der sich vor den Mauern der Burg Wolfrathshausen in Schlachtordnung gestellt hatte, daß Graf Heinrich mit den Seinen nach kurzer Gegenwehr sieglos wurde, und in wilder Flucht das Burgthal zu erreichen suchte. Aber viele wurden von den Reisigen des Hohenstaufen erschlagen, oder gefangen; selbst der tapfere Graf von Dachau, Konrad, mußte dem Ungestüm weichen, und die Waffen strecken. Da entließ ihn der junge Held ohne Lösegeld, obschon die Begleiter sprachen, er solle Gold und Silber von den Gefangenen nehmen.

Ermuntert durch diese Waffenthat sammelte Friederich im Jahre 1145 ein neues Kriegsvolk, und zog aus wider den Herzog Konrad von Zäringen, welcher, dem Welfen zugethan, Deutschlands Königen nicht gehorchen wollte. Die Stadt Zürich, damals in den Landen des Herzogs durch Zahl und Reichthum der Bürger die erste, mußte sich unterwerfen; viele, zum Theil für unüberwindlich gehaltene Burgen in den deutschen Erblanden der Zäringer hatten dasselbige Schicksal. Bald kam Herzog Konrad, dem Sturme nicht gewachsen, gen Bamberg, schwur dem Könige Treue, und empfing für die schnelle Unterwerfung die burgundischen Herrschaften diesseits des Jura zu Lehen.

Diese Thaten breiteten Friederichs Namen frühzeitig unter den Völkern Deutschlands aus, welche nicht minder die Tapferkeit als Bescheidenheit des Jünglings lieben konnten. Als daher der graue Herzog Friederich von Schwaben die Mähre erhielt, daß die Stütze seines Hauses, der Trost seines Alters, gelobt habe, wider die Heiden zu ziehen, wurde er von Kummer und Krankheit überfallen. Umsonst suchte der heilige Bernhard durch Tröstungen des Glaubens den stürmischen Greis zu beruhigen; er starb unter den Gebeten des frommen Abtes im Jahre 1146, und hinterließ das Herzogthum seinem einzigen Heldensohne, der

es fortan als Friederich der Dritte mit Stärke und Klugheit verwaltet hat.

Unterdessen hatten die Ermahnungen Bernhards und des Königs Beispiel alle Fehden in Deutschland gestillt; der Herzog Welf, Ladislaus, Herzog von Böheim, Otoacer, Markgraf von Steier, Bernhard, Graf von Kärnthen, fast alle mächtige Herren der schwäbischen und baierischen Lande nahmen mit ihren Lehenleuten das Kreuz, welches selbst Jungfrauen und Weibern nicht zu schwer wurde. Darauf übergab Konrad, menschlicher Hinfälligkeit eingedenk, seinem unmündigen Sohne Heinrich, welchen die einmüthige Wahl der Fürsten zum König über Deutschland erhoben hatte, und bestellten Vormündern die Verwaltung des Reichs; dann brach er am Himmelfahrtstage des Jahres eilfhundertundsiebenundvierzig mit 70,000 geharnischten Reitern auf, das heilige Grab zu schirmen wider die Ungläubigen. Nach mannichfaltigen Drangsalen, welche Ungarns und der Bulgarei Ströme und Gebirge bereiteten, langte der König mit den Seinen in Griechenland an. Desselbigen Einwohner, welche bald Lebensmittel vergifteten, bald Ueberfälle machten, wurden durch deutsche Standhaftigkeit überwältigt. Aber mit der Ueberfahrt nach Asien im Herstmonat brachen neue gräßliche Unfälle über die Kreuzfahrer los. Hunger, Schwert, Verrath, Krankheit folgten dem Heere, das durch Kleinasien zog, auf den Fersen, also daß von 70,000 Männern nur 10,000 das Leben retteten. Diese führte König Konrad gen Konstantinopel und von hier auf griechischen Schiffen in das heilige Land, wohin auch Ludwig der Siebente, König von Frankreich, ein ansehnliches Kriegsvolk geführt hatte. Im Mai des Jahres eilfhundertachtundvierzig zog das vereinigte Heer der Christen wider die feste Stadt Damaskus, welche von einer zahlreichen Besatzung geschirmt wurde. Ein heftiger Streit entbrannte, als die Gläubigen den Feind aus den Gärten in die Stadt zu drängen suchten. Da hat auch der König Konrad eine namhafte That verrichtet, und einem riesigen Heiden mit einem Hiebe Kopf, Schulter, und einen Theil der rechten Seite gespalten, also daß Furcht kam über die Ungläubigen, und ihre Rotten aus einander sprengte. Dennoch scheiterte die Unternehmung auf Damaskus durch Zwietracht, Mangel und Krankheit im christlichen Heerlager. Somit mußte Konrad, nachdem die meisten Genossen getödtet oder verwundet waren, den Rückzug antreten. Der Herzog Friederich von Schwaben, auch im Morgenlande ein Spiegel der Ritterlichkeit, wurde vorangeschickt, um die Ruhe im Reiche herzustellen. Denn der Welf hatte unter trüglichem Vorwande den Weg nach

Europa genommen, und die alte Fehde mit Brand und Verwüstung erneuert; Heinrich, später zubenannt der Löwe, waffnete für die Wiedergewinnung des Herzogthums Baiern; der Normannen König Roger bot Geld in Fülle dar, die Zwietracht zu befestigen. Selbst Friedrichs Strenge und Klugheit konnten die auflodernde Flamme nicht ersticken, und unvermeidlich erschien bei König Konrads Heimkehr der Ausbruch des verderblichen Bürgerzwistes, dieweil viele getreue Anhänger des Hohenstaufischen Hauses, unter diesen Wibald, Abt von Corvey, riethen, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Jetzt, wo Deutschland bei lange verhaltenem Ingrimm der Parteien und neu erregter Leidenschaft am Rande des Verderbens stand, rettete der Herzog Friedrich von Schwaben; denn der König folgte des Neffen beredter Fürsprache, und überließ dem Welf etliche Reichsgüter. So wurde die Ruhe wieder hergestellt, und Deutschland konnte, obschon der Tod den hoffnungsvollen Jüngling Heinrich hinweggerafft hatte, von desselbigen Vater eine schöne Zukunft erwarten. Schon wurde in allen Gauen zu einer Heerfahrt nach Italien gerüstet, schon waren die Völker des Mittags, besonders die Normannen, durch die Warnung der Deutschen in bange Erwartung gesetzt; als den König Konrad im Hornung des Jahres 1152 eine tödtliche Krankheit überfiel. Noch sterbend für das Reiches Wohl besorgt, rief er die Fürsten und Herren gen Bamberg, daß sie zeugen würden seiner letzten Handlung. Dann ließ er den Herzog von Schwaben an das Sterbebett treten, dankte ihm für die treue, in allen Nöthen bewährte Liebe, und beschloß die Rede also: „Du siehst, mein lieber Friederich, wie überall im Reiche Urlug (Bürgerkrieg), Jammer und Elend gewohnt haben, und wie kaum die Ruhe hergestellt worden. Mein einiger junger Sohn darf das Regiment nicht bekommen; denn die Völker bedürfen eines wahrhaften und klugen Oberhauptes. Ich wünsche daher, daß Dich die Fürsten zu ihrem König und Kaiser erkiesen mögen. Dir übergebe ich alle die Reichskleinodien, Dir empfehle ich die Sorge für meinen einigen Sohn. Sei Du sein Vater und Hort!" Als Konrad dieses gesprochen hatte, starb er am funfzehnten Hornung des Jahres eilfhundertundzweiundfunfzig, in allen Dingen ein unverzagter Ritter.

Die Kaiserkrönung Friedrichs I. (Barbarossa) zu Rom*).

1152.

Von den Gesandten und der Gesandtschaft der Römer und was sie für eine Antwort von dem Fürsten (Kaiser Friedrich) erhielten. Auch wie derselbe auf die Ermahnung des obersten Bischofs (Papstes) hin die leoninische Stadt und die Kirche St. Peters besetzen ließ.

Wie nun die Einwohner von Rom die Ankunft des Herrschers erfuhren, so beschlossen sie sich seiner Gesinnung durch Abgeordnete im Voraus zu vergewissern. Darum schickten sie geschäftsgewandte und gelehrte Leute an ihn, die, als sie mit ihm zwischen Sutri und Rom zusammengetroffen, und von ihm die Zusicherung freien Geleites empfangen, in Gegenwart der Räthe der königlichen Majestät, folgendermaßen zu reden begannen:

Bevollmächtigte der **Stadt**, **der Stadt**, das will nicht wenig sagen, allergnädigster **König**, sind wir vom römischen Senate und Volke an deine Majestät abgeordnet. Höre mit gewogenem Sinne, gnädigem Ohre, was Dir die hehre **Stadt**, die Herrscherin des Weltalls, entbietet, der Du in nächster Zukunft mit Gottes Hülfe Gebietest, Kaiser und Herr werden sollst. Wenn Du in friedsamer Gesinnung gekommen bist, ja da Du, wie ich glaube, mit solcher gekommen bist, ist es mir eine Freude, Dich zu sehen. Du willst die Kaiserwürde; ich erhebe mich, Dir freundlich die Krone zu bieten, und eile Dir freudig bewegt entgegen. Denn warum auch sollte der nicht mit friedsamer Gesinnung in die Mitte seines Volkes einziehen, es nicht mit Ehre bringender Gnade bedenken, dessen Erscheinen, als des Zerbrechers der unwürdigen Pfaffenketten, schon lange von ihm mit tiefer Sehnsucht erwartet wurde? Möchten doch die alten Zeiten wiederkehren, die Vorrechte der herrlichen Stadt, möchte sie unter diesem Herrscher wieder das Steuerruder des ganzen Erdkreises in die Hände bekommen, wieder unter diesem Herrscher den Erdkreis in Zaum und fester Herrschaft halten können! Augustus soll ein solcher Herrscher heißen, und nicht bloß heißen, auch die volle Ehre des Namens haben. Du weißt, wie die

*) Aus Otto's von Freisingen „Thaten Friedrichs I. (Barbarossa)," B. II. Kap. 22. 23. Eigens für dieses Werk bearbeitet von Dr. Heinr. Rückert.

Stadt Rom durch die Weisheit ihres Senates, durch die Tapferkeit und Kriegszucht ihrer Ritter vom Meer bis wieder zum Meere ihre Hand ausgebreitet; ja nicht bloß bis zum Ende des Erdkreises hat sie gereicht, sondern über Inseln, die außer seinen Grenzen an ihm liegen, ihre Herrschaft weithin sich erstreckt. Nicht die sturmgepeitschten Fluthen des Oceans, nicht die klippigen, schroffen Höhen der Alpen standen ihr im Wege; Römermuth hat Alles gebändigt. Aber zur Strafe unserer Sünden sind unsere Herrscher weitweg in die Ferne gezogen, und jene ehrwürdige Erinnerung aus dem Alterthume, der Senat, ist durch Einiger Nachlässigkeit in Verachtung gesunken, seine Weisheit schlafen gegangen und darob auch die Kraft verringert worden. Ich habe mich erhoben, um Dir und der heiligen Republik zum Frommen den geweihten Senat der Stadt und den Ritterstand wieder herzustellen, damit Jenes Weisheit, Dieses Tapferkeit dem römischen Reiche und Dir selbst den Ruhm der Väter wieder bringen möge. Das wird, das muß Deiner ruhmwürdigen Gesinnung gefallen. Und verdient nicht eine solche glorreiche That, so förderlich Deiner Herrschermacht, Belohnung? Höre darum, o Fürst, mit Langmuth einige Worte über Deine und meine Verpflichtungen! Zuerst aber über Deine, dann über meine; denn a fine principium! Du warst fremd, ich habe Dir Bürgerrecht gegeben. Du bist aus fernen Gegenden über den Alpen hergekommen, ich habe Dich zum Herrscher gemacht. Worauf ich ein Besitzrecht hatte, das habe ich Dir verliehen. Darum bist Du zuerst schuldig und verbunden, meine guten Gebräuche, meine alten Gesetze, die mir von den Kaisern, Deinen Vorfahren im Reiche, in gültigen Documenten verbrieft sind, zu gewährleisten, damit sie nicht der Wahnsinn der Barbaren verletze; dann meinen Beamten, die Dir auf dem Capitol huldigen werden, etwa 5000 Pfund zu geben, alle Kränkungen der Republik, wenn nöthig selbst, selbst mit der Gefahr des eigenen Lebens zu ahnden, und das Alles durch sichere Briefe zu gewährleisten, und mit einem körperlichen Eid und eigener Unterschrift fest zu machen.

Bei dieser Stelle der so stolzen und auffallenden Rede flammte der Zorn des Königs hoch auf, und in gerechter Erbitterung unterbrach er den Gang ihrer Worte von ihrer Republik und den Verpflichtungen des Reichs, die sie nach der Weise der Italiener noch auf das Breiteste in ihren weitschweifigen Perioden fortzusetzen im Sinne hatten. Doch bewahrte er den äußern Anstand und den königlichen Gesichtsausdruck, als er unvorbereitet zwar, aber nicht unüberlegt, also ihnen antwortete:

„Gar viel haben wir heute von der Weisheit und auch Tapferkeit der Römer hören müſſen, doch mehr von der erſtern als der letztern. Darum nimmt es uns über alle Maßen Wunder, daß wir in Euren Worten mehr den faden Geſchmack der aufgeblaſenſten Arroganz als die Würze der Weisheit zu koſten bekommen. Du ſprichſt von dem altersgrauen Adel Deiner Stadt, erhebſt die Vorzeit Deiner göttlichen Republik bis in den Himmel. Ich weiß, ich weiß es wohl, um ein Wort eines Euer Poeten zu gebrauchen, einſtmals, ja einſtmals gab es in dieſer Republik Manneskraft. Einſtmals, ſage ich; könnten wir doch mit Wahrheit, wie wir es wünſchen, auch jetzt noch ſagen. Dein Rom, oder vielmehr unſer Rom hat den Wechſel aller irdiſchen Dinge erfahren. Es iſt ſo gut wie alles Andere davon berührt worden; denn das iſt einmal ein ewiges Geſetz, welches der Schöpfer aller Dinge für Alles, was unter dem Monde lebt, feſtgeſetzt hat. Wozu brauchts noch Worte? Es weiß es ja Jeder, wie zuerſt die Blüthe Deines Adels von dieſem unſern Rom nach der Herrſcherſtadt im Oſten verſetzt ward, und wie im Laufe der Jahre die armſeligen Griechen Deine Herrlichkeiten in vollen Zügen eingeſogen haben. Dann kam der Franke, adelig wie ſein Name, war auch ſeine Art, und hat das geringe Reſtchen von Freiheit und Herrlichkeit, was Du noch beſaßeſt, wacker ſich zu eigen gemacht. Willſt Du lernen, wie groß der Ruhm Deines Roms, die Weisheit Deines Senats einſtmals geweſen iſt; lernen, wie man ein Lager aufſchlägt, wie groß die Tapferkeit und Kriegszucht Deines Ritterſtandes, ſein ungebändigter tollkühner Muth in der Schlacht war? Siehe hin und ſieh uns an! Bei uns iſt dies Alles jetzt zu finden, zu uns iſt das Alles mit ſammt dem Kaiſerthume gekommen. Denn wir haben das Kaiſerthum nicht allein empfangen, in ſeinem Gefolge kam auch die Manneskraft und all ſein anderer Schmuck. Bei uns findeſt Du Deine Conſuln, bei uns Deinen Senat, bei uns Deine Krieger. Die Fürſten der Franken ſind verbunden, Dich mit ihrer Weisheit zu regieren, die Ritter der Franken Dich mit ihrem Stahle vor Kränkungen zu wahren.

— Du prahlſt, Dein Wille habe mich gerufen, mich zuerſt zum Bürger, dann zum Herrſcher gemacht, Dein Eigenthum mir übertragen. Ich überlaſſe Deinem eigenen Witze und dem jedes Einſichtigen, zu entſcheiden, wie ungereimt, wie lügenhaft dieſes paradoxe Wort iſt. — Blicken wir zurück auf die Thaten neuerer Kaiſer: hat nicht der göttliche Karl, nicht Otto, unſere Kaiſer, die Stadt ohne irgend ein Verdienſt eines Andern durch ihre Kraft den Griechen und Longobarden ſo gut wie ganz Italien genommen und dem Reiche der Franken einverleibt? Denke

nur an Deſiderius, an Berengar, Deine Unterdrücker, auf die Du aber nie auf rechtmäßige Herrſcher ſtolz warſt. Sie hat, wie das die Geſchichte unzweifelhaft lehrt, unſer Frankenvolk beſiegt und gefangen, ja ſie ſind in ihren Gefängniſſen grau geworden und geſtorben. Ihre Aſche liegt bei uns begraben; das iſt wohl der ſonnenklare Beweis dafür. — Doch Du ſagſt: Du biſt auf mein Rufen gekommen. Ja wohl iſt es wahr, auf Dein Rufen bin ich gekommen. Gib Antwort, warum Du den Ruf haſt ausgehen laſſen. Feinde haben Dich bedrängt, und die Kraft des eigenen Armes ſo wenig wie die entnervten Griechen haben Dir Rettung ſchaffen können. Die Manneskraft der Franken mußte gerufen werden. Das kann man doch wohl eher ein Flehen als einen Ruf nennen. Im Elend haſt Du den Glückbegabten angefleht, in Schwachheit den Starken, in Unterdrückung den Kräftigen, in Bedrängniß den Sichern. So hat man mich gerufen, wenn das ein Ruf heißt, und ſo bin ich gekommen. Dein Fürſt hat mir gehuldigt, und von der Zeit an bis heutigen Tages biſt Du meiner Gewalt unterthan. Ich bin Dein rechtmäßiger Beſitzer. Wer wird wohl dem Herkules ſeine Keule zu nehmen Luſt haben? Etwa der Sicilianer (der normanniſche König beider Sicilien), auf den Du trauſt? Sieh einmal auf Ereigniſſe früherer Zeit zurück. Noch iſt der Arm der Franken, der Deutſchen nicht ſchwächer geworden. Wenn Gott es vergönnt, und ich das Leben habe, ſoll jener auch noch die Vermeſſenheit ſeines Beginnens einſehen lernen. — Du forderſt Gerechtigkeit von mir, die ich Dir ſchuldig bin. Ich will nichts davon ſagen, daß der Fürſt dem Volke, nicht das Volk dem Fürſten Geſetze vorſchreiben darf. Kein Wort davon, daß ein Eigenthümer, der ſein Eigenthum betreten will, ſich keine Clauſeln gefallen laſſen darf. Wir wollen das bloß nach dem geſunden Menſchenverſtande einmal bedenken. Du forderſt, wie ich ſehe, drei Eide von mir. Darauf gebe ich Dir zur Antwort: Du ſagſt, ich ſei verbunden, zu ſchwören, die Geſetze meiner kaiſerlichen Vorfahren, ihre verbrieften Privilegien und Deine guten Gewohnheiten zu beſtätigen. Dann weiter, das Land mit Gefahr des Lebens zu ſchützen. Darauf gebe ich blos die eine Antwort: Was Du verlangſt, iſt entweder recht oder unrecht. Iſt es unrecht, ſo darfſt Du es nicht fordern, ich nicht zugeſtehen. Iſt es recht, ſo weiß ich von mir, daß ich das wollen muß, daß ich es müſſen will. Daher wird es von Ueberfluß ſein, etwas, was ich will und muß, noch durch einen Eid zu bekräftigen. Wie wäre es auch wohl möglich, daß ich das Recht gegen Dich verletzte, da ich geſonnen bin, es auch bei meinen geringſten Unterthanen aufrecht zu erhalten?

Wie sollte ich mein Land und vor Allem die Hauptstadt meines Reiches nicht mit Gefahr meines Lebens schirmen, da ich den Plan habe, die Grenzen desselben mit der nämlichen Gefahr wieder zu ihrer alten Ausdehnung zu bringen, so viel an mir ist? Das hat Dänemark schon erprobt, das ich neulich bezwungen und dem römischen Weltreich einverleibt habe, und wohl möglich, daß es schon mehr als ein Land, mehr als ein Königreich erprobt hätte, wäre mir nicht diese Aufgabe (der Römerzug) in den Weg gekommen. Ich gehe zu dem dritten Kapitel über. Du sprichst aus, ich müsse für eine bestimmte Geldsumme einen Eid ablegen. Welche Schmach! Du Rom, Du forderst von Deinem Herrscher, was irgend ein Krämer von einem Käufer verlangt. Das verlangt man bei uns zu Lande von einem Gefangenen. Bin ich etwa gefangen, oder in den Banden meiner Feinde, oder throne ich nicht vielmehr in Herrlichkeit in der Mitte zahlreicher und tapferer Schaaren? Wird man wohl einen Herrscher von Rom gegen seinen Willen etwas zu geben nöthigen, statt daß er freiwillig seine Gnade spende? Bis dahin habe ich immer königlich und großartig, wen und wie viel ich für ziemlich hielt, gegeben, vor Allen aber Solchen, die sich Verdienste um mich erworben hatten. Denn wie man von den Niedern mit Recht die Leistung der schuldigen Dienste fordert, erstatten die Obern mit demselben Rechte die billige Belohnung. Diesen Brauch meiner glorreichen Vorfahren habe ich sonst immer ausgeübt, und gegen meine römischen Bürger werde ich ihn nicht lassen. Warum sollte die Stadt sich nicht über meinen Einzug freuen? Aber es gebührt sich, daß der, welcher etwas Unziemliches unziemlich fordert, auf Alles abschlägige Antwort erhält!"

So sprach er, und schwieg, nicht ohne große Bewegung des Herzens, wie das natürlich war. Darauf fragten Einige der Umstehenden die Abgeordneten, ob sie noch mehr zu sagen hätten. Sie aber schwiegen eine Zeit lang, und überlegten es sich; dann antworteten sie schlauer Weise, sie müßten erst das Gehörte ihren Mitbürgern melden, und dann würden sie mit neuen Instructionen wieder vor dem Könige erscheinen. So erhielten sie freies Geleit, verließen den Hof, und kehrten mit großer Eile in die Stadt zurück.

Der König merkte wohl ihre bösen Absichten, und beschloß sich darüber mit seinem geistlichen Vater, dem römischen Bischof, zu besprechen. Dieser sagte ihm: Du wirst die Durchtriebenheit des römischen Volkes noch in viel größerm Maße kennen lernen. Du wirst auch sehen, daß sie in böser Absicht gekommen, in böser gegangen sind. Aber

wenn Gott uns seinen gnädigen Beistand verleiht, der spricht: ich werde die Klugheit der Weisen zu Schanden machen, so werden wir wohl ihren listigen Anschlägen zuvorkommen können. Darum schicke so eilig wie möglich tüchtige und gewandte junge Kriegsleute voran, die die Kirche St. Peters und die leoninische Veste besetzen mögen. Unsere Ritterschaft steht dort zur Bedeckung, und sie wird, wenn unsere Willensmeinung ihnen kund gemacht wird, ihnen augenblicklich den Einzug verstatten. Auch werden wir ihnen den Cardinal Priester Octavianus, der ein Sprößling einer der vornehmsten römischen Familien und ein treuer Anhänger von Dir ist, beigeben. Und so geschah es denn auch. In der kommenden Nacht wurden ungefähr tausend auserwählte jugendkräftige Krieger abgesandt, und diese zogen im Morgengrauen in die leoninische Stadt ein, und besetzten sie und die Kirche St. Peters mit ihrem Vorhofe und den Säulengängen. Boten brachten diese frohe Nachricht ins Lager. —

Wie der König in eben dieser Kirche St. Peters die Krone des Kaiserthums empfing; auch von dem Aufruhr der Römer, dem Blutbade, und dem Siege des Kaisers.

Ungefähr eine Stunde nach Sonnenaufgang war abgelaufen, als der König durch die sogenannte aurea porta von dem Abhange des Mons Gaudii her seinen Einzug in die leoninische Stadt, wo die Peterskirche bekanntlich liegt, hielt. Der Papst und die Cardinäle und die ganze Priesterschaft waren ihm vorangeeilt, und erwarteten seine Ankunft auf den Stufen des Domes. — Es war ein schönes Schauspiel, diese im Waffenschmuck strahlenden Soldaten, die in voller Ordnung ohne die geringste Störung einherzogen, und man könnte wohl von ihnen sagen: „Wie furchtbar ist die Reihe ihres Lagers geordnet", oder wie es in den Maccabäern heißt: „Die Sonne glänzte auf ihre goldnen und ehernen Schilde, und die Berge gaben Widerschein von ihnen." Bald erschien der Herrscher vor den Stufen der Kirche des heiligen Petrus, wurde von dem obersten Bischofe auf die ehrenvollste Weise empfangen, und von ihm bis zu St. Peters Grabstätte geführt. Dann ward von dem Papste selbst ein feierliches Hochamt gehalten, und der König, umgeben von seinen bewaffneten Kriegsleuten, empfing mit der gebührenden Weihe die Krone des Kaiserthums im vierten Jahre seiner Herrschaft, im Monate Juni, am neunzehnten Tage desselben. Alle Umstehenden gaben auf das Lauteste ihre Freude und ihren Beifall zu erkennen, und priesen Gott über ein so glorreiches Ereigniß. — Inzwi-

schen war die Brücke, welche von der leoninischen Stadt bis hinüber zum Eingange des eigentlichen Hauptheils von Rom führt, von den Truppen des Kaisers bewacht worden, um dem wüthenden Pöbel alle Gelegenheit abzuschneiden, die Feierlichkeit zu stören. Als Alles vorbei war, bestieg der Kaiser ein schön aufgezäumtes Pferd, und ritt, während die Andern alle zu Fuße nebenher gingen, in sein Gezelt zurück, welches in unmittelbarer Nähe der Stadtmauern lag; der römische Bischof blieb in seinem Pallaste, der sich neben der Kirche befindet.

Während dieses Vorgangs war das römische Volk mit sammt seinen Senatoren auf dem Capitolium versammelt. Als sie hörten, der Kaiser empfange die Krone des Reichs ohne ihre ausdrückliche Beistimmung, ergriff sie wüthender Zorn; sie stürzen mit ungeheurer Uebermacht über die Tiber herüber, eilen in die Nähe der Kirche St. Peters, und entblöden sich nicht, einige von den Bediensteten, die zurückgeblieben waren, niederzumachen in Mitten des hochheiligen Domes. Es erhebt sich Getöse. Der Kaiser vernimmt es, und heißt seine Soldaten, die wegen der gewaltigen Hitze vor Durst und Erschöpfung gar sehr nach Erholung lechzten, sich waffnen. Er beschleunigte diese Anstalten um so mehr, je größer seine Besorgniß war, daß der rasende Pöbel sich nicht auf den römischen Bischof und die Cardinäle stürzen möge. Der Kampf erhebt sich einestheils am Thurme des Crescentius mit den Römern, andrerseits an dem Teiche mit den Transtiberinern. Bald konnte man sehen, wie die Einen die Andern dem Lager zu drängten, die Einen die Andern bis an die Brücke hin zurücktrieben. Unsern Leuten kam es zu Statten, daß sie von dem Thurme des Crescentius aus nicht durch Steinwürfe oder Wurfspeere geschädigt werden konnten, indem, wie es hieß, sogar Frauen, die von der Höhe her zuschauten, ihre Angehörigen ermahnten, nicht etwa so edle Ritter um der Tollheit des Pöbels Willen auf die eben beschriebene Weise von der Burg her zu beschädigen. Lange ward von beiden Seiten mit wachsendem Erfolge gestritten, endlich konnten die Römer dem Kampfesmuth der Unsrigen nicht länger Widerstand leisten, und sahen sich gezwungen, zu weichen. Da sah man denn unsere Leute die Römer tapfer, aber ohne Erbarmen niedermetzeln, gleich als wollten sie sagen: „Da nehmt nun, Ihr Römer, statt Eures arabischen Goldes den Stahl der Deutschen. Das ist das Geld, was Dir Dein Herrscher für Deine Krone bietet. So kaufen die Franken das Kaiserthum. Das ist der Handel, den Dein Herrscher mit Dir abschließt; so leistet er Dir seinen Eid." Dieses Gemetzel währte ungefähr von der zehnten Stunde des Tages bis in die Nacht hinein.

Ungefähr Tausend wurden niedergehauen oder in die Tiber geworfen, gefangen beinahe Zweihundert, verwundet Unzählige, die Andern in die Flucht gejagt; von unsern Truppen wurde, was ganz wunderbar klingt, bloß Einer getödtet, Einer gefangen. Denn unsere Leute wurden mehr von dem ungünstigen Klima, der Hitze, die zu der Zeit besonders in der Nähe der Stadt ganz unerträglich ist, mitgenommen, als von dem Schwerte der Römer. —

Anmerkung. Otto, Bischof von Freisingen, ein Oheim Friedrichs I., lebte bis 1159. Sein Werk „von den Thaten Friedrichs I." ist eins der bedeutendsten historischen Denkmäler der hohenstaufischen Geschichte, obgleich es nur die vier ersten Regierungsjahre Friedrichs umfaßt. —

Chronologischer Leitfaden

von 1152—1164 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.
1157 Friedrichs I. Feldzug gegen Polen.
1162 Gründung von Berlin und Wien. — Mailand wird zerstört.

Der Feldzug Heinrichs des Löwen im Slavenlande im Jahre 1164 in Folge des Aufstandes derselben während des Frühlings dieses Jahres*).

An demselben Tage, wo die Ufer des Oceans ein so arger Unfall traf (eine furchtbare Ueberschwemmung hatte am 5. Februar die ganze deutsche Küste der Nordsee betroffen), ereignete sich ein großes Unglück in der slavischen Stadt Mecklenburg. Wratislav nämlich, der jüngste Sohn Niclots, der noch immer in Braunschweig gefangen saß, ließ, wie es heißt, seinem Bruder Primislav Folgendes sagen: Siehe, ich werde in engem Gewahrsam gehalten, und Du kümmerst Dich nicht darum? Wache endlich auf, handle und sei ein Mann; erzwinge durch das Schwert, was in Güte unmöglich ist. Denkst Du nicht mehr daran, wie unserm Vater Niclot damals, als er zu Lüneburg im Ge-

*) Aus Helmolds „Chronica Slavorum," B. II. Kap. 3—4. Eigens für dieses Werk bearbeitet von Dr. Heinr. Rückert.

fängniß gehalten wurde, keine Bitten und kein Gold Lösung bewirken konnten? Sobald wir aber muthig und tapfer uns erhoben und die Waffen ergriffen, Brand und Verwüstung über die Städte brachten, wurde er da nicht gleich ledig? — Als das Primislav hörte, da sammelte er in aller Stille Kriegsvolk, und zog unversehens gen Mecklenburg, wo Heinrich von Schaten, der Burghauptmann, gerade abwesend, und das Volk in der Burg ohne Haupt war. Dorthin also kam Primislav, und sprach zu den Leuten, die sich in der Veste befanden: Großes Unrecht, Ihr Männer, ist mir und meinem Volke geschehen; denn sie haben uns von dem Boden unserer Heimath vertrieben und uns das Erbtheil unserer Väter genommen. Auch Ihr tragt Schuld daran; denn Ihr habt unser Land überzogen, habt unsere Städte und Dörfer Euch genommen, die nach dem Rechte uns gehören. Wir geben Euch jetzt die Wahl zwischen Leben und Tod. Wenn Ihr uns die Veste öffnen wollt und das Land zurückgeben, das uns gehört, so werden wir Euch in Frieden Geleite geben, Euch sammt Euren Weibern und Kindern und aller Eurer fahrenden Habe. Nimmt einer der Slaven etwas, was Euch gehört, so will ich es zwiefach ersetzen. Wollt Ihr aber nicht ziehen, wollt Ihr diese Stadt hartnäckig vertheidigen, so schwöre ich Euch, daß, wenn Gott uns den Sieg verleiht, wir Euch alle mit der Schärfe des Schwertes vertilgen werden. Als er Solches gesprochen, da begannen die Flaminger (die Ansiedler aus Flamland, die in den slavischen Landen besonders zahlreich waren) ihn mit Steinwürfen anzugreifen und auch sonst zu verwunden. Darauf brach die Heeresmacht der Slaven, die an Männern und Waffen jedenfalls vorzüglicher war, unter sehr heftigem Kampfe in die Veste ein, und tödtete Alles, was männlichen Geschlechts in ihr war: nicht Einen von dem aus der Fremde hergekommenen Volke ließen sie übrig; ihre Weiber und Kinder führten sie in die Knechtschaft, und zündeten die Burg an. Darauf wandten sie ihre Augen auf Ilow, um auch das zu zerstören. Als das aber Gunzelin, ein Lehnsmann des Herzogs, der den Befehl über das Land der Obotriten hatte, durch ausgeschickte Kundschafter erfuhr, daß die Slaven heranzögen, stellte er sich an der Spitze weniger Kriegsleute in Ilow ein, um die Burg zu beschützen. Nach der Verwüstung von Mecklenburg war Primislav mit einer auserlesenen Schaar seiner Heere vorausgeeilt, um die Veste schnell, ehe sie ihm entkommen könnten, zu besetzen. Als das Gunzelin vernahm, sprach er zu seinen Leuten: Laßt uns schleunigst hinausziehen und mit ihm kämpfen, ehe das andere Heer heranzieht. Sie sind müde vom Kampf und vom Gemetzel, das

so heute angerichtet haben. Und seine Getreuen gaben ihm zur Antwort: Es ist nicht gerathen für uns, hinauszuziehen; denn sobald wir draußen sind, werden die Slaven, die in der Stadt wohnen, die Thore hinter uns schließen, und wir werden ausgesperrt sein, und die Stadt in die Hände der Slaven fallen. Aber das Wort fand keine Gnade in den Augen des Gunzelin und seiner Krieger. Darum berief er alle Deutsche zusammen, die es in der Stadt gab, und sprach zu ihnen vor den Ohren der Slaven, die in der Stadt wohnten, von denen man Verrätherei fürchtete: Ich habe erfahren, daß die Slaven, welche mit uns sich innerhalb der Thore der Stadt befinden, dem Primislav zugeschworen haben, uns und die Stadt zu verrathen. Hört das also, ihr Landsleute, die ihr dem Tode und Untergange geweiht seid; sobald Ihr Verrath merkt, so besetzt die Thore, und werft Feuer auf die Häuser der Stadt, und verbrennt die Treulosen sammt ihren Weibern und Kindern. Sie sollen zugleich mit uns sterben, und Keiner übrig bleiben, der über unsern Tod frohlocken kann. Als die Slaven das hörten, da erschraken sie in ihrem Herzen, und wagten nicht das thun, was sie Willens gewesen waren. Es wurde nun Abend, und da kam das ganze slavische Heer vor der Burg Ilow an, und Primislav sprach zu den Slaven, die darin waren: Ihr wißt alle recht wohl, welches Unglück und welcher Druck auf uns lastet durch den gewaltthätigen Sinn des Herzogs, den er gegen uns erzeigt, daß er uns das Erbtheil unserer Väter genommen, und in allen Gegenden des Landes Fremde, Fläminger, Holländer, Sachsen, Westphalen und andere Völkerschaften angesiedelt hat. Dieses Unrecht hat mein Vater bis zum Tode nicht verwinden können, mein Bruder wird ob des nämlichen Grundes in ewigem Gewahrsam gehalten, und Niemand ist da, außer mir, der das Heil unseres Stammes bedenkt oder seine Trümmer wieder aufrichten will. Faßt wieder Muth, Ihr Männer des slavischen Stammes, seid kühn, und überliefert mir die Stadt und die Männer, die sie mit Unrecht bewohnen, daß ich mich an ihnen räche, wie ich das an denen gethan, die Mecklenburg inne hatten. Und so begann er sie an das Versprochene zu erinnern. Die aber, voll Furcht und Schrecken, wollten nichts davon wissen. Darum zogen die Slaven von der Burg ab, weil die Nacht schon nahte, und sie ein Lager schlagen wollten. Und als sie merkten, daß die, welche mit Gunzelin in der Burg sich befanden, tapfere und kriegsgeübte Männer waren, und sie nur mit vielem Blute ihre Veste würden erobern können, da standen sie beim Grauen des Morgens von weiterer Umlagerung ab, und kehrten in ihre Heimath zurück. —

Als nun Herzog Heinrich vernahm, wie schwankend die Sachen im Slavenlande stünden, da ward sein Herz traurig, und er schickte einstweilen die Blüthe seiner Kriegerschaft nach Schwerin, um das in Obhut zu nehmen. Und er befahl dem Grafen Adolf und den Vornehmen von Holstein, nach Ilow zu ziehen, damit sie dem Schlosse Sicherheit brächten. Alsdann brachte er eine gewaltige Heeresmacht zusammen, und berief seinen Vetter Adelbert, Markgraf des östlichen Slavenlandes, und die tapfersten Leute aus ganz Sachsen zum Beistande, um den Slaven den Schaden wettzumachen, den sie bereitet hatten. Aber auch den König Waldemar von Dänemark zog er mit seiner Seemacht herbei, um sie zu Land und Meer zu bedrängen. Und es traf der Graf Adolf sammt dem ganzen nordelbischen Volke mit dem Herzog vor Malchow zusammen. Als aber der Herzog die Elbe überschritten und die Gemarkung der Slaven erricht hatte, da ließ er den Fürsten der Slaven, Wratislav, bei der Stadt Malchow aufknüpfen, deshalb, weil ihm sein Bruder Primislav geschädigt und den Vertrag gebrochen, den er aufgerichtet hatte. Und es befahl der Herzog dem Grafen Adolf also: „Erhebe Dich mit den Holsten und Stormern und mit allem „Volke, was bei Dir ist, und ziehet vor mir, dem Herzog, voraus bis „zu dem Orte Verchen gehelfen. Das wird auch Gunzelin thun, der „Hauptmann im Lande der Obotriten, und Reinold, der Graf von „Ditmarsen, und Christian, der Graf von Oldenburg, in Amarland „auf friesischer Erde. Die alle sollen mit Dir vorausziehen mit der Zahl „Gewappneter, die sie haben." Da erhob sich der Graf Adolf mit dem andern Adel, der mit ihm nach dem Befehl des Herzogs abgeordnet war, und sie kamen zu dem Orte Verchen, der von Damin etwa zwei Meilen abliegt, und schlugen hier ein Lager. Doch der Herzog und die andern Fürsten verweilten an dem Orte Malchow, um ihm nach einigen Tagen nachzukommen mit dem gesammten Heere, mit Saumrossen, die Lebensmittel trugen, die für das Bedürfniß des Heeres ausreichen sollten. Dagegen saß das ganze Heer der Slaven in der Stadt Damin, und es waren Kasimir und Boguslav, die Herzöge der Pommern, ihre Anführer, mit denen Primislav war, der Anstifter des Aufstandes, und sie sandten Leute zum Herzog, und wollten von ihm Friedensbedingungen erlangen, und boten 3000 Mark. Und wieder schickten sie deren, die boten 2000 Mark. Und es mißfiel diese Rede dem Grafen Adolf, und er sprach zu den Seinigen: „Wie dünkt Euch „das, Ihr weisen Herren, die gestern 3000 Mark versprochen haben, „die versprechen heute 2000. Das ist keine Rede zum Frieden, sondern

„...Kriege.“ Weiter ſandten die Slaven Rechtskundſchafter, den Stand des Heeres auszuforſchen. Die oldenburger Slaven jedoch waren mit Adolf, wiewohl nur fälſchlicher Weiſe; denn Alles, was im Heere geſchah, das vermeldeten ſie den Feinden durch dieſe Kundſchafter. Darum ſprach Marchard, ein Herr aus holſteiniſchem Lande, und die Andern, die das Geheimniß erkannten: Wir erfahren durch ſichere Rede, daß unſere Feinde ſich zum Kampfe anſchicken. Die Unſern aber ſind läſſig, und geben ſich nicht die gehörige Mühe bei den Wachen am Tage und in der Nacht. Darum ſorge Du für die Sicherheit des Volkes, weil der Herzog ſo viel auf Dich hält. Und es thaten der Graf und die andern Edlen, als erlaubten ſie es nicht, und ſagten: Friede und Sicherheit iſt ja da; denn erloſchen iſt die Kraft und der Muth der Slaven. Darum fehlten dem Heere Wachen; auch gebrach es ihm, da der Herzog ſäumte, an Lebensmitteln, und deshalb wurden Knechte ausgeſandt, dorthin zu gehen, und Lebensmittel herbeizuholen. Wie ſie in der erſten Dämmerung den Weg antraten, ſiehe, da erſchienen auf dem Abhange eines Hügels die Schlachthaufen der Slaven mit unzähligem Volke ſowohl von Reitern wie von Fußgängern. Als ſie die erblickten, wandten die Knechte ihre Schritte zurück, und erweckten durch gewaltiges Geſchrei das ſchlafende Heer. Sonſt hätte ſich wohl für Alle der Tod zum Schlafe geſellt. Da empfingen die tapfern edlen Helden Adolf und Reinold mit wenigen Holſten und Ditmarſen, die, vom Schlafe aufgeſchreckt, früher als die Andern bei der Hand waren, den Feind am Abhange des Hügels, und es ward die erſte Schlachtreihe der Slaven von ihnen geworfen, und ſie trieben ſie bis in den (naheliegenden) Teich hinein. Ihnen folgte die zweite Reihe der Slaven auf dem Fuße, und erſchien wie ein Gebirg, und es wurden niedergeworfen die Grafen Adolf und Reinold, und die Tapferſten alle fielen. Und es eroberten die Slaven das Lager der Sachſen, und machten Beute darin. Hinwiederum behaupteten ſich Gunzelin und Chriſtian und mehr als 300 Ritter auf einem Haufen, auf der Flanke, und wußten nicht, was ſie thun ſollten. Denn grauenerregend war es, mit dem ſo mächtigen Feinde den Kampf zu beſtehen, da alle ihre Gefährten theils todt theils auf der Flucht waren. Da traf es ſich von ungefähr, daß ein ſlaviſcher Schlachthaufe zu einem Zelte kam, wo ſich viele Knappen und Roſſe befanden. Als ſie heftig dieſe bedrängten, da riefen die Knappen ihre Herren an, die in der Nähe dichtgedrängt ſtanden: Warum ſteht Ihr da, Ihr tapfern Ritter? warum helft Ihr Euren Knappen nicht? Das iſt fürwahr ein ſchimpflich Ding. Der Zuruf der Knappen erhitzte

sie, und sie drangen auf die Feinde, und kämpften mit blinder Wuth so lange, bis sie ihre Knappen befreit hatten. Dann drangen sie tapfer ins Lager ein, und es hält schwer zu sagen, wie viel Hiebe sie gethan, und wie viel Menschen sie getödtet haben, bis sie die bis dahin siegreichen Reihen der Slaven zersprengt und das Lager, was sie verloren, wieder genommen hatten. Jetzt verwirrte Gott den Sinn der Slaven, und sie fielen von dem Arme der besten Ritter. Und es hörten das die Sachsen, die sich verborgen hielten, und sie kamen hervor, und stürzten mit frischem Muthe auf die Feinde, und sie schlugen sie in gewaltiger Niederlage, und es ward das Gefilde voll von Haufen Todten. Und da kam auch der Herzog eilends herbei, den Seinen zum Schutze, und sah die Verwüstung, die in seinem Volke angerichtet worden war, und daß der Graf Adolf todt lag und die Allertapfersten, und viele Thränen entflossen ihm. Aber seinen Kummer linderte der herrliche Sieg und das gewaltige Gemetzel unter den Slaven, von denen an 2500 Todte gezählt wurden. Der Herzog aber befahl den Leichnam des Grafen zu zerschneiden, und ihn mit köstlichen Salben einzubalsamiren, damit man ihn fort und in die Gruft seiner Väter bringen könne. — Die Slaven hingegen, die dem Schwerte entflohen waren, kamen nach Damin, verbrannten dies starke Schloß, und zogen in Flucht weg von dem Angesichte des Herzogs tiefer nach Pommern. Den folgenden Tag kam der Herzog mit dem ganzen Heere nach Damin, und fand das Schloß verbrannt, und legte einen Theil des Heeres dorthin, um den Wall abzutragen und dem Erdboden gleich zu machen, und um den Verwundeten zum Schutze zu dienen, die sich heilen lassen mußten. Er selbst aber mit dem übrigen Heere zog dem König Waldemar entgegen. Und sie rückten mit gesammter Macht weiter, um das Land Pommern weit und breit zu verheeren, und kamen bis zu dem Orte, Stolze genannt. Bis dahin kam das Heer des Herzogs, und es war Niemand da, der ihnen widerstand. Denn die Slaven gingen immer weiter zurück, und flohen vor dem Angesichte des Herzogs, und wagten, aus Furcht vor seinem Angesicht, nirgends stille zu stehen. —

Anmerkung. Helmold, ein Geistlicher in der Nähe von Lübeck, ist die Hauptquelle für die Geschichte der Kämpfe im nördlichen Deutschland gegen die Slaven, besonders während des 12. Jahrhunderts, und behauptet durch die Unmittelbarkeit der Anschauung einen bedeutenden Rang unter den deutschen Historikern jener Zeit, abgesehen von der sehr großen Wichtigkeit des von ihm Erzählten. —

Chronologiſcher Leitfaden

von 1164—1184 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.

1167 Lombardiſcher Städtebund.
1173 Turniere in Sachſen.
1176 Schlacht bei Lignano — Como, italieniſche Städte. — Friedrich I.
1177 Friede mit dem Papſte.
1183 Lübeck, freie Stadt. — Provinzialſtände in Meißen.
1183 Friede mit den lombardiſchen Städten zu Konſtanz. — Heinrich von Veldeck.

Der Reichstag zu Mainz*).

1184.

Zu jener Zeit entbot der Kaiſer einen glanzvollen und viel beſuchten Reichshof nach Mainz, der zu Pfingſten gefeiert ward, im 1184. Jahre der Menſchwerdung des Wortes, im 33. Jahre ſeiner Regierung, um ſeinen Sohn, König Heinrich, zum Ritter zu machen, und ſeinem edeln Herrſcherleibe das Schwert der Ritterſchaft umzugürten. Da kam nun alle Fürſtlichkeit und Herrſchaft dort zuſammen, hocherhabene Erzbiſchöfe und Biſchöfe, glorreiche Könige, glänzende Fürſten und eine Menge adeliger Herren, die alle im Wetteifer des Kaiſers Verlangen zu erfüllen begehrten. Was ſoll ich von der Fülle, ja von dem Ueberfluſſe der Lebensmittel jeglicher Art, die dort von allen Ländern der Erde zuſammengehäuft wurden, noch erzählen: der Vorrath war ſo über alle Maßen reich und köſtlich, daß keine Zunge es ausſagen kann. Dort gab es ſo viel Wein, der vom Ober- und Unterrhein hergeführt worden, daß Jeder, ohne daß er ihm erſt ängſtlich zugemeſſen wurde, davon trinken konnte ſo viel er wollte und konnte, nicht anders wie beim Gaſtmahle des Aſverus. Um aber einen Begriff von den ganz außerordentlichen und wie geſagt unbeſchreiblichen Zurüſtungen gewinnen zu laſſen, will ich nur Eines, was an und für ſich geringfügig genug iſt, erwähnen, um dadurch eine Vorſtellung von dem andern Bedeutendern möglich zu machen. Es wurden zwei beſondere ſtattliche und inwendig ſehr ge-

*) Aus Arnolds, Abts von Lübeck, „Chronica Slavorum," B. III. Kap. 9. Eigens für dieſes Werk bearbeitet von Dr. Heinr. Rückert.

räumige Gebäude errichtet, ganz von Stangen und Lattenwerk umgeben, die vom Fußboden bis zur Decke mit nichts Anderm als lauter Hähnen und Hühnern angefüllt waren, zu denen Niemand, dem man nicht recht trauen konnte, hinein durfte; zu großem Erstaunen der Menge, die es gar nicht für möglich gehalten hatte, daß es in den dortigen Gegenden so viel Hähne und Hühner gäbe. — Die Aemter eines Truchseß, Schenken, Kämmerer und Marschalls wurden nur von Königen oder Herzogen oder Markgrafen administrirt. — Zwischen Rhein und Main in der unmittelbarn Nachbarschaft der Stadt liegt eine große Ebene ausgebreitet. Dort hatte der Kaiser, der die enge Stadt vermeiden und gesunde Luft haben wollte, eine gewaltig große Kirche und einen Pallast ganz von Holz aber aufs Allerköstlichste aufrichten lassen, und außer diesem noch andere unzählige Wohnungen, die zur fröhlichsten Feier des großen Festes dienen sollten. Und als am heiligen Tage der Pfingsten in der Stunde, wo die Procession eben beginnen sollte, der Kaiser seinen Einzug in die Kirche gehalten, und sich die höchsten Geistlichen und fürstlichen Herren rings um ihn niedergelassen hatten, da erhob sich der Herr Abt von Fuld, und sprach also zu ihm: Wir bitten Eure Gnaden, o Herr, daß Ihr uns hört. Darauf der Kaiser: Es sei. Jener weiter: O Herr, gar lang' ist's schon, daß der Kölner Herr, der hier sitzt, die Fulder Kirche und Kloster, das wir mit Gottes gnädigem Beistande und Eurer Verleihung regieren, in einem guten Rechte schädigt. Da sprach der Kaiser: Gebt näher an, was Ihr damit meint! Jener fuhr fort: Die Fuldische Kirche hat das Vorrecht von den alten Kaisern bekommen, daß, so oft zu Mainz ein gemeiner Reichstag gehalten wird, der Herr Erzbischof dieses Ortes zur Rechten des Kaisers sein, der Abt von Fuld den Platz zur Linken einnehmen soll. Und weil nun der Kölner Herr Uns seit langer Zeit auf dieser Seite zu verdrängen weiß, so stehen wir Euch an, daß Ihr es nicht gestattet, daß er auch heute wieder den Uns zuständigen Platz sich anmaßt. Da sprach der Kaiser zum Erzbischofe: Ihr habt gehört, was der Abt gesprochen. In Anbetracht seiner Bitte ersuchen Wir Euch, daß Ihr heute Unsere Lust nicht stört, und ihm den Platz, den er für sich von Rechtswegen in Anspruch nimmt, nicht vorenthaltet. Auf diese Rede hin erhob sich der Erzbischof und sprach: Herr, es geschehe, wie Ew. Gnaden befehlen. Der Herr Abt mag den Platz, den er begehrt, haben, ich aber werde mit Eurer Erlaubniß zu meiner Behausung gehen. Und schon schickte er sich an zu gehen; da sprang der Bruder des Kaisers, der Pfalzgraf vom Rheine, neben dem Kaiser auf und sprach: Herr, ich

bin des Kölner Lehnsmann, es iſt Rechtens, daß ich ihm folge, wohin er auch geht. Darauf erhob ſich auch der Graf von Naſſau und ſprach: Auch ich werde mit Eurer Erlaubniß meinen Herrn Erzbiſchof begleiten. Auf gleiche Weiſe ſprachen der Herzog von Brabant und gar viele andere mächtige Herren. Da meinte der Landgraf Ludwig (von Thüringen), der ein Lehnsmann des Abts war, zum Grafen von Naſſau ſich wendend: Ihr habt heute Euer Lehn wacker abgedient! Der gab zur Antwort: Ich hab' es abgedient, und werde es noch mehr thun, wenn das heute nöthig ſein ſollte. Als nun der junge König beim Abzuge des Erzbiſchofs die Aufregung ſehr gefahrdrohend werden ſah, da ſprang auch er von ſeinem Seſſel auf, und fiel ihm um den Hals und rief: Ich bitte Dich, geliebter Vater in Chriſto, bleibe, und wandele nicht unſere Freude in Trauer! Ja auch der Kaiſer ſelbſt redete ihm zu, zu bleiben, und ſprach: Wir haben in der Einfalt unſeres Herzens das geſprochen, was Wir geſprochen haben, und Ihr wollt in Zorn und Leidenſchaft fortgehen. Thut nicht dies übele Ding, und wandelt dieſe friedliche Heiterkeit in garſtige Verwirrung. Da antwortete jener und ſprach: Ich dachte nicht, daß Ihr mir eine ſo große Kränkung im Angeſicht aller Fürſten zuzufügen geſonnen wäret. Bin ich doch in Eurem Dienſte alt geworden, und die grauen Haare meines Hauptes können Zeugniß ablegen für die Kämpfe, die ich für Euch beſtanden habe mit Gefahr des eignen Lebens. Und was noch mehr ſagen will, ich habe viel Angſt und Herzenskummer erlitten um Euretwillen und niemals mich geſchont, wo es die Ehre des Reiches galt. In dem Lombardenlande habt Ihr meine Ergebenheit geſehen, und in Alexandria die Treue meines Herzens empfunden; auch wißt Ihr, was ich in Sachſen nicht nur einmal, ſondern oft genug für Euch gethan habe. Dort bin ich hinter Keinem zurückgeſtanden. Darum wunderts mich ſo ſehr, daß Ihr mir heute dieſen Abt da vorziehen wollt, und es kommt mir vor, als ſeid Ihr im Stillen geſonnen das zu thun; denn ſonſt hätte er nie ſeinen Arm gegen mich erhoben. Nun mögen die Sitze nach der gewohnten Weiſe geſtellt werden, und wenn er ohne Widerſpruch den meinen mir genommen, dann mag er den höchſten Herren gleichkommen. Der Kölner nämlich hatte wohl das anmaßliche Auftreten des Abtes geahndet, und war mit 4064 Bewaffneten zu Hofe gekommen. Da ſtand der Kaiſer noch einmal auf und ſprach: Wir betheuern mit Unſerm Worte, daß Wir in dem Uns zur Laſt Gelegten unſchuldig ſind; aber wenn Ihr noch Zweifel hegt, ſo ſind Wir bereit, Uns auf der Stelle durch einen Eid zu reinigen. Und er ſtreckte ſeine Hand aus, wie wenn er ſie auf

die Reliquien legen wollte. Diese Rede beschwichtigte den Groll des Erzbischofs, und er sprach: Es ist genug; Euer Wort gilt mir an Eides Statt. Aber die, welche Ursache zu dieser Störung gegeben haben, werden sich wohl nicht so leicht von allem Verdachte reinigen können. Darauf sagte der Kaiser zum Abte: Es ist gut, wenn Ihr von Eurem Rechtsanspruche absteht, und dem Erzbischofe den Ehrenplatz einräumt. So ward die Aufregung gestillt, und der Kaiser sammt der Kaiserin und seinem Sohne hielten mit der Krone auf dem Haupte die Procession. Der Abt aber nahm nicht ohne Schamröthe den niederern Platz ein.

So ward der Reichshof etliche Tage unter großer Lust und Ergötzen gehalten; an einem Tage aber riß ein heftiger Sturmwind plötzlich das hölzerne Gebäude ein, und 15 Menschen wurden dabei erschlagen, mag das nun durch die Ungeschicklichkeit der Zimmerleute gekommen sein, oder wie Einige vermutheten, ein größeres Unheil angezeigt haben; kurz darauf nämlich starb die Kaiserin. —

So endete denn der Reichstag. Ludwig, der Landgraf, der sich vor dem Zorne des Erzbischofs Philipp fürchtete, begleitete ihn nach Köln und verließ ihn nicht eher, bis seine Erbitterung sich gelegt und er seine Gnade wieder erlangt hatte. —

Anmerkung. Arnold von Lübeck, Fortsetzer der slavischen Geschichten des Helmold, ist von besonderm Interesse für die Geschichte des Nordostens Deutschlands in jener Zeit, namentlich auch für die Schicksale Heinrichs des Löwen; doch auch für die allgemeinen deutschen Vorgänge gewährt er die reichste Ausbeute. —

Des Kaisers Friedrich Barbarossa letzte Thaten und Tod*).

Unterdessen hatte das Unglück der morgenländischen Kirche die Völker Europens mit allgemeiner Trauer erfüllt. Jerusalem nämlich, das Ziel christlicher Andacht, war am zweiten Tage des Weinmonats 1187 in die Hände der Ungläubigen gefallen, damit nach dem ewigen Gange des Schicksals die entartete Tugend durch verdiente Leiden gesunden möchte. Denn seit dem Hingange Gottfrieds von Bouillon herrschten Neid, Falschheit und Selbstsucht über die meisten Könige der

*) Aus: Friedr. Kortüm: Kaiser Friedrich der Erste mit seinen Freunden und Feinden. Aarau 1818. S. 217—248.

heiligen Stadt. Dieſe Laſter erreichten den höchſten Gipfel, als Balduin IV. ohne Nachkommenſchaft ſtarb. Zwar hatte er, Zwietracht zu vermeiden, ſeinem neunjährigen Schweſterſohne, Balduin V., das Reich, dem Grafen Raimond von Tripoli die Vormundſchaft übertragen; aber nach des Knaben plötzlichem Tode trat ſeine Mutter Sibylla, früher mit Wilhelm, Graf von Joppe, vermählt, zum Patriarchen Heraklius, und begehrte für ſich und ihren zweiten Gemahl, Guido von Luſignan, die Thronfolge. Der Prieſter, entweder beſtochen, oder dem Haſſe gegen die Adelichen nachgebend, willigte ein; Guido, mehr durch Körperſchönheit denn Geiſteskraft ausgezeichnet, wurde zum Könige geſalbt. Das Volk murrte, die Großen ſprachen laut ihre Mißbilligung aus, und erſchienen nicht, als der neue Herrſcher einen Reichstag verſammelte. Vor Allen trutzig war Graf Raimund, welcher den königlichen Boten antwortete: „Der junge Balduin iſt todt; aber von einem neuerwählten und geſalbten Könige weiß Niemand. Das meldet Euerm Herrn!“

Solches Wort war die Loſung zu einem Streit, der anderthalb Jahre lang dauerte, bis Raimund Jeruſalem verließ, und zum Spiegel der morgenländiſchen Ritterſchaft entwich, Sultan Salaheddin, welcher in Afrika wie am Tigris, am indiſchen Weltmeer wie an den Bergen Armeniens, Völker widerſtrebender Sitte durch die Stärke ſeines Geiſtes regierte. Dieſe Herrſchaft hatten nicht Geburt, Reichthum, und andere Eitelkeiten des Glücks, ſondern ungewöhnliche Tugenden dem Sohne Ayubs errungen. Denn als Menſch ehrwürdig durch Frömmigkeit, treue Freundſchaft, Milde und Wahrheitsliebe, hat er den Königen ein Beiſpiel der Gerechtigkeit, Todesverachtung und Beſonnenheit aufgeſtellt. Der Bettler hatte Zutritt, und durfte vor dem Richterſtuhl des Geſetzes den erſten Fürſten anklagen; während im Schlachtgewühl auch der Tapferſte den Muth verlor, las Salaheddin, von der göttlichen Wahrheit überzeugt, ruhig im Koran, dem heiligen Buche ſeiner Väter, und vergoß, um die Freunde nicht zu betrüben, beim Tode ſeines vielgeliebten Sohnes keine Thräne. So fern ſtanden Weichlichkeit und Habſucht, daß der Beherrſcher des Morgenlandes den ſchwächlichen Leib nur in grobes Wolltuch hüllte, und nicht mehr als ſiebenundvierzig Silbergroſchen mit einer kleinen Goldmünze dem Nachfolger am Reich hinterließ. Kein Wunder, wenn ſolche Eigenſchaften den Sultan ſelbſt im fernen Chriſtenbunde verherrlichten, und den Kaiſer Friederich bewogen, durch Boten und Geſchenke den Helden zu ehren.

An ihn, der damals den Chriſten ob eines gebrochenen Waffenſtill-

ſtandes zürnte, wandte ſich Raimund und flehete um Hülfe. Als Solches die Tempelherren und Johanniter vernahmen, ließen ſie durch ihren Großmeiſter Radger dem Grafen von Tripoli Folgendes entbieten: „Was rühmſt Du Dich Deiner Bosheit? Warum haſt Du wider das Volk Gottes mit den Ungläubigen ein Bündniß aufgerichtet? Kehre um zu Chriſtus, welchen Du verleugnet, auf daß nicht Deine Sünden größer werden, und Du falleſt in den Abgrund der Hölle!“ Da wurde dem Scheine nach Raimund reuig, und verhieß Ausſöhnung mit König Guido. Des freute ſich Radger und eilte nach Jeruſalem, dem beſtürzten Volke zu melden, wie der Graf den Saladin abgeſchworen habe. Der aber, ſchon längſt gerüſtet, überfiel mit achtzigtauſend Reitern und Lanzknechten Tiberias, die feſte Stadt am galiläiſchen Meere, und breitete ſo große Beſtürzung aus, daß König Guido, trotz der alten Zwietracht, mit einem Heere von dreißigtauſend Chriſten aufbrechen, und dem Grafen Raimund, damals wieder in Jeruſalem, als Wegweiſer folgen konnte. Dieſer führte, die Rache zu befriedigen, das Volk in eine wüſte Gegend an der öſtlichen Seite des Berges Tiberias, damit Hunger und Durſt den Muth der Krieger ſchwächten. Täglich wurde die Noth grimmiger, der Rath ungewiſſer; da erſchien plötzlich Saladeddin, und lagerte am 16. des Auguſtmonats 1187 den Chriſten gegenüber. Mit der Frühe des folgenden, ſehr heißen Tages begann die verhängnißvolle Schlacht, welche beſonders in den Dörfern Hittin und Allubia heftig entbrannte, und ſo lange unentſchieden tobte, bis der Ungläubigen zahlreiche Reiterei den entkräfteten Feind überall zurückdrängte. Da geſchahe ein ſchreckliches Morden; faſt alle Tempelherren und Johanniter wurden erſchlagen; der Großmeiſter des Tempels Gerard, der König Guido und viele Ritter des Hospitals kamen in Gefangenſchaft; nur Raimund, der Verräther, entfloh mit zweihundert Reiſigen.

Dieſe furchtbare Niederlage erſchütterte das Reich Jeruſalem in ſeinen Grundveſten. Die Chriſten, ohne Oberhaupt, Ritterſchaft, verzweifelten; faſt alle Städte der Küſte und des Binnenlandes gehorchten dem Sieger; nur Tyrus und Tripoli widerſtanden. Zwar wurde, wie Etliche melden, König Guido um den Preis der Burg Ascalon in Freiheit geſetzt; allein der Krieg veränderte ſeine Bahn nicht. Denn zwei Monate nach der Schlacht weheten Mahomeds Banner vor den Mauern der heiligen Stadt. Die Einwohner, über 60,000 an der Zahl, größtentheils wehrlos und des Streites unkundig, zitterten. Da traten etliche Tempelritter auf, ſo nicht mit Guido ausgezogen waren, und

sprachen zu der muthlosen Menge: „Wir wollen männlich kämpfen und sterben, wie unsere Brüder vor Tiberias! Denn hat hier an dieser Stätte nicht der Herr gelitten für unsere Sünden? Haben hier nicht die heiligen Apostel und Priester des göttlichen Wortes geblutet? Auf! lasset uns fröhlich sterben, damit wir mit Christo auferstehen!" Diese Mahnung wirkte; die wehrhafte Mannschaft griff zu den Waffen; Weiber, Greise und Kinder beteten für den Sieg des Kreuzes. Salaheddin führte neun Tage lang die Seinen zum Sturm, ohne einen Vortheil zu gewinnen. Endlich wurde auf der Nordseite, nach dem Thale Gehinnon zu, die Mauer an mehrern Stellen durch Wurfzeug erschüttert. Da kam Furcht über das Volk von Jerusalem; die Königin Sibylle, die Priester, Mönche und Weiber zogen barfuß in das Lager der Ungläubigen, und fleheten um die Gnade des Siegers. Der antwortete: „Ich habe geschworen, die langen Leiden der Muselmänner zu rächen; die Zeit der Erbarmung ist vorüber, und die Stunde nahet, wo die Greuel Eurer Vorfahren blutige Strafe finden sollen!"

Kaum hatte sich die Gesandtschaft trostlos entfernt, als ein wüthender Angriff auf die halbgeschirmte Stadt begann. Schon erstiegen die Ungläubigen einen Thurm, und ließen die Fahne des Propheten wehen, schon eilten die christlichen Streiter, von Furcht überwältigt, auseinander, als ein deutscher Kriegsmann (sein Name ist unbekannt) die Gesellen ermahnte, den Thurm angriff, den Feind auseinander sprengte, und Mohameds Banner höhnend in den Koth warf. Dies Beispiel ermuthigte alle Christen; sie stritten so tapfer, daß die Ungläubigen nicht Fuß gewinnen konnten in der heiligen Stadt, und Salaheddin, der auch am Gegner die Tugend ehrte, vom vorigen Ingrimme abstand. Die Besatzung erhielt milde Bedingungen der Uebergabe; Griechen wie morgenländische Christen durften bleiben; Franken und Lateiner sollten die Stadt verlassen, und bis an die Grenzen des Reichs ein sicheres Geleit empfangen. Ueber der Königin Sibylla Schicksal vergoß der großmüthige Feind des Christenthums Thränen; Arme und Wittwen wurden reichlich unterstützt. Dann zog er am zweiten Tage des Weinmonats 1187, unter kriegerischem Schall, mit wehenden Fahnen, in die Stadt Jerusalem ein.

Kein Blut entweihte fortan die heiligen Orte; nur das Andenken an Christus und seine Lehre wurde von dem eifrigen Bekenner Mohameds unterdrückt, und das goldene Kreuz, so auf der Hauptkirche schimmerte, herabgenommen, auch Rosenwasser gesprengt, daß Straßen und Wälle rein würden. Der Bischof Wilhelm von Tyrus

überbrachte die Botschaft von dem, was eben beschrieben worden, gen Rom. Alle christliche Völker Europens kamen in große Bewegung, als Anfangs ein dunkles Gerücht, bald Gregors VIII., seit dem 27. des Weinmonats 1187 auf St. Peters Stuhl, jammervolle Briefe meldeten, wie die Heiden das Bollwerk des christlichen Glaubens zertrümmert hätten. „Die Sünden der Geistlichen und Weltlichen," lautete des Papstes Schreiben an die mächtigsten Oberhäupter Europens, haben den Feinden Christi Sieg gebracht. Nur aufrichtige Buße und fromme Kampflust im Dienste Gottes können das Strafgericht des Herrn abwenden. Den eifrigen Streiter aber wird himmlischer und irdischer Segen begleiten." Damit diese Worte größern Nachdruck erhielten, eilten der Bischof Wilhelm und der Kardinal Heinrich von Albano über die Alpen, um in Frankreich, Deutschland, England das Kreuz zu predigen, und die Streiter des Herrn einzusegnen. Da erhob sich überall, wo die Boten des Papstes redeten, ein außerordentlicher Eifer; Reiche und Arme, Ritter und Knappen, selbst schwache Weiber und Männer griffen zu den Waffen, oder unterstützten durch milde Gaben die wehrhafte Mannschaft.

Sobald der Kaiser Friederich diese allgemeine Rüstung sahe, berief er um Anfang des Jahres 1188 einen großen Reichstag in die Stadt Mainz, damit weltliche und geistliche Herren den Heinrich von Albano hören, und über der Christenheit Nothdurft entscheiden möchten. Lebhaft schilderte der Redner die Leiden der morgenländischen Kirche, den Uebermuth der Heiden, die Begeisterung für den heiligen Zug, also daß Fürsten und Ritter von Kampflust entbrannten, und erwartungsvoll auf den Kaiser schaueten. Dieser, welcher das Vaterland glücklich, einträchtig, die weltlichen Wünsche erfüllt sahe, wollte das thatenreiche Leben durch eine letzte und gewaltige Kreuzfahrt krönen, auf daß die Nachwelt sagen könnte: „Der Kaiser Friederich hat für irdischen und himmlischen Ruhm gestritten!"

Rasch erhob sich der jugendliche Greis von fast siebenzig Jahren, sprach wenige, tief eingreifende Worte über die gegenwärtige Lage der Dinge, und empfing aus den Händen des Bischofs von Würzburg das heilige Kreuz. Dem Beispiele des Kaisers folgten sein Sohn Friederich, Herzog von Schwaben, Berchtold, Herzog von Meran, Herrmann, Markgraf zu Baden, und andere Herren. Darauf trennte sich der Reichstag; die Ritter eilten, sich zu wappnen, die Gesandten des Papstes, um andern Theilen Deutschlands das Kreuz zu predigen. Ueberall lief das Volk in so hellen Haufen zusammen, daß Friederich, durch die Erfahrungen des

ersten Zuges belehrt, eine Beschränkung des allgemeinen Eifers für nothwendig hielt. Daher gebot ein Ausschreiben, daß bei Strafe des Bannes jeder Pilger wenigstens drei Mark Silbers besitzen solle. „Uebrigens," hieß es, „mag sich männiglich nach Kräften mit Waffen und Geld versehen; denn der Weg in das heilige Land ist lang, die Gefahr groß." Weil das Gelingen einer Fahrt wider die Ungläubigen von der Eintracht zwischen dem Heere und den Völkern, deren Gebiet es durchzog, abzuhängen schien, so wurde Konrad, Erzbischof von Mainz, an den König von Ungarn gesendet, daß dieser seine einzige Tochter dem Herzoge von Schwaben verlobte. Der edle Ritter von Wisenbach suchte durch freundliche Worte und Geschenke den mächtigen Sultan von Cogni in Kleinasien, Kelyst Arslan, zu gewinnen, während andere Boten in gleicher Absicht gen Konstantinopel eilten, wo nach Kaisers Manuel Tod Isaac Angelus herrschte. Der Graf Heinrich von Dieffa aber ging an den Hof Saladeddins, und forderte nach ritterlicher Weise entweder die Räumung Jerusalems, und die Rückgabe des heiligen Kreuzes, oder die Entscheidung durch Waffengewalt. Der Sultan stimmte für den Krieg.

Unterdessen wurde in allen Gauen Deutschlands mit Macht gewaffnet; denn am St. Georgentage des Jahres 1189 sollte die ausziehende Mannschaft zu Regensburg versammelt sein. Und damit das Gebäude, so eine siebenunddreißigjährige Anstrengung aufgeführt hatte, in seinen Grundvesten dauerhaft bliebe, wurde im Wintermonat des Jahres 1188 ein großer Reichstag gen Nürnberg entboten. Hier wollte der Kaiser Friederich vor den Stellvertretern des deutschen Volkes zum letztenmal reden über die öffentliche Wohlfahrt, hier die mannichfaltigen Strebungen seines thatenvollen Lebens unter einem allgemeinen Brennpunkte zusammenfassen, und die einfachen, darum wahren Grundsätze des kaiserlichen Regiments den zurückbleibenden Brüdern als heiliges Vermächtniß hinterlassen. Darum eilten von allen Seiten her Männer zu Fuß und Roß nach dem Versammlungsorte; denn die einzelnen Herren und Städte mochten ahnen, daß von den reisigen Schaaren, so das heilige Grab befreien wollten, nur Wenige das Vaterland wiedersehen sollten. Auch lebte um diese Zeit zu Floris, im Lande Kalabrien, ein frommer und gelehrter Abt, Joachim genannt, der hatte Gnade vor Gott, und konnte, wie viele Menschen glaubten, künftige Dinge vorhersehen. Diesen Herrn hatten Deutsche und Welsche um den Ausgang der bevorstehenden Heerfahrt befragt, aber die Antwort empfangen: „Noch ist die Zeit der Erfüllung fern; viele christ-

liche Degen, so die heilige Stadt Jerusalem befreien wollen, werden das Leben verlieren! Doch Gott ist barmherzig, und was er zusagt, hält er gewiß."

Friedrich, welcher die Weissagung des Abtes vernommen hatte, mahnte die Fürsten und Herren zum Vertrauen auf Gott und ihr ritterliches Schwert, übergab das Regiment seinem Sohne Heinrich, römischem Kaiser, und verordnete neben andern trefflichen Satzungen über die Sicherheit des Reichs wie folgt:

„Jeder, er sei Freier oder Dienstmann, wenn er in eigener Fehde mit Raub und Brand ergriffen wird, soll in des Reiches Acht fallen. — Wir setzen auch fest, daß, so Jemand Weinberge oder Obstgärten aushauen wird, derselbige des Bannes und der Acht Strafe leiden soll, gleich einem Mordbrenner. Wer den Andern rechtmäßig befehdet, der soll ihm zum Wenigsten drei Tage zuvor absagen durch einen Boten. So ein Mordbrenner in die Acht verfallen ist, soll ihn der Bischof von der Gemeinschaft der Kirche Gottes und der Gläubigen ausschließen, und soll ihn nicht eher freisprechen, als bis er dem Beleidigten allen Schaden ersetzt hat."

Diese Verordnungen, welche unter dem Namen Friedbrief ausgestellt wurden, sind ein redender Beweis, wie von der Unruhe seines Zeitalters, so von den Hindernissen einer gesetzlichen Ordnung. Friederich suchte zuerst nach Abgang des Karolingischen Geschlechtes durch schriftliche Beschlüsse der Reichsversammlungen den Landfrieden zu verbessern.

Um ferner die übermäßige Lust an Krieg und Waffen zu zügeln, wurde verordnet, daß die Söhne der Geistlichen und Bauern nicht mehr die Ritterwürde erlangen sollten; denn schon entzog Fehdesucht den Kirchen und Dörfern einen großen Theil der besten Kräfte. Diese und andere Verfügungen sicherten eben so sehr die Ruhe der zurückbleibenden als ausziehenden Deutschen, und erfüllten jedes Gemüth mit Hoffnung, zumal die Boten des Sultans von Cogni und des griechischen Kaisers in Nürnberg erschienen, und meldeten, daß die Krieger des Kreuzes freien Durchzug und freundliche Unterstützung finden würden. Namentlich sollten sie in Griechenland Baumfrüchte, Gemüse, Brennholz und Fütterung für die Pferde unentgeldlich empfangen, alle übrigen Bedürfnisse aber um einen billigen Preis erhalten.

Darauf wurde die Versammlung entlassen; ein Jeder eilte in seine Heimath, um durch Rath oder That den beschlossenen Heerzug zu fördern, damit Deutschland, an junger, starker Mannschaft reich, und

weshalb in aller Welt bekannt, der öffentlichen Meinung entsprechen könnte. Denn auch andere Völker Europens rüsteten mit Kraft; es wappneten sich die Könige von Frankreich und England, Philipp und Heinrich, der König beider Sicilien, Wilhelm, ingleichen die Dänen und Friesen, die Venetianer, Mailänder, Genuesen, Pisaner und andere Städte des Wälschlandes.

Am Festtage des heiligen Georgs, dem dreiundzwanzigsten April eilfhundertundneunundachtzig, verließ der Kaiser Friedrich, umgeben von einer glänzenden Ritterschaft die fruchtbare Ebene bei Regensburg, und fuhr die Donau hinab, während das zahlreiche Kreuzheer in verschiedenen Abtheilungen zu Lande zog, in Wien Herzog Leopolds Freigebigkeit genoß, und unweit Preßburg vier Tage lang ausruhete. Indeß die Ritter dem Waffenspiel oblagen, sorgte des Reichs Oberhaupt durch strenge und weise Lagergesetze für das Gelingen der Heerfahrt. Darauf geschah der Aufbruch in das Land Ungarn, dessen König Bela bei der Stadt Gran alle Pilgrime ehrfurchtsvoll empfing und gastlich beherbergte, seine einzige Tochter aber dem Herzoge Friedrich von Schwaben verlobte. Doch der sollte die Braut nicht heimführen.

Des Kreuzzuges glücklicher Anfang brachte den alten Kaiser in so heitere Stimmung, daß er vier Tage lang auf einer Donauinsel den Freuden der Jagd lebte, und die Seinen ermahnte, inzwischen langsam voranzuziehen. Der nächste Standort war Belgrad, an den Grenzen Griechenlands erbaut. Hier musterte Friedrich das Kriegsvolk, welches an funfzehntausend Ritter und neunzigtausend Lanzknechte gezählt haben soll, strafte ob verletzter Zucht zwei Edle aus dem Elsaß am Leben, und umgürtete bei einem großen Waffenspiel sechszig Jünglinge mit dem Ritterschwert. Darauf wurden Boten an den Fürsten der Bulgaren gesandt, um freien Durchzug zu begehren. Jener, vom arglistigen Isaac Angelus bestochen, entließ die Abgeordneten mit rauhen Worten, und gebot den Walachen und Bulgaren die Klausen des Gebirges wohl zu hüten. Da stellte der deutsche Kaiser sein Heer in vier Treffen auf; das erste, welches Böhmen und Ungarn bildeten, sollte die Gegend, ihre Hülfsmittel und Hindernisse erforschen; das andere, größtentheils Schwaben, unter dem Herzoge Friedrich, den Sturm beginnen; das dritte, aus Dienstleuten der Bischöfe von Basel und Würzburg bestehend, die Befehle des Kaisers erwarten, welcher die letzten Schlachthaufen führte.

Bald entbrannte, als die Schwaben vorrückten, ein heftiger Kampf; denn die Bulgaren, von Natur trutzig und wild, stritten tapfer hinter

Büſchen und Bergen. Endlich ſiegte der Deutſchen Ungeſtüm; die Feinde ſtoben auseinander, die Sieger aber zogen freudig gen Niſſa, wo ein Fürſt der Servier mild regierte. Unterdeſſen hatte Iſaac Angelus, eben ſo feig als argliſtig, mit Salaheddin heimliches Bündniß geſchloſſen, und dieſe Verſchwörung gegen den chriſtlichen Namen durch feierliche Geſandtſchaften befeſtigt. Als nun Rupert, Graf von Naſſau, und der Biſchof von Münſter in Konſtantinopel erſchienen, um im Namen des deutſchen Reichs den vorläufig abgeſchloſſenen Vertrag zu beſtätigen, verletzte der allerheiligſte Kaiſer das erſte Geſetz des Völkerrechts, und ließ die Friedensboten nach dreitägiger Bewirthung verhaften. Zugleich mußte ein zahlreiches Griechenheer ausziehen, die Einwohner jenſeits Niſſa aufzuwiegeln, in den Bergthälern Verhaue anlegen, vor Allem aber drei Klauſen, ſo aus der Bulgarei in das Land Macedonien führen, ſorgfältig bewachen. Alle dieſe Anſtalten waren eitel; denn ſchon am 29. des Angſtmonats erſtürmten die Schwaben den erſten Paß; indem die Ritter auf der Straße vorrücken, klimmt das Fußvolk die ſteilen Felſen hinan, und wirft ſich mit unwiderſtehlicher Gewalt in den beſtürzten Feind. So groß war die Kampfluſt der Deutſchen, daß ein ſchwerverwundeter Ritter, welcher dem Heere nachgeführt wurde, beim Anfange des Gefechs die Sänfte verließ, mehrere Griechen niederhieb, doch an Kräften erſchöpft, nach dem Krankenlager zurückkehrte.

Jetzt warteten neue Gefahren; Regengüſſe, mit einer unerträglichen Hitze verbunden, erzeugten dreitägiges Fieber, und riſſen viele der Tapfern in unritterlichen Tod. Dennoch ſetzte das Kriegsvolk den Zug freudig fort, und rückte wider die zweite Klauſe, hinter deren Gemäuer Schaaren leichten und ſchweren Fußvolks verſteckt lagen. Die ſchwäbiſche Vorhut griff mit dem gewohnten Ungeſtüm an, mußte ſich aber, der Uebermacht weichend, auf das dritte Treffen zurückziehen, damals unter Berchtold, Herzog von Meran. Die Griechen, ſtatt zu folgen, begannen Unterhandlung, worauf der Herzog mit funfzehn Reiſigen bis hart an die Enge reitet, um des Vertrags Bedingungen zu erfahren. Da ſtürzte ſich eine Rotte von hundert Griechen den Deutſchen entgegen, in Hoffnung, ſolche zu fahen. Berchtold aber ſprengte unerſchrocken in das feindliche Kriegsvolk, erſchlug den Hauptmann, und brachte den Seinen ſolchen Muth, daß ſie heranſtürmten, mehr denn vierzig Feinde tödteten, die andern zerſtreuten, und einundzwanzig Ritter von altem Adel an der Roſſe Schwänze gebunden in das Lager Kaiſer Friederichs brachten.

Dieſe That und ein Angriff, welchen fünfhundert geharniſchte Ritter unternahmen, ſetzte den griechiſchen Heerführer in ſo große Beſtürzung, daß er um Mitternacht den Engpaß heimlich verließ, die benachbarten Dörfer zerſtörte, und mit den Einwohnern in das Gebirge flüchtete. Auch die dritte Klauſe wurde von den raſtlos folgenden Deutſchen genommen; die Griechen flohen beim erſten Anblick der ſchwäbiſchen Vorhut, und breiteten im Lager aus: „Das unbezwungene und eiſerne Volk der Alemannen nahe auf eiſernen Roſſen; beſſer fliehen, denn die furchtbaren Männer erwarten.“ Dieſer Mahnung folgte das ganze Heer, und eilte über Philippopel, welches von den Einwohnern verlaſſen wurde, nach der Hauptſtadt des griechiſchen Kaiſerthums. So erquickten endlich die furchtbaren Thäler Macedoniens den ermatteten Kriegsmann, welchem der Kaiſer um ſo bereitwilliger Ruhe geſtattete, je ſehnlicher die Rückkehr der Geſandten erwartet wurde. Allein ſtatt ihrer trat ein griechiſcher Abgeordneter, begleitet von Lektophorus, einem ungariſchen Grafen, in die Fürſtenverſammlung, und ſprach mit hoffährtiger Stimme alſo: „Iſaac Angelos, der Engel Gottes, die Quelle des chriſtlichen Glaubens, heiliger geſalbter römiſcher Kaiſer, entbeut Dir, Friedrich von Deutſchland, ſeinen Gruß! Ich habe vernommen, ſpricht er, von den Königen Frankreichs und Englands, wie Du nach Griechenland gezogen biſt, um daſſelbige zu unterjochen und Deinem Sohne Friedrich, Herzog von Schwaben, als erbliches Königthum zu übergeben! Solche Botſchaft hat mir gerechten Zorn erregt, alſo daß ich Dir und Deinem Volk den Durchzug verwehren will, wenn Du nicht Deinen Sohn und ſechs vornehme Ritter, deren Auswahl Dir überlaſſen iſt, als zuverläſſige Geißeln ſtellſt! Schließlich verlange ich die Hälfte der Lande, ſo Dein Arm etwa den Ungläubigen entreißen wird!“ Kaum wußten Friederich und die Fürſten, ob ſie lachen oder zürnen ſollten, wegen ſo hoffährtiger Reden. Zuletzt antwortete der Kaiſer nach ſeiner Klugheit: „Wenn man mir, dem Oberhaupte der deutſchen Nation, die Geſandten, ſo gleich Räubern geplündert zu Konſtantinopel in unritterlicher Haft ſchmachten ſollen, ausliefert, will ich, ſofern es die Ehre Gottes und des Reiches duldet, dem Willen des griechiſchen Königs niemals zuwider handeln!“

Alſo wurde der Bote entlaſſen, dem deutſchen Kriegsvolke aber das Zeichen zum Aufbruche gegeben. Umſonſt ſuchte eine griechiſche Beſatzung die feſte Burg Scribention zu vertheidigen; Heinrich von Gallentin, kaiſerlicher Marſchall, nahm ſie beim erſten Sturm; in kurzer Zeit kamen außer Philippopel zehn andere Städte in die Gewalt

der Deutschen. So groß war die Beute, daß Tapeten und seidene Gewänder ihren Werth verloren, und Gold wie Silber dem Krieger eine Last zu sein schien. Nur unerbittliche Strenge konnte die Leidenschaften, welche plötzlichen Reichthum zu begleiten pflegen, dem Kriegsgesetze unterordnen. Weil, trotz der Niederlagen, Isaac Angelos im Hochmuthe verharrte, so zog Herzog Friedrich wider die Stadt Adrianopel, und schlug den Feind in einer zweiten Feldschlacht, daß der griechische Kaiser erbebte, bei allen Heiligen treues Bündniß gelobte, wenn ihm etliche Ritter als Unterpfand übergeben würden, und auch, zum Zeichen friedlicher Gesinnung, die Gefangenen in Freiheit setzte. Friedrich aber antwortete mit kaiserlicher Hoheit: „Wenn uns Isaac, der Griechen König, Sohn, Bruder, Oheim, Kanzler, Marschalk und Truchseß als Geißeln schickt, den Zug durch seine Lande und über den Arm des heiligen Georgs in christlicher Treue gestattet, und Lebensmittel in Fülle reicht, dann wollen wir schwören, daß wir ohne böse Absicht und sonder Geiz nach weltlichem Ruhm gen Griechenland zogen.

Unbeschreiblich war die Freude im deutschen Lager, als die sichere Kunde anlangte, der Graf Rupert und die andern Herren kehrten nach langer Haft zurück. Mehr denn dreitausend Reisige verließen Philippopel, eilten den Kommenden über sechs Meilen weit entgegen, tummelten, wie im Kampfspiel, ihre Rosse, und sangen mit so lauter Stimme Kriegs- und Freudenlieder, daß die Griechen, welche den Grafen Rupert geleiteten, vor Schrecken zusammenfuhren. Aber der Herzog von Schwaben beruhigte sie, andeutend, die Deutschen pflegten ihre Freude laut zu äußern. Darauf nahete sich der Zug durch dichtgedrängte Schaaren des Kriegsvolkes den Thoren von Philippopel; Etliche sangen: „Gesehnte, Ihr seid wieder kommen!“ Andere: „Heute ist Herre Dein Tag!“ und tanzten nach der Hörner und Trommeten Schall. Aber die Menge schwieg ehrerbietig, als der graue Kaiser aus seinem Hause trat, den Herzensfreunden in die Arme sank, und mit Thränen im Auge ausrief: „Ich danke Gott! denn meine Söhne starben und sind wieder auferstanden! Sie gingen verloren und sind wieder gefunden worden!“

Darnach erzählte der fromme und beredte Bischof von Münster von allen ausgestandenen Leiden, und wie die arglistigen Griechen am Hellespont eine See- und Landmacht gesammelt hätten, um das durch die Länge und Beschwerde des Weges ermüdete Kreuzheer anzugreifen.

Kaiser und Fürsten brachen ob des Frevels, welchen man an deutschen Männern verübt hatte, in helle Thränen aus, und gelobten, dem

verlöcherischen Feinde nimmer zu trauen. Als daher am folgenden Morgen die griechischen Boten ihre Bitte um Bündniß erneuerten, wiederholte Friedrich die gegebene Antwort, und fügte noch die Worte bei: „Sie können uns nicht genug verwundern, und halten's für sehr „schimpflich, daß unser Bruder unsern Namen, der, wie viele Fürsten, „Könige und Lande wissen, Friederich heißt, in seinem Schreiben zu „übergehen pflegt. Und doch hat uns Manuel, des griechischen „Königs Vorfahre, selbst in den Zeiten der heftigsten Fehde, stets die „gebührende Ehre gegeben. Seit Karl der Große, glorreichen Andenkens, das Regiment der Stadt Rom gewonnen, ist das heilige römische Reich an die vierhundert Jahre bei uns Deutschen gewesen. Ich „aber rühme mich, durch der Fürsten einmüthigen Willen und die Gnade „Gottes das Kaiserthum erlangt und achtunddreißig Jahre lang verwaltet zu haben. Wir wollen demnach, damit Ihr es merkt, in „Zukunft kein Schreiben Eures Herrn annehmen, in welchem nicht „kaiserlich' Nam' und Würde in aller Gebühr angezeigt werden. Euer „Herr nennt sich heilig; das ist aber in Treuen eine wunderbare Heiligkeit, so tugendhafte und ehrbare Männer deutscher Nation Anfangs „mit dem Kuß des Friedens empfängt, darnach aber einkerkert, und durch Hunger und Blöße bis auf den Tod quält! Gott der Allmächtige möge uns vor solcher Heiligkeit bewahren!"

Diese Antwort hörten die griechischen Gesandten mit großer Beschämung an, und hinterbrachten ihrem Herrn Alles, was vorgefallen war. Der erschrack, machte Frieden, verhieß Lebensmittel und unentgeldliche Ueberfahrt nach Asien, und stellte zum Unterpfand der Treue hundert Geißeln.

So lange die Kreuzfahrer in Adrianopel, Philippopel und andern griechischen Städten verweilten, übte der Kaiser unerbittliche Strenge gegen Alle, so aus Uebermuth oder Leichtsinn die Kriegsordnung verletzt hatten. Etliche wurden am Leben gestraft, Andere, auf der Unzucht ertappt, mit den Buhlerinnen öffentlich gegeißelt und aus dem Lager getrieben. Als endlich Ostern des Jahres eilfhundertundneunzig erschien, und milde Frühlingslüfte brachte, da erwachte in den Herzen der Ritter die Begierde nach Streit und Gefahr. Also erhob sich das Heer zu dem Wasser, welches die alten Griechen Hellespont, die neuern Arm des heiligen Georg genannt haben. Zuerst setzte der Herzog von Schwaben den dreiundzwanzigsten März bei Gallipoli über; darauf folgten die andern Abtheilungen auf griechischen Schiffen, so fünf Tage und fünf Nächte lang hin- und zurückruderten.

Nachdem alles Volk den Boden Asiens betreten hatte, stieg der Kaiser unter dem Schall der Trommeten, Hörner und Pfeifen am achtundzwanzigsten März in ein köstlich geschmücktes Fahrzeug, warf sich, nach glücklicher Ueberfahrt, am Ufer auf die Knie, betete zu Gott um Segen, und sprach dann gestärkt mit den Worten Josua's zu den umherstehenden Deutschen: „Siehe, der Herr hat dies Land in unsere „Hände gelegt. Brüder, seid stark und unverzagt!“

Nach etlichen Tagen brach das Heer auf, und zog in großer Ordnung über das Gebirge, welches die alte Landschaft Troas von Mysien trennte. Vieles Gepäck mußte verbrannt oder zurückgelassen werden; denn der enge, durch Regen schlüpfrige Weg gestattete oft nur Maulthieren einen sichern Tritt.

Kaum war der beschwerliche Uebergang über den Fluß Aveionica (Lycus?) am dritten April vollzogen, so brachen griechische Räuberhorden hervor, und richteten unter den Nachzüglern nicht geringe Verwüstung an. Bei dieser Gelegenheit hat ein gemeiner Kriegsmann, aus der schwäbischen Stadt Ulm gebürtig, ein denkwürdiges Beispiel heldenmüthiger Geschwisterliebe aufgestellt. Als er nämlich unter den Erschlagenen auch seines Bruders verstümmelten Leichnam entdeckte, stieg Anfangs Schmerz, dann Rache auf. Von zehn Genossen begleitet folgt er den Spuren der Mörder, dringt in einen dichten Forst, und erblickt nach langem Suchen zehn der feigen Gegner. Allein der Zugang war schwer, fast unmöglich; denn ringsum breitet sich ein tiefes, breites Wasser aus. Als nun die Gefährten, am Gelingen des Unternehmens zweifelnd, zur Heimkehr mahnen, spricht der Ulmer: „Verweilet hier eine kurze Zeit! „Das Blut meines Bruders will ich von jenen Bösewichtern fordern.“ Mit diesen Worten wirft er sich in den See, gewinnt das andere Ufer, stürmt vorwärts, und weicht nicht eher, als bis neun Feinde den gewaltigen Schwertstreichen erliegen, der zehnte aber, sein Leben zu retten, in die Fluth springt und hier den verdienten Tod findet. Darauf kehrt der Sieger, jetzt beruhigt, in das Lager zurück. (225.)

Ungeachtet dieser Warnung setzten die Griechen ihre Heimtücke fort. Da ergrimmten die edlen Herren Ulrich, Graf von Kyburg, Friederich von Bergnen, Kunrad, Graf von Dorenberg, und vernichteten das Raubgesindel. Unter solchen Beschwerden zog das Kreuzheer langsam vorwärts über Aegea, Sardes und andere uns bekannte Städte Kleinasiens. Am fünfundzwanzigsten April wurden zu allgemeiner Freude die Thürme der christlichen Stadt Philadelphia erblickt, welche Lebensmittel verhieß, wenn die Pilgrime in einer mäßi-

gen Entfernung lagern und strenge Mannszucht halten wollten. Als diese Bedingung, bereitwillig angenommen, von etlichen Reisigen verletzt wurde, so fielen Philadelphias Einwohner in hellen Haufen heraus, und trieben die Schaar der Fremdlinge mit Gewalt zurück. Da schalt Kaiser Friedrich auf die Uebertreter des Vertrages, und gebot, daß alle Kriegsmänner sogleich aufbrechen, und, trotz der drohenden Hungersnoth, über einen hohen Berg, der Philadelphia von Klein-Tripolis (Hierapolis) trennt, ziehen sollten. Alle gehorchten ohne Murren, und begannen die Fahrt unter mancherlei Drangsalen; bald sanken vor Erschöpfung Ritter und Rosse nieder. Unweit der Stadt Laodicea, an den Grenzen des türkischen Reiches erbaut, wurde auf etliche Tage Halt gemacht, damit sich die Pilgrime für die folgende, noch größere Seuche durch Ruhe und Speisen stärkten. Ohne diese verständige Maßregel hätte die Noth über den Willen gesiegt. Denn kaum war man etliche Meilen weit südwärts gezogen, als zahlreiche Schwärme der Ungläubigen erschienen, bei Tag und Nacht die Hinterhut angriffen, und am ersten Mai, obschon vergeblich, die äußerste Kraft anstrengten. Nur schwach hatten sich bisher die Deutschen vertheidigt; denn Friederich wollte nicht glauben, daß die feindlichen Völker im Dienste des Sultans von Cogni wären, welcher durch wiederholte Botschaften Freundschaft gelobt hatte. Sobald aber die Gesandten des meineidigen Fürsten heimlich das christliche Lager verließen, und den Dollmetsch Gottfried, einen gar weisen Mann, mit sich davonführten: da ergrimmte der Kaiser und gab das Zeichen zum Angriff. Sogleich stürzten die gepanzerten Ritter in die feindlichen Schaaren, und sprengten sie ohne Anstrengung aus einander. Als dies der Sultan vernahm, beschloß er eine allgemeine Schlacht zu wagen, bevor die Fremdlinge in das Herz seiner Lande einrückten. Auf den Ebenen von Finiminum (Philomelium) breiteten sich daher gegen Abend des dreizehnten Mai die türkischen Völker in unabsehbaren Reihen aus, und brachten Entsetzen über die von Hunger und Kampf ermatteten Christen, deren viele kaum zu stehen vermochten.

Sobald der Kaiser diese Noth bemerkte, berief er den beredten Bischof von Würzburg, und bat ihn, daß er durch das Wort Gottes und die Erinnerung an den Tag des Herrn — es war Pfingsten — das Gemüth der Krieger aufrichten möchte. Freudig gehorchte der Bischof, und redete also zu den Christen: „Der heutige Tag und die Gefahr, so „uns umstellt, treiben mich an, Euch etliche Worte der Stärkung zu „sagen! Vor der Erscheinung des heiligen Geistes hatten die Jünger „kein gewisses Unterpfand der göttlichen Gnade, und schwankten, wie

„es Sterblichen begegnet, zwischen Irrthum und Wahrheit. Als aber „der Tröster kam, da entglühten sie vom Feuer göttlicher Liebe, und „verachteten, um Christi Willen, jedes Schreckniß des Todes; da blühte „durch ihr Leiden, durch ihr Martyrthum die Kirche Gottes auf in „freudiger Stärke. — Wir aber, theure Brüder, leben täglich im „Kampfe für den Erlöser; fallen wir — wohl uns dann — ein ewiges „Leben iſt unſer Lohn, ein ſtetes Wachsthum der Kirche unſere Frucht. „Laſſet uns demnach dieſe Gnadenzeit benützen und alle Traurigkeit ver„bannen! Dann wird der Gott Gottes, welchen wir heute in Demuth „verehren, auch unſer Tröſter ſein!“ — So werdet denn ſtark und „unverzagt, und flehet zu Gott und dem heiligen Georg, daß er Euch „beiſtehe in den Tagen der Bedrängniß! Der Herr wird Euer Hort ſein!“ Als darauf auch der Kaiſer etliche Worte ſprach, wurden alle Krieger ſo freudig, daß ſie nach deutſcher Art den Schlachtgeſang anſtimmten, und ruhig die Morgenröthe des folgenden Tages erwarteten. Bei ihrem Erſcheinen lagen Ritter und Knappen auf den Knien, bekannten unter vielen Thränen ihre Sünden, und empfingen von den Prieſtern die Weihe zum Tode.

Darauf ordnete der Kaiſer die Schlacht; im Vordertreffen er ſelbſt, weil vom erſten Angriff die Entſcheidung abzuhängen pflegt; die Mitte wurde dem Grafen Rupert, die Hinterhut dem Herzog Friedrich übergeben. Kaum hatten ſich die Fähnlein geordnet, als die Söhne des Sultans mit ihrem Volk unter gräßlichem Geſchrei heranſprengten, aber ſo tapfer empfangen wurden, daß ſie nach kurzem Widerſtand in Verwirrung das Schlachtfeld räumten.

Während dieſes geſchah, hatten zehntauſend Türken den ſchwäbiſchen Herzog vom Hauptheere abgeſchnitten und auf allen Seiten umringt. Der Herzog, welchem ein Schleuderſtein zwei Zähne eingeworfen, verzagte nicht, und jagte unter dem Zeichen des lebendigmachenden Kreuzes mit zweitauſend Rittern den Feind in die Flucht.

Jubelnd begrüßte am Abend des blutigen Tages der ſiegreiche Vater den heldiſchen Sohn, und ſprach: „Die Narbe dieſer Wunde wird „ein Zeichen Deiner Tapferkeit ſein, und männiglich verkündigen, daß „Du für den Herrn geſtritten haſt!“ Darauf wurde Gott für die wunderbare Rettung ſeines Volkes geprieſen. Auch verſicherte ein ſchwäbiſcher Ritter von Helfenſtein, er habe mitten im Schlachtgewühl den heiligen Georg an der Spitze von weißgekleideten Engeln erblickt, und geſehen, wie durch ſeine Hand des Sultans älteſter Sohn Melchet (Kr. Kotbeddin) zu Boden geſtürzt worden ſei, das werde er auf Ver-

langen durch die Feuerprobe beweisen. Solche Rede erfüllte Ritter und Knappen mit neuem Muthe, also daß sie unverzagt weiter zogen, und den Bewegungen des flüchtigen Feindes folgten. Diesen rettete zum Theil die Treulosigkeit eines türkischen Wegweisers, welcher, den unvermeidlichen Tod verachtend, die Christen in eine wüste Sandgegend führte. Bald entstand bei der brennenden Tageshitze ein so großes Elend, daß Etliche, so vor Erschöpfung zurückblieben, das Blut hingesunkener Rosse tranken. Sobald der Kaiser dieses vernahm, ließ er Halt machen, damit nicht die Unglücklichen verschmachteten oder in die Gewalt der Heiden fielen.

Also lagerten die Kreuzfahrer am Abend des funfzehnten Mai in einer öden, vom Feinde beunruhigten Gegend. Die Nacht war schauervoll. Den brennenden Durst zu stillen, wühlten hier Etliche im Boden, dort Andere in den Eingeweiden der Zugthiere; Wehklagen, Stöhnen der Sterbenden, Zusprüche der Freunde, Gewieher der Rosse wechselten mit dem wilden Jubelgeschrei der Türken, welche in zahlreichen Haufen umherschwärmten, und sich weideten an den Leiden ihrer Feinde. Der sehnlichst erwarteten Morgen brachte keine Hülfe; die meisten Pferde mußte man auf der Lagerstätte zurücklassen; ja etliche Christen verzagten, und suchten Hülfe bei den Ungläubigen. Da sprach der Kaiser: „In unserm Heere muß sich Spreu vom Weizen sondern. Kein Glück würde kommen, wenn jene Frevler in unserer Mitte verweilen wollten."

Am Abend des sechszehnten Mai wurde das Lager an einem zwar wasserarmen, doch hin und wieder mit Gras bewachsenen Orte aufgeschlagen. Alsbald erschienen Abgeordnete des Sultans, und verhießen Frieden, wenn die Pilgrime männiglich einen Goldgulden bezahlen und das Land Armenien abtreten würden. Friederich aber antwortete: „Ein deutscher Kaiser pflegt Zins zu empfangen, nicht zu geben. Mit der Hülfe Gottes, für welchen wir streiten, soll uns das Schwert einen sichern Weg bahnen. Doch wollen wir Eurem Herrn freiwillig Geschenke verehren. Ja nehmet diesen Maulet, die allerschlechteste und geringste Münze unter der Sonne und ein Abbild des Königs von Cogni." Die Gesandten, unter welchen ein Sohn Salaheddins gewesen sein soll, eilten mit folgender Drohung hinweg: „Morgen um die dritte Stunde werden die Streiter des Propheten erscheinen und Euch zum Kampfe fordern."

Als darauf ein Kriegsrath gehalten wurde, hörte man zweifache Meinung. Etliche, der langen Drangsale müde, wollten Cogni vorbei gerade nach Armenien ziehen; Andere lobten des Kaisers Stand-

haftigkeit, und erklärten sich für die Belagerung der heidnischen Hauptstadt; denn besser sei es, mit einemmal zu fallen, als jeden Tag eines schmählichen und langsamen Todes zu sterben. Als darauf Friederich dem heiligen Georg eine Kirche gelobt, und die Seinen durch kräftige Worte ermuthigt hatte, so geschah in der Frühe des achtzehnten Mai der Aufbruch ans Gegni.

Nach kurzem, aber blutigen Gefechten lagerte das Kreuzheer unfern der feindlichen Stadt in dem weiten und gastreichen Thiergarten des Sultans. Sogleich wurden die Vorbereitungen zur entscheidenden Schlacht getroffen. Indeß fünfhundert Ritter unter Friederich von Schwaben die Stadt bestürmten, sollte eine gleiche Anzahl, mit dem Fußvolke vereinigt, den Angriff der Türken empfangen und abschlagen. Zuletzt erhielt das versammelte Heer folgenden Tagesbefehl:

„Niemand soll vor dem Ende der Schlacht auf Beute ausgehen; Niemand einem verwundeten oder sterbenden Freund unterstützen, sondern über den Leib desselben hinwegstürmend dem Feinde Vernichtung bringen. Wer noch Lebensmittel besitzt, soll sie dem Dürftigen mittheilen; denn der morgende Tag wird uns langsame bereichern. Entweder Sieg und der Lebensglorien Krone, oder Tod und Gemeinschaft mit Christo wird unser Loos sein."

Die folgende Nacht entsprach dieser ernsten Ankündigung; denn ein furchtbarer Sturm mit Donner und Blitz brach los, und riß viele Zelte nieder; kein Schirmdach widerstand dem herabrauschenden Regen. Aber kaum brach das erste Frührot an, als die Gewölke vor der aufsteigenden Sonne verschwanden. Die Christen von Siegeshoffnung erfüllt rüsteten zum Streit. Umsonst bot jetzt der Sultan Frieden; der Kaiser begehrte die Auslieferung Gottfrieds, und daß verständige Männer die Unterhandlung führten. Als darauf die Boten ohne Antwort abzogen, und die Sonne schon hoch stand, brach Friederich von Schwaben wider Gegni auf. Unterwegs traf er auf den Bischof Gottfried, dessen Anrede: „Vorwärts, Ihr Streiter des Herrn! Gott hat diese Stadt in Eure Hände gelegt," allen Rittern für ein günstiges Zeichen galt. Darauf erhob sich ein heftiger Streit, indem die Ungläubigen hinter Mauern und Hürden dem deutschen Ungestüm lange widerstanden. Endlich brach der Herzog durch, und drang mit dem Feinde zu gleicher Zeit in die Stadt ein.

Während sich dieses zutrug, wurde das christliche Lager von fast zweimalhunderttausend Türken betreibt. Bestürzung fiel auf die Kreuzfahrer, als das zahllose Heer mit blitzenden Waffen näher rückte; die

Priester verhüllten ihr Haupt, um würdevoll zu sterben, die Knappen zagten, und ein Ritter blickte ängstlich den andern an. Selbst der Kaiser verlor auf etliche Augenblicke die sonst unerschütterliche Ruhe, und sprach mit Verlegenheit: „Mein kaiserlich Haupt wollt' ich hingeben, wenn wir zu Antiochien wären! — Doch was zaudern wir? was sind wir traurig? Christus streitet für uns! Dies ist der Lohn für den Krieger Gottes! Wohlan, meine Brüder, die Ihr auszoget, durch Euer Blut das Himmelreich zu gewinnen, lasset uns mannlich kämpfen!" Darauf wendet der graue Held sein Roß, und wirft sich in den Feind. Alle Kriegsmänner folgen; bald bedecken Haufen flüchtiger oder getödteter Türken das Schlachtfeld; die Christen zogen jubelnd in Cogni ein, und fanden reichlichen Ersatz für die vierzehntägige Drangsal. Kelydj Arslan überlieferte sich am Abend desselbigen Tages der Gnade des Siegers, und gelobte zu thun, was dieser gebieten würde. Solches meldete eine türkische Gesandtschaft, welche nach demüthiger Rede dem deutschen Kaiser ein wunderschönes Gefäß überreichte, aus einem hellscheinenden, grünen Smaragd sehr kunstreich gemacht, und mit dem köstlichsten Balsam gefüllt. Friederich nahm zwar das Geschenk an, warf es aber alsbald zu Boden, daß viele Scherben umherflogen, und redete darauf also: „Ich allein will diese Kostbarkeit nicht! Die Genossen der Noth mögen auch den Lohn mit mir theilen und nehmen, was ihnen beliebt!" Da sammelten die umherstehenden Kriegsgesellen nach Lust die Trümmer des Gefäßes, und bewunderten schweigend die Großmuth ihres Herrn und Meisters. Er, dessen Gedanken Jerusalem, das heilige Grab, den Salaheddin, der Christenheit Widersacher, umfaßten, handelte nach der Billigkeit, nahm zwanzig vornehme Geißeln, gab dem Sultan sein Reich zurück, und brach, von den Türken geleitet, am 26. Mai, nach Süden auf.

Bis zum hohen Gebirge Taurus, welches die Halbinsel Kleinasien von Morgen gen Abend durchschneidet, und auf der Südseite des Reiches Cogni mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel erhebt, zogen die Kreuzfahrer ohne Beschwerde, und verkürzten den Weg durch freundliches Gespräch über bestandene Gefahren und Leiden. „Da mochte das Volk vor Allen seinen Kaiser verherrlichen, der, wie verjüngt, ein Beispiel unerschütterlicher Standhaftigkeit gegeben, und unter den Gesellen einen rühmlichen Wetteifer entzündet hatte. Daher kein Wunder, wenn Thaten geschahen, welche, obschon von glaubwürdigen Schriftstellern verbürgt, an das Märchenhafte grenzen. So wurde, wie Friederichs Begleiter meldeten, vor der Schlacht bei Cogni ein deut-

scher Ritter von ungewöhnlicher Größe und Leibesstärke durch die Müdigkeit seines Rosses gezwungen, dem Hauptheere in weiter Entfernung zu folgen. Plötzlich sahe er sich angefallen von funfzig sarazenischen Reitern, so, verwundert ob der Gewaltthätigkeit des Fremdlings, nur in weiter Entfernung blieben, und vergiftete Pfeile schossen, die aber an der Rüstung des Deutschen abprallten. Endlich nahete sich einer der Ungläubigen, und begann sein Schwert zu zücken. Da hieb der christliche Held mit seiner starken Faust in einem Streiche beide Vorderfüße des feindlichen Rosses ab, und zerspaltete gleich darauf dem Gegner, der mit seinem Thiere ein Leib zu sein schien, den Kopf, die Brust, den Bauch, auch zu theuerst den Sattel des Pferdes, also daß auf die andern Sarazenen Schrecken und Bestürzung fiel.

Unterdessen hatte die Mähre von der Annäherung des Kaisers fast alle Theile der kleinasiatischen Halbinsel erreicht, und die Ungläubigen mit Furcht, die Gläubigen mit Hoffnung erfüllt. Viele Armenier, größtentheils Christen, eilten in das Lager der Kreuzfahrer, und führeten sie über das hohe und wüste Gebirge Taurus. Rauh war der Weg, schrecklich die Hungersnoth. Den Zug zu beschleunigen, mußten viele Panzer, Helme und andere Waffenrüstungen auf einen Haufen gethürmt und verbrannt werden. In diesem Zustande erreichte man endlich Armenien, und lagerte an dem Ufern des Flusses Calycadnus (Saleph), bei der Stadt Seleucia, mit dem Zunamen der rauhen.

Etliche Tage ruheten Ritter und Knappen, oder trieben allerlei Waffenspiele; Viele fanden auch Lust, in dem klaren Gewässer des Saleph die Hitze der Jahreszeit zu kühlen. Der alte Kaiser gedachte der fröhlichen Jugendjahre, und wollte nach geendigtem Mittagsmahl am zehnten des Brachmonats baden. Da erschraken die anwesenden Herren, dachten an Joachim, Abt in Kalabrien, und an den gewaltigen Erdstoß, welcher vor etlichen Tagen bei heiterm Himmel geschehen war. Aber Niemand wagte es, die bange Ahnung laut werden zu lassen.

Der Kaiser bestieg sein Roß, und eilte, von etlichen Freunden begleitet, nach dem Ufer des verhängnißvollen Stromes. Alsbald zog der Greis die schwere Rüstung aus, legte das Schwert, noch gefärbt von dem Blute der Ungläubigen, sammt dem andern Zeug zusammen, und sprang in den Calycadnus, um schwimmend das jenseitige Ufer zu erreichen. Angstvoll schaueten die Ritter auf ihren Meister, der Anfangs mit kräftigem Arme die Wellen durchschnitt, plötzlich aber von einem Strudel ergriffen in den Tiefen verschwand.

Da erhob sich ein Wehklagen unter Rittern und Knappen, und

Alle sprangen in die Fluth, das theure Opfer zu retten. Allein das grimmsame Wasser forderte Todtenopfer; zwei sächsische Grafen, Ludeloff und Willebrant von Hallermunt, fanden ihr Grab. Der Kaiser wurde endlich leichenblaß und besinnungslos an das Ufer, von da nach Seleucia gebracht.

Eitel waren die Mittel, den Erstarrten ins Leben zu rufen. Endlich gegen Abend, als die Sonne ihre letzten Strahlen entsandte, schlug der sterbende Held die Augen auf, und erblickte die Gefährten seiner Thaten stumm, von Schmerz niedergedrückt. Und dieser Anblick gab dem Kaiser Stärke, daß er die Hand seines Sohnes Friederich ergreifen, und diese letzten Worte sprechen konnte: „O Gott, hochgelobet in Ewigkeit, der Du mich armen Sünder, als ich auf die Welt kam, durch das Wasser neugeboren hast, ich bitte dich, Du wollest mich jetzt, gleich als durchs Wasser wieder gereiniget, zu Dir ins ewige Leben nehmen! O Jesu Christe, nimm meinen Geist auf!"

Nach diesem Gebete entschlief der Kaiser Friederich zu einem himmlischen Leben im neunundsechszigsten Jahre seines irdischen Wandels, am Tage St. Barnabä, dem zehnten des Brachmonats, im eilfhundertundneunzigsten Jahre nach der Geburt des Weltheilandes.

Alsbald erhob sich lautes Wehklagen unter dem christlichen Volk, welches sein Licht verloren hatte, und Viele sprachen zu einander: „Wer will uns führen auf dieser Pilgerfahrt? Denn unser Hort und Erretter ist gefallen. Jetzt werden wir sein, wie irrende Schafe in Mitten reißender Wölfe, und Niemand mag uns schirmen." Als aber Friederich, Herzog von Schwaben, die Betrübniß des Volkes sahe, und wie es vier Tage und vier Nächte fast keine Speise nahm, da wurde er standhaft, und redete also: „Mein Vater ist in das Himmelreich gangen. Tröstet Euch und bleibet standhaft, wie es frommen, deutschen Männern geziemt, und Gott wird sich unserer erbarmen!" Die Wallbrüder wurden durch diese Worte also gerühret, daß sie abließen vom Klagen, den Leib ihres Kaisers feierlich salbten, und den Herzog zu ihrem Führer erwählten, welchem männiglich in Freud als Leid gehorsamen sollte.

Viele thaten zum Zeichen ihrer Trauer das Gelübde, keine Kleider anzulegen, und nur die eiserne Rüstung auf dem bloßen Leibe zu tragen. Strenge Keuschheit und unerbittliche Bestrafung des Sünders wurde von Allen nicht nur gelobt, sondern auch gehalten.

Darnach führte der junge Friederich das Volk über Tarsus gen Antiochien, dessen Fürst, von den Ungläubigen hart bedrängt, die

Teutſchen mit aller Freundlichkeit aufnahm. Allein bald brachen im Lager der Schwaben, Oeſterreicher, Franken und Sachſen ſo ſchwere Krankheiten aus, daß Tauſende hinſtarben, und nur ſiebentauſend, unter ihnen ſiebenhundert Ritter, die Heerfahrt fortſetzen konnten.

Als ſich inzwiſchen ein großes, feindliches Heer näherte, ſo nahm der Herzog Friederich, den Muth der Seinen zu beleben, des Vaters Leiche in die Mitte, und zog in völliger Schlachtordnung, mit fliegenden Fahnen, wider den Feind. Und es rächte jeder Ritter und Knappe an den Kaiſer, und ſtritt ſo männlich, daß viertauſend Ungläubige das Schlachtfeld bedeckten, und tauſend mit funfzehn Bannern gefangen wurden. Dergeſtalt hat der Kaiſer Friederich, gleich jenem gefeierten Helden der Spanier, Ruy Diaz, noch im Tode die Deutſchen zum Siege geführt.

Zu Tyrus, wohin das Kriegsheer zog, wurden die Gebeine des Kaiſers in der Stiftskirche beigeſetzt, worauf der Herzog Friederich die kleine Schaar gen Accaron führte, damals von Franzoſen, Engländern und Wälſchen belagert. Aber drei Tage nach ſeiner Ankunft raffte ein ſchnelles Fieber den jungen Helden am [illegible] Jenner elfhundertundeinundneunzig hinweg, und mit ihm den [illegible] Theil der deutſchen Heeresmacht.

Chronologiſcher Leitfaden

von 1190—1267 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.

1190 Stiftung des deutſchen Ordens. — Heinrich VI., Friedrichs I. Sohn, ſtirbt.

1197 Otto IV., Heinrichs des Löwen Sohn. — Gegenkaiſer Philipp von Schwaben.

1190—1251 Blüthezeit der romantiſchen Dichtkunſt in Schwaben.

1208 Philipp von Schwaben ermordet von Otto von Wittelsbach.

1211 Kaiſer Otto IV. im Bann.

1214 Schlacht bei Bovines, Philipp Auguſt von Frankreich. — Otto IV.

1215 Friedrich II. wird in Aachen gekrönt. — Bann.

1219 Sachſenſpiegel.

1227 Schlacht bei Bornhöved, Sachſen u. a. — Dänen.

1228 Kreuzzug Kaiſer Friedrichs II.; Letzterer König von Jeruſalem.

1230 Der teutſche Orden in Preußen.

1241 Anfang der Hanſa. — Schlacht bei Liegnitz, Mongolen — Ungarn und Polen.

1247 Rheiniſcher Städtebund.

1250 Friedrich II. ſtirbt. — Sein Sohn Konrad IV. Kaiſer; Gegenkönig Wilhelm von Holland.

J. n. Chr. G.
1253 Ottokar III. von Böhmen erhält Oeſterreich, Steiermark ꝛc.
1254 Erlöſchung des hohenſtaufiſchen Hauſes; Erbfolgekrieg.
1256—1273 Die Zeit des Interregnums in Deutſchland.

Konradins, des letzten Hohenſtaufen, Untergang*).

1267—1268.

Konrad der Jüngere, von den Italienern Konradino genannt, der Sohn König Konrads IV. und der baieriſchen Eliſabeth, war geboren am 25. März 1252; mithin beim Tode ſeines Vaters erſt zwei Jahre und zwei Monate alt. Die nächſte Erziehung des Kindes verblieb der Mutter, und die Vormundſchaft übernahm ſein Oheim, Herzog Ludwig von Baiern, als nächſter Verwandter. Aber die Schweſter, wie der Neffe, mochten bei dem leidenſchaftlichen und ſtrengen Manne wohl kein ſehr erfreuliches Leben führen; ſie waren Zeugen von Begebenheiten, welche hier um ſo weniger zu übergehen ſind, da ſie einen Nebenzweig der hohenſtaufiſchen Leidensgeſchichte bilden.

Herzog Ludwig hatte Marien geheirathet, die Tochter Herzog Heinrichs von Brabant, die Enkelin des von dem Wittelsbacher ermordeten Königs Philipp. Sie lebte in Jeglichem ihres Standes und ihres Geſchlechts würdig, der erſte Schmuck eines Hofes, an dem ſich ſo manche ehrenwerthe Männer verſammelten. Unter dieſen zeichnete ſich durch Tapferkeit und Gewandtheit in Worten und im Umgange Ritter Rucho der Ottlinger aus. Mehre Male ſpielte die Herzogin Schach mit ihm, was ſein Zutrauen ſo erhöhte, daß er bat: ſie möge ihn, gleich andern ihrer nähern Diener, künftighin duzen und nicht mehr ihrzen, oder mit Ihr anreden. Die Herzogin aber ſchwieg, und ließ es beim Alten. — Bald nachher zog ihr Gemahl ins Feld gen Augsburg, und ſetzte ſich ſo vielen Gefahren aus, daß Marie ihn, obgleich vergeblich, warnte. Da ſchrieb ſie zu demſelben Zwecke ein zweites Mal an den Herzog und gleichzeitig an jenen Ritter: „er möge mit Fleiß dahin wirken, daß ihr Gemahl das Feld verlaſſe; dann wolle ſie ihm auch die Bitte gewähren, um welche er ſie oft gebeten habe.“ — Statt des Erſten kam durch Verwechſelung dieſer letzte Brief in die Hände Lud-

*) Vgl: Friedr. v. Raumer: Geſchichte der Hohenſtaufen und ihrer Zeit. Leipz. 1841. B. IV. S. 456—490.

wigs, welcher die ihm unklaren Worte sogleich aufs Aergste mißdeutete, in sinnloser Wuth den Boden niederstieß, und Tag und Nacht reisend unerwartet am Abend des 18. Januars 1256 in Donauwerth anlangte, wo sich seine Gemahlin und seine Schwester, die Königin Elisabeth, aufhielten. Beide empfingen ihn mit ungeheuchelter Freude, er aber rief seiner Gemahlin entgegen: „sie sei eine Ehebrecherin und müsse sterben!“ — Diese, fast betäubt von Schreck und Schmerz, bat, wo nicht um Beweise so schwerer Anklage, doch um Frist, damit sie ihre Unschuld darthun könne. Allein weder ihre Bitten, noch die dringende Fürsprache der Königin Elisabeth konnten den Herzog erweichen oder auch nur zur Besinnung bringen. Das Fräulein Elika von Brennberg durchbohrte er, — denn sie wisse um den Verrath —, mit einem Messer; eine Andere ließ er von der Mauer des Thurms hinabstürzen, daß sie starb. Jetzo kam die Reihe an seine Gemahlin. Ungerührt durch die steigende Wehklage, durch ihr und der Uebrigen lautes Flehen, durch die Schönheit der Unschuld, durch die sonst jedes schlafende Gewissen aufweckenden Mordthaten, beharrte er bei der fanatischen Verstocktheit, welche er Gerechtigkeit nannte: Maria mußte niederknien und ein Wächter sie enthaupten! — Noch in dieser Nacht der Gräuel und des Jammers, so erzählt man, erhielt der Herzog überzeugende Beweise von der Unschuld seiner Gemahlin: — da brach seine angebliche Kraft zusammen, und Mark und Bein wurden ihm durch Gewissensangst so furchtbar erschüttert, daß der erst siebenundzwanzigjährige braungelockte Mann am andern Morgen, zum Entsetzen Aller, mit ganz ergrautem Haupthaare hervorging. — Ritter Rucho war unterdeß der ihm zugedachten Rache entkommen, und machte aller Welt seine und Mariens Unschuld glaubhaft bekannt. Als Zeichen der Reue erbaute Herzog Ludwig hierauf das Kloster Fürstenfeld: aber so viel dergleichen Handlungen in jener Zeit auch galten, Liebe und Vertrauen konnten sie nicht erzeugen.

Daher dürfen wir wohl vermuthen, daß Elisabeths Verhältnisse zu ihrem Bruder unangenehmer Art waren, und daß sie am sechsten October 1259 gern dem Grafen Meinhard von Görz ihre Hand reichte; im Angedenken früherer Zeiten führte sie jedoch, nach wie vor, den Namen einer Königin.

Alle diese Ereignisse wirkten natürlich auch auf Konradin zurück, welcher mit geringer Umgebung bei seinem Oheim lebte, während in Schwaben Jeder nach den hohenstaufischen Gütern seine Hand ausstreckte, und König Richard erklärte: Alles sei dem Reiche anheimge-

fallen, weil kein deutscher König Konradin damit belehnt habe. Erst als Richards Macht ganz unbedeutend wurde, dachten, trotz der päpstlichen Verbote, Manche an des Jünglings Erhebung auf den Thron seiner Väter; und durch die getreue Vorsorge des der Zukunft vertrauenden Bischofs Eberhard von Konstanz kam doch wenigstens ein Theil Schwabens wieder an Konradin. Nicht mindere Sorgfalt trug man für dessen Erziehung und angemessenen Unterricht, so daß er z. B. gut und fertig Latein reden lernte. Doch waren für ihn noch ganz andere Erziehungs- und Entwickelungsmittel zur Hand. Zuvörderst die Natur, deren heitere und belebende Einwirkung der zarte Jüngling an den schönen Ufern des Bodensees tief empfand, und in Liedern aussprach; dann die Erinnerung an das tragische Schicksal der Hohenstaufen, welches selbst Unempfindliche rührte, wie viel mehr ihn ergreifen mußte; endlich Freundschaft, geschlossen in aller Unbefangenheit und Herzlichkeit der Jugend mit dem nur drei Jahre ältern Friedrich von Oesterreich. Dieser, der letzte Nebenzweig der alten Babenberger, ein Sohn Markgraf Hermanns von Baden und der österreichischen Gertrud, stammte, gleich Konradin, im sechsten Gliede von Agnes, der Tochter Kaiser Heinrichs IV., und entbehrte, wie Konradin, des väterlichen Erbes und der ehemaligen Macht seines Hauses. Beide, in gleicher Jugend, gleichen Leiden, gleichen Hoffnungen erzogen, mußten sich finden und vereinen für Leben und Tod.

Warum es unmöglich war, Konradins Ansprüche auf Neapel und Sicilien nach dem Tode seines Vaters geltend zu machen, ist umständlich erzählt worden. Daß später die Aufforderungen der Guelfen, sie gegen den Ghibellinen Manfred zu unterstützen, nicht zum Ziele führten, erscheint natürlich: — jetzt aber, als die Kunde der neuen Lage Italiens an Konradin kam; als Ghibellinen ihn von allen Seiten dringend aufforderten, sein Recht geltend zu machen, und das Unrecht fremder Tyrannei zu vertilgen: da ergriff der Jüngling diese höhern Gedanken und Zwecke; da glänzte noch einmal des alten Stammes Glücksflamme leuchtend empor, und er vergabte und veräußerte gern Alles diesseit der Alpen, um jenseit derselben ruhmbekrönt mehr zu gewinnen.

(1260 bis 1263.) — Schon im Jahre 1260 erhielt Graf Ulrich von Würtemberg für neue, aber kostspielige Freundschaft von Konradin das Marschallamt in Schwaben, die Schutzvogtei von Ulm, das Landgericht in der Bürsch und einen Landstrich auf der leutkircher Haide; und nicht minder vortheilhaft mochten spätere Erwerbungen sein, welche der Graf, der Bischof von Augsburg und mehre Städte und Edle in

den nächsten Jahren vom Konradin ernährt. Den Herzögen Ludwig und Heinrich von Baiern mißfiel aber eine solche Zerstreuung seiner Besitzungen um so mehr, als sie ein näheres Anrecht auf diese zu haben meinten; daher nahmen sie nicht allein für manche ihrem Neffen geleistete Vorschüsse Güter pfandweise in Besitz, sondern ließen sich auch, im Jahre 1263, von dem erst eilfjährigen Knaben urkundlich versprechen: daß er ihnen, im Fall kinderlosen Todes, sein sämmtliches Allode überlassen und sich bemühen wolle, daß sie auch alle Lehen bekämen. Nur für seine künftige Gemahlin und zu frommen Zwecken behielt er sich vor, noch andere Bestimmungen treffen zu dürfen. (1263 bis 1266.)

Mit der neuen Aussicht auf Italien steigerten sich aber natürlich die Bedürfnisse, die Leistungen und die Vergabungen. Waren doch selbst die ältesten Erbgüter an der Rems und das Stammschloß Hohenstaufen nicht mehr in des letzten Sprößlings Händen, sondern durch ihn oder seinen Vater an Walter, den Schenken von Limpurg, gekommen. — So stand Konradin da, schon in früher Jugend durch der Vorfahren und Verwandten Schuld oder Größe ein entblätterter Stamm; — doch konnte er, wenn man ihn fragte: „Was bleibt Dir?" mit Alexander dem Macedonier antworten: „Die Hoffnung!"

Auch ward diese in ihm auf alle Weise erhöht: Pisa z. B. versprach durch Vaccio Orlandi und Giuseppe Malpighi Geld und Mannschaft; gleich vortheilhaft erklärten sich Siena, Verona und Pavia. Die Grafen Galvan und Friedrich Lancia, die tapfern Brüder Konrad und Marino Kapece und mehre Andere, welche nach Deutschland geeilt waren, stellten dem Jünglinge so beredt als der Wahrheit gemäß vor: wie ungünstig Apulien und Sicilien gegen Karl gestimmt sei, und daß ohne Zweifel Alle bei dem ersten Anschein äußerer Hülfe sich laut für ihn, ihren rechtmäßigen Herrn, erklären würden. Nicht minder wünschten die nur durch ihre Zerstreuung ohnmächtigen Ghibellinen einen neuen Vereinigungspunkt sehnlichst herbei, und sogar Karl wirke eigentlich mehr für als gegen Konradin, indem er durch sein Verfahren diesen alle Herzen gewinne. Schnell werde sich jede nach Italien geführte Macht daselbst verstärken, und aller Schein von Tollkühnheit der Unternehmung verschwinden; wenn überhaupt da von Tollkühnheit die Rede sein könne, wo man sein Recht gegen den Ungerechten verfechte.

Dies und Aehnliches ward für den Zug nach Italien angeführt, während Konradins Mutter beharrlich widersprach: „die Gefahr sei gewiß, der Erfolg zweifelhaft, jede bisherige Erfahrung abschreckend.

[illegible] sie ihren einzigen Sohn den offenen Angriffen, den heimlichen Nachstellungen fremder Völker und boshafter Herrscher aussetzen, um künstlich berechneter Möglichkeiten eines äußern Erfolges Willen? Italien habe die Hohenstaufen immerdar tückisch angelockt, und ihnen Kraft und Blut ausgesogen. Sollte sich der Letzte dieses Stammes nicht vielmehr warnen als verführen lassen, nicht ein mäßiges Besitzthum in dem heitern Schwaben vorziehen jenem trügerischen, von finstern Mächten umgewühlten Zauberboden? nicht das Leben mit redlichen deutschen Freunden und Lehnsmannen vorziehen dem Bekämpfen feindlich, dem ängstlichen Bewachen zweideutig Gesinnter, dem überall mit Zerstörung begleiteten Abmühen nach einem unerreichbaren Ziele?" — Aber alle diese für die Mutter mit Recht so bedeutenden Gründe verloren ihr Gewicht vor dem Jünglinge, welcher der Jugend seines Großvaters Friedrichs II. gedachte, und sich freute, eben so früh den großen Beruf eines Mannes gefunden zu haben! — Auch gab ja Herzog Ludwig, der Oheim und Vormund, der ernste und kluge Mann, dem Zuge Beifall, und wollte, gleich wie Konradins Stiefvater, der Graf Meinhard von Görz, daran Theil nehmen; es strömten ja von allen Seiten Ritter und Mannen herbei, um des hochverehrten Kaiserhauses letztem Sprossen mannhaft beizustehen gegen weltliche und geistliche Tyrannen!

Im Herbste des Jahres 1267 zog Konradin wohl mit 10,000 Begleitern über die Alpen, und erreichte Verona am 20. October. Mastino della Skala, der jetzige Beherrscher dieser Stadt, hatte als Ghibelline den Fürsten eingeladen, und empfing ihn aufs Feierlichste. Gesandte langten an von Padua, Vicenza, Mantua, von Boso und Palavicini, von den Vertriebenen aus Ferrara, Bergamo, Brescia; sie berichteten, wie groß die Freude aller Ghibellinen sei, und erneuten und vermehrten die frühern Zusicherungen. Alles versprach mithin den glücklichsten Erfolg, und Karl von Anjou, wie der Papst, erschraken über des Hohenstaufen unerwartet mächtigen Auftritt. — Allein, wie immer, sahen die Italiener in seiner Macht nur eine Partei, gegen welche eine andere Macht, das hieß wiederum nur eine Partei aufgestellt werden müsse; bei welcher Ansicht und Verfahrungsart man nicht einmal zu einem Gleichgewicht der Kräfte, viel weniger zu etwas Höherm gelangen konnte. Ferner bemerkten Alle gar bald, daß Konradin an Geld und Gut nichts zu vertheilen habe, oder etwaniger Lohn erst die Folge siegreicher Anstrengungen sein könne; und überdies mußte jener die freundlich Gesinnten sehr schonen, da des unvermeidlichen Druckes bereits so viel war.

Noch Traurigeres aber, als dieſe in Italien herkömmlichen Erſcheinungen, erlebte der Jüngling an vielen Deutſchen, ja an ſeinen nächſten Verwandten. Die Noth und der Geldmangel wurden nämlich in Verona bald ſo drückend, daß Viele Waffen und Pferde verkaufen mußten, oder weil ſie ſich in ihrer Hoffnung getäuſcht ſahen, über die Alpen zurückkehren wollten. Wenn Herzog Ludwig jetzt mit Muth und Ernſt für ſeinen Neffen hervorgetreten wäre, ſo hätte er dieſe Gefahr beſeitigen können; ſtatt Deſſen benahm er ſich auf eine Weiſe, welche frühern Verdacht faſt zur vollen Gewißheit erhob. Unleugbar hatte er Konradin zeither oft unterſtützt: allein aus der langen Reihe von Schenkungs- und Vergabungs-Briefen geht hervor, daß er dabei nie ſeines Vortheils vergaß. So war ihm nun auch der italieniſche Zug ganz willkommen: denn im glücklichſten Falle blieb Konradin abweſend, und im unglücklichen kehrte er ebenfalls nicht wieder; mithin hatte ſich der Herzog klüglich nach allen Seiten gedeckt, und lauerte auf Konradins Erbe wie auf eine ſichere Beute. Auch die Noth in Verona wußte er ſogleich zu benutzen, und erhielt für einen neuen Vorſchuß an Geld wiederum große Güter als Pfand. Und wenn er nun wenigſtens den Krieg noch mit gewagt, den ſechzehnjährigen Jüngling treu berathen und begleitet hätte: aber auch er, auch Konradins Stiefvater, Graf Meinhard von Görz, kehrten (unbekannt aus welchen, angeblich überwiegenden, Gründen) nach Deutſchland zurück! War es da ein Wunder, wenn Aermere, Geringere und Fremde gleich klug, vorſichtig, eigennützig oder feig waren, und die Zahl der Mannſchaft von 10,000 auf 3000 zuſammenſchmolz?

Doch verlor Konradin den Muth nicht, und mochte ſich damit tröſten, daß eine kleine aber getreue Schaar im Kriege mehr werth iſt, als eine große, zweifelhafter Geſinnung; daß ſie auf jeden Fall leichter beſoldet und ernährt werden kann. Ferner überzeugten ſich die Ghibellinen, ſie müßten eigene Anſtrengungen übernehmen, wenn nicht ihre ganze Hoffnung vereitelt werden ſolle. Endlich gereichten ihm mehrere Ereigniſſe im mittlern und ſüdlichen Italien zu großer Unterſtützung. Der Papſt zuvörderſt war unzufrieden, nicht bloß mit der Regierungsweiſe König Karls im Innern, ſondern auch mit ſeiner Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten. „Wir fürchten," ſchrieb er an Ludwig IX., „daß Dein Bruder ſein Reich läſſiger bewahrt, als es dringend nöthig iſt, und indem er ſich auf ſo Vieles einläßt, kaum Weniges gut zu Stande bringen wird." — Denn nicht allein nach Italiens Herrſchaft ſtreckte der Unbefriedigte ſeine Hände aus, ſondern auch ſchon nach Afrika und Griechenland. Am 27. Mai 1267 verſprach er dem vertriebenen Kai-

ser Balduin ansehnliche Unterstützung, bedingte sich aber aus: erstens, die Oberlehnsherrschaft über die Fürstenthümer Achaia und Morea; ferner das Eigenthum der Besitzungen, welche Michael von Epirus seiner Tochter Helena als Heirathsgut überlassen hatte; endlich ein Drittel alles künftig Eroberten nebst dem Rechte, es hier oder dort zu wählen und abzugrenzen.

Auch hierbei schien Karl bloß nach den Ansichten und für die Zwecke der Kirche zu wirken: allein selbst wenn Klemens weniger scharfsichtig und unbefangen gewesen wäre, hätte er die im Hintergrunde liegende Gefahr dennoch gewiß erblickt; und noch weniger konnte er über das Nächste zweifelhaft sein: daß nämlich mit Karls Thronbesteigung für Italien keineswegs alles Das gewonnen und erreicht war, was man bezweckt hatte. Wenn ferner in den frühern Fehden, die von Konradin ausgehenden Vorwürfe mehr gegen Manfred als den Papst gerichtet zu sein schienen, so lasteten sie jetzt mit verdoppelter Kraft allein auf diesem. Gegen Manfred konnte man auf ganz andere Weise als gegen Konradin von ungenügenden Rechtstiteln sprechen; und die Anfangs hervorgehobene Unfähigkeit dieses Kindes zum Herrschen hatte sich über Erwartung schnell verloren. Mehr als damals erschien es widerwärtig und sinnlos, daß die erkünstelte Annahme einer unbedingten Verderbtheit aller gegenwärtigen und künftigen Hohenstaufen über alle Grundsätze des Erb- und Lehen-Rechts, über alle evangelischen Vorschriften christlicher Milde obsiegen solle. Der Papst (wir dürfen es aus seinen trefflichen Ermahnungen an Karl schließen) fühlte gewiß in der Stille das Schwierige, ja das Ungerechte seiner Stellung. Anstatt aber den verwerflichen, seit Innocenz IV. betretenen Weg aufzugeben, und nach so bittern und wohlverdienten Erfahrungen, aus so viel neuen und dringenden Gründen, sich rücksichtslos für Wahrheit, Billigkeit und Recht zu erklären: blieb Klemens im Bunde mit Karl dem Bösen, und schrieb (diesmal gewiß im Innern anders denkend) schon im April 1267 den Florentinern: „Ein Königlein, entsprossen aus dem Stamme der giftigen Schlange, erfüllt mit seinem Gezisch die Landschaften Tusciens, und sendet Gleichgesinnte, Otterngezücht, Männer der Pestilenz, welche Verrath an Euch, dem Reiche und an Karl von Anjou, unserm geliebtesten Sohn in Christo, verübten, zu allen Edeln, Städten und Orten umher, läßt durch auserlesene Lügen seine nichtige Pracht aufstutzen, und sucht unermüdet Einige durch Bitten, Andere durch Lohn vom Wege der Wahrheit abzubringen. Der, welchen wir bezeichnen, ist der unvorsichtige Jüngling Konradin, der Enkel Friedrichs, des durch Gott

und seinen Statthalter in gerechtem Gerichte verurtheilten Römerfürsten. Seine großsprecherischen Werkzeuge sind die verwerflichen Männer, Guido Novello, Konrad Trincia, Konrad Kapece und viele Andere, welche in Tuscien jenes schändliche Götzenbild errichten möchten, welche Söldner werben, Verschwörungen mit gleich argen Frevlern anzetteln, jenen im Wahnsinne König nennen, und ihn so weit verführt haben, daß er diesen Titel annimmt, und sich des sicilischen Wappens bedient, u. s. w."

Verhaltungen solcher Art überzeugten jedoch nur Diejenigen, welche ohnehin des Papstes Ansicht theilten; mehr Gemüther gewann verhältnißmäßig Konradin durch seine Jugend, Schönheit, Gewandtheit, Beredtsamkeit und seine auf gutes Recht gegründete fröhliche Hoffnung. Deshalb, und weil Konradin weder Warnungen, noch Vorladungen, noch den Befehl, Italien binnen Monatsfrist zu verlassen, im Geringsten berücksichtigte; steigerte Klemens seine Maßregeln wider ihn und seine Anhänger auf eine Weise, die an Strenge weit über das Gewöhnliche hinausging. Nicht bloß einzelne Uebertreter päpstlicher Vorschriften traf der Bann, sondern sogleich ganze Städte und Landschaften, welche jene duldeten oder herbergend aufnahmen; nicht bloß dem Fürsten wurden alle Besitzungen und sogar die Fähigkeit zu erwerben abgesprochen, und seine Mannen vom Eide der Treue entbunden, sondern auch jeder seiner Freunde aller Würden und Lehne für verlustig erklärt, aller Vorrechte, Freibriefe und Verleihungen, ja des Rechts beraubt, vor Gericht Ansprüche zu verfolgen, oder öffentliche Handlungen vorzunehmen. Geistliche, höhere wie niedere, betrachtete man nach irgend einer Begünstigung Konradins sogleich als entsetzt, ohne Hoffnung jemaliger Herstellung; Wahlrecht und Wahlfähigkeit zu geistlichen Stellen erlosch auf vier Geschlechter hinaus. Jeder durfte die Besitzthümer, Waaren und Forderungen ghibellinischer Kaufleute in allen Ländern wegnehmen; Jeder durfte Konradins Anhänger (Mord und Verstümmelung allein ausgenommen) an ihren Personen nach Willkür schädigen, und sich in den Besitz ihrer Güter setzen: — und diese Vertilgung aller Rechte und alles Eigenthums, dieser mannichfachste innerlichste Krieg, diese grenzenlose Plünderung galt für ein würdiges Mittel zu würdigen Zwecken!

Selbst ein König wie Karl konnte, von der weltlichen Seite her, Maßregeln solcher Art nicht überbieten; auch traf ihn, da er verletzbarer und verhaßter war als der Papst, um diese Zeit mancher Unfall, den er hätte vorhersehen, ja vermeiden können. Anfangs wollte er kühn

die ganze Lombardei vor Konradins Ankunft beſetzen, hierauf dieſen in Pavia belagern, endlich ihm wenigſtens den Eingang in Tuscien verſperren; aber Alles mißlang wegen der neu eintretenden Verhältniſſe des Königs zu Heinrich von Kaſtilien, den Sicilianern und zu den Saracenen in Apulien.

Heinrich von Kaſtilien, ein Sohn Ferdinands III. und der Beatrix von Hohenſtaufen (einer Tochter König Philipps), war, jeder Abhängigkeit ungeduldig, mit ſeinem Bruder dem Könige Alfons X. in Fehde gerathen, und, von ihm beſiegt, zur Flucht nach Tunis gezwungen worden. Nachdem er dem daſigen Könige einige Jahre mit Erfolg gedient, und viel Geld erworben hatte, ſchien es ihm aus mehren Gründen gerathen, ſein Glück von Neuem und um ſo lieber innerhalb der Chriſtenheit zu ſuchen, da er ein Verwandter König Karls war, der ſchwankende Zuſtand von Italien Erfolg verhieß, und wahrſcheinlich auch einzelne beſtimmte Aufforderungen an ihn ergingen. Als er im Jahre 1266 mit einer auserleſenen Schaar von 300, oder gar 800, meiſt ſpaniſchen Reitern landete, hoffte jede Partei, er werde in ihre Plane eingehen; während Heinrich ein Mann war, keineswegs geneigt, ſich benutzen zu laſſen, ſondern entſchloſſen, Perſonen und Sachen zu ſeinem Vortheile zu gebrauchen. Religiöſe Anſichten konnten ihn um ſo weniger beſtimmen, da mehrjähriger Umgang mit Saracenen ihn gegen die Anſichten der chriſtlichen Kirche ſehr gleichgültig gemacht hatte; weil indeß der Papſt und der König von Neapel die Mächtigern und ſcheinbar einig waren, ſo wandte er ſich an ſie, und Karl insbeſondere nahm ihn freundſchaftlich und ehrenvoll auf. Allein trotz dieſer ſcheinbar großen Freundſchaft gingen die beiden Vettern doch heimlich darauf aus, ſich wechſelſeitig zu überliſten, und diesmal fand Heinrich, ſo verſchlagen er auch ſonſt war, ſeinen Meiſter. Karl nämlich lieh ihm ſogleich 40,000, oder wie Andere berichten gar 60,000 Dublonen ab, unter dem Verſprechen pünktlicher Rückzahlung und williger Unterſtützung ſeiner anderweiten Plane. Dieſe richteten ſich zunächſt auf die Erwerbung der römiſchen Senatorwürde, wozu Karl um ſo lieber die Hand bot, da er, um des Papſtes Willen, ſich äußerlich aller Einwirkung in Rom enthalten mußte, und bequemer durch einen Vetter zu herrſchen hoffte, deſſen ganzes ihm zutraulich dargeliehenes Vermögen er bei der geringſten Untreue in Beſchlag nehmen konnte.

Mittlerweile war bei einem vielleicht angeſtifteten Aufſtande in Rom Angelo Kapucia gegen den Willen der Großen zum Volkshauptmann ernannt, und ihm das Recht ertheilt worden, mit Zuziehung einiger

Männer aus jedem Stadtviertel einen Senator zu erwählen. Er wählte Heinrich von Kaſtilien, womit mehrere Geiſtliche und Laien Anfangs ſehr unzufrieden waren, ob ſie gleich äußerlich ihren Beifall zu erkennen gaben. Durch unparteiiſche Rechtspflege gewann aber Heinrich manche Gemüther, und dem Papſte ſchien es bei gründlicher Prüfung rathſam, wenn er den neuen Senator beſtätige und an ihm einen Mittelsmann zwiſchen ſich und dem Könige von Neapel gewinne. Durch ſolchen Erfolg aufgemuntert, verhandelte Heinrich nunmehr darüber, daß ihn Klemens mit dem Königreiche Sardinien belehnen ſolle; und in der That ſcheint das Geſchäft guten Fortgang gehabt zu haben, bis Karl, eine ſolche Erweiterung ſeiner eigenen Macht wünſchend, widerſprach, und hierdurch ſeinen Vetter zuerſt beleidigte. Noch zorniger ward Heinrich, als der König ſein Verſprechen der Rückzahlung jener ihm dargeliehenen Gelder vorſätzlich nicht hielt, und ſogar des Papſtes Aufforderungen und verſtändige Warnungen in dieſer Beziehung unberückſichtigt ließ. Bei dem Herzen Gottes, rief Heinrich, ich werde dieſen Menſchen umbringen, oder er mich. Ein Bruch zwiſchen beiden Männern war alſo unvermeidlich, und da Heinrich vorherſehen konnte, daß Klemens ſeinen Schützling nicht verlaſſen werde, ſo beſchloß er, ſich durch eine Verbindung mit den Ghibellinen zu ſtärken. Ehe hiervon etwas ruchbar wurde, berief er die angeſehenſten Guelfen aufs Kapitol, und ließ ſie hier (unter ihnen Napoleon und Matthäus Urſini) gefangen ſetzen. Wenige nur hatten ſich, Gefahr ahnend, in ihre feſten Schlöſſer gerettet. Alle Schätze der Kirchen und Klöſter und alle daſelbſt zur Sicherheit aus benachbarten Gegenden niedergelegten Güter verwandte Heinrich jetzt für ſeine Zwecke. Gleichzeitig ſchloß er einen Bund mit Konradin; ja am 18. October 1267 nahm er deſſen Bevollmächtigten Galvan Lancia in Rom auf, und ließ hohenſtaufiſche Fahnen von allen Mauern und Thürmen der Stadt wehen.

Zu dieſem unerwarteten, für Karl in ſo vieler Hinſicht nachtheiligen Ereigniß geſellte ſich der Aufſtand der Saracenen in Luceria. Unter der hohenſtaufiſchen Herrſchaft wurden dieſe nicht bloß geduldet, ſondern oft ſogar vorgezogen: jetzt hingegen traf ſie außer den ſelbſt Chriſten unerträglichen Steuern auch noch allgemeine Zurückſetzung und religiöſe Beſchränkung. Dafür zeigten ſie ſich die ganze Regierungszeit Karls hindurch von ſehr zweifelhafter Treue, und bei dem erſten Anſchein glücklichen Erfolges wagten ſie, im Herbſte 1267, öffentlichen Abfall. Jedoch glaubte Karl um ſo weniger ſeine Plane in Tuscien darum aufgeben zu müſſen, da der Papſt kampaniſche Söldner gen Luceria ſandte,

und die Kräfte des Landes vollkommen hinreichten, jene Minderzahl der Saracenen im Zaume zu halten, wenn ſich die chriſtlichen Einwohner nicht erſt heimlich über deren Kühnheit gefreut, dann, auf die Nachricht von Konradins Annäherung, ihnen öffentlich angeſchloſſen hätten. So gewaltig griff der Aufſtand im Neapolitaniſchen um ſich, daß man eher die wenigen Orte aufzählen könnte, welche dem Könige treu oder von ſeinen Soldaten beſetzt blieben, als diejenigen, welche von ihm abfielen.

Nicht geringer war endlich die dritte Gefahr, welche aus den Begebenheiten in Sicilien für Karl entſtand. — Konrad Kapece, welchen Konradin ſchon in Deutſchland zum einſtweiligen Statthalter Siciliens ernannt und mit den nöthigen Vollmachten verſehen hatte, ſegelte auf einem Piſaniſchen Schiffe nach Tunis, und berief, wahrſcheinlich im Einverſtändniſſe mit Heinrich von Kaſtilien, deſſen daſelbſt noch verweilenden ältern Bruder Friedrich. Mit 200 deutſchen, 200 ſpaniſchen und 400 tuſciſchen Söldnern, welche der König von Tunis ihnen überließ, landeten ſie im September 1267 bei Sciakka, und verbreiteten im ganzen Lande Aufforderungen zum Abfalle von Karl und zur Anerkennung Konradins. „Seht," ſo hieß es unter Anderm in jenen Schreiben, „Euer König wird ſchnell erſcheinen, mit ſtarker Hand und preiswürdiger Majeſtät. Er, der wahre Herr, der wahre König, der wahre Erbe, kommt zu ſeinem von Fremden und Unwürdigen grauſam unterdrückten Volke, um Allen das Glück und die Freiheit wiederzubringen, welche ſie unter ſeinen Vorfahren ungeſtört genoſſen."

Bald darauf ward auch eine öffentliche Erklärung bekannt, worin Konradin alles Unrecht aufzählt, was ihm ſeit ſeiner Geburt von den Päpſten und ihren Schützlingen widerfahren ſei. Beide Schriften machten um ſo größern Eindruck, da die Sicilianer ſich noch mehr als die Neapolitaner dadurch beleidigt glaubten, daß der Papſt ihnen nach Willkür einen König ſetzen, und dieſer Neapel zur Hauptſtadt erheben wolle; da ferner der Druck hier nicht geringer und die alte Anhänglichkeit an die Hohenſtaufen noch größer war. Mit Recht trat daher Fulko von Puyregard, Karls Statthalter in Sicilien, dem ſcheinbar klügſten aber bös gemeinten Rathe bei, die Neuangekommenen ſo ſchnell als möglich anzugreifen. Das Vertrauen auf ſein zahlreiches Heer täuſchte ihn aber ſehr: denn während des Treffens ſchwenkten die Sicilianer plötzlich hohenſtaufiſche Fahnen, wandten ihre Waffen gegen die Franzoſen, ſchlugen ſie gänzlich, und erbeuteten ihr Lager. Meſſina, Palermo und Syrakus, die ſtärker beſetzten Städte, blieben zwar noch

in französischer Gewalt: aber der größte Theil des übrigen Landes, ferner Agrigent, Kalata, Nikosia, Katana, Noto, Konturdio und mehre andre Städte erklärten sich für Konradin.

Obgleich König Karl schon im Herbste 1267 von Heinrich des Senators Abfall, der Empörung Lucerias und der Landung in Sicilien Nachricht bekam; ob ihn gleich der Papst dringend aufforderte, in sein Reich zurückzukehren, blieb er dennoch in Tuscien, und meinte: wenn nur Konradin abgehalten oder geschlagen werde, sei jede andre Gefahr leicht zu beseitigen. Auch gelang es ihm, im Januar 1268, selbst das wichtige Pisa zu einem Frieden zu zwingen, welcher indeß um so weniger Festigkeit gewann, da die erzählten Uebel immer bekannter wurden, und Konradin von Verona aufbrechend am neunzehnten Januar ungehindert Pavia erreichte. — Wie hat dies geschehen können, so fragten erstaunt König Karl und der Papst, bei Mailands Macht und guelfischer Gesinnung? Aber die Torres, erzürnt über den ihnen aufgedrungenen Erzbischof, begünstigten heimlich Konradin, und die Visconti fühlten als alte Ghibellinen auch keinen Beruf, ihm nachdrücklich zu widerstehen. Ihrem Beispiele folgend blieb ebenfalls der große Bund unthätig, welchen lombardische Städte bereits früher gegen alle Feinde Karls geschlossen hatten. Doch war der gerade Weg nach Rom oder Tuscien hiedurch noch nicht eröffnet: denn alle Städte, welche in dieser Richtung lagen, insbesondere das mächtige Bologna, waren kirchlich gesinnt; und den zweiten Haupteingang nach Tuscien, über die Bergpässe von Pontremoli, hielten die Guelfen auf Karls Befehl stark besetzt. Und doch mußte Konradin vor Allem daran liegen, das Land, wo die meisten seiner heimlichen Anhänger lebten, zu erreichen. Darum verließ er Pavia am 22. März, und wagte sich (während Genua zweifelhaft blieb, welche Partei es erwählen sollte) durch die Besitzungen des Markgrafen von Kareto und das ligurische Gebiet nach Vado (zwischen Savona und Finale), und fand hier, nach einer heimlichen Abrede, zehn Pisanische Schiffe, welche ihn über Porto fino am fünften April nach Pisa brachten.

An demselben Tage kam König Karl, Tuscien verlassend, beim Papste in Viterbo an, hoffte aber noch immer, daß Konradins Landmacht nicht im Stande sein würde, durch die besetzten Bergpässe hindurch Pisa zu erreichen. Aber Herzog Friedrich von Oesterreich, welcher seinen Freund erst bis Vado begleitet hatte, und dann nach Pavia zurückgegangen war, führte sie glücklich über die Berge nach Pareſe und durch Lunigiana und dem Meere entlang bis Mutrone. Hieher kamen

ihnen die Piſaner entgegen, und holten Alle unter Ehren- und Freudensbezeugungen in ihre Stadt ein. Dies Ereigniß, welches zeigte, daß ſich der von Karl mit 800 Reitern in Tuscien zurückgelaſſene Marſchall Wilhelm Boiſelve entweder täuſchen ließ, oder zu offnem Widerſtande nicht ſtark genug fühlte, war dem Könige theils an ſich höchſt unangenehm, theils wußte er nun nicht, welchen Vertheidigungsplan er entwerfen ſollte, da alle Nachrichten darüber fehlten, ob Konradin nach Rom, oder ohne Aufenthalt nach Neapel ziehen, oder ob er (was man für das Gefährlichſte hielt) nach Sicilien ſegeln wolle. So viel war jedoch außer Zweifel, daß Karl allen dieſen Gefahren keineswegs von Viterbo aus entgegentreten könne; darum verließ er dieſen Ort und kehrte, nachdem ihm der Papſt heilſame Lehren über Milde und Mäßigung auf den Weg gegeben hatte, in ſein Reich zurück. Mit einem Theile der hier geſammelten Macht hoffte er, vor weitern Fortſchritten Konradins, Lucceria zu bezwingen; einen andern Theil ſandte er unter Philipp von Egle nach Sicilien, und ſchrieb ſeinem Statthalter: „Suche vor Allem Meſſina zu erhalten: denn ſo lange wir das Haupt in unſerer Gewalt haben, kümmern wir uns wenig um das Uebrige. Zeige keine Furcht, übe die Söldner, halte ſtets Geld zu ihrer Bezahlung in Bereitſchaft, habe ein wachſames Auge auf Reiſende, falſche Arme, kleine Schiffe und Verſammlungen aller Art; mißtraue Jedem!“

Aber auch Konradin und ſeine Freunde blieben in gleichzeitiger Thätigkeit nicht zurück; beſonders ſchonte Piſa (allen ghibelliniſch geſinnten Städten mit preiswürdigem Beiſpiele vorangehend) keine Art von Aufopferungen für ſeinen geliebten Schutzherrn. Eine anſehnliche, ſtark bemannte Flotte ſegelte unter Anführung von Friedrich Lancia gen Apulien und Sicilien; während Konradin das guelfiſche Lukka bedrängte, und ſich dann über Poggibonizi, welches ſich ihm angeſchloſſen hatte, nach dem gleich freundlich geſinnten Siena wandte. Hiedurch war eigentlich der Weg nach Rom eröffnet, weil Karls Marſchall, welcher von Lukka nach Florenz gegangen war, die Straße über Radikofani und Viterbo nun nicht mehr verſperren konnte. Damit er aber wenigſtens Herr der zweiten Straße über Perugia bleibe, oder in einem günſtigen Augenblicke den Ghibellinen in die Seite fallen könne, beſchloß Boiſelve nach Arezzo zu gehen, und nahm florentiniſche Begleitung nur bis Montevarchi an, weil die Stärke ſeiner Mannſchaft hinreichend, und auch kein Feind in der Nähe ſei. Konradin, welcher Nachricht von dieſen Bewegungen erhielt, ſtimmte der Anſicht bei: daß man eine ſo bedeutende Macht nicht ungeſtört in Tuscien zurücklaſſen dürfe. Darum

ſandte man eiligſt hinreichende Mannſchaft unter Anführung eines Uberti den Franzoſen entgegen, die, ungeordnet und keine Gefahr ahnend, von Montevarchi gen Laterina zogen, und am 25. Junius 1268 bei Ponte di Valle über den Arno gehen wollten. In dieſem Augenblicke wurden ſie aber von den in Seitenthälern des Arno verſteckten Ghibellinen unerwartet angefallen und ſo vollkommen geſchlagen, daß ſich der Marſchall mit 500 Rittern gefangen geben mußte.

Dieſer Sieg ſchreckte alle Guelfen ſo ſehr, als er die Ghibellinen ermuthigte, und ſelbſt Konradin ſagte in einem den Sienenſern am ſiebenten Julius ertheilten Freibriefe ganz offen: er wolle ihnen alle Reichs- und Handels-Abgaben erlaſſen, ſobald er Kaiſer werde, nach welcher Würde er, ſeiner Ahnen großem Beiſpiele folgend, nicht unwürdig oder mit Unrecht trachte.

Von Siena zog Konradin über Radikofani nach Aquapendente, weshalb in Viterbo natürlich Furcht vor einem feindlichen Angriff entſtand. Nur der Papſt verlor die Faſſung nicht, und weiſſagte, während die Andern verzagten: „Des Knaben Größe wird verſchwinden wie ein „Rauch, er ziehet hin gen Apulien, wie zur Schlachtbank!“ Andererſeits hielt es Konradin mit ſeinen Freunden nicht für gerathen, daß man Zeit und Menſchen vor dem wohlbefeſtigten Viterbo verliere, und durch perſönliche Verfolgung des Papſtes ängſtliche Gemüther abwendig mache. Er ließ Viterbo zur Linken, und zog über Toskanella und Tetralla nach Rom.

Hier hatte Heinrich der Senator Anſtalten getroffen, ihn aufs Feierlichſte, ja wie einen Kaiſer zu empfangen und empfangen zu laſſen. Wohl geordnet und bewaffnet, mit Kränzen und Blumen geſchmückt, zogen die Männer den Ankommenden bis zur Ebene unter dem Mons malo entgegen, und führten ſie von hier zur Stadt, wo die ſchönſten Frauen und Jungfrauen Roms, in gleich gekleidete Schaaren abgetheilt, den ſchönen Jüngling mit Geſang, Tanz und Muſik der mannichfachſten Art empfingen. Hierauf wandte ſich der Siegs- und Prachtzug bei der Burg des Krescentius vorbei die Straßen hinauf zum Kapitol. Und dieſe Straßen boten einen Anblick dar, wie man ihn noch nie geſehen; ſie erſchienen zauberiſchen Bogengängen ähnlich. Denn wetteifernd hatte man in bunteſter Abwechslung alle Häuſer und Fenſter ausgeſchmückt, und über die Straßen gezogen: Lorbeerzweige und Blumengewinde, koſtbare Tapeten, ſeidene, purpur- und golddurchwirkte, künſtlich in einander geſchlungene Zeuge, zwiſchen welchen Edelſteine und Koſtbarkeiten aller Art noch heller hervorglänzten. Im Vergleiche

mit dieſem war der Empfang König Karls nur dürftig und kalt geweſen.

Als Konradin endlich das Kapitol erreicht hatte und daſtand in jugendlicher Heiterkeit und Schönheit, umgeben von ſo vielen Fürſten und Edlen: da ſtieg der Jubel des Volks aufs Höchſte, und es war kein Wunder, wenn ſich jene Führer in ſolchem Augenblicke des Siegs und Glücks für ſo gewiß hielten, daß ſie Belohnungen, Beſitzungen und Lehne ſchon in Gedanken vertheilten. Doch ſprachen einige ernſter Geſinnte: „Welch eine Stadt iſt dies, die ſchon ſo unzählige Male ihrer „alten Freiheit keuſches Weſen verletzt hat und wie eine Hure ſich jedem „Kommenden als ihrem Herrn hingibt!“ Und Andere ſagten ſich argwöhniſch ins Ohr: „Heinrich, der Senator, hat dieſe großen, zum „Theil kriegeriſchen Aufzüge nicht ſowohl angeordnet aus Liebe zu „Konradin, oder um deſſen Feinde zu ſchrecken, als um dem Jünglinge „drohend zu zeigen, was er ſelbſt bedeute und vermöge; ja ſein geheimer, mit mehren ſchon verabredeter Plan geht dahin: daß nach dem „unausbleiblichen Falle König Karls auch Konradin auf irgend eine „Weiſe aus dem Wege geſchafft, und ihm, dem Frevler ſelbſt, die ſicilliſche Krone aufs Haupt geſetzt werde.“ — Ohne Zweifel ſucht Heinrich von Kaſtilien zunächſt ſeinen Vortheil, und entſchiedenes Glück hätte gewiß dereinſt Streitpunkte zwiſchen ihm und Konradin zu Tage gefördert: daß er aber in dieſem Augenblicke kaltblütig Mordplane und noch obenein mit Galvan Lancia, dem Glücks- und Leidens-Gefährten Konradins, entworfen habe, iſt in ſich höchſt unwahrſcheinlich und äußerlich ganz unerwieſen. Es zeigt ſich keine Spur von Argwohn oder zweideutigem Benehmen zwiſchen den beiden Verbündeten, und wären geheime Plane vorhanden geweſen, ſo hätte ſie der gewandte Kaſtillaner gewiß auch geheim gehalten. Im Uebrigen iſt freilich die Entſtehung und Verbreitung ſolcher Gerüchte in Zeiten ſolcher Parteiung zu natürlich, als daß man ſich darüber wundern, oder eine beſondere Begründung derſelben verlangen könnte.

Während der Zeit, daß Konradin nach Rom zog, ſegelte die Piſaniſche Flotte zuerſt nach den apuliſchen Küſten, und ſetzte alle Bewohner dieſer Gegenden in Schrecken; dann wandte ſie ſich, größern Erfolg hoffend, nach Sicilien, und ankerte bei Milazzo. Schon früher waren die franzöſiſchen Hülfsmannen unter Philipp von Egle auf der Inſel gelandet, erhöhten aber durch Habſucht, Grauſamkeit und unverhohlene Verachtung aller Einwohner den Haß derſelben ſo ſehr, daß ihre Ankunft in der That die franzöſiſche Partei weit mehr ſchwächte als ſtärkte.

In dem Augenblicke, wo ſich die Lage der Franzoſen durch Mangel an Lebensmitteln und anſteckende Krankheiten noch verſchlimmerte, würden ihre Feinde gänzlich obgeſiegt haben, wenn ſich Konrad Kapece, Friedrich Lancia und Friedrich von Kaſtilien, die äußerlich Gleichgeſtellten, über die Oberanführung und die zu ergreifenden Maßregeln ſchnell geeinigt hätten. Nun aber wurde der aus ihrem Zwieſpalt entſtehende Zeitverluſt Urſache, daß Robert von Lavena zweiundzwanzig provenzaliſche Schiffe herbeiführen und ſich mit neuen meſſiniſchen verſtärken konnte. Hiedurch entſtand in den Franzoſen neuer Muth; andrerſeits unter ihren Gegnern aber auch die nöthige Einigkeit.

Beide Theile rüſteten ſich zu einer doppelten, zu einer Land- und einer See-Schlacht. Die letzte begann ſehr glücklich für die Franzoſen: denn die erſte Hälfte der piſaniſchen Flotte ſchien ſich der Provenzalen kaum erwehren zu können, und die zweite, welche den Meſſineſen gegenüber ſtand, begab ſich nach kurzem Kampfe auf die Flucht, und wurde von den Siegern lebhaft verfolgt. Aber gerade dies hatten die ſeekundigern Piſaner gewünſcht und erwartet; ſie nahmen, von ihrer verſtellten Flucht ſich umwendend, die jetzt vereinzelten Meſſineſen in die Seite, drängten ſie zum Lande, und eroberten alle ihre Schiffe. Der ernſtere Kampf, welcher nunmehr gegen die größere Zahl der provenzaliſchen Schiffe beginnen ſollte, fand gar nicht Statt, weil Robert von Lavena, der, man weiß nicht wie, aus einem Lehrer der Rechte in einen Flottenführer verwandelt worden, bereits in feiger Uebereilung das Weite geſucht hatte.

Nach dieſem unglücklichen Ausgange der Seeſchlacht kehrte Fulko der Statthalter, welcher dem hohenſtaufiſchen Landherrn entgegen gezogen war, raſch nach Meſſina zurück; und in der That ſchien Eile nöthig, indem die Bürger hier ſchon gerathſchlagt hatten: ob man ſich für den Verluſt der Schiffe nicht an den Gütern der Franzoſen erholen, ob man die Stadt nicht den Hohenſtaufen übergeben ſolle? Die Piſaner ſtörten jedoch dies günſtige Vorhaben ſelbſt durch zu raſche und gewaltſame Maßregeln. Sie ſegelten nämlich mit ihrer Flotte, von deren Maſten die Fahnen Konradins und Piſas wehten, zum Hafen, und trieben die erbeuteten, in Brand geſteckten Schiffe gegen das Ufer, damit auch alle übrigen auf der Rhede liegenden Fahrzeuge vernichtet würden. Als aber das Feuer nicht bloß dieſe, ſondern auch viele Häuſer ergriff, entſtand das Gerücht, die Piſaner wollten Meſſina niederbrennen, woraus Einigung und Widerſtand der Bürger hervorging. Doch wäre die Stadt an dieſem Tage, am 11. Auguſt 1268, wohl erobert worden, wenn ſich der Wind nicht plötzlich gewendet und den Grafen Lancia gezwungen

hätte, mit der Flotte nach Kalabrien hinüber zu ſegeln. — Desungeachtet konnte man Sicilien für gewonnen halten: denn jene piſaniſch-hohenſtaufiſche Flotte beherrſchte ohne Nebenbuhler das Meer, die franzöſiſchen Landſoldaten fanden einſtweilen nur unſichern Schutz hinter den Mauern abgeneigter Städte, und aus Apulien Hülfe zu ſenden verhinderte der Mangel an Schiffen, der täglich wachſende Aufruhr und die Annäherung des durch all dieſe Ereigniſſe ermuthigten und geſtärkten Konradin.

Um von den erzählten Begebenheiten die höchſten Vortheile zu ziehen, beeilte Konradin ſeine Rüſtungen auf jede Weiſe, und verwendete ſelbſt Kirchengut für dieſen Zweck. Sieben Tage nach jener Niederlage der franzöſiſchen Flotte, am 18. Auguſt, brach er von Rom auf, wandte ſich aber nicht, wie Karl erwartete, auf der gewöhnlichen Straße nach dem ſtark beſetzten Paß von Ceperano, in deſſen Rücken überdies das befeſtigte St. Germano und Kapua lag; ſondern hoffte auf einem kürzern und kühlern Wege, über unbeſetzte Berge, in denjenigen Theil des apuliſchen Reiches einzubrechen, wo er von vielen ihm heimlich verbündeten Edeln und von den ihm leidenſchaftlich zugethanen Saracenen den größten Beiſtand erwarten konnte. Gen Tivoli zog das Heer, das reizende Thal des Teverone aufwärts, dann, über die wüſten Berge bei Rieſreddo, in die mit Anhöhen rings umkränzte Ebene von Karſoli hinab. Von Ceperano bis hieher gibt es, auf eine Strecke von zehn deutſchen Meilen, durchaus keinen gangbaren Weg über die hohen Bergrücken, an deren Morgenſeite der Garigliano hinabſtrömt; — und auch jetzt zeigten ſich noch große Schwierigkeiten, wie man von Karſoli in die palentiniſchen Ebenen zwiſchen Tagliakozzo und Albin hinabkommen ſolle. Der kürzere Weg über Kolle und Rokka Cerra iſt ſo ungeebnet, und führt über ſo ſchmale ängſtliche Berglehnen, daß hier an vielen Stellen nur Einzelne nach einander, nicht Mehre neben einander gehen können. Daher ließ man vielleicht einen kleinen Theil der Fußgänger in dieſer Richtung ziehen; der größte Theil des Heeres nahm dagegen wahrſcheinlich den etwas längern, aber auch viel bequemern Weg durch das wohlbebaute ſchöne Thal von Lallamura in das Thal Karionara, und umging auf ſolche Weiſe den hohen Bergrücken von S. Martino. Dieſer bildet von hier an zur Rechten die nördliche, mit hohen Kaſtanien bewachſene Thalwand; gegen Mittag ſtrecken ſich Weinlehnen, und in der Mitte des durch Felder, Gärten und Baumgruppen reich geſchmückten Thales ſchlängelt ſich ein von Pietraſekka her eilender, die ganze Gegend erfriſchender und belebender Bach. Gen Pietraſekka hin wird

aber das Thal immer enger, die von beiden Seiten sich nähernden Felsen immer höher und schroffer, in der Tiefe rauscht jener Bach aus einer finstern Höhle hervor, und in der äußersten, wie man glauben muß, unersteiglichen Höhe erscheint jener Ort wie ein Adlernest auf wilden, zerrissenen, überhangenden, röthlichgelben Kalkfelsen. Die künstliche Straße windet sich indeß, ununterbrochen gangbar, immer höher hinauf; dann senkt sie sich wieder in etwas zum Thale von Uppa, so daß bei der nächsten Wendung plötzlich die hohen, wunderbaren Gestalten des mit ewigem Schnee bedeckten Velino glänzend herüberleuchten. Nachdem der Weg so eine Zeit lang vom Morgen gegen Abend fortgelaufen ist, dreht er sich gegen Mittag, und man erreicht, einen nur mäßigen Hügel hinansteigend, den Punkt der Wasserscheide, wo eine neue Welt plötzlich und überraschend vor die Augen tritt. Aller Schein des Nordens ist verschwunden, Hügel und Thäler, Felder, Wiesen und Wälder, an Bächen liegende freundliche Häuser, an den Felswänden kühn hinaufgebaute Orte zeigen sich in unglaublicher Mannichfaltigkeit, und wie Tagliakozzo sich als letzter Schlußpunkt zur Rechten darstellt, so erscheinen in noch größerer Entfernung, mit dem Dunkelblau des Himmels verschmelzend, die ruhigen Fluthen des Sees von Celano. — Heiterer, heimathlicher, in besserm Frieden mit sich und der Welt mag man leben in dem schönen Schwaben und an den Ufern des Bodensees: aber mannichfaltiger, bewundernswürdiger, unwiderstehlicher ist diese neapolitanische Zauberei, welche sich des Gemüthes ganz bemächtigt, sich dasselbe ganz unterwirft. So wie jedoch an einem sonnenhellen Tage bisweilen unerwartet der dunkle Schatten einer Wolke über die glanzreiche Gegend hinwegfliegt: so wird bisweilen jener überschwengliche Genuß unwillkürlich durch den Gedanken umschattet: daß der unwiderstehliche Eindruck einer solchen Natur nicht bloß begeistere, sondern auch wohl verführe und vom Höhern abziehe.

Wie fröhlich und jubelnd und aller finstern Ahnungen ledig mag Konradins Heer in dies neu eröffnete Paradies hinabgeblickt haben; was mußte der Jüngling fühlen, der dies herrliche Reich, sein Erbreich, jetzt zu seinen Füßen sah; dem seit Ueberstеigung aller natürlichen Hindernisse der Weg nach Sulmona, ja nach allen Gegenden offen zu stehen schien! — Auch war dies in der That der Fall und Karl überrascht worden, weil er sonst so viele leicht zu vertheidigende Engpäße bei Vicovaro, Riofreddo und auf dem Wege von Karseli nach Tagliakozzo gewiß nicht unbesetzt gelassen, sondern einen Kampf versucht hätte, ehe seine Feinde in die valentinische Ebene hinabzogen, welche ihnen bei der

gröſsern Zahl ihres Heeres, beſonders an Reiterei, ſo vortheilhaft ſein mußte. Andererſeits erſcheint es aber auch natürlich, daß Karl bis auf den letzten Augenblick die Belagerung Lucerias betrieb, um wo möglich nach Einnahme dieſer Stadt im Rücken geſichert zu ſein. Erſt auf erhaltene Botſchaft von Konradins Annäherung zog er in Eilmärſchen über Sulmona nach Aquila, ſammelte hier ſeine Mannſchaft, und ermahnte die Bürger, an deren freundlicher Geſinnung er zweifelte, zur Treue. Da ſtand ein alter Bürger auf, und ſprach: „Halte keine langen Berathungen, ſondern eile deinen Feinden raſch entgegen, damit ſie nicht mehr Land gewinnen und der Sieg ſchwieriger werde. Wir bleiben Dir treu, darauf kannſt Du dich verlaſſen.“

Unterdeß war Konradins Heer, bei Tagliakozzo vorbei, auf der valeriſchen, in dieſer ebenen Gegend noch nicht ganz verderbten Straße bis Skurkola, oder bis zu derjenigen Stelle gezogen, wo die Schlacht vorfiel, welche man entweder nach der Stadt, woher Konradin kam, Schlacht bei Tagliakozzo, oder nach der Stadt, woher Karl angriff, Schlacht bei Alba nennen kann; aber eigentlich nach dem Orte, welcher der Kampfſtätte am nächſten lag, Schlacht bei Skurkola nennen ſollte.

Die palentiniſche Ebene, ſo heißt ſie nach ihrem Hauptheile, beginnt bei Tagliakozzo, das noch an ſchroffen Bergen hinangebaut iſt, und erſtreckt ſich von Abend gegen Morgen bis Alba; ihr zweiter Durchmeſſer geht von Skurkola und Maſſa auf der Mitternachtsſeite bis über Eſe hinweg nach der Südſeite. Eine gewaltig hohe und ſchroffe Bergwand, zu den Maſſen des Velino gehörig, ſtreckt ſich faſt in gerader Linie auf der Nordſeite, und wird nur durch das ſchmale Thal unterbrochen, in welches der Salto hineinfließt. Aber auf dem linken Ufer dieſes Fluſſes erheben ſich ſogleich neue umgangbare Bergrücken, an deren Abhange Skurkola liegt. Auf ähnliche Weiſe iſt die Gegend morgenwärts von Alba mit Bergen eingeſchloſſen, welche nur in Nordoſten ein Thal offen laſſen, durch welches ein Weg über Ovinulo nach Aquila führt. Alba ſelbſt erhebt ſich aus der Ebene, zum Theil durch cyklopiſche Rieſenmauern geſtützt, wie eine ungeheure Inſel und Felswarte, ſo daß nach zweien Seiten ein raſcher Abfall von der größten Höhe bis in die völlige Ebene ſtattfindet: nämlich auf der Nordſeite gen Maſſa, und auf der Morgenſeite nach einem Thale, welches ſich von Ovinulo und Treforme bis Avezzano und dem celaner See erſtreckt. Bei Weitem weniger ſchroff iſt der Abhang auf der Abendſeite gen Tagliakozzo, und noch abweichender und mannichfaltiger ſind die örtlichen Verhältniſſe auf der vierten Seite gegen Mittag. Sobald man hier nämlich von der

größten Höhe, bei einem Kloſter vorüber, um ein Bedeutendes hinabgeſtiegen iſt, hebt ſich der Boden bei dem Dorfe Antroſciano, und bildet einen Hügel. Jenſeit desſelben ſteigt man wiederum gelinde bergab, und glaubt, daß ſich der Boden allmälig verflache, bis man in der Nähe des neu und raſch aufſteigenden Berges Felice eine tiefe Senkung findet, welche die Behauptung beſtätigt, daß man den celaner See, ſtatt zum Garigliano, einmal habe hiedurch zum Salto ableiten wollen. Der Berg Felice, welcher mannichfach geſtaltet und gewendet von Mittag her in die valentiniſche Ebene eingreift, berührt ſie von allen andern Stellen ohne Senkungen oder Einſchnitte ähnlicher Art. — Mitten durch die große Ebene, von Tagliakozzo ſich herwindend, ſtrömt der Salto zum Thale von Rosciolo, und nimmt an dieſer Stelle den Bach Raſia auf, welcher von Skurkola her nahe den Bergen entlang fließt. Auf der geraden Straße von Tagliakozzo nach Alba führt eine Hauptbrücke über den Salto, und weiter morgenwärts folgten ſonſt über kleine Senkungen und Quellen noch mehre kleine Brücken, wovon dieſe Gegend den Namen Siebenbrücken, sette ponti, erhielt. In der Ebene ſelbſt liegt eigentlich nur das Dorf Kapella, jetzt, wie damals, reich von Bäumen umgeben. — Was die Eingänge und Ausgänge der ganzen Gegend anbetrifft, ſo kennen wir bereits den Weg von Tagliakozzo; der von Rosciolo war für beide Theile unwichtig, der hinter die Berge über Geſe zum Garigliano unbrauchbar für ein Heer, und der über Ovinulo lief ſeitwärts nur gen Aquila; wogegen endlich die Straße bei Alba und Antroſciano vorbei in der kürzeſten und geradeſten Richtung über Celano und Sulmona in das Innere des Reiches führte.

Konradins Heer lagerte nun in der Art, daß hinter ihm die Straße nach Tagliakozzo offen blieb, und das Geſicht gen Alba gekehrt war. Die Berge von Skurkola, der Bach Raſia und der Fluß Salto deckten und befeſtigten dieſe Stellung nach allen Seiten. — Nicht minder zweckmäßig erſcheinen die Maßregeln Karls. Von Aquila eiligſt über die Berge herziehend erreichte er die Gegend von Ovinulo und Avezzano, rückte dann weiter vor, und lagerte ſich am 22. Auguſt auf der bezeichneten Anhöhe bei Antroſciano, etwa eine halbe Miglie von Alba und zwei Miglien von ſeinen Gegnern entfernt. Sein linker Flügel war durch Berge, der rechte durch die größern Anhöhen von Alba geſchützt, und der von dieſer Stelle aus bis zur eigentlichen Ebene noch immer bedeutende Abhang erſchwerte ſeinen Feinden jeden Angriff. Dennoch rückten Konradins Schaaren, als ſie die Franzoſen erblickten,

zum Kampfe gleichſam herausfordernd, vorwärts; weil Karl ſich indeß wegen großer Ermüdung der Pferde ruhig hielt und nicht, wie ſie wünſchten, in die Ebene hinabkam, kehrten ſie in ihr Lager zurück.

Gleich nachher ſah man, daß viele wohlgekleidete Perſonen feierlich eben dahinzogen, und hörte, es ſei eine Geſandtſchaft aus Aquila, welche an Konradin viele Geſchenke und die Schlüſſel der Stadt überbringe. Hierüber erſchrak der König Karl gar ſehr: denn wenn Aquila von ihm abfiel, ſo konnte dem großen Mangel an Lebensmitteln nicht, wie er hoffte, von daher abgeholfen werden, und er mußte das ganze Thal zwiſchen Alba und dem Velino decken, damit Konradin nicht von dieſer Seite vordringe. Um über dieſe entſcheidend wichtigen Umſtände ins Klare zu kommen, ſetzte ſich der König, einen raſchen Entſchluß faſſend, ſogleich zu Pferde, ritt in der Nacht mit wenigen Begleitern bis Aquila, und rief dem Thorwächter zu: „Wem huldigt die Stadt?“ Auf die Antwort: „Dem König Karl!“ ritt er hinein, ermahnte, ohne abzuſteigen, mit wenigen, aber nachdrücklichen Worten zur Treue, bat um eilige Ueberſendung von Lebensmitteln, und war vor Tagesanbruch ſchon wieder in ſeinem Lager. Jene nur von unzufriedenen Edeln veranlaßte Geſandſchaft hatte wahrſcheinlich den doppelten Zweck gehabt, ſich bei Konradin in Gunſt zu ſetzen, und Karl zu täuſchen und zu ſchrecken, was auch, jedoch nur auf kurze Zeit, gelang, und am Ende ſogar vortheilhaft für ihn wurde.

Die Kunde von ſeiner Anweſenheit in Aquila verbreitete ſich nämlich noch während der Nacht, und erzeugte den größten Eifer, ſeine Wünſche zu erfüllen. Mit Anbruch des Tages ſahen beide Heere zu ihrer Verwunderung die Berglehnen nach der Seite von Aquila mit Menſchen überdeckt; Frauen und Jungfrauen ſtiegen, Laſten auf dem Haupte tragend, vorſichtig hinab, und bewaffnete Jünglinge gingen ſchützend zur Seite. Sie wandten ſich zum Lager Karls, brachten Lebensmittel, und wurden mit Freuden und Ehren empfangen.

Bald aber mußte man ernſteren Dinge gedenken, denn in Konradins Lager zeigte ſich die größte Bewegung. Er theilte ſein Heer in zwei Haupttheile: der erſte beſtand aus Spaniern, geführt von Heinrich dem Kaſtilianer, aus Lombarden, geführt vom Grafen Galvan Lancia, und aus Tusciern, geführt von dem piſaniſchen Grafen Gerhard Donoratiko. Den zweiten Hauptheil bildeten die Deutſchen, an deren Spitze ſich Konradin und Friedrich von Oeſterreich ſelbſt ſtellten.

Noch immer ſchlief König Karl, eine Folge der nächtlichen Anſtrengung. Als man ihn endlich weckte, erſchrak er gar ſehr über die

unleugbare Mehrzahl ſeiner Feinde, und wandte ſich Rath ſuchend an Erard von Valery, einen ſo klugen als tapfern Ritter, welcher gerade in dieſen Tagen mit mehren Begleitern aus dem heiligen Lande zurückgekehrt war. — „Wenn Du ſiegen willſt," ſprach dieſer, „ſo mußt Du mehr Kunſt und Liſt anwenden als Gewalt." Ihm überließ hierauf der König die Anordnung des Heeres, und er theilte es in drei Schaaren. Die erſte unter Jacob Gaucelme und Wilhelm l'Etandart beſtand aus Provenzalen, Lombarden und einigen Römern; die zweite unter dem Marſchall Heinrich von Couſance aus Franzoſen; die dritte bildeten achthundert vom Könige von Valery auserwählte und befehligte Ritter. Jene erſte Schaar Provenzalen ſollte mehr in der Ebene, gegen den Salto hin, wirken; die zweite, wenigſtens Anfangs, die Abhänge des Lagerhügels decken, und dann Beiſtand leiſten, wo er am nöthigſten erſcheine; von der letzten Schaar endlich die Entſcheidung kommen. Zu dem Zwecke ſtellte ſie Valery heimlich in dem Engthale am Fuße des Berges Felice auf, ſo daß man ſie, der Senkung des Bodens und der vielen Bäume bei Kapella halber, weder in dem konradiniſch-geſinnten Alba, noch in Skurkola ſehen konnte. Um aber in der Schlacht nicht vermißt zu werden, vielleicht auch um ſich perſönlich zu ſichern, erlaubte oder befahl König Karl: daß der Marſchall Heinrich von Couſance, welcher ihm an Geſtalt und Haltung ähnlich war, die königlichen Waffen und Abzeichen anlege.

Hierauf eilte die erſte Schaar der Provenzalen in die Ebene hinab, und hoffte den Uebergang ihrer Feinde über den Salto zu verhindern, oder die etwa Herübergekommenen vereinzelt zu beſiegen; aber Beides mißlang nicht allein, ſondern ſie ſahen ſich auch von den Spaniern und Lombarden, welche durch mehre aufgefundene Furthen des Salto vordrangen, und ihnen an Zahl und Tapferkeit überlegen waren, ſo gewaltig angegriffen, daß ſie ſich in der größten Unordnung auf die Flucht begaben, und vom Prinzen Heinrich raſtlos auf dem Wege gen Aquila verfolgt wurden. — In dem Augenblicke, wo das Gefecht dieſe übele Wendung nahm, rückte die zweite franzöſiſche Abtheilung, unter Heinrich von Couſance, zur Hülfe vorwärts, ward aber ſogleich von Konradin und den Deutſchen dergeſtalt empfangen, daß ſie nach kurzem Widerſtande, und nach dem Tode ihres Führers in nicht geringerer Verwirrung, als die Schaar der Provenzalen, entfloh.

König Karl, welcher ſchon bei jenem erſten Unfalle aus ſeinem Hinterhalte hervorbrechen wollte, gerieth bei dieſem verdoppelten Unglücke ſo außer ſich, daß er vor Schmerz und Zorn weinte, und es thö-

richt und schändlich zugleich nannte, auch nur einen Augenblick länger der Vernichtung seines Heeres unthätig zuzusehen. Aber Valery hielt ihn fast mit Gewalt zurück, und sprach: „Was willst Du mit dieser geringen Schaar ausrichten gegen die Ueberzahl tapferer und durch ihren Sieg doppelt ermuthigter Deutschen? Bleib, bis sie sich, keinen Feind mehr erwartend, nach ihrer Weise der Ruhe und dem Plündern ergeben; dann wollen wir sie überfallen und vernichten.“ — Ungern ließ sich der König beruhigen: denn in der That, wenn die Deutschen irgend eine Ahnung oder Nachricht von jenem Hinterhalte hatten oder erhielten; wenn sie auch nur eine kurze Zeit wachsam und geordnet blieben, so wurde der Alles auf die Spitze eines bloßen Glücksfalls hinauftreibende Rath Valery's die nothwendige Ursache eines unausweichbar vollständigen Untergangs. — Leider aber gewann er sein kühnes Spiel: denn Konradin und die Seinigen lebten der festen Ueberzeugung, nicht nur alle Feinde seien besiegt, sondern auch in dem Marschall von Cousance der König getödtet. Sie überließen sich rücksichtslos ihrer Freude, sammelten und vertheilten die Beute, entwaffneten sich zur Erholung von den schweren Anstrengungen dieses langen und heißen Sommertages, oder badeten auch wohl zur Erquickung in den kühlen Fluthen des Salto.

„Jetzo ist es Zeit!“ sprach Graf von Valery; und mit solcher Schnelligkeit und Kühnheit brachen hierauf die französischen Reiter aus ihrem Hinterhalte hervor, daß die Deutschen (welche obenein die Nahenden Anfangs für Freunde hielten, die vom Verfolgen zurückkehrten) keine Zeit hatten, sich zu waffnen oder zu ordnen, oder auch nur die Brücke über den Salto zu decken. Vielmehr drangen die Franzosen bis in das Lager von Skurkola vor, und sprengten Alle nach allen Seiten so auseinander, daß jede Bemühung Konradins oder anderer Häupter, sich irgendwo zu sammeln und zu setzen, vergeblich blieb.

Nunmehr wollten auch die Franzosen verfolgen und plündern; aber vorsichtiger, als die Anführer der Deutschen, hielt sie Valery an der Stelle zusammen, wo jene gestanden hatten: denn er ahnte, daß noch nicht alle Gefahr vorüber sei. Heinrich von Kastilien nämlich, welcher die Provenzalen nur zu weit verfolgt und, sich dann seitwärts wendend, selbst das französische Lager eingenommen hatte, hegte, als er von den Anhöhen bei Antrosciano gen Skurkola hinabsah, nicht den mindesten Zweifel, daß alle Feinde zerstreut wären, und Konradin siegreich in seinem Lager stehe. In diesem Sinne sprach er freundlich und beredt zu seinen Begleitern; dann rückten Alle vorwärts, um sich mit ihren

Siegesgefährten zu vereinigen. Indem sie aber der alten Lagerstätte bei Skurkola näher kamen, erschien Einzelnes, was sie bemerkten, erst unerklärbar, dann bedenklich, bis man zu der schrecklichen Gewißheit dessen kam, was mittlerweile geschehen war! Doch verlor Heinrich als ein ächter Kriegsmann die Gegenwart des Geistes nicht, sondern sprach: „Hat sich das Glück nach so günstigem Anfange von uns abgewandt, so kann es sich, wenn wir tapfer fechten, auch wohl wieder zu uns wenden.“ — In geschlossenen wohlgeordneten Reihen zog er den Franzosen entgegen, welche der Zahl nach geringer, ermüdet und minder gut gerüstet waren. Sie zögerten deshalb mit dem wenig Glück versprechenden Angriff, als wiederum ein Anschlag Valery's aus der Noth half. „Alles kommt darauf an,“ so sprach er, „daß wir die festen, gefährlichen Ordnungen unserer Gegner auflösen.“ Zu dem Zwecke begab er sich nach leichtem Angriffe mit dreißig bis vierzig Reitern scheinbar auf die Flucht; es folgten immer mehre und mehre, so daß die Spanier, des Sieges gewiß, ihre Reihen öffneten und den Fliehenden nachsetzten. In diesem sehnlichst erwarteten Augenblicke wandte sich Valery, und gleichzeitig griff Karl mit den Uebrigen an. Allerdings überraschte und verwirrte dies die Spanier: indeß einigten sie sich dennoch von Neuem, und widerstanden um so glücklicher, als man sie, wegen ihrer starken Rüstungen, mit dem Schwerte gar nicht verwunden konnte. Um deswillen ward befohlen, jene, wie bei Turnern, mit der Lanze aus dem Sattel zu heben; welche, obgleich unerwartete, Kampfweise das Gefecht wohl noch lange unentschieden gelassen hätte, wenn nicht die Zahl der sich wiederum sammelnden Franzosen von Augenblick zu Augenblick stärker geworden wäre. Da mußte endlich auch Heinrich von Kastilien fliehen; nach so mannichfachem, täuschendem Wechsel war die Schlacht wirklich ganz für die Franzosen gewonnen. Sie fällt auf den in der Geschichte durch so viel furchtbare Ereignisse bezeichneten Tag des heiligen Bartholomäus.

Noch an demselben Abend erstattete König Karl dem Papst einen Siegesbericht, und äußerte am Schlusse: „die Schlacht sei weit härter und blutiger gewesen als die bei Benevent. Ob und wohin Konradin, Friedrich von Oesterreich und Heinrich von Kastilien geflüchtet, wisse man noch nicht; doch hätten Einige des Letztern Pferd unter den erbeuteten erkannt.“

Heinrich war nach Montekassino entkommen, und erzählte kühn, daß die Franzosen besiegt seien: allein aus der ganzen Haltung und Umgebung schloß der Abt sehr leicht auf die Unwahrheit dieser Aussage,

nahm den Prinzen gefangen und überlieferte ihn auf Befehl des Papstes an König Karl; jedoch nicht eher, als bis dieser versprach, daß er — seinen Verwandten nicht tödten wolle!

Konradin, Friedrich von Oesterreich, Graf Gerhard von Pisa, Graf Galvan Lancia, dessen Sohne und mehrere Edle flohen nach Rom und hofften, im Angedenken der ihnen vor kurzer Zeit erwiesenen höchsten Theilnahme, hier thätige Hülfe zu finden. Aber obgleich der Statthalter Guido von Montefeltro sie freundlich und ehrenvoll empfing, obgleich Einzelne, deren Schicksal an das ihrige fest geknüpft war, in der alten Gesinnung beharrten; so zeigte doch die immerdar wankelmüthige Menge hier so viel Gleichgültigkeit, dort so viel Furcht, daß man das Aergste erwarten mußte, sobald sich (wie schon verlautete) die Orsini, Savelli und andere früher vertriebene Guelfen, oder gar König Karl der Stadt nähern würde. Deshalb eilte Konradin heimlich mit seinen Freunden nach Astura zum Meere, in der Hoffnung: wo nicht auf geradem Wege, doch über Pisa Sicilien zu erreichen, und von dieser ihm befreundeten Insel aus den Kampf gegen Karl zu erneuen. Schon waren Alle auf einem Fahrzeuge in die See gestochen, als der Herr Asturas vom Geschehenen Nachricht erhielt, und aus Kleidung, Sprache, bemerkten Kostbarkeiten u. s. w. die nahe liegende Folgerung zog: daß die Eingeschifften angesehene, von Sturkeln her fliehende Personen, mithin auf jeden Fall für ihn eine erwünschte Beute sein müßten. — Darum sandte er eiligst ein Schiff mit stärkerer Bemannung nach, welche, dem erhaltenen Befehle gemäß, verlangte, daß die Fliehenden sogleich zum festen Lande zurückkehren sollten. Groß war deren Schreck; als sie aber auf die Frage: „Wer ist der Herr von Astura?" zur Antwort erhielten: „Johannes Frangipani!" — so faßten sie neues Zutrauen: denn Kaiser Friedrich II. hatte fast keine Familie so geehrt und belohnt wie diese.

Von ihm und seiner Mutter Konstanze erhielt Otto Frangipani, Johannes' Großoheim, und Emanuel, sein Großvater, die ansehnlichsten Besitzungen im Neapolitanischen, welche auch während der Streitigkeiten mit den Päpsten nicht eingezogen wurden. Dem Vater Johannes' und einem Vetter desselben nahm der Kaiser ihre Güter ab, und gab sie denn unentgeldlich als Lehen zurück; er zahlte ihnen ferner große Summen für den Schaden, welchen sie bei Unruhen in Rom erlitten hatten, und baute von seinem Gelde ihre Häuser und Thürme wieder auf. Endlich hatte Johann Frangipani selbst vom Kaiser den Ritterschlag erhalten, wodurch unter ritterlich Gesinnten ein heiliges Verhältniß begründet

wurde. — Dieser trostreichen Betrachtung stand andererseits freilich auch Bedenkliches entgegen: Johanns Großmutter gehörte zur Familie Papst Innocenz des Dritten; nach Kaiser Friedrichs Tode hatte die Familie Innocenz dem Vierten gehuldigt, und ein Frangipani (dessen mochte sich Friedrich von Oesterreich ängstlich erinnern) sollte ja dessen Oheim, Herzog Friedrich den Streitbaren, meuchelmörderisch umgebracht haben.

Wohin sich aber auch das Gewicht der Gründe und Gegengründe neigen mochte, es gab keine Wahl; man mußte der Gewalt nachgeben. — Sobald Konradin vor Frangipani gebracht wurde, gab er sich (denn längere Verheimlichung schien fruchtlos, ja nachtheilig) zu erkennen, und forderte ihn, an alle jene Wohlthaten erinnernd, zur Dankbarkeit gegen Friedrichs Enkel und zur Unterstützung des rechtmäßigen Erben von Neapel auf; wofür ihm Belohnungen zu Theil werden sollten, so groß er sie irgend hoffen und wünschen könne. Johannes Frangipani aber folgte dem Beispiele der schlechtern unter seinen Verfahren, welche ohne Rücksicht auf Ehre und Tugend, nur um äußerer Vortheile Willen, sich bald auf die Seite der Kaiser, bald auf die Seite der Päpste gestellt hatten. Anstatt mit raschem Edelmuthe den Unglücklichen aus den Händen seiner Verfolger zu retten, mochte er überlegen: daß Konradin zwar viel geben wolle, aber nichts zu geben habe; König Karl dagegen zwar geizig sei, ihm jedoch bei einer solchen Gelegenheit etwas Bedeutendes abgepreßt werden könne. Vielleicht beruhigte sich Johann auch, — wie so viele Gemüther, deren Schwäche ihrer Schlechtigkeit gleich kommt —, mit dem irrigen Wahne: es sei noch immer Zeit, einen fernen letzten Entschluß zu fassen. — Schon hatten sich aber mittlerweile Nachrichten vom Geschehenen verbreitet, Robert von Lavena, Karls Flottenführer, umlagerte herzueilend das Schloß, in welchem die Gefangenen aufbewahrt wurden, und hoffte durch dessen Einnahme die wegen des Verlustes der Seeschlacht bei Meßina verlorne Gunst des Königs wieder zu erwerben. In dessen Namen versprach der Anführer einer ebenfalls hierher gesandten Ritterschaar an Frangipani den größten Lohn für rasche Auslieferung Konradins und seiner Gefährten; man bedrohte ihn dagegen mit dem Tode, wenn er Verräther irgend schütze!

In solchen Wechselfall gesetzt, bedachte sich Frangipani um so weniger, da er die Schande seiner That jetzt mit dem Vorwande erlittener Gewalt zudecken hoffte: er schloß eiligst den ehrlosen Handel ab, und übergab die Gefangenen, ohne sichernde Bedingung, für Welt und Gut ihren Verfolgern. Unter Spott und Hohn, einem Verbrecher gleich,

wurde der Enkel Kaiser Friedrichs durch Kampanien hindurch in die Hauptstadt seines Reichs geführt. Ihm solle kein Leids geschehen, verkündeten Täuschende oder Getäuschte in König Karls Namen; welche Milde aber von diesem zu hoffen sei, zeigte sein Benehmen in allen Theilen des Reichs.

Nicht bloß diejenigen, welche öffentlich für Konradin aufgestanden waren oder die Waffen ergriffen hatten, wurden feindlich behandelt, sondern Jeder, der nur irgend einen Wunsch für ihn ausgedrückt, ein Lob ausgesprochen, einen Zweifel über den Erfolg gehegt, oder mit einem seiner Freunde geredet hatte. Man nahm ferner nicht bloß Vornehme und Anführer um deswillen in Anspruch; sondern die aus Habsucht verhängte Einziehung der Güter ging hinab bis auf Bürger und Bauern, bis zu einem heillosen Wechsel unzähliger Besitzer des Grundeigenthums. Und fast mußte man diejenigen glücklich nennen, welche nur mit ihrem Gute, nicht mit ihrer Person büßten. So ließ Karl mehren Römern, die ihm gefolgt waren, jetzt aber in Konradins Heere gefochten hatten, die Füße abhauen, und sie dann (die Folgen der Kundwerdung solcher Grausamkeiten befürchtend) in ein Gebäude zusammen bringen, und dieses anzünden! Wenn man aber auch diesen letzten, fast unglaublichen Bericht zu verwerfen geneigt ist, immer bleibt des Grausenen, des Aehnlichen nur zu viel übrig; — und wie der Herr, so die Knechte!

Die Bürger in Potenza ermordeten alle konradinischgesinnte Adliche, in der Hoffnung, sich dadurch zu retten: allein dieser Frevel half ihnen so wenig als Bitten und Flehen: ihre Stadt wurde geplündert, ihre Häuser zerstört und Viele zum Tode verurtheilt. Auch Alba, welches während der Schlacht seine Theilnahme an Konradins Fortschritten nicht verhehlt hatte, ward zerstört, und auf eine solche Weise zerstört, daß bis auf den heutigen Tag Niemand durch ein beispielloses wildes Ruinen ohne Furcht und Entsetzen hindurchgehen kann!

Die Einwohner von Nocera hatten den Anhängern Konradins französische Pferde übergeben, und beriefen, als sie den Ausgang der Schlacht bei Skurkola erfuhren, die Urheber dieser Maßregel auf das Schloß, als wollten sie dasselbe eifrigst schützen und vertheidigen. Aber während des Abendessens wurden Jene, die edelsten und tüchtigsten unter den Bürgern, hundertundsechs an der Zahl, gefangen, gebunden und an den König geschickt. Hundertunddrei ließ er sogleich aufhenken, drei sandte er, ungewiß in welcher Absicht, nach Melfi. Allein diese, welche alle ihre Freunde verloren, welche auf dieser Erde

nichts mehr zu hoffen hatten, stürzten sich in einen Abgrund, und endeten, jenen Unglücklichen freiwillig folgend, ihr Leben!

Am längsten widerstand Luceria, so daß nur wenige von den Sarazenen dem Tode durchs Schwert oder durch Hunger entgingen; die Christen, welche ihnen Hülfe geleistet hatten, wurden hingerichtet.

Aehnlich waren die Ereignisse in Sicilien. Der Fall Konradins entmuthigte seine Anhänger, wogegen Wilhelm l'Etendart den Franzosen große Verstärkung zuführte. Er nahm Augusta durch Verrath, ließ aber nachmals die Verräther niedermetzeln, gleich den Verrathenen. Weder Stand, noch Alter, noch Geschlecht ward irgendwo verschont, und Wilhelm gefiel sich darin, die ungerechten Strafen mit unmenschlicher Grausamkeit durch künstliche Martern zu schärfen. — Noch hielt sich Konrad Kapece in Kontorbe mit Deutschen und Tusciern; da versprachen die Letztern, gegen Sicherheit ihrer Personen, die Auslieferung ihres Anführers. Kapece stand an der Hauptkirche, als er die Verschwornen nahen sah, und redete sie also an; „Ich kenne Eure Absicht, und will mich gern für Euch aufopfern: aber sehet Euch wohl vor, ob Eure Rettung gewiß ist: denn der Muth zu frevoln wächst mit der Macht, und leicht dürfte die französische Treulosigkeit, nach meinem Fall, auch jeden von Euch vertilgen." — Jene antworteten: „Herr, wir vermögen nicht uns alle zu retten, aber Eure Auslieferung wird die Meisten befreien; darum widerstrebet nicht. Und auch Ihr erhaltet vielleicht Verzeihung: denn l'Etendart versprach alles irgend Mögliche zu thun, wenn er Kontorbe einnähme ohne Schaden seines Heeres." — Als Konrad sah, daß er die Treulosen zu keinem andern Beschlusse vermögen könne, setzte er sich auf sein Pferd, und ritt schweigend hinab in das französische Lager. Unverzüglich ließ ihm hier l'Etendart die Augen ausstechen, und ihn dann bei Katanea an einer öden Stelle des Meeresufers aufhenken. Zwei seiner Brüder, durch große Schönheit und Tapferkeit gleich ausgezeichnet, litten in Neapel auf Befehl König Karls dasselbe Schicksal.

Der Papst, welcher sich über die Niederlage Konradins im Anfange mehr gefreut hatte, als der Gerechtigkeit und klugen Voraussicht gemäß war, erkannte gar bald mit Schrecken, daß das neue Glück die alte böse Natur seines Schützlings nicht verändert habe, und ermahnte ihn daher wiederholt auf eine so würdige als dringende Weise zu Milde und Besserung. Anstatt aber, daß Ermahnungen solcher Art diesen Menschen von seiner verwerflichen Bahn ablenken sollten, bestärkten sie

ihn nur in seinem finstern Frevelmuthe, und führten höchstens zu dem boshaften Versuche, Andern den Schein der Schuld aufzuwälzen.

Auf unparteiischem, leidenschaftslosem, rechtlichem Wege, so hieß es jetzo, müsse über das Schicksal der Gefangenen von Astura entschieden werden: deshalb ließ der König Richter und Rechtsgelehrte aus mehren Theilen des Reiches nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urtheil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffte er, werde der Anklage beistimmen: „Konradin sei ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an seinem rechtmäßigen Könige und, gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen, des Todes schuldig.“ — Als die Richter diese Anklage hörten, erschraken sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit Karls eingedenk, lange nicht ihre entgegengesetzte Ansicht unverhohlen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Sugara hervor, und sagte mit lauter und fester Stimme: „Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriff, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene schonend zu behandeln gebietet göttliches wie menschliches Recht.“ — Erstaunt über diese Erklärung, wandte König Karl, — das niedrige Geschäft eines Anklägers selbst übernehmend und seine Behandlung Benevents vergessend, hiergegen ein: daß Konradins Leute sogar Klöster angezündet hätten; — worauf aber Guido ungescheut erwiderte: „Wer kann beweisen, daß Konradin und seine Freunde dies anbefohlen haben? Ist nicht Aehnliches von andern Herren geschehen? Und steht es nicht allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urtheilen?“ — Alle Richter bis auf einen, den unbedeutenden, knechtisch gesinnten Robert von Bari, sprachen jetzt Konradin und seine Gefährten frei; welches preiswürdige Benehmen den König indeß so wenig zur Mäßigung und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr, in verdoppelter Leidenschaft, jeden Schein von Form und Recht selbst zerstörte, und frech jener einzelnen Knechtesstimme folgend, aus eigener Macht das Todesurtheil über alle Gefangenen aussprach.

Als Konradin diese Nachricht beim Schachspiel erhielt, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenige ihnen gelassene Zeit, um sein Testament zu machen, und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdeß errichtete man in aller Stille das Blutgerüst dicht vor der

Stadt, nahe bei dem schon so genannten neuen Markte und der Kirche der Karmeliter. Es schien als sei dieser Ort bestimmt ausgewählt worden, um Konradinen alle Herrlichkeit seines Reichs vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen als friedlichen Meeres bringen nämlich bis dahin, und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreis von Portici, Castellamare, Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklärt, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Wächter der Natur deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuv, und rechts begrenzen den Gesichtskreis die schroffen, zackigen Felsen der Insel Capri, wo einst Tiberius, ein würdiger Gemahl Karls von Anjou, schwelgte.

Am 29. Oktober 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Tagliacozzo, wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker mit bloßen Armen und aufgestreiften Aermeln schon ihrer wartete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf dessen Befehl: „Versammelte Männer! Dieser Konradin, Konrads Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volks fremde Staaten zu erobern, und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall; dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und Der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Darum wird, mit Erlaubniß der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen, über ihn und seine Mitschuldigen als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräther das Todesurtheil gesprochen, und, damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor Aller Augen vollzogen."

Als die Gegenwärtigen dies so gräßerthelle überraschende Urtheil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüther verkündete; Alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigner Schwiegersohn, ein so schöner als stolzer Mann, sprang, seinem gerechten Zorne freien Lauf lassend, hervor, und sprach zu Robert von Bari: „Wie darfst Du frecher, ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?" — und zu gleicher Zeit riß er ihn mit seinem Schwerte kreuzhalt, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der König verlor seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen

That billigten; — das Urtheil aber blieb ungeändert! Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstatte, und sprach mit großer Fassung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten; ich frage alle Herzoge und Fürsten dieser Orte: ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte vertheidigt? Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, seinem Vatern verpflichtet, in kindlicher Treue mir anhingen?" — Diese Worte erregten Rührung, aber keine That; und Der, dessen Rührung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht bloß verbrieflich gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurtheilten auf Jeden machten. — Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste hinab, damit er dem Könige Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage; Ritter Heinrich Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf, und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruches baar, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Oesterreich, zog dann sein Oberkleid aus, und sagte, Arme und Augen gen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Kreaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in Deine Hände!" Jetzo hielt er inne, rief aber dann noch einmal, sich emporrichtend, aus: „O Mutter, welches Leiden bereitet ich Dir!" Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. — Als Friedrich von Oesterreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unaussprechlichem Schmerze so gewaltig auf, daß Alle anfingen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel, auch das des Grafen Gerhard von Pisa. — Vergeblich hatte Graf Galvan Lancia für sich und seine Söhne 100,000 Unzen Goldes als Lösegeldsumme geboten: der König rechnete sich und dem Einzelnen aller Güter der Ermordeten einen größern Gewinn heraus; auch überwog sein Privatrach noch seine Habsucht. Denn er befahl ihn ausdrücklich, daß die beiden Söhne des Grafen Galvan in seinen Armen, und dann er selbst getödtet werde! — Nach diesen merkete man noch Mehreres: wer von den Beobachtern hätte aber ihre Namen anfragen, wer kaltblütig zählen sollen? Nur im Allgemeinen hatte sich bezeugt, daß über tausend allmälig auf solche Weise ihr Leben verloren. — Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in

geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres, oder, wie Andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verscharrt.

In all diesen herzzerreißenden Thatsachen, die man nach genauester Prüfung als geschichtlich betrachten muß, hat Sage und Dichtung noch Manches hinzugefügt, was den schönen Sinn Theilnehmender bekundet, aber mehr oder weniger der vollen Beglaubigung ermangelt. Ein Adler, so heißt es, z. B. schoß nach Konradins Hinrichtung aus den Lüften herab, netzte seinen rechten Flügel durch das Blut, und erhob sich aufs Neue. Der Henker ward, damit er sich nicht rühmen könne, solche Fürsten enthauptet zu haben, von einem Andern niedergestoßen. Die Stelle des Richtplatzes ist, ein ewiges Andenken der thränenreichen Ereignisse, stets immer feucht geblieben. Konradins Mutter eilte nach Neapel, ihren Sohn zu lösen, kam aber zu spät, und erhielt bloß die Erlaubniß, eine Kapelle über seinem Grabe zu erbauen; mit welcher Erzählung unvereinbar Andere jedoch wiederum berichten, daß die Karmeliter aus Mitleid oder für Lohn den Leichnahm Konradins nach Deutschland gebracht hätten u. s. w.

So viel ist gewiß, daß die starke Säule von rothem Porphyr und eine darüber erbaute Kapelle, — mögen sie nun später von reuigen Königen, oder theilnehmenden Bürgern, oder auf Kosten Elisabeths aufgerichtet worden sein —, Jahrhunderte lang die Blutstelle bezeichneten, bis in unsern gegen Lehren und Warnungen der Vorzeit nur zu gleichgültigen Tagen die Säule weggebracht, die Kapelle zerstört, und an ihrer Stelle ein Schenkhaus angelegt wurde!

Chronologischer Leitfaden

von 1268—1290 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.	
1268	Schwabenkrieg. — Konradin. — Karl.
1273	Rudolf von Habsburg, deutscher König.
1278	Schlacht auf dem Marchfelde. — Ottokar von Böhmen wird besiegt und getödtet.

Rudolfs von Habsburg Reichstag und Landfrieden zu Erfurt*).

1290.

Im Jahre des Herrn 1290, im 17. seiner Regierung, kam König Rudolf nach Thüringen, und hielt am Tage nach St. Lucian mit einem großen Gefolge von Fürsten und adligen Herren seinen Einzug in Erfurt. Er wurde in der Kirche zu St. Marien von der Geistlichkeit und gesammten Einwohnerschaft unter Vorantragung der Kreuze und heiligen Reliquien aufs Feierlichste empfangen. Nach solchem glänzenden Einzuge schrieb er einen Landfrieden aus, zu großer Freude der Erfurter Bürger, die ihn dabei bestens unterstützten, und die Truppen des Königs bei ihren Zügen ebenfalls mit gewaffneter Hand geleiteten. Auf einem solchen Zuge wurden unter andern in Ilmenau 29 Raubritter gefangen, über die der König in eigner Person Gericht hielt, und allesammt am Tage vor St. Thomas außerhalb der Ringmauern von Erfurt enthaupten ließ. Dieses Ereigniß verbreitete weit und breit Schrecken unter allem Raubgesindel, und sie suchten eiligst sich davon zu machen, als sie merkten, daß dem Befehle des Königs mit dem Schwerte Nachdruck gegeben werde. — Am darauf folgenden Weihnachtsfeste begann der eigentliche Hof und Reichstag des Königs, zu welchem eine große Anzahl geistlicher und weltlicher Herren, fürstlichen und freiherrlichen und ritterlichen Standes, aus der Nähe und Ferne sich einfanden, und wer nicht selbst kommen konnte, der ließ sich wenigstens durch eigens abgesandte Bevollmächtigte bei dem Könige wegen seines Ausbleibens entschuldigen. Von geistlichen Fürsten waren folgende zugegen: der Herr Erzbischof von Mainz, die Erzbischöfe von Salzburg, Magdeburg; von gewöhnlichen Bischöfen: der Würzburger, Bamberger, Hildesheimer, Paderborner, Naumburger, Merseburger, Meißner, Kölner (sic), Laventiner, Halberstädter, Eichstädter, Perlumer, Constanzer; die Aebte von Fuld und Hersfeld. Die weltlichen Fürsten waren: die zwei Brüder Markgrafen von Brandenburg, Otto der Lange und Otto mit dem Pfeile; der Markgraf Friedrich von Meißen, der Landgraf Albrecht mit seinen Söhnen Friedrich und Diezmann, Herzog Heinrich von Braunschweig und seine Brüder Albrecht und Wilhelm, Heinrich Landgraf von

*) Aus dem Chronicon St. Petrinum Erfurtense, eigens für dieses Werk bearbeitet v. Dr. Heinr. Rückert.

Hessen, der König von Böhmen, der Herzog von Lüneburg, der Herzog von Sachsen, Schwiegersohn des Königs, der Graf Güngelin von Schwerin, der Graf von Kazenellenbogen und sein Sohn, der während des Reichstags starb. Dann der junge Graf von Brene, der ebenfalls daselbst starb, und dessen Güter, die 2000 Mark Silber jährliche Einkünfte abwerfen, der König Rudolf seinem Schwiegersohn und dessen Gemahlin, seiner Tochter, verlieh. Dann der Herzog von Mecklenburg, der Graf von Anhalt, zwei Brüder von Hohenloh, von denen ebenfalls der eine dort starb — sein Bruder ließ seine Leiche in die heimische Gruft bringen — dann noch ein anderer Graf von Hohenloh, ein Vetter der eben genannten; der Burggraf von Nurnberg und viele Andere noch.

Um dem gebotenen Landfrieden vollen Nachdruck zu geben, sandte der König, wie oben erwähnt, seine Truppen sammt bewaffneten Bürgern und aufgebotenem thüringischen Landvolke während der Fastenzeit ins Land aus. Auf diese Art wurden damals ungefähr 66 Burgen auf sein Geheiß zerstört, die in allen Gegenden des thüringer Landes gelegen, dem Raub- und Wegelagerergesindel als Zufluchtsstätten gedient hatten. — Am Tage vor aller Heiligen verließ der römische König sammt allem seinem Gefolge die Stadt und das Land, das nunmehr des tiefsten Friedens genoß. Er hatte vorher einen tüchtigen Rittersmann, den von Beuberg, zu seinem Statthalter ernannt, der gegen die Landfriedensstörer unter Königsbann richten sollte, und zog von hier nach dem Osterlande, wo er unterwegs die Stadt und Burg Altenburg, die der Landgraf Albrecht und seine Söhne lange Zeit als Pfandschaft inne gehabt hatten, wieder für das Reich in Besitz nahm. —

Chronologischer Leitfaden

von 1290—1294 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.

1291 Rudolf von Habsburg stirbt.

1292 Adolf von Nassau, deutscher König. — Ende der christlichen Besitzungen in Asien.

1293 Bündniß gegen Frankreich unter Philipp dem Schönen.

König Adolfs von Nassau Eroberungszüge in Thüringen*).

1294.

Im Jahre 1294 zog König Adolf nach Thüringen, um das Land an sich zu bringen, das er, wie das Gerücht ging, von Landgraf Albrecht für 12,000 Mark seines Silbers gekauft hatte, wogegen freilich die Söhne eben dieses Fürsten, insbesondere Friedrich (mit der gebissenen Wange) Einspruch erhoben, der Letztere, weil er nicht bloß ein Erbe, sondern auch ein Pfandrecht an diesem Lande besaß. Der König führte ein zahlreiches Heer mit vielem Troße mit sich, und war auch von einigen wenigen adligen Herren begleitet. Zuerst zog er auf Eisleben, und lagerte sich dort in der Nähe. Von königlicher Gnade war freilich nichts bei ihm zu spüren, wohl aber von despotischem Wahnsinne; Friede und Ruhe aber waren leider in jenes ferne Land, wo es keinen Streit und Zwietracht gibt, entwichen. Vierzehn ganze Tage hörte man in der Umgegend von nichts als von Raub, Brand und Mord, und es läßt sich gar nicht erzählen, welch ungeheures Verderben seine Rotten überall angerichtet haben. Dieses blutdürstige Gesindel, das nichts mehr mit menschlichen Wesen gemein hatte, ergoß sich schaarenweis nach allen Seiten hin um zu fouragiren, und hieb dabei die Saaten nieder, trieb das Vieh weg, zündete die Dörfer an, plünderte Alles rein aus; ja sie entblödeten sich nicht, auch ganz armen Leuten ihre schlechten Hosen und Stiefel auszuziehen, und man durfte nur froh sein, wenn man mit dem nackten Leben davon kam; denn Jeder, der sich irgend widersetzte, wurde wie ein Stück Vieh todtgeschlagen. Ueberall war Kriegsgetümmel, nirgends Friede, nirgends eine Spur von christlichem Verhalten, sondern nichts als heidnisches grausames Wüthen. — Ein Beispiel ihrer Brutalität, das ich habe erzählen hören, will ich hier erwähnen. Einmal bekam ein ganzer Haufen dieses Volkes ein armes altes Mütterchen zu fassen; sie bestrichen sie mit Wagenschmiere, und warfen sie so in ein aufgetrenntes Federpfühl, bis sie über und über mit Federn beklebt war, und wie ein Vogel aussah; dann schleppten sie sie in diesem abscheulich-komischen Aufzuge durch das ganze Lager. —

*) Aus dem Chronicon St. Petri [illegible], eigens für dieses Werk bearbeitet von Dr. Heinr. Rückert.

Außerdem geschah noch etwas, was schlimmer als schlimm war: sie drangen auch in etliche Nonnenklöster ein, schleppten die Gott geweihten Jungfrauen heraus und thaten ihnen — diese zuchtlose, recht eigentlich viehische Rotte — Gewalt an. Aber auch dabei blieb es nicht, wie ja immer eine Blutthat die andere gebiert. Sie stürmten endlich sogar, nachdem sie die Städte bis auf den letzten Bissen Brod rein ausgeplündert hatten, die Kirchen, erbrachen die Thüren, ließen kaum den Messe lesenden Priester am Leben, beraubten die Altäre, stahlen die Kirchengewänder, Meßbücher und Kelche. Dabei ereignete sich auch eine Schandthat, die in unsern Zeiten unerhört genannt werden, und deren Nennung allein das Herz eines Christen mit Entsetzen erfüllen muß: sie nahmen die Monstranz mit dem Leben bringenden Leib Christi, auf dem alles Heil beruht, und warfen die Hostie geradezu weg. — Kurz — Thüringen wurde in dieser unglückseligen Zeit auf eine Weise in den äußersten Abgrund des Verderbens gestürzt, die Niemand zu beschreiben vermag. — Doch kamen diese blutdürstigen Rotten, die kein Maß und Ziel in ihrem Wüthen wußten, die keinen Stand, kein Heiligthum achteten, kein Alter schonten, sich über kein Elend erbarmten, nicht so ganz ungestraft davon; viele Einwohner setzten sich im Muthe der Verzweiflung bei dem Plündern und Morden zur Wehre, und allerorts wurde das umherstreifende Gesindel angegriffen und niedergemacht und durch fortdauernde unverhergesehene Ueberfälle das Heer des Königs von Tag zu Tage immer mehr geschwächt. — Als der König endlich den Untergang desselben vor Augen sah, und merkte, wie man wegen dieser schändlichen Geschichten, wegen der von seinen Leuten verübten Frevel mit Fingern auf ihn zeigte und ihn der Verachtung preisgab, beschloß er aus dem in Elend versunkenen thüringer Lande abzuziehen. Das Lager wurde abgebrochen, und das Heer zog über Mittelhausen, wo es einige Tage Halt machte, nach Bivach. Dort wurde die St. Andreaskapelle von einigen Soldaten ritterlichen Standes erbrochen und gestürmt, und sie waren im Begriffe, alles Vermögen derselben sammt dem Altarschmuck, Meßbüchern und Kelchen zu rauben, als sie die Rache Gottes auf der Stelle ereilte. Denn noch hatten sie die Kapelle nicht verlassen, als Geschrei und Klagen darüber vor dem Könige laut wurden, der diese Gelegenheit ergriff, um wie er meinte, seine Schuldlosigkeit an den frühern Greuelthaten zu bezeugen. Er stellte sich also an die Kirchthüre, ließ die Kirchenschänder einzeln nach einander herausführen und Jedem die rechte Hand abhauen. — Von hier ging der Zug weiter nach Mühlhausen, wo es trotz des kurzen Aufenthalts in dieser

Stadt doch zu höchſt gefährlichen unruhigen Auftritten kam. Die Veranlaſſung hatte das wie gewöhnlich zuchtloſe Benehmen der Soldaten und die Verweigerung der geforderten Contribution von Seiten der Bürger gegeben. Die ganze Stadt kam darüber in Aufregung; Alles ergriff die Waffen; die ſchlafenden Soldaten wurden niedergehauen, andere in die Flucht getrieben, und der König in eigner Perſon vermochte ſich nur mit genauer Noth vor dem Tode zu retten. —

Anmerkung. Die Chronik des berühmten St. Peters Kloſter zu Erfurt reicht von Chriſti Geburt bis 1353, hat meiſtens erſt ſeit dem 13. Jahrhundert bedeutenderen Werth. Sie iſt von verſchiedenen Verfaſſern, Mönchen des Kloſters, in ſpäteren Theilen Zeitgenoſſen der erzählten Ereigniſſe, geſchrieben und in einzelnen Stücken von dem allergrößten hiſtoriſchen Werthe, nicht bloß für die thüringiſche Special-, ſondern auch für die allgemeine deutſche Geſchichte, insbeſondere unter Rudolf I., Adolf und Albrecht. —

Adolfs von Naſſau Entſetzung. Albrechts Wahl. Schlacht bei Gellheim*).

1298.

Einige von den Fürſten, die die Königswahl vorgenommen hatten, d. h. der Erzbiſchof von Mainz, der Herzog von Sachſen und der Herzog (Markgraf) von Brandenburg, ſahen, daß Adolf, der König des römiſchen Reiches, nicht nach ihrem Willen die Herrſchaft führen wollte, und ſprachen deshalb zu einander: Der König Adolf iſt arm an Vermögen und an Freunden; er iſt thöricht: das Reich wird unter ihm bald verkommen an Ehre und Gütern. Da meinte Einer von ihnen: Es thut Noth, daß er deſſen enthoben werde. Ein Anderer ſprach: Wollen wir dem Herzog von Oeſterreich die Beſchwerden über den König ſchicken, und ihn bitten, daß er Geſandte auf einen Reichstag abordne, unſern Brief mit den Beſchwerden über den König überbringe, und ſeine Abſetzung ſorgfältig betreibe. Es mag auch dem Herzog gemeldet werden, er ſolle unſer König werden, und daß wir alle darin einwilligten. Der Dritte ſprach: Dieſer heilſame Plan ſoll ſogleich ins Werk geſetzt werden. — Nun ſchickten dieſe Fürſten ſogleich ihre Willensmeinung an den

*) Aus den Annalen der Dominikaner zu Erfurt, eigens für dieſes Werk bearbeitet von Dr. Heinr. Rückert.

Herzog von Oesterreich. Der Herzog von Oesterreich aber freute sich sehr, als er ihre Briefe und Abgeordnete sah.

Darauf sandte der Herzog von Oesterreich zu seinem Vetter, dem Herrn Grafen von Helgerloch, Brief und Boten, und trug ihm auf, daß er eilends zu ihm käme. Der Graf Albrecht, der Vetter des Herzogs, erfüllte seinen Willen bereitwillig. Als er vor das Angesicht des Herzogs gekommen war, sprach er: Siehe, o Herr, ich bin da, was beliebt Euch zu thun? Der antwortete: Lieber Vetter, da nimm 16,000 Mark Silber, reise damit schnell nach Rom, und gib Dir Mühe, daß die Briefe der Kurfürsten, die sie über die Königswahl an den Papst schicken, mit dem Siegel versehen werden. Der zog nach Rom, und erfüllte seinen Auftrag, und erzählte dem Papst und den Kardinälen, warum er gekommen war. Sie übergaben ihm, wie er sagte, Briefschaften, und gaben ihm Urlaub wieder heim zu ziehen. Den Inhalt des Briefes wußte kein Mensch. Dieser Brief des Papstes wurde den obengenannten Kurfürsten schleunigst zugeschickt.

Als die Kurfürsten den Brief des Papstes sahen, kamen sie zusammen, und schrieben eine Versammlung und einen Reichstag auf das Fest der heiligen Philippus und Jacobus über die Angelegenheiten des Reiches aus, und beriefen ausdrücklich den König Adolf und den Herzog dazu.

Als das der König Adolf vernahm, sandte er Abgeordnete an die Curie, um den Brief des Herzogs von Oesterreich widerrufen und ungültig machen zu lassen. Als diese Abgeordneten des Königs zur Curie gekommen waren, und dem Papst das Anliegen des Königs offenbart hatten, antwortete der folgendermaßen: Weder der Herzog von Oesterreich, noch die Fürsten haben auf die Bitten, die sie an mich gerichtet, Antwort erlangt. Haben sie aber einen Brief, so haben sie ihn nicht von mir: denn ich weiß davon gar nichts, das könnt Ihr ihm sagen, und Ihr dürft meinen Worten glauben, und dem König ruhig melden, daß er zu mir komme, ich will ihn zum Kaiser krönen. Als die Boten des Königs das hörten, zogen sie wieder in ihre Heimath. —

Am Tage vor der Geburt Johannes' des Täufers kamen die drei Kurfürsten des römischen Reiches, der Mainzer, Brandenburger und sächsische, zu Mainz zusammen, ließen die Glocken läuten, beriefen das Volk zusammen, und berichteten ihm treulich, was sie bisher gethan und noch zu thun hätten. Dann zogen sie in den Dom, wankten ihr Antlitz dem Altare zu, und erhoben ihre Hände zum Schwure bei dem lebendigen Gott: Wir drei Kurfürsten haben vor nunmehr sechs Jahren,

als das Reich des Königs entbehrte, für uns und die übrigen Kurfürsten, die auf uns ihre Wahlstimmen übertragen hatten, nach dem Brauche und wie sich's gehört, Adolf von Nassau, da wir zu der Zeit keinen Bessern wußten, zum römischen Könige erwählt. Nach der Wahl hat sich Adolf verständig gehalten, dem Rathe der Kurfürsten und klugen Leute gehorcht. Aber nach kurzer Zeit hat er die Rathschläge Verständiger verachtet, und jungen Leuten gehorcht, und was er thun sollte, keineswegs gethan. Von Hause aus hatte er kein Vermögen und keine Freunde, die ihm treulich Beistand geleistet hätten. Die Kurfürsten haben diese Gebrechen des Königs und mehr als zwanzig andere noch gesehen, es dem Papste gemeldet und gebeten, daß er uns Erlaubniß geben möge, den König seines Amtes zu entheben und einen andern einsetzen lasse. (Das hatten sie auch durchgesetzt, wie die allgemeine Meinung war, obgleich die Abgeordneten König Adolfs behaupteten, daß der Papst es in Abrede gestellt habe.) Diese Erlaubniß ist uns zugestanden worden, und da wir den König Adolf ungeeignet finden, so entheben wir ihn des königlichen Amtes, und erwählen Herrn Albrecht, Herzog von Oesterreich, zu unsrem Herrn und römischen König, und bestätigen ihn Kraft der uns übertragenen Vollmacht. — Dann wurde ein Te Deum feierlichst angestimmt. Und da der Herzog nicht zugegen war, so zogen sie vor die Stadt in sein Gezelt, und breiteten eine köstliche Decke über sein Roß, ließen ihn hinaufsteigen, und sangen wieder ein Te Deum mit großer Fröhlichkeit.

Aber die Bürger der freien Städte des Reichs wollten nichts von diesem König wissen, und ihm in keinem Stücke hold und gewärtig sein, oder ihm auch nur die nothwendigsten Dinge für Bezahlung zukommen lassen: sie hielten den König Adolf als ihren König, und gaben ihm das Nothwendige, und bewahrten ihm die Treue bis zum Ende seines Lebens. Nach dem Tode König Adolfs aber nahmen die freien Städte sogleich den von den Fürsten zum König erhobenen Herzog Albrecht von Oesterreich als ihren Herrn an, und gehorchten ihm in allen Dingen.

Der Herzog mußte zu Straßburg sein Heer großentheils auf eigene Kosten ernähren; fünf Wochen ungefähr blieb er dort, weil er weder rechts noch links hin einen schicklichen Ausweg hatte. Nach Ablauf derselben begab er sich in geringer Begleitung zum Erzbischof von Mainz, und sein Kriegsvolk zog ihm nach, sobald es ging. Als der König hörte, der Herzog sei in geringer Begleitung nach Mainz gekommen,

ließ er die Belagerung von Rufach sein, ging bei Breisach über den Rhein, und eilte so schnell als möglich stromabwärts.

Als Herzog Albrecht Straßburg verließ, folgten ihm 30 Schiffe mit allerhand Dingen beladen, die er nur hier, aber nicht im Unterlande sich verschaffen konnte. Denn die Städte dort wollten ihm keine Bedürfnisse zu kaufen geben. Er belagerte dann das Schloß Glzenach, und die Besatzung übergab es unter der Bedingung, daß, wenn in acht Tagen keine Hülfstruppen zur Befreiung kämen, sie ohne Weigern sich in die Botmäßigkeit des Herzogs geben wollten. Als der König das erfuhr, zog er stromabwärts, um die Eingeschlossenen zu befreien. — So großer Mangel herrschte damals im Heere des Herzogs, daß ein Pferd, welches kaum einen Pfennig werth war, für sechs verkauft wurde. — Der König lagerte sich in der Nähe des Schlosses Glzenach, und seine Heeresmacht und Menge war so groß, daß er den Herzog mit leichter Mühe hätte besiegen können, wenn ihm nicht seine verrätherischen Rathgeber, wie es heißt, den Kampf verboten hätten. —

(Albrecht zieht sich zurück, und verlockt den König zu unbesonnener Verfolgung.) Der König traute den verrätherischen Rathgebern, als wenn sie treu gewesen wären, befiehlt den Seinigen sich zu waffnen und die Flüchtigen wacker zu verfolgen. Er selbst war mit einigen Wenigen zuerst vollständig gerüstet und kampfferrig, und verfolgte voll guten Muthes den Herzog. Als der den König mit geringer Begleitung herankommen sah, da sprach er, des Sieges nunmehr gewiß: Mein Herr soll sich in drei Abtheilungen theilen, und des Königs Truppen in die Mitte, ohne Widerstand zu leisten, eindringen lassen. Wenn das geschehen, dann soll man sie umzingeln, und vor Allem den König zu fangen oder schleunigst zu tödten suchen; die Reste der Feinde soll man niederstoßen, die Reiter aber ohne Schädigung gefangen nehmen. Wie der Herzog den Seinen befohlen, so ward auch Alles tunlichst ausgerichtet. —

Der Herzog tritt mit einem fremden Wappenzeichen in die Schlacht, sein eigenes wurde von Mehrern zugleich geführet. Der König aber ritt unter seinem eigenen Wappen, und wollte lieber so getödtet oder gefangen werden als das Blut Unschuldiger von den Feinden vergießen lassen. — Als der König sammt seinen Leuten zu dem Heere des Herzogs gelangt war, und es in drei Abtheilungen aufgestellt sah und deren zur Schlacht, nicht zur Flucht, da sprach er schmerzlich zu seinem Gefolge: Ach, meine Freunde, oder richtiger meine Feinde haben uns den Händen unserer Widersacher ohne Erbarmen überliefert. Fliehen

wir, so sind wir alle verloren; kämpfen wir, so ist's noch zweifelhaft, welchen Ausgang die Sache nimmt. Dann wandte er sich zu seinem Sohne: Entferne Dich von mir, denn meine Feinde werden mich nicht am Leben lassen. Der Sohn aber sprach: Vater, wohin Du gehst, will ich Dich begleiten, sei es zum Tode oder zum Leben.

Der König, im königlichen Wappenschmucke, das Königsbanner zur Seite, drang sammt einer auserlesenen Ritterschaar ohne Widerstand bis zum Banner des Herzogs. Da begegnete ihm der Erste, welcher das Wappen des Herzogs trug: er stürzte sich wild auf ihn, und tödtete ihn auf der Stelle. Dann begegnete ihm der Zweite, der sich durch den Tod des Königs eine reiche Geldbelohnung verdienen wollte, und mit gezogenem Schwerte heftig auf ihn einstürmte. Lange kämpfte der König mit ihm, endlich aber brachte er ihm eine Wunde bei, so daß er vom Pferde stürzte, und von den Hufen der Rosse zertreten wurde. Dann drangen noch Mehrere auf ähnliche Art auf den König ein; er aber schlug sie alle, verzweifelt kämpfend, zurück. Endlich wurde aber sein Roß am Vorderfuße verwundet; da stürzte der König sammt seinem Rosse zusammen. Da trafen ihn Hiebe und Stiche, und so fand er in Gott die ewige Ruhe. — Der Herzog hatte den Seinen befohlen, Alle außer dem Könige zu schonen, und bloß die Pferde zu tödten, und das hatten sie denn auch treulich gethan. Es wurden 2035 Pferde niederstochen, nach einer Angabe; nach einer andern seien 3000 gezählt worden. Menschen kamen nur hundert und nicht mehr um. —

Anmerkung. Die Annalen der Dominikaner von Kolmar, die aus einem kürzer gehaltenen und aus einem ausführlichern Theile bestehen, von dem hier ein Stück mitgetheilt wird, sind in diesem letztern Theile besonders wegen der naiven volksmäßigen Auffassung und Darstellung der Geschichte bemerkenswerth. —

Chronologischer Leitfaden

von 1298—1384 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.	
1300	Gründung des [illegible]
1308	Aufstand dreier [illegible]. — Wilhelm Tell. — Schweizerbund: Werner Thaufacher, Walther Fürst, Arnold von Melchthal.
1309	Deutscher Ordenssitz in Marienburg.
1307—13	Heinrich VII. von Luxemburg.
1312	Friesisches Gesetzbuch
1314	Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich, Gegenkaiser.

J. n. Chr. G.	
1315	Schlacht bei Morgarten. — Schweizer — Leopold von Oeſterreich.
1322	Schlacht bei Mühldorf, Ludwig von Baiern — Friedrich von Oeſterreich.
1324	Ludwig im Bann.
1325	Beide Kaiſer regieren gemeinſchaftlich.
1330	Bürgerſtand zu Speier. — Meiſterſänger.
1332	Deutſchland unter dem Interdict.
1338	Verein der Kurfürſten zu Renſe.
1346	Karl IV. von Luxemburg, Gegenkaiſer gegen Ludwig von Baiern — Günther von Schwarzburg.
1347	Stiftung der Univerſität zu Prag.
1348	Die Peſt in Deutſchland.

Die großen Verfolgungen der Juden und die Geißelbrüder in Folge des ſchwarzen Todes *).

1348—1349.

Man beſchuldigte die Juden, dieſe Peſt verurſacht oder doch verſchlimmert zu haben, durch Gift, das ſie in Quellen und Brunnen geworfen, und man verbrannte ſie in allen Ländern von der See bis nach Deutſchland, mit Ausnahme von Avignon, wo ſie der Papſt Clemens VI. beſchützte.

In Benfeld im Elſaß wurde ein Tag ausgeſchrieben, wo der Biſchof (von Straßburg), die Freiherren und Ritter, ſo wie Abgeordnete der Grafen zuſammenkamen, und als die Straßburger Geſandten meinten, ſie wüßten nichts Uebles von den Juden in ihrer Stadt, fragte man ſie, warum ſie denn die Schöpfeimer von ihren Brunnen hätten wegnehmen laſſen. Alles Volk nämlich äußerte laut ſeinen Haß gegen ſie. Der Biſchof von Straßburg, die Herren im Elſaß, und die Reichsſtädte beſchloſſen nun keine Juden mehr zu dulden, und ſo wurden ſie denn hier und dort verbrannt.

An manchen Orten wurden ſie auch ausgetrieben; dann ergriff ſie der Pöbel, verbrannte ſie, hieb ſie nieder, oder ließ ſie im Sumpf erſticken. So wurden zu Baſel alle Juden ohne richterliches Urtheil, nur auf das Geſchrei des Pöbels hin, auf einer Rheininſel verbrannt in einem neuen Hauſe, was ſie ſich gebaut hatten, ſechs Tage vor St. Hilarius im Jahre des Herrn 1349 und ſechs Tage nachher in Freiburg.

*) Aus: Albrechts von Straßburg Chronik, eigens für dieſes Werk bearbeitet von Dr. Heinr. Rückert.

wo man nur die zwölf reichſten übrig behielt, um durch ſie ihre Schuldner in der Hand zu haben. —

In Speier aber verſammelten ſich die meiſten Juden in ihren Wohnungen, und verbrannten ſich ſelbſt, einige jedoch wurden vom Volke getödtet, und ihre Leichname lagen auf den Straßen herum. Der Pöbel, der eine Verpeſtung der Luft von den Leichen befürchtete, ſelbſt wenn ſie verbrannt würden, that ſie in leere Weinfäſſer, und warf dieſelben in den Rhein. Der Rath ließ darauf einen Befehl ausgehen, daß ſich Niemand unterſtehen ſolle, in ein Judenhaus einzudringen, ließ die Judengaſſen beſetzen, um den Eintritt verwehren zu können, und bemächtigte ſich aller Schätze, welche die Juden gehabt und in Verſtecke gebracht hatten. Es ſoll ſich, wie es heißt, ein großer Hauſe Gold und Silber gefunden haben. — Auch in Worms, Oppenheim und Mainz verbrannten die Juden ſich ſelbſt, wie es die Speierer gethan. — Auch gab man ihnen alle möglichen andern Laſter Schuld; ſie ſollten lange vorher in Spanien einen großen Convent gehalten, und dieſe Giftmiſchereien, Kindermord, Fälſchung von Urkunden und des Geldes, Betrügereien und viel Anderes anzuſtellen beſchloſſen haben, ſagte man, was den Höchſten erzürnte.

Wenige retteten ſich in den Städten durch freiwillige Annahme der Taufe; dagegen zwang man viele hübſche Judenmädchen und Kinder dazu. — Aber nach und nach wurden auch alle getauften Juden verbrannt, weil ſie bekannt hatten (als man ſie folterte), ſie ſeien alle gleich ſchuldig. —

Bei dem allmäligen Umſichgreifen der Seuche in Deutſchland begannen ſich Geißelbrüderſchaften zu bilden, die von Ort zu Ort zogen. Solcher Leute kamen im Jahre 1349 in der Mitte des Juni zweihundert von Schwaben nach Speier, die einen Oberſten und zwei Vorſteher hatten, deren Geboten ſie in allen Stücken Folge leiſteten. Früh bei Tagesanbruch waren ſie über den Rhein gekommen, und ſchloſſen dann innerhalb der Stadt unter großem Zulaufe des Volkes einen weiten Kreis auf dem Platze vor dem Münſter, in deſſen Mitte ſie ſich der Obergewänder und der Fußbekleidung entledigten, ſo daß ſie nur noch eine Art von Hoſen, die von den Hüften bis zu den Knöcheln reichten, anbehielten, ſtellten dann einen Umgang an, wobei ſich Einer nach dem Andern im Kreiſe mit kreuzweis ausgebreiteten Armen zu Boden warf: Jeder ſchritt nun über die Andern hin, und berührte dabei die Liegenden ſanft mit einer Geißel; dann erhoben ſich die, welche zuerſt niedergefallen waren, auch wieder zuerſt, und ſchlugen ſich mit Geißeln, die aus

geflochtenen Riemen, mit vier eisernen Spitzen besetzt, bestanden, und zogen dabei immer fort im Kreise herum, unter Absingung geistlicher volksmäßiger Lieder, von denen sie sich einer ganzen Menge bei ihrem Thun bedienten. Dabei standen gewöhnlich drei ausgezeichnete Sänger in der Mitte des Kreises, und stimmten die Lieder an, indem sie sich unabläßig dabei geißelten. Darauf sangen wieder Andere. Das trieben sie so lange, bis Einer ein bestimmtes Zeichen gab, worauf Alle auf die Kniee fielen, und sich in Kreuzesform auf ihr Antlitz warfen. Dabei beteten sie und stießen Seufzer aus, und es gingen die Vorsteher im Kreise herum, und ermahnten sie, zum Herrn zu flehen, daß er dem Volke seine Gnade nicht länger entziehen wolle; dann Gebete zu thun für Alle, die ihnen Wohlthaten oder Schaden angethan, für alle Sünder und die Seelen im Fegfeuer, und andere mehr. Darauf erhoben sie sich wieder, breiteten ihre Arme gen Himmel aus, beugten sich, und sangen von Neuem; dann standen sie wiederum auf, geißelten sich eine gute Weile, zogen wie im Anfange herum, und kleideten sich an, während nun der andere Theil der Genossenschaft, der bis dahin die Kleidungsstücke und sonstigen Sachen bewacht hatte, sich auszuziehen und dasselbe vorzunehmen begann. Dann erhob sich Einer, und las mit lauttönender Stimme (es gab auch gelehrte Leute und Priester unter ihnen, und sonst noch Menschen aus allen Ständen, vom Adel und aus dem niedern Volke, Weiber und Kinder dabei) einen Brief, der, wie das Gerücht verkündete, gerade von derselben Art war, wie derjenige, welchen ein Engel in die St. Petrskirche zu Jerusalem gebracht hatte, dessen Inhalt dahin ging, daß Christus über die Verderbniß der Welt erzürnt die Laster einzeln aufzählte, als da waren: Schändung des Sabbats, und daß man am Freitag die Fasten nicht ordentlich einhielt, dann Gotteslästerung, Wucher, Ehebruch. Da hätten ihn denn die Jungfrau Maria und die Engel um Erbarmen gebeten, er aber geboten, daß sich Jedermann 34 Tage lang auf eine Geißelfahrt begeben solle, um die Barmherzigkeit Gottes zu erwerben.

Die Einwohner von Speier waren so voll Bewunderung dieser Leute, daß sie in kürzester Zeit Alle in ihre Wohnungen eingeladen hatten, so daß bald Keiner zurückblieb, den man noch einladen konnte. Doch nahmen sie nur Almosen in Gesammt, nicht zum Vortheil der Einzelnen an; sie verwandten dieselben, um Wachskerzen und Fahnen sich anzuschaffen. Sie führten nämlich bereits kostbare Fahnen mit sich, von Seide und Purpur, und aufs Herrlichste gestickt, mit denen sie ihre Aufzüge begingen. Sie folgten bloß den Einladungen, wenn man sie

rief, und ihre Vorsteher es erlaubten; sie selbst wagten Niemand darum anzusprechen. — Ihre Bußübungen nahmen sie zweimal am Tage in der Stadt oder auf freiem Felde und wieder in der Nacht Jeder für sich in der Stille vor. — Sie sprachen mit keinem Weibe; sie schliefen auch nicht in Federbetten; Alle trugen Kreuze vorn und auf dem Rücken des Kleides und am Hute; an dem Gewande hing die Geißel; auch durften sie nicht länger als eine Nacht in einem und demselben Kirchspiele sich aufhalten. —

In Speier traten mehr als hundert, in Straßburg beinahe tausend Menschen in diese Genossenschaft, und gelobten für die obengenannte Frist den Vorstehern Gehorsam. Niemand wurde zum Eintritte zugelassen, der sich nicht zur Leistung des Vorgeschriebenen an den vorgeschriebenen Tagen verbindlich machte, und sich auszuweisen vermochte, daß er an jedem Tage wenigstens 4 Batzen aufzubringen im Stande sei, damit er nicht zu betteln nöthig habe. Auch mußte er betheuern, daß er Buße und Beichte gethan, alles Unrecht seinen Feinden vergeben habe, und mit Bewilligung seiner Frau dazu träte. Zu Straßburg trennte sich der ganze Haufe, der zahllos geworden war; ein Theil zog rheinauf-, der andere rheinabwärts; beide bekamen eine gleiche Zahl von Vorstehern. Diese hatten zu Straßburg vor allen plötzlichen und übermäßigen Casteiungen ernstlich gewarnt. Eine unzählbare Menge Volkes aber begleitete sie stromauf- stromabwärts und bei ihren Kreuz- und Querzügen.

Nach diesem stifteten zweihundert Knaben aus Speier auch eine solche Verbindung, und fingen an sich zu geißeln.

Darüber war König Karl und die Bettelorden und die andere Priesterschaft zum großen Theile sehr ungehalten; indessen konnten sie wegen der unendlichen Masse Volks, die an solchen Verbindungen Theil nahmen, von denen sie einige gerne erhalten wissen wollten, gar nichts dagegen thun.

Zu Basel stifteten eines hundert Leute aus den besten Familien auch einen derartigen Verband, und beschlossen aus Frömmigkeit nach Avignon zu wallfahrten. Dort angekommen, geißelten sie sich. Als das dem Papste Clemens VI. berichtet wurde, wollte er sie, weil sie sich auf eigene Hand eine solche Buße und Sühne auferlegt hatten, einsperren lassen. Aber einer und der andere der Kardinäle nahm sich ihrer an, und meinte, sie hätten wohl nicht gedacht, daß sie damit eine Sünde begingen. Indessen verbot der Papst ihnen und allen übrigen gläubigen Christen unter Androhung sofortiger Excommunication, für die Zu-

kunft ſolche öffentliche Geißelfahrten anzuſtellen, und ſprach aus, daß Jeder, der Buße thun wolle, das allein auf ſeinem Kämmerlein thun ſolle, wo er ſich allenfalls auch geißeln möge. —

Anmerkung. Die Chronik des Albert von Straßburg geht von Rudolf von Habsburg bis auf Karls IV. Tod (1273—1378). Der Verfaſſer des erſten Theiles, der bis 1353 reicht, ſoll nach neuern Forſchungen Wilhelm von Neuburg geweſen ſein, der Canonicus des Stiftes Lauterbach in Oberelſaß war. Jedenfalls iſt der Verfaſſer ſeit dem Anfange der Regierung Ludwig des Baiers Zeitgenoſſe der Ereigniſſe geweſen, und ſein Werk iſt eine der wichtigſten Quellen für die allgemeine deutſche Geſchichte dieſer Periode, die an derartigen Bearbeitungen ſehr großen Mangel hat. —

Chronologiſcher Leitfaden

von 1349—1386 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.	
1356	Goldne Bulle, durch Karl IV., beſtimmt das Wahlrecht der 7 [illegible] fürſten.
1380	Oeſterreich [illegible].
1361—71	Kriege Dänemarks mit den [illegible].
1364	Hanſeatiſcher Bund in ſeiner Blüthe.
1369	Krieg zwiſchen Oeſterreich und Baiern. — Um dieſe Zeit Gründung mehrerer Univerſitäten.

Die Sempacher Schlacht*).

Von dem Stein zu Baden zog der Herzog über die Rüß, durch die freien Aemter, Aargau hinauf, über Surſee und Sempach. Dieſe kleine Stadt liegt bei drei Stunden von Luzern, oben an einem zwei Stunden langen hellgrünen See; die Aler, fruchtbar und angenehm, erheben ſich aus Wieſen und Kornfeldern, und über dieſen ſtand ein Wald, das Land erhebt ſich beträchtlich. In den Wald kamen die Eidgenoſſen.

Sie ſahen den Feind Montags an dem neunten des Heumondes, eine zahlreiche, wohlberittene, ſchön gerüſtete Reiterei; jede Dienerſchaft unter ihrem Baron, die Mannſchaft jeder Landſtadt unter ihrem Schultheiß und jedes Landes Herrn zu desſelben Landes Banner geordnet; ihre Knechte, eigenen Leute und Söldner in Form eines Fußvolks; keine

*) Aus: Joh. v. Müllers Geſchichte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſen.

Feldstücke, war waren zu der Belagerung von Sempach große Büchsen in schwerem langen Anzug. Sie sahen die Aargauer Herren, die Amtleute von Oesterreich, Urheber des Krieges, Herrmann Grimm von Grünenberg, welchem sie Rotenburg brachen, Thüring und Hanns von Hallwyl vor Andern für das fürstliche Haus im Frieden und Krieg eifrig, die Geßler, welche zu der Schweiz angebornen Haß trugen, Egloff und Ulrich von Ems, jenen den theuersten Ritter in den Kriegen seiner Zeit, Kraft von Lichtenstein mit vielen Großen vom innern Erbland unter des Erzherzogthums Banner, das Heinrich von Eschelob trug, Rudolf Graf zu Sulz, Graf Johann von Fürstenberg zu Haslach, Montfaucon von Mümpelgard und viele Herren von Hochburgund. Vor allem Volk glänzte aller Orten Herzog Leopold von Oesterreich selbst, seines Alters in dem siebenunddreißigsten Jahr, männlich schön, hochgemuth und voll Gefühl, voll Heldenfeuer, siegprangend aus manchem wohl vollbrachten Krieg, rachbegierig, durstig zur Schlacht.

Es war der Ernte Zeit; sein Volk mähete Korn; die Edlen sprengten an die Mauern, um den Bürgern Hohn zu sprechen, fest in dem Entschluß, die schweizer Bauern persönlich und ohne das Fußvolk allein zu schlagen. Als der Herzog den Feind in der obern Gegend sah, vergaß er (wenn er sonst es wußte), daß eine Reiterei vortheilhafter den Anfall thut bergan als von oben herab; er hielt für nothwendig, die Pferde zu entfernen, obschon die schwere Waffenrüstung den Adel zu den Bewegungen eines Fußvolks unbehülflich machte. Oft hat eine wohlgeübte Reiterei durch Stoß und Schnelligkeit ein Fußvolk gebrochen oder überflügelt und geschlagen, aber niemals eine unbeugsame Infanterie einem bessern Fußvolk widerstanden. Der Herzog befahl hierauf, daß der Adel eng zusammentrete; diesem starken Kriegshaufen gab er durch die Spieße, welche bis zum vierten Glied hervorragen mochten, eine undurchdringliche mörderische Fronte: fast wie König Albrecht sein Großvater in der Schlacht am Hasenbühel gegen die baierische Reiterei mit Erfolg versuchte. Ueber diesen Gewalthaufen hatte unter ihm Herr Johann von Ochsenstein, Comprost zu Straßburg, sein Landvogt zu Elsaß und Sundgau, den Oberbefehl; Reinhard von Wehingen, in Kriegs- und in Friedensgeschäften geschickt und groß in der Herzoge Gnade, war über die Schützen; die Vorhut von vierzehnhundert Mann, welche Friedrich von Zollern, der schwarze Graf, mit Johann von Oberkirch, Ritter, anführte, stellte der Herzog hinter das Heer; er wollte, daß dem entflammten Adel, bei welchem er selbst war, das Feld frei wäre. Wenn er sich darauf einrichtete, den feindlichen Anfall zu em-

pfangen, ſo that er mit überlegener Menge, was beſſer der geringern Zahl zukam; aber wahrſcheinlicher beſtimmte ihn zum Fußgefecht eine Meinung der damaligen Ritter und Edlen, daß, wer in einem Kampf durch ungleiche Waffen oder ſchnelle Liſt überwinde, den Preis der höchſten Tapferkeit unentſchieden laſſe; ſie hielten dieſes für unehrlich; Leopold ſelbſt war durch ſeine Tugenden viel mehr der hohen Ritterſchaft Zier als ein geſchickter Feldherr durch Einſicht in das Große eines Kriegs.

Als Johann Ulrich von Hasenburg, Freiherr, ein grauer Kriegsmann, welcher die Stellung und Ordnung der Feinde geſehen, den trotzigen Adel warnte: Hoffahrt ſei zu nichts gut, und es wäre wohlgethan, Herrn Hans von Bonſtetten ſagen zu laſſen, daß er eilends hinaufziehe, hielten ſie ſeine alte Klugheit für unedel. So, als Einige dem Herzog ſelbſt Vorſtellungen machten, „wie Schlachtfelder das Vaterland unverbergiebener Zufälle ſeien; wie dem Fürſten zukomme, für Alle zu wachen, und ihnen, für die gemeine Sache zu ſtreiten, und wie viel verderblicher dem Heer der Verluſt ſeines Hauptes, als einiger Glieder ſein würde," ſprach er, Anfangs lächelnd, aber endlich ungeduldig: „Soll denn Leopold von Oeſterreich zuſchauen, wie ſeine Ritter für ihn ſterben? Hier in meinem Land, für mein Volk, mit Euch will ich ſiegen oder umkommen."

Die Eidgenoſſen ſtanden an der Höhe vom Wald bedeckt: ſo lang die Ritter ſaßen, däuchte es ihnen ſchwer, in der Ebene den Stoß ihrer Menge zu beſtehen, und ſicherer, in dem anſcheinenden Vortheil ihrer Stellung den Anfall auszuharren. Vom Sieg hofften ſie, er werde durch die Ermunterung des Volks für den Krieg entſcheidend werden; ihren Tod betrachteten ſie als den Weg zum ewigen Ruhm und als einen Sporn für die Ihrigen, vom Feind ihre Rache zu ſuchen. Als der Adel abſtieg, zogen die Eidgenoſſen aus dem Wald in das Feld hinab; ſie beſorgten auch vielleicht eine Hinterliſt oder eine ſchnelle Bewegung der übermächtigen Zahl in der bedeckten Gegend. Sie ſtanden in ſchmaler Ordnung, mit kurzen Waffen, vierhundert Luzerner, neunhundert Mann aus den drei Waldſtetten und ungefähr hundert Glarner, Zuger, Berſauer, Entlibucher und Rotenburger, unter ihren Bannern unter dem Schultheiß der Stadt Luzern und unter dem Landammann eines jeden Thals; Einige trugen die Hellbarden, womit im Paß bei Morgarten ihre Ahnen geſtritten, Einige hatten ſtatt Schilde ein kleines Beet um den linken Arm gebunden. Erfahrene Krieger ſahen ihren Muth. Sie fielen auf die Kniee, und beteten zu Gott, nach ihrem alten Gebrauch.

Die Herren bunden die Helme auf; der Herzog ſchlug Ritter. Die Sonne ſtand hoch, der Tag war ſehr ſchwül.

Die Schweizer nach dem Schlachtgebete rannten mitten durch das Feld an den Feind in vollem Lauf mit Kriegsgeſchrei, welches Alles anfeuert, und weil ſie hofften durchzubrechen, und alsdann rechts und links nach ihrem Wohlgefallen zu verfahren. Da wurden ſie empfangen von Schilden als von einer Mauer und von den hervorragenden Spießen, wie von einem Wald eiſerner Stacheln. Da ſtritt mit ungeduldigem Zorn die Hauptmannſchaft von Luzern, und ſuchte zwiſchen den Spießen einen Weg an Die, welche dieſelben trugen. Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Gepraſſel ſeine in die Breite ausgedehnte Ordnung, als zu einem halben Mond, womit er die Feinde zu umgehen gedachte. Zu derſelbigen Stunde ſchien der Stadt-Banner von Luzern lang unterdrückt, weil Petermann von Gundoldingen, Ritter, Schultheiß von Luzern, hart verwundet geſunken, der Altſchultheiß Heinrich von Moos, und Stephan von Zillinen, Herr zu Sillinen und Küßnacht, ſein Schwager, mit vielen andern tapfern Männern umgekommen waren. Da rief laut Anteni zu Port, ein geborner Mailänder, zu Flüelen im Land Uri ſeßhaft: „Schlaget auf die Glene, ſie ſind hohl.“ Dieſes thaten die Vorderſten mit angeſtrengter großer Kraft; ſie zerſchmettern etliche Glene, welche von den Hintern ſofort erſetzt wurden: da fiel der zu Port. Nur war die feindliche Ordnung durch die Natur ihrer Waffen und aus Mangel der Uebung unbehülflich zu der Bildung eines halben Mondes; im Uebrigen beſtand ſie ungebrochen, feſt. Sechzig Schweizer waren erſchlagen worden. Man befürchtete die plötzliche Wirkung einer unbemerkten Bewegung der Hinterhut oder Ueberraſchung von dem Gewalthaufen Bonſtettens. Dieſen Augenblick banger Unſchlüſſigkeit entſchied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold Struthan von Winkelried, Ritter; er ſprach zu ſeinen Kriegsgeſellen: „Ich will Euch eine Gaſſe machen,“ ſprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „Sorget für mein Weib und meine Kinder; treue liebe Eidgenoſſen, gedenket meines Geſchlechtes,“ war an den Feind, umſchlang mit ſeinen Armen einige Spieße, begrub dieſelben in ſeiner Bruſt, und wie er denn ein ſehr großer und ſtarker Mann war, drückte er im Fallen ſie mit ſich auf den Boden. Plötzlich ſeine Kriegsgeſellen über ſeinen Leichnam hin; da drangen alle Harſte der Eidgenoſſen-Mannſchaft mit äußerſter Gewalt feſtgeſchloſſen hintereinander an. Hinwiederum die Reihen des erſtaunten Feindes preßten ſich, ſie aufzunehmen; wodurch, durch Schrecken, Eile, Noth und

Hitze, viele Herren in ihren Harnischen unverwundet erstickten; indessen aus dem Wald herab zulaufendes Volk die Schweizer eiligst verstärkte.

Zuerst fiel Friedrich der Bastard von Brandis, ein handfester, hochtropiger Mann, sonst er allein so gefürchtet als zwanzig; bei ihm fiel der lange Frießhard, welcher sich vermessen, die Eidgenossen allein zu bestehen: das Glück des Tages wandte sich. Die Diener der Herren von Adel, unfern bei dem Troß, da sie dieses bemerkten, saßen auf die Pferde, durch schnelle Flucht ihr Leben zu retten. Indessen sank in der Hand Herrn Heinrichs von Eschelohs das Hauptbanner von Oesterreich, und fiel Herr Ulrich von Ortenburg auf die Fahne von Tyrol. Jenes rettete eilig Ulrich von Aarburg, Ritter, schwang das Banner hoch empor, widerstand hart und vergeblich, bis er verwundet fiel, und mit letzter Lebenskraft laut schrie: „Retta Oesterreich, retta." Da drang der Herzog Leopold herbei, und empfing das Banner von seiner sterbenden Hand; abermals erschien dasselbe über den Schaaren, hoch, blutroth, in des Herrn Hand. Aber Viele umringten den Fürsten, und lagen ihm für sein Leben an. Und schon war in der Hand Herrn Davids von Junkerburg das Banner des Grafen von Habsburg untergegangen; es lag Thüring von Hallwyl, sein Bastard, und sein Oheim Johann; dort fielen die von Lichtenstein, von Mörsburg vier Brüder, Herrmann von Gickenz zwischen seinen zwei Söhnen, Markgraf Otto von Hochberg, Herr Otto der Pariser, des Herzogs Rath, Graf Walleram von Thierstein, Graf Peter von Aarberg, und mit fünf seines Namens der edle Ritter Albrecht von Müllinen, welchen der Herzog liebte. Da sprach Leopold: „Es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen; ich will mit ihnen ehrlich sterben," verbarg sich seinen Freunden, von Wehmuth und Verzweiflung hingerissen, vermischte sich in die feindlichen Haufen, suchte seinen Tod. Von allen Orten war der Feind eingebrochen; mit großer Noth hielten kaum die Schultheißen der Aargauer Städte ihre Banner aufrecht. Im Gedränge der Schaaren fiel der Herzog zur Erde; voll Schlachtwuth rang er in der schweren Rüstung (weil er nicht ungerochen umkommen wollte) sich empor zu helfen. Ein unansehnlicher Mann aus dem Lande Schwyz fand ihn ohne Mühe; da rief Leopold hülflos: „Ich bin der Fürst von Oesterreich." Dieses hörte Jener nicht, oder er glaubte es nicht, oder es däuchte ihn, die Schlacht hebe Alles auf. Als der Herzog durch die Hand der Wunde den Geist alsobald aufgegeben, erblickte ihn von ungefähr Arnold Walderer, der das Banner der Stadt Freiburg im Breisgau trug: versteinert stand er, das Banner fiel ihm aus der

Hand; plötzlich warf er sich über Leopolds Leichnam hin, damit er nicht von Feinden und Freunden befleckt und gequetscht werde; er erwartete und fand hier seinen eigenen Tod. An eben diesem Orte stritt bis in den Tod Rudolf der Harraß, Herr von Schönau, Harnischmeister des Herzogs.

Die Augen der Schaaren suchten den Fürsten vergeblich; da wandte sich auf einmal die Macht von Oesterreich grauensvoll auf die Flucht; also schrien alle Edle: „Die Hengste daher, die Hengste daher;" da zeigte ihnen kaum der ferne Staub den Weg der Flucht, auf den ein ungetreuer Graf und vielleicht Hanns von Oberkirch sie längst mit fortgerissen. Ihnen, in drückenden Rüstungen, in unerträglicher Hitze, erschöpft von Durst und Arbeit, blieb übrig, ihren Herrn zu rächen, und, Jeder wie er konnte, sein Leben, wo nicht zu retten, doch theuer zu verkaufen. Hier traf den edeln Ritter von Ems das würdige Ziel seines Laufs heldenmüthiger Thaten. Hier fand Otto Truchseß von Waldburg den rühmlichen Tod, und Ysni kam in vollkommene Freiheit; von Ysni, seiner Stadt im Allgau, war er hieher gekommen, und verschrieb ihr um achttausend Pfund Pfennige (den Sold für seine Reisigen) auf seinen Tod hin alle Macht, welche ihm daselbst übrig war. Bei den Eidgenossen fiel Konrad, Landammann von Uri, der Frauen von Zürich Meyer, Kastvogt von Attinghausen, Ritter; Sigrist von Tiesselbach, Landammann Deren von Unterwalten ob dem Kernwald; von Glaris Konrad Grüninger, ein tapferer Mann (dafür gaben die Männer von Schwytz desselben Sohn das Landrecht). Indeß verblutete an vielen Wunden der Schultheiß Petermann von Gundoldingen; ein Luzerner eilte an den Ort, wo er lag, um seinen letzten Willen zu vernehmen; der Schultheiß, fern von Gedanken eines Privatmanns, gab ihm zur Antwort: „Sage unsern Mitbürgern, sie sollen keinen Schultheiß län„ger als ein Jahr an dem Amt lassen; das rathe ihnen Gundoldingen, „und wünsche ihnen glückliche Regierung und Sieg;" unter welchen Worten das Leben ihn verließ. Aber in dem feindlichen Heere half dem von Hasenberg nicht, sein Unglück vorgesehen zu haben; fiel mit ihm Johann von Ochsenstein, der seiner Klugheit spottete; Siegfried vom Hause Erlach, dem nicht gegeben, wider die Freiheit glücklich zu streiten; drei Heudorf und Albrecht von der Hohenrechberg, deren Haß wider die Sieger auf ihre Urenkel erbte; Herr Gottfried Müller, Herr Burkard Geßner von Breisach, Hatstatt, Rathsamhausen, drei Berenfels, Flachsland, auch welschen Adels Monsterol, neben dem Herzog Franz von Kastelnau, fünfunddreißig von Bingsgaue, Hanns von Baurmar-

cus, Richard von Mümpelgard. Ein Mann von Gersau sah das Banner von Hohenzollern schweben, eilte und brachte diese glorwürdige Ausbeute davon. Alle Herren vom Hause Rheinach fanden beisammen ihren Tod. Nur Hemmann der Jüngling erhielt (gleich den Fabiern) ihr altes Geschlechts; Hemmann, als die Ritter von den Pferden stiegen und ihre langen Schuhschnäbel abschnitten, hatte aus Lebhaftigkeit sich selbst verwundet, und war voll Unmuth aus dem Treffen gebracht worgen. Da ging der Stadt Banner von Schafthausen verloren von Herrn Diethelm, Ritter, der Stadt Schultheiß, Hans von Randegk, der Herzoge Vogt, von dem edeln Im Thurm, zwei von Stokar, Hans von Fulach (seiner zehn Kinder sonst glücklichem Vater) und andern achtundzwanzig Edlen und Bürgern bis in ihrer aller Tod vergeblich behauptet. Unter vierzehn Mitbürgern fiel der Schultheiß der Stadt Aarau, unter sieben Herr Werner von Lo, Bannermeister von Lenzburg; freiwillig und redlich erstattete die Mannschaft von Mellingen dem unglücklichen Fürst ihren Dank um die Freiheiten, wodurch er nach einem großen Brand ihnen aufzuhelfen gesucht; die Bürger von Bremgarten glänzten schrecklich von Feindesblut, so daß das Haus Oesterreich den Ruhm solcher Treu durch die Veränderung ihrer Stadtfarbe verewiget; nach zwölf Zofingen fiel ihr Schultheiß Niclaus Thut, unbekümmert seines Todes, aber des Banners, das die Bürger von Zofingen seiner Hand anvertrauten; damit sich keine feindliche Gemeine desselben zu rühmen habe, riß er es in Stücken, und wurde unter den Todten gefunden, den Stock des Banners zwischen seinen Zähnen festhaltend; von dem an ließen seine Mitbürger die Schultheißen schwören, „der Stadt Banner von Zofingen so zu hüten wie der Schultheiß Niclaus Thut.“ Sechshundertsechsundfunfzig war die Anzahl der erschlagenen Grafen, Herren und Ritter, so daß der Glanz der fürstlichen Hoflager für viele Jahre unterging und im Lande gesprochen wurde: „Gott sei zu Gericht gesessen über den muthwilligen Trotz der Herren von Adel.“ Nachdem auf beiden Seiten fast alle Befehlshaber so oder anders geblieben, unterlag der Zorn der Sieger der Arbeit und Hitze des Tages; ruhig folgten die Oesterreicher der Begierde des Lebens; die Schweizer, da sie zu dem Troß gekommen, der Begierde der Beute.

Dieses Ende nahm der große Tag der Sempacher Schlacht, in welcher Arnold Struthan von Winkelried mit Aufopferung seines Lebens die Blüthe der schweizerischen Mannschaft von ihrem Untergang, das Vaterland von äußerster Gefahr gerettet. Es ist wahr, daß die Feinde die Unbehülflichkeit ihrer Schlachtordnung, ihre Ungeschicklichkeit im Fuß-

gefocht, ihre unwiſſende Feindesverachtung und ihre ſtürmiſchen Rittertugenden ſelbſt wider ſich hatten. Unſere Väter kannten die Gegenden des Landes, und bedienten ſich der Vortheile, welche dieſelben bis auf dieſen Tag tauſendfältig darbieten. An Fertigkeit in Handgriffen und mancherlei Uebungen wurden ſie auch damals übertroffen. Ihr Krieg war (wie ihre Seelen) ſimpel, groß und ſtark. Wurden ſie durch fremde Kunſt in ihrem Gang aufgehalten, ſo half, wie bei Sempach, eine außerordentliche That, wozu ihr Heldenſinn ihnen den Gedanken und ihre geſunden Körper die Mittel darboten. Mit Winkelrieds Gemüth und mit ſolchem Fußvolk würden Wunder der Standhaftigkeit bewieſen worden ſein, auch wenn es darauf angekommen wäre, eine wohlbediente Artillerie wegzunehmen oder ihr Feuer zu unterlaufen. Denn alle Waffen, welcher Form ſie ſeien, mögen übermeiſtert werden durch hellen Verſtand und unbezwingbare Seelen. Darum, nach dem Urtheil der trefflichen Kriegsmänner unſrer Zeit, würde in Behauptung unſrer Freiheit und Eidgenoſſenſchaft, wenn die Gemüther noch dieſelben ſind, auch der Ausgang nicht verſchieden ſein.

Chronologiſcher Leitfaden

von 1386—1414 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.	
1388	Schlacht bei Näfels. Schweizer — Wenzel von Böhmen.
1399	Bündniß mehrerer Kurfürſten.
1400	Wenzel abgeſetzt. —
1400—1410	Ruprecht von der Pfalz. —
1410—1437	Sigismund, Wenzels Bruder. — Huß und Hieronymus zu Prag. — Vervollkommnung der Oelmalerei.

Sigmunds Reiſe zur römiſchen Königskrönung nach Aachen und zum Concilium in Conſtanz 1414*).

Es waren bereits beinahe vier Jahr verfloſſen ſeit der erſten Wahl Sigmunds zum römiſchen Könige. Schon im J. 1410 bald nach ſeiner Erwählung wollte er in das Reich kommen und ſich in Aachen krö-

*) Aus: Dr. Joſ. Aſchbach: Geſchichte Kaiſer Sigmunds. Hamb. 1838. B. I. S. 391—418.

nen lassen. Die streitige Königswahl mag ihn damals bestimmt haben, erst abzuwarten, ob sein Anhang sich nicht vermehrte. Als aber nach dem baldigen Tode seines Gegners, des Markgrafen Jobst von Mähren, alle Stimmen der Kurfürsten zu seiner Erwählung sich vereinigten, wäre er gewiß ohne Widerspruch von irgend einer Seite in Aachen zum römischen König gekrönt worden. Gerade weil ihm die Krönung nunmehr nicht entgehen konnte, so eilte er nicht, sie zu empfangen. Zwar schrieb er jedes Jahr an die deutschen Fürsten und Städte häufige Briefe, entschuldigte sein bisheriges Ausbleiben und kündigte seine baldige Ankunft im Reich an: allein erst die Schlichtung des Krieges zwischen dem deutschen Orden und Polen, dann der hartnäckige Kampf mit den Venetianern und Dalmatiern, der durchaus nothwendige Zug nach der Lombardei zur Einleitung eines allgemeinen Conciliums beschäftigten Sigmund einige Jahre, ehe er nach Deutschland selbst kommen konnte zur Krönung.

Mittlerweile aber hatte sich Manches daselbst geändert und zwar nicht zu seinem Vortheile. Seine alten Gegner, mit Mühe mit ihm ausgesöhnt, fingen an ihre Nachgiebigkeit zu bereuen; die Freunde wurden lauer; die Mehrzahl des deutschen Volkes war mißvergnügt, daß der König nicht in das Reich kam, um die Ordnung und den Landfrieden zu erhalten und die Gerechtigkeit zu handhaben. Nur Wenige, welche vor Allen zu Sigmunds Erhebung beigetragen hatten, die Kurfürsten von der Pfalz und von Trier und der Burggraf Friedrich von Nürnberg, welchen sich der König auch ganz besonders günstig erwiesen, blieben ihm unerschütterlich fest zugethan: dagegen war ihm der Erzbischof von Mainz, der Kurfürst Herzog Rudolf von Sachsen, König Wenzel von Böhmen und einige Herzoge aus dem bairischen Hause sehr abgeneigt.

König Wenzel glaubte mehrere Ursachen zu haben, seinen Bruder von Neuem der Treulosigkeit gegen ihn anzuklagen. Von den ihm gemachten Versprechungen, ihm die Kaiserkrone zu verschaffen, die Reichseinkünfte mit ihm zu theilen, gewissermaßen gemeinschaftlich mit ihm zu regieren, hatte Sigmund nicht nur nichts gehalten, sondern ihm auch sogar nicht einmal mehr den Titel eines römischen Königs gegeben. Der Versuch, die beiden königlichen Brüder wieder zu versöhnen, ward mehrmal durch deutsche und auswärtige Fürsten gemacht, jedoch blieb er ohne Erfolg, so daß endlich Wenzel auch Sigmund nicht mehr römischen König nannte und sich enger an die Herzoge von Brabant, Lothringen, den Kurfürsten von Sachsen, den Herzog Ernst von Oesterreich, die Her-

gen Ernſt und Stephan von Baiern ſchloß, welche ihn als den römiſchen König benannten und anerkannten.

Obwohl ſich der Erzbiſchof Johann von Mainz nicht an König Wenzel anſchloß (zwiſchen Beiden herrſchte große Abneigung), ſo war er doch keineswegs ein Freund Sigmunds. Auch klagte er, daß nach drei Jahren der König noch mehrere in der Capitulation ihm beſchworene Punkte nicht erfüllt habe. Mailand und Genua ſeien noch nicht dem Reiche gewonnen: nichts für die Aufrechthaltung des Landfriedens, für die Handhabung der Gerechtigkeit und Ordnung in Deutſchland gethan worden. Sigmund habe ohne Beihülfe der Kurfürſten den Schiedsſpruch zwiſchen dem deutſchen Orden und dem polniſchen König gefällt — und zwar gar nicht zu Gunſten des Ordens. Der Krieg gegen Venedig ſei ohne Ehre und Ruhm geführt worden, da der Waffenſtillſtand ihnen alle vorher gehabten Eroberungen laſſe. Der ſtolze Prälat bedachte nicht oder wollte nicht erwägen, daß ohne Mitwirkung der deutſchen Reichsſtände ein römiſcher König wenig oder nichts Großes ausführen konnte. Auch erregte es des herrſchſüchtigen, ehrgeizigen Erzbiſchofs Neid und Eiferſucht, daß der Kurfürſt von Trier und der Pfalzgraf Ludwig mehr bei dem König galten als er, überhaupt ſein Rath wenig eingeholt ward.

Als Sigmund im Juli 1411 den deutſchen Boden betrat, war das Reich in einem wahrhaft jämmerlichen Zuſtand; ſeit der Abſetzung König Wenzels und ſchon früher war alle Einheit aus der Reichsverwaltung gewichen; jedes Land, jede Provinz, jede Stadt regierte ſich ſelbſt, ſo gut es ging, und nur wenn die Gefahr eines Mächtigern drohte, wurden Bündniſſe zur Abwehr gewaltſamer Eingriffe in die erworbenen Gerechtſame geſchloſſen. Ein großes Glück für Deutſchland war es, daß es damals nicht von einem auswärtigen Feinde angegriffen wurde; es würde ſicher keinen beſondern Widerſtand geleiſtet haben.

Das mächtigſte Land im römiſchen Reiche beſaß der König Wenzel. Jedoch die geringe Energie deſſelben und ſeine beſtändigen Streitigkeiten mit den böhmiſchen, mähriſchen, ſchleſiſchen, lauſitziſchen Landherren und Städten und andere durch Johann Huß und die böhmiſche Geiſtlichkeit veranlaßte Bewegungen (wovon an ſeinem Orte näher gehandelt werden wird) lähmten die Kräfte des böhmiſchen Königs in der Weiſe, daß er für ſich allein kaum zu den mächtigen Fürſten der damaligen Zeit gerechnet werden konnte.

Hauptſächlich den Bemühungen Sigmunds verdankten die Habsburger, daß in ihren Landen der Friede und die Ordnung wieder herge-

ſtellt worden. Herzog **Albrecht von Oeſterreich**, der zum Schwiegerſohne Sigmunds beſtimmte Fürſt, war von dem römiſchen Könige ganz abhängig. Sein Intereſſe war mit dem ſeines Schützers enge verflochten. Durch Sigmund allein waren die beiden Herzoge Ernſt von Steyermark und Friedrich von Tyrol und den vorderöſterreichiſchen Landen in Schranken gehalten worden. Dieſe Beiden fürchteten zwar des römiſchen Königs Macht, allein ſie waren ihm wenig zugethan; ſie warteten nur auf eine Gelegenheit, ſich gegen ihn zu erklären.

Kein Land in Deutſchland war damals getheilter als die Beſitzungen der Wittelsbacher. In Baiern, in der Pfalz, in Holland herrſchten ſie, und hatten durch öftere Theilungen ihre Kräfte zerſplittert und geſchwächt; der Aelteſte der baieriſchen Wittelsbacher, Herzog Stephan II. von Ingolſtadt, welcher eine Zeit lang die Kur in Anſpruch nahm, aber vergeblich, obwohl ihn der Erzbiſchof von Mainz dabei unterſtützt hatte, war nicht lange vor Sigmunds Ankunft in Deutſchland geſtorben (2. Oct. 1413). In Baiern gab es damals zwei Wittelsbachiſche Linien, welche von Kaiſer Ludwig IV. abſtammten, und ſich wieder von Neuem theilten. Zu Oberbaiern gehörten Baiern-Ingolſtadt, worüber Stephans II. Sohn, Ludwig der Bärtige, Herzog war, und Baiern-München, worüber Johanns Söhne die Herzoge Ernſt und Wilhelm gemeinſchaftliche Regierung führten; Niederbaiern verfiel in Baiern-Landshut, worüber (ſeit 1393) Friedrichs Sohn, Heinrich, Herzog war, und in Baiern-Straubingen, welches ſeit dem Tode ihres Vaters Albrecht, Sohnes des Kaiſers Ludwig, der Herzog Wilhelm von Holland und der Fürſtbiſchof Johann von Lüttich gemeinſchaftlich regierten.

Unter dieſen baieriſchen Herzogen war Ludwig der Bärtige von Ingolſtadt einer der mächtigſten und reichſten. Er hatte ſich früher häufig und lange an dem franzöſiſchen Hofe bei ſeiner Schweſter, der Königin Iſabelle, Gemahlin Karls VI., aufgehalten, und vielen Antheil an den Bewegungen in Paris genommen, wodurch er zuletzt eine Zeit lang in Gefangenſchaft der Burgunder gerathen war. Sobald Ludwig nach dem Tode ſeines Vaters nach Baiern zurückgekehrt war, und die Regierung ſeines Herzogthums angetreten hatte, ſchloſſen die übrigen baieriſchen Herzoge, welche von dem kriegsluſtigen Vetter Angriffe befürchteten (den 17. April 1414), ein Bündniß zum gegenſeitigen Schutz und Beiſtand. Dadurch ward zwar Ludwig, der die von ſeinem Vater mit den andern baieriſchen Herzogen geſchloſſenen Verträge nicht als gültig anerkannte, von offenbarem Kriege abgehalten, jedoch munterte er den niederbaieriſchen Adel gegen Heinrich von Landshut auf, indem

ihrer die in Fehden und Aufstand gegen Ludwig begriffenen Herren unterstützte und sie in sein Land schützend aufnahm.

Einiger als die baierischen Wittelsbacher waren die pfälzischen: jedoch hatten auch diese durch Theilungen sich geschwächt. Gegen das im J. 1395 erlassene Grundgesetz des pfälzischen Hauses von der Untheilbarkeit des Landes hatte König Ruprecht eine Theilung unter seinen vier Söhnen nach seinem Tode angeordnet, wornach der älteste, Ludwig, die Kur mit den dazu gehörigen kurpfälzischen Ländern und einige andere Orte; der zweite, Johann, der sich Herzog von Neumarkt nannte, die Oberpfalz mit Sulzbach; der dritte, Stephan, Simmern und Zweibrücken, und der jüngste, Otto, Sinsheim und Mosbach ꝛc. erhielt. Jedoch blieb der älteste, Ludwig, als Kurfürst an der Spitze der Familie, und er erhielt durch sein Ansehen und seine Klugheit die Einigkeit in dem pfälzischen Hause. Er war mit seinen Brüdern dem König Sigmund ganz ergeben, indem die baierischen Wittelsbacher größtentheils mehr König Wenzel zugethan waren.

Nicht wenig brachte es die baierischen Herzoge, vorzüglich Ludwig den Bärtigen, gegen Sigmund auf, daß der König die Mark Brandenburg, welche Karl IV. dem baierischen Hause durch Schleichwege entzogen hatte, nicht an das Wittelsbachische Haus zurückgab, sondern an einen Fürsten verkaufte, der gar keine Rechtsansprüche darauf hatte: und daß den Wittelsbachern nicht einmal das Verkaufrecht angeboten ward. Die Luxemburger sahen die Mark Brandenburg fast nur wie eine Geldquelle an, ohne Rücksicht darauf, daß das Land durch die beständigen Verpfändungen ganz ausgesogen wurde. Kaum hatten nach dem Tode des Markgrafen Jobst die Stände der Mark auf dem Landtage zu Berlin (22. Mai 1411) den König Sigmund von Neuem als Landesherrn anerkannt, und ihm durch Abgeordnete an seinem Hof nach Ofen persönlich die Huldigung geleistet, so sahen sie sich von Neuem in ihren Erwartungen getäuscht, daß Sigmund selbst in die Mark kommen und die Ruhe und die Wohlfahrt des Landes, welche durch viele Fehden der Herren ganz gestört war, wieder herstellen werde. Zwar hatte der König nach der Bestätigung der Privilegien der kurmärkischen Stände und Städte den an ihn Abgeordneten der Herren und Städte aus der Mark seine baldige Ankunft daselbst zugesagt; allein er war nicht im Stande, sein Versprechen zu erfüllen, da ihn vielerlei andere wichtigere Angelegenheiten ganz beschäftigten. Um aber das in große Unordnung gerathene Land, worin zuletzt Caspar Gans Edler von Putlitz die Statthalterschaft geführt, nicht ganz verwaist zu lassen, und zugleich um

einen ihm sehr ergebenen und um ihn hochverdienten Fürsten, der ihm bedeutende Geldsummen vorgeschossen, zu belohnen, entschloß er sich, einen Verweser in die Mark zu schicken. Mittwoch vor St. Ulrich, den 8. Juli 1411, übertrug Sigmund dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg die Mark Brandenburg mit allen ihren Herrschaften, Landen, Leuten, Besitzungen, Lehen, Münzen, Bergwerken, Ehren, Würden, Gerichten, Steuern, Diensten, Zöllen, Einkünften ꝛc., und bestellte ihn darüber zu einem rechten Obristen und gemeinen Verweser und Hauptmann. Nur die Kurwürde behielt Sigmund sich und seinen Erben noch vor. Der Burggraf und seine Erben sollten das Land so lange besitzen, bis ihm oder seinen Erben von Sigmund hunderttausend Goldgulden (die Summe, welche der König ihm schuldete) bezahlt worden wären. Die Einwohner der Mark wurden zugleich angewiesen, dem neuen Verweser die Huldigung zu leisten und ihm gehorsam zu sein. König Wenzel von Böhmen, der wegen seiner Erbansprüche an die Mark zu dieser Verfügung Sigmunds seine Einwilligung geben mußte, ertheilte sie noch in demselben Jahre (15. Decbr.), mit dem Vorbehalt der Auslösung um die genannte Summe für sich und seine Erben.

Obwohl zum Landeshauptmann in der Priegnitz (28. Sept.) der obengenannte Gaspar Gans Edler von Puttlitz ernannt worden war, so zeigte er sich doch höchst aufgebracht darüber, daß ihn der Burggraf Friedrich aus seiner Statthalterschaft verdrängt hatte; er verband sich daher mit den Herren von Quitzows und dem Adel im Havellande gegen den Burggrafen. Ungeachtet fast das ganze Land diesem die Huldigung leistete, selbst auch zuletzt der havelländische Adel, so beharrten die Quitzows in der Altmark und die Priegnitzschen Landstände in ihrer Widersetzlichkeit gegen Friedrich; und selbst wiederholten Schreiben des Königs, welche sie zum Gehorsam gegen den Burggrafen aufforderten, leisteten sie keine Folge. Sie verbanden sich mit den pommerischen Herzogen Otto und Casimir zu Stettin, stritten in vielen Gefechten gegen Friedrich, oft nicht unglücklich. Erst als dieser neue Hülfsvölker aus Franken herbeigeführt, mit dem Erzbischof Günther von Magdeburg ein Bündniß geschlossen, Sigmund die Reichsacht über die rebellischen Herren ausgesprochen, und die pommerischen Herzoge durch Drohungen und Bündnisse von der Unterstützung der Quitzows abgebracht hatte, gelang es dem Burggrafen, freilich nach großen Anstrengungen und vielem Blutvergießen, seiner Regierung im ganzen Lande Ansehen und Gehorsam zu verschaffen. (1414.)

Der römische König hatte seinem Verweser auch bedeutende jähr-

liche Einkünfte außerhalb der Mark angewiesen. Anstatt der ihm früher verschriebenen Jahrgelder von viertausend Goldgulden wies er ihm (29. Jan. 1412) auf unbestimmte Zeit die ihm als römischen König zukommende jährliche Reichssteuer von den Städten Nürnberg, Rothenburg, Halle, Nördlingen, Schweinfurt, Dinkelspühl, Windsheim und Weißenburg nebst der halben Judensteuer in Nürnberg an.

Auch dafür sorgte Sigmund, daß der Burggraf Friedrich mit seinen Nachbarn, den sächsischen Herzogen, in ein friedliches Vernehmen und in Verbindung trat. Der Herzog Rudolf von Sachsen, welcher damals die Kurwürde hatte, war bei jeder Gelegenheit seit der Zeit, als er durch den Ueberfall bei Friglar (1400) auf Veranlassung des Erzbischofs von Mainz in die Gefangenschaft des Grafen von Waldeck gerathen, und bald darauf wieder frei geworden war, ein Anhänger des abgesetzten römischen Königs Wenzel geblieben. Doch waren entweder seine Streitkräfte sehr schwach, oder er besaß sehr wenig Thätigkeit; denn er unternahm nichts zu Gunsten seines Freundes. Sein Bruder Albrecht dagegen war in der Zeit nach König Ruprechts Tod eifrig bedacht, daß Sigmund auf den Thron gehoben ward. Er war selbst bei ihm in Ungarn zu Wissegrad. Da er aber ein heftiger Feind des Burggrafen Friedrich von Nürnberg war, so ließ es sich der König sehr angelegen sein, beide Fürsten, deren vereintes Wirken ihm sehr gute Dienste leisten konnte, zu versöhnen. Dieses gelang ihm auch: er stiftete zwischen ihnen eine dauerhafte Freundschaft, und brachte eine Verbindung zwischen Friedrichs Sohn Johann und Albrechts Nichte Barbara zu Stande. Hauptsächlich durch Albrechts Einfluß gewonnen, verstand sich sein Bruder, der Kurfürst Rudolf von Sachsen, dazu, mit Friedrich ein Bündniß zu schließen, und ihn gegen den rebellischen Adel in der Altmark und in der Priegnitz zu unterstützen.

So eng verbunden auch die Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen damals mit den Herzogen von Sachsen in den Reichsangelegenheiten waren, und sie sich, wenn auch nicht immer als Freunde des Königs Wenzel, doch gewöhnlich als Anhänger des luxemburgischen Hauses zeigten, so standen sie doch mit den beiden Burggrafen Johann und Friedrich von Nürnberg und demnach auch mit Sigmund nicht in besonderer Freundschaft. Seitdem (10. Febr. 1407) Markgraf Wilhelm der Einäugige von Meißen ohne Erben gestorben war, theilten sich seine drei Neffen Friedrich der Streitbare und Wilhelm (Söhne Friedrichs des Strengen) und Friedrich der Friedfertige (Sohn des Markgrafen Balthasar) in die thüring-meißnischen Länder, jedoch nicht ohne Hader

und Streitigkeiten. Erſt (31. Juli) 1410 wurden durch einen neuen Theilungsvertrag zwiſchen den drei Markgrafen und durch eine neue Erbverbrüderung ihre Streitigkeiten unter einander ausgeglichen. Allein die Burggrafen von Nürnberg, denen Markgraf Wilhelm der Einäugige im Falle ſeines unbeerbten Abſterbens mehrere Orte im Voigtlande verſchrieben hatte, wurden bei der Theilung der Hinterlaſſenſchaft des Markgrafen Wilhelm ganz übergangen, obwohl doch ſowohl König Ruprecht, wie auch Papſt Gregor XII. ihre Anſprüche gegründet gefunden hatte. Es blieb daher dieſe Streitigkeit noch durch König Sigmund zu erledigen.

Bei den vielen Fehden, Streitigkeiten, Kriegshändeln, welche überall in den deutſchen Gauen herrſchten, waren die Straßen höchſt unſicher: ſelbſt Fürſten und ihre Geſandten konnten ohne ſtarkes Geleite ſich nicht von einem Ort zum andern begeben. Bei dieſem Zuſtande, wo das Fauſtrecht herrſchte, und der Schwächere jeder Gewalt preisgegeben war, mußten natürlich die Bündniſſe der Städte und des Adels fortbeſtehen: ja ſelbſt wieder neue hervorgerufen werden. Daher verlängerte die unmittelbare Reichsritterſchaft in Schwaben im Allgau, Hegau und an der Donau ihre Vereinigung (25. April 1413); der Erzbiſchof von Mainz, der Biſchof von Würzburg und die Aebte von Fuld und Hersfeld verbanden ſich mit den Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen (1. Aug.) zum gegenſeitigen Schutz und Beiſtand; ſchwäbiſche und fränkiſche Städte hielten (23. Febr. 1414) zur Aufrechthaltung des Landfriedens einen Tag zu Nürnberg, den Sigmund auch durch ſeine Geſandten beſchickte.

Zur Vermehrung ihrer Einkünfte vereinigten ſich die rheiniſchen Kurfürſten (25. Mai 1413) dahin, daß auf dem Rhein nichts mehr zollfrei ſein ſollte als Fürſtengut und Gut ſolcher Perſonen, die von Alters her als zollfrei privilegirt waren. In den meiſten freien Reichsſtädten regte ſich damals ein Geiſt der Auflehnung unter den niedern Bürgerklaſſen, den Zünften, gegen ihre Magiſtrate: im Norden gab die Hanſeſtadt Lübeck das Beiſpiel der Verjagung ihres alten Magiſtrates und der Einſetzung eines neuen, der zum Theil aus Bürgern, die den Zünften entnommen, zuſammengeſetzt war. Aus ähnlicher Urſache, d. i. um die ſtädtiſchen Patricier, die bis dahin allein die Rathsämter im Beſitz gehabt, aus ihren Rechten zu verdrängen, erfolgten zu Wismar, Roſtock, Hamburg, Magdeburg, Würzburg, Bautzen, Görlitz, etwas ſpäter in Breslau und in vielen böhmiſchen Städten Empörungen der Bürger gegen ihre Obrigkeiten.

Zu dem damaligen verwirrten Zuſtande Deutſchlands kam aber

noch eine ſtreitige Erzbiſchofswahl. Der Kurfürſt Friedrich von Köln war den 16. April 1414 geſtorben. Ein Theil des Domcapitels wählte noch in demſelben Monat den Biſchof Wilhelm von Paderborn, Bruder des Herzogs Adolf von Bergen, zum Erzbiſchof, mit welcher Wahl der größere Theil des Dompcapitels ſich nicht zufrieden zeigte, und einige Tage ſpäter in Bonn den Propſt Theoderich, einen Grafen von Mörs, Friedrichs Schweſterſohn, auf den Erzbiſchofsſitz erhob. Dieſer, durch die ererbten Schätze ſeines Oheims mächtig, ſetzte ſich in den Beſitz des Erzſtiftes, und erhielt auf des Mainzer Erzbiſchofs und Sigmunds Verwendung auch die Beſtätigung des Papſtes Johann XXIII., indeſſen der Herzog Adolf von Bergen das Erzſtift mit Krieg überzog, und vom Papſt Gregor XII. für Wilhelm die Beſtätigung erlangte.

So war der verwirrte Zuſtand Deutſchlands, als Sigmund im Juli 1414 von Baſel ſeine Reiſe zur Krönung nach Aachen antrat. Schon von Pontenſeuer aus, einem Orte in der Nähe von Turin, hatte er (16. Juni) ein Schreiben an die ſüddeutſchen Reichsſtände erlaſſen, auf Sonntag nach Sct. Ulrich in Speier zuſammenzukommen zur Aufrechthaltung des Landfriedens. Mittlerweile ſetzte er durch die Schweiz ſeine Reiſe nach Baſel fort, von wo er auf dem Rhein nach Straßburg fuhr. Den 11. Juli hielt er daſelbſt ſeinen feierlichen Einzug: er ward von den Straßburgern nicht nur mit großem Jubel und vielen Feſtlichkeiten empfangen, ſondern ſie veranſtalteten auch zu ſeinen Ehren mancherlei Luſtbarkeiten. Siegmund zeigte ſich hier wie an andern Orten als einen großen Freund ſchöner Frauen, und bei jeder Gelegenheit bewies er ſeinen Witz und ſeine heitere Laune. Nach ſpätere Nachrichten geben an, daß der König im Freudenrauſch zu Straßburg ſeine hohe Stellung vergeſſen, und in den Leichtſinn ſeiner Jugend zurückgefallen. Zu ſeiner Bewillkommnung waren nach Straßburg mehrere Fürſten und Herren gekommen, darunter namentlich der Kurfürſt Ludwig von der Pfalz mit ſeinen beiden Brüdern Stephan und Otto, der Erzbiſchof von Trier, der Herzog von Lothringen, die Markgrafen von Baden und Hochberg. Während ſeines ſiebentägigen Aufenthalts in Straßburg ertheilte oder beſtätigte er für Geiſtliche und Weltliche mehrere Privilegien. Darauf ſetzte er ſeine Reiſe hinab gegen Speier weiter fort, wo er den 19. Juli eintraf. Er hielt ſeinen Einzug daſelbſt unter einem koſtbaren Traghimmel, deſſen Tuch von gelber Farbe war, und worauf ſich ein ſchwarzer Adler geſtickt fand. Auf den Seiten-Gehängen waren des Reiches, der Kurfürſten und des ungariſchen Adels Wappen. So ſehr den König dieſer feſtliche Empfang freute, ſo betrübte ihn doch

die geringe Theilnahme der Fürsten an seiner Ankunft. Außer den Fürsten und Herren, welche ihn schon in Straßburg bewillkommt, und ihn auch nach Speier begleitet hatten, fanden sich fast weiter keine Reichsstände in Speier ein, so daß der vorgehabte Reichstag daselbst nicht stattfinden konnte.

Sigmund bestimmte einen neuen Tag zur Versammlung der Kurfürsten nach Coblenz auf Mitte August. In Speier, einer mit dem Kurfürsten von der Pfalz sehr befreundeten Stadt, verweilte der König gegen vierzehn Tage, bis in den Anfang des Augusts, und ertheilte oder bestätigte hier viele Privilegien. Jedoch beschwerte man sich allgemein, daß die Kanzleigebühren bei der Ausfertigung der Privilegien übermäßig hoch angeschlagen würden. Wer unter den Fürsten, welche mit dem König gut standen, einen Freund oder Gönner hatte, benutzte dessen Verwendung zur Ermäßigung der angeschlagenen Summen. Auch den Pfalzgrafen Ludwig brachte es die Stadt Regensburg dahin, daß sie anstatt zweitausend nur neunhundert Gulden für die Bestätigung ihrer Privilegien an den Kanzler bezahlte. Andere Städte, welche man keine Ermäßigung hoffen ließ, [illegible], sich die Privilegien bestätigen zu lassen. Die Reichsstadt Frankfurt, die wie Straßburg und Mainz zweitausend zweihundert Gulden bezahlen sollte, fand diese Summe zu hoch, daß sie zur Herabsetzung derselben eine besondere Gesandtschaft an den König abschickte.

In den ersten Tagen des Augustes reiste der König von Speier ab, und besuchte Mainz, woselbst er aber nicht mit dem Erzbischof Johann zusammen kam. Denn dieser Prälat vermied jede Zusammenkunft mit dem König. Am 8. August verließ Sigmund wieder Mainz, und fuhr zu Schiffe nach Bingen, ohne für seine und seines Gefolges Beherbergung etwas zu bezahlen, was er nach Sitte der frühern römischen Könige füglich thun konnte, die in Selbstsucht und Eigennutz versunkenen Städte aber höchst ungern sahen. In Coblenz, wo schon am 12. August Sigmund wieder Regierungsgeschäfte vornahm, hielt er sich gegen vier Wochen auf, um die Ankunft der dahin geladenen Fürsten abzuwarten. Allein außer den Fürsten, die schon in Straßburg und Speier bei ihm waren, fanden sich Keine weiter ein. Weder von Böhmen, noch von Sachsen, noch von Baiern kam ein Fürst oder ein Gesandter; selbst der Erzbischof von Mainz wagte nicht zu kommen, weil er bei Sigmunds Anwesenheit in Mainz denselben nicht empfangen, sondern sich entfernt hatte.

Höchst unwillig über das Ausbleiben der meisten Fürsten, ohne deren Gegenwart er in Aachen nicht gekrönt sein wollte, begab sich der

König, nachdem er die Umgegend von Coblenz bereist, und in dieser Stadt mehrere Verfügungen erlassen, und Privilegien bestätigt und ertheilt hatte, mit dem Pfalzgrafen Ludwig zu Land über Bingen und Alzei nach Heidelberg, wo er einige Tage (vom 13. bis 20. Sept.) verweilte. Er war gesonnen, ungekrönt in sein Königreich Ungarn zurückzukehren. Doch wollte er noch vorher einen Versuch machen, die mächtigen und reichen Städte des südlichen und mittlern Deutschlands in sein Interesse zu ziehen. Er berief daher einen Convent für die fränkischen Reichsstände auf den 23. September nach Nürnberg, wo er selbst am bezeichneten Tage eintraf.

Außer den beiden Burggrafen Johann und Friedrich von Nürnberg und mehrern fränkischen Herren und Städteabgeordneten kamen dahin auch der Kurfürst Herzog Rudolf von Sachsen und die Bischöfe von Würzburg, Bamberg und Eichstädt, und der Herzog Johann von Neumarkt, Bruder des Pfalzgrafen Ludwig. Mit Hülfe der anwesenden Reichsstände gelang (30. Sept.) dem König, einen gemeinen Landfrieden für Franken auf drei Jahre zu errichten. Den Ehrenfried von Seckendorf bestellte er zum Obmann, und verordnete dabei, daß die vier Landfriedensräthe, so oft es nöthig befunden, in einer der vier Städte Würzburg, Nürnberg, Bamberg oder Neustadt (an der Aisch) sich zu versammeln hätten, bei welchen Versammlungen die Fürsten und Herren wie die Städte vier Stimmen haben sollten.

Von Nürnberg wollte der römische König nach Ungarn zurückreisen; wenigstens schien er den Willen dazu zu haben. Hätte er wirklich sich in sein Königreich Ungarn zurückbegeben, so würde er gewissermaßen der römischen Königskrone entsagt haben. Deutschland wäre in gänzliche Anarchie versunken; das angekündigte Concilium in Konstanz aber hätte nicht stattfinden können. Denn Sigmund war es, der dasselbe als römischer König betrieb. Die Fürsten, welche Sigmund grollten, mögen die Folgen einer solchen Entsagung Sigmunds eingesehen haben: ihr eigenes Interesse war bei der Sache so sehr betheiligt, daß sie bald zur bessern Einsicht gelangten. Da sich sogleich ein geschickter Vermittler fand, war es nicht schwer, den König zu bereden, wieder an den Rhein zu reisen und in Aachen die Krönung zu empfangen, und die Mehrheit der Fürsten dahin zu stimmen, daß sie durch ihre Gegenwart bei der Krönung der fernern Regierung Sigmunds keine Hindernisse in den Weg legten. Es war der Burggraf Friedrich von Nürnberg, der Verweser der Mark Brandenburg, der sich zu seinen andern großen Verdiensten um Sigmund und das Reich auch noch den Ruhm erwarb,

die Fürſten zur Erſcheinung bei der Krönung bereitwillig und den König zur zweiten Reiſe an den Rhein unverdroſſen gemacht zu haben. Auch trafen nach und nach ſchon mehrere Reichsſtände in Nürnberg ein, welche beabſichtigten, den König auf der Reiſe zur Krönung zu begleiten.

Nachdem der Landfriede für Franken gemacht worden, blieb der König noch bis gegen die Mitte des Octobers in Nürnberg, um ſeine Gemahlin, die Königin Barbara, zu erwarten. Dieſelbe reiſte aus Ungarn über Wien, Salzburg, Regensburg zu ihrem Gemahle nach Nürnberg, wo ſie in der zweiten Woche des Octobers eintraf.

Hierauf begab ſich Sigmund mit ſeinem ganzen Gefolge über Cadolzburg, Windsheim, Rothenburg, Hall, welche Städte ihm huldigten und ihre Privilegien beſtätigt erhielten, nach Heilbronn. In dieſe ſchwäbiſche Reichsſtadt hatte er auf Sonntag vor St. Gallus (14. Oct.) die ſchwäbiſchen und elſaſſiſchen Städteabgeordneten beſchieden, um für Schwaben und Elſaß einen Landfrieden zu Stande zu bringen, wie er für Franken einen errichtet hatte. Auch für die Rheinlande beabſichtigte er einen ſolchen und zog daher zu der Beſprechung auch die nach Heilbronn gekommenen Abgeordneten der Städte Frankfurt, Mainz, Worms, Speier; theilte ihnen ſeine beabſichtigten Einrichtungen mit und forderte ſie auf, Alles den Ihrigen zu vermelden, und über das Weitere Abgeordnete auf das Concilium nach Conſtanz zu ſchicken, wo man ſich nach der Vornahme der geiſtlichen Angelegenheiten auch mit dem Wohle und dem gemeinen Beſten des Reiches befaſſen werde. Am folgenden Tage leiſtete die Stadt Heilbronn dem Könige die Huldigung in Gegenwart des Pfalzgrafen Ludwig, des Kurfürſten von Sachſen, des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, des Herzogs von Pommern zu Stettin und der Biſchöfe von Speier und Trient. Auch ſuchten ſich die Reichsſtädte wegen der Steuer der bei ihnen anſäſſigen Juden mit dem Könige zu vergleichen. Da derſelbe das Recht hatte, von dieſen den dritten Theil des Vermögens zu fordern, ſo zeigte er ſich zur Ermäßigung der ſogenannten Judenſteuer wenig bereit. Die Juden in Nürnberg, Mainz, Köln mußten in jeder Stadt zwölftauſend, die in Worms über funfzehntauſend, in Oppenheim tauſend, drei Juden in Heilbronn zwölfhundert, ein Jude in Windsheim vierundzwanzighundert Gulden geben. Selbſt fürſtliche Privilegien konnten ſie nicht von dieſer Steuer befreien. Der König war über die Stadt Frankfurt ziemlich aufgebracht, daß ſie die den dortigen Juden angeſetzte Steuer ermäßigt haben wollte, und dieſelbe noch nicht bezahlt war. Ungeachtet der Pfalzgraf Ludwig für die Stadt manch günſtiges Wort einlegte, da er ihr wohlwollte, ſo konnte er doch

nichts ausrichten. Daß Sigmund mit seiner Gemahlin seinen Weg nicht über Frankfurt an den Rhein nahm, sondern über Heidelberg nach Speier reiste (16. Oct.), war dadurch veranlaßt worden, daß man diese Sache noch nicht zu Ende gebracht. Er wollte nichts von einer Entschuldigung der Frankfurter Gesandten hören. Diese schrieben daher den Ihrigen, die Sache wegen der Judensteuer schnell zu beendigen, um des Königs Gunst wieder zu erlangen.

Nachdem Sigmund in Speier für Johann Huß (18. Oct.) den Geleitsbrief ausgestellt hatte zur Reise auf das Concilium nach Constanz, fuhr er den Rhein hinab nach Coblenz, wo zum erstenmal (29. Oct.) vor ihm der Erzbischof Johann von Mainz erschien. Obwohl es den Anschein hatte, daß alle zwischen ihnen beiden obwaltenden Streitigkeiten hier beigelegt wurden, so begleitete der Kurfürst von Mainz den König doch nicht zur Krönung nach Aachen. Er kehrte in sein Erzstift zurück, indessen Sigmund weiter nach Bonn reiste, wo er die dem Erzbischof von Mainz bei seiner zweiten Wahl gegebene Capitulation von Neuem bestätigte (1. Nov.), und ihm außerdem noch die Landvogtei in der Wetterau übertrug mit allen Einkünften und der jährlichen Reichssteuer aus den vier wetterauischen Städten Frankfurt, Friedberg, Gelnhausen und Wetzlar, mit der Obliegenheit die Sicherheit der Straßen zu schirmen und den Landfrieden zu erhalten in dem Bezirk der genannten Landvogtei.

Ungeachtet dieser Begünstigungen, ungeachtet der Versöhnung konnte Sigmund den Erzbischof nicht bewegen, ihn in Aachen zu krönen oder nur der Krönung beizuwohnen. Was hier für Ursachen dazwischen lagen, läßt sich bei dem Stillschweigen der Quellen nicht bestimmt sagen. Doch dürfte der Hauptgrund darin zu finden sein, daß bei der zweiten Wahl Sigmunds zum römischen König dieser seinem Bruder, dem König Wenzel, die Kaiserkrone zu verschaffen versprach, und der Erzbischof Johann sich dafür verbürgte, daß es geschah. Da nun aber Sigmund nicht nur nach vier Jahren sein Versprechen nicht erfüllt hatte, sondern sogar dem Wenzel die Ertheilung des römischen Königstitels verweigerte, so hielten sich der böhmische König und der Erzbischof Johann nicht für verbunden, zur Krönung Sigmunds mitzuwirken oder nur durch ihre Gegenwart dieselbe gutzuheißen. Ja Wenzel machte sogar Versuche dieselbe mit Gewalt der Waffen zu verhindern. Einem mit dem Herzoge Anton von Brabant früher abgeschlossenen Bündniß gemäß, wornach dieser auf Wenzels Aufforderung zu dessen Verfügung zehntausend Mann ins Feld rücken lassen mußte, sammelte der Herzog Anton ein

Kriegsheer, und versuchte Sigmund den Weg nach Aachen zu verlegen. Allein die Streitkräfte des Herzogs von Brabant, die sonst auf keiner Seite unterstützt wurden, waren zu schwach, die Absichten Wenzels zu erfüllen. Die Bürger von Aachen, die Erzbischöfe von Trier und Cöln, der Pfalzgraf Ludwig, der Herzog Rainald von Geldern (Letzterer mit viertausend Pferden) geleiteten den König mit ansehnlicher Heeresmacht in die Krönungsstadt, und zwangen den Herzog von Brabant sich zurückzuziehen. Mit dem König war auch nach Aachen gekommen seine in jugendlicher Anmuth und Schönheit prahlende Gemahlin Barbara mit ihrem ganzen Hofstaate und einem zahlreichen Gefolge von ungarischen Prälaten, Baronen, Rittern und Herren ꝛc., bestehend aus gegen achthundert Personen.

Mit großer Pracht und den üblichen Feierlichkeiten ward den 8. November 1414 Sigmund in der Marienkirche durch einen neuen Kurfürsten Theoderich von Cöln, der noch nicht einmal zum Bischof geweiht worden, zum römischen König gesalbt und gekrönt. Zugleich empfing auch die Krönung die Königin Barbara. Die Feierlichkeit geschah in Gegenwart der meisten Reichsstände: von den größern Reichsfürsten fehlten nur der böhmische König, der Mainzer Erzbischof, die baierischen Wittelsbacher. Zugegen waren sieben Bischöfe, worunter auch der Erzbischof von Trier, acht weltliche Fürsten, worunter der Kurfürst Rudolph von Sachsen, der Pfalzgraf Ludwig, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, der Herzog Rainald von Geldern, über hundert Grafen und Herren und gegen sechshundert Ritter, wie auch die Abgesandten mehrerer auswärtigen Fürsten.

Der römische König belehnte nach herkömmlicher Sitte noch am Krönungstage die anwesenden Kurfürsten, Fürsten, Grafen, Herren mit ihren Reichslehen und Rechten, und meldete am folgenden Tage dem schon in Constanz zur Eröffnung des Conciliums eingetroffenen Papst Johann XXIII. die stattgefundene Krönung.

Unter den am Krönungstage vorgenommenen Reichsgeschäften und Belehnungen sind vorzüglich die Verfügungen über die pfälzische und sächsische Kur wichtig. Durch eine sogenannte goldene Bulle bestätigte er dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz und dem ganzen pfälzischen Hause die Kurwürde mit dem Erztruchsessen-Amt und den Besitz aller seiner Länder, und bestimmte, wie schon in einer Urkunde Kaiser Karls IV. geschehen war, im pfälzischen Hause die Erbfolgeordnung nach dem Recht der Erstgeburt und in der Lineal-Succession. Dadurch waren die baierischen Wittelsbacher, welche beständig Ansprüche auf die Kur

erhoben, von Neuem zurückgezogt. Eine gleiche Bestätigung der Kur Sachsen und des Erzmarschallamts gab er zu Gunsten des Kurfürsten Rudolf und seines Bruders, des Herzogs Albrecht. Auch dem Kurfürsten von Cöln bestätigte er alle Gerechtsame und Freiheiten seines Erzstifts.

Nachdem der römische König noch mehrere andere Privilegien bestätigt oder ertheilt hatte, verließ er schon am zweiten Tag nach seiner Krönung Aachen, und begab sich nach Cöln, wo er (am 11. Nov.) der Stadt alle Privilegien bestätigte, nachdem sie ihm gehuldigt hatte. Aber schon zehn Tage später widerrief er alle der Stadt zum Nachtheile des Erzbischofs ertheilten Privilegien. Vergeblich aber war Sigmunds Bemühen zwischen dem Cölner Erzbischof Theoderich und dem Herzog Adolf von Berg, welcher seinen Bruder Wilhelm zur Behauptung des erzbischöflichen Stuhles von Cöln mit Waffengewalt unterstützte, zu versöhnen.

Da Papst Johann in seinem Antwortschreiben auf die Anzeige von des Königs Krönung in Aachen darauf drang, daß Sigmund seine Reise nach Constanz zum Concilium beschleunige, so wollte dieser seinen Aufenthalt am Niederrhein nicht weiter verlängern, sondern trat gegen Ende November seine Reise nach Constanz an. Bis Coblenz fuhr er auf dem Rhein: dann aber reiste er die Lahn hinauf bis Wezlar, um von den wetterauischen Städten, welche er bis dahin noch nicht besucht hatte, sich huldigen zu lassen. Von Wezlar aus schrieb er (6. Dec.) an den Burggrafen Eberhard Löwen von Friedberg, daß ihm am folgenden Tag in Wezlar die Huldigung geleistet werde, worauf er sich nach Friedberg begeben wolle, um auch dort dieselbe zu empfangen. Demgemäß ritt der Burggraf mit seinen Burgmannen dem König am folgenden Tag entgegen, übergab ihm die Schlüssel der Burg, und führte ihn in die Stadt mit allen Ehren ein. Nachdem ihm von dem Burggrafen und den Burgmannen der Huldigungseid und die Lehnspflicht geleistet worden, stellte er dem Burggrafen die übergebenen Schlüssel zurück, und forderte ihn auf, das Concilium zu Constanz zu beschicken. Darauf leistete ihm auch die Stadt Friedberg die Huldigung. Wahrscheinlich begab sich der König auch nach Gelnhausen, um sich daselbst huldigen zu lassen.

Nach Frankfurt scheint der König nicht vor dem 12. December gekommen zu sein. Schon am 9. desselben Monats schrieb er dahin von Friedberg aus wegen der Judensteuer, über die man sich erst damals in Betreff der Summe vereinigte.

Sigmund hielt in Begleitung seiner Gemahlin mit einem zahl-

reichen Gefolge seinen Einzug in Frankfurt. Er ward mit großen Ehren und Festlichkeiten von den Bürgern der Stadt empfangen und nach herkömmlicher Weise als römischer König bewirthet und beschenkt, wofür er sich auch der Stadt sehr gnädig zeigte. Er bestätigte nicht nur (13. Dec.) dem St. Katharinenkloster seine Privilegien und dem Rath mit den Schöffen (14. Dec.) den von Karl IV. gegebenen Gnadenbrief wegen Leistung des Bürgereides, sondern versprach auch in einer Unterredung mit den vom Rath an ihn Abgeordneten (13. Dec.) für die Stadt sowohl insbesondere als auch für des Reiches Wohlfahrt im Allgemeinen zu thun, was in seinen Kräften stände. Höchst merkwürdig aber sind diese Mittheilungen, welche er dem Frankfurter Rath machte; sie beziehen sich hauptsächlich den damaligen betrübten Zustand Deutschlands, den Zustand zu verbessern sich vornahm. Es lassen sich daraus die wohlmeinenden Gesinnungen des Königs für des Reiches Wohlfahrt ersehen, aber auch die Schwierigkeiten nicht verkennen, auf die er bei dem Widerstand der Fürsten, besonders bei Handhabung des Landfriedens stieß.

Sigismund versprach nämlich, daß das Geleits- und Zollwesen der Fürsten, welches zu wahren Geldererpressungen gemißbraucht wurde, gemindert; daß der Landfriede, welcher besonders den Städten nothwendig sei, aufrecht erhalten wurde; wobei er jedoch besonders auf den Beistand der Städte rechne. Er rieth den wetterauischen Städten für ihre Gegend einen Landfrieden zu errichten, in der Weise wie er einen für Franken bestellt habe, und dabei mit dem Erzbischof von Mainz, als dem Vorsteher in der Wetterau, eine Einigung zu schließen. In solchen Einungen von Städten und Bischöfen habe er schon in Franken, in Schwaben, im Elsaß Einleitungen getroffen; dadurch werde dem Unfug der Fürsten am wirksamsten entgegengehandelt. Auf dem Concilium zu Konstanz, wohin die Städte ihre Abgeordneten schicken sollten, wolle er alle diese Dinge, wie auch das Münzwesen, das in einem jämmerlichen Zustande sei, da jedes Land, jede Stadt andere Münzen schlage, besprechen lassen, und zu einem guten Ende führen. Er schließt mit den bekannten Worten: Er wisse wohl, daß die Städte des Landfriedens gern hätten. Er hoffe aber, wenn er mit den geistlichen Herren (auf dem Concilium) durchgekommen, auch mit den weltlichen Fürsten, die ihm überall entgegen wären, fertig zu werden.

Während seiner Anwesenheit in Frankfurt belehnte der König auch den Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg, bei welcher Belehnung aber der anwesende Kurfürst Rudolf von Sachsen an dessen Lehensfahne nicht mit greifen wollte, um dem Herzog Erich keine Ansprüche auf die säch-

sische Kur zu geben. Dessenungeachtet wußte Letzterer einen Lehenbrief zu erschleichen, worin ihm nicht nur seine Länder, sondern auch vorkommenden Falles (nach Rudolfs und dessen Bruders Albrecht Tode) die Sächsischen Landschaften mit der Kur zu Lehen gegeben wurden.

Auch der Kurfürst von Mainz war zu dem König nach Frankfurt gekommen. Sie reisten mit einander am 14. Dez. nach Mainz ab, wo Sigmund noch an demselben Tage sich von der Stadt (die damals noch Reichsstadt war) huldigen ließ, und ihre wie des Erzstiftes und des Klerus Privilegien bestätigte.

Nicht vor dem 16. Dez. verließ Sigmund Mainz. Dann fuhr er den Rhein hinauf bis Speier, von wo er, ohne sich irgendwo lange zu verweilen, über Heidelberg oder Bretten durch das Land des Grafen von Würtemberg und Schwaben auf dem nächsten Weg an den Bodensee reiste, wo er in Ueberlingen am Christabende anlangte. Hier setzte er denselben Abend noch über den See, und kam in der Christnacht Morgens vier Uhr in Konstanz bei dem Papst und dem Concilium an.

Werfen wir einen Rückblick auf König Sigmunds frühere Geschichte, ehe wir zur Darstellung seiner Thätigkeit auf dem Constanzer Concilium übergehen, so lassen sich zwei Perioden in seinem frühern Leben leicht unterscheiden, die eine die des unerfahrenen, leichtsinnigen Jünglings, die andere die des in allen Staats- und Regierungs-Geschäften wohlbewanderten Mannes.

Dem luxemburgischen Prinzen Sigmund war schon als Kind von seinem kaiserlichen Vater die Mark Brandenburg zugetheilt, und noch war er im Knabenalter, als sich ihm die Aussicht auf den ungarischen Thron eröffnete. Noch hatte er nicht das funfzehnte Jahr erreicht, so war ihm schon die Regierung des Königreichs Polen anvertraut. Leitung schlechter, schmeichlerischer Umgebung, jugendlicher Leichtsinn, übermäßiger Hang zu Vergnügungen und Verschwendung, heftige schnell aufflammende, zur Grausamkeit verleitende Zornwuth stürzten den jungen Fürsten von Fehler in Fehler, und brachten ihm bittere Früchte. Dadurch gerieth der verschwenderische Markgraf in ungeheure Schulden, und ward zur Verpfändung von Brandenburg genöthigt; dadurch machte sich der despotische Regent der Polen verhaßt, und verscherzte die Regierung über sie; dadurch verlor der leichtsinnige, mit allen schönen Frauen buhlende Luxemburger die Liebe seiner Gemahlin, der Königin Maria, und als König der Ungarn reizte er die Magyaren zum Widerstand

und zur Empörung, weil er ſich mit ausländiſchen Günſtlingen umgab, und die Rechte der Nation nicht achtete. Gegen ſeinen Bruder, den böhmiſchen und römiſchen König Wenzel, und die übrigen Glieder des luxemburgiſchen Hauſes war ſein Betragen überaus tadelnswerth und ſchändlich: er handelte gegen dieſelben nicht nur mit verwerflicher Selbſtſucht, ſondern auch mit Verſtellung, Hinterliſt, Betrug und Gewalt. Gegen irregeleitete und rebelliſche Unterthanen war ſein Verfahren ſehr ungleich, und daher von ſehr nachtheiligen Folgen für ſeine Regierung. Er wußte einestheils im Zorne und im Rachegefühl weder den rechten Augenblick zu finden, durch Milde und Verzeihung die Abgefallenen wieder zu gewinnen, noch in der ſtrengen Beſtrafung Maß zu halten; anderntheils riß ihn nicht ſelten Anwallung von Großmuth hin, zum Nachtheile ſeines königlichen Anſehens zur Unzeit den größten Vergehungen und Verbrechen Verzeihung und Vergeſſenheit zu gewähren. Obwohl von ſchöner, majeſtätiſcher Geſtalt, ſeltenem Anſtande in ſeiner äußern Erſcheinung, den ausgezeichneteſten ritterlichen Eigenſchaften, großem perſönlichen Muthe und einer nicht geringen Rednergabe, verſtand er es doch nicht, ſich bei dem Volke, das er regierte, Anſehen, Achtung, Liebe zu erwerben: es fehlten ihm Geſchicklichkeit und Glück in der Kriegsführung, Ernſt und Würde in vielen von ſeinen öffentlichen Handlungen, Feſtigkeit und Beharrlichkeit in ſeinen Anſichten und Neigungen. Sein Wahlſpruch, daß ein guter König zugleich geliebt und gefürchtet ſein müßte, fand bei ihm weder in der einen, noch in der andern Beziehung Anwendung, und ſprach daher über ihn ſelbſt das Urtheil aus. So war Sigmund bei manchen ausgezeichneten Eigenſchaften, bei gutem Willen, bei nicht geringer Thätigkeit bis in die erſten Jahre des funfzehnten Jahrhunderts, zwar nicht gerade ein ganz ſchlechter, aber in vieler Hinſicht ein höchſt tadelnswerther Fürſt.

Betrachten wir aber die Thätigkeit und Regierungsweiſe Sigmunds in dem folgenden Zeitraum von der Unterdrückung des durch Ladislaus in Ungarn veranlaßten Aufſtandes oder von der Aufhebung der Belagerung Znaims an bis zur Eröffnung des Konſtanzer Conciliums, ſo finden wir, daß im Laufe dieſes Jahrzehends in ſeinem Charakter und in ſeiner Regierungsweiſe eine ſehr vortheilhafte Veränderung eintrat. Der ſonſt für die Wohlfahrt ſeines Reiches wenig bedachte König begründet dieſelbe durch vortreffliche Einrichtungen und Geſetze; der früher ränkeſüchtige, durch Hader und Krieg Vortheil ſuchende Fürſt wird nicht nur friedlich geſinnt gegen ſeinen Bruder Wenzel, den er weiter nicht mehr mit Krieg überzieht, ſondern er tritt auch bei faſt allen ſeinen Nachbarn

als Friedensvermittler auf, in Oesterreich, Polen, Lithauen, beim deutschen Orden und anderwärts. Obwohl nicht dem Kriege entsagend, wo derselbe durchaus nothwendig war, wie gegen die Türken, Bosnier, Servier, Dalmatier, Venetianer, hatten ihn doch seine Lebenserfahrungen zu der Einsicht hingeführt, daß es besser sei, Streitigkeiten durch das Wort zu entscheiden als durch das Schwert. Daher schritt er höchst ungern und nur langsam zu den Waffen: erst als der Weg der Unterhandlungen und der gütlichen Verständigung ganz erschöpft war, erklärte er sich für den Krieg, der für ihn um so schwieriger zu führen war, als er wegen seiner schlechten Finanz-Verwaltung, außerordentlichen Prachtliebe und unmäßigen Verschwendung immer in Geldnoth sich befand und dadurch in allen raschen Ausführungen gelähmt wurde. War in Sigmunds früherm Benehmen gegen König Wenzel das selbstsüchtige Bestreben, neue Länder und die römische Königskrone, selbst auf unrechtmäßige Weise und mit Gewalt, zu erwerben, nicht zu verkennen, so läßt sich später sein Festhalten an Gesetzmäßigkeit, Recht und guten Gewohnheiten fast überall nachweisen, vorzüglich aber in seiner Regierung über das Königreich Ungarn.

Seitdem er zum römischen Könige gewählt worden, erhob er sich zu dem schönen Gedanken, den hohen Beruf, auf dem Throne der Cäsare zu walten, durch Gottes Fügung zur Beglückung der Völker erhalten zu haben, und er sprach sich dahin aus, daß er die Last der Regierung nicht zur Lust und Selbstsucht, sondern für des Reiches und der Christenheit Wohlfahrt über sich genommen habe, um in ähnlicher Weise wie mehrere seiner berühmten Vorfahren auf dem Kaiserthron Gerechtigkeit zu üben, den Frieden unter den christlichen Völkern zu erhalten und vor allen Dingen dahin zu wirken, daß die seit vielen Jahren gestörte Einigkeit in der abendländischen Kirche wieder hergestellt werde. Dieses schwierige Werk vornehmlich sollte das allgemeine Concilium, welches Sigmunds rastloses Bemühen in Konstanz versammelte, zu Stande bringen. Dann sollte auch die Kirche an Haupt und Gliedern gebessert, das Reich, welches durch das Faustrecht und die Selbstsucht der Fürsten ganz in Verfall gerathen war, wieder aufgerichtet, die durch langen Streit und Krieg entzweiten Gewalten zur Beglückung der Völker versöhnt werden. Ob Sigmund der Lösung dieser hohen Aufgabe ganz gewachsen war, ob er alle ihm entgegen tretenden Hindernisse beseitigen konnte, die Beantwortung dieser Fragen läßt sich erst nach der Darstellung des Konstanzer Concilium selbst geben.

Chronologiſcher Leitfaden

von 1414—1442 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.	
1414—1418	Kirchenverſammlung zu Koſtnitz.
1415	Huß verbrannt.
1417	Gründung des preußiſchen Staats durch Kurfürſt Friedrich von Brandenburg.
1419—1436	Huſſitenkrieg. — Johann Ziska von Hufnaing.
1422	Schlacht bei Deutſchbrod. — Sigismund.
1426	Schlacht bei Auſſig. — Meißniſche Truppen.
1431—1448	Kirchenverſammlung zu Baſel.
1436	Gründung der Buchdruckerkunſt. — Vertrag mit den Huſſiten.
1437—1439	Albrecht II. von Oeſterreich, deutſcher König.
1440—1493	Friedrich III., Albrechts II. Vetter, deutſcher König.

Die Schlacht bei St. Jakob im Silfelde*).

1442—1444.

Montags früh, am 22. Juli 1442, zogen alle Banner in Hedingen zuſammen, worauf nach gehaltenem Gottesdienſt ſie aufgebrochen, voran der Landammann Jost Tſchudi, den Albis hinauf, wider Zürich zu ziehen. Die rauhen Pfade, durch Höhlungen geengt, wie Waldwaſſer ſie machen, waren von Zürichern eingenommen; ihre Wachten zogen ſich hinauf nach der oberſten Spitze, der Untliburg. Der Tag dämmerte noch; plötzlich liefen einige Hunde, welche ſich entfernt, erſchrocken zu ihren Herren in die Wachten, von drei großen Schweizerhunden verfolgt. Hierdurch zu Verdoppelung der Wachſamkeit aufgerufen, entdeckten die Wachten bald ſechs, hierauf mehr Pferde und immer nähere Zeichen anrückender Feinde. Nicht Reding, noch Tſchudi ſahen ſie, ſondern eine Anzahl Jünglinge, die ihr Leben daran ſetzten, vor Andern den Feind zu ſehen und Kenntniß von ſeiner Lage zu nehmen. Die Wachten ſandten zum Hauptmann hinauf. Der Hauptmann trug an, die Feinde an einem Bachtobel zu erwarten. Aber die Gründe, die Winkel, die Rücken der Berge, welche nicht geſtatteten, Alles zu überſehen, ſetzten Mehrere in die Furcht rettungsloſer Ueberraſchung; Einige entwichen. Indeß die Beſſern zürnten, erſchien über

*) Aus Joh. v. Müllers Geſchichte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſen.

dem Paß, den sie besetzt, hoch über dem Verhau, wodurch sie ihn unumgänglich glaubten, schon ein Haufen junger Schwyzer und Glarner, welchen der zahme Albis gegen ihre Alpen, im Augenblick, da sie sich auszeichen konnten, wie eine ebene Straße vorkam. Sie, herab; die Wachten durch die Wälder hinaus. Nur eilf Mann bedeckten die Flucht; fünfe fielen, nicht ungerochen. Der Albis aber war nun offen; die schwyzerischen Jünglinge, mit hochhallendem Geschrei verfolgten jene ins Feld herab. Gerüchte großer Noth kamen in den Rath, mit welchem Rudolph Stüssi, Ritter, Bürgermeister (zum letzten Mal) den ganzen Morgen versammelt saß. Schnell die Reisigen aus der Stadt; ganz Zürich, ohne Unterschied Alters und Standes, in die Waffen; das Volk drängte sich in den Gassen, im Thor auf der Silbrücke, ehe Thüring von Hallwyl, ehe Rudolf Stüssi die Bürgerschaft ordnen konnten. Jener, für seine Feldherrnehre und für das Glück des Tages bang, rief laut: „Männer von Zürich! mir, Eurem Hauptmanne, folget Ihr nicht? wollt Ihr so, so bin ich's nicht mehr.“ Erst jenseits der Sil, bei Bänken, von einer Linde beschattet (wo sonst Geliebten und Freunden manch traulicher Abend glücklich verging), da auf einmal hoch vom Albis die sämmtlichen eidgenössischen Bauern herabziehend erschienen, hielten die Zürcher. Hinwiederum erblickten die Eidgenossen die Stadt Zürich, das ganze Feld (von der Natur zur Lust und Genuß geschaffen!) in militärischer Bewegung, das Fußvolk sich ordnend, Reisige herumsprengend, und Hanns von Rechberg mit einem Haufen auf Recognoscirung reitend. Sehr nahe kam der muthige Ritter, schätzte mit gesundem Blick ihre Stärke, wandte sich und warnte: „Der Bauern mögen sechstausend sein; sie sind mit Allem wohl versehen; auf eine Schlacht steht ihr Sinn. Ich, bei meinen Ehren, halte eben darum nicht für gut, sie zu liefern; sondern daß die zu Fuß und nach der Stadt umkehren, wir, die Reisigen, durch geschwinde List, hin und wieder, dem Feind Abbruch thun, und ihn ermüden.“ Dieser Anschlag war zu vernünftig für eine von plötzlicher Kriegswuth fortgerissene Menge. Nur so viel wurde in dem Kriegsrath beschlossen: das Fußvolk soll zwischen der Stadt und dem Wasser Sil eine sichere Stellung nehmen.

Die Landbanner der Schwyzer und Glarner zogen den Berg herab, drängten aus dem Dorfe Rieden eine Anzahl Reisige zurück, hielten unweit von den Zürichern, auf dem Acker vor dem Dorf, und erwarteten die Banner der übrigen Orte. Die Reisigen durch das Feld, einzeln, auf Ritterweise, sprengten an den Graben des Ackers, schossen, wandten sich und flohen. Eben dieselben, schnell wieder um, erneuerten die

Thor, höhnten, schossen, flogen unerreichbar dahin. Ital Redings geschwinder Sinn erfand hiewider ein Mittel. Indeß die übrigen Banner sich bei dem seinigen sammelten, trug er einen Anschlag vor, über den alle Geschichtschreiber einig sind, und einen andern, welchen Leute von beiden Parteien, die nicht so viele Vernunft als Ehrlichkeit hatten, diesem Feldherrn so übel genommen, daß sie ihn für einen Fleck in seinem Charakter gehalten, und nach Zuneigung oder Haß ihm denselben vorgeworfen oder abgeläugnet haben.

Der erste Punkt war, das Ackerfeld vor dem Dorfe Rieden genugsam zu besetzen, mit der Hauptmacht aber nach dem Berge hin, dann herunter auf Wiedikon zu ziehen, die Feinde von der Stadt abzuschneiden, und, im Schrecken hierüber, über sie herzufallen; alles Dieses müsse auf das Geschwindeste geschehen, die Reiterei den Zug decken. Hierauf ließ Reding (das ist's, was man ihm übel auslegt) einen rothen Rock hervorbringen, denselben in ungefähr zweihundert Stücke kreuzweis zerschneiden; zweihundert auserlesenen Jünglingen diese vorn auf der Brust, wo die Feinde ihre rothen Kreuze trugen, aufheften (die weißen eidgenössischen Kreuze trugen sie auf dem Rücken, und um allen Irrthum noch besser zu vermeiden, riß Jeder ein kleines Aestchen von den Tannen des Albis, und steckte es an seinen Gürtel). Hierauf befahl er, sie sollen, vor der Ankunft in Wiedikon, an einem schicklichen Ort, in der Gegend von Friesenberg, sich herunterlassen, und als Züricher sich dem Feind hinten anschließen; sobald alsdann der Gewalthaufe einhaue, Lärm, Verwirrung und Schrecken erregen. Diejenigen zum Theil sonst ehrwürdigen Männer, die den Landmann hierüber tadeln, scheinen vergessen zu haben, daß eine Schlacht geliefert wird, nicht um zuzuschlagen, sondern um zu siegen, und daß kein Mittel hierzu unverwerflicher ist als das, wodurch der Feind ohne vieles Blutvergießen in schnelle Flucht geworfen wird. Wenn für die Menschheit zu wünschen ist, daß jeder Krieg bald entscheidend geendigt werde, so ist's Thorheit, in der Wahl der Mittel zum Sieg ängstlich zu sein.

Dieses Alles geschah. Die Sonne stand hoch, als die Eidgenossen durch das Korn zogen; sie blitzte ihnen so in die Augen, daß sie in Erwartung, der Feind möchte dieses benutzen, ihre Ordnung stärkten. Die Hitze des Tages wurde ungemein groß. Die Züricher, welche das Scharmuziren den Reisigen überlassen, für sich selbst aber zwischen der Stadt und Vorstadt eine fast unbezwingbare Lage nehmen sollten, hielten sie schmählich, den Feind nicht in offenem Felde zu bestehen. Die lärmende Menge verwarf den militärischen Plan. Sie legten sich diesseit

des Fluſſes in Wieſen, welche ſich zwiſchen Wiedikon und einer uralten Kapelle St. Jakobs bei dem Siechenhauſe erſtreckten, und von einem lebendigen Zaun eingefaßt waren. In die Stadt ſandten ſie, auf daß Wein, Brot und Käſe gebracht würde. Sie aßen, ſie tranken, ſie trotzten, ſie jauchzten. Den am Berg hinziehenden Feind bemerkten ſie, und hielten dafür, daß er den Kampf nicht wage, ſondern über Wiedikon hinaus, entweder gegen Aargau herabziehe, oder auf den Gemeinweiden beim Hard lagern wolle, wo nicht unmöglich ſein würde, ihn zwiſchen Limmat und Sil zu ſchlagen und in die Waſſer zu ſprengen.

Einige Aufmerkſamkeit erregte der bei Frieſenberg ſich herunterlaſſende Haufe von zweihundert Schwyzer: doch betrogen den Bürgermeiſter die rothen Kreuze, ſo, daß er ſie für die Beſatzung der Uetliburg hielt.

Ehe die Eidgenoſſen bis Wiedikon kamen, erzürnten die Neckereien der Reiſigen eine ungeduldigere Schaar ihrer Mannſchaft, ſo daß dieſe hervorbrach, jene zurückgeworfen wurden; ſie wichen ſtreitend. Schnell bildete ſich eine Säule, die mit größtem Nachdruck einen Stoß auf ſie that, welcher ſie in die Flucht ſchlug. Die Reiſigen erſtaunten, die Züricher diesſeit der Sil zu finden. Dieſe, aus der Stadt unaufhörlich verſtärkt (unvermögende Greiſe eilten, einmal eine Schlacht zu ſehen, oder die Ihrigen aufzufriſchen), breiteten ſich, in ſcheinbarer Ordnung, über die Wieſen im Silfelde aus. Bei Annäherung des Feindes beteten die Züricher knieend, ſtanden auf und ſchoſſen, ſobald jener zu erreichen war, durch und über den Grünzaun heraus. Wenn das Gefühl des Muthes weniger Störungen unterworfen wäre, die ein verſtändiger Feind oder der Zufall herbeiführt, das Glück des Tages wäre zweifelhaft geblieben oder theuer erkauft worden.

Viele Reiſige aber hielten weder vor, noch auf den Flügeln, auch nicht hinter der Linie, welche bereit war, ſie aufzunehmen. Die meiſten ritten über die Brücke, hingeriſſen von Schrecken, oder, wie Hallwyl von Rechberg, an gutem Ausgang verzweifelnd und beſorgt, wo nicht für die Stadt, gewiß für ihre Partei. Wie denn der öſterreichiſche Statthalter in vordern Landen, Markgraf Wilhelm, inner den Mauern von der Höhe des Lindenhofes den Begebenheiten zuſah. In der That war auf den Fall, daß die Eidgenoſſen ſiegten, plötzlicher Sturz der öſterreichiſchgeſinnten Regenten, Gefängniß, wo nicht Ermordung vieler Herren und Ritter eine wohl zu verzeihende Beſorgniß. Doch ſprang mancher ſtreitluſtige Ritter vom Gaul, und geſellte ſich den Zürichern bei.

Sie schossen. Die Eidgenossen, welche die fliehenden Reisenden an dem Grünzaune herunter verfolgten, trafen endlich auf die zweihundert rothbekreuzten Schwyzer, die sich eben auch bis ganz zu hinterst in die Wiese und nach der Brücke zurückgezogen. Als diese sahen, wie jene vom Verfolgen in diesem Augenblick abließen, und, verabredetermaßen, zu gleicher Zeit hier unten in die Wiese drangen, als die Hauptbanner oben den Grünzaun zerhieben und niedertraten, erhoben sie plötzlich ein fürchterliches Geschrei: „Fliehe, Zürich, fliehe wer kann!" Dabei wandten sie sich gegen die Brücke. Zwar erschienen jetzt die hinten aufgehefteten weißen Kreuze; ihre That aber war vollbracht, indem sie nicht nur durch Fluchtgeschrei den Muth gebrochen, sondern auch jetzt die Furcht hervorbrachten, sie möchten den Bürgern die Brücke ablaufen. In dieser Stunde fiel Schrecken auf das Heer; fernern Widerstandes wurde vergessen; wer konnte, verstahl sich; man drängte sich der Brücke zu.

In dieser äußersten Gefahr unterließ Rudolf Stüssi nichts von dem, was einem Ritter und einem Bürgermeister der Stadt Zürich anständig war, folgte nicht Hallwyl und Rechberg; vergaß, daß Reding wohl vornehmlich ihn suchte; gedachte allein der Ehre des Vaterlandes, wofür er, nur zu leidenschaftlich, von Jugend auf gebrannt, so viel gewacht, gehandelt, gestritten. Also, da unten Alles in größter Verwirrung war, die Banner gewaltig oben hereindrangen, das ganze Heer der Zürcher unaufhaltbar die Wiesen herabeilte, hielt er seiner grauen Haare für unwürdig, die Flucht anzuführen, griff zu seiner breiten Partisane, stellte sich auf die Silbrücke, rief mit erschütternder Stimme durch die Schaaren hin: „Haltet, Bürger, haltet!" Sie taub, geblendet, fortgerissen, flohen zu beiden Seiten an ihm hin. Er nicht mit ihnen, auch nicht nach ihnen, stand, ernst und fest, wie sonst im Rath, oder auf Jagen. Jeder Augenblick brachte größere Noth; im Anfang war der alte Hegenauer, jetzt Peter Kilchmatter, von Jugend auf seine Freunde (wie oft im Rath seine Stützen!), gefallen. Bei vierzig Reisige hatten vorzüglichen Muth mit ihrem Leben bezahlt. Schon war an St. Jakobs Altar Freiherr Albrecht von Bußnang (vergeblich bot er große Geldsummen) ein Opfer feindlicher Wuth geworden. Jetzt fingen die Feinde an, sich der Brücke zuzudrängen. Ulrich Lommis, in diesen Nöthen die erste Hoffnung der Züricher, fiel; geflohen war der Bannermeister, um die Rennfahne zu retten. Als Tod und Noth überall hereinbrachen, Rudolf Stüssi aber, Vorwürfe und Befehle austheilend, mitten auf der Brücke, in seiner hohen Gestalt, wie ein Wehr-

thurm den Feind aufhielt, beleidigte er mit einem Blick oder Wort einen Bürger von Zürich, mit Namen Jurkinden. „Bei Gottes Wunden, Du bist an allem Jammer Schuld," rief dieser, hob den Spieß, rannte ihn durch. Da fiel der gewaltige Bürgermeister, die Rüstung raſſelte, es ertönte die Brücke. Auch soll ein gewisser Lüthhard von Meriſchwanden im Luzerniſchen von unten herauf einen Balken der damals niedrigen Brücke gehoben und mit seiner Hellbarde ihm den Todesſtreich beigebracht haben. Groß war Stüſſi's Tod; er starb in seiner Pflicht.

Indeß der Bürgermeister, in seinem Blute liegend, lang und hart mit dem Tod rang, rannten einige hundert Feinde (über die Leichen vieler gefangenen Züricher, auch wehrloser Greiſe, die nicht ſchnell genug fliehen konnten) über die Silbrücke in die Vorſtadt und an die Thore. Hier an dem wohlverſchloſſenen Thor, an der aufgezogenen Fallbrücke verlor mancher Bürger ſein Leben, bis das klägliche Geſchrei die Innern beweg aufzuſchließen. Mit den Fliehenden kamen Feinde herein. In der Stadt entriß der Landſchreiber von Glaris dem Bannermeiſter von Zürich die Rennfahne, und tödtete ihn. Wie als vor tauſend Jahren die wilden nordiſchen Völker mit Flammen und Schwert durch die Thore des althelvetiſchen Ivonicum ſtürzten, nicht geringer war der Schrecken dieſer Stunde, da das Gerücht halb wahr, halb falſch, durch alle Gaſſen den Tod des Bürgermeiſters, die Niederlage des Volks, die Eroberung der kleinen Seite verkündigte. Da ſah ein Bauer von dem benachbarten Rüßnacht den Stadtſchreiber Michel Graf durch die Gaſſen rennen, rief: „Das haſt Du mit Deinem nichtswürdigen Schreiben gemacht, Du mußt hier auch ſterben," durchſtach ihn; er fiel, freilich zu ſpät.

Als die ausländiſchen Söldner über die Limmat nach den jenſeitigen Thoren, Viele aber aus der größern Stadt hinwiederum dem nothleidenden Volk in der kleinen zueilten; Viele ihre Thüren ſperrten, und vergaßen, der Stadt Thor vor dem einbrechenden Feind zu ſchließen, ermannte ſich ein Weib, des Namens Ziegler. Sie ließ den Schoßgatter herab. Als der Landſchreiber von Glaris mit Andern ſich eingeſchloſſen und das Leben verloren ſah, reichte er die gewonnene Rennfahne einem ſeiner Landsleute durch den Schoßgatter zu; ſtarb hierauf.

Jetzt ſahen die Züricher, daß die Noth von dem Gerücht übertrieben worden, ſchlugen die Thore zu, ließen die Fallbrücke fallen, eilten auf Thürme und Mauern, ſchoſſen aus Büchſen und Handgewehr in die nahen und entfernten Feinde, nicht ohne Erfolg.

Dieſe waren in den Gaſſen der Vorſtadt beſchäftigt, Erſchlagne

auszuziehen; indeß Glarner, von des erſchlagenen Bürgermeiſters Verwandtſchaft, ihn, gemeiner Eidgenoſſenſchaft Feind (nur als den betrachteten ſie ihn) von der Silbrücke hinter einen Zaun ſchleiften, entblößten (er ſoll noch geathmet haben), mißhandelten, hierauf mit dem Fette ſeines Bauchs ihre Schuh, Stiefeln und Spieße ſchmierten, ihn endlich, nachdem ſie ſein Herz zerbiſſen, und einander lang ſchimpfweiſe zugeworfen, in unzählige Stücke zerhauen in die Sil zerſtreuten. Dieſen Ausgang nahm Rudolf Stüſſi, der ein großer Mann hätte ſein können, wenn er für das ganze Vaterland gedacht hätte, wie für ſeine Stadt. Sein Bild, wie er noch verehrt und gefürchtet, an dem Morgen dieſes Tages, zum Streit für Zürich, ſtolz auszog, mit Panzer, Schwert und Kolben, ſeiner Kriegshaube und ſeinem Bart, ſteht noch zu Zürich.

Hierauf wurde die Vorſtadt geplündert, alle zwiſchen der Sil und der Stadt Graben ſtehenden Häuſer, nebſt St. Stephens Kirche, die Dörfer Wiedikon, Rieden, Altſtetten, das ganze Silfeld vom Hard bis hinauf nach Küchberg, verbrannt. Auf verbluteten Leichnamen ſitzend, den Rücken erſchlagener Feinde zum Tiſch, zechten die Helden, und ſahen den Brand. Das iſt Bürgerkrieg.

Chronologiſcher Leitfaden

vor 1442 — 1517 n. Chr. G.

J. v. Chr. G.	
1438	Wiener Univerſität.
1449	Krieg Albrechts Achilles gegen die freien Städte.
1452	Zweibrückiger Krieg um die Pfalz.
1453	Sächſiſcher Prinzenraub.
1462	Friedrich III. von den Wienern in ſeiner Burg belagert. — Schlacht bei Seckenheim.
1466	Friede zu Thorn. — Preußen getheilt.
1476	Schlacht bei Granſon, Schweizer — Karl der Kühne.
1477	Schlacht bei Murten und Nancy.
1484	Sachſen getheilt — Ernſt und Albert.
1488	Schwäbiſcher Städtebund.
1492	Entdeckung Amerikas.
1498	Friede zu Senlis.
1493 — 1519	Maximilian I., teutſcher König.
1495	Reichstag zu Worms. Ewiger Landfrieden. Ende des Fauſtrechts.
1496	Vereinigung aller öſterreichiſchen Provinzen.
1499	Friede zu Basel.
1502	Univerſität zu Wittenberg.
1507	Baieriſcher Erbfolgekrieg.

J. n. Chr. G.

1508 Ligue zu Cambray — Maximilian I., Ludwig XII., Ferdinand der Katholische und Papst Julius II — gegen Venedig.

1512 Reichstag zu Trier. — Deutschland in 10 Kreise eingetheilt. — Theilung Oesterreichs unter Karl I. von Spanien (Kaiser Karl V.) — Gründung des Reichshofraths.

Von Luthers Person und was sich mit dem Ablaß zugetragen*).

1483—1516.

Doctor Martin Luther ging dazumal, als die Reformation hervorbrach, in sein vierunddreißigstes Jahr, stand also gerade in der vollsten Kraft und Blüthe seines Lebens; er war am 10. November 1483 zu Eisleben geboren worden. Sein Vater, Hans Luther, ein Bergmann, hat den Ruhm eines ehrbaren, verständigen Mannes gehabt, wie er denn auch in den Rathstuhl zu Mansfeld gezogen worden, in welcher Stadt er sich mit seiner Familie niedergelassen. Ich bin eines Bauern Sohn, sagte Martin Luther nachher, mein Vater, Großvater und Ahnherr sind rechte Bauern gewest. Seine Mutter Margarethe, geborne Lindemann, war für eine tugendsame und gottesfürchtige Frau bekannt, hat deshalb auch nicht geringen Antheil an der frommen Erziehung ihres Sohnes genommen. Im vierzehnten Jahre seines Lebens ward er in eine ansehnliche Schule nach Magdeburg geschickt, nebst seinem ältesten Schulfreund Johann Reinecken. Daselbst mußte er sich sein Brod mit Beten und Singen vor den Thüren erwerben, und sich gar kümmerlich behelfen; im folgenden Jahre wurde er in die Schule zu Eisenach gethan, wo es ihm eben auch nicht besser ging. An manchen Orten abgewiesen, oft auch nicht wenig verzagt, wurde er endlich von Konrad Cotta's Ehefrau, welcher sein andächtig Beten zu Herzen gegangen, liebreich ins Haus und an den Tisch genommen. In der Franziskaner Schule daselbst, in welcher Johann Trebonius die Poesie und Beredtsamkeit nicht ohne Ruhm lehrte, brachte es Luther bei Fleiß und glücklichen Gaben, womit ihn Gott reichlich ausgestattet hatte, so weit, daß er bald seine Mitschüler alle übertraf. Dabei ergötzte er sein

*) Aus Dr. Phil. Marheineke, Geschichte der deutschen Reformation. 2. Aufl. Berl. 1831. Th. I. Kap. 2. S. 31—33.

Gemüth sonderlich mit Musik, die er auch bis in sein spätes Alter geliebet, und wozu er sich einer Flöte, auch einer Laute bedienet: wie er denn lange Zeit den Alt gar angenehm singen können, auch selbst Lieder componirte.

Im achtzehnten Jahre seines Alters bezog er die hohe Schule zu Erfurt. Daselbst legte er sich nicht nur auf die ziemlich dornichte und spitzfündige Schulweisheit, sondern sein lernbegieriger Geist beschäftigte sich auch gern mit den edlen Denkmalen des Alterthums. Und zwar so, daß er nicht bloß die Worte des Cicero, Virgilius, Livius und Anderer ansah, sondern auch in den Geist derselben einzudringen strebte, und weil er ein treu und behältig Gedächtniß hatte, das Gelesene sich immer gegenwärtig erhielt. In seinem zwanzigsten Jahre nahm er bereits die Würde eines Magisters der Philosophie an, und befliß sich von der Zeit an der Rechtswissenschaft. Er rühmet, daß ihm sein Vater auf dieser hohen Schule mit Geld fast über Vermögen geholfen, da es auf den niedern Schulen nicht geschehen. Er hat bei solchen akademischen Studien das Gebet fleißig und beständig gebrauchet, auch oft das Sprüchwort gesagt: Fleißig gebetet ist mehr als halb studirt. Sein unermüdeter Fleiß machte, daß er im Jahr 1503 in eine schwere Krankheit verfiel. In derselben besuchte ihn ein alter Priester, und tröstete ihn mit den Worten: Mein Baccalaurer, seid getrost, Ihr werdet dieses Lagers nicht sterben, Unser Gott wird noch einen großen Mann aus Euch machen, der viel Leute wieder trösten wird: denn wen Gott lieb hat, dem legt er zeitlich das heilige Kreuz auf, in welchem geduldige Leute viel lernen. Das ist, setzet Mathesius hinzu, die erste Weisagung, die der Doctor gehöret, welche ihm auch das Herz getroffen, wie er dieses Trostes und Weisagung oft erwähnte. Als er auf der Universitätsbibliothek zu Erfurt zuerst eine lateinische Bibel zu lesen bekam, hat er sich daran herzlich ergötzet, und sich von Grund der Seelen eine Bibel, die damals sehr kostbar, gewünschet. Da er sein zweiundzwanzigstes Jahr beschlossen, im Jahr 1805, begab sich mit ihm etwas Sonderbares. Einer seiner besten Freunde, Alexius, wurde in der Nacht zu Erfurt erstochen; dazu kam ein erschrecklicher Donnerschlag, der ihn selbst betäubte und neben ihm einschlug. Darüber bestürzt und in sich gekehrt, entschloß er sich, die Welt zu verlassen, wie man zu sagen pflegte, das heißt, in ein Kloster zu gehen. Einer seiner vertrautesten Freunde zwar meldet, er habe seinen Freund durch einen unbekannten Unfall verloren; Andere meinen, Alexius sei an Luthers Seite vom Blitz getroffen worden. Mathesius aber, der auch ein

genauer Freund Luthers, und eine geraume Zeit deſſen Tiſchgenoß war, und andere alte Schriftſteller reden vom Erſtechen. Kurz er ging darauf in den Orden der Auguſtiner, welchen er für angemeſſener hielt zur Erlernung der wahren Gottesfurcht, obwohl wider Willen ſeines Vaters, den er durch Zuſendung ſeines Magiſterringes und ſeiner weltlichen Kleider ſehr betrübte, aber mit dem göttlichen Wink und Ruf, den man dazumal zur Wahl des Mönchsſtandes für nöthig erachtete, endlich beruhigte, wiewohl er doch nachmals ſeinem Vater Recht gegeben, und ſeinen Schritt für übereilt angeſehen hat.

In dem Kloſter wurde er zu den allergemeinſten Dienſten angehalten, und überaus hart gehalten. Nicht nur mußte er fleißig mit dem Bettelſack in der Stadt herumlaufen, ſondern auch die Thüren hüten, Kirche kehren, ja ſogar die Unreinigkeiten des Kloſters ausräumen, welches Alles er auch mit Gehorſam that. Wenn die andern Mönche, berichtet ein Zeitgenoß, den neuen Bruder ſo fleißig ſahen in Leſung der heiligen Schrift, murrten ſie ſehr und ſagten: Man müſſe nicht mit Studiren, ſondern mit Brod-, Getreide-, Eier-, Fiſch-, Fleiſch- und Geld-Betteln ſich dem Kloſter nützlich machen. Daß er ſo ſehr mit Eifer die Quellen der göttlichen Lehre, nämlich die Schriften der Propheten und Apoſtel, las, und ſich immer mehr unterrichtete von dem Willen Gottes, ſeinen Glauben zu ſtärken und zu nähren, dazu war noch die beſondere Veranlaſſung die ungemeine Qual und Angſt, ſo er in ſeiner Seele oft empfand; auch auf den Leib achtete er ſonderlich gar nicht, ſondern hielt ſich ſtreng in der Zucht des Kloſters und in allen Uebungen mit Leſen, Faſten, Disputiren und Beten, wobei er überhaupt wenig Speiſe und Trank zu ſich nahm, oft den Tag über mit wenig Brod und einem elenden Häring ſich begnügte. Wie aber Gott denen, ſo ihn redlich ſuchen, oft eine unerwartete Hülfe und Erquickung in den Weg weiſet, ſo gab es nicht nur gutgeſinnte Leute, die ſeinen ſchweren Dienſt im Kloſter ihm erleichterten, ſondern auch ſeinem Gemüth freundlich zuſprachen, wie er denn ſelbſt erzählet, daß er einſt durch eines Greiſes Rede gar wunderbar ſei geſtärket worden. Denn als er dieſem Kloſterbruder ſeine Gewiſſensunruhe mitgetheilt, hörte er denſelben gar Vieles reden von dem Glauben, welches ihn ſehr bewegte, inſonderheit wie er ihn hinwies auf das Hauptſtück des Glaubens, darin es heißt: Ich glaube an eine Vergebung der Sünden. Welch einen Eindruck dieſe wenigen Worte auf ſein Gemüth gemacht, und wie ſie die ganze Richtung ſeines innern geiſtlichen Lebens veranlaßt haben, hat er ſelbſt nachher oft bekannt und in ſeinem ganzen Leben erwieſen. Gleicherweiſe

richtete ihn auch die erheiternde Zusprache des ehrwürdigen Johannes von Staupitz auf, der als Generalvicarius seines Ordens in dem Kloster zu Erfurt bald auf Luthern aufmerksam wurde, und die tiefe Betrübniß seiner Seele bemerkte. Demselben beichtete Luther oft, und auch dieser tröstete ihn mit der Nützlichkeit geistlicher Anfechtungen, und richtete dadurch seinen niedergeschlagenen Geist nicht wenig auf. Seit der Zeit, und jemehr er die heilige Schrift im Zusammenhange las und auf sich anwandte, wurde es immer heller in ihm, auch ruhiger.

Nachdem er nun zu Erfurt das Wort Gottes und daneben den Kirchenvater Augustinus und die scholastischen Lehrer unter Anleitung des D. Jodocus daselbst, der gemeiniglich der Eisenachische Doctor hieß, sehr eifrig studirt und in der Gelehrsamkeit schon sehr zugenommen hatte, sorgte Johannes von Staupitz dafür, daß er nach Wittenberg an die nicht lange zuvor gestiftete Universität versetzt wurde, die Philosophie daselbst zu lehren; welches im Jahre 1508, im fünfundzwanzigsten seines Alters geschah. Bald darauf fing er an die Theologie zu lehren. Im Jahr 1510 wurde er in Angelegenheiten seines Ordens nach Rom geschickt, bekam also die römische Kirche und des Papstes prächtigen Hof in der Nähe zu sehen. Man weiß sonst wenig von dieser Reise; es läßt sich aber denken, welch einen unvergeßlichen Eindruck das, was er in Rom gesehen und gehört, auf sein Gemüth machen mußte. Er sagte selbst zu seinen Freunden, nicht um tausend Gulden wolle er diese Reise nicht gemacht haben. Unter Anderm erzählt er auch, wie man die Messen daselbst so ganz ohne Ernst und Würden zu halten gepflegt, wie er über Tisch erzählen gehört, daß Priester am Altar bei der Weihung des Brodes und Weins gesagt hätten: Brod bist Du, Brod bleibst Du, Wein bist Du, Wein bleibst Du, und wie Diejenigen, welche, da er die Messe las, ihm beistanden, verdrießlich über seine Langsamkeit sagten: Mach, mach doch, schick unserer guten Mutter ihren lieben Sohn sein Brot zurück, womit sie auf die Wandelung des Brods in den Leib Christi gotteslästerlich anspielten. Nach seiner Zurückkunft noch im nämlichen Jahr wurde er mit der Würde eines Doctors der heiligen Schrift bekleidet, zu welcher Feierlichkeit der Kurfürst zu Sachsen, Herzog Friedrich, die Kosten hergegeben hatte. Dieser Herr, der ihn predigen gehört, hatte sowohl die hohe Kraft seines Geistes als den Nachdruck seiner Rede und die Vortrefflichkeit der vorgetragenen Lehren sehr bewundert. Obwohl Luther damals schon fast dreißig Jahr alt war, hatte er sich doch gegen Annehmung einer so hohen Würde sehr gesträubt wegen der damit verbundenen Pflichten. Staupitz aber sagte, so zu

ſagen im Scherz zu ihm, Gott werde ſchon viel in ſeiner Kirche zu thun bekommen, wozu er auch ſeiner Dienſte gebrauchen werde, er ſolle ſie alſo nur annehmen. Dem fruchtbaren und heilſamen Leſen der heiligen Schrift ſtand dazumal unter den Gelehrten nichts ſo ſehr im Wege als die Ariſtoteliſche Philoſophie. Dieſe alſo in die nöthigen Schranken zurückzuweiſen, ſchien Luthern die erſte und vorzüglichſte aller Pflichten, ſo er als Doctor der heiligen Schrift eidlich auf ſich genommen. Nicht anders als mit tiefem Unwillen konnte er ſeit dieſer Zeit von dem hochmüthigen Heiden Ariſtoteles reden, wenn er betrachtete, welchen Schaden die übertriebene Liebe und Verehrung desſelben geſtiftet hatte. Nach nichts, ſchreibt er, verlangt mein Herz ſo ſehr, als jenen Comödianten zu enthüllen, der mit griechiſcher Larve die Kirche geäfft; und nachher ſagt er, wenn er nicht wüßte, Ariſtoteles ſei ein Menſch geweſen, ſo würde er ihn für den Teufel ſelber halten. Mit Frohlocken ſchrieb er an Johann Langen im Jahr 1516: Unſere Theologie und St. Auguſtinus treibt man mit gutem Fortgang auf unſerer Univerſität unter Gottes Beiſtand: Ariſtoteles kommt nach und nach ins Abnehmen und iſt dem Fall gar nahe. Die ſcholaſtiſche Philoſophie ließ er nun alſo immermehr fahren: denn er hatte ſeiner lieben heiligen Schrift, wie er ſo zu ſagen pflegte, geſchworen. Sie, die vergeſſene und verachtete, wieder in das Leben der Menſchen zurückzuführen, ihrer göttlichen Lehre alles Andere nachzuſetzen und an ihr Alles zu prüfen, dazu fühlte er einen göttlichen Zwang und Beruf. Wer aus der ganzen Beſchaffenheit jener Zeit, aus dem Geiſte der Lehrer, der Biſchöfe und Päpſte ſich überzeugt hat, wie ſchal und ſchwach, wie unfromm und unchriſtlich die herrſchende Lehre war, der muß auch mit uns Gott danken, daß endlich einmal ein Lehrer entſtand, der zur wahren Kirche zurückführte, der mehr als irgend ein anderer ſeiner Zeit augenſcheinlich von Gott berufen war, ein Kirchenvater im edelſten Sinn, ein ſtarkes und lebendiges Glied zu ſein in der heiligen Kette uralter kirchlicher Ueberlieferung. Die ganze Entwickelung ſeines innern Lebens hatte ihn mächtig darauf hingeführt, die ewigen Wahrheiten des Chriſtenthums von der göttlichen Gnade und der Ohnmacht des eigenen Willens zur Seligkeit in einer Tiefe, Stärke und Klarheit zu durchſchauen und zu empfinden, wie es allezeit nur Wenigen verliehen war, die eben damit berufen waren, ihr Zeitalter zu erleuchten, und in das innerſte Heiligthum der chriſtlichen Religion und ihrer heiligen Schrift einzuführen. Weil er zuvörderſt ein wahrer und großer Chriſt war, gelang ihm nun auch deſto leichter, ein großer Gottesgelehrter zu ſein. Schon in dieſem Jahre 1516 legte er in einem

Briefe an Georg Spenlein, Augustiner in Memmingen, die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben an Jesum Christum in einer Weise dar, der man es wohl ansieht, daß jene Lehre die eigentlich positive Grundlehre der evangelischen Kirche und es mit dieser nicht bloß auf das Negiren und Protestiren abgesehen ist. Von Demjenigen, was er in der theologischen Wissenschaft vornahm und ausrichtete, ist am besten in den Worten seines stets geliebten Freundes zu reden. Den Brief an die Römer, sagt Melanchthon, und die Psalmen, welche er anfing auszulegen, erläuterte er so, daß nach dem Urtheil aller Frommen und Unsichtsvollen, wie nach einer bangen und finstern Nacht, ein neuer Tag über die Lehre aufzugehen schien. Hier zeigte er den Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium, hier widerlegte er den Irrthum, der damals in den Schulen und Kirchen herrschend war, welcher lehrte, daß die Menschen durch ihre eignen Werke Vergebung der Sünde verdienen, und daß die Menschen vor Gott gerecht seien durch äußere Zucht, wie Pharisäer gelehrt haben. Also rief Luther die Gemüther wiederum zurück zum Sohne Gottes, und wie der Täufer das Lamm Gottes zeigte, das der Welt Sünde getragen hat, so wies er, daß die Sünden vergeben werden, ohne unser Verdienst, um des Sohnes Gottes Willen, und daß diese Wohlthat durch den Glauben erlangt werden müsse. Auch erläuterte er die übrigen Theile der christlichen Glaubenslehre und von der Lieblichkeit dieser Lehre wurden alle Frommen innigst ergriffen, und auch den Gelehrten war es angenehm, daß Christus sammt den Propheten und Aposteln, gleichsam aus der Finsterniß, aus Kerker und Schmutz herausgezogen wurde.

In diesem Jahre brach die Pest in Wittenburg aus, und raffte täglich Einige weg. Luther schreibt an Johann Lange, der ihm zur Flucht gerathen, unter Anderm: Wohin sollt ich fliehen? ich hoffe, die Welt wird nicht einstürzen, wenn Bruder Martinus stürzt. Die Brüder will ich, falls die Pest zunimmt, nach allen Seiten zerstreuen; ich bin hierher gestellt, und mir ist des Gehorsams wegen nicht erlaubt zu fliehen, bis der Gehorsam, der befohlen hat, ein Anderes befiehlt; nicht, daß ich den Tod nicht fürchten sollte (denn ich bin nicht der Apostel Paulus, sondern nur ein Leser desselben), aber ich hoffe, der Herr wird mich erretten aus meiner Furcht. Es fügte sich auch, daß im Jahr 1516 Johannes von Staupitz von dem Kurfürsten zu Sachsen nach den Niederlanden geschickt wurde, um Reliquien für die Schloßkirche zu Wittenberg zu holen, von denen dieser Herr dazumal noch ein sonderlicher Liebhaber war. In der Zwischenzeit übernahm Luther das Vicariat, wobei

sich nicht geringe Gelegenheit gab, der deutschen Augustiner Kloſterleben und elende Schultheologie näher kennen zu lernen, und ihnen die Bibel zu empfehlen: wie er denn auch in demſelbigen Jahre zu der deutſchen Theologie, einem frommen und geiſtreichen Buche, eine ſchöne Vorrede ſchrieb. Darin ſagt er unter Anderm: Ich will einen Jeglichen verwarnt haben, der dies Büchlein lieſt, daß er ſich nicht ärgere in den ſchlechten deutſchen, oder ungekränzten, ungekränzten Worten, denn denn dies edele Büchlein, als arm und ungeſchmückt es iſt in Worten und menſchlicher Weisheit, alſo und weit mehr reicher und überköſtlich iſt es in Kunſt und göttlicher Weisheit. Und daß ich noch meinen alten Narren rühme, iſt mir nächſt den Bibien und St. Auguſtin nicht vorkommen ein Buch, daraus ich mehr erlernt habe, was Gott, Chriſtus, Menſch und alle Dinge ſein, und befinde nun allererſt, daß wahr ſei, was etliche Hochgelehrte von uns Wittenbergiſchen Theologen ſchimpflich reden, als wollten wir neue Dinge vornehmen, gleich als wären nicht vorhin und anderswo auch Leute geweſen. Ja freilich ſind ſie geweſen, aber Gottes Zorn, durch unſere Sünde verwirkt, hat uns nicht laſſen würdig ſein, dieſelben zu hören und zu ſehen. Denn am Tage iſt, daß in den Univerſitäten eine lange Zeit ſolches nicht gehandelt und dahin gebracht iſt, daß das heilige Wort Gottes nicht allein unter der Bank gelegen, ſondern von Staub und Motten beinahe verweſet. Leſe dies Büchlein, wer da will, und ſage dann, ob die Theologie alt oder neu bei uns ſei, denn dieſes Buch iſt ja nicht neu. Werden ſie aber, wie vormals, ſagen, wir ſeien deutſche Theologen (Myſtiker), das laſſen wir ſo ſein; ich danke Gott, daß ich in deutſcher Zunge meinen Gott alſo höre und finde, als ich und ſie mit mir anher nicht funden haben, weder in lateiniſcher, griechiſcher, noch hebräiſcher Zunge. Gott gebe, daß dieſer Büchlein mehr an Tag kommen, ſo werden wir befinden, daß die deutſchen Theologen ohne Zweifel die beſten Theologen ſein. Amen. Im folgenden Jahre wurde Luther von Staupitz nach Dresden geſchickt, wo er unter Andern predigte, und zwar in Gegenwart Herzog Georgs, dieſes nachmaligen heftigen Feindes der Reformation.

Um dieſelbige Zeit zog ein Dominikanermönch, Namens Tetzel, in Deutſchland herum, der Welt päpſtlichen Ablaß zu verkaufen. Sein Unſtern hatte ihn zuletzt auch in die Nähe von Wittenberg geführt, wo er aber mit ſeiner Waare gar übel anlief.

Der Ablaß oder Nachlaß war eine Erlaſſung geiſtlicher Sündenſtrafen, über welche die Kirche nach Meinung damaliger Zeit, ſchalten

und walten konnte. Einerseits also hatte der Ablaß an den Sünden der Menschen seinen festen Halt. Denn wer wünschte wohl nicht, falls er auf eine gute bequeme Weise konnte, von den Strafen loszukommen, welche er sich durch seine Sündenschuld verdient? Nun hieß es dazumal, die an sich ewige Strafe werde durch die Kraft der Schlüssel nicht ganz und gar vergeben, sondern in zeitliche Strafen verwandelt, von denen der Beichtvater, als geistlicher Richter, einem Jeden so viel auflegen müsse, als er tragen könne. So hielt sich die Sache andrerseits an einer gewaltigen Vorstellung von der Macht der Kirche, die darauf zu sehen habe, daß ihr und der göttlichen Gerechtigkeit genug geschehe. Wer solche Bußen in diesem Leben nicht genugsam gebüßt, mußte sie noch im Fegfeuer ausstehen; die Nothwendigkeit des Büßens erstreckte sich also nicht bloß auf dieses Leben, sondern bis ins Fegfeuer, und auch die Gewalt der Kirche erstreckte sich bis dahin. Den Ablaß hatte man aber dazu erfunden, daß diejenigen Strafen, welche Kraft der Kirchengesetze auf die Sünden gesetzt waren, dadurch sollten erlassen werden, wenn Einer nämlich thue oder gebe, was der Ablaßbrief besage. Hatte Einer, zum Beispiel, die Kirche zu Rom besucht oder sonst eines Gnadenorts milde gedacht, gute Beisteuer gegeben zu Erbauung einer Kirche oder zum Krieg gegen den Türken, oder, was sonst die Ablaßbriefe verlangten, geleistet, der konnte für solche gute Werke sich Kraft des ihm ertheilten Ablasses auf so und so viel Tage Vergebung der Sündenstrafen versprechen, die er sonst hier oder im Fegfeuer noch hätte zu büßen gehabt. Kurz der Ablaß war eine herrliche Sache und gut berechnet auf die schwachen Neigungen der Menschen. Das waren aber noch erträgliche Zeiten, wo man so säuberlich mit dem Ablaß umging: seit einigen hundert Jahren schon wurde die Christenheit mit dem Ablaß unglaublich geschoren, und es wurde mit jedem Tage ärger. Sonst konnten die Bischöfe allzumal dergleichen ertheilen: aber seitdem die Päpste eine so hohe Meinung von sich und ihrer Gewalt in der Welt verbreitet hatten, war auch durch ihren Ablaß der bischöfliche so verdrängt und herabgesetzt worden, daß derselbe nur noch sehr wenig galt. Die Päpste verbargen es auch gar nicht mehr, daß es damit nur auf das Geld der Christen abgesehen sei; ihren abscheulichen Geiz legten sie ganz ohne Rücksicht zu Tage. Bonifacius VIII. hatte schon die schöne und sinnreiche Erfindung des Jubel- und Ablaß-Jahres gemacht, das alle hundert Jahr nur vorkam, welchem seltenen Ablaß er eine besondere Kraft zusprach. Er betrog sich auch nicht in seiner Erwartung. Denn der Zulauf der Ablaßläufer war eben so ungeheuer, als die

Summe von Geld, die dadurch nach Rom gebracht wurde. Seine Nachfolger, weil ihrem Geize dieſer Termin zu lang ſchien, ſetzten nachmals das Feſt auf alle funfzig, hernach auf dreißig und endlich gar auf funfundzwanzig Jahre herab, ſo, daß der Profit doch viermal in einem Jahrhundert zu machen war. Dazwiſchen hatte nun der gewöhnliche Ablaß noch außerdem ſeinen guten Fortgang. Wie dadurch und durch die ausgeſchickten Ablaßverkäufer die Seelen verderbt, Land und Leute betrogen und ihnen beſonders das Geld zu großen Haufen aus dem Lande geſchleppt wurde, läßt ſich gar nicht beſchreiben. Ueber ein Land, wie Deutſchland, fielen ſie her, als wäre es ihr Eigenthum, ja noch weniger: denn ſie brandſchatzten, wie in Feindes Land, alſo daß, wie Friedrich Mecum ſagt, wenn es hätte länger währen ſollen, Deutſchland weder Heller noch Pfennig behalten hätte. Es hatten zwar längſt einige Biſchöfe an der Statioviren und Ablaßhändler Uebermuth Aergerniß genommen, und ihnen hie und da die Wege geſperrt, auch Fürſten, wie der Kaiſer Maximilianus I. hierin Vorſehung gethan: aber ſchüchtern und ohne Erfolg; denn der Kaiſer verbot nur, die Ablaßmönche ſollten nicht ſo geradezu über die Länder herfallen, ohne gehörige Anzeige zu thun. Die Fürſten hatten ſelbſt noch einen gar ſtarken Glauben an die Kraft des Ablaſſes; auch ließ ſie der Papſt zuweilen Theil nehmen an ſeinem Gewinn; ſie begehrten oft ſelbſt den Verkauf deſſelben vom Papſt, wenn ſie im Lande zu ſonſt nützlichen Zwecken den Unterthanen eine Steuer auflegen wollten, wie dieſes noch von Kurfürſt Friedrich III. zu Sachſen geſchah, um die Elbbrücke bei Torgau anfertigen zu laſſen. Selbſt ſonſtige Kirchengeſetze erferte der Papſt gern auf, um nur mit ſeinem Ablaß den Ländern zu dienen: wie denn die Stadt Leipzig im Jahr 1430, da ſie ſollte befeſtigt werden, einen Brief vom Papſt erhielt, daß wer an Sonn- und Feſttagen an den Fortificationen arbeiten würde, vierzig Tage Ablaß haben ſollte. So brachte auch Herzog Albrecht zu Sachſen, um die abgebrannte Stadt Freiberg wieder aufbauen zu laſſen, im Jahr 1492 bei dem Papſt einen Ablaß auf zwanzig Jahre zu Wege, doch ſo, daß der vierte Theil des Einkommens davon nach Rom ging: der unzähligen Butterbriefe nicht zu gedenken, die davon ſo hießen, weil ſie erlaubten, zur Faſtenzeit Butter und Käſe zu eſſen, wenn Einer nur einen Schneeberger Groſchen erlegte.

Schon unter verſchiedenen Päpſten hatte Tetzel gedient und den Ablaß in Deutſchland feil geboten. Er hatte ſich nicht nur dadurch, ſondern auch durch ſein ärgerlich Leben hie und da den Haß der Leute in ſolcher Maß zugezogen, daß er ſchon einmal ſollte wegen begangenen

Ehebruchs auf des Kaisers Befehl erkauft werden, was aber Kurfürst Friedrich zu Sachsen von ihm abwandte. Er hatte übrigens ganz die Kunst und Art, das Volk zu bethören und zu beschwatzen, und suchte seine elende Waare überall mit den nichtswürdigsten Prahlereien herauszustreichen. Wenn dieser Ablaßcommissarius einfuhr in eine Stadt, so trug man die päpstliche Bulle auf einem sammtenen oder güldenen Tuch daher; mit Fahnen und Kerzen, mit Gesang und Procession wurde er von Priester und Mönchen, Rath, Schulmeister und Schülern, Mann und Weib, Jung und Alt empfangen; man läutete mit den Glocken, schlug die Orgel dazu, begleitete ihn mit großem Gepränge in die Kirche, richtete ein rothes Kreuz daselbst auf, woran des Papstes Panier, in Summa, daß man wohl Gott selbst nicht schöner hätte empfangen und halten können.

Unglaublich ist, was dieser ungelehrte und unverschämte Mönch vorbrachte und predigte, um solchen schändlichen Handel stets in gutem Credit zu erhalten. Der Ablaß, sagte er, sei die höchste und wertheste Gabe Gottes; das Ablaßkreuz mit des Papstes Wappen vermöge eben so viel als Christi Kreuz. Gab Brief und Siegel, daß auch die Sünden sollten vergeben sein, die Einer noch Willens wäre zu thun. Unser Heiland habe dem Papst alle Macht übergeben und habe nun nichts mehr zu regieren bis an den jüngsten Tag, sagte der Tetzel; er möchte im Himmel mit Petro nicht theilen, denn er habe weit mehr Seelen selig gemacht, von wegen des Ablasses. Wenn Einer auch die allergröbsten, ja unmögliche Sünden begangen, und legte nur Geld in den Ablaßkasten, so könnte es der Papst mit seinem Ablaß vergeben, und dann müßte es Gott auch vergeben. Item, wenn sie flugs einlegten und Ablaß löseten, so würden alle Berge um Annaberg eitel gediegen Silber werden; item, sobald nur der Groschen im Kasten klinge, führe die Seele, für die man eingelegt, vom Mund auf in den Himmel. In Summa, unser Herr Gott war nimmer Gott, hatte alle Gewalt dem Papst übergeben.

Fürst Georg von Anhalt erzählt unter Anderm in der Vorrede zu seinen Predigten vom falschen Propheten Folgendes. Es hatte des Tetzels Subcommissarius, auch ein Predigermönch, Bartholomäus genannt (welches ich mit meinen Ohren zu Dessau selbst in meiner Jugend gehört) unverschämt sagen, wie er von dem heiligen rothen Kreuz, daran des Papstes Wappen gehangen, mit seinen Augen sehe das Blut Christi mitriglich herabfließen, und daß solche große Gnade von der Zeit des

Leidens Christi an nicht mehr gewesen. Er sagte auch, wie das Kreuz Zeichen thäte, und welche etwas dawider redeten, that er in den Bann.

Johannes Mathesius erzählt auch noch einen guten Schwank davon. Ein Bergmann sprach einen Ablaßführer auf dem Schneeberg an, ob es denn wahr wäre, was er von der Kraft des Ablasses und Gewalt des heiligen Vaters etlichemal gepredigt, daß man mit einem Pfennig, sobald er im Kasten klinge, eine Seele aus dem Fegfeuer erlösen und ranziren könne. Wie der Ablaßkrämer darauf besteht, spricht der Bergmann: Ach! wie muß der Papst ein so unbarmherziger Ebentheurer sein, der um eines Pfennigs Willen eine arme Seele so lange im Fegfeuer kreisen läßt; möcht er doch, so er anders keine Baarschaft hätte, etliche hunderttausend Gülden aufbringen und die armen Seelen auf einmal losmachen, wollten doch wir armen Leute gern die Hauptsumma, und was für Interessen und Unkosten drauf gegangen wäre, auf richtige Rechnung zu Hand erlegen.

In den päpstlichen Bullen findet man doch noch angemerkt, daß, wem der Ablaß solle zu gut kommen, der müsse ein reuiges Herz und einen beichtenden Mund haben: aber Tetzel und Gesellen schärften nicht nur diese Bedingung nicht gehörig ein, sondern ließen sie gewöhnlicherweise ganz weg: sonst hätten sie bald mit leerem Beutel davon ziehen müssen. So grob machte es Tetzel, daß der gemeine Mann selbst deshalb anfing, gegen den Ablaß Verdacht zu haben, als suche man nämlich die Leute nicht sowohl von Sünden oder Verstorbene von dem Fegfeuer, als vielmehr die Christen von Geld und Gut nur zu absolviren.

Die Ursache, welche die Päpste sein einiger Zeit zu so nothwendiger Ablaßpredigt vorgeschoben, war der Krieg gegen die Türken. Der Papst und die Kardinäle suchten nur, wie sie Deutschland immer ärger beschweren möchten. Deshalb ordnete Kaiser Maximilianus im Jahre 1512 einen Reichstag zu Trier und Köln an, wo geistliche und weltliche Kurfürsten rathschlagen sollten, wie der armen christlichen Kirche sonderlich deutscher Nation möchte geholfen werden. Es wurde daselbst durch scharfe Mandate zuerst das Gotteslästern und greuliche Zusaufen verboten. Zu demselben Reichstage hatte aber auch der Papst, wie er pflegte zu thun, seinen Legaten geschickt. Der trug von wegen des Papstes darauf an, man solle zum Ablaß und jährlichen Gefäll aus deutschen Landen auf eines Jeden Kopf im heiligen Reich etliche Jahre hindurch jährlich einen Groschen dem Papst zahlen lassen, damit man einen guten Schatz gegen den Türken zusammenbrächte. In Wahrheit aber war ihm daran so viel wie nichts, sondern nur an deutschem Blut

und Schweiß gelegen, und wie er dieſes am beſten vollends verſchlingen könnte. Kaiſer und Reich gaben hierauf dem Kardinal zuerſt freundliche und glimpfliche Antwort und baten, des armen Landes zu ſchonen. Als dieſes aber nichts half, und der Legat immer ſtärker die Schatzung begehrte, ſo machten ſie einen höchſt merkwürdigen und überaus gründlichen Unterſchied zwiſchen der heiligen katholiſchen Kirche und zwiſchen der römiſchen. Sie erklärten, daß ſie mit Leib und Leben, Hab und Gut und Allem, was ſie vermöchten, ihrer lieben Mutter, der heiligen chriſtlichen Kirche beiſtehen, helfen und rathen wollten. Der Legat meinte, er hätte nun ſchon gewonnen, man würde die Schatzung auflegen, ging alſo gleich weiter in ſeinem Verlangen und begehrte, es ſollten nicht nur die, welche das heilige Sacrament ſchon empfangen hätten, ſondern auch die insgemein, welche zu verſtändigen Jahren gekommen, den Groſchen zu geben ſchuldig ſein, damit des Geldes deſto mehr würde. Hierauf erklärten ihm Kaiſer und Fürſten, daß ſie das Erbieten gethan hätten gegen die heilige chriſtliche Kirche, welches wäre die Gemeinſchaft der Heiligen in aller Welt, auch unter den Türken, aber daß ſie Alles, was nur der Papſt und römiſche Hof von ihnen begehrte, geben ſollten, dürften und müßten, das wären ſie endlich beſchwert und achteten, ſie wären es auch zu thun gar nicht ſchuldig. Und ſo wurde auch dieſer Schatzung nichts. Doch blieb der Papſt in aller Herzen, ließ auch von ſeiner Tyrannei und Schinderei nicht im Geringſten nach. Durch Tetzels Predigten wurde das Gemüth vieler Deutſchen verführt und trefflich viel Geldes nach Rom gebracht.

Denn da nun jene ſchönen Propoſitionen bei den Deutſchen, denen doch allmälig die Augen aufgingen, nichts mehr verfangen wollten, dachte man zu Rom auf einen andern Vorwand. Nach Julius II. Beiſpiel alſo gab Leo X. vor, er wolle die Kirche zu St. Peter in Rom vollends ausbauen: dazu hatte er einen neuen Ablaß in Deutſchland ausgeſchrieben. Man wußte aber, daß nicht nur Leo für ſeine Perſon, da er einen ſtattlichen Prinzen agirte, viel Geld brauchte, ſondern auch die meiſten Einkünfte des Ablaſſes, ſo in Sachſen und benachbarten Ländern bis an den Belt fallen würden, ſeiner Schweſter, die an einen Prinzen Gibo vermählt war, aſſignirt hatte. Der Kardinal Pallavicini will es zwar leugnen, gibt es aber doch halb zu, indem er ſagt, große Herren pflegten zuweilen das zu gemeinem Nutz gewidmete Geld zu Privatſachen zu gebrauchen, in der Meinung, es anders woher wieder zu erſetzen. Gewiß iſt, daß die Welſchen dazumal mit der Teutſchen Gelkern noch obenein Hohn und Spott getrieben und ſie peccata Cor-

manorum, das ist, die Sünden der Deutschen, genannt haben. Solchen Ablaß einzutreiben, dazu hatte der Papst seine Commissarien. Der erste Hauptcommissarius war Angelo Arcimboldi, ein Mailänder, Doctor des Rechts, päpstlicher Protonotarius und Referendarius, dem im Jahr 1514 befohlen wurde, die rheinischen Provinzen, die Niederlande und Burgund heimzusuchen. Die folgende Commission im Jahr 1515 ist vornehmlich auf Baiern, Oesterreich, Westphalen, Holstein, Schweden und auf die Stifter Kamin und Meißen gerichtet gewesen: auch ist Tetzel dazu schon als Untercommissarius gebraucht gewesen. Die schlechte Aufführung und Beutelschneiderei jenes Legaten fiel schon damals so unerträglich, daß die Großen in Schweden und Dänemark auf des Königs Befehl ihm so ziemlich alles gewonnene Geld wieder abnahmen, also, daß er wenig oder nichts mit aus dem Lande genommen. In einer Lübeckschen Chronik aber heißt es: A. 1516 ist Angelus Arcimboldus, ein Legat des Papstes Leonis, angekommen und mit großer Herrlichkeit und Procession eingeholt, und hat das Ablaßkreuz aufgerichtet, und ist nicht zu glauben, was großes Geld und Gut er aus Lübeck und andern Städten, auch darnach aus dem Reiche zu Dänemark und Schweden gebracht. Er hat zu Lübeck von Silber einen fürstlichen Credenzer machen lassen, dazu auch silberne Kessel und Bratpfannen, das unerhört bei Fürsten ist. Es ist ein Bürger von Köln, so Antonius de Wele geheißen, mit ihm gewesen, der das Ablaßgeld an die Factores und Bankeres überschrieb; dieser ist zu Lübeck in eines unehrlichen Weibes Hause bei Nacht erwürgt und hienach in eine Pfütze geworfen worden.

Hiernächst hatte auch Christoph de Forli, General der Franziskaner, eine sich besonders über die Schweiz ausbreitende Ablaßcommission. Derselbe bediente sich eines gewissen Bernhardin Samson von Mailand als Untercommissarius, der es auch unter den Schweizern eben so arg als Tetzel in Sachsen und Meißen machte.

Die dritte Hauptcommission war dem Erzbischof Albrecht zu Mainz und Magdeburg, des deutschen Reichs Kurfürsten und Bruder des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, wie auch dem Guardian der Franziskaner zu Mainz ertheilt worden, der gleichsam dem Papste als Controlleur dienen sollte, aber nicht Lust zur Sache hatte, weil es der Tetze schon zu arg gemacht. Jener junge Prälat, obwohl er zwei Erzbisthümer hatte, war doch ein überaus vergnügungslustiger und prachtliebender Herr, hatte auch sein erzbischöfliches Pallium noch nicht zu Rom bezahlt, welches auf 30,000 Gulden lief, und konnte das Geld

aus ſeinem Lande, in welchem der Fall mehreremale hintereinander vorgekommen war, nicht erſchwingen. Zudem trieb er mit Bauen unglaublichen Hochmuth und Unkoſt. Von dem einkommenden Ablaßgeld, welches er mit dem Papſte theilte, wollte er dann die Fugger, welche der Zeit die reichſten Kaufleute zu Augsburg waren, nachher aber in den Grafenſtand ſind erhoben worden, und die ihm Vorſchuß gethan, vergnügen. Da nun derſelbe eines tüchtigen Untercommiſſarius bedurfte, bot ſich ihm Tetzel an, der einige Jahre zuvor ſchon dem deutſchen Ritterorden durch Ablaß ein Anſehnliches eingebracht hatte, und erklärte, er wolle den Ablaß dermaßen herausſtreichen, daß er ein Redliches eintragen ſollte. Weil aber ſowohl er, als ſeine Geſellen für Betrüger bekannt waren, die ſich nicht nur bei dieſer Gelegenheit ſelbſt zu bereichern ſuchten, ſondern auch, was ſie bei Tage verdient, großentheils wieder des Abends in den Schenken bei Würfelſpiel und auch ſonſt verthaten, ſo machte der Kurfürſt noch eigends die merkwürdige Verordnung, die man auch noch hat, daß die Ablaßhändler ihre Truhen oder Kiſten ohne Beiſein der Fugger oder ihrer Buchhalter nicht öffnen, ſondern daß dieſe ihnen zu jeder Kiſte einen Schlüſſel geben, dann aber nach Abzug aller Unkoſten den einen Theil für den Herrn Papſt, den andern für ihn ſelbſt an dieſes Handelshaus ſollten verabfolgen laſſen. Tetzel gab ſeine marktſchreieriſche Anpreiſung des Ablaſſes den Pfarrern noch eigends an die Hand in einer von ihm zu dieſem Zweck herausgegebenen Inſtruction, worin er ihnen zeigt, wie ſie den Ablaß recht nachdrücklich und beweglich recommandiren könnten. Die Fürſten zu Sachſen aber wollten den neuen Ablaß nicht ſogleich zulaſſen in ihren Landen, weil dieſelben bereits durch etliche Jahre ſattſam erſchöpft und ausgeſogen wären. Damit nun die Sache nicht ohne einen Anfang bliebe, bis man die Fürſten allmälig gewönne, ließ der Erzbiſchof erſtlich in ſeinen eigenen Biſthümern, Magdeburg und Halberſtadt, den Tetzel das Kreuz aufrichten und Ablaß predigen. Von da war leicht, ins Anhaltiſche, Brandenburgiſche und Sächſiſche überzugehen, zumal ein großer Theil des ſächſiſchen Kurkreiſes, worin Wittenberg lag, zu dem Sprengel des Biſchofs von Brandenburg gehörte.

Chronologiſcher Leitfaden

von 1517—1520 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.	
1517	Luther ſchlägt zu Wittenberg 95 Theſen an. — Zwingli lehrt in der Schweiz.
1519	Maximilian I. ſtirbt.
1520—1558	Karl V. deutſcher Kaiſer.

Theilnahme Huttens an den kirchlichen Bewegungen*).

1520.

Man kann wohl ſagen: die Geiſter, die in Deutſchland an der Bewegung in der gelehrten poetiſch-philologiſchen Literatur Theil genommen, zerfielen in zwei große Schaaren. Die eine ſuchte in ruhigem und mühevollem Studium, lernbegierig und lebhaft, neue Elemente der Bildung zu gewinnen und auszubreiten. Ihr ganzes Streben, das ja von Anfang an eine Richtung auf die heilige Schrift genommen, war in Melanchthon repräſentirt, und hatte in ihm die engſte Verbindung mit den tiefern theologiſchen Tendenzen geſchloſſen, die in Luther erſchienen, und auf der Univerſität Wittenberg zur Herrſchaft gekommen waren. Wir ſahen ſo eben, was dieſer Bund bedeuten wollte. Die ſtillen Studien empfingen dadurch Inhalt, Tiefe und Schwung: die Theologie wiſſenſchaftliche Form und gelehrte Begründung. In der Literatur gab es nun aber auch noch eine andre Seite. Neben den ruhigen Gelehrten tummelten ſich jene fehdeluſtigen Poeten: ſchon mit dem Gewonnenen zufrieden, trotzig in ihrem Selbſtgefühl, empört über den Widerſtand, den man ihnen entgegenſetzt, erfüllten ſie die Welt mit dem Lärm ihres Kriegs. Dieſe hatten ſich im Anfange der lutheriſchen Streitigkeit, die ſie als einen innern Handel der Mönchsorden betrachteten, neutral verhalten. Jetzt aber, da dieſelbe eine ſo großartige, weitausſehende Natur entwickelte, und allen ihren Sympathien entſprach, nahmen auch ſie Partei. Luther erſchien ihnen als ein Nachfolger Reuchlins, Johann Eck wie Ortwin Gratius, ein gedungener Anhän-

*) Aus: Leop. Ranke, deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation. Berl. 1839. Bd. I. S. 413—423. (B. II. Kap. 3.)

ger der Dominikaner, und eben so griffen sie ihn an. Im März 1520 kam eine Satire heraus unter dem Titel: der abgehobelte Eck, welche an phantastischer Conception, schlagender und vernichtender Wahrheit, Aristophanischem Witz die Briefe der dunkeln Männer, an die sie jedoch erinnert, bei Weitem übertrifft. Ja in diesem Augenblick trat ein Vordermann dieser Schaar nicht anonym wie Andre, sondern mit niedergelassenem Visier auf den Kampfplatz. Es war Ulrich von Hutten: längst kannte man seine Waffen und wie er sie führte.

Auch für Hutten, wie für Erasmus, war es der sein ganzes Leben bestimmende Moment, daß man ihn sehr früh dem Kloster übergab; aber noch viel unerträglicher war ihm dieser Zwang: er war der Erstgeborne aus einem der namhaftesten Rittergeschlechter auf der Buchen, das noch auf Reichsfreiheit Anspruch machte; als man ernstlicher davon sprach ihn einzukleiden, ging er davon, und suchte sein Glück wie jener in den Bahnen der aufkommenden Literatur. Was hat er da nicht Alles bestehen müssen: Pest und Schiffbruch: Verjagung eines Lehrers, dem er dann folgt: Beraubung durch die, welche ihn eben unterstützt: eine abscheuliche Krankheit, die er sich im zwanzigsten Jahre zugezogen: die Mißachtung, in welche Mangel und ein schlechter Aufzug besonders in der Fremde zu bringen pflegen: seine Familie that nicht, als ob er ihr angehöre: sein Vater betrachtete ihn mit einer gewissen Ironie. Aber immer behielt er den Muth oben, den Geist unbenommen und frei: allen seinen Feinden bot er Trotz: sich zu wehren, literarisch zu schlagen, ward ihm Natur. Zuweilen waren es mehr persönliche Angelegenheiten, die er auf dem Felde der Literatur ausfocht; z. B. die Mißhandlung, die er von seinen Greifswalder Gastfreunden erfuhr: er rief alle seine Genossen von den Poetenschulen zur Theilnahme an dieser Unbill auf, die gleichsam Allen begegnet sei; — oder er hatte die Forderung zu widerlegen, die schon ihm, schon damals entgegentrat, daß man etwas sein, ein Amt bekleiden, einen Titel haben müsse; — oder jene unverantwortliche Gewaltthat des Herzogs von Würtemberg an einem seiner Vettern regte ihn zu stürmischer Anklage auf. Allein noch lebendiger inspirirte ihn seine kriegerische Muse in den allgemeinen vaterländischen Dingen. Das Studium der römischen Literatur, in der die Deutschen eine so glorreiche Rolle spielen, hat nicht selten die Wirkung gehabt, unsern Patriotismus zu erwecken. Die schlechten Erfolge des Kaisers in dem venezianischen Kriege hielten Hutten nicht ab, ihn doch zu preisen; die Venezianer behandelt er ihm gegenüber nur als emporgekommene Fischer; den Treulosigkeiten des

Papstes, dem Uebermuth der Franzosen setzt er die Thaten der Landsknechte, den Ruhm des Jacob von Ems entgegen; in langen Gedichten führt er aus, daß die Deutschen noch nicht ausgeartet, daß sie noch immer die alten seien. Als er aus Italien zurückkam, war eben der Kampf der Reuchlinisten gegen die Dominicaner ausgebrochen; er stellt sich seinen natürlichen Freunden mit allen Waffen des Zornes und des Scherzes zur Seite; den Triumph des Meisters feiert er mit seinen besten Herametern, die einen sinnreichen Holzschnitt begleiten. Hutten ist kein großer Gelehrter; seine Gedanken greifen nicht sehr in die Tiefe; sein Talent liegt mehr in der Unerschöpflichkeit seiner Ader, die sich immer mit gleichem Feuer, gleicher Frische, in den mannichfaltigsten Formen ergießt, lateinisch und deutsch, in Prosa und in Versen, in rednerischer Invective und in glücklich dialogisirter Satire. Dabei ist er nicht ohne den Geist eigener feiner Beobachtung; hie und da, z. B. im Nemo, erhebt er sich in die heitern Regionen ächter Poesie; seine Feindseligkeiten sind nicht von verstimmend-gehässiger Art, sie sind immer mit eben so warmer Hingebung nach seiner andern Seite verbunden; er macht den Eindruck der Wahrhaftigkeit, der rücksichtslosen Offenheit und Ehrlichkeit; vor Allem, er hat immer große, einfache, die allgemeine Theilnahme fortreißende Bestrebungen, eine ernste Gesinnung, er liebt, wie er sich einmal ausdrückt, „die göttliche Wahrheit, die gemeine Freiheit." Der Sieg der Reuchlinisten war auch ihm zu Gute gekommen: er fand Aufnahme an dem Hofe des Kurfürsten Albrecht von Mainz: mit dem mächtigen Sickingen trat er in vertrauliches Verhältniß; auch von seiner Krankheit ward er geheilt, und er konnte wohl daran denken, sich zu verheirathen, sein väterliches Erbe anzutreten: ein häuslich ruhiges Leben muthete auch ihn an: durch den Glanz einer schon erworbenen Reputation wäre es doch auf immer gehoben gewesen. Da berührte ihn der Hauch des Geistes, welchen Luther in der Nation erweckt hatte: eine Aussicht that sich auf, gegen die alle bisherige Erfolge nur wie ein Kinderspiel erschienen: seine ganze Ueberzeugung, alle Triebe seines Geistes und seiner Thatkraft waren davon ergriffen. Einen Augenblick ging Hutten mit sich zu Rathe. Der Feind, den man angriff, war der mächtigste, den es gab, der noch nie unterlegen, der seine Gewalt mit tausend Armen handhabte: wer es mit ihm aufnahm, mußte wissen, daß er sein Lebtag niemals wieder Ruhe finden würde; Hutten verbarg es sich nicht: man sprach darüber in der Familie, die auch ihre Güter durch dies Unternehmen bedroht glaubte, „meine fromme Mutter weinte," sagte er; — aber er riß sich los,

verzichtete auf sein väterliches Erbe, und griff noch einmal zu den Waffen.

Im Anfang des Jahres 1520 verfaßte er einige Dialoge, die ihm niemals wieder verziehen werden konnten. In dem einen, die Anschauenden, wird der päpstliche Legat nicht mehr wie früher nur an einigen Aeußerlichkeiten geneckt, sondern mit allen seinen geistlichen Facultäten, Anathem und Excommunication, die er gegen die Sonne anwenden will, auf das Bitterste verhöhnt. In einem andern, Badiscus oder die römische Dreifaltigkeit, werden alle Mißbräuche und Anmaßungen der Curie in schlagende Ternionen zusammengefaßt: der Meinung der Wittenberger, daß das Papstthum nicht mit der Schrift bestehen könne, kam Hutten hier mit einer Schilderung des römischen Hofes, wie er in der Wirklichkeit sei, zu Hülfe, welche denselben als den Abgrund des sittlichen und religiösen Verderbens darstellte, von dem man sich um Gottes und des Vaterlandes Willen losreißen müsse. Denn seine Ideen waren vor Allem national. Durch eine ihm in die Hände gerathene alte Apologie Heinrichs IV., die er im März 1520 herausgab, suchte er die Erinnerung an die großen Kämpfe gegen Gregor VII., die verloschene Sympathie der Nation mit dem Kaiserthum, des Kaiserthums mit der Nation wieder zu erwecken. Er sandte sie an den jungen Erzherzog Ferdinand, der eben aus Spanien in den Niederlanden angekommen mit einer Zueignung, in welcher er ihn auffordert, seine Hand zu bieten zur Herstellung der alten Unabhängigkeit von Teutschland, welches den kriegsgewaltigen alten Römern widerstanden habe, und jetzt den weibischen neuen Römern Tribut bezahle. Sollte man nicht auf die beiden Brüder von Oesterreich hoffen dürfen, deren Gebedung sich der päpstliche Hof eben so ernstlich widersetzt hatte? Ihre meisten Freunde waren wirklich in diesem Augenblick Gegner des Papstthums. Wir berührten schon die Stimmung des Mainzischen Hofes. Alles, was sich in der Schweiz zu den ersten Schriften Luthers bekannte, hielt sich zugleich an den Cardinal von Sitten, der die Sache von Oesterreich nicht ohne die Hülfe dieser Leute auf der Tagsatzung so glücklich geführt hatte. Sickingen, der zur Entscheidung in Würtemberg so viel beigetragen, nahm zugleich für Reuchlin Partei, und wußte die Kölnischen Dominicaner zu zwingen, obwohl der Proceß in Rom noch schwebte, verläufig der Sentenz des Bischofs von Speier nachzukommen, und die Kosten zu bezahlen, zu denen sie da verurtheilt worden. Wer hatte mehr für Karl V. gethan als Friedrich von Sachsen? Der war es, welcher durch den Schutz, den er Luther und seiner Universität angedeihen

ließ, die ganze Bewegung möglich machte. Vor allen Dingen wollte er nicht, daß Luther in Rom gerichtet würde. Auf dem Wahltag hatte der Erzbischof von Trier wirklich das Schiedsrichteramt übernommen; Kurfürst Friedrich erklärte nun, es dürfe nichts gegen Luther geschehen, bis dieser gesprochen: bei dem Urtheil, das derselbe fälle, solle es dann sein Verbleiben haben. Es ist ein innerer Zusammenhang in diesen Tendenzen. Man wollte die Einwirkungen von Rom nicht mehr. Allenthalben predigte Hutten, Deutschland müsse Rom verlassen, und zu seinen Bischöfen und Primaten zurückkehren. „Zu Deinen Gezelten, Israel," rief er aus, und wo vernahm, daß er bei Fürsten und Städten vielen Anklang fand. Er hielt sich gleichsam für bestimmt, diese Sache durchzusetzen, und eilte an den Hof des Erzherzogs, um ihn wo möglich persönlich zu gewinnen, mit sich fortzureißen. Schon erfüllte ihn eine kühne Siegeszuversicht. In einer Schrift, die er unterwegs verfaßte, weissagt er, die Tyrannei von Rom werde nicht mehr lange dauern, schon sei die Axt an die Wurzel des Baumes gelegt. Er fordert die Deutschen auf, nur Vertrauen zu ihren tapfern Anführern zu haben, nicht etwa in der Mitte des Streites zu ermatten: denn hindurch müsse man, hindurch, bei dieser günstigen Lage der Umstände, dieser guten Sache, diesen herrlichen Kräften. „Es lebe die Freiheit. Jacta est alea." Das war sein Wahlspruch: der Würfel ist gefallen, ich hab's gewagt. —

Diese Wendung nahm jetzt, und zwar nicht ohne große Schuld der Vertheidiger des römischen Stuhles, die Sache Luthers. Der Angriff, der nur einer Seite des großen Systems gegolten, und von da aus allerdings auch dem Oberhaupt sehr unbequem geworden wäre, richtete sich nun unmittelbar und geradezu wider die ganze Stellung desselben, wider die Idee, die er von seiner Berechtigung geltend gemacht. Er gehörte nicht mehr dem Gebiete der Theologie allein an: zum ersten Mal hatten die Elemente der Opposition, die in der Nation vorhanden waren, das allgemein literarische und das politische, sich mit dem theologischen berührt, verständigt, wenn noch nicht ganz vereinigt; sie nahmen sämmtlich eine große Richtung wider die Prärogativen des Papstes zu Rom.

Dies führte nun auch dahin, daß auf der andern Seite eine ähnliche Vereinigung geschah, und der römische Stuhl, der in der Sache noch immer an sich gehalten, endlich eine definitive Sentenz zu geben bewogen ward.

Sickingen und seine Gegner*).

1522—1523.

Man dürfte nicht glauben, der Landfriede Karls V. sei besser gehalten worden als die frühern. Ein Paar kaiserliche Räthe, die von dem Reichstag zu Worms, wo sie ihn hatten beschließen helfen, nach Augsburg reisten, Gregor Lamparter und der Schatzmeister Johann Lucas, wurden eben auf dieser ihrer ersten Reise überfallen und gefangen genommen. Der Sitz der Regierung und des Gerichtes, in gewissem Sinn in diesem Augenblick die Hauptstadt des Reiches, Nürnberg, war auf allen Seiten von wilder Fehde umgeben. Hans Thomas von Absberg, doppelt gereizt, weil der schwäbische Bund Beschlüsse gegen ihn faßte, sammelte im Jahr 1522 noch einmal die verwegensten Reitersmänner aus allen umliegenden Gebieten um sich: immer neue Feindesbriefe trafen in Nürnberg ein: zuweilen fand man sie in den nächsten Dörfern in die Marterſäule gesteckt: alle Straßen des Reiches nach Osten und Westen wurden unsicher. Bei Krußelstein im Bambergischen war eine einsame Kapelle, wo alle Wochen drei Mal Messe gehalten wurde. Unter dem Schein, sie zu hören, fanden sich hier die raublustigen Genossen und die Kundschafter zusammen: wehe dem Kaufmannszug, der in ihr Bereich gerieth. Sie führten nicht allein die Waaren hinweg: sie hatten jetzt den furchtbaren Gebrauch, den Gefangenen die rechte Hand abzuhauen: vergebens baten wohl die armen Leute, ihnen wenigstens nur die linke zu nehmen und die rechte zu lassen: Hans Thomas von Absberg hat einem Krämerknecht die abgehauene Rechte in den Busen gesteckt, mit den Worten: Komme er nach Nürnberg, so möge er sie in seinem Namen dem Bürgermeister bringen.

Ein sehr bezeichnendes Beispiel der allgemeinen Unsicherheit bieten die Frankfurter Acten vom Jahr 1522 dar. Philipp Fürstenberg, den die Stadt Frankfurt an das Regiment schickte, um an der Regierung des Reiches Theil zu nehmen, fand die Straße von Miltenberg nach Wertheim, die er kam, so unsicher, daß er seinen Wagen verließ, und mit einigen Schneidergesellen, auf die er getroffen, als wäre er Einer

*) Aus Leop. Ranke, deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation Bd. 1839. gr. 8. S. 101—121. (B. III. Kap. 4.)

von ihnen, zu Fuße einen Seitenweg einschlug. Den Wagen sprengten einige Reiter mit aufgespannten Armbrüsten an. Um nur nach Wertheim zu kommen, mußte er sich noch auf dem Weg eine Bedeckung von fünf oder sechs Gefährten nehmen, die mit Büchsen oder Armbrüsten bewaffnet waren. „Die Reiter sind zornig," sagt er, „was ihnen anliege, weiß ich nicht."

In diesem Zustande nun, als das Regiment seine eigenen Mitglieder nicht zu schützen vermochte, brach eine Fehde aus, wie zu Maximilians Zeiten keine so gewaltig das Reich in Bewegung gesetzt hatte. Franz von Sickingen wagte es, im August 1522, mit einem wohlgerüsteten Heer, Fußvolk, Reiterei und Geschütz, einen Kurfürsten des Reiches, den Erzbischof von Trier in seinem Land, seiner wohlbefestigten Residenz zu überziehen.

In der Hauptsache war das eben auch nur eine Fehde, wie so viele andere: entsprungen aus persönlichem Mißverständniß, — eben dieser Kurfürst hatte früher einmal besonders lebhaft die Hülfe des Reiches gegen Sickingens Gewaltthätigkeiten in Hessen aufgerufen: — begründet durch einige zweifelhafte Rechtsansprüche, namentlich auf ein Lösegeld, von welchem der Erzbischof losgesprochen, und das dann auf Sickingen übertragen war: — berechnet auf Brandschatzung und wo möglich Eroberung der festen Plätze. Man muß den Brief lesen, in welchem ein alter Vertrauter Sickingens denselben von diesem Unternehmen abmahnt, um zu erkennen, welche Möglichkeiten des Gelingens oder Mißlingens hier erwogen wurden.

Dabei kamen nun aber einige andere Beweggründe ins Spiel, welche diesem Unternehmen eine universale Bedeutung gaben. Bei Sickingen war eine glückliche Feindseligkeit nicht mehr das letzte Ziel: er hatte größere Interessen im Auge.

Es waren das vor Allem die der Ritterschaft überhaupt. Wir wissen, wie sehr die Ritterschaft über den damaligen öffentlichen Zustand mißvergnügt war: über den schwäbischen Bund, der zugleich Ankläger, Richter und Vollstrecker der Urtel sein wolle, — das Kammergericht, das nur den Schwachen zu finden wisse, aber den Mächtigen in Ruhe lasse, — das Umsichgreifen der fürstlichen Macht, die fürstlichen Gerichte, Zölle und Lebenseinrichtungen. Der oberrheinische Adel hatte sich im Frühjahr 1522 zu Landau vereinigt, seine Lehenssachen nur vor Lehnrichter und Mannen, wie vor Alters hergebracht, seine Streitigkeit mit andern Ständen nur vor unparteiischen, mit rittermäßigen Leuten besetzten Gerichten entscheiden zu lassen, und einem Jeden, dem dies

verjagt werde, zu Hülfe zu kommen: dazu hatte er Franz von Sickingen zu seinem allgemeinen Hauptmann ernannt. Eine Schrift Huttens, ungefähr vom Mai 1522, an die Reichsstädte ist ein Manifest der Gesinnungen, die man in der Umgebung Sickingens hegte. Nie sind die Fürsten heftiger der Gewaltthätigkeit und Unrechtlichkeit angeklagt worden: die Städte werden aufgefordert, die Freundschaft des Adels anzunehmen, und vor Allem das Regiment zu zerstören, das ihm als eine Repräsentation der fürstlichen Gewalt erschien.

Dazu kam nun aber ferner die religiöse Neuerung. Zu einem Unternehmen gegen einen der mächtigsten geistlichen Fürsten gab sie noch einen besondern Antrieb. Im Grunde ist es die Eberndurg, wo der evangelische Gottesdienst zuerst in seinen neuen Formen eingeführt ward. In Sickingens Umgebung hielt man die Austheilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt nicht allein für erlaubt, wie damals noch in Wittenberg, sondern für nothwendig. Johann Oekolampadius war der Gene, welcher die religiöse Befriedigung, die das Volk darin findet, alle Tage dem unverstandnen Murmeln der Messe zuzuhören, der Ceremonie der Segensprechung beizuwohnen, und sich ohne viel Aufwand von Aufmerksamkeit oder Zeit Gott zu befehlen, geradehin verdammte, und die Messe nur noch Sonntags, mit Weglassung der Elevation, und nur noch in deutscher Sprache hielt. Von Sickingen selbst haben wir einen Brief, worin er sich gegen die Bilder ausspricht, welche mehr für schöne Gemächer als für die Kirchen geeignet seien, und wider die Anrufung der Heiligen eifert; einem seiner Prediger, Johann Schwebel, richtete er die Hochzeit aus. Unter seinen Freunden finden wir einen, Hartmuth von Kronenberg, den man als den ersten im Style einer spätern Zeit frommen, vollkommen überzeugten Lutheraner betrachten kann.

Durch die Verbindung mit diesen mächtigen Elementen bekamen nun die Unternehmungen Sickingens eine ungemeine Wichtigkeit. Ein großer Theil der Ritterschaft in dem ganzen Reiche war für ihn, und regte sich, um ihn zu unterstützen. Auch die Unterstützung Luthers, dem er bisher oft seinen Schutz angeboten, nahm er in Anspruch. In der That, es wäre kein schlechter Bund gewesen, wenn der Mönch, den die Nation wie einen Propheten verehrte, seinen Wohnsitz bei dem gewaltigen Rittersmann genommen, und ihn mit der Macht seines Wortes unterstützt hätte. Aber Luther hatte den großen Sinn, sich von allen politischen Verbindungen fern zu halten, keine Gewalt versuchen, einzig der Macht der Liebe vertrauen zu wollen. Von Sachsen bekam Sickin-

gen überhaupt nur Abmahnungen. Wie sehr er dennoch auf diese nationale Hinneigung zählte, beweiſt ſein Manifeſt an die Unterthanen von Trier, denen er verſpricht, „ſie von dem ſchweren antichriſtlichen Geſetz der Pfaffen zu erlöſen und ſie zu evangeliſcher Freiheit zu bringen.“ In ſeinem Kopfe durchkreuzten ſich die Gedanken eines fehdeluſtigen, einem mächtigen Fürſten ſich gewachſen fühlenden Edelmannes, eines Oberhauptes aller Ritterſchaft, eines Verfechters der neuen Religionsmeinungen. Es iſt nicht ohne Bedeutung, wenn Hutten in einem ſeiner Geſpräche dem Sickingen eine feurige Lobeserhebung Ziska's in den Mund legt, des unüberwindlichen Helden, der ſein Vaterland von den Mönchen und unnützen Prieſtern geſäubert, ihre Güter zum allgemeinen Beſten vertheilt, den Räubereien der Römer ein Ende gemacht habe.

Am 27. Auguſt 1522 kündigte Sickingen dem Erzbiſchof Fehde an, vor Allem um der Dinge Willen, „die er gegen Gott und Kaiſerl. Majeſtät gehandelt;“ von dem Kurfürſten von Mainz eher insgeheim unterſtützt als verhindert, langte er, nachdem er St. Wendel genommen, am 7. September vor Trier an: mit 1500 Pferden, 5000 Mann und nicht geringem Geſchütz zog er über den Markberg daher. So viel wir ſehen, rechnete er darauf, daß hier ſeine Freunde zu ihm ſtoßen würden, Nennenberg, der in Cleve und Jülich, der Baſtard von Sombreff, der im Erzſtift Köln, Franz Voß, der im Limburgiſchen für ihn rüſtete: auch aus Braunſchweig ſollte Nickel Minckwitz 1500 Mann herbeiführen. In ſeinem Lager ſprach man davon, daß er in Kurzem Kurfürſt ſein werde, ja vielleicht noch mehr als das. Das ganze Reich wendete ſeine Augen dahin: der Abgeordnete des Herzogs Georg von Sachſen ſchrieb an ſeinen Herrn, in viel hundert Jahren ſei nichts ſo Gefährliches wider die Fürſten des Reiches unternommen worden. Es ſei Alles dahin gerichtet geweſen, behaupten Andre, daß man in Kurzem nicht hätte wiſſen ſollen, wer König oder Kaiſer, Fürſt oder Herr ſei.

So erhob ſich noch einmal das tumultuariſche Ritterweſen zu einer das ganze Reich bedrohenden Gewalt.

Man kann es ſich nicht recht ausdenken, was daraus werden ſollte, wenn es ihm gelang.

Konnte wirklich aus der ritterlichen Unabhängigkeit, die nun zu voller Herrſchaft gelangt wäre, eine einigermaßen geordnete Regierung hervorgehen? Würde etwa die verwilderte Selbſthülfe des damaligen Ritterthums durch die neue Predigt ſo leicht zu bezähmen geweſen ſein?

Oekolampadius wenigstens fand auf Sickingens Burg einen harten Boden für seine Saat. Auch waren es an sich höchst ungleichartige Elemente, die hier vereinigt erschienen, das Ritterthum, die eigenthümlichste Hervorbringung der mittlern Jahrhunderte, die auf einer Zersetzung kräftiger Staatsgewalten beruhte, und die neue Lehre, welche die Tendenz in sich schloß, und sie schon ausgesprochen, eben dieser Staatsgewalt eine neue feste Grundlage zu verschaffen. Sickingen selbst hatte eine sehr anomale Stellung. Es waren keineswegs ritterliche Kräfte, die er ins Feld führte. Er stand an der Spitze eines geworbenen Heeres, das nur durch Geld zusammengehalten werden konnte, mit allem Apparat einer dem Ritterthum wesentlich entgegengesetzten Kriegskunst. Wunderbarer Anblick, wie die beherrschenden Kräfte verschiedener Zeitalter hier einander berühren, und der Gedanke aufkommt, als könnten sie sich vereinigen, mit einander gehen. Wir können heut zu Tage wohl einsehen, wie unmöglich dies war. Denn nur in lebendigem und wahrem Einverständniß mit dem Fortgang der Weltentwickelung wird sich etwas Haltbares gründen lassen. Aber auch damals sah man ein, daß, wenn das Fürstenthum besiegt, die noch keineswegs fest begründete Reichsordnung gewaltsam zertrümmert worden, nichts als ein ausschließendes, wildes, und doch wieder in sich selbst widersprechendes Regiment des Adels zu erwarten sei.

Es kam nun darauf an, wer die Vertheidigung der gefährdeten Ordnungen übernehmen würde.

Das Regiment that so viel es vermochte. Abmahnungen ergingen an Sickingen: Mandate an alle benachbarte Fürsten, sich seinem Vorhaben zu widersetzen. Auf Sickingen jedoch machten die Mahnungen des Regiments wenig Eindruck. Er entgegnete, er selber gedenke eine neue Ordnung im Reiche einzuführen. Von einer Verbesserung des Kammergerichts wollte er nichts wissen: er sagte, er habe ein Gericht um sich, besetzt mit Reißigen, wo man mit Büchsen und Karthaunen hineinschieße. Wohl ist es nicht wahrscheinlich, daß sein ganzes Heer gerichtet habe wie er. Wenigstens das Regiment verächtet, durch seinen Spruch sei Franzens Anhang und Macht vermindert worden — allein um ihn zu Paaren zu treiben, waren doch ganz andre Kräfte nöthig, und Alles lag daran, welchen Widerstand Sickingen bei dem Angegriffenen und dessen Verbündeten finden werde.

Richard von Greiffenklau, Erzbischof von Trier, hatte die besten Anhalten getroffen. Das Kloster St. Maximin, auf dessen Vorräthe die Feinde gerechnet, hatte er in Brand stecken lassen: er selbst war mit

der Fackel dazu herbeigeeilt: in der Stadt hielt seine Anwesenheit die Bewegungen nieder, die sich allerdings regten. Die Geistlichen stellten sich um den Dom her auf, die Bürger auf dem Markte: auf Mauern und Thürmen hielten die Söldner: der einheimische Adel, der sich von dem Stift nicht trennen lassen, hatte die Anführung.

Und indem nun Sickingen, der einen raschen Schlag auszuführen gedacht, hier auf einen unerwarteten nachhaltigen Widerstand stieß, begegnete ihm, daß seine Freunde und Verbündeten, durch deren Zuzug er erst in den Besitz seiner vollen Macht gekommen wäre, allenthalben aufgehalten oder geschlagen wurden. Der Herzog von Cleve und der Kurfürst von Köln geboten den Reitern, die in ihren Gebieten geworben waren, bei Verlust ihrer Lehen, ja ihres Lebens, zu Hause zu bleiben. Dem jungen Landgrafen von Hessen gelang es, die Minkwitzische Truppe, die von Braunschweig daher zog, zu überraumen, ihren Anführer mit allen seinen Papieren in seine Gewalt zu bekommen, hierauf diese Leute in seine eignen Dienste zu ziehen. Da wagten auch die westphälischen und lüneburgischen Reisigen sich nicht ins Feld.

Dagegen rüsteten sich der Kurfürst von der Pfalz, der alte Gegner Sickingens, so gut wie der Landgraf von Hessen, sein erbitterter Gegner, ihrem Nachbar und Verbündeten von Trier zu Hülfe zu eilen.

Sickingen, im Angesicht einer tapfer vertheidigten Stadt, im offenen, durch Verwüstungen erbitterten Lande, ohne die erwartete Unterstützung, wagte es nicht, das Zusammentreffen so übermächtiger Streitkräfte zu erwarten: er selbst entwickelte auch nicht die Kräfte und eigenen Hülfsquellen des Talentes und der Tapferkeit, ohne die man sich so kühner Wagstücke nicht ungestraft unterfängt; am 14. September mußte er sich entschließen, Trier zu verlassen.

In diesen acht Tagen liegt eine große Wendung der deutschen Geschicke.

Die drei Fürsten, Repräsentanten der gefährdeten fürstlichen Gewalt, bekamen jetzt die Oberhand über die empörte Ritterschaft und ihren Anführer. Sie begnügten sich nicht, das Erzstift von dem Feinde zu säubern: merkwürdig aber, auch Sickingen verfolgten sie nicht: sie wandten sich zunächst wider dessen Verbündete.

Der Kurfürst von Mainz, dem sie vorwarfen, einer Anzahl Sickingischer Pferde den Uebergang über den Rhein nicht verwehrt zu haben, mußte seinen Frieden mit 25,000 Gulden erkaufen.

Hartmuth von Kronenberg, an dem der Landgraf vor Allem den Antheil, den er einst an dem Darmstädter Zuge Sickingens genommen,

bestrafen wollte, ward in seiner Burg unfern Frankfurt aufgesucht. Der Landgraf wollte von Gnade und Unterhandlung nichts hören: er selbst hat zuweilen das Geschütz gerichtet. Der Ritter war noch zur rechten Zeit entwichen: seine Burg mußte sich aber am 16. October ergeben; die drei Fürsten nahmen die Huldigung in Person ein, und die Stadt ist hierauf eine geraume Zeit hindurch als hessische Landstadt behandelt worden.

Dann ging der Zug gegen Arnsam von Hutten, „weil er sich des Aufruhrs theilhaftig gemacht und erklärte Aechter bei sich aufgenommen:" seine Burg Saalmünster ward erobert.

Dasselbe geschah dem Philipp Waiß zu Haußen in der Fuldischen Mark, dem Rudeken in Rukingen: Andre suchten sich durch Vertrag zu retten.

Und schon drohte ein ähnliches Ungewitter den Verbündeten Sickingens auch in entfernten Gegenden. Der fränkische Adel hatte ihn zwar nicht eigentlich unterstützt, aber in seinem Vorhaben bestärkt, sich im Ganzen zu ihm gehalten; der schwäbische Bund dagegen war mit den Fürsten, namentlich mit der Pfalz in Einung getreten, und forderte jetzt die fränkischen Ritter vor sein Bundesgericht, um sie wegen einiger Landfriedensbrüche zu vernehmen; die Ritter hielten sich nicht für verpflichtet, einer solchen Mahnung Folge zu leisten, und kamen in Schweinfurt zusammen, um Beschluß dagegen zu fassen: sie waren noch entschlossen, sich zu vertheidigen: dem Bischof von Würzburg, der zuletzt in den Bund getreten war, kündigten seine Unterthanen darüber entrüstet im Anfang des Jahres 1523 alle seine Aemter auf. Ganz Schwaben und Franken gerieth hierüber in Bewegung. Bei der Uebermacht des Bundes ließ sich das Ende des Kampfes leicht voraussehen, wofern nicht das Regiment ihn zu verhindern wußte.

Für diese höchste Reichsbehörde bekam überhaupt das Ereigniß jetzt eine ganz andre Bedeutung.

Früher war seine Autorität von Sickingen und dessen Freunden verspottet, bekämpft worden: auch hatte man dafür Sickingen auf die Anklage des Anwalts von Trier, ohne ihn den Reichssatzungen gemäß vorgeladen und verhört zu haben, bereits am 8. October in die Acht erklärt; — allein in eine eben so trotzige, dem Regiment gefährliche Haltung warfen sich nun die Gegner Sickingens: statt den Geächteten zu verfolgen, griffen sie dessen vermeinte Verbündete an, deren Schuld nicht immer nachgewiesen war, und nahmen ihre festen Häuser ein: — der schwäbische Bund, der schon ohnehin behauptete, nur mit Vorbehalt

seiner Einung in das Regiment gewilligt zu haben, griff durch jene Ladungen offenbar in das Gebiet der Reichsgerichte über, und auf eine Erinnerung, Niemand über den Landfrieden zu beschweren, hielt er es nicht für der Mühe werth, auch nur eine Antwort zu geben.

Denn mit der Macht ist auch natürlich der Anspruch verbunden. Wie die Unternehmungen Sickingens, die Gährungen des fränkischen Adels nicht durch das Regiment unterdrückt worden waren, sondern durch die Uebermacht und Kriegsgewalt der Nachbarn, so setzten diese auch den Kampf nach ihren eignen Interessen fort, ohne viel Rücksicht auf die höchste Gewalt im Reiche.

Daher kam es, daß das Regiment gar bald Diejenigen in Schutz nahm, die es noch eben als seine Feinde betrachtet hatte. Frowen von Hutten brachte ohne viel Mühe, nachdem die Meinungen der angesehensten Mitglieder des Kammergerichts vernommen worden, ein Mandat aus, durch welches die Fürsten aufgefordert wurden, ihm seine Häuser zurückzugeben; kurz darauf erfolgte ein förmliches Urtel zu seinen Gunsten. Zugleich drang das Regiment in die Fürsten, Kurmainz der ihm so gewaltsam auferlegten Verpflichtungen zu entlassen. Diese Fürsten hätten gewünscht, gegen den geächteten Sickingen mit der Hülfe des Reichs unterstützt zu werden: aber weder bei dem Regiment noch bei den Ständen in den ersten Monaten des Jahres 1523 konnten sie dies auswirken: wäre die Acht nicht schon ausgesprochen gewesen, so wäre sie jetzt wohl unterblieben. Einige Mitglieder des schwäbischen Bundes trugen auf ein Verbot der ritterlichen Zusammenkünfte und Verbindungen an: das Regiment war jetzt nicht mehr dahin zu bringen: es kündigte vielmehr den Rittern an, es werde sie mit Ausnahme deren, welche gegen den Landfrieden gehandelt, in seinen Schutz nehmen.

Meines Erachtens bekam nun erst die Sache der Ritterschaft ein wahres Interesse für die Reichsentwicklung. Mit jenem wilden Vorhaben, eine unabhängige Macht zu gründen, war es vorüber. Ihr einziger Rückhalt war das Regiment: und mit diesem mußten sie sich verbinden. Dadurch nun, daß sowohl die Ritter als das Regiment sich für die evangelischen Doctrinen erklärten, bekamen die getrennten Elemente einen engern Zusammenhang. Auch der Kurfürst von Sachsen, die Hauptstütze des Regimentes, trat jetzt in eine gewisse Verbindung mit den Rittern. In dem zweiten Quartal 1523, wo die Pflicht persönlicher Anwesenheit auf den Kurfürsten von Mainz traf, vertrat dessen Vetter, der Hochmeister Albrecht von Preußen, seine Stelle, der damals noch keine andre Idee hatte, als die Herrschaft des Ordens,

d. i. der deutschen, namentlich der fränkischen und schwäbischen Ritterschaft in jenem Lande aufrecht zu erhalten, und die Kräfte des Reichs dafür in Bewegung zu setzen.

So wenig man Sickingen vor dem Jahr die Eroberung von Trier hätte wünschen können, so wichtig war es doch, daß er sich gegen die Angriffe behauptete, die sich im Frühjahr 1523 wider ihn vorbereiteten.

Sonderbares Schicksal! An die Erhaltung des Ritters, der so oft den Landfrieden gebrochen und Gewaltsamkeiten ausgeübt, knüpfte sich jetzt, nachdem er geächtet war, ein Interesse der Reichsordnung.

Auch gab er noch keineswegs seine Sache auf. Er glaubte Hülfe von Niederdeutschland und vom Oberrhein erwarten zu dürfen: Zuzug fränkischer und böhmischer Ritter: Beistand der Lutheraner. Von Landstuhl, wo er sich aufhielt, sah er eines Tages Reiter in den entfernten Gebüschen erscheinen: er schmeichelte sich, es seien Lutheraner, welche sehen wollten, was er mache; aber sie kamen nicht näher: sie banden die Pferde in jenem Buschwerk an: es war eben der Vortrab der Feinde, welche anlangten, um ihn zu belagern.

Inteſſen war er unbesorgt. Er zweifelte nicht, sich in der Feste, die er erst vor Kurzem hergestellt hatte, wenigstens ein Vierteljahr halten zu können: seinen Verbündeten werde Zeit bleiben zu kommen und ihn zu entsetzen.

Da aber zeigte sich doch, daß er die Kriegskräfte, wie sie sich im letzten Jahrhundert entwickelt, nicht richtig berechnete. Er war jetzt darauf angewiesen, sich wie die alten Ritter zu vertheidigen: es kam darauf an, ob die Bergspitze, die felsenfesten Thurmgewölbe, die dicken Mauern noch eine Freistatt gegen das Geschütz gewährten. Es zeigte sich sehr bald, daß die neue Kriegskunst der alten Vertheidigung zu mächtig war. Am 30. April 1523 fingen die Fürsten an, die Burg aus ihren Karthaunen, Nothschlangen und Scharfmetzen zu beschießen: sie waren sehr wohl versehen, sehr wohl bedient: der junge Landgraf, der in der Tracht eines Landknechtes erschien, zeigte Muth und Geschicklichkeit: noch an demselben Tage brach der große Thurm, von welchem ihr Lager übersehen und bedroht wurde, zusammen. Eben ihrer Neuheit halber leisteten die Mauern den Kugeln keinen rechten Widerstand. Indem Sickingen dieses unerwartete Unheil bemerkte, nach einer Schießluke ging, und, an das Sturmgeräth gelehnt, zu überblicken suchte, wie es stehe, was sich etwa thun lasse, war eine Nothschlange eben dahin

gerichtet worden, und traf nur allzugut: die Werkzeuge der Vertheidigung wurden auseinander geworfen, Sickingen selbst gegen einen spitzen Balken geschleudert und in der Seite tödtlich verwundet.

Das ganze Haus war geschlossen; in dem einzigen Burggewölbe, das sich gehalten, lag der Hauptmann ohne Hoffnung; Hülfe wollte nicht erscheinen. Wo sind nun meine Herren und Freunde, sagte Sickingen, die mir so viel zugesagt? wo ist Fürstenberg? wo bleiben die Schweizer, die Straßburger? Er mußte sich entschließen zu capituliren.

Die Fürsten wollten ihm keinen freien Abzug zugestehen, worauf er der Sitte gemäß angetragen; er sagte: Ich will nicht lange ihr Gefangner sein. Kaum hatte er noch Kräfte, die Artikel zu unterschreiben; in seinem Burggewölbe lag er im Sterben, als die Fürsten daselbst eintraten.

Der Kurfürst von Trier sagte: Was hast Du mich gezogen, Franz, daß Du mich und meine armen Leute im Stift überfallen hast? Und mich, fügte der Landgraf hinzu, daß Du mein Land in meinen unmündigen Jahren überzogen? Sickingen erwiderte: Ich habe jetzt einem größern Herrn Rede zu stehen.

Sein Caplan Nicolaus fragte ihn, ob er zu beichten verlange. Er antwortete: Ich habe Gott in meinem Herzen gebeichtet.

Der Caplan rief ihm Worte des letzten Trostes zu, und hob die Hostie empor. Die Fürsten entblößten ihr Haupt und knieten nieder: in diesem Augenblick verschied Sickingen: die Fürsten beteten ein Vaterunser für seine Seele.

Sickingen wird immer unvergeßlich bleiben: nicht gerade wegen großer Thaten von nachwirkendem Gehalt, die er ausgeführt, auch nicht wegen einer außerordentlichen Tapferkeit, moralisch bedeutender Vorzüge, die er entwickelt hätte, sondern wegen der neuen und großartigen Stellung, in die er allmälig gelangte. Was ihn zuerst emporbrachte, war sein Verhältniß zu dem Kurfürsten von der Pfalz, der ihn gegen seine Feinde brauchte, ihm Raum machte, Rückhalt verlieh, ihn insgeheim oder offen unterstützte. Da ward er aus einem nicht sehr bedeutenden Ritter, dem ein Paar Burgen gehörten, in kurzer Zeit ein mächtiger Condottiere, der ein kleines Kriegsheer auf eigene Hand ins Feld stellen konnte. Je angesehener er aber wurde, desto mehr fühlte er sich auch versucht und berechtigt, seine eigne Politik zu befolgen. Zuerst in dem

würtembergiſchen Kriege riß er ſich von dem Kurfürſten los, dem dieſe Unternehmung nicht eben ſehr erwünſcht kam. Doch auch an den ſchwäbiſchen Bund ſchloß er ſich darum nicht an: ſehr bald trat er vielmehr mit den fränkiſchen Rittern, die dieſer anfeindete, in das engſte Verſtändniß. Eben hierin liegt das Großartige ſeiner Haltung. Wir ſahen, wie ſich einige Jahre früher Würtemberg, die Pfalz, Würzburg dem ſchwäbiſchen Bunde entgegenſetzten, und dabei auch die Ritterſchaft auf ihrer Seite hatten. Jetzt hatten ſich die Fürſten genöthigt geſehen, in den Bund zu treten: Würtemberg war beſiegt worden: Sickingen und die Ritterſchaft hielten die Oppoſition allein aufrecht. Der Gedanke erhob ſich in ihnen noch einmal, die alten Grundlagen der Unabhängigkeit des Adels zu beleben, ſich der Territorialherrſchaft geiſtlicher und weltlicher Fürſten zu entledigen, der neuen religiöſen Ueberzeugung Bahn zu brechen. Es iſt die eigenſte Combination: mitten in den Gewaltſamkeiten, die man begeht, hat man doch einen lebendig offenen Sinn für großartige Ideen: eben in dieſer Verbindung beſteht das Weſen des Adels jener Zeit. Indeſſen war man weder geiſtig ſo kraftvoll, noch politiſch ſo mächtig, um Gedanken dieſer Art durchzuführen. Wie Sickingen endlich das Fürſtenthum nun entſchieden angreift, erheben ſich gewaltigere Mächte wider ihn: die Pfalz hilft ihn nicht allein fallen, ſondern ſie verbindet ſich ſogar mit ſeinen Gegnern zu ſeinem Verderben. Da muß er erfahren, daß er doch nicht ſo mächtig iſt, wie er glaubte; daß die Kräfte, die ihn gehoben, nicht ganz die ſeinen ſind, und ſich vielmehr wider ihn wenden: in dieſem Conflict geht er unter.

Die Eroberung von Landſtein war ein Sieg des Fürſtenthums über das Ritterthum, des Geſchützes über die Burgen, inſofern der neuen Zeit über die alte, eine Befeſtigung der einmal emporgekommenen ſelbſtſtändigen Gewalten im Reiche.

Alle Burgen Sickingens und ſeiner Freunde fielen nun in die Hände der Fürſten. Mit denen, welche im Herbſt erobert worden, ſind es im Ganzen 27. Was auf dem rechten Rheinufer lag, fiel dem Landgrafen zu, was auf dem linken, theilten der Pfalzgraf und der Erzbiſchof. Auf der Ebernburg, dem einzigen Schloß, das ſich eine Zeit lang erhielt, machte man eine prächtige Beute, herrliche Kleinodien zu weltlichem und geiſtlichem Gebrauch: vor Allem 36 Stück Geſchütz, das ſchönſte die Nachtigall, von Meiſter Stephan in Frankfurt gegoſſen, 13½ Schuh lang, bei 70 Centner ſchwer, mit dem Bilde des Ritters, ſeiner Gemahlin, ihrer beiderſeitigen Ahnen und des Heiligen, den ſie früher vor Allem verehrten, des h. Franz. Dieſe erhielt bei der Thei-

lung der Landgraf. Die Fürsten verpflichteten sich, was sie mit einander gewonnen, auch mit einander zu behaupten. Hierauf schieden sie am 6. Juni von einander.

Chronologischer Leitfaden

von 1520 — 1525 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.	
1521	Erster Reichstag zu Worms.
1522	Luther auf der Wartburg, übersetzt das Neue Testament.
1454—1522	Reuchlin.
1467—1536	Erasmus von Rotterdam.
1492—1560	Melanchthon.
1484—1531	Zwingli.
1509—1564	Calvin.
1473—1543	Copernikus.
1521	Bilderstürmer in Wittenberg. — Bodenstein.

Bauernkrieg*).

1525.

Weiter ist auch männiglich wohl wissend, daß in dieser Lands-Art ein großer bäurischer Auflauf sich erhebt, dergleichen zuvor nie gewesen. Da schrieb mir mein Bruder Hannß von Berlichingen seel. anhero gen Hornberg, ich sollte zu ihm kommen; nachdem viele Bauern zu Sönthal lägen, sollte ich ihm helfen, damit sie ihn nicht übereilten. Das that ich nun als ein getreuer Bruder, kam dahin, und handelte so viel mit denselbigen Hauptleuten, daß sie ihn zu Frieden ließen. Darnach brauchte mich der deutsche Meister in das Weinsperger-Thal; da ritt ich als ein getreuer Nachbar Ihro Fürstl. Gnaden zu Ehren und Gefallen und mit großen Sorgen dahin. Was mir begegnete, das zeigte ich Ihre Fürstl. Gnaden und dero Befehlshabern zu Horneck an, und sonderlich, daß sie kein Geschütz hätten, nicht eine Büchse, daß sie könnten einen Stein aus einer Mauer schießen; welches ich darum that, damit die zu Horneck sich desto besser darnach richten könnten; denn es waren etliche Leute darinnen, also daß das Haus dennoch besetzt ward.

*) Aus Götz von Berlichingen Autobiographie.

Wie nun die Bauern zu Weinsperg gehandelt haben, das ist männiglich in diesen Landes-Orten wissend; und zogen sie darnach herab demnächst auf Horneck, und nahmen es ein ohne alle Wehr. Wiewohl ich nicht mehr pfalzgräflicher Diener war, so wäre ich doch gern bei Ihro Kurfürstl. Gnaden in dieser Handlung gewesen, und befahl demnach Wilhelm von Habern, daß man mir schreiben sollte, wie ich mich sollte halten; denn ich hatte Sorge, dieweil sie nahe da lagen, sie würden mich auch übereilen; darzu besorgte ich auch meines Weibes und Kindern, die lag auch eines Kindes der Zeit innen. Nun hatte mich mein Bruder und andere meiner guten Freunde und Gesellen beschieden in ein Holz bei Borberg, das heißt das Hesbach. Da ich dann mit großen Sorgen zu ihnen kam; denn der Teufel war überall ledig; da bedachten wir uns mit einander, zu welchem Fürsten wir doch ziehen wollten, der in der Nähe wäre. Da zeigte ich an, wie ich keinen Fürsten wüßte, der in der Nähe wäre, denn meinen gnädigsten Herrn den Pfalzgrafen, der hätte sich beworben, und wäre der meiste Theil unter uns der Meinung, daß wir wollten zum Pfalzgrafen reiten. Da sagte ich, ich wäre einer Schrift wartend, was mir begegnete; wäre es möglich, so wollte ich sie's wissen lassen, und ritt auch von Stund an mit großen Sorgen in meine Behausung. Und ehe ich mich anethat, da fragte ich mein Weib, ob kein Brief von Heidelberg gekommen wäre. Da sagte sie nein; da erschrack ich wahrlich übel, daß ich nicht wußte, wie ich mich halten sollte; denn es ging die Rede, daß sich mein Herr der Pfalzgraf wollte mit den Bauern vertragen, so daß ich nicht wußte, wie ich ihm thun sollte; habe auch seither denselbigen Brief nicht gesehen, aber so viel erfahren, daß er meiner Schwieger und meinem Weib worden ist; und als sie solchen meiner Schwieger gelesen, hat sie ihr befohlen, sie sollte mir bei Leib und Leben nichts davon sagen, sonst wären sie alle gestorben und verdorben; darum ich solchen Brief, wie gemeldet, nicht gesehen, und kam um der Ursache Willen in all mein Unglück und Unrath, das mir begegnet ist, habe auch alsbald darnach, da die Sachen besser erfahren, die Schwieger nicht länger in meinem Hause haben wollen; sie ist auch seither nicht mehr darein gekommen. Und wie die Bauern zu Gundelsheim lagen, da waren daselbst Etliche von Bernlingen, und auch Andere, als nämlich Beringer von Bernlingen, ein sehr alter Mann, und auch mein Bruder Wolff von Bernlingen, und andere mehr vom Adel, die wußten auch nicht, wo aus oder ein, hätten alle gern Frieden erlangt, und war ich auch bei ihnen, und vertrugen sich mit den Bauern, wie andere mehr Fürsten, Grafen und Herren gethan haben. Aber ich

hatte mich in keinen Weg weder mit Worten noch mit Werken mit ihnen, den Bauern, eingelaſſen, ſondern mich für und für auf enthalten, und zog wieder ein in mein Häuslein, und hoffte immer auf die Schriften von Heidelberg, wie ich mit Wilhelm von Habern geredet hatte, ſie ſollten mir zugeſchickt werden, und weiß noch auf dieſen Tag nicht einen Buchſtaben ihres Inhalts. Darauf wollte ich ſterben, und ſo wahr als Gott im Himmel iſt, und bei meiner Seelen Heil und Seligkeit; und wie ich in meinem Hauſe, da brechen die Bauern zu Gundelsheim wieder auf, und ſchickten die Hauptleute meinen Schultheißen zu mir, ich ſollte zu ihnen kommen, ſie hätten was mit mir zu handeln; wußte ich doch nicht, wie oder wann, fürchtete mich auch, ſie möchten mich übereilen, daß es meinem Weib und Kindern und den Meinigen zu Nachtheil möchte gereichen; denn ich hatte kein wahrſames Volk in meinem Hauſe. So waren die Bauern alle voll Teufel und wollten Knechte und Mägde auch nicht gut thun; alſo zog ich mit dem hinauf, und ſaß vorm Wirthshaus ab, und will hinein gehen, als ich auch that; ſo geht Marx Stumpf von Bauern die Stegen herab, und ſpricht: Götz, biſt Du da? Da ſagte ich: Ja; was iſt die Sache? was ſollte ich thun? oder was wollen die Hauptleute mein? Da hebt er an: Du mußt ihr Hauptmann werden. Da ſagte ich: Gott, mir nicht; das thue der Teufel; warum thuſt Du es nicht? thue Du es an meiner Statt. Da ſagte er: Sie haben mir's zugemuthet; ich habe mich aber von ihnen geredet; und wenn ich es meines Dienſtes halber thun könnte, ſo wollte ich's thun. So ſagte ich, wie vor: So will ich's nicht thun, viel eher ſelbſt zu den Hauptleuten gehen; verſtehe mich, ſie werden mich nicht dazu zwingen oder nöthigen. Da ſagte er: Nimm's an meinem gnädigen Herrn und andern Fürſten und uns allen dem gemeinen Adel zu gut. Da ſagte ich: Ich will's nicht thun; und ging darauf zum Hauptmann ſelbſt, und erlangte guten Beſcheid, allein daß ſie mir das anhängten, ich ſollte zu den andern Hauptleuten auch gehen, die unterm Haufen draußen vorm Thor wären, wie ich ſie denn im Felde ſehen würde, und ſollte es ihnen auch anzeigen, und ſie, wie ihnen angezeigt hätte, bitten. Das that ich, ritt hinaus, ſprach ſie an, eine Rotte nach der andern, wie ſie denn in allen Fähnlein haufenweiſe bei einander waren. Da fand ich aber guten Beſcheid bei allen Fürſten, Grafen und Herren, Verwandten und Unterthanen, die im Haufen waren, ausgenommen bei den hohenloiſchen; die nahmen meinen Gaul bei dem Zaum und umringten mich, mit Vermelden, ich ſollte mich gefangen geben, geloben und ſchwören, den andern Tag bei ihnen zu Buchen im Lager zu ſein;

da würde ich sie finden, und ohne ihr Wissen nicht abziehen. Das Gelübde zwang mich, daß ich mich zu ihnen gen Buchen stellte, damit nicht mein Weib und Kind und andere darunter von Adel beschädigt würden; und that es mit traurigem, betrübtem und bekümmertem Herzen; denn ich ließ mich nicht gern erwürgen, wie sie denn neulich vielen Frommen vom Adel zu Weinsperg gethan hatten, und ich hoffte noch immer, ich wollte etwas Gutes erlangt haben, und zog also des andern Tags mit traurigem Herzen zu ihnen ins Lager, und wünschte mir vielmal dafür, daß ich in dem bösesten Thurn läge, der in der Türkei wäre, oder auf Erdreich, es wäre wo es wollte, und ginge mir, wie Gott wollte, wie mir gleich Gott aushilft. Nun ich kam zu Haufen; Gott erkannte und weiß, wie mir war; da nahmen sie den Gaul bei dem Zaum, und mußte ich absteben zu ihnen in Ring; da redeten sie mit mir der Hauptmannschaft halber. Das schlug ich ihnen nun frei und gut rund ab; ich konnte und wußte es meiner Ehren und Pflichten nach nicht zu thun; dazu verstand ich mich nicht ihres Handels; denn ihre Handlung und meine Handlung, und ihr Wesen und mein Wesen, wäre so weit von einander als der Himmel von der Erde; dazu konnte ich es auch gegen Gott, Kaiserl. Majestät, Kurfürsten, Grafen und Herren, und der gemeinen Ritterschaft und gegen den Bund auch allen Ständen des Reichs, Freunden und Feinden, mit Ehren nicht verantworten, und bat, sie sollten mich dessen erlassen. Aber es war verloren; kurzum ich sollte ihr Hauptmann sein. Da sagte ich, ehe ich ihr Hauptmann sein, und so tyrannisch handeln, wie sie zu Weinsperg gethan und gehandelt hätten, oder auch dazu rathen und helfen sollte, eher müßten sie mich zu todt schlagen, wie einen wüthenden Hund. Da sagten sie: es wäre geschehen; wo nicht, geschähe es vielleicht nimmer. Nun kamen die Mainzischen Räthe auch gen Buchen ins Feld zum Gespräch, und Marr Stumpf mit ihnen. Deren waren unter 5 oder 6 nicht, und war freilich Einer, habe ich anders recht behalten, darunter, der hieß der Rucker, in Summa die Mainzischen Räthe baten mich auch, wie Marr Stumpf, ich sollte solche Hauptmannschaft ihrem gnädigsten Herrn zu Gefallen, auch allen Fürsten und dem Adel hohen und niedern Ständen im Reich zu gut annehmen, ich möchte viel Unraths damit vorkommen. Da sagte ich drauf, wenn die Bauern von ihrem Fürnehmen wollten absteben, und der Obrigkeit und ihrer Herrschaft gehorsam sein, mit ihren Frohnen, Recht nehmen und geben, wie von Alters her Herkommen wäre, und sich halten gegen ihre Obrigkeit als wie frommen gehorsamen Unterthanen und Hintersassen wohl ansteht und gebührt, so wollte ich

es 8 Tage mit ihnen verſuchen. Da ſchlugen ſie mir eine lange Zeit vor; aber es kam letztlich auf einen Monat, doch daß ſie in allen Herrſchaften und Aemtern, Städten, Flecken und Dörfern, ſie wären gleich daheim, wo ſie wollten, weit oder nahe, unter ihrem Sigill hinter ſich ſchrieben, daß ſie dem Allem, wie obgemeldet, nachkommen wollten, und auch keines Fürſten oder Edelmanns Haus nicht brennen oder beſchädigen, und nahm darauf etliche ihrer Räthe und Hauptleute, die mich taugten täglich dazu zu ſein, und war ſonderlich deren einer Wendel Hipplер, ein feiner geſchickter Mann und Schreiber, als man ungefähr Einen im Reich finden ſollte, war auch etwa ein hohenloiſcher Canzler geweſen, und thaten ihm die von Hohenlohe, ſo viel ich Wiſſens habe, auch nicht viel Gleiches, den nahm ich zu mir, und machten einen Vertrag, wie vorgemeldet, daß ſie gehorſam ſollten ſein, und dergleichen, und ſchrieben es hinter ſich in alle Amt und Herrſchaft, wo ein Jeglicher daheim war, und wurde auch ſolche Vertheidigung und Vertrag überantwortet, und vom hellen Haufen und ihren Hauptleuten bewilligt, daß ich nicht anders wußte, denn die Sache ſtände desſelbigen halber, wie gemeldet, gar wohl und wäre angenommen. Was geſchah aber? Sie wollten hinabziehen, von Ammerbach gen Miltenberg, und wollte Graf Georg von Wertheim auch dahin kommen, daß er ſich auch mit den heilloſen Leuten vertragen möchte, und ziehe ich dahin, und will wehren; ſie ziehen mir nach. So halten ſie ohne wiſſend meine eine Gemeine mit dem ganzen Haufen, und war das die Meinung, die Bauern, denen man hinter ſich geſchrieben hat, wären mit ihrer Botſchaft da, und ſagten, ſie wollten wähnen, ſie kriegten um ihre Freiheiten; ſo wäre ihnen geſchrieben worden und geboten, ſie ſollten eben thun, wie vorhin auch, und dergleichen, und machten alſo einen Aufruhr unter dem Haufen, daß ſie zuſammen ſchwuren und die Finger aufreckten, mich und diejenigen, die ſolchen Vertrag aufgerichtet und ihnen zugeſchickt hätten, todt zu ſchlagen, um der Urſache Willen, wie obgemeldet, daß ſie dem Vertrag, den wir aufgerichtet hätten, nachkommen, und alſo halten ſollten. Da wußte ich Herr Gott! nichts darum, und zog doch den Haufen zu und wollte ſehen, was die heilloſen Leute für einen Handel hätten; ſo läuft ein Kriegsmann herab, der war von Heilbronn, und war auch bei den Bauern (den hatte ich gekannt, als unſer Etliche, als Philipps Schad, Franz von Sickingen, ich und andere gute Freunde und Geſellen Umſtatt einnahmen, da er, Franz, vor Darmſtadt lag), der gemeint's ohne allen Zweifel gut gegen mir, und hatte alle Rede gehört, daß ich nicht wußte; der ſagte mit kurzen Worten zu mir: Juncker, reite nicht

zum Haufen; da war ich schellig und schwur übel, daß Euch Boz Der und Jener auf einen Haufen schände; was habe ich denn gethan? denn ich konnte nicht wissen, was es war, oder warum ich besorgen sollte, hatte an den Vertrag nicht mehr gedacht, sondern gemeint, es bliebe dabei, und stand gleichwohl, wie ich schier zum Haufen kam. Da sah ich ein Schloß brennen, das heißt Willenberg, ist des Bischofs von Mainz; welches Alles wider den Vertrag, den wir aufgerichtet hatten, gehandelt war, und wie sie mit mir thaydigten vor Buchen; und wollten mir alsbald oblaut längere Zeit bei ihnen zu bleiben auflegen, denn ich thun wollte. Da sagte ich frei zum ganzen Haufen, sie sollten mich also, wie ich bewilligt, die 8 Tage bleiben lassen; ich wollte mich dermaßen halten, sie sollten mein eben alsbald müde werden, als ich ihr; und das geschah auch, und währte solche Hauptmannschaft nicht über 8 Tage, wie ich gesagt hatte. Also zogen sie hinein vor Würzburg, und lag das Lager hinaus zu Huttberg. Da hatten sie abermals eine Gemeine, und wollten weder Fürsten, Herren, noch Edelleute bei ihnen haben, und gaben mir auch vor der Zeit, wie ich ihnen gesagt habe, Urlaub. Da war ich mein Leben lang nicht froher; denn ich ließ mir in den 8 Tagen, was ich im Sinn hatte, das Herz nicht abstoßen, wie ich denn nie ein Heuchler gewesen bin, und noch auf diesen Tag nicht, und redete nichts, das ihnen gefallen that, gab ihnen auch nicht Recht, wo sie Unrecht hatten. Als sie nun gen Würzburg kamen, richteten sie die Sache dahin, daß man sie hinein in die Stadt ließ, und lagen bei St. Burckhards Münster und daselbst herum um die Brücke, auch vielleicht zum Theil in der Stadt darin; denn es waren der Haufen viel. Und wie wir also etliche Tage zu Würzburg gelegen, da kommt ein guter, frommer, treuherziger (der vielleicht sahe, daß die Sachen, meiner Meinung nach, treulich und gut gemeint, und mit einem Jedweden redete, was ihm wohl gefiel) zu mir allein, und warnt mich, ohne Zweifel aus redlicher treulicher Meinung mir zu Gutem, und sagt, ich wäre ein guter, freier Edelmann, und redete frei, nicht einem Jeglichen, was ihm wohl gefiel, und wäre kein Heuchler, aber er riethe mir doch vertraulicher Weise, ich sollte solcher Rede müßig gehen, und sollte mich auch bei Leib und Leben nichts merken lassen, daß er mich gewarnt hätte; denn wo ich es nicht thun werde, so wäre beschlossen, sie wollten mir den Kopf abschlagen; und es war derselbige dazu der Siebener und des innern Raths Einer; was die Bauern beschlossen, das nahmen sie an, und was sie handelten, das wäre gethan; dabei mußten die Bauern bleiben. Das nahm ich nun

willig (denn ich merkte, daß es treulich und gut gemeint) zu großem Danke an, und war wohl bedacht, was ich thun oder wie ich mich halten sollte; so lag mir das im Wege, daß ich einen Monat zu ihnen gelobt und geschworen hatte, und hielt ich mich, wie vorgemeldet, daß es acht Tage währte, daß sie mir Urlaub gaben. Ich blieb aber die 4 Wochen, wie ich gelobt und geschworen hatte, damit sie nicht Ursache hätten, als ob ich mein Gelübde und Pflicht nicht gehalten. Dem sei nun, wie ihm wolle, so wußte ich weder zu Würzburg, noch im Lager von ihnen zu kommen; denn wenn Gott vom Himmel zu mir gekommen wäre, so hätten sie ihn nicht mit mir reden lassen, es wären denn 10 oder 12 dabei gestanden, die zugehört hätten; so hatte ich Sorge, wenn ich schon von ihnen gekommen wäre; alle Fürsten, Grafen, Herren, Ritter und Knechte, die hätten mein entgelten müssen, aus der Ursache, weil ich meinem Gelübde und meiner Pflicht, wie ich einen Monat zu ihnen gethan hatte, nicht nachgekommen wäre, und möchten dasselbige für eine Ursache vorgewendet haben, damit es vielen unschuldigen Leuten vom Adel und Andern zum Nachtheil gereicht haben würde. Indem gab Gott der Allmächtige dem schwäbischen Bunde Sieg und Glück, daß sie einen Haufen im Lande zu Schwaben schlugen. Da merkte ich wohl, daß ihnen die Katze den Rücken hinauf lief; darum sie denn bald zu Würzburg aufbrechen, und zogen heraus auf Lauda zu, und hatten das erste Lager an der Tauber, darnach zu Krauttem, darnach auf die Neuenstatt und durch die Hohenloischen Orte, und blieb ich bei ihnen, bis gen Adolzfurth, das ist auch Hohenloisch; da hatten sie ein Lager, und war eben auf demselbigen Tage meine Zeit und Ziel der 4 Wochen, wie ich zu ihnen verpflichtet war, aus, und dachte ich: Nun ist es Zeit, daß Du siehst, was Du zu schaffen hast; und ich glaube nicht, daß sie, die Abenteurer, wußten, daß eben meine Zeit aus war; ich wußte es aber wohl; denn ich rechnete schier alle Tage einmal daran. Also gab Gott der Allmächtige Glück, daß ich von diesen bösen oder frommen Leuten, wie ich sagen soll, kam.

Der Untergang Thomas Münzers*).

1525.

Einige höchſt verderblich wirkende Prediger waren auch mit Schuld an dieſem furchtbaren Kriege (dem Bauernkriege); unter ihnen iſt vor allen Thomas Münzer zu nennen, von dem wir ſchon früher berichtet haben, der jetzt die Predigt des Evangeliums ganz aufgegeben hatte, und eine neue Lehre verkündigte. —

In Thüringen liegt der Flecken Alſtadt, unter der Herrſchaft des Kurfürſten von Sachſen. Dorthin wanderte er, und begann nicht blos gegen den römiſchen Papſt zu predigen, ſondern ſogar auch gegen Luther: Beider Lehre, behauptete er, ſei falſch und unrein; der Papſt habe den Geiſt der Menſchen mit allzu harten Geſetzen gefeſſelt, Luther dieſe Feſſeln wohl gelöſt, indeſſen den entgegengeſetzten Fehler begangen, und allzugroße Nachſicht geübt, und predige nicht das, was der Geiſt verlange. Man könne nun wohl die Satzungen des Papſtes bei Seite liegen laſſen, weil ſie zur Seligkeit nichts beitrügen. Um dieſe aber zu erlangen, ſagte er, ſei zuerſt von Nöthen, alle offenkundigen Laſter zu vermeiden, Mord, Ehebruch, Gotteslästerung; dann müſſe man den Leib caſteien und ihn demüthig machen durch Faſten und ärmliche Kleidung; man müſſe im Geſichte Ernſt walten laſſen, ſelten ſprechen, und den Bart ungehindert wachſen laſſen. Dergleichen Dinge nannte er Ertödtung und Ueberwindung des Fleiſches. Wer das befolgen und ſich ſo halten wolle, der müſſe außerhalb des Treibens und Umgangs der Menſchen leben, oft über Gott nachdenken, wie er beſchaffen ſei, ob er ſich um uns kümmere, ob Chriſtus den Tod um unſerer Sünde Willen erlitten habe, ob unſer Glaube dem der Türken vorzuziehen ſei. Auch ſolle man von Gott ein Zeichen fordern, wodurch er uns vergewiſſere, daß er ſich unſerer annähme, und daß wir in dem wahren Glauben ſeien. Wenn das Zeichen nicht auf der Stelle gewährt werde, ſo ſolle man ſich dadurch nicht irre machen laſſen, und immer weiter gehen, mit dem Gebete beharrlich ſein, ja ihn geradezu zur Rede ſetzen, warum er

*) Aus: Johannes Sleidanus: Commentarii de statu religionis et reipublicae Carolo Quinto Caesare, eigens für dieſes Werk bearbeitet von Dr. Heinr. Rückert.

ſo wenig ſich um uns kümmere; denn die Schrift verſpreche ja, er wolle das gewähren, was auf rechte Art erbeten würde; deshalb ſei es unrecht von ihm, wenn er dem Menſchen, der nach ſeiner wahren Erkenntniß ränge, kein Zeichen gäbe. Dieſe Vorwürfe und dieſer Zorn ſei Gott ſehr angenehm, meinte er, denn daraus könne er unſere Herzensandacht und Eifer abnehmen, und es ſei gewiß, daß er auf ein Gebet ſolcher Art durch irgend ein Zeichen ſich offenbare und den Durſt der Seele löſche und mit uns thue, wie er den Vätern gethan. Auch das lehrte er, daß Gott ſeinen Willen durch Träume zu erkennen gebe, und auf ſolche Träume baute er hauptſächlich ſein Syſtem, ſo daß, wer einen Traum ihm erzählte, den er zu deuten vermochte, öffentlich vor der Verſammlung von ihm mit Lob bedacht wurde. Auf dieſe Art gewann er Viele, und ſchritt nun immer weiter in der Ausführung ſeines lange gehegten Vorſatzes. Zu dem Behufe zeichnete er in dem erwähnten Städtchen die Namen Derer auf, die ſich durch Eidesleiſtung ihm angeſchloſſen und Unterſtützung gelobt hatten, daß an der Stelle der gottloſen jetzigen Fürſten, die untergehen müßten, neue Fürſten und Obrigkeiten aufgeſtellt würden; denn von Gott ſei es ihm befohlen, behauptete er, die alten wegzuſchaffen und neue an ihre Stelle zu ſetzen. So lange er nur mit Träumen und andern derartigen Dingen ſich zu ſchaffen machte, duldete ihn der Kurfürſt von Sachſen, beſonders auch deshalb, weil ſich Luther in Briefen ſeiner annahm: aber ſobald er Aufruhr predigte, ward er des Landes verwieſen, und kam nach mehrmonatlichem Verſchwinden in Nürnberg wieder zum Vorſchein. Von dort wurde er ebenfalls bald entfernt, und begab ſich dann nach der thüringiſchen Stadt Mühlhauſen. Denn bereits während ſeines Aufenthaltes zu Altſtadt hatte er einige Mühlhäuſer Einwohner zu verlocken gewußt, und mit ihrem Beiſtande erlangte er dort die Ermächtigung zu predigen. Er ſetzte es auch durch, daß durch einen Volksaufſtand der alte Magiſtrat, der ihm nicht ſehr günſtig geſinnt war, abgeſetzt, und ein neuer ernannt wurde. Das war aber nur der Anfang der Verwirrung: zunächſt wurden ſodann die Mönche von den Bürgern vertrieben und ihre Klöſter eingenommen; das Vornehmſte und Reichſte davon wurde Münzern zu Theil, der jetzt nicht bloß die Rolle eines Predigers, ſondern auch die eines Rathsherrn ſpielte. Er behauptete nun, man müſſe nach der göttlichen Offenbarung und nach der Bibel und in allen Stücken nach ſeinem Willen ſich halten, und was er ſagte, das hielten ſie für heilig und unverletzlich. Ferner lehrte er, daß Gütergemeinſchaft ſtattfinden müſſe, und daß es der Menſchenwürde gezieme, wenn Alle an Anſehen

gleich, von Stande frei seien, und Jeder sich nach Belieben aller Güter bedienen könne. Die Folge davon war, daß das gemeine Volk aufhörte zu arbeiten, und Das, was ihm gerade abging, von Andern, die es besaßen, selbst gegen deren Willen, wegnahm. So trieb er es mehrere Monate lang: schon war in Schwaben und Franken das gemeine Volk in Stadt und Land unter Waffen und beinahe 40,000 Köpfe stark, schon ein großer Theil des Adels vertilgt, viele Burgen und Schlösser geplündert und niedergebrannt, da begann auch er, wie erzählt, an Rüstungen zu denken; denn nun, meinte er, sei die passende Zeit da, um seine Aufgabe zu vollenden, ließ in dem Franziscaner-Kloster Geschütze gießen, und sammelte eine große Masse Volkes vom Lande um sich, die in der Aussicht auf Beute und fröhlicheres Leben sich zu ihm gesellten.

Ein Mann, Namens Pfeifer, ein Mensch von ungemeiner Keckheit, der auch viel auf Träume und nächtliche Erscheinungen gab, war ihm am engsten verbunden, und nahm Theil an allen seinen Planen. Dieser verkündete einmal, er habe in der Nacht eine große Menge Mäuse in einer Scheune gesehen, die er alle verjagt hätte; das deutete er so, als wenn ihm Gott den Auftrag gegeben, die Waffen zu ergreifen, das Volk hinauszuführen und den ganzen Adel zu vertilgen. Münzer jedoch hielt trotz seiner heftigen Ansprachen an das Volk etwas mehr an sich, und wollte sein Glück nicht eher versuchen, bis der Aufstand die ganze umliegende Gegend ergriffen habe. Um das ins Werk setzen zu helfen, sandte er einen Brief an die Arbeiter in den Bergwerken von Mansfeld, worin er sie aufs Dringendste aufforderte, daß sie sich gegen die Fürsten und alle ohne Unterschied erhöben, denn bald würden die Schaaren aus Franken in der Nähe von Thüringen sein. Unterdessen zog Pfeifer, der nichts von Aufschub wissen wollte, mit seinem Haufen hinaus ins benachbarte Ilfeldische, plünderte dort Schlösser und Kirchen, tödtete Viele vom Adel, Einige ließ er auch in Fesseln schlagen, und kehrte dann mit großer Beute nach Hause zurück. Dies Ereigniß, das so glücklich abgelaufen war, brachte große und freudige Aufregung unter dem Volke hervor, zumal da es nun auch in der Umgegend unruhig wurde, und einige Einfälle in das Mansfeldische vorkamen. Aus diesem Grunde glaubte Münzer, daß Alles schon aufgestanden sei, verließ Mühlhausen und verband sich mit den Frankenhäusern. —

Gerade um diese Zeit starb Kurfürst Friedrich, der unverheirathet und ohne Kinder gewesen war. Ihm folgte sein Bruder Johann.

Während dieser Vorgänge hatte Albert, Graf von Mansfeld,

mit einigen in der Eile zusammengerafften Fähnlein Reiter jene Schaaren angegriffen, und an zweihundert Mann niedergemacht. Das setzte sie in Schrecken; sie standen von weiterm Vordringen ab, und eilten in voller Flucht zurück nach Frankenhausen, um dort zu warten, bis noch zahlreichere Mannschaft zu ihnen stieße. Dieser Vorfall allein hielt ihr Vorwärtsstürmen auf, und dadurch gewannen die benachbarten Fürsten Zeit, etwa 1500 Reiter anzuwerben und etwas weniges Fußvolk. Diese Fürsten waren der Kurfürst Johann von Sachsen, sein Vetter Georg, der Landgraf Philipp von Hessen, und Herzog Heinrich von Braunschweig. — In der Nähe von Frankenhausen hatten sich die Bauern auf einem Berge gelagert, eine Wagenburg aufgefahren, die sie beinahe unangreifbar machte; aber sie hatten weder genug Geschütz noch andere Waffen, und die große Mehrzahl war des Kriegswesens vollkommen unkundig. Darum erfaßte die Fürsten auch eine Art von Erbarmen, und sie sandten zu ihnen mit der Aufforderung, die Häupter des Aufstandes auszuliefern, die Waffen niederzulegen und ohne weitere Fährlichkeit auseinander zu gehen. Münzer jedoch, dem die Gefahr, in der er sich befand, sehr zu Herzen ging, trat auf, und hielt mit sehr ernster Miene folgende Rede: Ihr sehr, liebe Brüder und Gefährten, sprach er, Eure Tyrannen ganz in unserer Nähe. Zwar haben sie sich zu unserm Untergang verschworen, aber ihr Herz ist so muthlos, daß sie nichts gegen uns zu unternehmen wagen. Darum bieten sie thörichte, lächerliche Bedingungen an, um Euch die Waffen aus der Hand zu spielen. Ihr wißt ja alle wohl, daß ich diese ganze Unternehmung nicht nach meinem eigenen Willen — denn ich verstehe nichts davon — sondern auf Gottes Befehl begonnen habe. Weil sich das aber so verhält, so ist es Eure und meine Pflicht, zu gehorchen und diesen Posten nicht zu verlassen, auf den uns Gott selbst gestellt hat. Hat er ja doch einstmals dem Abraham befohlen, seinen Sohn zu opfern, und dieser wußte auch nicht, welchen Ausgang diese Sache haben werde; doch er gehorchte dem göttlichen Befehl ohne Widerstreben; und darum hat ihm Gott seinen Sohn am Leben erhalten, und seinen Glauben durch große Gnaden belohnt; darum müssen auch wir, die wir genau in derselben Lage sind, ausharren und den Ausgang Gott anheimstellen. Und ich zweifle nicht, daß Alles nach Wunsch gehen wird: Ihr werdet die Hülfe Gottes mit Euren Augen sehen: alle Feinde ringsum werden wir niederwerfen: denn Gott hat an gar vielen Stellen der Schrift den Bedrängten seinen Schutz versprochen, und ihnen Sieg über die Gottlosen verheißen. Das Wort hat ganz und gar auf uns Bezug: wir sind

ja arm und bedrückt, und weil wir die rechte Erkenntniß Gottes erhalten und weiter verbreiten wollen, brauchen wir nicht über den Ausgang und über unsern Sieg in Zweifel zu sein. Bedenket, wie es dagegen bei den Feinden aussieht. Sie heißen Fürsten, doch in Wahrheit sind sie Tyrannen; denn sie sorgen nicht für Euch, sondern sie beuten Euch nur aus, und richten Euch auf die schändlichste Weise zu Grunde. Gott hat in dem Volke seiner Wahl bestimmt, daß die Könige nicht zu großes Gepränge machten, und hat ihnen befohlen, das Buch des Gesetzes, das er gegeben, fleißig zu lesen: aber wie halten es unsere Tyrannen damit? oder was treiben sie? Der Staat geht sie nichts an, meinen sie, die Angelegenheiten der Armen kümmern sie nicht; sie fragen wenig nach der Verwaltung des Rechtes; sie lassen die Straßen von Räubern belagert werden; sie strafen die Diebe nicht; sie sind unthätig gegen die andern Verbrecher; sie gewähren den Wittwen und Waisen keinen Beistand; sie sorgen nicht, daß die Jugend gut belehrt werde; sie unterlassen nicht nur für ihre eigene Person den Gottesdienst, sondern sie stören auch Andere darin, und haben ihr Augenmerk einzig und allein darauf gerichtet, daß sie alles Geld zusammenscharren, und darum erdenken sie täglich neue Methoden, um Euch Euer Hab und Gut zu schmälern, und sie wollen das Geld nicht um den Frieden zu erhalten und zu wahren, sondern sie denken nur darauf, es in aller Art von Schwelgerei und Hoffarth zu verprassen. Ihr wißt ja wohl, was sie für gewaltige Stürme und Kriege um der nichtigsten, erbärmlichsten Vorwände Willen erregen, in denen das Wenige, was dem armen Unterthanen noch übrig geblieben war, vollends zu Grunde geht. Das sind die edelen Künste und Tugenden Eurer Fürsten, die sie auszuüben verstehen; darum braucht Niemand zu denken, daß Gott solches Benehmen noch länger geduldig mit ansehen wird, sondern ich glaube fest, wie er einstmals die Cananäer vertilgt hat, so wird er's jetzt diesen thun. Denn wäre auch das vielleicht noch erträglich, was ich Euch anschaulich gemacht habe, glaubt Ihr wohl, daß sie ungestraft die gottlosen, fluchwürdigen Pfaffen schützen und vertheidigen? Ihr wißt ja alle, wie viel Greuels in der Messe geschieht, um von den andern Dingen zu schweigen. Ja, wie Christus einst die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel getrieben hat, so wird er diese Pfaffen sammt ihren Schirmherren und Genossen vertreiben. Darum seid standhaft und muthig, und haut diesen ganzen Schwarm, der Gott ärgert, nieder; es gibt wenigstens keine andere Art zum Frieden zu kommen, die zugleich ehrenvoll und sicher wäre, wie diese; denn sie werden nicht von ihrem Vor-

haben abstehen und Euch die Freiheit nicht wiedergeben, noch den rechten Gottesdienst erlauben. Lieber aber laßt uns sterben, als daß wir ihre Ruchlosigkeit gutheißen, und uns die Predigt des Evangeliums entreißen lassen sollten. Ich versichere Euch aber heilig und theuer, daß Gott uns beistehen und der Sieg unser sein wird: denn er selbst hat mir versprochen, er selbst, hört es wohl, der nicht lügen und täuschen kann; er hat es mir geheißen, die Sache so anzufangen, nachdem wir den Magistrat abgesetzt hatten. Darin aber wird sich die Macht Gottes besonders herrlich zeigen, daß eine kleine Anzahl ein großes Heer schlägt: ich will Euch nur an Gideon erinnern, an Jonathan, der nur von einem Diener begleitet war, an David, welcher gegen das große Ungeheuer Goliath, der durch seinen Anblick allen Furcht und Schrecken einjagte, stritt. Ihr braucht darum nicht zu zweifeln, daß auch der heutige Tag durch so eine That verherrlicht, und für alle kommenden Zeiten berühmt werden wird. Denn obwohl wir nicht sehr gut mit Waffen versehen sind, und nicht Alles, was wir bedürften, genugsam haben, so werden wir doch die Feinde schlagen, und eher wird die Bahn des Himmels und der Erde verändert werden, als daß Gott uns verläßt. — Hat er nicht einstmals die Natur des Meeres umgekehrt, um den Israeliten zu helfen, aus der Gefahr zu entrinnen, als sie Pharao verfolgte? Die Schlüsse Eurer Vernunft dürfen Euch nicht irre machen, auch nicht das Bild von Gefahr, das Euch finster drohend erscheint: zieht nur tapfer auf den gottlosen, lasterhaften Feind los, und fürchtet Euch nicht vor ihrem Kriegsgeschütze; denn ich werde alle Kugeln, die sie gegen Euch verschießen, in meinem Gewande auffangen. — Seht, wie gnädig Gott uns sein will! Schaut nur hinauf, da steht das Zeichen seiner ewigen Güte, die er für uns hat. Erhebet die Augen und betrachtet den Regenbogen: und da auf unserer Fahne derselbe Regenbogen abgemalt ist, so ist es ganz sicher, daß Gott mit diesem Zeichen, das er von oben uns sendet, verspricht, in der Schlacht uns zu helfen, und unsere Tyrannen zu vertilgen und auszurotten. Darum stürzt mit hohem Muthe auf sie los, da Euch Gottes Hülfe jetzt sicher ist: denn Gott will nicht, daß Ihr Friede machen sollt mit Euren gottlosen Feinden." Als er zu Ende geredet hatte, waren dennoch die Meisten ängstlich und bestürzt wegen der Größe der vorhandenen Gefahr: aber es ging Alles bunt durch einander, es gab keine Ordnung und keinen Befehl, und dann waren einige Leute von verzweifeltem Muthe zu jeder Unternehmung bereit unter ihnen. Diese, die schon von Natur zu jeder That fähig waren, wurden durch die eben erwähnte Rede

Münzers noch mehr angeſtachelt, aber vor allen Dingen entflammte ſie der Anblick des am Himmel ſtehenden Regenbogen, und ſie hielten das für das ſicherſte Vorzeichen des Sieges. Auch war der Haufe nicht klein, ungefähr 8000 Man ſtark, und der Ort, wo ſie ſtanden, ſehr günſtig für die Vertheidigung. So geſchah es, daß die, von denen ich eben geſprochen habe, den Schlachtruf erhoben und Alle anfeuerten, die Waffen zu ergreifen und tapferen Muthes einen Ausfall auf die Feinde zu machen. Zu gleicher Zeit ſtimmten ſie das Lied: „Komm heil'ger Geiſt vom Himmel ꝛc.“ an. — Vorher war ein adeliger Junker zu ihnen abgeordnet worden; dieſen hatte Münzer gegen allen Kriegsgebrauch und gegen das Völkerrecht umbringen laſſen. Dieſe That hatte die Fürſten ſehr erbittert, und ſie gaben Befehl zum Kampfe zu ſchreiten, und ſtellten ihre Truppen in Ordnung. Philipp, Landgraf von Heſſen, obwohl an Jahren der jüngſte der Fürſten, ſprengte dann hin und her durch die Schlachtreihen, und feuerte den Muth der Soldaten an. Er ſagte ihnen, wenn das auch wahr ſei, was den Fürſten vorgeworfen werde, ſo dürfte das Volk, wie aus vielen Stellen der heiligen Schrift hervorgehe, doch deßhalb noch nicht zu den Waffen greifen; es komme ihm nicht in den Sinn, ſeine und anderer Fürſten Vergehungen zu entſchuldigen; er geſtehe ſeine Schuld ein und bekenne, daß Allerlei anders und beſſer zu machen ſei, doch dürfe man deßhalb Empörungen noch nicht für gerechtfertigt halten; denn Gott habe ausdrücklich geboten, die Obrigkeiten in Ehren zu halten. Die Klagen jener Leute, daß ſie durch ſchwere Laſten gedrückt würden, ſeien nicht von der Art, daß ſie deßhalb Treue und Gehorſam aufkündigen dürften. In der That ſeien auch bei richtiger Beurtheilung der Verhältniſſe gar keine Gründe zu ſolchen Klagen vorhanden. Sie bezahlen wohl eine jährliche Steuer und Abgabe, indeſſen genöſſen ſie dafür mancherlei Vortheile; ſie ſammt ihrer Familie hätten Haus und Hof; ſie dürften das Land bauen, Viehzucht treiben und auf manche andere Weiſe ihr Vermögen vermehren, und Alles das durch die Wohlthat der Obrigkeit, in deren Schutz und Obhut ſie ſtänden. Was ſie dann noch anführten, daß man ihnen die Lehre des Evangeliums nicht geſtatte, ſo ſei auch das kein hinreichender Grund zur Rebellion; als Petrus mit dem Schwerte zuſchlug, da habe ihn Chriſtus heftig getadelt: wenn es Fürſten gäbe, die die reine Lehre verfolgten, ſo müßte man das ertragen, und eher Todesſtrafe über ſich ergehen laſſen, als mit den Waffen in der Hand Widerſtand leiſten. Sie verſteckten ſich wohl hinter die Worte des Evangeliums, aber in der That ſännen ſie auf nichts Anderes, als

Raub und Plünderung und andere Schändlichkeiten, und sie seien um so verdammungswürdiger, weil sie sich nicht entblödeten, ihre ruchlosen, blutdürstigen Anschläge mit solchen glänzenden Namen zu vertuschen. Denn darauf gingen sie doch allein aus, Anderer Hab und Gut zu rauben, alle Obrigkeit abzuschaffen, anderer Leute Weiber und Töchter zu gewältigen, und für alle möglichen Laster und Schandthaten vollkommene Freiheit zu gewinnen. Weil sie nun für so entsetzliche Verbrechen so schöne und heilige Worte als Vorwand mißbrauchten, so könne kein Zweifel sein, daß Gott selbst diesen Schimpf rächen werde; darum möchten sie nur tapfer kämpfen, als wenn sie Räubergesindel vor sich hätten, zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit und zum Schutze des Eigenthums, der Weiber und Kinder von Jedermann. Die Ursache des Krieges sei durchaus gerecht, und er würde niemals die Waffen ergriffen haben, wenn er nicht gewußt, daß er damit Gott ein wohlgefälliges Werk thue, der der Obrigkeit das Schwert gegeben habe, nicht um zu rauben und zu morden, sondern um alles Unrecht abzuthun. Nach dieser Ansprache an die Truppen begann man den Angriff auf den Feind, und zuerst wirkte die Artillerie. Auf der anderen Seite aber dachte der unglückselige Haufe, der sich in vollkommener Verwirrung und Bestürzung befand, gar nicht daran, sich irgend zu vertheidigen oder sich durch die Flucht zu retten, und sangen nur jenes unter das Volk gedrungene geistliche Lied, worin der Beistand des heiligen Geistes angerufen wird; die Meisten bauten auf die Versprechungen Münzers, und warteten auf die ihnen versprochene Hülfe vom Himmel. Als die Geschütze gespielt hatten, und man die Verschanzungen anzugreifen begann, und .. ...al Leute niedergemacht wurden, da wandten sie sich endlich zur Flucht und eilten auf Frankenhausen zu; andere Schaaren jedoch zogen sich nach der entgegengesetzten Seite des Bergs zurück, und hielten im daneben liegenden Thale gegen einige wenige Reiter eine Zeit lang aus, tödteten auch Einen und den Andern von ihnen; nach der Flucht des großen Haufens nämlich hatten sich die Reiter, ohne irgend Ordnung zu halten, weit und breit hin zerstreut und vereinzelt, und verfolgten Jeder auf beliebiger Stelle die Flüchtlinge; aber nachdem einige Wenige umgekommen waren, setzten sie ihnen viel härter zu, um Rache dafür an ihnen zu nehmen, und hieben an 5000 Leute nieder. Unmittelbar nach der Schlacht ward auch Frankenhausen eingenommen, und 300 Gefangene daselbst gemacht worden, die man hinrichtete. —

Münzer hatte sich ebenfalls in die Stadt geflüchtet und in ein

Haus nicht fern vom Thore verkauft; zufällig nahm ein adeliger Herr dort sein Quartier, dessen Diener, um sich im Hause umzusehen, in das obere Stockwerk hinauf stieg, und dort einen Menschen im Bette liegen fand; auf Befragen, wer er sei, ob er aus der Schlacht entflohen, ob er einer der Aufrührerischen gewesen, stellte dieser Alles das in Abrede und behauptete, er sei seit langer Zeit vom Fieber krank. Zufällig aber lag ein Beutel neben dem Bette, den Jener, um auch etwas zu erbeuten, zu sich nahm. Er öffnete ihn und fand einen Brief des Grafen Albert von Mansfeld an Münzer darin, welcher ihn von seinem Unternehmen abmahnte und ihm rieth, das Volk nicht noch mehr aufzuregen. Als er ihn gelesen, fragte er ihn, ob der Brief an ihn gerichtet sei; der leugnete es freilich, indessen als jener ihm hart zusetzte, bat er um Schonung und gestand, daß er Münzer sei. Sofort wurde er denn gefangen genommen, und zu Herzog Georg von Sachsen und Landgraf Philipp gebracht. Diese fragten ihn, wie er nur so viele arme Leute habe ins Verderben bringen mögen? Er aber gab zur Antwort, er habe nur seine Pflicht und Schuldigkeit gethan, und alle Obrigkeit, die die Predigt des Evangeliums nicht gehalten wolle, müsse auf solche Art bestraft werden. Da trat ihm der Landgraf entgegen, und bewies ihm durch Stellen der Schrift, daß man die Obrigkeit in Ehren halten müsse, daß aller Aufruhr von Gott verboten sei; auch sei es den Christenmenschen nicht erlaubt, auf eigene Hand sich wegen erlittenen Unrechtes zu rächen. Darauf hin schwieg Münzer stille. Als er aber der peinlichen Frage unterworfen wurde, und vor Schmerz laut dabei aufschrie, sagte der Herzog Georg von Sachsen: Nun wirst auch Du gereinigt, Münzer; denke aber wohl an das Unglück so vieler armer Leute, die durch Dich schändlich betrogen, am heutigen Tage zu Grunde gegangen sind. Da lachte er laut auf „sie haben es ja gewollt.“ Darauf wurde er nach Heldrungen, einer Stadt im Mansfeldischen, gebracht, und dort nochmalige stärkere peinliche Untersuchung mit ihm vorgenommen, wobei er gestand, was er eigentlich vorgehabt, und wer seine Spießgesellen gewesen waren. Von Haldringen zogen die Fürsten nach Mühlhausen, und bestraften eine ganze Menge der Aufwiegler mit dem Tode, unter ihnen den schon erwähnten Pfeiffer. Dorthin ward auch nach wenigen Tagen Münzer gebracht, der so sehr von seinem Unglück verwirrt und niedergeschmettert war, daß er nicht einmal, wie es in solchen Augenblicken Brauch ist, seinen Glauben hersagen konnte, weswegen der Herzog Heinrich von Braunschweig ihm denselben laut versagte; doch unmittelbar vor dem Tode erkannte er seine Vergehen und Verwir-

rung, und ſprach das vor allen Zuſchauern laut aus, ermahnte auch, als er bereits in der Mitte der Soldaten ſtand, die Fürſten zu größerer Milde gegen die armen Unterthanen; dann werde es möglich ſein, daß ſie keine derartige Gefahr für die Zukunft weiter zu befürchten hätten. Zugleich ermahnte er ſie zu fleißigem Studium der heiligen Schrift, insbeſondere der Bücher von den Königen. Nach Beendigung dieſer Worte traf ihn der Todesſtreich, und des abſchreckenden Beiſpiels halber ward ſein Haupt auf eine Lanze geſpießt, die mitten aufs Feld geſteckt wurde. —

Anmerkung. Joannes Sleidanus (aus Schleiden in der Grafſchaft Manderſcheid in der Eifel) geboren 1506, geſtorben 1556 zu Straßburg, wo er erſt Profeſſor juris, dann in diplomatiſchen Angelegenheiten ſehr thätig war. Sein Hauptwerk, die „Commentarii," haben gleich bei ihrem Erſcheinen das ungeheuerſte Aufſehen gemacht. Sein Standpunkt iſt allerdings der proteſtantiſche, indeſſen iſt er ſtreng gewiſſenhaft in ſeiner Darſtellung zu Werke gegangen, ſo daß die vielfachen Anfechtungen, die das Werk gleich bei ſeinem Erſcheinen von katholiſcher Seite zu erdulden hatte — ein Jeſuit nannte es eine Peſt für die ganze Zeit — bloß von Parteihaß eingegeben erſcheinen müſſen. —

Chronologiſcher Leitfaden

von 1525—1546 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.	
1525	Abendmahlsſtreit; reformirte Kirche.
1525	Krieg mit Frankreich; Schlacht bei Pavia; Franz I. Gefangener Karls V. — Friede zu Krakau. Albrecht von Brandenburg, Großmeiſter des teutſchen Ordens, erſter Herzog in Preußen. — Sigmund I. von Polen.
1526	Franz I. tritt Flandern und Burgund dem Reiche ab.
1529	Friede zu Cambray zwiſchen Karl V. und Franz I.
1529	Reichstag zu Speier; Proteſtanten.
1530	Reichstag zu Augsburg; Augsburger Confeſſion — Melanchthon. — Das Schmalkaldiſche Bündniß.
1532	Reichstag zu Regensburg.
1533—1535	Wiedertäufer in Münſter.
1534	Luthers Bibelüberſetzung vollendet.
1535	Karl V. erobert Tunis.
1536	Dritter Krieg mit Frankreich.
1541	Mißlungener Zug gegen Algier.
1542	Vierter franzöſiſcher Krieg. Franz I. ſiegreich bei Cerefole.
1544	Friede zu Creſpy. Karl V. behauptet Mailand und Neapel.
1545	Eröffnung des Tridenter Concils.

Luthers Tod*).

1546, 18. Febr.

Luther war in der ganzen Zeit keinen Augenblick müßig gewesen, das Reformationswerk durch Lehren und Schriften zu fördern. Die Zahl seiner Schriften — sie machen zwei und zwanzig Folianten aus — bezeugt uns seinen ungeheuren Fleiß, der um so erstaunenswürdiger ist, da Luther nicht nur so viel Zeit mit Predigen, akademischen Vorträgen, Reisen, ja mit gesellschaftlichen Erholungen ausfüllte, sondern auch in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens unaufhörlich mit schmerzhaften Krankheiten geplagt war. Zwei seiner Hauptübel waren der Stein, der ihm einmal unter Anderm elf Tage lang unter wütenden Schmerzen den Harngang verschlossen hielt, und ein Rheumatismus im Kopfe, der ihn mit betäubendem Schwindel und heftigem Ohrenbrausen peinigte. Dennoch strengte er sich über seine Kräfte an, und mußte oft nach kaum vollendeter Predigt fast ohnmächtig die Kanzel verlassen. Bei allen diesen Leiden (die er für Wirkungen des Teufels hielt, der sich an ihm rächen wollte), behielt er stets die vollkommenste Fassung, und stärkte sich in dem Kampfe gegen sie gewöhnlich durch die Herſagung vieler biblischen Sprüche, welche Versicherungen des immer nahen göttlichen Beistandes enthielten. Hatte sich auf sein anhaltendes Beten ein Uebel einmal gelegt, so konnte er in seiner Freudigkeit wohl gar zuweilen darauf pochen, daß er mit seinem Gott gut stehe. So erzählte er einmal selbst, wie er in der unten erwähnten Krankheit Melanchthons diesen seinen Freund durch sein Gebet gerettet habe. „Da wandte ich mich, sagte er, nach dem Fenster, und unser Herr Gott mußte mir herhalten; denn ich warf ihm den Sack vor die Thür, und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen des Gebets, das da müßte erhört werden, da ich aus der heil. Schrift zu erzählen wußte, daß er mich müßte erhören, wo ich je seinen Verheißungen trauen sollte.“

Aus diesem starken Vertrauen zu Gott floß die herrliche Laune, mit welcher der so hart geplagte Mann doch Alles um sich her erheiterte. Er war unerschöpflich an drolligen Einfällen, und so aufgelegt zum Scherz, daß er sich oft selbst Vorwürfe darüber machte. Selbst über

*) Aus: A. F. Beckers Weltgeschichte, 5. Ausgabe. Berlin 1826. Th. VI. S. 343—350.

seine Krankheiten scherzte er. Einer Fürstin, die ihn einmal besuchte, da er einen bösen Ausschlag hatte, sagte er: „Gnädige Frau, ich bin im Jahre wenig rechtschaffen frisch; ich bin entweder am Leibe oder am Geiste schwach, und kranke eins ums andere. Itzo habe ich an meinem Leibe bei zwanzig Sterne, wie am Himmel. Ich wollte der Erzbischof von Mainz hätte sie!" — Außer den freundschaftlichen Gesprächen bei einer frugalen Mahlzeit, in denen seine Freunde seine Unbefangenheit und seinen Mutterwitz nicht genug bewundern konnten, mußte oft die Musik sein Herz erheitern. Er behauptete, die Menschen, die von dieser Kunst nicht gerührt würden, seien den Klötzen und Steinen gleich; auch hatte er gefunden, daß der Teufel die Musik nicht leiden könne, da er es oft an sich erfahren hatte, daß bei ihrem Klange alle Sorgen und Bekümmernisse aus der Brust, nicht anders als wie vor Gottes Wort entflohen waren.

Zu politisch-religiösen Verhandlungen auf Reichstagen und Gesprächen brauchten ihn die Fürsten in der letzten Zeit nicht mehr, weil man von Melanchthons sanftem Sinne, mehr erwartete. Luther schlug nur da noch zuweilen drein, wo nach seinem eignen Ausdruck die Bindart nöthig war, denn er bekannte selbst, daß er seine Feder nicht im Zaum halten könne. In seinen letzten Lebensjahren mißfiel ihm die Richtung, welche die Reformation durch die Unentschlossenheit der Bundesgenossen, und durch Melanchthons Nachgiebigkeit nahm, so sehr, daß er sein Lehramt niederlegte, und sich mit seiner Familie aufs Land begab. Nur auf dringendes Ersuchen des Kurfürsten konnte er bewogen werden, wieder nach Wittenberg zurückzukehren. Er war noch nicht lange wieder dort, als ihm aufgetragen ward, eine Streitigkeit unter den Grafen von Mansfeld zu schlichten, um welcher Willen er eine Reise nach Eisleben für nöthig fand. Er trat dieselbe mitten im Winter an (Januar 1546), kam aber schon zu Halle so entkräftet an, daß sein dasiger Freund, Dr. Jonas, Superintendent und Prediger an der Ulrichskirche, es rathsam erachtete, ihn nach Eisleben zu begleiten. So schwach der alte Mann sich fühlte, so predigte er doch daselbst noch viermal (zuletzt am Sonntage den 14. Febr.), und wohnte alle Tage der Sitzung bei, die wegen jener Streitigkeiten von den Grafen gehalten. Dies that er bis zum Dienstag, 16. Febr. Am Abend dieses Tages sagte er mit matter Stimme: „Wenn ich meine lieben Landesherren, die Grafen, hie zu Eisleben vertragen habe, so will ich heim ziehen, und mich in meinen Sarg legen, und den Würmern meinen Leib zu essen geben."

Am folgenden Morgen (Mittwoch, 17. Febr.) war es merklich

schlechter geworden. Die Grafen selber ersuchten ihn daher, heut zu Hause zu bleiben, und nicht in die Sitzung zu kommen. So blieb er denn, ging langsam in seinem Stübchen auf und nieder, und ruhte abwechselnd auf einem ledernen Sitzbett aus. Bei ihm waren der Doctor Jonas, der Prediger Cölius aus Mansfeld, und Luthers zwei jüngere Söhne Martin und Paul. Er betete viel, und unterhielt sich mitunter mit den Freunden. Einmal trat er nachdenkend ans Fenster, und sagte: „Ich bin hier zu Eisleben getauft; wie, wenn ich hier bleiben sollte? Zum Abendessen ging er noch hinunter in die große Stube, und sprach viel vom Tode und vom Wiedersehen und Wiedererkennen der Freunde im ewigen Leben. Er stand aber bald auf, ging wieder auf sein Zimmer, trat ans offene Fenster, und sprach, den gestirnten Himmel betrachtend, sein gewöhnliches Gebet. Dann fing er an zu klagen, daß es ihm um die Brust so bange werde. Sogleich ward nach Hülfe geschickt, der Graf Albrecht kam selbst und brachte geschabtes Einhorn; auch Dr. Jonas und der Prediger Cölius nebst andern Freunden kam herbei, und erboten sich, die Nacht bei ihm zu wachen. Darauf nach neun Uhr sagte er: „Wenn ich ein halbes Ständlein könnte schlummern, hoffe ich, es sollte besser werden.“ Wirklich schlummerte er auf dem Polsterbett ein, indem die Freunde und seine zwei Knaben ängstlich schweigend um ihn saßen. Um zehn Uhr erwachte er wieder, und sagte gerührt: „Siehe, sitzet Ihr noch? Mögt Ihr Euch nicht zu Bette legen?“ Sie verneinten es, und führten ihn in seine Kammer, wo sein Bett schon gewärmt war. Indem er sich hineinlegte, gab er Allen die Hand, wünschte ihnen gute Nacht und sagte: „Betet zu unserm Herrn Gott für sein Evangelium, das es ihm wohl gehe, denn das Concilium zu Trident und der leidige Papst zürnet harrt mit ihm.“ Schwerathmend schlief er ein, war aber um ein Uhr nach Mitternacht schon wieder munter, und trug seinem Diener auf, das Zimmer zu heizen. Es war schon geschehen. Da ging er, noch ohne Hülfe, aus der Kammer hinein, klagte über Beklommenheit, und betete viel. Noch ging er einige Mal auf und ab, dann setzte er sich auf das Polsterbett, und ließ sich den Leib mit warmen Tüchern reiben. Sein Diener setzte in der Angst die ganze Nachbarschaft mitten in der Nacht in Bewegung. Der Wirth und seine Frau kamen herauf; auch Graf Albrecht und seine Gemahlin kamen, und brachten stärkende Tropfen mit. Der Kranke klagte aber immer heftiger über Brustschmerzen und große Angst, betete dreimal hinter einander: „Vater, in Deine Hände befehl' ich meinen Geist; Du hast mich erlöset, Du treuer Gott!“ und dann schloß er die

Augen und ward stille. Die Gräfin fuhr noch immer fort, ihm den Puls mit balsamischen Wassern zu bestreichen, auch die andern Freunde wärmten und rieben ihn noch. Zuletzt rief ihm Dr. Jonas zu: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr auf die Lehre von Christo, wie Ihr sie gepredigt, sterben?" Mit vernehmlicher Stimme sprach der Sterbende: „Ja," wendete sich dann auf die rechte Seite, und entschlief so sanft, daß die Umstehenden glaubten, er schlummere nur. Erst da man ihm unter das Gesicht leuchtete, und Hände und Füße anfühlte, auch vergebens seinen Namen rief, merkte man, daß der Geist dem Leibe entflohen sei. Es war zwischen 2 und 3 Uhr des Morgens. Noch in derselben Nacht ward ein reitender Bote mit der Nachricht an den Kurfürsten gesandt, der ihn mit dem Befehl zurückschickte, den Leichnam nach Wittenberg zu bringen.

Es ward sogleich ein zinnerner Sarg gegossen, und der Körper im Sterbekleide hineingelegt. Freitags den 19., Nachmittags um zwei Uhr, ward der Sarg, in der Begleitung aller anwesenden Grafen, vieler Edelleute, und fast des ganzen Volks in Eisleben, aus dem Drachstedtschen Hause nach der Kirche getragen, wo ihm der Dr. Jonas eine Leichenpredigt hielt. Die Leiche blieb hierauf über Nacht in der Kirche stehen, bis sie am folgenden Tage, Sonnabends den 20. Febr. nach Tische, auf einen Wagen gehoben, und unter großer Begleitung nach Halle abgeführt ward. Auf dem Wege dahin wurden in allen Dörfern die Glocken geläutet, und Männer, Weiber und Kinder schlossen sich wehklagend an den Zug an. Abends nach fünf Uhr näherte sich derselbe der Stadt Halle, deren Einwohner ihm schon von Weitem entgegenströmten, indeß der Magistrat, die Geistlichkeit und die Schule ihn in einer förmlichen Procession einzuholen kamen. Unter dem entsetzlichsten Gedränge ging der Zug über die hohe Brücke und die Schieferbrücke, durch das Moritzthor, über den alten Markt, und so durch die Schmeerstraße nach der Marktkirche hin. Weil aber das zuströmende Volk die Brücken und Straßen fast verstopfte, so daß der Leichenwagen alle Augenblicke still halten mußte, so brachte man auf diesem kurzen Wege durch die Stadt fast zwei Stunden zu, und erst gegen sieben Uhr ward der Sarg in der Sakristei der Marktkirche niedergesetzt, wo er die Nacht hindurch unter der Aufsicht einer Bürgerwache stehen blieb. Ein Künstler benutzte diese nächtlichen Stunden, einen Wachsabdruck von dem Gesichte des Todten zu nehmen. Das nach dieser Maske verfertigte Bildniß ist noch jetzt auf der Marienbibliothek in Halle zu sehen. Des folgenden Morgens ganz früh ging die Reise weiter über Bitterfeld

nach Wittenberg, wo der Zug am Montag, 22. Febr., ankam. Der Einzug durch das Elsterthor war eben so feierlich als rührend. Eine große Anzahl von Grafen und Herren zu Pferde, dann die ganze Universität und der Magistrat, zogen vor und hinter dem Leichenwagen her, und hinten schloß sich der ganze Hause der um ihren großen Lehrer trauernden Bürger mit Weibern und Kindern an. Nie ist wol eine ganze Stadt in eine so allgemeine tiefe Trauer versetzt worden. Kein Auge blieb trocken, und hier bedurfte es wahrlich nicht erst der Beredtsamkeit, um die Verdienste des Verstorbenen ins Licht zu setzen. Dennoch hielt der Dr. Pommer (Buggenhagen), Luthers Freund, ihm eine lange Leichenpredigt, worauf noch eine Parentation von Melanchthon folgte. Dann ward der Sarg von einigen Wittenberger Magistern in die vom Kurfürsten angewiesene Gruft in der Schloßkirche gesenkt, über welcher noch jetzt seine Grabschrift auf einer messingenen Tafel zu lesen ist.

Luther hinterließ eine Wittwe und drei Söhne, die aber weiter nicht berühmt geworden sind. Sein letzter männlicher Nachkomme ist um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Dresden gestorben.

Chronologischer Leitfaden

von 1546—1621 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.	
1546	Schmalkaldischer Krieg
1547	Schlacht bei Mühlberg. Karl V. — Sachsen. — Moritz von Sachsen.
1552	Passauer Vertrag.
1552	Metz, Toule und Verdun von Franz I. erobert.
1553	Schlacht bei Sievershausen. — Moritz von Sachsen fällt gegen Albrecht von Brandenburg.
1555	Religionsfriede zu Augsburg. — Karl V. legt die Kaiserwürde nieder. — Gründung des holländischen Staates.
1556	Karl V. geht ins Kloster.
1558	Karl V. stirbt.
1558—64	Ferdinand I., Karls V. Bruder, deutscher Kaiser.
1562	Erneuerung des Tridentiner Concilium. — Götz von Berlichingen stirbt. — Hans Sachs.
1568	Unabhängigkeitskrieg der Niederlande gegen Spanien, dauert 80 Jahre.
1564—76	Maximilian II.
1582	Gregorianischer Kalender.
1576—1612	Rudolf II.
1608	Rudolf II. gezwungen Oesterreich an Ungarn abzutreten. — Bündniß der Protestanten unter Friedrich von der Pfalz.
1609	Jülich'sche Erbfolge.
1610	Die Ligue der Katholiken unter Max von Baiern.
1612—19	Matthias, deutscher Kaiser. Religionsbeschwerden. Der böhmische Majestätsbrief verletzt.

J. n. Chr. G.

1617 Johann Sigismund, Herzog von Preußen. Brandenburg mit Preußen vereinigt.

1618 Anfang des dreißigjährigen Kriegs am 23. Mai in Prag. — Friedrich V. von der Pfalz König von Böhmen.

1619—37 Ferdinand II. Kaiser.

Die Schlacht am weißen Berge bei Prag und ihre nächsten Folgen*).

1620—1621.

Maximilian verließ endlich die Gegend von Pilsen, Willens sich gegen Prag zu wenden, mit dem Sturze der Hauptstadt auch die Herrschaft Friedrichs zu enden, suchte aber seinen Plan durch verschiedene Bewegungen dem Feinde zu verhüllen, der ihm jedoch stets zur Seite zog, so daß täglich einzelne Gefechte vorfielen. Je rauher die Witterung wurde, desto mehr drängte der Herzog zur Schlacht, welche die Böhmen, ihrem Vorsatze getreu, zu vermeiden suchten; so kamen Beide immer näher gegen Prag. Am 5. November hob der Herzog von Baiern sein Lager bei Rackonitz auf und bald merkte der Fürst von Anhalt, daß der Zug desselben auf Prag gehe, weswegen der Graf Thurn mit seinem Sohne und einem Theile der Heerschaaren die Stadt früher als der Feind zu erreichen trachteten, was durch außerordentliche Anstrengung auch gelang. Sie lagerten sich auf dem weißen Berge, Friedrich ging nach Prag, da man dem Feinde weit voraus schien; aber der Lärmen der Ungarn, welchen einige Kosacken folgten, und Verrath thaten dem Maximilian bald den Zug der Böhmen kund; alsogleich eilte er ihnen mit Zurücklassung seines Gepäckes nach.

Die treffliche Stellung des Fürsten Anhalt, da der Berg die Stadt deckte und ganz geeignet war, hier den Feind mit Vortheil zu erwarten, und da selbst nach einer unglücklichen Schlacht die Stadt hinlänglichen Schutz zu bieten schien und ihre Werke fest genug waren, den Feind vor denselben zu ermüden, während das Ungemach des Winters ihn der Vernichtung nahe bringen mußte: dieses Alles schien die Baiern und Kaiserlichen von einer Schlacht abhalten zu müssen, die am 8. November, einem Sonntage, gegen neun Uhr des Morgens den Böhmen

*) Aus: Dr. Söltl: Der Religionskrieg in Deutschland. Hamb. 1840. Th. I. S. 208—233. (B. II. Kap. 15—18.)

gegenüberſtanden, welche ſich eben auf dem Berge verſchanzen wollten. Zu ihrer Linken war der Thiergarten, zur Rechten ein Abhang.

Maximilian aber beſchloß, ungeachtet der Ermüdung ſeiner Soldaten, welche von ihren Prieſtern, beſonders von einem ſpaniſchen Mönche, zum Kampfe entflammt wurden, gegen Mittag, da der Nebel ſich vertheilte, anzugreifen, und alſobald bewegten ſich ſeine an Zahl dem Gegner überlegenen Schaaren gegen den Berg. Hier ſtanken die Böhmen wohlgeordnet und empfingen den Feind mit ſolchem Gruße aus dem großen und kleinen Geſchütze, indem der Fürſt von Anhalt zu gleicher Zeit mit ſeinen Reitern im Sturme auf die Kaiſerlichen traf, daß ſich dieſe zurückziehen mußten, wobei auch andere Abtheilungen in Verwirrung geriethen, nachdem zumal der Oberſt Preuner gefangen war. Da befahl Tilly dem Oberſten Kranz, mit fünfhundert Reitern den vordringenden Fürſten aufzuhalten, und in dem heftigen Kampfe, der ſich darüber entſpann, wurde der junge Fürſt von Anhalt verwundet und gefangen, die Reiterei getrennt, und ſogleich bemächtigte ſich ein ſolcher Schrecken des ganzen Heeres, daß Alles in Unordnung gerieth. Nun that ſich die Zwietracht und der Ungehorſam offen kund; denn ſobald die Ungarn zuerſt, ſobald ſie von den Polen angefallen wurden, ſchnell ſtürzten die übrigen Schaaren nach, das ganze Heer zerfloß und zerſtreute ſich nach allen Seiten. Die ganze Schlacht dauerte nur eine Stunde.

Friedrich wollte eben von ſeiner Gemahlin zum Heere auf den weißen Berg zurückkehren, als ihm auf dem Wege, ſchon innerhalb der Stadt, der Fürſt Chriſtian von Anhalt ohne Hut entgegenkommt und ihm zuruft: die Schlacht iſt verloren! Sogleich wenden ſich Beide zu dem Palaſte, Friedrich eilt zu ſeiner Gemahlin, kann mit ihr, ſeinem Hofſtaate und dem Grafen Thurn in die Altſtadt; ſie waren entſchloſſen, die Stadt wenigſtens noch einige Tage zu vertheidigen, um die Flucht der Königin zu ſichern. Aber Elisabeth rief: Ich verbiete keine Opfer; Niemand ſoll ſich meinetwegen einer Gefahr ausſetzen. Darauf berieth ſich Friedrich mit dem Grafen Thurn und mit Andern, was nun zu thun? Er verlangte von ſeinem Vetter Maximilian einen Waffenſtillſtand auf vierundzwanzig Stunden; dieſer wollte nur acht Stunden gewähren und begehrte, Friedrich ſolle Böhmen augenblicklich verlaſſen und ſich dem Kaiſer unterwerfen. Das böhmiſche Heer war zerſtreut, die Stadt im ſchlechten Vertheidigungsſtande, die Geſinnungen der Bürger unzuverläßig, die Katholiken ohnehin abgeneigt, das Heer ſeit Langem ohne Sold, ungehorſam und Willens den König als Gefangenen

und Pfand zu behalten, und ſo entſchloß er ſich mit den Seinigen zur eiligſten Flucht. Gleich darauf verließ er Prag, ohne ſeine Papiere, ſeine Kleinodien, ſeine Krone mitzunehmen, und eilte auf dem Wege nach Schleſien fort.

Maximilian ſchien über den ſchnellen Sieg ſelbſt erſtaunt und unternahm deſſelben Tages nichts mehr; aber auch die erſchreckte Stadt that nichts zu ihrer Vertheidigung. Am folgenden Tage begannen baieriſche und kaiſerliche Kriegsknechte und Wallonen die Stadtmauern zu erſteigen, während die Katholiken in der Stadt auf der kleinen Seite an Maximilian ſchickten und ihm zu erkennen gaben, wie ſehr ſie ſich über ſeine Ankunft freuen, und daß ſie ſeiner Befehle harren. Darauf begab er ſich zur Stadt, um Unordnungen zu verhüten; da erſt ſollen die Altſtädter und die Stände an ihn geſchickt und Waffenſtillſtand auf drei Tage begehrt haben; er aber befahl ihnen, ſich der kaiſerlichen Gnade unbedingt zu unterwerfen; was ſie auch thaten. Nachmittags ritt er auf den Ratſchin, ſtieg bei den Kapuzinern ab, und die Stadt huldigte dem Kaiſer als ihrem Herrn und Könige.

Das waren, ſagt der franzöſiſche Geſchichtſchreiber, und ſchrieben die franzöſiſchen Geſandten, die Folgen des Vertrages zu Ulm, des Vertrages, der dem Friedrich die Krone abſchnitt.

Maximilian freute ſich über den Ausgang dieſer Angelegenheit, wodurch das Geſammthaus Wittelsbach auf immer entzweit und erniedrigt, das Habsburgiſche aber noch mehr erhöht wurde. Es war ein ſonderbares Streben und Verhängniß, daß jenes Geſchlecht gerade damals in ſich ſelbſt zerfiel und die Glieder ſich einander ganz entfremdeten, während die Zweige von Habsburg durch Familienverträge und jede gegenſeitige Dienſtleiſtung einander unterſtützten und ihre Macht zu vereinigen und zu vergrößern ſuchten. Noch ſonderbarer erſcheint es, daß Maximilian das Andenken an dieſen Sieg wie eine Großthat auch für die Nachwelt erhalten wollte und deswegen nach ſeiner Rückkehr nach Baiern und München in dieſer Stadt eine hohe Säule mit dem Bildniſſe der heiligen Jungfrau und einer lateiniſchen Inſchrift aufrichten ließ: Der großen Gottesmutter, der erhabenen und ewigen Jungfrau, der höchſten, beſten, der Patronin Baierns, der Beſchützerin der Fürſten, der hülfreichen, ſiegreichen ſetzte (dieſes Denkmal) Maximilian Herzog von Baiern bei ſeiner Rückkehr aus dem beſiegten Böhmen in dankbarer Erinnerung.

Ja, es wurde alljährlich zur Erinnerung an dieſen Sieg des Einen Wittelsbacher Zweiges über die andere Bruderlinie ein feierlicher Umgang

gehalten, nicht bloß zur Fortpflanzung und steten Erneuerung des religiösen, sondern auch des politischen Bruderhasses, bis nachmals, als die Vorsehung den baierischen Stamm erlöschen ließ und jenen früher gedemüthigten pfälzischen Zweig auch zur Herrschaft über Baiern rief, die Feier abgethan wurde.

In eigenen Schreiben berichtete der Herzog dem Kaiser und dem Papste Paul V. den Sieg bei Prag und schrieb an diesen am 3. Dec. 1620: „Gott hat seine Kirche angesehen und seine Feinde überwunden. „Der Pfalzgraf Kurfürst ist nach dem Treffen mit seiner Gemahlin aus „Prag und Böhmen gewichen und hat dadurch genugsam zu erkennen „gegeben, daß die Katholiken nunmehr die Oberhand haben." Papst und Kaiser erkannten dankbar die großen Verdienste Maximilians, insbesondere freute sich der Erste und entgegnete: „Unsre Seele lobe den „Herrn, weil er unser Schützer und Helfer geworden! Sogleich nach „dem Empfange Deines Briefes erfreute sich unser ganzes Herz und wir „gingen in die Kirche und dankten Gott, hingeworfen und mit Thränen „für die große Wohlthat; niemals wird das Andenken dieses großen „ausgezeichneten Geschenkes aus unserm Gemüthe weichen, auch fürch„ten wir nicht, daß Deine Tugend je abnehmen werde und in Ueber„nahme der Mühen für die Ehre der Kirche, wodurch dann die Ehre „der alten baierischen Familie durch Deine Thaten neuen Glanz und „zeitliche und ewige Belohnung erhalten wird. Was wir und der hei„lige Stuhl Dir und Deiner Familie je für Dienste leisten können, diese „wollen wir bereitwillig leisten, sei davon überzeugt."

Der Kaiser sagte in seinem zweiten Schreiben an Maximilian ungefähr: E. L. haben so viel für Uns gethan, als kein Kaiser von einem Fürsten je erwarten konnte. E. L. leisteten Gott einen sehr angenehmen und Uns und Unserm Hause einen sehr nützlichen, so wie allen Getreuen und Wohlgesinnten des heiligen römischen Reichs, und den friedliebenden Kurfürsten und Fürsten zur künftigen Sicherheit erwünschten Dienst. Wir werden trachten, daß nicht bloß E. L., sondern auch Euer Haus jetzt und in Zukunft durch die That erfahre, daß Wir der empfangenen Wohlthat eingedenk seien.

Der englische Gesandte verließ auf die Nachricht von der unglücklichen Schlacht bei Prag eilfertig Wien, statt jetzt Alles aufzubieten, was der Sache Friedrichs frommen und eine billige Ausgleichung fördern konnte. Ueberall zeigte sich Schrecken und Verwirrung; wohl erließ Bethlen Gabor an die Ungarn ein dringendes Schreiben, standhaft im Bunde mit den Böhmen zu bleiben, und als er hörte, Mähren habe

ſchon am 13. December 1620, während Friedrich noch Hülfe von daher erwartete, Geſandte an den Kaiſer geſchickt, um deſſen Gnade zu erflehen, die ihnen nach großen Opfern gewährt wurde; zürnte er ſehr und verwies ihnen in einem heftigen Schreiben ſolche Treuloſigkeit. Jetzt war Schleſien bloßgeſtellt, unter den Soldaten entſtand überall Meuterei; nirgends zeigte ſich Widerſtand gegen den Kaiſer, der nun als Sieger gebot und am 22. Januar 1621 über Friedrich, den Fürſten Chriſtian von Anhalt, den Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf und den Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe die Acht ausſprach, ohne weiter in dieſer wichtigen Sache die Kurfürſten gehört zu haben, und es ſchien am Hofe zu Wien Alles nach dem Willen des ſpaniſchen Geſandten zu geſchehen, der auf die Aechtung Friedrichs drang, wobei man auch nicht einmal den Schein der Geſetzmäßigkeit achtete, ſo daß Georg Friedrich, der Graf von Hohenzollern, Präſident des kaiſerlichen Rathes, nicht mehr bei den Berathungen erſchien, bei welchen man allem Rechte Hohn ſprach, und als ihn der Kaiſer zwingen wollte, ſeine Stelle einzunehmen, erklärte er: Ehre und Gewiſſen verbieten ihm dieſes. Zu Vollziehern des Spruches wurden Maximilian von Baiern in der obern, der Erzherzog Albert in der untern Pfalz, die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg gegen Hohenlohe, der Kurfürſt von Sachſen aber gegen den Fürſten von Anhalt und den Grafen von Jägerndorf ernannt.

Alle Billigen, Rechtliebenden fragten erſchrocken: Wer macht den Kaiſer zum Richter in ſeiner eigenen Sache? Wie hat Friedrich ſich gegen die Majeſtät des Kaiſers vergangen? War das nicht ein Streit um Böhmen zwiſchen dem Erzherzoge von Oeſterreich und dem Kurfürſten von der Pfalz, der ſchon begonnen hatte, ehe Ferdinand war zum Kaiſer erwählt worden? Von wem iſt Friedrich gerichtet? Von Hofdienern des Kaiſers, welche dieſem den Eid der Treue geſchworen haben und zu deſſen Vortheile wie Gunſten richten. Wo iſt hier ein freies Gericht, wie es ſich für jeden Deutſchen nach alter Sitte, und um wie viel mehr für einen Kurfürſten ziemt, der nur von den übrigen Kurfürſten kann gerichtet werden? Friedrich iſt des Majeſtätsverbrechens wegen verurtheilt. Wann, wo wurde er deßwegen vorerſt zur Rede geſtellt, oder ſeine Verantwortung gehört? Warum wurde er erſt nach der unglücklichen Schlacht geächtet? Aber alle dieſe und ähnliche Fragen verhallten jetzt; die Macht fragte nicht nach dem Recht, und die kaiſerlichen Drohungen erſchreckten Alles. Die Achtserklärung ſollte den Markgrafen Johann Georg aus dem Fürſtenthume Jägerndorf vertreiben, welches ihm die Habsburger mißgönnten und anſtritten; Schleſien

unterhandelte auf das dringende Mahnen von Kurſachſen wegen der Ausſöhnung mit dem Kaiſer, die endlich zu Stande kam; die Reichsſtädte ſuchten ſich allmählig zurückzuziehen.

Die über Friedrich verhängte Acht machte jetzt die Herzen ſeiner Pfalzesgenoſſen offenbar: da war überall Zagen und Rathloſigkeit, Jeder ſuchte ſich zuerſt zu retten, dem Kaiſer ſich zu verſöhnen, ginge es dem Kurfürſten, wie es wolle. Wohl hatte der Statthalter der Kurpfalz, Pfalzgraf Johann, eine Verſammlung aller Unirten nach Heilbronn ausgeſchrieben (am 28. Jan.), um über die gemeinſame Gefahr ſich zu verſtändigen und ihr thatkräftig zu begegnen; aber da war viel Reden und nirgends Hülfe und That, Kälte und Langſamkeit ſtatt raſchen Eifers, und rathlos gingen ſie endlich auseinander.

Unterdeſſen waren die Spanier unter Spinola in der untern Pfalz immer weiter vorgedrungen, hatten einen Ort nach dem andern genommen und mit Brennen und Plündern übel gehauſet, auch die Wetterau heimgeſucht und ohne Scheu an jenen Orten gewüthet, die weder an den pfälziſchen noch böhmiſchen Sachen je den geringſten Antheil genommen. Zwar war den Unirten noch im vorigen Jahre aus Holland und England Verſtärkung zugekommen, an deren Spitze ſich der Graf Friedrich von Naſſau, Moritzens Bruder, geſtellt hatte, die Fortſchritte der Spanier zu hemmen; er gerieth aber bald mit den Häuptern der Unirten in Zwiſt und kehrte wieder nach den Staaten zurück. Oft waren die Unirten und ihre Hülfsſchaaren in entſchiedenem Vortheile gegen die Spanier und durften ſie nur überfallen und ſchlagen; doch wollte der Markgraf Joachim Ernſt von Ansbach den Angriff nicht geſtatten, und fand, ſo wie er die Gelder aus England ſchon allein für ſich genommen, immer Mittel und Vorwand, die Entſcheidung zu verzögern, wodurch die Spanier der Gefahr entgingen, und allerlei ſonderbare Gerüchte entſtanden. Ungehindert blieben die Spanier den Winter über in der Rheinpfalz, verderbten Bäume und Weinberge und trieben allenthalben Brandſchatzungen ein; die Unirten wollten durch die Vertheidigung der Pfalz den Kaiſer nicht reizen, und ſo fand auch eine Botſchaft des Königs von England an die damals noch in Heilbronn Verſammelten wenig Gehör, da er mahnte, ſie möchten ihr Beſtes gegen die Spanier thun, und das pfälziſche Land beſchützen, bis ſein Volk zu ihnen ſtieße. Man argwöhnte, Jakob möchte in der Folge die Unirten opfern, um ſeinem Schwiegerſohne die Erblänter zu erhalten. Sie ließen ſich deswegen, und gedrängt von dem Kurfürſten von Mainz und dem Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt, in Mainz zu einem Waffenſtillſtande

bewegen, schickten Gesandte an den Kaiser, wünschten ihm Glück zu seinem Siege, entschuldigten sich wegen ihrer kriegerischen Haltung, die nicht gegen ihn, sondern gegen Spinola wäre, und baten, er möge dem Friedrich wegen seiner Jugend verzeihen und die von den Spaniern eingenommenen Orte in der Wetterau herausgeben.

Darauf erwiderte Ferdinand: der Geächtete solle vorher seine begangenen Verbrechen bekennen, um Versöhnung bitten und die Unkosten bezahlen; wegen Zurückgabe der von Spinola genommenen Ortschaften habe er schon Verordnung gethan, daß die Unschuldigen so viel möglich nicht allein geschont, sondern auch nothdürftig gespeist werden mögen. Dasselbe antwortete er dem Botschafter von Dänemark, welcher für Friedrich sprach. Die Union löste sich auf, versprach am 12. April 1621, daß alle Feindseligkeiten aufhören, die Mitglieder dem Kurfürsten von der Pfalz weder unmittelbaren noch mittelbaren Beistand leisten, ihre Kriegsschaaren entlassen und dem Kaiser treu und gehorsam sein wollten; dann übergaben sie den Oberbefehl über die englischen und holländischen Hülfsschaaren und die wenigen Pfälzer dem Obristen Obertraut und dem Engländer Sir Horace Vere, damit sie die Pfalz schützen möchten, was nun nicht mehr möglich war. Moritz von Oranien aber rief seine Hülfsschaaren zurück, damit sie nicht dem Feinde preisgegeben und vernichtet würden.

So endete der Bund der protestantischen Fürsten, der so muthig und vielversprechend sich unter Friedrich IV. gebildet hatte; die katholische Liga stand siegesfreudig da, und der Kaiser waltete nun mit dem Rechte des Eroberers, und es erschienen seine Versprechen und die Worte der Spanier nur als Hohn für die Besiegten, da sie sagten: durch den Einfall in die untere Pfalz wollten sie nur den Friedrich aus Böhmen entfernen. Jetzt nahmen und behielten sie jene Länder und die anderer unschuldiger Stände, worüber sich Dänemark vergebens bei Spinola beschwerte, der voll Arglist und Trug antwortete.

Damals, als des Kaisers Macht ins Ungeheure wuchs, da die Katholiken Alles für ihn zum Siege ihrer Religion aufboten, dauerte bei den Evangelischen der innere Zwist fort, und es freuten sich die Lutheraner über den Sturz der von ihnen gehaßten Reformirten. Vergebens mahnten Jene, welche die Pläne des Kaisers kannten: alle Evangelischen sollten sich der Sache annehmen, sonst würden sie sich alle das Pfaffenthum auf den Hals laden; Alle sollten jetzt sich vereinigen und Gut und Leben wagen.

Am meisten trachtete der pfälzische Rath Camerarius auf seiner

Fluchtreise durch den niedersächsischen Kreis die Gemüther zur gemeinsamen Vertheidigung und Rettung zu erwärmen und zu gewinnen; aber alle Mahnungen verklangen; man zeigte große Bereitwilligkeit in den Worten, nicht in der That. Die Stände des niedersächsischen Kreises versammelten sich in Segeburg (am 1.—6. März 1621), unter ihnen: Christian IV., König von Dänemark, die Herzöge Friedrich Ulrich und Christian von Braunschweig, um wegen der Zeitereignisse sich zu berathen und gegen unvermutheten Ueberfall sich zu rüsten, und schickten Gesandte an den Kaiser, sich beklagend: „er habe wider den Wahlvertrag die Acht verhängt, durch ein ausländisches Heer die kurpfälzischen Erblande eingenommen, dabei andere Stände und Städte nicht verschont, welche weder an der Union noch an den böhmischen Sachen Theil genommen, so daß es scheine, der Kaiser wolle seinem eigenen Versprechen zuwider sich nicht mit dem Seinigen begnügen, sondern noch Weiteres suchen, daß aber deswegen zu fürchten, es werde daraus ein großes Feuer entstehen. Darum ersuchen sie ihn, die fremden Kriegsschaaren aus dem Reiche zu führen, den Krieg einzustellen, die über Friedrich, den Markgrafen von Jägerndorf, und den Fürsten von Anhalt ausgesprochene Acht aufzuheben, und zu gütlicher Ausgleichung sich mit dem Pfalzgrafen zu verstehen."

Ferdinand antwortete ausweichend: Friedrich sei mit Recht geächtet, da er das ganze heilige römische Reich mit Zuziehung des türkischen Vasallen Bethlen Gabor in Gefahr wegen der Türken gebracht; er bleibe in der Acht, weil er keine Reue bezeuge und den Krieg fortsetze; das Heer des Spinola gehöre dem Kaiser.

Weitere Schreiben bewirkten wieder Gegenschreiben, aber die Auflösung der Union machte es für die niedersächsischen Stände rathsam, jetzt den mächtigen Kaiser nicht zu reizen, zumal Christian IV. von Dänemark sich Ferdinands Gunst zu erhalten suchte, die er für sich und seine heimlichen Vergrößerungsplane benützen wollte; der eine seiner Söhne war Coadjutor des Bisthums Schwerin, der andere des Erzstiftes Bremen; dazu bedurfte er die Zustimmung des Kaisers und insgemein nährte er den Plan, bei Gelegenheit die geistlichen Güter an sich zu bringen. Die kleinern Fürsten vermochten ohne ihn nichts, wollten nichts wagen und entließen deswegen ihre Kriegsschaaren. Andere, die mit im Bunde der Union gewesen, eilten, die Gunst des Kaisers und damit Gnaden und Aemter zu gewinnen; so that der Markgraf Joachim Ernst, so der Herzog von Würtemberg, die in Wien dem Kaiser huldigten. Der Fürst Christian von Anhalt, der eigentliche Urheber

den böhmischen Wirren, hatte am 2. Juni 1621 von Flensburg aus in einem demüthig kläglichen Schreiben den Kaiser um Gnade gebeten, welche sein Sohn, der in der Schlacht bei Prag gefangen war, schon mit einem Kniefalle erlangt hatte, und die endlich auch der Vater erhielt, der von nun an treu zu dem Kaiser hielt, und die Sache seines ehemaligen Herrn und Freundes selbst bekämpfen half. Ueberall zeigte sich Wankelmuth und Abfall, nirgends dagegen Hülfe; England zögerte, Frankreich war in der Gewalt der päpstlichen Partei, die Holländer mußten sich im eigenen Hause wahren.

So konnte denn der Kaiser seinem frommen Eifer und dem Rath der Jesuiten, welche mit stiller Siegesfreude wieder nach Böhmen und in Prag eingezogen, genügen und in dem eroberten Lande nach Willkür schalten, wohin allmälig die wieder zurückkehrten, welche nach dem Unglücke Friedrichs ausgewandert waren, aber bei der anfänglichen milden Verwaltung Oesterreichs glaubten, der Kaiser werde völlige Vergessenheit und Verzeihung des Geschehenen gewähren und die Gemüther Aller sich gewinnen.

Gleich nach der Einnahme von Prag wurden die darin noch verweilenden Direktoren auf Tilly's Befehl bewacht, dann aber von ihm heimlich gemahnt, sich eiligst durch die Flucht zu retten, welche er ihnen erleichterte; sie blieben und bald darauf wurden am 28. Februar 1621 die angesehensten edelsten Männer, die sich durch Wort und That während der verhängnißvollen Zeit ausgezeichnet, ihrer achtundvierzig plötzlich verhaftet, mehrere Andere vorgeladen, ein Blutrath aus Soldaten und Hofdienern unter dem Vorsitze des böhmischen Statthalters, Fürsten Lichtenstein, niedergesetzt und von diesen das Urtheil gesprochen, nach welchem Viele nicht blos das Leben, sondern ihre Familie Hab und Gut verloren, um in Schmach und Elend umzukommen. An einem Tage, es war der 21. Juni 1621 Montags früh Morgens, wurde das Blutgericht vollzogen, wie Alba in den Niederlanden dieses Schauspiel so oft gegeben, vierundzwanzig Männer fanden den Tod durch das Schwert, drei durch den Strang, bei Vielen wurde der Tod noch verschärft durch das Ausreißen der Zunge oder Abhauen der rechten Hand oder gar durch das lebendig Viertheilen, wobei der Heldenmuth unglaublich erscheint, mit dem die Unglücklichen alle die ihnen, vielleicht ohne Wissen und Willen des Kaisers, zugedachten Martern ertrugen und den hülfreichen Bekehrungseifer der geistlichen Jesuiten im letzten Augenblicke ablehnten. Sie alle bethenerten, nicht von unruhigem Ehrgeize getrieben, sondern für den gekränkten Glauben, die Verfassung

und Nationalfreiheit, für eine Sache, die durch die Niederlage nicht schlechter geworden, die Waffen ergriffen zu haben. Damit das Gericht nicht als eine Religionsverfolgung erschiene, mußte unter den zum Tode Verurtheilten auch ein Katholik sein. Zwölf Köpfe und vier abgehauene Hände wurden auf den Thoren oder Brücken, die Körpertheile von zweien auf den Landstraßen aufgesteckt.

Im Ganzen betrug die Summe der eingezogenen Güter über fünf Millionen dreihundert vierundsiebzig tausend Thaler; davon erhielten die Jesuiten den größten Theil, Anderes wurde an Höflinge verschenkt oder um Spottpreise verschleudert, und selbst der sächsische Hofprediger Hoe erhielt zum Danke für seine Anhänglichkeit an das kaiserliche Haus mehrere tausend Thaler. Darauf erging ein öffentliches Rechtfertigungsschreiben, worin es hieß: der Kaiser habe nach angeborner Tugend mit den Pfalzgrafen und den Böhmen nicht gnädiger verfahren können, als geschehen sei. Von nun an galt Böhmen nicht mehr als ein Wahlreich, sondern als ein Erbreich im Hause Habsburg.

Chronologischer Leitfaden

von 1621—1631 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.	
1621—29	Gbuſtav IV. von Dänemark will in Deutſchland als Beſchützer der Proteſtanten auf.
1626	Schlacht bei Deſſau. Wallenſtein — Mansfeld.
1628	Wallenſtein belagert Stralſund.
1629	Friede zu Lübeck mit Dänemark.
1630	Reichstag zu Regensburg. Wallenſtein entlaſſen; Tilly Generaliſſimus. — Guſtav Adolf erſcheint in Deutſchland.

Die Zerſtörung Magdeburgs*).

(1631, 20. Mai.)

Die reiche, blühende und ſtark befeſtigte Hanſeſtadt, ſchon einmal der Wuth Wallenſteins entronnen, war ſeit dem Ende des März Tilly's Hauptaugenmerk geworden. Aber vergeblich hatte er ſechs Wochen lang ſeine ganze Kriegskunſt aufgeboten, ſie in ſeine Gewalt

*) Vgl. K. Fr. Becker's Weltgeſchichte. Berlin 1838. Bd. VIII. S. 69—73.

zu bekommen. Zwar ging ihr zuletzt die Munition aus, allein der schwedische Commandant Falkenberg wußte durch weise Vertheilung des kleinen Restes und durch glückliche Ausfälle den Kaiserlichen noch immer vielen Schaden zu thun. Die größte Hoffnung der Bürger ruhte aber auf Gustavs Ankunft, und das Vertrauen auf die Nähe dieses Schutzgeistes machte sie so sicher, daß sie gar nicht glaubten, Tilly werde es jetzt noch wagen, etwas gegen sie zu unternehmen.

In diesem Glauben bestärkte sie Tilly selbst, als er am 19. Mai mit Kanoniren inne halten, und am Nachmittage sogar die bisher so tapfer gebrauchten Stücke abführen ließ. Sie hielten dies für ein sicheres Zeichen, daß Gustav nahe sei, was doch vielmehr ein Vorbote des Sturms war, den der General, nach vielen vergeblichen Aufforderungen, auf den Rath seiner besten Offiziere beschlossen hatte. In größter Stille wurden dazu die Nacht vorher die Leitern in Bereitschaft gelegt, und den Soldaten ward befohlen, sich zu morgen früh um fünf Uhr fertig zu halten.

Die Wächter auf der Mauer blieben bis nach Mitternacht auf ihren Posten; da aber Alles still blieb, gingen sie beim Anbruch der Morgendämmerung in ihre Wohnungen, um einige Stunden der Ruhe zu pflegen. Ach, sie wußten nicht, welch ein Erwachen ihnen bereitet war!

Endlich schlug die bestimmte Stunde. Die Soldaten standen bereit. Aber das Zeichen erfolgte noch nicht. Ungewiß, was er thun solle, hatte Tilly seinen Kriegsrath noch einmal zusammenberufen. Die meisten Stimmen vereinigten sich abermals für das Sturmlaufen, und so ward dann um sieben Uhr den harrenden Kriegern das Zeichen gegeben. Sogleich ward die Mauer von allen Seiten berennt, man setzt die Leitern an, die größten Stücke werden herangezogen, um irgendwo eine Bresche zu schießen. Ein wildes Geschrei von vielen tausend Stimmen dringt durch die Luft. Die erschreckenen Bürger überfällt eine Todesangst. Falkenberg, der eben mit einem seit gestern aufgehaltenen kaiserlichen Trompeter auf dem Rathhause in Gegenwart des Magistrats unterhandelt, eilt schnell auf seinen Posten, und findet hier in dem fürchterlichen Kugelregen seinen Tod. Die Besatzung, nun ohne Anführer, denkt bald nicht mehr an die Vertheidigung; Jeder eilt nach Hause, bringt seine Baarschaft über die Seite, und verbirgt sich, wo er kann. Am Krökenthor und an der hohen Pforte ward die Mauer zuerst erstiegen. Um neun Uhr war der Feind in der Stadt. Die Thore werden erbrochen, die Infanterie marschirt ein, und besetzt die

Straßen. Hie und da wagt es ein Bürger noch, aus dem Fenster zu schießen, selbst Weiber werfen Ziegel von den Dächern herab. Aber nun beginnt das eigentliche Trauerspiel. Die Erlaubniß zum Plündern wird gegeben. Die lange verhaltene Thierheit bricht plötzlich aus. Aus Menschen werden gereizte Tiger. Blutdurst, Wollust und Raubsucht, diese drei verschiedenartigen, und doch so verschwisterten Begierden, bemächtigen sich der ungebundenen Willkür, und alle Gräuel der Unmenschlichkeit werden ohne Scheu und Scham geübt. Es ist kaum zu sagen, ob die Schmach der Weiber oder die Verletzung der Männer schrecklicher war, doch wurden auch die Erstern mit dem Schwerte nicht verschont. In der Katharinenkirche fand man dreiundfunfzig Weiber mit abgeschlagenen Köpfen. Die Straßen waren mit zuckenden und röchelnden Körpern bedeckt, und kein Haus war ohne Blut. Um zehn Uhr kam an mehrern Stellen Feuer aus, welches bald so um sich griff, daß selbst die Plünderer genöthigt wurden, sich auf die Wälle zurückzuziehen. Viele, die sich auf den Böden versteckt hatten, verbrannten nun auf die jämmerlichste Art. Man sah kleine Kinder auf den Straßen herumlaufen und nach ihren Müttern schreien, und Kroaten, die unmenschlich genug waren, diese unschuldigen Kleinen aufzuspießen und in die Flammen zu werfen. Einige menschenfreundliche Offiziere brachten Tilly'n draußen im Lager von diesen Gräueln Nachricht, und fragten ihn, ob er nicht dem Plündern Einhalt thun wolle. Er aber antwortete: „Lasset ihnen immer noch eine Stunde Zeit, und dann kommt wieder. Der Soldat muß für seine Mühe und Gefahren auch was haben."

Abends um zehn Uhr legte sich der Brand, nachdem von der ganzen herrlichen Stadt nichts weiter als die Domkirche, das Liebfrauenkloster, und eine Reihe entlegener Fischerhäuser an der Elbe übrig geblieben war. Am folgenden Tage kamen die Sieger abermals in die Stadt, um die Keller zu durchsuchen, und hier fanden sie unermeßliche Beute. Auch eine Menge erstickter Leichname ward herausgeworfen. Etwa vierhundert der reichsten Bürger waren von den Offizieren, die sich ansehnliche Lösegelder von ihnen versprachen, in das Lager gerettet worden. Zwei Tage nach dem Brande ward die Domkirche geöffnet, und hier fand man gegen tausend Unglückliche, die von Angst, Hunger und Luft so abgemattet waren, daß sie mehr Leichen als Lebendigen glichen. Man gab dem Tilly davon Nachricht, und er schenkte ihnen nicht nur das Leben, sondern ließ auch Brod unter sie austheilen. Die, welche noch gesund waren, mußten die Kirche reinigen, die Uebrigen

wurden in den Biſchofshof geführt. Mit einigen Predigern, die ſich gleichfalls gerettet hatten, unterhielt ſich der Sieger ſehr gnädig. Jetzt ſchien ſein Zorn befriedigt zu ſein. Auch war ja ſein Hauptzweck errichtet.

Man brauchte viele Tage dazu, um die Straßen inſoweit aufzuräumen, daß der General ſeinen Einzug halten konnte. Man verſichert, daß bis zum 31. Mai ſechstauſend vierhundert und einige vierzig todte Körper in die Elbe geworfen worden. Und wer rechnet die Verbrannten und die, welche auf den Kirchhöfen begraben worden ſind! Im Ganzen wird die Summe aller Umgekommenen auf 30,000 angeſetzt.

Am 25. Mai geſchah endlich Tilly's feierlicher Einzug. Nachdem in der Domkirche Meſſe gehalten, das Tedeum geſungen, und um die Stadt herum mit allen Kanonen dreimal Victoria geſchoſſen worden war, ritt der Sieger mit ſeinem Gefolge durch die Hauptſtraßen, und weidete ſich an den furchtbaren Denkmälern ſeiner Macht. Nicht ohne Selbſtzufriedenheit ſchrieb er darauf in dem nach Wien zu ſendenden Berichte: „er glaube, daß ſeit Troja's und Jeruſalems Zerſtörung ſolch ein Sieg nicht ſei geſehen worden."

Chronologiſcher Leitfaden

von 1631—1632 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.

1631 Brandenburg und Sachſen mit den Schweden. — Schlacht bei Leipzig, 17. September; Guſtav Adolf; Tilly geſchlagen, flüchtet ins Lech. — Wallenſtein wieder Feldherr mit unumſchränkter Gewalt. — Ein Lager bei Nürnberg vergeblich von den Schweden geſtürmt.

Die Schlacht von Lützen. Folgen von Guſtav Adolfs Tod*).

Die Sachſen waren in Schleſien eingefallen, wo ſie, in Vereinigung mit brandenburgiſchen und ſchleſiſchen Hülfsvölkern, einen Vortheil nach dem andern über die Truppen des Kaiſers erfochten. Durch eine Diverſion, welche man dem Kurfürſten in ſeinen eigenen

*) Aus: Friedr. v. Schiller, Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs. B. III. (Sämmtl. Werke. Stuttg. u. Tüb. 1825. B. XV. S. 136—172.)

Staaten machte, rettete man Schlesien, und das Unternehmen war desto leichter, da Sachsen durch den schlesischen Krieg von Vertheidigern entblößt, und dem Feinde von allen Seiten geöffnet war. Die Nothwendigkeit, ein österreichisches Erbland zu retten, schlug alle Einwendungen des Kurfürsten von Baiern darnieder, und unter der Maske eines patriotischen Eifers für das Beste des Kaisers konnte man ihn mit um so weniger Bedenklichkeit aufopfern. Indem man dem König von Schweden das reiche Baiern zum Raube ließ, hoffte man in der Unternehmung auf Sachsen von ihm nicht gestört zu werden, und die zunehmende Kaltsinnigkeit zwischen diesem Monarchen und dem sächsischen Hofe ließ ohnehin von seiner Seite wenig Eifer zu Befreiung Johann Georgs befürchten. Aufs Neue also von seinem arglistigen Beschützer im Stich gelassen, trennte sich der Kurfürst zu Bamberg von Wallenstein, um mit dem kleinen Ueberrest seiner Truppen sein hülfloses Land zu vertheidigen, und die kaiserliche Armee richtete unter Fridlands Anführung ihren Marsch durch Baireuth und Koburg nach dem thüringer Walde.

Ein kaiserlicher General, von Holk, war bereits mit sechstausend Mann in das Vogtland vorausgeschickt worden, diese wehrlose Provinz mit Feuer und Schwert zu verheeren. Ihm wurde bald darauf Gallas nachgeschickt, ein zweiter Feldherr des Herzogs und ein gleich treues Werkzeug seiner unmenschlichen Befehle. Endlich wurde auch noch Graf Papenheim aus Niedersachsen herbeigerufen, die geschwächte Armee des Herzogs zu verstärken, und das Elend Sachsens vollkommen zu machen. Zerstörte Kirchen, eingeäscherte Dörfer, verwüstete Fluren, beraubte Familien, ermordete Unterthanen bezeichneten den Marsch dieser Barbarenheere; das ganze Thüringen, Vogtland und Meißen erlagen unter dieser dreifachen Geißel. Aber sie waren nur die Vorläufer eines größern Elends, mit welchem der Herzog selbst, an der Spitze der Hauptarmee, das unglückliche Sachsen bedrohte. Nachdem dieser auf seinem Zuge durch Franken und Thüringen die schauderhaftesten Denkmäler seiner Wuth hinterlassen, erschien er mit seiner ganzen Macht in dem Leipziger Kreise, und zwang nach einer kurzen Belagerung die Stadt Leipzig zur Uebergabe. Seine Absicht war, bis nach Dresden vorzudringen, und durch Unterwerfung des ganzen Landes dem Kurfürsten Gesetze vorzuschreiben. Schon näherte er sich der Mulde, um die sächsische Armee, die bis Torgau ihm entgegengerückt war, mit seiner überlegenen Macht aus dem Felde zu schlagen, als die Ankunft des Königs von Schweden zu Erfurt seinen Eroberungsplanen eine unerwartete Grenze

setzte. Im Gedränge zwischen der sächsischen und schwedischen Macht, welche Herzog Georg von Lüneburg von Niedersachsen aus noch zu verstärken drohte, wich er eilfertig gegen Merseburg zurück, um sich dort mit dem Grafen von Pappenheim zu vereinigen, und die eindringenden Schweden mit Nachdruck zurückzutreiben. Nicht ohne große Unruhe hatte Gustav Adolf den Kunstgriffen zuzusehen, welche Spanien und Oesterreich verschwendeten, um seinen Alliirten von ihm abtrünnig zu machen. So wichtig ihm das Bündniß mit Sachsen war, so viel mehr Ursache hatte er, vor dem unbeständigen Gemüthe Johann Georgs zu zittern. Nie hatte zwischen ihm und dem Kurfürsten ein aufrichtiges freundschaftliches Verhältniß stattgefunden. Einem Prinzen, der auf seine politische Wichtigkeit stolz, und gewohnt war, sich als das Haupt seiner Partei zu betrachten, mußte die Einmischung einer fremden Macht in die Reichsangelegenheiten bedenklich und drückend sein, und den Widerwillen, womit er die Fortschritte dieses unwillkommenen Fremdlings betrachtete, hatte nur die äußerste Noth seiner Staaten auf eine Zeit lang besiegen können. Das wachsende Ansehen des Königs in Deutschland, sein überwiegender Einfluß auf die protestantischen Stände, die nicht sehr zweideutigen Beweise seiner ehrgeizigen Absichten, bedenklich genug, die ganze Wachsamkeit der Reichsstände aufzufordern, machten bei dem Kurfürsten tausend Besorgnisse rege, welche die kaiserlichen Unterhändler geschickt zu nähren und zu vergrößern wußten. Jeder eigenmächtige Schritt des Königs, jede auch noch so billige Forderung, die er an die Reichsfürsten machte, gaben dem Kurfürsten Anlaß zu bittern Beschwerden, die einen nahen Bruch zu verkündigen schienen. Selbst unter den Generalen beider Theile zeigten sich, so oft sie vereinigt agiren sollten, vielfache Spuren der Eifersucht, welche ihre Beherrscher entzweite. Johann Georgs natürliche Abneigung vor dem Krieg und seine noch immer nicht unterdrückte Ergebenheit gegen Oesterreich begünstigte Arnsheims Bemühungen, der, in beständigem Einverständnisse mit Wallenstein, unermüdet daran arbeitete, seinen Herrn zu einem Privatvergleich mit dem Kaiser zu vermögen; und fanden seine Vorstellungen auch lange Zeit keinen Eingang, so lehrte doch zuletzt der Erfolg, daß sie nicht ganz ohne Wirkung geblieben waren.

Gustav Adolf, mit Recht vor den Folgen bange, die der Abfall eines so wichtigen Bundesgenossen von seiner Partei für seine ganze künftige Existenz in Deutschland haben mußte, ließ kein Mittel unversucht, diesen bedenklichen Schritt zu verhindern, und bis jetzt hatten seine Vorstellungen ihren Eindruck auf den Kurfürsten nicht ganz

verfehlt. Aber die fürchterliche Macht, womit der Kaiser seine verführerischen Vorschläge unterstützte, und die Drangsale, die er bei längerer Weigerung über Sachsen zu häufen drohte, konnten endlich doch, wenn man ihn seinen Feinden hülflos dahingab, die Standhaftigkeit des Kurfürsten überwinden, und diese Gleichgültigkeit gegen einen so wichtigen Bundesgenossen das Vertrauen aller übrigen Alliirten Schwedens zu ihrem Beschützer auf immer darnieder schlagen. Diese Betrachtung bewog den König, den dringenden Einladungen, welche der hartbedrohte Kurfürst an ihn ergehen ließ, zum zweitenmale nachzugeben, und der Rettung dieses Bundesgenossen alle seine glänzenden Hoffnungen aufzuopfern. Schon hatte er einen zweiten Angriff auf Ingolstadt beschlossen, und die Schwäche des Kurfürsten von Baiern rechtfertigte seine Hoffnung, diesem erschöpften Feinde doch noch die Neutralität aufzudringen. Der Aufstand des Landvolks in Oberösterreich öffnete ihm dann den Weg in dieses Land, und der Sitz des Kaiserthrons konnte in seinen Händen sein, ehe Wallenstein Zeit hatte, mit Hülfe herbeizueilen. Alle diese schimmernden Hoffnungen setzte er dem Wohl eines Alliirten nach, den weder Verdienste noch guter Wille dieses Opfers werth machten; der, bei den dringendsten Aufforderungen des Gemeingeistes, nur seinem eigenen Vortheil mit kleinlicher Selbstsucht diente; der nicht durch die Dienste, die man sich von ihm versprach, nur durch den Schaden, den man von ihm besorgte, bedeutend war. Und wer erwehrt sich nun des Unwillens, wenn er hört, daß auf dem Wege, den Gustav Adolf jetzt zur Befreiung dieses Fürsten antritt, der große König das Ziel seiner Thaten findet?

Schnell zog er seine Truppen im fränkischen Kreise zusammen, und folgte dem Wallensteinischen Heere durch Thüringen nach. Herzog Bernhard von Weimar, der gegen Pappenheim war vorausgeschickt worden, stieß bei Arnstadt zu dem Könige, der sich jetzt an der Spitze von zwanzigtausend Mann geübter Truppen erblickte. Zu Erfurt trennte er sich von seiner Gemahlin, die ihn nicht eher als zu Weißenfels — im Sarge wieder sehen sollte; der bange gepreßte Abschied deutete auf eine ewige Trennung. Er erreichte Naumburg am ersten November des Jahres 1632, ehe die dahin detaschirten Korps des Herzogs von Friedland sich dieses Platzes bemächtigen konnten. Schaarenweise strömte alles Volk aus der umliegenden Gegend herbei, den Helden, den Rächer, den großen König anzustaunen, der ein Jahr vorher auf eben diesem Boden als ein rettender Engel erschienen war. Stimmen der Freude umtönten ihn, wo er sich sehen ließ; anbetend stürzte sich Alles

vor ihm auf die Knie; man ſtritt ſich um die Gunſt, die Scheide ſeines Schwerts, den Saum ſeines Kleides zu berühren. Den beſcheidenen Helden empörte dieſer unſchuldige Tribut, den ihm die aufrichtigſte Dankbarkeit und Bewunderung zollte. „Iſt es nicht, als ob dieſes Volk mich zum Gott mache?“ ſagte er zu ſeinen Begleitern. „Unſere Sachen ſtehen gut; aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dieſes verwegene Gaukelſpiel ſtrafen, und dieſem thörichten Haufen meine ſchwache ſterbliche Menſchheit früh genug offenbaren.“ Wie liebenswürdig zeigt ſich uns Guſtav, ehe er auf ewig von uns Abſchied nimmt! Auch in der Fülle ſeines Glücks die richtende Nemeſis ehrend, verſchmäht er eine Huldigung, die nur den Unſterblichen gebührt, und ſein Recht auf unſere Thränen verdoppelt ſich, eben da er dem Augenblick nahe iſt, ſie zu erregen.

Unterdeſſen war der Herzog von Friedland dem anrückenden König bis Weißenfels entgegen gezogen, entſchloſſen, die Winterquartiere in Sachſen, auch wenn es eine Schlacht koſten ſollte, zu behaupten. Seine Unthätigkeit vor Nürnberg hatte ihn dem Verdacht ausgeſetzt, als ob er ſich mit dem nordiſchen Helden nicht zu meſſen wagte, und ſein ganzer Ruhm war in Gefahr, wenn er die Gelegenheit zu ſchlagen zum Zweitenmal entwiſchen ließ. Seine Ueberlegenheit an Truppen, wiewohl weit geringer, als ſie in der erſten Zeit des Nürnbergiſchen Lagers geweſen, machte ihm die wahrſcheinliche Hoffnung zum Sieg, wenn er den König vor der Vereinigung deſſelben mit den Sachſen in ein Treffen verwickeln konnte. Aber ſeine jetzige Zuverſicht war nicht ſowohl auf ſeine größere Truppenzahl als auf die Verſicherungen ſeines Aſtrologen Seni gegründet, welcher in den Sternen geleſen hatte, daß das Glück des ſchwediſchen Monarchen im November untergehen würde. Ueberdieß waren zwiſchen Kamburg und Weißenfels enge Päſſe, von einer fortlaufenden Bergkette und der nahe ſtrömenden Saale gebildet, welche es der ſchwediſchen Armee äußerſt ſchwer machten, vorzudringen, und mit Hülfe weniger Truppen gänzlich geſchloſſen werden konnten. Dem König blieb dann keine andere Wahl, als ſich mit größter Gefahr durch die Defileen zu winden, oder einen beſchwerlichen Rückzug durch Thüringen zu nehmen, und in einem verwüſteten Lande, wo es an jeder Nothdurft gebrach, den größten Theil ſeiner Truppen einzubüßen. Die Geſchwindigkeit, mit der Guſtav Adolf von Naumburg Beiz wohin, vereitelte dieſen Plan, und jetzt war es Wallenſtein ſelbſt, der den Angriff erwartete.

Aber in dieſer Erwartung ſah er ſich getäuſcht, als der König,

anstatt ihm bis Weißenfels entgegen zu rücken, alle Anstalten traf, sich bei Naumburg zu verschanzen, und hier die Verstärkungen zu erwarten, welche der Herzog von Lüneburg im Begriff war ihm zuzuführen. Unschlüssig, ob er dem König durch die engen Päße zwischen Weißenfels und Naumburg entgegen gehen, oder in seinem Lager unthätig stehen bleiben sollte, versammelte er seinen Kriegsrath, um die Meinung seiner erfahrensten Generale zu vernehmen. Keiner von allen fand es rathsam, den König in seiner vortheilhaften Stellung anzugreifen, und die Vorkehrungen, welche dieser zur Befestigung seines Lagers traf, schienen deutlich anzuzeigen, daß er gar nicht Willens sei, es so bald zu verlassen. Aber eben so wenig erlaubte der eintretende Winter, den Feldzug zu verlängern, und eine der Ruhe so sehr bedürftige Armee durch fortgesetzte Kampirung zu ermüden. Alle Stimmen erklärten sich für die Endigung des Feldzugs, um so mehr, da die wichtige Stadt Köln am Rhein von holländischen Truppen gefährlich bedroht war, und die Fortschritte des Feindes in Westphalen und am Unterrhein die nachdrücklichste Hülfe in diesen Gegenden erheischten. Der Herzog von Friedland erkannte das Gewicht dieser Gründe, und beinahe überzeugt, daß von dem König für diese Jahreszeit kein Angriff mehr zu befürchten sei, bewilligte er seinen Truppen die Winterquartiere, doch so, daß sie aufs Schnellste versammelt waren, wenn etwa der Feind gegen alle Erwartung noch einen Angriff wagte. Graf Pappenheim wurde mit einem großen Theile des Heers entlassen, um der Stadt Köln zu Hülfe zu eilen, und auf dem Wege dahin die Festung Moritzburg bei Halle in Besitz zu nehmen. Einzelne Korps bezogen in den schicklichsten Städten umher ihre Winterquartiere, um die Bewegungen des Feindes von allen Seiten beobachten zu können. Graf Kollorédo bewachte das Schloß zu Weißenfels, und Wallenstein selbst blieb mit dem Ueberreste unweit Merseburg zwischen dem Floßgraben und der Saale stehen, von wo er gesonnen war, seinen Marsch über Leipzig zu nehmen, und die Sachsen von dem schwedischen Heere abzuschneiden.

Kaum aber hatte Gustav Adolf Pappenheims Abzug vernommen, so verließ er plötzlich sein Lager bei Naumburg, und eilte, den um die Hälfte geschwächten Feind mit seiner ganzen Macht anzufallen. In beschleunigtem Marsche rückte er gegen Weißenfels vor, von wo aus sich das Gerücht von seiner Ankunft schnell bis zum Feinde verbreitete, und den Herzog von Friedland in die höchste Verwunderung setzte. Aber es galt jetzt einen schnellen Entschluß, und der Herzog hatte seine Maßregeln bald genommen. Obgleich man dem zwanzigtausend Mann

starken Feinde nicht viel über zwölftausend entgegen zu setzen hatte, so konnte man doch hoffen, sich bis zu Pappenheims Rückkehr zu behaupten; der sich höchstens fünf Meilen weit, bis Halle entfernt haben konnte. Schnell flogen Eilboten ab, ihn zurückzurufen, und zugleich zog sich Wallenstein in die weite Ebene zwischen dem Floßgraben und Lützen, wo er in völliger Schlachtordnung den König erwartete, und ihn durch diese Stellung von Leipzig und den sächsischen Völkern trennte.

Drei Kanonenschüsse, welche Graf Kolloredo von dem Schlosse zu Weißenfels abbrannte, verkündigten den Marsch des Königs, und auf dieses verabredete Signal zogen sich die friedländischen Vortruppen unter dem Kommando des Kroaten Generals Isolani zusammen, die an der Rippach gelegenen Dörfer zu besetzen. Ihr schwacher Widerstand hielt den anrückenden Feind nicht auf, der bei dem Dorfe Rippach über den Bach dieses Namens setzte, und sich unterhalb Lützen der kaiserlichen Schlachtordnung gegenüber stellte. Die Landstraße, welche von Weißenfels nach Leipzig führt, wird zwischen Lützen und Markranstädt von dem Floßgraben durchschnitten, der sich von Zeitz nach Merseburg erstreckt, und die Elster mit der Saale verbindet. An diesen Kanal lehnte sich der linke Flügel der Kaiserlichen und der rechte des Königs von Schweden, doch so, daß sich die Reiterei beider Theile noch jenseits desselben verbreitete. Nordwärts hinter Lützen hatte sich Wallensteins rechter Flügel, und südwärts von diesem Städchen der linke Flügel des schwedischen Heers gelagert. Beide Armeen kehrten der Landstraße ihre Fronte zu, welche mitten durch sie hinging, und eine Schlachtordnung von der andern absonderte. Aber eben dieser Landstraße hatte sich Wallenstein am Abend vor der Schlacht zum großen Nachtheil seines Gegners bemächtigt, die zu beiden Seiten derselben fortlaufenden Gräben vertiefen und durch Musketiere besetzen lassen, daß der Uebergang ohne Beschwerlichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter demselben ragte eine Batterie von sieben großen Kanonen hervor, das Musketenfeuer aus den Gräben zu unterstützen, und an den Windmühlen, nahe hinter Lützen, waren vierzehn kleinere Feldstücke auf einer Anhöhe aufgepflanzt, von der man einen großen Theil der Ebene bestreichen konnte. Die Infanterie, in nicht mehr als fünf große und unbehülfliche Brigaden vertheilt, stand in einer Entfernung von dreihundert Schritten hinter der Landstraße in Schlachtordnung, und die Reiterei bedeckte die Flanken. Alles Gepäcke ward nach Leipzig geschickt, um die Bewegungen des Heers nicht zu hindern, und bloß die Munitionswagen hielten hinter dem Treffen. Um die Schwäche der Armee zu verbergen, mußten

alle Troßjungen und Knechte zu Pferde ſitzen, und ſich an den linken Flügel anſchließen: doch nur ſo lange, bis die Pappenheimiſchen Völker anlangten. Dieſe ganze Anordnung geſchah in der Finſterniß der Nacht, und ehe der Tag graute, war Alles zum Empfang des Feindes bereitet.

Noch an eben dieſem Abend erſchien Guſtav Adolf auf der gegenüberliegenden Ebene, und ſtellte ſeine Völker zum Treffen. Die Schlachtordnung war dieſelbe, wodurch er das Jahr vorher bei Leipzig geſiegt hatte. Durch das Fußvolk wurden kleine Schwadronen verbreitet, unter die Reiterei hin und wieder eine Anzahl Musketiere vertheilt. Die ganze Armee ſtand in zwei Linien, den Flößgraben zur Rechten und hinter ſich, vor ſich die Landſtraße, und die Stadt Lützen zur Linken. In der Mitte hielt das Fußvolk unter des Grafen von Brahe Befehlen, die Reiterei auf den Flügeln, und vor der Fronte das Geſchütz. Einem deutſchen Helden, dem Herzog Bernhard von Weimar, war die deutſche Reiterei des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König ſelbſt ſeine Schweden an, die Eiferſucht beider Völker zu einem edeln Wettkampfe zu erhitzen. Auf ähnliche Art war das zweite Treffen geordnet, und hinter demſelben hielt ein Reſervekorps unter Hendersons, eines Schottländers, Kommando.

Alſo gerüſtet erwartete man die blutige Morgenröthe, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufſchub als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl als die Anzahl der Truppen furchtbar und merkwürdig machten. Die geſpannten Erwartungen Europens, die man im Lager vor Nürnberg hinterging, ſollten nun in den Ebenen Lützens befriedigt werden. Zwei ſolche Feldherren, ſo gleich an Anſehen, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieſes Kriegs noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemeſſen, eine ſo hohe Wette noch nie die Kühnheit geſchreckt, ein ſo wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeiſtert. Der morgende Tag ſollte Europa ſeinen erſten Kriegsfürſten kennen lehren, und einen Ueberwinder dem nie Ueberwundenen geben. Ob am Lechſtrom und bei Leipzig Guſtav Adolfs Genie, oder nur die Ungeſchicklichkeit ſeines Gegners den Ausſchlag ſtimmte, mußte der morgende Tag außer Zweifel ſetzen. Morgen mußte Friedlands Verdienſt die Wahl des Kaiſers rechtfertigen, und die Größe des Mannes die Größe des Preiſes aufwägen, um den er erkauft worden war. Eiferſüchtig theilte jeder einzelne Mann im Heer ſeines Führers Ruhm, und unter jedem Harniſch wechſelten die Gefühle, die den Buſen der Generale durchflammten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Ehre und das Blut, das es dem

Ueberwinder wie dem Ueberwundenen kosten mußte. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüberstand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für seine Stärke.

Endlich erscheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Vor der Fronte kniend hält der König seine Andacht; die ganze Armee auf die Kniee hingestürzt, stimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die Feldmusik begleitet den Gesang. Dann steigt der König zu Pferde, und bloß mit einem ledernen Koller und einem Tuchrock bekleidet (seine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harnisch zu tragen) durchreitet er die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen Zuversicht zu entflammen, die sein eigner ahnungvoller Busen verleugnet. Gott mit uns, war das Wort der Schweden; das der Kaiserlichen: Jesus Maria. Gegen eilf Uhr fängt der Nebel an sich zu zertheilen, und der Feind wird sichtbar. Zugleich sieht man Lützen in Flammen stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt, damit er von dieser Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Losung, die Reiterei sprengt gegen den Feind, und das Fußvolk ist im Anmarsch gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geschützes empfangen, setzen diese tapfern Bataillons mit unerschrockenem Muthe ihren Angriff fort, die feindlichen Musketiere verlassen ihren Posten, die Gräben sind übersprungen, die Batterie selbst wird erobert, und sogleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen weiter mit unaufhaltsamer Gewalt, die erste der fünf friedländischen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweite, und schon wendet sich die dritte zur Flucht; aber hier stellt sich der schnell gegenwärtige Geist des Herzogs ihrem Ausgang entgegen. Mit Blitzesschnelligkeit ist er da, der Unordnung seines Fußvolks zu steuern, und seinem Machtwort gelingt's, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drei Kavallerieregimentern unterstützt, machen die schon geschlagenen Brigaden eine neue Fronte gegen den Feind, und dringen mit Macht in seine zerrissenen Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich, der nahe Feind giebt dem Schießgewehr keinen Raum, die Wuth des Angriffs keine Zeit mehr zur Ladung. Mann sieht gegen Mann, das unnütze Feuergewehr macht dem Schwert und der Pike Platz, und die Kunst der Erbitterung. Ueberwältigt von der Menge weichen die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die schon eroberte Batterie geht bei diesem

Rückzug verloren. Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fuß breit Erde gewonnen.

Indessen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste machtvolle Andrang der schweren finnländischen Kürassiere zerstreute die leicht berittenen Polen und Kroaten, die sich an diesen Flügel anschlossen, und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mit. In diesem Augenblick hinterbringt man dem König, daß seine Infanterie über die Gräben zurückweiche, und auch sein linker Flügel durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen aus furchtbar geängstigt und schon zum Weichen gebracht werde. Mit schneller Besonnenheit überträgt er dem General von Horn, den schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er selbst eilt an der Spitze des Stenbockschen Regiments davon, der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Roß trägt ihn pfeilschnell über die Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Uebergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg, genannt wird, waren behend genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er sprengte geraden Wegs demjenigen Orte zu, wo sein Fußvolk am gefährlichsten bedrängt war, und indem er seine Blicke umhersendet, irgend eine Blöße des feindlichen Heeres auszuspähen, auf die er den Angriff richten könnte, führt ihn sein kurzes Gesicht zu nahe an dasselbe. Ein kaiserlicher Gefreiter bemerkt, daß dem Vorüberſprengenden Alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und schnell befiehlt er einem Musketier, auf ihn anzuschlagen. „Auf den dort schieße," ruft er, „das muß ein vornehmer Mann sein." Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm zerschmettert. In diesem Augenblicke kommen seine Schwadronen dahergesprengt, und ein verwirrtes Geschrei: Der König blutet — Der König ist erschossen! breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. „Es ist „nichts — folgt mir!" ruft der König, seine ganze Stärke zusammenraffend; aber überwältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Gedränge zu schaffen. Indem der Letztere auf einem weiten Umweg, um der muthlosen Infanterie diesen niederschlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem Könige umwendet, erhält dieser einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte raubte. „Ich habe genug, Bruder!" ruft er mit sterbender Stimme. „Suche Du nur Dein Leben zu retten." Zu-

glich ſank er vom Pferd, und von noch mehrern Schüſſen durchbohrt, von allen ſeinen Begleitern verlaſſen, verhauchte er unter den räuberiſchen Händen der Kroaten ſein Leben. Bald entdeckte ſein ledig fliehendes, in Blut gebadetes Roß der ſchwediſchen Reiterei ihres Königs Fall, und wüthend dringt ſie herbei, dem gierigen Feind dieſe heilige Beute zu entreißen. Um ſeinen Leichnam entbrennt ein mörderiſches Gefecht, und der entſtellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben.

Die Schreckenspoſt durcheilt in kurzer Zeit das ganze ſchwediſche Heer; aber anſtatt den Muth dieſer tapfern Schaaren zu ertödten, entzündet ſie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in ſeinem Preiſe, da das heiligſte aller Leben dahin iſt, und der Tod hat für den Rieſigen keine Schrecken mehr, ſeitdem er das gekrönte Haupt nicht verſchonte. Mit Löwengrimm werfen ſich die upländiſchen, ſmaländiſchen, finniſchen, oſt- und weſtgothiſchen Regimenter zum Zweitenmal auf den linken Flügel des Feindes, der dem General von Horn nur noch ſchwachen Widerſtand leiſtet, und jetzt völlig aus dem Felde geſchlagen wird. Zugleich gibt Herzog Bernhard von Weimar dem verwaiſten Heere der Schweden in ſeiner Perſon ein fähiges Oberhaupt, und der Geiſt Guſtav Adolfs führt von Neuem ſeine ſiegreichen Schaaren. Schnell iſt der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht dringt er auf den rechten der Kaiſerlichen ein. Das Geſchütz an den Windmühlen, das ein ſo mörderiſches Feuer auf die Schweden geſchleudert hatte, fällt in ſeine Hände, und auf die Feinde ſelbſt werden jetzt dieſe Donner gerichtet. Auch der Mittelpunkt des ſchwediſchen Fußvolks ſetzt unter Bernhards und Kniephauſens Anführung aufs Neue gegen die Gräben an, über die er ſich glücklich hinwegſchwingt, und zum Zweitenmale die Batterie der ſieben Kanonen erobert. Auf die ſchweren Bataillons des feindlichen Mittelpunkts wird jetzt mit gedoppelter Wuth der Angriff erneuert, immer ſchwächer und ſchwächer widerſtehen ſie, und der Zufall ſelbſt verſchwört ſich mit der ſchwediſchen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiſerlichen Pulverwagen, und unter ſchrecklichem Donnerknalle ſieht man die aufgehäuften Granaten und Bomben in die Lüfte fliegen. Der in Beſtürzung geſetzte Feind wähnt ſich von hinten angefallen, indem die ſchwediſchen Brigaden von vorn ihm entgegenſtürmen. Der Muth entfällt ihm. Er ſieht ſeinen linken Flügel geſchlagen, ſeinen rechten im Begriff zu erliegen, ſein Geſchütz in des Feindes Hand. Es neigt ſich die Schlacht zu ihrer Entſcheidung, das Schickſal des Tages hängt nur

noch an einem einzigen Augenblick — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit Kürassieren und Dragonern; alle erhaltenen Vortheile sind verloren, und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Der Befehl, welcher diesen General nach Lützen zurückrief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da seine Völker mit Plünderung dieser Stadt noch beschäftigt waren. Unmöglich war's, das zerstreute Fußvolk mit der Schnelligkeit zu sammeln, als dringende Ordre und die Ungeduld dieses Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ er acht Regimenter Kavallerie aufsitzen, und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lützen zu, an dem Feste der Schlacht Theil zu nehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu bezeugen, und sich anfänglich selbst darein verwickelt zu sehen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt er diese flüchtigen Völker wieder, und führt sie aufs Neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Muth, und voll Ungeduld, dem König selbst, den er an der Spitze dieses Flügels vermuthet, gegenüber zu fechten, bricht er fürchterlich in die schwedischen Schaaren, die, ermattet von Sieg und an Anzahl zu schwach, dieser Fluth von Feinden nach dem männlichsten Widerstand unterliegen. Auch den erlöschenden Muth des kaiserlichen Fußvolks ermuntert Pappenheims nicht mehr gehoffte Erscheinung, und schnell benutzt der Herzog von Friedland den günstigen Augenblick, das Treffen aufs Neue zu formiren. Die nicht geschlossenen schwedischen Bataillons werden unter einem mörderischen Gefechte über die Gräben zurückgetrieben, und die zweimal verlornen Kanonen zum Zweitenmal ihren Händen entrissen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichste von allen, die an diesem blutigen Tage Beweise ihres Heldenmuths gaben, lag todt dahingestreckt, und bedeckte noch in derselben schönen Ordnung den Wahlplatz, den es lebend mit so standhaftem Muthe behauptet hatte. Ein ähnliches Loos traf ein andres blaues Regiment, welches Graf Piccolomini mit der kaiserlichen Reiterei nach dem wüthendsten Kampfe zu Boden warf. Zu sieben verschiedenen Malen wiederholte dieser treffliche General den Angriff; sieben Pferde wurden unter ihm erschossen, und sechs Musketenkugeln durchbohrten ihn. Dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mit fortriß. Den Herzog selbst sah man, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, mit kühler Seele seine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blick. Um und neben ihm stürzen seine Völker entseelt dahin, und sein

Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Rachegötter beschützen heute seine Brust, für die schon ein anderes Eisen geschliffen ist; auf dem Bette, wo Gustav erblaßte, sollte Wallenstein den schuldbefleckten Geist nicht verhauchen.

Nicht so glücklich war Pappenheim, der Telamonier des Heers, der furchtbarste Soldat des Hauses Oesterreich und der Kirche. Glühende Begier, dem König selbst im Kampfe zu begegnen, riß den Wüthenden mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edeln Feind am wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch Gustav hatte den feurigsten Wunsch gehegt, diesen geachteten Gegner von Angesicht zu sehen, aber die feindselige Sehnsucht blieb ungestillt, und erst der Tod führte die versöhnten Helden zusammen. Zwei Musketenkugeln durchbohrten Pappenheims narbenvolle Brust, und gewaltsam mußten ihn die Seinen aus dem Mordgewühl tragen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu seinen Ohren, daß der, den er suchte, entseelt auf dem Wahlplatz liege. Als man ihm die Wahrheit dieses Gerüchtes bekräftigte, erheiterte sich sein Gesicht, und das letzte Feuer blitzte in seinen Augen. „So hinterbringe man doch dem Herzog von Friedland," rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darnieder liege, aber fröhlich dahinscheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tag mit mir gefallen ist."

Mit Pappenheim verschwand das Glück der Kaiserlichen von dem Schlachtfelde. Nicht sobald vermißte die schon einmal geschlagene, und durch ihn allein wieder hergestellte Reiterei ihren sieghaften Führer, als sie Alles verloren gab, und mit muthloser Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche Bestürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obersten, Götz, Terzky, Kolloredo und Piccolomini, nöthigte, Stand zu halten. Die schwedische Infanterie benutzt mit schneller Entschlossenheit die Bestürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen gerissen, ziehen sie beide Linien in eine zusammen, die den letzten entscheidenden Angriff wagt. Zum Drittenmal setzt sie über die Gräben und zum Drittenmal werden die dahinter gepflanzten Stücke erobert. Die Sonne neigt sich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnungen auf einander treffen. Heftiger erhitzt sich der Streit am scheuen Ende, die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft, Geschicklichkeit und Muth thut ihr Aeußerstes, in den letzten theuren Minuten den ganzen verlornen Tag nachzuholen. Umsonst, die Verzweiflung erhebt

jede über ſich ſelbſt, keine verſteht zu ſiegen, keine zu weichen, und die Taktik erſchöpft hier ihre Wunder nur, um dort neue, nie gelernte, nie in Uebung gebrachte Meiſterſtücke der Kunſt zu entwickeln. Endlich ſetzen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Grenze, dem die Wuth keine ſetzen will, und der Angriff hört auf, weil man ſeinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere ſcheiden mit ſtillſchweigender Uebereinkunft aus einander, die erfreuenden Trompeten ertönen, und jedes, für unbeſiegt ſich erklärend, verſchwindet aus dem Gefilde.

Die Artillerie beider Theile blieb, weil die Roſſe ſich verlaufen, die Nacht über auf dem Wahlplatze verlaſſen ſtehen — zugleich der Preis und die Urkunde des Siegers für den, der die Wahlſtatt eroberte. Aber über der Eilfertigkeit, mit der er von Leipzig und Sachſen Abſchied nahm, vergaß der Herzog von Friedland, ſeinen Antheil daran von dem Schlachtfelde abzuholen. Nicht lange nach geendigtem Treffen erſchien das Pappenheim'ſche Fußvolk, das ſeinem vorauseilenden General nicht ſchnell genug hatte folgen können, ſechs Regimenter ſtark, auf dem Wahlplatz; aber die Arbeit war gethan. Wenige Stunden früher würde dieſe beträchtliche Verſtärkung die Schlacht wahrſcheinlich zum Vortheil des Kaiſers entſchieden, und ſelbſt noch jetzt durch Eroberung des Schlachtfeldes die Artillerie des Herzogs gerettet und die ſchwediſche erbeutet haben. Aber keine Ordre war da, ihr Verhalten zu beſtimmen, und zu ungewiß über den Ausgang der Schlacht, nahm ſie ihren Weg nach Leipzig, wo ſie das Hauptheer zu finden hoffte.

Dahin hatte der Herzog von Friedland ſeinen Rückzug genommen, und ohne Geſchütz, ohne Fahnen, und beinahe ohne alle Waffen folgte ihm am andern Morgen der zerſtreute Ueberreſt ſeines Heers. Zwiſchen Lützen und Weißenfels, ſcheint es, ließ Herzog Bernhard die ſchwediſche Armee von den Anſtrengungen dieſes blutigen Tages ſich erholen, nahe genug an dem Schlachtfeld, um jeden Verſuch des Feindes zu Eroberung desſelben ſogleich vereiteln zu können. Von beiden Armeen lagen über neuntauſend Mann todt auf dem Wahlplatze, noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiſerlichen beſonders fand ſich kaum Einer, der unverletzt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen bis an den Floßgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Todten bedeckt. Viele von dem vornehmſten Adel waren auf beiden Seiten gefallen; auch der Abt von Fulda, der ſich als Zuſchauer in die Schlacht gemiſcht hatte, büßte ſeine Neugier und ſeinen unzeitigen Glaubenseifer mit dem Tode. Von Gefangenen ſchweigt die

Geſchichte; ein Beweis mehr für die Wuth der Armeen, die keinen Pardon gab oder keinen verlangte.

Pappenheim ſtarb gleich am folgenden Tage zu Leipzig an ſeinen Wunden; ein unerſetzlicher Verluſt für das kaiſerliche Heer, das dieſer treffliche Krieger ſo oft zum Sieg geführt hatte. Die Prager Schlacht, der er zugleich mit Wallenſtein als Oberſt beiwohnte, öffnete ſeine Heldenbahn. Gefährlich verwundet, warf er durch das Ungeſtüm ſeines Muths mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment darnieder, und lag viele Stunden lang, mit andern Todten verwechſelt, unter der Laſt ſeines Pferdes auf der Wahlſtatt, bis ihn die Seinigen bei Plünderung des Schlachtfeldes entdeckten. Mit wenigem Volk überwand er die Rebellen in Oeſterreich, vierzigtauſend an der Zahl, in drei verſchiedenen Schlachten, hielt in dem Treffen bei Leipzig die Niederlage des Tilly lange Zeit durch ſeine Tapferkeit auf, und machte die Waffen des Kaiſers an der Elbe und an dem Weſerſtrom ſiegen. Das wilde ſtürmiſche Feuer ſeines Muths, den auch die entſchiedenſte Gefahr nicht ſchreckte, und kaum das Unmögliche bezwang, machte ihn zum furchtbarſten Arm des Feldherrn, aber untüchtig zum Oberhaupt des Heers; das Treffen bei Leipzig ging, wenn man dem Ausſpruch Tilly's glauben darf, durch ſeine ungeſtüme Hitze verloren. Und Er tauchte bei Magdeburgs Zerſtörung ſeine Hand in Blut; ſein Geiſt, durch frühen jugendlichen Fleiß und vielfältige Reiſen zur ſchönſten Blüthe entfaltet, verwilderte unter den Waffen. Auf ſeiner Stirn erblickte man zwei rothe Striemen, Schwertern ähnlich, womit die Natur ſchon bei der Geburt ihn gezeichnet hatte. Auch noch in ſpätern Jahren erſchienen dieſe Flecken, ſo oft eine Leidenſchaft ſein Blut in Bewegung brachte, und der Aberglaube überredete ſich leicht, daß der künftige Beruf des Mannes ſchon auf der Stirn des Kindes angedeutet worden ſei. Ein ſolcher Diener hatte auf die Dankbarkeit beider öſterreichiſchen Linien den gegründetſten Anſpruch; aber den glänzendſten Beweis derſelben erlebte er nicht mehr. Schon war der Eilbote auf dem Wege, der ihm das goldene Vließ von Madrid überbringen ſollte, als der Tod ihn zu Leipzig dahinraffte.

Ob man gleich in allen öſterreichiſchen und ſpaniſchen Landen über den erfochtenen Sieg das Te Deum anſtimmte, ſo geſtand doch Wallenſtein ſelbſt durch die Eilfertigkeit, mit der er Leipzig und bald darauf ganz Sachſen verließ, und auf die Winterquartiere in dieſem Lande Verzicht that, öffentlich und laut ſeine Niederlage. Zwar that er noch einen ſchwachen Verſuch, die Ehre des Siegs gleichſam im Fluge wegzuhaſchen, und ſchickte am andern Morgen ſeine Kroaten aus, das

Schlachtgefild zu unterſcheiden; aber der Anblick des ſchwediſchen Heers, das in Schlachtordnung daſtand, verſcheuchte im Augenblick dieſe flüchtigen Schaaren, und Herzog Bernhard nahm durch Eroberung der Wahlſtatt, auf welche bald nachher die Einnahme Leipzigs folgte, unbeſtrittenen Beſitz von allen Rechten des Siegers.

Aber ein theurer Sieg, ein trauriger Triumph! Jetzt erſt, nachdem die Wuth des Kampfes erkaltet iſt, empfindet man die ganze Größe des erlittenen Verluſtes, und das Jubelgeſchrei der Ueberwinder erſtickt in einer ſtummen, finſtern Verzweiflung. Er, der ſie in den Streit herausgeführt hatte, iſt nicht mit zurückgekehrt. Draußen liegt er in ſeiner gewonnenen Schlacht, mit dem gemeinen Haufen niedriger Todten verwechſelt. Nach langem vergeblichen Suchen entdeckt man endlich den königlichen Leichnam, unfern dem großen Steine, der ſchon hundert Jahre vorher zwiſchen dem Floßgraben und Lützen geſetzen worden, aber von dem merkwürdigen Unglücksfalle dieſes Tags den Namen des Schwedenſteins führt. Von Blut und Wunden bis zum Unkenntlichen entſtellt, von den Hufen der Pferde zertreten, und durch räuberiſche Hände ſeines Schmucks, ſeiner Kleider beraubt, wird er unter einem Hügel von Todten hervorgezogen, nach Weißenfels gebracht, und dort dem Wehklagen ſeiner Truppen, den letzten Umarmungen der Königin überliefert. Den erſten Tribut hat die Rache gefordert, und Blut mußte dem Monarchen zum Sühnopfer ſtrömen; jetzt tritt die Liebe in ihre Rechte ein, und milde Thränen fließen um den Menſchen. Der allgemeine Schmerz verſchlingt jedes einzelne Leiden. Von dem betäubenden Schlag noch beſinnungslos, ſtehen die Anführer in dumpfer Erſtarrung um ſeine Bahre, und Keiner getraut ſich noch, den ganzen Umfang dieſes Verluſtes zu denken.

Der Kaiſer, erzählt uns Khevenhüller, zeigte beim Anblick des blutigen Kollers, den man dem Könige in der Schlacht abgenommen, und nach Wien geſchickt hatte, eine anſtändige Rührung, die ihm wahrſcheinlich auch von Herzen ging. „Gern," rief er aus, „hätte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in ſein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutſchland Friede geworden wäre!" Aber wenn ein neuerer katholiſcher Schriftſteller von anerkanntem Verdienſt dieſen Beweis eines nicht ganz unterdrückten Menſchengefühls, den ſelbſt ſchon der äußere Anſtand fordert, den auch die bloße Selbſtliebe dem fühlloſeſten Herzen abnöthigt, und deſſen Gegentheil nur in der roheſten Seele möglich werden kann, der höchſten Lobpreiſung würdig findet, und gar dem Edelmuth Alexanders gegen das Andenken

des Darius an die Seite ſetzt, ſo erweckt er uns ein ſchlechtes Vertrauen zu dem übrigen Werth ſeines Helden, oder, was noch ſchlimmer wäre, zu ſeinem eigenen Ideale von ſittlicher Würde. Aber auch ein ſolches Lob iſt bei Demjenigen ſchon viel, den man von dem Verdacht eines Königsmordes zu reinigen ſich genöthigt findet!

Es war wohl kaum zu erwarten, daß der mächtige Hang der Menſchen zum Außerordentlichen dem gewöhnlichen Lauf der Natur den Ruhm laſſen würde, das wichtige Leben eines Guſtav Adolfs geendigt zu haben. Der Tod dieſes furchtbaren Gegners war für den Kaiſer eine zu wichtige Begebenheit, um nicht bei einer feindſeligen Partei den ſo leicht ſich darbietenden Gedanken zu erregen, daß das, was ihm nützte, von ihm veranlaßt worden ſei. Aber der Kaiſer bedurfte zu Ausführung dieſer ſchwarzen That eines fremden Armes, und auch dieſen glaubte man in der Perſon Franz Alberts, Herzogs von Sachſen-Lauenburg, gefunden zu haben. Dieſem erlaubte ſein Rang einen freien unverdächtigen Zutritt zu dem Monarchen, und eben dieſe ehrenvolle Würde diente dazu, ihn über den Verdacht einer ſchändlichen Handlung hinweg zu ſetzen. Es braucht nun gezeigt zu werden, daß dieſer Prinz einer ſolchen Abſcheulichkeit fähig, und daß er hinlänglich dazu aufgefordert war, ſie wirklich zu verüben.

Franz Albert, der jüngſte von vier Söhnen Franz des Zweiten, Herzogs von Lauenburg, und durch ſeine Mutter verwandt mit dem Waſa'ſchen Fürſtengeſchlechte, hatte in jüngern Jahren am ſchwediſchen Hofe eine freundſchaftliche Aufnahme gefunden. Eine Unanſtändigkeit, die er ſich im Zimmer der Königin Mutter gegen Guſtav Adolf erlaubte, wurde, wie man ſagt, von dieſem feurigen Jüngling mit einer Ohrfeige geahndet, die, obgleich im Augenblick bereut, und durch die vollſtändigſte Genugthuung gebüßt, in dem rachgierigen Gemüth des Herzogs den Grund zu einer unverſöhnlichen Feindſchaft legte. Franz Albert trat in der Folge in kaiſerliche Dienſte, wo er ein Regiment anzuführen bekam, mit dem Herzog von Friedland in die engſte Verbindung trat, und ſich zu einer heimlichen Unterhandlung am ſächſiſchen Hofe gebrauchen ließ, die ſeinem Rang wenig Ehre machte. Ohne eine erhebliche Urſache davon angeben zu können, verläßt er unvermuthet die öſterreichiſchen Fahnen, und erſcheint zu Nürnberg im Lager des Königs, ihm ſeine Dienſte als Volontär anzubieten. Durch ſeinen Eifer für die proteſtantiſche Sache, und ein zuvorkommendes einſchmeichelndes Betragen gewinnt er des Königs Herz, der, von Oxenſtierna vergeblich gewarnt, ſeine Gunſt und Freundſchaft an den

verdächtigen Ankömmling verſchwendet. Bald darauf kommt es bei Lützen zur Schlacht, in welcher Franz Albert dem Monarchen wie ein böſer Dämon beſtändig zur Seite bleibt, und erſt, nachdem der König ſchon gefallen iſt, von ihm ſcheidet. Mitten unter den Kugeln der Feinde bleibt er unverletzt, weil er eine grüne Binde, die Farbe der Kaiſerlichen, um den Leib trägt. Er iſt der Erſte, der dem Herzog von Friedland, ſeinem Freunde, den Fall des Königs hinterbringt. Er vertauſcht gleich nach dieſer Schlacht die ſchwediſchen Dienſte mit den ſächſiſchen, und, bei der Ermordung Wallenſteins, als ein Mitſchuldiger dieſes Generals eingezogen, entgeht er nur durch Abſchwörung ſeines Glaubens dem Schwerte des Nachrichters. Endlich erſcheint er aufs Neue als Befehlshaber einer kaiſerlichen Armee in Schleſien, und ſtirbt vor Schweidnitz an empfangenen Wunden. Es erfordert wirklich einige Selbſtüberwindung, ſich der Unſchuld eines Menſchen anzunehmen, der einen Lebenslauf, wie dieſen, gelebt hat; aber wenn die moraliſche und phyſiſche Möglichkeit einer ſo verabſcheuungswerthen That auch noch ſo ſehr aus den angeführten Gründen erhellte, ſo zeigt ſchon der erſte Blick, daß ſie auf die wirkliche Begehung derſelben keinen rechtmäßigen Schluß erlauben. Es iſt bekannt, daß Guſtav Adolf, wie der gemeinſte Soldat in ſeinem Heer, ſich der Gefahr bloßſtellte, und wo Tauſende fielen, konnte auch er ſeinen Untergang finden. Wie er ihn fand, bleibt in undurchdringliches Dunkel verhüllt; aber mehr als irgendwo gilt hier die Maxime, da, wo der natürliche Lauf der Dinge zu einem vollkommenen Erklärungsgrunde hinreicht, die Würde der menſchlichen Natur durch keine moraliſche Beſchuldigung zu entehren.

Aber durch welche Hand er auch mag gefallen ſein, ſo muß uns dieſes außerordentliche Schickſal als eine That der großen Natur erſcheinen. Die Geſchichte, ſo oft nur auf das freudenloſe Geſchäft eingeſchränkt, das einförmige Spiel der menſchlichen Leidenſchaft auseinander zu legen, ſieht ſich zuweilen durch Erſcheinungen belohnt, die gleich einem kühnen Griff aus den Wolken in das berechnete Uhrwerk der menſchlichen Unternehmungen fallen, und den nachdenkenden Geiſt auf eine höhere Ordnung der Dinge verweiſen. So ergreift uns Guſtav Adolfs ſchnelle Verſchwindung vom Schauplatz, die das ganze Spiel des politiſchen Uhrwerks mit Einemmal hemmt, und alle Berechnungen der menſchlichen Klugheit vereitelt. Geſtern noch der belebende Geiſt, der große und einzige Beweger ſeiner Schöpfung — heute in ſeinem Adlerfluge unerbittlich dahingeſtürzt, herausgeriſſen aus

einer Welt voll Entwürfe, von der reifenden Saat seiner Hoffnungen ungestüm abgerufen, läßt er seine verwaiste Partei trostlos hinter sich, und in Trümmern fällt der stolze Bau seiner vergänglichen Größe. Schwer entwöhnt sich die protestantische Welt von den Hoffnungen, die sie an diesen unüberwindlichen Anführer setzte, und mit ihm fürchtet sie ihr ganzes voriges Glück zu begraben. Aber es war nicht mehr der Wohlthäter Deutschlands, der bei Lützen sank. Die wohlthätige Hälfte seiner Laufbahn hatte Gustav Adolph geendigt, und der größte Dienst, den er der Freiheit des deutschen Reichs noch erzeigen kann, ist — zu sterben. Die Alles verschlingende Macht des Einzigen zerfällt, und Viele versuchen ihre Kräfte; der zweideutige Bestand eines übermächtigen Beschützers macht der rühmlichen Selbsthülfe der Stände Platz, und, vorher nur die Werzeuge zu seiner Vergrößerung, fangen sie erst jetzt an, für sich selbst zu arbeiten. In ihrem eigenen Muthe suchen sie nunmehr die Rettungsmittel auf, die von der Hand des Mächtigen ohne Gefahr nicht empfangen werden, und die schwedische Macht, außer Stand gesetzt, in eine Unterdrückerin auszuarten, tritt in die bescheidenen Grenzen einer Alliirten zurück.

Unverkennbar strebte der Ehrgeiz des schwedischen Monarchen nach einer Gewalt in Deutschland, die mit der Freiheit der Stände unvereinbar war, und nach einer bleibenden Besitzung im Mittelpunkte dieses Reiches. Sein Ziel war der Kaiserthron; und diese Würde, durch seine Macht unterstützt und geltend gemacht durch seine Thätigkeit, war in seiner Hand einem weit größern Mißbrauch ausgesetzt, als man von dem österreichischen Geschlechte zu befürchten hatte. Geboren im Ausland, in den Maximen der Alleinherrschaft auferzogen, und aus frommer Schwärmerei ein abgesagter Feind der Papisten, war er nicht wohl geschickt, das Heiligthum deutscher Verfassung zu bewahren, und vor der Freiheit der Stände Achtung zu tragen. Die anstößige Huldigung, welche, außer mehrern andern Städten, die Reichsstadt Augsburg der schwedischen Krone zu leisten vermocht wurde, zeigte weniger den Beschützer des Reichs als den Eroberer; und diese Stadt, stolzer auf den Titel einer Königsstadt als auf den rühmlichen Vorzug der Reichsfreiheit, schmeichelte sich schon im Voraus, der Sitz seines neuen Reichs zu werden. Seine nicht genug verhehlten Absichten auf das Erzstift Mainz, welches er anfangs dem Kurprinzen von Brandenburg, als Mitgift seiner Tochter Christina, und nachher seinem Kanzler und Freund Oxenstierna bestimmte, legten deutlich an den Tag, wie viel er sich gegen die Verfassung des Reichs zu erlauben fähig war.

Die mit ihm verbundenen proteſtantiſchen Fürſten machten Anſprüche an ſeine Dankbarkeit, die nicht anders, als auf Unkoſten ihrer Mitſtände, und beſonders der unmittelbaren geiſtlichen Stifter, zu befriedigen waren; und vielleicht war der Entwurf ſchon gemacht, die eroberten Provinzen, nach Art jener alten barbariſchen Horden, die das alte Römerreich überſchwemmten, unter ſeine deutſchen und ſchwediſchen Kriegsgenoſſen, wie einen gemeinſchaftlichen Raub, zu vertheilen. In ſeinem Betragen gegen den Pfalzgrafen Friedrich verleugnete er ganz die Großmuth des Helden und den heiligen Charakter eines Beſchützers. Die Pfalz war in ſeinen Händen, und die Pflichten ſowohl der Gerechtigkeit als der Ehre forderten ihn auf, dieſe den Spaniern entriſſene Provinz ihrem rechtmäßigen Eigenthümer in vollkommenem Stande zurückzugeben. Aber durch eine Spitzfindigkeit, die eines großen Mannes nicht würdig iſt, und den ehrwürdigen Namen eines Vertheidigers der Unterdrückten ſchändet, wußte er dieſer Verbindlichkeit zu entſchlüpfen. Er betrachtete die Pfalz als eine Eroberung, die aus Feindeshänden an ihn gekommen ſei, und glaubte daraus ein Recht abzuleiten, nach Willkür darüber zu verfügen. Aus Gnade alſo, und nicht aus Pflichtgefühl, trat er ſie dem Pfalzgrafen ab, und zwar als ein Lehen der ſchwediſchen Krone, unter Bedingungen, die den Werth derſelben um die Hälfte verringerten, und dieſen Fürſten zu einem verächtlichen Vaſallen Schwedens herabſetzten. Eine dieſer Bedingungen, welche dem Pfalzgrafen vorſchreibt: „nach geendigtem Kriege einen Theil der ſchwediſchen Kriegsmacht, dem Beiſpiel der übrigen Fürſten gemäß, unterhalten zu helfen," läßt uns einen ziemlich hellen Blick in das Schickſal thun, welches Deutſchland bei fortdauerndem Glück des Königs erwartete. Sein ſchneller Abſchied von der Welt ſicherte dem deutſchen Reiche die Freiheit und ihm ſelbſt ſeinen ſchönſten Ruhm, wenn er ihm nicht gar die Kränkung erſparte, ſeine eigenen Bundesgenoſſen gegen ihn gewaffnet zu ſehen, und alle Früchte ſeiner Siege in einem nachtheiligen Frieden zu verlieren. Schon neigte ſich Sachſen zum Abfall von ſeiner Partei; Dänemark betrachtete ſeine Größe mit Unruhe und Neid; und ſelbſt Frankreich, ſein wichtiger Alliirter, aufgeſchreckt durch das furchtbare Wachsthum ſeiner Macht und durch den ſtolzern Ton, den er führte, ſah ſich ſchon damals, als er den Lechſtrom paſſirte, nach fremden Bündniſſen um, den ſiegreichen Lauf des Gothen zu hemmen, und das Gleichgewicht der Macht in Europa wieder herzuſtellen.

Wallenſteins Umtriebe und Ermordung*).

1633—1634.

Der Herzog von Friedland war nach der unglücklichen Schlacht bei Lützen ohne Aufenthalt nach Böhmen gezogen, ſich hinter dem Gebirge zu ſchützen, und damals zum erſten Male bediente er ſich der unbeſchränkten Gewalt, die ihm der Kaiſer verliehen, und hielt ein ſtrenges Gericht über die Offiziere, welche ihre Soldaten verlaſſen und ſo auch den Verluſt der Schlacht veranlaßt oder doch befördert hatten, während er mit königlicher Freigebigkeit Die beſchenkte, welche ſich ausgezeichnet und mit ihren Schaaren tapfer widerſtanden hatten. Ohne Anſehen der Perſon ließ er alle Schuldigen verhaften, Standrecht halten und ihrer mehrere aus den vornehmſten Familien mit dem Schwerte, andere durch den Strang hinrichten (Februar 1633), um für alle Zukunft ein furchtbares Beiſpiel beſtrafter Feigheit und Ungehorſams zu geben, wodurch er ſich aber den Haß und den heimlichen Groll der beſchimpften Familien und den Unwillen der Soldaten zuzog. Mit gleicher Strenge verfuhr er in Böhmen mit Einziehung der Güter; denn da mit den Sachſen viele der ehemals Vertriebenen zurückgekehrt und ſich ihrer Güter und Häuſer wieder bemächtigt hatten, ließ er nicht bloß dieſe zum zweiten Male vertreiben, ſondern zog auch die Güter derjenigen ein, welche während der Abweſenheit der Sachſen ihren evangeliſchen und politiſchen Glauben allzu offen bekannt.

Kurſachſen machte auch dieſes Mal keine weitere ernſtliche Unternehmung gegen Böhmen, ließ den Herzog ruhig in ſeinen Winterlagern, und hemmte ſelbſt die Kampfbegierde ſeiner Feldherren, beſonders des Grafen Thurn und des Herzogs Franz Albert von Lauenburg. Auf alle dringenden Anfragen ſchwiegen der Kurfürſt und ſein Feldmarſchall Arnim; jene mußten ſtill liegen, indeß Wallenſtein ſeine Heerſchaaren wieder ſammelte und vermehrte. Johann Georg verharrte in eigenſinniger zweideutiger Schweigſamkeit, die ihm die proteſtantiſchen Fürſten wieder ganz abwendete, und ſtatt durch raſche Thätigkeit, Umſicht und Tugenden ſich an die Spitze des neuen Bundes ſtellen zu können, ſprach er dieſe Würde ſchon als Kurfürſt und Reichsverweſer an, und grollte

*) Aus: Dr. Schill: Der Religionskrieg in Deutſchland. Hamb. 1840. Th. II. S. 237—241. (B. III. Kap. 3.)

über Oxenstierna's Verfügungen, so wie über die glücklichen Fortschritte und Vergrößerungen Bernhards.

Zum Glück für ihn und die übrigen schwedisch-deutschen Heerschaaren blieb auch Wallenstein seit der Lützener Schlacht unthätig und begann, statt mit der frühern schnellen Thatkraft loszuschlagen, den neuen Kriegszug im Jahre 1633 mit Unterhandlungen. Bald erhellte aus seinem ganzen Benehmen seine Unzufriedenheit; durch den Verlust von Mecklenburg hatte er aufgehört, unmittelbarer Reichsfürst zu sein; vom launenhaften Kriegswechsel, seinem Glücke oder der Gnade des Kaisers hing seine künftige Stellung ab, während jetzt die feindlichen Feldherren die schönsten Länder als Belohnung davon trugen. Zu dieser innern Unzufriedenheit kamen Körperleiden, auch mochte er ahnen, daß man seiner nach dem Tode des Schwedenkönigs, der ihn sterbend noch besiegt, nicht weiter bedürfe, daß seine vielen Feinde jetzt um so thätiger gegen ihn sein würden, je größere Macht und Ansehen man ihm in der Hoffnung künftiger Siege übertragen. Er mußte, wenn diese nicht bald erfolgten, von Neuem die Absetzung fürchten, da er die Schmach der ersten weder dem Maximilian vergessen noch ungerächt gelassen hatte, und die er nicht wieder erfahren wollte. Weil der Sieg im Felde ungewiß war, suchte er mit aller ihm möglichen List durch Unterhandlungen zunächst seinen Vortheil zu wahren, und begann das fein angelegte Spiel, je nach Gelegenheit und Nothdurft den Kaiser oder die Feinde zu täuschen und an Baiern sich zu rächen, auf dessen Kurfürsten er, wie der Kaiser, alle gegen die Protestanten begangenen Gewaltthätigkeiten und die Fortsetzung des Krieges wälzte.

Vergebens suchte Maximilian den stolzen Feldherrn, dessen ihm feindliche Gesinnungen er wohl kannte, durch Nachgiebigkeit, Gefälligkeit und Dienstfertigkeit zu gewinnen und die ligistischen Heerschaaren zum Schutze Baierns zurückzuerhalten; allein sie wurden verweigert und Aldringer, der Anführer der Kaiserlichen in Baiern, mußte, durch Wallensteins Befehle gelähmt, ruhig der Verwüstung des Landes zusehen.

Die Uneinigkeit der feindlichen Anführer gewährte einige Ruhe, und Wallenstein begann seine Unterhandlungen mit dem kursächsischen Feldherrn wegen eines Waffenstillstandes, wovon Maximilian durch seine treuen Kundschafter alsobald Nachricht erhielt und darüber seine Furcht, daß dann die ganze Kriegswuth über sein Land hereinbrechen würde, an den Friedländer mittheilten, worüber ihn dieser zu beruhigen suchte: denn er wolle zwar einen allgemeinen Frieden, aber keinen

Waffenstillstand, den er auf keinen Fall ohne Maximilians Vorwissen unterhandeln, viel weniger abschließen würde.

Aber schon nach zwei Monaten wurde der Waffenstillstand ohne Baierns Wissen erst auf 14 Tage, dann auf zwei Monate mit den Anführern der schwedischen und kursächsischen Heerschaaren in Schlesien geschlossen, und Wallenstein ließ während dieser Ruhe dem schwedischen Reichskanzler durch den alten Grafen Thurn, dem er die Zurückgabe seiner Güter in Böhmen versprochen, sehr vortheilhafte Anerbietungen und Entschädigungen für Schweden und das deutsche Reich zum Schutze der Rechte und Freiheiten der Evangelischen machen, wenn man ihm selbst zum Königreich Böhmen verhelfen wollte. Aehnliches ließ er dem Kurfürsten von Sachsen durch Arnim melden, mit dem er fortwährend in Verbindung stand. Wunderbare Gerüchte verbreiteten sich über die Gesinnungen und Aeußerungen Wallensteins: er wolle die Vertriebenen in Böhmen wieder herstellen, die Religion frei lassen, Kurpfalz wieder einsetzen, alle Jesuiten als die eigentlichen Friedensstörer verjagen und den Maximilian von Baiern, der das Spiel angefangen, und den Kaiser zum Frieden zwingen und dann gegen die Türken ziehen. So sonderbar dieses Alles klang, durfte man bald nicht mehr an der Wahrheit zweifeln, da glaubwürdige Männer es bezeugten und Wallensteins geheime Unterhandlungen durch seine Vertrauten es bestätigten und seine Rachsucht gegen Maximilian von Baiern bekannt war.

Trotzdem zögerte der Kanzler mit seiner Entscheidung aus Mißtrauen gegen den ehrgeizigen listigen Mann, und empfahl auch dem Grafen Thurn die höchste Vorsicht. Kursachsen aber zeigte sich geneigt, noch mehr Frankreich, das sich zur Zahlung einer Million Livres jährlicher Unterstützung erbot und ihm die böhmische Krone versprach, welche man dem Pfalzgrafen Friedrich nicht gegönnt, wenn er sich offen gegen den Kaiser erkläre. Wallenstein zauderte mit einer bestimmten Erklärung, und nährte so bei dem Feinde den Argwohn listiger Täuschung, obgleich er den Waffenstillstand in Schlesien abermals verlängerte, in auffallender Unthätigkeit verharrte, und die feindlichen Unternehmungen nirgends hinderte, dessen Grund Maximilian durch seine Kundschafter erforschen ließ, und bald erfuhr, während Oxenstierna und Bernhard von Weimar, über die wahren Gesinnungen des Friedländers noch ungewiß, jede Vorsicht gebrauchten und den Ihrigen empfahlen. Denn selbst Arnim wurde irre, da Wallenstein plötzlich gegen den Herzog von Lauenburg äußerte: um einen beständigen Frieden zu erhalten, müsse man zuerst die Ausländer aus dem Lande jagen, und dazu verlange er die

Hülfe von Kursachsen und Brandenburg. Dieser so ganz unerwartete und unerklärbare, gegen die Schweden treulos erscheinende Antrag löste die Unterhandlungen mit Kursachsen und den Waffenstillstand, und die Feindseligkeiten begannen.

Dabei ereigneten sich aber gleich anfangs Vorfälle, die auf das fortdauernde Einverständniß Wallensteins und Arnims deuteten; denn dieser verließ plötzlich ohne dringende Noth seine bisherige Stellung in Schlesien, zog sich nach Torgau zurück, gab dadurch die schwedischen Heerhaufen preis, welche der Friedländer bei Steinau umzingelte und zur Uebergabe zwang, wobei er gegen das gegebene Wort den Grafen Thurn mit den übrigen Offizieren gefangen nahm, dann aber, als er ihnen die Abtretung aller noch besetzten schlesischen Orte abgedrungen hatte, sogleich frei ließ, worüber man ihm zu Wien heftig grollte, weil er den Hauptanführer der böhmischen Unruhen und dieses ganzen Kriegs dem Kaiser nicht zur Strafe übergeben.

Darauf überschwemmte er, ohne daß es Arnim ernstlich hinderte, Brandenburg, wo seine Schaaren bis Berlin und Landsberg vordrangen, daß der Kurfürst Georg Wilhelm nach Tangermünde flüchtete, und die Lausitz, und bedrohte die kursächsischen Länder.

In dieser Noth bat Johann Georg seinen Vetter, den Herzog Bernhard, dringend um Beistand, der mit dem Grafen Horn am Rhein und Bodensee die Kaiserlichen bekämpfte, und sich dann sogleich an die Donau wandte, um Sachsen zu Hülfe zu eilen. Als er aber an diesem Strome anlangte und hier unvermuthet Gelegenheit zu glücklichen Unternehmungen sah, blieb er, und begann von Neuem die Belagerung Regensburgs, dessen Rettung Maximilian von Baiern mit größtem Eifer und thätigster Anstrengung, jedoch vergebens betrieb. Da er die Absicht des Feindes und die Gefahr für sein Land schon früher erkannt, hatte der König von Spanien auf sein Drängen und das der Erzherzogin Claudia in Tirol eine Hülfe von 12,000 Mann versprochen, die unter der Anführung des Herzogs von Feria über die Alpen vordringen sollten. Zugleich mahnte er seinen Befehlshaber in Regensburg, da er Wallensteins Treulosigkeit und Plane bereits fürchtete, keine Kaiserlichen aufzunehmen oder gar ihnen die Stadt zu übergeben, so lieb ihm Ehre und Wohlfahrt sei; und wendete sich dann wiederholt an den Kaiser und den Friedländer um Hülfe für Baiern, da dieses dem Feinde ganz offen liege, weil er seine eigenen Heerschaaren dem Herzoge von Feria angeschlossen hätte, der mit seinen spanischen Hülfsvölkern über die Alpen und den Rhein vordrang, um das hartbedrängte Breisach für

Oeſterreich zu retten. Aber Wallenſtein zauderte von Tag zu Tag. Der baieriſche Feldherr Johann von Werth, genannt der Schwarze, ſuchte zwar mit verwegener Kühnheit bald hier bald dort dem Andrange Bernhards zu wehren, und fügte ihm vielen Schaden zu, konnte aber doch ſeinen ſiegreichen Gang nicht hemmen. So mußte ſich Regensburg, indeſſen Wallenſtein den bedrängten Kurfürſten mit eitlen Verſprechungen höhnte, endlich im November 1633 ergeben. Die baieriſche Beſatzung zog aus, die proteſtantiſchen Einwohner wurden möglichſt geſchont, die Katholiken, beſonders die Geiſtlichen, ſchwer beſteuert, und, da ſie das Geforderte nicht aufbringen konnten, und man ſie als heimlich im Einverſtändniſſe mit ihren katholiſchen Brüdern beſchuldigte, beinahe ſämmtlich aus der Stadt verwieſen, nur Wenige als Geißeln für die geforderten Summen in hartem Gewahrſam ſtreng gehalten. Der Dom wurde für den proteſtantiſchen Gottesdienſt eingerichtet.

Die ſchwediſch-deutſchen Schaaren drangen nun weiter an der Donau abwärts; Donauſtauf, Straubing und Cham fielen; ſchon ſtreiften ſie bis an die öſterreichiſche Grenze, und wollten ſich für den Winter an der Donau und dem Inn feſtſetzen. Die Bauern in Oberöſterreich waren bereit, ſich wieder zu erheben, und hatten ihre Abgeordneten an den Herzog Bernhard geſendet. Aber Wallenſtein trieb auf die dringenſten Vorſtellungen und Mahnungen Maximilians das alte Spiel fort, verſprach jetzt Hülfe zu ſenden, die er auf halbem Wege wieder hemmte, dann ſelbſt zu kommen, verließ darauf wirklich Böhmen, und rückte in die baieriſche Waldgegend zur Donau vor, kehrte aber wieder nach Böhmen zurück, als ſeien dieſes und Schleſien in Gefahr, und ließ durch ſeine Unterfeldherren beſtätigen, daß in dieſer winterlichen Jahreszeit eine Unternehmung gegen Regensburg unmöglich ſei, welches man im folgenden Sommer wieder nehmen könnte, und vertröſtete auf die Ankunft Aldringers, wenn dieſer Vorrath wieder verſehen hätte, bis dahin möchte ſich der Kurfürſt vertheidigungsweiſe verhalten.

Da ſich nun Maximilian von dem kaiſerlichen Feldherrn ſo getäuſcht und verhöhnt ſah, nachdem Aldringer und Feria ſich im Winter hinter zurückgezogen hatten, daß die Landleute am Inn ſich zu Tauſenden zuſammenrotteten, und an den ſpaniſchen und kaiſerlichen Soldaten für die erlittenen Mißhandlungen furchtbare Rache nahmen, und ihren eigenen Beamten drohten, erhielt der baieriſche Geſandte in Wien den Auftrag, dem Kaiſer eine Klagſchrift über Wallenſteins Betragen zu übergeben, wenn gegen dieſen nicht ohnehin am Wiener Hofe bereits etwas im Werke ſei; denn Maximilian wollte ſich auch hierin den guten

Schein wahren. Der Gesandte berichtete schon am Ende des Jahres 1633: der Kaiser habe bereits durch den Herzog von Savoyen volle Kenntniß von Wallensteins Umtrieben und dessen Anträgen an Frankreich, sei entschlossen, ihn abzusetzen, wisse aber noch nicht, was er mit dem Herzoge selbst vornehmen solle, da ihn gefangen zu halten oder ganz frei zu lassen, gleich schwierig und gefährlich sei. Allein auch die thätigen Freunde des schwer Beschuldigten erfuhren bald die drohende Gefahr, und suchten den Kaiser zu mildern Verfahren und zur bloßen Beschränkung der ertheilten Vollmacht zu stimmen und dagegen den Maximilian zu verdächtigen, als wolle er sich mit Frankreich verbinden, während der König Ferdinand III., gleich Maximilian dem stolzen Friedländer heftig zürnend, äußerte: wenn der Kurfürst dies Werk nicht angreife, so habe es kein Anderer.

Von nun an bot dieser Alles auf, den Kaiser zum Sturze des verhaßten stolzen Gegners zur Rettung des löblichen kaiserlichen Hauses, der alleinseligmachenden katholischen Religion, des heiligen römischen Reiches und der getreuen katholischen Kurfürsten und Stände zu bewegen.

Mit Bangigkeit erforschte er alle Schritte des Herzogs, er hatte in dessen Nähe ganz verlässige Kundschafter, gerieth in Unruhe, als er hörte, derselbe wolle freiwillig abdanken und sich zurückziehen; vernahm mit Freude, daß der Kaiser auf seine Vorstellungen achte und bereits einen Entschluß gefaßt habe, der Sache vorzubeugen, man aber behutsam zu Werke gehen müsse, daß die wichtige Sache wirklich durch den Fürsten Eggenberg, den Grafen Trautmannsdorf und den Bischof von Wien, so wie durch den Beichtvater Lämmermann und den spanischen Botschafter Grafen Oñate insgeheim berathen werde. Wallenstein mochte Manches, aber nicht die ganze und nahe Gefahr erfahren haben; sein Unwille wuchs, als Questenberg als kaiserlicher Abgeordneter bei ihm in Pilsen erschien, und er seine Absetzung als gewiß fürchten mußte; sein Stolz war beleidigt, er berief seine vornehmsten Officiere, sprach von empfangener Beleidigung, Vernachlässigung des Heeres, Verachtung der Verdienste, und diese, die Auflösung ihrer Heerhaaren und den Verlust der gehofften Belohnungen fürchtend, ließen sich gewinnen, am 12. Jan. 1634 eine Schrift zu unterschreiben, worin sie versprachen, bei dem Herzoge auszuharren, und für ihn und des Herrn Beste Gut und Blut aufzusetzen, so lange er im Dienste des Kaisers wäre. Maximilian erhielt davon sogleich Nachricht, berichtete sie dem Kaiser wie eine förmliche Verschwörung, mit dem dringenden Rathe, nun sogleich

den bösen Anschlägen zu begegnen, da die größte Gefahr bei der Zögerung wäre, damit der Kaiser und alle seine Freunde errettet würden.

Darauf unterzeichnete der Kaiser am 24. Januar den Befehl, dem zufolge Wallenstein die Oberfeldherrstelle verlor, und Gallas erhielt den Auftrag, denselben mit seinen Anhängern zu verhaften und sich seiner auf jeden Fall todt oder lebendig zu bemächtigen. Dieser Plan, dessen Ausführung den Generalen Gallas, Altringer und Piccolomini übertragen wurde, blieb sehr geheim; der Kaiser war in großer Unruhe und ließ für das Gedeihen des Werkes in allen Kirchen Gebete anstellen. Die Absicht war, den Friedländer mit seinem Anhange in Pilsen einzuschließen, die ihm ergebenen Schaaren zu umringen und zu entwaffnen und seiner Vereinigung mit dem Herzoge von Weimar und dem Pfalzgrafen von Birkenfeld zuvorzukommen. Der Betrogte ahnete die nahe Gefahr nicht, hielt den Gallas und Piccolomini noch für seine Freunde, unterhandelte fortwährend mit Arnim und schickte den Herzog von Lauenburg an Bernhard von Weimar; aber dieser konnte kein Vertrauen zu dem zweideutigen Manne gewinnen und zauderte fortwährend. Der Schleier des Geheimnisses und der nahen Gefahr für Wallenstein fiel, als Gallas den kaiserlichen Befehl gegen ihn am 14. Februar bekannt machte und die Offiziere aufforderte, dem Kaiser in ihrer Pflicht getreu zu bleiben. So nahte die Entscheidung, welcher Maximilian mit Furcht entgegensah, da seine Kundschafter ihm den Plan desselben berichteten, auf dem weißen Berge bei Prag am 24. Februar seine Obersten zu versammeln; denn blieben ihm diese mit ihren Schaaren getreu, so drohte dem Kurfürsten die gewisse Rache und bei der endlichen Vereinigung Wallensteins mit Bernhard dem Lande Bayerns furchtbare Verwüstung.

Aber das Glück verließ den Friedländer, nach und nach fielen die Obersten von ihm ab, schon zog sich der verhängnißvolle Kreis immer enger um ihn, da entwich er noch glücklich aus der Umgarnung nach Eger an Böhmens Grenze, in der Meinung, der Befehlshaber dieses Ortes, der Oberste Gordon, den er kurz vorher zum Danke verpflichtet hatte, wäre ihm treu ergeben, und forderte den Herzog Bernhard in Regensburg nun dringender als je zur Vereinigung mit ihm auf. Dreizehn Eilboten flogen beständig zwischen beiden Städten, um Bernhards entscheidende Antwort zu bringen. Noch konnte dieser seinen Argwohn nicht überwinden, was auch Oxenstierna billigte; indessen wurden in der Nacht vom 25. auf den 26. Februar bei einem Gastmahle die treuen Obersten Wallensteins überfallen und ermordet, dann er selbst in seinem Schlafgemache durch den Obersten Butler, und so

erlag ſeine Rachſucht und Liſt der größeren Wachſamkeit Maximilians von Baiern.

Dieſer war mit dem Kaiſer froh, des Gegners auf ſolche Weiſe, ohne Unterſuchung und Urtheil los zu ſein, da gegen den Hochgeſtellten jedes Gericht unzulänglich ſchien. Die Mörder wurden aus dem Vermögen des Gemordeten reichlich beſchenkt; mehrere Andere als Mitſchuldige deſſelben eingebracht und hingerichtet.

Chronologiſcher Leitfaden

von 1634 — 1704 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.	
1634	Die Schweden bei Nördlingen geſchlagen von Ferdinand III.
1637—57	Ferdinand III., deutſcher Kaiſer. — Ludwig XIII. von Frankreich, Richelieu. — Banner und Wrangel. — Schlacht bei Wittſtock —
1639	Bernhard von Weimar ſtirbt.
1642	Schlachten bei Breitenfeld und bei Schweidnitz. Torſtenſon. — Hagelſp.
1645	Schlacht bei Jankau (Böhmen). — Turenne und Conde.
1648	Der weſtphäliſche Friede zu Münſter und Osnabrück, am 24 Oct. —
1648	Die Schweiz als Freiſtaat anerkannt. — Die Republik der Niederlande unabhängig.
1656	Unter dem großen Kurfürſt Friedrich Wilhelm wird Preußen unabhängig. — Schlacht bei Warſchau, Preußen — Polen.
1658—1705	Kaiſer Leopold I. — Ludwig XIV.
1663	Permanenter Reichstag zu Regensburg.
1672	Ludwigs XIV. glücklicher Krieg in Holland gegen die Verbündeten.
1675	Schlacht bei Fehrbellin, Preußen — Schweden.
1676	Krieg Schwedens mit dem deutſchen Reiche
1678	Friede zu Nimwegen.
1680	Elſaß zu Frankreich.
1683	Schlacht bei Wien gegen die Türken. Sobieski.
1687	Bündniß zu Augsburg gegen Frankreich.
1690	Schlacht bei Fleurus, Marſchall von Luxemburg — Waldeck.
1693	Schlacht bei Neerwinden. — Wilhelm III.
1697	Friede zu Ryswyk.
1698	Der Kurfürſt von Sachſen König von Polen.
1699	Friede zu Karlowitz.
1700	Nordiſcher Krieg gegen Karl XII. Spaniſcher Succeſſionskrieg.
1701	Kurfürſt Friedrich III. von Brandenburg erklärt ſich zum König von Preußen (Friedrich I.)
1703	Schlacht bei Höchſtädt.

Der Sieg bei Höchstädt am 13. August 1704 *).

Der Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern, der im Jahre 1679 den Thron bestieg, war ein Regent von ausgezeichneter Geisteskraft, und tapferm, in kühnen Bestrebungen sich ankündigendem Muthe. Die Achtung und der Dank, die sich die Großen der Welt durch weise und pflichtmäßige Verwaltung der Länder und durch stille Förderung des allgemeinen Wohls erwerben, hatten für ihn keinen Reiz; dagegen fühlte er sich unwiderstehlich angezogen und erregt durch den Ruhm, der den Namen des Helden und des Eroberers verherrlicht; die unruhige Kraft, die in ihm war, fand keine Rast in irgend einer bestimmten Grenze, und Land und Leute schienen ihm nur gegeben, um sich ihrer als Mittel zur Befriedigung seines Ehrgeizes und zur Ausführung seiner stolzen Anschläge bedienen zu können. Es gewährten ihm in der Jugend seines Lebens die Kriege, welche damals der Kaiser Leopold gegen die Türken führte, einen schönen Spielraum, um sich in großen Kämpfen zu versuchen, und es meldeten die Annalen jener Zeiten nicht nur, mit welcher Macht er zu wiederholten Malen gegen den Feind des christlichen Namens ausgezogen sei, sondern auch wie er durch verständige Anschläge und tapfere Thaten unter den Fürsten der Heere geglänzt habe. Aber diese Anstrengungen waren kein Segen für sein Volk. Sie verzehrten in Kurzem den reichen Schatz, der unter der löblichen Regierung seines Vaters Ferdinand Maria war gesammelt worden; 30,000 Baiern fanden in den Gefilden von Ungarn ihr Grab; die Waffen entzogen dem Ackerbau und den Gewerben viele fleißige Hände; schwere Abgaben drückten das Land.

Für einen Fürsten von diesem Sinne mußte wohl die Aussicht auf die herrlichste Erbschaft, die irgend einem Sterblichen anfallen konnte, einen doppelten Werth haben. Er war nämlich mit der Prinzessin Marie Antonie von Oesterreich vermählt, einer Nichte des Königs Karls II. von Spanien, mit dem sein Stamm sich zum Erlöschen neigte, und der Prinz Joseph war die Frucht dieser Ehe. Nichts schien mehr das Gelingen dieser großen Hoffnung hindern zu können. Der Erblasser welkte dahin; Jedermann schien die Rechte des Kurprin-

*) Aus J. G. Pahl's Herda. Bd. IV., S. 68 flg.

gen anzuerkennen; durch ein feierliches Testament setzte ihn der König (1698) zu seinem Thronfolger ein. Es werde, so hatte es das Ansehen, die Macht des Hauses Wittelsbach künftig von der Donau bis an die Säulen des Herkules, auf die Spitze des Aetna und in die Tiefen der südamerikanischen Gold- und Silberminen reichen. Aber unerwartet zerstörte die Vorsehung, was die Politik so mühsam und mit so großem Aufwande unerkennbar eingeleitet zu haben glaubte. In dem Augenblicke, in dem der Prinz Joseph im Begriffe war, dem Wunsche der Reichsstände gemäß, nach Spanien abzureisen, um dort nach den Sitten der Nation erzogen zu werden, die er einst beherrschen sollte, machte ein plötzlicher Tod seinem jugendlichen Leben ein Ende (1699). Es ward dem Kurfürsten schwer, diese Tücke des Schicksals zu ertragen. Um zu erlangen, was es ihm entrissen hatte, waren so große Aufopferungen von ihm gemacht worden. Er hatte sogar Jahre lang seine Residenz verlassen, um die Niederlande als spanischer Statthalter zu regieren, wo er durch unermeßlichen Aufwand der Nation kundthat, was sie einst von einem Regenten seines Stammes erwarten dürfte. Dieser Aufwand wurde von den Kräften des ohnehin schon geschöpften Baierns bestritten. Man erhöhte die Steuern und erfand eine Menge neuer Abgaben, unter denen damals schon die Stempeltaxe war. Dazu machte man Schulden so viel man konnte, und verkaufte sogar die kurfürstlichen Unterthanen und Güter an die Stände. Es kam das Sprüchwort in Lauf: „Der Kurfürst habe Baiern in die Niederlande eingebrockt.“

Der König Ludwig XIV. von Frankreich, in seinem unaufhörlichen Streben durch stete Erweiterung seiner Macht alle übrigen Staaten von Europa zu unterjochen, hatte seine Augen auf die spanische Monarchie geworfen, und indem er zu seinen Zwecken jedes Mittel sich erlaubte, den schwachen König Karl dahin vermocht, daß derselbe den Herzog Philipp von Anjou, Ludwigs zweiten Enkel, zum Erben aller seiner Lande einsetzte, welcher Verfügung aber der Kaiser Leopold, in Beziehung auf ein älteres Erbrecht, widersprach. Als nun Karl gestorben war (1. Nov. 1700), stritten sich Frankreich und Oesterreich über seine Hinterlassenschaft, und es begann der Morgen des achtzehnten Jahrhunderts mit einem blutigen und langwierigen Kriege, dessen Schrecken, zu Wasser und zu Lande sich verbreitend, die meisten Nationen von Europa ergriffen haben. Auf der einen Seite stand Frankreich, dem die spanische Nation, um dem Unglücke einer Zertrümmerung der Monarchie zu entgehen, sich ergeben hatte;

auf der andern Oeſterreich, mit dem Großbritannien, die vereinigten Niederlande, das deutſche Reich, Portugal und Savoyen ſich verbanden, um der Gefahr einer neuen Weltherrſchaft vorzubeugen, mit welcher die Vereinigung der franzöſiſchen und ſpaniſchen Macht die Völker bedrohte.

In Paris war man indeß ſehr thätig, um den Kurfürſten von Baiern in das franzöſiſche Intereſſe zu ziehen. Man begriff, wie wichtig ein Bundesgenoſſe von dieſem kriegeriſchen Charakter, und der im Beſitze ſo anſehnlicher Hülfsmittel, werden konnte, zumal ſeine Stellung gegen den Feind, in der Mitte von Deutſchland, beſondere Vortheile darbot. Zugleich ſtand zu erwarten, daß ſein Bruder Joſeph Clemens ſeine Partie nehmen werde, welcher, da er nicht nur den Kurhut von Köln, ſondern auch die Inſeln von Lüttich und Hildesheim trug, der gemeinen Sache eine bedeutende Verſtärkung gewähren konnte. Der Sieg der franzöſiſchen Politik war auch in dieſem Falle nicht mehr ſchwer. Erſt hatte man das väterliche Herz des Kurfürſten mit unverſöhnlicher Entrüſtung gegen den Kaiſer erfüllt, indem man den Verdacht in ihm erregte, daß der Tod ſeines Prinzen eine Veranſtaltung des öſterreichiſchen Hofes ſei; und dann bot man ſeinem Ehrgeize Hoffnungen dar, deren Erfüllung ihn für den Verluſt der ſpaniſchen Monarchie zum Theil entſchädigen konnte. Ein Vertrag, den ſein Geſandter, der Marquis von Bedmar, wenige Tage nach dem Tode des Königs Karl, in Paris abſchloß, ertheilte ihm die Verſicherung, daß die Krone Frankreich und Spanien nicht nur alle Koſten des Krieges tragen, und ihm lebenslänglich anſehnliche Subſidien an Geld reichen, ſondern auch, daß die Statthalterſchaft in den Niederlanden ihm und ſeiner Nachkommenſchaft auf ewige Zeiten verbürgt, und er auf den deutſchen Kaiſerthron erhoben werden ſollte, in dem Falle, daß das Glück der Waffen eine Erledigung deſſelben herbeiführen würde. Dieſe Verheißungen waren hinreichend, um den Kurfürſten in Frankreichs Intereſſe zu verflechten. Die Kaiſerkrone war eine unwiderſtehliche Lockung für ſeine exaltirte Phantaſie, und die Anlage großer Geldhülfen mußte ihm in ſeiner Noth über die Maßen willkommen ſein, denn das ſoldbare Leben in den Niederlanden hatte die Zerrüttung ſeiner Finanzen auf einen ſo hohen Grad gebracht, daß er genöthigt war, ſeine Kleinode und ſelbſt ſeinen Kurhut an die Holländer zu verſetzen. Sobald er den Vertrag, den der Herr von Bedmar geſchloſſen, erhalten hatte, reiſte er in der Verkleidung eines Jägers nach Verſailles, um ſeine Zuſtimmung zu der getroffenen Uebereinkunft perſönlich auszudrücken. Nach ſeiner

Zurückkunft nach Brüssel ließ er dem Herzog von Anjou als Herzog von Brabant huldigen. Zugleich gab er Befehl, dem heranziehenden französischen Heere alle Städte und Festungen zu öffnen. Er selbst verließ die Niederlande (22. März 1701), und ging nach München zurück, um hier die erforderlichen Vorbereitungen zur Ausführung seiner Pläne zu treffen. Das baierische Volk empfing ihn, nachdem es ihn so lange entbehrt hatte, mit unaussprechlicher Freude. Es beredete sich in seinem frommen Sinne, es bedürfe zur Wiederkunft besserer Zeiten nichts als der Anwesenheit eines Regenten, den es wegen seiner angenehmen Manieren und wegen seiner freundlichen Herablassung noch immer liebte.

Aber Max Emanuel war nicht gekommen, um den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Es wurde durch Vermehrung der alten und durch Errichtung neuer Regimenter der Stand des regelmäßigen Militärs auf 20,000 Mann gebracht; man verstärkte die Festungen, schaffte Kriegsgeräthe und Lebensmittel herbei, und vereinte Alles vergebens, was man täglich todtschlagen konnte. Zwar wollte der Kurfürst, daß der eigentliche Zweck seiner Rüstungen zur Zeit noch dem Kaiser und seinen Verbündeten verborgen bleiben sollte; aber er verrieth sich in den Unterhandlungen, die mit ihm angeknüpft wurden, zu deutlich, als daß man über seine Absichten hätte in Zweifel sein können. Er gestattete dem Kaiser den Durchzug österreichischer Truppen durch seine Lande nur unter lästigen Bedingungen. Er weigerte sich, der Association der vordern Reichskreise, so wie dem großen Bunde gegen Frankreich beizutreten, und als der Kaiser (17. Juni 1702) den Ständen das Ansinnen machte, daß der allgeine Reichskrieg förmlich erklärt werden möchte, protestirte er auf das Eifrigste dagegen, mit der Versicherung, „daß bisher nicht zu vernehmen gewesen, wie die Kronen Spanien und Frankreich dem Reiche oder dessen Ständen das geringste Leid zuzufügen, oder etwas zu entziehen begehrt haben.“ Der Kurfürst von Köln hatte schon eben die Hälfte fallen lassen, indem er in die Stadt Lüttich, sowie in die Feste und andern Plätze des Erzstifts unter wichtigem Vorwande französische Truppen aufnahm, und die von Seiten des Kaisers an ihn ergangenen Abmahnungen und Drohungen auf eine Weise erwiderte, welche die Absicht einer gänzlichen Aufhebung aller friedlichen Verhältnisse zu erkennen gab.

Während der Krieg bereits mit großer Thätigkeit am Ober- und Niederrhein geführt wurde, und Aller Augen auf Landau gerichtet waren, welches der junge römische König Joseph mit Thätigkeit

und Ehrlich belagerte, zog der Kurfürst seine gesammte Heeresmacht an dem Ufer des Lech, zwischen Ingolstadt und Augsburg, zusammen. Seine Versicherung, daß er diese kriegerische Stellung blos in der Absicht nehme, um seinen Ländern ihren Ruheſtand zu sichern, war nicht hinreichend, die Besorgniſſe niederzuschlagen, die aller Herzen erfüllten. Er stimmte auch nicht, das Geheimniß seines Anschlags zu offenbaren. Er hatte beschlossen, durch Ueberraschung sich der Stadt Ulm zu bemächtigen, die durch ihre Lage Schwaben und Baiern beherrscht, und zur Vereinigung mit der französischen Hülfe, der man entgegensah, gute Vortheile darbot. Das Unternehmen wurde (8. September 1702) von dem Obristlieutenant Pechmann mit Verstand und Kühnheit ausgeführt. In einigen Stunden waren die Baiern Meister der Stadt. Die Eroberung kostete beinahe kein Blut. Das gesammte Heer, welches sich versammelt hatte, rückte die Donau herauf. Angst und Schrecken erfüllte die Bauern von Franken und Schwaben. Der Kurfürst sandte Eilboten an die ausschreibenden Stände der beiden letztern Kreise, und erklärte ihnen, daß er sich der Stadt Ulm bemächtigt habe, um die Neutralität seiner Lande zu sichern, daß das höchste Interesse der Kirche es fordere, auf dermaligen Grundlage zu bestehen, daß die spanischen Länder für Deutschland gleichgültig seien, und daß er in seinem Falle solche Maßregeln ergreifen werde, die der Wohlfahrt seines Staates und seiner Unterthanen zusagen. Niemand ließ sich durch Vorspiegelungen dieser Art über seine Absichten täuschen. Die drei Reichsfollegien faßten die Entschließung, daß der Kaiser ersucht werden sollte, die ausgeübte Gewaltthat durch alle reichsverfassungsmäßige Mittel zu hintertreiben, und Baiern anzuhalten, „eine so vornehme Reichsstadt" nicht nur in den vorigen Stand herzustellen, sondern auch in Zukunft sich ähnlicher Gewaltthätigkeiten zu enthalten. Der Kaiser erließ auch (18. September) ein eigenhändiges Schreiben an den Kurfürsten, worin er erklärte, wie unerwartet ihm der Angriff auf die Stadt Ulm von einem Fürsten und so nahen Verwandten" gekommen sei, und zugleich ihn „freund-, vetter- und gnädigst, auch väterlich" ermahnte, Ulm wieder in den vorigen Stand zu stellen, und mit den, den schwäbischen und fränkischen Ständen angedrohten Thätigkeiten inne zu halten, indem widrigenfalls gegen „solche unverantwortliche Gewalt" alle verfassungsmäßigen Mittel mit Nachdruck vorgekehrt werden würden. Der Kurfürst aber blieb unerschütterlich auf seinem Sinne. Er zog mit einem Theile seines Heeres vor Memmingen, welche Stadt sich ihm (1. Oktober) nach einer kurzen Beschießung ergab, machte einen Anschlag

auf Augsburg, der jedoch mißlang, und schrieb starke Kontributionen in die schwäbischen Kreislande aus. Solcher Trotz verdiente keine Schonung weiter. Ein Reichsschluß vom 12. October erklärte Maximilian Emanuel für einen Feind des Vaterlandes. Der Kaiser erließ die Abrufungsbriefe an seine sämmtlichen Dienstleute, Soldaten und Unterthanen. Der bairische Resident zu Wien, v. Mermann, erhielt Befehl, die österreichischen Lande plötzlich zu verlassen. Unterdessen ging der General Villars bei Hüningen über den Rhein, um mit dem ansehnlichen Heere, das er anführte, die bairische Macht zu verstärken. Das Treffen bei Friedlingen (13. October) vereitelte aber diesen Plan. Der Kurfürst legte seine Truppen in die Winterquartiere, und benutzte die Ruhe, um sich zu verstärken, und seine Feinde durch täuschende Unterhandlungen hinzuhalten. Aber unversehens erschien er wieder als Eroberer, erst indem er das Schloß Ortenburg und das Städtchen Weiden in der obern Pfalz belagerte, und dann, indem er die wichtige Stadt Neuburg an der Donau (1. Februar) zwang sich ihm zu unterwerfen.

Mit dem Anfange des Monats März eröffneten endlich die Oesterreicher die Feindseligkeiten gegen Baiern. Sie rückten in zwei Heerhaufen in das Land ein. Der Erstere, befehligt von dem Generale Styrum, nahm seinen Weg durch die obere Pfalz, und drang nach einem glücklichen Gefechte bis an die Altmühl und die Donau vor. Der andere aber, den der General Schlik kommandirte, bewegte sich gegen den Inn und bemannte das Städtchen Scharding. Es erfolgte hier ein hitziges Treffen, in dem der Kurfürst durch die Klugheit seiner Anstalten und die Tapferkeit seiner Truppen den rühmlichsten Sieg davon trug, so daß er nun mit dem Kern seiner Macht auf den General Styrum fallen konnte. Dieser schickte ihm den Markgrafen von Anspach entgegen, welcher gleichfalls geschlagen wurde, ohne daß jedoch das kaiserliche Hauptcorps in seinem festen Lager zwischen Neumark und Amberg angegriffen werden konnte. Hierauf wandte sich der Kurfürst wieder gegen die Donau, wo Schlik neue Kräfte gesammelt hatte, und besetzte hier, um das weitere Vordringen des Feindes zu hindern, erst die Donaubrücke bei Regensburg (8. April) und dann die Stadt selbst.

Um diese Zeit gewannen seine Angelegenheiten mit jedem Tage ein glänzenderes Ansehen. Der Marschall von Villars, nachdem er nach einer kurzen Belagerung die vernachlässigte Reichsfestung Kehl erobert hatte, ging in der Mitte des April mit einem zahlreichen Heere auf drei

Punkten über den Rhein, drang durch den Schwarzwald vor, vollzog bei Tuttlingen seine Vereinigung mit dem Kurfürsten (12. Mai), nahm eine Stellung an der Donau zwischen Dillingen und Lauingen und zog schwere Contributionen aus dem Lande. Da das baierische Heer zugleich größtentheils in der Gegend von Augsburg lag, so waren die Stände des schwäbischen Kreises in der Unmöglichkeit, sich mit der kaiserlichen Armee in Verbindung zu setzen. Die vereinte französische und bairische Macht dagegen konnte irgend eine große offensive Unternehmung wagen, ohne daß sie die Vortheile verlor, die sie bereits errungen hatte.

Man beschloß einen Angriff auf Tyrol. Wenn derselbe gelang, war man nicht nur Meister von dem Vorwerke der österreichischen Monarchie, sondern man setzte sich auch in Verbindung mit dem General Vendome, der an der Spitze von 12,000 Mann längs der Etsch heraufzog, und schnitt die kaiserliche Armee in Italien von allen ihren Hülfsquellen ab. Die Ausführung des Anschlags unternahm der Kurfürst an der Spitze eines Heeres von 16,000 Mann. Unvermuthet erschien er vor den Schluchten, die in das Innere von Tyrol führen. Nirgends waren Sicherheitsanstalten getroffen. Alles begünstigte die Unternehmung. Ein Zufall schloß (29. Juni) die stolze Bergfeste Kufstein den Ankömmlingen auf. Darüber gerieth das ganze Land in Schrecken. Es öffneten Wergel und Rattenberg die wohlverwahrten Thore. Auch die Hauptstadt übergab dem Sieger ihre Schlüssel, und er nahm in ihr die Huldigung an. Die Scharnitz und die Ehrenberger Klause fielen beinahe ohne Widerstand. Der Kurfürst tritt seinen Zug über den Brenner an, um Vendome die Hand zu reichen, der schon bis Trient vorgedrungen war. Aber nun erwacht der Volksgeist der Tyroler, erregt durch die Härte, womit die Feinde das Recht des Eroberers mißbrauchen. Allenthalben greifen Bauern und Jäger zu den Waffen; Verstärkungen von österreichischem Militär heben den Muth der treuen, tapfern Nation. Von allen Seiten angegriffen und bedrängt, sehen die Baiern zu einem schleunigen Rückzuge sich genöthigt. In wenigen Tagen geht das ganze Land wieder verloren, bis auf Kufstein. Beinahe die Hälfte des Heeres ist aufgerieben. Selbst der Kurfürst rettet nur dadurch sein Leben, daß der Graf von Arco mit seltenem Edelmuthe sich für ihn aufopfert. Die Tyroler verfolgen die Fliehenden tief in ihre Heimath und vergelten lebenstätig, was sie ihnen Böses erwiesen hatten. So war diese Unternehmung gänzlich mißlungen!

Dem ungeachtet behauptete die vereinigte französische und baierische Macht noch immer die Ueberlegenheit im südlichen Deutschland. Nicht nur schlug sie die wiederholten auf sie gemachten Angriffe siegreich zurück, sondern bemächtigte sich auch der Städte Augsburg und Passau. Zur nämlichen Zeit ward von den Franzosen Breisach erobert, der Sieg vor den Linien von Neustadt erfochten, Landau wieder genommen, und das zur Hülfe herbeieilende Heer der Verbündeten bei Speyerbach geschlagen. Der Schauplatz des Krieges schien nun in die Mitte von Deutschland verlegt zu werden. Die französische Eitelkeit sprach in hohem Tone von den Vortheilen, die ihr gelungen waren. Der Kurfürst sah seine stolzen Hoffnungen in ihrer schönsten Blüthe.

Diese sollten in dem folgenden Feldzuge (1704) aufgehen. Es hatte der Marschall von Tallard ein Corps von 24,000 Mann versammelt, um es dem vereinigten Heere in Deutschland zuzuführen. Der Kurfürst brach von Ulm auf, und bewegte sich gegen den Schwarzwald, um die heranziehende Verstärkung aufzunehmen. Die kaiserliche und Reichsarmee versammelte sich bei Nördlingen und folgte ihm auf seiner rechten Flanke nach. Der General von Thüngen stellte sich vor dem Schwarzwalde auf. Man schlug sich täglich mit dem Feinde, und setzte ihn, indem man ihm seine Unterhaltungsmittel entzog, in große Verlegenheit. Dem ungeachtet gelang es dem Marschall, nachdem er bei Freiburg im Breisgau vorüber gegangen war, die Pässe des Schwarzwaldes, „der hohle Graben" und „die kalte Herberge" genannt, zu durchbrechen, und sich (17. Mai) bei Villingen an den Kurfürsten anzuschließen. Die vereinigte Armee wandte sich nun in starken Märschen über Donaueschingen und Pfullendorf gegen Ulm, und nahm, nachdem sie auf diesem Zuge nicht geringen Verlust erlitten hatte, eine Stelle an der Iller. Das kaiserliche Heer, unter dem Markgrafen Ludwig von Baden, folgte dem Feinde längs der Donau nach, und lagerte sich um Elchingen, unweit Ulm.

Zur nämlichen Zeit kam aber auch für die Sache Deutschlands eine große Hülfe herbei. Es hatte sich nämlich ein 30,000 Mann starkes Heer englischer und holländischer Truppen am Niederrhein zusammengezogen. An der Spitze desselben stand der Herzog von Marlborough, einer der größten Feldherrn aller Zeiten, von dem die Geschichte bezeugt, daß er nie eine Schlacht geliefert, ohne sie gewonnen, und nie eine Stadt belagert, ohne sie erobert zu haben.

Um dem Feinde seine Absicht zu verbergen, ließ er eine Menge Proviant, Munition und Kriegsgeräth nach Köln und Koblenz bringen, und nahm selbst seinen Weg nach der letztern Stadt, so daß es das Ansehen hatte, als wollte er eine Unternehmung an den Ufern der Mosel ausführen. Aber unversehens wandte er sich links, ging bei Ladenburg über den Neckar, und rückte in drei Heersäulen in das Herzogthum Würtemberg ein. Am 9. Juni sah man zu Groß-Heppach, einem Dorfe im Remsthale unweit Waiblingen, die Helden Marlborough, Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen, wie sie in dem dortigen Gasthofe zum Lamm zusammentraten, und den Plan zu den weitern Operationen verabredeten. Von hier nahm das Heer seine Richtung über Göppingen in die Gegenden von Ulm, und vereinigte sich zum Theil mit der kaiserlichen Armee bei Elchingen (22. Juni), worauf dann die verbündete Macht in die Herrschaft Heidenheim einrückte, und ihr Hauptquartier zu Herbrechtingen aufschlug. Der Prinz Eugen hatte sich von Heppach wieder an den Oberrhein in die Linie von Bühl zurückbegeben, um den Rücken des an der Donau operirenden Heeres gegen die dort stehende feindliche Macht zu sichern.

Die Befehlshaber der alliirten Armee, entschlossen, den Schauplatz des Krieges so schnell als möglich in das Innere von Baiern zu spielen, durften nicht säumen, den Feind anzugreifen, und den Uebergang über die Donau zu erzwingen. Er hatte seine Stellung längs dieses Flusses stark befestigt; nur der Schellenberg bei Donauwörth schien eine verwundbare Seite darzubieten, weil die dortigen Werke noch nicht vollendet und mit keiner hinlänglichen Besatzung versehen waren. Man beschloß, auf diesem Punkte die feindlichen Linien zu durchbrechen. Am zweiten des Heumonats Nachmittags um 4 Uhr erschien Marlborough vor demselben. Abends um 6 Uhr begann, unter dem Widerspruche der meisten übrigen Befehlshaber, der Angriff, und zwei Stunden später war die Schanze erstiegen, der Feind geschlagen und der vollkommenste Sieg erfochten. Die Annalen der Kriege nennen wenige Gefechte, in denen mit solcher Erbitterung gefochten worden, wo in so kurzer Zeit so viel Blut geflossen, und wo von beiden Seiten so viele Offiziere vom ersten Range gefallen wären. Mit Frohlocken vernahm Deutschland die Kunde von dieser Niederlage des gehaßten Feindes; es verkündigten die Dichter der Nation den Ruhm der Sieger; und da der Sieg am Tage der Heimsuchung Mariens erfochten war, so bemerkten die Frommen, Baiern habe nun seine

Hoffnungen mehr, da es von seiner Landespatronin so sichtbar verlassen worden sei. Eiligst hob der Kurfürst sein verschanztes Lager zwischen Lauingen und Dillingen auf, und zog sich gegen Augsburg. Die Verbündeten aber bemächtigten sich der Städte Donauwörth, Dillingen, Rain und Neuburg, nahmen eine Stellung bei Friedberg am Lech, und schickten von hier Partien nach Baiern aus, welche bis vor die Thore von München streiften, und das Land dergestalt verheerten, daß in wenigen Tagen gegen 300 Ortschaften in Asche gelegt worden sein sollen.

Diese Grausamkeit war nicht zwecklos; sie sollte zur Beförderung der Friedensunterhandlungen dienen, welche man mit dem Kurfürsten angeknüpft hatte. Das Heer, welches ihm gegenüberstand, und dessen Stärke gegen 80,000 Mann betrug, war seiner Macht bei Weitem überlegen, und hatte seine Operation mit einem glänzenden Siege begonnen. Von seinen Staaten abgeschnitten, entbehrte er die Hülfsmittel, die sie ihm darboten. Seine Armee litt Mangel an allen Bedürfnissen. Baiern wurde in eine Wüste verwandelt. Die Hülfe, die ihm verheißen worden, war noch so fern. — Diese Umstände konnten seinen starren Sinn brechen. Es wurden Konferenzen eröffnet, in denen der Minister, Graf von Bratislau, im Namen des Kaisers das Wort führte. Zwar fehlte es nicht an Punkten, welche das Geschäft erschweren konnten; besonders war die geforderte gänzliche Wiederherstellung des Kurfürsten von Köln ein Gegenstand, worüber die Ansichten sehr von einander abwichen. Auch waren die Franzosen unermüdet, um sich ihren Bundesgenossen, und damit zugleich ihre in Schwaben stehende Armee zu erhalten. Dem ungeachtet führten die Unterhandlungen so weit, daß bereits die Acte des Vertrags gefaßt werden konnte. Schon hatte der Kurfürst die Feder in der Hand, um zu unterzeichnen; aber in diesem Augenblicke trat ein Gilbote herein, und brachte ihm die Nachricht, daß der Marschall von Tallard bis auf den 21. des Monats mit einem neuen Heere zu ihm stoßen werde. Da hoben sich mit einem Male seine Hoffnungen wieder; ohnehin hatte sein kühner Sinn sich gesträubt, durch Unterwerfung zu endigen, was er mit dem Schwerte begonnen hatte. Er warf die Feder hinweg und sprach: „So will ich denn mein Heil noch einmal versuchen." Damit schritt er in sein Verderben.

Tallard war, nachdem er dem Kurfürsten den ersten Succurs zugeführt hatte, wieder an den Oberrhein zurückgegangen, und hatte daselbst das Kommando übernommen. Der Prinz Eugen, der ihm

gegenüberſtand, beobachtete ſeine Bewegungen, die bald einen Angriff auf die Linien von Stollhofen, bald auf die Feſtung Philippsburg anzudeuten ſchienen. Aber die Niederlage am Schellenberg, und die dringenden Aufforderungen des Kurfürſten, daß er ihm zu Hülfe kommen möchte, gaben ſeinen Bewegungen ihre Richtung gegen die Donau. So erhob er ſich mit einem 35,000 Mann ſtarken Heere und rückte in den Schwarzwald ein, während der Marſchall von Villeroi ihm mit 20,000 Mann nachfolgte, der General Coigny aber mit 8000 Mann das Elſaß deckte. Erſt belagerte er Villingen, und ängſtigte es drei Tage mit dem Feuer ſeines Geſchützes. Als ihm aber der Kurfürſt entbot, daß er genöthigt ſei, ſich mit den Verbündeten zu vereinigen, wenn die Hülfe nicht ſchleunigſt herbeikomme, ſo hob er die Belagerung auf und zog — während der Prinz Eugen, das Herzogthum Würtemberg deckend, ihn immer auf ſeiner linken Flanke begleitete — über Donaueſchingen und Ulm nach Augsburg, wo er ſich am 4. Auguſt mit dem baieriſch-franzöſiſchen Heere vereinigte. Mit hoher Freude wurden von dem letztern die Ankommenden aufgenommen, denn durch ſie war man nun dem Feinde an Zahl überlegen, und es fehlte nicht mehr an Mitteln, um den Entbehrungen und dem Mangel zu ſteuern, die bisher ſo viel Mißmuth erregt hatten. Auch war von dieſen Truppen nichts Gemeines zu erwarten, da ſie, indem ſie größtentheils zu dem Hauſe des Königs gehörten, den Kern der franzöſiſchen Kriegsmacht ausmachten. So ſchilderte ſie der Marſchall ſelbſt. Als er nach ſeiner Ankunft, umgeben von mehr als 800 Offizieren, zu Augsburg dem Kurfürſten vorgeſtellt wurde, ſprach er zu ihm: „Seyen ſie hier, gnädigſter Herr, dieſe unüberwindliche Armee, welche Landau genommen, die Feinde bei Speyerbach geſchlagen, und die Linien trotz alles Widerſtandes gebrochen hat, die Sie in den Stand ſetzen wird, Ihren Zweck zu erreichen, und die durch ihre Tapferkeit alle Schwierigkeiten überwinden wird.“ Zugleich übernahm Tallard das Kommando über die ſämmtlichen franzöſiſchen Truppen, das Villars, mit dem ſich der Kurfürſt nicht vertragen konnte, früher ſchon abgegeben hatte.

Sobald die Vereinigung geſchehen war, brach das Heer (6. Aug.) im Gefühle ſeiner verſtärkten Kraft aus dem Lager bei Augsburg auf, und bewegte ſich gegen die Donau, in der Abſicht, den Prinzen Eugen, der mit ſeinem Korps in der Herrſchaft Heidenheim ſtand, zu überfallen und vereinzelt aufzureiben. Dieſes Vorhaben entging dem Herzoge von Marlborough nicht. Nachdem er zuvor ſchon die

Stellung bei Friedberg verlassen hatte, zog er auf dem rechten Ufer des Lechs herunter, sandte den Markgrafen Ludwig von Baden ab, um Ingolstadt zu belagern, und ging am 11. August bei Donauwörth über die Donau, wo denn in der folgenden Nacht der Prinz Eugen sich an ihn anschloß. An demselben Tage war die feindliche Macht bei Lauingen über die Donau gezogen. Beide Heere standen einander gegenüber. Allenthalben bemerkte man die Vorzeichen einer großen Schlacht.

Die Franzosen und Baiern hatten indessen ihren wichtigsten Vortheil schon verloren, indem es ihnen mißlungen war, den Prinzen Eugen vor seiner Vereinigung mit Marlborough anzufallen. Auch forderte sie kein Interesse auf, jetzt, wo die ganze feindliche Macht vereinigt war, sich gegen dieselbe zu versuchen, und damit das Schicksal von Teutschland von den Resultaten eines Tages abhängig zu machen. Die Verbündeten dagegen durften nicht säumen, den Feind anzugreifen, weil zu besorgen war, daß der Marschall Villeroi sich vom Oberrhein her mit Tallard vereinigte, in welchem Falle ein solches Mißverhältniß der gegenseitigen Kräfte entstand, daß für Jene alle Hoffnung, in offener Schlacht zu siegen, unterging. Waren sie aber auf solche Weise auf die bloße Vertheidigung zurückgebracht, so hing es von dem Feinde ab, sich zum Meister von ganz Schwaben zu machen, und alle Hülfsmittel, die dieses reiche Land darbietet, für sich zu benutzen. Zugleich marschirte er dem Feldmarschall Grafen von Nassau-Weilburg, der mit einem schwachen kaiserlichen Korps am Oberrhein stand, in den Rücken, und schnitt die Verbindungen von Philippsburg und Mainz mit der Armee an der Donau ab. Die Betrachtung dieser Umstände konnte die Befehlshaber der alliirten Macht um so mehr zum ungesäumten Angriff bestimmen, da der frohe Muth zum Streiten das ganze Heer erfüllte, und Offiziere und Gemeine mit Ungeduld den Augenblick erwarteten, in dem sie dem verhaßten Feinde unter das Gesicht treten sollten.

Indessen bot die Stellung des Letztern einem Angriffe nicht geringe Schwierigkeiten dar. Der rechte Flügel lehnte sich nämlich bei Blindheim an die Donau. Von diesem Dorfe, das sehr stark besetzt und mit Pallisaden umzäunt war, und in dem der Marschall Tallard sein Hauptquartier hatte, zog sich das Lager gegen Norden, wo es in emporsteigendem Gelände an einen Wald anschloß. Hier stand der linke Flügel, und an seiner Spitze, in dem Dorfe Sondern, der Kurfürst. Vor der Fronte zog sich ein Bach hin, der wegen seiner

sumpfigen Ufer nicht leicht zu überschreiten war; übrigens bildete das Terrain, auf dem sich das Lager befand, eine ansehnliche Erhöhung, so daß der Feind, der es angreifen wollte, aus der Tiefe operiren mußte. Die französisch-baierische Armee bestand aus 82 Bataillons und 146 Escadrons, mit 90 Kanonen. Die Macht der Verbündeten aber, die beträchtlich schwächer war, betrug 66 Bataillons und 178 Escadrons, mit 50 Kanonen.

Am 12. August nahmen die beiden Oberbefehlshaber des verbündeten Heeres, das sich zwischen Münster und Appetzhofen gelagert hatte, an der Spitze von 28 Escadrons eine Recognoscirung der feindlichen Stellung vor; zugleich wurden an mehreren Orten Brücken über den kleinen Fluß Kessel geschlagen und die Wege ausgebessert, weil man die Absicht hatte, an diesem Tage mit der Armee näher gegen den Feind anzurücken. Dieses Vorhaben konnte aber nicht ausgeführt werden, indem auch der Letztere in Bewegung war, um den Anrückenden zu widerstehen. Man beschränkte sich deshalb darauf, die Arbeiten vor der Fronte der Stellung fortzusetzen, und dem Heere den Weg zum allgemeinen Angriffe zu bahnen, der an dem folgenden Tage ausgeführt werden sollte. Das Gepäck der Armee wurde nach Nierlingen bei Donauwörth zurückgeschickt.

Eine Stunde nach Mitternacht ertönte der Schall der Trommeln durch das ganze Lager der Verbündeten. Um 3 Uhr setzte sich das Heer in Bewegung. Dasselbe war in 8 Kolonnen eingetheilt; jeder Flügel bestand aus zwei Infanterie- und eben so viel Kavalleriekolonnen. Den linken Flügel bildeten, unter dem Herzoge von Marlborough, die Engländer, Holländer und Hessen, in 48 Bataillons und 86 Escadrons; den rechten, unter dem Prinz Eugen, die österreichischen, preußischen, dänischen und Reichstruppen, in 18 Bataillons und 92 Escadrons. Nachdem die Armee über den Kessel gegangen und Dapfheim erreicht hatte, formirte der General Wilkes, der in diesem Dorfe gestanden hatte, mit den von ihm befehligten 2 Bataillons Hessen und 15 Escadrons die neunte Kolonne; die vorangeschickten Kanongarden aber rückten wieder in ihre Regimenter ein. Alles bewegte sich in der Richtung gegen Schwenningen. Zwischen diesem Dorfe und dem Walde wurde Halt gemacht. Auf einer Anhöhe versammelten die beiden Oberbefehlshaber die Generale um sich, und ertheilten ihnen die Dispositionen zum Angriffe. Es war Morgens 6 Uhr. In dem feindlichen Lager gerieth Alles in Bewegung. Es fielen zwei Kanonenschüsse, um die Fourageurs einzurufen. Die ganze

Armee ſtellte ſich unter das Gewehr. Die Anrückenden waren mittlerweile bis in die Ebene gekommen, die ſich längs dem Bach hinzog, der die feindliche Stellung deckte.

Während der General **Wilkes** auf dem äußern Saum des linken Flügels vorrückte, um zwei Mühlen bei **Blindheim**, die der Feind ſtark beſetzt hatte, anzugreifen, nahmen die Spitzen der Colonnen ihren Weg gegen den Bach. Der Uebergang über denſelben bot große Schwierigkeiten dar. Das Waſſer war überall ausgetreten; an mehren Stellen des Ufers zogen ſich große Moräſte hin. Man war genöthigt, im Angeſichte des Feindes fünf Brücken zu ſchlagen, und durch Faſchinen einige ſumpfige Punkte trocken zu legen. Dies Geſchäft ſuchte der Feind zu hindern, indem er eine lebhafte Kanonade begann, die jedoch wenig Schaden verurſachte, und von den Verbündeten mit gutem Erfolge erwiedert wurde. Es dauerte bis 1 Uhr Nachmittags, bis alle Anordnungen vollendet und ſämmtliche Beſtandtheile des Heeres in Schlachtordnung angereiht waren, und nun gaben die Befehlshaber das Zeichen zum allgemeinen Angriffe.

Der General **Wilkes** fiel mit 6 engliſchen Bataillonen und 4 Bataillons Heſſen zuerſt auf den Feind, griff die beiden Mühlen bei **Blindheim** muthig an und nahm ſie in Beſitz. Sogleich wird ſtürmend auf das Dorf ſelbſt vorgerückt. Man kommt bis an die Palliſaden und ſchlägt ſich mit den Säbeln. Aber das Feuer der Franzoſen treibt die Angreifenden zurück; ihre Reiterei, die mit Ungeſtüm die Weichenden verfolgt, bringt Angſt und Verderben in ihre Reihen. Doch die Heſſen wenden wieder um, ſtellen ſich in Schlachtordnung und empfangen ihre Verfolger mit einem heftigen Feuer. Der Feind ergreift die Flucht. Fünf engliſche Escadrons verfolgen ihn und ſetzen über den Bach. Friſche franzöſiſche Brigaden eilen herbei und drängen die Engländer über den Bach zurück. Da ſtehen abermals die Heſſen unerſchütterlich wie die Felſen; an ihnen bricht das Ungeſtüm des Feindes. Er weicht in Unordnung. Zwei engliſche Brigaden vereinigen ſich mit den Heſſen und greifen **Blindheim** auf der linken Seite an. Viermal wird geſtürmt, aber die höchſte Tapferkeit vermag nichts gegen die Vortheile der feindlichen Stellung. Dies wiederholte Vorrücken und Zurückweichen hatte beiden Theilen eine Menge braver Krieger gekoſtet; das Schlachtfeld war mit Todten und Verwundeten bedeckt.

Nun gab **Marlborough** Befehl, daß die Reiterei anrücken ſollte. Sie bricht durch die Reihen des Fußvolkes hervor. Sobald die franzöſiſche Cavallerie ſie erblickt, ſtürzt ſie von ihren Anhöhen herab und

macht einen ungeſtümen Angriff auf ſie. Zugleich wirft das Feuer des franzöſiſchen Fußvolkes zerſtörend auf ihre Flanke. Sie kommt in Unordnung, und ihre erſte Linie zieht ſich wieder über den Bach zurück. Zweifelhaft ſchwankt in dieſem Augenblicke das Schickſal des Tages. Aber wie ein rettender Gott eilt der lüneburgiſche General von Bülow an der Spitze von drei Dragoner-Regimentern herbei, ſtürzt auf die feindliche Reiterei, wirft ſie mit großem Verluſte über den Bach zurück und treibt ſie bis an die Gärten von Blindheim. Der Anblick dieſer muthigen That giebt der übrigen Reiterei neue Zuverſicht. Sie bildet ſich wieder in Schlachtordnung, greift die feindliche Cavallerie abermals an und bringt ſie nach hartnäckigem Widerſtande zum Weichen. Das ganze Heer der Verbündeten rückt vor; der Sieg ſcheint ſich auf ihre Seite zu neigen. Tallard, unerſchrocken in der Gefahr und durch ſie nur zu größern Anſtrengungen erregt, führt 10 Bataillons zur Unterſtützung ſeiner Cavallerie herbei. Ihr Feuer bringt den Feind abermals zum Weichen. Da tritt Marlborough an die Spitze von 6 hannoveraniſchen und heſſiſchen Bataillons und greift mit großer Kühnheit die feindliche Infanterie an. Aber die Tapferkeit dieſer Kerntruppen und ihre Ueberzahl machen ſeine Anſtrengungen unnütz. Das Glück lächelt aufs Neue dem Feinde. In dieſem verhängnißvollen Moment ſprengt der deutſche Held, Friedrich, Erbprinz von Heſſen-Kaſſel, mit der Cavallerie heran. Das Feuer des feindlichen Fußvolkes hält ihn einige Augenblicke auf. Aber mit edler Todesverachtung ſtürmt er vorwärts auf die franzöſiſche Reiterei, trennt ihre Escadrons und treibt ſie in eine wilde Flucht. Während dieſe flieht, ſtürzt er auf die beſagten 10 Bataillons. Der größte Theil von ihnen wird niedergehauen. Indeß ſammelt die fliehende Reiterei ſich wieder. Abermals fällt der Erbprinz von Heſſen-Kaſſel über ſie her. Sie gibt den Tag verloren. Alles eilt der Brücke zu, die zwiſchen Blindheim und Höchſtädt über die Donau geſchlagen war, um ſich auf das jenſeitige Ufer zu retten. Unaufhaltſam dringen die Sieger auf die Geſchlagenen ein. Die Brücke faßt die Menge der Fliehenden nicht; viele von ihnen, beſonders von dem ſchönen Corps der Gendarmes, werden in den Strom geſprengt und von den Fluthen verſchlungen.

Tallard, indem er die Reiterei weichen ſieht, ſtrengt alle ſeine Kräfte an, ſie wieder zu ſammeln und zum Stehen zu bringen. Aber darüber verliert er die Zeit zu ſeiner Rettung. Er wird verwundet und bei einer Mühle unweit Sondern von dem nacheilenden Feinde eingeholt. Der heſſiſche Obriſtlieutenant von Poyneburg hört auf ihn,

und ob er gleich ſchlecht gekleidet war, erkennt er ihn an ſeiner Decoration. Er fordert ihm den Degen ab. Umſonſt bietet Tallard dem braven Krieger ſeine Geldbörſe, ſeine Ordenszeichen und ſein Pferd an. „Nicht um Ihr Gold," erwiederte derſelbe, „iſt es mir zu thun, ſondern um ihre Perſon." Man bringt den Gefangenen zu dem Erbprinzen Friedrich. Dieſer empfängt ihn auf eine edle Art. „Ich beklage Ihr Unglück, Herr Marſchall," ſprach er, „aber haben Sie Geduld und bedenken Sie, daß hier die Niederlage bei Speierbach gerächt worden."

Während dieſe blutigen Kämpfe die Umgegend von Blindheim mit Grauen erfüllten, ſtritt der General, Prinz von Hollſtein-Beck, gegen den Mittelpunkt der feindlichen Stellung, welchen der Marſchall Marſin befehligte. Der Angriff des Prinzen war gegen das Dorf Oberklau gerichtet. Er ging an der Spitze von 10 Bataillons ohne Schwierigkeiten über den Bach; aber ſobald er jenſeits war, rückte die feindliche Uebermacht ihm entgegen, warf ſeine Brigade über den Haufen und trieb ſie wieder über den Bach zurück. Das gooriſche Regiment wurde faſt ganz zuſammengehauen; der Prinz aber hatte das Unglück, verwundet und gefangen zu werden. Einige Escadrons däniſcher und hannoveraniſcher Reiter flogen herbei, um die Bedrängten zu unterſtützen; aber ſie theilten mit ihnen gleiches Schickſal. Unterdeſſen ward die Niederlage des Feindes auf ſeinem rechten Flügel vollendet. Marlborough eilte ſogleich dem Mittelpunkte zu, ſammelte die Geſchlagenen, verſtärkte ſie mit einigen Escadrons Reiterei und führte ſie wieder über den Bach, der feindlichen Stellung entgegen. Man machte eine einzige Abfeuerung und ſchritt dann mit gefälltem Bajonett vorwärts. Die Franzoſen, vom Schickſale ihrer Kameraden unterrichtet, räumten das Feld. Aber ihr Rückzug glich keiner Flucht; geſchloſſen und mit feſter Haltung verließen ſie die Stätte, die ſie ſo ruhmvoll vertheidigt hatten.

Gegen den linken Flügel des Feindes, auf dem der Kurfürſt mit ſeinen tapfern und kraftvollen Baiern ſtand, hatte unterdeſſen der Prinz Eugen gekämpft. Seine beiden Infanteriekolonnen, die aus 7 Bataillons Dänen und 11 Bataillons Preußen beſtanden, führte der berühmte deutſche Held, Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau an, die Reiterei aber, die gleichfalls in zwei Heerſäulen marſchirte, und 92 Escadrons ſtark war, befehligte der Prinz Georg Auguſt von Hannover und der Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg. In zwei Linien rückte dieſe ganze Macht, rechts die Infanterie und links die Cavallerie, über den Bach, und dann durch einen lichten

Wald, in der Richtung gegen Lutzingen vor. Diese Bewegung war wegen des durchschnittenen und unebenen Bodens sehr mühsam; auch wurden die Anrückenden von den feindlichen Kanonen lebhaft beschossen. Demungeachtet schritt man zum Angriffe, nachdem das Gefecht auf dem rechten Flügel begonnen hatte. Der Fürst Leopold mit seinen Preußen, und der General von Scholten an der Spitze der Dänen, rücken in kühner Haltung vor, formiren sich, nachdem sie über einen breiten und tiefen Graben gegangen waren, auf einer Wiese im Angesicht der ersten Linie des Feindes, stürzen nach einigen lebhaften Abfeuerungen auf sie los und werfen sie zurück. Aber in demselben Augenblicke unterliegt die Cavallerie der Heftigkeit des feindlichen Feuers, und wendet um. Dadurch wird die Flanke des Fußvolkes entblößt; diesen Umstand meisterhaft benützend, stürmt die Garde des Kurfürsten, unterstützt von einigen andern Regimentern, herbei, macht einen ungestümen Angriff, bringt zwei Bataillons in gänzliche Unordnung, und treibt die übrigen wieder bis an den Wald zurück. Unterdessen hatte sich die Reiterei abermals angereiht. Sie stellt sich den Feinden entgegen. Dadurch gewinnen die fliehenden Bataillons Zeit, sich zu sammeln. Der Fürst Leopold ergreift selbst eine Fahne, und stellt sich an ihre Spitze. Mit neuer Zuversicht erfüllt, folgen ihm seine Preußen nach. Man dringt wieder über den Graben bis auf die Wiese vor, und schlägt überall den Feind zurück. Zwar wird die Reiterei abermals zu einer retrograden Bewegung genöthigt. Demungeachtet behauptet der Fürst Leopold das Feld und stellt das Heer auf demselben in Schlachtordnung.

Der Feind hatte sich in seine alte Stellung zurückgezogen. Ein fürchterliches Kanonenfeuer sprühte von der Höhe von Lutzingen herab. Da befahl der Prinz Eugen, daß ein allgemeiner Angriff gemacht, und das Dorf und die Batterien um jeden Preis genommen werden sollten. Festen Schrittes und mit gefälltem Bajonette rückten die Preußen gegen Lutzungen heran. Der Feind war ihnen bei weitem an Zahl überlegen; seine Stellung schien unangreifbar, demungeachtet widerstand er der kühnen Tapferkeit des Volkes nicht, das der Fürst Leopold anführte. Die Höhe und das Dorf wurde genommen, während das letztere, von den weichenden Baiern angezündet, in Flammen stand. Mehrere Kanonen fielen den Siegern in die Hände. Zu gleicher Zeit waren die Dänen rechts von dem Dorfe vorgerückt, und hatten sich des dortigen Waldes bemächtigt. Der Feind zog sich gegen Mörschlingen zurück, ohne daß die Sieger, da es ihnen an Cavallerie fehlte, ihn lebhaft verfolgen konnten. Bald kam aber die letz-

tere, von dem Prinz Eugen angeführet, herbei, und vollendete die Niederlage. Die Geschlagenen nahmen ihren Weg gegen Dillingen und Lauingen. Sie wurden bis jenseits Mörschlingen verfolgt, wo das siegende Heer, durch enge Wege und Sümpfe in seinem Zuge gehemmt, die Nacht über stehen blieb. Indessen war der Triumph auf dieser Seite nicht so glänzend, als auf dem linken Flügel. Denn die Baiern hatten mit bewundernswürdiger Tapferkeit gefochten; das Beispiel und die zweckmäßigen Anordnungen des Kurfürsten erhielten auf allen Punkten Muth und Ordnung; auch der Rückzug wurde mit Festigkeit und ohne sehr großen Verlust gemacht. Um gegen ein so treues und tapferes Heer den Sieg zu erringen, bedurfte es eines Anführers von Eugens Geist und Besonnenheit. Dieser große Feldherr legte selbst das Geständniß ab: „Der Widerstand des Feindes und des Kurfürsten sei über alle Erwartung gewesen, und ohne die groben Fehler des Tallard würde dieser Tag für Deutschland, für die österreichische Monarchie, vielleicht für ganz Europa entscheidend gewesen sein.“

So waren denn beide Flügel der feindlichen Armee geschlagen; aber noch standen 27 Bataillons Infanterie und 13 Escadrons Dragoner hinter den Palliſaden und Wehren von Blindheim. Der General von Clerambault, der auf diesem Punkte befehligte, bemerkte, als er die Reiterei des rechten Flügels fliehen sah, die Gefahr seiner Stellung, suchte eine Fuhrt durch die Donau, und fand in dem Strome seinen Tod. Bald sah der General Blansac, der nun an die Spitze dieses Heerhaufens trat, sich von allen Seiten abgeschnitten. Die Infanterie der Verbündeten rückte herbei; die französischen Vorwachen waren genöthigt sich in das Dorf zurückziehen. Da sammelte der Herr von Siviere die Regimenter Provence und Artois und mehrere Freiwillige um sich, jagte die Andringenden, mit dem Degen in der Hand, bis zu ihrer Cavallerie zurück, und marschirte dann wieder Schritt vor Schritt in das Dorf. Die besagten beiden Regimenter, dann Navarra und Languedoc bewiesen einen unerschütterlichen Muth, und erklärten, daß sie an die Spitze des gesammten Corps treten, und sich durch den Feind durchhauen wollten. Indessen schickte Marlborough einen gefangenen Offizier, den Herrn Desnovilles, um die Eingeschlossenen zur Ergebung aufzufordern. Von Blansac nahm das Anerbieten an. Umsonst zürnten und murrten die alten Soldaten über solchen Schimpf. Die vom Regiment Navarra zerschlugen ihre Gewehre und zerrissen ihre Fahnen. Siviere und Joury ließen sich lieber entwaffnen, als daß sie die Artikel der Uebergabe unterschrieben hätten.

Das gesammte Corps fiel in Kriegsgefangenschaft. Von Blansac ging das Gerücht, daß an seinem Betragen Verrätherei noch mehr Antheil gehabt habe, als Feigheit.

So war denn diese „unüberwindliche Armee" nicht mehr. Achtzehntausend todte und verwundete Feinde fanden die Sieger auf dem Schlachtfelde. Unter den erstern waren die Generallieutenants v. Surlauben und v. Sarsfield, die Generalmajors v. Clerambault, v. Blaiville und v. Bertilly, die Brigadiers v. la Baume, v. Maisoncelle und v. Marillac, die Obristen v. Brandeville, v. Chabrilant, v. Broc, v. Albaret und noch viele andere Offiziere. Die Zahl der Gefangenen belief sich auf 20,800 Mann. Unter diesen befand sich der Marschall v. Tallard und sein Sohn, der Generallieutenant v. Marivaux, die Generalmajore Marquis v. Balfems und v. Blansac, die Brigadiers v. Montperour, la Ballisere, v. Croissy, Ameny, la Mezelieu und v. Septville, die Obristen v. Jolly, v. Sully, v. St. Second, v. Signey, v. Ligendez, v. Vasse, v. St. Penange, v. Montfort, v. Lionne, v. Tavannes, v. Jouy, v. Sauveboeuf und v. Orival, im Ganzen 818 Offiziere. Dieser Verlust vermehrte sich noch sehr auf der Flucht der Geschlagenen, indem viele Verwundete in den Spitälern verlassen werden mußten, oder durch Hitze und Mangel auf dem Wege umkamen, von den Baiern aber die meisten, nach Hinwegwerfung ihrer Waffen, in ihr Vaterland zurückkehrten, so daß von der anfänglich über 60,000 Mann starken vereinigten Armee kaum 17,000 Mann über den Rhein zurückkamen.

Eine unermeßliche Beute fiel den Siegern in die Hände. 40 Kanonen, 24 Mörser, 129 Fahnen, 171 Standarten, 17 Paar Pauken, sämmtliche Kriegskassen, 3600 Zelte, 15 Schiffbrücken, 5400 Munitions- und Proviantwagen, 34 Kutschen (in welchen lauter französische Damen saßen) und 331 mit zum Theil kostbarem Geräthe beladene Maulthiere — waren der Preis dieses ruhmvollen Tages.

Bei dem hartnäckigen Widerstande, den die Franzosen und die Baiern in der Schlacht geleistet haben, und bei den wiederholten Angriffen, die von den Verbündeten auf die mit Kanonen umgürtete Fronte der feindlichen Stellung gemacht worden waren, mußte nothwendig auch der Verlust der Sieger sehr beträchtlich sein, wie sie denn auf beiden Flügeln 4485 Todte, 7323 Verwundete und 273 Vermißte eingebüßt haben. Unter den erstern befanden sich die Generale Wilkes und v. Bielfe und die Obristen v. Kailer, Graf v. Blumenthal,

v. Thaler und v. Dedelſchwing. Unter den Verwundeten aber waren der Herzog von Würtemberg, der Prinz von Holſtein-Plön und der Obriſt v. Bretow. Die letztern, die Verwundeten, wurden theils nach Nördlingen, theils nach Donauwörth gebracht, und daſelbſt verbunden; aber auch von ihnen wurden ſpäter noch ſehr viele Opfer des Todes.

In die Gefangenen theilten ſich die Oeſterreicher und die Engländer und Holländer zu gleichen Theilen, und ſo wurden ſie auch in die Heimath dieſer Nationen abgeführt. Tallard nahm unter einer ſtarken Bedeckung ſeinen Weg über Nördlingen und Hanau nach Holland, von wo er nach England übergeſchifft wurde. Er verweilte daſelbſt bis in das Jahr 1711 und genoß nicht nur unbeſchränkte perſönliche Freiheit, ſondern wußte ſich auch einen bedeutenden Einfluß am Hofe und auf die Königin Anna zu verſchaffen, wodurch es ihm gelang, Marlborough und ſeine Partei zu ſtürzen und England dahin zu bewegen, daß es einen Separatvertrag mit Frankreich ſchloß, wodurch der allgemeine Friede vorbereitet wurde. Sein Vaterland belohnte dieſes Verdienſt, indem es ihm nach ſeiner Zurückkunft die herzogliche Würde verlieh.

Auf dem Schlachtfelde von Höchſtädt hatte er ſich deſto weniger Anſprüche auf Dank und Belohnung erworben; denn das Unglück dieſes Tages und die Vernichtung der ſchönen Armee, die er befehligte, fällt beinahe ausſchließend der Zweckwidrigkeit ſeiner Maßregeln zur Laſt. Schon dadurch legte er den Grund zu der folgenden verheerenden Niederlage, daß er die Vereinigung des Prinzen Eugen mit dem General Marlborough, die er durch Wachſamkeit und raſche Thätigkeit hindern konnte, geſchehen ließ. Denn dadurch wurden die Kräfte des Feindes concentrirt, und er kam in die Nothwendigkeit, das Schickſal ſeiner geſammten Macht an die Entſcheidung eines Tages zu knüpfen. Gelang es ihm aber, das ſchwache Corps des Prinzen Eugen vereinzelt anzugreifen, und wie ſeine Ueberlegenheit hoffen ließ, zu ſchlagen, ſo war Marlborough genöthigt, ſich vor ihm zurückzuziehen, und Deutſchland vom Rhein bis an den Inn war ſeine Eroberung. Indeſſen ſchienen, auch nachdem dieſe Vereinigung geſchehen war, die Vortheile ſeiner Stellung, der Charakter ſeiner Truppen, und ſein Ueberfluß an phyſiſchen Mitteln, ihm noch immer den Sieg zu verbürgen; aber er verſäumte beinahe Alles, was nöthig war, um ſich deſſelben zu verſichern. Statt die Verbündeten mit Kühnheit anzugrei-

ſen, während ſie ſich zur Schlacht rüſteten, ergriff er die Partie der bloßen Vertheidigung. Die Zugänge zu ſeiner Stellung waren nur auf einzelnen Punkten künſtlich verwahrt: auch wurde der Feind, als er ſich die Wege über die Moräſte und Gräben bahnte, nicht thätig genug in ſeinem Beginnen gehindert. Der Kern des Heeres wurde in die Dörfer Blindheim und Oberklau gelegt, und dadurch die in der Schlachtordnung gegen den Feind wirkende Macht unnützer Weiſe geſchwächt. Ueberdies hatte man verſäumt, auf dem erſtern Poſten Kanonen aufzupflanzen, durch deren ſeitwärts ſtreichendes Feuer den Verbündeten großer Schaden zugefügt worden wäre. Auch blieb die Kavallerie auf der Höhe zu lange unthätig, wodurch der Feind Zeit gewann, ſich feſt zu ſetzen und zu verſtärken. Desgleichen gereicht es dem Marſchall Marſin zum Vorwurfe, daß er, als Tallard ins Gedränge kam, keine Bewegung machte, um ihn zu unterſtützen, was er um ſo eher thun konnte, da der linke Flügel lange dem Feinde überlegen blieb. Ohne dieſe unverzeihlichen Fehler wäre das Reſultat des Tages unfehlbar ein andres geworden; wenigſtens würde ohne ſie keine ſo große und ſchimpfliche Niederlage erfolgt ſein. Indeſſen fällt auch nicht der mindeſte Vorwurf auf den Kurfürſten. Alle ſeine Anſtalten waren zweckmäßig; überall zeigte er die Vorſicht, die Klugheit und die Tapferkeit eines erprobten Generals; mit Löwenmuth focht ſein Heer; lange war der Sieg zweifelhaft. Aber als Tallard in die Flucht geſchlagen war, konnte er ſich nicht mehr halten. Doch erwarb er ſich da noch den Ruhm eines geordneten und mit geringem Verluſt verbundenen Rückzugs.

Jubel und Freude erfüllte das Lager der Sieger an dem Abend dieſes ſchönen Tages. Auf allen Seiten flogen die Eilboten aus, um den verbündeten Königen und Fürſten zu verkünden, wie wunderſam Gott ihre Waffen geſegnet. Am vierten Tage nach der Schlacht feierte die Armee auf der Wahlſtatt ein frommes Dankfeſt; am Schluſſe desſelben wurden alle Kanonen gelöſt. Ganz Deutſchland ertönte von dem frohen Triumphgeſchrei. In Wien, London, Berlin, Haag und Kopenhagen beging man den Sieg mit glänzenden Feierlichkeiten. In ganz England und Holland wurden Feſte angeordnet. Die Helden, unter deren Leitung der ſtolze Feind dieſe Demüthigung erlitten, empfingen von ihren Regenten die größten Auszeichnungen. Vor allen aber war, wie es ſich auch gebührte, Marlboroughs Name gefeiert. Der Kaiſer ertheilte ihm die reichsfürſtliche Würde, ernannte ihn zu ſeinem Feldmarſchall, und ließ ihm durch ſeinen Prinzen, den römiſchen

König Joſeph, einen koſtbaren Degen und einen mit vielen Diamanten beſetzten Marſchallſtab einhändigen.

In Paris hatte der dortige lothringiſche Reſident die erſte Zeitung von der Niederlage bei Höchſtädt empfangen. Aber die franzöſiſche Eitelkeit hielt die Sache für unmöglich, und erklärte ihn für einen Raſenden. Doch früh genug erfolgte die Beſtätigung, und man konnte es ſich nicht mehr verhehlen, daß das Unglück noch größer ſei, als die erſten Nachrichten angegeben hatten. Schrecken und Trauer erfüllten die Hauptſtadt und die Provinzen. Es gab wenige vornehme Familien, die nicht den Verluſt eines Todten oder Gefangenen zu beklagen hatten. Man ſchlug die Jahrbücher des Reichs nach, und bemerkte, daß ſeit dem unglücklichen Tage bei St. Quentin (10. Auguſt 1557), da der Connetable von Montmorency von dem Herzoge von Savoyen beſiegt worden, kein ähnlicher verheerender Schlag die franzöſiſche Macht getroffen. Umſonſt ſuchte die Regierung die Nation zu beruhigen, indem ſie bekannt machte, daß die erſten Gerüchte von der Niederlage übertrieben geweſen ſeien. Der König war äußerſt entrüſtet über die, welche er für die Urſache des Unglücks hielt. Der alte Marſchall Cardinal aber fiel in Ungnade, weil er dem Monarchen ins Geſicht ſagte: „man hätte dem Gutachten der Kriegsräthe folgen, und dieſe Blüthe der franzöſiſchen Macht nicht auf die Schlachtbank nach Baiern liefern ſollen.“ Um die auf ſolche Weiſe entſtandene Lücke in der Armee zu ergänzen, und den Oſten des Reichs gegen das Andringen des Feindes ſicher zu ſtellen, wurde die Aushebung von 60 neuen Infanterieregimentern, mit der verhältnißmäßigen Reiterei, und die Aufſtellung einer Landwehr verfügt. Auch erhielt der Herzog von Feuillade, der in Savoyen ſtand, Befehl, mit ſeinem Corps das königliche Heer am Oberrhein zu verſtärken.

Die Trümmer der franzöſiſchen und baieriſchen Armee nahmen von dem Schlachtfelde, das durch ihre Niederlage ſo denkwürdig geworden, ihren Marſch längſt der Donau hinauf nach Ulm, zogen hier die Beſatzung von Augsburg, Memmingen, Kaufbeuern und andern Orten an ſich, und ſchlugen dann über Tuttlingen den Weg nach dem Schwarzwalde ein. Ueberall ſahen ſie ſich von dem entrüſteten Landvolke angegriffen, deſſen Zorn durch die von ihnen angerichteten Verwüſtungen noch vermehrt wurde. Um ihren Rückzug zu ſichern, ging ihnen der Marſchall von Villeroi über Hornberg und St. Georgen entgegen, vereinigte ſich mit ihnen bei Donaueſchingen (23. Auguſt) und führte dann, was ſich noch aus dem verderblichen

Sturm gerettet hatte, über den Rhein hinüber. Bei dem Anblicke des Stroms erklärten die wenigen Soldaten, die noch von dem baierischen Heere übrig waren, daß sie sich außer den Grenzen Deutschlands durchaus zu keinem Dienst verpflichtet hielten; worauf der Kurfürst den Befehl ertheilte, daß sie entwaffnet, und als Gefangene der Armee nachgeführt werden sollten.

Das Heer der Verbündeten ging, nachdem es einige Tage auf dem Schlachtfelde gerastet, und sich zu neuen Unternehmungen vorbereitet hatte, über Gundelfingen und Ober-Elchingen an der Donau hinauf und lagerte sich in den Umgebungen von Ulm. Hier vereinigte sich der Markgraf Ludwig von Baden, nachdem er die Einschließung von Ingolstadt den Generalen von Herbeville und von Aufsäß überlassen hatte, mit demselben. Am 27. August brach die gesammte Macht in 3 Colonnen auf, und bewegte sich auf den durch Würtemberg führenden Straßen gegen Bruchsal. Der General v. Thüngen blieb mit 12,000 Mann vor Ulm zurück, welche Stadt sich ihm am 10. September ergab. Die Armee aber ging über den Rhein, belagerte Landau und wurde am 26. November Meister dieses wichtigen Platzes. An der Donau hatten unterdessen Regensburg, Straubing, Passau, und Kehlheim den Verbündeten die Thore geöffnet; Marlborough aber breitete sich jenseits des Rheins bis an die Mosel aus, und hielt am 29. November seinen Einzug in Trier. Wenige Tage später ergab sich Trarbach an den Erbprinzen von Hessen-Kassel.

Das Schicksal der baierischen Lande konnte, da sie im Rücken der siegenden Armee lagen, und nur durch eine sehr schwache Kriegsmacht gedeckt waren, nicht mehr zweifelhaft sein. Indessen suchte der Kurfürst wenigstens vor der Hand für seine Familie zu retten, was ihm selbst das Unglück so grausam entrissen hatte. Er schickte seine Gemahlin Theresia Kunigunde, eine Tochter Königs Johann Sobiesky von Polen, die ihm auf seiner Flucht bis in den Schwarzwald gefolgt war, wieder zurück, nachdem er ihr „unbeschränkte Vollmacht" ertheilt hatte, „während seiner Abwesenheit die Regierung zu führen, und alles zu handeln und zu schließen, was sie ihr und dem Lande für das Beste erachten würde." Es wurden sowohl von ihr, als auch von den baierischen Landständen verschiedene Schritte gemacht, um den zürnenden Sieger zu besänftigen, aber sie mußte sich endlich doch gefallen lassen, den Tractat von Ilbersheim zu unterzeichnen, den ihr der römische König Joseph, der eben Landau einschloß, diktirte. Vermöge des-

ſelben ſollten alle feſte Plätze in und außer Baiern, die von kurfürſtlichen Truppen beſetzt waren, mit ihren ſämmtlichen Vorräthen, dem Kaiſer eingeräumt, und alles Kriegsvolk, bis auf eine Leibwache von 400 Mann, abgedankt werden. Das Rentamt München, mit Ausnahme von Ingolſtadt, Rain, Wendingen und Donauwörth, ſollte der Kurfürſtin bleiben, alles übrige Land aber zur Diſpoſition des Kaiſers ſein. — Mit Strenge wurde der Vertrag vollzogen. Es erſchien der Graf von Löwenſtein-Wertheim als kaiſerlicher Statthalter in Baiern, und empfing die Huldigung von den Unterthanen. Der Geſandte des Kurfürſten am Reichstage war, ſo wie der kurkölniſche, zuvor ſchon verwieſen worden. Zahlreiche kaiſerliche Heerabtheilungen zogen in das Land, und nahmen in demſelben die Winterquartiere. Die Kurfürſtin begab ſich zu ihrer Mutter, der verwittweten Königin von Polen nach Venedig.

Die kaiſerliche Landesverwaltung übte die Rechte des Eroberers in ihrer ganzen Strenge gegen die Baiern aus, ſteckte ihre Jünglinge unter ihre Regimenter, und forderte ungeheure Abgaben von ihnen, die ſie um ſo weniger zu leiſten im Stande waren, da das Land ſchon ſeit mehreren Jahren den Launen des Regenten und dem Unglück der Zeit ſo große Opfer gebracht hatte. Dadurch wurde die Erbitterung allgemein, und auch der Kurfürſt ſäumte nicht, durch geheime Einflüſſe ſie immermehr zu erregen. Die Verzweifelten, einige tapfere und entſchloſſene Männer an ihrer Spitze, entwarfen Pläne, wie das Joch der verhaßten Fremdlinge abzuwerfen ſei; aber da es ihnen nicht gelang, die Verſchwörung hinreichend zu verbergen, ſo ertheilten ſie ſelbſt dem Eroberer die Berechtigung, noch härter zu verfahren. Schon der erſte Verdacht war hinreichend geweſen, der Kurfürſtin die Rückkehr in das Land zu verwehren. Nun ging man aber noch weiter. Die ganze baieriſche Nation wurde entwaffnet, die Verdächtigen verhaftet, München beſetzt, die dortigen Feſtungswerke niedergeriſſen, die kaiſerliche Kriegsmacht im Lande verſtärkt, und der Druck der Unterthanen verdoppelt. Aber in demſelben Verhältniſſe ſtieg auch die Erbitterung der Gemüther. Im November (1705) brach die Empörung in einigen Gemeinden der obern Pfalz aus. Bald mehrte ſich der erſte kleine Haufe, indem das Landvolk allenthalben ſich erhob, und viele verabſchiedete baieriſche Officiere und Soldaten ſeinen Muth anfeuerten und ſeine Bewegungen leiteten. Es fiel Burghauſen, Braunau, Schärding und alles Land zwiſchen dem Inn und der Iſar in die Hände der Empörer. Von da breitete ſich das Feuer an die Donau und endlich nach

Oberbaiern aus, ohne daß die Vortheile, welche die Kaiſerlichen über einzelne Haufen erfochten, und die Grauſamkeit, womit ſie die Gefangenen behandelten, es zu dämpfen vermocht hätten. Aber die blutige Niederlage, welche die Bauern vor den Thoren von München litten, und dann der noch härtere Schlag, der ſie bei Vilshofen getroffen, zertrümmerte ihre Macht und vernichtete ihre Hoffnungen, wie denn in dieſen beiden Treffen ihrer gegen 9000 unter dem feindlichen Schwerte gefallen ſind. Ueberall flohen die Ueberbliebenen in ihre Wohnungen zurück, und alle Städte unterwarfen ſich den Siegern. Aber es war in dieſem Aufſtande viel Blut umſonſt vergoſſen worden, und ſchrecklich hatten die Oeſterreicher durch Brand, Plünderung und Verheerung die Schuldigen und Unſchuldigen verfolgt. Viele, zum Theil Leute von Rang und Anſehen, die ſich des Aufruhrs theilhaftig gemacht, ſtarben, nach Unterdrückung deſſelben, unter der Hand des Henkers; Andere wurden zu ewiger Gefangenſchaft abgeführt. Die öſterreichiſche Regierung aber glaubte ſich Alles gegen ein Volk erlauben zu dürfen, das ihre Rache ſo ſehr gereizt hatte.

Joſeph I., der unterdeſſen nach dem Tode ſeines Vaters Leopold den Kaiſerthron beſtiegen hatte, verfolgte mit Eifer den ſchon früher entworfenen Plan, vermöge deſſen die gegenwärtige Gunſt der Umſtände benutzt werden ſollte, um einen Theil von Baiern mit den Staaten von Oeſterreich zu vereinigen. In dieſer Abſicht ſprach er, jedoch ohne ſtrenge Beobachtung der reichsverfaſſungsmäßigen Formen, am 29. April 1706 über die Kurfürſten von Baiern und Cöln die Acht aus, und zwar dergeſtalt: „es ſei Maximilian Emanuel aller Reichslehn, Regalien, Ehren, Würden, Anwartſchaften und Privilegien zu berauben, aus dem Schutz und Schirm des Reichs zu verſtoßen, und aus dem Frieden in den Unfrieden zu verſetzen; auch ſoll ſein unglückſeliger Leib jedermänniglich Preis gegeben ſein, ſo daß an ihm Niemand freveln, oder ſich vergreifen möge.“ Da durch dies Urtheil alles Beſitzthum des Geächteten herrenlos wurde, ſo hing es von dem Kaiſer ab, darüber zu ſchalten, und er benutzte dieſe Befugniß, indem er die Eroberung theils mit ſeinen Erblanden vereinigte, theils an ſeine Bundesgenoſſen und an die treuen Diener ſeines Hauſes verſchenkte. So erlangte Donauwörth die verlorene Reichsunmittelbarkeit, und der Kurfürſt von der Pfalz die verlorene alte pfälziſche Kur ſammt der obern Pfalz wieder. Der Herzog von Marlborough erhielt die Herrſchaft Mindelheim, die Stadt Nürnberg, die feſten Schlöſſer Rothenberg und Hartenſtein, der Herzog

von Würtemberg Wiesensteig und das Hochstift Augsburg, Schwabeck, Schwangau und den Lechrain. Dem Grafen von Lamberg ward die Grafschaft Leuchtenberg gegeben, dem Grafen von Sinsendorf die Grafschaft Hals, dem Grafen Schönborn Dietfurth und Riedenburg, dem Grafen von Löwenstein Mauerkirchen sammt dem Burghausischen Kastenamte, dem Grafen von Traun die Stadt Abensperg, mit ihrem Gerichte. Verschiedene andere Parcellen erlangten andere Stände und Herren. Die Stadt Braunau aber sammt dem ganzen Gerichte, Schärding, Altenheim und Ried, mit ihren Gerichten und Kastenämtern trennte der Kaiser von Baiern, und vereinigte sie mit dem Lande ob der Ens. Ueber die übrig gebliebenen Trümmer des Ganzen sollte der Friede entscheiden. Mit tiefem Schmerze sahen die baierischen Patrioten diese Zersplitterung des geliebten Vaterlandes. Flehend suchte die Kurfürstin vor dem kaiserlichen Throne die Rechte ihrer schuldlosen Kinder auf das altväterliche Erbe geltend zu machen. Auch die Landschaft erwies in triftigen Vorstellungen, es werde hier nicht nach den Ordnungen des Reichs und den Gesetzen verfahren. Aber selten haben Sieger ein Ohr für die um Gerechtigkeit flehende Stimme der Ueberwundenen.

Während sich dies Alles in Baiern begab, war der Kurfürst ferne von dem bedrückten zertrümmerten Lande, und er, der einst so glücklich in dem stolzen Traume gewesen war, mehrere Kronen auf seinem Haupte vereinigt zu sehen, hatte nun nicht, wo er sein Haupt hinlegte. Nach dem unglücklichen Tage bei Höchstädt stand für ihn, auf dem Wege der Unterhandlung, bei den Verbündeten nichts mehr zu erwarten; sein ganzes Heil lag nun in der Treue des französischen Hofes, und in einem neuen Umschwunge des Waffenglücks. Während er — seinen festen Sinn und sein stolzes Streben nie verleugnend — dem letztern in den Niederlanden, wo er nun seine Statthalterschaft wieder angetreten, entgegen sah, und er als Oberbefehlshaber der in jenen Gegenden stehenden Kriegsmacht sich selbst wieder ein besseres Schicksal zu erkämpfen hoffte, hörte zwar Ludwig XIV. nicht auf, seine Standhaftigkeit und seine Großmuth in hohen Phrasen zu preisen, und ihm zu betheuern, daß seine Sache von der von Frankreich nie getrennt werden sollte. Aber nur zu bald wurde er inne, wie leicht die Menschen die frühern Verdienste der Unglücklichen vergessen, und wie schnöde die Politik Diejenigen vernachlässigt, deren Freundschaft ihr keinen Vortheil mehr verheißt. Durch eine so lange Gewohnheit war ihm ein unermeßlicher Aufwand zum

Bedürfniß geworden; und nun hatte er weder Geld noch Credit. Unaufhörlich drangen ſeine Geſchäftsleute in Paris auf Unterſtützungen; aber bald wurden ſie mit Hohn abgewieſen, bald mit Summen abgefertigt, die wegen ihrer Geringfügigkeit oft beleidigender waren, als eine abſchlägige Antwort. Widerholt forderte er, daß man ihm, wie die Verträge es wollten, die Souveränität über die Niederlande abtreten möchte; aber auch damit bewirkte er Nichts, als eitle Vertröſtungen. Oft ward ſein reizbares Gemüth durch den Stolz, oft durch die Treuloſigkeit der Franzoſen tief gekränkt. Erſchien er ſelbſt an Ludwigs Hofe, um durch ſeinen Anblick an die Opfer zu erinnern, die er dem franzöſiſchen Intereſſe gebracht, ſo betäubte man ihn mit Zerſtreuungen, Jagden und Feſten, auf daß der Zweck ſeiner Ankunft nicht zur Sprache kommen konnte, verweigerte ihm dabei die Auszeichnungen, die ſein Ehrgeiz zu fordern ſich berechtigt hielt, und ließ ihn oft auf eine recht demüthigende Weiſe fühlen, wie bald der Unglückliche in den Kreiſen der Glücklichen überläſtig wird. Die Ereigniſſe des Krieges gaben ihm auch keine Hoffnung mehr zur Verbeſſerung ſeines Schickſals. Denn ſeit dem Tage bei Höchſtädt blieb das Glück von den Fahnen der Franzoſen ferne; es trafen die Kriegsmacht des Königs Schläge, die wohl einen Regenten von unerſchütterlichem Sinne in Verzweiflung ſtürzen konnten; namentlich ging in den Niederlanden eine Feſtung nach der andern verloren, es wurde von den Verbündeten eine Schlacht nach der andern gewonnen, ſo daß es ſchien, es dürfte dem Kurfürſten von ſeiner Statthalterſchaft bald ſo wenig übrig bleiben, als ihm von ſeinen Erbſtaaten übrig geblieben war. Er hatte endlich nur noch das Herzogthum Luxemburg und die Grafſchaft Namur, dann die Feſtungen Charleroi und Nieuport inne, als der König Philipp von Spanien ſeinen ſo oft wiederholten Wunſch erfüllte, und die geſammten Niederlande, mit allen Regierungsrechten an ihn abtrat. Ob gleich dieſe Abtretung nur zum kleinſten Theile realiſirt werden konnte, ſo hatte ſie doch ihren Werth, weil der Kurfürſt dadurch die Möglichkeit erlangte, ſeiner Zeit gegen die Zurückgabe ſeiner alten Lande einen Erſatz darzubieten.

Der Tod des Kaiſers Joſeph I. und das durch Marlboroughs Sturz bewirkte veränderte Syſtem am engliſchen Hofe retteten Frankreich aus ſeinen Verlegenheiten. Es verſöhnte ſich in dem Vertrage von Utrecht mit ſeinen Feinden; nur Oeſterreich ſah noch nicht erfüllt, was er hoffen zu dürfen glaubte. Aber bald ließ Villars ſeine Heere fühlen, daß nun die Ueberlegenheit wieder auf franzöſiſcher Seite ſei,

und so reichte man endlich auch die Hand zum Frieden dar. Erst wurden die Präliminarien zu Rastadt (6. März 1714) und dann der definitive Tractat zu Baden (7. September 1714) unterzeichnet, und darin ausdrücklich versehen, daß die beiden Kurfürsten von Baiern und Köln wieder in alle ihre Länder, Regalien, Rechte und Würden, wie sie selbe vor dem Kriege gehabt, eingesetzt werden sollten. Damit war das kurze Glück vorüber, dessen sich Diejenigen erfreuten, die der Kaiser durch die baierische Beute bereichert hatte, und alle räumten eiligst den zum Theil recht verderblich benutzten Besitz; der Kurfürst aber ging wieder in seine Staaten zurück, nachdem er, als vogelfreier Flüchtling, zehn Jahre lang von denselben abwesend war.

Der Anblick einer verarmten Nation und eines bis auf seine letzten Kräfte ausgesogenen Landes, denen die Klagen so vieler verwaisten Familien, die Trümmer so vieler Städte und Dörfer, der Verfall aller öffentlichen Anstalten und die Auflösung aller polizeilichen Ordnung kommen ihn lehren, wie gefährlich der Ruhm ist, den die Regenten im Getümmel der Waffen und in großer Macht suchen. Er regierte noch etwas über elf Jahre; aber die Zeit war zu kurz, um die Wunden zu heilen, die er seinem Volke durch seinen Ehrgeiz geschlagen hatte. Er konnte mit seiner Geisteskraft der Segen dieses Volkes werden; aber, indem er von seiner eigentlichen Bestimmung abirrte, ward er demselben zum Fluche!

Chronologischer Leitfaden

von 1704—1757 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.	
1706	Schlacht bei Ramillies und Turin.
1708	Schlacht bei Lutenarde.
1709	Schlacht bei Malplaquet.
1711—40	Karl VI., Erzherzog, deutscher Kaiser; der letzte Habsburger.
1713	Frieden zu Utrecht. — Die pragmatische Sanction.
1714	Frieden zu Rastadt.
1717	Schlacht bei Belgrad.
1718	Frieden zu Passarowitz.
1720	Friedrich von Hessen-Kassel, König von Schweden. — Frieden zu Stockholm.
1733	Krieg gegen die Franzosen in Polen.
1735	Frieden zu Wien.
1739	Frieden zu Belgrad.
1740	Friedrich II. der Große, Zeit des Wohlstandes in Preußen; Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften.
1740—48	Oesterreichischer Erbfolgekrieg. — Maria Theresia.

J. n. Chr. G.	
1741	Schlacht bei Mollwitz.
1742	Frieden zu Breslau und Berlin. —
1742—45	Karl VII. von Baiern, Kaiser.
1743	Schlacht bei Dettingen.
1745	Schlacht bei Fontenoy. — Franz I. von Toscana, Kaiser.
1746	Frieden zu Dresden.
1756	Krieg in Preußen gegen die Franzosen. Friedrichs Sieg bei Lowositz.
1757	Krieg des deutschen Reichs gegen Preußen. Frieden mit Frankreich. Schlachten bei Prag, bei Kollin, bei Groß-Jägerndorf.

Die Schlacht bei Roßbach*).

1757.

Zwei Corps, die Friedrich von Weißenfels gegen Merseburg absandte, fanden an beiden Orten die Brücken ebenfalls bereits abgebrochen und die feindliche Armee auf dem Rückzuge begriffen, die sich nun, einige Meilen jenseit der Saale, bei Mücheln vereinigte. Sie ließ es ruhig geschehen, daß die preußische Armee Schiffbrücken schlug, ebenfalls über die Saale ging und Mücheln gegenüber ein Lager bezog. Die Stellung der verbündeten Truppen war aber so wenig geschickt gewählt, daß die preußischen Husaren Gelegenheit fanden, in das feindliche Lager einzubrechen, und Pferde und selbst Soldaten aus den Zelten zu entführen. Friedrich beschloß einen Angriff. Als er jedoch am folgenden Tage, dem 4. November, vorrückte, fand er, daß der Feind, durch die Kühnheit der preußischen Husaren gewarnt, über Nacht eine veränderte, sehr günstige Stellung angenommen habe. So gab er den Angriff gegen den dreimal überlegenen Feind wieder auf, ging zurück und bezog ein Lager in der Nähe von Roßbach. Im Lager der Feinde aber war ob dieser vermeinten Flucht des Preußenkönigs großer Jubel; Musik und Trommelschlag tönte von ihrer Anhöhe herab weit über die Felder, als ob sie eine gewonnene Schlacht zu feiern hätten. Die französischen Officiere wollten witzig sein und behaupteten: es geschehe dem Herrn Marquis von Brandenburg viel Ehre, daß man sich mit ihm in eine Art von Krieg einlasse; sie sandten bereits Boten nach Paris, welche dort die Gefangenschaft Friedrichs anmelden mußten. Sie dachten nicht daran, daß,

*) Aus: Franz Kugler, Geschichte Friedrichs des Großen. Leipz. 1842. S. 345—352. (S. III. Kap. 27.)

so überlegen sie waren, ihrer Armee doch der Geist fehle, der, von Friedrich ausgehend, das preußische Heer belebte; daß die Eifersucht, die zwischen den deutschen und französischen Truppen ihres Heeres und zwischen den Anführern beider herrschte, den gemeinsam raschen Entschluß unmöglich machte; daß auf die Reichstruppen, die buntscheckig zusammengewürfelt und ohne alle militärische Organisation waren, leider kein Verlaß sei, daß aber auch die Disciplin der französischen Truppen wenig Lob verdiene; und daß endlich Uebermuth in der Regel der Vorbote des Falles zu sein pflegt.

Am Morgen des 5. November brach es, und Friedrich erhielt die Nachricht, daß die Feinde ihre Stellung verließen. Sie rückten im weiten Bogen um Friedrichs Armee, während ein einzelnes Corps ihm gegenüber stehen blieb. Offenbar war es ihre Absicht, ihm den Rückzug abzuschneiden, ihn von allen Seiten einzuschließen und so zu erdrücken. Friedrich blieb den Vormittag über, als ahne er Nichts von der Gefahr, die ihm bereitet ward, ganz ruhig zu Roßbach, ließ die Mittagstafel bereiten und setzte sich mit seinen Generalen zu Tisch. Die Feinde waren entzückt über diese Ruhe der preußischen Armee; die Führer der letzteren aber, die den Plan des Königs ahnten, hatten in der Stille Alles zum Aufbruch bereit gemacht. Endlich, halb drei Uhr nach Mittag gab Friedrich den Befehl zum Ausrücken; in weniger als einer halben Stunde war das ganze Lager abgebrochen, und die französischen Officire zollten selbst der Schnelligkeit, mit der dies geschah, so viele Bewunderung, daß sie es die Verwandlung einer Operndecoration nannten. Aber jetzt fürchteten sie, die preußische Armee möchte ihnen entschlüpfen, und um so eiliger setzten die Colonnen des feindlichen Heeres ihren Marsch fort. Indeß rückte Friedrich in ähnlicher Richtung vor. Die Reiterei, die von Seydlitz geführt ward, machte den Vortrab aus, und verschwand den Blicken der Feinde hinter einer Höhenreihe, während die nachfolgende Infanterie zum Theil durch einen tiefen Weg gedeckt ward. Nun wurden auf dem bedeutendsten dieser Hügel die preußischen Kanonen aufgefahren; ihr Donner begann den Kampf, ihre Stellung machte das Feuer sehr wirksam, während die feindlichen Kanonen aus der Tiefe wenig ausrichten konnten. Durch einen denkbaren Zufall war zwischen beiden Armeen eine große Menge von Hasen eingeschlossen; diese wurden jetzt durch den Geschützdonner aufgeschreckt und machten vergebliche Versuche, nach der einen oder andern Seite durchzubrechen. Als eine der ersten französischen Kugeln einen von den Hasen vor der Front der preußischen Truppen zerschmet-

treu, riefen diese jubelnd aus: „Es wird Alles gut gehen, die Franzosen schießen einander selbst todt!“

Immer mehr waren die feindlichen Colonnen, die Kavallerie an ihrer Spitze; geeilt, um den Preußen ganz sicher in den Rücken zu fallen. Indeß aber hatte sie Seydlitz, ungesehen, bereits überflügelt. Plötzlich hält er mit seinen rüstigen Schwadronen auf der Höhe; er gewahrt den günstigen Augenblick und beschließt den Angriff, ohne die Infanterie erst abzuwarten. Seine Reihen stehen in fester Ordnung da; er reitet weit voraus, der ganzen Linie sichtbar, schleudert zum Zeichen des Angriffs seine Tabakspfeife in die Luft, und augenblicklich stürmen die Schaaren auf die feindliche Reiterei ein, die vergebens ihre Linien aufzurollen sucht. Sie wird geworfen, einige Regimenter suchen zu widerstehen, aber umsonst. Nun wendet sich Alles zur Flucht; ein tiefer Hohlweg hemmt ihren scharfen Ritt und spielt den preußischen Reitern eine große Menge von Gefangenen in die Hände; die Uebrigen fliehen unaufhaltsam bis zur Unstrut und lassen sich nicht wieder blicken. Seydlitz aber steht im Rücken der feindlichen Infanterie. Gegen diese hat Friedrich nun auch den linken Flügel seiner Infanterie sammt dem Geschütz vorrücken lassen; es gelingt ihr eben so wenig, wie der Kavallerie, sich in Linien aufzustellen; in ihren tiefen Reihen wüthet das preußische Kartätschenfeuer; die preußische Infanterie drängt sie heftig von der einen Seite, die Kavallerie im Rücken, — endlich stäubt auch hier Alles in wirrer Flucht aus einander und in ganzen Schaaren werden die Fliehenden gefangen genommen. Nicht zwei Stunden hatte der Kampf gedauert; die früh eintretende Dunkelheit hemmte die weitere Verfolgung. Die preußische Armee, nicht völlig 22,000 Mann stark, zählte an Getödteten nur 165, an Verwundeten nur 376 Mann, während von den 64,000 Feinden 6 bis 700 getödtet, mehr als 2000 verwundet, mehr als 5000 gefangen und ihnen außerdem eine große Menge von Geschützen, Fahnen, Standarten, so wie der größte Theil des Gepäckes genommen war. Dabei war bei Weitem nicht die ganze preußische Armee im Feuer gewesen. Nur sieben Bataillone hatten am Kampfe Theil genommen; zehn Bataillone hatten keinen einzigen Schuß gethan. So war bei den Preußen große Siegesfreude. Friedrich sagte seiner Armee feierlich Dank; Seydlitz, dessen Arm durch einen Flintenschuß verwundet war, erhielt, als seltenste Auszeichnung, den schwarzen Adlerorden und wurde dann vom jüngsten Generalmajor zum Generallieutenant befördert.

Am folgenden Tage brach das preußische Heer zur Verfolgung

des feindlichen Heeres auf; eine große Menge von Nachzüglern wurde noch gefangen genommen. Aber die Mehrzahl der Feinde war so schnell geflohen, daß sie nicht mehr eingeholt werden konnte. Viele der Franzosen machten erst Halt, als sie an den Rhein gekommen waren; stets glaubten sie noch die preußischen Husaren hinter sich. Um sich einigermaßen schadlos zu halten, bezeichneten sie ihren Weg durch Plünderungen und Ausschweifungen aller Art; dafür rotteten sich aber auch die thüringischen Bauern zusammen und übten ernstliche Rache.

Friedrich benahm sich gegen die französischen Gefangenen sehr gütig. Er tröstete die Verwundeten unter ihnen, die, gerührt durch solche Herablassung, ihn als den vollkommensten Eroberer begrüßten: er wisse nicht nur die Leiber seiner Feinde, sondern auch ihre Herzen zu bezwingen. Als sie Briefe unversiegelt schickten und Friedrich baten, dieselben nach Frankreich durchzulassen, antwortete er: „Ich kann mich nicht daran gewöhnen, Sie als meine Feinde zu betrachten, und ich habe kein Mißtrauen gegen Sie; also versiegeln Sie Ihre Briefe, und Sie sollen auch die Antworten ungeöffnet empfangen. Dem schwer verwundeten General Custine stattete er, als er sich nach Leipzig zurückbegeben hatte, persönlich einen Besuch ab, und äußerte sich gegen diesen mit so vielem Interesse für die französische Nation, daß Custine, sich mühsam von seinem Lager emporrichtend, in die Worte ausbrach: Sire, Sie gießen Oel in meine Wunden!“

In Deutschland aber, selbst bei den Gegnern Friedrichs, war fast allgemeiner Jubel über den Sieg bei Roßbach, den man nur als eine Demüthigung der wenig beliebten Franzosen betrachtete. Von jetzt an loderte das schon im Stillen genährte Feuer der Begeisterung für den deutschen Helden mächtig empor. Allenthalben sang man Siegeslieder auf die Preußen und Spottlieder auf die Gegenpartei. Der Deutsche fühlte endlich wieder den Stolz, ein Deutscher zu heißen. Viele von diesen Liedern leben noch heut im Munde des Volkes. Eins von ihnen schildert vortrefflich den kühnen Sinn von Friedrichs Truppen. Es beginnt mit den Strophen:

Ein preußischer Husar fiel in französische Hände;
Soubise, der ihn sah, befragt' ihn wohl behende:
Sag an, mein Sohn, wie stark ist Deines Königs Macht?
Wir Stahl und Eisen! sprach der Preuße mit Bedacht.

Mein Sohn, verdrießt mich nicht, versetzt Soubise wieder,
Ich meine ja die Zahl, die Menge Deiner Brüder.
Drauf blickt der Preuße und schaute in die Höh'
Und sprach: Da sind wir Sternen am blauen Himmel stehn! u. s. w.

Bitter mußte dieser Jubel freilich diejenigen kränken, die einmal von der Feindschaft gegen Friedrich nicht ablaſſen konnten. Die Königin von Polen, die in Dresden fort und fort Ränke gegen ihn angesponnen hatte, vermochte die Gefühle ihres Haſſes nicht länger zu tragen. Eines Abends hatte ſie ihren Hofſtaat in tiefem Grame entlaſſen; am folgenden Morgen fand man ſie todt in ihrem Bette.

Aber auch die fremden Nationen nahmen an dem Enthuſiasmus der Deutſchen Theil; ſogar die Franzoſen, welche die Niederlage als eine Demüthigung der Hofpartei betrachteten und ſich in bittern Spottliedern gegen Soubiſe Luft machten. In den Kaffeehäuſern von Paris durfte geraume Zeit kein anderes als das preußiſche Intereſſe öffentlich laut werden. Den Prinzen Soubiſe ſuchte der Hof indeß dadurch zu tröſten, daß er ihm den Marſchallſtab verehrte. Vor Allem lebhaft äußerte ſich die Theilnahme für Friedrich in England; das engliſche Volk vergötterte ihn, auf allen Straßen von London ward ſein Bildniß zum Kaufe ausgeboten; ſeine Siege wurden durch allgemeine Illuminationen gefeiert. Hier fand zugleich, eben als die Nachricht des Sieges von Roßbach nach London kam, eine günſtige Veränderung im Miniſterium ſtatt. Man verweigerte die Beſtätigung der Convention von Kloſter Seeven, indem man ſich darauf berief, daß die Franzoſen ſie zuerſt gebrochen hätten, und beſchloß die Fortſetzung des Krieges. Da es den Engländern aber an einem guten Heerführer fehlte, ſo empfahl ihnen Friedrich einen der vorzüglichſten Feldherrn ſeiner Armee, den Herzog Ferdinand von Braunſchweig. Dieſer wurde in der That unmittelbar darauf berufen, trat an die Spitze der Armee der Hannoveraner und ihrer Verbündeten, die ſchnell wieder auf dem Kriegsſchauplatze erſchien, und errang noch im Anfange des Winters einige Vortheile gegen die große franzöſiſche Armee. Hierdurch war denn auch die letztere von den preußiſchen Grenzen abgewendet und Friedrich von dieſer Seite für jetzt vollkommen geſichert.

Chronologiſcher Leitfaden

von 1757—1759 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.

1758 Sieg Friedrichs des Großen bei Zorndorf. Ueberfall bei Hochkirch.

1759 Sieg des Prinzen Ferdinand von Braunſchweig bei Minden.

Die Schlacht bei Kunersdorf*).

1759.

Die Bewegung der öſterreichiſchen Armee war vorzugsweiſe durch die inzwiſchen eingetretenen Unternehmungen der Ruſſen, in deren Operationen die ihrigen einzugreifen beſtimmt waren, veranlaßt worden. Die Ruſſen hatten bereits Ende April die Weichſel überſchritten und darauf ihre Magazine erneuert. Gegen ſie ſchickte Friedrich jetzt den größern Theil ſeines Armeecorps, welches unter dem Grafen Dohna in Pommern ſtand, mit dem Auftrage, die einzelnen Colonnen der ruſſiſchen Armee noch während ihres Marſches anzugreifen. Dohna wußte dies indeß nicht möglich zu machen. Der ganze Erfolg ſeiner Sendung beſtand darin, daß er ihnen aufs Neue einige Magazine wegnahm, während ihre Corps ſich vereinigten und bereits gegen die Oder vorrückten. Da Dohna keine Schlacht wagte, ſo glaubte Friedrich beſſere Erfolge erwarten zu dürfen, wenn er an deſſen Stelle einen kühnern Heerführer ſende. Er wählte dazu den General Wedell, der ſich bereits im zweiten ſchleſiſchen Kriege den Ehrennamen des preußiſchen Leonidas erworben und auch bei Leuthen ſich aufs Rühmlichſte ausgezeichnet hatte. Wedell aber war einer der jüngſten Generale der Armee; um daher ſeine ältern Genoſſen nicht zu kränken, wohl aber auch, um ihn durch eine ganz ungewöhnliche Ehre zur höchſten Begeiſterung zu entflammen, ernannte ihn Friedrich förmlich, nach römiſcher Sitte, zum Dictator. „Bei dem Heere ſtellt Er nunmehr (mit dieſen Worten entließ ihn der König) meine Perſon vor; was Er befiehlt, geſchieht in meinem Namen, als wäre ich ſelbſt gegenwärtig. Ich habe Ihn bei Leuthen kennen gelernt, und ſetze in Ihn das unbegrenzte Vertrauen, Er werde eben ſo, wie mancher von den Römern ernannte Dictator, auch meine Angelegenheiten an der Oder verbeſſern. Ich befehle Ihm daher, die Ruſſen anzugreifen, wo Er ſie findet, ſie tüchtig zu ſchlagen und dadurch ihre Vereinigung mit den Oeſterreichern zu verhindern.“

Wedell traf die Ruſſen in der Gegend von Züllichau, wo ſie, bei dem Dorfe Kay, eine ſehr günſtige Stellung angenommen hatten. Ohne darauf zu achten und nur an den Befehl des Königs gedenkend, griff er

*) Aus: Franz Kugler, Geſchichte Friedrichs des Großen. Leipz. 1842. S. 116–127. (B. III. Kap. 32.)

ſie, am 23. Juli, mit ſeiner dreimal geringern Macht an. Aber die perſönliche Tapferkeit des Dictators und ſeiner Untergebenen fruchtete nichts gegen die Uebermacht und gegen die Ungunſt der örtlichen Verhältniſſe. Vergebens waren die bis zur Nacht fortgeſetzten Angriffe; die Preußen mußten mit einem Verluſte von mehr als 3000 Mann das Feld räumen. Die Ruſſen rückten bis Frankfurt vor, und hier ſtieß ein öſterreichiſches Corps, von Laudon geführt, zu ihnen.

Jetzt war für Friedrich die größte Gefahr im Anzuge. Schnell entſchloß er ſich, in eigner Perſon den Ruſſen entgegenzutreten. Er berief den Prinzen Heinrich mit dem größern Theile ſeiner Armee aus Sachſen zu ſich, übergab ihm das Kommando in dem Lager von Schmottſeifen und machte ſich ſelbſt mit einem anſehnlichen Truppencorps, das er mit dem Wedellſchen Corps vereinigte, auf den Weg nach Frankfurt.

Die ruſſiſche Armee, vom General Soltikof geführt, hatte am jenſeitigen Oderufer eine feſte Stellung eingenommen. Auf einer Hügelreihe, die ſich von Frankfurt aus öſtlich zieht und vor der das Dorf Kunersdorf liegt, hatte ſie ſich gelagert und den Abfall der Hügel durch ſtarke Batterien geſichert. Friedrich fand es für angemeſſen, an Frankfurt vorüberzuziehen und zwiſchen dieſer Stadt und Küſtrin über den Strom zu ſetzen. So kam er in einem weiten Bogen der einen Seite des ruſſiſchen Heeres gegenüber. Am 11. Auguſt hatte er dieſe Stellung erreicht. Die Stärke der ruſſiſchen Armee, mit Einſchluß des öſterreichiſchen Hülfscorps unter Loudon, betrug ungefähr 70,000 Mann; Friedrich hatte ihnen 43,000 Mann entgegenzuſetzen.

Am 12. Auguſt, früh um 2 Uhr, brach die preußiſche Armee zum Angriff auf. Sie zog ſich, da der Boden von Seen und Bächen durchſchnitten war aufs Neue in einem Bogen ſeitwärts, und marſchirte nun durch einen Kiefernwald dem linken Flügel des Feindes entgegen. Es war bereits 11 Uhr des Vormittags, als man den Saum des Waldes erreicht hatte und ſich zum Angriff ſtellte; die Hitze war drückend, und die Armee hatte ſchon zwei Nächte nur wenig geruht. Kanonen waren aufgefahren, und alsbald entſpann ſich mit den feindlichen Batterien ein heftiges Geſchützfeuer. Dann rückte die preußiſche Infanterie gegen die Anhöhen vor, auf denen der Feind ſtand. Trotz des feindlichen Kugelregens kletterte ſie muthig über den Verhack, den die Ruſſen zum Schutz ihrer Stellung angelegt hatten, erſtieg die Anhöhen und eroberte die Batterien. Ein ruſſiſches Regiment nach dem andern wurde geworfen; bald waren die Preußen im vollkommenen Beſitz der Anhöhen, welche die Stellung des linken ruſſiſchen Flügels ausgemacht hatten;

eine große Menge von Gefangenen und von feindlichen Kanonen war in ihren Händen. Erst jenseit einer Schlucht mit steil abfallenden Seitenwänden, der Kuhgrund genannt, sammelten sich die Russen wieder und stellten den Preußen neugeordnete Schaaren entgegen. Doch war das für die Preußen kein Hinderniß; sie sprangen in die Schlucht hinab und erkletterten den steilen Rand auf der andern Seite. Vergebens bemühten sich die Russen, sie wieder hinabzustürzen; sie behaupteten sich siegreich auch auf dieser Seite und trieben wiederum ein feindliches Regiment nach dem andern zurück.

Es war 5 Uhr Nachmittags. Zwei Drittheile des Feindes waren geschlagen und aus ihrer Stellung vertrieben; 90 Kanonen waren in den Händen der Preußen, der Sieg war so gut wie entschieden, und schon flogen Kouriere mit der freudigen Nachricht nach Berlin. Es war vorauszusehen, daß der Feind nach einem so gewaltigen Schlage nur auf den Rückzug bedacht sein würde. Aber Friedrich war nicht gewillt dem Geschlagenen goldne Brücken zu bauen; da das Schicksal des Tages ihm bis dahin so günstig gewesen war, so hoffte er, daß es ihm nun auch gelingen würde, die Macht des Gegners gänzlich zu vernichten. Vergebens machte man ihm Vorstellungen, wie viel die eigne Infanterie bereits gelitten habe, wie erschöpft sie von dem heißen Tage sei, wie gefährlich es sei, den Feind zur Verzweiflung zu bringen, und wie sein rechter Flügel noch die vortrefflichste Stellung inne habe. In der That beherrschten die Anhöhen, auf denen der rechte feindliche Flügel stand (die Judenberge bei Frankfurt), die Reihe der Hügel, die man bis jetzt bereits gewonnen hatte; amphitheatralisch hoben sie sich über diesen empor, und noch war die feindliche Armee reichlich mit Geschützen versehen. Friedrich aber blieb bei seiner Meinung und befahl erneuten Angriff. Im heftigen Gewehrfeuer standen beide Armeen einander gegenüber; aber den Preußen fehlte es an schwerem Geschütz, das in dem sandigen Boden nicht auf die Anhöhen folgen konnte, während die feindlichen Kanonen von den Judenbergen aus furchtbar in ihren Reihen wütheten. Tief erschöpft, vermochten sie bald nicht mehr so regelmäßig zu feuern wie bisher. Sie konnten dem Feinde keinen weitern Vortheil abgewinnen; aber noch behaupteten sie standhaft ihre Stellung. Jetzt erhielt die preußische Kavallerie, die, durch mancherlei Hindernisse des Bodens aufgehalten, bisher keinen Theil am Gefechte gehabt, den Befehl, auf die feindliche Armee vorzurücken. Aber ein Theil der preußischen Reiter stürzte in Wolfsgruben, die von den Russen angelegt waren, andre wurden von einem wilden Kartätschenfeuer empfangen, und als nun

auch einige feindliche Kavallerieregimenter gegen sie ausrückten, so wurden sie bald gänzlich zurückgeworfen.

So war wiederum eine Stunde des Kampfs verflossen. Bisher hatten nur einzelne Regimenter des österreichischen Hülfscorps an dem Gefechte Theil genommen; jetzt gewahrte Laudon, daß für ihn der entscheidende Augenblick gekommen sei. Unverzüglich brach er mit seinen Reiterschaaren auf, durchzog, von den Preußen ungesehen, eine tiefe Schlucht, die seit jenem Tage der Laudonsgrund heißt, und fiel plötzlich der preußischen Armee, die schon in Unordnung stand, in die Seite und in den Rücken. Nun vermochte diese nicht mehr ihre Stellung zu behaupten; sie wandte sich zum Rückzuge. Friedrich that Alles, um das Schicksal des Tages festzuhalten: er ermunterte die Seinen zur standhaften Ausdauer, er führte die Bataillone aufs Neue dem Feinde entgegen, — umsonst! Schon war ein Pferd unter ihm erschossen, schon waren verschiedene Offiziere und Adjutanten an seiner Seite gefallen, schon mehrere Schüsse durch seine eigene Uniform gegangen, er wich nicht. Ein neuer Schuß traf die Brust des zweiten Pferdes, das er bestiegen; ein Adjutant und ein Unteroffizier, die Einzigen, die sich in der Nähe befanden, sprangen hinzu und fingen ihn mit ihren Armen auf, als das Pferd sich eben auf die Seite werfen wollte. Kein Reservepferd war mehr da; er bestieg das des Adjutanten; eine feindliche Kugel schlug an seine Hüfte, aber sie ward durch ein goldnes Etui, das er in der Tasche trug, in ihrem argen Laufe aufgehalten. Jetzt trafen andre Offiziere ein, dem Könige Rapport über den weitern Verlauf des Unheils zu bringen; sie baten ihn dringend, die gefährliche Stelle zu verlassen. Er aber rief aus: „Wir müssen Alles versuchen, um die Schlacht wieder zu gewinnen: ich muß hier, so gut wie Ihr, meine Schuldigkeit thun!" All seine Ausdauer fruchtete zu nichts. Aufs Neue drangen die Feinde ungestüm vor, und in wilder Unordnung flohen die Preußen vom Schlachtfelde, sich in den benachbarten Wäldern vor dem Grimme der Gegner zu bergen. Durch das Getümmel hörte man die Stimme des Königs, der in gänzlicher Verzweiflung die Worte ausrief: „Giebt es denn heute keine erwünschte Kugel für mich?"

Ein Trupp preußischer Husaren war unter den Letzten auf dem Schlachtfelde. Als auch diese, sich vor den andrängenden Kosackenschwärmen zu retten, ihren Pferden die Sporen gaben, rief plötzlich ein Husar seinem Führer zu: Herr Rittmeister, da steht der König! Sich umwendend, erblickte der Offizier den König, der ganz allein, nur in Begleitung eines Pagen, welcher sein Pferd hielt, auf einem Sand-

hügel stand; er hatte seinen Degen vor sich in die Erde gestoßen und blickte mit verschränkten Armen dem herannahenden Verderben entgegen. Eilig sprengten die Husaren auf ihn zu. Nur mit Mühe konnte ihn der Rittmeister überreden, sich auf das Pferd zu werfen und auf seine Rettung bedacht zu sein. Endlich folgte er den Bitten des Offiziers und rief: „Nun, Herr, wenn Er meint, vorwärts!" Aber schon waren die Kosacken ganz nahe gekommen. Der Rittmeister wandte sich und schoß den feindlichen Offizier vom Pferde. Das machte die Verfolger einen Augenblick stutzen; Friedrich gewann mit seiner kleinen Schaar einen Vorsprung, und jene vermochten ihn nicht wieder einzuholen.

Friedrich übernachtete in einem kleinen Dorfe an der Oder, in einer zertrümmerten Bauerhütte. Die Husaren hatte er ausgesandt, seine zerstreuten Truppen, so viel als möglich zu sammeln. Nur der Page und ein Livreebedienter waren bei ihm; beide hielten abwechselnd vor dem Hause Wache. Einige Verwundete, die im Dorfe lagen, hörten von der Anwesenheit des Königs und kamen, den Wachedienst zu theilen, bis endlich eine größere Truppenzahl zum Schutze des Königs anlangte. Man hatte ihn selbst bereits todt geglaubt. Friedrich aber war überzeugt, daß, wenn die Russen irgend ihren Sieg benutzten, keine Rettung für ihn möglich sei. Gefangenschaft aber und die zu erwartenden schmachvollen Bedingungen, die sich an seine Freigebung knüpfen würden, gedachte er nicht zu überleben. Darum benutzte er die Nacht, seine letzten Verfügungen zu treffen. Prinz Heinrich sollte Generalissimus seiner Armee werden und diese seinem Neffen, Friedrich Wilhelm, dem fünfzehnjährigen Thronfolger, schwören. Der Hof und die Archive sollten aus Berlin, wohin er die Feinde auf allen Seiten in Anmarsch glaubte, geflüchtet werden. Dem Staatsminister, Grafen Finkenstein, schrieb er: „Ich habe keine Hülfe mehr, und, um die Wahrheit zu sagen, ich glaube, daß Alles verloren ist. Ueberleben werde ich den Sturz meines Vaterlandes nicht. Leben Sie wohl auf ewig!"

So verzweifelt Friedrichs Lage war, so sehr er für seine eigne Person von jedem Augenblick das Schlimmste befürchten konnte, so fühlte sein Herz doch zugleich die innigste Theilnahme an dem Unheil, das so viele seiner Getreuen betroffen, so rüstig war er zu helfen bedacht, wo er noch helfen konnte. Zwei junge Offiziere seiner Armee waren u. A. auf eine furchtbare Weise verwundet worden; dem Einen war durch eine Kanonenkugel der größte Theil des Armes weggerissen, dem Andern war eine Kartätschenladung von gehacktem Eisen ins Gesicht

und in den Arm geschossen. Man hatte sie in jenes Dorf gebracht, in welchem Friedrich sein Nachtquartier nahm: hier erholten sie sich wieder, allein kein Feldchirurg wollte die schweren Wunden verbinden. Der Erfolg der Schlacht war ihnen noch unbekannt, als Friedrich unerwartet des Abends in die Stube trat, wo sie auf der Erde in ihrem Blute lagen. Seine ersten Worte waren: „Ach Kinder, Ihr seid wohl schwer blessirt?" Sie erwiderten: „Ja, Ew. Majestät; allein das ist das Wenigste! Wenn wir nur wüßten, ob Sie gesiegt hätten: denn wir hatten schon zwei Redouten hinter uns, und waren bei der dritten, als uns das Unglück traf." Der König sagte: „Ihr habt es bewiesen, daß Ihr unüberwindlich seid, das Uebrige ist Zufall. Verliert nicht den Muth: es wird Alles, auch Ihr werdet besser werden. Seid Ihr schon verbunden? hat man Euch zur Ader gelassen?" — „Nein, Ew. Majestät," erwiderten sie, „kein Teufel will uns verbinden." — Auf der Stelle ward ein Arzt gerufen, dem Friedrich seinen Unwillen über die schlechten Anstalten zu erkennen gab, und befahl, für diese braven Leute alle Sorgfalt zu verwenden. Der Arzt sah die Wunden, zuckte die Achseln und versicherte, daß hier kein Verbinden helfen könne, und alle Mittel vergebens wären, wenn auch dem Einen der Arm abgenommen würde. Der König faßte die jungen Krieger bei der Hand, und zeigte sie dem Arzte mit den Worten: „Hier sehe Er nur, die Leute haben noch kein Fieber! Bei solchem jungen Blute und frischem Herzen pflegt die Natur allezeit Wunder zu thun." Beide Offiziere wurden in der That gerettet, dienten bis zum Frieden, und wurden dann mit guten Versorgungen bedacht. Friedrich aber, der in jenem Zimmer hatte übernachten wollen, nahm mit einer schlechteren Behausung vorlieb. Die furchtbaren Bilder der Zukunft hatten ihn auf seinem kümmerlichen Strohlager nicht schlafen lassen. Als ihm am folgenden Morgen ein Offizier berichtete, daß man noch einiges Geschütz gerettet habe, rief er diesem wild entgegen: „Herr, Er lügt! ich habe keine Kanonen mehr!" Niemand wagte, sich ihm zu nähern. Nur dem alten Obersten Moller klagte er vertraulich sein Leid. Diesen fragte er, wie es doch komme, daß seine Armee nicht mehr so viel leiste, wie früher. Moller, vielleicht des Tages von Leuthen und der damaligen frommen Stimmung des Heeres gedenkend, antwortete, daß seit geraumer Zeit schon keine Betstunde mehr in der Armee gehalten sei. Friedrich gab am folgenden Tage den Befehl, daß der Feldgottesdienst fortan wieder in strenger Regelmäßigkeit abgehalten werde.

Die Russen hatten es versäumt, die Früchte ihres Sieges zu

pflücken. Ihre Generalität versammelte sich am Abend nach der Schlacht in einem Bauerhause, zu berathschlagen, ob den besiegten Preußen nachzusetzen sei oder nicht. Erschöpft von der Hitze des Tages, ließ man vorerst erfrischendes Getränk kommen, und bald waren darüber die Gedanken an alle weiteren Anstrengungen verschwunden. Friedrich ward in der Nacht nicht weiter beunruhigt; schon am folgenden Morgen sammelte sich ein Korps von 18,000 Mann seiner zerstreuten Truppen um ihn; mit diesen ging er ungestört über die Oder, brach die Brücken ab, und lagerte sich zwischen Frankfurt und Küstrin. Er sah jetzt, daß der Feind ihm doch noch Hoffnung übrig lasse. Kurz vor der Schlacht hatte er durch einen Adjutanten des Herzogs Ferdinand von Braunschweig die Nachricht von dem glorreichen Siege bei Minden erhalten; er hatte den Botschafter gebeten, bis nach der Schlacht zu verweilen, damit er ihm das Gegenkompliment an den Herzog mitgeben könne. Jetzt entließ er ihn mit den Worten: „Es thut mir leid, daß die Antwort auf eine so gute Botschaft nicht besser hat gerathen wollen. Wenn Sie aber auf Ihrem Rückwege noch gut durchkommen, und Dann nicht schon in Berlin, und Contades in Magdeburg finden, so können Sie Herzog Ferdinand von mir versichern, daß noch nicht viel verloren ist!“ — Allmälig erst konnte man die Größe des Verlustes ermessen; über 18,000 Mann, 172 Geschütze, 26 Fahnen und 2 Standarten, außerdem alles eroberte Geschütz hatten die Preußen verloren. Viele der ersten Offiziere der Armee waren schwer verwundet. Traurig war das Schicksal eines Dichters, den die eben aufblühende deutsche Poesie zu ihren Lieblingen zählte, und der tapfer in den Reihen der Preußen mitgekämpft hatte, des Majors Christian Ewald von Kleist. Ein Kartätschenschuß hatte ihm das Bein zerschmettert; Kosacken hatten ihn seiner Kleider beraubt und in einen Sumpf geworfen; russische Husaren hatten ihm darauf einige Pflege angedeihen lassen, aber aufs Neue war er von Kosacken ausgeplündert worden. Erst am folgenden Mittage fand ihn ein russischer Offizier, der ihn nach Frankfurt bringen ließ, wo er, trotz der eifrigsten Pflege, am 24. August starb. Im feierlichen Zuge, an dem die Russen ebenso wie die Mitglieder der Frankfurter Universität Theil nahmen, ward er begraben; ein russischer Stabsoffizier legte ihm den eigenen Degen auf den Sarg, „damit ein so würdiger Offizier nicht ohne dies Ehrenzeichen begraben werde.“

Aber auch der Verlust der feindlichen Armee war nicht gering; er belief sich auf mehr als 16,000 Mann. Darum schrieb Soltikof an seine Kaiserin: „Der König von Preußen pflegt seine Niederlagen

theuer zu verkaufen; noch einen solchen Sieg, und ich werde die Nachricht davon, mit dem Stabe in der Hand, allein zu überbringen haben."

Chronologischer Leitfaden

von 1759—1806 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.	
1760	Sieg Friedrichs bei Leignitz und bei Torgau.
1762	Frieden zu Fontainebleau.
1763	Frieden zu Paris und Hubertsburg.
1765—90	Joseph II. Kaiser.
1766	Lothringen mit Frankreich vereinigt.
1772	Erste Theilung Polens.
1778	Baierischer Successionskrieg.
1779	Teschner Friede.
1780	Maria Theresia stirbt.
1785	Deutscher Fürstenbund zu Berlin durch Friedrich II. — Weimar, deutsches Athen.
1786	Friedrich der Große stirbt.
1786—97	Friedrich Wilhelm II., Friedrichs des Großen Nachfolger.
1790—92	Leopold II. Kaiser.
1791	Erstes Bündniß gegen Frankreich. — Revolutionen.
1792	Franz II. Kaiser. — Frankreichs Krieg mit Oesterreich und Preußen. — Belgien von den Franzosen erobert.
1795	Holland erobert. — Friede zwischen Preußen, Spanien, Holland und Frankreich. — Batavische Republik.
1796	Die Franzosen fallen in Deutschland und Italien ein.
1797	Frieden zu Campo Formio.
1798	Congreß zu Rastadt. — Der Rhein, Grenze von Deutschland.
1799	Zweites Bündniß gegen Frankreich.
1800	Schlachten bei Neuburg, Marengo und Hohenlinden.
1801	Frieden zu Lüneville zwischen Oesterreich und Frankreich. — Vertrag zu Paris mit Baiern.
1803	Die Franzosen in Hannover.
1805	Dritte Verbindung gegen Frankreich. — Schlacht bei Austerlitz. — Frieden zu Preßburg.
1806	Krieg zwischen Preußen und Frankreich. — Rheinbund. — Schlachten bei Saalfeld und Jena.

Die Schlachten von Jena und Auerstädt*).

1806.

Wohl verbundene Bewegungen und Behendigkeit hatten bewirkt, daß an beiden Saaufern das französische Heer aufwärts gehen, und

*) Aus: J. C. F. Manso's Geschichte des preußischen Staats. 2. Ausg. Frankf. a. M. 1833. Br. II. S. 151—189.

die einzelnen Streithaufen sich rechts und links in ihrer Richtung unterstützen konnten. So unerwartete Vortheile blieben nicht ohne Einfluß auf die Anordnungen der Preußen. Nicht nur die Möglichkeit rechts über die Saale hinüberzurücken, war vereitelt; auch von dem Fürsten von Hohenlohe ward jetzt die Nothwendigkeit dringend gefühlt, zurückzuziehen, was über der Saale stand, und eine gedrängtere Stellung zu nehmen. Darum sandte er sogleich Eilboten aus, und befahl den einzelnen Heerhaufen Aufbruch. Von Orlamünde ging, nach Besetzung der Saalbrücke, Grawert auf Magdala, von Neustadt Boguslawski nach Rabla, und aus Mittel-Pölnitz mit den Sachsen Zeschwitz über Reka auf Lobeda. Am 11. standen Alle in und um Jena, wo nun das Hauptlager des Fürsten war.

Welchen Eindruck die erlittenen Unfälle auf das Heer hervorgebracht hatten, verrieth sich sehr klar in den Folgen eines blinden Gerüchts, das man mit Recht als schlimme Vorbedeutung betrachten mochte. Es war etwa drei Uhr Nachmittags, und die heran- und fortziehenden Abtheilungen noch in voller Bewegung, als plötzlich, man weiß nicht wie und durch wen, die Sage aufkam, der Feind sei da. Sofort bemächtigte sich aller Gemüther eine fast unglaubliche Bestürzung. Aus jedem Thore und zu jeder Pforte hinaus drängten Erschreckene, und so sehr nahm die Unordnung zu, daß der Fürst, um sie zu stillen, das ganze Heer mußte ausrücken lassen. Dennoch konnte auch so die Reiterei nicht vermocht werden, in die nahen Gehölze und Weinberge vorzuziehn, weil sie überall feindliche Schützen ahnete. Erst nach einer Stunde endete der beschämende Auftritt. Auf allen Pfaden und aus allen Sträuchen hervor krochen furchtsame Landleute, entlaufene Krieger und Nachzügler, und Flüchtlinge von Schleiz und Saalfeld, vielleicht die ersten Urheber des Lärmens, und in dem Heere herrschte schändliche Verwirrung und vielfache Einbuße. Das Feld bedeckten weggeworfene Gewehre, Harnische, Futtersäcke; in den Gräben lagen drei oder vier Stück schweres Geschütz und mehrere Wagen; sächsisches Gepäck war von den Preußen, preußisches von den Sachsen geplündert worden; ein großer Theil fiel am andern Tage in die Hände des Feindes, weil Einige diesen thöricht von Weimar her erwarteten, und sich nach der entgegengesetzten Seite gerettet hatten. Bei Lobeda übermannte der Troß, der die Brod- und Löhnungswagen der Sachsen führte, die schwache Bedeckung und jagte davon, oder hieb die Stränge entzwei. Auf den bestimmten Lagerplatz hinter Weimar zu kommen, gelang Wenigen. Längs dem Mühlthale hin zerarbeitete sich, oder

rührte die Nacht durch der Zug zwiſchen müden Pferden und ſtockenden Fuhrwerken. Das Heer, ohne geſchlagen zu ſein, gab das Bild eines zerſtreuten und aufgelöſten.

Wenn man, das Mühlthal bei Jena hinter ſich laſſend, den Bergſteig, der von ſeiner Windung die Schnecke heißt, überwunden hat, gelangt man auf eine weite Hochebene, über welche die Kunſtſtraße nach Weimar führt. Hier am andern Tage (den 12. October) lagerte ſich das ſächſiſch-preußiſche Heer, die Mitte nach eben jener Kunſtſtraße gerichtet, den linken Flügel anlehnend an die Schnecke, und den rechten ausdehnend bis Kapellendorf, woſelbſt der Fürſt ſeine Wohnung nahm. Wie leicht auch ein Lager geordnet zu werden pflegt, ward hier gleichwohl das Geſchäft durch die Umſtände und verkehrten Anſtalten vielfach erſchwert. Ein dichter anhaltender Morgennebel, die Unordnungen der vorigen Nacht, des Lagerraums Ueberfüllung mit Gepäck, und die Abweſenheit der Muſterſchreiber verzögerten die Arbeit bis tief in den Nachmittag, und ſelbſt vollendet führte ſie nicht zur Befriedigung. Mehrere Dörfer, welche die bei Saalfeld geſchlagenen Sachſen belegt hatten, mußten dem Hauptheer geräumt werden, das, durch die veränderten Umſtände bewogen, um eben die Zeit ſein Lager von Blankenhain rückwärts bei Weimar nahm. Jene Abtheilungen, die bei Lobeda um ihr Geräthe gekommen waren, lagen, neben den preußiſchen Zelten, unter freiem Himmel, ohne hinlängliches Brennholz und Stroh. In das Dorf Hohlſtädt, wo das ſächſiſche Hauptlager ſein ſollte, drängte ſich eigenmächtig mit ſeinen Huſaren der preußiſche Feldherr Schimmelpfennig. Ueberdem mangelte es dem ganzen Heere, das Hohenlohe führte, nicht nur an dem nöthigen Schießbedarf, ſondern, ſeit einigen Tagen, und wiederum am Meiſten den Sachſen, auch an Brod und Futter. So wenig vermochte die nahe Gefahr auf Einigung der Gemüther zu wirken, und die Sorge für das Unentbehrliche zu beleben.

Gegen den Feind waren folgende Vorkehrungen getroffen. Dornburg und die Naſchhäuſer Brücke hielt man, doch nur ſchwach, beſetzt. In Camburg, Dorndorf und Zeigenhain, längs dem rechten Saalufer, ſtanden ſchwere Reiter, in Lobeda und Burgau leichtes Fußvolk (Füſilire) und Jäger. Das Saalthal von Camburg bis Burgau und von da bis Kahla durchzogen anſehnliche Streifwachen. Zur Unterſtützung der Vorpoſten des linken Flügels ward Fußvolk unter Tauenzien in Jena eingelegt. Die Verbindung der Vorpoſten an der Saale und denen vom rechten Flügel unterhielt Pogwiſch. Allgemein herrſchte die Meinung, es würden die Franzoſen die Thäler und Schluchten vor

und hinter Jena meiden und an der linken Flußseite über Magdala hinauf den Feind im Gesicht angreifen.

Aber die Absicht ihres Heerführers galt gerade dem entgegengesetzten Ziele. Seit den Siegen bei Schleiz und Auma waren sie mit jener Schnelligkeit, die ihre Unternehmungen auszeichnet, zwischen der Elster und Saale herangezogen und bereiteten jetzt die Schläge vor, die trennen und überwältigen sollten. Nachdem sie, die Fahrlässigkeit der preußischen Streifer benutzend, noch den 12. October Nachmittags die Gegend von Löbichau und Lobeda durchforscht und Schrecken bis an die Camsdorfer Brücke verbreitet hatten, kamen sie gegen Abend verstärkt wieder, warfen, über die Saale dringend, die Preußen aus Burgau und faßten daselbst festen Fuß. Auch der Prinz von Ponte-Corvo, der etwa um die nämliche Zeit mit seiner Abtheilung Dornburg gegenüber stand, setzte den schwachen Haufen diesseits der Saale in bange Furcht und vermochte ihn, sich von Porndorf über die Brücke zu ziehn und auf den dornburgischen Höhen aufzustellen.

Als die Nachricht von diesem Abzuge dem Grafen von Tauenzien, dem die Obhut Jena's und des Saalthals vertraut war, durch sichere Botschaft zukam, gerieth er in nicht kleine Besorgniß: denn er bedachte, daß die obere Saale an Furthen reich sei, steile Anhöhen hinter ihm sich erhoben, und die leichte Reiterei des Schießbedarfs schon ermangele. Deßhalb faßte er den Entschluß, sich näher an die Hauptmacht zu ziehn, und führte ihn unverweilt aus. Noch in der Nacht auf den 13. October verließ er Jena, den Schlüssel zum Saalthale, und erreichte auf mehrern Wegen, hauptsächlich durch das Mühlthal und Rautbal, die Umgebungen von Closwitz und Cospeda. Die Anhöhe vor dem letzten Orte, welche die Kuppe des Landgrafenbergs ist, übergab er der Beschützung eines besondern Streithaufens. Er selbst stellte sich zwischen beiden Dörfern auf und sandte die leichte Reiterei von Zwätzen über Porstendorf und Neu-Gönne rückwärts nach Stiebritz, nicht ohne Furcht links umgangen, oder von vorn angegriffen und geworfen zu werden, wie auch geschah. Der Vortrab der Franzosen, bereits in Jena, folgte raschen Schrittes, und da es gelang, die beiden Gehölze zu besetzen, welche die Anhöhe umfaßten, so mußte man diese gar bald aufgeben, und Tauenzien eine neue Stellung an dem Fuße des Dornbergs zwischen dem Pfarr- und Lohholze suchen.

Dem rückwärts gedrückten Feldherrn entging nicht, was er in der gewonnenen Anhöhe verloren habe, und wie viel davon abhänge, sich ihrer wieder zu bemächtigen, da sie es war, welche die Gemeinschaft

mit dem Saalthale allein noch unterhielt und überdem dem Feind einen freien Ueberblick der Bewegungen der Preußen eröffnete. In dieser Absicht zog er alle die Mannschaft an sich, die eben ausgerückt war, um eine anbefohlene Futtereinholung zu decken, und meldete zugleich seine Lage dem Fürsten. Plötzlich gewann alles ein ernstes Ansehn. Preußen und Sachsen, Fußvolk und Reiterei, brachen auf; der Fürst mit seinem Gefolge eilte vorwärts, um die Unternehmung zu leiten, und seine Aeußerungen ließen erwarten, er wolle den Feind in das Saalthal zurückwerfen. Noch einmal kämmerte die Hoffnung in den Herzen der Entmuthigten und Unzufriedenen auf, und noch einmal erlosch sie.

Es war gegen die Mittagsstunde, als der Oberste von Massenbach, gesandt nach Weimar, um den Herzog von Braunschweig über den obwaltenden Mangel an Kriegs- und Lebensbedürfnissen nachdrücklich zu belehren, von dort mit Vertröstungen, deren keine erfüllt ward, und zugleich mit neuen Befehlen zurückkehrte. Kurz vor seiner Ankunft im Hauptlager hatte man daselbst die sichere Nachricht überkommen, die Vorräthe bei Naumburg jenseits der Saale und mit ihnen die Stadt sei in Feindes Hand. Die Bestürzung über diese Folge unverzeihlicher Fahrlässigkeit ergriff aller Gemüther. Niemand verheimlichte sich, weder, daß zwischen der Ilm und Saale keine Schlacht mehr zu wagen, noch, wie große Eile von Nöthen sei, um nicht auch von der Elbe und den preußischen Staaten getrennt zu werden: denn so weit war es gediehen, daß die, welche nach dem Rhein hin sehen sollten, das Gesicht der Elbe zuwandten, und die vom Rhein her kamen, der Elbe den Rücken kehrten. Darum beschloß der Herzog, es solle das Hauptheer noch am 13. links ab von Weimar in die Gegend von Auerstädt aufbrechen und Tags darauf, wenn es die Engen von Kösen besetzt habe, immer weiter links bei Freiburg über die Unstrut gehn und auf den dortigen Höhen, rechts den Fluß und im Gesicht den Saalstrom, sich ausbreiten. Dem Grafen von Kalkreuth gab er auf, ihm gleichzeitig mit der Ergänzung zu folgen und, bei Laucha unterhalb Freiburg über die Unstrut setzend, sie in ein Lager zu sammeln. Von Erfurt her möge Rüchel die verlassene Stellung des Hauptheers einnehmen, und der Herzog von Weimar, den er früher des aufgetragenen Zuges entbunden hatte, sich den Abziehenden anschließen. Der Fürst von Hohenlohe ward bedeutet, seine Stellung bei Jena fortzubehaupten, aber unverzüglich einen Streithaufen nach Dornburg und Naumburg zu senden, und dem Hauptheere die rechte Seite zu decken. Dieß war, zur Rettung des Ganzen und Gewinnung verlorner Vortheile, der Entwurf des Herzogs, offenbar

löblich und zweckgemäß, wenn er ſich früher in ihm entwickelt oder einen ſchläfrigen Feind gefunden hätte.

Der Fürſt, ſobald er den neuen und gemeſſenen Befehl vernahm, gab ſeine Aufträge an den Grafen von Tauenzien und eilte ſogleich an die Spitze der verſammelten Schaaren auf Dornburg, das, nach einlaufenden Nachrichten, eben von dem Feinde genommen war. Die den Ehrgeiz des Mannes kannten, meinten alle, er ſinne auf Ausgezeichnetes, und die Zurückdrängung der Franzoſen in das Saalthal hielten viele für das Wenigſte, was ſie erwarten durften. Aber ſo ängſtlich war er entweder in der Befolgung der Vorſchrift des Herzogs, oder von ſo großem Gewicht der Rath der Umgebenden, oder ſo verwirrend die Einbringung eines Gefangenen, die bald erwähnt werden ſoll, daß es faſt das Anſehn gewann, man ſei ausgegangen, ſich umzuſehn, nicht zu handeln: denn nachdem die Mannſchaft auf den Höhen von Zimmern unweit Dornburg angelangt war und den Ort unbeſetzt fand, begnügte ſich der Führer anzuordnen, es ſolle der von Holzendorf die Hohlwege dahin, und der von Schimmelpfennig die nach Camburg beobachten, nahm, in die Stadt ſendend, die Mahlzeit, die der Feind dort beſtellt hatte, an ſich und kehrte zurück nach Capellendorf. Auch in der übrigen Stellung ward nichts abgeändert, noch ein Verſuch auf den Landgrafenberg unternommen. Mitten in großer Gefahr ruhten die Preußen, wie außer aller Gefahr, und unter ihnen der Fürſt. Auf ihn hat der 13. October und die folgende Nacht eine Schuld gehäuft, von der ihm unmöglich geweſen iſt ſich zu reinigen.

Aber mag er es von einer andern, die ihm manche zum Vorwurf andeuten, wie denn die Menſchen meiſt unverzeihlicher finden, mögliches Unheil nicht verhütet, als wirkliches veranlaßt zu haben. In den Thälern von Porſtendorf herumſchleichend, ward ein Franzoſe von einem preußiſchen Huſaren gefunden und aufgegriffen. Der Herumſchleichende war der kaiſerliche Kammerherr und Hauptmann von Montesquiou, erzogen in Dresden und der deutſchen Sprache wohl kundig. Für ſeine Freiheit bot er Gold, allein umſonſt. Der ihn einfing, brachte ihn, ein redlicher Krieger, gegen vier Uhr zu dem Fürſten. Als dieſer den Eingebrachten ausfragte, berichtete er, wie er mit wichtigen Briefen unmittelbar von dem Kaiſer aus Gera komme, und den Marſchall Lannes verfehlt, und deshalb keinen Trompeter bei ſich habe. Die Briefe zeigte er vor. Der eine von Berthier, deſſen Aufſchrift zur Erbrechung berechtigte, enthielt menſchenfreundliche Vorſchläge über die Behandlung der Gefangenen und Verwundeten; die beiden andern waren an den Grafen

von Haugwitz und den König selbst überschrieben. Es ist unbekannt, wodurch der Fürst sich bewogen fühlte, den Franzosen, der wiederholt auf schleunige Absendung in das Hauptlager drang, die Bitte nicht sofort zu gewähren. Nur so viel weiß man, daß der König das kaiserliche Schreiben erst am andern Morgen um 9 Uhr empfing, und der Inhalt, durch französische Blätter verbreitet, Friede und Freundschaft aussprach oder auszusprechen schien. So ist es gekommen, daß auf dem Fürsten von Hohenlohe die üble Nachrede haftet, als habe er das Blutvergießen vermeiden können und nicht vermieden. Aber es ist weder zu glauben, daß der Kampf, schon so nahe, abzuwehren war, noch, daß Napoleon ihn abwehren wollte, und vielleicht zu loben, wenn der schlaue Gesandte verhindert wurde, was er theils schon erspäht hatte, theils noch erspähen konnte, seinem Kaiser eilfertig zu hinterbringen.

Es war nämlich dieser am 13. October nicht mehr in Gera, wie Montesquiou vorgab, sondern bereits in Jena, und jeder einzelne Streithaufen entweder da, wo er sein sollte, oder dem angewiesenen Posten nah. Der Großherzog von Berg und der Marschall Davoust schreckten von Naumburg aus durch kleine Abtheilungen Leipzig und Halle und erhielten den Auftrag, die Hohlwege von Rösen zu besetzen, im Fall der Feind sich nach Naumburg bewege, oder ihn von Apolda her in den Rücken zu nehmen, wenn er seine Stellung behaupte. Der Fürst von Ponte-Corvo zog auf Dornburg, von wo aus er die Preußen von hinten anfallen konnte, sie mochten sich nach Naumburg wenden oder nach Jena. Die letzte Stadt hatte Lannes mit seinen Tapfern inne. Von Kahla heran eilte Augereau, über Roda der Marschall Ney, beide gewiß, ihre Bestimmung noch in der Nacht zu erreichen. Gera hatte der Marschall Soult verlassen, um in der Gegend, wo die Straße von Naumburg und Jena sich durchkreuzen, festen Fuß zu fassen, die großen Massen des rechten und linken Flügels zu verbinden, und nach Erforderniß hier oder dort zu wirken. Nur die schwere Reiterei und die kaiserlichen Garden waren noch zurück. So vertheilt und die Sichern umgarnend stand Frankreichs Macht.

Unter den Führern der sich gegenüber stehenden Heere war keiner thätiger und besorgter, als Napoleon, der am ruhigsten sein durfte. Bald nach seiner Ankunft in Jena (und er war dort Nachmittags 2 Uhr eingetroffen) hatte er den Landgrafenberg bestiegen und die feindliche Stellung beurtheilt. Sogleich faßte er seinen Entschluß. Mit dem Einbruche der Nacht begann überall Bewegung und Leben. Unter seinen Augen ordnete sich auf dem Gipfel jenes Berges der ganze Streit-

haufen des Marschall Lannes, links der Anhöhe in drei Linien die Abtheilung Gazan, rechts die Abtheilung Suchet, und die Garden in ein Viereck, um den Kaiser, der hier übernachten wollte, in ihre Mitte zu nehmen. Ein lauter Zuruf grüßte ihn, der bei Fackelschein von Reihe zu Reihe zog, so oft er an eine neue kam. Zugleich ward in den Abhängen des Saalthals unabläßig gearbeitet, hier Holz gefällt, um die Wege auf die Höhen für das Geschütz zu ebenen, dort das Geschütz durch Menschenhand fortgeschafft und zwischen den Abtheilungen aufgepflanzt, auch, nach der Angabe ortskundiger Männer, von der Stadt und den nahen Thälern aus, Zugänge eröffnet, um dem Volke, das auf der Bergplatte keinen Raum fand, seine Entwicklung zu erleichtern. Es war eine wunderbar bewegende Macht. Das preußische Heer, in einer Linie über sechs Stunden ausgedehnt, erleuchtete durch seine Wachtfeuer den Himmel; das französische, eng und zusammengedrängt, verrieth sich durch einzelne und wenig sichtbare. Die Wachen selbst standen kaum auf Schußweite entfernt. Die von preußischer Seite sahen den Fackelzug des Kaisers, hörten den Jubel der bewillkommenden Krieger, vernahmen den Holzschlag in der Tiefe und das Rasseln des aufgefahrnen Geschützes längs den Bergen, und meldeten Alles an ihre nächsten Behörden: aber war es schlaffe Sorglosigkeit, oder blinde Zuversicht, — zu den Fürsten, wie wenigstens allgemein behauptet wird, gelangte von dem Wahrgenommenen keine Kunde.

Unter solchen Verhältnissen brach der 14. October an, schon acht und vierzig Jahre früher bei Hochkirchen den Preußen verderblich. Rund umher deckte dichter Nebel Wald und Thal; in dem Hauptlager des Fürsten wohnte die tiefste Stille, und allgemein herrschte der Glaube, der größere Theil der französischen Heeresmacht sei nach Naumburg und Köen gezogen, und für heute nichts zu fürchten, als die Folgen der getroffenen Vorkehrungen Napoleons sich offenbarten. Die leicht zurückgeworfenen Vorposten Tauenziens verkündigten beides die Gegenwart und die Absicht des Feindes, und die Unterstützung, die vom Dornberge herab über Kloswitz und rechts von Lützerode herzueilte, setzte der begegnenden Gewalt keine Grenze. Immer heftiger durch Suchet und Gazan unter Lannes gedrängt, floh ein Theil, in lockere Haufen sich auflösend, über Krippendorf und Vierzehnheiligen, und ein anderer, mehr zusammengehalten, über Alten-Gönne nach Hermstädt und späterhin nach Apolda. Noch vor der achten Stunde war die Vorarbeit zur Schlacht vollendet.

Den Fürsten in Capellendorf weckte der Donner des Geschützes

aus seiner Ruhe, nicht aus seinen Träumen. Immer noch wähnend, daß ihm keine Gefahr drohe, hatte er eben auf dem rechten Flügel befohlen, man solle nicht ausrücken, sondern sich blos zum Ausrücken fertig halten, und erstaunte nicht wenig, in demselben Augenblick den linken Flügel die Zelte abbrechen und in voller Bewegung zu sehn, als ihm Grawert, der daselbst anordnete, das Unglück des Tauenzienschen Herhaufens meldete, und wie höchst nöthig ihm dünke, das Volk gegen Vierzehnheiligen vorzuführen. Jetzt erst und weil das Herandrängen der Fliehenden die Aussage bald außer Zweifel setzte, glaubte man an die Nähe des Feindes, obwohl noch nicht an seine Uebermacht und das Dasein Napoleons, und rüstete sich zur Begegnung. Das Fußvolk unter Grawert stellte sich zwischen Klein-Römstädt und Kötschau, die Reiterei, vom Fürsten selbst herbeigeführt, eilte vorwärts, um die Tauenzienschen Krieger zu unterstützen, und an tauglichen Orten legte man Geschützbetten an. Auch die Sachsen, deren Oberfeldherr sein Hauptlager in Hohlstädt hatte, brachen auf, als die Gefahr nahte, und nahmen ihre Richtung, der größere Theil der Reiterei nach Isserstädt, das Fußvolk, den weimarischen Hochweg zur Rechten, nach dem Flohberg. Gegen Magdala, von woher man immer noch einen Angriff erwartete, standen beobachtende leichte Haufen. Zugleich ward Holzendorf, der in der Gegend von Rödichen stand, eilends beschickt, um Dornburg besetzt zu halten: allein zu spät. Dornburgs Brücken und Höhen, vernachlässigt wie Alles, waren längst in den Händen von Ponte-Corvo; und Holzendorf, früh durch das Lobholz geworfen, und bald über Zwätzen her angegriffen von Marschall Soult, flüchtete bereits (man vernahm deutlich das lebhafte Feuern aus dem großen und kleinen Gewehr) nach den Hügeln von Stobra.

Indeß blickte die Sonnenscheibe blutroth aus dem Dunstkreise hervor. Das sächsisch-preußische Heer ordnete sich, ungeachtet der Schwierigkeit, die ihm der Nebel und der Sumpfboden legte, und rückte gegen Vierzehnheiligen an, das die Franzosen bereits besetzt hatten. Bald begann ein mörderischer Kampf, der den Preußen, wiewohl mehrere ihrer Abtheilungen schwankten, sich zerstreuten und wieder gesammelt wurden, einigen Vortheil brachte. Der Feind wich in etwas zurück, ohne übrigens das gewonnene Dorf aufzugeben, und erwartete Verstärkung. In diesem Augenblicke schien Alles von der Erscheinung des Feldherrn Rüchel abzuhängen, der von den Lehnstädter Höhen bei Weimar herüberkommen sollte. Gleich nach der Anordnung der Schlacht hatte der Fürst an ihn gesandt und ihm die einzuschlagende Richtung

bezeichnet; und jetzt in der eilften Stunde des Tages entbot er ihm ſchriftlich noch einmal, „er möge eilen. Das Gefecht laufe glücklich. Alles beruhe auf zeitiger Unterſtützung.“ Allein, ſtatt der frohen Botſchaft von ſeiner Nähe, auf die man ſo ängſtlich hoffte, hörte man das Feuern auf den Höhen von Stobra allmählig verſtummen. Zwei neue Heerſäulen unter dem Prinzen von Ponte-Corvo, der von Dornburg aus über Zimmern hervorbrach, hatten die Abtheilung Holzendorfs, nachdem ſie durch Soult zwei Stunden lang mehr beſchäftigt als gedrängt worden war, zum Rückzug auf Buttelſtädt genöthigt. In dieſer Lage hielt der Fürſt für rathſamer, Vierzehnheiligen nicht zu ſtürmen, ſondern ließ es durch eine Brandkugel anzünden, um den Feind zu verjagen. Er ſelbſt beſchloß ſeine Stellung bis zur Ankunft Rüchels zu behaupten und gebot den Sachſen, ihm durch Vertheidigung der Schnecke die rechte Seite zu ſichern.

Deſto eifriger ſtärkten und verbreiteten ſich die Franzoſen. Von den Höhen von Kloswitz aus ſenkten ſich, was der fallende Nebel deutlich offenbarte, zahlreiche Schaaren in den Iſſerſtädter Forſt, warfen, was ihnen entgegenſtand, und verderbten ein aufgeführtes Stückbett. Andere ſtürmten unter Lannes nach dem brennenden Vierzehnheiligen, in deſſen Gärten ihre Waffenbrüder ſich immerfort hielten, und errangen auch hier Vortheile. Der Heerhaufen Soults, nun frei geworden durch Holzendorfs Abzug, drängte die Reiterei des linken Flügels nach Hermſtädt, während in der rechten Seite Augereau immer ſtärker die Oberhand gewann. Allmählig wich die ganze Abtheilung Graweerts nach Klein- und Groß Römſtädt zurück, und das mörderiſche Feuer löſte allen Zuſammenhang. Nur hier und da widerſtand noch im Einzelnen die Tapferkeit, oder bildete ſich um die verlaſſenen Fahnen ein kleiner Kern.

In dieſer Verwirrung (es war etwa zwiſchen zwei und drei Uhr) erſchien, zwiſchen Umpferſtädt und Frankendorf auf Capellendorf ziehend, und das untergebene Volk auf dem Sperlingsberge ordnend, der Feldherr Rüchel, aber nicht, wie er wähnen mochte, um einen Triumph über den Feind und den Fürſten zugleich zu feiern, ſondern um die Niederlage zu mehren. Er hatte nämlich ſeine Mannſchaft kaum aufgeſtellt, als er bereits in die rechte Seite genommen ward. Ein wohl gerichtetes Stückbett wüthete in den Reihen. Mehrere der tapferſten Führer fanden Tod oder Wunden; er ſelbſt empfing gleich Anfangs eine Schußwunde unter dem Herzen und mußte ſich nach Frankendorf bringen laſſen. Bald ergriffen einzelne Haufen die Flucht und riſſen die noch Standhaften mit ſich fort. Die ganze Abtheilung ſchien gelem-

men, um zu verschwinden, ein nutzloser Zeuge der verlornen Schlacht, und selbst unfähig, sie herzustellen.

Indeß um und neben Römstädt so unglücklich gefochten ward, vertheidigten die Sachsen immerfort den ihnen angewiesenen Posten zwischen Isserstadt und Schwabhausen, zu beschäftigt, um den Gang des Kampfs oberhalb zu verfolgen und von Niemand benachrichtigt. Aber es dauerte nicht lange, so traf das allgemeine Schicksal auch sie. Die Abtheilung des Marschalls Augereau, noch zeitig genug eintreffend, um den Sieg zu theilen, brach mit Gewalt hervor und drohte sie zu umzingeln. Umsonst gewann es kurze Zeit das Ansehn, als ob sie, in Vierecke gesammelt, sich retten würden. Als sie in der Gegend von Kötschau anlangten, wurden sie, sammt den preußischen Schwadronen Bila und Getlandt und dem leichten Fußvolke unter Boguslawski, das auch auf seiner Stelle, jenseits des weimarschen Hochwegs, verharrt hatte, und nunmehr flüchtete, von der französischen Reiterei umstellt und theils niedergehauen, theils gefangen. Nur eine kleine Anzahl schlug sich an der Spitze ihres Führers, des Feldherrn Zeschwitz, durch und erreichte den Theil der sächsischen Reiterei, der unter dem zweiten Zeschwitz, jenes Bruder, mit Ruchel von neuem vorgedrungen und geschlagen eben bei Hohlstädt ankam. Von jetzt nehmen beide Haufen noch einige fliehende Abtheilungen in sich auf, setzen sich nochmals und versuchen den mancherlei Flüchtlingen den Rücken zu sichern, aber ohne großen Erfolg. Die feindliche Uebermacht gestattet keine Ruhe, sondern zerstreut sie so sehr, daß der eine Theil auf der Straße nach Erfurt fortritt und der andre nördlich durch die Engen von Dennstadt der Ilm zuflieht. Solches waren die Glückswechsel einer Schlacht, die in Sorglosigkeit begonnen, ohne Einheit geleitet, durch zwecklose Kühnheit verschlimmert und mit beispielloser Verwirrung geendigt ward.

Zu eben dieser Zeit hatte auch des Königs Heer ein ähnliches Schicksal erfahren. Es war am 13. October in der achten Frühstunde, als die erste Abtheilung desselben unter Schmettau von Weimar aufbrach, die beiden andern unter Wartensleben und Oranien ihr in stündigen Zwischenräumen nachzogen, und Nachmittag um drei Uhr die letzte unter dem Grafen von Kuhnheim folgte, alle in einer Säule auf den Hochweg nach Auerstädt hin gerichtet. Dieselbe Unwissenheit, die bei dem Hohenlohischen Heere über des Feindes Anzahl und Absicht obwaltete, herrschte auch hier und, wie bei jenem, die verderblichste Fahrlässigkeit. Die wichtigen Engen, die bei Kösen über die Saale führen, standen dem Feinde offen, und man meinte sie am folgenden Tage zu

besetzen. Die ermüdeten Krieger wurden angewiesen, unter kaltem Himmel zu übernachten, und fanden, wenige ausgenommen, weder Speise noch Trank, sich zu erwärmen und die Kräfte zu stärken. Ein Kampf auf den folgenden Tag schien gewiß und man strebte nicht einmal die steilen Hohlwege hinter dem tief liegenden Auerstädt zu gewinnen, während der französische Feldherr Davoust sich noch in der Nacht des Kösener Berges bemächtigte.

Am Morgen des 14. Octobers setzte die Abtheilung unter Schmettau, gedeckt von der Reiterei unter Blücher, sich im dichten Herbstnebel in Bewegung. Die voraufziehenden leichten Truppen stießen zwischen den Dörfern Popel und Tauchwitz auf die Spitze des französischen Vortrabs, der bald zurückwich, und da man immerfort mit einem kleinen Haufen zu kämpfen wähnte, so rückte ein Theil der Reiterei so hitzig über Hassenhausen hinaus, daß ihn plötzlich ein Kugelregen von einem Stückbatte zur Rechten faßte und mit Verlust seines berittenen Geschützes zur Flucht zwang. Jetzt schritt die Abtheilung Gudin vorwärts und beschoß die Schmettauische von den beherrschenden Anhöhen mit Erfolg. Es ward offenbar, daß die Gegenkraft viel zu schwach war, und der Herzog von Braunschweig sandte Boten auf Boten, um die Eile der Nachziehenden zu beschleunigen. Endlich überwanden die Abtheilungen Wartensleben und Oranien den Morast Auerstädts und die beschwerlichen Hohlwege, und erreichten, jene, durch den Grund von Rehhausen, den rechten Flügel, und diese zur Unterstützung die Mitte. Alsbald gewann der Kampf, zumal der Himmel sich eben aufklärte, eine ernstere Gestalt und der Streitenden Anstrengung wuchs. Das Fußvolk des französischen rechten Flügels, in Vierecke gesammelt, wies Blüchers Reiter, die über Zedwar und Spillberg hinaus anrückten, standhaft zurück und vereitelte wiederholte Versuche. Dagegen drangen einige Reiterschwadronen der Wartenslebenschen Abtheilung, die dem Fußvolke voraneilten, in den linken Flügel des Feindes ein und schienen das Glück hier zu fesseln. Schon dachte man Hassenhausen zu nehmen. Man erkannte die Wichtigkeit des Besitzes.

Aber wie der Sieg das Hohenlohische Heer trüglich einen Augenblick suchte, und schnell und auf immer wieder verließ, so täuschte er auch das königliche. Während die preußischen Abtheilungen noch im Vorrücken und Entwickeln begriffen waren, trafen nicht nur die beiden französischen, Moreau und Friau, zur entscheidenden Stunde ein, und schlossen sich rechts und links an die von Gudin; das Verhängniß begünstigte selbst noch auf andere Weise den Feind. Der Graf von

Schmettau hatte bereits an der Spitze der Seinigen eine tödtliche Wunde empfangen, als auch der Herzog von Braunschweig, der im Gewühle der Schlacht Befehle gab, ihr geraubt ward. Eine Kugel, die über dem rechten Auge eindrang und das linke aus seiner Höhlung trieb, warf den Unglücklichen besinnungslos nieder. Das blutriefende Gesicht mit einem Tuche verhängend, brachte man ihn zu Pferde, vorüber vor der Abtheilung Oranien, die sich eben entfaltete, nach Auerstädt, wo er in seinen Wagen gehoben und die Wunde gereinigt ward, und von dort weiter rückwärts.

Der Verlust des obersten Feldherrn, von dessen Entwurf außer ihm Niemand wußte, hätte wohl auch einem glücklichen Kampfe geschadet, wie vielmehr einem zweifelhaften. Schon drängte des Feindes neu verstärkter rechter Flügel den linken der Preußen mächtig zurück; die Reihen der Schmettauischen Abtheilung wurden je länger je dünner; auch die unter Wartensleben, wiewohl ihre Stelle behauptend, litt nicht wenig, als endlich die Abtheilung Oranien über Rehhausen und Popel vorrückte. So gekräftigt griff man Hassenhausen abermals an und warf das feindliche Fußvolk hinein, indem die Ueberbleibsel des Schmettauischen Heerhaufens sich hinter der vorschreitenden Linie sammelten. Allein die Abtheilung Moreau, der nichts mehr entgegenstand, zog sich (es war in der zehnten Stunde) um den linken Flügel herum, errichtete an dem Kirchhof von Spillberg zwölf Stücke Geschütz und sandte den Preußen ganze Schwärme von Plänklern in den Rücken. Selbst ein kühner Angriff, den der Prinz Wilhelm gegen eilf Uhr von Sulza her auf das französische Fußvolk mit der Reiterei unternahm, scheiterte an den festen Vierecken, in deren einem sich Davoust aufhielt. Um diese Zeit traf Blücher den König im Gewühle. Noch sahen mehrere Haufen, zur Unterstützung aufgespart, müßig dem Kampfe zu, und die Reiterei zu sammeln war leicht. Da fragte Blücher, ob er beide heranführen solle: aber der König, unbekannt mit Hohenlohes und Rüchels Schicksalen, wünschte sich zu verstärken und die Schlacht am folgenden Tage zu erneuern. Von nun an begann des preußischen Heeres Rückzug. Der rechte Flügel, zuerst wenig verfolgt (des Feindes linker Flügel ermangelte der nöthigen Reiterei), zuletzt von dem Sonnenberg aus bestrichen, wendete sich über Sonnendorf, der linke, heftiger beunruhigt, allein durch die Rückstehenden gedeckt, zog über Rehhausen, beide ohne große Einbuße, auf Auerstädt; aber, durch Wurfgeschütz von den beherrschenden Anhöhen angezündet, mußte der Ort in Eile verlassen werden. An Anzahl, vorzüglich an Reiterei, waren die Preußen ihren Gegnern wohl

überlegen; der Tapferkeit ermangelten so wenig die Gemeinen, als ihre Führer, deren ein großer Theil todt oder verwundet fiel. Auch das Unglück des Herzogs von Braunschweig hat schwerlich über des Tages Ausgang entschieden. Was die Schuld der Niederlage trug, war die Verachtung des Gegners und die daraus entspringende Sicherheit, die Anwendung der Truppenmassen, die, vereinzelt ins Treffen geführt, einzeln bezwungen wurden, und die überlegte Anordnung und ruhige Haltung des französischen Feldherrn.

Der König eilte auf der Straße nach Weimar vorwärts, um zu neuem Kampf sich zu rüsten, als man plötzlich auf den Höhen von Apolda Bewegungen feindlicher Massen wahrnahm. Diese unerfreuliche Erscheinung gab die erste Ahnung von dem, was bei Jena geschehen war, und bestimmte ihn, mit einem Theil seiner Garden und andern Kriegern sich links nach Sömmerda abzuwenden. Hier überdachte er sein Unglück, mit dessen Umfang er unterwegs genauer bekannt geworden war, und schrieb in dem Hause des Predigers an den französischen Kaiser. Der oben erwähnte Herr von Montesquiou hatte ihm dessen Schreiben während der Schlacht eingehändigt, und die freundlichen Gesinnungen, die es aussprach, erregten Hoffnungen zur Aussöhnung. Ungewiß jedoch der Großmuth des Siegers, suchte er unverweilt Sondershausen.

Vielleicht war nie ein besiegtes Heer in einer traurigern Lage, als das preußische. Nicht nur überall umgangen, stand es abgeschnitten von seiner Heimath; seine Sieg träumenden Feldherrn hatten ihm nicht einmal Sammelplätze für den Fall der Flucht angewiesen. Schon diese Unvorsichtigkeit erschwerte die Vereinigung der Zerstreuten; aber auch von andern Seiten jetzten sich ihr gar manche Hindernisse entgegen. Der Rückzug nach Norden hinauf (und er schien der allein mögliche) mußte die beiden Heere, deren keins von dem andern etwas wußte, nothwendig verwirren, und das endlose Gepäck, das sie nach sich schleppten, diese Verwirrung mehren. Die Unkenntniß des Landes und der Herbstnächte lange Dunkelheit trugen das Ihrige dazu bei, die Umherirrenden von der rechten Straße abzuleiten. Durch die zwei verlornen Schlachten war das Vertrauen zu den eignen Heerführern ganz erloschen und die Achtung vor den feindlichen unendlich gewachsen. Hierzu gesellte sich das Gefühl des schon empfundenen und noch bevorstehenden Mangels, die Entfernung einer sichern mit Vorrath versehenen Feste, bei vielen die Furcht vor dem nachdringenden Feinde, bei manchen die niederdrückende Schande, bei allen die getäuschte Erwartung, die schon

allein muthlos macht und die Besonnenheit raubt. Auch der Gedanke konnte den Kundigen nicht entgehn, daß die Fliehenden einen weiten Bogen zu ihrer Rettung beschreiben mußten, während ihre Verfolger (die behendesten und ausdauerndsten!) auf der kürzern Sehne vorschritten.

Die ersten Folgen der allgemeinen Auflösung erfuhr der Fürst von Hohenlohe sogleich auf seiner Flucht nach Schloß Vippach, wo er, unter Begleitung einer zahlreichen Reiterei, Nachts um zehn Uhr ankam. Das sämmtliche Gepäck des königlichen Heeres, hier seit dem 13. eingetroffen, sperrte die schmalen Dämme der Zugänge; Ausreißer und Flüchtlinge, welche die Botschaft von dem verlornen Treffen bei Auerstädt brachten, verbreiteten Furcht und Schrecken; dem Trotze der Einwohner mußte man Futter und Brot abpressen; und die aufgefahrene Beute erregte in allen die Besorgniß, es werde der Feind ihr zueilen. Um die Unglücklichen noch tiefer zu beugen, lief gegen Mitternacht die Kunde ein, Sömmerda, wohin sie mit dem Morgen aufbrechen wollten, werde bereits geplündert. So nahe Gefahr verbot alles Säumen. Man beschloß sich sogleich nach Tennstädt zu wenden, um der Straße auf Weißensee zu entgehn, in der das Heergeräth fortzog. Aber die, welche nach Tennstädt führte, erfüllte das Gepäck des Königs und der Prinzen. Die Fliehenden wurden genöthigt, sich auf Feldwegen in tiefer Dunkelheit fortzustehlen, und als man endlich am 15. früh um sieben Uhr in der kleinen Stadt eintraf, waren von der großen Begleitung nicht hundert Mann übrig.

Es lag dem Fürsten alles daran, sichere Nachricht von seinem und des Königs Heere zu erlangen. Darum sandte er Eilboten nach Frankenhausen, Mühlhausen und Liebstädt, und meinte nach eingezogenen Berichten gemächlich über Ehrich nach Sondershausen zu gehn: aber diese Hoffnung, wie so viele, betrog ihn. Er war noch nicht anderthalb Stunden in Tennstädt, so erhob sich vor dem Thore, das nach Ehrich führt, ein lebhaftes Plänkeln zwischen preußischer und französischer Reiterei. Je kleiner die Bedeckung war, die ihn umgab, um desto dringender ward die Flucht. Er und sein ganzes Gefolge bestiegen augenblicklich die Pferde, und ein kundiger Bote leitete sie alle zum entgegengesetzten Thore hinaus, in Nebenwegen über Horn-Sömmern, auf die Höhen von Ehrich, wo sie abermals sächsisches Gepäck, durch Feinde gejagt, in der Straße von Weißensee nach Sondershausen hin sahn. Umsonst strebten sie diesem zuvorzukommen. Als sie in Sondershausen anlangten, waren alle Thore, Straßen und öffentliche Plätze

gefüllt und gesperrt. Flüchtlinge aller Art, Bewaffnete und Unbewaffnete, Einzelne und in Haufen, strömten zusammen. Die ganze Nacht verging unter Getümmel und Sorgen. Wahre und falsche Sagen durchkreuzten sich wunderbar. Ueber das Schicksal des königlichen Heeres und wo es sich sammeln solle, wußte Niemand Auskunft zu geben.

Endlich am 16. October früh um neun Uhr traf der König in Sondershausen ein, und wiewohl seine Gegenwart die Unordnung nicht aufhob, suchte man ihr doch durch einen festen Entschluß vorzubeugen. Der gefaßte ging dahin, den Rest der aufgelösten Heere bei Magdeburg zu versammeln und vereinigt mit der ersten preußischen Hülfe (Reserve), die bei Halle stand, Berlin zu sichern, oder, im Fall dies zu spät sei, den Oderstrom zu gewinnen, und sich den ostpreußischen Völkern anzuschließen. Zugleich ward der Graf von Kalkreuth beauftragt, die ihm untergebene Mannschaft über die Elbe zu führen, und der Fürst von Hohenlohe zum Befehlshaber aller der übrigen Krieger ernannt, die bei Auerstädt und Jena gefochten hatten. Der König selbst reiste auf der Stelle nach Magdeburg, um auch hier die nöthigen Anstalten zu treffen.

Mittlerweile hatte ihm die Klugheit des Siegers die einzige verbündete Macht entrissen. Es war dem Feinde nicht unbekannt, wie wenig die Sachsen den unternommenen Krieg billigten. Schon vor Eröffnung des Feldzuges waren Aufforderungen, sich von Preußens Sache zu trennen, an sie ergangen, und sogar mitten im Kampfe durch heranreitende Vorposten gedruckte Blätter ausgestreut worden, um zum Abfall zu bereden. Jetzt nach dem Verlust einer Schlacht, die einen großen Theil der sächsischen Streiter in die Hände des Ueberwinders gab, und das ganze herrliche Land ihm aufschloß, schien es leicht, Volk und Herrscher zu den Fahnen Frankreichs herüberzuziehn, und der Kaiser säumte nicht, die ersten Schritte zu thun. Die Führer des sächsischen Fußvolks, das an der Schnecke gefangen ward, um sich sammelnd, erklärte er, „wie sehr er den Kurfürsten schätze, und seine Lage zu Preußen bedauere. Er sei gekommen, sie von so unwürdigem Joche zu befreien. Alle Feindseligkeit werde aufhören, sobald ihr Gebieter seine Schaaren abrufe und Dresden und den Königstein zu befestigen unterlasse. Sie selbst, wenn sie sich schriftlich in ihrem und ihrer Untergebenen Namen verbürgten, nicht mehr gegen Frankreich zu dienen, könnten sogleich in ihre Heimath zurückkehren.“ Jene unterzeichneten hierauf noch am 15. für sich und die Ihrigen, und zogen am 17., mit Pässen versehen, nach Hause. Es war kein Zweifel, daß solche Schonung in kurzem verderblich für Preußen werden müsse.

Bei weitem verderblicher ward ihm jedoch gleich jetzt die Behendigkeit, mit der die Sieger die neu errungenen Vortheile verfolgten. Wie der eine Theil des geschlagenen Heeres sich hauptsächlich nordwärts nach dem Harz wandte, so flüchtete der andere westlich nach Erfurt. Dieser Feste, ehedem eine der wichtigsten Thüringens, nahte zu eben der Zeit ein bedeutender Hause Preußen. Der Herzog von Weimar, der ihn führte, stand am 7. October, da das preußische Heer sich zum Vorrükken über das thüringer Gebirg anschickte, an dessen nördlichem Abhange bei Tambach und zog am 9., dem Auftrage des Oberfeldherrn gemäß, auf der Straße von Meiningen nach der Werra, entschlossen, zu wirken, wenn die Umstände geböten, als das schnelle Vorrücken der Franzosen nach Schleiz jeden Entwurf vereitelte, und ein neuer Befehl zur Vereinigung mit dem Hauptheere über Schmalkalden und Gotha aufforderte. Der Herzog, den Feinden näher und darum vermögend, seine und ihre Stellung richtiger zu beurtheilen, meldete, wie er, um früher einzutreffen, und zugleich den Feind zu verwirren, seinen Rückzug über Frauenwalde und Ilmenau nehmen werde, und ordnete alles. Die bis Schweinfurt Vorausgeschickten wurden einberufen, die kleine schon genommene Feste Königshofen verlassen und die Mannschaft in der Gegend von Römhild und Hildburghausen versammelt. Indeß waren die Franzosen bei Saalfeld durchgebrochen, und ein zweiter Eilbote, in der Nacht auf den 12. October eintreffend, empfahl dem Herzoge, dessen veränderte Richtung man im Lager des Königs später erfahren hatte, von Gotha unverzüglich über Erfurt nach Weimar zu ziehen. Er, der bessern Ansicht treu geblieben, stand am 13. bereits in dem näher liegenden Ilmenau und sandte an Rüchel, um sich über den Ort und Zweck des Hauptheers belehren zu lassen. Am 14. Nachmittags kam Botschaft, Rüchel stehe am Webicht und das Geschütz donnere. Da eilte der Herzog, um Weimar zu erreichen, noch denselben Abend auf Arnstadt; aber ehe er das Städtchen verließ, überraschte ihn die zweite Botschaft von der Niederlage bei Vierzehnheiligen.

Es war beschlossen gewesen, über die Egstädter Höhen zu gehen, und von da aus, Erfurt links lassend, sich auf die Kunststraße zu wenden. Jetzt, wo die Besetzung Weimars so gut wie gewiß schien, fühlte der Herzog, daß dieser Entwurf ins Unglück führe, und eilte hinter der Gera hinweg nach Erfurt. Als er daselbst am 15. October anlangte und nach Lebensmitteln in die Stadt sandte, erfuhr er, wie innerhalb alles von Flüchtlingen wimmele, der Marschall Möllendorf, der Prinz

von Oranien und andere angesehene Kriegsobersten sich dort befänden, und was Alles am 14. October verloren gegangen sei. Zugleich ersuchte man ihn dringend, sich zwischen dem Petersberg und der Gera zu setzen und den Abzug der Geschlagenen zu decken, der binnen einer Stunde erfolgen solle. Er, der durch Fernröhre die Heeresmacht der Feinde sich schon heranwälzen sah, sandte sein Fußvolk sogleich unter dem Herzoge von Braunschweig-Oels über Tüttleben und Hochheim nach Langensalza, und ordnete seine Reiterei auf den Höhen von Binderoleben. Indeß kam der Feind immer näher; der Abend brach an, und Möllendorf, obgleich oft beschickt und dringend aufgefordert, zögerte immerfort. Plötzlich (die Dämmerung herrschte schon) ließ er melden, „es sei an keinen Abzug zu denken. Die Versprengten, die Erfurt einschließe, wären entweder Verwundete, oder Ermattete, oder vom schlimmsten Willen. Der Herzog sei umgangen. Er möge sich durchschlagen, wenn er könne.“ Diesen schmerzte nichts so tief, als der Verlust der Zeit, die in Schlachten so wichtig, im Fliehen unschätzbar ist, doch faßte und entschloß er sich augenblicklich, und nahm seine Richtung auf Gotha, wo er, hinter der Stadt gelagert, des Morgens harrte. Sobald es lichtete, rückte er, verstärkt durch einen preußischen Heerhaufen, den er an sich gezogen hatte, seinem Fußvolke nach, holte es in Mühlhausen ein, und ging von da am 17. auf Heiligenstadt. Hier endlich erhielt er, wornach ihn so sehr verlangte, bestimmte Nachricht von dem Schicksale der beiden Heere, und entscheidende Vorschrift. Ein Schreiben des Fürsten von Hohenlohe aus Nordheim wies ihn an, nach Magdeburg fortzueilen, und, was er auf dem Wege sammeln könne, mit sich zu führen.

Noch hatte der Herzog von Weimar Mühlhausen nicht erreicht, als man bereits in Erfurt über die Hingabe verhandelte. Diese Feste, die seit vier Jahren in der Gewalt der Preußen war, und durch zwei starke Schlösser, den Petersberg und die Cyriaksburg geschützt wird, konnte jetzt, als Zufluchtsort, den Geschlagenen gar bedeutenden Vortheil gewähren, wenn man ihrer früher gedacht hatte. Aber vernachlässigt wie es war, und in den Händen kleinmüthiger Befehlshaber, kam es Keinem in den Sinn sie zu vertheidigen. Nur wenig Schüsse vom Petersberg fielen zur Antwort auf die von außen, und mehr ermuntert für den kühnen Herzog von Berg, der hier befahl, als zurückschreckend. Am 16. einigte man sich über die Bedingungen. Einzelne Krieger und kleine Schaaren mit und ohne Gewehr hatten sich Tags vorher durch

den weimarischen Heerhaufen gezogen und nach Langensalza gerettet. Die andern alle, an der Zahl acht tausend, streckten die Waffen und wurden über Eisenach abgeführt.

Chronologischer Leitfaden

von 1806—1813 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.	
1806	Vierte Verbündung gegen Frankreich. — Die Franzosen in Berlin und Warschau.
1807	Frieden zu Tilsit.
1808	Congreß zu Erfurt.
1809	Oesterreichs Krieg gegen Frankreich. — Schlachten bei Aspern, Wagram ꝛc. Wiener Frieden (zu Schönbrunn).
1810	Holland und das Wallisierland mit Frankreich vereinigt.
1811	Deutschland ganz unter französischem Einflusse.
1812	Die Franzosen rücken in Rußland ein.
1813	Deutsche Befreiungskriege. Schlachten bei Großgörschen, Bautzen, und Wurschen, Großbeeren, an der Katzbach, Dresden, Kulm.

Die Schlacht bei Leipzig*).

1813.

Der Abend des 15. Oktobers fand die beiden Heere, das verbündete und das Französische, wenn man von Osten anhebt, in dieser Ordnung. Am nächsten dem Feinde, namentlich in Thräna, Raunhof, Kohra und Pombsen standen der Graf Wittgenstein und der Graf Kleinau, in Störmthal und Wossa der Fürst Gortschakow und der Prinz von Würtemberg, in Magdeborn Kleist, mehr rückwärts Rajewski. Meerveldt, sammt den österreichischen und russischen Unterstützungen, lagerte in Audigast an der Straße von Pegau nach Leipzig, seine Vortruppen in Zwenkau. Colloredo war erst in Penig, Giulay bereits in Lützen eingetroffen, jener seine Vorhut nach Frohburg und Rochlitz, dieser Streifer nach Mark-Ranstädt sendend. Blücher befand sich in Schkeuditz, der Kronprinz von Schweden in Halle, Benningsen in Waldheim. Von

---

*) Aus: J. C. F. Manso's Geschichte des preußischen Staates. 2. Ausg. Frankf. a. M. 1830. Bd. III. S. 210—221.

den Fürſten übernachtete Alexander in Pegau, und eben daſelbſt der Feldmarſchall von Schwarzenberg, Franz und Friedrich Wilhelm aber in Altenburg. — Die Franzoſen bildeten von Oſten nach Weſten, oder von Liebertwolkwitz über Wachau nach Connewitz einen Halbkreis und hielten den erſten Ort Lauriſton, den zweiten Victor, den dritten Poniatowski. Lindenau, weſtlich von Leipzig, bewachte Bertrand, den nördlichen Zugang der Stadt Marmont, den zu verſtärken Ney und Reynier von Deſſau und Wittenberg heran auf Delitzſch zogen. Innerhalb des Kreiſes harrten des auffordernden Augenblicks bei Probſtheida Oudinot und Mortier, bei Stötteritz Macdonald, bei Reudnitz die kaiſerlichen Garden, und bei den Straßenhäuſern daſelbſt Augereau. Dem Unbefangenen konnte es nicht entgehen, daß die Stellung der Franzoſen bei Weitem gedrängter, und ihre Kraft mehr vereinigt war, als die der Verbündeten, deren Völker, einem großen Theile nach, erſt eintreffen ſollten. Auch der Boden, auf dem Napoleon zu kämpfen beſchloſſen hatte, gewährte ihm, in ſo fern nicht Flucht, ſondern Sieg in ſeiner Berechnung lag, durch die deckende Pleiße und die Hochebene bei Wachau, manche Vortheile.

Früh am 16. October zwiſchen acht und neun Uhr begann rund um Angriff und Abwehr. Längs der Pleiße gegen Markt-Kieeberg bewegte ſich der Feldherr von Kleiſt, gegen Wachau der Prinz von Würtemberg, und gegen Liebertwolkwitz der Fürſt Gortſchakow und der Graf von Klenau. Ueberall erhob ſich ein zweifelhaftes Gefecht, und erfolgten von Seiten der Verbündeten die rühmlichſten Anſtrengungen, ohne daß ſie jedoch viel Boden gewonnen, oder den Feind merklich beſchränkten. Eben dieß war der Fall tiefer unten an der Pleiße bei Connewitz, wo Meerveldt ſich gegen die von Natur feſte und wohl vertheidigte Stellung Poniatowski's verſuchte, und ſeines Zweckes verfehlte. Ueber tauſend Stücke Geſchütz donnerten auf der ausgedehnten Schlachtlinie und wütheten (einzelne Schüſſe wurden gar nicht mehr gehört und in Leipzig klirrten die Fenſter und erbebte die Erde) wider die Dörfer, die Schutzwehren der Feinde, und von beiden Seiten wider das Leben der Menſchen. Napoleon auf der Höhe von Wachau überſchaute, beurtheilte, lenkte und ſandte überall, wo die Kraft erſchöpft ſchien, oder Ausſicht zum Siege war, Beiſtand. Von Stötteritz gegen Holzhauſen zur Kräftigung Lauriſtons brachen der Heerhaufe Macdonalds, ein Theil der jungen Garde unter Mortier, und Reiterei unter Sebaſtiani auf, und ſtrebten den feindlichen rechten Flügel zu umgehen. Nach Wachau zur Hülfe Victors zogen zwei Abtheilungen der jungen Garde unter Oudi-

not, hundert und fünfzig Stücke aufgespartes Geschütz unter Drouot, und eine Abtheilung Reiterei unter Latour-Maubourg. Auch Connewitz ward beachtet und Curial mit einem Theil der alten Garde abgesandt. So zahlreiche Verstärkungen erheischten nicht geringere von Seiten der Verbündeten und wirklich boten sie Alles, was in der Nähe war, auf, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Der Feldherr Rajewski nahm bei der Schäferei Auenhain, die Wachau gegenüber liegt, eine Stellung. Ein Theil der österreichischen Unterstützungen, die unter dem Prinzen von Hessen-Homburg bei Zehigker standen, eilte über Raschwitz an das rechte Ufer der Pleiße in der Mitte zu, und bei Mark-Kleeberg löste Bianchy Kleists ermüdete Krieger nach neunstündigem Kampfe ab. Indeß fehlte so viel, daß durch diese Vorkehrungen des Feindes Andrang schnell und allenthalben gehemmt wurde, daß er sich vielmehr von Wachau aus in immer größerer Anzahl entfaltete, die Mitte der Schlachtordnung gegen drei Uhr durchbrach, und, über Gossa hinausstürmend, der Anhöhe nahe kam, von wo herab Alexander und Friedrich Wilhelm den Erfolg der wechselseitigen Anstrengungen beobachteten. Nur mit Mühe wehrte Orlow Denisow, heranstürzend mit den Leib-Kosaken des Kaisers, der Kühnheit des tapfern Latour Maubourg, dem hier eine Stückkugel den Schenkel zerschmetterte, und eroberte vierundzwanzig Stücke Geschütz von sechsundzwanzig genommenen zurück.

Schon hatte Napoleon mehrere Siegesboten nach Leipzig gesandt, und die Glocken der Stadt ertönten, feiernd, auf seinen Befehl, als nach und nach die gesammte österreichische Unterstützung auf allen ihr bestimmten Punkten eintraf, und zugleich die Russisch-Preußische von Magdeborn her sich bewegte. Noch einmal versuchte Napoleon den glücklichen Augenblick, der ihm durch die Abweisung seiner Reiterei verloren gegangen war, zurückzubringen, und besetzte die Schäferei Auenhain vor dem Dorfe Gossa, allein ohne sich in jener halten und dieses überwältigen zu können. So heftig er auch und mit immer vermehrten Massen die Angriffe erneuerte, wurden sie doch durch das Zusammenwirken der getroffenen Maßregeln vereitelt, und wenigstens allen weitern und Vernichtung drohenden Fortschritten gewehrt. Dieß war die Grenze, über die hinaus leider auch der Erfolg der Anstrengungen bei Connewitz und Liebertwolkwitz nicht reichte. Dort, wo eine Schaar mittelst einer Furth bei Lolitz die Pleiße zwang, wurde sie fast in dem Augenblick ihres Uebergangs von Curial empfangen und geworfen, und verlor ihren Führer, den Oberfeldhern Meerveldt, der verwundet in die Hände des Feindes fiel; hier, wo lange eine Gefahr die andere

drängte, mußte sich ebenfalls begnügen, das Gefecht zum Stehen zu bringen, und die Dörfer Groß-Pösna und Seyffartshain zu behaupten. Auf solche Weise endigte am späten Abend, östlich der Pleiße und ihren Ufern entlang, die ungeheure Schlacht, in welcher das Leben von Tausenden und eine unabsehbare Masse von Kraft, zuletzt, von Seiten der Verbündeten, nicht um zu siegen, sondern um sich zu schützen, geopfert wurde.

Kein anderes Gepräge trug an demselben Tage der Kampf tiefer vorwärts an der Luppe und Elster. Zwar hatte der Oesterreicher Giulay sich hier anfangs schnelle Vortheile errungen, und sogar Lindenau weggenommen: aber auch ihm entriß der Mittag die Siegeskränze des Morgens. Der Besitz von Lindenau war für Napoleon, im Fall eines Rückzuges, viel zu wichtig, um es aufgeben zu können. Bertrand erhielt Befehl, es um jeden Preis zurückzuerobern, und eroberte es nach großer Anstrengung. Selbst auf Klein-Zschocher, wohin Giulay am Abend wiederkehrte, versuchte er vorzudringen, doch fruchtlos. — Das einzige Herr, dem das Glück an diesem Tage frische Lorbeeren brachte, war das schlesische. Während nämlich Ney, von Napoleon abgerufen, den gefährdeten Abtheilungen bei Konnewitz und Wachau mit der seinigen zu Hülfe eilte, stießen Blücher und seine Mitfeldherrn York und Langeron, auf die Heerhaufen Marmonts und Regniers, die ihnen zwischen Möckern und Wetteritzsch entgegentraten, und sich zu behaupten dachten, und zwangen sie, das Feld zu räumen. Als Ney mit dem Einbruche der Dunkelheit wieder eintraf, fand er es zu spät, den Kampf aufzunehmen, und, was über dem Her- und Hinziehen verloren gegangen war, dem Gegner von Neuem abzugewinnen. Man entschloß sich daher, hinter die Partha zu gehn, und stellte bloß schwache Vorposten in Gohlis und Eutritzsch aus.

Es ist von jeher befremdend gefunden worden, wie der Kaiser der Franzosen den ganzen 17. October, an dem Jeder die Erneuerung der Schlacht, oder mindestens einen großen Entschluß von ihm erwartete, ungenutzt konnte hingehen lassen, und seine Unthätigkeit erscheint um so räthselhafter, weil bei ihr die Verbündeten durch das Heranziehen ihrer Verstärkungen gewannen, er, keiner Hülfe von außen gewärtig, verlor. Faßt man jedoch seine Denkungsart und mehrere eintretende Zufälligkeiten schärfer auf, so begreift man endlich wohl, wie er, der mehr denn irgend ein Feldherr von der öffentlichen Meinung abhängig geworden war, sich den Einflüsterungen eines falschen Ehrgeizes hingeben mußte. Durch die Räumung des Schlachtfeldes bekannte er laut

und öffentlich, daß der durch Glockengeläut verkündigte Sieg eine schmähliche Täuschung, und er der Ueberwundene sei. Das an sich schon bittre Gefühl dieses Geständnisses wurde dadurch noch mehr geschärft, daß der gefangene Feldherr Meerveldt, den Napoleon noch am Abend des Kampftages mit Anträgen in das österreichische Hauptlager gesandt hatte, keine freundliche Antwort zurückbrachte. Hierzu gesellte sich ferner, und mußte sich die Betrachtung gesellen, daß der Rückzug, zu welcher Zeit man ihn auch antrete, das verbündete Heer nachziehen und eine ernstliche Abwehr erheischen werde. Endlich vereinigt sich Alles zu glauben, daß der Kaiser den Umfang der ihm drohenden Gefahr nicht genau kannte, und sein Entschluß, keinen zweiten Kampf zu bestehen, erst durch später einlaufende Nachrichten entschieden wurde. Welche Gründe ihn indeß zu diesem Verzug bestimmten, so viel ist gewiß, daß in der Nacht auf den 18. October alle Anstalten zum Aufbruch getroffen wurden. Gegen zwei Uhr füllten sich die rückwärts führenden Straßen mit Volk; bei Probstheida ward eine Reihe ausgeleerter Pulverwagen, die sich vielleicht nicht fortbringen ließen, verbrannt; der Kaiser eilte nach Reudniß zum Marschall Ney, der mit den Seinen noch in tiefem Schlafe begraben lag, und blieb dort bis fünf Uhr; dann fuhr er um Leipzig herum nach Lindenau, befehligte Bertrand nach Weißenfels vorzugehen, und traf, auf demselben Wege umkehrend, gegen acht Uhr wieder in Stötteritz ein, um in einem der dortigen Landhäuser zu frühstücken. Aber schon donnerte das Geschütz. Die Verbündeten brachen auf. Eine zweite Schlacht mußte gewagt werden, und das französische Heer, in einen engern Kreis als gestern zusammengezogen, reihte sich so aneinander.

Der rechte Flügel, wie gestern, unter dem obersten Befehle des Königs von Neapel, und dem besondern des Fürsten Poniatowski, den Napoleon auf dem Schlachtfelde zum französischen Marschall ernannt hatte, und der Feldherrn Victor und Lauriston, dehnte sich von Konnewitz über Probstheida bis nach Stötteritz aus: aber die vorwärts liegenden und stark besetzten Dörfer Dölitz, Dösen und Zuckelhausen, sammt der Schäferei Maisdorf, und der benachbarten Ziegelscheune, bildeten gleichsam einen Gürtel oder eine Vorlinie, die überwältigt werden mußte, um zur Stellung selbst zu gelangen. Die Mitte von Holzhausen über Zweinaundorf bis Mölkau hielt Macdonald: aber vor ihm standen ebenfalls noch Abtheilungen in Klein-Pösna und Baalsdorf. Der linke Flügel unter dem Oberbefehle Neys, war zusammengesetzt aus den Heertheilen Marmonts, Souhams und Regniers, von denen die-

ſer Paunsdorf und Taucha bewachte, und jene am linken Ufer der Partha von Schönefeld über Reutſch bis hin zur Thekla-Kirche ſich ausdehnten. Die nördlichen Zugänge Leipzigs beſchützte die Reiterei Arrighi's und Dombrowski's. Die Garden waren auf dem Thonberge ſo aufgeſtellt, daß ſie ſchnell nach allen Richtungen hin wirken konnten. Die ſämmtlichen Eingänge Leipzigs wurden Marmonts beſonderer Obhut anvertraut.

Die Stellung der Verbündeten war im Ganzen die vom 16. October, nur, daß Blücher, nach einem kühnen Gefechte bei Gohlis, jetzt näher an Leipzig ſtand: aber gewonnen hatten ſie ungemein, nicht bloß durch die Ruhe des geſtrigen Tages, ſondern zugleich durch die Menge wackerer Streiter, die er ihnen zuführte. In der achten Morgenſtunde des 17. trafen die Schweden bereits über Landsberg bei Breitenfeld ein, und bezogen ein Lager. Um eilf Uhr erſchien Colloredo, und ſtellte ſich vor Mark-Kleeberg ins erſte Treffen. Am Mittag endlich meldete Benningſen, daß er ſammt dem Oeſterreicher Bubna Fuchshain erreicht habe. Von jetzt an belebte alle Gemüther der Wunſch, den Feind anzufallen, und die Hoffnung, ihn zu beſiegen, und ſo zog man gegen ihn in ſechs Heerhaufen, deren Wirkungen im Ganzen, mit Uebergehung der Ereigniſſe im Einzelnen, als welche die Erzählung nur verwirren würden, hier zur Bezeichnung des Gangs der Schlacht, und des endlichen großen Erfolgs aufgeführt werden ſollen.

Die erſte Heerſäule, vom Prinzen von Heſſen-Homburg, und, als dieſer verwundet wurde, von Colloredo geleitet, nahm die Dörfer Dolitz, Dösen und Lößnig, und ſtrebte ſofort Connewitz zu bewältigen; allein Poniatowski und Oudinot ordneten die Bewegungen der tapfern Polen und franzöſiſchen Garden ſo einſichtig, daß keiner der unternommenen Verſuche gelang.

Die zweite Heerſäule, an Barclays Oberbefehl gewieſen, und gebildet aus Preußen und Ruſſen unter Kleiſt und Wittgenſtein, und dem ruſſiſch-preußiſchen Hülfshaufen unter dem Großfürſten Konſtantin und dem Grafen Miloradowitſch, drang von Goſſa über das aufgegebene Wachau und Liebertwolkwitz, vertrieb die Franzoſen aus der Schäferei Marsdorf und der Ziegelſcheune, und rückte in Sturmſchritt gegen Probſtheida vor, ebenfalls ohne Erfolg. Das mehrmals mit ſchwerem Verluſt erkämpfte Dorf ward immer wieder mit gleichem Verluſt zurückerkämpft, und endlich gegen Abend die dünnen Reihen aus dem Feuer herausgezogen und rückwärts aufgeſtellt.

Die dritte Heerſäule oder das ſogenannte polniſche Heer, von

Bennigsen befehligt, und aus Preußen, Oesterreichern und Russen gebildet, entfaltete sich unter der besonderen Leitung der Feldherrn Ziethen, Klenau, Stroganof und Bubna, in vier Abtheilungen. Sie erhielten ihre Richtung, die eine von Groß Pösna auf Zuckelhausen, die zweite auf Holzhausen, die dritte gegen Klein-Pösna, Baalsdorf und Zweinaundorf, und die vierte in der großen Straße von Wurzen gegen Mölkau und Paunsdorf. Auch hier gelang es, die Anstrengungen Macdonalds zu überwinden, und sich aller genannten Oerter, und somit eines ansehnlichen Raums zu bemächtigen. Dennoch blieb die Hauptstellung bei Stötteritz, gegen die man sich vielfach versuchte, so gut, wie die von Probstheida und Connewitz, unerobert.

Der Kronprinz von Schweden, an der Spitze der vierten Heersäule, weigerte sich zu seiner Bestimmung, der Vereinigung mit Bennigsen, über die Partha zu gehn, wofern Blücher (früher schon, doch umsonst, zu einem Tausch der beiderseitigen Stellung aufgefordert) nicht dreißigtausend Mann seines Heeres an ihn abtrete. Da gedachte der brave Deutsche einzig der deutschen Sache, verwilligte den Heertheil Langerons, und übernahm selbst, sich selbst seines Ranges begebend, dessen Führung. Sogleich überschritten Alle, Langeron bei Mockau, Stedingk bei Plaußig, Woronzof bei Grasdorf, und Bülow mit Winzingerode bei Taucha, den vorliegenden Fluß, und auf der Linie zwischen Schönfeld links, und Paunsdorf rechts erhob sich ein harter Kampf, der für die Franzosen um so bedenklicher ward, weil nicht nur jetzt über den letzten Ort hinaus das Heer Bennigsens dem Nordheer unter Vermittelung der Kosaken Platows die Hand reichte, sondern auch in der vierten nachmittägigen Stunde, als die Gefahr immer näher rückte, das sächsische Fußvolk unter Ryssel nach dem Beispiel, das ihm die Reiterei bereits am Mittage gegeben hatte, im Angesicht der Franzosen sich den deutschen Waffenbrüdern anschloß und sein Geschütz mitnahm. Wirklich erkannte Napoleon, als er diese Kunde empfing, augenblicklich die ganze Größe des Verlustes, der ihn bedrohte, und eilte mit Verstärkung von Probstheida herzu. Die gemessensten Befehle wurden gegeben, der Gewalt Schranken zu setzen, und sich in Leipzig nicht der Rettung letztes Mittel entreißen zu lassen; und der unerschrockne Ney ermannte sich von Neuem, und unternahm einen doppelten Angriff, erst über Volkmannsdorf gegen die Mitte, und dann von Mölkau aus gegen die linke Seite des heranstürmenden Feindes; allein, weit gefehlt, sich, wie er hoffte, durch die Wiedereroberung von Paunsdorf seine Stellung zu sichern, mußte er vielmehr nach seinem verlassenen Stand-

orte zurückkehren, und mit deſſen Behauptung, welche der Einbruch der Dunkelheit erleichterte, ſich begnügen. Mit gleicher Erbitterung gegen Langeron fochten Marmont und Ranſouty bei Schönfeld, Letzterer an der Spitze der berittenen Garden, die Napoleon zu Hülfe geſandt hatte. Wie dort, ſo dauerte auch hier bis tief in die Nacht der Kampf nicht um das Dorf, ſondern um die rauchenden Trümmer des Dorfes, die endlich den Ruſſen blieben, ohne daß ſie jedoch vermochten, Reudnitz, ihr letztes Ziel, zu erreichen.

Die fünfte Heerſäule, oder das ſchleſiſche Kriegsheer ſtand dieſen Tag über zum Theil unter Sacken im Roſenthal und in den Vorſtädten Leipzigs, zum Theil unter York zwiſchen Eutritzſch und Gohlis, und beſchränkte den Feind auf ſeine Verſchanzungen vor dem halliſchen Thore.

Die ſechſte Heerſäule endlich, oder das Kriegsheer, das der Feldzeugmeiſter Giulay befehligte, verharrte, wie in den beiden vorigen Tagen, in ſeiner Stellung bei Klein-Zſchocher, und beobachtete das rechte Elſterufer und die Straße von Lindenau.

Als die immer dichter werdende Nacht den Kriegern Ruhe aufzwang, Fürſten und Feldherrn der Erneuerung der Kampfarbeit für morgen entgegenſahen, und den Völkern andeuteten, ſich fertig zu halten, zog das ganze franzöſiſche Heer von allen ſeinen ſo hartnäckig vertheidigten Punkten (es hatte ſie gehalten, nicht um zu ſiegen, ſondern um ſich zu retten) ſtill und geräuſchlos auf Leipzig und über Lindenau nach Weißenfels in der einzigen noch offnen Straße, auf der ihm Bertrand bereits am frühen Morgen vorangezogen war. Schwache Vorpoſten blieben zurück, um zu täuſchen; in die Mauern der Gärten wurden Schießſcharten gebrochen, alle Gebüſche mit Scharfſchützen erfüllt, und Leipzig ſelbſt der Vertheidigung Poniatowski's und Macdonald's anvertraut, um der Flüchtigen Rettung zu ſichern.

Schon in der Nacht faßte man Vermuthungen, daß der Feind weiche, und der Tag beſtätigte ſie vollkommen. Als die Verbündeten im Morgennebel aufbrachen, fanden ſie nirgends ernſte Gegenwehr, beſetzten die verlaſſenen Dörfer und ſtanden zwiſchen acht und neun Uhr nahe vor Leipzig. Es war nicht zu verkennen, daß die Stunde der Entſcheidung gekommen ſei, und wirklich erſchienen Abgeordnete vom Rathe, die um Schonung der Stadt anhielten, und Geſandte vom Könige von Sachſen, und vom Marſchall Macdonald, welche Uebergabe für freien Abzug verſprachen. Allein Alexander und Wilhelm forderten unbedingte Ergebung und erklärten, wenn der Feind zögere, würden ſie

augenblicklich zum Sturm übergehn. Zugleich ordnete sich das böhmische, polnische, schwedische und schlesische Heer zum Angriff, drang gegen die Thore von Grimma und Halle vor und bemächtigte sich um Mittag unter den lebhaftesten Kämpfen und Gegenkämpfen der Stadt.

Mit dem Eindringen in diese stieg die hier schon obwaltende Verwirrung aufs Höchste, und bis zur Verzweiflung die Noth der nicht bloß überwältigten, sondern gänzlich abgeschnittenen Feinde. Es hatte nämlich in der zehnten Stunde Napoleon nach einem gewiß erfreulichen Lebewohl, das er dem Könige von Sachsen brachte, sich durch das innere Petersthor nach dem äußern Ranstädter (das innere war versperrt) mit seiner Umgebung geflüchtet und die Flattermine unter der Lindenauer Brücke, sobald sie hinter ihm lag, anzünden lassen. Mit dem Niedersinken dieser Brücke sank zugleich für Alles, was dahinten blieb, der Rettung letztes und einziges Mittel nieder. In den Straßen Leipzigs stand Geschütz und Gepäck, in seinem Zuge gehemmt. Die Sieger drängten in immer stärkern Massen heran, und erfüllten den spärlichen Raum; die Nothbrücke im Richterschen Garten brach unter der Last der Herzuströmenden; längs den Armen der Pleiße und Elster irrten unstäte Haufen hin und her, um Uebergänge zu finden, und sahen sich überall eingeschlossen, verfolgt und bedroht. Nur Einzelnen gelang es zu entrinnen. Bei weitem die Meisten sanken ein Raub der Fluthen, oder fielen ein Opfer des Schwertes, oder erfuhren die Schmach der Gefangenschaft.

In solcher Art endete am 19. October die Schlacht von Leipzig, die wohl mit Recht eine allgemeine Völkerschlacht heißen mag, da in ihr der größte Theil der europäischen und kein unbeträchtlicher der asiatischen Völkerschaften gegen einander gestanden hatten. Ob sie mehr durch Napoleons Fehler verloren ging, oder durch die Einsicht der Verbündeten gewonnen ward, kann als gleichgültig betrachtet werden. Was dagegen mit Recht Ruhm verdient, ist der Häupter und Feldherrn seltne Eintracht, und der hohe Muth der Gemeinen, von denen das Urtheil der Menschen den Preußen den Kranz zusprach. Wie sehr Tod und Verderben an den beiden Schlachttagen gewüthet haben müssen, erhellt theils aus der ungeheuren Zahl von hundert und neun und siebenzig tausend Ladungen, die von den Franzosen verbraucht wurden (Napoleon selbst befahl, was er vielleicht nie befohlen hatte, haushälterisch mit den Schießvorräthen umzugehen), theils aus der Einbuße der Verbündeten. Ein und zwanzig Feldherrn (Generale), tausend acht hundert Oberbefehlshaber (Officiere), und an fünf und vierzig tausend Gemeine

lagen todt oder verwundet. Weniger bestimmt läßt sich der Verlust des Feindes angeben: doch ist gewiß, daß der Sieger drei und zwanzig tausend Kranke, die man seiner Menschlichkeit überließ, in Leipzig traf, und drei hundert Stücke Geschütz, neun hundert Wagen und wenigstens funfzehn tausend Gefangene, unter ihnen Feldherrn von großem Range und großem Werthe, wie Lauriston und Regnier abführte. Von den auf feindlicher Seite Gefallenen nahm Niemand der Menschen Aufmerksamkeit und Mitleid stärker in Anspruch, als der Pole, Fürst Joseph Poniatowski, ein schöner, stattlicher Mann, zumal zu Pferde, aller Waffenübungen kundig, von Sitten eben so herablassend und milde, als von Gemüth edel und tapfer, und in jedem Betracht würdig, mit Kosciusko genannt zu werden. Als er eine Furth durch die Elster suchte, sank er, minder glücklich, als Macdonald, unter, und ward einige Tage darauf gefunden und erkannt. Seine Reste bewahrt, wie billig, das Vaterland, dem sein Leben und seine Wünsche geweiht waren. Ein Denkmal in der Nähe des Orts, wo er ertrank, hat ihn das polnische Heer setzen lassen.

Chronologischer Leitfaden

von 1813—1815 n. Chr. G.

J. n. Chr. G.

1814 Pariser Capitulation. — Wiener Congreß. — Schlachten bei Brienne, Laon, Champ-Aubert ꝛc.

1815 Fünfte Verbindung gegen Frankreich. — 8. Juni: Deutsche Bundesacte. 18. Juni: Schlacht bei Waterloo (Belle Alliance). Napoleons Fall. Pariser Tractat.

Blücher in der Schlacht bei La Belle Alliance*).

Vom Tage der Nachricht von Napoleons Landung erschien Blücher, der nach beendigtem Feldzug einen schlichten Bürgerrock liebte, unter dem Zujauchzen des Volkes in Berlin wieder öffentlich in der Feldmarschallsuniform und trieb zur energischen kräftigen Rüstung. Unter Erneuerung der schon oben erwähnten Verheißungen wurde ganz

*) Aus: v. Rotteck und Welckers Staatslexicon unter dem Artikel: Blücher, von K. Th. Welcker.

Deutschland aufs Neue zu den Waffen gerufen. In der Mitte des Junius 1815 stand Blücher bereits nach raschen Märschen mit seinem Heere an der Maas und Sambre, zunächst an der französischen Grenze, mit dem Hauptquartier zu Namur, den Franzosen unter dem Kaiser gegenüber. Ihm zur Seite stand die aus Engländern, Niederländern und Deutschen gebildete Armee unter Wellington mit dem Hauptquartier zu Brüssel. Beide Feldherrn hatten sich schnelle gegenseitige Hülfe versprochen. Napoleon warf sich zuerst auf Blüchers Heer. Ein französischer Schriftsteller giebt als Grund an, Napoleon habe darauf gerechnet, Blücher würde nach seiner Weise dem angegriffenen Wellington zu Hülfe eilen und wenn ihm selbst nur einige Bataillone zu Gebot ständen; Wellington dagegen würde, bevor er nicht sein Heer versammelt habe, Blüchern keine Hülfe bringen. Bei Ligny kämpften 130,000 Franzosen gegen 90,000 Preußen heiß und erbittert. Aber die Hülfe von Bülow und Wellington, in deren zuversichtlicher Erwartung die Schlacht angenommen wurde, blieb aus. Das Corps von Bülow und die letzten Befehle an dasselbe hatten sich verspätet. Wellington aber hatte gesäumt, seine verschiedenen Corps zu vereinigen, und nun wurde er mit dem einen, was Blüchern zu Hülfe kommen sollte, bei Quatrebras selbst angegriffen. Kurz die 20,000 Mann, die er noch am 16. gegen Mittag Blüchern um zwei Uhr persönlich versprochen hatte, blieben aus. Die Franzosen erhielten das Uebergewicht. Da setzte sich Blücher, um, wie oftmals, durch seine persönliche Tapferkeit und einen feurigen Angriff auf den rechten Punkt den siegreichen Ausgang herbeizuführen, an die Spitze der Reiterei. Aber sie wurde von den französischen Cürassieren geworfen. Blüchers Pferd, von tödtlicher Kugel getroffen, stürzt und wirft sich auf den greisen Helden, der im Falle noch ruft: „Nostiz, nun bin ich verloren!“ Ihm bleibt, während zuerst die Preußen und die verfolgenden Franzosen, diese im Hinwege und dann auch im Rückwege, dicht an ihm vorbeisprengen, nur sein treuer Nostiz als Schützer und Retter zur Seite. Als die Preußen in Verfolgung der von ihnen zurückgeworfenen Franzosen zurückkehren, da hält sie Nostiz schnell an. Dem Feldmarschall wird unter seiner Würde auf- und auf ein Pferd geholfen. Es war gerade noch zur rechten Zeit; denn jetzt eben dringen die Feinde in Masse vor. Die Niederlage des Blücherschen Heeres war vollständig. Mehr als 12,000 Todte und Verwundete und 21 Kanonen waren verloren. Aber der heroische Muth des Feldherrn und sein Vertrauen, durch das doppelt schwere Schicksal und selbst durch seine

empfindlichen körperlichen Leiden unerschüttert, ja gehoben, wendeten das Unglück zu neuem erhöhten Ruhm. „Wir haben Schläge gekriegt, lieber Gneisenau, wir müssen es wieder ausbessern.“ Mit diesen Worten begrüßte heiter der Greis in einer Bauernhütte, wachend unter ringsumher Schlafenden, den eintretenden Freund. Seine Seite war stark zerschlagen. Er litt große Schmerzen und konnte sich nur mit großer Beschwerde bewegen. Doch Kopf und Herz waren gesund. Den Bericht an den König ordnete er noch selbst. Als er eben damit fertig war, wollte ihm der Wundarzt die gequetschte Seite einreiben. Blücher fragte, was er da habe? Auf die Antwort, es seien Spirituosa, versetzte er: „Auswendig hilft das nicht viel. Ich will dem Ding besser beikommen,“ ließ sich Champagner bringen, trank dem Courier zu und rief ihm nach: „Sagen Sie nur Sr. Majestät, ich hätte kalt nachgetrunken, es würde besser gehen!“ Der Tagesbefehl am folgenden Morgen schließt mit den Worten: „Ich werde Euch wieder vorwärts gegen den Feind führen. Wir werden ihn schlagen, denn wir müssen.“ Wellington, welcher bei Quatrebras ebenfalls von Ney war geschlagen worden, fragt an demselben 17. in der Frühe an, ob Blücher morgen am 18. ihm mit zwei Heertheilen beistehen könne zu einer Hauptschlacht. „Mit der ganzen Armee!“ war Blüchers Antwort. Und er hielt Wort. Selbst dem abgesonderten preußischen Armeecorps unter Thielemann, das bei Wavre, um Blücher von Wellington abzuziehen, von Grouchy mit Uebermacht bedrängt war, versagte er die wiederholt erbetene Hülfe. „Dort bei Wellingtons Heer ist die Entscheidung!“ sprach er, in dem gemeinschaftlichen Kampf stets gleich treu und neidlos dem verbündeten Heere helfend, wie dem eigenen. Was Blücher durch diese Gesinnung in den Freiheitskriegen geleistet, liegt vor Augen. Wer in der Geschichte hundert Schlachten und Feldzüge an entgegengesetzten Eigenschaften der Feldherrn scheitern sah, wird es ganz zu würdigen verstehen. Aber es schienen die Schwierigkeiten fast unüberwindlich. Blücher hatte den 17. ganz im Bette zubringen müssen und bestieg am 18. nur mit großen Schmerzen und unter Sorgen der Seinigen das Pferd. Der Weg war für die angegriffenen Truppen weit und sumpfig. Der Regen goß in Strömen. Aber Blücher ermuthigte, belebte Alle und trieb auf jene Weise: „Vorwärts, Kinder, vorwärts!“ Den Regen nannte er seinen Alliirten von der Katzbach. Er war bald hier, bald da, wo es stockte, und ermunterte, rieth, befahl. Aber es ging wegen des entsetzlichen Weges nur schwer und langsam. Schon hatte man durch

einen Umweg wegen eines brennenden Dorfes viele Zeit verloren und beängstigende Nachrichten kamen wiederholt vom Schlachtfelde. Von den in Schlamm und Pfützen nur mühsam vorarbeitenden Kriegern aber vernimmt man das Gemurmel: „es gehe nicht, es sei unmöglich.“ Da redet Blücher mit tiefster Kraft: „Kinder, wir müssen vorwärts. Es heißt wohl, es geht nicht! Aber es muß gehen; ich habe es ja meinem Bruder Wellington versprochen. Hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?“ Und so ging es denn mit allen Waffen unaufhaltsam vorwärts. Ihm gehorchten die Herzen, das machte Unmögliches möglich. Und es war Zeit. Wellingtons Heer hatte von der Uebermacht schon zu viel gelitten und schien ihr bald weichen zu müssen. Er hatte bereits einzelne Theile des Schlachtfeldes, den Meierhof la Haye-sainte und das Wäldchen Hougomont, dem Feinde überlassen. Schon war die Straße nach Brüssel mit Flüchtigen aus Wellingtons Heer bedeckt. Schon hatte Napoleon drei Uhr Nachmittags einen Kourier nach Paris abgefertigt mit der Nachricht, daß der Sieg nicht mehr zweifelhaft sei. Da endlich konnte Blücher mit tüchtiger Kraft die Feinde im Rücken und in der Seite angreifen. Blüchers Erstürmung des Dorfes la Haye-sainte entschied die Niederlage. Wellington erklärte in seinem Berichte an seine Regierung: „Ich würde meiner Ueberzeugung und dem Marschall Blücher und der preußischen Armee nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn ich nicht den glücklichen Erfolg dieses furchtbaren Tages ihrem so herzlichen und zeitgemäßen Beistande zuschriebe.“ Ein Augenzeuge berichtet über Blücher: „Die Soldaten nannten ihn in Belgien nur den Wegweiser, weil er stets an der Spitze sich befand. Der Feldmarschall flog im dichtesten Pulverdampf daher. Es war eine Freude, ihn zu sehen. Kommandirte er, dann funkelte sein Blick. Ging's vorwärts, dann sang er. Hielt er im Kugelregen, dann rauchte er so ruhig, wie im Schlafzimmer seine Pfeife, die er an einer Kanonenlunte sich angezündet hatte.“

Doch den vollen Erfolg dieser großen Schlacht, die gänzliche Auflösung der feindlichen Armee, den Verlust alles Geschützes, kurz, daß es ein Sieg wurde, wie wenige in der Geschichte, dieses bewirkte Blücher zuerst dadurch, daß er ihre Verfolgung übernahm. Seine Armee, die in drei Tagen zwei solche Schlachten geschlagen, nach einer solchen Niederlage so Bewundernswerthes geleistet hatte, verfolgte noch in derselben Nacht den fliehenden Feind so schnell, daß sie ihn aus neun verschieden Bivouacs, wo er eine kurze Ruhe suchte, aufjagte. „Der

letzte Hauch von Menschen und Pferden muß zur Verfolgung aufgeboten werden," das war des Feldherrn Meinung, und Gneisenau, dem an diesem Tage zwei Pferde unter dem Leibe erschossen und der Griff des Degens durch eine Kugel zerschmettert worden, vollzog sie treulich. Der zweiundsiebenzigjährige Greis selbst, welcher so Großes erfahren und gethan hatte, erbeutete noch am Abend der Schlacht in Genappe des Kaisers Wagen mit dessen Kaisermantel und Ordenssternen, und seinen Hut und Degen, welche er, überrascht von der schnellen Ankunft der Preußen, bei eiligem Besteigen eines Pferdes zurücklassen mußte. Als jetzt Blücher, in dem mit Verwundeten angefüllten Genappe ein Nachtquartier bezog, sah er bei seinem Eintritt die Leute beschäftigt, eilig aus seinem Zimmer sechs schwer verwundete Franzosen fortzuschaffen. Aber der menschenfreundliche Feldherr, obwohl so sehr der Ruhe bedürftig, litt es nicht, daß sie um seinetwillen gestört würden, sondern ließ ihnen alle Hülfe und Linderung bereiten, die ihr Zustand verstattete. Blücher haßte die Franzosen, solange und so weit sie als übermüthige und gefährliche Unterdrücker der Freiheit des deutschen Vaterlandes diesem und ihm gegenüberstanden, vor Allem also den Bonapartismus, und eine undeutsche schmachvolle Förderung dieser Unterdrückung von ganzer Seele. Aber gegen wehrlose Feinde empfahl er stets Schonung, und übte sie auf die edelste menschlichste Weise. Schon von Belle-Alliance aus hatte er, der überhaupt ausgedehnten Briefwechsel liebte, eigenhändig an Schwarzenberg geschrieben: „Mein Freund! die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg ist erfochten. Ich denke die Bonapartische Geschichte ist nun wohl vorbei. Belle-Alliance am 19. Juni. Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich zittere an allen Gliedern. Es war zu viel!" Und noch in dieser Nacht besorgte er die Proklamation an sein Heer und den Anfang des ausführlichen Berichts, Arbeiten, bei welchen er stets mitzuwirken liebte, was auch ihre eigenthümliche ergreifende Weise erklärt. Schon am 29. stand er mit seiner Armee vor den wohlbefestigten Linien von Paris, welches eine mit der seinigen gleich starke Armee vertheidigte. Alle Anträge zu einem Waffenstillstande ohne Einnahme der Hauptstadt verwarf er unerbittlich. Nach einem höchst kühnen Uebergange auf das linke Seineufer, dem einzigen freien Angriffspunkt gegen Paris, und indem er die Feinde bei Sevres, Plessis, Piquet und Issy schlug, zwang er die Hauptstadt zur Kapitulation, und das Heer zum Abzug, und beendigte so auch diesen Feldzug nicht minder ruhmvoll, als den ersten. Am 7. Juli zog er in Paris ein, und

nahm sein Hauptquartier im kaiserlichen Schloß Saint-Cloud. Der Kaiser aber, dessen Plan, sich zum Dictator zu erklären, und die Kammern nach Hause zu schicken, an der Freiheitskraft, vorzüglich von La Fayette, scheiterte, und dessen Freiheitsliebe eben so wenig in der französischen Nation, als seine Friedensliebe bei den Verbündeten wahren Glauben hatte erwecken können, mußte abermals dem Thron entsagen.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Widmungsbrief und Einleitung.

Deutschland und der Deutschen älteste Geschichte, Name und Abstammung. (Heinr. Luden) 1

Charakter, Sitten, Wissenschaften, Künste, Handel, politische Verfassung und Religion der Deutschen. (Mich. Ign. Schmidt) 9

Die Kimbern und Teutonen, 176—99 v. Chr. G. (J. C. Pfister) 28

Abriß. (H. C. Freih. v. Hagern) 37

Chronologischer Leitfaden von 56 v. Chr. G. bis 9 n. Chr. G. 43

Die Befreiung Deutschlands. Varus. Armin. 9 n. Chr. G. (Heinr. Luden) 43

Die Eroberungszüge des Germanicus, 14—16 n. Chr. G. (J. v. Müller) 51

Chronologischer Leitfaden von 16—374 n. Chr. G. 56

Die Hunnen. Anfang der Völkerwanderung seit 374.) Attila, König der Hunnen 434. (A. F. Becker) 57

Der Untergang des thüringischen Reiches. Die Sachsen. 427—534 n. Chr. G. (Heinr. Luden) 69

Chronologischer Leitfaden von 434—481 n. Chr. G. 78

Chlodwig, König der Franken (481—511), und seine Nachfolger (511—613). Verfassung der Germanischen Staaten. (A. F. Becker.) 79

Chronologischer Leitfaden von 613—800 n. Chr. G. 93

Karls des Großen Kaiserkrönung zu Rom am Weihnachtstage 800 n. Chr. G. (H. K. Dippeldt) 94

Chronologischer Leitfaden von 801—814 n. Chr. G. 100

Aus dem Leben Karls des Großen. 800—814 n. Chr. G. (Dr. Heinr. Rückert nach Eginhart) 100

Ludwigs des Frommen Gefangennehmung und Absetzung durch seine eigenen Söhne im Jahre 833 (Dr. Heinr. Rückert) 108

Seite

Die Nachfolger Karls des Großen (814—843) und die Theilung von Verdun. (843) (L. F. Becker) 110

Schlacht bei Andernach 876. (Dr. Heinr. Rückert nach den Annalen von Fulda.) 115

Chronologischer Leitfaden von 876—933 n. Chr. G. 117

Heinrichs I. Maßregeln gegen die Ungarneinfälle. Schlacht bei Merseburg. 933. (Dr. Heinrich Rückert nach Widukind.) 118

Otto's Königsweihe und Krönung zu Aachen 936. (Dr. Heinrich Rückert nach Widukind.) 121

Chronologischer Leitfaden von 936—1024 n. Chr. G. 123

Konrads des Saliers Königswahl. 1024. (Dr. Heinr. Rückert nach Wiggo.) . 124

Von der Reise Konrads durch seine Lande. 1025. (Dr. Heinr. Rückert nach Wiggo.) 126

Chronologischer Leitfaden von 1025—1073 n. Chr. G. 127

Der Aufstand der Sachsen gegen Heinrich IV. 1073. (Dr. Heinr. Rückert nach Lambert v. Hersfeld.) 128

Gregor VII. und seine Pläne. 1076—1078. (Schmidt.) 131

Chronologischer Leitfaden von 1078—1097 n. Chr. G. 136

Das Morgenland. Vorbereitungen zu den Kreuzzügen. Schicksale der ersten Kreuzfahrer. (Friedr. v. Raumer.) 137

Chronologischer Leitfaden von 1097—1139 n. Chr. G. 150

Die Thaten Konrads, des ersten Königs aus dem Hause Hohenstaufen. Die Jugendjahre und ersten Waffenthaten Friedrichs, des nachmaligen Kaisers, genannt Barbarossa. (Friedr. Kortüm.) 151

Die Kaiserkrönung Friedrichs I. (Barbarossa) zu Rom. 1132. (Dr. Heinr. Rückert nach Otto von Freisingen.) 158

Chronologischer Leitfaden von 1152—1164 n. Chr. G. 195

Der Feldzug Heinrichs des Löwen im Slavenlande im Jahre 1164, in Folge des Aufstandes, welchen während des Frühlings dieses Jahres. (Dr. Heinr. Rückert nach Helmold.) 195

Chronologischer Leitfaden von 1164—1184 n. Chr. G. 201

Der Reichstag zu Mainz. 1184. (Dr. Heinr. Rückert nach Arnold, Abt von Lübeck.) 201

Des Kaisers Friedrich Barbarossa letzte Thaten und Tod. (Friedr. Kortüm) 204

Chronologischer Leitfaden von 1190—1267 n. Chr. G. 224

Konradins, des letzten Hohenstaufen, Untergang. 1267—1268. (Friedr. v. Raumer) 225

Chronologischer Leitfaden von 1268—1290 n. Chr. G. 236

Seite

Rudolfs von Habsburg Aechtung und Landfrieden zu Erfurt. (Dr. Heinr. Rückert nach dem Chronic. St. Petr. Erfurt.) 237

Chronologischer Leitfaden von 1290—1294 n. Chr. G. 238

König Adolphs von Nassau Eroberungszüge in Thüringen 1294. (Dr. Heinr. Rückert nach dem Chronic. St. Petr. Erfurt.) 239

Adolphs von Nassau Entsetzung. Albrechts Wahl. Schlacht bei Göllheim. 1298 (Dr. Heinrich Rückert nach den Annal. d. Domin. zu Kolmar.) . . . 251

Chronologischer Leitfaden von 1296—1348 n. Ch. G. 268

Die großen Verfolgungen der Juden und die Geißelbrüder in Folge des schwarzen Todes. 1348—1349. (Dr. Heinrich Rückert nach Albrecht von Straßburg.) 266

Chronologischer Leitfaden von 1348—1388 n. Chr. G. 270

Die Sempacher Schlacht. (Joh. von Müller.) 270

Chronologischer Leitfaden von 1388 — 1414 n. Chr. G. 277

Sigmund's Reise zur römischen Königskrönung nach Aachen und zum Concilium in Constanz 1414 (Jos. Aschbach) 277

Chronologischer Leitfaden von 1414—1442 n. Chr. G. 296

Die Schlacht bei S. Jacob im Elsasse. 1442. (Joh. v. Müller.) 296

Chronologischer Leitfaden von 1442—1517 n. Chr. G. ? 302

Von Luthers Person und was sich mit dem Ablaß zugetragen. 1483—1516. (Dr. Phil. Marheinecke.) 303

Chronologischer Leitfaden von 1517—1520 n. Chr. G. 317

Theilnahme Huttens an den kirchlichen Bewegungen. 1520 (Leop. Ranke.) . 317

Sickingen und seine Gegner. 1522—1523 (Leop. Ranke.) 322

Chronologischer Leitfaden von 1520—1525 n. Chr. G. 333

Bauernkrieg. 1525. (Götz von Berlichingen.) 333

Der Untergang Thomas Münzers. 1525. (Dr. Heinrich Rückert nach Johannes Sleidanus 340

Chronologischer Leitfaden von 1525—1546 n. Chr. G. 341

Luthers Tod. 1546. (L. Fr. Becker.) 342

Chronologischer Leitfaden von 1546—1621 n. Chr. G. 354

Die Schlacht am weißen Berge bei Prag und ihre nächsten Folgen. 1621 (Dr. Söltl.) 358

Chronologischer Leitfaden von 1621—1631 n. Chr. G. 364

Die Zerstörung Magdeburgs 1631, 20. Mai (L. Fr. Becker.) 364

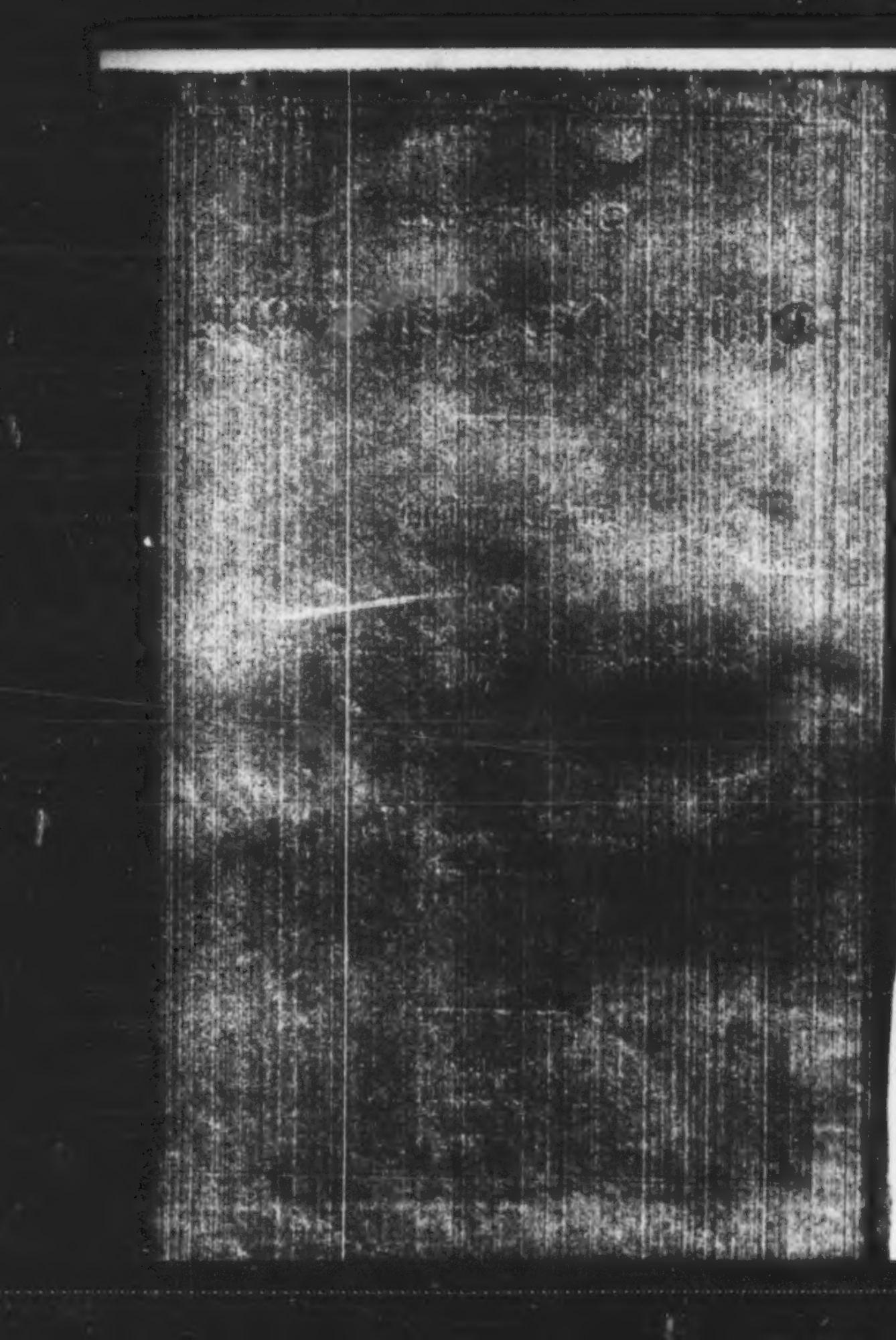
Chronologischer Leitfaden von 1631—1632 n. Chr. G. 367

Die Schlacht von Lützen. Folgen von Gustav Adolphs Tod. (Fr. von Schiller.) 367

Wallensteins Umtriebe und Ermordung. 1633—1634 (Dr. Söltl) 387

Seite

Chronologischer Leitfaden von 1634—1704 n. Chr. G. 364
Der Sieg bei Höchstädt. 1704. (J. G. Pahl.) 366
Chronologischer Leitfaden von 1704—1737 n. Chr. G. 422
Die Schlacht bei Roßbach. 1757. (Fr. Kugler.) 433
Chronologischer Leitfaden von 1737—1739 n. Chr. G. 437
Die Schlacht bei Kunersdorf. 1759. (Fr. Kugler.) 438
Chronologischer Leitfaden von 1759—1806 n. Chr. G. 435
Die Schlachten von Jena und Auerstädt. 1806. (J. G. F. Manso.) 439
Chronologischer Leitfaden von 1806 — 1813 n. Chr. G. 453
Die Schlacht bei Leipzig. 1813. (J. G. F. Manso.) 453
Chronologischer Leitfaden von 1813—1815 n. Chr. Geb. 461
Blücher in der Schlacht bei La Belle Alliance. 1815. (K. Th. Heller.) . . 462



Die deutschen

Dichter der Gegenwart.

Supplementband

zum

Poetischen Hausschatze des deutschen Volkes.

Von

O. L. B. Wolff,

Professor in Jena.

Leipzig,

Verlag von Otto Wigand.

1847.

Die deutschen

Dichter der Gegenwart.

Supplementband

zum

Poetischen Hausschatze des deutschen Volkes.

Von

O. L. B. Wolff,

Professor in Jena.

Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.
1847.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

Die deutſchen

Dichter der Gegenwart.

Einleitung.

Der poetische Hausschatz des deutschen Volkes, dessen neunte, verbesserte und vermehrte Auflage so eben erschienen ist, gestattete seiner ganzen historischen Gliederung nach nur eine beschränkte Auswahl aus den Dichtern der Gegenwart, da doch den Vätern zum Besten der Enkel nicht Abbruch gethan werden durfte und bei gleichmäßiger Vertheilung, welche die Uebersichtlichkeit geschichtlicher Entwickelung genau im Auge behielt, das Buch selbst einen zu großen Umfang erhalten hätte, der der Erreichung seines Hauptzweckes nachtheilig gewesen wäre. Schon früher ward daher, um dem Verlangen vieler Freunde deutscher Dichtung, welche das, was unsere Zeit an das Licht gerufen, lebhafter anzog, als die hin und wieder allerdings spärlichere Hinterlassenschaft früherer Tage, nach Kräften entgegen zu kommen, dem Hauptwerke ein Supplementband beigesellt, welcher nur Dichtungen der Gegenwart enthielt. Auch dieser erfreute sich einer günstigen Aufnahme und zu derselben Zeit, in welcher die neunte Auflage des Hausschatzes vorbereitet wurde, war auch die zweite Auflage des Ergänzungsbandes erschöpft. Der Hauptinhalt des Letzteren ging nun in die große Sammlung über, jedoch mit genauer Beobachtung desselben Planes, nach welchem das ganze Werk zuerst geordnet wurde, da die Ausführung sich allgemeinen Beifalls zu erfreuen hatte und seine Brauchbarkeit sich durch den Erfolg bewährte. Unterdessen waren aber wieder talentvolle jüngere Dichter mit ihren Erstlingsversuchen aufgetreten und hatten mehr oder minder sich in weiteren Kreisen Anerkennung erworben, während ältere schon bekannte und von der Nation geliebte mit gleicher Thätigkeit fortschritten. Dasselbe Bedürfniß also, das früher einen Supplementband zum Hausschatze veranlaßte, schien auch jetzt einen solchen wünschenswerth zu machen; der Verleger und der Herausgeber begegneten

ſich in ihren Anſichten und ſo entſtand die vorliegende Anthologie, welche jedoch keineswegs als eine neue Auflage des Supplementbandes, ſondern als eine durchaus neue, von dem Hauptwerke unabhängige, wenn gleich daſſelbe in möglichſter Ausdehnung ergänzende Sammlung zu betrachten iſt. Von faſt zweihundert Dichtern, welche mit ſehr wenigen Ausnahmen ſämmtlich dem heutigen Tage angehören, ſind hier Poeſien aufgenommen worden, und da es hier nicht galt, den Entwickelungsgang einzelner Gattungen oder Dichtungsarten durch die geeignete Auswahl in chronologiſcher Anordnung nachzuweiſen und vorüberzuführen, ſo konnte vorzüglich auf das Gelungene und Schöne Rückſicht genommen werden. Berühmte oder durch die Gunſt der Zeitverhältniſſe beſonders gefeierte Dichter wurden nicht bloß allein beachtet; der Herausgeber, dem es die lebhafteſte Freude von jeher gewährt hat, das größere Publikum, welches nur zu oft bloß Das kennen lernt, was ihm zufällig vor die Augen kommt, auf verborgene oder weniger bekannte Talente aufmerkſam zu machen und der darin die ſchönſte Pflicht ſeines Berufes ſieht, trug unermüdlich das Beſte, das er fand, gleichviel wo, ob in ganzen Sammlungen einzelner Dichter, ob in Almanachen, Zeitſchriften u. ſ. w., zuſammen. Wer da weiß, was es heißt, einige hundert Bände Poeſien durch leſen, um eine Auswahl des Beſten, die jedoch, ihrer eigentlichen Natur nach, immer beſchränkt bleiben muß, zu treffen, der wird ihm jedenfalls die gewünſchte Nachſicht nicht verſagen, wenn er über dieſes Dargebotene, jenes Fehlende, anderen Sinnes iſt; nur ein widriges Geſchick trägt die Schuld, wenn ihm eine ausgezeichnete Leiſtung, die ſich für die Aufnahme paßte, entgangen ſein ſollte.

Bei einer ſolchen Beſchäftigung drängte ſich ihm unwillkürlich manche Betrachtung auf, welche er hier nicht zu verſchweigen um ſo mehr für Pflicht hält, als ſie theils ihn bei der Wahl des Einzelnen leiten mochte, theils ihm für die Kenntniß und Würdigung der jetzigen Zuſtände nicht ganz unwichtig ſchien. — Ein eben ſo geiſtreicher als charakterfeſter, aber keineswegs ſubjectiv ganz unbefangener Hiſtoriker, Gervinus, hat zuerſt die Behauptung aufgeſtellt, die deutſche Poeſie habe ihren Höhepunkt erreicht und es ſei jetzt überhaupt gar nicht mehr die Zeit zu dichten, ſondern ganz andere Dinge forderten die allgemeine Thätigkeit. Dies iſt vielfach wiederholt und wie mir ſcheint, eben ſo vielfach misverſtanden worden; die Meiſten ſind endlich darin überein gekommen, daß eine ſo gährende Zeit wie die unſerige, die es aber nicht zu Thaten bringe, nicht fähig ſei, große Dichter hervorzubringen. Andere dagegen haben gemeint, vom Hervorbringen ſei nicht die Rede, die Nation ſei aber eben durch die Zeit nicht günſtig für die Poeſie geſtimmt, und ſo würde ſelbſt der größte Dichter ſich während ſeines Lebens vergeblich abmühen und nach ſeinem Tode erſt, vielleicht ſogar erſt lange nachher, zur Geltung kommen. An beiden Behauptungen iſt etwas Wahres und ſehr viel Falſches; die letztere thut aber den meiſten Schaden, denn mit ihr tröſtet ſich die Unzahl aller unſerer halbwüchſigen und mittelmäßigen Poeten, die ihren in unſeren erbärm-

lichen Journalen über Nacht mühsam zur Blüthe gebrachten Ruhm eben so schnell überleben, und reimt nun dennoch fort, anstatt etwas Besseres zu thun. — Ich glaube, Folgendes sei darauf zu erwidern. Erstlich hat nie die Zeit große Dichter hervorgebracht, sondern die Natur, und große Menschen überhaupt werden nicht alle Tage geboren, sondern nur in oft langen Zwischenräumen. Waren denn das so große Zeiten bei uns, in denen Klopstock, Goethe, Schiller, Tieck, Uhland, Heine — ich nenne hier absichtlich solche Dichter, mit denen sich der Anfang einer besondern Periode in der Geschichte unserer Poesie bezeichnen läßt — auftraten? — Meiner Meinung nach durchaus nicht; aber sie waren eben, Jeder in seiner Weise, bedeutend und, was sie brachten, von großer Wirkung; dadurch eroberten und beherrschten sie ihre Zeit, gleichviel ob diese der Poesie günstig oder ungünstig war. — Und wenn heute oder morgen wieder ein großer Dichter aufersteht, der seiner Zeit großartig entgegenträgt, was sie in dunkler Ahnung und im Vorgefühl der kommenden Tage begehrt, er wird gewiß nicht minder wirken und sich eben so lange im Ansehen erhalten; er braucht weiter Nichts dazu als nur ein wahrhaft großer und genialer Dichter zu sein. Man sage ja nicht, unsere Nation sei der Poesie nicht mehr so günstig wie früher; das ist nicht wahr, da müßten wir Deutsche nicht mehr Deutsche sein, nicht mehr das gemüthlichste, sinnigste, häuslichste Volk auf Erden. In unseren Journalen muß man sich nur nicht darüber unterrichten wollen; die lügen, mit sehr wenigen Ausnahmen, alle; sie sind entweder Werkzeuge in den Händen der Buchhändler und müssen dazu dienen, die eigene Waare zu preisen und die des Concurrenten herabzusetzen, oder sie dienen Parteiumtrieben, oder endlich sie sind die Höfe, in denen das junge Federvieh zuerst laufen und flattern lernt. — In das Volk selbst muß man sich mischen, da kann man erfahren, wie es mit der Neigung für deutsche Poesie steht, und da wird man es auch erfahren. Die deutsche Nation hat noch immer die größte Freude an ihrer Poesie; ihre Lieblingsdichter liest sie immer von Neuem mit derselben Lust wieder, und eignet sie sich in jeder Hinsicht materiell wie geistig noch eben so gern an. Mit derselben Neigung endlich begrüßt sie die jüngeren aufstrebenden Talente, wenn sie nur wirkliche Talente sind. Soll ich den Beweis dafür liefern? Er ist sehr leicht gebracht. Man schlage nur einmal nach, wie viel Auflagen E. M. Arndt's, Karl Beck's, Chamisso's, Freiligrath's, Geibel's, Anastasius Grün's, Moritz Hartmann's, Lenau's, u. s. w. — ich nenne hier absichtlich die verschiedenartigsten Dichter und gedenke nicht einmal der politischen — Gedichte erlebten, binnen wenigen Jahren, und untersuche dann, ob in den für die deutsche Dichtkunst anscheinend günstigen Zeiträumen, wie z. B. 1721—1741 oder 1785—1805, sich Gleiches nachweisen läßt. —

Nein, unsere Nation hat nicht aufgehört ihre Dichtkunst zu lieben; im Gegentheil, sie ist sich dessen noch viel klarer und bewußter geworden; sie weiß noch viel entschiedener als früher, was sie von ihr verlangt und was diese ihr sein kann. Da-

her sind auch viele Zwittergattungen und Formspielereien bei uns ganz in Mißachtung gerathen, mit denen früher so viel Zeit vergeudet wurde. So ist alles didaktische, so das steife Epos mit seinem vor Alter knarrenden Maschinerien und überlebten Göttern fast ganz abgekommen; die dramatische Poesie erwartet neue Gestaltung und hier fehlt eben ein großer Dichter, der sie und die Zeit versteht; die lyrische Gattung aber und die lyrisch-epische haben sich zu seltener allgemeiner Blüthe entwickelt und in ihnen leuchten wir unbedingt allen anderen Nationen, selbst den Engländern, die uns kurze Zeit überflügelt hatten, vor.

Darum verzage Keiner, der sich des Strebens und der Fähigkeit bewußt ist, etwas Tüchtiges zu leisten. Kein wahrer Dichter ist noch in Deutschland ungefeiert in die Gruft gestiegen. Fürsten und Gönner mochten ihm ihre Gunst versagen, die deutsche Nation hat es nie gethan und selbst da, wo sie Anfangs vielleicht verkannte, später dankbar und willig das Versäumte eingeholt.

Jena im December 1846.

Wolff.

I.

Lyriſch.

1.

Geiſtliche Lieder und Geſänge.

Himmelfahrt.

Wie prangt im Frühlingskleide
Die bunte grüne Welt:
Und hat in Wald und Haide
Muſik und Luſt beſtellt!
Wie klingt und ſpielt der Scherz
In Büſchen und in Bäumen
Den Ohren Blumenträumen
Den Klang in jedes Herz!

Hinaus denn, meine Seele,
In voller Luſt hinaus!
Verkünde, ruf', erzähle,
Und ſing' und ſag' es aus.
Du biſt von Lerchenart,
Nach oben will dein Leben:
Laß ſingen, ſteigen und ſchweben
Die ſüße Himmelfahrt!

Auf! löſte deine Schwingen
Zum frohen Heimathort!
Dein Sehnen und dein Ringen,
Dein Weg, dein Lauf iſt dort.
O flieg' aus dieſem Glanz
Der bunten Ordenlenze
Ins Land der ew'gen Kränze!
Dort iſt dein Ziel, dein Kranz.

E. M. Arndt.

Sehnſucht nach dem Tode.

(Nach Th. Moore.)

Wie gerne wiegt' ich ſorgenſchwer
Mein Haupt in Grabesſchlummer;
Da rinnen ja keine Thränen mehr,
Da endet des Lebens Kummer.

Die Blüthen meiner Jugend nahm
Der Sturm von meinen Wangen,
Und eh' der warme Frühling kam,
War all' mein Glück vergangen.

Peter von Bohlen.

Abendlied.

Da ruhſt du, friedlich Abendgold,
Auf Berg und Thal ſo ſtill, ſo hold,
Und lächelſt in die wunde Bruſt
Der Gottesliebe Himmelluſt,
Und dämmernd, duftig, zart und fern,
Erblühst dem Buſen dein ein Stern.

Was ſagſt du mir, du Abendſchein,
So wonniglich, ſo klar und rein?
Du ſprichſt: Schon iſt die Sonne fern,
Doch grüßt von ihrem Lichte ein Stern,
Der Stern der Liebe, ſtill erblüht,
Von einer Sonne ſtets durchglüht.

Die eine Sonne, hell und warm,
Iſt doch ein Bild nur matt und arm
Der Sonne, die der Sonnen Quell,
Die alle macht warm, ſüß und hell,
Des Lichts, das jede Nacht beſiegt,
Der Liebe, der der Tod erliegt.

O, wär' doch auch mein Herz ein Stern,
Der nur erfüllt vom Licht des Herrn
Bei Sonnenpracht, bei Winternacht,
Des süßen Glanzes nur bedacht,
Still wandelnd seinen Segens Pfad,
Und streuend seines Lichtes Saat!

Helmina von Chezy.

Mariä Verkündigung.

(Nach Luc. 1, 26–38.)

Wird mir durch deine Gnade,
Gott, hohes Glück zu Theil,
Rufst du auf ebnem Pfade
Mich hin zu meinem Heil:
Dich will ich walten lassen,
Doch dankend soll mein Geist,
Herr, deine Hand umfassen,
Die Gutes mir erweist.

Hast du mir reichern Segen
Als Andern zugedacht,
Und mich auf glatten Wegen
Zum Glück und Heil gebracht:
Nicht will ich sie verachten
Mit Stolz und hohem Sinn,
Nach Demuth will ich trachten,
Wenn ich begnadigt bin.

Ich will es wohl erkennen,
Was, Gott, dein Wille sei.
Von Thatemeifer brennen,
Um diesem Willen treu
Vor dir, Herr, stets zu wandeln,
Mit selber, Gott, zum Heil.
Fromm will ich denken, handeln,
Das sei mein bestes Theil.

Ich will nicht sicher bleiben,
Als ob kein Wechsel sei.
Ins Herz will ich's mir schreiben,
Das, Vater, deine Treu'
Mir jenes Glück beschieden,
Drum will ich Dir nur trau'n,
Auf dich allein hienieden
Mit ganzer Seele bau'n.

Laß mich Marien gleichen,
Wenn du mir Heil gebarst.
Ihr Vorbild mich erreichen,
Wenn du mit mir, Herr warst:
Was mir dein Rath ersehe,
Sei's Freude, sei es Last,
Herr, deinem Knecht geschehe,
Wie du gesaget hast.

H. Döhlert.

Am Charfreitage.

Weinet, weinet, meine Augen,
Nimmt nur lieber gar zu Thränen.
Ach, der Tag will euch nicht taugen,
Und die Sonne will euch höhnen!
Seine Augen sind geschlossen,
Seiner Augen süßes Scheinen.
Weinet, weinet, unverdrossen:
Könnt doch nie genugsam weinen!

Als die Sonne das vernommen,
Hat sie eine Trauerhülle
Um ihr klares Aug' genommen,
Ihre Thränen fallen stille.
Und ich will noch Freude fangen
Aus der Welt, der hellen, schönen?
Weinet, weinet, meine Augen,
Nimmt nur lieber gar zu Thränen!

Still, Gesang und alle Klänge,
Die das Herze fröhlich machen!
„Kreuz'ge, kreuz'ge!" brüllt die Menge,
Und die Pharisäer lachen.
Jesu mein, in deinen Schmerzen
Kränkt dich ihre Schuld vor allen;
Ach, wie ging es Dir zu Herzen,
Daß so Viele mußten fallen!

Und die Vöglein arm, die kleinen,
Sind so ganz und gar erschrocken,
Daß sie lieber möchten weinen,
Wären nicht die Aeuglein trocken;
Sitzen traurig in den Zweigen,
Und kein Laut will rings erklingen.
Herz, die armen Vöglein schweigen,
Und du mußt den Schmerz erzwingen!

Weg mit goldenen Pokalen,
Süßem Wein vom edlen Stamme!
Ach, ihn sengt in seinen Qualen
Noch des Durstes heiße Flamme!
Daß er laut vor Schmerz muß klagen,
Erd' und Himmel muß erbleichen,
Da die Henkersknecht' es wagen,
Gall' und Essig ihm zu reichen!

Weiche Polster, seidne Kissen,
Kann mir noch nach euch verlangen,
Da mein Herr, sogar zerrissen,
Muß am harten Kreuze hangen?
O wie habt ihr ihn getroffen,
Dorn und Nagel, Ruth' und Stricke!
Doch das Schuldbuch liegt ja offen,
Daß sein heilig Blut es schicke.

In der Erde alle Todten
Fahren auf wie mit Entsetzen.
Da sie mit dem heil'gen, rothen
Blute sich beginnt zu netzen.
Können nicht mehr ruhn die Todten,
Wo sein köstlich Blut geflossen;
Viel zu heilig ist der Boden,
Der so theuren Trank genossen.

Er, der Herr in allen Dingen,
Muß die eigne Macht bekriegen,
Daß er mit dem Tod kann ringen,
Und dem Tode unterliegen.
Gänzlich muß den Kelch er trinken,
Menschenkind, kannst du's ertragen?
Seine süßen Augen sinken
Und sein Herz hört auf zu schlagen.

Als nun Jesu Herz that brechen,
Bricht die Erd' in ihren Gründen,
Bricht das Meer in seinen Flächen,
Bricht die Höll' in ihren Schlünden,
Und der Felsen harte Herzen
Brechen all' mit lautem Knalle.
Ob in Wonne, ob in Schmerzen?
Bricht's der Rettung, bricht's dem Falle?

Und für Wen ist denn gerungen
In den qualevollen Stunden,
Und der heil'ge Leib durchdrungen
Mit den gnadevollen Wunden?

Herz, mein Herz, kannſt du nicht ſpringen
Mit den Felſen und der Erde,
Nur, daß ich mit blut'gem Ringen
Neu an ihn gefeſſelt werde?

Haſt du denn ſo viel gegeben,
Herr, für meine arme Seele?
Iſt ihr ewig, ewig Leben
Dir ſo werth trotz Schuld und Fehle?
Ach, ſo laß ſie nicht gefunden
Sein, um tiefer zu vergehn!
Laß ſie deine heil'gen Wunden
Nicht vereinſt mit Schrecken ſehn!

A. E. v. Droſte-Hülshof.

Kirchenlied.

O Maria, meine Liebe!
Denk' ich recht im Herzen dein!
Schwindet alles Schwer' und Trübe,
Und, wie heller Morgenſchein,
Dringt's durch Luft und ird'ſchen Schmerz
Leuchtend mir durchs ganze Herz.

Auf des ew'gen Bundes Bogen,
Kranz von Glorien umblüht,
Stehſt du über Land und Wogen;
Und ein himmliſch Sehnen zieht
Alles Leben himmelwärts
An das große Mutterherz.

Wo Verlaſſ'ne einſam weinen,
Sorgenvoll in ſtiller Nacht,
Denn vor Allen läßt du ſcheinen
Deiner Liebe milde Pracht,
Daß ein tröſtend Himmelslicht
In die dunklen Herzen bricht.

Aber wüthet wildverlehrter
Sünder frevelhafte Luſt:
Da durchſchneiden neue Schwerter
Die die treue Mutterbruſt;
Und voll Schmerzen ſtehſt du doch:
Herr! vergieb ihm'n, ſchone noch!

Deinen Jeſus in den Armen
Ueber'n Strom der Zeit geſtellt,
Als das himmliſche Erbarmen
Hütet du getreu die Welt,
Daß im Sturm, der trübe weht,
Dir kein Kind verloren geht.

Wenn die Menſchen mich verlaſſen
In der letzten ſtillen Stund',
Laß mich feſt das Kreuz umfaſſen,
Aus dem dunkeln Erdengrund
Leite liebreich mich hinauf,
Mutter, in des Vaters Haus!

Joſeph Freih. v. Eichendorff.

Abendlied.

Sei, ſtiller Abend, uns gegrüßt!
Auf Wieſe, Feld und Wald ergieße
Dein Athem duft ge Kühle.
Du weckſt in guter Menſchenbruſt
Die Segensfülle ſtiller Luft
Und friedlicher Gefühle.

Du weckſt der Andacht heil'ge Gluth;
Es wogt verborgner Liebe Fluth
Dir feſſelfrei entgegen.
Lebend'ger wird der Vögel Sang
Und inniger des Menſchen Dank
Am Geber reichen Segen.

Drum ſei willkommen, Abendſchein,
Willkommen hier im Blüthenhain!
Und laſſ' auf leiſen Schwingen
Mein Lied zu der Geliebten Ohr
Und feierlich der Andacht Chor
Hinauf zum Himmel bringen!

Fr. v. Stolberg.

Das Abendmahl.

Das Abendroth am Himmel ſteht,
Die Vögel werden müde;
In dunkelgrünen Zweigen weht
Des Himmels milder Friede.

Vom eignen Strahlenpfeil verletzt
Erglüh'nd in Todeswonne,
Vergießt ihr Herzblut langſam jetzt
Und zweifach ſchön die Sonne.

Vom Berge ſieht man in das Thal
Den alten Prieſter wanken,
Das hochgelobte Abendmahl
Zu reichen einem Kranken.

Der aber, zitternd ſündhaft bang,
Wird eben hochbegnadet;
Er ſieht der Sonne Untergang,
Die ſchwimmt in Blut gebadet.

Er kann ſich noch Erlöſungsruh'
Aus ihrem Tode ſangen,
Der Prieſter kommt zu ſpät dazu
Und ſchließt des Todten Augen.

Heinrich Bournier.

Die Wünſche.

Herz, warum begehrſt hienieden
Du des Irdiſchen ſo viel,
Biſt ſo fern von deinem Frieden,
Und ſo bald vielleicht am Ziel?
Weißt du, was der Vater ſendet,
Eh' die Stunde flüchtig endet?
Was dir von der Herrlichkeit
Alles Erdenglücks gedeiht?

Aus des Buſens Tiefen ſteigen
Neue Wünſche täglich auf,
Und die Stunde, wo ſie ſchweigen,
Endet auch den Erdenlauf.
Klein noch ſind ſie, frei von Sorgen,
An des Kindes goldnem Morgen,
Auf der treuen Mutter Schooß,
Doch ſie werden mit ihm groß.

Was ſie ſchmachtend oft erflehen,
Iſt ein Traum, ein irres Licht,
Neue mag es bringen, Thränen,
Doch den Frieden bringt es nicht.

Was die Erde giebt, iſt eitel;
Kronen drücken auf den Scheitel;
Und für alles Geld nicht feil
Iſt der Seele Würd' und Heil.

Daß dein Wille nur geſchehe,
Treu erfüllt von mir, an mir,
Daß dein weiſer Rath erſehe,
Was mir gut iſt, heilig dir!
Das ſei aller Wünſche Krone.
Vater, das an deinem Throne
Mein Gelübde früh und ſpät,
Meine Hoffnung, mein Gebet!

Was ich tief im Herzen hege,
Meine Freude, meinen Schmerz,
Alles, Vater, Alles lege
Ich an dein getreues Herz;
Wenn ich dir nur wohlgefalle,
Nur, wie du mich leiteſt, walle,
Lebend dein, o dein nur bin,
Wird auch Sterben mein Gewinn.

Freudentheil.

Abendmahlslied.

Jeder Tag hat ſeine Plage,
Jedes Herz hat ſeine Klage,
Jedes Haus hat ſeine Laſt;
Aber Stärkung und Begabung
Fließet Allen aus der Labung,
Herr, die du bereitet haſt!

Leſ' ich in des Herzens Mitte,
Zeig' ich jedem meiner Schritte,
Den ich rechts und links gethan.
O ſo kann ich dem Erquicken
Heut nur mit geſenkten Blicken
Und gebeugter Seele nahn!

Aber du willſt mit den Deinen
Dich im heilgen Feſt vereinen
Und ihr Wirth voll Gnade ſein;
Dann wird dem lebendgen Glauben
Frucht der Aehren, Saft der Trauben
Wunderbar zum Heil gedeihn.

Ach wer ſollte ſich nicht gerne
Aus der Nähe, von der Ferne,
In die Zahl der Gäſte reihn?
Ach wer hätte nie empfunden,
Wie das kranke Herz geſunden
Kann bei deinem Brod und Wein?

Drum in herzlichem Verlangen
Komm ich heute mitgegangen,
Komme bittend allermeiſt:
Daß du mir zu eigen geben
Wollteſt, als dein wahres Leben,
Deinen werthen heilgen Geiſt;

Daß, gleichwie mit der Gemeine
Heut' ich als dein Gaſt erſcheine,
Du bei mir auch kehreſt ein,
Nicht als Gaſt nur Herberg nehmen,
Mein in Gnaden dich bequemen
Mögeſt, immer da zu ſein!

Tief gefeanet wall' ich weiter
Weil du ſelbſt mir Schutz und Leiter
In des Lebens Luſt und Qual;
Was ich wünſche, was ich kann,
Was ich leide, was beginne,
Sei mir ernſt wie dieſe Stunde!

Auch wodurch ich mich erfriſche,
Nähr' und ſtärk am eignen Tiſche
Oder in der Freunde Zahl,
Sei mir dann, weil du zugegen
Täglich biſt mit Zucht und Segen,
Heilig durch dein Abendmahl!

Karl Grüneiſen

Der Kranke.

Zitternd auf der Berge Säume
Fällt der Sonne letzter Strahl:
Eingewiegt in düſtre Träume
Blickt der Kranke in das Thal;
Sieht der Wolken ſchnelles Jagen
Durch das trübe Dämmerlicht —
Ach, des Buſens ſtille Klagen
Tragen ihn zur Heimath nicht!
Und mit glänzendem Gefieder
Zog die Schwalbe durch die Luft,
Nach der Heimath zog ſie wieder,
Wo ein milder Himmel ruft;
Und er hört ihr fröhlich Singen.
Sehnſucht füllt des Armen Blick,
Ah! er ſah ſie auf ſich ſchwingen,
Und ſein Kummer bleibt zurück.
Schöner Fluß mit blauem Spiegel,
Hörſt du ſeine Klagen nicht?
Sag es ſeiner Heimath Hügel,
Daß des Kranken Buſen bricht.
Aber kalt rauſcht er vom Strande
Und entrollt ins ſtille Thal,
Schweiget in der Heimath Lande
Von des Kranken ſtiller Qual.

Und der arme ſtützt die Hände
In das müde, trübe Haupt,
Eins iſt noch, wohin ſich wende
Der, dem aller Troſt geraubt;
Schlägt das feuchte Auge wieder
Muthig auf zum Horizont,
Immer flieg ja Troſt hernieder
Dorther, wo die Liebe wohnt.
Und es netzt die blaſſen Wangen
Heil'ger Sehnſucht ſtiller Quell,
Und es ſchweigt das Erdverlangen,
Und das Auge wird ihm hell.
Nach der ew'gen Heimath Lande
Strebt ſein Sehnen kühn hinauf;
Sehnſucht ſprengt der Erden Bande,
Pſyche ſchwingt zum Licht ſich auf.

W. Hauff.

Morgenlied.

Gott Lob! es ſteht die dunkle Nacht,
Der Morgen bricht hervor;
Ich bin zu neuer Luſt erwacht,
Und ſchaue froh empor

Zu dem, der Kraft und Odem giebt,
Was unterm Firmament
Der Arbeit ſüße Freuden liebt.
Und Licht und Wärme kennt.

So Mancher blickt im Kummer Schmerz
Vom Gram gebleicht hinauf,
Und ſiehet Ruhe für das Herz,
Und hemmt der Thränen Lauf;

Ich aber seufze Wonn' und Dank,
Vom Morgenstrahl entzückt,
Und opfre neuen Thatendrang
Dem, der die Welt beglückt.

Karl v. Haugwitz.

Abendlied.

Schöner, milder Abendfrieden,
Süße, dämmrungsvolle Ruh!
Alle Schmerzen sind geschieden,
Den Lebendigen, den Müden
Fallen lind die Augen zu.

Herz, dich wird fortan nicht pressen
Stiller Liebe goldnes Leid.
Jede Hoffnung kühn, vermessen,
Selbst die Traumwelt ist vergessen
In so später Abendzeit.

Alle Stimmen sind verklungen,
Alle Farben mild verglüht,
Jedes Ziel ist rasch erschwungen,
Todt sind die Erinnerungen,
Weil die Zeit nicht mehr entflieht.

Doch es zieht ein stilles Wehen
Durch der Welt verwelkte Pracht,
Wie ein Abschiedswort, ein Flehen
Um ein künftig Wiedersehen —
Gruß dir, ahnungsvolle Nacht!

August Hesse.

Seufzer und Sieg.

Für meines Lebens goldnen Morgen
Lob sei, Natur-Enthüller, dir!
Für alle Freuden, alle Sorgen
Und alle Träum' und Thränen hier!

Es reife von des Lebens Flamme,
Es reife von dem Kampf und Schmerz
Die Blüth' am grenzenlosen Stamme,
Die Sprosse Gottes, dieses Herz!

Beflügelt von dem Kampf erschwinge
Mein Geist des Lebens höchste Lust!
Der Tugend Siegeslust versünge
Mit ihrer Freude mir die Brust!

Im heiligsten der Stürme falle
Zusammen jene Scheidewand,
Und heiliger und freier walle
Mein Geist ins höchste Lebens-Land.

Hölderlin.

Frühlingsfeier.

Wenn der Lenz in allen Thälern blühet,
Blumenflor auf allen Hügeln glühet,
Und Naturgenuß mein Herz entzückt;
Dann, o Gott! durchschauert mich die Wonne,
Kraft entstrahlt mir jede Morgensonne,
Und mein Geist wird aller Noth entrückt.

Wenn die Lerchen in den Lüften zirbeln,
Laute Sänger auf den Auen wirbeln,
Flötenton im dunkeln Wald erschallt:
Herr der Herrscher! dann entsteigt dem Herzen
Dankgefühl, es schwinden alle Schmerzen,
Und des Jammers Klageton verhallt.

Aber doch kann ich mir nie verhehlen,
Daß im tiefsten Grunde meiner Seelen
Stille Schwermuth oft die Freude trübt.
Vater! sprich, es werde Licht, und helle
Zeige mir des Unmuths bittre Quelle,
Sieh! Du weißt es, daß mein Herz dich liebt.

Ach! mein Geist verbirgt noch manche Triebe,
Leidenschaften, selbstsuchtsvolle Liebe
Zum Genuß der jauchzenden Natur;
Ach! wann werd' ich das Entbehren lernen,
Wann wird sich mein ew'ger Geist entfernen
Aus dem Taumelkreis der Kreatur?

Wenn ich nur in deiner Gottheit Fülle,
Einzig meinen ew'gen Hunger stille,
Dann genieß ich erst die Kreatur,
O dann steigt vom hohen Himmel nieder
Harmonie in alle Waldes Lieder,
Mich erquickt dann jede Blumenflur.

Wenn ich, Vater! Deinen hohen Willen
Suche treu und redlich zu erfüllen,
Dann entsteht ein Frühling auch in mir,
Hoher Friede säuselt aus der Höhe,
Alles jubelt, was ich hör' und sehe,
Und der Jubel steigt hinauf zu Dir.

Jung-Stilling.

Ermunterung.

Ja, freue Dich, so wie Du bist,
Das Beste, was am Menschen ist,
Heißt Kraft, Gefühl und Willen.
Hast du auch oft geirrt, gefehlt,
So hast du wieder dich gestählt,
Und plagst dich nicht mit Grillen.

Du liebst Gott, Menschen und Natur,
Du siehst nicht bloß, du hörst nicht nur,
Es geht dir tief nach innen,
Du hast ein mächtig schlagend Herz,
Dann zieht es dich oft himmelwärts,
Vergehn dir fast die Sinnen.

In solcher edlen Leidenschaft
Giebt Gott dir auch bisweilen Kraft,
Dann kann und muß es werden.
In Wort und Thaten strömst du's aus,
Und schauest nicht Gefahr und Graus,
Es ist nicht von dieser Erden.

Ob es gelingt, ob es geräth,
Ob morgen, heut, früh oder spät,
Streu' dennoch deinen Samen.
Wer's Rechte will, der wirkt auch gut,
Nur frisch gehandelt, nicht geruht!
Wohlauf in Gottes Namen!

Und kümmre dich nicht um die Welt,
Sobald nur Gott dein Werk gefällt,
Der Erde wirst du ledig.
Gieb Rechenschaft den Menschen nicht,
Gott geht mit dir zwar ins Gericht,
Doch Gott ist mild und gnädig.

K. L. Kannegießer.

Verklärung.

(Himmelfahrt.)

Auf der Berge Höhen wandl' ich,
Müd' des loſen Erdgetummels.
An dem Ewigen und Schönen
Labet ſich die matte Seele.

Schnell vergehn der Menſchen Dinge:
Nur du bleibſt und, hoher Himmel,
Und auf dieſer Berge Spitzen
Grundeſt du dein ewig Daſein!

Nimm mich auf, du reiner Aether,
Von der wandelbaren Erde,
Daß ich möge ihres Jammers,
Ihrer Niedrigkeit vergeſſen.

O wie lacht aus dunkler Ferne
Mir der Sonne Gold entgegen!
Wie erhebt ſich der Gedanke
Bei entfernter Welten Licht!

Durch die unermeßnen Räume
Wandeln ſie mit frohem Jauchzen,
Jede herrlich, jede glänzend,
Stolz in königlicher Pracht.

Sagt mir, hohe Himmelsbürger,
Welch' ein Geiſt und welche Gottheit
Regt euch an in euren Kreiſen
Zu ſo ſeligem Genuß.

Keine niedre Berge trübet
Eure Tage; wie von Flügeln
Heiter Engel angehauchet
Fliehen euch die Stunden hin.

Nein, in eure Friedensauen
Iſt kein Mordſchwert noch gekommen,
Und es ſchwillt in eurem Bergen
Nicht des Eifers wilde Kraft.

Purpurn leuchtet euch die Flamme,
Rein und unbewölkt der Himmel,
Wie mit Blumen übergoſſen
Strahlet euch das Sternenfeld.

O wer bringt mich in die Thäler,
Auf die goldgeblümten Auen,
An die perlenhellen Quellen
Seliger Zufriedenheit!

Welche Freude, welche Wonne,
Welche ſüße Götterſtunden,
Wo ſich Huld und Wahrheit gatten
Zu unſterblichem Genuß!

Nichts ſoll uns von Liebe trennen;
Ja, vereint an eurer Seite,
Scheint mir ſelbſt der Lauf der Zeiten
Nur ein Tag der Fröhlichkeit.

K. L. v. Knebel.

Charfreitag.

Die Glockentöne künden
Den ernſten Feiertag,
Da Er für meine Sünden
In Todesbanden lag.
Ein tiefes, tiefes Trauern
Erfüllt mein Herz mit Schauern,
O Welt, vor deiner Sünde Schmach.

Und dennoch miſcht Freudloſen
Sich in den ernſten Ton
Der hellen Kirchenglocken
Dir, Gottes ew'gem Sohn;
Daß du am Kreuzesſtamme
Bewahrt die Liebesflamme
Trotz Menſchenſpott und Menſchenhohn.

Es iſt vollbracht! ſo ſchallt
Dein Ruf weit durch die Nacht,
Und Heil und Segen krönte,
Was von dir angefacht
Im tiefen Innern brannte,
Und alle Welt erkannte
In dir der ew'gen Gnade Macht.

Wie jetzt durch Winterſtürme
Die warme Sonne dringt,
Wie Menſch jetzt und Gemüte
Ein neues Leben trinkt;
So hat aus deinen Schmerzen
Dem armen Menſchenherzen
Ein neues Leben Heil gewinkt.

Dein Tod ward unſer Leben,
Dein Sterben unſer Heil;
Ich fühl's mit heil'gem Beben,
Es ward auch mir zu Theil.
Des Himmels ſel'gen Frieden
Fühl' ich auch mir beſchieden,
Seit ich in deiner Liebe weil'.

Fern in dem wilden Leben
Hatt' ich ihn lang' geſucht,
Und dennoch fand mein Streben
Nicht die erſehnte Frucht.
Die klang wie heil'ges Läuten
Aus ferner Kindheit Zeiten
Ein Ton auf meine wilde Flucht.

„Für dich hab' ich gelitten,"
So drang zu mir dein Wort,
„Nach dir hab' ich erſtritten
Den Frieden hier und dort;
Hab' unter Angſt und Plagen
Auch deine Schuld getragen!"
So klang's zu mir von Ort zu Ort.

Da konnt' ich deinem Locken
Nicht länger widerſtehn.
Und wenn nun jene Glocken
Mit ernſtem Feſtgetön
Des Heil'gen Tod verkünden,
Da fühl' ich frei von Sünden
So freudig Gottes Frieden wehn.

Ich ſtimm aus Herzensgrunde
In jenes Loblied ein,
Das nun aus tauſend Munde
Sie ihrem Jeſu weihn.
Ich knie an ſeinem Grabe,
Und was ich bin und habe,
Mein Leben, Lieben, Alles ſein!

J. Koch.

Vernunft und Gewiſſen.

In tiefer Wölbung des Hauptes da wohnt
Ein dunkles und heiliges Schweigen,
Und über dem Dunkel des Heiligthums thront
Ein Blümchen gar heimlich und eigen.

Das Flämmchen frahlet ſo ſtill und ſo klar,
Wie Sternlein mit himmliſchem Schimmer;
Die Bruſt iſt ſein Tempel, das Herz ſein Altar,
Da leuchtet es immer und immer. —

Umhüllt zuweilen des Dunkels Gewalt
Und enget das Flämmchen zuſammen;
Doch währt es nicht lange, in eigner Geſtalt
Beginnt es von Neuem zu flammen.

Es hellt dem Pilger die finſtere Bahn,
Ermuthigt auf dornigen Wegen
Die ſtrebende Demuth, und führt ſie hinan
Der frahlenden Höhe entgegen.

Und wenn dem Kampfe der Streiter ſich naht,
Dann regt ſich das Flämmchen von innen,
Es ſtärkt ihm die Rechte zu herrlicher That,
Und hilft ihm die Palme gewinnen. —

Und nach dem Siege — dann kehret zurück
Das Flämmchen zur heiligen Stille;
Ein Lichtſtrom entquillt es dem fröhlichen Blick
Des Siegers in lieblicher Fülle.

Und wenn die Unſchuld zur lockenden Luſt
Hinſchwanket und abwärts ſich neiget,
Dann zittert und wankt auch im Dunkel der Bruſt
Das Flämmchen und warnet und zeiget.

Und läßt ſich in flüchtige Funken und quillt
Empor zu den glühenden Wangen,
Durchſtrömt den klopfenden Buſen und ſtillt
Das thörichte Langen und Bangen.

Ihr Thoren, täuſchet, ach, täuſchet euch nicht!
Ihr wähnet, das Flämmchen zu dämpfen!
Verhüllen wohl mögt ihr ſein heiliges Licht, —
Doch wird es ſich Freiheit erkämpfen. —

Schnell, eh' ihr es ahnet, das Flämmchen erwacht,
Zu furchtbaren lodernden Flammen,
Und über euch ſchlagen aus grau'nvoller Nacht
Die wallenden Gluthen zuſammen.

Friedr. Adolph Krummacher.

Es kommt ein Tag des Herrn!

Mag auch die Liebe weinen,
Es kommt ein Tag des Herrn.
Es muß ein Morgenſtern
Nach dunkler Nacht erſcheinen!

Mag auch der Glaube zagen, —
Ein Tag des Lichtes naht.
Zur Heimath führt ſein Pfad,
Aus Dämm'rung muß es tagen!

Mag auch die Tugend kämpfen!
Es kommt ein Ruhetag!
Kein Sturmgewölk vermag
Der Sonne Strahl zu dämpfen.

Mag Hoffnung auch erſchrecken, —
Mag jauchzen Grab und Tod —
Es muß ein Morgenroth
Die Schlummernden einſt wecken!

H. A. Krummacher.

Abendſehnſucht.

So ſtille wird es auf Erden,
Am Himmel ſo ſtill es wird;
Es rufen die irrenden Herden
Zu dir, o himmliſcher Hirt.

Und weil es nun Abend geworden,
Ein ſeliges Wandeln beginnt;
Es wandelt aus Süden nach Norden,
Aus Norden nach Süden der Wind.

Da dorfen gehen die Sterne
In tiefer ſeliger Ruh';
Es raſſeln Räder von ferne: —
Sie rollen der Heimath zu!

Nun faßt mich, du Lenker dort oben,
Ein Schauer ſehnſüchtig und ſtill;
Hienieden iſt Alles zerſtoben,
Wohin ich wandern will!

Der Glocken einſamer Klingen
Antwortet ſich über mir;
Mein Herz entfaltet die Schwingen,
Zu eilen, o Vater, zu dir!

H. Lohe.

Empor.

Obſchon die Nacht wird dunkeln,
Du fürchte nicht den Tod!
Mit Lieb und Schwertesfunkeln
Brich durch zum Morgenroth!

Und bricht die Erd' in Stücken,
Vergeht der letzte Strauch,
Wird dich der Herr entrücken,
Wohin dein Sehnen ſtaud!

Des Lebens Pforten ſpringen
Dahinten klirrend zu;
Darüber aber ſingen
Die ew'ge Sterne zu;

Umſonſt von Erdenlauten
Aufwärts kein Sehnen glüht;
Bei Gott wird nie zu Schanden
Ein ritterlich Gemüth!

H. Lohe.

Nachtlied.

Die Erde ruht, das Herz erwacht,
Auf ſtrebt der inn're Sinn!
Die Kugelwelt, voll Klang und Pracht,
Zieht ſtill und ruhig durch die Nacht
Der Menſchen hin.

Das Auge hebt ſich himmelan
Von Erdenſpiel und Tand;
Die Hoffnung ſpricht, des Lebens Bahn
Führt aufwärts zu dem Sternenplan
Ins Vaterland!

Der Engel, den der Staub noch hält,
Fliegt seinen Brüdern zu;
O Gottesland, von Glanz erhellt!
Wenn Alles um uns welkt und fällt,
Du giebst uns Ruh'!

G. A. Mahlmann.

Beruhigung.

Oft, wenn in schweren Stunden
Ich inniglich geweint,
Gedacht ich deiner Wunden,
Du treuer Herzensfreund!
Da flob zu dir mein Sehnen,
Du schautest meine Thränen,
Und sprachst mit mildem Lächeln:
„Vertraue mir mein Kind!"

„Denk an die bittern Schmerzen,
Die ich erduldet hab',
Als ich mit stillem Herzen
Mich opferte dem Grab!
Dort auf des Oelbergs Höhen
Wollt' alle Kraft vergehen;
Da kam des Vaters Bote
Mit mildem Labewein!"

„Die Freudensonne scheinet
Hoch in des Himmels Reich,
Einst lebst du Gott vereinet
Den heil'gen Engeln gleich.
Ich will dich innig lieben,
Du wirst mich nie betrüben;
Dann wirst du freudig weinen,
Und ewig bei mir sein!"

Und von dem Strahl getroffen
Des sanften Menschensohns
Sah ich den Himmel offen,
Die Herrlichkeit des Throns,
Der Jubel sel'ger Geister
Scholl dem verehrten Meister,
Die Heil'gen sahn mit Liebe
Auf diese Welt herab. —

Ja, diese Welt zu schmücken
Mit Gottergebenheit,
Die Brüder zu beglücken
Mit Himmelsheiterkeit:
Dies lieber Vater oben,
Den fromme Hymnen loben,
Beschere Deinem Kinde,
Bis es dich ganz erschaut!

Messerschmid.

Ein Lied in Trübsal.

Wenn Alles sich verdunkelt,
Erloschen ist der Schein,
Der einsam noch gefunkelt
Vom letzten Sternelein;
O denk', daß eine Sonne
Lebendig doch noch geht,
Ein neuer Tag der Wonne
Dereinst bevor dir steht.

Ob's hier sei oder drüben,
Bekümmere dich nicht;
Wenn Gott es will verschieben,
Zu zeigen dir sein Licht,
Gewiß, daß deine Augen,
Gewöhnt an Erden-Nacht,
Hienieden noch nicht taugen,
Zu schauen solche Pracht.

Was immer dich mag kränken;
Der es geführt heran,
Weiß es auch so zu lenken,
Daß es ist wohlgethan.
Auf ihn leg' deine Sorgen,
Der auf dich legt die Last;
Wer weiß, ob du nicht morgen
Sie ausgetragen hast.

Was hilft es, daß dein Grämen
Du rufest in die Welt;
Die Welt wird dir nicht nehmen,
Was Gott dir hat bestellt;
Vom Jammern wächst der Jammer,
Wird stille, bist du still;
Drum bet' in deiner Kammer
Nur leis': wie Gott es will.

Kannst solchen Trost du fassen,
So bist Du nicht mehr krank,
So bist du nicht verlassen
Und kannst noch sagen Dank
Für das, was er geschicket,
Zu lindern deine Qual:
Wär Alles dir geglücket,
So wär' dir Alles schaal.

In ird'schen Lebensstunden
Wen nie hat was gekränkt,
Wer Alles hat gefunden,
Woran das Herze hangt,
Dem wird vor'm Tode bangen,
Der bitt'rer Trank ihm scheint;
Du darfst nach ihm verlangen,
Gott sendet dir den Freund.

Hab' Frieden d'rum, Gemüthe,
Ihr Augen, weinet nicht,
Daß Gott schon vor der Blüthe
Des Lebens Mark zerbricht.
All Alles bind zusammen,
Was giebt und gab dir Pein,
Und leg's, woher's mag stammen,
In Gottes Schoß hinein.

Mises. (Fechner).

Abendgebet.

Hast deine goldnen Sterne
Ueber den Himmel gesä't,
Der über Näh', über Ferne
Ewiger Bläue da steht:

Saat großer ernster Gedanken,
Die durch die einsame Nacht
Feierlich wachsen und ranken,
Schwellend in schweigender Macht;

Die zu der Erde hernieder
Sprossen von Blüthen umkränzt,
Daß die beseelte hinwieder
Stern unter Sternen erglänzt.

Vater der ewigen Sterne,
Vater der seligen Lust,
Nimm mich, den Einsamen, gerne
Still an die ruhige Brust.

Philipp Engelhard Nathusius.

Wo iſt Ruhe?

Die Sonne ſinkt!!
Ihr ſtrahlet noch ein goldenes Meer. —
Der Abend tritt ſo mild und ſanft einher,
Begrüßet alle Müden,
Beut ihnen Frieden
Und ſüße Ruh'.

In mir erwacht,
Ein heilig ſchauerndes Gefühl. —
Und immer ſtummer wird des Tags Gewühl.
Den Herrn am Himmel oben
Die Sterne loben
In goldner Schrift.

Mir iſt zu Sinn,
Als ob ein Heiligthum ſich ſenke,
Zum Frieden alles Schickſal lenke,
Und alle Klagen ſchwänden; —
An allen Enden
Wär wahre Ruh'.

Und tief in Nacht
Hüllt ſich die ſchlummernde Natur,
Hochheilige Stille herrſcht in Wald und Flur.
Kaum leiſ' ein Zephyr rauſchet,
Und kaum vertauſchet,
Das Blatt den Raum.

Ich lauſchte lang'!
Da flieg es auf zu Gottes Ohr,
Wie Freudenlied und Dankgebet empor,
Wie Weinen, Seufzen, Klagen. —
Da hört ich fragen:
Wo Ruhe wär? —

Caſpar Neuman.

Unſterblichkeit.

Vater! Deine Todten werden leben — —
Ja, du wirſt ein ewig helles Grün
Um die hingewelkten Blumen weben,
Daß die Knospen herrlicher erblühn.
Neues Leben aus der Aſche ſprießet,
Und der Ton, der in die Luft zerfließet,
Löſt ſich auf in volle Melodie'n.

Unten rauſcht es dumpf im dunkeln Strome,
Oben ſäuſelt es wie Elfenlaut, —
Lebensfunken glühn am hehren Dome,
Die der Menſch als lichte Sterne ſchaut.
Dorthin wendet euch, ihr ſüßen Träume,
Hebt euch ahnend in die ew'gen Räume,
Wo das Herz ſich ſel'ge Hütten baut.

Sagt, was ſuchet ihr mit ſehnendem Sehnen
In der Sterne heil'gem Silberlicht?
„Eine Hoffnung, die zu unſern Thränen
Tröſtend, wie ein Friedensbote, ſpricht.“
O! ihr ſucht ſie nie und nie vergebens;
Traun der Ahnung, die zum Kranz des Lebens
Eine ew'ge Himmelsblume flicht!

Süße Hoffnung, uns von Gott gegeben,
Ja, wir fühlen deine Himmelsmacht,
Ach, nach oben hin ſeufzt alles Leben,
Seufzt das Herz in ſtiller Mitternacht;
Selbſt die Bruſt, durchglüht von Lebenswonne,
Sehnet ſich nach einer andern Sonne,
Nach dem Licht, das in den Sternen wacht.

Nonne.

Am Auferſtehungsfeſte.

Ich ſag' es Jedem, daß Er lebt
Und auferſtanden iſt,
Daß Er in unſ'rer Mitte ſchwebt
Und ewig bei uns iſt.

Ich ſag' es Jedem, Jeder ſagt
Es ſeinen Freunden gleich;
Daß bald an allen Orten tagt
Das neue Himmelreich.

Jetzt ſcheint die Welt dem neuen Sinn
Erſt wie ein Vaterland;
Ein neues Leben, nimmt man hin
Entzückt aus ſeiner Hand.

Hinunter in das tiefe Meer
Verſank des Todes Grau'n,
Und Jeder kann nun leicht und hehr
In ſeine Zukunft ſchau'n

Der dunkle Weg, den er betrat,
Geht in den Himmel aus,
Und wer nur hört auf ſeinen Rath,
Kommt auch ins Vaters Haus.

Nun weint auch Keiner mehr allhier,
Wenn Sind die Augen ſchließet;
Vom Wiederſehn, ſpät oder früh,
Wird dieſer Schmerz verſüßt.

Es kann zu jeder guten That
Ein Jeder friſch erglühn;
Denn herrlich wird ihm dieſe Saat
In ſchönern Fluren blühn.

Er lebt und wird nun bei uns ſein,
Wenn Alles uns verläßt!
Und ſo ſoll dieſer Tag uns ſein
Ein Weltverjüngungs-Feſt.

Novalis
(von Hardenberg.)

Vertrauen.

Was ein Jahr dem andern kündet,
Sagt ein Tag dem andern an:
Daß des Vaters Huld nicht ſchwindet
In der Weltbeglückung Plan!
Daß ſein Blick ſich ſegnend nieder
Auch auf unſre Pfade ſenkt,
Wie im Lenz das Zugvogelheer
Er zur frohen Heimath lenkt.

Fremde Noth und eigne Sorgen
Bleiben, ſchweigend oder laut,
Unſerm Herzen unverborgen,
Auch nicht ihm, der ſie durchſchaut!
Das mag ſtärken, das mag tröſten!
Auch daß nichts ſie ihm entrückt,
Der den Kleinſten wie den Größten,
Stets nach rechtem Maß beglückt.

Arthur von Nordſtern.
(von Noſtiz und Jänkendorf.)

Zweifel und Hoffnung.

Wenn du, mein Aug', einſt brichſt in der Todesnacht!
Wenn du die letzte Thräne geweint nun haſt,
Wird dann das bange Dunkel ſchwinden,
Deſſen Gewölke dich hier umſchweben?

Werd' ich Dich anſchau'n, den ich hier ahnte nur?
Zu dem voll Sehnens betend mein Geiſt oft flog,
O Sonne, die mich aufgeſtrömet,
Werd' ich dem Strahlen einſt wieder finden?

Wird — o Gedanke, der du mich niederwirfſt! —
Vielleicht Vernichtung treffen des Staubes Sohn,
Der ſchattengleich im dunkeln Thale,
Traum eines Traumes, vorübergaukelt?

O nein, ihr zeuget, die ihr dort oben ſtrahlt,
Ich bin unſterblich! Ueber der Erde Nacht
Erhaben fühlen Millionen
Weſen des ewigen Seins Entzücken!

Ihr Sterne, ſchweigend ſagt ihr dem Sterblichen,
Was er nicht faſſet, was ihm kein Name nennt,
Weſur — der Dichter ſeufzt und ſingt's nicht —
Irdiſcher Saiten Getön zu arm iſt!

Nur fühlen kann er's, wenn er in Einſamkeit
In heil'ger Nacht geht ſtill und gedankenvoll,
Und er in unausſprechlich ſüße
Wehmuth und Wonne verloren weinet.

Ach, wie ergreift mich ein Sehnen hinauf nach dir,
Du unbekannte, ſtrahlende Wonnewelt!
Wo zwiſchen goldnen Lebensbächen,
Was wir hienieden geſäet, reifet!

Wo Alles Licht iſt, was uns hier dunkel war,
Wo Furcht und Hoffnung mit ihrem Dämmerſchein
Vergangen ſind, und nur die reine,
Selige Wirklichkeit uns umleuchtet!

Nur einen Tropfen gieß ihn, o Gott, herab,
Aus deinem Lichtmeer! Stille des irdiſchen
Betrügten Weſens Durſten, daß ſich's,
Iſt es auch ſinnhaft noch, glücklich fühle!

Daß es nicht ſinke, wenn in der Mittagsglut
Sein Weg durch trübe, traurige Wüſteneien
Sich zieht, daß der Verzweiflung Flamme
Dann der erquickende Tropfe dämpfe.

Ernſt Ortlepp.

Das Echo.

Zu unſres Gottes Ruhme ertönt mein ſchwaches Lied,
Als heißen Dankes Blume dem Herzensgrund entblüht,
Es zieht durch lichte Bläue empor zum Ohr der Huld,
Singt des Erbarmen Treue, Erbarmen und Geduld.

O Schöpfer aller Seelen, und aller Seelen Hort,
Kann deinen Ruhm erzählen ein armes Menſchenwort?
Der Elemente Meiſter, im Reich der Harmonie
Preiſt dich die Schaar der Geiſter, mit Sphärenmelodie.

Doch ſingt in deinem Tempel, was deine Hand beglückt,
Denn Wohlthun iſt dein Element, den Weiten aufgedrückt;
Drum dringt, dich zu erheben, auch meiner Saiten Ton
Dem Athem aller Leben ein Lied am Königsthron.

Horch, wie von meiner Leier ringt wiedertönt der Klang,
Es wird zu deiner Feier der Ströme Lauf Geſang.
Die Vögel ſingen wieder, was aus dem Herzen ſchallt,
Die Lüfte werden Lieder, zur Hymne wird der Wald.

Kaum jauchzen meine Lippen: Der Herre regiert das All!
So tönt von Bergesklippen der Worte Wiederhall.
Und jubelt mein Gemüthe: der Himmel Huld iſt gut!
So haucht mir's nach die Blüthe, ſo rauſcht mir's nach die Flut.

Und ſing' ich deine Milde, ſo einen ſich zum Chor
Die Blumen der Gefilde, und liſpeln es empor.
Und rühm' ich, wie im Raume dein Hauch allein beſeelt,
So hör' ich, wie am Baume das Blatt mir's nachererzählt.

Du, den nicht Namen nennen, den kein Verſtand erweiſt,
Den Herzen nur erkennen, der Welten großer Geiſt,
Nicht ungehört verhallen wird, was mein Lied dir ſingt,
Weil Opfer dir gefallen, wenn ſie die Liebe bringt.

Henriette Ottenheimer.

Tod und Trennung.

Tod iſt nicht Trennung, denn der Glaube webt
Aus ächtem Gold der Treue feſtes Band,
Das zieht vom Reich, wo frei die Seele lebt,
Sich unſichtbar durch dieſes Pilgerland,
Das rauſcht um lieber Weſen Todtenhügel,
An welchem ſchmerzbethaut das Auge weint,
Wie Harfenklang, wie ferner Engelsflügel
Verheißung — daß uns Liebe noch vereint.

Tod iſt nicht Trennung; was des Herzens Gluth,
Was warm und rein umfaßt ein frischer Sinn,
Bleibt unverlierbar unſer ſchönes Gut,
Zog es beflügelt auch zum Thore hin.
Wohl wandelt fern auf ungeſeh'nen Bahnen
Das Herrliche in anderer Geſtalt,
Doch wo wie Hoffnungsreich und gläubig ahnen,
Iſt's oft ſein Hauch, der tröſtend uns umwallt.

Tod iſt nicht Trennung. Reiches Leben reift
Sich an die Stunde, die ein Auge ſchließ,
Und Treue nur iſt's, die das Leben weiht.
Drum blüht ſie ſchöner in des Himmels Schoß.
Drum kann der Tod Verbundenes nicht trennen,
Ob er auf Augenblicke auch entzieht;
Einſt fühlen wir beim ewigen Erkennen,
Daß, was uns rein entflammte, fortgeglüht.

Nur wo mit rauher liebeleerer Hand
Die Täuſchung eines innigen Gefühls
Die Saiten rührt, im Herzen aufgebrannt,
Zerreißt der ſüße Einklang ihres Spiels.
Ertönt des Scheidens ſchmerzlichtödtend Zeichen,
Erkaltung iſt der Trennung Machtgebot,
An deſſen Hauch die Lebensfarben bleichen,
Tod iſt nicht Trennung, aber Trennung Tod.

Henriette Ottenheimer.

Oſterlied.

Die Engel ſpielen noch um Grab,
Doch Er iſt auferſtanden!
O trag' ich meinen Pilgerſtab
Nach jenen Morgenlanden,
Zur Felſenkluft
Seit hohler Gruft,
Denn Er iſt auferſtanden!

Wer nur ſein eigner Götze war,
Geht unter in dem Staube,
Mit jener lichten Engelſchaar
Verſchweſtert nur der Glaube:
Wer liebend ſtrebt,
So lang' er lebt,
Der hebt ſich aus dem Staube!

So laß uns, wie du ſelbſt, o Sohn,
Rückkehren aus der Hölle!
O daß ſchon ihr Poſaunenton
Von Pol zu Pol erſchölle!
Dein Stachel ſticht,
O Tod, uns nicht,
Du ſiegſt nicht ob, o Hölle!

Auguſt v. Platen.

Seligkeit des Sterbens.

Einmal wird es ja vergehen,
Dieſes Leben ſchwer und bang,
Einmal wird er ja verwehen,
Dieſer ew'ge Klageſang!
Dieſes Stöhnen, dieſes Bangen,
Dieſes Sehnen, dies Verlangen
Der gequälten Menſchenbruſt,
Einmal löſt es ſich in Luft.

Sei getroſt, du Herz voll Trauer,
Sei getroſt und zage nicht.
Durch des Todes kalte Schauer
Dringſt du zu dem ew'gen Licht,
Streift ſie ab, die dichte Hülle,
Und in nie geahnter Fülle,
Wird ein volles reiches Leben,
Wie im Traum, dir hingegeben.

Und du wirſt dann in den Fluthen
Deiner Liebe untergehn,
Wirſt erfaßt von ſeinen Gluthen,
Alles göttlich um dich ſehn,
Wirſt es heiß und voll umfangen,
All dein Sehnen, dein Verlangen,
All dein Lieben und dein Leben
Gern und freudig ihm hingeben.

Und es wird Dich reich umſchließen,
Und ſo ewig, wunderbar
Aus dem eignen Buſen fließen,
Eine Quelle, ſtill und klar.
Ein Quell von Luſt und Freuden
Ein Quell von Seligkeiten,
Eine Wonne göttlich rein,
Ein beglückter, ew'ger Sein.

H. Nau.

Am Sonntagsmorgen.

Gottesſtille, Sonntagsfriede,
Ruhe, die der Herr gebot!
Meine Seele! wach' und glühe
Mit im hellen Morgenroth.

Könnt' ich in dem Zimmer bleiben,
Wann das Volk zur Kirche wallt?
Könnt' ich Alltagswerke treiben,
Wann der Glockenruf erſchallt?

Wo die heilen Worte weilen,
Die der Herr auf Erden ſprach,
Laſſet auch das Brod mich theilen,
Das er ſeinen Jüngern brach.

O das nenn' ich ſel'ge Stunde,
Wo man dein, o Herr! gedenkt,
Wo man mit der frohen Kunde
Von dem ew'gen Heil und tränkt.

Neues Leben, neue Stärke,
Reiner Andacht friſche Gluth
Zu dem frommen Liebeswerke
Schöpf' ich aus der Gnadenfluth.

Und vom göttlichen Gedanken
Einen reichen Blüthenkranz
Trag' ich heimwärts, Gott zu danken
In dem kleinen ſtillen Haus.

Erde weit und ohne Grenzen!
Himmel druber ausgeſpannt!
Reich an Sternen und an Kränzen,
Scheint ihr mir ein heilig Land.

Laß die Flammen ſtets mir brennen,
O mein Heiland Jeſu Chriſt!
Laß es alle Welt bekennen,
Daß mein Herz dein Altar iſt!

Max v. Schenkendorf.

Pfingſtfeſt.

Wie mit Aeolsharfen-Tönen
Zieht durchs Herz mir ſanfte Mahnung,
Und in ſel'gen Todes Ahnung
Will das Ohr ſich neuem Klang gewöhnen.

Wohl am heut'gen Tag der Pfingſten
Ward der Geiſt einſt ausgegoſſen;
Ganzer Rede Wunder floſſen,
Ganzes Hören öffnend den Gerinnen!

Was begeiſtert Jene ſprachen,
Ward von Allen klar vernommen;
Wie verſchieden ſie gekommen,
Der verſchied'nen Sprachen Schranken brachen.

Gleich Muſik erklang ein Reden,
Von den Hörern gleich verſtanden,
Und, erlöſt von innern Banden,
Mit der eignen Sprache traf es Jeden

Der du Eine Menſchheit ſchufeſt,
Deren Sprachen nun ſo viele,
Du berufſt zu Einem Ziele,
Wo du ſo durch Deinen Geiſt ſie rufeſt!

In der Menſchheit Herz iſt Eines,
Und zur Harmonie geboren,
Wird es, wann du es erkoren,
Sich verſöhn als Eines, ſagt mir meines!

Nimmer darf das Viele hindern,
Was als Eins du angefangen;
Einheit, die einſt aufgegangen,
Mag des Wuchſes Theilung die nicht mindern!

Der du hörſt die Reden Aller
Und in Aller Herzen blickeſt,
Mit Erhörungen erquickeſt,
Heile Wort und Ohr der Erden-Waller!

Gib zu reden, gib zu ſchweigen!
Weihe du des Dichters Zunge,
Daß des Wort's erhöhtem Schwunge
Sich verſöhnt der Menſchen Herzen neigen.

Heut — an jenem Tag der Pfingſten!
Ward der Geiſt einſt ausgegoſſen,
Ganzer Rede Wunder floſſen,
Ganzes Hören öffnend den Geringſten!

Heut in Aeolsharfen-Tönen
Zieht durchs Herz mir ſanfte Mahnung,
Und in ſel'gen Todes Ahnung
Will das Ohr ſich neuem Klang gewöhnen:

Heut die Leier leg' ich nieder,
Sang um innern Klang zu tauſchen:
Vor gewaltigern Geiſtes Rauſchen,
Sterbliche, verwehet, meine Lieder!

Karl Schimper.

Geſang in Leiden.

Trage ſtill, mein banges Herz,
Deiner Noth Beſchwerden,
Faſſe Muth, auch deinem Schmerz
Wird einſt Abend werden;
Dann Ruh'
Findeſt du,
Frei von Angſt und Kummer,
Bald in ſanftem Schlummer.

Unruh'voll und troſtlos ſein,
Immer zürnend klagen,
Macht nur größer deine Pein,
Hilft die Laſt nicht tragen;
Troſt und Muth,
Hülfe naht,
Tief in Nacht verborgen,
Wie die Sonn' am Morgen.

Weinen mag aus dir die Noth
Wenig ſtille Zähren,
Weinen kann vor Abendroth
Kindrung dir gewähren;
Standhaft doch
Hoffe noch,
Nicht mit Seel' und Leben
Deinem Schmerz ergeben.

Klagen magſt du vereint, Freund
Den in frohen Tagen
Gottes Huld mit dir vereint,
Weinend magſt du klagen;
Ach! allein
Schmerz und Pein
Still in ſich bewahren,
Bringt uns oft Gefahren.

Doch, wenn auch in Gram gebeugt,
Von der Welt verachtet,
Hier mein Leben trauernd ſchleicht,
Und verlaſſen ſchmachtet;
Hülfe lebt,
Hülfe ſchwebt,
Gott, aus deinen Höhen,
Läßt mich nicht vergehen.

Tief herab ins dunkle Thal,
In die Nacht der Leiden,
Sendeſt du des Himmels Strahl,
Hoffnung beſſ'rer Freuden;
Troſt von dir
Stillt in mir
Jeden Schmerz der Thränen,
Stillt ein banges Sehnen.

Drum, mein Herz, halt feſt an ihm,
Dieſem Fels im Meere,
Ob auch Sturm und Ungeſtüm
Dir ein Glück zerſtöre
Nimmer fall
Glaubensvoll
Deine Treue wanken,
Nie dein Muth erkranken.

St. Schütze.

Geiſtliches Sturmlied.

Wie an der Meeresküſte
Der Pharus glänzt im Sturm,
So ſtrahlt im Abendgolde
Das Kreuz herab vom Thurm.

In unſerm Geiſt auch ſteigen
Wohl Schatten rings empor,
Umhüllend ſeine Strahlen,
Gleich einem Wolkenflor.

Und in dem Buſen tobet
Der Sturm entfeſſelt frei,
Und des Gewiſſens Stimme
Verhallt als Nothgeſchrei.

Und hochaufwogend fluthet
Im Herzen auf und ab,
Und blitzerleuchtet klaffet
Des Seelenfriedens Grab.

Da reißen alle Segel,
Der reinen Sehnſucht Bild,
Und mit der Flagge ſchwindet
Der Tugend Wappenſchild.

Es löſen ſich die Fugen
Des Muthes und der Kraft,
Der letzten Hoffnung Steuer
Zerſchellt die Leidenſchaft.

Da gilt's, um ſich zu ſchauen
Nie bleibt die Rettung fern,
Und ſchwand auch hin im Dunkel
Der letzte Angelſtern

Ein Pharus leuchtet glänzend
Wie Früh- und Abendgold,
Der iſt im Seelenſturme
Dem Schiffer immer hold!

D'rum nach dem Kreuze blicke
Und ſtrebe unverwandt,
Und gleich dem Weltentdecker
Rufſt du begeiſtert: Land!

Wilhelm Smets.

Das Wort des Lebens.

Wort des Lebens, lautre Quelle,
Die vom Himmel ſich ergießt,
Lebenskräfte giebſt du Jedem,
Der dir Geiſt und Herz erſchließt;
Der ſich wie die welke Blume,
Die der Sonnenbrand gebleicht,
Durſtend von dem dürren Lande
Zu der Quelle niederneigt.

Ohne dich, was iſt die Erde?
Ein beſchränktes, finſtres Thal.
Ohne dich, was iſt der Himmel?
Ein verſchloſſ'ner Freudenſaal.
Ohne dich, was iſt das Leben?
Ein ernenter finſtrer Tod.
Ohne dich, was iſt das Sterben?
Nachtgraun ohne Morgenroth.

Wort des Lebens, du erleuchteſt,
Doch erwärmſt du auch zugleich;
Eine Hölle offenbarſt du,
Aber auch ein Himmelreich.
Furchtbar ſchreckeſt du den Sünder
Aus der dumpfen trägen Ruh';
Doch mit Liebe deckſt du wieder
Jedes Bußers Fehle zu.

Einen Richter lehrſt du fürchten,
Der mit rechter Wage wägt;
Doch auch einen Vater lieben,
Der mit Langmuth Alle trägt.
Einen Gott, der den Geliebten,
Ein'gen Sohn zum Opfer giebt,
Der an ihm die Sünde rächet,
Und in ihm die Sünder liebt.

Wort des Lebens, wer dich höret,
Dem verſprichſt du ew'ges Heil;
Doch nur dem, der dich bewahret,
Wird das Kleinod einſt zu Theil.
Nun, ſo will ich dich bewahren,
Schwert des Geiſtes, Gottes Wort,
Hilf mir hier auf Erden ſtreiten,
Und die Kron' erwerben dort!

Spitta.

Morgen- und Abendröthe.

O Vater des Lichts, wie dank' ich dir!
Du haſt zur Leuchte des Tages mir
Ins Himmelblau die Sonne geſtellt,
Das helle, große Geſtirn der Welt.

Doch auch für die Holde preiſ' ich dich,
Der Sonne Magd, die ſo ſüngferlich
Mit Roſenfingern, die Wang' erglüht,
Ihr auf und nieder den Schleier zieht.

Wann ſtrahlend die Herrin ſteigt empor,
Leiſ öffnet die Dirn' ihr das goldne Thor,
Scheut vor der Lichtglanz röthlichen Duft,
Und kühlt mit perlendem Thau die Luft.

Und ſcheidet die Sonn' in Siegespracht,
Wird uns vom Mädchen ihr Gruß gebracht,
Nickend aus glühendem Wolkenkranz
Streut auf die Erd' es noch Zauberglanz.

J. H. v. Weſſenberg.

Ermuthigung.

Biſt du verdammt zu lauern
In dumpfer Nachtzeit Schauern,
Ob's denn nicht tagt?
Erreicht wohl iſt dein Trauern,
Nur nicht verzagt!

Wenn Wahrheit ruft nach Zeugen,
Doch bang kein Mund das Schweigen
Zu brechen wagt,
Beſchäme du die Feigen,
Sprich unverzagt!

Mag Willkür wild rumoren,
Das Recht geht nicht verloren,
Iſt's gleich vertagt,
Wenn ihr, die ihm geſchworen,
Nur nicht verzagt!

Wenn unterm Leidenshammer
Der Menſchheit großer Jammer
Zum Himmel klagt,
O fühl ihn mit — den Jammer,
Doch unverzagt!

Wenn bei den Läſterungen
Von tauſend gift'gen Zungen
Dein Herz dir ſagt,
Daß edel du gerungen,
Steh' unverzagt!

Wenn dir, mit Liſt verwoben,
Des Eifers frommes Toben
Den Ruf zernagt,
Trag' es, den Blick nach oben,
Doch unverzagt!

Was Neid und Gunſt geſponnen,
Vergeht im Glanz der Sonnen,
Wenn's völlig tagt:
Dann labt ein Strom von Wonnen,
Die nicht verzagt.

J. H. v. Weſſenberg.

Das Land der Verheißung.

Von der langen Wallfahrt müde,
Suchſt du wohl das Pilgerthal,
Wo beim ewig heitern Liede
Blinkt der ewig hell're Strahl;

Fragſt wohl ſehnend, wo die Quelle
Reinen Glücks durch Blumen glänzt,
Nicht vergänglich, wie die Welle,
Die ein flücht'ger Frühling kränzt.

Fragſt umſonſt nicht nach der Quelle;
Zwar der Erd' entſteigt ſie nicht;
Doch ein Bild voll ſanfter Helle,
Strahlt ſie uns, wie Dämmerlicht.

Haſt du's nie in holden Träumen
Mit verklärtem Blick und Mund
Berge, die du liebſt, beſäumen,
Glühn aus Bächleins hellem Grund?

Wo du hinblickſt, fromme Seele!
Winkt ein Strahl der Gottheit dir,
Daß dein Flug die Spur nicht fehle
Des erhab'nen Pfads zu ihr.

Winkt aus Wolk' und Aetherbläue,
Winkt im Thau am Blumenflor,
Winkt, ein Sinnbild ew'ger Treue,
Stern an Stern am Himmelsthor.

J. H. v. Weſſenberg.

Die Hoffnung.

Heil'ger Urquell ew'ger Wahrheit,
Dem des Tages Licht entſprang,
Als ein Abglanz deiner Klarheit,
Deren Macht das Chaos zwang,
Strahlt auch jenes Sternengefunkel,
Das ins Herz die Hoffnung gießt.
Ach! wer blickte ſonſt durchs Dunkel,
Das des Lebens Pfad umfließt?

Hoffnung ſtillt der Freundſchaft Sehnen,
Dämpft der Sorgen Mißgeton,
Läßt den bangen Schmerz, durch Thränen,
Beſſrer Tage Frühroth ſehn.
Hoffnung leuchtet uns vom Kreuze
Auf des hehren Dulders Grab,
Der der Tugend Engelreize,
Der Unſterblichkeit ihr gab.

Doch, uns ſtrahlt nur in dem Aether,
Der das Reich der Liebe füllt,
Ein von Hoffnung ausgeſä'ter
Sternenhimmel, klar und mild.
Wo der Selbſtſucht freche Dirne
Ins Gemüth ihr Schandmal brennt,
Da erliſchen die Geſtirne
An der Hoffnung Firmament.

Drum, o heil'ger Quell der Wahrheit,
Laß in deiner Schöpfungen
Reinem Spiegel ew'ger Klarheit
Uns den Geiſt der Liebe ſehn.
Wenn die Menſchen menſchlich werden,
Wird des Wahnes Trugbild fliehn,
Und den Schmachtenden auf Erden
Nie der Hoffnung Stern entziehn!

J. H. v. Weſſenberg.

Pſalm.

Welches Wort kann Gott umfaſſen?
Herz, du muſt es unterlaſſen,
Ihn im Liede anzupreiſen.

Seinen Lichtglanz würd' ich dunkeln,
Glich' ich ihr dem Sternenfunkeln,
Glich' ich ihn den Sonnenſtrahlen.

Iſt nicht Lichtglanz ſinneſchaulich,
Jedes Bild zu kühn vertraulich?
Gott kann man nur wortlos ehren.
Könnt' ich gleich der Blume ſchauen
Nach dem Herren voll Vertrauen,
Und in Duft zu ihm verſchweben!

Ludwig Wihl.

2.

Weltliche Lieder und Geſänge.

Zorn und Liebe.

Wer nie im Zorn erglühte,
Kennt auch die Liebe nicht,
Die Lieb' iſt ſüße Blüthe,
Die bitt'rem Zorn entbricht:
Wie Roſen blühn auf Dornen
Und wunderlieblich ſtehn;
So ſteht auf ſcharfen Zornen
Auch Liebe wunderſchön.

Wie wer will Roſen pflücken
Muß ſtreiten mit dem Dorn,
Pflückt Liebe, pflückt Entzücken
Der Liebe nur der Zorn:
Durch Muth und ſtolze Thränen
Und Arbeit und Gefahr
Wird ihr unendlich Sehnen
Allein hienieden klar.

Wohlan wenn ſo die Looſe
Uns hier geworfen ſind,
So greif' ich nach der Roſe,
Dem hellen Dornenkind,
So ring' ich nach der Liebe,
Dem ſüßen Himmelsſchein,
Wenn auch die Welt ſich hübe,
Mitringer drum zu ſein.

So blühe, Roſe, blühe!
Blüh', Liebe, ſcharf im Dorn!
Komm' du, mein Blitz, und ſprühe!
Sprüh', ſprühe, edler Zorn!
Komm, Stolz, und nimm die Waffen
Der Ehren und der Noth!
Was frommte dir der Schlaffen
Lebendig- oder Tod?

E. M. Arndt.

Hinauf!

Dünnſtes Blättchen, das im Winde fliegt,
Kleinſtes Steinchen, das im Sande liegt,
Feinſtes Körnchen Sand es deckt ein Grab;
Was das Kleinſte Spinnerwürmchen ſpinnte,
Wird ein Leichentuch; was wirkt und denkt und ſinnt,
Predigt nur hinab! hinab! hinab!

Ha! hinab! hinunter! und hinweg!
Welches Grauſen! welcher düſtre Weg!
Welches Flattern durch das Nichts zum Nichts!
Doch was wirkt und denkt und ſinnt, ruft Nein!
Ruft ein muthig Nein! durch dieſen Schein vom Schein,
Ruft Licht für dich, du Kind des Lichts.

Licht mir, nur das dünnſte Fünkchen Licht!
Und die Todeskralle faßt mich nicht.
Und es klingt hinauf! hinauf! hinauf!
Wimmert ihr um Wiege, Sarg und Grab
Mit den Leichenraben auf: hinab! hinab!
Mit den Geſtern jauchz ich froh: hinauf!

E. M. Arndt.

Entſchuldigung.

Und rufſt du immer Vaterland
Und Freiheit? will das Herz nicht roſten?
Und doch wie bald umhüllt der Sand
Auch deines Staubes Leichenkaſten;
Die höchſte Ladung trägſt du ſchon
Geſchrieben hell auf weißer Scheitel —
Gedenk des weiſen Salomon,
Gedenk: Sprüches Alles eitel.

Ja, darum ruf' ich Vaterland
Und Freiheit! dieſer Ruf muß bleiben,
Wann lange unſrer Gräber Sand
Und unſern Staub die Winde treiben;
Wann unſrer Namen dünner Schall
Im Zeitenſturme längſt verklungen,
Sei dieſes Klanges Wiederhall
Von Millionen nachgeſungen.

Ja, darum weil wir gleich dem Schein
Der Morgendämmerung verſchweben,
Muß dies die große Sonne ſein,
Worin wir blühn, wodurch wir leben;
Drum müſſen wir an dieſem Bau
Uns hier die Ewigkeit erbauen,
Damit wir von der Geiſteran
Einſt ſelig können niederſchauen.

O Vaterland! mein Vaterland!
Du heil'ges, das mir Gott gegeben!
Sei Alles eitel, Alles Tand,
Mein Name nichts und nichts mein Leben —
Du wirſt Jahrtauſende durchblühn
In deutſchen Treuen, deutſchen Ehren;
Wir Kurze müſſen hinnen ziehn,
Doch Liebe wird unſterblich währen.

E. M. Arndt.

Des Knaben erſtes Wiegenlied.

(Willkommen am Vaterrhein.)

Das Kind iſt da. Wohlauf mein Klang!
Nicht Geigen tönt noch Flöten!
Mein hellen mächt'gen Schlachtgeſang
Mit Trommeln, mit Trompeten!
Krieg heißt das Leben, Krieg und Streit:
Wir wollen Muth und Tapferkeit
Dem jungen Krieger erbeten.

Tragt auch die hohen Zeichen her,
Die Fahnen und Standarten,
Und Kolb' und Büchſe, Schwert und Sper
Und Glanz der Hellebarten,
Als ſeiner Mannheit Trutzgeräth,
Als ſeiner Freiheit Schutzgeräth —
Den ſoll er pflegen und warten.

Das größte hängt ihm an die Bruſt
Und legt ihm auf die Wiege,
Das Zeichen höchſter Kampfesluſt,
Das Zeichen ſchwerſter Kriege,
Das Kreuz mitſammt dem Bibelbuch:
Auf daß er ohne Lug und Trug
Des Teufels ſtreit' und ſiege.

Ha! Chriſtenkreuz und Bibelbuch!
Mit dieſen kann er's wagen,
Sie ſtellen Herz und Hand in Fug
Zum Tragen mehr als Schlagen:
Daß wer im Kampf will Sieger ſein
Sich muthe zu die edle Pein
Zu dulden, zu entſagen.

So ſegnen wir, ſo weihn wir dich —
Kaum kannſt du, Büblein, lauſchen —
Wir flehn, daß nicht zu ſchwer um dich
Des Krieges Wetter rauſchen,
Wir flehn zu Gott um Lieb' und Muth:
Dann wirſt du nimmer edles Gut
Um ſchlechten Lohn vertauſchen.

E. M. Arndt.

Lieder zu ruſſiſchen Nationalmelodien.

1.

Warſt ein Mädchen,
Lagſt im Graſe,
Buch mit aufgelöſtem Haar.

Warſt ein Bräutchen,
Trugſt ein Kränzchen
In dem aufgeflochtnen Haar.

Warſt ein Weibchen,
Trugſt ein Händchen
Und das Kind, das weinend kam. —

Und nun liegſt du
Unterm Graſe,
Wo die erſte Heimath war.

2.

Der Koſak tanzt auf der Ebne,
Tanzt allein im tiefen Schnee.

Fern die Heimath, fern das Mädchen,
Nur ſein Schimmel in der Näh'.

Zieht im Tanze die Piſtole,
Trifft den Raben auf dem Schnee.

3.

Lauf' ich jäh herab vom Berg,
Biſt du da!
Stehſt du da! —

Reiß', o Waldſtrom, mich vom Berg,
Tritt vor dir!
Tritt vor dir!

4.

Wenn dem Dach der Regen fließet,
Still die Thräne niederfließet
Auf dem Felde wird's ſchon grün!

Hier im Kerker ist's beklommen! —
Wann die Störche wiederkommen,
Muß ich nach Sibirien hin!

Ohne Degen und Pistolen! —
Die Kibitke wird mich holen,
Daß ich durch die Wälder fahr'. —

Magst Du mir die Luft nicht gönnen;
Nur mich nicht vom Weibe trennen,
Unerbittlich strenger Czar!

5.

Lust'ger blick' ich in die Höh';
Unten wird mir's gar zu weh.

Bieg zurück den Kopf genug,
Leer' mein Glas mit Einem Zug.

Fällt die Müh' auch in den Schnee:
Immer lustig in die Höh'!

6.

Horch im Schlitten auf die Glöckchen,
Crisca mit den rothen Bäckchen!
Fort wir gleiten wohlgemuth!
Alles geht nach Lust und Willen;
Mit der Stute läuft das Füllen,
Springt und wieh'rt mit Jugend-Muth.

Laß es frieren, laß es schneien;
Pfingsten fahren wir mit Maien
Wieder her durch diesen Wald.
Wirst Dich an die Mutter schmiegen,
Und ein Kindlein in der Wiegen,
Das versöhnt den Vater bald!

7.

Die dort stehet, ist die Braut,
Mit den weißen Armen;
Ich spiel' ihr zum Tanze auf,
Gott! o hab' Erbarmen!

Spring und tanze, junge Braut!
Deine Waden zeige! —
Thränen über Stirn und Bart
Rinnen auf die Geige!

8.

Mir dein Auge, Mädchen, winkt;
Ach! nicht folgen kann, wer hinkt.

Spar' die Blicke, spar den Kuß!
Tödtlich traf des Polen Schuß.

9.

Dort, Geliebte, mich erwarte,
Dort auf ödem Haideland,
Wo du findest deinen Namen
Eingeschrieben in den Sand.

Blumen kann ich dir nicht [illegible],
Noch die Veilchen schlummern tief;
[illegible] und die Himmelsbläue
[illegible] mein Zeichen und mein Brief.

10.

Als ich dich allein gefunden,
Faßt' ich deine liebe Hand,
Und um meinen Hals geschlungen
Hast du von dem Knie dein Band.

Lebt ihr Hügel wohl und [illegible]!
Als Soldat bin ich gewählt;
Kehr' ich wieder, werd' mir Gattin,
Der ein buntes Strumpfband fehlt!

11.

Dir, mein Säugling, ist
Stets die Milch bereitet;
Betest nicht beim Mahl,
Doch dabei nicht streitest. —

Ueber kocht der Topf,
Wie mein Kind ich lobe;
Kehret Iwan heim,
Zankt beim Mahl der Grobe.

12.

Heut' am kürzesten der Tage
Schnell aufs Pferd zur Bärenjagd!
Liegt der Schnee in hoher Lage,
Bestes Glück dem Jäger lacht.

Laßt das Buhlen und das Schmetzen
Bis zur Störche Wiederkehr!
Müd' leckt nun der Bär die Tatzen;
Schnell geladen das Gewehr!

D. A. Assing.

Liebeständeleien.

1.

Einst vernahm ich, o Cythere,
Dein geliebter kleiner Sohn
Sei aus deinem weichen Schoße
Auf die Erde dir entflohn;
Wer dir kunde, wo er wäre,
Dein geliebter kleiner Sohn,
Dem versprächest du Cythere
Einen süßen Kuß zum Lohn.
Nun erfülle dein Gelübde,
Heiß ihr, daß sie küsse mich,
Denn in meiner Liebsten Augen
Birgt der kleine Bube sich.

2.

Du bist mein und ich bin dein,
Ja, wie könnt's auch anders sein.
Hab ich dich nicht eingeschlossen
In des Herzens engem Haus?
Doch das Schlüßlein ging verloren,
Kommst nun nimmermehr heraus.

Carl Barthel.

Lied auf dem Wasser zu singen.

Wie ladest du zur Wellenbahn,
O Sonne, Himmelsschein!
Es wieget leise sich der Kahn,
Die Ruder tauchen ein!
Schon schweben wir im Flug dahin,
Entlang dem [illegible] Wald.
Er rauscht und neigt sich, mitzuziehn,
Wir aber scheiden bald.

Denn immer weiter führt die Fluth,
Der stillen Hoffnung Trieb,
Als suchte sie ein süßes Gut,
Das in der Ferne blieb.

O Echo, das vom Berge schallt'
Du gleichest unserm Glück:
Wenn einst die Gegenwart verhallt,
Erinnerung tönt zurück.

Friedrich Beck.

Eine Trauerweide.

Noch einmal, eh' ich scheide,
In ferne Länder geh,
Auf ich dir zu: Ade, Ade,
Du schöne Trauerweide
Dort an der schwarzen Spree.

Noch eh' der Lenz die Hallen
Des Haines früh belaubt,
Bindst schon dem melancholisch Haupt;
Du bist es; die vor allen
An seine Sendung glaubt.

Und wenn der Herbst die Wipfel
Entblättert hier und dort —
Du grünst noch lang, noch lange fort.
Es schallt von deinem Gipfel
Des Vogels freies Wort.

Dicht an des Stroms Gestade
Ein Schloß, ein graues, steht,
Hin siehst du früh und Abends spät;
Dort wohnt von Gottes Gnaden
Des Königs Majestät.

Du gleichst dem deutschen Herzen!
Ob auch der Lenz noch weit,
Ob ahnt zuerst die goldne Zeit,
Und glaubt in tausend Schmerzen
An nahe Seligkeit.

Du gleichst dem deutschen Volke,
Dem Stamm, der vom Geäst
Der Hoffnung Grün nicht fallen läßt,
Ob auch des Herbstes Wolke
Ihn unverdrossen näßt.

Du gleichst dem deutschen Sohne!
Hinblickt er mit Gebühr
Tagtäglich nach des Königs Thür —
O du mein Heiland lohne
Dies Harren für und für!

Karl Beck.

Gedichte.

1.

Du, die du nicht den Glanz der Städte,
Nicht das Gerausch des Marktes liebst,
Doch eine sich're Ruhestätte
Dem Wand'rer in der Wüste giebst,
Die du den Irrenden geleitest,
Der seinen Händen sich vertraut,
Den Streiter in den Tod begleitest,
Der fest auf deine Treue baut:

O Göttin, wende dich und reiche
Dem Pilger hulfreich deine Hand,
Daß er gerettet den Kahn besteige
Zur Fahrt ins hehre Schattenland;
Begleite ihn im Graun der Nächte,
Wo er auch wandle, steh ihm bei,
Daß er im Schutze guter Mächte
Den himmlischen befreundet sei.

2.

Du ziehst dahin, und treue Sterne scheinen,
In dunkler Nacht erhellend deine Bahn,
Und singt aus allen Büschen, allen Hainen,
Spricht dich ein Geist der Liebe traulich an

Verborgenem Gestein entsprungen schlingen
Wohlthät'ge Quellen sich durch deine Flur,
Und lebenswarm zu deinem Herzen dringen
Der Jubellieder aller Kreatur.

Doch verweil, dreimal schätzt du dich gesegnet,
Wenn deinem Blick ein froher Gegenblick,
Wenn deinem Gruß ein Gegengruß begegnet,
Wenn deiner Regung Neigung folgt zurück.

Auf allen Wegen findest du die Spuren
Der Liebe, die auf deine Liebe harrt,
Aus allen Kreaturen
Spricht ihre Gegenwart.

3.

Auf ungewissen Pfaden irrt und strebt
Der arme Mensch umher, so lang er lebt;
Wo ist die Hand, die den Bedrängten leitet,
Der Stern, der den Verlassenen begleitet?

Der Welt geöffnet kaum, wird das Gemüth
Von Haß bewegt, von Liebe tief durchglüht,
Gedanken schweifen treibend Tag und Nacht
Buhlend um Ehre, Ruhm, Besitz und Macht,
Unsel'ge Güter! die, erreicht, nur Schmerz
Erzeugen, nimmer sättigen ein Herz.

Und dieses Wahngebilde riß den Sinn
Der Besten, der Gewaltigsten dahin.
Von des Peliden thränenreichem Grab
Auf Alexander, Cäsar bis herab
Auf Buonaparte's Sturz — wo sind die Helden,
Die nicht am Riff der Leidenschaft zerschellten?
Heraklet selbst, wer gleicht ihm? konnte fallen;
Ein Gott allein mag ohne Hülle wallen.

Drum preis' ich den, der frühe seinen Geist
Der Leidenschaft unedlem Drang entreißt,
Der jede gute Stunde froh ergreift,
Nicht willenlos ins Grenzenlose schweift.
Er darf empor zum Himmel mit Vertrauen,
Mit Heiterkeit zur Erde niederschauen,
Und ob auch Dornen seinen Pfad durchflechten,
Im Drang der Peinen, in des Zweifels Nächten
Sieht er von guter Engel Hand vertheilet,
Die Sonne lacht ihm, die er nie beleidigt.

4.

Fort, aus diesen Mauern fort,
Zieh ich in die Ferne,
Waltet über diesem Ort
Freundlich, gute Sterne!

Lebe wohl, mein Vaterhaus!
Friede sei mit Allen,
Die fortan um ein und aus
Diese Pforte wallen.

Ruht in Frieden, Berg und Thal,
Waldeseinsamkeiten,
Traute Zeugen ohne Zahl
Schmerz verrauschter Freuden.

Bleibe! rufen hier und dort
Nachtigall und Lerche.
Doch den Wanderer treibt es fort
Ueber Thal und Berge.

Moritz Beſſer.

Der Nix.

Nachts geht ein ſeltſam Klingen
Durch unſer ſtilles Thal,
Es tönt ein ſo herzlich Ringen
Von tiefer, ſchwerer Qual.

Es klingt wie Liebesweiſe
So zart, ſo weich, ſo lind,
Und kann ſo fromm, ſo leiſe,
Als betete ein Kind.

Und lauſchſt du durch die Zweige,
Du ſiehſt im Mondenſchein
Den Nix mit ſeiner Geige
Auf moosigem Geſtein.

Ihm rauſchen zu Füßen die Wogen,
Ihm braust zu Häupten die Tann',
Da fuhret er ſeinen Bogen,
Der ſchwarzgelockte Mann.

Doch ach, vom Menſchenſpotte
Wie blieb' er ungeneckt!
Oft hört ſich eine Rotte
Im Uferbuſch verſteckt.

Oft gellt ihm in die Ohren
Ein loſer Böſewicht:
„Du biſt ja doch verloren,
Und ſelig wirſt du nicht.“

Dann zittert der Nix erſchrocken, —
O weh, du böſe Braut! —
Er ſchüttelt die dunkeln Locken
Und ſtürzt ſich in die Fluth.

Er iſt entflohn dem Spotte,
Doch hin iſt ihm die Luſt,
In ſeiner tiefen Grotte
Pocht ſtürmiſch ſeine Bruſt.

Und große Thränen umfloren
Sein blaues Augenlicht. —
Er iſt ja doch verloren,
Und ſelig wird er nicht!

Johannes Blau.

Zwei Blätter von der Ulme zu Hirſau.

Ich hab' von jener Ulme
Weht nur ein einzig Blatt,
Das ſeh' ich alle Tage,
Und ſeh' mich nimmer ſatt.

Das Blatt will nie verwelken,
Es grünt mir ewig jung,
Wie fernen gold'ner Tage
Herzlieb' Erinnerung.

Ich ſtand am ſtillen Abend
Allein an dieſem Baum,
Da rauſcht' es durch ſeinen Wipfel
Wie leiſer Abendtraum.

Mich hat der Ulme Lehnen
Aus meinem Traum geweckt,
Da ſah ich, daß ihr Schatten
Mich nicht allein bedeckt!

Sah in der Abendſonne
Ein golden blondes Haar,
Sah, heller als der Himmel,
Ein blaues Augenpaar.

Und wieder rauſcht' am Wipfel
Ein Weben leis vorbei,
Da ließ die Ulme fallen
Der grünen Blätter zwei.

Das eine flog flatternd,
Das andere zu mir.
Sie hat ihr Blatt genommen,
Das meine hab' ich hier.

Ich ging mit meinem Blatte,
Sah ſie mit ihrem gehn —
Ach! Stunden doch die Blätter
Einander wiederſehn!

G. Fr. Blaul.

Abendläuten.

Auf grünbemooſtem Steine
Sitz' ich im Abendſtrahl,
Schau einſam und alleine
Ins Thal, ins Thal, ins Thal.

Viel Glöcklein klingen leiſe
Fern nahe und fern fern,
Wie lauſcht' ich deiner Weiſe
So gern, ſo gern, ſo gern.

Wie ſänftigt dieſes Tönen
Mein armes, krankes Herz,
Als wollt' es all verſöhnen
Den Schmerz, den Schmerz, den Schmerz.

Du Abendglockenklingen,
Du leiſer, frommer Sang,
Willſt Herzen ruhig ſingen?
Wie lang? wie lang? wie lang?

O klinge ſtets ſo labend
Den nah und fern mir zu,
Ruf du mich einſt am Abend
Zur Ruh', zur Ruh', zur Ruh'.

G. Fr. Blaul.

An B...

(nach Th. Moore.)

Wie lieb' ich dich ſo inniglich,
Die mir ein Gott beſchert;
Ruhm, Glück und Freiheit ohne dich
Sind mir von keinem Werth.

Was kümmert mich die ganze Welt
Mit aller ihrer Pracht,
Wenn mich dein Arm umſchlungen hält,
Dein treues Aug' mir lacht!

Und könnt' mein Lebensbecher sein
Gefüllt mit Erdenglück;
Wär' deine Liebe nicht darein,
So stieß ich ihn zurück.

Wie lieb' ich dich so inniglich,
Die mir ein Gott beschert;
Ruhm, Glück und Freiheit ohne dich
Sind mir von keinem Werth.

Peter von Bohlen.

Dies und das.

(Nach dem Schottischen.)

Wie traurig sind wir Mädchen dran,
Wenn ich bedenke dies und das:
Man sieht den lieben Jüngling an
Und darf nicht sagen dies und das.

Und dies und das, und noch etwas,
Und zweimal mehr als dies und das,
Man sieht den lieben Jüngling an
Und darf nicht sagen dies und das.

Die Welt versteht hier keinen Scherz,
Sie tadelt uns um dies und das;
Darum verschließt das treue Herz
Mit manchem Seufzer dies und das.

Und dies und das, und noch etwas,
Und zweimal mehr als dies und das;
Darum verschließt das treue Herz
Mit manchem Seufzer dies und das.

Was kümmert mich in dieser Welt
Die Spötterei um dies und das?
Wenn einst ein Jüngling mir gefällt,
Ich will ihm sagen dies und das.

Und dies und das und noch etwas
Und zweimal mehr als dies und das,
Wenn einst ein Jüngling mir gefällt,
Ich will ihm sagen dies und das.

Peter von Bohlen.

Volkslied.

(Aus dem Böhmischen.)

Fliege Vogel, fliege Falke
Durch den schönen grünen Hain,
Sage meinem Herzgeliebten
Ich gedenke immer sein.

Daß ich lebe, daß ich traure,
Daß nach ihm ich klage laut:
Daß ich seufze, daß ich weine,
Weil mein Aug' ihn nicht erschaut.

Fliege Vogel, fliege Falke
Durch den schönen grünen Wald,
Sage meinem Herzgeliebten,
Daß ich sterbe alsobald.

Kann ich bleiben, kann ich leben,
Wenn kein Glück mir will erblühn!
Besser ist's im Grabe liegen,
Als zu leben ohne ihn.

Peter von Bohlen.

Liebeslied.

Meine Liebe soll dir scheinen
In das Herz so warm und heiß,
Wie die Sonne zieht am reinen
Himmel sie den höchsten Kreis,

Wie ein Stern, wenn schwarze Dunkel
Decken auf das bange Meer,
Und er findet mit Glanzgefunkel
Deinen Nachen sicher her.

Wie auf grünen Alpenhöhen
Flammt der Hirten Feuerlicht,
Daß die Thäler weit es sehen,
Und die's hell durch Nebel bricht.

Wie des Glühwurms kleine Leuchte
In des Blümleins grünem Zelt,
Wie das Morgenroth in feuchte
Thauestropfen rosig fällt.

Scheinen, wie am lieben Heerde
Scheint der Kohlen rothe Gluth,
Wenn durchwandert du die Erde,
Dort dir endlich wird so gut!

Wie das reine weiße Feuer,
Das den Diamant verzehrt, —
Das, gehüllt in heil'ge Schleier,
Die Vestalin ewig nährt.

Scheinen endlich treu und stille,
Wie des Lämpchens sanfter Schein,
Das mit seiner Friedensfülle
Hellt dein Sterbekämmerlein.

Louise von Bornstedt.

Die Poesie des Eises.

Fest lag mein Fahrzeug, rings von Eis umschlossen,
Und ich ergab mich schon in mein Verderben:
„Bereitet euch zum Tod', ihr Reisegenossen,
„Wir sollen hier durch Kält' und Hunger sterben!"

Da plötzlich brach die Sonne, heiter strahlend,
Durch das Gewölk, das lange sie verdeckte,
Mit Farbenpracht das Eisgefilde malend,
Das sich im Kreise meilenweit erstreckte.

Das Bild des Todes floh. Mein Auge schaute
Voll Staunen eines Feenschlosses Wände,
Vorhallen, wie das Römerreich sie baute,
Steinschnörkel, wie geformt der Gothen Hände;

Altgriechisch, schön gekrönt durch Kapitäle,
Nach Maß und Ordnung lange Säulengänge,
Ausmündend in gewölbte Riesensäle,
Wo Glanzgestalten wogten im Gedränge.

Rechts unter Bäumen um antike Teiche
Bei großen Hummern eine Zechergruppe,
Links, theilend die erlegten Riesenfische,
Harpunenwerfer in gedrängter Truppe.

Hier stehend hoch auf ungeheu'rem Blocke
Den Zottelbär und Hunde rings in Schaaren,
Dort ein Matros' im steifen Seehundsrocke,
Und kleingestaltet Eskimos zu Paaren.

Und hier! — und hier! — O Poesie des Eises,
Dein Bilderreichthum ist nicht zu ermessen;
Du voller Leben, werth des höchsten Preises,
In dir hab' ich den nahen Tod vergessen!

Doch plötzlich war der Sonne Strahl verschwunden
Und mit ihm all' die bunten Lichtgebilde.
Rings wieder Alles öde, starr, gebunden; —
Doch sieh', es heben sich die Berg' und Schilde!

Sie krachen wie Geschütze, sie zerspalten,
Sie lösen sich vom Schiffe, sie entweichen.
Wir rufen auf, die Segel zu entfalten!
Fort aus dem Eis, durch freie Fluth zu streichen!

Wir jubeln, während schnell dahin wir gleiten,
Dem, was wir schwer erduldet, keine Klagen!
Denn wohl lohnt sich's mit Noth und Tod zu streiten,
Um solchen Bilderreichthum heimzutragen.

Adolf Bube.

Sprachforschung.

Wir graben in die Tiefe, da springt empor der Quell
Aus dichter Nacht geboren und doch so strahlenhell.
Der Erde Schoß verhüllet den zarten Keim in Nacht,
Und doch ersprießt zum Lichte daraus der Blüthen Pracht.

Und so des Goldes Funkeln, des Silbers milden Silbin
Hielt dunkle Nacht gefangen im fesselnden Gestein;
Da hat das Licht die Boten gesendet in den Schacht,
Und hat sein schönes Erbtheil gefordert von der Nacht.

Und so dehnt seine Zweige rings um den Erdenrund
Der Wunderbaum der Sprache und wurzelt tief im Grund;
Tief in der Vorwelt sprudelt der reiche Quell der Kraft,
Die, heut noch nicht versieget, des Wortes Wunder schafft.

Dort, wo der Menschheit Jugend im Sagenschoße ruht,
Dort grüßt ein Strom des andern ihm urverwandte Fluth;
Dort finden sich die Völker, Jenenlang getrennt,
In einem Hause wieder, das jedes Heimath nennt.

Und dieser Wunder Kunde, die bringen wir herauf;
Den Weg zum Quelle zeigt uns der Sprachenströme Lauf,
Und ihre Wogen rauschen uns tief verstanden an,
Wo dumpfen Schall nur hören der Ungeweihte kann.

Lorenz Diefenbach.

Die Augen der Geliebten.

Bienen schaukeln sich in Kelchen,
Die im Morgenwinde schwanken,
Bis sie aus der duft'gen Tiefe
Süßen Honig Rausch sich tranken:
So in deine lieben Augen
Senkt sich dürstend meine Seele,
Daß sie aus den braunen Tiefen
Honig-süßen Traum sich stehle.

Bienen saugen aus den Kelchen,
Die im Morgenrothe blinken,
Wissen nicht, ob mit dem Honig
Sie nicht Gift hinuntertrinken!

So aus deinen lieben Augen
Schlürft in vollem Zug mein Leben,
Weiß nicht, ob sie herben Honig,
Oder süße Gifte geben.

Bienen sterben in den Kelchen,
Die sich still zusammenschmiegen,
Noch berauscht vom süßen Honig,
Wenn sie schon dem Gift erliegen:
So in deinen lieben Augen
Möcht' ich lebend auferstehen,
Oder wie im Meer von Wonne
Todt und taumelnd untergehen.

F. Dingelstedt.

Pfingstlied.

Pfingsten! Pfingsten ist es wieder:
Wach geküsset allzumal
Sind der Knospen Augenlieder
Draußen in des Frühlings Saal.

Vor dem Lieben, Duften, Neigen!
Vor des Zaubers Allgewalt,
Müssen die Gedanken schweigen,
Und der Traum gewinnt Gestalt. —

Azurrein der Himmels Veste,
Und die Erde bräutlich hold —
Apfelbäume, Blüthen-Aeste,
Wie ihr mich umarmen wollt —

Wie die Fliederbüsche winken
Mit den Sträußen weiß und blau, —
Bienchen, Bienchen, du willst trinken
Auch von meines Auges Thau?

Linde Frühlingslüfte streuen
Blüthen-Schnee mir auf den Pfad,
Und die Brust den gold'nen, neuen
Strahlen sich erschlossen hat.

Dietima.

Toast.

Worte, die dem vollen Glase
Als Begleitung mitgegeben,
Des Getränkes schöne Phase
Zur Bedeutung oft erheben.

Solche Worte hör' ich gerne,
Wie sie jüngst ein Freund gesprochen,
Funkelnd mit dem Augensterne
Und mit lautem Herzenspochen:

„Laßt die Gläser hoch uns schwingen,
Brüder, Deutschland möge leben,
Ob es auch herabzubringen
Sich so Viele Mühe geben!

Hoch der Glaube, mir der meine!
Den kein Andrer mir verdränge;
So wahr ich zu diesem Weine
Keinen Tropfen Wasser menge!

Hoch die Satzung, die von Vätern
Uns verblieb als heilig Erbe,
Das zu wahren vor Verräthern
Lieber freudig Jeder sterbe!

Hoch das Wort, das freie, schöne,
Wie es Gott ins Herz uns legte,
Ob sich's nun in Lippentöne
Oder Typenformen prägte!"

— Nach dem Glase Jeder faßte
Und die dunklen Augen blitzten,
Wie so schön doch sind Toaste,
Wenn sie nur euch Etwas nutzten!

Dräxler-Manfred.
(Karl Ferdinand Dräxler.)

Das Ich der Mittelpunkt der Welt.

Jüngst hast die Phrase scherzend du gestellt:
„Wer Reichthum, Liebe will und Glück erlangen,
Der mache sich zum Mittelpunkt der Welt,
Zum Kreise, drin sich alle Strahlen fangen."
Dein Wort, mein Freund, war wie des Tempels Thür
Die Zuschrift draußen und das Volksgedränge,
Und durch die Spalten blinkt der Lampen Zier,
Ziehn Opferduft und heilige Gesänge.

Wie könnte jemals wohl des Glückes Born
Aus Anderm als den eignen Herzen fließen,
Aus welcher Schaale wohl des Himmels Zorn
Als aus der selbstgebotnen sich ergießen!
O glücklich sein, geliebt und glücklich sein —
Möge ein Engel mir die Pfade deuten!
Da schwillt des Tempels Vorhang, zart und rein
Hör' ich's wie Echo durch die Falten gleiten.

Standest an einem Krankenbett' du je
Nach wochenlangen selbstvergessnen Sorgen,
Hobst deine schweren Wimpern in die Höh
Zu einem Dankgebete nach dem Morgen,
Und sahst um des Geneisenden Gesicht
Ein neuerwachtes Seelenschimmern schweben
Und einen Liebesblick auf dich, wie nicht
Ihn Freund und nicht Geliebte können geben?

Hieltest du je den Griffel in der Hand
Und rechnetest mit frohem Geiz zusammen
Die Groschen, die du selber dir entwandt,
Schien jeder Heller dir wie Gold zu flammen
Des Schatzes für den fremden Sorgenpfuhl,
Um den du deine Freuden schlau betrogen,
Und hast in deines Reichthums Vollgefühl
Tief, tief den Odem in die Brust gezogen?

Und der Moment, wo eine Rechte schwimmt
Ob theurem Haupte mit bewegtem Segen,
Wo sie das Herz vom eignen Herzen nimmt,
Um treulich an das fremde es zu legen
Hast du ihn je erlebt und standest dann,
Die Arme still und freundlich eingeschlagen,
Selig berechnend, welche Früchte kann,
Wie liebliche das neue Bündniß tragen?

Dann bist du glücklich, bist geliebt und reich,
Ein Feld, an dem sich alle Blitze spalten,
Dann mag dein Kranz verwelken, mögen bleich
Krankheit und Alter dir die Stirne falten;
Dann bist der Mittelpunkt du deiner Welt,
Der Kreis, aus dem die Freudenstrahlen quillen;
Und was so frisch der Bäche Ufer schwellt;
Wie sollte seinen Born es nicht erfüllen!

Annette von Droste-Hülshof.

Lied.

Ich hab's mein Leblang so gemeint
Und will's mein Leblang halten;
Kein Schatz so reich als wie ein Freund
Bei Jungen wie bei Alten;
Kein Wein so ächt, kein Gold so gut,
Ging's zehnmal auch durchs Feuer,
Als wie ein Freund mit frischem Muth; —
Der Herrgott ist nicht treuer!

O armer Mann, du reicher Mann,
Hast nichts als Schloß und Riegel! —
Trau' ich mein Herz dem Freunde an,
Liegt's unterm besten Siegel.
O reicher Mann, du armer Mann,
Wenn du ein Lieb hast funden! —
Doch Weibertreu fängt lustig an
Und endigt aller Stunden.

Und wer das kann und brütet da
Allein vorm goldnen Weine, —
Dem schlage doch das Podagra
Ins Herz statt in die Beine.
Und wer das kann, und sitzt im Glück,
Und kann den Freund entbehren,
Dem wünsch' ich gleich den besten Strick,
Und zur Gesellschaft — Bären.

Die Freundestreu, der ächte Wein
Erstarken mit den Jahren;
Drum setz' ich drauf mein Leben ein'
Und will's zum Wucher sparen,
Dann blieb es meine eine Lust,
Könnt ich nach hundert Jahren
In alter Freunde treuer Brust
Grad' auf zum Himmel fahren!

Eduard Duller.

Wiegenlied.

In der Wiege
Liege, liege,
In der Wiege ruht sich's süß,
Alles wußte drinnen liegen,
Alles Große ist gestiegen
Aus dem Wiegenparadies.

Eine Wiege,
D'rin er liege,
Ist dem Freund des Freundes Brust,
Sind dem Mann der Gattin Arme,
D'rin er schlummert, frei vom Harme,
In der höchsten Liebeslust.

Eine Wiege,
Drin er liege,
Sucht der Greis nach langem Leid,
Eine Wiege, von den kalten
Schwerer Tage auszurasten,
Zu vergessen Kampf und Streit.

Sind's nicht Wiegen,
D'rin sie liegen,
Die der Erde Qual beflegt?
Ja, sie sind nach Lust und Schmerzen
Mit dem ausgestürmten Herzen
In die Ruhe eingewiegt.

In der Wiege
Liege, liege,
In der Wiege schlumm're gern,
Immer künftig immer Wiegen,
Drin in Freud' und Noth zu liegen,
Und die letzte sei dir fern!

K. E. Ebert.

Ermunterung.

Der Vogel steigt, ein verkörpertes Lied,
Hellklingend gen Himmel, dahin es ihn zieht,
Und selig wirbelt er in den Höh'n:
Die Welt ist schön!

Der Strahl des Morgens erweckt die Blum',
Auf schließt sie ihr duftendes Heiligthum,
Aus offenem Kelche die Düfte wehn:
Die Welt ist schön!

Im duftigen Schilfe, im schimmernden Bach
Eilt flüchtig die Welle der Welle nach,
Sie netzen das Ufer mit sanftem Getön:
Die Welt ist schön!

Was stehst du, Mensch, mit finsterem Blick
Und schaust in die finstere Brust zurück,
O, wolle den Jubel doch ringsum sehn,
Die Welt ist so schön!

K. E. Ebert.

Kampf vor Ruhe.

Zu ringen mit den Mächten,
Die Unheil uns bereiten,
Das ist dem Mann, dem echten,
Ist ein willkommenes Streiten;
Gelöst von bangem Krampfe,
Wie wird die Brust erweitert,
Im freien off'nem Kampfe
Die rechte Kraft geläutert.

Doch ruhig still zu liegen,
Vom Schicksal längst gerichtet,
In Stumpfheit uns zu wiegen,
Bis uns ein Schlag vernichtet,
Zu harren, Schmerz verhehlend,
Bis uns der Schmerz zerquälte,
Das ist das wahre Elend
Für eine Männerseele.

Das Schiff im Sturmgetose,
Hebt sich in kühnem Streben,
Es würfelt um die Loose,
Es ringt um Heil und Leben
Mit Felsen und mit Klippen,
Mit Winden und mit Wellen,
Bis seine harten Rippen
Am härtern Fels zerschellen.

Doch wenn es nur [illegible]
Matt treibt auf ruh'gem Meere
Ein Wrack, entmastet, entlastet,
Ein Brett in der Leere:
Dann ist's dem Schiff am Besten,
Der Fluth sich voll zu trinken,
Und mit den armen Resten
Zum Grund hinab zu sinken.

K. E. Ebert.

Tafellied.

(Die Heymonskinder.)

Auf feur'gem Rosse kommt Bachus daher,
Den Becher hoch in der Hand,
Sein Rößlein wird wild, der Kopf ist ihm schwer,
Er verschüttet den Wein auf das Land.

Den Dichter erbarmet der Rebensaft,
In den Bügel er schwingt sich fest,
Und trinkt mit dem Gotte Brüderschaft —
Nun geht's erst, als ging's aus der Welt!

Es steh' da, so einsam, Herr Componist:
Steig' auf mit, 's ist Schad' um die Schul',
Du läßt erst die Schwingen — und wo keine ist,
Da mach' uns die Flügel dazu!

Und was sie erfanden nun, fragen die Drei:
„O weh!" ruft ein Sänger bewegt,
„Ihr schreit ja die lieblichsten Noten entzwei!"
Und schwingt zu den Dreien sich auf.

Nun singt der Tonkünstler, klimpert der Poet,
Der Sänger giebt himmlischen Schall,
Es lächelt Herr Bachus: „Wahrhaftig das geht,
Und 's Trinken verstehen sie all'."

Und wie sie nun alle beisammen sind,
Geht's lustig die seligen Leut',
Es wachsen dem Rosse zum Schwingen geschwind,
Und überfliegen die Zeit.

Joseph Freiherr v. Eichendorff.

Schiffergruß.

Stolzes Schiff mit seid'nen Schwingen,
Schießt mein Boot zu Grunde schier,
Sang von Bord und Lauten klingen,
O du fröhlicher Schiffsherr dir!
Ich muß selbst mein Lied mir singen,
Nur der Sturmwind singt mit mir.

Stolzes Schiff, wenn deine Feuer
Nachts verlöscht: beim falben Licht
Steht ein Fremder an dem Steuer,
Mit den Winden laut er spricht,
Und die Wogen rauschen schauer —
Trau dem finstern Bootsmann nicht!

Gleiche Winde, gleiche Wellen,
Reiches Schiff und armes Boot
Nach demselben Strande schwellen,
Deine Hoffart, meine Noth
Wird an einem Riff zerschellen,
Denn der Bootsmann ist der Tod.

J. Freih. v. Eichendorff.

Herbstlied.

Lust'ge Vögel in dem Wald,
Singt, so lang es grün,
Ach, wer weiß, wie bald, wie bald
Alles muß verblühn!

Sah ich's doch vom Berge einst
Glänzen überall,
Wußte kaum, warum du weinst,
Fromme Nachtigall.

Und kaum ging ich über Land
Frisch durch Lust und Noth,
Wandelt' Alles, und ich stand
Müd' im Abendroth.

Und die Lüfte wehen kalt
Uebers falbe Grün,
Vöglein, euer Abschied hallt —
Könnt' ich mit euch ziehn!

J. Frh. v. Eichendorff.

„Die Steine werden zeugen."

Der Ostermorgen lächelt,
Ein Bräutigam, in die Welt,
Vom Frühlingshauch gefächelt,
Steigt er aus seinem Zelt.

Und rings herum das Schweigen
Der Wald, er steht so still,
Kein Stämmlein sich verneigen,
Kein Blättchen rauschen will.

Im fernen Kirchlein singet
Die fromme Christgemeinde;
Da von den Steinen klinget
Das Echo wunderbar.

Als wenn aus Berges Tiefen
Das Singen klang' hervor;
Als wenn die Felsen riefen:
Er lebt! er lebt im Chor.

Er lebt! er lebt! da lauschen
Die Stämmlein, neigen sich,
Da rauscht sich mit Rauschen
Der Wald so feierlich.

Und mächt'ger immer wieder:
Er lebt! er lebt! vom Stein,
Wie dringt ein Schauer nieder
Ins tiefste Mark und Bein.

Und denk' und muß mich beugen —
Was dort geschrieben ist:
Die Steine werden zeugen,
Wenn auch der Mensch vergißt.

Otto Ludwig von Gilsfeld.

Χαλκὸν δ' ἐν πυρὶ βάλλεν ἀτειρέα κασσίτερόν τε
Καὶ χρυσὸν τιμῆντα καὶ ἄργυρον· αὐτὰρ ἔπειτα
Θῆκεν ἐν ἀκμοθέτῳ μέγαν ἄκμονα· γέντο δὲ χειρὶ
Ῥαιστῆρα κρατερόν, ἑτέρηφι δὲ γέντο πυράγρην.

Ich höre viel frommer Spötter Geschrei,
Wie Menschen der Menschheit Elend verschuldeten,
Wie Jeder der Schmied seines Glückes sei
Und darum sein Los müsse erdulden.

Doch soll man und muß man geschmiedet sein,
Wollt, liebe Christen, das Wissen wenden:
Viel rohe Metalle, groß und klein,
Hält wohl ein einziger Schmied in Händen.

Er hat sie gepackt mit eiserner Faust,
Er hämmert drauf los mit gewaltigen Schlägen,
Der Ambos dröhnet, der Hammer saust;
Ob's biegt, ob's bricht, dem Schmied ist's gelegen.

Behaglich sieht er die Funken sprühn,
Er hämmert gar wunderliche Gestalten,
Er freut sich dran, wie sie zischen und glühn,
Doch muß er sie endlich wohl lassen erkalten.

Das ew'ge Geschick ist der riesige Schmied,
Die Herzen der Menschen die armen Metalle;
Wohl keins, das der Streiche keinen erlitt,
Doch gleiche Qual erdulden nicht alle.

Erträglich ergeht's den Gemüthern von Blei,
Den platten, den legitimen Seelen,
Die schlägt der Hammer schon bald zu Brei,
Sie brauchen sich nicht in den Flammen zu quälen.

Quecksilber weiß auch sich zu schützen wohl:
Die tückischen, rastlosen, regen Geister,
Erstarr'n sie im grimmigen Frost nicht zu Eis,
Wie träfe der Hammer die Angeladen, Schnellen!

Doch wehe dem spröden, dem edeln Metall,
Das wird im Feuer geglüht und probiret,
Das duldet der Schläge unendliche Zahl,
Wenn's nicht mit Zinn oder Blei sich legiret.

Will nimmer verrauchen des Schmiedes Wuth?
Wie seh' ich ein Ende des Grimmes und Hämmerns!
Erlösche, erkalte, Du blutrothe Gluth!
Verstummet, ihr Schläge des Herzens, des Hämmerns!

Adolf Ellissen.

Die Schwalben.

(Nach dem Dänischen.)

Schwalben bauen ihr Nest,
Die Gatten geschäftig selbzwei,
Sie tragen den Mörtel herbei;
Das Häuschen wird zierlich und fest.
Sie helfen einander am Abend, am Morgen,
Sie theilen die Mühe, sie theilen die Sorgen.
Denn fände das Männchen sein Weibchen nicht mehr,
Und pickten die Jungen die Eier nicht auf,
Was würd' aus dem Nestlein nach Jahres Verlauf?

Schwalben bauen ihr Nest,
Sie streifen den Boden selbzwei,
Sie schwingen gen Himmel sich frei,
Und keins läßt das andre verwaist.
Von Anbeginn segnete der Himmel das Band,
Das Männchen und Weibchen in Liebe umwand.
Denn wo sich die Gatten, die Liebenden, [illegible]
Da müssen die Qualen der Sehnsucht [illegible],
Wie sollten nicht schnell sie sich einig verbinden?

Schwalben bauen ihr Nest,
Die Gatten so traulich selbzwei,
[illegible] sich einander so treu,
Keins [illegible] das andre verläßt.

Sie rufen einander mit zärtlichem Klang,
Sie zwitschern im lustigen Wechselgesang,
Und sorgen, daß endlich der Frühling verklinge,
Polstern sie mit Federn den Boden der Wiege,
Daß weicher das Häuflein der Kinderchen liege.

Adolf Ellissen.

Mondeszauber.

Der volle Mond steht ob der Flut,
Und seiner Strahlen milde Glut
Wie tändelt strahlend er so gern
Auf jede Welle einen Stern!

Du Freund, der mir zur Seite sitzt,
Wie freund' Licht das Grün umblitzt,
Ruht nicht auf deinem Angesicht
Auch schmeichelndes Zauberlicht?

Mich dünkt in diesem sanften Strahl,
Daß ich Dich schaue noch einmal,
Wie damals als der Liebe Tag
Zuerst auf deinem Antlitz lag.

Die Zeit seitdem mit ernster Schrift
Schrieb Schickung, wie den Mann sie trifft.
Schrieb Kampf und Haß und stolzen Sinn —
Ach! schrieb ein Menschenleben hin.

Wohl scheint bei des Tages Glanz
Aus deiner Stirn noch edler Witz,
Doch ernst schließt sich die Lipp' zu,
Das Lächeln floh, die süße Ruh.

Nur heute, Freund, im milden Schein,
Der sich zur Laube stiehlt herein,
Verändert sich dein Antlitz mir,
Im Auge schimmernd Empfinden dir.

Vom Silberstrahl verklärt ganz,
Wie in der ersten Jugend Kranz,
Wie in der ersten Liebe Glühn,
Seh' ich dein Auge Flammen sprühn.

Und bist du's Mond, der dies vollbracht,
Und siegreich kämpfst mit der Zeit,
So steigt zu deiner Himmelsbahn,
Der Dank des Liebenden hinan!

Bist du es nicht, — doch hat dein Licht
Gezeigt mir dieses Angesicht —
Ich danke dir für was ich sah
Noch mehr, wenn's nicht durch dich geschah!

F. L. D.

Gefangen!

Ein Vogel gefangen
Hat traurige Zeit,
So eng ist der Käfig,
Der Himmel ist weit.

Im Herzen, im Grünen,
Da wär' er zu Haus,
Doch hält er's im Kerker
Den Sommer durch aus.

Die Brüder sie fliegen
Im Garten umher,
Der Weltwind durchweht es —
Er denkt er sich fort.

Wenn Blätter erst fallen,
Und Blumen verblühn,
Die Lieder verhallen,
Die Sänger entfliehn —

Dann regt sich der Vogel
Und stemmet sich fest
Und Gitter, das nimmer
Den Flüchtling entläßt.

Er ahnet den kalten
Erstarrenden Nord,
Sieht ziehen gen Süden
Die Brüder so fort.

Und soll er dem bleichen
Gefängnis und Eis,
Die Kälte des Nordens
Den Zugvogel traf?

Mein Herz in dem Busen
Der Käfig genannt,
Drinnen ist der Sommer,
Der Winter zur Hand;

Mit Jugend und Liebe
Die Erde geschmückt,
Da warst du gefangen,
Doch warst du beglückt.

Die Jugend verglühet,
Die Liebe verdorrt, —
Nun schwingst du dich sicher
Vom traurigen Ort.

Mein Herz, gleich dem Vogel
Ach, lernst du schwer, —
Nicht schwer im Drucke,
Nicht schwer nicht mehr!

F. L. D.

Winter.

Dort sitzt eine Krähe auf dem Dach,
Und schaut durch das Fenster mir ins Gemach.

Im dichten Flocken fällt der Schnee
Und nebelgrau umwölkt die Höh'.

Die Krähe schaut mich freundlich an:
„Was bist du so trübe, du bleicher Mann?" —

Ich trag' einen Winter in mir herum,
Der macht mich so trübe, der macht mich so stumm.

Das ist ein Winter, streng und hart —
Mein Herz ist verschneiet, mein Herz ist erstarrt.

Du schüttelst vom Flügel den dichten Schnee,
Du schwingst dich empor — mir wird so weh.

O könnt' ich so in fröhlicher Hast
Vom Herzen schütteln die Winterlast!

Edward Ferrant.
(Eduard Schulz.)

Waldträume.

Ich weiß nicht, ein süßes Sehnen
Erwacht in meiner Brust,
Und meinen Busen dehnen
Lenzträume und Maienlust.

Mir ist, als sollt' ich träumen
Im abendsonnigen Wald,
Wenn unter schattigen Bäumen
Das Waldhorn rufend hallt.

Mir ist, als sollt' ich sinken
Ins abendfeuchte Gras,
Aus Blumenkelchen trinken
Des Thaues Perlennaß;

Als sollt' ich über mir schauen
Eilender Vögel Flug,
Und hoch im sonnigen, blauen
Aether der Wolken Zug;

Als sollt' ich sie lächelnd fragen,
Wohin sie so eilig ziehn?
Und mich in süßem Behagen
Dehnen im weichen Grün.

Mir ist, als wären wieder
In dieser Winternacht
Die alten Träume und Lieder
Im Herzen aufgewacht.

Wie konnt' es im Busen nur bleiben
So warm und Frühlingslicht,
Und eilige Flocken treiben
Mir in das heiße Gesicht.

Eduard Ferrand.
(Eduard Schulz.)

Im Garten.

Müde wurden nun die Bäume,
Mochten nicht das Laub mehr halten;
Und sie sanken still in Träume
Als die Blätter niederwallten.

Wolken zogen winterschaurig;
Blaue Astern, rothe Kresse
Bebten bleich und todestraurig
In des Nebels kalter Nässe.

Auf den Zweigen aller Orten
Sahn sie sich die Vögel sammeln,
Hörten sie in Zwitscherworten
Schon von naher Reise stammeln

Aber heute blickt die Sonne
Wieder warm und lächelnd nieder;
Wie in junger Frühlingswonne
Athmen Blumen auf und Lieder.

Vögel, neu erwacht zum Leben,
Flattern zwitschernd auf und nieder;
Kress' und Aster freudig heben
Die erstarrten Knospen wieder.

Und verwelkte, farb'ge Blätter
Gaukeln auf des Windes Schwinge,
Wie von sonnigem Frühlingswetter
Wachgeküßte Schmetterlinge.

Da auch durch die starren Bäume
Zuckt es leise — ist's ein Mahnen
An vergangne Frühlingsträume
Oder künft'gen Lenzes Ahnen?

Hoffend in Erinnerungen,
Denken sie wohl lichter Zeiten,
Wo sie grün und lind-durchklungen
Blüthenflocken niederschneiten.

Alles freut sich flücht'gen Glückes
Vor dem tödtlichen Ermatten,
Bis der Kuß des Sonnenblickes
Bleich erstirbt im Wolkenschatten.

— Dir auch galt dies lichte Mahnen,
Auch in deine Schatten drang es,
Du mein Herz von bangem Ahnen,
Du, von finstrer Sorge krankes.

Auf! mit froh erglühtem Munde
Trink' ich freudig, ohne Beben
Was mir Süßes beut die Stunde,
Mußt ich auch mit ihr entschweben.

E. Ferrand.

Nachglühen.

In seine Tiefen saugt der Edelstein
Des Tages Glanz, der Sonne Strahlenschein,
Bis traurig ihn umschattet tiefes Dunkel;
Dann, den geborgnen goldnen Flammenhort
Voll Lust vergeudend, glänzt er fort und fort,
Und trotzt der Nacht mit prangendem Gefunkel.

So, du mein Herz — ein dunkler Blutrubin —
Hast du getrunken ihrer Augen Glühn;
Jetzt ist des Lebens Sonne dir gesunken,
Sie ist mir ferne — um mich tiefe Nacht!
Du aber leuchtest fort in sel'ger Pracht,
Von ihrer Schönheit süßen Strahlen trunken.

E. Ferrand.

Am Bache.

Träumend horch' ich auf des Baches
Plätschernd leises Wellenspiel;
Mich durchweht ein träumerisch waches
Süßes Schlummerlustgefühl.

Ueber mir in grünen Zweigen
Zittert heiß des Mittags Gluth;
Die erhitzten Blätter neigen
Sehnend sich zur kühlen Fluth.

Labungathmend, badelüstern
Feiern sie in schwüler Ruh,
Und die hellen Wellchen flüstern
Ihnen kühle Grüße zu.

Hin und her mit wirrer Schnelle
Streifen Käfer in der Fluth;
Flüchtig gaukelt die Forelle,
Zierlich leicht und frohgemuth.

Und die schimmernde Libelle
Wiegt auf schwankem Halme sich;
In des Baches klarer Welle
Spiegelt sie sich jungferlich.

Mittagsſtille, Mittagsſchwüle!
Müde ruh' ich an dem Bach,
Und der Waſſer leiſem Spiele
Schau' ich ſchlafumdämmert nach.

Still verſchwimmen ſo im linden
Kühlen Traume Geiſt und Sinn,
Die verſchlafnen Wünſche finden
Kaum noch zu der Liebſten hin.

E. Herrand.

Leben.

Ich möchte ſterben, jener Wolke gleich,
Die leuchtend durch des Himmels Fernen zieht,
Ein muntrer Wandrer in dem luft'gen Reich,
Der ſtolz herab auf dieſe Erde ſieht!
Da naht der Abend — träumeriſch verblüht
Des Himmels Roſenflur in dunkler Pracht —
Und über ihr, die jugendwarm geglüht,
Zuſammenſchlägt das dunkle Meer der Nacht.

Ich möchte ſterben, wie die Blume ſtirbt,
Die lächelnd keimt im lauen Frühlingswehn,
Die ſehnend um den Kuß der Sonne wirbt,
Wär's auch, in dieſem Kuſſe zu vergehn.
Dann bebt durch ihren Duftkelch ſüßes Weh,
Die zarten Blätter ſinken flammenwarm —
Vergehend ſchauert ſie wie Semele,
Das Kind der Erde, in des Gottes Arm.

Ich möchte ſterben, wie der Schmetterling,
Den in der Puppe weckt der Sonne Strahl —
Er ſprengt die Hülle, die ihn bang umfing,
Er gaukelt fröhlich durch das Blüthenthal;
Und jede Blüth' in ſel'gem Liebesrauſch
Umfächelt er mit farb'ger Schwinge Wehn,
Um ſich nach flücht'gem Kuß- und Wonnetauſch
Im letzten Blüthenkuſſe zu vergehn.

Du beſſer Traum des Himmels, Wolke, du!
Du Blüthenkind der frühlingswarmen Welt,
Du heiterer, bunter Gaukler ohne Ruh —
Von Leidſucht iſt, von Neid mein Herz geſchwellt.
Mir ſinnt ſich langſam, trüb' und trüber ſtets,
Einförmig ſtill dies wirre Leben ab;
Nach flüchtig kurzem Glück — wie ſchnell verweht's! —
Nach dunkelödem Weg in öden Grab. —

— Ich ging ſo müde durch das Leben hin —
Ich weiß nicht, wie mir jetzt auf einmal ward;
Es blitzt ſo hell durch den umwölkten Sinn:
Wirf an den Buſen dich der Gegenwart!
Umklammre ſie in haſtigem Genuß —
Hinweg mit Zukunft und Vergangenheit!
Berauſche ſtets dich in des Lebens Kuß —
Zu trägem Ruhen iſt im Grabe Zeit!

Der Frühlingshauch weht koſend durch mein Haar,
Die ſchöne Erde lächelt hell mir zu —
Den vollen Becher hab' ich, goldenklar!
Umſchlinge denn mich, Geliebte du!
Mag raſch verglühn nun meines Lebens Docht,
Mag brechen dieſes Auge, luſterhellt —
Ich lebe! Jetzt — zu fühl'n mein' ich's — pocht
In einer Menſchenbruſt der Puls der Welt!

E. Herrand.

Accorde.

Dem gepreßten Herzen klinget
Mancher tröſtende Accord:
Aber wahren Frieden bringet
Nur ein eing'ges, ſtrenges Wort.

Pflicht, gerüſt mit feſtem Herzen,
Bleibt allein euch ewig treu;
Sie allein heilt alle Schmerzen,
Sie allein macht Menſchen frei.

Kraft und Weisheit, Licht und Friede
Blühn aus ſtreng geübter Pflicht —
Horcht! denn in dem ſtillen Liede
Kündet ſich das Weltgericht.

Ernſt Freiherr von Feuchtersleben.

Die deutſche Kunſt.

Es lebte hoch im Norden ein edel Magedein;
Die ſollte von ihres Gleichen die allerſchönſte ſein;
Den Hammer ſchwang ſie kräftig, wenn ſie vorm Marmor ſtand.
Mit Pinſel und Palette man ſie bei der Arbeit fand.

Sie forſchte nach edlem Maße, arbeitet manches Jahr.
Hell war's in ihrem Herzen, in ihrem Auge klar;
Sie ſchaute alle Morgen hin nach dem Sonnenlicht.
Doch drunten blieb es dunkel, es kam die Sonne nicht.

Da ſchnürte ſie das Bündel, ergriff den Wanderſtab,
Und ging durch alle Länder und ging bergauf, bergab.
Sie ſchaute zu den Domen mit frommer Scheu hinauf,
Da ging in heiligen Nächten ihr manches Sternbild auf.

Sie kam in blühende Städte am grünen Arnoſtuß.
Dort über verfallne Mauern tönt ihr der Morgengruß;
Sie zog durch Romas Thore zum hohen Vatikan,
Da brach mit tauſend Strahlen der helle Morgen an.

Doch ob in Schönheit prangte das wunderſame Kind,
Sie fand der Freunde wenig, die Welt war blöd geſinnt;
Da ſchloß ſie ſich gar ſchüchtern ins enge Kämmerlein,
Ein Blick in den lichten Morgen muht' all' ihre Troſtung ſein.

So lebte ſie verborgen, arbeitete mit Fleiß,
Es ward ihr oft von Sorgen die hohe Stirne heiß.
Mit frommer Lieb' arbeitet ſie manches ſchöne Jahr,
Man frug nicht nach ihr, verlachte, verſpottete ſie gar.

Da kam ein deutſcher Fürſt hinab ins welſche Land,
Dem war das Herz im Buſen von heilger Gluth entbrannt,
Er ſog mit trunknen Blicken ein all' die Herrlichkeit,
Von Romas Größe ward ihm die Bruſt ſo hoch und weit.

Der ſah in ihrer Werkſtatt das edle Magedein:
Dubiſt's, ſprach er, du biſt es, ſollſt mir willkommen ſein!"
Ich kenne dich ſchon lange aus manchem Kindheitstraum,
Zu deinem heil'gen Haine pflanzt' ich ſchon manchen Baum.

Nun folge mir über die Alpen zurück ins Heimathland,
Dort ſollſt du Alles finden, wonach dein Trachten ſtand,
Dann ſchwindet vor allen Blicken die trübe, kalte Nacht,
Dann haſt du ſelbſt den Morgen, den du erſehnt, gebracht!"

Das Kind aus hohem Norden merkt auf den neuen Klang,
Wie ihr die helle Freude durch alle Nerven drang!
Sie folgte dem hehren Fürſten zurück ins deutſche Land,
Es wird ſeitdem ihr Name nicht ohne ihn genannt.

Nun ſchmückt ſie die Altäre, nun ſchmückt ſie Stadt und Land,
Es regt ſich ohne Ende die kunſtgeübte Hand.
Sie ſchließ mit ſicherm Griffe den Griechiſchen Himmel auf,
Sie maß in kühnem Fluge der alten Heroen Lauf.

Sie ſchweift durch alle Zeiten, ſie ſchlägt an jedes Thor,
Sie ruft der Helden Geſtalten aus ihrem Grab hervor;
Von alten Künſtlern ſpricht ſie, erzählt der Väter Ruhm,
Erfaßt in tauſend Bildern das ganze Chriſtenthum.

Kennt ihr aus hehrem Norden das auserwählte Kind?
Kennt ihr den deutſchen Fürſten, der alſo ſich geſinnet?
Die hohe Jungfrau heißt man die neue deutſche Kunſt,
Zu freien Thaten führte ſie König Ludwigs Gunſt.

Ernſt Förſter.

Dämmerungen.

Wenn ſich zu ſtillen Dämmerungen
Der Abend neigt
Und Alles ſchweigt,
Iſt oft ein Seelenton in mir erklungen,
Als ob ein Engel ihn geſungen,
Der liebend ſich zu mir geneigt.

Dann ſteigt aus dunklem Schattengrunde
Ein liebes Bild
Und grüßet mild,
Ich fühle leiſen Hauch von nahem Munde,
Verheißung einer ſchönen Stunde,
Und all' mein Sehnen wird geſtillt.

Doch als der Tag hereingedrungen
Mit hellem Schein,
War ich allein.
Gleich einem Traum iſt Bild und Ton verklungen;
Willkommen ſüße Dämmerungen,
Euch will ich meine Lieder weihn.

Friedrich Förſter.

Die Najade.

Du lockſt, du ladeſt mich zum Bade,
Ich bin bereit, ich folge ſchon,
Des Fluſſes liebliche Najade,
Ich höre deinen Wunderton,
Der aus der kühlenden
Schwüle der Luft
In die erquickende
Kühle mich ruft.

Wie könnt' ich zögernd widerſtreben
So holden Armen, ſolchem Blick!
Wohlan! hinein auf Tod und Leben,
Dir anvertrau' ich gern mein Glück.
Und wie die ſchäumenden
Wogen mich faßt,
Stillt ſich das träumende
Auge mir ſchlafft.

Ach, allzuraſch aus ſel'gen Träumen.
Sie hebt mich aus der tiefen Nacht
Herauf zu lichten Himmelsräumen,
Wo mir der Tag entgegen lacht.
Zephyr der ſäuſelnde
Stillt ſich verſteckt
Und mit der kräuſelnden
Welle ſich neckt.

Die junge Göttin mit Behagen
Bekränzt auf meinem Nacken ruht,
Ich darf ſie ſchaukeln, darf ſie tragen.
Die ſüße Laſt, durch blaue Flut.
Freudig die lärmende,
Jubelnde Schaar
Spielt um das ſchwärmende,
Liebende Paar.

Friedrich Förſter.

Frühlings-Anfang.

Ein Geburtstagsgruß am 21. März.

Es lag die Welt in Finſterniß gebunden,
Gott aber ſprach: Wohlan! es werde Licht!
Nun führen Krieg um Tag und Nacht die Stunden,
Am Himmel ſchwankt der Zeiten Gleichgewicht.
Die Freiheit will im Kampfe ſich bewähren,
Das Licht in ſeinem Siege ſich verklären.

Und jener Ruf, an die Natur ergangen,
Erging auch an den Geiſt: Es werde Licht!
Da ward es Licht; mit glühendem Verlangen
Gedankenkraft durch Dämmerungen bricht,
Und freudig für des Sonnentempels Klarheit
Mit ihrem Flammenſchwerte ficht die Wahrheit.

Wie an dem Himmel auf und nieder ſchwanken
Im ewig regen Wechſel Tag und Nacht,
So fahren auch im Reiche der Gedanken
Irrthum und Wahrheit Krieg um Recht und Macht,
Das Eine ſtreitet im Andern ſich zu finden,
Der Geiſt will ſich im Widerſpruch ergründen.

Um Nacht und Tag im Wiſſen auszugleichen,
Im Herzen auszugleichen Luſt und Schmerz,
Mahnt uns mit vorbedeutungsvollem Zeichen
Der Einundzwanzigſte des Monat März.
Wenn Tag und Nacht auf gleichen Schalen ſchweben,
Beginnt des jungen Frühlings Blüthenleben.

Friedrich Förſter.

Unterricht.

Noch ein Plätzchen ſah ich ſollen,
Einer nach dem andern ſo —
Bis der Baum in armer Blöße
Da ſtand gleich des Kummers Größe,
Gleich dem Riffe von Korallen
In dem Meere irgendwo.

Und ſo rüſteln alle Freuden
Sich von meinem Herzen los;
Und ich kann's dem Sturm nicht wehren,
Will er mir den Lenz verheeren,
Der inmitten aller Leiden
Ob dem Leben ſich erſchloß.

Iſt es wahr, daß ich begehre,
Was ich nicht erringen kann:
Lebensluſt und Glücksdauer,
Sonnenſchein und Wetterſchauer?
Und ich kann die hehre Lehre
In dem kleinen Gleichniß an!

Ludwig Foglár.

Lorelei.

Den Felſ der Lorelei,
Am Tage ſieht ihn nicht!
Es zeigt ſich nur die Fey
Im blaſſen Mondeslicht.

Dann öffnet ſich die Thür
Aus Steine wunderſam,
Es tritt die Fey herfür,
Das Antlitz voller Gram.

Sie ſchaut herauf, herab,
Sie ſpähet und ſie lauſcht;
Still bleibt es, wie das Grab
Nur dumpf die Welle rauſcht.

Hofft ſie, daß ihr noch Glück
Beſcher auf Erden ſteht? —
Noch einen langen Blick!
Sie wendet ſich und geht.

Sie geht ins Felſenthor,
Das ſchließt ſich wieder zu;
Der Rhein fließt noch wie vor,
Es iſt die alte Ruh'.

Heinrich Hounuler.

Begegnen.

Es zieht den hellen Strom hinüber —
Ein holdes Mägdlein ſitzt im Kahn,
Ein Wandrer träumt ihr gegenüber,
Ihr Antlitz glüht, ſieht er ſie an.

Sie wagt den Blick nicht aufzuſchlagen,
Schaut nur ſein Bild an in der Fluth,
Und etwas Traulichs ihr zu ſagen,
Fehlt ihm das Wort, fehlt ihm der Muth.

Das Ruder ſchlägt, die Wellen ſchäumen,
Den Himmel färbt das Abendroth —
Und Friede weht aus allen Räumen,
Und an das Ufer ſtößt das Boot.

Sie ziehn getrennt ſeh' durch die Auen,
Im Buſen ew'ge Wehmuth ihm —
Zwei Seelen, die mitſammen fuhren,
Die ſich erkannt, ſich ewig fliehn.

Ludwig Auguſt Frankl.

An das Meer.

O Meer, verſiechſt du nicht den brennend rothen Saft,
Den heil'gen Purpur, d'raus man Kön'gen Mäntel ſchafft,
Den Männern von Verdt und Trauf?
O finſtres Meer, ſag nicht in deiner grauen Fluth
Die dunkle Aethe, die mit königlicher Gluth
Umfloß den Heldenleib des Cyrus?

O du, des ſchmärzlichen Meergottes farbiger Sohn,
Purpur, bedeckteſt du nicht Alexanders Thron
Im Land der Inder und der Scythen?
O Meer, dein dunkler Schoß verbirgt ein Labyrinth
Von Wundern; — iſt nicht auch die Perl', o Meer, dein Kind?
Gebarſt du nicht ſelbſt Aphroditen?

Ja, du biſt reich! ich ſah bis auf den Grund dich Meer!
Wie dem von Gluth du die Muſchel gabſt, daß er
Den Purpur auf die Wolle drücke:
So haſt du meinem Blick dein Inn'res aufgethan,
So ließeſt du im Geiſt mich deine Pracht empfahn,
Auf daß ſie meine Lieder ſchmücke.

Die alten Schätze, die auf deinem Boden ruhn,
Die Horte, die man einſt in dich verſenkt, die Truh'n,
Die durch das blaue Waſſer blitzen;
Die Drachen, deren Mund blutrothe Flammen ſpeit,
Die, Scepter in den Klau'n, im Schuppenkleid
Das anvertraute Gut beſchützen;

Die Schlange, deren Leib, gleichwie ein Meridian,
Die halbe Welt umſpannt, die Keines Augen ſahn,
Als meine, die mit ſieben Zungen
Das Eis des Nordpols leckt (— es ſchmilzt von ihrem Hauch,
Den Ostpol hält ihr Schweif umſchlungen);

Die Städte, die dein Mund in ſeine Tiefe riß —
(Als Wächter ſtehn am Thor und fletſchen das Gebiß
Meermänner mit blutgier'gen Blicken —)
Den Seepolypen, der mit haar'gen Armen zuckt,
Den Leviathan, der den Mond bereinſt verſchluckt,
Wenn er vom Himmel fällt in Stücken;

Das Grab Neptuns — in das, als er geſtorben war,
Als ihn kein Steuermann mehr rief in der Gefahr,
Als Jeder ſich an Heil'ge wandte,
An Fiſchefänger auf dem See Genezareth,
Und nicht an ihn mehr, dem der Aethiop das Fett
Von hundert Stieren einſt verbrannte. —

Dein Grab, in welches ihn ertrunkne Römer und
Hellenen — ſie auch, die der rothgefärbte Sund
Von Salamis verſchlang — begruben,
Sich drüber legten, und — o, welch ein Leichenſtein! —
Aus ihrem eignen verwitterten Gebein
Dem todten Gott ein Mahl erhuben;

Die Flaſchen, die der Ring des Salomo verſchließt,
Die ſeit Jahrtauſenden dein Waſſer ſchon umfließt,
Die Krüge, gläſern oder irden,
In denen Geiſter ſind, entſetzlich von Geſtalt,
Die losgeriſſen dich, o Weltmeer, mir Allgewalt
In lichte Flammen ſehen würden: —

All' hab' ich es geſehn! — du haſt dich mir gezeigt,
Auf daß mein Mund von dir und deinem Wundern zeugt,
Ikaliſches Meer, vor meinem Sterben.
Du reichſt den Purpur mir: mein Lied iſt das Gewand,
Auf dem er glühen ſoll, ich tauche mit der Hand
In deine Fluth, mein Lied zu färben.

Sieh', wie es funkelt! ſieh', ſchon glänzt es purpurroth.
Schon glüht es luſt'ger, als die Flagge, die das Boot
Aus China ſchmückt vor Saradaha!
Schon geht es, buntgeſchuppt, in ſeiner Pracht einher,
Dem Goldfiſch iſt es gleich, dem blitzenden, wenn er
Sich ſonnt im Buſen von Biscaya.

Ferdinand Freiligrath.

Die Auswanderer.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
Ich muß euch anſchaun immerdar;
Wie reicht ihr mit geſchäftigen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brot beſchwert,
Das ihr, aus deutſchem Korn gebacken,
Bereitet habt auf deutſchem Herd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und ſchlank,
Wie ſorgſam ſtellt ihr Krug' und Töpfe
Auf der Schalruppe grüne Bank!

Das ſind dieſelben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimath Born gefüllt;
Wenn am Miſſouri Alles ſchwiege,
Sie malten euch der Heimath Bild;

Des Herdes ſteingefaßte Oeffne,
Zu der ihr ſchöpfend euch gebückt,
Des Herdes traute Feuerſtelle,
Das Wandgeſims, das ſie geſchmückt.

Bald zieren ſie im fernen Weſten
Des leichten Bretterhauſes Wand;
Bald reicht ſie müden braunen Gäſten,
Voll friſchen Trunkes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Tſchirokeſe,
Ermattet, von der Jagd beſtaubt;
Nicht mehr von deutſcher Rebenleſe
Trägt ihr ſie heim, mit Grün belaubt.

O ſprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald ſteht voll ſtolzer Tannen,
Im Speſſart klingt des Neipers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimath Berge Grün,
Nach Deutſchlands gelben Weizenfeldern,
Nach ſeinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer ſtillen frommen Sage
Wird es euch vor der Seele ſtehn.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott ſchütz' euch Mann und Weib und Kind!
Sei Freude eurer Bruſt beſchieden,
Und euren Feldern Reif und Mai!

Ferdinand Freiligrath.

Ein Lied Memnons.

Vergangen iſt die Nacht! Weiß dampft es auf dem Nile;
Aufrafft ſich Pharao von ſeinem Purpurpfühle;
Schlaftrunknes Murmeln füllt die Hekatompylos.
Wie Fackeln, licht und ſchlank daſteh'nd im dunkeln Thale,
Glutroth im erſten Sonnenſtrahle,
Glühn Obelisk' und Koloß:

Nach Weſten weiſen ſcharf ihr ungeſchlachter Schatten;
Die Sphinxe werden wach auf ihren Marmorplatten,
Und ſchauen träg empor an Thurm und Säulenknauf.
Der Ibis ſchickt ſich an, um ihre Stirn zu ſchweben;
Sie aber recken ſich, und geben
Euch gähnend ihre Räthſel auf.

Der Geier flattert her nach ihren Fußgeſtellen,
Gleichwie ein Tempelwart; von ihren glatten Zellen
Streift mit dem Fittig er der Wüſte mächt'gen Staub.
Leis flüſternd grüßen ſich die dorn'gen Palmenbäume;
Sich zu erzählen ihre Träume,
Bewegen ſie der Kronen Laub.

Und laut und lauter wird's in Thebens alten Mauern,
Auf deren Zinnen ernſt gegoßne Löwen lauern;
Vom Schall des Morgens dröhnt mein einzig Königshaus.
Das Herz Aegyptens pocht in ſeiner ehrnen Hülle,
Und rieſelt ſeines Blutes Fülle,
Nach allen ſeinen Gliedern aus.

Es brauſet, und es gährt, und ſprengt die hundert Pforten;
Es bricht ſich brauſend Bahn, und flutet aller Orten,
Wo ſich die Wüſte dehnt, und wo die Nilfluth rollt.
Das nenn' ich heißes Blut: Kriegsheere, Karavanen!
Es prallt einher in ſand'gen Bahnen,
Und ſchwemmt zurück Ruhm und Gold.

So grüße Aegyptenland, du Strahlender, dein Kommen.
Bald über'm Strom ſchon iſt dein Spiegelbild geſchwommen;
Die Wüſte fährt empor, dich jubelnd zu empfahn.
Und ich auch, der ich nur ein Wächter bin im Sande,
Ertöne, ſeh' ich dich am Rande
Des Felſengebirgs im Oſten nahn.

Denn wie ein Kriegesfürſt im Lande der Araber,
So läſſeſt Du einher die muth'gen Roſſe traben,
Die flackernden Geſtreift aus ihren Nüſtern ſprühn.
Dein Herold Morgenwind führt eine Goldtrommete;
Dein Frühzeit iſt die Morgenröthe,
Dein Abendwind des Weſtens Glühn.

Und wie ein Gmir auch kannſt du die Feinde drängen!
Wenn du zu Wagen ſteigſt, den Himmel zu durchſprengen,
Mit ihren Schatten kann entweicht die dunkle Nacht.
So ſchier weiß Pharao ein Mohrenheer zu jagen,
Wenn er auf goldnem Streitwagen
Einherbrauſt übers Feld der Schlacht.

Und wie ſein Arm befreit die Völker und die Lande,
Und wie ſein blutig Schwert ſich öffnen heißt die Bande,
In die des Feindes Grimm die Kriegsgefangnen ſchlug:
So auch zerſchmetterſt du, aufſprengend deine Pforten,
Die Feſſeln, deren Wucht die Erde
Auf das Gebeiß des Dunkels trug.

Sieh da! ſie öffnen ſich! ſie ſpringen und ſie ſchmelzen!
Die Erde war ein Grab; — doch du, den Stein zu wälzen
Von ſeiner Thüre, nahſt! — hin fällt er und zerbricht.
Ich aber grüße dich in deiner Pracht und Schöne,
Vernimm die Summe meiner Töne
In einem einzigen Worte: Licht!

Ferdinand Freiligrath.

Sehnſucht.

Ich blick in mein Herz und ich blick in die Welt,
Wie vom ſchwimmenden Auge die Thräne mir fällt;
Wohl leuchtet die Ferne mit goldenem Licht,
Doch hält mich der Ort — ich erreiche ſie nicht —
O, die Schranken ſo eng und die Welt ſo weit,
Und ſo flüchtig die Zeit!

Ich weiß ein Land, wo aus ſonnigem Grün
Am verſunkene Tempel die Trauben blühn,
Wo die purpurne Woge das Ufer beſchäumt,
Und von kommenden Sängern der Lorbeer träumt,
Fern lockt es und winkt dem verlangenden Sinn,
Und ich kann nicht hin.

O hätt' ich Flügel, durchs Blau der Luft,
Wie wollt ich baden im Sonnenduft!
Doch umſonſt! Und Stund' auf Stunde entflieht —
Vertraure die Jugend — begrabe das Lied —
O, die Schranken ſperre und die Welt ſo weit,
Und ſo flüchtig die Zeit!

E. Geibel.

Lied.

Es rauſcht das rothe Laub zu meinen Füßen,
Doch ſprich, wo weil' ich, wenn es wieder blühte?
Wo werden mich die erſten Schwalben grüßen?
Ich ferne, fern der Guten;
Und nimmer ſteht in Freuden mein Gemüth.

Sonſt ſang ich wohl durch Bergeshallen
Im braunen Herbſt, in ſtarrer Winterzeit:
„O Frühling, ſchöner, komm zu deinem Walde,
Komm balde, balde, balde!“
Nun ſing' ich: „Schöner Frühling, Liebe weilt!“

Umſonſt! Wie jetzt ſich Hald und Forſt entkleiden,
Sie blühn ſie neu, was kümmert ſie mein Gram?
Das Veilchen kommt, ich muß es eben leiden,
Muß wandern und muß ſcheiden,
Doch o! wie leid' ich, wenn ich Abſchied nahm?

E. Geibel.

Auf dem Rhein.

Es führt das Schiff im Morgenglanz, hinauf den dunkelgrünen Rhein;
Vorbei an Städten voll Gelärm, an Burgen hochumkränzt mit Wein,
An jenen Bögen, draus hervor der Silberarm der Moſel wallt,
Und an der Insel ſchwarzem Fels, von dem das Echo dreifach hallt.

Und ſieh! Am Maſt des Schiffes ſteht gelehnt ein ſtolzlicher Geſell,
Die Mienge brennt ihm gar ſo keck, das Auge blitzt ihm gar ſo hell,
Und wie empor aus hehrem Schlot des Dampfes [illegible] Wirbel zieht,
Da ſingt er in der Räder Takt mit lauter Stimm' ein friſches Lied:

„So ſei gegrüßt, du ſchöner Strom, ſo klar und tief und [illegible],
Bewahre du bis in deiner Pracht des deutſchen Sinnes ſtandhaft Bild,
Drum, wer das Auge nur verſenkt in deine Flut, du mächtiger Rhein,
Der denket unbewußt mit Stolz des Stands, ein freies Mann zu ſein.

O heiliger Strom, behüt dich Gott! O deutſches Reich, ſei ſtark und einig,
So weit das deutſche Wort erklingt, ſo weit man trinkt des deutſchen Weins,
Halt feſt zuſammen, doch nicht wie ein Bettlermantel bunt geflickt,
Nein, einem Banner ſei du gleich, in dreifig Farben frei geſtickt.

Kein Hunſen ſei vom rohen Stein, der formlos ſich zuſammenfand,
Nein, ein Gebäude ſtolz und hoch gefügt von eines Meiſters Hand,
Mit Giebeln und Altan geſchmückt, mit Bögen, Erkern, Zinn' und Thurm,
Auf ſichern Pfeilern aufgeführt zum Trotz dem Wetter und dem Sturm.

Wenn Quader feſt an Quader ſchließt, ſo hält die Burg durch Gottes Kraft,
So brauchen wir nicht Frankenthum und nicht Bajchkirenritterſchaft;
Nur fülle Jeder ſeinen Platz, wer wer zum Eckſtein nicht geeignet,
Dem ſei's der Ehre ſchon genug, als Mauerſtein im Bau zu dienen.

Ihr Fürſten, denen Gott verlieh des Purpurs und der Krone Zier,
O bämmet nicht am Strom der Zeit, die Zeit iſt mächtiger, denn ihr;
Nein, weiſ' und mäßig ſteuernd nutzt, indem ihr ſie beherrſcht, die Fluth,
Gebt frei das Wort! Vertraut dem Volk! Bewahrt das Volk iſt treu und gut.

Ihr Ritter, die ihr reich und hehr auf euren Adelsſitzen kauert,
Die ihr im hohen Rathe ſitzt, und führet das Schwert in eurer Hand,
Die Erſten ſteht in jedem Kampf, wo's Recht und Licht und Wahrheit heißt,
Denn eure Würd' iſt hohler Schall, ſo ihr nicht adlich ſeid von Geiſt.

Ihr Bürger, ſchaffet fröhlich fort am Herd in ſcharfem Eigenthum,
Ein treu Gemüth ſei euer Dank und eure Pflicht ſei euer Ruhm,
Erbt euerm Land ein feſter Wall, ein feſter Wall dem alten Recht,
Denn wer ſich willig knechten läßt, verurtheilt ſelber ſich zum Knecht.

Und du mit Spaten, Haff und Pflug, Gott grüß dich, maſſiver Bauernſtand,
Er gebe deinen Hügeln Wein und goldne Saaten deinem Land;
Bei fromm und einfach, ſchlecht und recht, halt feſt an Gott und Fürſtenbank,
Erwirb, des Landesvaters Huld, des Himmels Segen kündet nicht aus.

Und ihr, ihr Dichter, wachet auf! Es iſt genug geſchlafen, geträumt,
Legt ab das bunte Schellenkleid, und wenn der Welt ihr dem geſteht,
Nicht ſinget dumpfen Sinnenrauſch, Unfrieden nicht und derben Spott,
In deutſcher Schönheit führe ſonſt das Lied des Volkes Herz zu Gott.

Wie vor dem blütenvollen Lenz als Herold zieht die Nachtigall,
So ſchreitet vor der neuen Zeit im Feierkleid mit Klang und Schall,
Des Geiſtes Ritter ſollt ihr ſein, der Väter Glauben ſei euch werth,
Ein klarer Spiegel euer Sinn und euer Wort ein flammend Schwert.

Fürwahr, sie irrten, die gesagt, die deutsche Poesie sei todt.
Nein, wenn ein Abend wirklich kam, so dämmert bald das Morgenroth;
Schon seh ich fern am Horizont des neuen Tages goldnen Schein,
O laßt in seiner Frühe mich der ersten Lerchen eine sein!"

So sang der Sängerknab und fing im hellkrystallenen Pokal,
Darin das Gold der Rebe schwamm, des Morgens feuerrothen Strahl.
Dann schwenkt er hoch den Wein und goß ihn opfernd von des Schiffes Rand,
Und von den Bergen klang es nach: Gesegnet seist du, deutsches Land!

Emanuel Geibel.

O, stille dies Verlangen!

O, stille dies Verlangen,
Stille die süße Pein!
Zu seligem Umfangen
Laß den Geliebten ein.
Schon liegt die Welt im Traume,
Blühet die duft'ge Nacht,
Der Mond im blauen Raume
Hält für die Liebe Wacht.
Wo zwei sich treu umfangen,
Da giebt er den hellesten Schein —
O, stille dies Verlangen,
Laß den Geliebten ein!

Du bist das süße Feuer,
Das mir am Herzen zehrt;
Lüfte, lüfte den Schleier,
Der nun so lang' mir währt;
Laß mich vom ros'gen Munde
Küssen die Seele dir,
Aus meines Busens Grunde
Nimm meine Seele dafür —
O, stille dies Verlangen,
Stille die süße Pein!
Zu seligem Umfangen
Laß den Geliebten ein.

Die gold'nen Sterne grüßen
So klar vom Himmelszelt,
Es geht ein Wehn und Küssen
Heimlich durch alle Welt;
Die Blumen selber neigen
Sehnsüchtig einander sich zu;
Die Nachtigall singt in den Zweigen —
Träume, liebe auch du!
O, stille dies Verlangen,
Laß den Geliebten ein!
Von Lieb' und Traum umfangen
Wollen wir selig sein.

E. Geibel.

Minnelied.

Es giebt wohl Manches, was entzücket,
Es giebt wohl Vieles, was gefällt;
Der Mai, der sich mit Blumen schmücket,
Die gold'ne Sonn' im blauen Zelt,
Doch weiß ich Eins, das schafft mehr Wonne,
Als jeder Glanz der Morgensonne,
Als Rosenblüth' und Lilienreis;
Das ist, getreu im tiefsten Sinne
Zu tragen eine fromme Minne,
Davon nur Gott im Himmel weiß.

Wem er ein solches Gut beschieden,
Der freue sich und sei getrost,
Ihm ward ein wunderbarer Frieden,
Wie wild des Lebens Brandung tos't,
Mag alles Leiden auf ihn schlagen:
Sie lehrt ihn nimmermehr verzagen,
Sie ist ihm Hort und sich'rer Thurm;
Sie bleibt im Labyrinth der Schmerzen
Die Fackelträgerin dem Herzen,
Bleibt Lenz im Winter, Ruh' im Sturm.

Doch suchst umsonst auf irrem Pfade
Die Liebe du im Drang der Welt,
Denn Lieb' ist Wunder, Lieb' ist Gnade,
Die wie der Thau vom Himmel fällt.
Sie kommt, wie Nelkenduft im Winde,
Sie kommt wie durch die Nacht gelinde
Aus Wolken fließt des Mondes Schein;
Da gilt kein Ringen, kein Verlangen,
In Demuth magst du sie empfangen,
Als kehrt' ein Engel bei dir ein.

Und mit ihr kommt ein Bangen, Zagen,
Ein Träumen aller Welt versteckt;
Mit Freuden mußt du Leide tragen,
Bis aus dem Leid ihr Kuß dich weckt;
Dann ist dein Leben ein geweihtes,
In deinem Wesen blüht ein zweites,
Ein reineres voll Licht und Ruh';
Und todesfroh in raschen Fluthen
Fühlst du das eig'ne Ich verbluten,
Weil du nur wohnen magst im Du.

Das ist die köstlichste der Gaben,
Die Gott dem Menschenherzen giebt,
Die eitle Selbstsucht zu begraben,
Indem die Seele glüht und liebt.
O süß Empfangen, sel'ges Geben!
O schönes Ineinanderweben!
Hier heißt Gewinn, was sonst Verlust;
Je mehr du schenkst, je froher scheinst du,
Je mehr du nimmst, je sel'ger weinst du —
O, gieb das Herz aus deiner Brust!

In ihrem Aug' deine Thränen,
Ihr Lächeln sanft um deinen Mund,
Und all dein Denken, Träumen, Sehnen,
Ob's dein, ob's ihr, dir ist's nicht kund.
Wie wenn zwei Büsche sich verschlingen,
Aus denen junge Rosen springen,
Die weiß, die ander roth erglüht,
Und Keiner merkt, aus wessen Zweigen
Die hellen und die dunkeln steigen:
So ist's, du fühlest nur: Es blüht.

Es blüht; es ist ein Lenz tief innen,
Ein Gnadenlenz für immerdar,
Du fühlst in dir die Ströme rinnen
Der ew'gen Jugend wunderbar.
Die Flammen, die in dir frohlocken,
Sind stärker, als die Aschenflocken,
Mit denen Alter droht und Zeit;
Es leert umsonst der Tod den Köcher,
So trinkst du aus der Liebe Becher
Den süßen Wein: Unsterblichkeit.

Spät ist es — hinter dunkeln Wipfeln
Sinkt golden sich der Wolken Flaum,
Lieblich steigt aus Buchenwipfeln
Der Mond empor am Himmelssaum.

Der Wind fährt auf in Sprüngen, losen,
Und spielet mit den weißen Rosen,
Die rankend blühn am Fenster mir;
O säuselt, säuselt fort, ihr Lüfte,
Und tragt getaucht in Blumendüfte
Dies Lied und meinen Gruß zu ihr.

E. Geibel.

Herbstlieder.

I.

Nun strömet klar von oben
Der Tag ins Land herein,
Von tiefem Blau gewoben
Und lichtem Sonnenschein.

Es will noch einmal blühen
Der Wald, bevor er starb;
Er prangt in goldnem Glühen,
Und lächelt purpurfarb.

Und fern im Glanze schließet,
Sich Berg an Berg gereiht,
Und Sabbathsstille fließet
Im Thale weit und breit.

Was will dich's Wunder nehmen,
O Freund, zu dieser Frist,
Daß deine Brust ihr Grämen
Wie einen Traum vergißt?

Daß du der alten Sorgen
Mit Lächeln nur gedenkst,
Und in den goldnen Morgen
Dich voll und froh versenkst?

O gieb dich hin dem Frieden,
Und sange diesen Glanz,
Der aller Welt beschieden,
In deine Seele ganz.

Laß Ruh und Lieb sich gatten
Bei frommem Harfenklang,
Der letzten Trauer Schatten
Versühne mit Gesang.

Der Sonne heb' entgegen
Den Becher jungen Weins,
Und heischt der Trunk den Segen,
So wünsche singend Eins:

Daß, wenn nach Freud' und Leide
Dein Herz einst brechen will,
Wie dieser Herbst es scheide
So heiter, groß und still.

II.

Ach, in diesen blauen Tagen,
Die so licht und sonnig fließen,
Welch ein inniges Genießen,
Welche stillverklärte Ruh!
Heiter ist das Blut gezügelt;
Leichter Schlaf und klarer Morgen
Wissen nichts von bangen Sorgen,
Und die Seele schweift beflügelt
Jeder lieben Stelle zu.
Ach, in diesen blauen Tagen,
Die wie Wellen so gelinde
Mich ins Leben weiter tragen,
Muß ich hoffen, muß ich fragen,
Ob ich nie dich wiederfinde
Liebling meiner Seele du?

III.

Herbstlich sonnige Tage,
Mir beschieden zur Lust,
Euch mit leiserem Schlage
Grüßt die athmende Brust.

O wie waltet die Stunde
Nun in seliger Ruh!
Jede schmerzende Wunde
Schließet leise sich zu.

Nur zu rasten, zu lieben,
Still an sich selber zu baun
Fühlt sich die Seele getrieben,
Und mit Liebe zu schaun.

Und so schreit' ich im Thale,
In den Bergen, am Bach,
Jedem segnenden Strahle,
Jedem vergehenden nach.

Jedem leisen Verlieben
Lauscht' ich mit stillem Bemühn,
Jedem Wachsen und Sterben,
Jedem Welken und Blühn.

Selig lern' ich es spüren,
Wie die Schöpfung entlang
Geist und Welt sich berühren
In harmonischem Klang.

Was da webet im Ringe,
Was da blüht auf der Flur,
Sinnbild ewiger Dinge
Ist's dem Schauenden nur.

Jede sprossende Pflanze,
Die mit Düften sich füllt,
Trägt im Kelche das ganze
Weltgeheimniß verhüllt.

Schweigend blickt's aus der Klippe,
Spricht im Quellengetraus;
Doch mit heiliger Lippe
Deutet die Muse es aus.

Emanuel Geibel.

Unsere Zeit.

1831.

Auf dem grünen Tische prangen Kruzifix und Kerzenlicht,
Schöff' und Räthe, schwarz gekleidet, sitzen ernst dort zu Gericht;
Denn sie luden vor die Schranken unsre Zeit, die Ärgerlerin,
Weil sie trüb und unheildrohend und von sturmbewegtem Sinn!

Doch es kommt nicht die Gerufne, denn die Zeit, sie hat nicht Zeit,
Kann nicht stille stehn im Saale weltlicher Gerechtigkeit,
Während sie zwei Stunden harren, ist sie schon zwei Stunden fern,
Doch sie sendet ihren Anwalt, also sprechend zu den Herrn:

„Lästert nicht die Zeit, die reine! Schmäht ihr sie, so schmäht ihr euch!
Denn es ist die Zeit dem weißen unbeschriebnen Blatte gleich;

Das Papier ist ohne Makel, doch die Schrift darauf seid ihr!
Wenn die Schrift nicht just erbaulich, nun was kann das Blatt dafür?

Ein Pokal durstsicht'gen Glases ist die Zeit, so hell so rein!
Wollt des süßen Weins ihr schlürfen, gießt nicht eure Hefen drein!
Und es ist die Zeit ein Wohnhaus, nahm ganz stattlich sonst sich aus.
Freilich seit ihr eingezogen, scheint es oft ein Narrenhaus.

Seht, es ist die Zeit ein Saatfeld; — da ihr Disteln aufgeißt,
Ei wie könnt ihr drob euch wundern, daß es nicht voll Rosen steht?
Cäsar ficht auf solchem Felde Schlachten der Unsterblichkeit,
Doch auch Memmen, zum Entlaufen, ist es sattsam groß und weit.

Zeit ist eine stumme Harfe; — prüft ein Stümper ihre Kraft,
Heulend jammern Hund und Kater in der ganzen Nachbarschaft! —
Nun wohlan, so greift begeistert, wie Amphion, fest darein,
Daß auch Strom und Wald euch lausche, Leben führe in den Stein!"

Anastasius Grün.
(Anton Alexander Graf von Auersperg.)

Sternbilder.

Der Becher.

Wer aus schimmerndem Pokale
Gern sich labt mit hellem Sinne,
Blicke Nachts bei frohem Mahle
Aufwärts nach der Himmelszinne.
Unter all den tausend Zeichen
Winkt ein Becher seinem Munde,
Möcht' er nicht das Glück erreichen,
Den zu schlürfen bis zum Grunde?

Wer von diesem Wein getrunken,
Hat den Durst gestillt auf immer;
Und sein Blick, ins All versunken,
Labt sich an der Gottheit Schimmer.

Der Mond.

Unter Allen, die dort prangen,
Geh' ich einsam Einen schleichen;
Und so blaß sind seine Wangen,
Daß sie mir das Herz erweichen.

Schöner Jüngling! welche Trübe
Hemmt den frischen Strom des Lebens?
Ist's das Glück geträumter Liebe,
Das du suchst und ach! vergebens?

O willkommen dann; und werde
Bruder mir und Trost dem Herzen,
Daß allein nicht auf der Erde
Solche Thränen sind und Schmerzen!

Die Locken der Berenice.

(An Irene.)

Deine Locken — kannst du's träumen? —
Die du jüngst dir aufgebunden,
Hab' ich in des Himmels Räumen
Heute wiederum gefunden.

Ja! Dein Haar, das glänzend weiße,
Hat dem Himmel so gefallen,
Daß er's trug in seine Kreise,
Seit du's nimmer ließest wallen.

Scheint's doch, daß zum Kranz der Lichter
Er dich selbst noch rauben werde; —
Dann verlöre wohl der Dichter
Seinen Himmel auf der Erde.

Die Leier.

(An Irene.)

Wenn sie grausam dich entrücken,
Wird mein Leben hier verschwinden;
Ewig werd' ich aufrecht blicken,
Bei den Sternen es zu finden.

Doch vielleicht, wirst du's verlangen,
Ruft den Dichter man zur Leier,
Die dort oben aufgehangen,
Harrend auf die schönste Feier.

Und dann jubeln im Gewimmel
Alle Sphären lustentglommen,
Nun mit dir ein neuer Himmel
In den Himmel ist gekommen!

Karl Grüneisen.

Frühlingslied.

Was singen die Citaden
So eifrig im Grün?
Sie singen: Laßt das Leben,
Das Leben nicht verblühn.
Die Blumen blühn und bleiben,
Und ewig grünt der Baum:
Uns will der Tod vertreiben
Aus diesem Blüthenraum.

Was klagen die Nachtigallen
Bang in die Mondennacht?
Sie klagen: Ach, die Rosen
Verblühn mit aller Pracht.
Auch unser Leben fliehet,
Gleichwie die Rose fällt,
Der Mensch, der Mensch nur blühet
So ewig wie die Welt.

Auf seiner Wange weilet
Ein sonnig Rosenroth.
Er zählt die Jahr' als Tage,
Und kennet keinen Tod;
Und kennet keine Sorgen,
Und liebet ohne Qual,
Allselig und geborgen
Im Paradiesesaal!

Otto Friedrich Gruppe.

Reiters Abschied.

O mußt du denn scheiden, und mußt du denn reiten?
Und mußt du denn fort, und mußt du mich verlassen?
Ich darf ja nicht mit und dich nicht geleiten,
Und darf dich nicht lieben und soll dich nur hassen.

Du liebliche Schenkin, du liebe, du loſe,
Nun gieb mir zu trinken zur letzten Stunde,
Und gieb mir von deinem Buſen die Roſe,
Und gieb mir den Kuß auch vom roſigen Munde.

Weiß reicht' auf das Roß ihm den Becher die Schenkin,
Er hat ſie zu trinken, dann trank er mit Wonne.
Sie ſprach: O wirſt du auch mein ſo gedenken?
Da ſchien ihr ins weinende Antlitz die Sonne.

Sie gab ihm vom Buſen die blühende Roſe,
Sie nahm auch vom Halſe das Tuch ſich geſchwinde,
Sie bog ihn hernieder, ſie ſchlang es, die loſe,
Ihm ſchnell um den Hals, ihn zu ſchützen im Winde.

Sie ſchaute ſich um, ob es Einer auch ſähe,
Sie neigt' an das Roß ſich, die Hand ſie ihm drückte,
Sie bot ihm zum Kuß den Mund in die Höhe,
Doch konnt' er nicht reichen, wie ſehr er ſich bückte.

Da ſtieg ſie hinan und ſtand in dem Bügel,
Er küßte ſie heiß und hielt ſie umſchlungen;
Wohl fühlte das Roß da gerucket die Zügel,
Und hat ſich ſo muthig von dannen geſchwungen.

Hinauf, ja hinauf auf die luftigen Höhen,
Hinauf auf die ſonnigen Höhen und weiter:
Man hat ſie vor Sonne und Staub nicht geſehen,
Die liebliche Schenkin, den glücklichen Reiter.

D. F. Gruppe.

Bitte.

Ich ſah bei Sturm und Gewitter
Eine luſtige Hochzeit gehn;
Ich ſah eine traurige Leiche
Beim ſeligſten Frühlingswehn;

Auf dem Schlachtfeld hört' ich oft jubeln
Trotz der blutigſten Todesqual,
Und im Faſching hört' ich oft weinen,
Trotz dem feſtlich geſchmückten Saal.

Auf alten verwitterten Trümmern
Stand ein Greis mit trunkenem Scherz;
Und im Roſenwäldchen daneben
Schoß ein Sohn ſich die Kugel durchs Herz;

Wie oft hat die ſeligſte Freude
Dich zum weinenden Kinde gemacht,
Und wie oft, im bitterſten Leide,
Haſt ſchallend du aufgelacht!

So iſt der Menſch und das Leben —
Drum bitt' ich euch, tadelt es nicht,
Wenn die Luſt zu euch mit Thränen,
Und der Schmerz mit Lachen ſpricht!

Ludwig Hallirſch.

Trinklied.

Wir leeren bedächtig Glas für Glas,
Als wenn's zur Strafe wär!
Den Wein macht erſt der Trinkſpruch naß;
Auf, — einen Trinkſpruch her!
Wir ſitzen fröhlich beim vollen Glas
Im wirren Zeitenkranz,
Wir ſchwatzen über dies und das,
Und hell tönt Liederklang.

Denn leb' vereint Geſelligkeit,
Die allem Trübſinn wehrt,
Und Eintracht und Herzinnigkeit,
Die alle Freuden mehrt.

Wir bringen ihr dies volle Glas,
Wir leeren es ihr zur Ehr!
Den Wein macht erſt der Trinkſpruch naß! —
Auf, — einen Trinkſpruch her!
Und wieder greif' ich zu meinem Glas —
Freund Nachbar, ſtimmt mir ein! —
Wie ſchäumt und perlt das goldne Naß,
Wie duftet ſüß der Wein!
Und auch im Leben iſt eine Zeit
Voll Duft und Sang und Braus —
Und wer ſich ſeines Lebens freut,
Der ſtürz' ſein Glückchen aus!

Wir bringen ꝛc.
Und wieder heb' ich das volle Glas;
Der Hoffnung bring' ich's zu;
Sie tröſtet mit — ich weiß nicht was —
Und wiegt das Herz in Ruh!
Und täuſcht mich oft die Zuverſicht, —
Iſt doch die Täuſchung ſüß;
Und eine Hoffnung täuſchet nicht,
Und Eins bleibt uns gewiß.

Wir bringen ꝛc.
Und weiter ſag' ich Euch allzuſammt,
Der Liebe dieſes Glas!
Der Liebe, die vom Himmel ſtammt,
Die ohne Zeit und Maß!
Und wär' das Leben ein Freudenmeer
Voll Blüthen um mich um,
Wenn nicht die Liebe drinnen wär',
Ich gäb' kein'n Heller drum!

Wir bringen ꝛc.
Und weiter frag' ich dich, Bruderherz,
Was ſenkſt du den ſorgenvollen Blick?
Und grollſt mit deinem finſtern Schmerz,
Mit deinem Mißgeſchick? —
Der Schmerz auch iſt ein gutes Ding,
Wie Eſſig am Salat;
Fürwahr, den acht' ich ſehr gering,
Der nie gelitten hat.

Wir bringen ꝛc.
Noch einmal denn, zum letzten Mal
Stoßt an, und thut Beſcheid!
Gott ſende ſeines Lichtes Strahl
Ins Wirrſal unſrer Zeit;
Er gebe heil'ger Wahrheit Sieg
Und Eintracht aller Welt; —
Und jedes Wahnes Kette lieg'
Wie dieſes Glas zerſchellt!
Gott gebe heil'ger Wahrheit ꝛc.

Friedrich Halm.
(Baron E. von Münch Bellinghauſen.)

An die Mutter.

1.

Ein Abend.

Aus frühſter Kindheit ein Erinnern
Iſt mir vor allen andern lieb —
Daß mir in meinem trüben Innern
Ein lichter Stern noch hangen blieb.

Die Mutter ſaß bei ſpätem Lichte,
Das kranke Schweſterlein im Schoß —
Von ihrem blaſſen Angeſichte
Hernieder Thrän' auf Thräne floß.

Es war ein kummerſtilles Weinen —
Noch wußt' ich nichts von Nöthe,
Doch fühlt' ich, wie ſich kann verſteinen
Ein Mutterherz bei ſolchem Weh.

Ich ſaß im Winkel tief verborgen
Und ſah ſie an beim Lampenſchein,
Und fühlte Neid um all die Sorgen
Der Mutter für mein Schweſterlein.

So wollt' ich ruhn in ihrem Schoße,
Beſtrahlt von ihrem naſſen Aug' —
Die Mutterlieb', die heil'ge, große,
Empfunden in des Seufzers Hauch. —

Mein Schweſterlein war bald geneſen,
Und mit mir ward der Glaube groß,
Daß ihr wie Balſam ſei geweſen
Der Thränen Thau, der für ſie floß.

Des Knaben Wunſch und Glaube — Beide,
Sie haben ſpäter ſich bewährt —
Ich hab' mit manchem tiefen Leide
Der Mutter Herz für mich genährt.

Und je mehr Thränen da gefloſſen,
So liebevoller ſchlug ihr Herz;
Und Linderung hat ſie gegoſſen,
Geneſung, in ſo manchen Schmerz.

2.

Nach der Krankheit der Mutter.

Krank warſt du, krank! — Und ſiegergroß
Stand ſchon der Tod an deinem Bette,
Indeß im warmen Lebensſchoß
Ich mich gewiegt an ferner Stätte.

Ich ſchwelgte in der Sternenpracht,
Die heilungsvoll mein Herz durchzückte:
Es war dieſelbe Mitternacht,
Die dich mit Leiden faſt erdrückte.

O nimmermehr vergeb' ich's mir,
Daß ich in Ahnung nicht erkrankte,
Und daß ich nicht dem Tod mit dir,
Wenn auch entfernt, entgegen ſchwankte.

Und Sünde ſcheint mir, daß ich nicht
Mit Dir gedultet in der Ferne,
Und daß mir nicht wie Grabeslicht
Geleuchtet damals alle Sterne.

Und daß es mir nicht vorwurfsvoll
Herabgeweht von Buſch und Bäumen,
Auf daß ich weinen, weinen ſoll —
Daß ich nicht ſtarb in hundert Träumen.

Nicht eher iſt die Schuld geſühnt,
Bis daß ich lieg' in deinen Armen,
Bis daß ich wieder unverdient
Am Mutterherzen darf erwarmen.

3.

Der Ring.

Den gab zum Angedenken
Die Mutter, als wir ſchieden;
Ich konnt' nur Thränen ſchenken,
Und ſie, ſie war zufrieden.

Rubin, der mild und dunkel
Sein blutend Licht vergühet,
Iſt von Demantgefunkel
Rechts ſo wie links umſprühet.

Du gleichſt dem Mutterherzen,
Rubin, das bangt und blutet,
Indeß die Welt mit Scherzen
Und Glanz ihr Kind umfluthet.

Und als ſie ihn gegeben,
Von Thränen unterbrochen,
Mit Herz- und Lippenbeben
Hat ſie zu mir geſprochen:

„Den Ring — am Sterbebette
„Gab mir ſchon im Erblaſſen
„Die Mutter, und ich hatte
„Ihn nicht von mir gelaſſen,

„Wär' nicht ein jedes Scheiden
„Aus meines Kindes Nähe
„Ein neues Sterbeleiden,
„Ein neues Grabeswehe.

„Drum höre auch die Worte,
„Die ich von ihr empfangen:
„Stets bleibt am ſelben Orte,
„Wer liebend fortgegangen.

„Der ſchwächſte von den Ringen
„Iſt der, die dich umwinden,
„Und kann mit Macht nicht zwingen
„Und mit Gewalt nicht binden;

„Denn iſt die Kraft entſchwunden,
„Daß er nicht hält gemeinſam,
„Dann iſt nur Ein's gebunden,
„In Kerkerſchmerz und einſam! —

„Du biſt nicht meinem Herzen,
„O Sohn! dies Loos beſchieden! —“
Seitdem gab ich ihr Schmerzen,
Und ſie — ſie war zufrieden. —

4.

Eine Erinnerung.

Mond, der ſtille Wandersmann,
Sah durch trübe Augenlieder,
Einer, der nicht ſchlafen kann,
Blickt ſo in die Gaſſen nieder.

Eine lebensloſe Nacht
Ohne Ruh' und ohne Regung,
Eine gottvergeſſne Nacht
Ohne liebende Bewegung.

Aber milder war's in mir,
Denn als Kind aus ferner Welle
Durch das mächtige Revier
Fuhr ich an der Mutter Seite.

Abſeits und vom Wege lag
Einſam eine alte Mühle,
Mitten durch den nächt'gen Hag
Zog ihr ſauſendes Gewühle.

Durch den Lärm von Bach und Rad
Drang das Weinen eines Kindes,
Wie, wenn Sommers Tod ſich naht,
Tönt der Schrei des Sterppelwindes.

Hatten ließ die Mutter ſchnell,
Gab zum Mühlenhaus hinüber:
„Iſt in Nacht ſolch Fenſter hell —
„Iſt ein Herz hier um ſo trüber.“

Und ſie ſah mit trübem Sinn
Lange, lange ohn' Ermatten,
Wie am Fenſter her und hin
Wiegend, ſingend lief ein Schatten.

Schwerigend blickte ſie empor
Nach dem regen Schatten immer,
Heimiſch waren ihrem Ohr
Mutterlied und Kindsgewimmer.

Bis das Kindlein ruhig ward,
Lied und Weinen ſtiller waren,
Ließ ſie erſt zur weitern Fahrt
Hinter unſern Karren fahren.

Und ich frogte: Mutter, ſag',
Warum in der Nacht, der kalten,
Ließeſt nach durchwachtem Tag
Du ſo lang' die Pferde halten?

Und ſie ſprach: „Kannt' ich vorbei
„An mir ſo bekannten Schmerzen?
„Solches Lied und ſolch Geſchrei
„Kennen alle Mutterherzen.

„Aus todkrankem Herzen dringt
„Dieſes Schreien, will mir ſcheinen;
„Und die Mutter, die da ſingt,
„Möchte lieber weinen, weinen!

„Mit ihr, der's an Troſt gebricht,
„Muſt' ich hier im Dunklen trauern;
„Ach, mein Kind, du weißt noch nicht,
„Wie lang' ſolche Nächte dauern.“

Aus den Wolken hat geblickt
Jetzt der Mond mit mildem Scheinen,
Sah, wie ich mich feſt gedrückt
An ihr Herz, um ſtill zu weinen.

Moritz Hartmann.

Geſtalten der Einſamkeit.

1841.

Ein Weib iſt Einſamkeit, ein ſchönes, das in Schleier
Der dunklen Lockennacht einhüllet ihre Freier.
Dem dunkle Augen glühn, die an die Sterne mahnen,
Die aus kriſtallner Bahn geſtürzt auf dunkle Bahnen.

Sie iſt die Königin, die ihre Kron' vergraben,
Wo ihre Augen dann Grabthau geweinet haben.
Sie hat ihr Zeptergold mit Waldesmoos umſchlungen,
Und ſtatt mit Purpurpracht mit Nebeln ſich umrungen.

Ihr Page iſt ein Traum, der ihr die Luft kredenzet,
Und ihr die Blume pflückt, wenn ihrem Reich es lenzet, —
Er reicht ihr Nachts den Sammt, darauf ihr Haupt zu legen,
Und ſpricht das „Amen!“ ihr bei Früh- und Abendſegen.

Ich lag ein Liebender vergebens ihr zu Füßen: —
Sie hat mich nicht umweht mit ihren Friedensküſſen,
Mit ihrem Zepter nicht verſcheuchet die Gedanken,
Die, eine Rabenſchaar, aufs Haupt mir niederſanken.

Es wollen Schatten nicht von meiner Herſe ſtieben,
Ich mag durch Waldesnacht, ich mag durch Thäler ziehen.
Es hüllt ſie Morgengrau'n in trauernde Gewande.
Es bannt ſie Mondenſchein auf fernem Geiſterlande.

Ich ſeh' an dürren Stamm den Königsaar geſchmiedet,
Als wär' ſein Fittichſchlag vom Sonnenflug ermüdet —
In ſeinen wilden Ruf ertönt ein nächtig Heulen,
Als wär' ein Uhu er, des Nachts gehöhnt von Eulen.

O Hölderlin! Dein Geiſt, kann je die Nacht ihn knechten?
Kann Nacht mit Nichte je, kann Licht mit Lichte rechten?
Kann heller Schilderklang, du edler Frühlingsſänger,
Sobald wie Unkenruf verhönen, bang und bänger?

Wird ſo zu Dornen ſchnell ein Roſenkranz der Locke?
Und klingt die Abendruh' von Trümmern einer Glocke?
Und wer die Blume pflückt mit lenzigem Entzücken,
Muß Mandragoraruf mit Wahnſinn ihn umſtricken?

O bettelarmer Troſt, daß doch die Roſe leuchtet,
Wenn ſie der ſchwere Thau aus düſtrem Aug' befeuchtet!
Und daß, ein armer Mönch, des Menſchen Geiſt muß wallen,
Bis er durch Nacht gelangt zu ew'gen Lichtes Hallen!

Moritz Hartmann.

Soldatenliebe.

Stieh' ich in finſterer Mitternacht
So einſam auf der ſtillen Wacht,
So denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob mir's auch treu und hold verblieb.

Wie ich zur Fahne fortgemußt,
Hat ſie ſo herzlich mich geküßt,
Mit Bändern meinen Hut geſchmückt
Und weinend mich ans Herz gedrückt!

Sie liebt mich noch, ſie iſt mir gut,
Drum bin ich froh und wohlgemut;
Mein Herz ſchlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es ans treue Lieb gedacht.

Jetzt bei der Lampe mildem Schein,
Sitzt du wohl in dem Kämmerlein,
Und ſchickſt dein Nachtgebet zum Herrn
Auch für den Liebſten in der Fern!

Doch, wenn du traurig biſt und weinſt,
Mich von Gefahr umrungen meinſt;
Sei ruhig, bin in Gottes Hut,
Er liebt ein treu Soldatenblut.

Die Glocke ſchlägt, bald naht die Rund'
Und löſt mich ab zu dieſer Stund';
Schlaf wohl im ſtillen Kämmerlein,
Und komm in deinen Träumen mein.

Wilhelm Häuff.

Reiters Morgengeſang.

Morgenroth,
leuchtest mir zum frühen Tod!
Bald wird die Trompete blasen.
Dann muß ich das Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad!

Kaum gedacht,
War der Lust ein End' gemacht.
Stehen noch auf steilen Rossen,
Sonne durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab!

Ach, wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt!
Thust du stolz mit deinen Wangen,
Die mit Milch und Purpur prangen?
Ach! die Rosen welken all'!

Darum still
Füg' ich mich, wie Gott es will.
Nun, so will ich wacker streiten,
Und sollt' ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.

Wilhelm Hauff.

Leben.

Seele, die du, unergründlich
Tief versenkt, dich ätherwärts
Schwingen möchtest, und allstündlich
Dich gehemmt wähnst durch den Schmerz, —
An den Taucher, an den stillen,
Denke, der in finstrer See
Fischt nach eines Höhern Willen:
Nur vom Athem kommt sein Weh.

Ist die Perle erst gefunden
In der öden Wellengruft,
Wird er schnell empor gewunden,
Daß ihn heilen Licht und Luft;
Was sich lange ihm verhehlte,
Wird ihm dann auf einmal klar:
Daß, was ihm im Abgrund quälte,
Eben nur sein Leben war.

Friedrich Hebbel.

Die drei Zeichen.

Drei Zeichen hat uns Gott bestellt,
Daß wir die Herren dieser Welt:
Das ist der goldne Wein,
Das ist durchs Land der grüne Strom,
Das ist der hohe heil'ge Dom,
Der Dom zu Köln am Rhein.

O Traubenblut, o adlig Blut!
Wer schafft wie du so kühnen Muth,
So frisch und froh Gedeihn?
Der Meister, der den Plan gemacht,
Hat sicher ihn beim Wein erdacht,
Den Dom zu Köln am Rhein.

Dir, deutscher Strom, den zweiten Gruß!
Von freien Alpen kommt der Fluß
Um deutsches Land zu frei'n;
Kann ich sein Rauschen recht verstehn,
So heißt's: Ich will ihn fertig sehn,
Den Dom zu Köln am Rhein.

Ja, wie der Meister dich erschaut,
Bis zu den Sternen auferbaut
Sollst du, o Tempel, sein!
Damit man einst am jüngsten Tag
Noch singen und noch sagen mag
Vom Dom zu Köln am Rhein.

Was will des Teufels Witz und Spott?
Es kehret schon der rechte Gott
Auch bei den Deutschen ein?
Nur frisch, Gesellen, frisch zur Hand!
Macht Platz fürs ganze Vaterland
Im Dom zu Köln am Rhein.

Georg Herwegh.

Gestern dir, heute mir.

Sie sind dahin die Winterfeste,
Dahin ist Ball, Musik und Tanz.
Sie kehren heim die edlen Gäste,
Und heim mit ihnen Freud' und Glanz.

Und dir war nicht dies Glück beschieden
Du arme kleine Fledermaus!
Schliefst deinen Frühlingsrausch im Frieden
Der alten Burgruinen aus.

Wohl ihm, wer auch in seinem Neste
Wie du zu rechter Zeit erwacht!
Was sind doch alle Winterfeste
Wohl gegen Eine Frühlingsnacht!

Hoffmann v. Fallersleben.

Vom Korkzieher.

Wenn es keine Flaschen gäbe,
Wurden keine Stöpsel sein,
Und wie einst dem Zeus die Hebe,
So kredenzt' ich dir den Wein.

Aber leider wird gezogen
Jetzt auf Flaschen nur der Wein,
Und wie einen Damagogen
Sperret man den Edlen ein.

Und ein Stöpsel hält die Wache
Wie ein Scherge Tag und Nacht,
Und er sitzt ihm auf dem Dacht,
Daß er sich nicht mausig macht.

Doch dein Rächer ist vorhanden,
Nur Geduld, du edler Wein:
Und er wird aus deinen Banden
Dich zu rechter Zeit befrei'n.

Und wie heißt der brave Rächer,
Der den Wein befreien kann?
O ihr wißt es, frohe Zecher,
Stöpselzieher heißt der Mann.

Stöpselzieher! hoch erheben
Laßt uns ihn bei Sang und Wein!
Alle, alle sollen leben,
Stöpselzieher groß und klein!

Und ein jeder Hauswirth denke
Heuer und zu jeder Frist,
Daß kein ordentlich Getränke
Ohne Stöpselzieher ist.

Hoffmann v. Fallersleben.

Trinklied.

Das Glas in der Rechten,
Die Flasch' in der Linken,
So wollen wir fechten,
Nicht wanken nicht sinken!
Krieg dem Durst und Krieg dem Kummer!
Und ein Bündniß mit dem Wein
Krieg der Nacht und Krieg dem Schlummer!
Schenkt mir Muth und Feuer ein!

Das Glas in der Rechten,
Die Flasch' in der Linken,
So wollen wir fechten,
Nicht wanken, nicht sinken!
Wohlig sitzen wir im Weinhaus,
Unser Krieg ist wie ein Traum;
Selbst die Welt, das alte Beinhaus,
Hat Respekt und rührt sich kaum.

Das Glas in der Rechten,
Die Flasch' in der Linken,
So wollen wir fechten,
Nicht wanken, nicht sinken!
Eine Flasche hat geschlagen
Unsre Feinde kreuz und quer;
Und da stehen wir und tragen:
Giebt's denn keine Feinde mehr?

Das Glas in der Rechten,
Die Flasch' in der Linken,
So wollen wir fechten,
Nicht wanken, nicht sinken!
Und das Ende von dem Liede?
Ei, was machen wir uns d'raus!
Alles Strebens Frucht ist Friede —
Wir, wir gehn im Sturm nach Haus.

H. Hoffmann von Fallersleben.

Die Herrlichkeit des Liedes.

Ziehet hin, ihr meine Lieder,
Durch mein liebes Vaterland!
Seinem Volk, so treu und bieder,
Reich' ich grüßend meine Hand.
Was in heitern Feierstunden
Ich gedacht und still empfunden,
Eilet mir in Ton und Wort
Leicht beschwingter Lieder fort.

Ernst und Scherz und Schmerz und Freude,
Der Begeisterung mächt'ger Klang,
Hoher Andacht Festgeläute,
Rauschet mit im kühnen Sang.
In des Himmels hohem Dome,
In der Zeiten tiefem Strome,
In dem Land der Sagen kreis't
Liederklang und Liedergeist.

Rauschet, meiner Seele Saiten,
Singt des Lebens wirren Traum!
Singt ein Lied verklungnen Zeiten,
Eins dem häuslich stillen Raum!
Tönet von den Felsenfißen,
Meiner Berge hohen Spitzen!
Aus der Wälder dunkelm Grün,
Soll des Liedes Flamme sprühn!

Singt des Frühlings duft'gen Blüthen
Und des Grabes düsterm Grund!
Singet Trost dem Lebensmüden,
Und der Liebe heil'gem Bund!
Jedem Guten, allem Schönen,
Mussen Festeshymnen tönen!
Durch des Frühlings Sternennacht
Schwimm' des Liedes stille Macht!

Wenn in trüben Kummernächten
Aengstlich sich mein Geist verwirrt,
Dornenkronen mir zu flechten,
Mich der Sorgen Heer umschwirrt:
Steigt ein Friedensengel nieder
Aus dem Zauberreich der Lieder,
Und des Unmuths banger Drang
Weicht des Liedes sanftem Klang.

Auf vom Staub der Erdensorgen
Trägt das Lied uns himmelan,
Ahnend einen schönern Morgen
Droben auf der Sternenbahn. —
Wenn der Welten Schranken fallen,
Lehrt es zu dem Vater wallen,
Schließt uns nach dem Pilgerlauf
Paradiesespforten auf.

Tönet in der Väter Weise,
Singet edler Männer Bund;
Daß das Wort die Thaten preise,
Geht das Lied von Mund zu Mund.
Pflanzet ihrer Siege Fahnen
Auf die Gräber tapfrer Ahnen;
Kündet es den Enkeln an,
Was sie Großes einst gethan.

Kampf und Schlacht und Sieg und Ehre,
Gold'ner Früchte blut'ge Saat,
Singt das Lied, das hohe, hehre,
Und die edle stille That.
Aus dem Odem der Gesänge
Wehn des Nachruhms Silberklänge;
Um der Sterne hellen Glanz
Winden sie den Lorbeerkranz.

Aus des Liedes klaren Quellen
Trinket der Gefall'ne Ruh,
Rudert auf der Töne Wellen
Einer Friedensinsel zu.
In den Wipfeln hoher Palmen
Flüstert es als heil'ge Psalmen,
Kühlt das wundenheiße Herz,
Führt die Seele himmelwärts.

Tobet, raset, wilde Triebe!
Sei entfesselt, freche Lust! —
Euch bezähmt der Geist der Liebe,
Strömt er aus des Sängers Brust.
Der Verzweiflung Schreckgestalten
Fliehn, wo Liederzauber walten,
Die uns über Zeit und Welt
Flügeln in das Sternenzelt.

Und was drüben wir zu hoffen,
Malt des Sängers Phantasie,
Sieht den Chor der Geister offen,
Lauschet ihrer Harmonie:
Steiget kühn zum Orkus nieder.
Mächt'ges Wehen seines Lieder
Oeffnet ihm das dunkle Thor,
Lockt die Schatten still hervor.

Sieh' er rührt mit Kraft die Saiten,
Singt ein Leid vom Menschensohn,
Singt des Ew'gen Schmach und Leiden,
Göttlich Dulden, hohen Lohn.
Alles lauscht dem süßen Worte
Wie der dunkeln Grabespforte
Unser Herr und Hort entstieg. —
Heil dem Sieger! Heil dem Sieg!

Töne, die vom Himmel stammen,
Harfensäuseln leis und mild,
O ihr kühlt der Hölle Flammen,
Wandelt sie zum Lustgefild.

Ja, ihr ſprengt der Gräber Riegel,
Löſt des Jenſeits ſchweres Siegel,
Daß ein Stern der Wonne lacht
Durch des Todes finſtre Nacht.

Friedrich Horneffer.

Verſöhnung.

1.

Es giebt gar wunderſame Thränen
Im Herzensſchreine tief verſargt,
Die möcht' ich weinen, zum Verſöhnen,
Zum Troſt, mit dem die Welt ſo kargt.

Verſöhnung! — Nirgends ſonſt ein Koſten
Auf dieſes Meeres wirrer Fahrt,
Zerſtreute Menſchen, — ſchwanke Maſten —
Vom Sturm vereinzelt, nie gepaart.

Vereinzelt ſo ins Meer geſtoßen,
Muß Jeder ſchwimmen, wie er kann,
Die Kleinen nach, voran die Großen,
Doch wagen muß es Mann für Mann.

Und ſo geht's fort durch Sturm und Brandung
Auf ſchwankem Meer ein ſchwankes Boot —
Das Grab zuletzt, das iſt die Landung,
Der Hafen dann — das iſt der Tod.

2.

Tod! das iſt nimmermehr Verſöhnung,
Das iſt des Krieges ſchlimmſte Schlacht; —
Ein Bretterhaus — das iſt Verhöhnung
Der angeſtammten Gottesmacht.

So ſchwimmt nur weiter, nackte Schwimmer,
Und ſucht euch einen andern Troſt; —
Verzagte Menſchen — Gottestrümmer —
Um euch hats Schickſal längſt gelöſt:

3.

Und hat das Schickſal auch geſchloſſen
Die letzte Rechnung Jedem ſchon,
So kämpft nur vorwärts unverdroſſen,
Nicht Wunden achtend und nicht Hohn.

Denn kämpfen vorwärts, das iſt weden
Des eignen Schickſals ſchlafen Tritt,
Und ſeht's nicht menſchlings dich erſchrecken,
So kämpfe zählend Schritt für Schritt.

Und kann das zählen auch nichts frommen
Dem unverſöhnlichen Beſchluß,
Genug, — dir kann nicht menſchlings kommen,
Was unverſöhnlich kommen muß.

4.

Verſöhnung! — Das iſt Heimath, Frieden —
Der kranken Seel' Geneſungsſchlaf;
Ein Träumen ſüß den Müdeſtmüden,
Denen der Lärm die Sinne traf.

Ein Ueberwachen, Sinnen — Suchen
Nach unſrer Seele Nebelzeit —
Vergeſſen — Träumen — Das iſt Leben,
In ew'ger Fremde ein Aſyl.

Aſyl! — Das ſind zwei treue Arme,
Ein treues Herz zum Troſt gewährt,
Das iſt das Gut' von allem Harme,
Vom Wanderthum, am eignen Herd.

3.

Zwei Arme — innig feſt ſich ſchlingend
Um einen Farben kampfesmüd' —
Das iſt ein Lied gar tief erklingend,
Das iſt der Seele Heimathlied.

Ein Eigenthum! — Es ſein und haben,
Nach langem Irren einen Port,
Nicht buhlen um des Weges Gaben,
Nicht Fremder mehr an jedem Ort —

Ein einzig Weſen ſich erkaufen
Um ſeines Herzens ganzen Schatz —
Dann kann das Fahrzeug ſturmwärts laufen,
Es bleibt zum Ruhen immer Platz.

Und einen Platz, den muß man haben,
Zu ruhen, wenn der Sturm zu arg,
Wo aller Schmerz wird tief vergraben,
Dem Todten gleich in ſeinem Sarg.

Dann kann die neue Fahrt beginnen,
Ob auch ein neuer Sturm ſie höhnt —
Gebannte Geiſter — müdes Sinnen —
Euch hat die Heimath ausgeſöhnt!

A. Herwig.

Der ſchlummernde Knabe.

Mit dem Säbel an der Seite,
Mit der Peitſche in der Hand,
An des Hundes Hals gelehnet,
Spielend dich der Schlummer fand.

Wie ſo trotzig dir die blonden
Locken wallen um die Stirn!
Birgt ſolch trotzige Gedanken
Drunter auch das kleine Hirn? —

Jetzt ein mildes Lächeln zuckt dir
Um den blutdefrischen Mund; —
's iſt das Regen eines Traumes
Wohl auf deiner Seele Grund! —

Mög', wie du hier vor mir ruheſt,
Blonder Knabe, ſanft und mild,
Möge alſo ſich geſtalten
Einſt auch deines Lebens Bild!

Will die Feigheit dich verhöhnen,
Prügle mit der Peitſche drein,
Tritt der Muth dir keck entgegen,
Haue mit dem Säbel ein.

Wie der Hund dir dient zum Schutze,
Und zum weichen Pfuhl zugleich,
So auch diene dir die Treue,
Daß du ſicher ruhſt und weich.

Auf der freien Stirne throne
Sinnig dir des Mannes Ernſt,
Doch nicht alſo, daß darunter
Da das Lächeln auch verlernt.

Und wenn müde ob des Lebens
Spiele ſinkt dein Auge ſich,
Dann umfange, ſanft wie dieſer,
Auch der ew'ge Schlummer dich.

J. M. Hafferung.

Der Genesenden.

Im Frühling.

Wie dieses Lenzes üpp'ge Blüthenfülle
Mir, der ich sah gar manchen Frühling blühn,
Gar manche Knospe sprengen ihre Hülle,
So wunderbar die Seele macht erglühn!

In jeder Blume möcht' ich segnend treten,
Die ihren Kelch erschließt dem warmen Licht,
Vor jeder Staude möcht' ich knien und beten,
Die sich die frische Blätterkrone flicht.

Auf jeden Baum möcht' ich mich jubelnd schwingen,
Von dessen Ast ein bunter Vogel singt,
Und meine frohsten Grüße Allem bringen,
Was dort umher so lustig blüht und klingt.

Du siehst mich lächelnd an, und scheinst zu fragen:
Was diese wilde Frühlingsluft mir weckt,
Da sonst um meine träumerischen Klagen
Zur Zeit der Blüthen du mich oft gescholt!

O jene Blüthen, die da draußen prangen,
Sie machten nicht vor Wehmut mich erblühn,
Sieh' ich nicht hier auf deinen bleichen Wangen
Die schönsten Rosen dieses Lenzes blühn.

Nicht würden mich der Vögel muntre Sänge
Begeistern selbst zu lauter Sangeslust,
Wenn frischer nicht und kräft'ger wieder klänge
Des Liedes Ton aus deiner wunden Brust.

Nicht würde ich dem Flügelschlage lauschen
Der Zeit, wie laut sie auch vorüberfeucht,
Hört' ich nicht auch des Engs's Schwinge rauschen,
Der freundlich den Genesungstrank dir reicht.

J. M. Hutterus.

Bilder aus der Natur.

I.

Eine Kirche ist die Erde,
Unerreicht in ihrem Bau,
Die Beleuchtung und die Kuppel,
Sonne und des Himmels Blau.

Und es schmückt die mächt'gen Räume
Mit Altären die Natur; —
Säulen sind die ries'gen Bäume,
Weihrauch haucht die Blumenflur.

Rauschende Choralgesänge
Jubelt der erwachte Tag,
Feierliche Orgelklänge
Braust des Meeres Wellenschlag.

Und, geweiht zum Heil'genbilde,
Von des Meisters Hand vollbracht,
Glänzen ayrige Gestilde
Glänzt des ganzen Weltall's Pracht.

Eine einzige Gemeinde
Knie't vor eines Gottes Thron,
Menschen sind's, vereint als Freunde,
Nur durch eine Religion.

Ihre Glauben — ist Verkündung
Von des Schöpfers Majestät, —
Ihre Andacht — die Empfindung; —
Ihre Freude — ihr Gebet. —

Und zu dieser Kirche halte
Dich mit ein'gem Herzensdrang,
Daß sich jeder Schritt gestalte
Zum geweihten Kirchengang.

Gottesdienst ist dann dein Leben; —
Ueberall dann himmelwärts
Kannst du dich zu Gott erheben; —
Denn sein Thron ist ja dein Herz.

II.

„Daß in der Erde tief verborg'nem Schacht
„Ein Dämon bei dem Schatz des Goldes wacht,
„Dem es der Mensch im Kampfe erst muß rauben:" —
Ist eine Fabel, der nur halb zu glauben.

Denn jener Dämon bleibt im Schachte nicht,
Er folgt dem Golde an des Tages Licht; —
Der Kampf mit ihm beginnt erst auf der Erde,
Die Kunst ist, daß er hier bezwungen werde.

III.

Nicht verlange nach den Schätzen aus des Meeres finst'rer Welt,
Nicht verlange nach den Schätzen, die der Erde Schoß enthält; —
Laß sie ruhen in dem Meere, ruhen in der Erde Nacht,
Falsch und trüg'risch sind sie alle, wenn du sie ans Licht gebracht.

Denn die wahrhaft ächten Schätze, ruhend in des Meeres Grund,
Jene Schätze, festgebettet in der Erde finsterm Schlund; —
Ach, die Opfern, die Geraubten, einstens treu des Lebens sind,
Jene Schätze giebt die Erde, giebt das Meer dir nicht zurück.

Laß dem Meere, laß der Erde ihrer Tiefen falschen Schatz,
In der Tiefe deines Herzens suche, finde den Ersatz; —
Der beglückt, wenn du der Lockung falscher Schätze nie geglaubt,
Der beglückt, wenn Meer und Erde keine Schätze dir geraubt.

IV.

Wie lebensfrisch und hold die Blume dich mag grüßen,
Betrachte sie genau, der Sturm hat sie geknickt; —
Der Erde Schoß, aus dem sie jetzt noch blühend blickt,
Wird diese Blume bald als kaltes Grab umschließen.

Wie mancher Mensch ist tief gebeugt von Gram und Schmerzen,
Indeß sein Lächeln dich, und auch ihn selbst bethört; —
Du glaubst, daß er so ganz dem Leben angehört; —
Und ach, er trägt den Tod in dem gebrech'nen Herzen.

V.

Weinend senkt die Blume nieder
Nach gar kurzer Blüthenzeit,
Doch alljährlich blüht sie wieder: —
Dies verleiht ihr Ewigkeit.

Auf den harten Stein vergebens
Legt die Zeit ihr Machtgebot;
Doch die Dauer seines Lebens
Ist ein fortgesetzter Tod.

Drum, willst du mit treuer Seele
Einem Grabe Schmuck verleihn: —
Zu des Grabes Denkmaal wähle
Nicht den leblos kalten Stein.

Auf des Grabes Heiligthume,
Das den Theuern von dir trennt,
Stehe die lebend'ge Blume
Als ein dauernd Monument.

Immer reicher sich entfaltend,
Blüht die Blume neu erfrischt,
Wenn des Steines Schrift veraltend,
Unerkennbar sich verwischt.

Auf dem Todten, die so Werthen,
Starrt der Stein selbst leichenhaft; —
Aus dem Staube des Verklärten
Schöpft die Blume Lebenskraft.

Wilhelm John.

Der Ungeliebte.

Sie liebt dich nicht — o laß die Gluth
Verglühen nur, verglühen!
Der Liebe zarte Blüthen laß
Verblühen nur, verblühen!

Und klage nicht, was willst du noch?
Laß fahren, o laß fahren!
Das Liebesleid, das soll man still
Bewahren, o bewahren!

Und solltest du in deiner Gluth
Verglühen, auch verglühen:
Verschmähte Lieb' soll einsamlich
Verblühen, nur verblühen.

Karl Julius.

Schaumgebilde.

Die Mutter sitzt mit ihrem Kinde
Am Gartenweg auf grünem Rasen,
Und bläst aus zierlich ird'ner Pfeife
Dem Kleinen bunte Seifenblasen.

Sie steigen auf im Sonnenscheine;
Sie spiegeln Erd' und Himmel wieder,
In wunderbarer Form und Farbe;
Dann — sinken sie — zerspringend nieder.

Wie streckt verlangend seine Händchen
Der Knabe aus, um sie zu fangen;
In seinen Augen steht's geschrieben:
Besitzen möcht' ich sie, — erlangen! —

O Bild des Lebens! Gold'ne Träume,
Von kühnen Wünschen leicht gehoben,
Wie malt sie farbig aus die Jugend!
Wie bald sind sie verweht, — zerstoben!

Was bleibt uns von den Zauberbildern,
Die wir im Lebenslenz ersehnen?
Den Schaumgebilden gleich — nur Tropfen;
Und diese Tropfen? — bitt're Thränen!

Friedrich Wilhelm von Kawaczynski.

Die schwerste Pein.

Im Feuer zu verbrennen,
Ist eine schwere Pein,
Doch kann ich eine nennen,
Die schmerzlicher mag sein.

Die Pein ist's, das Verderben,
Das Loos, so Manchem fällt:
Langsam dahin zu sterben
Im Froste dieser Welt.

J. Kerner.

Wär' Alles nur ein Traum!

Wenn man so sitzt in trübem Muth
Und sich kann fassen kaum,
So denkt man oft: Wie wär's so gut,
Wär' Alles nur ein Traum!
Ist denn kein Traum die bange Nacht,
Das schwere Herz? Vielleicht
Ist's möglich, daß man doch erwacht
Und Alles, Alles weicht.

Blickt man zum Himmel, stehet der
Umwölkt auch wie im Leid,
Weht doch ein Wind wohl bald daher,
Bringt ihm ein blaues Kleid.
Wind, wehst du weg des Himmels Nacht,
O weh' auch mir ums Haupt,
Daß es, von Sonnenschein umlacht,
Geträumt zu haben glaubt.

J. Kerner.

Natürliche Grazie.

Geh' ich frühmorgens durch das Feld,
Ha! was glänzt dort am Raine?
Es strahlt wie neugeprägtes Geld,
Sind's Perlen? Edelsteine?
Ist es ein Schleier, den der Wind
Vom Haupte riß dem Elfenkind
Beim Tanz im Mondenscheine?

Und dort die Rosenknospe gar,
Womit seh' ich sie prangen?
Ein Diamantschmuck ist's fürwahr!
Mit hold verschämten Wangen
Steht sie beschaut vom Sonnenschein. —
Ja ja, ich merk's: der Liebste dein
Hat ihn dir umgehangen!

Es hat kein Sacktuch von Battist
Die arme nackte Schnecke,
Drum ihr nicht zu verübeln ist,
Putzt an der Rosenhecke
Zuweilen sie das Näschen auch;
Und daß bei ihr mich dieser Brauch
Ergötzt oft, sag' ich kecke.

Theobald Kerner.

Hohe Sendung.

Göttliches senkt sich zur Erde,
Liebend ziehet sie es groß;
Doch es ruht mit Klaggeberde
Weinend in der Mutter Schoß.
Mag sie noch so Vieles geben,
Fremd doch fühlet es sich hier,
Und es fehlt dem Götterleben
Dornenloser Rosen Zier.

Aus dem Dunkel seh' ich ragen
  Einen Berg auf Kretas Flur.
Kinderweinen, Kinderklagen,
  Leise schallt's durch die Natur.
Höchster Gott, als hülflos Wesen,
  Ruht er in der Grotte da.
Kann er irdisch auch genesen,
  Ist ihm Nahrung, Pflege nah?

Leise, leise! Bienen bringen
  Für das Kind den Honig her;
Tauben regen ihre Schwingen,
  Tragen Speise übers Meer.
Auch die Ziege tränkt den Knaben,
  Göttliches nährt ird'scher Trank.
Für die Pflege soll sie haben
  Reichen Lohn und hohen Dank.

Sehn wir nicht aus Himmelsfernen
  Noch das Bild der Pflegerin?
Lächelt sie nicht aus den Sternen,
  Bringt ihr Horn uns nicht Gewinn?
Wer den Göttern hier zu dienen
  Freudig seine Kräfte weiht,
Wird sich ringen auf zu ihnen
  Aus des Staubes Niedrigkeit.

Göttliches senkt sich zur Erde,
  Nachziehn will es unerkannt,
Aus der irdischen Beschwerde,
  Was ihm geistig ist verwandt.
Nicht verschmäht es, sich zu kleiden
  In die rauhe Erdentracht;
Hat es nur nach kurzen Leiden
  Seine Sendung schön vollbracht.

Wilhelm Kilzer.

Tiedges Grab.

In lichten Friedhofs Räumen
  Da schläft ein Dichtergreis,
Der trug den grünen Lorbeer
  Auf Locken silberweiß.

Den Lorbeer hat gespendet
  Das ganze deutsche Land,
Den Kranz, den hat gewunden
  Der Frauen zarte Hand.

Und was der Greis gesungen,
  Kein Zeitensturm verweht,
Weil's mit des Glaubens Worten
  Tief in den Herzen steht. —

In lichten Friedhofs Räumen
  Da grünt ein Dichtergrab,
Dort legt der müde Pilger
  Zur Ruh' den Wanderstab.

Und fühlt der Seele Zweifel
  Am Sängergrab' vergehn,
Und träumt von ew'ger Liebe
  Und träumt vom Wiedersehn.

Und dankt dem Greis im Grabe,
  Der in entschwund'ner Zeit
Das hehre Lied gesungen
  Von der Unsterblichkeit!

Roswitha Kind, geb. Kind.

Ein Bild.

Auf schroffem Klippenrande
Ragt ein starker Thurm
Weitschauend über die Lande,
Und trotzt so stolz dem Sturm.
  Unten so dumpf und schwer
  Wälzt sich das ewige Meer;
Die Wogen die kennen nicht Rast noch Ruh,
Sie wühlen und spülen immerzu.

Was frommt, o Fluth, dein Toben,
Dein tausendjährig Dräun?
Es spricht zu deinen Rotten
Der feste Zwinger Hohn:
  Früh bis zum Abendroth
  Rollst du in deinen Tod —
Die Wogen kennen nicht Rast noch Ruh,
Sie wühlen und spülen immerzu.

Todmuthig Well' an Welle
Zerschellt ihr krauses Haupt,
Und hat doch von der Stelle
Ein Sandkorn nur geraubt.
  Stolz noch das Schloß sich bläht,
  Well' an Welle vergeht —
Die Wogen kennen nicht Rast noch Ruh,
Sie wühlen und spülen immerzu.

Da kommt die Nacht. Es stürmen
Von West die Geister her;
Da hebt sich empor zu Thürmen
Das stille, das ewige Meer.
  Tief in die Luken gischt
  Weiß und wüthig der Gischt —
Die Wogen kennen nicht Rast noch Ruh,
Sie wühlen und spülen immerzu.

Ihr habt verkannt den Riesen —
Seht, die ihr droben haust!
Die Fluth hat euch ergriffen
Mit tausendfingriger Faust.
  Just um die Mitternacht
  Berstend der Thurm zerkracht —
Die Wogen kennen nicht Rast noch Ruh,
Sie wühlen und spülen immerzu.

Gottfried Kinkel.

Abends.

In stiller Dämmerstunde,
O Liebste, denk' ich dein;
Es weilt im Herzensgrunde
Mit der Erinn'rung Weh.

In diesem holden Schimmer,
Vom Tag nicht mehr belauscht,
Hast du mit mir ja immer
Der Liebe Kuß getauscht.

Aus tiefer Büsche Dickicht
Singt sich ein Bächlein leis —
So hört' ich dein Geflüster,
Mein Haupt auf deinem Schoß.

Es brennt auf meinen Wangen
Durchs Laub des Abends Glut,
Wie gestern voll Verlangen
Die Deinen dort geruht.

Im Buſen tief beklommen
Hör' ich des Herzens Schlag,
Wie ich ihn da vernommen,
Als ich an deinem lag.

Die Lippen mir ein linder
Erbeben ſüß durchzuckt;
Die langen Küſſe ſind es,
Die du auf ſie gedrückt.

Doch ſtill iſt's in der Runde,
Und ich bin, ach allein —
In welcher Dämmerſtunde,
O Liebſte, denk ich dein!

Gottfried Kinkel.

Motto:
Oft ſtammt der Wunſch, unendlich fortzuwandern,
Unwiderſtehlich herrlich in uns auf.

Am Seebade.

Die Brigg liegt ſchaukelnd, ſegelfertig,
Beladen, ankernd auf der Rhede.
Die Winde pfeifen widerwärtig
Durchs Tauwerk aus der Waſſeröde.
Langweilend ſteht der Führer nieder
Vom Bord hinab zur grünen Flut,
Wie's Fiſchlein ſeine ſchlanken Glieder
Dort ſegelnd reget wohlgemut.

Und in den Tauen hängt geſchäftig
Die Hände regend der Matroſe,
Und ſingt ſein Lied dazu, daß kräftig
Es dringt durch Winds- und Meergetoſe.
Mit ſicherm Fuß auf ſchwankem Seile
Hebt er des Segels volle Laſt
Und ſchwinget mit gewandter Eile
Hinauf ſich an dem großen Maſt.

Indeß ich müßig hier und träumend
Und grollend meiner Körperſchwächen
Betrachte, wie ohnmächtig ſchäumend
Am Bug ſich dort die Wogen brechen
Und alte Wünſche, alte Zeiten,
Verloren, durch die Seele ziehn
Und noch einmal vorübergleiten,
Wie Wogen, die am Felſ verſprühn.

Wenn mit den blauen, kurzen Jacken
Ihr ſonſt die Vaterſtadt durchzoget,
Und mit den braungebrannten Backen
Den Dampf aus der Cigarre ſoget,
Matroſen, wenn mit günſt'gem Winde
Ihr jubelnd zogt zum Hafen rein;
Da regte ſich's ſchon in dem Kinde,
Da wollt' ich auch Matroſe ſein.

Wär' ich's geworden! O dann führ' ich
Nun heiter auf dem Ozeane,
Und trotzte körperfeſt und rührig
Auf feſtem Schiffe dem Orkane;
Dann böt' ich Sturm und Wellenſchlage
Die breite, ſonnverbrannte Bruſt,
Und hätte glücklich alle Tage
So friſchen Wind als Reiſeluſt.

Dann ſäß ich, ein Korvettenführer,
Vielleicht im Spiegel der Schaluppe,
Und kommandirt' als Seeregierer
Mit einem Wink die Rud'rergruppe
Von ſechzehn Riemen; jagt' den Rindern
Auf hoher See die Beute ab
Und half die Meereswoge ſäubern
Vom Sklavenſchiff, dem Negergrab.

Dann jagt' ich jetzt vielleicht am Ganges
Den Königstiger, die Gazelle,
Und freute mich des wilden Ganges,
Gelagert auf dem bunten Felle;
Von breiten Palmenblätterfahnen
Vorm Strahl der Sonne mild gedeckt,
Indeß dort unter Bananen
Der müde Tierhaut ſich ſtreckt'.

Dann trieb' im Meer der Karaiben
Ich mit dem Hai durch klare Fluthen,
Und ſendet' an die fernen Lieben
Die Frucht gereift in tropiſchen Gluthen,
Mit bunten Muſcheln, Papageien
Und Perlen, die der Taucher bringt,
Und die in dichten, klaren Reihen
Ins dunkle Haar das Liebchen ſchlingt.

Dann ſegelt' ich von Markt zu Markte
Durch alle Länder aller Zonen,
Und Geiſt und Lebenskraft erſtarkte,
Wie durch die Fluth Korallenkronen.
Von Länderkunde, Völkerſitte
Brächt' ich Lebend'ges mit nach Haus.
Das kramt' ich in der Enkel Mitte
Dann einſt am Lebensabend aus.

Statt daß ich jetzt in dumpfen Gluten
Den ſchönen Tag herum mich plage,
Und in die kaumverſchloßnen Seelen
Den kümmerlichen Samen trage;
Statt daß ich über Büchern brüte,
Vom todten Wiſſen vollgepfropft,
Und das, was ſonſt die Bruſt durchglühte,
Im Traum nur an die Schläfe klopft.

Nun muß ich die erſchlafften Glieder
Zu neuem Jammerleben ſtärken,
Und durch die ſalz'ge Fluth mich wieder
Erneu'n zu dumpfen Tagewerken. —
Dank, daß dem halbverlornen Leben
Doch Gott die Leier zugeſellt;
Da bildet mit der Töne Weben
Der Geiſt ſich ſeine eigne Welt.

Ein günſt'ger Wind iſt aufgekommen,
Schon ſeh' ich alle Segel ſchwellen
Die Brigg, des Ankers Haft entnommen,
Durchſchneidet ſchon die kraus'n Wellen.
Ein Jauchzen über weit Meerespeite,
Die Brandung dröhnet dumpf und hohl,
Und du mit deiner reichen Beute,
O ſchöne Brigg, fahr' wohl! fahr' wohl!

J. Koch.

Reſignation.

Wohin im Herbſt die Schwalben ziehn,
Des Storches Heimath wüßt' ich gern,
Wohin die Nachtigallen fliehn
Vorm rauh'ſchen Winter, wüßt' ich gern.
Ich wüßte gern der Winde Schloß,
Ich wüßte gern des Frühlings Haus,
Draus er auf luft'gem Blüthenroß
Zieht fröhlich in die Welt hinaus.

Ich wüßte gern, wohin der Duft
Der Blumen ſeine Wellen ſchlägt,
Ich wüßte gern, wohin die Luft
Die Seufzer meiner Sehnſucht trägt;

Ich wüßte gern, wohin der Tod
Einſt meinen letzten Hauch entführet,
Ich wüßte gern das Morgenrot,
Drin meine Seele ſich verliert.

Ich weiß es nicht, doch weiß ich wohl,
Daß ſtets der Frühling wiederkehrt,
Daß immer ſich von Pol zu Pol
Die Erd' im Brautſchmuck neu verklärt;
Ich weiß es, daß der Blumen Duft
Der junge Lenz ſtets wiederbringt,
Weiß, daß mein Herz die Frühlingsluft
Mit neuer Sehnſucht ſtets durchklingt.

Ich weiß, daß in der Schöpfung Raum
Kein Körnchen Staub verloren geht,
Ich weiß es, daß der Bäthenbaum
Der Menſchheit immer neu erſteht!
Wenn heut des Lenzes Gottespracht
Mit goldnem Fittig dich umrauſcht,
Wer hat noch je daran gedacht,
Wer morgen ſeinen Liedern lauſcht?

Ludwig Köhler.

Der Invalide.

Iſt das, o Vaterland, dein Dank,
Daß Leipzigs Feld mein Herzblut trank?
Nun bin ich ein armer, verkrüppelter Mann,
Der ſelbſt den Hunger nicht ſtillen kann!
Das Alter macht klug.

Er klang ſo ſchmeichelnd, der Ruf zur Schlacht!
Sie ſprachen von Freiheit, Morgenpracht;
Da ließ ich allein im Feld den Pflug
Und folgte Lützows wehendem Zug.
Das Alter macht klug.

Wir ſchlugen den Franzmann über den Rhein,
Ich opferte freudig mein rechtes Bein;
Ich dachte: die Freiheit, die uns beſchert,
Iſt mehr als Arm und Bein noch werth.
Das Alter macht klug.

Da ſchrieben ſie viel und ſchwatzten ſie viel,
Am Ende war Alles Dunſt und Spiel;
Bei Gott, unſer Blut, ſo roth und heiß,
Verdiente wohl einen andern Preis.
Das Alter macht klug.

Und daß ich nun hungern und frieren ſoll,
Das macht mir im alten Herzen Groll!
Gar Mancher, für den ich mein Blut verſprützt,
In ſammtnem, goldenem Seſſel ſitzt.
Das Alter macht klug.

Beim Donner! Ich ſchlug nicht in heißerem Strauß,
Zu ſterben in eiſigem Wintersgrauß;
Ich kreuzt' nicht im Felde dem glühenden Tod,
Um nun zu ſterben vor Jammer und Noth!
Das Alter macht klug.

O Herr, Du trugſt auch aus Sturm und Kampf,
Du ſchütztеſt mich mitten im Pulverdampf,
Doch wäre mir beſſer in Grabesnacht,
Ich träumte dann noch von Sieg und Schlacht!
Das Alter macht klug!

Ludwig Köhler.

Leid und Lied.

Junge Lieder, junge Leiden
Sind des Dichters höchſte Luſt,
Und es graben ſich die beiden
Ach am Tiefſten in die Bruſt.

In dem jungen Liede ſchäumet
Wild der Jugend Rauſch und Braus
In dem jungen Liede träumet
Sich die erſte Liebe aus.

In dem jungen Liede gähret
Feurig unſrer Jugend Wein,
Seiner Wogen Gold verklähret
Sich im lichten Morgenſchein.

Junge Leiden ſchneiden heftig
Ein Ach in des Lebens Mark;
Junge Wunden bluten heftig,
Machen Jünglingsherzen ſtark.

Junge Leiden wählen zeitig
Sich zum Bett das junge Herz,
Daß in ihm ſich himmelsfreudig
Spiegelt einſt der Erde Schmerz.

Keine Lieder ohne Leiden,
Jedem Lied das tiefſte Leid:
Und ich lebe aus in beiden
Meine ſchöne Jugendzeit.

Heinrich Kämpel.

Abſchied.

An der Saale hellem Strande
Stehen Burgen ſtolz und kühn,
Ihre Dächer ſind zerfallen,
Und der Wind ſtreicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin.

Zwar die Ritter ſind verſchwunden,
Klingt nimmer Speer noch Schild;
Doch dem Wanderer erſcheinen
Auf bemoosten alten Steinen
Nachtgeſtalten zart und mild.

Drüben winken ſchöne Augen,
Freundlich lacht manch rother Mund,
Und der Wandrer ſteht von ferne,
Schaut in blauer Aeuglein Sterne,
Herz iſt heiter und geſund.

Doch der Wandrer muß von dannen,
Weil die Abſchiedsſtunde ruft,
Und er ſinget Abſchiedslieder;
Liebewohl! kehrt nimmer wieder;
Tücher wehen durch die Luft.

Franz Theodor Kugler.

Die Worte des Oedip in Kolonos.

Wer hat euch eure Macht beſchieden,
Ihr Hehren, in Kreontes Reich,
Wer gab euch ohne Kampf den Frieden!
Und ohne Schmerz den Segen euch!

Wer hat euch über uns erhöhet,
Unſterblichkeit euch aufgethan! —
Nicht euer Bitten hat's erflehet,
Weil euer Mund nicht bitten kann.

Wer zog die öde wüſte Grenze,
Die nie ein Sterblicher beſchritt,
Und nahm aus unſerm Erdenlenze
Die großen Wunderblumen mit!
Euch iſt der Hülle Luſt gewähret,
Euch Götterbrot und Götterwein —
Und doch an unſerm Buſen zehret
Der Gram, euch Göttern gleich zu ſein!

Wir haben nicht, es nicht verſchuldet
Der Erdgebornen trübes Loos,
Wir haben menſchlich groß geduldet,
Gekämpft, gerungen menſchlich groß.
Des Lebens ungebeugten Bogen,
Ein Spiel der leichten Götterhand,
Ihn hat — daß weit die Pfeile flogen,
Ihn hat auch unſer Arm geſpannt!

Wer ruft euch von Olympos' Höhen,
Ihr Götter, her in unſer Thal?
Um eurer Brüder Pein zu ſehen,
Ein Schickſal ohne Wunſch und Wahl! —
Auf ewig ſind wir doch geſchieden,
Das Erb' iſt Allen ſchon ertheilt,
Und wann der Kampf, der Schmerz hienieden,
Indeß ihr ſtolz im Aether weilt!

So ſenkt auch nie den goldnen Wagen
Aus goldnen Läften zu uns her,
Wir wollen Alles einſam tragen,
Denn eure Näh' iſt trüb' und leer.
Kein Götterſpruch kann mich erretten,
Kein Mitleid wohnt in eurer Bruſt,
Nur wer ſie ſelber trägt, die Ketten,
Iſt ſich des Kerkers Qual bewußt! —

Zu dir, zu meiner Mutter Herzen,
Zerfaſte, große Dulderin!
Trag' ich die ungeheuren Schmerzen,
Trag' ich des Lebens Räthſel hin.
Was Keiner im Olymp erfahren,
Das machte dir das Leben kund,
Drum iſt vor allen Götterſcharen
Mir heilig dein bewährter Mund,

Mir heilig die verlöſchte Flamme,
Die meinen Funken angefacht,
Du! Göttin mir, von meinem Stamme,
Du! gleich mit mir an Kraft und Macht!
Du würdeſt nimmer ſie vergeſſen,
Nicht in Kronions goldnem Saal
Die Leiden, ſo die Menſchen preſſen,
Der Gleichgebornen herbe Qual!

Denn ſie, die Sel'gen in der Höhe,
Wo Klag' und Thränen nicht mehr ſind,
Sie häuften alles Erdenwehe
Auf dich, die Mutter, und dein Kind!
Umſchnürten mit des Orkus Schlingen
Stets dichter unſers Lebens Bann,
Daß wir es mußten wohl vollbringen,
Was nimmer unſer Herz erſann.

Was, Mutter! unſre Bruſt geduldet,
Was uns durchſchnitten grauſam tief,
Und doch nicht unſer Herz verſchuldet,
Das war der Götter Scheidebrief;
Das Spiel iſt furchtbar nun geendet,
Das dort der Hohen Luſt begann —
Nicht von dem Blitz des Zeus geblendet,
Hebt endlich unſre Freiheit an.

Sie haben nichts, wir nichts zu fordern —
Denn in der ſchweren Erdenluft
Kann keine reine Flamme lodern,
Kein Opfer nicht ſteigen Opferduft.
Nur wo die Götter huldvoll ſchauen
Und freundlich bei den Menſchen ſtehn,
Kann Lieb' und Andacht und Vertrauen
Mit Hymnen zum Altare gehn.

Ich darf ſie nimmer wieder ehren,
Die Götter, nie mit Dank und Preis,
Drum mußte ſich die Rechte kehren
In meinen Augen lichten Kreis.
Kroniens weite Sternenhöhen,
Ins blaue Meer den hellen Blick,
Der Blumen Schmelz, der Blüthen Wehen,
Ich gab es Alles ſtolz zurück.

Und ſchloß mit meinem ſtummen Jammer,
Voll abgethan des Lebens Pflicht —
Mich ein in meine dunkle Kammer,
In die kein ſchöner Morgen bricht;
Da weil' ich ohne Dank und Liebe,
Von allen Göttern abgewandt,
Und nur die Mutter, ernſt und trübe,
Reicht noch dem Sohn die Schattenhand.

Und ſo ertrag' ich Nacht und Morgen
Und ſo die ſchwere Laſt der Zeit,
Vor aller Götter Huld geborgen,
Von keiner Bitte mehr entweiht,
Von keinem Segen mehr betrogen,
Von keiner Gabe mehr verlacht;
Sie ſuen'n ſich dort am Himmelsbogen,
Ich bin allein in meiner Nacht!

Und will ſie ſtolz und freudig tragen,
Die mich von allem Leben ſchied,
Von allem Glück, von allen Klagen,
Und von der Götter Luftgebiet!
O, daß der ſchöne Fackelſchwinger
Mich nie entbör' ins Schattenreich!
Was ſoll der Erde ſtarker Ringer,
Was, Götter, ſoll der Menſch bei euch?

H. Kuhn.

Das ſchöne Kind.

Laß dich küſſen, kleine Dirne
Mit dem holden Angeſicht!
Solche Lippen, ſolche Sterne,
Sah' ich all mein Leben nicht!

Biſt du gar ein Elfenkindchen,
Heimlich kommen aus dem Berg?
Und ein Kuß von deinem Mündchen
Macht auch mich zum arg'n Zwerg?

O ſo komm und laß dich küſſen!
Gieb mir, Liebchen, gieb die Hand,
Und zu ſeligen Genüſſen
Fliehn wir in dein Wunderland!

Aber ach, mir ſagt die Seele:
Dieſes holde Angeſicht,
Dieſe Lippen ohne Fehle,
Dieſe Sterne klar und licht,

Dieſe Haare blond und flachſen,
Alles, ach! vergeht geſchwind,
Und die Eſe wird erwachſen
Zum gemeinen Menſchenkind!

Manches Lied im Lenze schrieb' ich,
Das der Herbst mir schwer vergällt,
Ja und manche Blüthe lieb' ich,
Deren Frucht mir nicht gefällt.

Drum, so lang der Zauber dauert,
Laß mich schlürfen seinen Schaum,
Träumen, ganz von Geist durchschauert,
Einen kurzen Elfentraum!

Wenn dereinst, in langem Säumen,
Farblos dir die Tage sind,
Schafft vielleicht die Nacht in Träumen
Wieder dich zum Elfenkind.

Laß dich küssen, süße Dirne,
Und ich will von hinnen gehn!
Solche Lippen, solche Stirne
Werd' ich niemals wiedersehn.

Hermann Kurz.

An den Frühling.

[illegible]

Lieber Frühling, sage mir,
Denn du bist Prophet,
Ob man auf dem Wege hier
Einst zum Heile geht?

Mitten durch den grünen Hain,
Ungestümer Hast,
Frißt die Eisenbahn herein,
Dir ein schlimmer Gast.

Bäume fallen links und rechts,
Wo sie vorwärts bricht,
Deines blühenden Geschlechts
Schont die rauhe nicht.

Auch die Eiche wird gefällt,
Die den frommen Schild
Ihrem Feind entgegenhält,
Das Marienbild.

Küsse deinen letzten Kuß,
Frühling süß und warm!
Eiche und Maria muß
Fort aus deinem Arm!

Pfeilgeschwind und schnurgerad
Nimmt der Wagen bald
Blüth' und Andacht unters Rad,
Sausend durch den Wald.

Lieber Lenz, ich frage dich,
Holt, wie er vertraut,
Hier der Mensch die Freiheit sich,
Die ersehnte Braut?

Lohnt ein schöner Freudenkranz
Deine Opfer einst,
Wenn du mit dem Sonnenglanz
Ueber Freie scheinst?

Oder ist dies Wort ein Wahn,
Und erjagen wir
Nur auf unsrer Sturmesbahn
Gold und Sinnengier?

Zieht der alte Fesselschmied
Jetzt von Land zu Land,
Hämmernd, schweißend Glied an Glied
Unser Eisenband?

Braust dem Zug dein Segen zu,
Wenn's vorüber schnaubt?
Oder, Frühling, schüttelst du
Traurig einst dein Haupt?

Doch du lächelst freudenvoll
Auf das Werk des Beils,
Daß ich lieber glauben soll
An die Bahn des Heils.

Amselruf und Finkenschlag
Jubeln drein so laut,
Daß ich lieber hoffen mag
Die ersehnte Braut.

Nikolaus Lenau.
(Nikolaus Niembsch Edler von Strehlenau.)

Winternacht.

1.

Vor Kälte ist die Luft erstarrt,
Es kracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dämpft mein Hauch, es klirrt mein Bart;
Nur fort, nur immer fort geschritten!

Wie feierlich die Gegend schweigt!
Der Mond bescheint die alten Fichten,
Die, sehnsuchtsvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.

Frost! friere mir ins Herz hinein;
Tief in das heißbewegte, wilde!
Daß einmal Ruh' mag drinnen sein,
Wie hier im nächtlichen Gefilde.

2.

Dort heult im tiefen Waldesraum
Ein Wolf; — wies Kind aufweckt die Mutter,
Schreit er die Nacht aus ihrem Traum
Und heischt von ihr sein Rutig Futter.

Nun brausen über Schnee und Eis
Die Winde fort mit tollem Jagen,
Als wollten sie sich rennen heiß:
Wach auf, o Herz, zu wildem Klagen!

Laß deine Todten auferstehn
Und deiner Qualen dunkle Horden!
Und laß sie mit den Stürmen gehn,
Dem rauhen Spielgesind' aus Norden.

N. Lenau.

An die Entfernte.

1.

Diese Rosen pflückt' ich hier,
In der fremden Ferne;
Liebes Mädchen, dir, ach dir
Brächt' ich sie so gerne.

Doch bis ich zu dir mag ziehn
Viele weite Meilen,
Ist die Rose längst dahin,
Denn die Rosen eilen.

Wie soll weiter sich ins Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen;

Oder als die Nachtigall
Halme bringt zum Neste,
Oder als ihr süßer Schall
Wandert mit dem Weste.

2.

Rosen flechten nicht allein
Und die Lenzgesänge,
Auch dein Wangenrosenschein,
Deine süßen Klänge.

O, daß ich, ein Thor, ein Thor,
Meinen Himmel räumte!
Daß ich einen Blick verlor,
Einen Hauch versäumte!

Rosen wecken Sehnsucht hier,
Dort die Nachtigallen,
Mädchen, und ich möchte dir
In die Arme fallen!

N. Lenau.

Liebesfeier.

An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde, voller Blüth' und Duft.

Da sind, so weit die Blicke gleiten,
Altäre festlich aufgebaut,
Und all' die tausend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringend laut.

Der Lenz hat Rosen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom;
Und jede Seele schwillt und mündet
Hinüber in den Opferstrom.

N. Lenau.

Bestattung.

Schöner Jüngling, bist als Held gefallen;
Sieg und Ruhm in deiner letzten Stunde
Lächeln dir die heiße Todeswunde,
Drum die Seele muß von hinnen wallen.

An den Schultern narbenvolle Vieren
Tragen dich auf deinen Grabeswagen,
Zu der Trommel trauerdumpfen Schlägen
Folgen finster deine Grenadiere.

Schöner Jüngling, dir am Grabe schallen
Ehrend die Kanonen ihr Gewitter,
Wie im Walde sommerschwüle Wetter
Auf den jungen Frühling niederhallen!

N. Lenau.

Still und bewegt.

Wir sehn den Stern am Himmelszelt,
Als ob er sich nicht regt,
Doch er ist eine große Welt
Und mannichfach bewegt.

Wir sehn manch ruhig Angesicht,
Es redet nicht der Mund,
Nur das beredte Auge spricht
Und giebt die Seele kund.

Wir sehn das Meer, so rein, so klar,
Dem hellen Spiegel gleich,
Doch in der Tiefe wunderbar,
Lebt ein geheimes Reich!

Das Herz bewegt oft Lust und Weh',
Doch, ob's vor Leid auch bricht,
Kein Seufzer hebt es in die Höh',
Wir sehn sein Klopfen nicht.

Eins steht im Leben nie allein,
Ruh' ist nur, wo sich's regt;
Wer nicht versteht, ganz still zu sein,
Der war auch nie bewegt.

Karoline Leonhardi-Lyser.

Der Wettstreit.

Lerche.

Schwing' ich in klarer Frühlingsluft
Ins Blaue mich, ins Blaue,
Umwogt von frischem Blüthenduft
Im jungen Morgenthaue,
Da sing' ich ohne Unterlaß
Nur meinen Sang, nur meinen,
Da sing' ich trillernd dies und das,
Und kümmre mich um Keinen.

Finke.

Von Zweig zu Zweig, den Wald entlang,
So hüpf' ich gerne, gerne,
Und grüße dann mit muntrem Sang,
Die Vöglein nah und ferne,
Und lies' es sehr, die Weibchen all'
Zu locken, süß zu locken,
So kömmt bei immer lust'gem Schall
Mein Singen nie ins Stocken.

Zeisig.

Wenn auch in bunter Farbenpracht
Nicht glänzet mein Gefieder,
So preisen doch des Schöpfers Macht
Tagtäglich meine Lieder;
Zufrieden schau' ich stets mich um
Vergnügt in Thal und Höhen,
Und bin als muntrer Zeisig drum
Bekannt und gern gesehen.

Rohrsperling.

Hei, wie das durcheinander schreit,
Und Jeder glaubt zu singen,
Gelbschnäbel machen gern sich breit
Bei kläglichem Vollbringen;

Ich pfeife mir mein Liedchen vor,
Wenn's auch nicht prunkt und ſchillert,
Indeß ſich Jener quält im Chor,
Und zwitſchert, quiekt und trillert.

Stieglitz.

Ich ſinge friſch von jedem Blatt,
Bewundert wohl ſchon häufig,
Was Einer vorgeſungen hat,
Das ſing' ich nach geläufig;
Ich ahme jede Stimme nach,
Als wäre ſie mein eigen,
So muß man ſtets, was man vermag,
Der ſchönen Welt es zeigen.

Grasmücke.

Auf weichem Graſe wonniglich,
Auf ſchöner grüner Wieſe,
Da lebt es ſich, da ſingt es ſich,
So wie im Paradieſe:
O Wieſe grün, o Gras ſo weich,
O Luft, ſich drauf zu wiegen,
Wer lebt mir gleich, wer ſingt mir gleich,
Welch' ſeliges Vergnügen!

Kanarienvogel.

Bald ſchmelzend ſüß, bald feurig dreiſt,
Laſſ' ich mein Lied ertönen,
Weil lieblich mich mit Zucker ſpeiſt
Das Händchen einer Schönen;
Ich brauche mich um Speis und Trank
Nicht draußen zu bemühen!
Ich bin verſorgt, drum ſpricht mein Dank
In heiteren Melodien.

Nachtigall.

In Waldesnacht, im Schattenſchoß,
Da klör' ich meine Lieder.
Es lauſcht der Menſch, o glücklich Loos,
Und Echo ſingt ſie wieder:
Ja, meine Töne, rein und ächt,
Gemuth und Herz begeiſtern, —
Und ſing' ich wirklich einmal ſchlecht,
Wagt's Niemand, mich zu meiſtern!

Spaßvogel als Schiedsrichter.

Ihr Vöglein alle, gelb und roth,
Weiß, gräulich und ſo weiter,
Ei, macht euch ſelbſt nicht großes Noth,
Singt rüſtig fort und heiter:
Bekümmert euch der Welt zur Luſt
Um keine krit'ſchen Faxen,
Ja, Jeder ſinge, wie ihm luſt
Der Schnabel iſt gewachſen!

Ludwig Liber.

Dreizeilen.

Laß uns die herbſtlich ſchönen Tage laſſen,
Gehegter Zweifel trübe Klage haſſen,
Der ſpätern Zeit die ernſte Sage laſſen.

Du ſiehſt die Sonne Abends niedergehen;
Doch wirſt du ſie am Morgen wiederſehen
Und noch ein Glied im Ring der Glieder ſtehen?

Der Vogel, der im Baum ſein Neſt erbaut,
Er hat dem Schutz des Laubes feſt vertraut,
Daß ſicher er des Sommers Neſt erſchaut.

So bau' auch du und wolle nicht verzagen,
Der Sturm wird wie das goldne Licht verjagen,
Doch mußt Du nie des Tages Pflicht vertagen.

Den Pflichten ſind wir alle untergeben
Mit Nichten ſchilt man die, die munter ſtreben,
Mit lichten Farben Trübes bunter weben.

Will uns die Sorge ihre Fallen legen,
So laß uns nur das rechte Wollen pflegen,
Und Freude grüßt uns dann auf allen Wegen.

So lang noch Wein der Trieb der Reben ſpendet,
Und nicht der Liebe kühnes Bitten endet,
Sei unbeſorgt, wie ſich das Leben wendet!

Theodor Löwe.

Notturno.

(an Pauline.)

Ein kleines Lied von deinem Dichter,
Dir, meines Lebens größtes Gut;
Ein kleines Lied, ſo bang und ſchauria,
Und doch erfüllt mit ſtolzem Muth;
Ein Lied voll Trotz und edlem Frieden,
Von Feuerflammen ganz durchglüht,
Von Frühlingsandacht ganz durchſchauert,
Ein blüthenduftig Liebeslied.

Entſprungen iſt's in hehrer Stille,
In heilig-dunkler Mitternacht,
Wo Gottes Frieden wie ein Cherub,
Bei dem verlaſſnen Dichter wacht,
Wo ahnungsvoll-gewalt'gen Klanges
Des Lebens Vorhang niederwallt
Und aus des Jenſeits dunklen Räumen
Der Weiſſagung Geheimniß ſchallt.

Entſprungen iſt's aus reinſter Tiefe
Der liebdurchſchwangern Dichterbruſt —
Dort ſchlief es, als ein ſtiller Säugling
In Liebesunſchuld unbewußt;
Dein Engel aber, meine Traute,
Er ſchwebt im Lilienkleid herab
Und weckt die träumeriſchen Laute
Mit ſeinem grünen Palmenſtab.

Und wie es nun mit Zauberſchlage
Erweckt iſt aus der tiefen Gruft,
So ſprengt das Lied die Blumenknoſpen
Und ſtrömet frei des Reiches Duft,
Und rankt liebend ſeine Blüthen
Um deinen Namen, Liebſte,
Und rankt feſt die dunkeln Blätter,
Feſt um dein Herz, du Edelſte.

Du ſüße Braut, wie Epheu fühlend
Umſchlinge dich das dunkle Grün,
Wie Myrtenblätter mög' es koſend
Durch deiner Träume Frieden ziehn;
Als Lied erneu'r es ſtets in Tönen
Der einz'gen Stunde Gegenwart,
Wo von der Liebe Macht bezwungen
Die Braut zur ſel'gen Gattin ward.

Als Blume ſtreb' es auf zum Himmel,
Und werd' ein hehrer Liebesbaum,
In deſſen Laub der Frühling niſtet,
In deſſen Wipfel ſpielt der Traum;

In deſſen Zweigen tauſendwonnig
Des lichten Maien Jubel ſchallt,
In deſſen vollen Blüthenkeimen
Unſterblich ſtets der Frühling waltt.

Und Er, der ſtill dies Wunder ſchaute,
Er, der begeiſterte Poet,
Er ruht in dieſem Blüthenſchatten,
Ein gotterfüllter Ganymed;
In dieſen Blättern rauſcht ſein Leben,
In dieſen Blüthen webt ſein Glück.
Und unter dieſen Zauberklängen
Greift ihn, ſterbend, ſein Geſchick.

C. Marlow.

Die Todtenblume.

In der Tiefe meiner Seele
Blüht ein hehres Lilienbild,
Schön und ſchlank und ſtumm und traurig,
Zart von Duftgewölk umhüllt.

Lilienblume meiner Leiden,
Sag', wie du ſo köſtlich glühſt,
Da du einer Lavaſtätte,
Einem Modergrab erblühſt?

Auf dem Grabe meiner Freuden
Oeffneſt du des Kelches Pracht,
Deines Stammes grüne Säule
Wurzelt in dem Schoß der Nacht.

Sproſſend, keimend, duftend, flammend —
Prächtig Wunder der Natur! —
Und dies Alles, geiſtgewaltig,
Schießt empor aus Aſche nur?

Aſche!. aber meiner Liebe!
Moder! aber meines Glücks!
Aetnaſche, bedeckt vom glüh'nden
Staube eines Weltgeſchicks!

Lilienblume! Königskerze!
Urbild düſtrer Herrlichkeit!
Ueber dem verweſten Herzen
Grüne bis in Ewigkeit.

C. Marlow.

Lied vom Rhein.

Mein Heimathland, o du herrlicher Rhein,
Du Perle des Weſtens, grün goldige Fluth,
Deine Männer ſind ſtark, deine Frauen ſind gut,
Es iſt eine Luſt, dein Kind zu ſein!

Wie blauet dein Himmel ſo tief und ſo klar!
Wie wallt in goldenen Aehren das Land,
Auf den Hügeln, zu Thal, an der Ebene Rand,
Wie ſchwilleſt von Segen du wunderbar:

Von deinen Bergen wie ſteht es ſich weit!
Wie athmet die Seele ſo kühn dort und frei!
In der Tiefe ziehen die Schifflein vorbei
Jagend hinweg aus der Herrlichkeit.

Im Hochland aber da halten ſie Wacht
Noch immer die Burgen der Ritter wie hehr!
Wohl ertönet das Horn des Wächters nicht mehr,
Doch lieben wir ſie, nun vorbei ihre Macht.

Binnenthal.

O Rhein .... und es ſpiegeln ſich Dome groß
In der Fluthen, der leiſe ſchauernden, Schaum,
Gewaltige Kaiſer träumen den Traum
Verſunkener Glorie in ihrem Schoß!

Mein Heimathland, o du herrlicher Rhein,
Du Perle des Weſtens, grüngoldige Fluth,
Deine Männer ſind ſtark, deine Frauen ſind gut,
Es iſt eine Luſt, dein Kind zu ſein!

Chriſtian Joſeph Matzerath.

Stilles Glück.

In dem Glück des Pflanzenlebens
Grünt hier Schaft an Schaft.
Holdes Bild des Höherſtrebens
Ohne Leidenſchaft!

K. Mayer.

Natur und Menſchenfleiß.

Du ſchöne Erd', in kurzer Friſt
Verlaß ich deine Auen.
Was kann mir's frommen, ob du biſt
Gleich herrlich ſtets zu ſchauen?

Und doch, unleugnbig bang
Wird mir beim Menſchenkreiſe,
Daß dir ſein wohlgemeinter Zwang
Die Göttlichkeit entreiße.

K. Mayer.

Aus dem Leben.

Ach das Herz, das irre, ſchwanke,
Gleicht dem weiten Erdenrund;
Wie es gabre, wie es kranke,
Lebt's hinwieder ſich geſund.

Nimmer ſoll das Loos der Erden
Noch des Herzens Ruhe ſein,
Und im Treiben und im Werden
Kehrt ein Stillſtand nimmer ein.

Aber, wie die hell'ge Sonne
Hält die Erd' auf ihrer Bahn,
Legt das Herz in neuer Wonne
Stets am Heimathufer an.

K. Mayer.

Der glückliche Bach.

Dich zu freuen, haſt du Grund,
Plauderquell! das Eis vom Mund
Schüttſt du, rauſcheſt Well' an Well'
Und von Fall zu Falle hell.

Dich zu freuen, haſt du Grund;
Denn das Ufer thut dir kund,
Wenn ſein Blumenflor dich liebt,
Welches Glück die Liebe giebt.

Du, o Dichter, auch haſt Grund,
Dich ob deinem Liederwund
Zu erfreun: manch holder Sinn
Giebt ſich deinem Plaudern hin.

K. Mayer.

Das Lied für ſich.

Der Bach rauſcht, rauſcht der Wind.
Auch ich bin Gottes Kind;
Auch meine Lebenslſt ſoll rauſchen,
Mag Jemand oder Niemand lauſchen.

K. Mayer.

Wellenſpiele.

Friſch bewindet hat die ſchnelle,
Oefters angeſchlagne Welle,
Eh' ſie wieder eingerückt
In das Flußbett, eingedrückt
Grübchen in den Uferſand.

So an meinem Lebensſtrand
Kommen Spuren an den Tag,
Eingehöhlt vom Wellenſchlag.
Tiefer, flacher, ſchärfer, milder,
Kleine Lieder, Wellenbilder.

K. Mayer.

Lieder und Leben.

Wie der Fiſch aus Licht ſich ſprengt
Durch ſein Element beengt,
Daß er auffaßt blaue Perlen
Zwiſchen Ufergras und Erlen,
Alſo ſtäubten auf und nieder
Um das Herz mir kleine Lieder.

K. Mayer.

Wahrſagung und Erfüllung.

Noch kreiſet durch die braune Flur
Die Frühlingsfarb' im Anflug nur;
Doch weiche Auferſtehungsluft
Dringt ein in jede Winterkruſt.

Prophetiſch ſprach der Lerche Sang
Von Blühn und Auferſtehn ſchon lang.
Nun blaut das Veilchen hold herbei,
Zeigt, daß es auferſtanden ſei.

O Lerchenſang, o Veilchenduft,
O linde Auferſtehungsluft!
Wetteifern nicht in ſüßem Thun
Wahrſagung und Erfüllung nun?

K. Mayer.

Frühlingskunde.

Es rauſcht's der übervolle Strom,
Es ſingt's die Lerch' im blauen Dom,
Es ſtrahlt es aus das junge Grün,
Die Sonne läßt es ſanft erglühn,
Ach, Veilchen, und du haucheſt es,
Das ſüße Glück des Frühlings!

K. Mayer.

Frühlingsmüdigkeit.

Frühlingswinde ſeh' ich küſſen
Junges Gras zu meinen Füßen.
Schweif' ich, wie ihr leichter Sinn,
Wieder gleich ins Weite hin?

Luſt' ich hier mich Gras und Veilchen
Flüchtig freun um ein Weilchen,
Immer, wie ein Lufthauch ſchwirrt,
Ins Unendliche verirrt?

Wenn mich dies hinaus auch lüde,
Lenz, du machſt mich wundermüde,
Aber legeſt mir Genuß,
Schönheit, Wonne vor den Fuß.

Während Freude Bruſt und Augen
Aus den nächſten Veilchen ſaugen,
Lobt ob mir in hoher Fern'
Eine Lerche Welt und Herrn.

K. Mayer.

Das Maiengrün.

Liegt doch was Trotziges darin,
Etwas noch ungebrochen Wildes
In dieſem Maiengrün; der Sinn,
Begehrt er nicht noch Helles, Mildes?

Doch färbt nicht ſchon Natur, die reiche,
Die ganze Wieſe hell und heiß,
Daß ſich ihr ſchroffes Grün erweiche
Durch das erſehnte Blumengold?

K. Mayer.

Maienſonntag.

Horch! welch ein reiches Kirchgeläute
Webt heilig durch die Maienpracht,
Als ſei der Mai nicht nur für heute
Auf ewig ſchon für uns erwacht!

K. Mayer.

Erdbeerblüthe.

Ach! Du lachſt mir ſo herzinnig,
Erdbeerblüth', aus Waldesgrund,
Und für deine Frucht ſchon ſinn' ich
Tod von meiner Kinder Mund.

K. Mayer.

Die Kirchgängerin.

Das Mädchen zögſt ſich; mit der Scheere
Tritt ſie zum Garten, wählt ein Veilchen,
Ob ſie zurück zur Kammer kehre
Mit dem braunrothſten Goldveilchen.

Sie ſteckt es an; lang durch die Scheiben
Sah ich ihr ſittſames Sichſchmücken!
Nun noch der Reinheit Morgentreiben
Wird auch das Kirchgebet ihr glücken.

K. Mayer.

Weiden.

Weiden laßt mich; Weiden heißt,
Still mit ausgeſpanntem Geiſt
Sich dem freien Luftleben
Und der Blumenwelt ergeben.

Wenn ein Wild wir weiden ſehn,
Pflegen wir belauſchend ſtehn.
Wär' ein Dichter auch entliehet,
Der an der Natur ſich weidet?

K. Mayer.

An die Luft.

Wie fand' ich dich ſo hold bedacht,
O blaue Lenzluft, abzuſchütteln
Durch ſanftes Laub- und Aſterrütteln
Die Tropfen einer Regennacht!
O kühle, goldne Luft, nicht nur
An dieſen Thränen der Natur!

K. Mayer.

Das gewaſchene Land.

Dem friſchgewaſchnen Kind
Küßt' ich die röthern Wangen.
Weil regenfeucht noch ſind
Die Au'n und grüner prangen,
So will ein Lied geſchwind
Als Kuß an ihnen hangen.

K. Mayer.

Das Schneckenhaus.

Was ſtößt dein Fuß hier vor ſich hin?
Was ſchätzet ſo gering dein Sinn? —
Ein leeres Schneckenhaus im Gras!
Und doch — ein Luſthaus war auch das,
Als es noch wandelt' in der Au',
Umblitzt von aller Blumen Thau. —
Verachte nie des Schöpfers Stempel,
Auch nicht am kleinen Schneckentempel!

K. Mayer.

Die Ameiſe.

Wohin ſo ſchnell, Ameiſe,
Geht die Geſchäft und Reiſe?
Ziehn Thierchen ſelbſt in Staatsgeſchäften?
O dann geſchwinde, laß mich heften
Den Blick von dir hinweg ans Kraut,
Das nie an einem Staat gebaut!

K. Mayer.

Das Bücken.

Ich liebe aufrecht meinen Gang;
Das Schmiegen hat mich nie beglückt;
Wo ich mich gern und oft gebückt,
Das iſt im Waldesüberhang.

K. Mayer.

Die Schlingpflanze.

Die Schlingpflanz' entert hier den Flieder.
Hält ſie in ſeinem Wuchs ihn nieder?
Zieht ſie ſein Wachs mit ſich hinauf?
Wer kennt der Liebe Schickſalslauf?

K. Mayer.

Der Schmerz.

Der Buchen Grün, die Sonnenluft
Tief himmelblau, der Wälder Duft,
Der Biene Lied, des Vogels Muſ,
Sind herrlich noch, wie Gott ſie ſchuf.
Doch ach! erdachte Grille? Herz
Auch allen Kreaturenſchmerz?
Und ſteht ſein ſelig Weſen feſt,
Wenn er ſein Werk dem Schmerze läßt? —
Er läßt ihn zu; ich ſtaune hier;
Doch heil'ge Lernen tönen mir:
Der Zwieſpalt wachſe weltengroß,
Gott führt ihn in der Eintracht Schoß.

K. Mayer.

An die Wolken.

O ſüße Wolkenbilderwelt,
Vom Licht gehaucht, in Luft geſtellt,
Ein Duftgebäu, wie Menſchenglück!
Was läßt der Wind von dir zurück?

K. Mayer.

An den Oſtwind.

Du wehſt mich, friſcher Oſtwind, an,
Wie aus der Menſchheit ſchönem Morgen,
Wo ihr die beſte Zeit verrann
Noch ohne Tadel, ohne Sorgen.

O wehe nicht so rasch vorbei
Das Nachgefühl der schönen Tage!
Schon macht mein willig Herz sich frei
Von dem Gedächtniß jeder Plage.

Und eine süße Unschuldzeit
Hat in der Brust mir schon begonnen,
Als wäre noch die Freudigkeit
Des Lebensmorgens unzerronnen.

Als lieg' im Schlummer noch das Ich,
Als sei'n Natur und Mensch ein Ganzes,
Das in dem frischen Weben sich
Erfreue Eines Schöpfungsglanzes;

Als sei vom frohen eignen Muth
Dein Odem nicht zu unterscheiden,
Als athme rein und immer gut
Der Hauch der Gottheit in uns beiden.

K. Mayer.

Im Eichwald.

Knarre nur und sause,
Wind, im Eichenforst!
Wenn in dem Gebrause
Noch kein Eichbaum borst,
Bricht im Aug' und Herzen
Doch vielleicht das Leid
Thränenloser Schmerzen,
Langer Haft befreit.

K. Mayer.

Der Fluch.

Lauten Fluch läßt du erschallen,
Hirtenknab', ob deinem Vieh.
Wildheit kann mir sehr gefallen,
Tannen und Gesaus durch sie,
Tosbach, Habichts-Lustgeschrei,
Doch kein Menschenfluch dabei.

K. Mayer.

Mittagsschatten.

Die Sonne strahlt von oben her!
Die Fichten werfen schon nicht mehr
Den Schatten neben sich ins Moos.
O sieh, wie jeder dieser Bäume
Am Rande sich mit Schimmer säume,
Und Schatten heg im Innern bloß.

Sie stehn, des Bergwalds schwarze Kerzen,
Nur oben licht, in Mittagsgluth,
Die ihnen mitspielt, wie den Herzen
Der Sterblichen die Sorgenbrut,
Vergönnend heitern Schein und Saum,
Doch schattend durch des Innern Raum.

K. Mayer.

Der Uebergang.

Steine sind im Fluß gelegt,
Die als Steg mir dienen;
Ob und wie mich jeder trägt,
Prüfen meine Mienen.

So den Lebensübergang
Sind ich mir bereitet,
Doch der Schritt macht oft mir bang,
Ob er nicht entgleitet.

K. Mayer.

Erinnerung und Vergessenheit.

Erinnerung, Vergessenheit,
Den Streit in mir, vertragt ihn billig.
Wo zu vergessen mir gedeiht,
Da sei nicht die Erinnrung willig.

Und wo ich mich erinnern will
Bis an das Ende meines Lebens,
Vergessenheit, da halte still
Und laß mich wollen nicht vergebens!

K. Mayer.

Sonntagsstimmung.

O wie klinget östlich, westlich
Durch die Thäler, überall,
So besänftigend und festlich
Heil'ger Kirchenglockenschall:

Eine große Feierstunde
Geht im weiten Landkreis um.
Heilung jeder Erdenwunde
Kündiget das Christenthum.

Und wie staunend manch Jahrhundert
Sich um sein Panier gesellt,
So ergriffen und verwundert
Folgt mein Herz ihm durch die Welt.

K. Mayer.

Läuten sehend.

Der Durchblick dort durchs Glockenhaus
Am finstern Kirchthurm führt hinaus
Ins Abendroth, wie es umringt
Die schwarze Glocke, die sich schwingt;
So neben ihres Klanges Beben
Lausch' ich hinaus ins ew'ge Leben.

K. Mayer.

Landesfremdheit.

Mein letztes Ziel ist mir gesteckt,
Wenn fremdes Brod mir nicht mehr schmeckt,
Und wenn der Ton landfremder Glocken
Mich nicht mehr füllet mit Frohlocken.

K. Mayer.

Schadloshaltung.

Die Aussicht auf des Berges Zinnen
Mag mir in Regenflor zerrinnen!
Ich doch bei mir des Berges Geist,
Den diese Balsamluft beweist!

K. Mayer.

Die Stadt im Waldgebirge.

Waldschoßkind, Stadt und Schloß,
Wie dir die Zeit verfloß
Tief in Walddämmerung!
Wohl ewig bleibst du jung;
Es halten Wald und Quell
Dein Wesen jugendhell.

K. Mayer.

Meine Gegend.

Preist eure Gegend meinethalb!
Ich sehe, wenn ich steige, bald
Den Schwarzwald und die Schwabenalp,
Im Fernduft Frankens Odenwald.
Ich denk' herum auf ihren Höhn
Und fühle deutsch und wohne schön!

K. Mayer.

Der Ruhende.

Wie schläft der Handwerkspursch hier gut
Auf des Tornisters Last;
Ertragne Bürde wohl ihm thut
Und hat ihn sanft zu Gast.

K. Mayer.

Auf der letzten Anhöhe.

Der mir hier vorüberfährt,
Legt den Hemmschuh an das Rad,
Daß nicht Wagen ihm und Pferd
Allzusehr in Schuß geräth'.

Einen Hemmschuh für das Herz,
Sag', wo such' ich ihn hervor?
Ach! es stürzt bergunterwärts
Nach dem Wiedersehensthor!

K. Mayer.

Bitte an den Himmel.

Wie scheint heut mein Gebirge doch
Im Nebelduft so fremd und hoch!
Die Wälder dämmern weißlich grau,
Vielfach gegliedert zeigt der Bau
Der Berge sich durch Silberstreifen,
Die durch die Schluchten trennend schweifen.

O nur nicht immer nackte Luft,
O Himmel, dichterischen Duft
Leg' mir ums Tagesleben her!
Dann, dann verlang' ich bald nicht mehr,
Nach frühern bunten Wanderschaften
Will ich in Banden froh dann haften.

K. Mayer.

Im Morgennebel.

Sei jener Bauer ein Geselle
Auch noch so roh, die Goldeshelle
Des Morgenstrahls aus Nebelwogen
Hat ihn so süß mit Schein umzogen,
Daß wir es uns gestehen müssen:
Er steht im Felde dort, zum Küssen!

K. Mayer.

Zeitlosen.

1.

Zeitlosen, süß erlesner Chor,
Zu feiern still die Sterbestunden
Der grünen Welt, ihr brecht hervor,
Von mir gepriesen und empfunden.
Wo Hoffnung paart sich mit dem Leide,
Erschein' es nur im Freudenkleide;
Mit Recht betrauert heitres Roth
Des Grünen aufweckbaren Tod.

2.

Der Herbst gestattet keine Weile;
Zu blühn, zu blühen nur in Eile,
Dringt die Zeitlose noch hervor,
Läßt alles grüne Blättertreiben
Im Drang des kurzen Daseins bleiben,
Sich sputend nur zu nacktem Flor.

K. Mayer.

Herbstzierde.

Der Erlenbusch, noch dunkelgrün,
Verschmäht des Herbstes Farbenglühn.
Du, alter Eichwald, gelb und roth,
Machst eine Tugend aus der Noth.

K. Mayer.

Herbsttagsfriede.

Der Nebel hat gerecht getheilt;
Wenn er als leicht Gewölk hier weilt,
So hat er dort sich weggezogen
Vor dem Azur am Himmelsbogen,
Daß sie so gütlich sich geschieden,
Gewährt uns diesen Herbsttagsfrieden.

K. Mayer.

Octoberabend.

Octobergoldne Sterne,
Von Abendlicht durchſtrahlt,
Nun, nun bekenn' ich gerne,
Wie ſchwach ein Dichter malt!
War je ein Wort, von ihm verdacht,
In goldne Linien ſo gebracht?

K. Mayer.

Liederluſt.

Die Luft iſt heute voller Lieder;
Doch warum zwing' ich in mich nieder
Die freien, will ins Wort ſie faſſen,
Statt ſie in goldner Ruh' zu laſſen?

K. Mayer.

Der See.

Auf nebelfreiem Sonnenſtrahl
Blick' ich hinab ins Nebelthal.
Wie ſchmiegt der ſanfte Silberſee
Sich um die morgengoldne Höh'!

Doch tief im See ſo gern geſchaut,
Macht nun ſich bald die Runde laut,
Ein Hahn verdrängt dort den Fiſch,
Und eine Mühle klappert friſch.

K. Mayer.

Herbſtfriede.

Heitrer Herbſttag, treu befliſſen
Haſt Du Trauben uns und Obſt,
Haſt du ſelber ganz und feſt
Mit dem friedlichſten Gewiſſen.

Sag' an meines Lebens Grenzen
Ich mir ſelber, ohne Lug,
Wie viel holde Frucht ich trug,
Wurd' auch ich von Vielen glänzen.

K. Mayer.

Der Fürſt vom Walde.

Ich bin der Fürſt vom Walde.
Ein Felſen iſt mein Thron,
Bedeckt mit weichen Matten
Von Moos; ein Eichbaum hält
Mir ſeinen Schirm zum Schatten.
Der Vöglein heller Chor
Spielt mir vom Blatt was vor.
Ich bin der Fürſt vom Walde.

Ich bin der Fürſt vom Walde,
Mein Herold iſt der Wind;
Der lauſcht auf meine Träume
Und trägt ſie fort geſchwind,
Und ruft ſie in die Bäume,
Die flüſtern ſie dem Bach;
Der ſchwatzt ſie luſtig nach.
Ich bin der Fürſt vom Walde.

Ich bin der Fürſt vom Walde.
Ihr Bäume, neigt euch tief,
Neigt euch in ernſtem Schweigen,
Kricht nach dem König hoch
Mit Aeſten und mit Zweigen,
Und rauſchet: Ehre dir! —
Birken, was zittert ihr?
Ich bin der Fürſt vom Walde.

Ich bin der Fürſt vom Walde.
Wie iſt mein Saal ſo blau,
Der weite Himmelsbogen —
Doch kommt mit Sturmgeheul
Das Wetter auch gezogen,
Ob auch die Eiche bricht:
Mein Thron, er zittert nicht.
Ich bin der Fürſt vom Walde.

Ich bin der Fürſt vom Walde.
Die Sonne ſteigt hinab;
Die rothen Wolken bleichen;
In Schatten ſinkt das Thal,
Und finſter ſtehn die Eichen,
Mein Thron allein noch glänzt,
Von Purpurſchein umkränzt.
Ich bin der Fürſt vom Walde.

K. A. Mayer.

Das ſterbende Kind.

Nach Anderſen.

Müde bin ich, Mutter, und ich ſehne
Mich zu ſchlafen an dem Herzen dir;
Heiß auf mein Geſicht fällt deine Thräne.
Weine länger nicht, verſprich es mir.
Hier iſt kalt; das Fenſter bebt vom Winde,
Während mich ein holder Traum umfließt.
Süße Engel winken deinem Kinde,
Wenn mein Auge ſich ermattet ſchließt.

Horch, Muſik! Von ferne klingt es leiſe;
Sieh! und mir zur Seite ſteht ein Knab!
Flügel hat er, Mutter, ſchöne, weiße,
Die gewiß der gute Gott ihm gab.
Grün und roth und golden ſeh' ich's ſchweben —
Blumen ſtreun ſie mit den Händen fein.
Mutter, krieg' ich Flügel auch im Leben,
Oder muß ich erſt geſtorben ſein?

Warum hältſt du meine Hand ſo lange,
Drückſt den Mund ſo feſt auf mein Geſicht?
Naß, doch feuerheiß iſt deine Wange —
Mutter, ich bin dein und laſſ' dich nicht.
O ſo klage nicht, ſchau' heiter wieder;
Weinſt du länger, weinen muß auch ich.
Bin ſo müd', die Wimpern ſinken nieder —
Mutter, ſieh, nun küßt der Engel mich.

K. A. Mayer.

Zur Roſenzeit.

Die Liebe bleibt, wie Roſen immer neu,
Ob ihre Blumbe morgen auch verbeut
Und wer von geſtern keiner uns erinnern.

Die Lieb' iſt voll, wie einer Roſe Schooß,
Woraus ſich hundert Blätter ringen los
Und hundert andre blühen noch im Innern.

Die Lieb' ist feurig, wie ein Rosenblatt,
Das seine Flammen angezündet hat
Am ersten Morgenstrahl der Himmelsrose.

Die Lieb' ist himmlisch, wie ein Bild genau
Vom Himmelsrund in jedem Tröpfchen Thau
Die Rose trägt in ihrem tiefen Schoße.

Die Lieb' ist süß, wie würz'ger Rosenduft,
Der unsichtbar beseelt die warme Luft
Und trunken macht die honigdurst'gen Bienen.

Die Lieb' ist kurz auch, wie der Rose Tag,
Der schneller endet, als der süße Schlag
Der Nachtigall, die sie beweint im Grünen.

Menzel.

Moderne Dedikation.

Ich reiche dir die Hand, du Größter in Walhalla,
O hebe mich zu dir empor!
Pantoffeln zieh' ich aus und tret', o Dichter-Allah,
Hinein in deines Tempels Thor.

Neugierig steht das Volk an den erhab'nen Stufen
Und blickt auf meine Schuh;
So zieht zum Ozean bei froher Schiffer Rufen
Der mächt'ge Kara-Su.

Dein Wort ist Poesie! Dein Auge flammt Gesänge,
Dein Lied, es ist ein Alkoran.
Melodisch rudert hin der Strophen hold Gedränge,
Wie des Macquarin schwarzer Schwan;

Wenn er, ein hoher Fürst, durch sonnverbrannte Matten
Die Wellenbahn entlang
Des Ufers Schnabelthier und fernen Beutelratten
Ertönen lässet den Gesang.

Auf Eukalypten wiegt, das holde Lied zu lernen,
Sich still der Kuruku.
Und auf den Schwanz gestützt, erhoben zu den Sternen,
Lauscht ihm das Känguruh.

So lausch' auch ich, o Fürst! Dich nenn' ich wohl den Fürsten,
Ich selbst ein Wüstenfürst;
Wohl kundig, Emir, wie noch oft mein Liebesdürsten
Du gastlich löschen wirst.

Mit Staunen denkt die Welt der kolossalen Stunde,
Die morgendlich empor jetzt steigt;
Wo vor dem Einz'gen, dir, auf diesem Erdenrunde
Mein Geistesknie sich beugt.

J. Minding.

Lied.

(Aus „Maler Nolten.")

Früh, wenn die Hähne krähn,
Eh' die Sternlein verschwinden,
Muß ich am Herde stehn,
Muß Feuer zünden.

Schön ist der Flammen Schein,
Es springen die Funken,
Ich schaue so drein,
In Leid versunken.

Plötzlich da kommt es mir,
Treuloser Knabe!
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Thräne auf Thräne dann
Stürzet hernieder,
So kommt der Tag heran —
O ging' er wieder!

Eduard Mörike.

Verborgenheit.

Laß, o Welt, o laß mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben!
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, seine Pein!

Was ich traure, weiß ich nicht,
Es ist unbekanntes Wehe;
Immerdar durch Thränen sehe
Ich der Sonne liebes Licht.

Oft bin ich mir kaum bewußt,
Und die helle Freude zücket
Durch die Schwere, so mich drücket,
Wonniglich in meiner Brust.

Laß, o Welt, o laß mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben!
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, seine Pein!

Eduard Mörike.

Zuruf.

Was grämest du dich, mein Gemüthe,
Das dir ein Saitenspiel zersprang,
Und daß vorbei die Rosenblüthe
Und der Schallmeien Maienklang?
Das eigne Herz muß sich der Mann bezwingen,
Will er das Höchste und sich selbst erringen; —
Das Haupt empor!

Noch wölbet sich der Himmel oben,
Noch braus't das Meer in Wogen auf,
Noch hängt die Welt in ihren Kloben,
Noch gehet Alles seinen Lauf;
Und schlügest du darein mit Donnerkeilen,
Nicht eine Stunde würde schneller eilen; —
Sei unverzagt!

Hinaus, das harte Leben zu erstreiten!
Abgründe stürzen sich in deinen Weg;
Bist du ein Mann, so lerne vorwärts schreiten,
Scheu nicht die Drachenbrut auf schmalem Steg'!
Es schert kein Teufel sich um deine Zähren,
Zwei Fäuste hast du, um dich selbst zu wehren; —
Brich deine Bahn!

Mit deinem Herzen laß nicht spielen,
Reiß los das Kind vom Weiberland,
Lehr' frei zu dieser Zeit es fühlen
Und schlagen für das Vaterland!
Es schreit zu dir — und hörst du nicht sein Jammern?
Es will sich ganz um deine Seele klammern; —
Treu bis zum Tod!

Stehst du zum deutschen Sängerorden,
Denk' nicht an Lohn und Lorbeerkron'!
Das Vaterland ist Dichter werten,
Was fordert noch des Dichters Lohn?
Er deucht ein Schwert und tödtliche Wunden,
Die sind ja bald in seinem Dienst gefunden; —
Nur kühn voran!

Die Arbeit schenkt nicht gold'ne Ketten,
Das Vaterland nicht Hof und Haus, —
Lern' auf die Erde dich zu betten
Unter Gottes Himmel hinaus!
Kannst unters Haupt dir mit den Händen greifen,
Und laß vom Sturm ein Wiegenkind dir pfeifen —
Stark, starr und stolz!

J. Mosen.

Der träumende See.

Der See ruht tief im blauen Traum,
Von Wasserblumen zugedeckt;
Ihr Vöglein hoch im Fichtenbaum,
Daß ihr mir nicht den Schläfer weckt!

Doch leise weht das Schilf und wiegt
Das Haupt mit leichtem Sinn;
Ein blauer Falter aber fliegt
Darüber einsam hin!

J. Mosen.

Wunsch.

Bin ich bis ans Thor gekommen,
Steht ein grünumrankt's Haus,
Und aus einem seiner Fenster
Schaut ein rosig Kind heraus.

Sieht mich an mit großen Augen,
Wirft ins Herz mir einen Brand,
Daß mein Herz in Flammen lodert
Und ich bin wie festgebannt.

Hinter grüner Rebe Ranken
Hat das Mägdlein sich versteckt,
Und ich weile in Gedanken,
Ob ein Kobold mich geneckt.

Wär' ich doch der Blätter Einer,
Das an dieser Rebe hängt,
Nur ein grünes Blatt, ein kleines,
Das zu ihrem Fenster drängt!

Scherzt' ich mit der Wangen Rosen,
Kosebte leise, lieb und lind,
Und bei solchem stillen Kosen
Küßte ich das holde Kind.

Arthur Müller.

Frühling.

Durch den Wald hör' ich es klingen,
Sollt' es zu dem Herzen dringen:
Hier der Frühling und sein Blühen
Wieder in die Welt will ziehen.

Alte Weisen, neue Lieder
Kehren mit dem Frühling wieder,
Und das Herz ist voller Freude,
Daß der Winter endlich scheide.

Mit dem Frühling kehren wieder
Alte Weisen, neue Lieder,
Nisten in den grünen Zweigen,
Die, der Blüthen voll, sich neigen.

Junges Mädchen, schlanke Dirne!
Du errötheſt bis zur Stirne;
Was der Frühling bringt an Liedern,
Kann dein liebend Herz erwidern.

Alte Weisen, neue Lieder!
Höher hebet sich dein Mieder,
Deine Augen werden lichter,
Und dein Herz — gehört dem Dichter.

Arthur Müller.

Das Thränenparadies.

Am Strom der Thränen stehen Trauerweiden,
Ihr Holz schmeckt bitter, wie der Seele Leiden,
Die Zweige flattern wie gelöst Haar
Verzweiflungsvoll betrübter Frauen Schaar.

Des Stromes Wellen seufzen hin in Klagen,
Die Felsen ächzen, wild von ihm geschlagen,
Alsy und Wermuth grünt an seinem Strand,
Und keine Blume schmückt das öde Land.

Da kommt ein Kind, das wie die Sonne leuchtet,
Schöpft Wasser aus dem Strome und befeuchtet
Damit das Land, da sprossen alsobald
Der Blumen viel, und blühen mannigfalt.

Aus Thränen treuer Liebe sproßt die Rose,
Der Freundschaft Thrän' entpressen hell im Moose
Vergißmeinnicht und Veilchen himmelblau,
Und Freudenthränen zieren sie als Thau.

Der Weiner Seelen, aufgeweinet, kommen
Den Strom als Schwäne still herabgeschwommen
Sie steigen auf auf goldnem Ufersand
Und gehen ein ins Thränenparadies.

Wo jedem Herzen das verwandte winket,
In unzertrennlicher Umarmung sinket
Die Sehnsucht der Erfüllung an die Brust,
Und alle leben Ewigkeiten Lust.

Nikolaus Müller.

Der Epheu und die Bäume.

„Laß an dir hinauf mich ranken,"
Sprach der Epheu zu der Eiche,
„Und den Stamm dir kühl umwehen!" —
„Falscher Schmeichler, von mir weiche,"

Sprach der Baum, „durch meine Aeste
Dringen nicht so feine Worte;
Deine Sprache, mir zu linde,
Brauch an einem andern Orte."

Und der Baum hat sich erhoben
Wie ein Dom im grünen Walde,
Drin die Vögel lustig toben,
Daß es freut die ganze Halde.

In der Ulme kam geschlichen
Nun der Epheu sanft mit Schmeicheln,
Seine Worte, glatt gestrichen,
Ließ er ihr die Ohren streicheln.

Und mit Lust die Ulme höret,
Was der Epheu zu ihr singet,
Der sich, als er sie bethöret,
Mächtig um den Stamm ihr schlinget.

Aber bald sah man erkranket
Sie die welken Wipfel neigen:
Epheu hat sie nur umranket,
Um durch ihre Kraft zu steigen.

Nik. Müller.

Bei den Weiden.

Ich lieb' euch, grüne Weiden
Am wilden Fluß,
Zu klagen euch meine Leiden
Ist mein Genuß.

Der Stamm ist euch zerrissen,
Bis tief ins Herz.
Wie viel müßt ihr schon wissen
Von Leid und Schmerz!

Wie viel habt ihr erfahren
Von rauher Noth
Seit so viel langen Jahren,
Und seid nicht todt!

Im Winde lustig schweben
Die Zweige zart,
Darin die Vögel leben
In Lust gepaart.

So grünt ihr fröhlich weiter
Zu Freud' und Lust.
Ach, wär' es auch so heiter
In meiner Brust!

Gleich eurem Stamm zerrissen
Und ewig wund,
Macht sie Arznei und Kissen
Nicht mehr gesund.

Doch euer Holz ist zähe
Und grünet gern
In eines Baches Nähe,
Dem Kummer fern.

Muß ich mich von euch scheiden
Ist's mir Verdruß —
Ich lieb' euch, grüne Weiden
Am wilden Fluß.

Nik. Müller.

Das tiefe Meer.

Es rauschen tausend Flüsse
Aus einem tiefen Meer,
Trotz aller der Ergüsse
Wird es doch niemals leer.
Es fließen wieder tausend
Zurück in seinen Schoß,
Die es verschlinget brausend:
So bleibt es immer groß.

Auch Ebb' und Fluth regieret
Es ewig Tag und Nacht,
Wo sich das Meer verlieret,
Und wiederkommt mit Macht.
Und schneller als Sekunden
Im Zeitenraum vergehn,
Ist's bald dahingeschwunden,
Bald da mit Sturmeswehn.

Die Flüsse sind die Adern
Mit ihrem heißen Blut,
Drin oft die Wellen hadern
In Ebbe und in Fluth.
Das Meer, das immer brauset,
Das ist des Menschen Herz,
Der Sturm, der drinnen sauset,
Das ist sein mn'rer Schmerz.

Nik. Müller.

Der schönste Tod.

Ich sprach zu meiner Seele:
Wie willst du wandern aus?
Einmal die selbst erwähle
Den Zug aus deinem Haus!

Sie sprach: Gar süß vor allen
Ist mir ein Tod bekannt
Am Schönsten ist's, zu fallen
Von Gottes eigner Hand.

Wann er mit Donnerstimme
Daher auf Wolken rauscht, —
Dem Bösen scheint's im Grimme,
Der Gute freudig lauscht. —

Da langt sein Arm voll Feuer
Aus dunkelm Himmelsthor,
Und ziehet, die ihm theuer,
In seine Lust empor.

Auf seinem Feuerwagen,
Des Rosse Strahlen sprühn,
Durch Wolken hinzujagen,
Vom Sturm umbrauset kühn,

Ist schöner als zu flechen
Auf mattem Krankenbett,
Und furchtsam hinzukriechen
Auf schmalem Todesbret.

Drum hör' ich manchmal sagen:
„Den traf ein schlimmer Tod,
Den hat der Blitz erschlagen!“
Werd' ich vor Freuden roth.

Nik. Müller.

Die Weinkelter.

Mein inniger Betrüber,
Der Gram, ging mit mir aus;
Da kamen wir vorüber
An einem Kelterhaus.

Die Bäume hört' ich ächzen,
Wie arme Herzen thun,
Die nach der Ruhe lechzen,
Und können doch nicht ruhn.

Da zog mich ein Verlangen
Mit Macht ins Haus hinein.
Als ich hineingegangen,
Sah ich der Trauben Pein,

Die sie geduldig litten,
Von Qual gepreßt — den Most
Ausweinend in die Butten;
Dann ging ich heim mit Trost,

Und sprach nun: Muß die Traube
Ausströmen so den Wein,
So komm nur, Gram! und schraube
Mein Herz in enge Pein.

Vielleicht wird dann entfließen
Auch ihm ein süßer Saft,
Den Geister noch genießen
Zu Stärkung ihrer Kraft.

Nik. Müller.

Der Glühwurm.

Leuchte, Glühwurm, durch die Nacht
Mit der kleinen Sternenpracht;
Strahlst du so im feuchten Gras,
Denkt mein Herz an dies und das:

Lieber Gott, wie wunderbar,
Hier ein lebend Lichtlein gar;
Mit dem Tag floh aller Schein,
Es hat Licht noch, ganz allein!

Wenn einst meine Sonne sinkt
Und mich Dunkelheit umringt,
Wenn nur dann so still und sacht
Noch in mir ein Funke wacht.

Nik. Müller.

Der alte Baum an die jungen.

Ihr seid dahingesunken
In eurer Jugend Kraft;
Habt ihr zu viel getrunken
Vom süßen Frühlingssaft?

O nein, uns hat gebogen
Die allzuschwere Last,
Die uns noch zugewogen
Der Frost, der späte Gast.

Ach ja, euch brach die Bürde
Vom späten, kalten Schnee!
So tiefgebeugt wurde
Mich drücken auch mein Weh.

Wär' ich nicht lang' gewohnet
Den rauhen Winterfrost,
Doch so bin ich verschonet,
Euch jungen noch zum Trost.

Nik. Müller.

Abenteurer.

Auf, tummle dich, Hengst,
Im wildesten Braus,
Ich will in die Welt,
In das Leben hinaus!

Wer mag an die Scholle
Gefesselt sein?
Duftgrünende Erde,
Blauer Himmel ist mein.

Hochfelsige Berge,
Fruchtschwellende Thale
Durchstreif' ich im hellen
Goldsonnenstrahle.

Ich baue kein Haus,
Ich säe kein Feld,
Meine Wohnung ist rings
Die endlose Welt.

Ich pflanze keine Rebe,
Ich presse keinen Wein,
Der schäumende Becher
Ist mein, ist mein.

Ich pflege keinen Baum,
Ich erwart' keine Blüth',
Ich hasche die Frucht,
Die über mir glüht.

Ich freie kein Weib,
Zu trägem Genuß,
Ich liebe im Ritt
Den flüchtigen Kuß.

Ich liebe den Freund,
Bei Schwert, Trunk und Scherz,
Doch bind' ich mich nimmer,
Fahr wohl, Bruderherz!

Ich will nicht die Ruh',
Ich will nicht die Rast,
Ich bin der Minute
Schnellflüchtiger Gast.

Fort tummle dich, Hengst,
Im wildesten Braus,
Ich will in die Welt,
In das Leben hinaus!

Wolfgang Müller.

Eine Thräne.

Wie ich jüngst mit langem Kusse
Mich aus deinen Armen wand,
Sah' ich eine helle Thräne,
Die im treuen Blick dir stand.

Und sie fiel in meine Seele,
Schwoll empor zum vollen Meer,
Schwoll zum [illegible] vom lauter
Liebeslust und Liebesweh.

Wolfgang Müller.

Verlorne Liebe.

Wir wuchsen in demselben Thal,
Wir wohnten nahe Haus bei Haus,
Wir suchten uns vieltausendmal
Und fanden uns Tag ein Tag aus.

Gebet und Mährchen, Lied und Spiel,
Das Alles lernten wir vereint,
Wir lachten und wir jauchzten viel
Und haben oft auch still geweint.

Ich wuchs zum Jüngling, du zur Maid,
Wir träumten noch denselben Traum,
Und suchten treu wie allezeit
Den Sitz am lang umspielten Baum.

Dort ruhten wir am Abend oft,
So voll, so warm, so reich die Brust,
Wie ward geahnt, wie ward gehofft
In flüsternd liebesel'ger Lust!

Wir waren klar und wie der Tag
Und wußten nicht, was Zweifel war,
Vergangenheit und Zukunft lag,
Fern lag dem Auge Wieg' und Bahr'.

Wir wurden dennoch liebemüd
Und zogen beide ferne fort,
O, du verglühest tief im Süd,
Und ich vereise doch im Nord.

Was trieb' uns über Meer und Land?
Wir wissen's nicht und glühn vor Scham —
Du fehlest mir, ich fehle dir,
Und keiner wollen wir vor Gram.

Wolfgang Müller.

Im Felde.

Der stolze Himmel liegt tiefsommerblau,
Nur eine Wolke segelt still hinein,
Auf Berg' und Thäler glänzt der Sonnenschein,
So warm und duftig ruhen Wald und Au.

Ich wandle durch des Kornes üppig Beet,
Es wogt im Morgenhauch gleichwie ein Meer,
Im Kuß befruchtend neigt sich Aehr' an Aehr',
Daß Blüthenstaub süßduftend ringsum weht.

O ahnungsvolle Stille der Natur!
Gleich dir liegt oft der Geist in sanfter Ruh',
Sich selbst befruchtend schließt das Aug' er zu,
Und singt erwachend Lieder durch die Flur.

Wolfgang Müller.

Abends am Rhein.

Der Sonnenschein schauet
So still und [illegible],
Außer der Himmel blauet,
Das Wolkend[illegible] wird bleich.

An den Bergen verglühe,
Der gold'ne Abendschein,
Stillheimlich rauscht und ziehet
Unten der tiefe Rhein.

Es duften Reben und [illegible]
Um das freundliche Haus
Rosige Mädchen sehen
Von dem Balken heraus.

Sie ringen und umschlingen
Sich scherzend in süßem Spiel,
Saiten und Lieder erklingen;
Ich sinne und träume viel.

Ich wandle auf und nieder
In süßem, seligem Traum,
Verklungen sind längst die Lieder,
Ich weiß es selber kaum.

Und wie ich erwache, blickt
So groß mich an die Nacht,
Der Himmel, sternendurchstickt,
Und der Berge ruhige Pracht.

Wolfgang Müller.

Am Morgen.

Den Zweig an den Hut,
In die Kehle das Lied,
Ins Herz frischen Muth,
Denn der Tag erglüht.

Mein Wandergenoß
Ist der Morgenwind,
Er scheuchet den Troß
Der Wolken geschwind.

Und in duftigem Glanz
Glüht ringsum die Welt,
Dunkler Wälder Kranz,
Saatwogendes Feld.

Dort hinter den Höhn
Wallt dunkel das Meer,
Lustig segelnd gehn
Schiffe d'rüber her.

Städt' und Dörfer erstehn,
Entschleiert vom Duft,
Vögel und Glocken wehn
Durch die stille Luft.

Und Leben und Kraft
Ueberall, überall!
Das wirket, das schafft
Duft, Farbe und Schall.

Ich habe voll Lust
Mein Herz ausgespannt,
Es [illegible] die Brust
Himmel, Meer und Land.

[illegible]
Schau' ich dich und [illegible],
[illegible] folge der Spur,
Sie [illegible] du nicht!

Wolfgang Müller.

An die Stille.

Traute Stille, dich begrüß' ich wieder,
Dich, du weicher Schoß voll Seligkeit;
Heimath meiner Träume, meiner Lieder,
Sie sei dieses frische Lied geweiht.
Draußen blüht solch süße Freude nimmer,
In dem bunten Drang der Außenwelt;
Nur die Stille ist vom goldnen Schimmer
Sanftern, höhern Lebens traut erhellt.

Dir, o Stille! dir bin ich ergeben,
Kehre froh vom lauten Markt zurück.
Heiter wohnt bei dir mein schaffend Leben,
Dir entkeimt mein trautverborg'nes Glück.
O, so fröhlich in dem Land der Träume
Schwärm' ich auf und ab in sel'ger Lust,
Zieh' verklärt durch die Himmels-Räume,
Lausch' dem Klang und Sang in meiner Brust.

Süße Stille, o du Welt voll Frieden,
O du Freiheit, du Glückseligkeit!
Was vom Schicksal Trübes mir beschieden,
Hier vergaß ich allen Gram und Leid.
Wann ich kam, die Brust voll Schmerz und Wunden,
Wann ich kam gekränkt, voll bittern Harm,
Durst' ich an dem frischen Quell gesunden
Göttlich hoher Liebe, süß und warm.

In der Stille hab' ich dann vergeben
Allen, die mir Kränkung angethan;
Denn es darf dem lichten Götterleben
Nur ein rein und liebend Herz sich nahn.
Niedres ist verdeckt mit dichtem Schleier,
Doch im Licht die Friedensbanner wehn;
Liebeswonne trägt die Seele freier
Nach dem Wunderland der sel'gen Höhn.

Stille, Stille! Wolle nie verschließen
Meiner Seele deine Bilderwelt!
Laß die Geistesblüthe mir entsprießen,
Daß sie Leben segensvoll behält.
Stets will ich dir nahn mit frommem Triebe,
Bis verrennen mir der letzte Sand;
Fliege dann mein Leben, meine Liebe
Sanft hinüber nach dem Heimathland.

Wilhelmine Mylius.

Wunsch und Gruß.

Wenn immer doch Mondschein blieb'!
Ich blick' all' Abend so gerne
In den Mond und die gold'nen Sterne,
Und dächte dabei in die Ferne:
Gut' Nacht, gut' Nacht, mein Lieb'! —

Wenn immer doch Mondschein blieb'!
Und schimmer'ge Abendmilde!
Und dem Herzen die schönen Gebilde!
Wie froh grüß' ich über Gefilde:
Gut' Nacht, gut' Nacht, mein Lieb'! —

Wenn immer doch Mondschein blieb'!
Wie schimmert's am Himmelsraume,
Wie zittert's im Wasserd-Schaume,
Wie schwebt's so hold im Traume:
Gut' Nacht, gut' Nacht, mein Lieb'! —

Wilhelmine Mylius.

Mein Gärtlein.

In meinem Gärtlein ist's gar schön,
Am sonnigen Ufergrün,
Da schauen herüber die Bergeshöhn,
Die waldigen Häupter so kühn.

Und viele Vöglein wohnen darin,
Und holde Blümlein gar viel,
Die Sänger wecken mit frohen Sinn,
Die Blumen ein frommes Gefühl.

Und gold'ne Käfer mit lautem Gesumm'
Umschwärmen die Blum' im Tanz,
Und Schmetterlinge gaukeln herum,
Und Libellen am Uferkranz.

Da hab' ich mir eine Bank gebaut
Am Hollunderbusch und Jasmin,
Daneben rauschen so lieb und traut
Die Wellen des Stromes hin.

Und rauschen fröhlich das Thal entlang,
Und grüßen mit herzigem Gruß,
Und locken die Blümlein mit leisem Sang
Vom Ufer hernieder zum Kuß.

Und sitze ich da so still allein,
Und flüstert es heimlich vom Baum,
So wiegt das Rauschen, das Flüstern mich ein
In süßem, heiligem Traum.

Da weile ich früh, wenn der Morgen strahlt,
Beim lauschigen Hiererstrauch,
Und bis der Abend mein Weilen malt,
Und die Sternlein grüßen mich auch.

Das ist das Gärtlein am Stromesstrand
Der einsamen Sängerin,
Das macht sie zu ihrem Fabelland,
Und alle Zauber sind drin.

Wilhelmine Mylius.

Ruhe in der Geliebten.

Schließt so ein Tag recht schön und rein
Und jene Zeit sie füllt mir ein,
Wo ich mit dir gewesen bin:
Wird mir so still, so fromm zu Sinn.

Mein ganzes Wesen zieht und wallt
Hinüber, friedlicher Gewalt,
Und leget sich mit Kinderlust
Mit Wang' und Ohr an Gottes Brust.

Dann wird mir's heil'ge stille Nacht,
Des Tages Werk und Lärm vollbracht:
Dein Auglied, denk' ich, deckt mich zu,
Und schlafe ein in tiefer Ruh.

So möcht' ich wohl, wenn ſich mein Aug'
Zum letzten Male ſchlöſſe, auch
Entſchlafen, weil ich dächte dein:
Dann ſchlief' ich ſtill zum Himmel ein.

Philipp Engelhard Nathuſius.

Liebesregung.

Schlanke, ſchwebend munt're Schwalbe,
In mein heilgeaug'tes Mädchen,
Ja, ſo oft du mir erſcheinſt,
Kehrt der Frühling mir ins Herz.

Wär' ich's tiefe klare Waſſer,
Trün du deinen Schnabel netzeſt,
Schlüng' ich über dir zuſammen,
Bädet' dich in meiner Fluth.

Doch du rührſt's mit leichtem Fittig
Nur im Flug vorüberſtreifend;
Und ein zitterndes Bewegen
Ueberfliegt's in weiten Kreiſen,
Die ſich dehnen, ſchwingen, ziehen
Als aus Einem Mittelpunkt.

Schwälblein, Schwälblein, munteres, ſchnelles,
Ach was ſoll mir denn der Frühling,
Wenn du wieder mich verläſſeſt.

Phil. Engelh. Nathuſius.

Gemeinſames Loos.

Berauſche dich in allem Süßen,
Den jungen Mai ruf' ihn zurück,
Umringe dich mit ſeinen Grüßen,
Belade dich mit ſeinem Glück.

Denk' dir des Frühlings Wonneſchauern,
So heiß du es empfunden haſt,
Denk' dir des Frühlings Himmelstrauern,
Denk' dir die ganze ſel'ge Laſt.

Denk' dir die tauſend Vogelliedern,
In denen Dank und Liebe girrt,
Den Duft von tauſend Blumenherzen,
Der wie ein Kuß zum Himmel irrt.

Die Nachtigall, die ſtumm geboren,
Denk' dir zu ſolcher Pfingſtennacht,
Das kleine Herz, das ſchmerzverloren
Und ſehnſuchtstrunken lautlos wacht!

Nicht einen Ton das Weh zu ſchildern!
So einſam in der Seligkeit!
Nicht einen Gruß den Sternenbildern,
Den Lebensleichen nah und weit!

Und jede Bruſt der Wenn' und Mogen
Kennt ſolch geheimen Wiederhall.
Und jede Bruſt muß in ſich tragen
Die ſtummgeborne Nachtigall.

Emma von Rinderf.

Gedanken der Liebe.

1.

Gedankenflug.

Heißt du die Vöglein picken
An deinem Fenſterlein,
Als harreten ſie dein?
Sie ſchnäbeln ſich und nicken
Und flögen gern herein!

Und dürften dir ſo gerne
Aufs weiße Schulterpaar
Und hüten dich wohl gar —
Doch ach' es hält ſie ferne,
Die einſt ſo milde war!

Nun will ich's dir nur ſagen:
's ſind die Gedanken mein,
Die hat ans Fenſterlein
Ihr ſchneller Flug getragen:
O laß ſie wieder ein! —

2.

Schneeflocken.

Da ſteh' ich am offnen Fenſter,
Und bin ſo ganz allein:
Viel kalte Flocken ſendet
Der Winter mir herein.

Die legen ſich ungebeten
Mir an das kranke Herz —
Iſt's Gruß entſchwund'ner Freude?
Iſt's alter Liebe Schmerz? —

3.

In der Laube.

Hier in der ſchattigen Laube,
Umrankt von wildem Wein,
Da ſinget den Schmerz in Schlummer
Die murmelnde Quelle mir ein.

Viel bunte Schmetterlinge
Die flattern hin und her;
Doch ſeit mich der eine betrogen,
Nicht acht' ich der andern mehr.

Am duftig blauen Himmel
Schwankt eine Wolke vorbei
Eine lichte Silberwolke:
Meiner Liebe Konterfei!

Ich weiß nicht, ſoll ich mich tiefer
Hinſpinnen in meinen Schmerz?
Und doch, ſo liebend ſchmeichelt
Sich des Baches Lied ans Herz!

Das klingt wie Wiegenlieder,
Die mir die Mutter ſang,
Als einzig ihre Liebe
An meinem Herzen drang.

Wohl möcht' ich weinend fragen,
Was ich ſo arg verbrach
An jener Welt, die ſonnig
Vor meinen Blicken lag.

Und möchte zur Mutter mich betten
In die Gotteswiege traut,
Drein Nachts mit tauſend Augen
Der liebe Himmel ſchaut.

Doch wie in die dunkle Laube
Sich rankt der grüne Wein,
So ranken in meine Seele
Die Zweige der Hoffnung ſich ein.

J. C. A. Mitchke.

Was iſt Poeſie.

Ich frug die Sonn' im Morgenlicht:
Sag', was iſt Poeſie?
Sie hob ihr Flammenangeſicht,
Sie ſchoß die Pfeile ſcharf und dicht;
In ſtolzer Ruhe ſchien ſie fort.
Mir blieb das ſchwere Räthſelwort.

Ich frug der Sterne wimmelnd Heer:
Sagt, was iſt Poeſie?
Sie goſſen aus ihr Strahlenmeer,
Sie flimmerten und glänzten hehr;
In ſtiller Pracht ſie zogen fort.
Mir blieb das ſchwere Räthſelwort.

Ich frug das Meer im Wogenſchwall:
Sag', was iſt Poeſie?
Es grollt' und ſchäumt' mit Donnerhall,
Die Brandung ächzt' am Felſenwall,
Im wilden Toben wogt' es fort.
Mir blieb das ſchwere Räthſelwort.

Ich frug den Wald am Bergeshang:
Sag', was iſt Poeſie?
Die Bäume ſchüttelten ſich lang
Und neigten ſich und horchten bang
Im grünen Dämmer ſchweigſam fort.
Mir blieb das ſchwere Räthſelwort.

Ich frug den muntern Silberquell:
Sag', was iſt Poeſie?
Der wanderluſtige Geſell
Von Stein zu Steinen hüpft er ſchnell,
In Eile plaudernd zog er fort.
Mir blieb das ſchwere Räthſelwort.

Ich frug die Roſe kelchbethaut:
Sag', was iſt Poeſie?
Das Maienkind, die Lenzesbraut,
Errötbete ſo lieb und traut;
In ſüßer Scham ſie glühte fort.
Mir blieb das ſchwere Räthſelwort.

Ich frug die Sängerin der Nacht:
Sag', was iſt Poeſie?
Sie ſchmetterte mit Zaubermacht,
Der Buſch erklang, das Echo wacht';
In leiſem Schluchzen ſang ſie fort.
Mir blieb das ſchwere Räthſelwort.

Ich frug die Liebſte träumend leiſ':
Sag', was iſt Poeſie?
Sie legte ihre Wangen heiß
An meine Stirn, o Liebespreis!
Sie lacht' und koſte fort und fort.
Mir blieb das ſchwere Räthſelwort.

Und als ich All' umſonſt gefragt:
Sagt, was iſt Poeſie?
Als jede Antwort mir verſagt,
Da hat's im Herzen erſt geſagt;
So glänzt und blinkt, rauſcht, koſt nur fort.
Mir iſt gelöſt das Räthſelwort.

Auguſt Nodnagel.

Der Quell der Lieder.

„Hörſt du das Lied der Vögelein
Die Waldnacht hell durchdringen?
Wie froh muß ihr Gemüth doch ſein,
Daß ſie ſo lieblich ſingen!"

Vielleicht! — doch lieblich auch und hell
Singt oft ein Herz voll Wunden; —
Schmerz iſt der reichſte Liederquell
Der Waldesnacht hier unten.

Henriette Ottenheimer.

Die Natur.

Ewig gleich biſt in der Ruhe
Sprichſt du nimmer mir, Natur?
Was man leide, was man thue,
Keiner Mitempfindung Spur!

Wie wir Menſchen uns geberden,
Ob von Freude, Sünde, Tod
Wir die leichte Beute werden,
Fremd iſt dir der Menſchen Noth.

Regſt du dich bei deinem Schalten,
Im Gewitter, im Orkan,
In der Elemente Walten,
Immer folgſt du deiner Bahn.

Und doch ſcheinſt du dich zu ſchmücken,
Süße Düfte nur zu ſtreun,
Und ein Herz an deins zu drücken,
Um mit Seelen dich zu freun.

Deine Reize, deine Größe,
Sie nur, hohe Lehrerin,
Kleiden unſres Geiſtes Blöße,
Leihen unſrer Weisheit Sinn.

Doch des Wiſſens Schatz, enthoben
Mühſam deinem tiefſten Schacht,
Läßt uns, wenn ans Licht gehoben,
Noch umhüllt von finſtrer Nacht.

Auf dem höchſten Punkt der Leiter
Rufend nach Geburt und Grab,
Bricht uns, bringt die Sehnſucht weiter,
Des Gedankens Faden ab.

Räthſelhafte Mutter, ſage,
Wie, wo faß ich dein Geſetz?
Unerreichbar meiner Klage,
Löſe meiner Zweifel Netz.

Deiner Wunder bin ich endlich,
Deines Blüthenwechſels ſatt;
Drum ſchreib' klar mir's und verſtändlich
Auf das erſte dürre Blatt.

Lerne, ſpricht ſie, lerne leſen,
Denn geſchrieben ſteht es dort:
Blühen, welken und verweſen,
Dies iſt meines Wirkens Wort.

Was entſproſſen iſt dem Staube,
Bleibt dem Untergang geweiht,
Und mit meinem Blüthenraube
Zieht davon der Strom der Zeit.

Doch nur Larven kann er haſchen
Und zerſtören nur den Schein:
Unentführt von ſeinem raſchen
Wellenſchlage währt das Sein.

Denn dem Sein, aus Nichts geſchaffen,
Als vom Werde vor der Zeit,
Läßt ſich blos die Form entraffen,
Nur des Daſeins äußres Kleid.

Aber ich, ich bin die rege
Dienſtbefliſſne Schaffnerin,
Die des Werdens Keime pflege,
Der Entſtehung tiefen Sinn.

Aus dem Schutte der Gebilde,
Der Verheerung öder Spur
Lock' ich grüne Lebensfülle,
Wecke ich des Lebens Flur.

Kann ein Sein ſich ſelbſt erfaſſen
Mit dem Geiſteswort: ich bin,
Mag ſein Weſen nicht erblaſſen,
Stirbt's ſein ewig Theil nicht hin.

Mitgefühl hätt' ich entzogen,
Mutterliebe deinem Loos
Auf des Schickſals dunklen Wogen,
In der Todesgründe Schooß?

Armer Sohn, wie mag dich trügen
Unmuth ſo und Ungeduld?
Red' ich nicht in tauſend Zügen
Dir bei Freude, Leid und Schuld?

Nackt der Erde preisgegeben,
Reicht dir meine Mutterhand,
Sorgſam für des Lieblings Leben,
Deine Speiſe, dein Gewand.

Zu vergeſſen deine Sorgen,
Wieg' ich Abends dich in Ruh',
Daß ich neugeſtärkt dem Morgen
Führe meinen Helden zu.

Allem Wahren, Guten, Schönen,
Was in deinem Herzen lebt,
Geb' ich, auch mit Farbentönen
Antwort, wenn dein Geiſt ſich hebt.

Auf dem Weg zum hohen Ziele
Spricht mein Schweigen deinem Ohr
In des Wandels Trauerſpiele
Warnend als der ernſte Chor.

Auch der Scholle, deinem Erbe,
Hab' ich dir in dunkler Nacht,
Daß dein Hoffen nicht erſterbe,
Meinen Himmel aufgemacht.

Doch damit dein Muth nicht ſchwinde,
Wenn er in die Tiefen blickt,
Hab ich dir des Abgrunds Schlünde
Noch mit Blumen ausgeſchmückt.

Treulich pflegend ſo der Liebe,
So der Eintracht ſchönes Band,
Haſt du dennoch deine Triebe,
Ach vertrauend mir entwandt.

Kehre wieder in die Arme,
Du verlornes theures Kind,
Deiner Mutter, die im Harme,
Die im Glück dir offen ſind.

Willſt du mehr von mir erfahren,
Uebers Grab hinausſchaun,
Muß es Gott dir offenbaren,
Mußt du glauben und vertraun.

Fr. v. Pechlin.

Der Wanderer im Heidelberger Schloſſe.

Verödet liegt die Fürſtenhalle,
Zertrümmert ragt das Prachtgebäu
Noch majeſtätiſch im Verfalle,
Noch groß wie ein erſchlagner Leu.

Der Sturm ſpielt ſeine Rieſenhaufe
Am Steingewände ſchauerlich,
Es flicht wie die gebrochne Larve,
Aus der der bunte Falter ſchlich.

Die Kaiſerbilder wie Geſpenſter
Schaun aus den Niſchen ernſt und bleich,
Und in die halbverfall'nen Fenſter
Schlingt ſich der Epheu voll und reich.

Ja, dir gehören die Paläſte,
Dir Diadem und Purpurkleid,
Erloſch'ner Glanz, verſcholl'ne Feſte,
Die Gräber alle hier, o Zeit!

Doch mir gebührt die Epheuranke,
Ich ſchlinge ſie um meinen Hut,
Denn ewig ſchwebt wie der Gedanke
Mein Geiſt ob deiner Todesfluth.

Die Roſe mag dem Haupt entgleiten,
Mit dieſem Schmuck zieh' ich getroſt,
Den Königsgeiſtern nachzuſchreiten,
Die hier geherrſcht, gekämpft, getoſt.

Das iſt des Menſchen Chriſtenwürde,
Mit Engeln trägt er gleichen Kranz,
Ein Gott einſt ohne Bund und Bürde
Durchfliegt er aller Himmel Glanz!

Adolf Peters.

Die Blume.

Eine Blume blüht im Thal,
Geh früh am Morgen, ſieh
Die reine Blum' einmal.

Wie eine Gottesmagd
Steht ſie im lichten Kleid,
Verſtehſt du, was ſie ſagt?

Ihr leiſer Ton hervor
Klingt aus der Unſchuldswelt
An dein betäubtes Ohr.

Du bist so weit entfernt
Vom reinen Streichmann,
Hast ihren Laut verlernt.

Mit stolzem Blick umher
Thust Manchem du ein Leid
Und weißt es selbst nicht mehr.

O sieh die Blume an!
Sie steht in Demuth da,
Blickt hold auf Jedermann.

Du rechnest mit dem Reiz,
Buhlst um Bewunderung
Und hegst nach Blicken Geiz.

Sie kann nicht rechnen zwar,
Ist unbewußt so schön,
Stellt sich in Einfalt dar.

Die Seele schließest du,
Trifft dich der Gottheit Strahl,
Scheu vor dem Heile zu.

Sie wehrt dem Himmel nicht,
Schließt liebevoll den Kelch
Auf vor dem heil'gen Licht.

In aller Schönheit Schein
Ist lautre Wahrheit sie,
Und blüht vor Gott so rein.

Adolf Peters.

Alpenfrieden.

Wo sich die Gipfel drängen
In schneegekrönten Reihn,
Dort an den grünen Hängen
Möcht' ich ein Senne sein;

Bei meiner Herde liegen
In Berg- und Blumenlust,
Mich an den Boden schmiegen
Wie an die Mutterbrust:

Ein Kind mit dem Juwele
Geschmückt der Einfalt nur,
Eins mit der großen Seele
Der ewigen Natur.

Ob mir ein Engel thronte
In lilienweißem Kleid,
Und ew'ger Friede wohnte
Im Herzen, nun voll Streit.

Würd' in die düstern Föhren,
In tiefer Schlunde Graun
Die Wasser stürzen hören
Mit sel'gem Gottvertraun.

Tief unter mir versteckte
Unendlich sich die Welt:
Mich schaur'te nicht, mich deckte
Die Hand, die Alles hält.

Mein frühes Alphorn schallte
Hinunter zum blauen See,
Und ich mit ihm verhallte
Hoch über Wolk' und Schnee.

Adolf Peters.

Abhängigkeit.

Es wird der Ruf der Glocken,
Der festliche Gesang
Zur Kirche Keinen locken,
Dem nicht das Herz schon klang.

Nie hat der Reiz der Farben
Halb blindem Blick gefrommt;
Im Paradies wird darben,
Wer nicht bekränzt schon kommt.

Und dünkst du dich auch Meister
In einer hohen Kunst:
Doch zwingst du nicht die Geister!
Du wirbst um ihre Gunst.

Es giebt ein Maß, zu lohnen
Die Tugend und die Pflicht,
Doch frei vertheilt die Kronen
Der Schönheit Preisgericht.

Dem Tauben zu befehlen —
Was nützt dein lauter Ruf?
Drum danke Gott, der Seelen,
Dich zu verstehen, schuf!

Gustav Pfizer.

Blumenlabyrinth.

Vom lauen März an, wo zerschmilzt der Schnee
Bis im Oktober rauhe Stürme tosen,
Vom ersten Tag, wo sproßt der zarte Klee,
Bis von den Stengeln sinken Herbstesrosen!

Gehn in dem Garten, der vor meinem Haus,
Den alle Monden neu mit Blumen krönen,
Lustwandelnd Viele täglich ein und aus,
Gelabt vom Duft und heitren Farbentönen.

Den Garten macht zum Jagdrevier das Kind,
Den bunten Falter sich zu haschen mühend;
Beseligt irrt durchs Blumenlabyrinth
Ein Paar, das Herz wie dunkle Rosen glühend.

Der rechte Mann will strenger Arbeit Last
Im Blüthenwald sich wälzen von der Seele,
Doch ist's als ob den theilnahmslosen Gast
Der Müssigang mehr als die Arbeit quäle.

Der Blumenkund'ge mit harmloser Ruh
Beschaut den goldnen Staub mit scharfem Glase;
Der Dichter schließt die Augen trunken zu,
Und träumt, bedeckt, umwallt vom hohen Grase.

Doch Einer ist, der keinen Tag versäumt,
Als riefen ihn zum Garten heil'ge Pflichten,
Sobald die Nacht dem Licht den Thron geräumt,
Sein Blumenandachtsopfer zu verrichten.

Ihm gilt es gleich, ob mit dem Pfeil der Gluth
Die Sonn' ihm brennend auf den Scheitel ziele,
Ob des Gewittersturmes letzte Wuth
Mit seinen regenschweren Locken spiele.

In seinem Aug' erloschen ist das Licht —
Nicht jenes, das die Farben schaut und trennet!
Ach! jenes, das im Menschenangesicht,
Die reine Flamme des Bewußtseins, brennet!

Unſichtbar hat ſie angeweht ein Hauch,
Daß unſtät jetzt ſie flackert und erzittert —
Umdunkelt bald von einem trüben Rauch,
Wenn der köſtliche Kerzenſaft verwittert.

An jedem Tag kommt er hierher und bricht
Narzissen ſich, Violen, Roſen, Nelken —
So einen vollen Strauß er ſorgſam flicht,
Womit er an der Bruſt erſetzt den welken.

Wenn er ſich mit den Blumen ſo geſchmückt,
Darin des Thaues blitzende Juwele:
Ein Freudenſtrahl die Dämmerung dann durchzückt,
Die übrig noch vom Tage ſeiner Seele.

Ein Lächeln jedem Buſch er grüßend beut,
Doch wandelt er an Lilien vorüber:
Dann iſt's, als ob ſein Herz zuſammenſchrickt,
Und ſeines Blickes Dämmrung wird noch trüber.

Siegreichen Schrittes eilt mit ſeinem Strauß
Er ſtolz vorüber an den Ungeſchmückten,
Sie weichen ſcheu, wie einem Fürſten, aus —
Nicht ſtaunen wurd' er, wenn ſie ſich ihm bückten!

Wie er gleich einem Kinde, harmlos froh,
Mit ſeinem bunten Raub' ſich ſtattlich brüſtet!
Als hätt' er gegen böſe Geiſter ſo
Mit einem Talisman ſich ausgerüſtet.

Doch wenn ſein Aug' an ſeiner Blumen Pracht
Ein Weilchen ſich gelabt hat und gewöhnet:
Dann lenkt zurück ſich's in die innre Nacht,
Die ſeines Schmuckes lichte Farben höhnet. —

Daß dieſem Unglückſel'gen, der das Ziel,
Zu meſſen ſeines Elends Grund, verloren,
Gegönnt der ſtumme Troſt der Schönheit ſei
Von Blumen, neu mit jedem Tag geboren:

Dein Werk iſt dies, geheime gütige Macht,
Die du den Stab der Armuth läſſeſt grünen;
Dein lichtes Banner ſchwingſt du durch jede Nacht,
Sie mit der goldnen Hoffnung anzuſühnen!

Das Opfer läſſ'ſt du, das der Nacht verfiel,
Mit eigner Hand mit Kränzen ſich umwinden,
Daß es verſunken in ihr Farbenſpiel
Vergißt der Geiſterketten, die es binden! —

Der Menſchen Sprache hat ihm keinen Sinn;
Nicht ſchließt ſich der Gedanke zum Gedanken —
Ein Bienenſchwarm iſt's — ohne Königin,
Die ratlos taumelnd durch die Lüfte ſchwanken!

Ward ihm jetzt zum Erſatz für den Verluſt
Verliehn: der Blumen Sprache zu verſtehen,
Von der dem Glücklichen nichts iſt bewußt —
Von der nur dämmernd ſüße Sagen gehen?

Hegt dies ihr Kind, das kranke, die Natur
Mit zärtlicheren Sorgen als die andern,
Der ſtolzen Sinne, unſinnlich, auf der Spur
Des eignen Geiſtes in die Ferne wandern?

Sind Blumen ihm, die wach der Morgen koſt,
Und die, gewelkt, der Abend muß beſtatten,
Bild der Vergänglichkeit — des Schickſals Troſt,
Das ſeinen Geiſt auch früh verſenkt in Schatten?

Er pflückt nur Blumen, ſchön, doch unfruchtbar,
Wie ſein zerſtörter Geiſt nicht mehr trägt Früchte —
Der Schein nur beut noch ein Aſyl ihm dar,
Wohin der heimathloſe Wahnſinn flüchte!

Wie wird ſo ſcheu ſein Auge ſein und bang,
Wenn mit dem Herbſt der Flor allmälig ſchwindet,
Wenn ſuchend er die Beete ſchweift entlang,
Und nur noch ſparſam ſpröde Aſtern findet!

Dann kürzt er fort, mit mattem Abſchiedsblick —
Er flieht den Winter ſich, den blumenleeren,
In wacher Armuth trotzn. — Wird das Geſchick
Ihm nicht vergüten die verſagten Roſen?

Führt es ihn nicht dorthin, wo ſich mit Macht
Der Lenz zum neuen Blumenlegen rüſtet,
Wo Keime, ſproſſend aus der Erde Nacht,
Vergeſſen machen, was der Herbſt verwüſtet?

Die dürren Blätter, der Zerſtörung Reſt,
Streift ab des neuen Wachsthums friſche Fülle,
Und jede Trauer wandelt ſich zum Feſt
Und jedes Leben bricht aus Haft und Hülle.

O ſchüttl' ihm ab dann friſcher Geiſtesdrang
Das dürre Laub des Wahnſinns, der Verweſung!
Find' er, die ihm im Garten machte bang,
Die Lilie der unſterblichen Geneſung!

Vielleicht daß er, vom ſchweren Banne los,
Den Geiſtern, die gewallt auf lichten Wegen,
Knospen, gepflückt in dunkler Tiefe Schoß,
Gereift zu Weisheitsblumen, ſchwingt entgegen!

Guſtav Pfizer.

Die Roſen im Spätherbſt.

Während Schnee das Land ſchon deckt,
Heißer Lebensmuth, erſchreckt,
In des Herzens Tiefen flüchtet:
Haben auf dem Gartenbeet
Unverzagt ſich, noch ſo ſpät,
Zarte Roſen aufgerichtet.

Kein Novembersonnenſtrahl
Von dem Himmel, ſtreng und fahl,
Hat getödtet ihre Wangen.
Nein! ein Reſt iſt dieſes Blut
Von der Sommerluſt Gluth,
Die der Erde Bruſt durchdrungen.

Hold gewölbt, doch duftelos
Iſt ihr rother Blüthenſchooß;
Horch! ſie haben leiſ' geſungen:
„Rühr' uns an nicht! unter Dein
Iſt nicht Weſen, iſt nur Schein,
Wir ſind nur Erinnerungen!

Sel'ger, warmer Sommerluſt
Denkend, hat der Erde Bruſt
Träumend uns hervorgetrieben,
Doch weil uns der Vater nicht
Anerkennt im Gruß von Licht,
Müſſen wir, wie Traum, zerſtieben!“

Ja, ſchon welk die Roſen ſind,
Eh' die Sonne ſank, — vom Wind
Ausgelöſchte Farbenkerzen;
Doch Heroïne von der Kraft,
Die im Tod noch träumt und ſchafft,
Blühn ſie ewig mir im Herzen.

Guſtav Pfizer.

Erinnerung an Neapel.

Ich möchte, wo, mit Zeissarben
Abwechselnd, der Besuv den Strand
Beleuchtet mit den Flammengarben,
Mir kaufen eine Hufe Land.

Ich werde niemals mehr erklimmen
Die öde, steile Lavahöh',
Ich werde nicht mehr selig schwimmen,
Sorrent, auf deinem blauen See!

Tief dem Gedächtniß eingegraben
Bleibt jene duftverklärte Welt;
Doch möcht' ein Eigenthum ich haben,
Das mich mit ihr zusammenhält!

Ein Gärtchen nur mit wen'gen Bäumen
Am blauen Golf besäß ich gern;
So könnt' ich mir viel leichter träumen,
Ich sei dem schönen Land nicht fern.

Dann sagt' ich mir, wenn Stürme wüthen
Hier Winters ums verschloßne Thor:
„Jetzt drängen die Orangen-Blüthen
Aus meinen Bäumen sich hervor!"

In heißen Sommertages Schwülen,
Wenn hier der Himmel drückt so schwer,
Spräch' ich: „Dort meine Laube kühlen
Muß jetzt dein Athem, heil'ges Meer!"

Im eignen Boden tiefer dränge
Der Sehnsucht goldner Anker ein,
Und leicht ihr nach der Geist sich schwänge
In jenes Paradies, das mein!

Gustav Pfizer.

Mumie.

Erlöst ist die Natur vom Winterbanne;
Der frische Saft durchströmt die schlanke Tanne,
Das flüss'ge Harz aus ihrer Kinde bricht,
Daß farbig darin spielt das Sonnenlicht.

Wie sendet uns ihr Thau so kräft'ge Düfte!
Wie macht zu einem Heilbad er die Lüfte!
Wie traut ans Licht sich vor die Schöpfungskraft,
Die hinterm dunklern — hell'res Grün erschafft!

Doch hier, o sieh! die Ameis', die erstarrte!
Der Tropfen Harzes, der durchsicht'ge, harte,
Ereilte sie und schloß die Mumie ein
In seiner würzigen Umhüllung Schrein!

Dem Stamme, dem von Leben übervollen,
Ist seines weißen Bluts ein Bach entquollen —
Das Thierchen, das ihm froh entgegenschritt,
Riß er, als tödtende Lawine, mit.

Wohin, o Leben! willst du dich verstecken?
Wohin verfolgt dich nicht des Todes Schrecken?
Wenn tödtlich selbst des Lenzes Wonnekuß!
Wenn du ertrinkst im Lebensüberfluß!

Wie oder soll dich, Herz, die Leiche lehren:
Des Schauers vor dem Tod dich zu erwehren,
Weil nicht, wie sonst, er traurig hier und schwarz,
Weil er verklärt im lichten Sarg von Harz?

Vielleicht verschwindet einst dem geist'gern Blicke
Der Schauer der mißfarbigsten Geschicke,
Und schaun die Engel, was mit Graun uns füllt,
Nur in erstarrtem Lichtstoff eingehüllt!

Gustav Pfizer.

Anachoreten-Lieder.

1.

Verlassen hab' ich dein Gewühle,
O Welt! doch schied ich nicht im Haß;
Kein Stachel schmerzlicher Gefühle
Nagt mir die Wange krank und blaß.

Gebaut hab' ich mir eine Klause,
In deren heilig stillen Bann
Von deinem dröhnenden Gebrause
Sich nie ein Ton verirren kann.

Gelübde hab' ich keins gesprochen;
Die Rückkehr wehret mir kein Schwur
Nach Stunden, Tagen oder Wochen
Aus deinem Schoß, o Lenznatur!

Aus Schulen bittern Kampfs geschieden,
Ein seliger Adept der Ruh,
Bring' ich in mildem Gottesfrieden
Die leichtgewohnen Stunden zu.

Wenn warm die Luft, die würz'ge, zittert,
Im Bach der Rose Bild sich wiegt,
Wenn um Gestein, das halb verwittert,
Als Tröster sich der Epheu schmiegt;

Wenn aus der Bienen süßem Summen
Das Glück des Seins bewußtlos spricht,
Und wenn der Blume fast, der stummen,
Die Seligkeit das Schweigen bricht;

Wenn in dem Wald, von fern so düster,
Und ist man drin, so grün und mild,
Durch alle Blätter ein Geflüster,
Wie zarte Kinderbitten, quillt:

Da schlägt mir meiner Andacht Stunde,
Da springt mir der Betrachtung Born;
Durchs Weltall macht mein Geist die Runde,
Der selbst sich Flügel ist und Sporn.

Da mein' ich oft, ich könne lesen
In mir das künftige Geschick,
Und tiefer in das Mark der Wesen
Wähn' ich zu senken meinen Blick.

Doch nicht des Lebens Kunst verlerne
Ich in dem einsamen Asyl;
Zur Einheit wird mir in der Ferne,
Was, nahe, streitend mir zerfiel.

So nicht im Traum der Weltentwöhnung
Die Seele thatenlos erschlafft;
Sie trinkt zum Werke der Versöhnung
Aus stiller Andacht Milch und Kraft.

2.

Seid, sanfte Lüfte! mir willkommen!
Auf euern Wellen kommt geschwommen
Viel Süßres, als in Meeresfluth
Von Perlen, Gold, Korallen ruht!

Ihr bringt in euern leichten Spielen
Die rothen Blüthen, welche fielen
Nach kurzer Kindheit ſüßem Loos
Auf ihrer Mutter Erde Schoß.

Ihr wälzet von Gewürzen Laſten,
Unſichtbar, ohne Maß und Raſten,
Und ſprenget in der Schöpfung Haus,
Als einem Saal, den Balſam aus.

Ihr ſcheucht mit euern bunten Flügeln
Die bunten Falter von den Hügeln,
Harmloſe Jagd, wo all ein Raub
Ein Körnchen blau- und goldner Staub!

Ihr weht der Nachtigall Geſänge,
Weht ferner Glocken tiefe Klänge,
Einladend weht ihr mir zur Ruh
Des Baches plätſchernd Rieſeln zu.

Doch was mit den geſchäft'gen Schwingen
Müht ihr euch hier daherzubringen?
Ein Blatt von ſchwarzen Lettern voll,
Daß ich es nehmen, leſen ſoll?

Mich dünkt, die luft'gen Vögel lachen,
Was ich werd' mit dem Blatte machen?
Glückliche, die mit Leſen nicht
Stumpften der klaren Aeuglein Licht!

Nein, bring' es auch die neuſte Kunde
Vom menſchenreichen Erdenrunde —
Von aller Völker Loos und Lauf —
Ich heb' es nicht vom Boden auf!

Nicht wiſſen will ich hier von Rechten,
Von Zungen- und von Schwert-Gefechten,
Von Erdengöttern, Sklavenkreiß,
Von Kammer und Salen und Schloß!

Vom Labyrinth nichts, wo die Irren
Im eignen Faden ſich verwirren;
Wo Neid und Wahnſinn den erſchlägt,
Wer frei noch ſeine Leuchte trägt!

Nein! meine Ruh nicht will ich morden!
Nicht untreu werden meinem Orden,
Daß Siedlerpflicht ich auf mich nahm,
Als ich zum ſtillen Haine kam.

Weht fort, weht fort das Blatt, o Winde!
Doch deine Blätter, blüh'nde Linde,
Schatt' auf mein Haupt, und Helden-Baum!
Zeig' alte Zeiten mir im Traum.

Guſtav Pfizer.

Blühen.

Blühen — iſt ein Wort aus Eden,
Deſſen Sprache nicht mehr reden
Darf der Menſchen ſünd'ger Mund;
Blieben ſind uns wen'ge Worte,
Seit der Engel vor der Pforte
Dräute nach gebrochnem Bund.

Blühen — o dies Wort leicht Schwingen
Meinem Geiſte, hinzudringen
In die Unſchuldswelt zurück,
Und mich dünket: leis erzählte
Jede Blüthe meiner Seele
Von des Paradieſes Glück.

Wenn ſich ſchmücken alle Aeſte
Zu des Frühlings Farbenfeſte
Mit der Blüthen Gluth und Schnee:
Iſt's, als ob in Abendlüften
Schwebend über Blüthenbüſten
Gottes Hauch vorüberweh'.

Aber zu der Luft der Blüthe
Bald im ſinnenden Gemüthe
Tiefe Wehmuth ſich geſellt;
Ahnend Wonnen ſind verſunken,
Wie die Blüthe, taumelnd, trunken,
Ueberliebt, vom Baume fällt!

Lenz, der du die Blüth' entfaltеſt,
Zwiſchen Luſt und Trauer ſpaltеſt
Du mit deinem Glanz mein Herz!
Aber doch ſei mir geprieſen!
Denn dem Glück von Paradieſen
Noch verwandt iſt ſelbſt dein Schmerz!

Blühen — ſanftes Wort der Engel!
Deckſt des Lebens Blöß' und Mängel
Mit dem Königsmantel zu!
Baut die Trümmer der Zerſtörung,
Singſt die Wogen der Empörung,
Wie ein Zauberſpruch, zur Ruh.

Guſtav Pfizer.

Die Trauerweide.

Trauerweide, Trauerweide!
Warum ſenkſt in tiefem Leide
Du die Zweige ſtill herab?
Neigeſt dich auf jedes Grab?
Warum nicht in heit're Lüfte,
In das Meer der Aetherküſte
Hebſt du friſch und frei das Haupt?
Wer hat dir das Glück geraubt,
Trauerweide, laß dich fragen,
Welches Leid hat dich geſchlagen?

Von dem letzten Wort erſchüttert
Sah ich bang die Weide ſchwanken;
Wie von mächt'gem Blitz zerſplittert
Sah ich beben ſie und wanken.
Säuſelnd durch die ſchlanken Zweige
Drang ihr Wort, das ſchmerzenreiche:

„Trauerweide iſt mein Namen,
Und mit Recht,
Leid und Trauer trägt im Samen
Mein Geſchlecht.
An der Trauer ich mich weide
Ewiglich,
Denn der Herr ſprach: „„Traure, Weide,
Still für mich!““
Ach! ich ward vom ſünd'gen Hohne
Frech mißbraucht,
Ward ins Blut von Gottes Sohne
Einſt getaucht.
Meine Zweige, wild geſchwungen
Von der Wuth,
Tranken willenlos gezwungen
Einſt ſein Blut.
Doch ins Mark von meinem Leben
Drang ſein Schmerz;
Nie mehr kann ich mich erheben
Himmelwärts;
Und ſein Blut, das ich vergoſſen,
Benagt hinab
Meine Zweige, wie ſie ſproſſen,
Still zum Grab.

Wie sein Leben gab der Eine
Allen hin,
So auf allen Gräbern weine
Ich um Ihn!"

Louise von Plönnies.

Lied zum Maiwein.

Schenket ein süßen Maienwein!
Blümlein auf den Frühlings-Auen
Will ich mir dazu erschauen!
Weil sie mir so freundlich winken,
Muß ich ihre Würze trinken.
Schenket ein süßen Maienwein!

Schenket ein süßen Maienwein!
In dem Winter blüht kein Blümlein,
Und da giebt es keinen Maiwein.
Nur im Frühling labt die Sinne
Maientrank und holde Minne.
Schenket ein u. s. w.

Schenket ein süßen Maienwein!
Liebe Sonne, laß dich grüßen,
Die du uns den Trank, den süßen,
Jährlich hast so treu gespendet;
Dir sei dieser Dank gesendet.
Schenket ein u. s. w.

Schenket ein süßen Maienwein!
Schöne Frauen, laßt's euch munden
In des Wonnemondes Stunden,
Denn bedenkt, ich muß es künden,
Euer Mai auch wird entschwinden!
Schenket ein u. s. w.

Schenket ein süßen Maienwein!
Blumen, Trank und holde Frauen,
Darf euch nicht zuviel vertrauen,
Denn es schwinden gern die Sinne
Wie vom Weine, so von Minne!
Schenket ein u. s. w.

Schenket ein süßen Maienwein!
Seht, wie in den goldnen Wellen
Zarte würz'ge Kräuter schwellen,
Also geht das Herz mir über
Und mein Aug' wird immer trüber!
Schenket ein u. s. w.

Schenket ein süßen Maienwein!
Hei! der Trank will mich entrücken
In ein wonnevoll Entzücken:
Welch ein freudenreiches Schauen
Ringsum Blumen, ringsum Frauen!
Schenket ein süßen Maienwein!

Franz, Graf von Pocci.

Die Prophetenschulen in Israel.

Heilige Prophetenschulen,
Welche Israel gesehen!
Wo man Wahrheit reden lehrte,
Wahrheit zu den finstern Kön'gen.

Auf den Armen schon die Mütter
Brachten ihre jungen Kinder,
Daß sie Wahrheit reden lernten,
Wahrheit zu den finstern Kön'gen.

Also harrten dort die Knaben,
Bis sie stark und Männer wurden,
Bis sie Wahrheit reden lernten,
Wahrheit zu den finstern Kön'gen.

Wer dort eine Lüge dachte,
Ward geweiht dem finstern Tode,
Wo man Wahrheit reden lehrte,
Wahrheit zu den finstern Kön'gen.

Einen brüllten dort. Wenn Einer
Sich davon getroffen fühlte,
Ging er hin und sprach die Wahrheit,
Wahrheit zu den finstern Kön'gen.

Alles Volk, und auch die Mutter,
Die ihn hörte, pries den Herrn,
Daß er Wahrheit reden lernte,
Wahrheit zu den finstern Kön'gen.

Heinrich Pröhle.

Waldfräulein.

An einer freien Stelle
Im tiefen Eichenwald,
Wie glänzte da so helle
Des Waldfräuleins Gestalt!

Und wie die andern Eichen,
Also erschien sie ganz;
Doch that ihr jede weichen
An Herrlichkeit und Glanz.

Ihr Leib war stolz und prächtig,
Sie trug ein grünes Kleid;
Ihre Krone stark und mächtig,
Der Thau ihr Krongeschmeid'.

Ihr Haar war eichenblättern;
Eichhörnchen aus dem Hain
Gar ernsthaft kam mit Klettern,
Haarnadel ihr zu sein.

So stand sie da, o Wonne,
Mit Augen hell und klar
In Thau und Morgensonne
Und strählt' ihr goldnes Haar.

Und über alle Gipfel
Der Wälder sah sie weit
Und schüttelt ihren Wipfel,
Die Fee Waldeinsamkeit.

Heinrich Pröhle.

Das Heimweh.

„Was fehlt dir, Armer? Ach, ich seh' dich weinen,
Dein starrer Blick hängt an den Alpenhöhn!
Vermissest du, von ihnen fern, die Deinen
In jener kleinen Hütte, wo so schön
Umher der Fels, der Wald und Bach erscheinen,
Und die, geschirmet vor dem wilden Föhn,
Dir winkt am stillen Abend heimzukehren,
Und dort das Glück der Deinen noch zu mehren?"

„Warum denn weinst du? sind nicht hier die Spuren
Des Reichthums überall im flachen Land,
Das dir gehört, zu schau'n? Du willst noch murren,
Daß hier für dich des Glückes Loos sich fand?"

Noch schwieg er still, doch seine Blicke fuhren
Hin nach den Höhn, und hingen, wie gebannt,
An ihnen, als sie rosig hehr erglänzten,
Und hoch bis an den Wolkenhimmel grenzten.

„Mich zieht es, ach, zu jenen Räumen —
So schluchzt' er auf — „unwiderstehlich hin,
Wo Rosenkuppen meine Hütte bergen,
Und milde Lüftchen lieblich sie umziehn;
Wie widert es, auf diesen Hügel-Zwergen
Zu wohnen mit gedrängt vom [illegible];
Hier ist's so licht, so flach; dort schatten hohe Wälder
Und würzig duften dunkelgrüne Felder."

„Dort hör' ich stets die Alpenbäche rauschen,
Und über mir das Muhn der Küh' im Wald;
Wie sollt' ich nicht mit Ohr und Seele lauschen,
Wenn dann der Senn'rin helle Stimm' erschallt;
Die Kläng' im Widerhall mit Klängen tauschen,
Und rings, geweckt mit zaubernder Gewalt,
Die Felsenhöhn umher, mitjubelnd, tönen,
Und so des Lebens schönste Zeit verschönen?"

„Ich will zurück: — was soll ich hier noch weilen,
Wo mich der Schlaf allnächtlich flieht,
Und mich kein Herz, des Lebens Glück zu theilen,
Mit sanften Liebesbanden an sich zieht?
Dort ist mein Alles — wird mein Sehnen heilen —
Wenn mir dies ird'sche Eden neu erblüht.
Es mag ein Andrer hier den Reichthum erben;
Ich will im Alpthal leben und auch sterben!"

J. L. Pyrker.

Sonnenuntergang auf der Alpe.

Wie rosig dort die Gletscherkuppen glühen,
Indeß die Sonn' am Abendhimmel sinkt!
Vorüber ist des heißen Tages Mühen,
Das Mahl und Rast in trauter Stube winkt;
Bald wird der Sterne Glanz vom Aether sprühen,
Und bald im See, vom Mondenglanz durchblinkt;
Es will die Ruh' umher, nach allen Seiten,
Ihr sanftes Reich mit milder Hand verbreiten.

Ein Feuermeer liegt an des Himmels Rande,
In das die Sonn' ihr glühend Antlitz taucht;
Schon schweben zarte Wölkchen auf aus jenem Brande,
Und glänzen hell, in gleiche Gluth getaucht;
Ihr letzter Blick hängt zitternd auf dem Lande,
Nach welchem sie ein kühles Lüftchen haucht,
Und nur die Wölkchen sind, als sie versunken
Dort ruht, von ihrer Rosengluth noch trunken.

Ein Schauer webet von den Alpenhöhen,
Und formlos schwindet rings die Welt in Nacht;
Nur hie und da ist noch ein Licht zu sehen —
Vielleicht, wo noch ein thränend Auge wacht!
Und alle frohe Lebenspulse stehen,
Seit du den Lauf, o Sonne, hast vollbracht!
Fahr' wohl, fahr' wohl, in Gottes Schirm geborgen,
Wir sehn dich wieder an dem schönern Morgen!

J. L. Pyrker.

Das gepfropfte Bäumchen.

Meine jungen Knospentriebe
Blinkten in den Tag hinein,
Lallten leise schon von Liebe,
Meine zarten Kindelein.

[illegible]
Ihren ahnungsvollen Blick
Warf erbarmungslos die Hippe
In die frost'ge Nacht zurück!

Dürft' ich nur aus meinen Wunden
Mich verbluten und vergehn!
Doch man hat sie mir verbunden,
Ach, verstümmelt muß ich stehn!

Und durch arge Zauberei
Legen sie mir fremde Brut
In die Wunden! und gedeihen
Soll sie da von meinem Blut!

Ach, was schulden denn die armen,
Mir vertrauten Kindelein?
Will mich euer gern erbarmen,
Will euch zweite Mutter sein!

Und ihr werdet mir vergüten,
Was man grausam mir geraubt;
Einst vielleicht mit edlen Blüthen
Wiegt sich froh mein Mutterhaupt!

Friedrich Radewell.

Pech.

Gestern weh'ten laue Lüfte,
Wich der Schnee dem Sonnenschein, —
Heute, statt der Frühlingsdüfte,
Rauschen Winterstürm' im Hain,
Und voll Wuth der Winter schreit:
Frühling, dich zum Teufel schere!
Alles Ding hat seine Zeit,
Und dem Alter ziemt die Ehre.

Grade so ist mir's ergangen,
Daß ich ganz dem Frühling glich,
Hatt' mich an ein Mädel hangen,
Freute mich ganz königlich
Ihrer sanften Wangengluth,
Die ich mir zu Gunst erklärte,
Und hatt' eben grad' den Muth,
Ihr zu sagen: Hochverehrte! —

Doch die schöngesetzte Phrase,
Einem Liebes-Antrag gleich,
Störte mir mit weiser Nase
Der Papa; denn salbungsreich
Bat er: Wollten Sie sich nicht
Herrn Geheimen Rath dort nah'ren,
's ist ein Mann von viel Gewicht
Und das Alter muß man ehren.

Wilh. Rauschenbusch.

Im Nachen.

(Seelied.)

Flammen hat der See getrunken,
Wie er purpurn glüht,
Und ringsum von gold'nen Funken
Alles blitzt und sprüht!

Himmlisch Glutenmeer, uns'rer Seelen
Schöner Widerschein!
Kann uns jetzt ein Glück noch fehlen,
Steig' es rasch mit ein!

Aber aller Seligkeiten
Voll ist schon der Kahn;
Und so laß uns fürder gleiten
Eine lange Bahn!

Auf den Bergen Gottesfrieden;
Nebel sinkt heran;
Wie ein Freund, der sanft verschieden,
Sieht der Mond uns an.

Auch im Rohre rings, im düstern,
Sich kein Hauch mehr regt.
Ist es unser zärtlich Flüstern,
Was den See bewegt?

Süße Fahrt! Und soll sie enden?
Doch sie hat kein Ziel.
Und was ist's, daß aus den Händen
Mir das Ruder fiel?

Sitzt die Liebe doch am Steuer,
Schöne Schifferin,
Führt ins Land der Abenteuer
Und der Wunder hin!

C. Reinhold.

Im Walde.

Grüner Wald im Mittagsglanz,
Nimm mich auf und neige
Um den Schlummertrunknen ganz
Deine dichten Zweige!
Nimm mein Herz in sanfte Haft,
Daß der Sturm der Leidenschaft
Einmal drinnen schweige.

Wie der Wind die Wipfel regt,
Spür' ich sanftes Wehen,
Seh' dazwischen unbewegt
Tief den Himmel stehen.
Seele, so mit reinem Blick,
Ueber wechselndem Geschick
Lern' auch du ihn sehen!

Holder Friede, Kindesglück!
Ach, wer streut dich nieder?
Kehrst du dauernd mir zurück,
Oder fliehst mich wieder?
Still, o still! Und tönet fort,
Leise streifend da und dort,
Zarte Himmelslieder!

Mücken spielen um und um
Hell wie Sonnenfunken,
Und die Blumen d'runter stumm
Stehen traumversunken.
Liebe, ruh' im Herzen so!
Und, Gedanken, steiget froh
D'rüber, gottestrunken!

Sanfter Wind, und sinkst auch du
Nieder in den Klüften?
Und wer winkt mir lächelnd zu
Dort aus Balsamdüften?
Knabe schön — woher er kam?
Mit dem Finger wundersam
Schreibt er in den Lüften.

Sprich mit mir, es schaudert mich,
Stille steht mein Leben.
Doch der Knabe wendet sich,
Murmelt im Entschweben:
Ruf' mich nicht! Ich bin der Tod;
Manche Lust und manche Noth
Sind dir noch gegeben.

Und so neiget tiefer nur
Euch um mich, ihr Bäume!
Streift an jeder leisen Spur
Liebevoller Träume!
Ganz, o Schlaf, umfang' mich du!
Und im Herzen immerzu,
Lebensbecher, schäume!

C. Reinhold.

Das Ständchen.

Am offnen Fenster sitzt die Schöne,
In ihren Locken spielt der Wind.
Horcht sie auf jener Zither Töne,
Die durch die Nacht erklungen sind?

Sie wiegt das schöne Haupt im Arme;
Die alte Zeit steigt vor ihr auf,
Da sie noch frei von Wunsch und Harme
Begann den bunten Lebenslauf.

Ach, jene Zeit ist nicht geblieben,
Die Knospe schwoll, die Stunde schlug;
Und o, wie lieblich war das Lieben!
Und ach, wie schmerzlich der Betrug!

Und wieder schlug die holde Stunde;
Allein sie floh, wie jene floh.
Und doppelt schmerzte nun die Wunde,
Und nimmer ward sie wieder froh.

Was lauscht sie nun den Zaubertönen,
Die nächtlich zu ihr schleichen hin?
Soll sie noch einmal sich gewöhnen
An ihren ahnungstrunknen Sinn?

Und ja, sie liebt den holden Knaben,
Der so die Nacht zur Säng'rin macht,
Und käm' er jetzt, er sollte haben,
Was er erflehet von der Nacht.

Und nimmer, ruft sie doch in Thränen,
O nimmer soll es also sein!
Dem Tode nur gehört mein Sehnen,
Auf meinem Herzen liegt ein Stein.

Wohl vor den Andern könnt' ich schweigen
Und einsam tragen mein Geschick;
Dir möcht' ich ganz mein Inn'res zeigen,
Und ach, wie trüg' ich deinen Blick?

So bleib' mir fern, du schönes Leben!
Laß mich der Nacht, die nach mir faßt!
Dann will ich dich als Geist umschweben
Schön, wie du mich im Herzen hast.

C. Reinhold.

Sonntags am Rhein.

Des Sonntags in der Morgenstund'
Wie wandert's sich so schön
Am Rhein, wenn rings in weiter Rund'
Die Morgenglocken gehn.

Ein Schifflein zieht auf blauer Fluth,
Da singt's und jubelt's drein:
Du Schifflein, gelt, das fährt sich gut
In all die Lust hinein?

Vom Dorfe hallet Orgelton,
Es tönt ein frommes Lied,
Andächtig dort die Prozeſſion
Aus der Kapelle zieht.

Und ernſt in all die Herrlichkeit
Die Burg herniederſchaut,
Und ſpricht von alter guter Zeit,
Die auf den Fels gebaut.

Das Alles beut der prächt'ge Rhein
An ſeinem Rebenſtrand.
Und ſpiegelt recht im hellſten Schein
Das ganze Vaterland,

Das fromme treue Vaterland
In ſeiner vollen Pracht.
Mit Luſt und Liedern allerhand
Vom lieben Gott bedacht.

Robert Reinick.

Des Genius Mahnung.

Muth gefaßt! was ſoll das Zagen
Deinem edeln Streben frommen?
Wenn ſich Hoffnungen vertragen,
Haſt du nicht zum weitern Wagen
Heil'ge Pflichten übernommen.

Suchteſt du umſonſt die Hyder
Tauſendfacher Pflicht zu morden?
Warfſt du nicht den Zweifel nieder,
Sind nicht deines Willens Glieder,
Kräftiger im Strauß geworden?

Darum ſollſt du Schmerzen ſchärfen,
Daß dein Geiſt einſt Freude koſte,
Daß dein Sollen und dein Dürfen
Sammt den himmliſchen Entwürfen
Nutzlos nicht in dir verroſte.

Denn wo ein Geſchick des bleichen,
Kummervollen Dulders ſpottet,
Dann entfliehn beſtürzt die Feigen;
Doch die Tapfern, Göttergleichen
Hat die Zeit mit Recht vergöttert.

Hoffnungsſaaten, die ſie ſchufen,
Haben ſie in Staub getreten
Von des Schickſals rohen Hufen;
Doch den Muth hervorzurufen,
Hieß bei dieſen Helden beten.

Solche unbezwungne Rieſen,
Die kein Erdenſturm gelähmet,
Magſt zum Vorbild du erkieſen,
Da ſie nicht vom Rechten ließen,
Auch geächtet und verfehmet.

Lerne drum in frühen Jahren
Schmerzlichen Verluſt verſchmerzen,
Dann vermagſt du keine Laren,
Wenn ſie dir nicht mehr widerfahren,
Wie Aeneas noch zu herzen.

Aus des Wiſſens dürren Ranken
Mußt du Liebestränke preſſen,
Laß die endlichen Gedanken,
Die ſich zehren, in den Schranken
Wuſten Lebens Staub zu eſſen.

Und dem Himmel Licht zu rauben,
Steige in der Forſchung Tiefen;
Gönne ſanft dem Aberglauben
Seine finſtern Nebelhauben,
Welche ihm ſein Glück verbriefen.

Willſt du den Barbaren ſteuern,
Die den Hain der Weihe plündern,
Die noch immer abenteuern
Mit des Unſinns ungeheuern,
Mißgebornen Kindeskindern?

Mag der Dünkel um die Klippen
Seiner Unberühmtheit raſen,
Deſſen unbeſchnittne Lippen
An des Reimes Futterkrippen
Kobſen mit erſtohlnen Phraſen!

Was nicht eigner Kraft entfloſſen,
Wird fortan als Fabel gelten,
Denn erhabne Geiſtesſproſſen
Jagen mit den Sonnenroſſen
Der Begeiſt'rung um die Welten.

Ernſt Ludwig Rochholz.

Der Schweizerin Heimkehr.

Der Weg biegt um, hier blinkt der See,
Dort hoch ſein wald'ger Bord,
Und Wolkenzelt und Gletſcherhöh',
Sie glühn verſchwiſtert dort!

Es ruft der Senn', die Herde zieht
Zur Kräuterhöh' hinan,
Der Gärten Obſt und Reb' umblüht
Die Weiler auf dem Plan.

Aus Felſen quillt, vom Felſen fällt
Der Quelle Silberſtrahl,
Belaubt, den Blumen zugeſellt,
Ihr engumhegtes Thal.

Zum Blütenduft, zum Waſſerfall,
Der mit den Blumen ſpricht,
Ruft ſüß ihr lieb die Nachtigall
Im milden Sternenlicht.

Oft hergefühlt, oft hier verweilt
Hat ein Geſpiele mich;
Oft ſind wir ſpät zurückgeeilt,
Wenn ſchon der Mond entwich.

Du enges Thal, ihr ſteilen Höhn,
Wo ſüße Freud' ich fand,
O dürft' ich euch doch wiederſehn
An jenes Knaben Hand!

Arnold Ruge.

Die Bernſtein-Lyra.

Wohl warſt du weich gebettet
In Meeres Mutterſchoß,
Wohl, da du dich geret'tet
Vom Wellenſchlag ins Moos;
Doch möchteſt, Kind der Tiefe,
Du gold'ne Leier nun,
Ob Meer und Moos dir riefe,
Du dort nicht wieder ruhn.

Dein süßes Lager lieget,
Wie [illegible] Busen [illegible],
Wie Morgenduft sich wieget,
Wie Rosenschein erglüht.
Du durftest sie begleiten,
Am Herzen ruhst du ihr;
Mich trennen öde Weiten,
In Fesseln lieg' ich hier.

Dich küßt sie jede Stunde,
Du hörst den holden Traum;
Mich grüßt nicht Blick noch Kunde
Vom dunkeln Himmelssaum; —
Ach, wie des Sommers Freuden
Mit Schwalb' und Lerche ziehn,
Sah ich mit Liebchens Scheiden
Den Glanz der Tage fliehn,

O fliebt, ihr trägen Sonnen,
Ihr Nächte sonder Ruh',
Denn ist ein Jahr verronnen,
So eil' ich Liebchen zu.
Dort in des Abends Bogen
Schwand ihre Lichtgestalt;
Strömt hin, Gesangeswogen. —
Ihr dürft ja! — wallet, wallt!

Arnold Ruge.

Weinstock und Dichter.

Wenn mit frischen Jugendkräften
Bluth' und Blatt der Weinstock treibt,
Schwillt er so von Lebenssäften,
Daß kein Raum im Stamme bleibt.

Darum fließen sie als Thränen,
Herbe Tropfen, auf das Land,
Und er weint voll Jugendsehnen,
Weinstock ist er drum genannt.

Also in der Jugend Tagen
Wird so voll des Dichters Herz,
Daß er sich ergießt in Klagen,
Daß er weint in süßem Schmerz.

Und wie dann die Trauben schwellen,
Reifend an der Sonne Gluth,
Und die goldnen, duft'gen Wellen
Strömen aus ihr köstlich Blut,

Das, gefüllt in helle Becher,
Duftend schon die Sinne labt,
Und die eingeweihten Zecher
Schnell mit sel'gem Rausch begabt:

Also reich an Liebesgluthen
Still des Dichters reich Gemüth,
Bis es seine Lebensfluthen
Tönend überströmt in Lied.

So daß ächte Zecher lauschen
Haltend mit dem Trinken ein,
Und sich gern am Lied berauschen,
Wie am starken Feuerwein. —

Dichter, sollst den Weinstock ehren,
Denn als Bild schwebt er dir vor;
Und ihr Zecher! unsern Chören
Leiht beim vollen Glas ein Ohr.

Friedrich von Gallet.

Ein Traum.

Heut' Nacht hatt' ich 'nen tollen Traum,
Der hat mich zum Kameel gemacht;
Im Maule fühlt' ich scharfen Zaum,
Und auf dem Puckel schwere Fracht.

Und Wüste hier, und Wüste dort,
Rückwärts und vorwärts, links und rechts,
Und durch die Gluth ging's langsam fort,
Im Sand tiefwatend mit Geächz.

Zum Knuspern fand sich da kein Strauch,
Kein Wind zur Kühlung fern und nah,
Zum Saufen war gefüllt kein Schlauch,
Kein Platz zum Niederstrecken da.

Da plötzlich fern am Himmelssaum,
Schau! [illegible], [illegible]glanz;
Dorthin! — Da schwindet's, wie ein Traum;
Es war ein leerer Dünstetanz.

Und immerfort sich aufgerafft,
Und immer fort mit Ach und Uf;
Der Treiber braucht die letzte Kraft,
Mich anzufeuern durch 'nen Knuff.

Geäfft, gebrochen im Genick —
Schon war ich dem Verschmachten nah,
Als ich ganz nah der Quelle Blick
Durch grüne Schattenprachten sah.

Da hat das Glück mich so erschreckt,
Daß ich mit Eins zusammenfuhr;
Da hat der Schreck mich aufgeweckt,
Und ach! ein Traum war Alles nur.

O! hätt' ich ewig fortgeträumt;
Dann läg' ich an der Quelle jetzt,
Weich hingestreckt und abgezäumt,
Vom frischen Schattentrunk gelebt.

Nun aber zieh' ich fort und fort,
Auch wachend, als Kameel einher;
Dicht vor mir winkt der kühle Ort,
Doch ich erreich' ihn nimmermehr.

Friedrich von Gallet.

Weltlust.

So geht's schon viele tausend Jahr,
Und wird's noch lange gehn:
Der lose Wind weht immerdar,
Wo schönste Rosen stehn.

Der flinke Gaukler Schmetterling
Putzt immer sich aufs Neu;
Wenn ihm ein Blüthenkuß entging —
Sonst fühlt er keine Reu.

Die Biene summt ihr Minnelied
Und saugt verstohlen Duft;
Maikäfer selbst, der plumpe, zieht
Betrunken durch die Luft.

Er denkt: „Bin ich auch ungeschickt,
Hab' ich doch meinen Spaß;
Der Blüthe Mund hat mich erquickt,
Nun tauml' ich hin ins Gras.“ —

Und die verderbte Blüthenſchaar,
Die webet den Schwärmern nicht;
O nein! die freut ſich deß noch gar
Mit lächelndem Geſicht.

Doch ächzend ärgert ſich darob
So Kauz, als Fledermaus:
„Die Sinnenluſt iſt doch zu grob!
O Welt, mit dir iſt's aus!“ —

So ſeufzen ſie in tiefer Nacht
Mit grämlichem Geſicht,
So kreiſchen ſie, wenn Niemand wacht,
Zum blaſſen Mondenlicht.

Doch Blüthenaug' und Roſenmund,
Die ſchloß ein ſüßer Traum;
Der Käfer brummt, der Falter bunt,
Die nicken dort im Baum.

Sie hören nicht die Fledermaus,
Und nicht des Kauzes Schrei,
Die ſaure Mühe ſchlafend aus,
Bis daß die Nacht vorbei.

Dann treiben ſie es toller noch,
Als wie am andern Tag,
Daß Kauz und Fledermaus im Loch
Es kaum erdulden mag.

Und doch gedeiht die frohe Schaar;
Der Kauz kann's nicht verſehn.
So geht's ſchon viele tauſend Jahr
Und wird's noch lange gehn.

Friedrich von Sallet.

Herr Specht.

Der Wald, der Wald iſt kahl und leer;
Am Stamm ſitzt der Herr Specht,
Und raſtlos recht und hämmert der,
Und treibt es ſchlecht und recht.

„Hedo, Herr Baum! hört ihr denn nicht?
Ich klopf' an euer Thor;
Guckt denn kein liebes Angeſicht
Von euren Kindern vor?“

„Wißt ihr denn nicht, wie weit wir ſind?
Seid ihr ſo tief im Traum?
Umräuchert wird mit Düften lind
Schon unſres Saales Raum.“

„Mit lichtem Blau gefaßet iſt der,
Die Sonnenlampel brennt.
Und, ſeht doch! wie der Mölkchen Herr
Auf Feſtesbotſchaft rennt.

„Zum Tanze, den Herr Frühling hält,
Lädt man euch freundlich ein;
Die Muſikanten ſind beſtellt
Mit Kehlen friſch und rein.“

„Horcht in die Höh'! das wirbelt klar;
Die Lerche ſtimmt. Erwacht!
Wie? ſeid ihr zum Philiſter gar
Geworden über Nacht?“

„Schickt Jungens doch und Mädels rauf
In ihrem beſten Kleid,
Denn blieben die beim Tanz zu Hauf,
Das wär' dem Frühling leid.“ —

So ruft der Specht und hämmert fort,
Und unverdroſſen weckt;
Da hat auch ſchon ein Knöpfchen dort
Das Auge vorgeſteckt.

Das guckt neugierig in die Luft
Und ſpähet Klang und Glanz,
Und allen ſeinen Brüdern ruft:
„Kommt, kommt! hier iſt es ganz.“ —

Da gucken ſie und ſchlüpfen vor,
Die Blattgeſellen friſch;
Zum Reigen ſchlingt ſich bald der Chor
In ſchwellendem Gemiſch.

„Heraus!“ ſo ruft der alte Baum,
„Heraus ihr Jungens all'!
Und tanzet mit im Sonnenraum
Beim Lerchenwirbelſchall!“

„Ihr Blüthenmädel zart und ſchlank,
Ins Ballkleid ſich geſteckt! —
Herr Specht, ich ſag' ihm ſchönen Dank,
Daß er mich noch geweckt.“ —

Die Blüthenmädel ſpringen auf
Neugierig, froh und ſchnell,
Sie ſchlagen ſchon die Aeuglein auf
Und gucken um ſich hell.

Und tanzen mit den Brüdern grün,
Geſchaukelt von der Luft,
Bis ſie vom Tanz hochathmend glühn,
Aushauchend heißen Duft.

Du Blüthenjungfer! wähnſt du,
Was dir gar balde droht!
Den goldnen Frühling küſſeſt du;
Das iſt der Jugend Tod.

Die jetzt ſich Jungfer Blüthe heißt,
Nennt bald ſich Madam Frucht;
Als flattert's Kleid, das flüchtig gleißt,
Von ſchwellenden Leibes Wucht.

Dann ſeufzeſt du, gebeugt vom Joch:
„Ihr Störenfried, Herr Specht!
Ließt ihr mich ſchlafen die vorige Woch',
Das wär' mir eben recht.“

Friedrich von Sallet.

Der Komet.

Ich war ein ſchöner Stern in meinem Kreiſe,
Umſauſt von klanggemeſſnen Harmonien,
Und in den Rieſendrommus ſtimmt' ich leiſe,
Befriedigt, daß auch mir ein Klang verliehen.

Im Hymnendonner — Maß und hohe Stille,
Im wilden Umſchwung — leiſer Ordnung Walten. —
Da faßte mich unglöcklich trotz'ger Wille,
Die Weltmuſik für Leierei zu halten.

Der alte Gott ſchien kindiſch und voll Schwäche
Sein hirnlos Lieblingsliedlein abzuklimpern;
Und ich — im Buſen friſche Liedesbäche,
Soll mit am alterſchwachen Bierlalt ſtümpern?

Von Ekel überſatt und langer Weile,
Riß ich mich los mit frevelndem Erfrechen.
Daß ich auf eigner Liedesbahn enteile,
Wagt' ich's, der Ordnung Demantband zu brechen.

Doch ach! dem ſtillen Harmonienſtrome
Entriſſen iſt des Daſeins Sinn zerfahren;
Wild ſchweif' ich durch der Himmel ſtille Dome,
Ein toller Weib mit aufgelöſten Haaren.

Zu höh'rem Wohllaut möcht' ich auf mich raffen,
Und bringe Mißklang ſtets in reine Chöre.
Gefeſſelnd, daß nur dem, der ſie geſchaffen,
Der Weltenorgel Klangergewalt gehöre.

Gern kehrt' ich jetzt zurück in die Beſchränkung;
Doch einmal trotzend, ewig nun verloren,
Erbeb' ich ſtets, in regelloſer Schwenkung,
Ein friedlich Sternenſchiff in Grund zu bohren.

Und bei dem gellend wilden Weltdurchſchweifen
Verſtröm' ich meines Buſens beſte Gluthen;
Sie ſind durchs All zerſtiebt in lichtem Streifen;
O, löſchten ſie erſt ganz in Aetherfluthen!

Friedrich von Gallet.

Das Volkslied.

1.

Ein wandernder Geſelle
Zieht munter durch den Wald;
Herüber rauſcht die Quelle,
Das Lied der Vögel ſchallt.

Und was ihn da durchdrungen,
Als er ans Lied gedacht.
Das hat er friſch geſungen,
Nicht lange nachgedacht:

„Wenn Röslein aufblüht friſch und ſchön,
Die Nachtigall muß ſchlagen;
Als ich ihre rothen Wangen geſehn,
Da mußte mein Herze ſchlagen."

„Der Bach, der rauſcht gar ſüßen Klang,
Das Land muß ringsherum erzittern;
Und als die Liebſte ſprach und ſang,
Fühlt' ich mein Herze zittern."

„Erdbeeren roth erglühn im Grund,
Der Wind bringt mir die Düfte;
Gern küßt' ich ihren rothen Mund,
Gern flög' ich durch die Lüfte."

„Die Wolken ziehn von Ort zu Ort,
Wohin nur mögen ſie eilen?
Ihr meine Gedanken, was ſitzt ihr fort,
Mögt hier im Wald nicht weilen?"

„In Blümlein leuchten Tropfen klar,
Wenn Abends die Sonn' muß ſcheiden;
Das Weinen mir gar nahe war,
Da ich ſie mußte meiden."

„Und Nachts, da blinken weit und breit
Am Himmel tauſend Sterne;
Mein Liebchen ach! das iſt gar weit!
Mein Liebchen iſt gar ferne!" —

So ſang der gute Geſelle
Und weilet nicht am Ort;
Dem Liede horcht die Welle
Und trägt es murmelnd fort,

Bis wo im Schatten ruhte
Der müde Jägersmann;
Der hub mit frohem Muthe
Es nachzuſingen an.

Das Waldland hat gelauſchet
Und ſinget mit im Chor;
Das ſäuſelt und das rauſchet
Der friſchen Dirn' ins Ohr.

Die Walderdbeeren pflückte
Und Waldesblumen brach;
Die ſang, ſo gut ihr's glückte,
Sogleich das Liedchen nach.

Echo nimmt ihr vom Munde
Und führt dahin den Klang,
Daß es [illegible] zur Stunde
Der Hirt am Bergeshang.

Der ſingt es nach gar helle;
Herwieder weht's der Wind,
Wo mancher gute Geſelle
Des Weges zog geſchwind.

Und Manchem hat's gefallen,
Und er behielt's im Sinn;
Und wo er mochte wallen,
Da ſang er's vor ſich hin.

Und wie ſich Vöglein bringen
Ein Lied von Wald zu Wald:
So hörte man's ſingen und klingen
Von Land zu Lande bald.

2.

Da kam einmal des Weges gegangen
Ein feines Herrlein mit magren Wangen,
Den Staub beſchmutzt der feine Rock,
Und lahmend ſehr am zierlichen Stock;
Das Mängel ſchief auf dem Rücken ſaß,
Und eine Brill' auf der krummen Naſ.
Als der nun matt des Weges zieht,
Hört er auf einmal jenes Lied
Von einem wandernden Burſchen ſingen;
Das thät ihn in Verwundrung bringen.
Er eilt ihm nach und zieht den Hut,
Und haſtig ſehr ihn fragen thut:
„Mein Lieber! ſagen Sie, wenn's gefällt:
Wer machte dies Lied in aller Welt?" —
Der Burſche ſieht ihn an und lacht:
„Das iſt kurios! Wer es gemacht?
Mein' Treu! es fiel mir niemals ein,
Daß ſo etwas gemacht kann ſein."
„Ein ſcherzen, Lieber! Viel liegt mir dran;
Wer es gedichtet, ſagen Sie an!" —
„Ei! meint, der Herr ich ſei ſo weit
Umhergewandert in dieſer Zeit,
Daß Jeder mir bekannt ſoll ſein,
Der weiß zu ſingen ein Liedel fein?" —
„So ſagen Sie nur, wo Sie's geleſen!" —
„Daß ich ein rechter Narr geweſen!
Ich bin Geſell', Herr, arbeit' und wandre;
In Bücher ſtudiren mögen Andre.
Ich hört' es wo, und weil mir's gefiel,
Hab' ich's geſungen oft und viel." —
„So ſei'n Sie ſo gütig, mir's zu diktiren,
Daß ich's in der Briefkaſch' mag notiren." —
„Mein'twegen, Herr! Doch ſcheint es mir,
Es ſei für die Kehle, nicht fürs Papier." —
D'rauf ſingt's der Burſch; der Andre ſchreibt;
Der Burſch denkt: „Was der für Narrheit treibt!" —

Mocht' kaum ein Monat verſtrichen ſein,
Da war's zu ſehn gedruckt gar fein,
Und ſehr gelehrt war zu leſen am Schluß:
Der Autor ſei ein Anonymus.

Friedrich v. Gallet.

Der Tannenbaum.

Der Tannenbaum steht schweigend,
Einsam auf grauer Höh'; —
Der Knabe schaukelt im Nachen
Entlang den blauen See

Tief in sich selbst versunken
Die Tanne steht und sinnt; —
Der Knabe kost mit der Welle,
Die schäumend vorüber rinnt.

„Du Tannenbaum dort oben,
Du alter finstrer Gesell,
Was schaust du stets so trübe
Auf mich zu dieser Quell?"

Da rühret er mit Trauern
Der Zweige dunklen Saum
Und spricht in leisen Schauern,
Der alte Tannenbaum:

„Daß schon die Axt mich suchet
Zu deinem Todtenschrein,
Das macht mich stets so trübe,
Gedenk ich, Knabe, dein!"

G. Scheuerlin.

Schneeglöckchen.

Der Lenz will kommen, der Winter ist aus,
Schneeglöckchen läutet: Heraus, heraus,
Heraus ihr Schläfer in Flur und Haid',
Es ist nicht länger Schlafenszeit;
Ihr Sänger hervor aus Feld und Wald,
Die Blüthen erwachen, sie kommen bald;
Und wer noch schlummert im Winterhaus —
Zu Weben und Leben heraus, heraus! —

So läutet Schneeglöckchen durchs weite Land,
Da hören's die Schläfer allerhand;
Und es läutet fort zu Tag und Nacht,
Bis endlich allesammt aufgewacht;
Und läutet noch immer und schweiget nicht still,
Bis auch dein Herz erwachen will.

So öffne nun doch den engen Schrein,
Zeuch aus, in die junge Welt hinein;
In das große, weite Gotteshaus
Erschwing' dich, o Seele, und fleuch hinaus,
Und halte Andacht und stimme erfreut
In das volle, süße Frühlingsgeläut!

G. Scheuerlin.

Die Sonnenblume.

Du Sonnenblume dort oben,
Dir war ich allzeit gut,
Weil stets so fromm erhoben
Dein Aug' in der Sonne ruht.

Und ist sie hinabgesunken,
So neigst du krank das Haupt,
Als sei dir in ihren Funken
Ein Mutterantlitz geraubt.

Du willst mir, Blume, deuten,
Das ich so glaubensvoll
Zum Quell der Himmelsfreuden
Mein Auge richten soll.

G. Scheuerlin.

Die Thränen.

Ich stand, umglüht vom Sternendom,
Ich zählte der Sonnen goldnen Strom,
Und dem Aug' entstieg eine Thräne, —
Daß so viel Wonnen im Erdentraum,
Als segelnd dort am weiten Raum
Das Heer der Himmelsschwäne.

Ich stand vor des Meeres dunkler Gluth,
Ich zählte die Wogen der tiefen Fluth,
Und die Zähren sind mir entsunken,
Daß so viel Thränen in Schmerz und Weh,
Als Tropfen sind in der weiten See,
Die Erde schon getrunken.

G. Scheuerlin.

Die vier Thürme.

Es steigen im Morgenlande
Vier Thürme in die Höh',
An Stambuls fernem Strande
Vertrauernd ihr einsam Weh.

Es leuchten am Hellespont
Vier Thürme aus der See,
Sie tragen die halben Monde
Ob der Sophien-Moschee.

Sie ragen empor und breiten
Die Blicke in trüber Schau
Und spähn in fernste Weiten
Hinab ins Abendblau.

Und sehn am Strand der Tiber
Gelagert [illegible],
Und grüßen schmerzlich hinüber
Zum heil'gen Petersdom.

„Du webst in süßen Gluthen,
Das Kreuz im Licht erhöht,
Da an des Bospors Fluthen
Verwaist die Schwester steht.

„So kannst du stolz dich sonnen,
Du sel'ge Himmelsbraut,
Wenn trüb' in deine Wonnen
Sophiens Halbmond schaut?"

G. Scheuerlin.

Das Abendläuten.

Aus dem fernen Thal, ob des Waldes Saum
Ertönen die Glocken im leisen Traum,
Sie singen und schwingen wohl auf und zu,
Sie läuten den Tag zu seiner Ruh.

Und läuten ſie ein die ſtille Nacht,
Das hat mir das Herz ſo weich gemacht,
Weil all meiner Jugend Leid und Freud'
Erwachet in ihrem Abendgeläut.

Die Seele auf zum Sternenſaal,
Den Himmelstrieben ins Erdenthal,
Den Fremdling heim ins Vaterhaus,
Das läuten die Glocken ein und aus.

Sie läuten ſie fort bis zur letzten Stund',
Dann ſchlicht ſich betend ihr frommer Mund;
Doch wann erwachend der Morgen graut,
Da werden ja alle von Neuem laut.

Derweil ich mein Sinnen nach oben wend',
Iſt nun der Glocken Läuten zu End'; —
Geht Alles zu End', nur du nicht allein,
Sollſt, Gott, du mir Eines und Alles ſein.

E. Schauerlin.

Heimweh.

(Nach bekannter Melodie.)

Wenn der Schnee vom Gebirge niederthaut,
Aus dem Aer blau der Himmel wieder ſchaut,
Wenn die Glöcklein läuten von den Almen her —
Schau' ich denn die Heimath nimmermehr?

Wenn das Alphorn von Hirt' zu Hirte klingt,
Und der Gemsbock von Klipp' zu Klippe ſpringt,
Wo der Adler kreiſet überm Wolkenmeer —
Schau' ich denn die Heimath nimmermehr?

Wenn das Thal blüht im friſchen Wieſenglanz,
Aus der Dorfſchenk' erſchallt Muſik und Tanz,
Wenn der Hirte jodelt um die Sennerin her —
Schau' ich denn die Heimath nimmermehr?

Wo der Staubbach ſich ſtürzet in die Kluft,
Donners Zornball von Fels zu Felſen ruft,
Fern entweht der Schlaglavinen wildes Heer —
Schau' ich denn die Heimath nimmermehr?

Wenn die Nacht ſinkt und ringt die Alpen glühn,
Wenn der Tag winkt und Morgenroſen blühn,
O mein Herz, mein Herz, was pochſt du doch ſo ſchwer —
Schau' ich denn die Heimath nimmermehr?

Auguſt Schnezler.

Zornlied.

Die Quelle ſie murmelt, es leuchtet der Stern,
Wir alle, wir hören, wir ſchauen es gern;
Nie wird uns die Zeit in dem Walde zu lang,
Bei Roſengekoſen und Nachtigallſang;
Wir lieben den Mond und die gütige Sonne,
Den perlenden Wein aus der grünlichen Tonne,
Doch flüchten wir ſchnell vor den ſchrecklichen Reimern,
Die ganz die Natur uns erſchöpfen mit Eimern.

Sie ſchleppen das Waſſer vom Walde daher,
Sie wälzen die Wogen vom brauſenden Meer —
Der Quellen und Wellen und Fluthen und Schaum,
Ein trockenes Plätzchen, wir finden es kaum;
Und haben ſie alle die Quellen benutzet,
Genug uns mit ſilbernen Wellen beſprützet;
So waten ſie noch mit den quellenden Thränen,
Mit Hangen und Bangen und Sehnen und Gähnen.

Dann jammern ſo kläglich zum Himmel empor
Den Sternen von Schritten und Meilen ſo vor;
Vor Sonnen und Wonnen und fernigem Glanz,
Wie Butter gerühret, verſchmelzen wir ganz!
Dann heißt es oft tröſtend am Ende der Lieder:
„Wir finden uns über den Sternen ja wieder!“ —
Zu euch in den Himmel, ins ewige Leben?
Da will ich mich lieber zum Teufel begeben!

In Lauben von Roſen, bei funkelndem Wein,
Mit ſolchen Poeten muß fürchterlich ſein!
Da pflücket ſich Roſen der alberaſte Troß
Und ſchmücket damit ſich den irdenen Kopf.
O ſeht doch die roſenbekränzelten Dichter;
Wie ſtrahlen verklöret die leeren Geſichter!
Sie ſingen von Bacchus und Venus und weinen,
Weil Luna ſie thöne ſo rührend beſcheinen!

Ihr traurigen Menſchen! Ihr wandelt den Wein
In lauteren Eſſig, die Trauben in Stein,
Und wenn ihr von Roſen und Nachtigall ſummt,
Verwelken die Roſen, der Vogel verſtummt.
Ich weiß, die Muſen und alle die Horen,
Ein graſen euch derb an den ſtattlichen Ohren!
Am Herzen mißrathen, am Geiſte Kaſtraten,
Nie blühn euch von wirklicher Liebe die Saaten!

Wohl ſingt ihr von Lippen und minnigem Scherz,
Und habt doch zum Küſſen nicht einmal das Herz;
Der Geiſt iſt verflogen, euch blieb nur der Schaum,
Ihr küſſet ein Liebchen vielleicht nur im Traum!
O Schmerzen im Herzen! Ach Liebe und Triebe!
Ihr habt nicht die Triebe, was wißt ihr von Liebe?
Euch kann, ihr vermögt nicht den Blick zu ertragen,
Ein Mädel mit blitzenden Augen verjagen.

So ſagt uns nur offen: Was iſt auch der Reim?
Zu hölzernen, morſchen Gedanken der Leim!
Ihr ſpült nur mit Schalen, wo bleibt denn der Kern?
Ihr prahlt nur mit Strahlen, wo bleibt denn der Stern?
Ihr ahnt nicht der Meiſter unſterbliche Flamme,
Und werfet die Geiſter mit euerem Schlamme;
Ihr könnt nur die Größe verhöhnen und necken,
Doch euere Blöße — nie könnt ihr ſie decken!

Ein ſchönes Gelichter! So kennen wir Viel';
Es treibt mit dem Heiligſten ſchändliches Spiel.
Da ſingt ſo ein Haſe von Helden und Kampf,
Und ſpringt doch davon bei dem mindeſten Dampf.
Was ſingt ihr von Freiheit? In euerm Gehirne
Verwandelt ſich jegliche Göttin zur Dirne;
Ihr wollt uns begeiſtern zur Deutſchheit und Einheit?
Gott wahre die Reinheit vor euerer Gemeinheit!

Ja reimet nur immer ſo tapfer drauf los!
Einſt ſitzet ihr ſelig in Abrahams Schoß,
Und leſt unermüdlich dem himmliſchen Chor
Die neueſten alten Entzückungen vor;
Von euerer Minne, von euerem Kummer,
Bis Alles verſinket in ſeligen Schlummer.
Schon hör' ich von ferne das innige Schnarchen
Der Engel, Erzengel und der Patriarchen.

Doch, hält noch dort oben Gerechtigkeit Sich,
O Donner, ſo ſchleudre den ſcharfen Blitz,
Und gib doch nur einmal der reimenden Brut
Ein Wenig zu fühlen die göttliche Wuth!
Du aber, o Gott mit dem goldenen Bogen!
Errette die Deinen aus ſchlammigen Wogen,
Und trage ſie ferne vom Seufzen und Winſeln
Zum ewigen Frühling der ſeligen Inſeln!

Auguſt Schnezler.

Natürlicher Zuſammenhang.

Ich halt' es nie für zu geringe,
Zu forſchen all mein Leben lang,
Um zu beweiſen aller Dinge
Natürlichen Zuſammenhang.

Wenn unſer Lippen ſich vereinen,
O Mädchen, in der Liebe Drang,
Sprich, liebe Seele, gibt es einen
Natürlichern Zuſammenhang?

Und wenn mein Mund ſich an den Becher
Feſtſauget unter Sang und Klang,
So ſteht der Becher und der Zecher
Natürlich im Zuſammenhang.

Wenn auch, berauſcht, ich ſchlimmſten Falles
Verwirrte mein Uebergang,
So bring' ich morgen wieder Alles
Natürlich in Zuſammenhang.

Doch wenn man die Verlornſter Dinge
Zuſammen auf am nächſten Strang,
So wäre dies der ſchlimmſten Dinge
Natürlichſter Zuſammenhang.

Auguſt Schnezler.

Philiſters Ofenlieder.

1.

Hinterm warmen Ofen ſitzen,
Wenn es draußen ſtürmt und ſchneit,
In der Schlafmütz', in dem Schlafrock,
Iſt die größte Seligkeit.

Würden doch mit ihrem Pfeifen
Die Poeten unterbricht!
Ach, was haben Nachtigallen
Mir ſchon Langeweil' gemacht!

Oftmals, wenn ich ging ſpazieren
In dem lieben Sonnenſchein,
Kam ich tief in der Zerſtreuung
In den luftgen Wald hinein.

Bei den Nachtigallenklagen
Fielen mir die Augen zu,
Und ſtatt im bequemen Lehnſtuhl,
Streckt ich mich im Gras zur Ruh'.

Aber ach, als ich erwachte,
Hatt' ich Schnupfen und Katarrh;
Hol' der Guckuk euren Frühling!
Meint ihr denn, ich ſei ſein Narr?

2.

Ich ſitz' am warmen Ofen,
Verſenkt mit jedem Sinn,
Gleich einem Philoſophen,
Tief in Gedanken drin.

Und mache die Erfahrung:
Es kommt am Ende doch
Die beſte Offenbarung
Nur aus dem Ofenloch.

Da brennt das wahre Feuer
Und der Begeiſterung Stark,
Da thauet auf ein ſchwerer,
Halb eingefrorner Muth.

Und hinterm Ofen eſſen
Wird jegliches Gemüth;
Ein neues friſches Heſſen
Aus ihm entgegenglüht.

Die Kohlen blühn wie Roſen
Auf dürrem Holz empor,
Und laue Lüftchen koſen
Heran vom Ofenrohr.

Von einem Funkenmeer
Bin ich gewiß entflammt;
Mein Ofen und ich ſelbander
Sind ganz in Lieb' entflammt.

Die liebſte mir von allen
Soll die Stadt Ofen ſein,
Da weh'n' ich und da fallen
Die ſchönſten Lieder mir ein.

3.

Ach, was ſind ſo manche Dichter
Gar ſo närriſche Geſellen!
Ewig aus des Waldes Quellen
Schöpfen ſie mit ihrem Krüglein.

Bei dem grimmſten Wetter laufen
Sie herum, als wie beſeſſen,
Denn ſie haben nichts zu ſaufen,
Denn ſie haben nichts zu freſſen.

Und dann reimen ſie und ſtammen
Sie von lauter Frühlingslicht,
Doch vor lauter Buſch und Bäumen
Sieht man nie ein gut Geſicht.

4.

Von den lieblichen Kaminen
Träumt ſich's herrlich am Kamin;
Klingelnd laſſ' ich oft die Schönen
Meinem Aug' vorüberziehn.

Und ich danke Gott noch heute,
Daß ich ein Philiſter bin;
Hätten die genialen Leute
Nur auch ſo vergnügten Sinn!

5.

Hier im weichen Lehnſtuhl ſitz' ich,
Wie ein König auf dem Throne;
In des Schlafrocks Purpur blitz' ich,
Mit der Nachtmütz, meiner Krone.

Einen warmen Freund beſitz' ich
Statt Lakaien oder Zofen,
Iſt er gleich zuweilen hitzig,
Bleibt er doch mein treuer — Ofen.

Auguſt Schnezler.

Zur Erntezeit des Wuchers.

([illegible])

Ha! wie frohlockte der Versucher,
Von seiner Hölle Chor umtanzt,
Als er zum Erstenmal den Wucher
Ins schwache Menschenherz gepflanzt!:
„Triumpf! Triumpf! Mir ist gelungen,
Dem Himmel trotz, die schönste That,
Die eines Teufels Haupt entsprungen:
Das erste Menschenherz umschlungen
Hab' ich nun mit des Wuchers Saat.

„Nun ist sie nimmer auszurotten,
Und ihre giftschwanger Frucht
Darf keck einst jedes Engels spotten,
Der noch zu tilgen sie versucht;
Ob gleichwohl ihre Körner sanken
In einen gottgeweihten Ort,
Pflanzt doch in vielen tausend Ranken
Sie von Gedanken zu Gedanken
Sich nun durch alle Zeiten fort." —

Ja, sie schoß üppig auf; den Armen
Erwuchs der schwerste Fluch in ihr;
Ohnmächtig kämpfet das Erbarmen
Entgegen ihrer wilden Gier.
Stets Opfer noch! wohin wir blicken,
Sehn wir die Triebe jener Saat
Noch immer Herz auf Herz umstricken,
Das menschliche Gefühl ersticken,
Zum Hohne selbst dem Musterstaat!

O Wucher! Lernas Ungeheuer,
Das sich mit hundert Köpfen bläht!
Ist kein Gesetz, das wie ein neuer
Herakles all' sie niedermäht?
Darfst länger ungestraft du brüten
Stets von Geschlechte zu Geschlecht?
Noch länger knicken so viel Blüthen?
Soll noch, in der Verzweiflung Wüthen,
Das Volk sich selber schaffen Recht? —

O seht, wie glänzen die Gefilde,
Ein prachtvoll Aehrenstrahlen-Meer!
Doch Schauer faßt uns bei dem Bilde
Von so viel Elend weit umher!
Ach! in die sonnengoldnen Wogen
Starrt manches Auge naß und hohl! —
Der Hoffnung Engel ist entflogen,
Die Schaar der Wuchrer kommt gezogen —
Du goldner Segen, lebe wohl!

Doch weinend macht sich jetzt der Engel,
Nach Hülfe spähend, auf die Bahn,
Und klopft mit seinem Lilienstengel
An edle Menschenherzen an:
„Ihr, denen eurer Brüder Jammern
Zu stillen ist ein Hochgenuß,
Thut auf nun eure Vorrathskammern,
Trotz alles Wuchers Eisenklammern,
Und theilet euern Ueberfluß!"

Und sieh! es öffnen sich die Speicher;
Schnell wird der Noth ein Ziel gesetzt.
Ihr Guten, fühlt ihr euch nicht reicher
Durch Geben, statt empfangen, jetzt?
So angelegt das Gold der Aehren,
Trägt's einst den schönsten Zins euch ein:
So vieler Armen Freudenzähren,
Sie werden höher euch verklären
Als Perlenschmuck und Edelstein!

Einst flicht um euer Sterbekissen
Zum Himmelskranze sich ihr Strahl,
Indeß der Wuchrer, angstzerrissen,
Schon ringt mit aller Höllenqual;
Ihm schnürt die Kehle der Versucher
Und donnert ihm die Worte zu:
„Komm mit, zum Lohn für treuen Wucher,
Und werde nun, gleich mir, Verfluchter
Der eingebüßten Himmelsruh!"

August Schnezler.

Im Thal.

Es rauschen die Wasser, es knarret die Säge,
Fern tönen des Hammers gewichtige Schläge,
Es dampfen die Höhen, da leuchtet der Strahl
Der sinkenden Sonne dem Wandrer durchs Thal.

O sag' mir, mein Herz, was bedeutet dein Pochen,
Dann wieder dein Stocken, als wärst du gebrochen?
O Thränen, was tretet ihr wieder heraus?
Wohl bleibt ihr nicht gern in dem brennenden Haus!

Es rauschet das Wasser: „Zu mir stürze nieder,
Ich kühle den Schmerz der ermatteten Glieder!"
Es knarret die Säge: „Die säg' ich ein Haus,
Da ruhst du zur früheren Wanderung aus." —

Da wandelt und singet durchs Wiesengefilde
Der lächelnden Müllerin Engelsgebilde;
Sie singet ein Liedchen von silbernem Klang:
„Mein Herzallerliebster, wo weilst du so lang?"

Es dunkeln die Höhen: im Wandrer wird's helle,
Versieget der Thränen verzehrende Quelle;
Es klappern die Räder: „Herz, schlage frisch zu!
Am liebenden Herzen da findest du Ruh!"

August Schnezler.

Gnome.

Halte deiner Seele Spiegel
Unter jedem Hauche rein,
Göttlicher Gedanken Siegel
Voll auf deiner Stirne sein.

Ob darüber auch sich schaare
Dunkle Masse wolkengrau,
Oder lächle sanft das klare
Vaterauge himmelblau;

Wenn der Sturm mit Riesenflügeln
Durch das Urgebirge tost,
Oder über Wiesenhügeln
Zephyr mit den Blumen kost;

Sei's im wirren Weltgetriebe
Drang und Sturm der Meinungen,
Sei's der Wechsel in der Liebe
Lieblichen Erscheinungen —

Bleibe fest! sei nicht im Schlamme
Das bewegte schwanke Rohr,
Hebe dich mit freiem Stamme
Aus dem niedern Wald empor;

Droben in der Krone singe
Wonnevoll die Nachtigall,
Und aus deinem Kern entspringe
Frucht und Segen überall!

August Schnezler.

Schlanke Marie.

Daß die Welt gar traurig bliebe ohne Liebe, das iſt wahr,
Doch man wär' auch dann geborgen vor viel Sorgen, das iſt klar.

Schlanke Marie, Schlanke Marie, kaum daß ich dich nur erblicke,
Haſt du höflich, unaufhörlich mir das arme Herz umſtrickt.

Aeuglein haſt du ſchön von ferne wie zwei Sterne wunderbar,
Doch ihr Scheinen bringt die meinen in die ſchrecklichſte Gefahr.

Locken haſt du wie von Sonnengold geſponnen offenbar,
Nach ſo goldnem Vließe führe gern die Argonautenſchaar.

Doch, wer glaubt es! Unter dieſem goldnen Sternenbaldachin
Tanzen Tannen und Cypreſſen unermüdlich her und hin.

Jünglein haſt du einem Pfeile gleich an Eile, das iſt wahr,
Doch es ſticht, und daß die Wunde nimmer heile, droht Gefahr;

Bräutlein gleich den Pfirſichblüthen von dem feinſten Roth und Weiß,
Doch wer's kann, der mag ſich hüten, denn das Herzchen iſt von Eis.

Schlanke Marie, Schlanke Marie, die mein Herz nicht läßt mehr los —
Ach, daß Nox ſolche Bea einſt in ſeinen Kallen ſchloß!

Auguſt Schnezler.

Der Pilger am See.

Du lächelſt aus der Felſenwiege,
Geheimnißvoller Alpenſee,
Und weckſt durch deine holden Züge
Zu neuer Qual das alte Weh.

Was ſoll dein liebeſüßes Werben,
Daß mich im Wellenſchlag umrauſcht?
Ich weiß es ja, daß nur Verderben
In deinen kühlen Armen lauſcht.

So blickten ihre lieben Augen,
Co himmelſpiegelnd — blau und klar!
Der Bruſt die Seele zu entſaugen,
Die ihr nun folgt unwandelbar.

Drum irr' ich nun — von ihr geſchieden —
Von meinem Selbſt — durch Schickſalshohn,
Hier ohne Leben, ohne Frieden,
Den Schemen gleich am Acheron.

O ſinget, ſilberne Sylphiden,
Im lockenden Sirenenchor
Dem Sehnſuchtskranken — Lebensmüden
Die eigene Geſchichte vor!

Ich kann den Schmerzensſang verſtehen,
Der bang durch euren Wellenlaut geht,
Ich habe ſelber dieſe Wehen,
Die Seligkeiten ſelbſt erlebt.

Franz von Scheber.

Aufregung.

Was iſt es, das die Seele ſpannt?
Als wähl' es jetzt erſcheinen,
So wunderbar und doch bekannt,
Wie aus der Vorwelt Heimathland,
Dem Glück mich zu vereinen.

Als müßte, was im Innern lag,
Auf einmal ſich bewähren,
Als ſei er da, der große Tag,
Mit einem eing'gen Zauberſchlag
Mein Daſein zu verklären.

Die Liebe ſtreckt die Arme aus,
Das Wunder zu empfangen,
Die Seele tritt aus ſich heraus
Mit Muth und Scheu, mit Trotz und Graus,
Mit Zuverſicht und Bangen.

Es zittert ahnungsbang die Luft,
Der Boden ſcheint zu beben.
Iſt's Geiſterlaut, der ſäuſelnd ruft?
Steigt dort ein Schatten aus der Gruft,
Wo ſich die Nebel heben?

Birgſt du den Zauber, dunkler Wald?
Hauſt er in tiefen Klüften?
Soll ich, wo Menſchentritt erſchallt,
Und Menſchenſtimmen rauh und kalt,
Der dunkle Schleier lüften?

Die Märchen aus der Kinderzeit,
Die alten ſüßen Lieder,
Was mich an Wonne je erfreut,
Die Ahnung, die mich Gott geweiht,
Co kehret Alles wieder;

Und lächelt ſtill und lispelt fromm:
„Wie haſt du lang geſchlafen.
In unſre Fluth, Geliebter, komm!
Wir ſind der wahre Liebesſtrom
Und bringen dich zum Hafen."

Franz von Scheber.

Der Entfernte an die Wiedervereinigten.

Wie wird es licht! Wie wird nicht bang
Hier auf der öden Höhe;
Ich ſeh' die weite Fern' entlang,
Wie ich was Holdes ſehe.
Ich ſeh' zwei Frauen Arm in Arm,
Co Blick an Blick erblühend,
Ihr Herz wird ihnen ſanft und warm,
Von junger Freude glühend.

Von Freude, lang im Herzens-Grund
Geborgen, ſtill verſchloſſen,
Die ſüß nun weht von Mund zu Mund,
Von Aug' in Aug' ergoſſen,
Kloß Wehmuth ein ins Freudenlicht:
Vergißt ſich im Empfinden;
Nur in der Andern Angeſicht
Muß Jede klar ſich finden.

Wie ſie ſich halten Hand in Hand,
Co athmen ſan die Lüfte,
Ein Hauch des Frühlings geht durchs Land,
Durch Feld und Waldesklüfte.

Wie ſie ſich halten, findet Glühn
Erleuchtet Thal und Runde,
Ein ſtilles Wachſen, leiſes Blühn
Geht aus der Erden Grunde.

Zur Maienzeit, ihr lieben Frau'n,
Wie ruht die Welt in Güte,
Und hat, ſo weit ſich Fluren dau'n,
Ein jung und warm Gemüthe!
Nun muſſen auch im Walde tief
Die Stämme ſich bewegen,
Und was an ihren Wurzeln ſchlief,
Sich keimend, ſproſſend regen.

Die Blätter, die, vom Herbſt geſtreift,
Am Baum hinabgezittert,
Die dann vom Winterſchnee bereift,
Im feuchten Grund verwittert,
Auch ſie, vermählt dem neuen Keim,
Sie müſſen einverwoben
In Halm und Blume nun geheim
Mitblühen, mit nach oben!

Die ſüße Wärme duldet's nicht,
Daß Einſam-welkes bliebe,
Sie webt's ins Grün, das Erbe ins Licht,
Das Licht ins Aug' der Liebe!
Das Aug' der Liebe blickt ſo klar,
Wie grünen Wald und Hügel,
Wie ſchlägt rund weit aufblau'nde Jahr
Der Himmel blaue Flügel!

Wie wird es licht! Wie wird nicht bang
Auf meiner öden Höhe!
Ich ſeh' die Ferne fern entlang,
Bis ich den Frühling ſehe.
Ich ſeh' zwei Frauen Hand in Hand,
Die ſind des Frühlings Mitte.
Zu ihnen geht mein Gruß ins Land,
Mein Gruß nach alter Sitte.

Ihr lieben Frau'n im grünen Thal,
In ſüßer Zeit Erneuen,
Seid mir gegrüßt zu tauſendmal,
Zu tauſendmal in Treuen!
Ihr lieben Frau'n im blühn'den Strahl
Des Lichts, im Licht der Blüthe,
Geſegn' euch Gott zu tauſendmal,
Geſegn' euch Gott in Güte!

Euch trägt der Wind den Gruß heran.
Wer ließ den Gruß uns fliegen?
Das war von fern der Jägersmann,
Der hat ſich weit verſtiegen.
Der weitverſtieg'ne Jägersmann,
Den kennt ihr nicht erſehen;
Der Wind nur trug den Gruß heran
Zu Thal von öden Höhen.

Vielleicht erkennt ihn eure Gunſt,
Die einſt ſein Herz beglücket;
Vielleicht der Ferne Rauch und Dunſt
Hat auch ſein Bild erſticket;
Vielleicht ihr zürnt dem falſchen Gaſt,
Straft ſtill den Abgewandten;
So trag' auch dieſe ſtille Laſt
Die Seele des Verbannten.

Verſtiegen hat er ſich, wohl wahr,
Verloren von den Lieben;
Der Himmel über ihm ſteht klar,
Sonſt iſt ihm nichts geblieben.
Seid ihm gegrüßt zu tauſendmal,
Auch mehre Gott die Blüthe,
Sein Gruß verhallt ins grüne Thal:
Geſegn' euch Gott in Güte!

Adolf Schöll.

Corona.

1.

Wenn's wieder Frühling iſt, die Sonne ſcheint,
Der Kirchthurm heiter ſteht im blauen Duft,
Wie flattern, fliegen da, getrennt, vereint,
Sich kreuzend, Vögel in der lauen Luft
Hinab, hinauf, und her und hin,
Wer fragt, woher? Wer fragt, wohin?

Als ich ins Auge dir hineingeblickt,
Hinein gleich wieder in dies Auge ſah,
Wie flogen aufgeſcheucht, zerſtreut, entrückt
Gedanken ab! in meiner Seele da
Hinab, hinauf, und her und hin,
Wer fragt, woher? Wer fragt, wohin?

Und wenn es dunkelt in des Abends Traum,
Ein jeder Vogel findet ſein Gemach,
Im niedern Weidicht, oder hoch im Baum,
Am Balken, im Gemäuer, unterm Dach,
Er weiß, wohin, er weiß, wo zu,
Ein jeder hat ſein Neſt zur Ruh.

Getrennt von dir, mir wird die Welt zum Traum —
Doch die Gedanken ſind noch immer wach —
Dein Auge fehlet, Nacht gewinnt den Raum —
Doch die Gedanken finden kein Gemach!
Sie fliegen ab und fliegen zu,
Noch immer fand ein Neſt zur Ruh.

2.

Ich ſchied mich ab, und ſtill ward wie das Meer
Mein Geiſt, [illegible] immer,
Wie überm Meer die Vögel, hin und her,
Ich acht' es nimmer,
Und wenn ihr ſchwebet, wo die Hoffnung ſchwindet,
Und wenn ihr, euch zu ſehen, Klippen findet,
Was kümmert ſich das Meer. —

So kann ein Herz, von Leid' und Meiden ſchwer,
In ſich verſunken ohne Streben
Und tief und bitter werden wie das Meer.
Sein pulſend Leben
Wiegt unendliche Schmerzen unerwogen,
So wiegt ein Schiff der blinde Schlag der Wogen,
Was kümmert ſich das Meer. —

3.

Dem Todten gleich, der Luft empfände,
Das Haus zu ſehn, wo er geliebt,
Und ſtillhereingetreten ſtände
In Räumen, die ihn überlebt,
So kam ich hin, trat ich ein,
Und ſah die wohlbekannten Wände
So klar bei ſtillem Lampenſchein.

Wie eilig trat'ſt, und feſt und ſchweigend,
Mit leichtem Gruß ins Zimmer du,
Mit [illegible] Blick vorüberneigend
Dem nahen Ruheſitze zu.
Da ſahſt du ernſt vor dich hin —
War's leiſer Vorwurf, mir bezeigend,
Zu weich ſei, oder hart, mein Sinn?

Ich weiß es nicht; noch, mich zu fragen,
War ich befangen in ſtiller Bruſt,
Von Wünſchen frei und frei von Klagen,
Sah ich dich an mit Geiſterluſt;
Die Seele nur, liebend ganz,
Schlang um dein Bild ſich ohne Zagen
Und hielt es feſt und ward voll Glanz!

Adolf Schöll.

Der Burghof.

Das iſt ein Burghof, eine blanke Zier!
Aus deinen Märchen iſt's ein Luſtgebilde,
Es iſt ein ſpaniſch Schloß, wie Träume ſchier
Es aufbaun nur auf einem Heldenſchilde.

Im Viereck, eng' — der alte Nußbaum nickt,
Wie um den ganzen Hof zu überwegen,
Vom Thor, das ihm die feinſten Aeſte knickt,
Bis wo ſchlankauf des Donjons Zinnen ſteigen.

Mit Erker, Warten, Zinn' und Fenſterreih'
Und Thüren hoch, die ſpitz zuſammenbiegen:
Man blickt hindurch in Säle kuſter, grau,
Worin die Schwalben um die Pfeiler fliegen;

Das iſt ſo feierlich, ſo ernſt, ſo hehr,
Das liegt ſo ſtill, tief in den Wald von Eichen,
Der Wolken Segel flattern drüber her,
Als ſei's verſunk'ner Bau im Meeresreichen.

Verſunken iſt's, aus einer hehren Zeit
Gelullen in viel waff'rige Jahrhunderte,
Man ſieht es an mit Augen gläſern, weit,
Wie ſich der Haifiſch ob Vineta wundert. —

Du lehnſt dich lächelnd auf die Steinbank hin,
Dein gelb Gelock flicht um des Erkers Ranken,
An deiner Schulter deiner Dogge Kinn,
Auf deinem Schooß ruhn ihre braunen Pranken.

Auf deine fromme, ſinge Stirne ſcheint
Der Sonnenſtrahl durchs Blätterwerk der Laube;
Dein blinder Falke blinzelt, ſinnt und meint,
Es ſei der Schimmer der Demantentrauke,

Die ſich ums Haupt einſt deiner Ahnen ſchlang,
Eh er umkreiſte mit gereckter Schwinge;
Nun ſitzt er träumend, Niemand weiß, wie lang',
Und regt ſich kaum in ſeinem Silberringe. — —

Ich liege läſſig in dem Graſe da,
Und ſeh' des Nußbaums rothe Blüthen ſinken,
Und ſeh' den gold'nen Lenzesabend nah',
Ob meinem Haupte in den Schilden blinken;

Und laſſe draußen die Belag'rer ſtehn —
Burgfrau, du haſt den müßigen Vaſallen,
Er rührt ſich nicht, ob fremde Banner wehn
Vor deinem Schloß und ihre Hörner ſchallen!

Vor deinem Blick ja ſenkt ſich ihre Wehr,
In deinem Blick, wer wäre nicht geborgen?
Vor deinem Blick zerſtäubt das grimmſte Heer
Der Dichterberuf und des Jahrhunderts Sorgen!

Levin Schücking.

Bei einem Hochamte.

Trompeten ſchmettern jubelnd durch den Chor,
Sie ſchmettern jubelnd ihren Sieg empor,
Und wogen tönend durch die Weihrauchluft;
Hochaufgeſchwellt der Pfeifer Prachtgerüſte,
Die grellgemalten Wappenſcheiben blitzen,
Die Menſchen knien freudig über Gruft.

Das iſt des alten Glaubens Majeſtät,
Der wie ein Dom ob hundert Völkern ſteht,
Das ſind des alten Glaubens Donnerworte,
Die durch die Wälder der Germanen ſchallten,
Die an die Felſen der Sierren hallten,
Die ſiegend ſtürmten an Cordovas Pforte.

Das iſt des alten Glaubens Majeſtät,
In dem Jahrtauſende zu Gott gefleht,
Das ſind des Glaubens tröſtungreiche Worte,
Die Thränen nahmen von des Schmerzes Wangen,
Den Angſtſchweiß von des Mörders Stirn, die klangen
An Sklavenhütte und Palaſtes Pforte.

Sie haben gellt durch Schlachtengrau'n getönt,
Und heiße Kaiſerſtirnen einſt gekrönt;
Hoch von Moreа wehten ihre Fahnen;
Sie tragen Roms gethürmte Kathedralen,
Sie blühen tauſendfache Farbenſtrahlen
Durch die gewalt'gen Dome auf'rer Ahnen.

Wer ſchwang ein Schwert, das ſie nicht eingeweiht,
In Sarazenenſchlacht und Hunnenſtreit?
Wer ließ aus ſeiner geiſtgeſchellten Laute
Ein tiefes Lied — die Poeſien ertönen,
Die auf'res Volks Gedankenbaue krönen,
Dem dieſer Glaube nicht die Seele weihte?

Von ſeinen Zinnen fehlt Stein auf Stein,
Der Sturmwind zieht in ſeine Hallen ein;
Dem alten Biſchof, der aus Stein gehauen
Am Pfeiler ſteht, hat man den Stab geſchlagen,
Und mit dem Kern aus ſeiner Hohlen Augen
Blickt er herab und furcht die ſtarken Brauen.

Drum ſchaut der Dom ſo düſter und wie Nacht
Hinunter in die bunte Menſchenſchlacht,
Drum ſchwinden bang die jubelnden Geſänge,
Und in das heldenfreud'ge Siegesſchmettern
Und in der Kraft gewalt'gen Sturmeswettern
Jetzt miſchen ſich der Wehmuth ſcheue Klänge.

Was blickſt du mich ſo ſtörend, ſtummer Mann
Mit dem zerbrech'nen Stab da oben, an?
Was weckt ihr alte Kämpfe, die entſchlafen,
Ihr Töne nur und ein unendlich Wehe?
Wer hemmt die Zeit, daß ſie der Pracht verwehe,
Wer hemmt den Sturm, daß rauhe Wetter traben? —

Levin Schücking.

An E. K.

Du blickſt hinauf, wie träumend in die Bläue
Der Erde mahnungreiche Himmelsweihe,
Es iſt dein Herz ein See, in ſtillem Haine,
Der ſchlummernd liegt und träumt im Abendſcheine.

Sie nennen kalt dich; — dieſes Sees Wellen,
Du zeigſt ſie nicht, wenn ſie von Thränen ſchwellen;
Du zeigſt es nicht, wenn in gebrämten Blüthen
Der Luft, der Sehnſucht, ſeine Wogen fluthen. —

Aus einem See in ſtillen Waldgehegen,
Auf den ſich zitternd Blätterſchatten legen,
Wo in der Erle Laub die Droſſeln ſchlagen,
Der Birke Aeſte ſtille Tauben tragen:

Wenn ſich der Mond das blaſſe Antlitz ſpiegelt,
Und Alles ruht — nur die Phaläne flügelt
Von Aehr zu Aehr; die ſpitzen Blätter ſchnellen
Die Flucht gen Kuppe bei ins Bad der Wellen.

Dann, in geweihter Stunde, kann es leiſe
Herauf ertönen, wie der Harfe Weiſe
Im Hauch der Nacht; es iſt das Ave-Läuten
In dem verſunk'nen Dome alter Zeiten.

So läßt du mich vernehmen nur die Klänge,
Des warmen Lebens innige Gesänge,
Die schon auftönen in geweihter Stunde,
Aus deines Herzens tiefem, heil'gem Grunde! —

Levin Schücking.

An die moderne Muse.

Wer bist du, Weib? mich dünkt, ich soll dich kennen.
Es liegt ein Zug in deinem Angesicht,
Der mich gemahnt, dich wohlbekannt zu nennen —
Ja — ja, du bist's — doch nein! du bist es nicht.

Du trittst so kühn auf klirrenden Sandalen
Mit Amazonen-Ungestüm einher,
Als sollte jeder Fürst Tribut dir zahlen,
Als gäb' es ohne dich kein Zepter mehr.

Gesetze willst du eigenmächtig sprechen,
Willst einer neuen Ordnung Pathin sein,
Willst übers Knie der Verzeit Bau zerbrechen
Und jedes Kreuz durch Blut zum Schwerte weihn.

Der süße Fried' ist deinem Aug' ein Greuel,
Und nur der Kämpfende ist dir ein Mann,
Zusammenballen willst du einen Knäuel,
Damit ihn deine Faust entwirren kann.

Bald blickst du wieder schmachtend, eine Phryne,
Leichtfertig, witzelnd, trotzig, wollustsatt,
Bald Faun, bald Seraph, mit verzog'ner Miene,
Die für das Heiligste ein Lächeln hat.

Bald sprudelt dir der Mund von Bildern über,
Die, ob sie fremd, du als erlebt verkaufst,
Du wirfst der Gnade falt'gen Mantel drüber,
Und Alles ist und heißt dir, wie du's taufst.

Der Beduine muß sein Roß dir bergen,
Der Perser muß dir seine Rosen streu'n,
Der Hindu dich mit Gangesfluth versorgen,
Nur deiner Heimath magst du dich nicht freu'n. —

Bald steckst du so viel Sträußchen dir aufs Mieder,
Daß man den Stoff vor Schmuck nicht mehr erkennt;
Bald lässest du zur Schenkenmagd dich nieder,
Die Jedes unter seinem Werth benennt.

Und forsch' ich nach der Frauen schönster Gabe,
Nach Frömmigkeit — o ja — du hast sie auch;
Nur schämst du dich, zu gehn an unserem Stabe,
Dich zu erbau'n nach unserem Gebrauch.

Den alten Gott im Himmel willst du läutern,
Er ist dir zu prosaisch, wie er ist;
Du willst auch ihm den Horizont erweitern,
Um werth zu sein, daß sein Geschöpf du bist.

Du taumelst fort in Wunderphantasien,
Bald knapp am Boden hin, bald himmelwärts,
Du hüllst den hohlsten Sinn in Melodien,
Nur Eins vermiss' ich, wenn du singst, — das Herz.

Nein, nein, du bist das Weib nicht, das ich suche,
Bist nicht die Muse, der ich Treue schwur,
Und die, wiewohl verfolgt von Spott und Fluche,
Doch ihre Geltung noch nicht ganz verlor;

Die traute, keusche, wahre, fromme Muse,
Die einst durch Deutschlands Auen friedlich schritt,
Willkommene nur zur zürnenden Meduse,
Wenn Fremdlings-Hohn ihr gutes Recht bestritt.

Die traute Muse, die so herzlich lieder
Der Heimath Recht und Sitten einst vertrat,
Und stolz, doch mild von ihrer Höhe nieder
Beschwicht'gend ausstreut' ihre Friedenssaat.

Die keusche Muse, die Paläst' und Hütten
Heimsucht als Botin einer schönen Flur;
Nie unbescheiden, immer wohlgelitten,
Ein einfach Kind der heiligen Natur.

Die wahre Muse, welche jedem Dinge
Den ächten, ungeschminkten Namen lieh,
Wohl wissend, daß zum Herzen das nur dringe,
Was aus dem Herzen kam, wie sie.

Die fromme Muse mit dem Kinderglauben,
Die Gott verehrt in seiner Schöpfung Bild,
Und nur bedacht, zu geben, nicht zu rauben,
Ihr schlichtes Lied für ein Gebet noch hielt.

Ja, du, du bist die Muse, die ich wählte,
Du bist die Göttin, die mich treu geführt,
Auf die ich noch in Freud' und Leiden zähle,
Die noch vielleicht mein brechend Aug' berührt.

Du mit den unvergeßlich holden Mienen,
In deinen Tempel will ich einsam ziehn,
Und — kann ich dir nicht mehr als Priester dienen,
Doch wenigstens vor deinem Altar knie'n!

Joh. Gabr. Seidl.

Abschied.

Es ist nun einmal so gekommen,
Ich bleib' allein, — du gehst von hier,
Halb wird das Leben mir genommen,
Doch leben werd' ich, glaube mir!

Ein dünner Faden ist das Leben,
Doch aber zäh, unendlich zäh;
Er überdauert Lust und Beben,
Er überdauert Wonn' und Weh.

Darum entschlage dich des Bangens;
Zieh ruhig — frage nicht um mich,
Trotz alles Hangens und Verlangens
Werd' ich auch leben ohne — dich!

Sieh jenen Vogel dort im Bauer,
Man grub ihm beide Augen aus,
Und dennoch lebt er, lebt in Trauer,
Und horch! er singt in seinem Haus.

Tritt hin, vermehre seinen Jammer,
Schlag ihm die Flügel auch entzwei:
Er lebt noch, hüpft in finstrer Kammer,
Und singt ein Schmerzenslied dabei.

Und so gedenk' auch ich zu leben
Beraubt zwar meines Augenlichts,
Zu schwach, die Schwingen mehr zu heben,
Doch leben werd' ich, fürchte nichts!

Und so gedenk' auch ich zu singen
Ein Schmerzenslied, ein Lied von dir,
Das mir ersetze Licht und Schwingen —
Ich werde leben, — glaube mir! —

Joh. Gabr. Seidl.

Verjährung.

Oft über manche Wieſe
Führt quer ein ſchmaler Steig;
Den will der Herr nicht dulden,
Verlegt ihn mit Gezweig;

Durchfurcht ihn mit dem Pfluge,
Beſät mit Gras ihn dicht,
Doch Alles iſt vergebens,
Der Steig verwiſcht ſich nicht.

Da fruchtet kein Verſperren,
Da hilft kein Seitenſteg;
Es iſt der Fuß der Leute
Gewöhnt ſchon an den Weg.

Mein Herz auch gleicht der Wieſe,
Durchfurcht von ſolchem Pfad,
Den ſich der Fuß der Liebe
Darunter wandelnd trat.

Oft wollt' ich ihn verſperren,
Verlegen mit Gezweig,
Oft Nebenwege bahnen,
Doch Liebe kennt den Steig.

Sie ſchreitet, neben, drüber,
Als wär' es unbewußt;
Stets wird der Steig mir breiter,
Stets größer mein Verluſt.

Drum will ich nicht mehr wehren
Den Pfad ihr, der ſie freut:
Er iſt nun ſchon des Herzens
Verjährte Dienſtbarkeit!

Joh. Gabr. Seidl.

Kein Echo.

Es war ſo ſchön am Berg, die Luft ſo klar,
Und jeder Athemzug ein Lebensjahr,
Und jeder Blick auf Thal und Höhn umher
Um eine ſtarke Lebensfeſſel mehr.

Dem engen Buſen ward das Herz zu weit,
Ausſtrömen wollt' es ſeine Seligkeit,
Und das, wofür die Arme ſind zu arm,
Den Lippen anvertrauen, voll und warm.

Und voll hinaus: was nur der Mund vermag,
Rief ich's vom Berg mit heißem Herzenſchlag,
Weit über alle Wipfel, alle Höhn, —
Naturlaut, dacht' ich, muß Natur verſtehn.

Und athemſtill und lauſchend ſtand ich da, —
Jetzt muß es wiedertönen fern und nah.
Muß mir's beweiſen, daß es mich verſtand,
Daß ich ein Ohr für meinen Jubel fand!

Ich horch' — und horche! ruhig bleibt's um mich,
Kein Echo kommt, kein Lüftchen regt ſich.
Fort, fort' hinab! — Die Gegend hab' ich ſatt,
Die für mein warm Gefühl kein Echo hat.

Joh. Gabr. Seidl.

Gärtner „Tod."

Einſt ſetzte der Tod eine Pflanze
Auf einem Hügel ſich ein;
Im ganzen Garten des Lenzes
Schien keine ſchöner zu ſein.

Die Pflanze war ein Mägdlein,
Die Pflanze war mir lieb,
Und daß ſie mir lieb geweſen,
Ich fühl' es, weil ſie mir's blieb.

Der Tod, der ämſige Gärtner,
Er war ſo treu bemüht,
Begoß ſie täglich mit Thränen;
Bis ſie ihm aufgeblüht.

Sie blühte ſo zart, ſo geiſtig,
So wehmuthreich empor;
Ich kannt, den Gärtner ahnend,
Oft ernſt und ſinnend davor.

Die Farben verſchwanden immer
In mildres Aetherblau;
Auf zarten Blättern wiegte
Sich immer klarer der Thau.

Sie neigte, gelöſt vom Weſte,
Sich täglich mehr und mehr;
Ein Klingen, wie fernes Geläute,
Weht' um ihr Beichten her.

Und als ich kam eines Morgens,
Da ſchien ſie mir abgeſtreift;
Ich ſagte: „Sie iſt verblühet!"
Der Gärtner: „Sie iſt gereift!"

Joh. Gabr. Seidl.

Bei der Rückkehr.

Nur wenig Jahre ſind entſchwunden,
Seit ich die Stadt nicht wiederſah;
Nun ich mich freudig heimgefunden,
Wie ganz verändert ſtand ſie da.

Wie aufgewachſen aus der Erde,
Hob Haus an Haus ſich fremd hinan;
Zu manchem einſt mir lieben Herde
Trat ich, ein unbekannter Mann.

Und Mancher, den ich kennen ſollte,
Ging ſtumm und kalt an mir vorbei;
Von Manchem, den ich grüßen wollte,
Vernahm ich, daß er nicht mehr ſei.

Und liebe Plätze, traute Stellen,
Mir heilig durch Erinnerung,
Wie weggewaſchen von den Wellen,
Vermodert, was ich kannt' als jung.

Mit frohem Herzen, leichtem Fuße
War ich genaht dem lieben Ort,
Und ſchritt mit meinem beſten Gruße
Jetzt, ohn' ihn anzubringen, fort.

Ging fort hinaus wie ein Verbannter,
Hinaus zum nahgelegnen Wald,
Vielleicht daß dort noch ein Bekannter,
So dacht' ich, Gruß mit Gruß bezahlt.

Und da war Alles noch geblieben,
Da nichts verändert, nichts zerſtört,
Noch Alles ſo, wie's einer lieben
Erinnrung ewig anagehört.

Die abenteuerlichen Föhren.
Der Felſ mit ſeinem Hut von Moos,
Die Quelle mit den Binſenchören,
Die Grotte mit dem Weſtgeloſ'.

Dieſelben Pfade längs den Hecken,
Dieſelben Bäume drüber her,
Daſſelbe Flüſtern, Rauſchen, Necken: —
Ich hört', ich ſah nichts Fremdes mehr.

Und meinen Gruß rief ich entgegen
Der theuren Stoffchatt dieſes Hains;
Und fühlte tief den ganzen Segen
Des ſeligſten Zuhauſeſeins.

Joh. Gabr. Seidl.

Warnung vor dem Rhein.

An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein
Mein Sohn, ich rathe dir gut;
Da giebt dir das Leben zu lieblich ein,
Da bindet dir zu freudig der Muth.

Siehſt die Mädchen ſo krank und die Männer ſo feil,
Als wär' es ein artig Geſchlecht;
Gleich biſt du mit ganzender Seele dabei:
So dunkt es dich billig und recht.

Und zu Schiffe, wie grüßen die Burgen ſo ſchön
Und die Stadt mit dem ewigen Dom!
In den Bergen, wie klimmſt du zu ſchwindelnden Höhn
Und dickſt hinab in den Strom!

Und im Strome, da lauchet die Nix aus dem Grund,
Und haſt du ihr Lächeln geſehn,
Und ſang dir die Lurley mit bleichem Mund,
Mein Sohn, ſo iſt es geſchehn.

Dich bezaubert der Laut, dich bethört der Schein,
Entzücken faßt dich und Graus;
Nun ſingſt du nur immer: „Am Rhein, am Rhein,“
Und kehrſt nicht wieder nach Haus.

K. Simrock.

Ständchen.

Athme nur leiſe,
Wenn ich die Kreiſe
Zieh' um dein kleines befriedetes Haus;
Gankelnde Träume,
Schaukelt die Schöne
Nicht aus dem goldigen Schlummer heraus.

Säuſle gelinde,
Blühende Linde,
Wecke ſie nicht aus dem lieblichen Traum,
Daß ſich den Thränen
Liebend verſöhnen
Mag dein Geflüſter, du roſender Baum.

Träume ſind Lieder,
Die dir hernieder
Singen die Sterne vom himmliſchen Land;
Lieder ſind Träume:
Spielende Reime
Machen das innerſte Wünſchen bekannt.

Drum in die Lieder
Immer und wieder
Flicht ſich dein lieblicher Name ſo gern:
Selige, Reine,
Wäre der meine
Deinen entzückenden Träumen nicht fern.

K. Simrock.

An die Freundin.

Du tadelſt oft an mir den ernſten Blick,
Wenn all' die Andern Luſt im Auge tragen.
O! glaube mir — ich tauſche nicht mein Glück
Mit Allen, die mich um mein Unglück fragen.

Es führt der Bergmann aus dem dürren Schacht
Sein köſtlich Kleinod an das Licht der Sonne;
Auf finſtrem Flügel trägt die hell'ge Nacht
In ſüßem Traum geheimnißvolle Wonne.

So hat ein Gott ihn liebend mir geſchenkt,
Den Samen, der noch ſchlummert im Gemüthe,
Erwartend bis der Liebe Strahl ihn tränkt,
Um zu entfalten ſtill die reine Blüthe.

Dann ſoll mein erſtes jubelndes Gedicht
Den Wechſel kunden und den Blick mir adeln;
Und — röthet Freude dann mein Angeſicht, —
Um meine Freude wirſt du mich nicht tadeln.

M. Geiger

Der Wandrer.

O wie manche, manche Hütte
Muß ich noch vorübergehn!
Ach, und wie bei manchem Schritte
Bleibt mein Fuß verweilend ſtehn!
Wo iſt Ruhe, wo iſt Frieden
Für den Wandernden hienieden?

Aber weiter, immer weiter
Treibt es ihn durch Thal und Höh',
Schon verlor er den Begleiter
In der weiten, tiefen See;
Ihm ward Ruhe, ihm ward Frieden,
Aber wandernd nicht hienieden.

Ja, vergebens ſuchſt im Wandern
Frieden du von Ort zu Ort,
Denn von Einem zu dem Andern
Treibt dich's unſtät fort und fort;
Für den Wanderer hienieden
Giebt' nur Eines ſüßen Frieden.

Eines nur, wenn Lieb' um Liebe
Sich zum Wechſelbund vermählt,
Und die Fülle aller Triebe
Mit der Wahrheit Hauch beſeelt:
Dann iſt Ruhe, dann iſt Frieden
Auch im engſten Raum hienieden.

Heinrich Siegliß.

Des alten Baumes Klage.

Mir armen alten Baume
Ziemt wohl ein traurig Lied!
Ich bin vom bangen Traume
So recht zum Tode müd'.

War einst ein frisches Leben,
War ein ein fröhlich Blut;
So lang' ich konnte geben,
Da war ich Jedem gut.

Dem Mähder gab, dem matten,
Ich Schirm zur süßen Ruh,
Und warf ihm meinen Schatten
Sammt meinen Früchten zu.

Den Vögeln war ersprießlich
Mein frisches Blätterhaus;
Die Bienen, nicht verdrießlich,
Sogen die Blüthen mir aus.

Nun bin ich alt und ärmlich
Komm' ich den Leuten vor;
Streck' schmucklos und erbärmlich
Die leeren Aest' empor.

Nun singt kein Vogel Lieder
Und theilt, wie Lust, auch Schmerz;
Nun kommt kein Bienlein wieder;
Den Alten kennt kein Herz.

So schlag' mich, Sturm zusammen,
Rett' mich vor Spott und Hohn!
In heil'gen Opferflammen
Laß fallen meine Kron'!

Adolph Stöber.

Die Mutter.

Ich rath' euch, ihr Winde,
Geht sachte, nur sachte,
Bringt würzige Düfte vom Blumengewinde,
Bringt liebliche Kühlung dem schlummernden Kinde!
Geht sachte, nur sachte!

Ich rath' dir, o Quelle,
Nur stille, nur stille,
Ein andermal sprich mir, du silberne, helle,
Von Blumen am Ufer, den Liebchen der Welle.
Nur stille, nur stille!

Ich rath' euch, im Haine,
Nur leise, nur leise!
Bergvöglein singet beim mondlichen Scheine,
O weckt nicht, o weckt nicht die rosige Kleine.
Nur leise, nur leise!

Wie's strahlet so milde!
Wie's lächelt im Traume!
O siehst du wohl, Liebchen, viel Engelgebilde?
Und spielst du mit ihnen auf gold'nem Gefilde?
Wie's lächelt im Traume!

Adolph Stöber.

Aus dem Leben.

Am Herde sitzt in stummen Schmerzen
Der Vater hier, die Mutter dort;
Entfremdet hatten sich die Herzen,
Sie tauschten lang kein liebend Wort.

Da kommt ihr Kind herbeigesprungen
Und „Vater!" ruft's mit weichem Laut,
Es hat sich auf sein Knie geschwungen
Und traurig ihm ins Aug' geschaut.

An seinen unschuldhellen Blicken
Ist bald das Vaterherz erwarmt,
Er kann die Thränen kaum ersticken
Und hält den Kleinen fest umarmt.

Hinüber nun zur Mutter springt es
Und schmiegt das Köpfchen an ihr Knie,
Ihr halberkaltet Herz bezwingt es
Und nassen Auges lächelt sie.

Wie nun das Kind hüpft auf und nieder,
Begegnet sich ihr Blick voll Harm,
Und sieh', die Lieb' entflammt sich wieder,
Sie liegen sich versöhnt im Arm.

Adolph Stöber.

Der Münster

in der Sternennacht.

Am Tage stehst du still und wie verdrossen,
Die junge Welt dir um die Füße schwärmt;
Nur wenn vom Sternenlicht du ganz umflossen,
Verkünd'st du, was Jahrhunderte dich härmt.

Dann ist dein Scheitel wundersam umschimmert,
Dann stehst du, eine Lilie, eingetaucht
In alter Zeiten Pracht, und so umflimmert,
Hast du dein Klaglied in die Luft gehaucht.

Dann wird's auch hell dort über deinem Rheine;
Im fernen Süden ist der Nacht entblüht
Das Freiburgmünster, das im Silberscheine
Dem einz'gen Freunde, dir, entgegenglüht.

Ihr haltet Zwiesprach dann, ihr tauscht die Klagen
Des Heimwehs um die längst vergangne Welt.
Propheten seid ihr, seht die Wunden schlagen
Und wisset, was das Heil gebunden hält!

August Stöber.

Lied.

Wer klagt, auf ewig sei verschwunden
Die Poesie vom Erdenrund?
O wird auf ewig nicht gefunden
Die Perle tief im Meeresgrund?

So lang noch Silberströme brausen,
So lang noch Wetterwolken glühn,
So lang noch Stürme mächtig sausen,
So lang noch duft'ge Rosen blühn —

So lang es Herzen giebt hienieden
Zu leiden kühn, zu lieben treu:
So lang erwacht in Kampf und Frieden
Die hohe Kunst der Lieder neu.

Frei heben wir auch das Geſieder,
Und gönnen edle Geiſter Raum,
Denn andre Tage ſteigen nieder,
Die Welt erwacht aus langem Traum.

Sie glaubt an uns, ſie hat begriffen,
Daß uns ein gleicher Gott befeelt,
Und daß den Aether kann durchſchiffen,
Wem es an Kraft und Muth nicht fehlt.

A. v. Stolterfoth.

ΑΝΑΓΚΗ.

Erhabne Herrſcherin der Welten,
Du eiſerne Nothwendigkeit,
Du Mutter aller wahren Helden,
Du Schöpferin jeder großen Zeit!
Du wandelſt ernſt im hehren Schweigen
Von Land zu Land, von Herd zu Herd.
Wird auch dein heilig Götterzeichen
Im Chriſtentempel nicht verehrt.

Du wählſt dir aus der bunten Menge
Mit raſchem Griff den Liebling aus
Und ſchleuderſt ihn in Sturmgedränge
Und führeſt ihn durch Nacht und Graus.
Du tauſcht ihn mit Feuerregen,
Du wirfſt ihn nackt in grimmen Froſt.
Verſöhnung iſt dem Mutterſegen,
Entbehrung deines Sohnes Koſt.

Sie wandeln nicht auf Blumenbeeten,
Die du mit Götterhand ergriffſt.
Du ſtürzeſt ſie in tauſend Nöthen,
Wenn du mit ihnen meerwärts ſchiffſt.
Du winkſt und Rieſenwogen wälzen
Sich auf des Lieblings ſchwaches Schiff;
Du wirfſt es in des Ufers Felſen,
Und es zerſchellt am ſcharfen Riff.

Wenn du den Schiffer nicht erſchlagen,
Wenn ihn die Tiefe nicht verſchlang,
Dann führſt du ihn zu kühnerm Wagen,
In neuen wilden Lebensdrang.
Er kracht empor auf rauhen Pfaden,
Den Sonnenflammen übergibt,
Zu wandeln auf des Berges Graten,
Wo ihm kein Halm entgegen blüht.

Nur Lebensdrang fühlt die Gefühle
Der Wahrheit und des ew'gen Rechts.
Nicht von des Reichthums weichem Pfühle
Erſtehn die Helden des Geſchlechts.
Still wandeln ſie als Morgenſterne
In kalter Frühe dem Tag voran;
Sie brechen in die lichte Ferne
Durch Trümmerhaufen neue Bahn.

Sie tragen des Gedankens Kerzen
Kühn in der Geiſter dumpfe Nacht,
Und alles Große ward mit Schmerzen
Von ihnen nur zur Welt gebracht.
Dafür dem Haſſe und dem Hohne
Verfallen und des Pöbels Streit;
Sie ſahn den Kerker meiſt zum Lohne,
Den Scheiterhaufen, das Schaffot. —

In meine heitern Knabenſpiele
Da drängteſt ſchon dein ernſt Geſicht;
Mein' ferne Augen lachten viele,
Dein tiefres Auge traf ſie nicht.
Nur meines ſah hinein erſchrocken
Und war gebannt von deinem Blick.
Du ſtrichſt aus meiner Stirn die Locken
Und ſchriebſt auf ſie dann mein Geſchick.

Da floſſen bangre Ahnung Schauer
Mir ſchmerzlich ſüß durch Mark und Bein,
Und in die Schatten ſtiller Trauer
Du hülltеſt meine Jugend ein.
Auf meiner Stirn dein dunkles Zeichen
In meinem Herzen dein Gebot,
Mein Loos erkannt' ich: Dulden, Schweigen,
Und Drang und Kampf mit bitter Noth.

Wenn in die heitern Gelage
Der Freude ſüßer Wunſch gelacht,
Dann ſandte dein Befehl mich ſtrenge
Allein hinaus in Sturm und Nacht.
Und daß am Maß des Leids nichts fehle,
Gefüllt ſchon bis zum hohen Rand,
Warfſt du in meine Kindheitsſeele
Der Lieder unheilvollen Brand.

Als Jüngling mit des Zornes Grollen
Hab' ich mich gegen dich gebäumt;
Es glimmt' in mir ein ſtarkes Wollen
Dem Ziel zu, das ich einſt geträumt.
Da haſt du mir die Frucht, die ſüße,
Vor meinen Lippen weggeraubt,
Du warfſt mich unter deine Füße
Und traſt mich höhnend auf das Haupt.

Am Boden hab' ich mich gewunden,
Schmerzzuckend mich emporgerafft;
Das Band, mit dem du mich gebunden,
Geſprengt mit junger Simſonskraft.
Du haſt zum Lohn für das Gelingen
Mit neuer Noth mich überhäuft;
Und ſo war ich in Kampf und Ringen
Schon früh zum Mann herangereift.

Geworfen aus der Freude Tempel,
Erſtrebt' ich kühn des Ruhmes Haus.
Doch hier auch ſchloß dein luftrer Stempel
Auf meiner bleichen Stirn mich aus.
Ich ſah auch hier mich ſtreng verſtoßen
Auf dein erſchütterndes Gebeiß.
Viel Andre pflückten ſpielend Roſen:
Mir reichteſt du ein Dornenreis.

Ich ſah des Glückes Kinder ſchwelgen
Am reichbeſetzten Lebenstiſch;
Mich tränkteſt du aus durſt'gen Kelchen
Mit Wermuthlabe kalt und friſch.
Laut jubelten die reichen Gaben
In Saus und Braus bei Becherklang,
Indeß ich von der Armuth Scherben
Mein karges Mahl hinunter ſchlang.

Doch Heil mir! welche reiche Ernte
Warfſt du dafür mir in den Schoß!
Durch dich in Schmerz und Nöthen lernte
Ich früh mich fühlen frei und groß.
Du haſt mich durch die ew'gen Bande
Vom tod'ſchen Sklavenjoch befreit,
Die ich als Herrin mir erkannte,
Du göttliche Nothwendigkeit.

Du wirſt mir rauhe Pfade wählen
Bis an des Ziels verhaßten Stein,
Du wirſt mir Kraft und Willen ſtählen,
Zum Kampfe ſtets bereit zu ſein.
Und kann ich auch dein ſtrenges Walten
Mit mir nicht immer klar verſtehn;
Doch fühl' ich deinen Hauch, den kalten
Bezwingend meine Stirn umwehn.

Laß mich durch deine Nächte ſchreiten,
Das Haupt erhoben ſtolz und kühn!
Laß deine Wetter mich begleiten!
Laß deine Blitze mich umglühn!
Wenn Sturmeswuth und Meereswogen
Mir immer Haar und Kleid zerzauſ't:
Du haſt das Herz mir groß gezogen,
Daß mir's in keinem Sturme grauſ't.

Ludwig Storch.

Stromfahrt.

Es brauſt ein Strom von edlem Naß
Durch alle Erdenzonen,
Man ſullt davon auf manches Faß,
Man trinkt davon aus manchem Glas,
Bei allen Nationen.
Soll ich des Stromes Namen nennen?
Ihr müßt ihn ſchon von ſelber kennen.
Doch muß es einmal ſein:
Es iſt der edle Wein.

Es fliegt ein ſtolzes Schiff geſchwind
Auf dieſes Stromes Rücken;
Die bunten Segel bläht der Wind,
Und in des Schiffes Raume ſind
Viel Wackre zu erblicken.
Soll ich des Schiffes Namen nennen?
Ihr müßt ihn ſchon von ſelber kennen.
Ihr habt ihn lang gewußt:
Es iſt die Jugendluſt.

Auf dieſem Schiffe fährt gar gut,
Ein Häuflein wackrer Jungen,
Die ſchöpften fleißig aus der Fluth,
Und haben recht in Jugendmuth
Manch heitres Lied geſungen.
Soll ich der Sänger Namen nennen?
Ihr müßt ihn ſchon von ſelber kennen.
Es weiß ja jedes Kind,
Daß wir es ſelber ſind.

Du Strom, du brauſe immer fort!
Du Schifflein fahre munter!
Es ſchall' des Liedes klingend Wort!
So fahren wir von Ort zu Ort,
Vergnügt den Strom hinunter.
Dann grüßen mächt'ge Meereswellen
Uns graue, fröhliche Geſellen,
Wenn wir im Ozean
Einſt glücklich langen an.

Ludwig Storch.

Heimath und Jugend.

Heimath, friedenvolles Land,
Thal, wo meine Wiege ſtand,
Grüne, wipfelſteile Bäume,
Die ihr mich in Schlummer ſangt,
Ach! mein krankes Herz verlangt
Stets in eure ſtillen Räume,
Wieder ſich in euren Schatten
Mit dem Jugendtraum zu gatten,
Denn mich quält im fernen Land
Mittagsſchwüle, Sonnenbrand.

Bergumkränztes Wieſenthal,
Ging ich nur ein einzig Mal
Noch auf deinem Sammetraſen:
Hört' ich nur im Eichenbaum
Noch einmal im Abendſchein
Ferne Jägerhörner blaſen!
Und es ſtieg aus tiefem Grunde
Noch zur ſpaten Abendſtunde
Grün beſchwingter Männer-Chor
In der Felſenbank empor!

In der moosgen Felſenbank,
Wo ans Herz mir Lina ſank,
Süß berauſcht von Liebesgluthen,
Ha! weich zauberiſche Nacht,
Als in dunkler Waldespracht
Einſam wir zuſammen ruhten!
Unten rauſchten kühle Quellen,
Zogen ſingend Jagdgeſellen,
Sang und Quell verhallten fern,
Leuchtend ſtieg der Liebe Stern.

Ludwig Storch.

Der geheime Bund.

Laut an offner Tafelrunde,
Wo auch Horchern nichts entſchlüpft,
Singen wir von einem Bunde,
Den wir heimlich angeknüpft.
Willkür und Gewalt erſchrecken,
Wenn er handelt, wenn er ſpricht,
Doch er iſt nicht zu entdecken,
Zu zerſprengen iſt er nicht.

Sonſt geſchah's, daß man im Dunkeln
Sich mit Hand und Mund beſchwor,
Sich berieth beim Sternenfunkeln,
Sich beſprach von Ohr zu Ohr.
Andre Zeiten, andre Leute!
Denn die Leute ſind die Zeit.
Frank und frei bekennt man heute
Dieſem Bunde ſich geweiht.

Und ſo laſſen wir ihn leben!
Daß er ſich in ſeiner Macht
Wie ein Löwe mög' erheben,
Der aus ſeiner Ruh' erwacht;
Daß er wie die Sonne wankte
Nach des Morgens Purpurlicht;
Daß er wachſe, wirke, handle,
Bis die letzte Feſſel bricht.

Leiſe keimt's in ſeinen Saaten;
Ja die Ernte kommt heran,
Und wir dürfen ihn verrathen,
Den man nicht verrathen kann!
Von des Rheines goldnen Auen
Bis an Polens blut'gen Sand
Iſt's der ſtumme Bund der Guten
Für ein freies Vaterland.

Victor Strauß.

Waldlied.

Wo Büſche ſtehn und Bäume
Voll tauſend ſchöner Träume,
Und Laub- und Gras- und Blumenduft
Mingsum erfüllt die friſche Luft;
Im Walde, im Walde,
Da iſt mein Aufenthalt,
Mein liebſter Aufenthalt!

Wo's luſtig hüpft und ſpringet,
Und ſchwirrt und ruft und ſinget,
Und nah und fern das Jagdhorn ſchallt,
Und nah und fern die Büchſe knallt;
Im Wald, im Wald,
Da iſt mein Aufenthalt,
Mein liebſter Aufenthalt!

Wo's bald ſo ſtille lauſchet,
Bald wunderſeltſam rauſchet,
Bald ſüß und ſüßer ſpielt und leiſt,
Bald wild und wilder brauſt und reißt;
Im Wald, im Wald,
Da iſt mein Aufenthalt,
Mein liebſter Aufenthalt!

Karl Chriſtian Tenner.

Der Kuckuck.

Mutter, liebe Mutter mein,
„Töchterlein, Töchterlein!“
Seht das munt're Vöglein!
„Laß den Kuckuck kuckuck, kuckuck —
Laß den Kuckuck kuckuck ſchrei'n,
Laß den Kuckuck ſchrei'n!“

Wie's von Aſt zu Aſte ſpringt,
„Töchterlein, Töchterlein,“
Und ſo wunderlieblich ſingt!
„Laß den Kuckuck kuckuck, kuckuck —
Laß den Kuckuck kuckuck ſchrei'n,
Laß den Kuckuck ſchrei'n!“

Singt mit friſchem, frohem Muth,
„Töchterlein, Töchterlein,“
Mägdlein, bin dir gar ſo gut!
„Laß den Kuckuck kuckuck, kuckuck —
Laß den Kuckuck kuckuck ſchrei'n,
Laß den Kuckuck ſchrei'n!“

Singt ſo hold und ſüß und fein:
„Töchterlein, Töchterlein,“
Mägdlein, laß mich zu dir ein!
„Laß den Kuckuck kuckuck, kuckuck —
Laß den Kuckuck kuckuck ſchrei'n,
Laß den Kuckuck ſchrei'n!“

Ach, mir wird ſo wohl und bang;
„Töchterlein, Töchterlein,“
Hörte nie ſo ſchönen Sang!
„Laß den Kuckuck kuckuck, kuckuck —
Laß den Kuckuck kuckuck ſchrei'n,
Laß den Kuckuck ſchrei'n!“

Halte Thür und Fenſter zu,
Töchterlein, Töchterlein;
Mägdleinruh' iſt hin im Nu!
Laß den Kuckuck kuckuck, kuckuck —
Laß den Kuckuck kuckuck ſchrei'n,
Laß den Kuckuck ſchrei'n!

Fliegt der Vogel dir ins Haus,
Töchterlein, Töchterlein,
Nimmt er's Schönſte mit hinaus!
Laß den Kuckuck kuckuck, kuckuck —
Laß den Kuckuck kuckuck ſchrei'n,
Laß den Kuckuck ſchrei'n!“

A. Chr. Tenner.

Frühlingskur.

Wie ſo ſchön die Bäume ſtehen
In der jungen Frühlingspracht,
Wie die friſchen Blätter wehen,
Drüberhin die Sonne lacht;

Vögel bauen in den Zweigen
An dem neuen Brautgemach
Und am Fuß der ſteilen Eichen
Blumen ſproſſen tauſendfach;

Wie an der bemooſten Stelle,
Wo das Laub ſich dichter ſchlingt,
Schlummerlos die alte Quelle
Ihre Schlummerlieder ſingt.

Hierher ſteck die weiſe Naſe,
Du verſeſſ'ner Recenſent,
Und verrath die ſchnöde Phraſe
Und dein ſchwarzes Element;

Sieh nun ſelbſt, daß ich gelungen
Unbefonnen, ſchlecht und recht;
Hat's im Walde gut gelungen,
Klingt's dir hinterm Ofen ſchlecht.

Das kommt dir vom dicken Blute,
Denn du ſitzeſt viel zu Hauſ';
Komm, mit dieſer Haſelruthe
Treib' ich dir den Teufel aus.

Hans Viro.

Sehnſucht.

Wenn die lieben Stern' am Himmel ſtehn,
Im Gebüſch die Nachtigallen ſchlagen,
Wenn die rauhen Frühlingslüfte wehn,
Blüthenſchmuck die grünen Bäume tragen, —
Ach! dann möcht' ich wohl auf leichten Schwingen
In die dämmerungshelle Ferne dringen!

Wenn in heller, maiendufter Nacht
Die Gefilde ſchlummermüde liegen,
Mondesſtrahlen ſich in heller Pracht
Auf des Baches Silberwellen wiegen,
Dann erwacht mit ahnungsvollem Beben
Meiner Seele träumereiches Leben.

Jedes Blatt, vom Windeshauch bewegt,
Spricht zu mir in wohlbekannten Klängen,
Jede Welle, die ans Ufer ſchlägt,
Will an das beklommne Herz ſich drängen,
Der Erinn'rung bunte Bilder ſteigen
Auf im nächtig dunklen Schattenreigen.

Fragen möcht' ich jeden hellen Stern,
Jedes Lüftchen, das mein Haupt umſchwebet,
Liſpeln hört' ich jedes Blättchen gern,
Das auf moosbeglänzter Parzel bebet,
Ob daheim Sie meiner noch gedenket,
Sehnſuchtsvoll den Blick herüberlenket?

Doch vernehmlich ſpricht die Welle nicht,
Blätter wollen Antwort mir nicht geben,
Mondlicht ſchweigt, das durch die Zweige bricht,
Lüftchen auch, die um die Blüthen ſchweben —
Bleib' allein mit meinem heißen Sehnen,
Meinen Klagen, meinem ſtillen Thränen!

W. Viol.

Frühlingsluſt.

Wach' auf, mein Herz, aus ſchweren Träumen,
Aus ſturmbewegter Winternacht!
Schau', wie auf goldnen Bergeſäumen
Der frühlingshelle Tag erwacht.

Die Lerche jubelt in den Lüften,
Im tauſendfarb'gen Sonnenſtrahl!
Es lebt und webt auf grünen Triften,
Auf wald'gem Berg, im tiefen Thal!

Die jungen Knospen ſchwellen, ſpringen
Und Blumen duften auf der Au;
Der Falter hebt die bunten Schwingen
Und badet ſich im Morgenthau.

Das Bächlein rauſcht im Wieſengrunde,
Gefeſſelt von des Eiſes Laſt,
Der Kuckuck ſchreit die frohe Kunde
Aus dichtem Walde ſonder Raſt.

Nun geht es an ein Jubeln, Klingen,
Ein Blühen, Duften, Tag und Nacht!
Nun laßt uns luſt'ge Lieder ſingen,
Des alten Gramm ſei nicht gedacht!

Dich grüß' ich, goldne Morgenſonne!
Dich blumenreicher Frühlingstag!
Mir geht das Herz nun auf in Wonne,
Es weine, wer da weinen mag!

W. Viol.

An die deutſchen Dichter.

Setzt vom Munde nun die Flöten,
Legt die Lauten aus der Hand!
Seht ihr nicht den Himmel röthen
Wechſelfreiend Blut und Brand?

Hört mit euren Roſenkränzen!
Andre Zierden thun euch Noth:
Denn es ſtreicht zu andern Tänzen
Nun der alte Meiſter Tod.

Heuer ziemt der Dichtergilde
Schwert zur Hand und Harniſch an,
Daß der Flammenſchein vom Schilde
Funkelnd widerleuchten kann.

Worte ziemen euch, die weitern
Wie ein Schwert im Schlachtengang,
Töne ziemen euch, die ſchmettern
Wie der Kriegstrommeten Klang.

Zierlich lispelnd, zärtlich raunend
Ginget ihr ſo manches Jahr:
Jetzt mit lautem Ruf poſaunend
Schreit' einher die Prieſterſchaar.

Laßt es tönen, laßt es dröhnen!
Blaſet, blaſet, daß es gellt,
Daß in Schutt ob ihren Söhnen
Jeriche zuſammenfällt!

Wilhelm Wackernagel.

Tröſtung.

„Ein Häuslein bau' ich für uns zwei
Von Veilchen und von Roſen,
Frau Nachtigall ſei auch dabei
Mit ihrem ſüßen Koſen,
Und ein viel guter heller Wein
Das ſoll der Trunk der Minne ſein:
Ein Lieb' und Luſt in beider Weis',
Ei Rebenſtock, du ſchönſtes Reis
Von allen grünen Reifern!"

Da kam ein kühler ſcharfer Wind
Von Morgen hergeſchnoben,
Zerſtörte mir mein Haus geſchwind,
Das Dach, das war zerſtoben.
Da regnet's Veilchen ohne Zahl,
Die Roſen fielen all zu Thal,
Sie fielen in den kühlen Wein,
Und auch die lieben Waldvöglein
Sind all davon geflogen.

Wer ſich ein Haus von Roſen baut,
Der will dem Winde trauen,
Und wer auf Weiberworte traut,
Iſt viel ein ſchlimmer's Bauen.
Drum laſſ' mir meinen hellen Wein,
Der hat allzeit denſelben Schein,
Bei Wind und Wetter, früh und ſpat —
Und wer ein Lieb verloren hat,
Der ſoll's beim Wein vergeſſen.

Wilhelm Wackernagel.

Lied.

O wer ſagt, es werde keinem
Menſchenblicke je zu Theil,
Anzuſchaun, wie ſich erſchließen
Knospen, und die Blumen ſprießen.
Eben, eben ward ja meinem
Auge dieſes Glück und Heil.

Schlummernd lagſt du, meine Holde,
Meine Freude, meine Luſt;
Von dem weißen Arm umfangen,
Lag dein Haupt in Fülleu Prangen,
Wie ſich neigt die Blumendolde
Ihrer Schönheit unbewußt.

Und ich ſchaute ſtill und bebend
Dieſes Frühlings Herrlichkeit,
Sah den Athem mit den Roſen
Deiner Lippen leiſe koſen;
Roſenduft zog ſchwebend
Wie zur ſüßen Maienzeit.

Nur zwei Blüthen hüllten ſäumend
Noch ſich in die Knospen ein.
Da erwachteſt du: erſchloſſen
Waren ſie und aufgeſproſſen,
Und ich ſchaute ſelig träumend
In die Augen dir hinein.

Liebe, Liebe, laß dich herzen!
Heller Frühling iſt es nun.
Laß an Augen, Lippen, Wangen
Mich wie die Biene hangen,
Laß mich in deinem Herzen
Wie im Kelch die Biene ruhn!

W. Wackernagel.

Das Vaterland.

1827.

Am ſtillen Sommermorgen walle
So gern ich durch die Einſamkeit,
Wo ſich des Tempels Säulenhalle
Dem Götervater einſt geweiht,
Wo ſich in tauſendjähr'ger Trauer
Der Eintracht nun zertrümmert Haus,
Des Kapitoles ew'ge Dauer,
Aus Schutt erhebt und ihrem Grauß.

Gern blick' ich, wenn der Dämmerung Schleier
Die ſieben Hügel ſchon umweht,
Dem Grabe mächtiger und freier
Der Geiſt des Alterthums entſchwebt,
Hinunter in die dunkeln Tiefen,
Wo, mir zum ernſten Freund erwählt,
Von jenen Helden, die entſchliefen,
Der alte Tibergott erzählt.

Gern wandl' ich auf verlaßnen Wegen,
Die kaum ein trüber Schein erhellt,
Mit ſchauderndem Gefühl entgegen
Des Kolloſſeums Trümmerwelt;
Wenn furchtſam von den wilden Schrecken
Des ſchwarzen Ungethums verſcheucht
Der ſcheue Mond, ſich zu verſtecken,
In eine Wolke Schutz entleucht.

Oft daß der furchtbaren Geſtalten
Ehrwürd'ger Ernſt mein Herz erfüllt,
Und mir der Gottheit ſtrafend Walten
Ihr hoher Sehergeiſt enthüllt,
Wenn Michel Angelo's Prophéten
Gleich Stürmen aus den Himmeln wehn,
Und bei des Weltgerichts Trompeten
Die Todten aus dem Grab erſtehn.

Oft daß ich ſelig mich erhebe
In Tabors heiligem Geſicht,
Daß ich dem ſanften Geiſt erbebe,
Der überſtrahlt von reinem Licht,
Mit Gottes glanzumfloßnem Sohne,
Von ſeinen Jüngern treu verehrt,
Im Angeſicht von Gottes Throne,
Der ſtreb' entſchwebend, ſich verklärt.

Ich ſah, wie vom begrabnen Gamme
Der Felswand in gewalt'ger Wuth
Dumpf donnernd in zerſtäubenden Schaume
Hinunterbrauſt des Arno Fluth.
Wie tief in uralt'ſtern Klüften
Der Meergott in den Waſſern rauſcht,
Und oben in den milden Lüften
Im Tempel die Sibylle lauſcht.

Wenn endlich an Dianens Bade
Durch Albas duft'gen Veilchenwald
Herrudin das blumige Geſtade,
Das Echo Jubel widerhallt,
Durchs Schattenlaub, o welch' Entzücken!
Des Abends goldner Regen träuft.
Durch blendend helle Blätterlücken
Der Blick zum nahen Meere ſchweift, —

Doch ohne Zagen ohne Schwanken
Weid' ich ſelbſt im Elyſium
Nur einem herrlichen Gedanken
Mein Herz zum treuen Heiligthum;
Ob mir der Zauber aller Fernen
Und aller Meere ſich erſchließt,
Doch glaub' ich, daß ihn nieder zu lernen
Auf dieſer Welt kein Lethe fließt.

Du biſt es, große theure Wiege,
Ach einſt mein einzig Paradies,
Du Heimath ſchwer errungner Siege,
Die ich voll bittern Grams verließ,
O Mutter, die vom eignen Sohne
So ſchrecklich zürnend los ſich wand,
Verſchließe meinem Klagetone
Dein Ohr nicht, deutſches Vaterland!

Wilhelm Friedrich Waiblinger.

Lied des Todes.

Ich bin der beſte Schnitter,
Und immer grünt mein Feld,
Und meine Halme reifen
In dieſer ganzen Welt.

Ich bin der beſte Ritter,
Der allergrößte Held,
Denn alle Burgen fallen,
Erreicht' ich mein Gezelt.

Ich bin ein fleiß'ger Schnitter;
Bei Nacht und Sonnenſchein,
Bei Sturm und Ungewitter,
Führ' ich die Garben ein.

Ich bin ein ſtolzer Ritter,
Mit einem ſchnellen Roß,
Und überall macht Splitter
Mein treffliches Geſchoß.

Giebt keinen ſchlauern Fiſcher,
Am Ufer lauſch' ich ſtets,
Mein Angel ſind die Klippen
Und Wellen ſind mein Netz.

Ich bin ein guter Schütze,
Der nie ſein Ziel verfehlt,
Und noch gar vielen Schützen
Den Jäger ſelbſt erwählt.

Ich bin der ſtrengſte König;
In meinem kleinen Haus
Hat Keiner viel noch wenig,
Und giebt es keinen Strauß.

Auch als Republikaner
Thu' ich's den Beſten gleich,
Bei mir iſt Keiner mächtig,
Bei mir iſt Keiner reich.

Und ſchlöſſe man in Marmor
Den Helden Todten ein,
Sammt ſeinem Mauſoleum
Muß er doch Aſche ſein.

Als munterer Geſelle
Treib' ich ſo manchen Scherz,
Weiß liſtig zu erſchrecken
Das feige Menſchenherz.

Ich trete bei den Memmen
Als Beingerippe ein
Und raſſle mit den Nägeln
Und mit dem Todtenſchrein.

Dem Armen klopf' ich ſelten,
Doch oft dem reichen Mann,
Hier ſag' ich daß'res Kinder,
Dort goldnen Anfang an.

Dem Schlimmen gönn' ich wachend
Und schlafend keine Ruh.
Und deck' ihm selbst im Sterben
Den lichten Himmel zu.

Ich trete wie ein Räuber
In eines Mächt'gen Haus,
Und hole alle Freuden
Und jedes Gut heraus.

Doch zu dem Frommen komm' ich,
Schön sanft und engelmild,
Entriegle seinen Blicken
Das himmlische Gefild.

Er fühlt sich sanft gehoben
Vom Moder dieser Zeit,
Hört lebensvoll erbrausen
Das Meer der Ewigkeit.

Und fürchtet er auch, zagend,
Verlust und Leid bei mir,
So tröst' ich zart: „Ich nehme
Nur deine Schmerzen dir!"

Karl Weichselbaumer.

Aufruf an Alle.

Ihr Männer und Frauen
Vor Allem seid gut!
Dann dürfet ihr schauen
Gen Himmel voll Muth.

Ihr Frauen und Männer,
Vor Allem seid wahr!
So stellet dem Kenner
Der Herzen euch dar!

Euch Guten und Wahren
Ruht, ewig getreu,
Gott alle Gefahren
Gleich Träumen vorbei.

Euch Wahren und Guten
Steht offen sein Reich;
Mit Morgenrothgluthen
Schon tagt es in euch.

Sein Reich ist, wo Wahrheit
Mit Liebe vereint
In ewiger Klarheit
Den Seligen scheint.

J. H. v. Wessenberg.

Rosenlieder.

1.

Die Krone.

Als vollendet die Welt, drückte des Schaffenden
Hand als Krone das Werk, welchem am längsten er
Nachgesonnen, das Weib, ihr
Auf die Stirne, dann ruht' er aus.

Ihr nachahmte der Lenz! All seinen Blumen und
Blüthen setzt' er in dir, Rose, die Kron' aufs Haupt;
Sah dich, lächelt', und legte
Dann sich nieder, um auszuruhn.

2.

Die Rose.

Es war im Morgendämm'rungstraum,
Die Nacht ging auf die Neige:
Da regte sich die Rose kaum
Auf ihrem grünen Zweige.

Doch als dem hellen Sonnenblitz
Die nächt'gen Schleier sanken,
Da fing sie an auf ihrem Sitz,
Betrunken gleich, zu schwanken.

Ei, sollte das vom Thaue sein,
Der unterdeß gesunken?
Du hast gewiß, o Röslein!
Zu viel davon getrunken.

3.

Die Entführung.

Wandl' ich den Garten entlang, dann kommt mir der mauerumschirmte,
Sorglich gesicherte fast vor wie ein Blumenserail.
Hier an der Pforte bewacht die versammelten Schönen der Sturmhut
Ritterlich kühn, und scheucht jeden Versucher zurück.
Doch ich entführe die Rose, die reizende Orientalin,
Trotz dem Beschützer, in mein trauliches stilles Gemach.

4.

Der Tribut.

Als jener König, den das Volk des Orients Gebieter hieß,
Von freigebornen Griechen einst sich Erd' und Wasser fordern ließ:
Da stürzten diese, zornentbrannt, die Boten in der Grube Schlund,
Und „holet Euch, was ihr verlangt!" so höhnten sie mit Herz und Mund.

Wie durch den Hauch der Funke, ward durch jenes Wort der Kampf entfacht;
Zu Wasser und zu Lande schlug das Heer der Griechen Schlacht auf Schlacht;
Wie endlich, von der Zeit besiegt, durch Altersschwäche matt und krank,
Vor Alexanders Machtgebot das Perserreich in Trümmer sank.

Das Reich versank, allein die Sucht des Orients, zu herrschen, blieb. —
So trat mit jener Miene jüngst, die einst der Welt Gesetze schrieb,
Des Ostens Sohn, der Rosenstrauch, zu mir, der Fürst im Blumenflor;
Und Erd' und Wasser fordernd klang die Herrscherstimme mir ins Ohr.

Wohl regte sich in meiner Brust der alte, heil'ge Griechenzorn,
Allein der Feind, der kecke, bot zugleich die Spitze mir, den Dorn;
Und weil ich, wie es Dichtern ziemt, von je ein Freund des Friedens war,
So bracht' ich Erd' und Wasser ihm, die Gaben, die verlangten, dar.

Und wohl mir, daß ich mich bequemt! — nie war ein milder Fürst zu schau'n:
An seine Glieder schmiegen sich die jungen Blätter, seine Frau'n;

Und beider Kinder wiegen ſich, die Roſen, ſchön in lauer Luft,
Und mein beſcheid'nes Zimmer füllt des Morgenlandes Glanz und Duft.

Dein treuer Sklave neig' ich mich vor dir, o Herrſcher mild und gut!
Und außer Erd' und Waſſer ſei auch dieſes Lied dir ein Tribut.
Und wenn dir mein Geſang gefiel, das Kind des Dichterelements,
So hauch' ihm deinen Odem ein: den Roſenduft des Orients.

5.

Roſen und Dornen.

Haſt du die Roſe geſehn, friſchblühend im Schimmer des Spätroths?
Ach! ein nächtlicher Sturm ſtreute die Blätter umher;
Und doch ſtehen die Dornen, die übrigen, an dem entlaubten
Stengel noch feſt, kein Glanz deckt die beraubenden mehr. —
Freude, du zarte! dich knickt, wie die Roſe der Sturm, das Geſchick leicht.
Während den Stachel des Grams mählig die Zeit nur vertilgt.

6.

Auf eine ſpäte Roſe.

O Roſe, die mit friſchem Glanze
Geſchmückt dem grünen Bett entſteigt,
Da ſchon im abgeblühten Kranze
Der Sommer ſich zu Ende neigt:
Als ob er dich zum Zeichen böte
Des Scheidens, iſt mein Herz geſchwellt;
Als ob dem Roth die Abendröthe
Zur Grabesnacht der Pflanzenwelt.

Wie herrlich war die Blumenfülle —
Der jungen Mailuft eine Wieg' —
Als deine Schweſter aus der Hülle
Wie Venus aus den Fluthen ſtieg.
Und ob auch ſie im Blüthenmeere
Verſank, mit freudetrunk'nem Sinn,
Es blieb die Lilie doch, die hehre,
Zurück als Reichsverweſerin.

Sie war es, die im heißen Kampfe,
Vom Flammenpfeil der Sonn' umzielt,
In Sturmgebrauſ' und Nebeldampfe
Die Blumenſchaar zuſammenhielt.
Doch als der Krieg des Heeres Glieder
Dem Tode nach und nach gemäht,
Da warf ſie Kron' und Zepter nieder,
Und ſtürzte ſich ins Grab der Zeit. —

Nach ſolchen ſchickſalsſchweren Tagen,
O Roſe! biſt du dich hervor;
Empfangen von des Dichters Klagen,
Anſtatt des Frühlings Jubelchor.
Umtrauert ſind die Zeitgenoſſen!
Ich kund' es dir mit heißem Schmerz:
Der Freude ſtarb die Maienroſe,
Der aber bricht der Gram das Herz.

7.

Zeit zum Träumen.

Verkünd', o Weltumwandlerin!
Weswegen ſich der Tag verjüngt,
Sobald die Zeit die Königin
Des Blumenreichs vom Throne ſtürzt? —
Die Sonne d'rauf mit Heiterkeit:
Die läng're Nacht iſt Euch vergönnt,
Damit ihr von der ſchönen Zeit
Der Roſen länger träumen könnt.

Ludwig Weſtrum

Dichters Wunſch.

Ich möchte jeden Stock
Zum grünen Zweige wandeln,
Daß auch der dürre Scheit
In Blüthe ging mit Mandeln;

Ich möchte jedem Stein
Das Herz im Grund erſchließen,
Daß aus verborgnem Quell
Ein Born ſich möcht' ergießen;

Ich möchte jedes Herz
Mit Dichterblumen ſchmücken,
Und mit dem geiſterwandt
Dann theilen mein Entzücken.

Ludwig Wihl.

Dichters Leidweſen.

Mich ärgert ſtets das Roſen
Der Menge mit den Roſen,
Wenn ſie ſie blühen ſieht.

Sie eilet ſie zu brechen,
Den Duft ſchnell zu verſprechen,
Der aus dem Kelche glüht;

Was nimmet ſie eigenſüchtig
Ein Erben, das zu flüchtig
Von ſelbſt vorüberzieht.

Ludwig Wihl.

Achtungsſtufen.

Jeder treib' in ſeinem Kreiſe
Alles auf die rechte Weiſe
Und ich reich' ihm gern die Hand;

Doch darf er darum nicht meinen,
Daß wir Alle gleich erſcheinen,
Jedem iſt ſein Maß erkannt.

Gleich ſind mir nur gleiche Geiſter,
Schüler ſind mir keine Meiſter
Und der Dünkel ſei verbannt.

Ludwig Wihl.

Menſchlichkeit.

Zum Mitleid wird mein Haß,
Wenn ſich das Glück geändert,
Wenn der, den ich gehaßt,
Ein Armer kommt geſchlendert.

Ich möchte ihm gestehn,
Würd' er es nicht mißdeuten,
Daß ich kann übersehn,
Was er gethan vorzeiten.

Ludwig Wihl.

Der zerschlagene Edelstein.

Kannst du den Edelstein mir sagen,
Der dunkelroth in stummem Schmerz
In dreien Kronen glänzt zerschlagen
Wie ein zerrißnes blut'ges Herz?

Da hat, der stets die Schuld gerochen,
Der Geist der Zeit den Edelstein
Kühn aus der größten Kron' gebrochen,
Und faßt in rauhen Stahl ihn ein.

Es hält der Geist der Zeit erhaben
Den stahlumgürteten Rubin,
In der Geschichte Erz zu graben
Ein großes Wort der Menschheit hin.

Und kannst du sagen, was er schreibet,
Das große, feierliche Wort?
Geätzt mit Blut vom Herzen bleibet,
Was dort er eingräbt, ewig fort.

Wilhelm Zimmermann.

Sommerreise.

Blauer Himmel, grüne Bäume,
In dem Herzen froher Sinn,
Ringsum duft'ge Blüthenträume,
Zieht sich's da nicht lustig hin?

Morgen steigt mit Rosenwangen
Aus dem kühlen Bett der Nacht,
Funkelnde Geschmeide prangen
Durch der Locken goldne Pracht.

Aufgeschlossen sind die Pforten
Jeder Freude, jeder Lust,
Und es ziehet aller Orten
Frohsinn in die offne Brust.

Wonnerausch in tausend Kelchen
Brauset auf der grünen Flur,
Durst'ger Zecher, komm, zu schwelgen
An dem Tische der Natur!

Hier genügt kein zagend Nippen;
Was des Tages Gunst gefüllt,
Leere ganz mit heißen Lippen,
Voll, wie dir's entgegenquillt!

Ach, wie ist so reich das Leben,
Und wie spendet es so viel,
Und wie klein oft unser Streben,
Und wie arm oft das Gefühl!

Sieh, die schillernde Libelle,
Kurz ist nur ihr flücht'ger Tag,
Aber auf des Lebens Welle
Schwimmt sie dem Genusse nach!

Und du wolltest dich verschließen
In der Sorge düstres Haus?
Lockt, wenn ringsum Blüthen sprießen,
Dich das Sehnen nicht hinaus?

Wenn des Lenzes Stimmen rufen,
Oeffnet sich ja jedes Grab,
Denn es steigt auf Blüthenstufen
Ein Erlöser mit herab.

Sinke weinend hin und bete
An dem Altar der Natur;
Neuen Lebens Morgenröthe
Leuchtet dann auf deine Spur.

Blauer Himmel, grüne Bäume,
In dem Herzen froher Sinn,
Ringsum duft'ge Blüthenträume,
Laß uns selig weiter ziehn.

Friedrich August Freiherr von Zu-Rhein.

3.

Oden, Elegien, Dithyramben, Rhapsodien.

Oden.

Bei der Nachricht von Platens Tode.

Schwermüthig tönt, meerüber und fern
Von Ortygias Fels her, Sage: wie du
Einsam starbst! Ach! und es hat Freundeshand,
Pflegende, dich nimmer gelabt.

Fern war von dir ich, ferne von dir!
Und es warf kein Freund die Erd' in das Grab
Als hineinsank in den Schlund, was an Dir
Sterbliches war, Staub zu dem Staub! —

Trauernd gedenk' ich dein .., und es dringt
In das Herz mir Weh! — Du aber vielleicht
Schüttelst nun Fittige schon, frei des Grams,
Welcher des Leibes Wohner befängt ...

Froh! denn du warst unheimisch dahier
Und ein Pilger stets. Unstät, unerfreut
Sangst du hier Anderer Glück, deines nicht!
Wurde dir viel Wonne zu Theil?

Ach, Liebe gab dir Schmerzen genug,
Und sie ließ der Lust dich kosten, vom Rand
Kosten nur; aber im Fliehn ließ sie dir
Tief in der Brust haften den Pfeil!

Schönheit allein umschwebte dich treu
Und erhielt allein noch Odem in dir:
Für sie zogst kämpfend du aus, mühevoll
Wider den Schwarm frevelnden Volks!

Ein Fremdling ward Schönheit! Unerkannt,
Ungehört, verfolgt, schwermüthigen Schritts
Geht sie nun, Wenigen hold, ihre Bahn:
Sie, die, geehrt, Selige schafft!

Einst wollten wir, ihr folgend, die Welt
Uns beschaun, vereint, — Ortygia auch!
Trennung kam, lange! und wollt' ich zu dir
Reden, so nahm Trauer das Wort!

* * *

Mische ihm den Staub, Orthygia, nun,
Von dem Meer umhallt, zu Aeschylos' Staub!
Nachtigall, griechische, komm! töne gern,
Ihm um die Gruft flatternd, Gesang!

A. Kopisch.

Schönheit.

Nicht rühme je sich weise der blinde Thor,
Der nie der Schönheit heilige Höhn betrat:
Der nie erkannt, wie groß der Mensch sei, —
Göttlichem nahe zu kommen wähnt er?

O wahrlich, Thorheit prediget manch ein Mund,
Von höhern Lebens nimmer erkanntem Heil: —
Das Erste blieb ihm unvollendet; —
Ohne die Schwingen — wie fliegt er aufwärts?

A. Kopisch.

An Philomele.

Tonleiterartig steiget dein Klaggesang
Voll-schwellend auf, wie wenn man Bouteillen füllt:
Es steigt und steigt im Hals der Flasche —
Sieh', und das liebliche Naß schäumt über.

O Sängerin, dir möcht' ich ein Liedchen weihn,
Voll Lieb' und Sehnsucht! aber ich finde schon;
Ach, mein unselig Gleichniß regt mir
Plötzlich den Durst und mein Gaumen lechzet.

Verzeih! im Jägerschlößchen ist frisches Bier
Und Kegel-Abend heut: ich versprach es halb
Dem Oberamtsgerichtsverweser,
Auch dem Notar und dem Oberförster.

Eduard Mörike.

Der bessere Theil.

Jung und harmlos ist die Natur, der Mensch nur
Altert, Schuld aufhäufend umher und Elend;
Drum verhieß ihm auch die gerechte Vorsicht
Tod und Erlösung.

Stets von heut auf morgen vertagt die Hoffnung
Ihr Phantom. Auswandert der Mensch in fremden
Himmelsstrich, doch tauscht er indeß die Noth nur
Gegen die Noth aus!

Stets um Freiheit buhlt das Gemüth, um Kenntniß;
Doch um uns liegt rings, wie ein Reif, Beschränkung;
Keine Kraft, selbst Tugend vermag der Zeit nicht
Immer zu trotzen.

Manchen Flug wagt menschliches Wissen, das doch
Kaum ein Blatt aufschlägt in dem Buch des Weltalls:
Bist du je, Milchstraßen entlang, gewandelt
Nach dem Orion?

Nein — und deshalb lehrte der Mann der Weisheit,
Den die Welt dankbar den Erlöser nannte,
Zuversicht auf höheren Waltens Allmacht,
Lehre des Glaubens.

Thätigkeit löst Räthsel und baut der Menschheit
Schönstes Werk; doch schmähe sie drum ein stilles,
Sanftes Herz nicht, weil es erwählt den bessern
Theil, wie Maria.

A. v. Platen.

Der Herzogin von Leuchtenberg.

Aufbewahrt hat graue Vorzeit dieses erfreuliche Wort
(Wenn je der Schmerz uns des Erfreulichen theilhaft erscheint),
Den das Mutterauge dem Sohn
Nachweint, des hoffnungsvollen zu frühe beraubt),
Daß stets in der Blüthe dahinsinkt jugendlich,
Wer der Gottheit süßer Liebling.

Hohe Frau! Dir fern umstehn zwei Wittwen den offenen Sarg,
Trostleeren Blick neigend in sehnsuchtstiefer Noth,
Nach dem Bruder, nach dem Gemahl
Hinschauend, durch unsäglichen Jammer bewegt;
Doch über das nächtliche Schauspiel liebevoll
Wirft die Dichtkunst ihren Lichtkranz.

Ewig soll dein Mutterschmerz dastehn, wie ein Niobebild,
Hoch auf des schönstimmigen Festliedes Fußgestell.
Aber selig werde genannt,
Wer frühe schon eingeht in das Schattengefild:
Nicht schleppt er die Sorge des krankheitmüden Leibs
Schritt vor Schritt angstvollem Grab zu;

Auch der Schönheit, auch der Kraft Abnahme, des lieblichen Flaums,
Nicht kennt er, schaut nichts in des Jahrs tiefsinkendem Tanz,
Als den reigenführenden Lenz.
Nicht durch des Daseins Weltgeschicke das Herz
Fühlt tief er empört; es verdrängt selbst Glücklichen
Herben Wermuthkelch das Schicksal.

Wer erfuhr mehr denn du selbst raschlaunigen Wandel des Tags?
Dir wurde manch freudiger Kranz neidvoll entführt:
Einem Heldensohne vermählt,
Ruhmreich, an Schönheit Krone der irdischen Fraun,
Bald seines gewaltigen Stiefvaters Untergang
Sahst du, dann ihn selbst begraben.

Thronberaubt dann kehrte gen Europa die Tochter zurück,
Doch goldne Frucht hangt üppig an des morschen Ast'
Häufig als ein labendes Pfand
Freudenvoller Zukunft. Auf dem Gefieder des Siegs
Schwang liebebeeiert sich empor dein Schwieger ohn,
Der vom Thron warf jenen Bluthund.

Muthbegabt, festwillig, voll ausdauernder Kraft in des Kampfs
Langwierigkeit, immer voran, wo's galt Gefahr,
Sah die Welt den Herrlichen, ihm —
Zujauchzend Beifall. Häßliche Nymphe der Ypres,
Du sahest allein, um das Aug' neidgelben Rauft,
Kalt in theilnahmloser Dedheit;

Denn sich selbst bleibt treu des Sinns ursprüngliche Jämmerlichkeit:
Lichtscheues Nachteulengeschlecht flieht sonnenkrank
Deine Scheibe, rosiger Tag!
Manch Hirngespinnst ausbeckt es und mancherlei
Schulstaubige Dünste. Die Weisheit aber zieht
Ihre Glanzbahn jung und aufrecht.

Ihr, der Selbstsucht Söhne! die krampfhaft in des zähen Gewebs
Irrwahn ihr festhalten der Herrschaft Eisenstab:
Wißt, ein Fürst, ein Kaiser sogar
Starb für die Freiheit! Jugendlich ach! in den Rausch
Neubefreiten Siegs, an Schönheit Herkules,
Sank des Mannes kraftvoller Leib hin.

Ja, er starb. Frohlocke nicht, kurzsinniger Pöbel! Es tönt
Niemals der Tod, der des Triumphs Thürschwell' umwand,
Eine honigsüßere Form.
Einhüllt des Weihrauchs Wolke das Leichengepräng
Sammt festlichen ewigen Lorbeers Weihgeruch:
Thräne, fleuch, hier steht der Nachruhm.

Riesenhaft! Oft sah die Welt duldsam des Eroberer-schwerts
Blitzartig aufzuckenden Glanz. Freiheit indeß
Fand der Helden wenige nur;
Doch diese schmückt stets reineren Heiligenscheins
Sanftleuchtende Krone, dem Herrschaftsmächtigen
Zwängt die Stirn bloß ein Metallreif.

Ewig Heil drum Jedem, der einheimische Fluren befreit
Aus doppeltschwer drückender Noth: Pfaff sammt Tyrann,
Ankerketten sind's an Gewicht.
Heil jenem, der, ächt ritterlich auf der Gewalt
Thronstufen erhebend ein schuldlos Mädchen, ihr
Deines Sohnes Hand anvermählt hat.

Hehe Frau! Zwar warf die Hochzeitsfackel betrüglichen Schein,
Halbdunkler Gruftlampe vergleichbar; doch es hat
Solches uns der Glaube gelehrt,
Daß stets in undurchdringlicher Nächte Gewölk
Einhüllt die erleuchtete Vorsicht ihren Pfad,
Während Blindheit unser Loos ist!

Kein Warum frommt. Ewig bleibt stillschweigend und ernst das Geschick;
Doch wälzt die Dichtkunst der Vergessenheiten Fluth,
Strömt Ergebung aus und Geduld:
Antheil am Schmerz, Antheil an der Freude geziemt
Ihr, welche die Fittige festhält selbst Saturns,
Ihm des Daseins Spiegel vorhält.

Unbewußt wem fernhin gesandt sei dieses, o nenn' es, Gedicht,
Das auf gebirgsmächtigem Eiland staunend ich
Unterm Hauch des Lenzes erfand,
Der auch der Sehnsucht mildere jeden Schmerz,
Stets brause jedoch des Gesanges Strom, welcher um
Wittelsbachs liebfrohe Burg schäumt!

Aug. v. Platen.

Der Löwe zu Luzern.

Sinnend weilt, wer pilgernd das Vaterland Tells
Frohgemuth, freiathmend durchschweift, und grüßt hier
In der quellumsprudelten Felsenkluft dich,
Sterbender Berglen!

Hingestreckt, todtmüde, noch bergend in der
Riesenstärke reichmähnigen Brust den Speerschaft,
Rufst du wach glorwürdiger Heldenthaten
Bild und Gedächtniß!

Jenes Tags, als tobend im Freiheitswahnsinn,
Bergstromgleich anstürmten die Heerden Frankreichs;
In des Aufruhrs Glockengeläut' erscholl die
Hymne Massilias!

Tag des Wehs, nachschleppend der schlimmeren viele,
Als des Volks schwindlig Gelüst den Goldreif
Riß von Ludwigs Haupt, von den Schultern ihm den
Heiligen Purpur!

Ihr, umsonst einhauchte die Tochter Oestreichs
Dem Gemahl schlachtfreudigen Sinn, umsonst tönt'
In des Schloßraums Gitterbezirk der Ruf: Hoch
Lebe der König!

Nicht besteigt sein Roß er zum Kampf, er wehrt frommen,
Aber zag', unkriegerisch stets dem Blitz, der
Seines Winks nur harrt, um zu wecken, Blitze
Regnend, den Donner!

Selig, wenn fortlebt in dem Enkel seiner
Väter Glanz und jegliche Tugend frisch und
Ungeschwächt; nicht preis' ich den Mann, der vorzieht
Dulden der Thatkraft!

Nun geschah's, schmachvoller Moment! daß ihres
Zauberers baar, schutzfindend, die Majestät wich!
Aber furchtlos ging in den Tod Helvetiens
Starker Gebirgssohn!

Stolze Schaar, stumm räumend des Bourbonischen
Herrscherstamms thurmprangende Burg, ob zahllos
Du beklimpft und kämpfend erliegst, du stirbst zwar,
Aber du siehst nicht!

Schöner nicht, herrlicher sank und sank nicht
Lacedämons Kraft in des Oeta Felsschlucht,
Noch Athens einst säulengereihte Schaar auf
Marathons Blachfeld!

Sohn der Freiheit, Hüter der Kön'ge denn, ja!
Wach von dir bleib' ewig das Alpenecho!
Und zum Haß stets zwing' uns, gedenkend dein, hier
Sterbend der Berglen!

Eingedenk stets bleibe die Muse dein, und
Deines Ruhms Seebarke, sie segle, klangreich,
Auf des Lieds schönwogender Fluth hinab zum
Meere der Nachwelt!

F. W. Regge.

Elegien.

Wenn auch Vater Homer in dem alterthümlichen Epos
Schlachten besingt und die Irrfahrt des gewandten Helds,
Wenn der erhabene Pindar in weicheren Tönen der Laute
Wirft sein goldnes Geschoß auf die Bekränzten im Kampf;
Wenn du, Sophokles, auch der Antigone männliche Zartheit,
Ajax' rächende Wuth stellest auf hohen Kothurn;
Nicht so strebt mein Sinn; er gefällt sich in deinem Getöne
Nur, Elegie, du nimmst liebend die Hauche der Brust
Auf, und die innere Gluth des begeisterten, reinen Gemüthes
Hüllst du in schönere Form, welche den Busen entzückt.
Sei nur erreget die Brust vom Bilde der ewigen Wahrheit,
Auf dem melodischen Strom fliehet sie lieblich dahin;
Oder entzündet der Sinn vom Schauen des Göttlichen, Schönen,
Schön dann rauschet das Wort mir vom begeisterten Mund.
Auch dem entzückenden Spiele der Lieb' im Geheimniß des Busens
Gabst du ein zartes Gewand, Ruf', in dem holden

Und die Klagen der Liebe, die Seufzer des sehnenden Herzens
Lindern die Schmerzen der Brust, tönen sie wieder im Lied;
Gegen die Lieb' erfand Polyphem dies heilende Mittel,
Da viel seufzend er einst schaute vom Aetna ins Meer.
Wär mir verliehn, die unendliche Liebe, die tief mir im Busen
Wohnt, und täglich sich neu formend wie Proteus erscheint,
Auszusprechen mit hundert der Lippen, mit hundert der Zungen!
Aber das endliche Wort, nimmer besitzt es die Kraft;
Nur der begeisterte Sinn, den des Lichtes Strahlen erleuchten,
Faßt das Unendliche auf, hüllt es in sinnliche Form.
Und so fleh' ich nur Eins von den ewigen Göttern, sie mögen
Kraft und bildenden Sinn leihen der sehnenden Brust,
Daß mein Leben verweh' auf den Höhen des heitern Parnasses,
Wo das verklärte Gemüth strahlet im ewigen Licht. —
So verhauche mein Geist im Hymnus der göttlichen Liebe,
Der in unendlicher Form, immer derselbe, sich stets
Wieder verjüngt; denn ich schau' in allen Gestalten der Liebe
Jenes unendliche Eins, welches ein höheres Sein
Jeglichem leiht; in allen nur schau' ich die ewige Einheit,
Welche, von Lieb' erzeugt, göttlich die Welten vereint. —

Friedrich Aß.

Der Kuß.

Einen Kuß, noch Einen! — bat der Jüngling;
An dem Bache saßen sie und sprachen,
Der sich schwellend an das Ufer drängte,
Wo am Rande volle Rosen nickten.
Einen Kuß, noch Einen! — Doch das Mädchen
Wandte sich hinweg von seinen Lippen.
„Heute keinen mehr, laß dir genügen
An dem Blick, dem Händedruck, den Worten,
An dem vollen Quell der reichen Liebe!"
„Wird der von dem Kusse überschwellen?"
Fragte sie der Jüngling. Und der Rose,
Deren Purpurkelch auf seine Stirne
Sich herniederbog, stahl er ein Blättchen
Von dem duft'gen Busen. „Sieh Geliebte!"
Rief er, und den ros'gen Raub dem Bache
Anvertrauend, „diese Wellen drängen
Sich dem Ufer um kein Haarbreit näher,
Seit auf ihren hochgeschwollnen Fluthen
Gaukelnd schwimmt das zarte Blatt der Rose.
Gleich dem Bach ist reiche Liebesfülle,
Und der Kuß ist gleich dem Rosenblättchen." —
„Freund" — so sprach das lieblich ernste Mädchen,
Lächelnd, doch bedeutsam — „nach der Rose
Sieh, der du des Kusses Bild geraubet."
Rasch zur vollen Purpurrose blickte
Der Geliebte. Ach, nicht voll, nicht glühend,
Matt und welkend neigte sie das Köpfchen;
Blatt für Blatt der hundertblätterigen
Sank, dem einen, dem geraubten, folgend.
Alles hielt des unerlaubten Zaubers
Ring, und Alles fällt mit dem verlornen.
„Siehst du" sprach das Mädchen „was die Fluthen
Tragen konnten ohne anzuschwellen,
Kann die Rose dennoch nicht entbehren."

F. A. D.

Dem wanderlustigen Freunde.

Ist nicht des Winters genug in unsern heimischen Flächen,
Nicht des Eises und nicht nassen Gestöbers genug,
Daß du zum Eiland willst, dem eisigen, über des Meeres
Finster wogende Fluth, durch den umnachteten Tag?
Nebel streichen durchs Tauwerk hin, den Himmel verengend,
Während die Wogen sich zu schleudern das knatternde Schiff.
Regnender Himmel und nichts als Meer! Nur siehst du den Wallfisch
Heben sein plumpes Haupt schnaubend den sprühenden Strahl.
Wie viel süßer ruhet sich's nicht im heimlichen Zimmer,
Wenn der sausende Nord Schnee um die Fenster dir treibt,
Aber Liebchen im Arm, die flüsterst mit süßem Geplauder
Aus dem heiteren Sinn Worte mit Küssen vermischt,
Und verschränkt die Finger mit deinen Fingern, du aber
Greifest durch ihres Haars spielend gelöstes Geflecht.
Wie ertrüge der Winter sich sonst in der kärglichen Zone,
Wie der verdüsterte Tag, ach, und die weilende Nacht!
Doch du suchest den Norden noch mehr im arktischen Island,
Das sich mit schwarzem Basalt schroff in die Wolken erhebt.
Ewig tobet die Brandung, die schäumende, gegen den Fels an,
Der mit gepanzerter Brust trotzet dem siedenden Gischt.
Aber es hallt in den Mauern des Fjords der Donner des Meeres
Fürchterlich, unter die auch donnert der felsige Grund.
Dampfende Wasser entspeit der Rachen des kochenden Berges
Und es stürzt der Schwall heiß in den eisigen Schlund;
Wo sich der Gießbach wälzt, stäubt schimmernd Gehänge-eis
Wälzend, die Bergwand auch schüttet Lawinen darein.
Alles ist in gewaltigem Kampf, es hadern die rohen
Elemente, den Groll schnaubend mit wildem Getös.
Doch wie entbrannt sie kämpfen, so kämpfen sie ewig und einsam,
Wie in der Todesgruft bleibt im Tumulte das Herz.
Wie viel süßer in traulichem Zwist mit Liebchen zu kosen,
Wenn sie, den Gründen zum Trotz, Recht zu behalten sich müht,
Wenn sie an allen Fingern dir aufzählt deine Verbrechen,
Und doch zum Lohne zuletzt reichet den süßesten Kuß.
Jetzo sträubt sie sich dir; du willst mit der Hand sie umfassen,
Doch mit dem blühenden Arm lehnet sie kräftig dich ab.
Kühner fassest den Nacken du nun — da reißet die Perlschnur,
Und entrollet umher schütten die Perlen sich aus.
Ach, da dringen ihr Thränen herab, sie weint um das Kleinod,
Ach, die schluchzende Brust drängt sie aus Zorne erzürnt.
Du bemühst dich umsonst, sie zu sänftigen und zu getrösten,
Denn sie verhüllt das Gesicht, schließet den Worten das Ohr.
Selbst wohl liesest die Perlen du auf, und reihst auf die Schnur sie,
Und du knüpfest die Schnur schweigend ihr wohl um den Hals:
Sieh, da blickt sie auf — o sprich, du zögerst das Meer noch
Und trübseliges Meer regnenden Himmel noch vor? —
Siehe, sie blicket empor, und hold, wie die Taube der

Schwebt ein Lächeln verklärt über den Thränen herauf.
Das erquicket das Herz! — Dein Herz sucht kühn sich Gefahren,
Denn die männliche Brust freut sich der wilden Gewalt.
Doch wie am Bache der Baum, so gedeiht im Busen das Herz doch
Nur am Herzen, am warm schlagenden Herzen allein.

O. F. Gruppe.

Die schöne Buche.

Ganz verborgen im Wald kenn' ich ein Plätzchen, da stehet
Eine Buche, man sieht schöner im Bilde sie nicht.
Rein und glatt, in gediegenem Wuchs, erhebt sie sich einzeln,
Keiner der Nachbarn rührt ihr an den seidenen Schmuck.
Rings, so weit sein Gezweig der stattliche Baum ausbreitet,
Grünet der Rasen, das Aug' still zu erquicken, umher;
Gleich nach allen Seiten umzirkt er den Stamm in der Mitte;
Kunstlos schuf die Natur selber dies liebliche Rund.
Zartes Gebüsch umgrenzet es erst; hochstämmige Bäume,
Folgend in dichtem Gedräng', wehren dem himmlischen Blau:
Neben der dunkleren Fülle des Eichbaums wiegt die Kiefe
Ihr jungfräuliches Haupt schüchtern im goldenen Licht.
Als ich unlängst einsam, von neuen Gestalten des Sommers
Ab dem Pfade gelockt, dort im Gebüsch mich verlor,
Führt' ein freundlicher Geist, des Hains auflauschende Gottheit,
Hier mich zum erstenmal plötzlich, den Staunenden, ein.
Welch' Entzücken! Es war um die hohe Stunde des Mittags,
Lautlos Alles, es schwieg selber der Vogel im Laub.
Und ich zauderte noch, auf den zierlichen Teppich zu treten,
Festlich empfing er den Fuß, leise beschritt ich ihn nur.
Jetzo gelehnt an den Stamm (er trägt das breite Gewölbe
Nicht zu hoch) ließ ich rundum die Augen ergehn,
Wo den beschatteten Kreis die feurig strahlende Sonne
Fast gleich messend umher säumte mit blendendem Rand.
Aber ich stand und rührte mich nicht; dämonischer Stille,
Unergründlicher Ruh' lauschte mein innerer Sinn;
Eingeschlossen mit dir in diesem sonnigen Zauber-
Gürtel, o Einsamkeit, fühlt' ich und dachte nur dich!

Eduard Mörike.

Entschluß zur Umkehr.

Auf des Gebirgs Hochgipfel, wo dicht aneinander entrieselnd
Nordwärts und südwärts Quelle von Quelle sich trennt.
Jede den mächtigen Strom ankündigend und an die Länder
Mahnend wodurch sein Schwall bis in das Meer sich ergießt,
Stand ich mit zweifelndem Fuß; denn südwärts lockte der Pfad mich:
Ach, Hesperien blaut hinter den Gipfeln empor.
Dreimalmächtiges Rom! dort wölbt Sanct Peter die Kuppel,
Strömet die Tiber wie einst Romulus Wiege vorbei.
Dort in der Meerfluth badet die reizenden Glieder Neapel,
Näher im lachenden Thal leuchtet das stolze Florenz.
Hier, noch näher, Venedig, des Meeres entthronte Gebietrin,
Noch in dem dunklen Gelock Kronen vergangener Macht.
Da, da liegt es, das Land unsterblicher Thaten und Werke,
Klar und tiefblau spannt drüber der Himmel sich hin.
Doch was wäre mir Rom, was wäre Florenz und Neapel,
Land, Meer, Himmel und Welt, von der Geliebten entfernt?
Rückwärts wandt' ich den Blick, rückwärts die beflügelten Schritte,
Gegen des kältenden Nords düstere Breiten gekehrt.
Dort, dort wohnt die Geliebte, so lang' schon schmerzlich Entbehrte;
Wo ihr Arm mich umfängt, find' ich Neapel und Rom.

B. Strauß.

Agrigent.

Wie aus heiterstem Grün, o erhabenste Tempel Girgenti's,
Wie vom Himmel umglänzt steigt ihr der Nachwelt empor!
Zwar in Trümmer schlug euch die Zeit; wohin ich mich wende
Zu des olympischen Zeus altem titanischen Haus,
Sei's zum furchtbaren Schutt des Herakles, sei's zu dem Hügel,
Wo, vom Frühling umblüht, Juno Lucina, du einst
Oder die Eintracht dort in dorischer Schöne gewohnet,
Sei's, wo der Tempel Vulcans über der blumigen Kluft
Von Limonen umduftet, umlacht von Indiens Feigen
Kaum den Blick mir zum Strand, kaum bis zum Meere gewährt.
Euch umglühet Natur, wo selbst aus dem Grab in der Mauer
Strebt der blühende Baum mächtiger Aloë noch.
Jüngst so irrt ich im Grün, mir lachten goldene Früchte,
Hier entsprang der Granat, dort die Orange dem Laub
Eine Nachtigall schlug, und die Tempel entragten den Hainen.
Da erfüllte mir Wehmuth das einsame Herz,
Unaussprechliche fast. So oft ins verödete Leben,
Oft in die Trümmer des Glücks, ach, in der Liebe Verlust
Klagt ein süßer, ein seliger Laut mit der Nachtigall Stimme,
Und das Schöne vielleicht wohnet am Liebsten im Schmerz.

W. Waiblinger.

Die Großmutter.

Kind.

Großmutter, bin ich heut artig geweſen?

Großmutter.

Ja wohl, mein Kind,
Nun magſt du auch ſpielen gehn
Dort in der Laube am Nußbaum. —
(Glückſelige Jugendzeit!
Als ich ſelbſt noch ein Kind war,
Wie meine Enkelin dort,
Und der Lehrer uns Kindern
So viel erzählte
Von den ſündlichen Menſchen,
Und wie es ſo ſchwer ſei,
Das Böſe zu meiden,
Da dacht' ich oft:
Was die Leute doch wollen!
Immer gut zu ſein
Und nur zu thun,
Was die Mutter verlangt,
Was iſt's denn ſo Großes? —
Doch als ich älter worden
Und trat in die Welt hinaus,
Ach, wie ſo ſchwer ward's,
Ach, wie ſo ſchwer ward's!

Kind.

Großmutter! hörſt du den ſchönen Vogel ſingen?

Großmutter.

Und als ich Jungfrau worden
Und meiner jungen Seele
Des Lebens Fülle ſich aufthat,
Und ich hörte die Eltern
Von Sorgen ſprechen
Und daß die Welt nur
Voll Trübſal ſei,
Da ſprach ich zu mir:
Was die Menſchen doch wollen!
Dein fröhlich Gemüth
Vor Unmuth zu wahren
Und nur dem Schönen und der Freude,
Deren die Welt ſo voll,
Dein Herz zu öffnen,
Was iſt's denn ſo Großes?
Doch ich ward älter
Und es kamen die Sorgen,
Ach, wie ſo ſchwer ward's,
Ach, wie ſo ſchwer ward's! —

Kind.

Großmutter! der ſchöne Vogel iſt weggeflogen.

Großmutter.

Jetzt iſt weiß mein Haar,
Ich bin eine Greiſin,
Nur kurze Friſt, und der Tod naht.
Doch wenn ich die Menſchen
Zittern ſehe
Vor ſeinem Kuſſe
Und bange ſich kränken,
Da mein' ich oft
Zu ſcheiden von hier,
Was iſt's denn ſo Großes? — —
Und doch! und doch!
Wann die Stunde wird ſchlagen
Und ich werfe den letzten Blick
Auf dieſe lichte Welt,
Auf alle meine Lieben
Und auf das ſüße Kind dort:
Ach wie ſo ſchwer,
Ach, wie ſo ſchwer wird mir's werden! —

Kind.

Großmutter! der Mond geht auf! o ſieh, wie ſchön!

R. Reinick.

Der Streitgenoß.

Haſt du Glauben
An Gott, Chriſt, Teufel?
'S will ihn Niemand rauben.
Doch ich
Für mich
Preiſe den Zweifel.

Nicht ewig heiter,
Kein geſelliger,
Immer gefälliger,
Stiller Begleiter,
Nein, ein ſtrenger
Berichtiger der Wahrheit,
Ein ruheloſer Dränger
Aus Nebeln zur Klarheit,
Führt er eine dornichte Bahn
Gewaltſam hinan.

Wolkengeſpinnſte,
Die den Blick umſtören,
Frohe Gewohnte
Träumender Thoren,
Geſpenſterland, —
Mit ſpielender Hand
Zerreißt er ihn ſchnell,
Und der Himmel lächelt hell.

Doch ohne Schonung
Zerreißt er
Auch der lieblichſten Geiſter
Scheinwohnung,
Unbekümmert
Zerſtört er und zertrümmert
Tempel und Paläſte,
Tödtend fährt
Am glücklichen Feſte
Sein blitzendes Schwert
Mitten unter die Gäſte,
Und er zerzauſt
Freundlich täuſchender Träume
Blühende Gartenräume
Mit unerbittlicher Fauſt.

Auf meinen Knien
Dank' ich, Vater, dir,
Daß du ihn geſendet,
Dem Kraft du verliehen,
Ungeblendet
Uns durchzukämpfen zu dir.

Zerreißend jedes Band,
Das am Boden uns hält,
Führet der kegreiche Held
Uns hinauf in des Lichtes Vaterland.

Darf's, Thor, dich gemahnen,
Als ob zur Seite
Tändelnder Geiſten
Der mächtige ſchreite,
Die Glauben und Ahnen
Hohl und herzlos

Bestacheln und necken?
Nie schmerzlos
Ist das Geleite
Seiner Schrecken.

Nie aber schalle
Sein Waffenklirren,
Die Unschuld zu irren,
Die sich eingeschlossen
In des Glaubens Halle.
Nicht Alle
Sind Heldengenossen.

Denn weß Augen
Nicht taugen,
Unverwandt
Kraft zu saugen
Aus der höchsten Sonne Brand,
Und in Frost und Gluthdampf
Mit fester Hand
Den Gesellen zu bändigen,
Auszudauern, und den Kampf
Mit ihm zu endigen, —
In Sklavenketten
Schmiedet er ihn
An seinen rollenden Siegeswagen;
Da ist kein Retten,
Kein Fliehn;
Durch Weltentrümmer und Götterblut,
Die des Zerstörers Wuth
Um ihn zerschlagen,
Muß er geschleift fort mit jagen,
Und kann nur heulen und verzagen.

Wem aber nicht,
Sich ihm zu gesellen,
Kraft gebricht,
Wer seinen Lauf
Frei himmelauf
Vermag zu stellen:
Hinauf, muthig hinauf!
Zu des ewig Wahren
Leuchtenden Schwellen,
Wo Hellen an Hellen
Sich dir offenbaren,
Führet er dich. —
Und ward ihm gewährt,
Hinaufzustreiten dich:
Stürzt er sich
Lächelnd in sein eignes Schwert.

Victor Strauß.

Dithyrambe an die Jugend.

Heil! Ihr trutzigen Häupter! Heil!
Ihr Stirnen, so leuchtend klar,
Wie des jungen Tages
Aufwehender Saum
Mit dem blitzenden Stern,
Mit dem Stern der Verheißung!

Ihr, ihr seid
Die Ganymede der Welt,
Zu spenden aus goldenem Kruge
Den Trank der Begeistrung,
Den schäumenden Alpenquell,
Den der purpurne Morgen entzündet
Mit dem ersten sprühenden Funken,
In welchen der Abend hinabtaucht
Seine letzte bleichende Rose.

An eurer, an eurer Hand
Wandelt die Liebe,
Die schämige Träumerin,
Und hängt sich an euren Arm
Mit lispelnder zärtlicher Frage,
Und hält euch sinnend und harrend fest,
Und blickt euch ins selige Auge,
Darinnen zu lesen tief
Der Unsterblichkeit Züge!

Euch lächelt die Schönste der Schönen,
Euch lächelt die That!
Und ihr versteht ihre Reize!
Ihr, ihr noch kennet die Nächte,
In denen ein blendender Stern
Euch schlummern nicht läßt,
Und des Lorbeers ewiges Rauschen,
Aus dessen Blättern allein
Dodonische Weisheit euch anweht!
Und es jagt euch vom Lager:
Ihr ballet die Faust,
Und stehet und starrt,
— Gladiatorstatüen!
Und fahrt wieder auf dann
In grollender Unruh:

O Pest dieser Zeit!
O Fluch dieser Schwüle!
Und sehnet zurück euch,
Zurück
In den blauen Aether
Von Salamis und Thermopylä!
In den göttlichen Wettkampf
Olympischer Streiter! Zurück
In den Bund der Verschwornen,
Der Cäsar-Vertilger! —
In den Allmachts-Convent
Der Frankenrebellen!
Unter die siegenden Adler
Des korsischen Attila,
Der mit Skorpionen
Die Kön'ge gegeißelt! —

In euren Herzen
Schmettert der Muth
Seine rauschende Feldmusik!
Hurrah! Hinaus!
Hin, hin durchs Gewühl!
Wo gähnt die Gefahr? —
Es erglühet die Wange
In freier Empörung,
Es krampfet der Arm
Entgegen der Tücke,
— Der giftigen Schleiche,
Es dräuet die Stirn vor,
Es bäumt sich die Locke,
Es stampfet der Fuß
In Ungeduld: —
Mit verhängtem Zügel
Zu stürzen still,
Und unverhüllten Angesichts,
In des Opfers Schlund,
— In des Todes Grund!

Ob euren Häuptern
Alpenkühn
Sitzet zu Throne der Stolz noch,
Der offene Stolz,
Der von sich stößt mit Verachtung
Die feige berechnende Klugheit,
Den stummen Lakaienrespekt,
Die duldsame schmeichelnde Fügniß,
Das ganze wedelnde Hundethum
In Würden und Amt und Orden!

Verſteint nicht
Zum kalten, ſtarren Geiſt,
An dem es brandet vergebens,
In todter, trauriger Oede, —

Verſandet nicht
Zum fahlen, fluchen Geſtade,
Ob dem es ſpärlich nur rieſelt
Vom matt herwankenden Saum
Des kämpfenden Elements,
Und Trümmer und Schlamm nur anſpült:

Noch, noch treibt hin euer Herz
Auf der großen, pulſirenden Woge des Lebens,
Hin, ein verwegener Segler,
Und trägt die Penaten,
Die alten, die heil'gen,
Die Kraft und die Treue,
Und ſie vor Allem — die Freiheit!
Die Freiheit .... Hoch flattern die Wimpel
Wie lechzende Blitze!
Friſch ſchauert's von Luft
Hin über die Wogen ....
Und unerſchüttert erblickt
Ihr muthigen Argonauten, ihr,
In der finſteren Tiefe
Die Ungethume des Abgrunds,
Die hier ſich entgegenwälzen —
Das rieſige Scheuſal,
Der Gewalt Leviathan!
Und funkelnder blitzt
In eurer Hand
Die leichte Harpune,
— Ein köſtliches Spielzeug!

Mit unbeſtochenem Blick noch
Erſchaut ihr das große Elend,
Den Jammer der Erde,
Die Noth und die Knechtſchaft,
Die grauſen Aegyptierplagen,
Vor denen der Völker keines
Mehr gilt als erwählet!
— Nur daß früh nicht genug
An die Pforte klopfet — der Tod!
An eurer Wimper noch quillt
Des erbarmenden Mitleids Born,
Ihr erbebt, ihr ſchäumet noch auf
In unweiblichem Groll,
In titaniſcher Thatkraft: —
Drum iſt allein die Jugend beſtellt,
Aus Höll' und Tod zu erlöſen die Welt!

Auf, auf! ans Werk! Eh' die Zeit,
— Die ſacht einſchläfernde Delila,
Eh' die Zeit die Locken der Kraft euch kürzt,
Eh' der rauſchende Strom in die Ebne ſtürzt,
Eh' die leuchtende Sonne zur Neige geht,
Und ewig die alte Schande beſteht!

Titus Ullrich.

4.

Sonnette.

Sehnſucht.

Geflügelt trugſt du, o wie goldne Schwingen,
Mein Vöglein, das ſo frühe mir entflogen;
Drum hat von hier der Glanz ſich weggezogen,
Drum muß ich fernhin lauſchen ihrem Klingen.

Ach! fernhin, wo in ſel'gen Lichtes Wogen
Die Engel badend: Heilig! Heilig ſingen,
Ach! fernhin. Mag ſo hoch ein Schuß gelogen,
Den Schmerz und Sehnſucht thun vom Herzensbogen?

Meiſt kommt der Pfeil zurück, der nichts getroffen,
Daß Herz und Augen Thränen mir verdunkeln,
Daß mir die Ohren wie voll Glocken klingen.

O Himmel, wann ſtehn deine Pforten offen,
Daß meine Geiſter mir entgegenfunkeln?
Daß meine goldnen Vögel um mich ſingen?

E. M. Arndt.

Sonnett.

Ein Räthſel tritt das Heilige ins Leben,
Ein Räthſel wohnt es in des Buſens Gründen,
Es wandelt, wo die Blitze Wolken zünden,
Geahndet kaum, dahin im leiſen Schweben.

Daß wir die Herzen und die Hände heben
Und Unſichtbares brünſtiglich verkünden,
Muß Alles, was wir irdiſch ſehn, verſchwinden:
Im freien Tode blühet freies Leben.

So fahre hin, du Nichts, du dünner Schemen,
Der Leben heißt, und laß die hehren Bilder
Der ew'gen Liebe auf mit Göttern ſteigen!

Dich, Braut der Engel, will ich mit mir nehmen
Im Himmelsfluge, denn du leuchteſt milder
An Ruh und Glanz, als alle Stern' im Reigen.

E. M. Arndt.

Nacht.

Ein Diadem von Gold und Edelſteinen
Schlingt ſich durch Lockenhaar und Lockenhaar
Und überwölbt, wie bleicher Sterne Scheinen,
Die freie Stirn, das lichte Augenpaar.

Den Reiz des Angeſichts, des engelreinen,
Verhüllt ein Schleier, weiß und nebelklar,
Und ihrer Glieder Wunderbau, den feinen,
Umfluthet ſchwarz der wallende Talar.

So malt man uns die göttergleiche Nacht,
Wenn ſie mit weichem, duftgewebtem Flügel
Sich dämmernd lagert über Thal und Hügel.

Doch, daß das Bild nicht unvollendet bliebe,
Mußt du nun ſein, wie man die Nacht gedacht,
Den Dichtern hold und der verſchwiegnen Liebe!

A. Dingelſtedt.

Sonnett.

Den Dichter preiſ' ich, der, ein Sohn der Zeit,
Durch ihre Wogen kühl und kräftig ſteuert,
Von ihrem Strahl in tiefſter Bruſt befeuert,
Zu Klag' und Mahnung ihr die Stimme leiht;

Der nicht daheim in Trägheit dumpf verſäumert
Und ſeine Kraft, geſtählt in heißem Streit,
Was auch im Sturm bewegter Sterblichkeit
Um ihn verweilt und weilend ſich ereignet.

Und den beneid' ich, der beſonnen-mild
In ſeines Buſens friedlichem Gehege
Sich ſeine Welt erſchloß und ſeine Wege.

Und den bewein' ich, ach! im eignen Bild,
Der fluchbeladen durch der Proſe Steppen,
Den Gott im Herzen, ſich muß weiter ſchleppen.

F. Dingelſtedt.

Sonnett.

Ich wollte ſie mit Trauerflor umhängen,
Der lieben Harfe ſtumm verſtimmte Saiten
Und alle Bilder ferner Jugendzeiten
In ernſte Gegenwart zuſammenzwängen.

Doch bei des Frühlings freudallmächt'gen Klängen,
Die jubelnd mich auf jedem Tritt begleiten,
Fühl' ich des Lieds, der Liebe Seligkeiten
Von Neuem die verweiſ'te Bruſt bedrängen.

Verhülle du die Nachtigall im Bauer,
Um in des Kerkers eng beſchränktem Schatten,
Dem Grabe gleich, ihr Singen zu beſtatten:

Nur um ſo tiefer klingt durch Nacht und Trauer
Tief aus der wunden, ſchmerzdurchwühlten Seele
Das Klaglied der gefangnen Philomele.

F. Dingelſtedt.

Durſt nach Ruhm.

Oft greift es mich wie Schelten oder Mahnen,
Und reißt mich fort aus meinen engen Grenzen
Hinaus in eine Welt, wo ernſtre Bahnen
Im Morgenſtrahl lebendig wehn und glänzen.

Mich widert's an, das knabenhafte Ahnen,
Die Liebelei in ewiglichen Lenzen,
Und nicht von Myrten träum' ich, von Cypreſſen,
Mich dürſtet heiß nach kühlen Lorbeerkränzen.

Doch will ich dann dem Banne mich entraffen
Und in die Welt die ferne, wundervolle
Mich aus beſchränkten Lebenskreiſen retten:

So fühl ich traulos meine Kraft erſchlaffen,
Ich klebe wieder an der dunklen Scholle
Und meine Dichtung kuirſcht in ihren Ketten.

Franz Dingelſtedt.

In der Oper.

Was kümmert mich das Treiben auf den Bretern,
Das wüſte Spiel mit hohl erſann'nen Dingen,
Die Menſchlein, die mit angeleimten Schwingen
Im Reich der Töne auf- und niederklettern?

Das iſt ein Girren, Trillern, Wirbeln, Schmettern,
Daß mir die Ohren gellend wiederklingen,
Und mühſam nur vermag ich zu bezwingen
Den wirren Spuk der Noten und der Lettern.

Ein Blick zu ihr! — wie unter ſeinen Tönen
Ein ſpuniq Lächeln durch die Züge fliegt,
Wie ſich ihr Haupt in ſüßem Sinnen wiegt —

Und ſchon geſtalten ſich die trüben Scenen;
Hellleuchtend über kunſtverworr'nem Leben
Seh' ich den Geiſt, ſeh' ich die Liebe ſchweben!

Franz Dingelſtedt.

Odi profanum.

O könnt' ich's in dieſe Zeilen ziehen,
Wie mir das Herz im Leibe ſtets ergrimmt,
Wenn ein Philiſterlein ein Blatt von dieſen
In ſeine ſaubern Sonntagshände nimmt!

Da wird mit Kunſt getadelt und geprieſen
Und um den Werth äſthetiſch abgeſtimmt,
Und mit den Fingern pfiffig nachgewieſen,
Was für ein Brocken in der Sauce ſchwimmt.

Wie anders, wenn in warmer Bruſt verſchloſſen,
Von leiſer Ahnung träumeriſch umhaucht,
Ein neues Lied aus ſeinen Tiefen taucht!

Von ſüßen Wehen mächtig übergoſſen
Erbebt das Herz und jauchzt und ſchwillt und ringt,
Bis ſeine Blüthe reif zum Tage dringt.

Franz Dingelſtedt.

Dichterlohn.

Wenn Lieder oft den Dichter reichlich ſchmücken,
Und ihn gleich einem Baldachin umgeben,
Wenn ſie zur ſchönen Zierde ſich verweben,
Um auf ſein Haupt als Kränze ſich zu drücken:

O glaubt es nicht, daß ſie ihn je beglücken,
Daß ſie als milde Engel ihn umſchweben,
Ihm für ſein banges vielbewegtes Leben
Die Blume ſtiller Seligkeit zu pflücken.

Er iſt dem armen Taucher zu vergleichen,
Der in die Flut des Meeres ſich muß ſenken,
Dem reichen Kaufherrn Perlen zu erjagen:

So zieht das Dichterherz nach allen Reichen,
Um dich, o Welt, mit Schätzen zu beſchenken,
Und einen armen Lohn davon zu tragen.

Dräxler-Manfred.

Das Körperloſe.

O, wähnet nicht, es fehl' ihr ganz der Segen,
Mit ihrer Hülle auf'rem Schmuck zu prangen,
Sie iſt ein lieblich Bild, das zum Verlangen
Den Sinn des Schönheitfreuners mag erregen;

Und wollt' ich gehn auf ausgetretenen Stegen,
Viel könnt' ich rühmen ihre zarten Wangen,
Den Leib, von aller Reize Fülle umfangen,
Den Federwuchs, ihr anmuthvoll Bewegen.

Doch Eins vor Allem hat mich eingenommen:
Der Funke, der den Körper hat durchglommen,
Das Schönheitsgebende, doch Körperlose;

So freut mich wohl der Rose herrlich Blühen,
Doch was für sie zumeist mich läßt erglühen,
Das ist der Geist, das ist der Duft der Rose.

K. E. Ebert.

Abschied.

Laß, Leben, nicht so wild die Locken wehen!
Es will so rascher Ritt mir nicht mehr glücken,
Hoch überm Land von diamantnen Brücken:
Mir schwindelt, in den Glanz hinabzusehen.

„Vom Rosse spielend meine Blicke gehen
Nach jüngern Augen, die mein Herz berücken,
Horch, wie der Frühling aufjauchzt vor Entzücken,
Kannst du nicht mit hinab, laß ich dich stehen."

Kaum noch herzinnig mein, wend'st du dich wieder,
Ist das der Lohn für deine treu'sten Söhne?
Dein trunk'ner Blick, fast möcht' er mich erschrecken.

„Wer sagt' dir, daß ich treu, weil ich so schöne?
Leb' wohl, und streckst du müde einst die Glieder,
Will ich mit Blumen dir den Rasen decken."

Joseph Freih. v. Eichendorff.

Warnung vor dem Sonnett.

O traut nicht des Sonettes hellem Klange,
Ihr Schönen! In erzwungner Reimverbindung,
In nachgeklungner Töne Scheinerfindung
Führt es die Kunst zu Schul- und Zellenzwange.

Nicht wie das deutsche Lied im Quellendrange
Strömt es hervor aus innerster Empfindung,
Tändelnd mit Schwierigkeiten-Ueberwindung
Lockt es euch gleich der bunten Schellenschlange.

Sonett ist stolz, daß es für sich geklungen,
Wir hören unsre Lieder gern gesungen,
Gesang allein ist ächten Lieds Verklärung;

Und schwört Petrarck in schmachtender Verzehrung,
Daß Laura nur allein sein Herz gefangen,
Wir wissen's wohl, wie er sie hintergangen.

Friedrich Förster.

Memento mori.

Die ihr den Geist zu fernen Bahnen lenket,
Und nächtlich sinnt bis zu des Tags Erröthen,
Vergeßt nicht, daß ein Andres noch vonnöthen,
Und daß des Lebens Sold euch nicht geschenket.

Und die ihr euch in Schmerz und Lust versenket,
Mit kurzem Rausch die kurze Zeit zu tödten,
Verstummen heißet die Musik der Flöten,
Setzt ab den Becher und des Endes denket.

Auch eurer wartet jene große Lücke,
Ein Abgrund bleibt der Tod, ein ewig trüber,
Wie schön mit Blumen ihn der Dichter schmücke.

Kein Liedchen tändelt fort das Gegenüber,
Kein Schluß der Weisheit schlägt die kühne Brücke,
Und nur des Glaubens Flügel trägt hinüber.

E. Geibel.

Die Liebenden.

Seitdem die Liebe dir genaht, der [illegible],
Ist's wie ein Zauber über dich gekommen;
In süßem Feuer ist dein Aug' erglommen,
Doch schöner blickt es noch in sel'gem Weinen.

Oft, wenn du wandelst, will es mir erscheinen,
Als sei die ird'sche Schwere dir genommen;
Dein Thun ist wie der Blumen Blühn, der frommen,
Und wie der Engel ist dein Wunsch und Meinen.

Das Wort erblüht von selbst dir zum Gedichte,
Doch schweigst du, strahlt, die Rede zu ergänzen,
Von deiner Stirn die Lieb' im reinsten Lichte.

So sah dereinst, entrückt der Erde Grenzen,
Auf Beatricen's schönem Angesichte
Den Strahl des Paradieses Dante glänzen.

E. Geibel.

Einer jungen Freundin.

Das Meer ist oben glatt und spiegeleben,
Doch bunte Gärten trägt's auf seinem Grunde;
Goldwälder, Purpurstauden stehn im Sunde,
Darinnen Perlen statt des Thaues beben.

Das ist ein heimlich Glühn, ein farbig Leben,
Doch selten wird dem Schiffenden die Kunde:
Ein Sonntagskind nur sieht in guter Stunde
Die Wipfel dämmernd aus der Tiefe streben.

So blüht auch dir ein Garten im Gemüthe,
Allein die Welt, getäuscht von deinem Scherzen,
Ist blind für seine wundersame Blüthe.

Der Dichter nur, vertraut mit Lust und Schmerzen,
Las, was im Dunkel deines Auges glühte,
Und ahnt die Zauberwelt in deinem Herzen.

E. Geibel.

Sonnett.

[illegible], ich schifft' in einem leichten Kahne
Durchs blaue Aethermeer nach sel'gen Landen,
Und wie der Erde Nebel mir entschwanden,
Fühlt' ich mich frei von jedem ird'schen Wahne.

Du zogst voraus mir mit der Siegesfahne
Und hießest mich auf lichtem Sterne landen,
Wo schön der Vorzeit hohe Frauen standen,
Zu grüßen dich mit himmlischem Päane.

Vor allen eine schwebte dir entgegen,
Getragen von unsterblichem Gesange,
Schien nur des Ew'gen Hauch sie zu bewegen.

„Heil dir!" so rief sie. „Heil auf deinem Gange,
Wie wir einst dorten auf des Lichtes Wegen,
So folgt dein Sänger dir im Sehnsuchtsdrange."

W. Genth.

Sonett.

Der schöne Glaube alter Väterzeiten
Rief lichte Wunder aus dem Himmel nieder,
Und in den Davidsharfen klang es wieder,
Was fernher klang von ew'gen Herrlichkeiten.

Der Sänger hörte noch, wie durch die Weiten
Des Himmels zogen hohe Jubellieder,
Und sah im Abendrothe auf und nieder
Die heil'ge Jungfrau mit dem Kindlein schreiten.

Nun seh' ich jene Zeiten sich erheben,
Des Glaubens Licht ist neu in mir entzündet,
Hoffnung und Liebe meine Brust durchbeben.

Mir werden täglich Wunder jetzt verkündet,
Die heil'ge Jungfrau seh' ich vor mir schweben,
Seitdem ich dir, Geliebte, mich verbündet.

W. Genth.

Aurea aetas.

1830.

O goldne Zeit, in der wir fröhlich leben!
Wir dürfen essen, wenn wir Speise haben,
An gutem Wein für gutes Geld uns laben,
Beim Klang der Geigen muntre Tänze weben,

Und vor das Thor ins Freie frei begeben,
Sei's daß zu Fuß, sei's daß zu Pferd wir traben,
Nur achtet links und rechts am Wege den Graben! —
Wir dürfen gern den Blick zum Himmel heben.

Was fehlt uns noch, wir dürfen Athem ziehen;
Und Dank erstattet, daß man dies gestattet,
Daß diese Freiheit gnädiglich verliehen:

Wir dürfen handeln, wandeln, Geld erwerben,
Und das zuerst, mit dem sich Schande gattet —
O goldne Zeit! wir dürfen auch noch sterben!

Karl Gödeke.

Verborgenheit.

Mögt ihr hinaus in alle Räume schweifen,
In jedem Blick ein Glück der Liebe schauen,
Aus jeder Stunde mag Genuß euch thauen,
Und jede Frucht für euch erquickend reifen.

Mir gnügt es, einsam durch die Flur zu streifen,
Von fern zu sehn Gestalten schöner Frauen,
Zum Himmel still und heiter aufzuschauen,
Nach Blumen lässig, ohne Zweck zu greifen.

Bekannt von Wen'gen, im verborgnen Frieden,
Von Wünschen frei, befreit auch von Beschwerden,
Nichts sein und wollen, was mir nicht beschieden:

Wohl manches Glück ward ausgetheilt auf Erden,
Kein schöneres aber, dünkt mich, giebt's hienieden
Als dies Vergessen und Vergessenwerden.

Karl Gödeke.

Poesie.

Ich fühl' es heut', es ist ein ander Leben
Der Poesie, und eine andre Welt;
Sie wird, wenn die aus Staub in Trümmer fällt,
Als leuchtender Komet den Schutt umschweben.

Will der Gequälte sich des Wehs entheben,
Daß es sich nimmer seinem Schritt gesellt,
Ein Pfad bleibt ihm, ob sonn- ob bluterhellt:
Er muß sich selbst dem frühen Tode geben.

So, wer zur Dichtung aus dem Staub sich flüchtet:
Strömt auch aus tausend Wunden hin das Blut,
Und hat er selber sich, vorschnell gerichtet;

Er floh zur schönern Welt, und träumt und ruht.
Und dieses Glaubens düstrer Todesmuth
Hat mich geweckt, daß ich dies Lied gedichtet.

Moritz Hartmann.

In der Heimath

Es ist ein tiefes Thal — die Lüfte schweigen,
Des Baches Wellen lispeln kaum im Fliehn —
Kaum, daß die Stürme, die darüber zieh'n,
Der Ulme ruhevollen Wipfel neigen.

Die Nebel, die aus seinen Gründen steigen,
Des Nachtrats dumpfe Schlummer-Melodien
Umschlingen sich zu nächt'gen Harmonien,
Wie Elfentänze mit der Gnomen Reigen.

Hier darf ein Herz friedvollen Taktes schlagen,
Hier darf es wieder sich zu trauen wagen,
Und liebend glauben, was es selbst erkannt.

Hier darf der Geist den müden Fittig senken,
Das Aug' am Himmel, seiner Erde denken,
Bis wieder um die Welt sein Flug beginnt.

Moritz Hartmann.

Bettina.

1840.

Wie wird sie überstürzt von armen Wichten,
Als ob ein Nordwind Staub auf Blumen trüge —
Wie über Mondschein qualmen Wolkenflüge —
Wie sich Gemeinheit wirft auf hehres Dichten.

Wenn sie mit plumpem Beil die Haine lichten,
Und mitternächt'ge schöne Elfenzüge
Nur Schemen nennen und erdachte Lüge —
Gar weise ist's und heißt im Deutschen Richten.

O Herr! Wann wird der Troß versteh'n es lernen,
Was sie erträumt, daß gleich den ew'gen Sternen
Verglühn Gedanken in den Himmelsfernen!

Und ſtellt doch endlich ein den Ueberwindern,
Daß träumend unſers Lebens Schwere lindern
Den Worten gleicht: Das himmelreich den Kindern!

Moriz Hartmann.

Wilhelm von Humboldt.

Nur wen'ge Bürger beider Welten lebten,
Der himmlisch heben und der menſchlich tiefen;
Wie wen'ge gab's, die nicht befommen bebten,
Wo beider Wege in einander liefen!

Wenn in der Zeit die Thatgeſtalten ſchwebten,
Und die im Innern nicht mehr träumend ſchliefen,
Wie Wenige, die ſie in Eins verwebten
Und ſie durch Liebe zur Verklärung riefen!

Er that es — des Gemüthes Blumengärtner,
Wilhelm von Humboldt, der Gedankenwärtner,
Er war's, der liebbegabte Liebergeber.

In ſeines Weſens abgeſchloſſenem Panzer
War im geräuſchlem All er ſtets ein Ganzer,
Und alſo ſchon ein Geiſt- und Herzerheber.

Moriz Hartmann.

Welt und Ich.

Im großen ungeheuren Ozeane
Willſt du, der Troyſen, dich in dich verſchließen?
So wirſt du nie zur Perl' zuſammenſchießen,
Wie dich auch Fluthen ſchütteln und Orkane.

Nein! öffne deine innerſten Organe
Und miſche dich im Leiden und Genießen
Mit allen Strömen, die vorüberfließen,
Dann dienſt du dir und dienſt dem höchſten Plane.

Und fürchte nicht, ſo in die Welt verſunken,
Dich ſelbſt und dein Ur-Eigned zu verlieren;
Der Weg zu dir führt eben auch das Ganze!

Erſt, wenn du kühn von jedem Wein getrunken,
Wirſt du die Kraft im tiefſten Innern ſpüren,
Die jedem Sturm zu ſtehn vermag im Tanze!

Fr. Hebbel.

Der Menſch.

Die Wurzelkraft im Menſchen treibt zum Eilen,
Sie ſtrebt ins Weiteſte aus allen Engen,
Sie will das Letzte ſchon ins Erſte mengen,
Ihr bangt vor Raum und Zeit, die ſie zertheilen.

Die Gegenkraft im Menſchen treibt zum Weilen,
Sie will ans Nächſte ſich auf ewig hängen,
Sie möchte die Entfaltung rückwärts drängen
Und jede Wunde meiden, ſtatt zu heilen.

Aus dieſer beider Kräfte Widerſtreben
Entſpringt in ewig wechſelnder Geſtaltung
Die unbegriffne Form des Seins, das Leben!

Und aus dem Seufzer, der den Tod verkündet,
Wird im Moment vernichtender Erkaltung
Ein Hauch, der neu und friſch die Flamme zündet.

Fr. Hebbel.

An ein ſchönes Kind.

Du blickſt, am deiner Mutter Hals dich ſchmiegend,
Mich hold und lachend an, ein ſel'ger Stummer;
Die Wonne ſchließt den Mund, ihn löſ't der Kummer,
Du brauchſt die Sprache nicht, in Luft dich wiegend.

Doch jetzt, der Kraft des Lenzes ſtill erliegend,
Durch Bienen eingeſtimmt und andre Summer,
Vom Duft berauſcht, ſinkſt du in tiefen Schlummer
Ein Roſenblatt, in einen Brunnen fliegend.

O! würdeſt du der Maler und der Dichter
Gewaltigſter, du wirſt durch all dein Ringen
Das Höchſte nie, wie jetzt im Spiel, verrathen;

Nie ſo das Schöne durch der Farben Lichter,
Nie ſo das Reine durch dein frommſtes Singen,
Nie ſo das Menſchlich-Göttliche durch Thaten!

Fr. Hebbel.

Roſenleben.

Ich Roſe, die du, märchenhaft geſtaltet,
Wenn kaum der holde Lenz dahingegangen,
Gleichwie ein Brief, den wir von ihm empfangen,
In ſtillem Zauber lieblich dich entfaltet!

Ich ahne, was all Leben in dir waltet,
Wenn deine Blätter, wie in Wolluſt, prangen,
Und wenn dein Duft in ſchwerem Verlangen
Dem Reich entſchwebt, den ſeine Gluth geſtaltet.

Es iſt daſſelbe ungeſtüme Ringen,
Das auch in mir lebt, glühend und gewaltſam,
Zum Hohen und zum Höchſten vorzudringen.

Ich aber muß erſt welken und vergehen,
Wenn du im Werden ſelbſt ſchon unaufhaltſam
Poſitionen darfſt ein endlos Auferſtehen.

Fr. Hebbel.

Jenſeits.

2.

Kann jemals ſich von dem Gefahrten trennen
Die Seele, und getraut für ſich beſtehen,
Die, nur belebt von ſeines Odems Wehen,
Iſt ſeiner Lippen Götterklang zu nennen?

Hier ſcheitert unſer lichtvolles Erkennen,
Den Glauben hemmet, was wir deutlich ſehen;
Und wenn wir hoffend durch das Leben gehen,
Lockt uns des Buſens heiſes Sehnſuchtsbrennen.

Die ahnende Gewalt, die in uns lebet,
Die Wahrheitskraft empor zum Aether ſtrebet,
Und treibt uns fort, ihr feſter zu vertrauen;

Die Liebe kann, verheißend, nimmer trügen;
Ihr stilles Neigen muß den Stoff besiegen,
Wir müssen wieder, was wir selbst sind, schauen.

II.

So wär' umsonst des Wiedersehns Verlangen?
Wie Harfenlispeln nach und nach verklinget,
Wie schwach und schwächer stets die Saite schwinget,
So wär' einst ohne Spur sie hingegangen?

Der Mensch auch weiß nicht, wie er angefangen,
Kein Forschen über Lebens Grenze dringet,
Wohin er fährt, was in das Dasein bringet?
Darauf nie Worte sichrer Kunde klangen.

Bewußtsein kann zwei Leben nicht verketten,
Sagt man, das eine muß in Nacht sich betten,
Nichts kann die Kluft der Welten überbrücken;

Doch kann auch Dasein Untergang nicht leiden,
Drum muß es ewig sich in Wechsel kleiden,
Und ungewisser Hoffnung Blume pflücken.

W. v. Humboldt.

Der innigste Wunsch.

Wenn sehnsuchtsvoll nach etwas wird gerungen,
Ist's nicht Begierde blos, es zu empfangen,
Es ist ein grundursprüngliches Verlangen,
In das die Seele gänzlich ist verschlungen.

Von Sehnsucht ist der Busen tief durchdrungen,
Wenn süßen Liebeglühens zartes Bangen
Erröthend färbt der Jungfrau holde Wangen,
Wenn ihr der Gegenliebe Wort geklungen.

Mit Sehnsucht wünscht man sich zum Schoß der Erde,
Daß Staub zu Staub und Geist zu Geiste werde,
Und Himmlisches von Irdischem sich trenne;

Allein am Heftigsten die Sehnsucht glühet,
Daß, was das Erdenlicht, als Schatten, fliehet,
Im Himmelslicht sich liebend wieder kenne.

W. v. Humboldt.

Bei Sternenschein.

In meines Lebens glückbekränzten Tagen
Nach sonndurchglühter Stunden Sommerschwüle,
In thau-umquollner, nächtig heitrer Kühle
Wir oft bei Sternenschein im Fenster lagen.

Bald weckten, die ihr Licht uns fernher tragen,
Der Leu, die Jungfrau, unsrer Brust Gefühle,
Bald ruhten wir auf Vegas Saitenspiele,
Arkturus' Glanz, des Nordens goldnem Wagen.

Die Treugesinnten um den Pol sich drehen,
Um niemals, uns verlassend, fern zu stehen,
So strahlen dort des Herzens Doppeltriebe,

Im ruh'gen Pol das stille Glück der Liebe,
Im Wandelstern die schweifenden Verlangen,
Die an des Wiedersehens Hoffnung hangen.

W. v. Humboldt.

Entfärbtes Leben.

Ich kann mich nicht an deinem Anblick weiden.
Mit Schmerz seh' ich dich, Sonne, niedersinken
Und glühend heiß des Meeres Kühle trinken;
Mit Nebelflor umziehet mich dein Scheiden.

Die Nacht verdoppelt meiner Sehnsucht Leiden,
Wenn Wehmuth mir die Stern' herniederwinken
Und meinem Busen stille Zeugen dünken,
Daß nie mir wieder blühn des Lebens Freuden.

Auf welchem Boden sollten sie mir sprießen,
Da, die kein Strahl des Erdenlichts durchdringet,
Woher kein Ton je süßer Antwort klinget,

Mein Glück die stillen Schatten in sich schließen,
Und aus den lebenabgeschiednen Räumen
Sein Bild nur schwankend kehrt in dunklen Träumen?

W. v. Humboldt.

Agamemnon.

Atride, Führer der Achaier-Schaaren,
Dein Fuß, Zertrümmerer von mächt'gen Städten,
Stand an, die Teppichpfade zu betreten,
Die purpurstrahlend dir bereitet waren.

Nach zehn vor Ilion durchkämpften Jahren,
Die, wie der Wiese Gras, die Völker mähten,
Und viel Verwais'ten langen Jammer sä'ten,
Wollt' ist du den Göttern fromm die Scheu bewahren.

Denn Nemesis, die Keinen mild verschonet,
Verfolgt, bewaffnet mit dem Racheschwerte,
Auch des Gekrönten stolz vermess'ne Fährte.

Drum wohl dem Sterblichen, dem Demuth wohnet
Im Busen, wenn auch nach der Thaten Werthe
Der Götter Gunst mit üpp'gem Glück ihm lohnet.

W. v. Humboldt.

Schlimme Zeit.

Es geht auf Erden zweifelhafte Sage,
Es sei der Mensch auf ihr zum Glück geboren.
Ich glaube mich zum Unglück auserkoren,
Das ohne Furcht und mit Geduld ich trage.

Was ist denn Unglück, daß so bang man zage?
Es wandeln gleichen Schrittes stets die Horen,
Der Busen sei in Schmerz, in Lust verloren,
Und endlich kommt der Abend aller Tage.

In dieses Abends milden Ahndungsschauer
Blickt man auf Leiden nicht zurück mit Trauer;
Es hat den festen Muth der Brust gehoben

Und zart Geweb' um unser Herz gewoben,
Wo um das Höchste, was sich läßt erringen,
Sich unzerreißbar alle Fäden schlingen.

W. v. Humboldt.

Sonnett.

Ich irrte einſam einſt auf nächt'gen Wegen,
Nur Felſen ſah ich, wüſte Wälder ragen,
Kaum wollten fürder mich die Kniee tragen,
Und ſchwindelnd ſtand ich oft auf ſchmalen Stegen;

Da wie im Sturm die Gipfel ſich bewegen,
Daß mir ins Antlitz wildbrüchte Zweige ſchlagen.
Strahlt — und in meiner Bruſt begann's zu tagen —
Der helle Schein mir eines Lichts entgegen.

Schon wähn' ich froh ein Obdach mir gefunden,
Doch, wie ich eile näher kommt es nimmer;
Ach! was da glänzte, war nur Sternenſchimmer.

So haſt auch du mich einſt in dunkeln Stunden
Mit deinem Glanze mächtig angezogen,
Und willenlos, wie jener Stern betrogen.

J. M. Hutterus.

Das Vaterland.

Du läßt, o Vaterland, die Edeln ſchmachten,
Die nur zu deiner heil'gen Ehre ſinnen.
Von deiner Kälte ein Lächeln zu gewinnen,
Bleibt unerreicht dem reinſten, ſchönſten Trachten.

Vergebens fechten wir in deinen Schlachten,
Vergebens ſchmücken wir der Heimath Zinnen
Mit ſchönen Kränzen günſt'ger Dirnen,
Du brichſt das Herz, ich aber muß dich achten!

Wer wenig hat, der ſchätze auch das Wen'ge
So iſt's gerecht, die Nachbarn klug zu nennen,
Die Armuth treibt zu redlicher Verwendung.

Du aber gleichſt dem reichbegabten Kön'ge,
Der nicht vermag die Schätze all zu kennen,
Wenn ihn umgeſtur't des Glücks Verſchwendung!

K. Immermann.

Doppelheimweh.

Zwiefachen Heimweh hält das Herz befangen,
Wenn wir am Rand des ſteilen Abgrunds ſtehn
Und in die Grabesnacht hinunterſehn
Mit trüben Augen, todesfahlen Wangen.

Das Erdenheimweh läßt uns trauern, bangen,
Daß Luſt und Leid der Erde muß vergehn;
Das Himmelsheimweh fühlt's herüberwehn,
Wie Morgenluft, daß wir uns fortverlangen.

Dies Doppelheimweh tönt im Lied der Schwäne,
Zuſammenfließt in unſre letzte Thräne
Ein leichtes Meiden und ein ſchweres Scheiden.

Vielleicht iſt unſer unerforſchtes Ich
Vor ſcharfen Augen nur ein dunkler Strich,
In dem ſich wunderbar zwei Welten ſchneiden.

N. Lenau.

Stimme des Kindes.

Ein ſchlafend Kind! o ſtill! in dieſen Zügen
Könnt ihr das Paradies zurückbeſchwören;
Es lächelt ſüß, als lauſcht' es Engelchören,
Den Mund umſäuſelt himmliſcher Vergnügen.

O ſchweige, Welt, mit deinen lauten Lügen,
Die Wahrheit dieſes Traumes nicht zu ſtören!
Laß mich das Kind im Traume ſprechen hören,
Und mich, vergeſſend, in die Unſchuld fügen!

Das Kind, nicht ahnend mein bewegtes Lauſchen,
Mit dunklen Lauten hat mein Herz geſegnet
Mehr, als im ſtillen Wald des Baumes Rauſchen;

Ein tiefres Heimweh hat mich überfallen,
Als wenn es auf die ſtille Haide regnet,
Wenn im Gebirg' die fernen Glocken hallen.

N. Lenau.

Die Asketen.

O ſpottet nicht der traurigen Asketen,
Daß ſie den Leib mit ſcharfen Leiden plagen,
Die ſüßen Erdenfreuden ſich verſagen,
Die flüchtigen, nur allzu ſchnell verwehten!

Nebſt ſolchen, die das Futter gierig mähten,
Seit des verlornen Paradieſes Tagen,
Hat eine Schaar von Herzen ſtets geſchlagen,
Die, abgewandt, die Weide hier verſchmähten.

Ein ſchüchternes Gefühl: „Wir ſind gefallen!“
Hält ſie vom lauten Freudenmarkt zurück,
Heißt ſie den Pfad einſamer Dornen wallen.

Es wächſt ihr Ernſt, wenn ſie vorüberſtreifen
An einem unverdienten Erdenglück;
Die Scham verbietet, ſich darnach zu greifen.

N. Lenau.

Jugend und Liebe.

Die Jugend folgt, ein Roſenblatt, den Winden;
Wenn, jung getrennt, ſich wiederſehn die Alten,
Sie meinen doch, in ihren ernſten Falten
Den Strahl der ſüßen Jugend noch zu finden.

Des Daſeins Wahn, wer läßt ihn gerne ſchwinden?
Mag auch ein Herz, das uns geliebt, erkalten,
Wir ſuchen immer noch den Traum zu halten,
Nur ſtiller ſei geworden ſein Empfinden.

Die Jugend folgt, ein Roſenblatt, den Lüften:
Noch leichter, als die Jugend, flieht die Liebe,
Die nur des Blattes wonnereiches Duften.

Und dennoch an den herben Tod des Schönen,
Im treuen Wahn, als ob es ihm noch bliebe,
Kann ſich das Herz auch ſterbend nicht gewöhnen.

N. Lenau.

Nachhall.

Ein Wandrer läßt ſein helles Lied erklingen:
Nun ſchweigt er ſtill und ſchwindet in den Höhen:
Ich möchte länger noch ihn ſingen hören,
Doch tröſt' ich mich, er kann nicht ewig ſingen.

Der Wandrer ſchweigt, doch jene Felſen bringen
Mir ſeinen Widerhall in dunklen Chören,
Als wollten ſie ſein Lied zurückbeſchwören,
Nun iſt es ſtill — den Quell nur hör' ich ſpringen.

Der Wandrer ſchwieg und ſchied; ich ſprach gelaſſen:
Habe wohl! warum denn fühl' ich jetzt ein Trauern,
Daß länger nicht ſein Nachhall mochte dauern?

Mehr als des Menſchen Tod will mich's erfaſſen,
Wenn ihn bereits nach wenig Tagesneigen
Hier, dort noch Einer nennt — bis Alle ſchweigen.

N. Lenau.

Sonnette.

Im Walde.

Am Waldſaum ſann ich lange Nachmittage,
Dem Kuckuck horchend, in dem Graſe liegen,
Er ſcheint das Thal gemächlich einzuwiegen
Im friedevollen Gleichklang ſeiner Klage.

Da iſt mir wohl, und meine ſchlimmſte Plage,
Den Fratzen der Geſellſchaft mich zu fügen,
Hier wird ſie mich doch endlich nicht bekriegen,
Wo ich auf eig'ne Weiſe mich behage.

Und wenn die feinen Leute nur erſt dächten,
Wie ſchön Poeten ihre Zeit verſchwenden,
Sie würden mich zuletzt noch gar beneiden.

Denn des Sonnetts gedrängte Kränze flechten
Sich wie von ſelber unter meinen Händen,
Indeß die Augen in der Ferne weiden.

Zuviel.

Der Himmel glänzt vom reichſten Frühlingslichte,
Ihm ſchwillt der Hügel ſehnſuchtsvoll entgegen,
Die karge Welt zerfließt in Liebesſegen,
Und ſchmiegt ſich rund zum zärtlichſten Gedichte.

Am Dörfesdach, dort bei der luft'gen Fichte,
Ja meiner Liebſten kleines Haus gelegen —
O Herz, was hilft dein Wiegen und dein Wägen,
Daß all' der Wonne-Streit in dir ſich ſchlichte!

Du, Liebe, hilf den ſüßen Zauber löſen,
Womit Natur in meinem Innern wühlet!
Und du, o Frühling, hilf die Liebe bergen!

Liſch aus, o Tag! Laß mich in Nacht geneſen!
Indeß ihr ſanften Sterne göttlich kühlet,
Will ich zum Abgrund der Betrachtung ſteigen.

Liebesglück.

Wenn Dichter oft in warmen Phantaſien
Von Liebesglück und ſchmerzlichem Vergnügen
Sich oder uns, nach ihrer Art belügen,
So ſei dies Spielwerk ihnen gern verziehen.

Mir aber hat ein gut'ger Gott verliehen,
Den Himmel, den ſie träumen, zu durchfliegen,
Ich ſah die Anmuth mir im Arm ſich ſchmiegen,
Der Unſchuld Blick von raſchem Feuer glühen.

Auch ich trug einſt der Liebe Müh' und Laſten,
Verſchmähte nicht, den herben Kelch zu trinken,
Damit ich ſeine Luſt nun ganz empfinde.

Und dennoch gleich' ich jenen Erzphantaſten:
Mir will mein Glück ſo unermeßlich dünken,
Daß ich mir oft im wachen Traum verſchwinde.

An die Geliebte.

Wenn ich von deinem Anſchau'n tief gerührt
Mich ſtumm an deinen heil'gen Werth vergnüge,
Dann hör' ich recht die leiſen Athemzüge
Des Engels, welcher ſich in dir verbirgt.

Und ein erſtaunt, ein fragend Lächeln quillt
Auf meinem Mund, als mich kein Traum betrüge,
Daß nun in dir, zu ewiger Genüge,
Mein kühnſter Wunſch, mein eing'ger ſich erfüllt?

Von Tiefe dann zu Tiefe ſtürzt mein Sinn,
Ich höre aus der Gottheit mächt'ger Ferne
Die Quellen des Geſchicks melodiſch rauſchen.

Betäubt kehr' ich den Blick nach oben hin,
Zum Himmel auf — da lächeln alle Sterne,
Ich lauſche, ihrem Lichtgeſang zu lauſchen.

Nur zu!

Schön prangt im Silberthau die junge Roſe,
Den ihr der Morgen in den Buſen rollte,
Sie blüht, als ob ſie nie verblühen wollte,
Sie ahnet nichts vom letzten Blumen-Looſe!

Der Adler ſtrebt hinan ins Grenzenloſe,
Sein Auge trinkt ſich voll von freud'dem Gelde,
Er iſt der Thor nicht, daß er fragen ſollte,
Ob er das Haupt nicht an die Wölbung ſtoße.

Mag denn der Jugend Blume uns verbleichen,
Noch glänzet ſie und reizt unwiderſtehlich,
Wer will ſo holdem Trug zu bald entſagen?

Und Liebe, darf ſie nicht dem Adler gleichen?
Doch fürchtet ſie; auch fürchten iſt ihr ſelig,
Denn all' ihr Glück, was iſt's? ein endlos Wagen!

Eduard Mörike.

Dichterſinn.

Ich bin ein König, laſſe mir kredenzen
Den goldnen Becher bei dem luſt'gen Mahle,
Und nach dem Eſſen in dem grünen Saale
Geh' ich Gefühl' und Sinnen Audienzen.

Da kommen zu mir Boten her vom Lenzen,
Geſchäftet bunt im Regenbogenſtrahle,
Wir trinken aus der weinumrankten Schale,
Dann halten wir geheime Konferenzen.

Und in dem hehren Rathe wird beſchloſſen,
Daß künftig jede Freude ſei genoſſen
Und kein Genuß dem Herzen mehr verſaget,

Und dauern ſoll's, ſo lang die Sonne taget.
Es ſteigt der Morgen, ſinkt der Abend nieder,
Und mein Geſchäft iſt nichts als frohe Lieder.

Niclas Müller.

Todten-Wache.

1.

Jetzt will ich recht, mein Liebling! um dich klagen!
Die ganze Nacht dein liebes Bild beſchauen;
Die Augen, ach! die einſt ſo himmelblauen;
Ich will, o Gott! das Zärtlichſte dich fragen.

Ich ahne, was du mir willſt Antwort ſagen;
O kannſt du mir kein einzig Wort vertrauen,
Ganz leiſe, leiſe, wie durch Blumenauen
Die Düfte wehen in den Sommertagen?

Ein einzig Wort möcht' ich von dir erpreſſen!
Nur meine Nacht nur einen Sonnenfunken;
Ich wollt' es ewig, ewig nicht vergeſſen;

Weh' mir, von welcher Höh' bin ich geſunken!
Verwegnes Glück! dich hab' ich einſt beſeſſen!
Drum bin ich jetzt vom Schmerzenskelche trunken.

2.

Die Kerzen in wehmüthigem Verlangen
Mit weichem Glanz das holde Kind umweben;
Sie würden ſelbſt dem Tod nicht widerſtreben,
Könnt' es dadurch des Auges Licht empfangen.

Die Roſen, die im blonden Haare prangen —
Wie gern verhauchten ſie ihr junges Leben,
Könnt' es die friſche Röthe wieder geben
Den kalten Lippen, den erbleichten Wangen!

Iſt nicht des Lebens Blüthe hier gefallen?
Iſt nicht die Blüthe ſelbſt in Tod geſunken?
Mein Kind! du blühteſt einſt ſo ſchön vor Allen!

Troſt fließet nur aus eines Traumes Pforten:
Es ſei, von meinem Kinde liebestrunken,
Der Tod ein Kind — welch' ſüßes Kind — geworden.

G. Pfizer.

Aus Venedig.

1.

Venedig liegt nur noch im Land der Träume
Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen,
Es liegt der Leu der Republik erſchlagen,
Und öde feiern ſeines Kerkers Räume.

Die ehrnen Hengſte, die, durch ſalz'ge Schäume
Dahergeſchleppt, auf jener Kirche ragen,
Nicht mehr dieſelben ſind ſie, ach, ſie tragen
Des Korſikaniſchen Ueberwinders Zäume.

Wo iſt das Volk von Königen geblieben,
Das dieſe Marmorhäuſer durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerſtieben?

Nur ſelten finden auf der Enkel Brauen
Der Ahnen große Züge ſich geſchrieben,
An Degengräbern in den Stein gehauen.

2.

Hier ſeht ihr freilich keine grünen Auen,
Und könnt euch nicht im Duft der Roſen baden;
Doch was ihr ſeht an blumigern Geſtaden,
Vergeßt ihr hier und wünſcht es kaum zu ſchauen.

Die ſtern'ge Nacht beginnt gemach zu thauen,
Um auf dem Markus Alles einzuladen:
Da ſitzen unter herrlichen Arkaden,
In langen Reihn Venedigs ſchönſte Frauen.

Doch auf des Platzes Mitte treibt geſchwinde,
Wie Canalette das verſucht zu malen,
Sich Schaar an Schaar, Muſik verhaucht gelinde;

Indeſſen wehn auf ehrnen Piedeſtalen
Die Flaggen dreier Monarchien im Winde,
Die von Venedigs altem Ruhme ſtrahlen.

3.

Ich liebe dich, wie jener Formen eine,
Die hier in Bildern uns Venedig zeiget:
Wie ſehr das Herz ſich auch nach ihnen neiget,
Wir ziehn davon und wir beſitzen keine.

Wohl biſt du gleich dem ſchöngeformten Steige,
Der aber nie dem Piedeſtal entſteiget,
Der ſelbſt Pygmalions Begierden ſchweiget,
Doch ſei's darum, ich bleibe ſtets der Deine.

Dich aber hat Venedig auferzogen,
Du bleibſt zurück in dieſem Himmelreiche,
Von allen Engeln Glanz Verklärt umflogen:

Ich fühle mich, indem ich weiter ſchleiche,
Um eine Welt von Herrlichkeit betrogen,
Die ich den Träumen einer Nacht vergleiche.

4.

Wie ſchwillt das Herz von ſeligem Genügen,
Sobald ein Blick, der, lange trüb umnachtet,
Verächtlich uns und blinzelnd nur betrachtet,
Zuletzt voll Milde ruht auf unſern Zügen!

Wär's Zufall, oder willſt du mich betrügen?
Haſt du vielleicht mich deiner werth erachtet?
Wenn, Augen, ihr mir nicket oder lachtet,
Dann wollt' ich ſtets mich euch als Sklave fügen!

O, gieb Gewißheit, wo nur Zweifel waltet,
Laß länger nicht mich hin und wieder ſchwanken,
Weil oft im Zweifel das Gemüth erkaltet!

Nicht ſchwer zu helfen iſt gewiſſen Kranken:
Ein einz'ger Wink, ein Händedruck entfaltet
Uns Millionen liebender Gedanken.

A. v. Platen.

Sonnette.

Ich möchte, wann ich ſterbe, wie die lichten,
Geſtirne ſchnell und unbewußt erbleichen,
Erliegen möcht' ich einſt des Todes Streichen,
Wie Sagen uns vom Pindaros berichten.

Ich will ja nicht im Leben oder Dichten
Den großen Unerreichlichen erreichen,
Ich möcht', o Freund, ihm nur im Tode gleichen,
Doch h're nun die ſchönſte der Geſchichten!

Er ſaß im Schauſpiel, vom Geſang beweget,
Und hatte, der ermüdet war, die Wangen
Auf ſeines Lieblings ſchönes Knie gelegt:

Als nun der Chöre Melodien verklangen,
Will wecken ihn, der ihn ſo ſanft geheget,
Doch zu den Göttern war er heimgegangen.

O ſüßer Tod, der alle Menſchen ſchrecket,
Wen mir empfingſt du lauter Huldigungen:
Wie hab' ich brünſtig oft nach dir gerungen,
Nach deinem Schlummer, welchen nichts erwecket!

Ihr Schläfer ihr, von Erde zugedecket,
Von ew'gen Wiegenliedern eingeſungen,
Habt ihr den Kelch des Lebens froh geſchwungen,
Der mir allein vielleicht wie Galle ſchmecket?

Auch euch, befürcht' ich, hat die Welt bethöret,
Vereitelt wurden eure beſten Thaten,
Und eure liebſten Hoffnungen zerſtöret.

Drum ſelig Alle, die den Tod erbaten,
Ihr Sehnen ward geſtillt, ihr Flehn erhöret,
Denn jedes Herz zerbricht zuletzt ein Syſtem.

Auguſt v. Platen.

Bei der Leiche.

I.

Um euch nicht klag' ich, ausgelöſchte Sonnen,
Euch, beiden Augen, zugedrückt vom Tod,
Die einſt ſo mild, ſo lockend mir gedreht
In jener Nacht der bräutlich erſten Wonnen;

Nicht um den Mund, den keuſchen Liebesbronnen,
Wie Purpurtrauben duftig einſt und rot,
Den ſie ſo oft zu ſüßem Kuß mir bot,
Von ſtiller Dämm'rung braunem Reh umſponnen!

Wird doch ihr Aug' in jedem Stern mir leuchten,
Im Mondenſchein, der leiſe nur ſich drängt
In meinen Blick, den müden, thränenfeuchten!

Noch einmal wird ihr lieber Mund mir lächeln
In jeder Blume, die die Knoſpe ſprengt,
Und, wie ihr Kuß, der Roſe Duft mich fächeln.

II.

Und doch, o Erde, muß ich dich beneiden!
Denn o, mein Kleinod, meines Glückes Pfand,
In deinen Schoß wird es hinabgeſandt,
Und ſchweigend muß ich, ohne Kampf, es leiden.

Ein Lemmal zu dir, von welcher ich muß ſcheiden,
Du nimmſt ſie auf, die man von mir verbannt,
Ja, an dem Glanze, welcher mir verſchwand,
Darf deine Nacht, die Blinde ſelbſt, ſich weiden.

Wohl manche Nacht iſt über uns geſunken,
Da haben wir der Finſterniß gelacht
Und uns geſonnt an unſrer Liebe Funken.

Wir dachten nicht, daß eine Nacht einſt käme,
So ſternenlos, wie dieſes Grabes Nacht,
Und aus den Armen meine Braut mir nähme.

III.

Ich hab' mein Ohr an ihre Bruſt gelegt,
An die ſie ſonſt, lächelnd zurückgebogen,
Mit weichen Armen mich hinabgezogen,
Dicht an das Herz, das heute nicht mehr ſchlägt.

Mein Lauſchen raſtlos, was ſonſt ſich hier geregt?
Wohin die Gluth, die dieſes Herz durchflogen?
Der Sturm, wohin? der in gewalt'gen Wogen
Einſt dieſes Buſens ſüßes Meer bewegt.

Es kann nicht ſein – ich ſinne noch – o nein!
Das Leben kann in dieſem treuen Herzen,
Die Liebe nicht, nicht ganz geſtorben ſein.

Noch ſchlägt ihr Herz! – es ſchlägt in meiner Bruſt,
Und doppelt d'rum empfind' ich dieſe Schmerzen,
Empfinde doppelt die verlorne Luſt.

II.

Noch eine Locke ſchneid' ich die vom Haupt,
Vergönn' es mir, du liebliche Verklärte!
Sie ſei mein Troſt, mein Schatz und mein Gefährte,
Wenn mir das Herz einſam zu brechen glaubt.

Die erſte Locke hab' ich dir geraubt,
Als ich umſonſt den erſten Kuß begehrte;
Da zürnteſt du: doch was dein Mund mir wehrte,
Dein Herz hat Kuß und Locke doch erlaubt.

Heut wehrſt du nicht! Ja, wie von ſelber heut
Die Locke ſich geduldig meiner Schere,
Dein bleicher Mund ſich meinen Küſſen beut!

Du fühlſt es nicht – dein Schlummer iſt ſo feſt,
Du fühlſt auch nicht, daß eine blut'ge Zähre
Zum Abſchied heut die zweite Locke näßt!

A. E. Bruh.

Umſonſt.

Umſonſt ſchmückt ſich der Wald mit jungen Zweigen
Und läßt mit Himmelsklängen mich begrüßen;
Es rollt der See umſonſt zu meinen Füßen
Und läßt die Möv' aus ſeinem Schooße ſteigen;

Umſonſt weht um mich her ein Blüthenreigen,
Die lauen Lüfte würzig zu verſüßen;
Indeß mein Herz, ein lieblich Weh zu büßen,
Stets allem Andern fremd ſich muß erzeigen.

Umſonſt, daß ich des Zaubers mich erwehre!
Auf Wald und See und all des Himmels Milde
Gilt Wunſch, Gedank und Traum, du Reizendhehre,

Zu dir! wie einſt aus ſonnigem Gefilde
Nach Knidos in den Tempel der Kythere
Ganz Hellas zu Praxiteles' Gebilde.

F. W. Regge.

Erſtes Begegnen.

Im Lenze war's, im Lenz, dem liebereichen,
Wo Wald und Flur entfalten ihr Gepränge,
Von Blatt und Blüth' ein reizendes Gedränge,
Von Düften, die darein ſich ſäuſelnd legen

Und wie ein Zauber lag's auf allen Wegen:
Die Nachtigall ergoß wie Sphärenklänge
Aus Laubesgrün melodiſche Geſänge,
Bewältigend, dem trunknen Ohr entgegen:

Da ſah ich ſie, der nun gehört mein Leben,
Ein Bild des Lenzes in dem Lenzgefilde!
Da ſchaut ich auf zu ihr mit ſtummem Beben;

Aus ihrem Antlitz quoll ein Strom von Milde,
Und ach, ich ſah Etwas ihr Aug' umweben,
Wie die Madonn' in Raphael's Bilde!

F. W. Regge.

Apotheoſe.

So wie dein Bild in mir iſt aufgegangen,
Kann mir's kein Künſtler vor die Augen ſtellen,
So reizend nicht des Buſens Wehn und Wallen,
So glänzend nicht den Lenz auf deinen Wangen!

Der Locken Fluth, wie ſie die Stirn' umprangen,
Und o, der Blick! wie aus dem zündendſchnellen,
Dem funkliechten und dem nordiſchhellen,
Die Liebe kommt, wie im Triumph gegangen!

So hab' ich treu dein Bild in mir verſchloſſen,
Lebendig, jung, in liebender Bewährung,
Und was von Reizen deinem Leib umfloſſen,

Das ſchirm' ich vor Verfall und vor Verjährung;
Denn über all Dies hab' ich ausgegoſſen
Der Dichtkunſt Hauch und ewige Verklärung!

F. W. Rogge.

Gebrauch des Lebens.

Ihr, ihr den Augenblick wollt feſt zu halten,
Den leichten Sinn, der leicht ſich ſchwingt zum Ziele,
Ihr, denen nie bei Reigentanz und Spiele
Die Sterne furchten des Gedankens Falten;

Ihr, ihr die Welt voll blühender Geſtalten
Als bunten Tummelplatz euch denkt für Viele:
Oft wünſch' ich mir, daß mir, was euch gefiele,
Und denk', am Beſten ſei's, g'leich euch zu ſchalten.

Wer ſchmälte ſie, die friſch ums Sein geworben
Und die ums Haupt ſich Roſ' und Lilie ſchlangen,
Das Leben faßten, eh's für ſie verdorben?

Ja, Herz! ruft dich der Lenz — geh', ſieh ihn prangen,
Eh' matt der Wunſch wird, und bevor erſtorben
Der Glanz der Augen und das Roth der Wangen!

F. W. Rogge.

Himmelfahrt.

Ich ſah von Eichenlaub und von Vielen
Den duft'gen Kranz in ihren Locken prangen;
Indeß die frühlingsfrohſten Stirn und Wangen
Mit linkem Hauch umkoſ'ten ſüß verſtohlen;

Und ihr zu Füßen, wie zur Ruh befohlen,
Lag wellenlos der ſonn'ge See gefangen,
Und von dem waldbekränzten Bord erklangen
Des Lenzes Huldigungen unverhohlen.

Am Tage, da Maria im Geleite
Von jubelnahmen ſel'gen Engelſchaaren
Den Sohn entrückt ſah zu des Vaters Seite,

Sah ich die Schönheit mir ſich offenbaren,
Und meine Seel' iſt, als die ihr geweihte,
In ihres Auges Himmel aufgefahren.

F. W. Rogge.

Agnes' Todtenfeier.

1.

Tritt ſanfter auf mit deinem Flügelſchlage,
O Zephyr, denn du rührſt heil'ge Räume;
Es ſtehen dich die Blätter dieſer Bäume,
Nicht zu verwehen ihre alte Klage.

Senkt duftiger zu dieſem Blumenhage,
Ihr Wolken, eures Vorhangs dunkle Säume,
Daß ungeſtört hier die Holde träume,
Die hier ſich bettete ſo früh am Tage!

Sie will nicht wachen! ſchlafen will ſie. Wache
Für ſie denn unſer Schmerz und unſre Thränen,
Und unſer Segen ſchaukle ihre Wiege.

Glückſelig, wen zu dieſem Brautgemache
Mit leiſem Arme niederzieht das Sehnen,
Daß er bei ihr, zwar Staub bei Staub nur, liege!

2.

Will denn kein Stern von Himmelszinnen fallen,
Zum Zeichen, daß ſie fiel, die Sternengleiche?
Willſt, Erde, du, da deine ſchönſte Eiche
Entwurzelt ſank, nicht ſeufzend wiederhallen?

Soll von des tauben Uhrwerks Rädern allen
Kein Rad mehr ſtocken, brechen keine Speiche,
Daß Alles fort im alten Kreislaufe ſchleiche,
Nur ſie allein nicht dürfe weiter wallen?

Ach, nur ein Herz, nichts weiter, wird zerriſſen;
Ein Leben nur, nichts weiter, wird zerſplittert;
Sonſt Alles geht, wie vor, ſo nachher wieder.

Und keine Spur iſt ſonſt von ihr geblieben,
Als daß ein armes Espenblättchen zittert,
Als ſei's gerührt vom Odem meiner Lieder.

3.

„Maililien, ihr ſchüttert eure Glocken,
„Wen wollet ihr zur Maienandacht laden?"
Sie, die von ſelbſt ſonſt ging auf dieſen Pfaden,
Soll, da ſie ſäumt, jetzt unſer Läuten locken."

„Maililien, laßt eu'r Geläute ſtocken:
„So eben ſtocket ihres Lebens Faden!"
Ach, ſieh, der Thau, in welchem wir uns baden,
Gerinnt zu Reif, ſo ſehr ſind wir erſchrocken.

„Maililien, da eure Luſt zur Beute
„Des Todes ward, was kann euch Troſt erzeigen?"
Daß du uns gleich von hinnen nehmeſt heute,

Und gebeſt ihre Wohnſtätt' uns zu eigen,
Daß dort ſie einwieg' unſer ſanft Geläute!
Sprich, willſt du? „Ja!" Wir danken dir mit Neigen

4.

Ich hörte ſagen, Frühling ſei erſchienen.
Da ging ich aus, zu ſuchen, wo er wäre;
Da fand ich auf den Fluren Blum' und Aehre,
Allein den Frühling fand ich nicht bei ihnen.

Es ſangen Vögel und es ſummten Bienen,
Allein, ſie ſangen, ſummten düſtre Mähre;
Es rannen Quellen, doch ſie waren Zähre,
Es lachten Sonnen, doch mit trüben Mienen.

Und von dem Lenz konnt' ich nicht Kund' erlangen,
Bis daß ich ging an meinem Wanderſtabe
Dorthin, wohin ich lange nicht gegangen;

Da fand ich ihn, den Lenz; ein schöner Knabe
Saß er mit nassem Auge, blassen Wangen,
Auf deinem, als auf seiner Mutter, Grabe.

F. Rückert.

Sonnet.

Die Welt ist eine Lilie, eine blaue,
Ein Inbegriff geheimnißvoller Dinge;
Ihr Brautkelch ist die Sonn', um die im Ringe,
Staubfäden gleich, Planeten stehn zur Traue.

An dieser Lilie weitem Wunderbaue
Hängt schwebend mit der sehnsuchtmüden Schwinge
Des Menschen Geist, gleich einem Schmetterlinge,
Und lechzet durstig nach des Kelches Thaue.

Sieh! durch die Blume wehen Gottes Hauche;
Da neigen die Planeten sich zur Sonnen,
Wetteifernd, wer darin sich tiefer tauche.

Wie so das heil'ge Liebespiel begonnen,
Füllt Duft die Blume, wie mit Opferrauche;
Den trinkt der Schmetterling und stirbt in Wonnen.

F. Rückert.

Anhänglichkeit.

Oft will die Seele ihre Flügel dehnen,
Gestärkt von der Betrachtung reiner Speise;
Ihr dünkt im engen wiederholten Gleise
Ihr Thun vergeblich und ihr Wissen Wähnen.

Sie fühlet tief ein unbezwinglich Sehnen,
Nach höhern Welten, freierm Thatenkreise,
Und glaubt, am Schluß der Bahn, nach ird'scher Weise,
Roll' erst der Vorhang auf zu lichtern Scenen.

Doch rührt der Tod den Leib ihr, daß sie scheide,
So schaudert sie und sieht zurück mit Zagen
Auf Erdenlust und sterbliche Gespielen.

Wie einst Proserpina, von Ennas Weide
In Pluto's Arm entführt, kindlich im Klagen,
Um Blumen weinte, die dem Schoß entfielen.

A. W. Schlegel.

Kleopatra von Guido Reni.

Wie schlank ihr Leib, im Schlummer hingegossen,
Auf Flaum sich wiegt, von keiner Hull' umfangen!
So goldnes Haar ist auf so schöne Wangen,
So zarten Hals noch nie herabgeflossen.

Doch Todesnacht hat schon ihr Aug' umschlossen,
Den Lippen ist der kühne Geist entgangen;
Sie selber gab den Stichen wilder Schlangen
Die Lilienbluthen, die am Busen sprossen.

Oft hat ja Liebe Götter umgestaltet:
O Heldin, hätt' auch dich ein Gott berücket,
Beneidend deinen Reiz dem Land der Todten!

Hielt jener nicht, der mit dem Donner waltet,
Als Schlang' Olympien brünstiglich umstricket?
Du hättest ihm der Freuden mehr geboten.

A. W. Schlegel.

Allgemeines Loos.

Der fährt durchs Leben leicht auf leichter Barke,
Der läßt die Wimpel bunt und stattlich fliegen;
Der will bis in den Mond erobernd siegen,
Der sorgt, wie er sein klein Gebiet vermarke;

Der pflegt sich üppig mit des Landes Marke,
Der muß im Wetter nackt und hungrig liegen:
Doch Alle gleich gewiegt in gleichen Wiegen
Der großen Mutter, Schwache so wie Starke.

Und kaum gewürdigt werden eines Blickes,
Die da gewesen; und die sind, vergessen
Ihr Wandeln über hohlen Katakomben.

Es rollt die Erde, wie das Rad des Glückes,
Mit ihr die Zeit nie ruhend, ungemessen,
Und stündlich würgt der Tod sich Hekatomben.

A. W. Schlegel.

Die Brüder.

Der große Pollux, als im Kampf zerschmettert
Kastor, der schöne, lag vor seinen Füßen,
Rief, sein unsterblich Leben zu beschließen,
Des Vaters Rechte, die aus Wolken wettert.

Zeus ordnet, daß sie, jener halb vergöttert,
Halb Schatte der, ihr wechselnd Loos versüßen.
O Wunderliebe, die mit holden Grüßen
Den Orkus aufhellt, den Olymp entgöttert!

Du Zwillingssohn des Himmels und der Erden,
O Mensch! so folge, was in dir unsterblich,
Dem Sterblichen in Lust, wie in Beschwerden.

Dir ist nur so der Stand der Götter erblich;
So wird dein Ew'ges sichtbar lieblich werden,
Dein Ird'sches rein, stark, würdig, unverderblich.

A. W. Schlegel.

Schattenrisse.

1. Walter Scott.

Den Niederländern möcht' ich dich vergleichen:
Die ihren Pinsel emsig zart regieren,
Gilt's Sachen darzustellen und zu zieren;
Doch wieder groß und farbenkräftig streichen,

Wenn's Großes gilt, und jedes Lebenszeichen
Am Menschenantlitz im Portrait erspüren.
Dir mußten, deine Bilder auszuführen,
Rubens, Tennier und Dyck die Farben reichen.

Welch reicher Strom von rührigen Gestalten
Zieht durch die Pracht lebend'ger Scenerien!
Nachahmer nur, die an der Schale halten,

Vermochten dein Gedicht herabzuziehen.
Mir gabst du stets — als Dank nimm dies Geständniß —
Genuß, Belehrung und Naturverständniß.

2. Byron.

Ruhmwürd'ger Lord, du warst ein wackrer Schwimmer,
Im Handeln kühn und kunstreich im Gedichte!
Es glänzt, wohin ich meinen Blick nur richte,
Dein Leben schön, wie eines Tempels Trümmer.

Doch Gutes schaffte deine Leyer nimmer.
Den ganzen Unflath unsrer Zeitgeschichte
Umwebt ihr Klang mit holdem Zauberlichte;
Nun bläht er sich indem erborgten Schimmer.

Der Dichter soll verständ'gen und versöhnen.
Du sangst: die Noth, das Wirrsal nur zu mehren;
Denn Gecken, die verachten nur und höhnen,

Die sich im Lebensüberdruß verzehren,
Sie werden alle sich auf dich berufen!
Da deine Lieder ihnen Götter schufen.

3. Göthe.

Ein Urgebirg stehst du vor meinen Blicken,
Das heil'ge Haupt in Himmelsregionen,
Und reifst die Frücht' und Blüthen aller Zonen,
Mit jedem Duft und Wohlschmack zu beglücken!

Wenn Veilchen deinen Fuß und Eichen schmücken;
So ragen weiter Pinien und Citronen,
Und zwischen deines Gipfels eis'gen Kronen
Kann man der Alpen Wunderrosen pflücken.

Nährende Ströme sendest du ins Weite,
Hegst Wild in Forsten, Herden auf den Triften,
Und birgst der Erze Hort in deinen Klüften;

Stehst ruhig bei der Stürme wildem Streite.
Auf dir wird, wenn der Weltfluth Wogen branden,
Einst noch die Arche wahrer Freiheit landen.

4. Schiller.

O schöner Alpensee! in deinen Wogen
So klar und spiegelhell, will mich's gemuthen,
Als ob der Himmel und die Sterne ruhten;
Ja, was die Erde groß und schön erzogen,

Der Blumen Schmelz, der Felsen Schwindelbogen,
Sie schweben wie verklärt auf deinen Fluthen,
Von Mondesfilder und von Sonnengluthen
Umspielt, die du begeistert eingesogen.

Die Unbill dieser Erde zu verträumen,
Naht heil'ges Jugendglühen, Sehnsuchtsklage
Und Liebesschwärmerei den stillen Räumen.

Ja süß sind diese Bilder! doch nicht wage
Die Ideale faßend zu berühren!
Sie werden schwindend sich in Luft verlieren.

5. Jean Paul.

Was braucht man nicht ätherisch zu empfinden:
Die Sonnen und die Monde weinen,
Es strotzt von Nachtigall'n, Citronenhainen,
Springbrunnen, Masken, Doppelgängern, Blinden.

Daß alle Erdenschlacken nur verschwinden,
Strebt man die armen Mädchen auszufeinen,
Daß, hielte sie der Witz nicht an den Beinen,
Sie ärostatisch schwebten in den Winden.

Doch sind wir durch den Trödel erst gedrungen,
Steht eines Greises würdige Gestalt,
Von einem Engel liebevoll umschlungen,

Wie schöner ihn kein Sterblicher gemalt,
Vor unserm Blick; der Weisheit Sprüche klingen,
Und heil'ge Liebe regt die Aetherschwingen.

6. Börne.

Ein Arzt saß einst voll Kummer, doch gelassen,
Gespannt auf jede Regung, an dem Bette
Des Freundes, ob ihn seine Kunst noch rette.
Da tritt der Tod herein, und er, verlassen

Von allem Gleichmuth, wirft nun Flaschen, Tassen
Und Büchsen an den Schädel dem Skelette.
Das aber greift mit grinsendem Gespötte,
Nach seinem Freund und den sieht man erblassen.

So will dein erstes Wirken mir erscheinen,
So, Zornesmann, dein spätres wildes Treiben.
Dein Schelten wahrt die Freiheit nicht vorm Sterben!

Du mußt den lieben Todten doch beweinen,
Du mußt ihm selbst den Todtenzettel schreiben,
Und trittst dir so noch Wunden in den Scherben.

7. Heine 1830.

Fahr hin, ergrimmter Blitz, mit deinen Flammen!
Willkürlich wähnt der Thor dein Zauberlicht,
Fahr nieder, daß es prasselt, brennt und bricht,
Und schlag die Eulennester nur zusammen.

Du klärst die Luft, wer dürfte dich verdammen?
Und wann es auch von Schwefel etwas riecht,
Uns schreckt der Beigeschmack von Teufel nicht,
Wir wissen, daß von Gott die Blitze stammen.

„Der kleine Jude!" näselt das Gespötte?
Was Jud', was klein! Der Geist schreibt die Gesetze,
Verstand und Witz sind deine blanken Waffen,

Sie überdauern alle Bajonette;
Gefühl und Phantasie sind deine Schätze.
Rothschild vermag nicht reichere zu schaffen.

8. E. T. A. Hoffmann.

Ein kluger Apotheker fand Ergötzen,
Gebilde seltner Art, von Pflanzen, Thieren,
Und Mißgestalten, schön zu präpariren;
Die Monstra dann in Spiritus zu setzen.

Mit Staunen sieht man unter edlen Schätzen
Skurrile Mumien seine Hallen zieren.
Zur Labung doch beim einsamen Handthieren
Mag er an Liquor selbst sich manchmal letzen.

Da kreist's und klingt's um ihn, die todten Fratzen
Gewinnen Leben, und vom tollen Zeuge
Ist Schönes, Wahres nicht zu unterscheiden.

Es reden Wurzeln, Flöhe, Hunde, Katzen,
Melodisch an der Wand die alte Geige
Singt ihre Wonnen drein und ihre Leiden.

9. J. H. Voß.

Ein Meiſter glaubt die Poeſie zu krönen,
Weil ihre Laſt und Rhythmen dichtet Jeder,
Und hat geſchickt von Holz, Metall und Leder
Zu ihrer Rettung ſich ein Werk erſonnen.

Doch weil zum Trieb ein Rauſ ihm fehlt, ein Brennen,
Stellt er inmitten aller andern Räder
Ein groſſes Tretrad auf als Kraft und Feder,
Und meint, nun ſei der Dichtkunſt Heil gewonnen;

Er kriecht dann ſelbſt hinein und tritt und dichtet,
Und Anapäſte, Jamben und Daktylen
Muß ihm gehorchend die Maſchine ſchmettern;

Mag er, zum Himmel nun den Geiſt gerichtet,
Auch noch ſo ſernig denken, innig fühlen,
Man hört ihn nicht vorm Klipplapp ſeiner Metern.

10. Rückert.

Grau war der Himmel, ſtarr und ungeheuer
Umragten Felſen karge Frühlingsſproſſen —
Da tobt es laut, zum ſchwarzen Abgrund ſchoſſen
Die Wellen eines Stroms, und zarte Schleier

Entquellen ſeinem Sturz, in ewig neuer
Geburt. Ich ſtand entzückt. Doch ausgenoſſen
War bald die Luſt; „nur Schaum," dacht ich verdroſſen,
„Gekräuſel — Lärm — einförm'ges Abenteuer!"

Doch auf den Wellen trat die Sonne; ſtrahlend
Traf ſie den Waſſerfall, der Zeit Bogen
Im bunten Schmelz auf ſeine Länge malend;

Stiller ward nun der Schaum, Smaragd die Wogen,
Demanten ſtreut er nährend auf die Auen.
Da fühlt' ich ahnend einer Gottheit Spuren.

11. Johann Mayerhofer.

Ich ſuchte mir — mein Sinn war trüb' umfangen,
Den öden Pfad, wo halbverworfne Zäune
Kaum Lebensſpuren wieſen. Blaß im Scheine
Des vollen Monds, der eben aufgegangen,

Lag ſtill die Welt — nur ſchrille Heimchen ſangen.
Bald ſchimmernd durch die Neſſeln, Dornen, Steine,
Verriethen klagend menſchliche Gebeine,
Daß Jemand hier ein Grab — nicht Ruh empfangen.

Für einen zweiten Gaſt war's wohl erneuet,
Und was dem Erſten Liebe mitgegeben
Sein Todtenſchmuck, die Spende treuer Seelen,

Lag mit den Knochen nun umhergeſtreuet;
Mich trieb's, den unſcheinbaren aufzuheben —
Und ſieh' es waren köſtliche Juwelen.

Franz von Schober.

Sonnett.

Die Sehnſucht klagt, von tödtlichem Pfeil verwundet;
Nie darf mein Mund dem deinen wieder nahn,
Nie deinen zarten Leib mein Arm umfahn;
Was ich geliebt, iſt ewig mir entſchwunden.

Doch, von der Haft des Irdiſchen entbunden,
Schwingt im Triumph hoch über Erdenwahn
Der Phönix ſich zur goldnen Sonnenbahn,
Und ſchöner hat der Geiſt den Geiſt gefunden.

Jetzt wird Beſitz, was ſonſt Verlangen war,
Die Hoffnung ſchwimmt auf der Verzweiflung Zähre,
Und kein Genuß darf jetzt die Sehnſucht krönen.

Vor meinen Blicken ſchwebſt du rein und klar;
Gehüllt ins Licht der wandelloſen Sphäre,
Ein zartes Bild im Quell des ew'gen Schönen.

C. Schulze.

Sonnett.

Wer je die Macht der keuſchen Lieb' erfuhr,
Dem wird ihr Hauch im Buſen ewig wehnen;
Ein Bild nur kann in einem Herzen thronen,
Die zarte Bruſt hegt eine Liebe nur.

Durchs ganze Leben folgt ſie unſrer Spur,
Mit Dornen bald, und bald mit Vlüthenkronen;
Doch mag ſie zürnen, mag ſie lächelnd lohnen,
Ihr huldigt ſtets die ehrne Natur.

Nie ſchweigt der Schmerz, den ſie uns einſt gegeben,
Die Freude nie, die ſie uns einſt gewährte,
Kurz iſt die Luſt, doch ewig das Gefühl.

Von Welt zu Welt mit uns emporzuſchweben,
Folgt uns ihr Strahl als leuchtender Gefährte;
Ihr Sein iſt Werden, Ewigkeit ihr Ziel.

C. Schulze.

Sonnett.

Schon in der Kindheit frühen Morgenſtunden
Hing nur auf dich mein Dichten und mein Streben;
Durch dich hat erſt mein Geiſt dem niedern Leben,
Die Phantaſie den Feſſeln ſich entwunden.

Als ich dich ſah, hab' ich zuerſt empfunden,
Dein Bild hat mir den erſten Traum gegeben,
Dein Zauber hat des Herzens irres Schweben
Mit ew'gem Zwang an einen Punkt gebunden.

Den Schmerz hab' ich gelernt bei deinem Schmerze,
Die beſte Luſt bei deinem zarten Scherze,
Du biſt mein Gram, mein Glück, mein ew'ges Sehnen.

Als Grazie lehrſt du mich zart empfinden,
Als Muſe mich dem Erdenraum entwinden,
Und nahſt als Ideal mich dem höchſten Schönen.

C. Schulze.

An eine Braut.

Dich ſannt ich ſchon in deiner Kindheit Tagen
Und ſah auch ahnend ſchon des Lebens Bluthe,
Des Geiſtes Milde und des Herzens Gute
Den Myrtenkranz begnadter Bräute tragen.

Drum grüne mir, ein treues Wort zu sagen:
Mit heiterm Sinn und Selbstvertrauen hüte
Die Schätze, die du hegest im Gemüthe,
Bewält'gend so ein zu bescheidnes Zagen.

Denn sieh, drei schöne, hohe Namen sollen
Des Mannes Weib, des Hauses Frau dich nennen,
Und einst auch — doch, du blickst erröthend nieder . . .

Wohlan! Sieh auf dem Traualtare brennen
Die Feierkerzen, horch, die Segenslieder, —
Geh' denn der Liebe Pfad, den blüthenvollen!

W. Smets.

Sancta Anna.

Wie seh' ich gern auf altem Heiligenbilde
Geneigt vor dir, Maria, stehn, die Reine,
Die in des Herzens makellosem Schreine
Der Gnaden Fülle trägt und Seelenmilde!

Du aber mit der Muttersorgen Schilde
Beschützest sie, daß einst sie, so wie keine
Der Erdentöchter, auserwählt erscheine
Und heilig in der Ewigkeit Gefilde.

Was frommt der Anmuth Reiz, des Geists Erheben,
Wenn wir entbehren jenes ew'ge Manna,
Das nur allein vermag das Heil zu geben?!

Drum bitt' für uns, o heil'ge Mutter Anna,
Daß wir zu Dem eingehn ins ew'ge Leben,
Dem Erd' und Himmel rufen: Hosianna!

W. Smets.

Gelübde.

Wie waren bleich die süßverschämten Wangen
Vom Todeshauch, gleich zarten Blüthenflocken,
Verklungen ganz der Silberstimme Glocken,
Die meines Lebens Sabbathfeier sangen;

Woran so oft mein trunkner Blick gehangen,
Sie starrten kalt und feucht, die dunkeln Locken,
Ich sah das Wellenspiel der Glieder stocken, —
Da lag sie blaß und starr im Leichenprangen!

Und so auch sah ich sie voll Schmerz und Süße
Im sel'gen Traum als Klosterjungfrau glänzen,
Im Blick der Geisterliebe Heilgewährung:

Mir war's, als ob mich Himmelshauch begrüße,
Und mit der Priesterbinde mich zu kränzen,
Gelobt' ich ihr, — und sah sie in Verklärung.

W. Smets.

Das Hochamt im Dome.

Zum heil'gen Opfermahl die Glocken laden
Mit mächtig wogend feierlichen Klängen,
Und zum Gebete sich die Gläub'gen drängen,
Zum einigen auf allen sieben Pfaden.

Und bald wie Sturm an donnernden Gestaden,
Wie Stöten bald, zu hohen Preisgesängen,
Ertönt die Orgel drein, als wenn erklängen
Der Sel'gen Harfen vor dem Lamm der Gnaden. —

Da strömt der Andacht Gluth in Aller Herzen,
Und feuchte Blicke wenden sich nach oben,
Die Seele schwebt empor auf Weihrauchdüften.

Und wie der Sohn zur Sühne wird erhoben,
Erbeben Alle still in Liebesschmerzen,
Vom Friedenskuß berührt aus Himmelslüften.

W. Smets.

Ihr Anblick.

Ein Weiher liegt vom dunklen Wald umsäumt,
Des Himmels nächtlich Bild in seinen Tiefen —
Die Bäume sind so still, als wenn sie schliefen,
Die Nixe wiegt ihr schilfig Haupt und träumt.

Und mit den Sternen, mit dem Schilfe wacht
Nur eine bleiche Lilie, steht bescheiden
Und denkt Gedanken, die ihr Engel neiden,
So still, so ernst, so herrlich, wie die Nacht.

Du bleiche Lilie — kannst von hier nicht sein.
Ich kenne dich, auch bei des Saals Gestimmer;
Noch glänzt im Auge dir des Himmels Schein.

Dir auf der Stirn des Mondes reiner Schimmer,
Rings tanzt die bunte Welt und rennt und lacht: —
Doch du bist ernst und herrlich wie die Nacht.

R. Solger.

Ihre Locken.

Ihr braunen Netze, die mich fest umschlungen,
Seit ich erlag an ihres Blicks Geschossen.
Wo find' ich reich die Blumenflur ergossen
Zum Kranz für euch, dem ewig duftendjungen?

Wo Berenicens heitre Dämmerungen
Jahrtausend jetzt in Strahlenringeln sprossen,
Von schöner Sag' Orangenduft umflossen,
Umtönt von Saitenspieles goldnen Zungen?

Ich kann euch nicht in blauen Sterngebieten
Ein unverwelklich Reis zusammenflechten;
Es ist nur Veilchenathem, was euch düftet;

Es sind die anspruchslosen Liebesblüthen,
Die einen Bund mit ihren Zaubermächten
In unsichtbarer Götterhuld gestiftet.

F. A. v. Stägemann.

Ueber der Thür ihres Wohnzimmers.

„Hier geht der Weg für mich zu Qual und Wonnen,
Hier geht der Weg zu Paradieses-Auen.
Hier geht der Weg zur Schönsten aller Frauen.
Wer eintritt, hat sein Leben reich begonnen."

Ich hob den Flug empor zu ihren Sonnen,
Ich trinke Seligkeit aus ihrem Schauen,
Ob Wolken schon auf mich herniederthauen,
Obwohl die Brust an Schmerzensgluth zerronnen.

O, zaubersüßer Wonnen bittre Wehen!
Ich kann mich euren Banden nicht entschlingen:
Von euch erlöst, würd' ich in Nacht vergehen.

Du Sehnsucht, nur mit deinen Taubenschwingen
Umflattre mich, der Liebe leises Flehen
Getreu ins Herz der schönsten Frau zu bringen.

F. A. v. Stägemann.

Sonnett.

Es ist der Ernst der Zeit mein ernstes Leiden,
Er trägt die Schuld, daß ich mich dir entwöhne,
Der ersten Lieb' anmuthige Kamöne:
Elisabeth, er will von dir mich scheiden.

O könnt' ich dich in deinen Brautgeschmeiden,
Dem Immortellenschmuck der Geistesschöne,
Hinuntertauchen in die Fluth der Töne,
In ein unsterblich Leben reich dich kleiden!

Von Kriegesfackeln blutig einst geröthet,
Sank Ilion in Staub, doch unvergessen
Verhaucht hat Hektor seine starke Seele,

Seit ewig nun aus trauernden Cypressen
Um ihren Aschenkrug die Philomele
Der Ilias den Heldennamen flötet.

F. A. v. Stägemann.

Auf dem Rialto.

Geschmückt mit herrlich strahlendem Geschmeide,
Mit Perl' und Edelstein und goldnen Spangen,
Thront' einst in unerreichter Schönheit Prangen
Venezia im stolzen Marmorkleide.

Europas Töchter blickten mit Verlangen
Zu ihr hinüber; selbst dem herben Neide
Bedünkte sie der Welt zur Augenweide
Aus duft gem Wellenbad hervorgegangen.

Strahlt von Rialtos hochgewölbtem Bogen
Bunt aufgeputzt mit Bändern und mit Schleifen
Der Festmarkt hell durch die Dezembernächte,

Das rauscht so lustig nieder in die Wogen,
Als ob ein Fürst bei Sang und Klang und Pfeifen
Im Sarg vergangner Herrlichkeit gedächte.

H. Stieglitz.

Glückauf!

Die Nacht entweicht; aus stillem Dämmergrunde
Ringt sich das Licht empor zum jungen Tage,
Der, überschattet von der Zukunft Wage,
Den Schleier lüftet vielbegrüßter Stunde.

Auch auf dem großen Marmorsarkophage
Erhebt sich bunt Gewimmel; die Sekunde
Trägt Tausende von Wünschen in die Runde
Geschäftig neu mit jedem Glockenschlage.

Das ist der Gegenwart gewalt'ge Macht;
Wie hier auf meerumspültem Friedhof wallen
Wir all' auf Gräbern durch des Lebens Hallen.

„Glückauf zum neuen Kampf, die ihr noch wacht!"
Bleibt, was auch Theures um uns her gefallen,
Das Feldgeschrei der großen Lebensschlacht.

H. Stieglitz.

Des Morgenlandes Erwachen.

Der Mond erbleicht. Ein Strahl der Morgenröthe
Macht jede Sait' in Griechenherzen tönen
Vom Bund der Freiheit mit der Macht des Schiven,
Der über jedes Volk ihr Volk erhöhte.

Der liebe Sinnbild, welche nicht verschmähte
Am Kreuz mit Gott die Menschen zu versöhnen,
Sieht Wimpel man und Tempel wieder krönen,
Wo stolz auf Sklaven erst der Roßschweif wehte.

Am Bosporus reibt sich verdrießlich gähnend
Den Traum von Islams Herrschaft durch den Säbel
Der Moslem von der Stirn, nach Tag sich sehnend.

„Verscheuche, ruft er, Sonnenlicht, den Nebel!
Wir ruhten drin, uns Himmelskinder wähnend,
Indeß entsank der Hand der Erde Hebel."

J. H. v. Wessenberg.

5.

Triolette, Glossen, Ghaseln, Ritornelle.

Triolettenkranz.

1. Nacht und Licht.

Die Nacht umhüllt der Sonne Licht!
Wie willst du deinen Weg wohl finden,
Wenn alle gold'nen Sterne schwinden?
Die Nacht umhüllt der Sonne Licht!
Läßt du die bangen Zweifel walten,
Wie willst du fest am Glauben halten?
Die Nacht umhüllt der Sonne Licht!

2. Licht und Nacht.

Hell dringt das Licht durch Nacht und Graus!
Wohl möchten sie uns gern verwirren;
Ein fromm Gemüth läßt sich nicht irren,
Hell strahlt das Licht durch Nacht und Graus!
Laß Aberwitz und Mystik walten,
Und Unvernunft mit Dummheit schalten! —
Hell dringt das Licht durch Nacht und Graus! —

3. Lenz und Winter.

Dem Lenze folgt die Winternacht!
Vom strengen Frost erstarrt die Blume,
Nacht wird's in Florens Heiligthume,
Dem Lenze folgt die Winternacht: —
Hast du nicht unter heißen Küssen
Dich aus der Liebe Arm gerissen?
Dem Lenze folgt die Winternacht! —

4. Winter und Lenz.

Dem Veilchen weicht des Winters Spur
Sanft tönt der Schöpfung neues Werde!
Es duftet die vergnügte Erde,
Dem Veilchen weicht des Winters Spur!
Und wirst du fest auf Gott vertrauen,
So fliehn des bangen Zweifels Grauen,
Dem Veilchen weicht des Winters Spur!

5. Die plätschernde Welle.

Des Baches Welle netzt die Flur!
Brennt heiß die Sonne auf den Matten,
So weilt sich's gut im kühlen Schatten;
Des Baches Welle netzt die Flur! —
Und wenn die finstern Sorgen walten,
Kann treue Liebe aufrecht halten;
Des Baches Welle netzt die Flur!

6. Die rollenden Wogen.

Die Woge rollt dem Meere zu!
Der Schiffer wäre gern gelandet,
Wär' er im Osten nicht gestrandet;
Die Woge rollt dem Meere zu!
Den Strom der Zeit kann Niemand hemmen,
Mag er das Glück der Welt verschwemmen!
Die Woge rollt dem Meere zu.

7. Ewige Leere.

Ihr Herz bleibt ewig liebeleer!
Sie achtet nicht der bittern Thränen,
Sie kennet nicht mein heißes Sehnen,
Ihr Herz bleibt ewig liebeleer! —
Das Wort versiegt, die Pulse schleichen!
Des Jünglings rothe Wangen bleichen!
Ihr Herz bleibt ewig liebeleer! —

8. Gewährung.

Sie sagte froh Gewährung zu! —
Als ich sie bat, mich anzuhören,
Auf ewig Treue mir zu schwören;
Sie sagte froh Gewährung zu!
„Wird Liebchen denn mit holden Blicken
Auch and're Männer noch erquicken?"
Sie sagte froh Gewährung zu! —

Heinrich Schmidt.

Glosse.

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Uhland.

Dichterling.

Wird mir doch an deinem Busen,
O Natur, das Herz so voll!
Kämt ihr nun, ihr holden Musen,
Kämst du, Dichtergott Apoll,
O dann sollt' es laut erklingen,
Wollt' die schönsten Lieder singen,
Herrlicher Gedanken voll.
Steht mir bei, ich will es wagen,
Denn ich fühl' ein inn'res Beben,
Hör' in meinem Herzen sagen:
Singe, wem Gesang gegeben!

Dichter.

He! wer ruft nach allen Musen,
Fragt nach einem Dichtersporn?
Quillt ihm nicht im eig'nen Busen
Ewig frisch ein Liederborn,
O so lass' Er die Flatusen
An Apoll und alle Musen,
Blas' Er in ein ander Horn!
Solches Winseln, Lamentiren
Früh und spät von Jung und Alt
Kann die Leute nur genfren
In dem deutschen Dichterwald.

Dichterling.

Hör' ich nicht schon raisonniren?
Ist das nicht der blasse Neid?
Sollst mich besser respectiren,
Wenn das Dichten mir gedeiht.
Werd' mich doch vor dir nicht ducken!
Morgen laß' ich Alles drucken.
Mir zur Freude, dir zum Leid.
Wenn dann alle Leute staunen,
Und die strengsten Richter eben
Im Journal mein Lob posaunen,
Das ist Freude, das ist Leben!

Dichter.

Sing' Er denn, in Gottes Namen!
Wie sein Schnabel es vermag,
Aber nur von Herrn und Damen,
Assembler und Trinkgelag;
Aber nichts von grünen Bäumen,
Nichts von Nachtigallen-Träumen,
Nichts von Fink- und Amselschlag.
Möcht' mir sonst die Sänger stören,
Wenn ich geh' im grünen Wald,
Still zu lauschen, still zu hören,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

G. Fr. Blaul.

Glosse.

Meinen Augen muß ich's sagen,
Daß sie schweigen nicht dem Munde,
Denn die Augen geben Kunde,
Wo es nicht die Lippen wagen.

Calderon.

Herz und Auge, wie so schwer,
Du in Thränen, du in Sorgen?
Hat sich jeder Stern verborgen?
Ist mein Glück nun mein nicht mehr?
Ist die Stelle blumenleer,
Wo die Seele ganz von Zagen
Süß genas, daß kaum zu tragen
War die Fülle reiner Lust?
Ach! dem Herzen ist's bewußt,
Meinen Augen muß ich's sagen!

Zeugen jener Seligkeit!
Sterne, himmlisch leuchtend droben,
Blumen, zart von Duft umwoben,
Noch prangt ihr in Heiterkeit,
Doch ihr kündet nur mein Leid,
Seid mit meinem Schmerz im Bunde,
Wenn ihr jener Wonnen Kunde
Wiederbringt zu heißern Qualen,
Düften muß ich flehn und Strahlen,
Daß sie schweigen, nicht dem Munde!

Denn mein Mund sagt nicht von Schmerz,
Und die bleichen Lippen lächeln,
Doch der Glanz, der Düfte Fächeln
Dringt wie Pfeile in mein Herz,
Mit dem Auge himmelwärts
Will aus bangem Herzensgrunde
Jedes Weh, daß es gesunde,
Ach! die Augen früg' ich gern,
Ob denn Alles hin und fern,
Denn die Augen geben Kunde.

Und es will der Sterne Blick
Und der Blume duftend Leben
Meinen Augen Antwort geben,
Die im Herzen klingt zurück!
Schwand es, blieb es treu mein Glück?
Ach! wie darf ich jemals fragen,
Still nur muß ich hoffen, zagen.
O, so frag' euch leis' im Schmerz,
Stern' und Blumen, Aug' und Herz,
Wo es nicht die Lippen wagen!

Helmina von Chezy.

Glossen.

In der Unruh' wächst die Liebe,
In der Ruhe schläft sie ein.

Lieb' und Treu' die bleiben licht,
Wenn die Sterne dunkeln.
Lieb' und Treu' die wanken nicht;
Selig, wenn sie funkeln.

Bei der Trennung.

Rauh und trübe war der Tag
Herber Trennung aufgestiegen;
Meiner Seele Muth erlag,
Und die finstern Mächte siegen.
Früher Morgen war's, hinab
Aus dem Fenster blickt' ich weinend;
Unten Alles, wie ein Grab
Meiner Liebe, mir erscheinend;
Da umschlang mit zarter Hand
Mich die vielgeliebte Eine,
Die mein Herz aus Allen fand,
Die ich meine, die ich meine,
Lächelte durch Thränen auf,
Und mit süßem Morgenkusse,
Der gehemmt den bittern Lauf,
Sprach sie zum geweihten Gruße:
Ist auch trüb' mein Angesicht,
Lieb' und Treu' die bleiben licht!

Lied in der Fremde.

Ferne von der Heißgeliebten
Schleicht das Leben öde hin,
Und für mich, den tief Betrübten,
Bringt der Frühling nicht Gewinn.
Jene Berge, die sich grünen,
Jene Wipfel, duftumschwebt,
Sind umsonst für mich erschienen,
Kalt ist Alles, unbelebt.
Decken doch die grünen Hügel
Meiner Liebsten Aufenthalt,
Hemmet doch der Sehnsucht Flügel
Ihre scheidende Gewalt.
O! zwei Sterne, ach! so ferne —
Meiner Liebsten Augenpaar —
Euren Glanz, ihr beiden Sterne,
Bietet ihn bald wieder dar!
Keine Sonnen funkeln,
Wenn die Sterne dunkeln.

Trost beim Sehnen.

Auf dem Ruhbett' in der Nacht
Will nicht Ruh' zu mir sich neigen.
Könnte doch des Traumes Macht
Mir ihr holdes Antlitz zeigen!
Augen voller Herzensgüte,
Freundliches Vergißmeinnicht,
Auf den Wangen Rosenblüthe,
Rose, wo kein Dorn uns sticht,
Lippen, strahlende Korallen,
Wie der Honig Hyblas mild,
Locken, die in Ringen wallen,
Ringe, unsers Bundes Bild!
Hat mich Sehnen übermannt,
Tritt zu mir ein Himmelsengel:
Hoffnung wird er schön genannt,
Schmückt die Welt voll Erdenmängel,
Tritt vor meinen Geist und spricht,
Lieb' und Treu' die wanken nicht.

Bei der Rückkehr.

Alle Sonnen strahlen wieder,
Herrlich glänzen Au' und Flur;
Nachtigallen hauchen Lieder,
Ueberall ist Liebesspur.
Jene Berge, die mich schreckten,
Sind dem Land', das ich verließ,
Und die Gegend, die sie deckten,
Liegt vor mir, ein Paradies
Wo der Fluß mit Silberwellen
An dem flachen Ufer spielt,
Soll mein Dasein sich erhellen,
Wird der Himmel selbst erzielt,
Und zwei Sterne, wieder nahe,
Meiner Liebsten Augenpaar,
Die ich, ach! so lang nicht sahe,
Strahlen wieder hold und klar,
Dürfen nimmer dunkeln,
Selig, wenn sie funkeln!

Georg Döring

An Sie.

„Wenn mir dein Auge strahlt,
„Wird mir so sanft, so gut
„Und meine Wange malt
„Noch nie gefühlte Gluth."

Oft wenn ich träumend wandre
Durch stille Fluren hin,
Und Traurigkeit mir düster
Umstört den trüben Sinn;
Wenn dem Geschick ich zürne,
Das mir so bitter zahlt:
Dann wird mein Herz erleichtert,
„Wenn mir dein Auge strahlt."

Wenn, je dich zu erringen,
Mir alle Hoffnung schwand,
Und ich an deiner Liebe
Noch manchen Zweifel fand;
Seh' ich daher dich schweben
In jugendlichem Muth,
Bin ich so überselig,
„Wird mir so sanft, so gut."

Wallst du an mir vorüber,
Du himmlische Gestalt,
Werd' ich zu dir gezogen
Mit siegender Gewalt.
Es überströmt mein Antlitz
Der Liebe Purpurfluth,
„Und meine Wange malet
„Noch nie gefühlte Guth."

Th. Holscher.

Ein fein luſtig Waldſtücklein.

Gloſſen.

Ja im Wald, ich ſag' es frei,
Ja dem Wald iſt mein Vergnügen,
Wenn es ſich ſo ſchön kann fügen,
Daß man wandelt zwei und zwei.

1. Der Jäger.

Daß man wandelt zwei und zwei,
Daß ich mir recht gern gefallen,
Wo ſtatt Schüſſe Küſſe ſchallen,
Wie Reviervogt frank und frei,
Ei da bin ich auch dabei.
Doch ſoll ich im Herbſte wallen,
Lauern auf ein Hirſchgeweih',
O, ſo unterſag' ich's allen
Pirſch' und Kugeln, laut zu hallen,
Pfui es hier verboten ſei,
Daß man wandelt zwei und zwei!

Wenn es ſich ſo ſchön kann fügen,
Iſt es allerdings Gewinn,
Wenn man eine Jägerin
Ohngefähr trifft auf ſeinen Zügen,
Die da folgt des Falken Flügeln.
Ei, die Jäger möcht' ich ſehn,
Die der Wünſche ſich entſchlagen,
Wenn im Licht der Bäume ſtehn
Jägerinnen, wie Blumen ſchön,
Ihnen Waidwunden anzutragen?
Wenn es ſich ſo ſchön kann fügen!

In dem Wald iſt mein Vergnügen,
Und, wie er, mit ſtolzer Luſt
Wird erfüllt die ganze Bruſt;
Da weiß ich mir ſelbſt zu g'nügen,
Wenn auch Wünſche fehl mir ſchlagen.
Stören nur darf man mich nicht,
Soll ich lauſchend mich vergnügen;
Stille ſei's im Walde dicht,
Gern thu' ich auf Schlaf verzicht,
Will ein Reh ſich her verfügen
In den Wald, der mein Vergnügen.

Ja, im Wald', ich ſag' es frei,
Kann es mir allein gefallen,
Wo ſtatt Kuſſe Schüſſe fallen,
Wenn von Farben an der Reih',
Und ein Waldvieh auch dabei,
Wie die Haar' im Winde wallen,
Geh' ich all' mein Denken frei,
Laſſe friſch die Büchſen knallen,
Trink' aus Bächen, nur kryſtallen:
Sagt, ob ich ein Prinz nicht ſei?
Ja, im Wald', ich ſag' es frei!

2. Die eiferſüchtige Schäferin.

Denkſt du ſo, Venantius,
Meinem Herne zu entgehen?
Willſt ſchon wieder von mir gehen
Nach dem allererſten Kuß?
Nein, das laſſ' dir ja vergehen.
Iſt es möglich? kann ich's glauben,
Daß von dir vergeſſen ſei,
Was gelobet für uns zwei?
Kaum im Wald' ließ ich mir rauben,
Ja, im Wald'! ich ſag' es frei.

Will ich jetzt, Venantius,
Auf den Anſtand zu dir kommen,
Kyrieſt du gleich, was ſoll das frommen?
Greifſt dich auf den linken Fuß.
Dazu bin ich nicht gekommen!
Als du ſchöne Worte ſagteſt,
Wolf in Lammesfell war dein Tragen,
Wußteſt, wie ein Buhle zu tragen,
Als du mir zu ſchwören wagteſt:
In dem Wald iſt mein Vergnügen!

Wohl, ja wohl, Venantius,
Iſt im Walde dein Vergnügen!
Aber blos mich zu betrügen
Schickſt du durch den Wald den Schuß!
Doch, du ſollſt mich nicht betrügen!
Weiß ich doch die ganze Tücke,
Weiß genug, was ich muß rügen,
Wie im Wald ſich um dich ſchmiegen
Liebeswonne, Liebesblicke,
Wenn es ſich ſo ſchön kann fügen!

Sage nur, Venantius,
Meine heißverweinten Augen
Sollen dorauch dazu taugen,
Die zu geben einen Schuß,
Deſſen Weh nicht aufzulaugen.
Schlägt dir gar nicht dein Gewiſſen?
Unſer Band, das riß entzwei,
Glaub' nicht, daß ich thörichter ſei!
Nicht umſonſt muß ich es wiſſen,
Daß man wandelt zwei und zwei.

3. Der Räuberhauptmann.

Mirabella, ſchönſtes Kind,
Laß die Grillen dir vertreiben;
Scheid' die Klagen in den Wind,
Und weil wir beiſammen ſind,
Laß uns gleich beiſammen bleiben.
Ich und du, ſind ihrer zwei,
Luft und Luft gehn auch dabei;
Welt'n und auch nicht Alle trauen,
Scheint doch Himmel gern zu ſchauen.
Daß man wandelt zwei und zwei.

Noth wirſt du nicht eben leiden,
Mirabella, ſchönſtes Kind!
Off'ne Tafel winkt und beiden,
Und wir ſind auch ſeine Erben,
Was ſich Satanas gewinnt.
Nein, wir ſind nur frank und frei,
Legen ab die Zierereі,
Laſſen's und im Grad genügen,
Wenn es ſich ſo ſchön kann fügen,
Daß man wandelt zwei und zwei.

Geht das Glück mir gut von Statten,
Mirabella, ſchönſtes Kind!
Tafelſt du mit deinem Gatten
Immer nicht im Waldesſchatten,
Schlöſſer auch im Lande ſind.
Immer doch, wie reich ich ſei,
Lob' ich mir die Klauſnerei,
Und im Wald' iſt mein Vergnügen,
Wenn es ſich ſo ſchön kann fügen,
Daß man wandelt zwei und zwei

Mirabella, ſchönſtes Kind!
Komm und ſteig' auf meinem Roſſe,
Fliege mit mir durch den Wind,
Bis wir unten ſicher ſind,
Unten in dem Räuberſchloſſe.
Wenn wir rauben — ſei nicht ſcheu!
Ja, im Wald', ich ſag' es frei,
Auch im Wald' iſt mein Vergnügen,
Wenn es ſich ſo ſchön kann fügen,
Daß man wandelt zwei und zwei.

4. Der Zitherspieler.

Hier erblickt' ich Florabellen,
Und sie seufzte, wie ich sang;
Ach, wie sie mich leis' umschlang,
Hörten wir die Hunde bellen,
Und des Grafen Horn erklang.
Zwar die Schöne trat ihm bei;
Doch was also riß entzwei,
Bindet schatt'ger Wald alsbalde;
Florabella küßt im Walde,
Ja, im Wald', ich sag' es frei.

Neulich ging ich mit der Zither
Einsam durch den stillen Wald;
In dem kühlen Aufenthalt
Ward mir gut, wie einem Ritter,
Dem von Thürmen Gruß erschallt.
Weiße Häschen sah ich liegen,
Hirsch ihr blank Gehörne wiegen;
Frische Blumen sahn mir's an,
Sie wünscht' ich auf diesen Plan,
Wenn es sich so schön kann fügen.

Plötzlich hör' ich also zanken:
„Leichte Beute, Schäferin,
Mirabella, fahre hin!
Komm' ich dir aus den Gedanken,
Dich vergessen ist Gewinn!
Glück zu deiner Netze Zügen,
Aus dem Garn bin ich gestiegen,
O, wie bin ich froh und frisch,
Spring' im Kühlen wie ein Fisch,
In dem Wald' ist mein Vergnügen!"

Drauf sah ich den Jäger stehen,
Der verseufzt dies letzte: Ach!
Wie nun seine Liebe schwach,
Sagt' ich: wolle mit mir gehen,
Daß das Echo werde wach!
Rühr' ich Saiten lockend, schen,
So mach' du das Herze frei
Mit des Waldhorns süßen Tönen
Und vergiß, was mir macht Sehnen:
Daß man wandelt zwei und zwei

5. Presto.

Schäferin (zu dem Räuberhauptmann).

Mit mir wollt'st du gehn spazieren,
Artig mich am Arme führen,
Doch kaum nahn dort Frauen schön,
Denk'st du drauf, sie zu entführen,
Läß'st mich hier im Walde stehn?
O, dich bring' ich bald zur Reu'!
Jäger! Jäger mein! herbei!

Räuberhauptmann und Jäger.

(Von verschiedenen Fernen.)

Dich will ich nicht mehr zum Schatze —

Jäger (allein).

Denn du bist die wild'ste Katze
Ja, im Wald'! ich sag' es frei.

Zitherspieler (zum Jäger)

Holde Blumen thät' ich schauen,
Sprich, wo sind die beiden Frauen,
Und wer war der bunte Mann?
Solchen Herr'n ist nicht zu trauen,
Faut im Gärtchen, Faun im Tann!

Ritter.

Sänger, laß die Zither liegen,
Jäger, auf! laß Blitze fliegen,
Denn ein Räuber hat die Frau'n!

Jäger und Zitherspieler.

Einzufangen diesen Faun
In dem Wald' ist mein Vergnügen!

Schäferin.

Ach, er ist gefangen leider!
Schöne Worte, schöne Kleider,
Alles war ein kurzer Traum.
Jäger, Hauptmann — ach, ein Schneider
Nimmt mich nun zur [illegible] kaum,
Will mich in das Thal verfügen,
Und bei meinen Schäfchen liegen!

Ritter und Zitherspieler.

Süß ist's, was man liebt, befrei'n,
Mit der Wahl' im Walde sein,
Wenn es sich so schön kann fügen!

Galatea (zum Ritter).

In dem Wald' bin ich gefangen,
Will nicht Freiheit mehr verlangen,
Galatea sei dein Lohn.

Florabella (zum Zitherspieler).

Warbst um mich mit Zauberton,
Hast um mich die Wund' empfangen,
Dein bin ich, nun sag' ich's frei!

Jäger.

Und so ziehen sie vorbei —
Ach, das sticht mich, wie ein Messer! —
Mirabell', es ist doch besser,
Daß man wandelt zwei und zwei!

6. Rückkehr zum Thema.

Liebespaar aus der Stadt.

Mädchen.

(Mit Begleitung der Zither aus der Ferne, crescendo.)

Daß man wandelt zwei und zwei,
Wenn es sich so schön kann fügen,
In dem Wald ist mein Vergnügen,
Ja, im Wald', ich sag' es frei.

Knabe.

(Mit Begleitung des Waldhorns von ferne, decrescendo.)

Ja, im Wald'! ich sag' es frei,
In dem Wald' ist mein Vergnügen,
Wenn es sich so schön kann fügen,
Daß man wandelt zwei und zwei.

O. H. Graf v. Loeben.

Ghasele.

Es jagt der Sturmwind durch die Luft auf seinem starken Wolkenroß,
Wild schlingt er in der Nebelhand den Blitz, sein funkelndes Geschoß;
Wohl auf, mein Geist, erhebe dich, und spanne deine Sehnen straff

Und ſei, von hohem Muth beſeelt, des Kühnen kühner
Kampfgenoß;
Vertreib' im Ferne, wie den Staub der Wirbelwind
von dannen ſcheucht,
Der weichen, feigen Thränen Schaar, die nieder die
vom Auge floß;
Fort wehle ſtolz die Qualenkund, die, wie die See das
Ufer ſchlägt,
In ſtets erneutem Wogenſchwall ſich brauſend dir ums
Herz ergoß;
O ſchwinge deine Geiſel wild, und peitſche hinweg der
Sorgen Heer,
Den ſtaubgebornen, ewig nur ſtaubgebrenden gemeinen Troß;
Und haſt du, alle deine Kraft zuſammenraffend, ſie
geſprengt
Jedwede Feſſel, die vordem mit ſchwerem Druck dich
eng umſchloß,
Dann ſchwinge muthig dich empor zur Wolkenbahn und
wie der Sturm,
So tummle, kraft- und luſtdurchglüht, dein ſchnaubendes
Gedankenroß!
Wie ſank die Erde ſchon ſo weit mit ihrem kleinlichen
Gewirr,
Das den zum Sternenzelt empor ſich Dehnenden ſo
tief verdroß!
Doch lach' ich ihrer Herrſchaft nun, ſie ſchelte Knecht mich
immerhin,
Frei bin ich, zahle nimmermehr des Lands und der Gemeinheit Scheß.
Schon ſteigt vor meinem Blick empor ein Zaubereiland
farbenhell,
Wo ſtolz der Palme Haupt ſich wiegt, wo Roſe mit
der Lilie ſpreß;
Da hat Gedanken'ein Phantaſie mit Marmorſäulen
wunderſchlank,
Mit hohem, goldgeziertem Thor erbaut ihr glanzumſtrahltes Schloß.
Da unter kühlem Blätterdach, in kunſtgeſchmücktem
Säle Raum
Genießeſt du, was in der Welt, der niedern, nie dein
Herz geneß.
Da biſt du ewig nun dem Quell, den Bäumen wie der
Blumen Schaar
Und ſtillem Frieden, ſüßem Glück, ein heil'ger lieber
Spielgenoß.

J. Koch.

Gebet.

Zur Klarheit führ' und ein! Die Hand dem Herzen reiche,
Daß dieſes Irrens Trug mit ſeinen Schmerzen weiche!
Die Luſt des Scheins, die Kreb' iſt hart um meine Schläfe;
Des Himmels Weichheit mir in meinen Schmerzen reiche!
Dort iſt der Geiſt, die Kraft, beweglich wie die Sterne;
Hier bin ich, ach, verwaiſt, im tiefſten Herzen bleiche.
Ich geh' im Finſtern hier verirrt und angſtbeben;
O ſenden mir ein groß Licht von Himmelsfernen reiche.
Mich quält, daß Schatten wirft das Scheinen der Erſcheinung;
O daß die Qual der Nacht von deinen Kerzen weiche!
Die Bande löſe, die mir unzerbrechlich ſind,
Die Welt des Widerſtands, die trug- und ſchmerzenreiche.
Der Schnee im Lenze treibt Schneeglöckchen bittend auf,
Daß ſeine Starrheit bald der Luft des Märzen weiche.
Zum Schmelzen ſind auch wir des Gnadenhauchs bedürftig;
Da ſend' uns ihn zu Hulf', und Muth dem Herzen reiche!
Und will Dein heilig Wort, daß wir im Dunkeln gehn,
Die gnadenvolle Hand dem müden Herzen reiche!
Daß wir im Finſtern Dir vertrauend uns beſcheiden,
Und dieſes Zweifels Qual aus unſern Herzen weiche!

J. Lobe.

Ghaſeln.

Es liegt an eines Menſchen Schmerz, an eines Menſchen Munde nichts.
Es kehrt an das, was Kranke quält, ſich ewig der Geſunde nichts.
Und wäre nicht das Leben kurz, das ſtets der Menſch vom Menſchen erbt,
So gib's Verlagenswerthers auf dieſem weiten Runde nichts!
Einförmig ſtellt Natur ſich her, doch tauſendförmig iſt ihr Tod,
Es fragt die Welt nach meinem Ziel, nach deiner letzten Stunde nichts,
Und wer ſich willig nicht ergiebt dem ehrnen Looſe, das ihm kräut,
Der zürnt ins Grab ſich rettungslos, und fühlt in deſſen Schlunde nichts;
Das wiſſen Alle, doch vergißt es Jeder gerne jeden Tag,
So komme denn, in dieſem Sinn, hinfort aus meinem Munde nichts!
Vergeßt, daß euch die Welt betrügt, und daß ihr Wunſch nur Wünſche zeugt,
Faßt eurer Liebe nichts entgehn, entſchlüpfen eurer Kunde nichts!
Ich beſſe Jeder, daß die Zeit ihm gebe, was ſie Keinem gab,
Denn Jeder ſucht ein All zu ſein, und Jeder iſt im Grunde nichts.

Dieſe weichlichen Geſänge, die ich hier zuſammenflocht,
Wenn ſie auch die Strenge tadelt, hat's die Liebe je vermocht?
Laßt das ſcheltende Gedränge ſchmeichelnd ſich in eure Bruſt,
Möge der Verſtand es ſchelten, wenn das Herz euch nur gepocht!
Dachtet ihr an weiſe Lehren, wenn das Liebchen euch umſchlang?
Fragtet ihr um Rath die Sitten, wenn ihr an den Roſen rocht?
Andre Gaben würd' ich pflegen, wenn ſie mir das Leid erbeten,
Doch nur Schönes legt in Flammen meines Lebens [illegible] Herd;
Denn mir ward ein Sinn gegeben, den ich ſelbſt mir nicht verlieh,
Stolz und trotzig gegen Alles, doch vom Schönen unterjocht:
Das nur iſt es, was mich feſſelt, ob ich wandle durch den Hain,
Ob mir beide Blicke lächeln, ob der Wein im Becher kocht!
Das nur iſt es, wofür ich athme, das nur, was mich treu bewahrt,
Wenn ich liebender Entſagung ehrenvolle Kämpfe focht.

August v. Platen.

Liebchen, laß dich küſſen!

(Ghaſel.)

Immer neu und im Vertraun — Liebchen, laß dich küſſen!
Lieb' ich dich vor allen Frauen! Liebchen, laß dich küſſen!

Kennſt du aber auch die Zauber dieſer holden Augen,
Dieſer treuen himmelblauen? Liebchen, laß dich kuſſen!

Wo ein Blick, ein ſeelenvoller, meiner Seele zuruft:
„Darfſt auf ihn geruhig bauen!“ Liebchen, laß dich kuſſen!

Wo von ſanft gelenkter Wimper, Leben neu erfriſchend,
Oft auch Perlen niederthauen — Liebchen, laß dich kuſſen!

Höher dann die Stirn, die reine, die nur Lämmerwölkchen
Hegt auf ihren Himmelsauen — Liebchen, laß dich kuſſen!

Kennſt du ſie, die, leis erhoben, über mich verfügen,
Dieſe Macht der Augenbrauen? Liebchen, laß dich kuſſen!

Die Magie der goldnen Flechten, die ſo tauſendfältig
Blattumſchlingen mich, den Mauden? Liebchen, laß dich kuſſen!

Dieſer Wangen Roſenbeete, deren Pflege ich freudig
Stets von Neuem muß beſchauen? Liebchen, laß dich kuſſen!

Kennſt du ſie, die ſüßen Lippen, die durch Kuß und Lächeln
Wie das Liebſte ſtill vertrauen? Liebchen, laß dich kuſſen!

Nun ſo wirſt du klug und gutig dieſen Strom von Küſſen
Nur durch Gegenküſſe ſtauen! Liebchen, laß dich kuſſen.

Karl Schimper.

Nach oben geblickt.

(Ghaſel.)

Wer hätte nicht bei Druck und Drang mit leiſem Ach
nach oben geblickt?
Wer nicht ſchon bei Gewittern bang mit leiſem Ach nach
oben geblickt?

Wer etwa nicht in ſtillerer Zeit bei unbewußt beſchwertem
Gemüth
Hin in Gewölkes leiſen Gang mit leiſem Ach nach oben
geblickt?

Wer nicht im Thal zurückgekehrt aus Hochgebirgs
ätheriſchen Höhn,
Wo ſchlank und keck die Gemſe ſprang, mit leiſem Ach
nach oben geblickt?

Hat doch im Flug der Dichter ſogar, wie leicht er,
dieſer irdiſchen Welt
Entrückt, ſich hoch und höher ſchwang, mit leiſem Ach
nach oben geblickt!

Doch anders, anders hab' ich erſt vor Liebchens Haus
in der lauſchen Nacht,
Dem Spiele lauſchend, dem ſüßen Geſang, mit leiſem
Ach nach oben geblickt!

Als gar von hellerer Decke zuletzt ſich ebenher ihr
Schatten bewegt,
Wie hab' ich da mit innigem Hang, mit leiſem Ach nach
oben geblickt!

Stand da noch lang' auf Pflaſterſtein, gelockt, gebannt in die wirkliche Welt,
Und habe noch lang' gehofft und lang' mit leiſem Ach
nach oben geblickt.

Und lang' und lang' bald nichts geſehn, bald nichts
gehört und in Regen und Wind
Bei Grillenfang und Grillenfang mit leiſem Ach nach
oben geblickt.

Und länger entfernt noch ſtets zu Haus, als ob ſich verrathender Schatten geregt,
Als hört' ich noch der Stimme Klang, mit leiſem Ach
nach oben geblickt.

Ge bang' die lang' ich im Druck und Drang, aufraffend
weckt die äußerſte Kraft,
Um Löſung aus dem Zauberzwang mit leiſem Ach nach
oben geblickt!

Und habe zuerſt unruhig und ſcheu, dann plötzlich
mild verwandelten Sinnes,
Daß gern ſich einſt in andre ſchlang, mit leiſem Ach
nach oben geblickt.

Ja wunderbar und reich und neu, und der Herzgeliebten
inniger nah
Im Leiden, den ich dann errang, mit leiſem Ach nach
oben geblickt!

Karl Schimper.

Ich möchte ſein wie du.

(Ghaſel.)

Der Junge ſprach zum Alten: ich möchte ſein wie du!
Der Hitzige zum Kalten: ich möchte ſein wie du!

Der Hirte ſprach zum Jäger: du freier wilder Mann,
Wie deine Büchſen knallen: ich möchte ſein wie du!

Zum Reichen ſprach der Arme: hätt' ich das viele Geld,
Ich könnt' es auch verwalten: ich möchte ſein wie du!

Der Pfennig ſprach zum Thaler: vor dir vergißt man ganz,
Was ehedem wir galten — ich möchte ſein wie du!

Zum Keile ſprach die Nadel: wer denkt ſich, was ich kann?
Du kannſt die Klötze ſpalten: ich möchte ſein wie du!

Es ſprach der Mond zur Sonne: wie biſt du klar und gleich!
Ich wechſle die Geſtalten — ich möchte ſein wie du!

Zur Tante dann das Mädchen: mich ſieht noch Keiner an,
Bekäm' ich keine Falten, ich möchte ſein wie du!

Zur jungen Frau die Jungfrau: es hat mich ſo bewegt!
Wie deine Kindlein lallten — ich möchte ſein wie du

Die Lilie zur Roſe, die Roſ' zur Lilie:
O du, es bleibt beim Alten: ich möchte ſein wie du!

Es ſprachen da noch Viele bewegt in Freud' und Leid,
Und ihre Wünſche ſchallten: ich möchte ſein wie du!

Und wie ſie rings ſo ſprachen, da ſprach zum Dichter ich:
Was ſoll ich es verhalten — ich möchte ſein wie du!

Karl Schimper.

Trinklied.

Der Wein macht heiter, — rund ist die Welt!
Die Herzen weiter — rund ist die Welt!
Er bleibe, wenn wir die Welt umsegeln,
Uns stets Begleiter — rund ist die Welt!
Seitdem ich trank von den Sonnenperlen,
Ward ich gescheiter — rund ist die Welt!
Sogar der Zweifler, der Gottesläugner,
Betrunken schreit er: rund ist die Welt!
Drum laßt uns stürzen ins rothe Weinmeer
Mit Roß und Reiter! — rund ist die Welt!
Dann landen drüben an sel'gen Inseln
Wir wackern Streiter — rund ist die Welt!

August Schnezler.

Ritornelle.

Deutscher Waldmeister!
Du Kraut des Mai, zum Maitrank gieß' ich Wein auf,
Daß deinen Duft befreien des Weines Geister.

Meine lieben Aurikelbeete,
Weil sie nicht hoch wie Spargelwälder wachsen,
Verlangen, daß man etwas näher trete.

Ein Phalaris mit Bänderblatt und Streifen,
Du sicherlich verstehest dich auf Farben!
Sie sind einmal mit Händen nicht zu greifen.

Schöne Balsaminen,
Seid nicht so steif! Ihr habt den schönsten Namen,
Der mir vor allen andern schön geschienen!

Römische Myrthe,
Bei südlichen Verwandten magst du wachsen,
Sofern der Gärtner in der Zucht nicht irrte!

Deutscher Gartenmeister!
Durch deine blühenden Zäune hab' ich heimlich
Durchspekulirt und bin nun etwas dreister!

Reseda hat sie mir zuletzt gebrochen,
Daß sie nun war mein eigen, mir zu sagen:
Reseda hat sie heilig mir gesprochen.

Resedablümchen,
Mitwisserinnen, blüht mir stets am Fenster:
Dies Blumentöpfchen ist mein Fürstenthümchen!

Du brennend Kerzchen,
Von meiner Liebe brennend brennst mich wieder,
Da ich das Brieschen siegle für mein Herzchen!

O du mein Siegel,
Aufdrück' ich dich, daß wieder bald mein Schätzchen
Aufbrechend lüpfe treuen Liebesriegel!

Geliebte Züge!
Gelesen wie betrachtet, immer sprecht ihr
Und spiegelt, was ich früge zur Genüge!

Fliegender Sommer!
Käm' nach dem Herbst doch auch ein fliegender Winter
Das ist ein fliegender Frühlingswunsch, ein frommer!

Abschied der Schwalben!
Die Seele zieht dem Herzen nach zur Liebsten;
Ihr macht halb noch ganzen ganz zum halben!

In allen Brüchen
Kann alle Liebe doch sich minder äußern
Als immer nur in sich sich mehr vertiefen!

Du bist es, ja du bist es! keine Leere!
So schwankend mir, so wirklich, wie beim Landen
Der Boden nach der längsten Fahrt im Meere!

Nur jetzt nicht plaudern!
Das Mündliche, mein Liebchen, hat zwei Seiten:
Gieb mir die Plauderlippchen ohne Zaudern!

Holde Blumenbolde,
Dein Bienchen tränke gern aus allen Kelchen,
O zürne nicht dem kleinsten Trunkenbolde!

Rispe vom Haber!
Ich kenne Mädchen, die den Haber lieben,
Ganz nach Gebühr: Liebhaber heißt er aber!

Hauslaub der Mauer!
Zu dir auf schnurgerade schleicht sich Epheu,
Und unten her steht Einer auf der Lauer!

Kletternde Ranken,
Läßt sie mich harren, bis ihr ankommt,
So werd' ich zanken müssen oder danken!

Karl Schimper.

II.

Epiſch.

1.

Romanzen und Balladen.

Jägers Braut.

Der Ritter ſitzt im weiten Saal,
Umkränzt von den Vaſallen:
„Heut', Töchter, wählt mir den Gemahl,
Wählt ihn mir zu Gefallen;
Dann ſoll des alten Vaters Herz
Sich froh ergehn in Luſt und Scherz,
Die Burg ertöne vom Geſang,
Trompetenſchall und Hörnerklang.“

Die Erſt' und Zweite hatten ſich
Den Gatten bald genommen.
Und Beide hieß gar ritterlich
Der alte Herr willkommen.
„Nun wähl' auch du, mein jüngſtes Kind,
Und ſei ſo edel auch geſinnt,
Wie hier dein holdes Schweſterpaar,
Gleich würd'gen Gatten bringe dar.“

Und ſchüchtern tritt das Mägdlein hin
Mit purpurrothen Wangen:
„Mein Vater, ſieh, nicht trägt mein Sinn
Nach Ehr' und Ruhm Verlangen.
Den Mann, dem ſich mein Herz vermählt,
Hat Lieb' allein ſich auserwählt,
Es iſt der Jäger, den ihr kennt,
Den euer Kind als Gatten nennt.“

Da wird ringsum Gemurmel laut,
Hoch ſteht der Herr ſich beben:
„Wohlan, ſo ſei des Jägers Braut,
Dem Knecht will ich dich geben;
Der hol' dich morgen in ſein Haus,
Doch tilg' ich dich als Tochter aus,
Und all' dein Gut, dir lieb und werth,
Sei deinen Schweſtern nun beſcheert.“

Und ernſt darauf der Jäger ſich
Vorm alten Herrn verneiget:
„Bei Gott, als Sohn empfängſt du mich,
Sobald der Tag ſich zeiget.“
Und wilden Blickes eilt er ab,
Das Mägdlein ſich hinweg begab,
Und klaget Gott, was ſie bedrängt,
Bis milder Schlummer ſie umfängt. —

Der Morgen kam, das Dunkel ſchwand,
Als fern ein Zug ſich zeigte,
Und Hörnerklang und Jubellied
Des Ritters Burg erreichet;
Gefolgt vom ſtolzen Knappentroß,
Auf hohem, goldgeziertem Roß,
Mit reicher Rüſtung angethan,
Ruft ſo den Herrn der Jäger an:

„Ich komme jetzt als Schwiegerſohn,
Dein Töchterlein zu holen;
Mein Vater ſitzt auf Kaiſers Thron,
Das ſag' ich unverholen;
So gieb mir denn dein holdes Kind,
Das nicht nach Ehr und Glanz geſinnt,
Und ihr, Vaſallen, rufet laut:
Es lebe hoch die Jägersbraut!“

Theodor Apel.

Stavoren.

Im Südersee gen Westen lag mitten auf dem Meer
Ein Eiland grün und blühend, wie keines rund umher,
D'rauf ragt die Stadt Stavoren, an Gold und Silber reich;
Die größten aller Städte, sie kamen ihr nicht gleich.

Einst lebte dort und schwelgte ein schmuckes Mägdelein
Wohl mochte keines reicher und keines schöner sein;
Sie hatte Land und Schlösser und Leute treu und gut,
Da kam wohl in das Fräulein der arge Uebermuth.

Mehr Schätze aufzuhäufen, das war ihr einzig Ziel,
Die Armen zu verspotten, ihr allerliebstes Spiel,
Und höhnen, lästern, fluchen, das war der Jungfrau Brauch,
Ach! leider thaten Diele der Stadt ein Gleiches auch.

Oft ging sie längs dem Strande zu ihrem Schiffer hin:
„Fahr aus nach fernem Lande und bring' nach meinem Sinn
Mir eine reiche Ladung des Edelsten nach Haus!" —
Da sinnt und denkt der Fischer: „Was such' ich Edles aus?"

Zu Danzig auf dem Markte, beim kühlen gold'nen Born,
Da liegen zum Verkaufe viel Säcke Mais und Korn:
„In diese Gottesgabe ist edel wohl und gut!"
D'rum füllt mit Korn der Alte das Schiff mit frohem Muth.

Kehrt wieder nach Stavoren zu der Gebieterin:
„Nein, sag' mir, alter Schiffer, was kam dir in den Sinn?
In Afrika, so meint' ich, läufst du im Hafen ein,
Und handelst treu und bieder um Gold und Elfenbein!"

„Mein Fräulein! meine Herrin, verzeiht dem Schiffersmann,
Ich landete nicht ferne in Danzigs Hafen an!
Zu Danzig auf dem Markte, beim kühlen gold'nen Born,
Da kauft' ich tausend Säcke mit Waizen und mit Korn."

„...Und brachtest du mir Waizen, so sag' ich dir zur Stund':
Du schüttest mir die Ladung tief in des Meeresgrund." —
Der Mann erbleicht: „O ladet nicht auf euch Gottes Zorn,
Ist doch des Herren Gabe das kleinste Samenkorn."

Und sie befahl zum Zweiten, da nahten arme Leut'
Und baten um Erbarmen und um Barmherzigkeit,
Sie weinten und sie baten, sie flehten auf den Knien —
Allein das harte Fräulein thät kalt vorüberziehn.

Und sie gebot zum Dritten, da trat der Schiffer vor
Und sprach' und rang die Hände und hob sie hoch empor:
„Du ladest Fluch und Sünde, Verfluchung auf dein Haupt,
Wirst künftig daran darben, was jetzt die Woge raubt."

„...So wahr ich nimmer wieder das goldne Ringlein seh',
Das ich vor euren Augen hinwer'te in den See,
So wahr wird fern mir bleiben wohl bis an meinen Tod,
Was ihr mir sagt von Elend, Verzweiflung, Fluch und Noth." —

Das Ringlein flog hinunter und auch der Waizen sank,
Er wirbelt auf und nieder bei einer sand'gen Bank; —
Doch als am andern Morgen das Fräulein kam zu Tisch,
Fand sie zum höchsten Schrecken den Ring in einem Fisch.

Das war das erste Zeichen, nun folgte Schlag auf Schlag:
Der Fluch des vor'gen Tages war Fluch dem neuen Tag;
Es floh der Stolz, der Reichthum, und Elend kam und Noth,
Und fluchend und verzweifelnd starb sie den Hungertod.

Im Lenze ging der Waizen hoch auf wie Gras und Ried,
Doch fruchtlos blieb er immer, wenn auch der Sommer schied.
Die Leute in Stavoren, sie sahn das Wunder auch,
Doch lebten sie in Sünden nach ihrem alten Brauch.

Da kam die schwere Strafe wohl einstmal über Nacht,
Da sank die Stadt Stavoren zum Theil in Meeresschacht,
Und aber sank ein Stücke, und noch ein Stücke sank,
So fand durch Schuld und Frevel die Stadt den Untergang.

Und noch alljährlich stürzen dort kleine Hütten ein,
Auch mag in diesen Hütten kein Fried' und Segen sein.
Drum stehn sie so verlassen, von außen still und todt,
Doch innen wüthet Elend, Verzweiflung, Fluch und Noth.

Und noch schießt aus dem Meere im Frühling Gras und Ried,
Doch fruchtlos bleibt es immer, wenn auch der Sommer schied.
Die Sandbank, wo es sprosset, die ist im ganzen Land
Nach jener Schreckenssage genannt der Frauensand.

Adolf Böttger.

Herzog Ulrich von Würtemberg.

Es klingt ein Lied gar traurig,
Aus schönem Schwabenland,
Die Mähr' ist wild und schaurig,
Wie keine noch bekannt.

War Herzog einst in Schwaben
Ulrich von Würtemberg,
Thät einen Gesellen haben,
Erfahren im Waidmannswerk.

Ein Meister war er zu Rosse,
Im Armbrustschuß und Turniet
Der Ritterschaft bester Genosse,
Des Stammes von Hutten Zier.

Herrn Hansen von Hutten dem blühte
Ein Weiblein schön wie 'ne Fee,
Wie Röslein ihr Mund erglühte,
Ihr Busen war weiß wie Schnee.

Im Busen aber da regte
Ein Herz sich ohne Treu,
Doch Ritter von Hutten hegte
Vertrauen sonder Scheu.

Dem Herzog, heiß und munter,
Frau Kunigund gefiel,
Er trieb es immer bunter,
Und trieb ein falsches Spiel.

Der Ritter ward es innen,
Wies seinen Herrn zu Recht,
Fragt, was es soll beginnen,
Das Huttensche Geschlecht.

Heim fordert ihn nach Franken
Der Vater auf sein Schloß;
Der Ritter wollt' abdanken
Und sattelte sein Roß.

Da sprach der Herzog milde:
„Lieb Hans, dein Will' gescheh',
Zieh mit dem schönen Bilde,
Daß ich es nimmer seh'.

Doch eh' im raschen Ritte
Du meidest Schwabenland,
Gewähr' noch eine Bitte,
Gieb mir darauf die Hand.

Auf Samstag gilt's den Hirschen
Im Böhlinger Wald.
Da sollst noch mit mir pirschen,
Wenn froh das Jagdhorn schallt."

Der Hutten war's zufrieden,
Es kamen von nah und fern,
Zur Hirschenjagd beschieden,
Viel Grafen an und Herrn.

Als nun den Wald sie schauen,
Der Herzog dem Hutten sich naht,
Ihm Wichtiges noch zu vertrauen,
Drauf ritten sie einsam den Pfad.

Laut lärmend begann nun das Pirschen,
Die Hörner schmetterten hell,
Viel sanken von edlen Hirschen
Bei klaffendem Rudengebell.

Schaut auf, mit blutigen Mähnen
Des Hutten weißes Roß,
Im Lauf ausstreckend die Sehnen,
Ohne Reiter vorüberschoß!

Und die Jäger erfaßt ein Ahnen
Von unheilvoller That,
Nachspürend des Rosses Bahnen,
Verfolgen sie hastig den Pfad.

Da hing an dürrer Eiche,
Von Blut und Wunden roth,
Herr Hutten eine Leiche —
Der Herzog schlug ihn todt!

Ernst von Brunnow.

Der Rossebändiger.

Weiden dort in grüner Pampa am Paraguaygestade,
Schnaubend, mit erhobnen Gurgeln, mähnenreiche wilde Rosse,
Dann, geweckt von ihrem Wiehern, naht auf schilfbedecktem Pfade,
Leise schleichend, wie die Schlangen, oft ein Bänd'ger ihrem Trosse;

Wählt mit sichrem Blick das schönste sich zur Beute, wie ein Kenner,
Schwingt im abgemessnen Sprunge sich auf seinen glatten Rücken,
Schlingt sich fest an seinen Nacken, drückt die Lenden an den Renner
Und zerreißt mit scharfen Sporen beide Flanken ihm in Stücken.

Wüthend schlägt das Roß die Lüfte, schüttelt sich und sträubt sich bäumend,
Doch es hält sich ohne Sattel, ohne Bügel fest der Reiter,
Haut es rastlos wild und wilder, treibt es blutbesteckt und schäumend,
Durch die ungeheure Fläche, durch die hohen Halme weiter.

Wem sich naht der Rossezähmer, den befällt ein Todesschrecken,
Pfeilschnell flüchten Hirsch und Stiere, Mataranis durchs Gefilde,
Schwimmen brüllend durch die Fluthen, sich im Urwald zu verstecken,
Selbst die Terekey am Strande birgt ihr Haupt im bunten Schilde.

Bis zum dunkeln Waldesdickicht dauert aus die Kraft der Stute,
Dann erschöpft stürzt sie zu Boden, röchelt, sucht sich zu erheben,
Sinkt aufs Neu' und streckt sich zuckend aus in ihrem hellen Blute;
Also, über sich den Bänd'ger, haucht sie aus ihr edles Leben.

Wenn nun so nach kurzer Stunde der gewalt'ge Ritt zu Ende,
Dann zerlegt das Roß der Reiter, schlürft des Blutes frische Welle,
Streift die Haut mit raschem Griffe von dem Bug und speist die Lende,
Läßt zuletzt nur das Gerippe an des Mahles blut'ger Stelle.

Langsam schleicht er fort und lagert sich im Schilf, im Waldesdunkel,
Doch nicht lang', so späht er wieder, ob er nicht ein Roß gewähre,
Die Begier zu neuem Ritte glüht in seines Blicks Gefunkel; —
Hütet euch, ihr edlen Rosse, flieht, entflieht dem Jaguare! —

Hütet euch, ihr edlen Seelen, ihr der Menschheit schönste Zierde,
Hütet euch, ihr unbefang'nen. Es umschleicht mit Tigerkrallen,
Unvermerkt und leis', wie Schlangen, euch die lechzende Begierde;
Manchen faßt und spornt sie rasend, bis er muß ihr Opfer fallen.

Adolph Bube.

Der Bauernkrieg.

Die Bauern wollten Freie sein,
Das nahm ein schlecht Gelingen!
Schenkt rothen Wein, o schenket ein,
Dann will ich das Lied euch singen.

Die Bauern wollten Freie sein,
Sie thäten zusammen sich raffen,
Sie sagten's der Stadt ins Gesicht hinein,
Den Herren und den Pfaffen

Den Bundschuh haben sie aufgericht't —
„Ach Gott! was ist das für ein Wesen,
Wir können vor den Edlen nicht,
Noch vor den Pfaffen genesen!“

Und haben sich zusammengethan,
Das nahm ein schlecht Gelingen!
Es zog mit seinen Rotten heran
Der Herzog von Lotharingen.

Zu Lupstein war die erste That,
Da fielen viertausend Bauern;
Drauf sechzehntausend durch Verrath
Zu Zabern vor den Mauern.

Zu Dambach, wo die Kapelle steht,
Da liegen sechstausend begraben,
Und wo der Wind zu Ensen weht,
Die Henker gerichtet haben.

Drauf baute man wieder im ganzen Land
Die zerstörten Klöster und Schlösser.
O Bauernstand, du armer Stand!
Nun drückten sie dich erst besser.

O Ittel Jörg, du freier Muth,
Du wackrer Schultheiß von Rosen!
Zu Straßburg, ach, da ist dein Blut,
Dein theures Blut geflossen!

Es gehn vom Bauernkrieg sofort
Im Elsaß die blutigen Sagen:
Darum die Bauern alle dort
So rothes Brusttuch tragen.

Ach! wie das Brusttuch euer roth,
So habt ihr die Freiheit geliebet:
Und wie das Herzblut euer roth,
So habt ihr sie geliebet.

Karl Candidus.

Althessische Sage.

Im Scharfenstein gen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Wie Hufschlag und wie Schwerterklang hörst du's tief drinnen beben;
Das rauscht so dumpf und dröhnt so schwer und rüttelt an den Pforten,
Bis daß der Berg sich keilend hebt und aufthut aller Orten.

Dann stürzen aus den Klüften flugs viel wimmelnde Gesellen,
Die sich bei bleichem Mondenlicht in lange Rothen stellen.
Die Tuba klingt, es blitzt der Helm, die Mäntel wehn im Winde,
Und um den Führer sammelt sich das stille Heer geschwinde.

Fort brausen sie ins bange Thal, daß helle Funken springen,
Sie tummeln sich, sie hetzen sich, wie auf des Thurmes Schwingen,
Ins Vaterland! zum Tiberstrand! die Stunde hat geschlagen!
Und wenn's uns heute nicht gelingt, so woll'n wir's nimmer wagen!

Der Scharfenstein, der weiß die Mähr aus alten Römertagen,
Da ward an seinem steilen Fuß die beste Schlacht geschlagen.
Da mußt' die Erde purpurroth gar viel des Blutes trinken
Und Romas Adler sieggewohnt in deutschem Stande sinken.

Barbaren hier, Barbaren dort, wie Pilze aufgeschossen,
Von Feind' und Felsen aller Seit die Römer eingeschlossen;
Hei! flogen ihre Hiebe nicht und stürzten nicht die Glieder,
Wie Aehren in dem Weizenfeld, mäht sie die Sense nieder!

Da warf sich in der größten Noth mit flehender Geberde
Der Imperator, stolz zu Roß, hernieder an die Erde:
So rette du, du bester Gott, du größter, uns vor Schande,
Berg, nimm uns auf! ein freies Grab in dem Barbarenlande.

Und ihm zur Rechten donnert's laut. Es blitzt aus Jovis Brauen,
Es spaltet sich im Nu der Berg, entsetzlich anzuschauen,
Verschlungen ist so Freund wie Feind im dunkeln Felsenriesen
Und drüber sieht man starr und stumm den Scharfenstein sich schließen.

Doch unten gegen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Dann müssen aus geborstner Gruft die Römer sich erheben.
Den Weg gen Süden ziehn sie hin, ein langes Heer von Leichen,
Und ziehn und können nimmermehr der Reise Ziel erreichen.

Und bei dem ersten Hahnenschrei dann kehrt von allen Orten
Der Zug zurück zum Scharfenstein und rüttelt an den Pforten;
Die öffnen sich, wie dazumal, mit Tosen und mit Flammen
Und thun sich ob dem letzten Mann ganz todtenstill zusammen.

Franz Dingelstedt.

Salomo's Ring.

Als der weise König Salomo gestorben war,
Lebte noch der Zauber, der durch ihn erworben war,
Kräftig festgebannet an den heil'gen Siegelring,
Der an seinem Finger als ein Geisterzügel hing.

Aber die Gespenster, die ihm dienend unterthan,
Da die Königssonne sinken sie derqunter sahn,
Griffen, selbst zu herrschen, aus der ewig dunkeln Nacht
Kühn und frech vermessen nach des Rings Karfunkelpracht.

Da krachte das hohe Gebäude
Der fürstlichen Weisheit zusammen,
Die lustigen Strahlen der Freude
Beschienen den Jammer als Flammen;
Was ehmals der Gnade entblühte,
Jetzt muß es der Bosheit entstammen,
Und jegliche Stimme der Güte,
Sie wurde zum stillen Verdammen.

Tief seufzte das Volk und es blickte
Auf seines Beherrschers Palläste,
Der niemals die Seinigen drückte,
Der Weise, der Größte, der Beste:
Wie kommt es, daß er so entsetzlich
Jetzt quälen sie liebe und preßte?
Doch oben da klang es ergötzlich,
Als gäb' es nur einige Feste.

Und den todten König künstlich hat der Bösen Schaar
Aufgerichtet, als ob er ein lebend Wesen war;
Auf dem Thron die Leiche haben fest sie unterstützt,
Daß der Zepter strahlend auf das Volk herunterblitzt.

Vierzig Tage flohn, seit man das Volk geblendet hat,
Als indeß der Holzwurm auch sein Werk vollendet hat,
Abgenagt den Stab hat, der die morschen Glieder hält,
Und des Königs Leiche nun auf einmal niederfällt; —

Da stürmet in wüthendem Wogen
Das Volk zum Pallast aus den Gassen,
Die Frevler, die frech es betrogen,
Mit rächendem Arme zu fassen.
Sie dringen hinein und erheben,
Die Muthigsten selber erblassen,
Die bösen Gespenster erheben
Zum Kampf sich in drohenden Massen.

Doch wurde das Volk bald zu Riesen;
Der Leiden gedenkend in Schnelle,
Verdrängt es mit wildem Umschließen
Die feindlichen Geister zur Hölle.
Den Ring aber, welchen im Wüthen
Verloren die Schaar an der Schwelle,
Ein künftiges Leid zu verhüten,
Versenken sie rasch in die Welle.

„Sei gewiß, daß, wenn du gut und wahr und weise bist,
Sonnen mit dem Ring der Lieb' du aus dem Kreise ziehst.
Wehe, wenn der Zauber je zu Theil den Bösen war!"
Dies der Spruch, der auf des Ringes Stein zu lesen war.

Dieses Märchen kommt von Osten her den weiten Wad;
Doch was der Gespenster Herrschen zu bedeuten hat,
Und wohin die Inschrift auf dem Königssiegel zielt:
Nimm es, Welt, als Räthsel, besser noch als Spiegelbild.

Dräxler-Manfred.

Das Haus in der Haide.

Wie lauscht, vom Abendschein umzuckt,
Die strohbedeckte Hütte,
— Recht wie im Nest der Vogel duckt, —
Aus dunkler Föhren Mitte!

Am Fensterloche streckt das Haupt
Die weißgestirnte Stärke,
Bläst in den Abendduft und schnaubt
Und stößt ans Holzgewerke.

Seitab ein Gärtchen, dornumhegt,
Mit reinlichem Gelände,
Wo matt ihr Haupt die Glocke trägt,
Aufrecht die Sonnenwende.

Und drinnen kniet ein stilles Kind,
Das scheint den Grund zu jäten,
Nun pflückt sie eine Lilie lind
Und wandelt längs den Beeten.

Am Horizonte Hirten, die
Im Haidekraut sich strecken,
Und mit des Aves Melodie
Träumende Lüfte wecken.

Und von der Tanne ab und an
Schallt es wie Hammerschläge,
Der Hobel rauscht, es fällt der Span,
Und langsam knarrt die Säge.

Da hebt der Abendstern gemach
Sich aus den Föhrenzweigen,
Und grade ob der Hütte Dach
Scheint er sich mild zu neigen.

Es ist ein Bild, wie still und heiß
Es alte Meister hegten,
Kunstvolle Mönche, und mit Fleiß
Es auf den Goldgrund legten.

Der Zimmermann — die Hirten gleich
Mit ihrem frommen Liede —
Die Jungfrau mit dem Lilienzweig —
Und rings der Gottesfriede.

Des Sternes wunderlich Geleucht'
Aus zarten Wolkenflören —
Ist etwa hier im Stall vielleicht
Christkindlein heut geboren?

Annette von Droste-Hülshof.

Der Geyerpfiff.

„Nun still! Du an den Dohnenschlag!
Du links an den gespalt'nen Baum!
Und hier der faule Fetzer mag
Sich lagern an der Klippe Saum:
Da seht sein offen übers Land
Die Kutsche ihr heranspazieren:
Und Rieder dort, der Höllenbrand,
Mag in den Steinbruch sich postiren!"

„Dann aufgepaßt mit Aug' und Ohr,
Und bei dem ersten Räderhall
Den Eulenschrei! und tritt hervor
Die Fracht, dann wiederholt den Schall:
Doch naht Gefahr — Patrouillen gehn, —
Seht ihr die Landdragoner streifen,
Dann dreimal, wie von Riffeshöhn,
Laßt ihr den Lämmergeyer pfeifen!"

„Nun Rieder, noch ein Wort zu dir:
Mit Recht heißt du der Höllenbrand;
Kein Stückchen — ich verbitt' es mir —
Wie neulich mit der kalten Hand!" —
Der Hauptmann spricht es; durch den Kreis
Ein Rauschen geht und feines Schwirren,
Als sie die Büchsen schultern leis,
Und in dem Gurt die Messer klirren.

Seltsamer Troß! hier Riesenbau
Und hiebgespaltnes Angesicht
Und dort ein Bübchen wie 'ne Frau,
Ein zierliches Spelunkenlicht,
Der drüben in dem Scheitelhaar
So zachte streift den blanken Fanger,
Schaut aus den blauen Augen gar
Wie ein verarmter Minnesänger.

'S iſt lichter Tag' die Bande ſchaut
Vor ſ'ner Stunde — Alles gleich —
Es iſt die rothe Bande, weil
Verſcheuen, gefürchtet in dem Reich;
Das Knäbchen kauert unterm Stein
Und betet, raſchelt es im Walde,
Und manches Weib verſchlicht die Thür,
Schreit nur ein Kuckuck an der Halde.

Die Heſſen haben ſich zerſtreut,
Und in die Hütte ſchwankt der Troß —
Wildhüters Obdach, zu der Zeit,
Als jene Trümmer war ein Schloß;
Wie Ritter vor der Ahnengruft,
Ruht ſich der Räuber ſtolz gehoben
Am Schutte, dran ein gleicher Schuft
Vor Jahren einſt den Brand geſchoben.

Und als der letzte Schritt verhallt,
Der letzte Zweig zurück gerauſcht,
Da wird es einſam in dem Wald,
Wo überm Aas die Ceſare lauſcht,
Und als es dämmert noch gefliert,
Und noch ein Weilchen ſich geſchoben,
Da ſtill es in der Hütte wird,
Vom wildem Weingreuel umwoben.

Der ſchöne Vogel ſetzt ſich hin
Auf Dach und wiegt ſein glänzend Haupt,
Und ſummend durch der Reben Grün
Die wilde Biene Honig raubt;
Nur leiſe wie der Hauch im Tann,
Wie Weſte durch die Halme ſtreifen,
Hört drinnen leiſe, leiſe man
Vorſichtig an den Meſſern ſchleifen. —

Ja, lieblich iſt des Berges Wald
In ihrer feſten Glieder Pracht,
In ihrer blanken Fröhlichkeit
Und ihrer Zöpfe Rabennacht!
Siehſt du ſie brechen durchs Geſtäft
Der Brombeerranken, friſch, gedrungen,
Du denkſt, die Emſigkeit iſt
Vor Uebermuth vom Stuhl gedrungen.

Nun ſteht ſie ſtill und ſchaut ſich um —
Allüberall nur Baum an Baum;
Ja, irre zieht im Walde um
Des Berges Maid und glaubt es kaum;
Noch zwei Sekunden, wo ſie ſann,
Vollführen ſich die beiden Glieder —
Lebende wie ein Marter dann
Schlupft das ſie in den Gerenbruch nieder.

Am Eingang ſteht ein Heiligbild,
Wo das Geſchicke ihr gehängt,
Der Epheu ſchützelt ſein Gelock,
Zur grünen Laube vorgedrängt:
Da unterm Dache lagert ſie,
Behaglich lehnend an dem Steine,
Und denkt: Ich ſitze wahrlich wie
Ein Heil'genbildchen in dem Scheine!

Ihr iſt ſo warm, der Kittel Paar
Sie löſet mit der runden Hand,
Und wieder rauſcht ihr ſchwarzes Haar
Ihr nackendrallgeſtemmt Gewand.
Ei! denkt ſie, bin ich doch allein!
Auf ſpringt das Spangenwaar am Mieder;
Doch unbemerklich gleich vom Stein
Sieht hinterm Buſch der wilde Reiter!

Er ſieht ſie nicht, nur ihren Fuß
Der Kittelſaum ſchamhaft wie ein Schirm,
Zuweilen treibt des Windes Gruß
Auch eine Locke um das Kinn.
Doch ihres heißen Odems Zug,
Gemmmet Hauch glaubt er zu ſpüren,
Verlorne Laute, wie im Flug
Lockvögel, um das Ohr ihm ſchwirren.

So weich die Luft und ſchwermend,
Berauſchend Thymians Duft,
Sie lehnt ſich, dehnt ſich, ihren Arm,
Den vollen ſtreckt ſie aus der Kluft,
Schlicht dann ihr glänzend Augenpaar —
Nicht ſchlafen, ruhn nur eine Stunde —
So dämmert ſie, und die Gefahr
Wächſt von Sekunde zu Sekunde.

Nun Alles ſtill — ſie hat gewacht —
Doch hinterm Steine wird's belebt
Und ſeine Büchſe ſachte, ſacht,
Der Rieder von der Schulter hebt,
Lehnt an die Klippe ihren Lauf,
Dann lockert er der Meſſer Klingen,
Hebt nun den Fuß — was hält ihn auf?
Ein Schrei ſcheint aus der Luft zu dringen!

Ha, das Signal! — er hallt die Fauſt —
Und wiederum des Geiers Pfiff
Ihm ſchrillend in die Ohren ſauſt —
Noch zögert knirſchend er am Riff —
Zum dritten Mal — und ſein Gewehr
Hat er erfaßt — hinan die Klippe!
Daß bröckelnd Kies und Sand umher
Nachrollern von dem Steingerippe.

Und auch das Mädchen fährt empor:
„Ei, iſt ſo locker das Geſtein?“
Und langſam, zögernd tritt hervor
Sie aus dem ſalſchen Heiligenſchrein,
Hebt ihren Augen feuchtes Blau,
Will nach dem Sonnenſtande ſchauen,
Da ſieht ſie einen Geier ſtehn
Mit einem Lamm in ſeinen Klauen.

Und ſchnell gefaßt, der Wildnis Kind,
Tritt ſie entgegen ſeinem Flug:
„Der kam daher, wo Menſchen ſind,
Das iſt der Bergesmaid genug.
Doch ſtill! war das nicht Stimmenton
Und Räderknarren? ſtill! ſie lauſcht —
Und wirklich, durch die Blumen ſchon
Der ſchwere Kutſche ächzt und rauſcht.

„Ho, Mädchen!“ ruft es aus dem Schlag;
Mit ſeinem Knie ſie tritt heran:
„Zeig uns zum Dorf die Wege nach,
Wir fahren irre in dem Tann!“ —
„Herr,“ ſpricht ſie lachend, „nehmt mich auf,
Auch ich bin irr' und ſuche Dach.“ —
„Nun wohl, du ſchmuckes Kind, herauf,
Nur friſch hinauf, du zögerſt noch!“ —

„Herr, was ich weiß, iſt nur gering,
Doch führet es euch zu Menſchen hin,
Und das iſt ſchon ein koſtlich Ding
Im Wald, mit Räuberheeren drin;
Seht, einen Weib' am Bergesſaumen
Hab ſtrangen ich aus jenen Gründen,
Der in den Klauen trug ein Lamm,
Drei muß ſich eine Herde ſünden.“ —

Am Abend ſteht des Heeres Held
Und ſucht die Steine warm und kalt:
Der Wechſler brennt ſich, daß ſein Gold
Er klug geſteuert durch den Wald,

Und nur die gute, fromme Maid
Nicht ahnet in der Träume Walten,
Daß über sie so gnädig heut
Der Himmel seinen Schild gehalten. —

Annette Elisabeth von Droste zu Hülshoff.

Kaisers Wort, Gottes Wort.

Was gilt ein Wort in dieser Zeit?
Das lohnte sich zu wissen,
Da sich die That in Worte breit
Recht fas'rig hat verschlissen.
Ein Wort, ein Wort, sagt an, was gilt's?
Kann man's noch brauchen statt des Schilds,
Vor Strolchen sich zu wehren?
Hei! Adlich Wort
Fand't schlechten Ort,
Man hält's nicht mehr in Ehren.

Da reiten zwei, so frisch und frei,
Sie haben gut Vertrauen;
Ein Kaiser-Wort, das hält wohl treu,
Darauf läßt sich wohl bauen!
Und ob die Pfaffheit auch bedräut,
Der Kaiser gab uns frei Geleit,
Der Kaiser wird's wohl halten.
Ein Kaiser-Wort
Ist sichrer Hort,
Wie Kaiser-Mantels Falten.

Zween Meister sind's aus Böhmerland,
Ihr solltet's besser wissen;
Ein Mannes-Wort zu Mannes Hand,
Das ist ein sich'rer Kissen.
Kein Mann gab's, nur der Kaiser sprach's; —
Hei! schmilzt sein Wort wie schwaches Wachs
Am Kirchenlicht der Pfaffen?
O freies Wort,
Du einz'ger Hort,
Wer wird dein Recht dir schaffen!

Zu Kostnitz war ein heißer Tag,
Die Sonn' stand just im Krebsen;
Wohl mancher Pfaff' bei Tafel lag,
Oder lag bei seiner Köchin.
Aus Böhmerland die Meister beid',
Sie lagen in gar tiefem Leid,
Von aller Welt verlassen;
Im dunklen Thurm,
Bei Molch und Wurm,
In eisernen Ringen sie saßen.

Ha! ist das auch ein frei Geleit,
Geleit' zum Scheiterhaufen?
O Zeit des Worts, o böse Zeit,
Worein wird Gott dich taufen?
Er wird's in Feuer und dann in Blut;
Das alte Uebel heilt nicht gut,
Als nur durch's letzte Mittel.
Die Asch' zerstäubt,
Die Wahrheit bleibt
Und bleibt im Ketzerkittel.

O was ein freier Mummenschanz
Zu Kostnitz vor den Thoren!
Der Aberwitz hielt Wallfahrtstanz
Und schüttelte die Ohren.
Sie schwenkten manches Weihrauchfaß,
Sie räucherten ohn' Unterlaß,
Bis daß man den Himmel nicht kannte,
Bis lichterloh
Leeres Stroh
Des Kaisers Wort verbrannte.

Aus Böhmerland die Meister beid'
Wichen nicht von einander,
Sie blieben auch im Feuerleid,
Zween treue Salamander.
Und als die Flamme höher stieß,
Bis sie an Hussens Herzen fraß
Als wie ein hung'riger Geier,
Da sprach der Huß
Den Abschiedsgruß,
Das Flammenwort aus dem Feuer:

„Die Flamme frißt ein Kaiserwort,
Man weiß nicht, ob's gewesen;
Doch Gottes Wort bleibt ewig fort,
In Flammen steht's zu lesen.
Mein Vaterland, du herrlich Land!
Was Kaiserwort hast du erkannt,
Es hält nicht gar beständig.
Doch Gott ist treu,
Drum werde frei,
Gott macht die Todten lebendig!“

Und als der Leib in Asch' zerfiel,
Frei athmeten die Pfaffen.
Es mußte gar ein böses Spiel
Der Henker schnöd' entschaffen.
Der Henker nahm im frechen Raub
Des edlen Hussens heil'gen Staub
Und blies ihn nach allen vier Winden;
An keinem Ort —
Wie Kaisers Wort —
Sollt' er sein's Bleibens finden.

Doch Vöglein kamen allerhand
Geschäftig hergeflogen,
Sie wuschen rein am Sees Strand
Die Flüglein in den Wogen,
Und faßten fein des Märt'rers Staub,
Und trugen treu den edlen Raub
Nach Böheim unter den Flügeln.
Sie luden ihn ab
In ein großes Grab,
Umschanzt von Wäldern und Hügeln.

Wo ist das Grab, wo er Ruhe fand,
Wer kann die Stätte mir nennen?
Es ist das ganze Böheimer Land
An Grabesruh zu kennen.
Ja, Freiheit ist zu Grab' gebracht;
Da kam eine linde Maien-Nacht,
Recht gut zur Leichenfeier.
Manch' Knöspelein stand
Im Böhmer-Land,
Und seine Blüth' ward theuer.

Manch' Knöspelein schwoll, von Rache schwoll's
Der Lenz hat's aufgeschlossen;
Er heischte gültig seines Zolls,
That auf die blut'gen Sprossen.
Und Rache wuchs allüberall,
Sie wuchs als dichter Blüthenwall
Rings um des Landes Marken;
Gezeugt von Muth,
Geboren von Muth,
Und Blut macht' sie erstarken.

Des Kaisers Wort war leeres Stroh,
Vollkräftig war die Rache;
Wohl manch' ein Brand schlug lichterloh
Als Leichenfeier und Wache.
Und mitten in dem Flammen-Ring',
Der treu das Böhmerland umfing,
Saß Freiheit zu Gerichte.
Ihr Keule schwer
Traf gut umher
Im frischen Waffen-Gedichte.

Wie mancher Purpur wurde bleich,
Zersprengt mancher Streiche;
Das that der Leute schwerer Streich
Warum im Böhmer Reiche,
Und manche Lehre weinte viel,
Weil mancher Lehre Rothstrumpf fiel;
Kein Heiliger kam zu retten,
Doch Gottes Wort,
Das lebte fort,
Man zwingt es nicht in Ketten.

Und als man schlug die Prager Schlacht,
Schlug man das Volk zu Schanden,
Schlug zu den Freiheits-Sarg die Nacht,
Schlug fest den Leib in Banden.
O Böhmer-Land, du armes Land,
Ein Todtennagel nach dem Brand,
Ein Grab bleibst du beständig.
Dein Volk ist todt,
Dein Klang ein Spott,
Doch Gottes Wort bleibt lebendig.

Eduard Duller.

Kind im Korn.

Der Mittag glüht; es fächelt kein Wind
Der Schnitter sonngebräunte Stirnen,
Die, rastend in dem Kreis der Dirnen,
Um Garbenreihn gelagert sind.
Nur wenig fern von Schnittern steht
Ein Kind und blickt nach einer Stelle
Im Kornfeld hin, wo Well' an Welle
Des goldnen Getreidewogens weht.
Ob auch kein Lüftchen rings sich regt —
Was weiß das Kind? — die Schnitter liegen
Und achten's nicht; zwei Lerchen fliegen
Darüber hin. Das Korn bewegt
Und theilet sich; schnell folgt der Spur
Das Kind; doch schmettert dort im Blauen
Das Lerchenpaar. Was giebt's zu schauen?
Ein hold Geheimniß der Natur!
Neugierig drang das Kind hinein
Und theilt das Korn; da liegt's in Fülle
Verborgen unter goldner Hülle
Der hohen Halm' — und zart und rein
Ein andres Kind, von Angesicht
So wundermild, es schläft und regt
Die Hand, daß sich das Korn bewegt.
Das Bauernkind erblickt's und spricht:
„Lieb Schwesterlein, was machst du hier?
Erwache schnell, o schnell! Sie mähen
Gewiß hier; sie können dich nicht sehen,
Wie leicht zu Leid geschähe dir!" —
Das fremde Kind erwacht und streicht
Die goldnen Locken von den Wangen
Zurück und lächelt unbefangen,
Greift nach Blumen, pflückt sie, reicht
Dem Bauernkind sie freundlich dar
Und sagt zu ihm: „Nicht wahr? Die glänzen
Wie dort das Himmelsblau? Zu Kränzen
Laß uns sie flechten, wenn die Schaar
Das Kornfeld begeht. Ich weiß
Nicht allzuweit von hier 'ne Stelle,
Wo noch viel schön're blühn. Komm! schnelle
Zeig' ich sie dir; auch Mohn im Kreis
Viel andre bunte Blumen dort.
Da können wir sie recht uns schmücken,
Denn, was wir sehn, wir dürfen's pflücken;
O komm!" — Und mächtig hat das Wort —
Es klang so süß — das Bauernkind.
Umschlingt ein weicher Arm, umwunden;
Nun zeigt's dem fremden, wo die bunten,
Die schönen andern Blumen sind.
So dringen sie durch's Korn voran;
Da wachsen immer höher, mächt'ger
Die Halm', daß lauteres Gold nicht prächt'ger
Im Sonnenscheine glänzen kann.
Schon wölben, schlanken Bäumen gleich,
Die Halme sich; darunter wallen
Die Kinder, wie in luft'gen Hallen,
Und kommen in ein Blumenreich.
Da leuchtet, wie ein reiner Stern,
Der Kelch jedweder Wunderblüthe;
Doch hehrer strahlt das Aug' voll Güte
Des ew'gen Gärtners drein, des Herrn.
„Willkommen!" spricht er, „blühe jetzt,
O Kind, bei Blumen aller Arten,
Die hier verpflanzt in meinem Garten,
In neuen Boden sind versetzt!" —

Und wie die Schnitter an den Ort
Hinkommen, wo der Halme Wellen
Das Kind geschaut, und weiter mähen, —
Da finden sie es schlummernd dort —
Das Haupt bekränzt, die Wangen roth,
Und um die Lippen sel'ges Lächeln,
Und laue, linde Lüft' umfächeln
Des Kindes Schlummer. Ist es todt?
O, weinet nicht! Es ging nur heim.
Dies ist das rechte Wort für Sterben,
Daß er ihn rette vor Verderben,
Verpflanzt der Gärtner früh den Keim. —
Zu Blumen ward und mit Gewind'
Von buntem Band, hold anzuschauen,
Am Erntefest beim Abendgrauen
Hinabgesenkt das Bauernkind.

Ed. Duller.

Dalibor.

Was will wohl um den Thurm herum
Das bunte Volk zuhauf,
Was blicken All' so ernst und stumm
Zum Gitterfenster auf?

Ein Mann steht oben krank und blaß,
In düsterem Gewand,
Die Haare wirr, das Auge naß,
Ein Geiglein in der Hand.

Und trotz der Fessel schwerem Zwang,
Da ihm die Arme band,
Streicht sein Spiel, daß Allen bang,
Und wieder wohl auch ward.

Wie Nachtigall im Käfig singt,
Wie sie ins Herz bricht,
So klagend auch sein Spiel erklingt,
So schmelzend und gedrückt.

Und als er schließt mit dumpfem Ton,
Ruft alles Volk empor:
„O werde Freiheit dir zum Lohn,
„Du edler Dalibor!"

Der König geht vorbei am Thurm,
Des Volkes Ruf er hört —
„Wie? duld' ich's, daß mein Volk der Wurm
„Mit Saitenklang bethört?"

„Nachsicht? sprach mein Richterwort,
„Er wird ihm wohlgethan;
„Auf, Wächter, nimm sein Spiel ihm fort,
„Und leg' ihm Fesseln an."

Der Arme schläft im Traumgenuß,
Da tritt der Knecht herein,
Er faßt die Geig', und mit dem Fuß
Tritt er die Brust ihr ein.

Auf schreit sie, wie ein sterbend Kind,
Im Schlaf hört's Dalibor,
Des Traumes süßer Wahn zerrinnt,
Er fahrt entsetzt empor.

„O Fluch, du finstrer Scherge, dir,
„Fluch deiner schnöden Hand,
„Die mein alleinzig Labsal mir,
„Den einz'gen Trost entwandt!"

„O Spiel, nur du noch labtest mich,
„Die Seel' ist mir geraubt;
„So brich, denn, Herz, du armes, brich,
„Und sink, müdes Haupt!"

So klagt er jammernd, seufzt und weint,
„Und nimmer enden will,
So klagt er, bis der Morgen scheint,
Da wird er plötzlich still.

Und Mittag wird's und Abend graut,
Und nächt'ge Kühle weht,
Da wird's am Fuß des Thurmes laut,
Das Volk versammelt steht.

Erwartend horchen All' schon auf,
Doch Geig' und Bogen schweigt,
Sie spähn zum finstern Thurm hinauf,
Doch Niemand dort sich zeigt.

Als aber Nacht am Himmelsraum
Ihr Sternenkleid entrollt,
Da klingt's vom Thurme auf einmal Mal
Gar süß und wunderhold.

Wie Nachtigall im Busche singt,
Wenn sie der Haft entflohn,
So freudig es und jubelnd klingt,
Ein Jauchzen jeder Ton.

Der König wieder geht vorbei,
Voll Staunen steht er da —
„He, Wächter, noch die Melodei?
„Mein Wille nicht geschah?"

O Herr, dein Knecht war stets bereit,
Erfüllt ward dein Gebot,
Doch den Gefangnen fand ich heut
Am frühen Morgen todt.

Der König zittert und erbleicht,
Geht fort in bang'gem Sinn;
Doch nicht aus seinen Ohren weicht
Der wundervolle Klang.

Er hört zu Nacht ihn und am Tag,
Im Sommer und im Wind,
Er hört ihn, als er sterbend lag,
Im Schauder brach sein Blick.

K. E. Ebert.

Der Gefangne.

Zu gold'ner Morgenstunde,
Weil Alles freudig stand,
Da ritt im heitern Grunde
Ein Ritter über Land.

Ringsum sangen auf den Aesten
Die Vöglein mannichfalt,
Es schüttelte die Aeste
Vor Lust der grüne Wald.

Den Nacken, stolz gebogen,
Streift er dem Rößlein —
So ist er hingezogen
Tief in den Wald hinein.

Sein Roß hat er getrieben,
Ihn trieb der frische Muth:
„Ist Alles fern geblieben,
So ist mir wohl und gut!"

Mit Freuden macht' er stehen
Im Wald' am' grüne Au,
Wo Brünnlein kühle gehen,
Von Blumen roth und blau.

Vom Roß ist er gesprungen,
Legt sich zum kühlen Bach,
Die Wellen lieblich klangen,
Das ganze Herz zog nach.

So grüne war der Rasen,
Es rauschte Busch und Baum,
Sein Roß thät stille grasen,
Und Alles wie ein Traum.

Die Wolken sah er gehen,
Die schifften immer zu,
Er konnt' nicht widerstehen, —
Die Augen sanken ihm zu.

Nun hört er Stimmen tönen
Als wie der Liebsten Gruß,
Er konnt' sich nicht besinnen —
Bis ihn erweckt ein Kuß.

Wie prächtig glänzt die Aue!
Wie Gold der Quell nun floß,
Und einer schönen Fraue
Lag er im weichen Schoß.

„Herr Ritter, wollt ihr wohnen
Bei mir im grünen Haus:
Aus allen Blumenkronen
Wind' ich euch einen Strauß!

Der Wald ringsum wird wachen
Wie wir beisammen sein,
Der Kukuk schelmisch lachen,
Und Alles fröhlich sein."

Er bog sein Angesichte
Auf ihr, den süßen Leib,
Schaut mit den Augen lichte
Das wunderschöne Weib.

Sie nahm sein'n Helm herunter,
Löst' Brünne ihm und Band,
Spielt' mit den Locken munter,
Küßt' ihm den rothen Mund.

Und spielt' viel süße Spiele
Wohl in geheimer Lust,
Es flog so licht und schwüle
Ihm um die edle Brust.

Um ihn nun thät sie schlingen
Die Arme weich und lind,
Er konnte nicht mehr singen,
Sie ließ ihn nicht mehr los

Und diese Au' zur Stunde
Ward ein krystall'nes Schloß,
Der Bach ein Strom, gewunden
Ringsum, gewaltig floß.

Auf diesem Strome gingen
Viel' Schiffe nicht vorbei,
Es konnt' ihn keines bringen
Aus dieser Zauberei.

Joseph Freih. v. Eichendorff.

Die verlorne Braut.

Vater und Kind gestorben
Ruhten im Grabe tief,
Die Mutter hatt' erworben
Gestern ein ander Lieb.

Da droben auf dem Schlosse
Da schallt das Hochzeitsfest,
Da lacht's und wiehern Rosse,
Durchs Grün' ziehn bunte Gäst'.

Die Braut schaut' ins Gefilde
Noch einmal vom Altan,
Es sah so ernst und milde
Sie da der Abend an.

Rings waren schon verdunkelt
Die Thäler und der Rhein,
In ihrem Brautschmuck funkelt
Nur noch der Abendschein.

Sie hörte Glocken gehen
Im weiten, tiefen Thal,
Es bracht' der linde Wehen
Vom stillen Wald den Schall.

Sie dacht': „O stiller Abend!
Wen das bedeuten mag?
Wen läuten sie zu Grabe
An meinem Hochzeitstag?

Sie hört' im Garten rauschen
Die Brunnen immerdar
Und durch der Wälder Rauschen
Ein Singen wunderbar.

Sie sprach: „Wie wirres Klingen
Kommt's durch die Einsamkeit,
Das Lied wohl hört' ich singen
In alter, schöner Zeit."

Es klang, als wollt' sie's rufen
Und grüßen tausendmal —
So stieg sie von den Stufen,
So kühle rauscht' das Thal.

So zwischen Weingehängen
Ging einsam sie ins Land
Hinunter zu den Klängen,
Bis sie im Walde stand.

Dort ging sie, wie in Träumen,
Im weiten, stillen Rund,
Das Lied klang in den Bäumen,
Von Quellen rauscht' der Grund. —

Derweil von Mund zu Munde
Durchs Haus, erst heimlich sacht,
Bald lauter geht die Kunde:
Die Braut irrt in der Nacht!

Der Bräut'gam steht erblichen,
Er hört im Thal das Lied,
Ein dunkelrothes Zeichen
Ihm von der Stirne glüht.

Und Tanz und Jubel enden,
Er und die Gäst' im Saal,
Windlichter in den Händen,
Sich stürzen in das Thal.

Da schweifen rothe Scheine,
Schall aus und Rosseshuf,
Es hallen die Gesteine
Rings von verworr'nem Ruf.

Doch einsam irrt die Fraue
Im Walde schön und bleich,
Die Nacht hat tiefes Grauen,
Das ist von Sternen so reich.

Und als sie war gelanget
Zum allerstillsten Grund,
Ein Kind am Felsenhange
Dort freundlich lächelnd stund.

Das trug in seinen Locken
Einen weißen Rosenkranz,
Sie schaut' es an erschrocken
Beim irren Mondesglanz.

„Solch' Augen hatt' das meine,
Ich meinet' daß du's nicht,
Das ruht ja unterm Steine,
Den Niemand mehr zerbricht.

Ich weiß nicht, was mir grauset,
Sieh' nicht so fremd auf mich!
Ich wollt', ich wär' zu Hause,
Nach Hause führ' ich dich."

Sie gehn nun mit einander,
So trübe weht der Wind,
Die Braut sprach im Wandern:
„Ich weiß nicht, wo wir sind.

Was tragen sie beim Scheine
Der Fackeln durch die Schlucht?
O Gott, der stürzt' vom Steine
Sich todt in dieser Kluft!

Das Kind sagt: „Den sie tragen,
Dein Bräut'gam heute war,
Er hat meinen Vater erschlagen,
'S ist diese Stund' ein Jahr.

Wir alle müssen's büßen,
Bald wird es besser sein,
Der Vater läßt dich grüßen,
Mein liebes Mütterlein."

Ihr schauert's durch die Glieder:
„Du bist mein todtes Kind!
Wie funkeln die Sterne nieder,
Jetzt weiß ich, wo wir sind." —

Da löst' sie Kranz und Spangen,
Und über ihr Angesicht
Locken und Thränen rannen,
Man unterschied sie nicht.

Und über die Schultern nieder
Wallten die Locken sacht,
Verwandelnd Augen und Glieder
Wie eine prächtige Nacht.

Und Kind den Arm geſchlagen,
Sauſt ſie ins Gras hinein —
Dort hatten ſie erſchlagen
Den Vater im Geſtein.

Die Hochzeitgäſte riefen
Im Walde auf und ab,
Die Gründe alle ſchliefen,
Nur Echo Antwort gab.

Und als ſich leiſ' erheben
Der erſte Morgenduft,
Hörten die Hirten beben
Ein Singen in ſtiller Luft.

Joſ. Freih. v. Eichendorff.

Der armen Schönheit Lebenslauf.

Die arme Schönheit irrt auf Erden,
So lieblich Wetter draußen iſt.
Möcht' gern recht viel geſehen werden,
Weil Jeder ſie ſo freundlich grüßt.

Und wer die arme Schönheit ſchauet
Sich wie auf großes Glück beſinnt,
Die Seele fühlt ſich recht erbauet,
Wie wenn der Frühling neu beginnt.

Da ſieht ſie viele ſchöne Knaben,
Die reiten unten durch den Wind,
Möcht' manchen gern im Arme haben,
Hüt' dich, hüt dich, du armes Kind!

Da ziehn manch' redliche Geſellen,
Die ſagen: Haſt nicht Geld, noch Haus,
Wir fürchten deine Augen hell,
Wir haben nichts zum Hochzeitſchmaus.

Den Andern thut ſie ſich wegdrehen,
Weil Keiner ihr ſo wohl gefällt,
Die müſſen traurig weiter gehen,
Und zögen gern ans End' der Welt.

Da ſagt ſie: Was hilft mir mein Sehen,
Ich wünſcht', ich wäre lieber blind,
Da Alle furchtſam von mir gehen,
Weil gar ſo ſchön mein' Augen ſind. —

Nun ſitzt ſie hoch auf lichtem Schloſſe,
In ſchöne Kleider putzt ſie ſich,
Die Fenſter glühn, ſie winkt vom Schloſſe,
Die Sonne ſinkt, das blendet dich.

Die Augen, die ſo furchtſam waren,
Die haben jetzt ſo freien Lauf,
Fort iſt das Kränzlein aus den Haaren,
Und hohe Federn ſtehn darauf.

Das Kränzlein iſt herausgeriſſen,
Ganz ohne Scheu ſie mich anlacht;
Geh' du vorbei: ſie wird dich grüßen,
Winkt dir zu einer ſchönen Nacht. —

Da ſieht ſie die Geſellen wieder,
Die fahren unten auf dem Fluß,
Es ſingen laut die luſt'gen Brüder,
So furchtſam ſchallt des Einen Gruß:

„Was biſt du für 'ne ſchöne Leiche!
Es wäre iſt mir meine Gruſt,
Wie biſt du nun ſo arm, du Reiche,
Ich hab' an dir nicht weiter Luſt!“

Der Wilde hat ihr ſo gefallen,
Laut ſchrie ſie auf bei ſeinem Gruß,
Vom Schloß möcht' ſie herunter fallen,
Und unten ruhn im kühlen Fluß. —

Sie blieb nicht länger mehr da oben,
Weil Alles anders worden war,
Der Schmerz iſt ihr das Herz erhoben.
Da ward's ſo kalt, doch himmliſch klar.

Da legt ſie ab die goldnen Spangen,
Den falſchen Putz und Ziererei,
Aus dem verſtockten Herzen drangen
Die alten Thränen wieder frei.

Kein Stern wollt' nicht die Nacht erhellen,
Da mußte die Verliebte gehn.
Wie rauſcht der Fluß! die Hunde bellen,
Die Fenſter fern erleuchtet ſtehn.

Nun biſt du frei von deinen Sünden,
Die Lieb' zog triumphirend ein,
Du wirſt noch hohe Gnade finden,
Die Seele geht in Hafen ein. —

Der Liebſte war ein Jäger worden,
Der Morgen ſchien ſo roſenrot,
Da blies er luſtig auf dem Horne,
Blies immer fort in ſeiner Not.

Joſ. Freih. v. Eichendorff.

Mu-Lan.

(Nach dem Chineſiſchen.)

Oft iſt!
Oft iſt!

Mulan ſitzt vor der Thür und webt.
Du hörſt das Weberſchiffchen nicht rauſchen,
Du magſt den bangen Seufzern nur lauſchen,
Von denen der Buſen des Mägdleins ſich hebt.

Mägdlein, was denkſt du?
Mägdlein, was ſinnſt du? —
Sie denkt an nichts,
Sie ſinnt auf nichts.

„Geſtern las ich aller Männer Namen, die man ruft zur Wehr,
„Denn der Sehn des Himmels ſammelt ein gewalt'ges Kriegesheer.
„Zwölf beſchrieb'ne Rollen ſah ich, drauf die Pflichtigen genannt
„Und auf jeder der zwölf Rollen meines Vaters Namen ſtand.
„Vater, warum haſt du keinen rüſtig aufgeblühten Sohn:
„Mu-Lan, warum iſt dein Bruder nicht erſtarkt und mannhaft ſchon:
„Auf den Marktplatz will ich eilen kaufen Sattelzeug und Pferd:
„Statt des Vaters will ich ſelber mich umgürten mit dem Schwert.“

Sie kauft auf dem öſtlichen Markt
Ein muthiges Rößlein gleich.
Sie kauft auf dem weſtlichen Markt
Sich Decke und Sattelzeug.
Sie eilt auf den Markt gen Mittag jetzt
Und kauft eine lange Gerte zuletzt.

Dem Vater und der Mutter winkt ſie Morgens früh den letzten Gruß,
Und ſpät am Abend weilt ſie ſchon der Heimath fern am gelben Fluß.
Der Eltern Ruf erreicht nicht mehr das Kind, das ihrer Lieb' entflohn;
Sie hört vom gelben Fluſſe nur der Wogen rauſchend dumpfen Ton.
Am Morgen ſagt ſie Lebewohl des gelben Fluſſes gold'nem Watt,
Und raſtet ſpät am Abend erſt fern an des ſchwarzen Stromes Quell.
Nicht findet mehr der Eltern Ruf zum Ohr des theuren Kindes die Bahn:
Sie hört den rauher Waffenlärm von Jen-Schaus wilden Reitern nur.

„Ich habe das Land
„Mit dem Schwert in der Hand
„Viel hundert Meilen durchzogen.
„Ueber Berge ſo heil,
„Durch den Hohlweg in Eil
„Wie ein Vogel bin ich geflogen.
„Durch Nordwinds Gewalt
„Ans Ohr mir ſchallt
„Der Klang der nächtlichen Glocke.
„Des Mondes Strahl,
„So kalt und ſo fahl
„Scheint wider vom eiſernen Rocke.“

Der Feldherr ſank nach hundert Schlachten nieder.
Heim kehrt der tapfre Krieger endlich wieder,
Er will ſich an des Kaiſers Anblick letzen.
Des Himmels Sohn verleiht von ſeinem Throne
Dem Einen hoher Würden Ehrenkrone,
Den Andern überhäuft er reich mit Schätzen.
„Der Sohn des Himmels fragt, was ich begehre.
„Ach, Mu-Lans Herz ſtrebt nicht nach Gold und Ehre.
„Gebt mir ein Thier, das flüchtig, wie der Wind,
„Zum Vaterhauſe trag' ein liebend Kind.“

Und Vater und Mutter vernehmen,
Die Tochter kehret nach Haus,
Sie gehen ihr beide entgegen,
Sie eilen zum Stadtthor hinaus.
Die jungern Schweſtern vernehmen
Die Heimkehr der Schweſter entzückt,
Sie kommen aus ihrem Gemache
Mit reichen Gewändern geſchmückt.
Und wie von der Ankunft der Schweſter
Das Brüderlein Kunde bekam,
Da wetzet er eifrig ſein Meſſer,
Der Schweſter zu ſchlachten ein Lamm.

„Sorgſam führet mich die Mutter
„In den Pavillon gen Oſten,
„Dort auf adrabiſchem Sitze
„Lang entbehrte Ruh' zu koſten.
„Braungewand umhüllet wieder,
„Statt des Harniſches, die Glieder.
„Ihren ſchönen Kopfputz ordnend
„Stehn die Schweſtern vor der Thür,
„Flechten in die ſchwarzen Haare
„Goldner Blumen reiche Zier.“

Und zu den Waffenbrüdern tritt Mulan vor das Haus.
In Aller Augen ſpricht ſich Verwunderung, Schrecken aus.
Wohl hat ſie lange Jahre gekämpft in ihren Reihn,
Doch wer hat je geahndet in ihr ein Mägdlein zart und fein?

Wohl wittert du ſchnell das männliche Wild, wenn's krauchelt in zögerndem Lauf,
Und das Weibchen erkennſt du leicht in der Nah' am ſcheuen verſchüchterten Blicke,
Doch laufen zugleich ſie vorüber in Haſt, wie iſt das Geſchlecht zu errathen?

Adolf Elliſſen.

Das Dorf Kiang von Tu-Fu.

(Nach dem Chineſiſchen.)

„Nach Siu-Dſongs Thronbeſteigung verließ Tu-Fu ſchleunigſt Su-Dſchu, um dem neuen Kaiſer ſeine Dienſte anzubieten, er fiel aber unterwegs einer Räuberbande in die Hände und man hielt ihn für todt. Einige Zeit nachher war er ſo glücklich, aus ſeinen Banden zu entkommen, worauf er ſich nach Fong-Dſiang, der Reſidenz des Kaiſers, begab. Schon einige Jahre bekleidete er ein Amt in Siu-Dſongs Hofſtaat, als er erfuhr, daß ſich die Seinen im größten Elende befänden. Der Kaiſer erlaubte ihm darauf, ſie zu beſuchen, um ihnen Troſt und Hülfe zu bringen. Bei dieſer Gelegenheit dichtete er „das Dorf Kiang.“ Stan Julien.

„Langſam ſteigt die Sonne nieder zu des Horizontes Grenzen,
Purpurrothe Wolkenberge ſeh' ich hell in Weſten glänzen.
Dumpf verworrner Ruf von Vögeln ſchallt aus der verlaſſ'nen Hütte,
Da ein Wanderer, tauſend Li weit kommend, naht mit raſchem Schritte.
Weib und Kinder ſehen kannend, den ſie nicht mehr kennen wollten:
Freudiges Erſchrecken trocknet ſchnell die Perlen ihrer Thränen.
Wild vom Sturm umhergeſchleudert in den Zeiten der Empörung,
Schirmte mich des Zufalls Walten vor dem Schwerte der Zerſtörung.
Dach und Mauern überſteigend kommen Nachbarn mich zu ſchauen,
Die vor Staunen, vor Verwunderung kaum zu athmen ſich getrauen.
Tiefe Nacht iſt's, die erloſchne Lampe weicht dem neuen Lichte;
Stumme Blicke haften auf mir wie auf einem Traumgeſichte.
Meinen ſchwachen Dienſt dem Staate fröhlend um des Jahres Abend,
Kehr' ich heim, im Schoß der Meinen mich am ſüßen Glücke labend.
Meine holden Kinder laſſen nicht von ihres Vaters Knien,
Fürchtend, daß er bald von Neuem ihren Armen möcht' entfliehen.
Gern, ach! ſucht' ich ſonſt das Freie, ging am Teiche hin und wieder,
Ließ mich gern am Fuß der Bäume, die ihn ringsum umkränzen, nieder.
Echo ſendet mir der Nordwind ſcharfe Pfeile nach dem Herzen,
Echo ſchafft die Noth der Meinen in der Seele tauſend Schmerzen.
Schon geordnet ſind die Körner, braut man geiſt'gen Trank bereiten,
Schon den ſtarken Duft verſpür' ich, der ſich um das Faß verbreitet.
Noch beſitzt der Wein die Kraft nicht, uns berauſchend zu verwildern,
Aber wohl vermöcht er meinen Herzens Bitterkeit zu mildern.

Mit Geschrei erfüllt die Luft die aufgeregte Schaar der Hähne
Und vermehrt bei meiner Gäste Nahen ihre Freudentöne.
Aus dem Hofraum jetzt vertrieben, fliehn sie auf der Bäume Aeste,
Und von Weitem an die Holzthür hört man klopfen meine Gäste.
Treten vier betagte Männer ein mit silberweißen Haaren,
Forschen, was auf langen Reisen ich gelitten und erfahren.
Jeder bringt bescheidne Gaben dar dem weitgereisten Wandrer,
Trüben Wein giebt mir der Eine, klaren Wein vergießt ein Andrer.
Mit bewegter Stimm' entschuld'gen sie die Schwäche ihres Weines:
„Körner tragen alle Felder, Arme sie zu bann hat Keines.
„Wehe! noch vermag den Heerbrand unsrer Zwietracht nichts zu dämpfen;
„Fern sind alle unsre Söhne, in des Ostens Krieg zu kämpfen."
Sanft bewegt mich euer Mitleid, das mir Trost im Schmerz verleihet.
Drum sei euch, ihr guten Greise, dieses Lied, von mir geweihet. —

Aus ist's Lied. Mit seufzerschwerem Herzen horchten sie dem Sange.
Wischen, auf zum Himmel blickend, still die Thränen von der Wange.

Adolph Ellissen.

Eine Sage.

Aus der dunklen Ostseewellen stürmisch kaltem Fluthgeroll
Hebt sich oft ein lichtes Eiland, blüthenhell und zaubervoll.
Leiser wallend küßt die Woge seines Ufers Blumensaum,
Wiegend wogt es auf und nieder, wie ein schwimmender Frühlingstraum.

Und der Fischer in dem Nachen starrt von süßem Gram erfüllt —
Unter Blüthen hingegossen ruht ein holdes Frauenbild.
Sehnend will er sie umfangen, die ihn grüßt mit heißem Blick,
Aber jähen Sturmes Tosen reißt ihn zu dem Strand zurück.

Als er rückwärts blickt, versunken ist das blühnde Wunderland —
Düster graue Wogen rollen drüber hin in schaumigem Brand.
Aber sonnt nicht durch das Dunkel ihn so süß ihr Auge an,
Der von jener Stätte nimmer seine Blicke wenden kann? — —

Oft in bangem heißen Sehnen fuhr er nun hinaus aufs Meer,
Kreuzte auf den dunkeln Wogen irre suchend hin und her —
Doch es war nur Trug und Täuschung, was ihm Hoffnung süß versprach,
Und so hat er sich getröstet, und vergessen nach und nach.

Hat sich dann ein Weib genommen, hat gebaut sein eigen Haus,
Und, um Fische nur zu fangen, fuhr er auf das Meer hinaus;
Dachte nicht der Jugendträume, wenn er für den Hausbedarf,
Wo die Zaubermaid ihn grüßte, ruhig seine Netze warf.

— So aus ödem Lebensmeere taucht empor es blühend licht,
Und das Einerlei der Tage leuchtet auf, ein Lenzgedicht!
Stürmisch pocht das Herz entgegen dann der Schönsten, lustgeschwellt —
Dem entflammten Blicke winket eine sel'ge Wunderwelt.

O, da wähnt das Herz gefunden, was es oft ersehnt im Traum,
Und doch nie zu finden meinte in dem trüben Erdenraum,
Hin zu ihr, in ew'ge Wonne . . .! Aber ach dem trunknen Blick,
Bleich verdämmernd und versinkend, schwinden Traum und Wunderglück.

Daß man dem Erinnrungsnachweh solcher Träume nicht erliegt,
Und in gähnendem Genügen sich in dumpfe Ruhe wiegt, —
Daß das Herz die holden Wunder seiner Jugend so vergißt —
Ob das nicht das schmerzlich größte, Erde, deiner Wunder ist.

E. Ferrand.

Columbus' Seefahrt.

Grüne Wellen! Grüne Wellen!
Zieht ihr nach Iberiens Küsten,
An den weißen Felsgerüsten
Von La Roca zu zerschellen?
Grüne Wellen! Grüne Wellen!
Tragt zur Heimath meinen Gruß!

Die mit Hast mein Kiel durchschneidet,
Der den unabwendbar festen
Lauf hinlenkt zum fernen Westen, —
Ha! vielleicht von euch beneidet —
Grüne Wellen, eh' ihr scheidet,
Hört des Seglers einsam Lied!

Dorten an Europas Küsten,
Wo ihr hingeht, denkt wohl Keiner
Nicht mit Wunsch, noch Liebe meiner,
Der sich hier auf Meereswüsten
Gegen Sturmeswuth muß rüsten, —
Fester gegen Thorenwuth.

Sichrer in Genovas Nächten
Saß ich, in dem duftgen Garten,
Ueber Büchern, über Karten
Brütend, daß sie auf den Rechten
Weg zum Inderstrand mich brächten;
Aber Ruhe fand ich nicht:

Denn ein glückverheißend Ahnen, —
Nein, ein Wissen, hell wie Sterne
Leuchtend durch die nächt'ge Ferne,
Riß mich fort mit heil'gem Mahnen
Auf die dunkeln Wogenbahnen,
Nach dem fremden neuen Land.

Ja, ihr traget morsche Planken,
Eine Welt in eurer Wandung! —
Unterm Schlag umschäumter Brandung
Wie sie dröhnen, wie sie schwanken,
Haltet fest' mit eurem Wanken,
Eine Welt versenktet ihr!

Weit noch, weit auf rauhen Wegen
Dehnt die Fahrt zu den geſuchten
Wirthlich grünen Uferbuchten;
Klipp' und Klaub noch drohn entgegen:
Diese Hafte, die ſich regen,
Wehn vielleicht zum Todessturm.

Aber ſoll die Hand am Steuer,
Durch die Stürme, durch die Riffe
Führ' ich freudig meine Schiffe;
Denn du ſchirmſt mich, Siegverleiher,
Tapferer, unverdroßner, treuer
Fahrtgenoſſe, du, mein Muth!

C. Flemming.

Den Aba.

(Ballade.)

Gebeugt von den Perſern in blutiger Schlacht
War der Mongolen wachſende Macht;
Vom Euphrat bis an des Tigris Strand
Wird jubelnd Den Aba der Retter genannt.

Gefeſſelt knien die Mongolen ſchon
Vor des Perſers fürſtlichem Thron.
„Und was mein Land durch euch hat gelitt,
Mit euern Köpfen ihr zahlen müßt!“

So ſpricht Den Aba mit zornigem Sinn
Und winkt den Schergen zum Blutgeruſt hin —
Da aus des Palaſtes Säulenthor
Tritt der Mongolen-Häuptling hervor.

Und redet den ſtolzen Perſer-Khan
Mit flehenden Worten alſo an:
„O Fürſt, dem iſt der Triumph der Schlacht —
Uns hat dein Ausſpruch den Tod gebracht.

„Doch ſieh, noch glüh' ich von wüthendem Kampf,
Von Feindesgewühl und blutigem Dampf;
Ein brennender Durſt mich folternd durchſchleicht,
Gewähr, daß ein Trunk mir werde gereicht.“

Es ſieht ihn der Fürſt noch zweifelnd an,
Doch wandelt ein menſchlich Gefühl ihn an —
Und einen Becher mit Quellentrank
Empfängt der Mongole mit freudigem Dank.

Drauf ſpricht er: Und ſieh meine Brüder hier —
Wie wird ſie erquicken ein Trunk, gleich mir —
O laß dieſen letzten Sonnenſchein
Uns allen ein Tag der Gnade ſein.“

Es ſtand Den Aba ſtill bewegt,
Ihm hat ſich der Zorn im Herzen gelegt.
„Nun denn, ſo ſei's, ich ſage nicht Nein,
Wird's doch euer letztes Zechgelag ſein!“

Und dankend ſah der Gefangenen Chor
Zu dem ernſtigen Feinde empor.
Dann zur Geſterne mit heftiger Gier
Stürzen ſie durch das Marmorrevier;
Alle wußten ſie nichts von Heil und Noth
Und von dem nahen Henkertod.

Und als ſie am Quell ſich gütlich gethan,
Tritt wieder der Häuptling vor den Khan:
Und nun, o Fürſt! mach die Bande voll,
Sei's gegen Perſer oder Mongol!

„Wir wiſſen, es geht von dieſem Haus
Kein Gaſt je befehdet hinaus,
Du gönnteſt ihm Friede und heilige Raſt,
Und wäre dein Feind auch ſelber der Gaſt.

Und hat nun bewirthet dein gaſtlich Haus
Und willſt uns nun führen zum Tode hinaus?
O nein, das wird Den Aba nicht,
Es hielt ja dein Sieg über uns ſchon Gericht.“

Es ſtand der Khan überraſcht und ſchwieg —
Und eine Thräne ſein Auge beſchlich:
„Und war't ihr alle Gaſt in meinem Haus,
So zieht ihr auch frei und friedlich hinaus.“

Ludwig Foglar.

Ammonium.

„Fremdling, laß deine Stute graſen!
O, zieh' nicht weiter hinein Nacht!
Dies iſt die grünſte der Oaſen;
Im gelben Sandmeer glänzt ihr Raſen,
Gleichwie inmitten von Topaſen
Ein grüner funkelnder Smaragd!“

Er ſprach: „Gern will ich mich entgürten!“
Und nahm dem Pferde das Gebiß.
Er ſetzte ſich zu ſeinen Wirthen;
Des Wüſtengeiers Flügel ſchwirrten
An ihm vorüber nach den Syrten,
Zu ruhn in der Pentapolis.

Die Lieder und die Cymbeln klangen;
Die Mappe lag auf ſeinen Knien.
Die Roſſe mit den blanken Stangen,
Die finſtern Reiter mit den langen
Gewanden und den bärt'gen Wangen,
Die Zelte, — fremd ergriff es ihn.

Mit farb'gen Stiften ſchuf er glühend
Ein Bildnis dieſer Wüſtenraſt.
Die Dromedare lagen knieend
Am Quell; des Wirthes Töchter blühend
Und ſchlank, bald nahend und bald fliehend,
Umtanzten ſingend ihren Gaſt:

„Fremdling, laß deine Stute graſen!
O, zieh nicht weiter hinein Nacht!
Dies iſt die grünſte der Oaſen;
Im gelben Sandmeer glänzt ihr Raſen,
Gleichwie inmitten von Topaſen
Ein grüner funkelnder Smaragd!

Ferdinand Freiligrath.

Nebo.

Auf Jordans grünen Borden,
Da weilte Jakobs Samen,
Da feierten die Horden,
Die von Mizraim kamen,
Da lagerten die Scharen,
Da hielt der Herzog Raſt,
Seit langen, langen Jahren
Der ſandigen Wüſte Gaſt.

Da legten ihre Stecken
Die Wanderer aus den Händen,
Und ſtreckten weiche Decken,
Entgürtend ihre Lenden,
Und auf den Decken reinlich,
Da lagen, buntgeſchaart,
Die Männer ſchlank und bräunlich,
Mit ſchwarzgelocktem Bart.

Da waren ihre Hütten
Von Leinen aufgestellt,
Und in der Zelte Mitten
Hob sich des Stiftes Zelt.
Da schützten grüne Sträuche
Sie vor der Gluth der Sonnen;
Da füllten sie die Schläuche
Am kühlen Wasserbronnen.

Da salbten sie die Leiber,
Die staubigen, mit Oele;
Da striegelten die Treiber
Die dampfenden Kameele;
Da ruhte wiederkäuend
Im Grase Herd' an Herde;
Da flogen wild und scheuend
Die langgeschweiften Pferde.

Da freuten sich die Müden
Und hoben fromm die Hände,
Daß ihnen bald beschieden
Der langen Wallfahrt Ende;
Da schärften sie die Schneide
Des Schwerts mit kräft'ger Hand,
Zu kämpfen um grüne Weide
In ihrer Väter Land,

Das ihrer schien zu warten
Am andern Bord des Flusses,
Ein lachender Gottesgarten,
Ein Land des Ueberflusses.
Auf ihren Wüstenzügen
Sahn sie es oft im Geist —
Jetzt sehn sie's vor sich liegen,
Das Land, wo Milch und Honig fleußt.

Im Thal ruhn die Nomaden
Und jauchzen: Canaan! —
Ihr Haupt auf steilen Pfaden
Klimmt das Gebirg hinan.
Schneeweiße Locken fließen
Auf seine Schultern dicht!
Zwei goldne Strahlen schießen
Aus Mosis Haupte licht.

Und wie er nun die Höhe,
Die schauende, erreicht
Und, daß er Alles sehe,
Sich zitternd vorwärts beugt:
Da glänzen ihm die Auen,
Von tausend Freuden voll,
Die er nur sehend schauen,
Doch nicht betreten soll.

Da dehnen sich die Flächen,
Wo Korn und Traube reift;
Da ist mit weißen Bächen
Das grüne Land gestreift;
Da schwärmen Bienenkörbe,
Da wiehert Pfluggespann;
Da funkelt Juda's Erbe
Von Berseba gen Dan.

„Ich habe dich gesehen!
Jetzt ist der Tod mir recht!
Säuselnd, mit leisem Wehen,
Herr! hole deinen Knecht!" —
Da naht auf lichter Wolke
Der Herr des Berges Rücken,
Dem müden Pilgervolke
Den Führer zu entrücken. —

Auf einem Berge sterben.
Wohl muß das köstlich sein!
Wo sich die Wolken färben
Im Morgensonnenschein.

Tief unten der Welt Gewimmel,
Forst, Flur und Stromeslauf,
Und eben thut der Himmel
Die goldnen Pforten auf.

F. Freiligrath.

Eberhard im Bart.

Es saßen einst zu Worms am Rhein
Der Kaiser Max bei frohem Mahl
Und um ihn her in bunten Reihn
Die deutschen Fürsten ohne Zahl.
Da duften rings die Braten frisch,
Da perlt der Wein zum Becherklang.
Und um den reich beseßten Tisch
Erschallt Trompet und Festgesang.

Schon labte sich der heitre Muth
An mancher Rede froh und traut
Und von dem edlen Rebenblut
Alsbald ward jede Zunge laut.
Und wie sie nun ein Bruderbund
Umjauchzt den kaiserlichen Hort,
Da that mit Lächeln seinen Mund
Der Pfälzer auf und sprach das Wort:

„Ihr Herrn, wer rühmt ein Erbe sein
Gleich mir? von meinen Höhn ergießt
Aus vollem Borne sich der Wein,
Der Allen heut zur Labe fließt.
Wie herrlich ists, von diesen Höhn
Hinunter nach dem alten Rhein
Aufs fruchtgeschwellte Land zu sehn
Bei einem solchen Glase Wein!"

Drauf sprach der Sachse streng und schlicht:
„Hat euch allein das Glück gelacht?
Wohl auf den Bergen find' ich's nicht,
Doch unten tief im Bergesschacht.
Ich nenn' euch gültigen Ersatz:
Seht nur mein liebes Sachsen an!
Ist nicht das Eisen auch ein Schatz,
Das ich im Schweiße mir gewann?"

Dann hub der Baiern Kurfürst an:
„Nicht Wein noch Eisen ist mein Glanz;
Doch steh' auch ich nicht hintenan
In deutscher Fürsten stolzem Kranz.
Seht der Paläste kühnen Bau,
Der Gotteshäuser Kuppelreihn,
Die Burgen seht in jedem Gau —
Und dieses Alles nenn' ich mein!"

So rühmte, wie's begonnen ward,
Sich Jeder nach der Reihe fort,
Und kam zuletzt an Eberhard,
Den Grafen Würtembergs, das Wort:
„Fast sollt' ich schämen mich, ihr Herrn,
Vor eurer Länder prunkem Schein!
Doch wollt ihr hören, preis' ich gern
Auch meines Landes Edelstein!

„Verlor' ich mich in einem Wald,
In einem dichten, finstern Tann,
Und kommt des Weges alsobald
Ein Würtemberger mir heran,
So leg' ich mich in seinen Schoß
Und schlafe sanft und sicher ein;
Und sel'ger als im Fürstenschloß
Wird mein erquickt Erwachen sein."

Da blickten sie den frommen Herrn
Mit großen Augen staunend an,
Und reichten ihm den Preis so gern
Und schämten sich vor solchem Mann;
Er aber strahlte licht und hehr
Und so von Lust und Liebe warm,
Als ob er just entschlafen wär'
In eines Würtembergers Arm.

Karl Grüneisen.

Der König von Elfenheim.

O liebes Lieb, in solcher Nacht,
So traut und so geheim,
In solcher Nacht voll Mondespracht,
Kam König von Elfenheim
Zu einem Königskinde
Wohl übern See geschwinde
Durchs Goldgitter.

Und einmal als er kam zu ihr,
So sprach das Königskind:
Du Guter und nun sage mir,
Ja sage mir's geschwind,
Deinen Namen will ich wissen,
Damit ich dich kann grüßen,
Du Herztrauter!

Und wie durchs Schilf ein Windhauch fährt,
Husch war Elfkönig fort.
O hätte sie das nie begehrt,
Und nie gesagt dies Wort.
Sie ging am Ufer weinen,
Der Mond hört' auf zu scheinen —
Die Trostlose!

O. F. Gruppe.

Der Papagei.

Urwildniß! Der Schlingpflanzen Last
Von Baum zu Baum geschlungen,
Und Affen schwatzen, Ast bei Ast,
Und Papageienzungen.
Doch unten wohnt seit Anbeginn
Im hohen Palmendome
Ein friedsam Volk von sanftem Sinn.
Am stillen breiten Strome.

Da blitzt, da kracht die Donnerwehr
In schatt'gen Waldeshallen,
Von allen Seiten hallt es her,
Die nackten Männer fallen.
Da hielt man wohl mit Jägerlust
Durchs Dickicht wildes Jagen,
Bis daß, geschossen durch die Brust,
Die rothen Leiber lagen.

Ein Greis und eine Jungfrau nur
Verbargen sich im Rohre,
Ein Papagei folgt ihrer Spur,
Und horcht mit klugem Ohre.
Wohl hört er nichts als Jammerlaut,
Und nichts als Angstgestöhne,
Um ihren Jüngling weint die Braut,
Der Greis um seine Söhne.

Die Jungfrau hub zu klagen an,
Bis ihr der Laut versagte,
Dann seufzte tief der greise Mann
Die Nacht durch, bis es tagte,
Und schwiegen Beide dann gemach,
Von Klag' und Leid ermattet,
So sprach der Vogel Alles nach,
Von Palmenkron' umschattet.

Sie wankt, sie stirbt. Es sinkt das Weib
Ins Farnkraut bei der Quelle,
Das Farnkraut überwächst den Leib,
Das Haar spült in der Welle.
Der Alte sitzt versteint dabei,
Das Wasser fließt und rauschet,
Zuweilen thut er einen Schrei,
Und nur der Vogel lauschet.

Der Vogel redet vor sich hin,
Hoch auf dem schwanken Baume,
Der Greis hört's mit erstauntem Sinn,
Fährt auf aus dumpfem Traume.
Gesellig läßt der Papagei
Sich zu dem Alten nieder
Und sagt ihm Alles klar und treu,
Was er vernommen, wieder

Ich bin der letzte, sprach der Greis,
Bald wird mein Auge brechen,
Drum will ich Vogel dich mit Fleiß
Die Sprache lehren sprechen,
Daß doch nicht ganz verstummt ihr Laut,
Nicht ganz des Volkes Namen,
Das ausgetilgt ward, wie ein Kraut,
Bis auf den letzten Samen.

Er lehrt ihn jedes Herzenswort
Und manchen Fluch darunter.
Der Vogel spricht es nach sofort
Und horcht so klug und munter.
Er lehrt ihn vieler Worte Klang,
Er lehrt ihn unverdrossen
Sein einsam ödes Leben lang,
Bis sich die Augen schlossen.

Die Leiche liegt im Sonnenbrand,
Von Geiern schwarz umflogen;
Der Papagei flieht aus dem Land
Fort mit der Winde Wogen.
Weit über Wald, weit über Fluß,
Bis ihm die Kraft vergangen,
Bis er ermattet sinken muß,
Und wird gar leicht gefangen.

Im Käfig sitzt der Vogel nun,
Gekrallt im blanken Reife,
Umher auf seidnem Polster ruhn
Die Pflanzer mit der Pfeife.
Der Vogel spricht, wohl lauschen sie
Erstaunt den fremden Tönen —
O grübelt nicht: Ihr kanntet nie
Des Herzens tiefes Stöhnen!

O. F. Gruppe.

Das Wrack.

Es weicht die Nacht, der Morgen dämmert näher.
Ein Schiff! Ein Schiff! Da seht es groß und klar.
O Tag der Rettung, das sind Europäer!
Das ist kein Trugbild, dieses Bild ist wahr.
Nur weiß ich nicht die Nation zu nennen.
Die Flagge kenn' ich nicht. Ihr, Steuermann,
Habt jüngre Augen, könnt ihr sie erkennen?
Es rede, wer mir das berichten kann.

Setzt aus das Boot und Ufel die Kanone,
Und tummelt euch, nun iſt die Rettung da.
Wer ſie auch ſei'n, in ſo entlegner Zone
Als Brüder ſind ſie unſerm Herzen nah.
Hört ihr die Antwort? O, an Ton der Wonne
Verhallt der Donner auf dem Ozean;
Zwei Schiffe grüßt mit rothem Strahl die Sonne,
Die ſich begegnen auf weitferner Bahn.

Nun ſchlagt im Rudertakt die friſche Welle,
Vielleicht, daß ſie das Sprachrohr ſchon erreicht.
Bei Gott, ſie hören's! Munter, Kinder, ſchnelle!
Sie legen bei, ſie machen es uns leicht.
Hört ihr ſie rufen? Das ſind heim'ſche Klänge,
Franzoſen ſind's. Gott ſchickt ſie uns zum Heil.
Das Schiffsvolk ſingt; wir kennen die Geſänge;
Nun aufgepaßt: ſie werfen uns das Seil.

Willkommen uns, willkommen uns, ihr Reiter,
Geſendet da am Höchſten unſre Noth,
Zuerſt Orkan und dann windſtilles Wetter,
Und unter wartete der ſtarre Tod.
Gebt einen Trunk friſch Waſſer, reicht uns Speiſe,
Denn wir verſchmachten, wir ſind matt und krank.
Am Gaumen klebt die Zung' — auf langer Reiſe
Ging aller Vorrath aus — Gott lohn's, habt Dank.

Ja, das iſt Wein vom Ufer der Garonne,
O Labſal nach der Qual! Das ſtärkt den Muth!
O daß erquickt am Strahl der tropiſchen Sonne,
Nach langem Dürſten auf der ſalz'gen Fluth.
Seht unſre Häupter an, die todesbleichen,
Doch euer Antlitz blühet lebensroth:
Wir ſenkten in das Meer ſchon ſieben Leichen,
Denn jede Nacht holt Einen ſich der Tod.

Zu Berge triebs ſtarrend euch die Haare,
Doch das erzählt ſich nicht mit Einem Wort.
Daß wir Frankreich verließen, ſind zwei Jahre,
Das Unheil haben wir ſeitdem an Bord.
Kommt leiſe und ſeht, und holt die Kameraden,
Die ſiechen, in den Armen faules Blut,
Doch laßt für ſie auch friſche Nahrung laden,
Denn der Genuß des Eſels heißt Eſelsbut.

Ihr Uebrigen bleibt hier. — Ich will euch führen —
Wie anders rudert ihr mit friſcher Kraft!
Da ſeht, wie ſie ſich an den Pumpen rühren,
Doch fruchtlos nicht; der müde Arm erſchlafft.
Das war der ſtolze Bug, jetzt arg entblättert,
Entmaſtet vom Orkan, am Bauch ein Leck,
Die Rippen locker und der Kiel zerſchmettert,
Und Waſſer haben wir im zweiten Deck.

Wir ſchauten die Gefahr und kein Entweichen,
Uns warf die Strömung ans Korallenriff;
Dann ſahn wir Land und konnten's nicht erreichen,
Denn mit dem Segelwerk lenkt ſich kein Schiff.
So trieben wir auf launiſchem Gewäſſer
Ein hilfloſes Wrack im wüſten Ozean. —
Hier iſt die Retter, folgt! — Geht, horr die Päſſer,
Denn Hunger aufgereizt bis auf den Spahn.

Wir mußten, ſtatt zu bleiben, Tonn' und Ballen
Ins Meer verſenken, theu'r erworbnes Gut;
Nur ward bewahrt von den Gütern allen,
Was hier in wohlverſchloßner Kiſte ruht:
Des Inſelfürſten letztre Geſchenke
Durch uns an unſern König überſandt;
Ich weine Freudenthränen, wenn ich denke,
Daß ich's noch legen werd' in ſeine Hand.

Zuerſt, als Ehrenmantel anzulegen,
Drei rothe Federkleid — ſeht, wie es brennt!
Drauf die alten Waffen, hier dagegen
Heraus iſt das neue Teſtament,
Und dies des Herrſchers von Hawaii Zeichen,
Und dies ſein Bild, als ob ihr ſelbſt ihn ſähet,
Wir ſollen's Frankreichs König überreichen,
Der allerchriſtlichſt heil'gen Majeſtät. —

„Welch Wort! Meint ihr den König der Franzoſen?
So wißt ihr nichts? ſchon nichts zur Stunde her?" —
Sprecht, was geſchehn? ob Völkerſchlachten toſen?
Ging Frankreich unter? brandſchatzt feindlich Heer? —
„Laßt länger nicht die wache Zunge wehren,
Ein Phönix hob ſich Frankreich neu empor:
Habt ihr denn unter Flaggen nicht geſehen,
Die Wimpel an den Maſten tricolor?"

Bei dieſem Wort hob aus dem untern Deck
Ein hagrer Mann ſich auf, ihr, fieberbleich.
Er rief: Napoleon' ich komm', ich wecke
Die Todten auf! Heil, Heil dem Kaiſerreich
Steht auf, Kam'raden, kommt, ihr Bärenmützen!
Die Trommel rührt! Laut! daß es die im Schnee
Auch hören, und bei Leipzig und bei Lützen,
Und die am Nil! — Er muſtert die Armee.

Weg, weiße Bourboniſten, blaß und heiſer!
Wir ſind die Garde, erſtes Regiment!
Achtung! Die Fahne kommt, voran der Kaiſer!
Richt't euch! Ob er mich gleich im Glied erkennt? —
Er reckte lang ſich auf, die Augen quellen
Blitzend heraus: Napoleon und Triumph!
Mit dieſem Wort war auch der Geiſt verſchollen,
Die heiße Leiche ſchlug hinunter, dumpf.

Genad' ihm Gott, dem ſchlachtergrauten Krieger,
Er hat doch auch noch überlebt die Noth.
Im Fieberraum die alten Kriegsgeſtalten,
Gleichwie in Schlacht und Sieg ſand er den Tod.
Ihr aber ſagt, und wollet nichts verſchweigen,
Ward heil'ge Ordnung und Geſetz zum Spott?
Hält wüth'ge Raſerei den wilden Reigen?
Blieb heilig Königsblut auf dem Schaffot?

„Nicht Königsblut — Der König ward entlaſſen,
Drei heiße Julitage ſah Paris
Stellt eine Schlacht und vor in allen Gaſſen,
Bis Gott am dritten Stillſtand werden hieß.
Die Trommeln wirbelten mit langem Rollen,
Schwül war's, doch wie der erſte Schuß geſchah,
Da ſchlug das Herz und alle Glocken ſchellen,
Die Pfaffen ſollten ſich: das Volk war da!

Kühn in den Tod, im Siege Maß und Schonen,
So ward gekämpft, die Straßen Wall an Wall,
Unſ'ger Ton der donnernden Kanonen
Die finſtern Gaſſen durch mit dumpfem Hall.
In die Kartätſchen, in die Bajonette
Warf ſich der Bürgerhaufen wild hinein,
Geordnet ohne Führer; Lafayette,
Der alte Graukopf, kam erſt hinterdrein.

Das heiße Pflaſter tränkte die verwegne
Schaar mit dem Herzblut; rings ein weites Grab.
Und Leichen ſchwammen, Sieger und Erlegne
Bunt untermiſcht den Seinefrom hinab." —
O ſagt es kurz, ihr wollt uns langſam martern:
Ward Frankreich Raub der Revolution?
Verſchlang's die Republik? Was iſt geworden!
Sagt, ſteht noch der Bourbonen alter Thron?

„Er ſteht, und feſtgegründet mög' er ſtehen,
Doch herrſcht der friſche Zweig der Orleans,
Und Louis Philipps Friedensbanner wehen,
Heil ihm und uns! Nach Gottes Rath gelang's!
Es iſt gewendet dem ſtaubaufwirbelnden Wahne,
Das Steuer iſt in einer weichen Hand;
Vergebens ſchwingt der Aufruhr ſeine Fahne,
Denn Glück genießen lernt das Vaterland."

Der greise Schiffsmann hört's und schwieg mit Denken,
Dann sagt er, laßt uns den Kam'raden nun
Ins feuchte Grab am Meeresgrund versenken,
Da soll er neben den Genossen ruhn.
So! — Nehmt das Segel, wickelt drein die Leiche,
Zu Füßen zwei Kanonenkugeln näht
Zu beiden Enden, daß die Last sich gleiche.
Laßt ihn hinunter — sprecht ein still Gebet.

Nun rasch ins Boot! Geht nur voran, ihr Kinder,
Denn ich muß auf dem Schiff der letzte sein.
Schon sinkt das Schiff — geschwind ins Bot, geschwinder! —
Sie warten sein, er zog die Leiter ein;
Und trat zur weißen Flagge: Grüßt das neue
Frankreich, ihr Kinder, doch ich bin zu alt;
Mein Frankreich sank, ich folg' ihm nach in Treue. —
Der Kiel versinkt — — die letzte Spur verwallt.

O. F. Gruppe.

Chinesische Romanze.

„China's Staat liegt auf dem Standpunkt der Familie."
Hegel.

Kan-Tschu war ein wilder Knabe,
Gut von Herzen, flink im Naschen,
Manchmal diebisch wie ein Rabe,
Aber höflich, stets gewaschen,
Selber seinen Zopf sich strählend,
Kleine Füße, kleine Hände,
Blumenreich den Ausdruck wählend,
Doch ein Wildfang ohne Ende.

Ach, was hat der Mandarine,
Der sein Vater, nicht für Mühe,
Daß ihn, hilft kein Blick der Miene,
Flugs das Bambusrohr erziehe!
Soll er mit dem Pinsel schreiben
Oder Seidenwürmer füttern,
Immer muß der Stock ihn treiben,
Der kann ihn allein erschüttern.

Kan-Tschu flieht. Er flieht nach Westen,
Selig in der Freiheit Wonne,
Schlummert unter Maulbeerästen,
Bis ihn weckt die Morgensonne,
Bis ihn wecken Trommeln, Pfeifen
Von vorüberzieh'nden Truppen,
Die ihn als Rekruten greifen
Und mit Harnisch überschuppen.

Hinter der Chinesen-Grenze,
In den Steppen der Mongolen,
Sind noch schönste Lorbeerkränze
Für die Tapferkeit zu holen.
Kan-Tschu vom Kameele mördert
Unterm Feind erst mit dem Bogen,
Aber bald wird er befördert
Und zur Reiterei gezogen.

Auf dem Roß mit Schild und Lanze
Sticht und ficht er unerschrocken,
Hüpft zum Kampfe wie zum Tanze,
Wo die weißen Feinde hocken;
Säbelt, schießt im vollen Jagen
Vorwärts, rückwärts, immer Sieger,
Bald sieht man ihn überragen
Alle kaiserlichen Krieger.

Kan-Tschu steigt. Ein ganz Geschwader
Traut man seinem Löwenmuthe,
Eine blut'ge Feuerader,
Eine Schlachtkometenruthe,
Ringsum züngelnd, brennend, sengend,
Furchtbar allen Feindesheeren,
Und den Führer aufwärts drängend
Zu den allerhöchsten Ehren.

Endlich ihren Göttern fluchend,
All' zersprengt in ihren Schaaren
Und die fernsten Steppen suchend
Fliehn Mongolen und Tartaren.
Kan-Tschu, der den Feind geschlagen,
Trägt den Marschallstab in Händen,
Wird von Stadt zu Stadt getragen,
Ruhmgekrönt in allen Landen.

Auf den Gassen grüne Zweige,
Blumen, Teppiche, Geschenke,
Alles eilt sich, daß man zeige,
Wie ein Volk des Ruhms gedenke.
Pfauenfedern schickt der Kaiser,
Goldgestickte Ehrenkleider,
Mandarinen, Wegeweiser,
Und den kaiserlichen Schneider.

Aber zu dem Ruhm und Preise
Blickt nur Einer stumm und traurig,
Kan-Tschu, den ein Aengsten leise,
Eine Bangniß, schwarz und schaurig,
Ueberschleicht, ein bös' Gewissen,
Daß sein Vater, statt zu segnen,
Dem Entlaufnen mit gewissen
Dingen müßte nun begegnen.

Mit dem schmerzlichsten Entsagen
Naht er sich dem Vaterhause,
Hoch im Palankin getragen,
Rings umschwärmt vom Volksgebrause;
Ach, er sieht die Thüre offen —
Richtig! steht den Vater zornig,
Stürzt sich — wehe! wird getroffen
Von dem Stocke hart und dornig.

Unter einer dichten Wolke
Schläge, die herniederregnet,
Krümmt sich da vor allem Volke
Der, den Gott so hoch gesegnet!
Seht den grimmen Mandarinen
Im Gefühl der Vaterrechte,
Wie er wähnet, daß er Einen
Bildlich hier in Lorbeern flechte.

Endlich ruht der Stock des Alten,
Kan-Tschu weint in Kindeszähren,
Daß sie nun zum Kaiser wallten
Von dem Herd so strenger Lehren,
Läßt sich auf die Sänfte richten,
Während dieses Reich der Mitte
Alle preisen, wo in Züchten
Throne Sanftmuth und Sitte.

Karl Gutzkow.

Die Glocke.

„Mein Volk, du sollst nicht klagen,
Wenn Unrecht dir geschehn,
Mit Furcht vor deinem Dränger
An meinem Palast stehn!
Es sollen deine Klagen
Zu mir nicht Kanzler tragen,
Du sollst mich selber sehn!“

Und daß 'nen bess'ren Weiser
Er hätte für sein Ohr,
Hängt eine Glock' der Kaiser
An seines Schlosses Thor,
Zwei Mann mit Hellepartien
Die sollten stündlich warten,
Ob Einer trät' hervor.

Und sollten Jeden locken,
Wer sein zu dürfen schien,
An jener hellen Glocken
Das Sträuglein anzuziehn;
Dem Dürft'gen sei am Tage,
Bei Nacht, am Prunkgelage,
Vom Bett Gehör verliehn.

Nun kamen, Recht zu holen,
Zahllose rings herbei,
Der war vom Vogt bestohlen,
Der von der Klerisei,
Beim Klingeln und beim Läuten
Erschrak in allen Weiten
Gewaltthat, Tyrannei.

Doch einstmals war der Kaiser
Bei Nacht entschlummert kaum,
Da hört' er leis' und leiser
Ein Läuten wie im Traum;
Er fuhr empor und dachte:
Du giebst bei Tag und Nachte
Dem Hülfsbedürft'gen Raum!

Er trat aus offner Fenster
Und rufte: Wer ist da?
Doch schienen es Gespenster,
Denn keine Seel' er sah.
Die Glocke aber leise
Tönt' in der alten Weise —
Ihm angst und weh geschah.

Von keiner Hand gezogen,
Als wenn's von Geistern wär',
Beschreibt sie ihren Bogen
Stets läutend hin und her;
Der Mond beschien die Wände,
Der Kaiser faltet die Hände,
Das Herz ward ihm so schwer.

„Ach, sprach er zu sich weinend,
Das sind die Seufzer all,
Die, stille sich vereinend
Zu einem Geisterschall,
Sich in sich selbst verwinden,
Niemalen Tröstung finden,
Als vor dem Herrn des All!"

„Was hilft da all mein Richten,
Mein gnädig Kaiserwort?
Zahlloses giebt's zu schlichten
Der Leiden hier und dort,
Es schwimmt auf tausend Thränen
So vieler Schmerzen Sehnen
Nur in des Himmels Port!"

Karl Gutzkow.

Die deutschen Knaben.

Als sich vor Hunnenblicken
Die Gothen so entsatzten,
Daß sie die Byzantiner
Um Schutz im Lande baten;
Da mußten nächst den Waffen
Sie auch die eignen Kinder
An ihre neuen Herren
Als Unterpfänner hellen.

So zogen mehr denn tausend
Der blonden Gothenknaben
Hinüber nach Kleinasien
Und hielten Schach der Freiheit
Den tiefgekränkten Vätern.
Man ließ die Väter darben,
Die Väter sind noch Helden,
Sie stehen auf; — sie siegen.

Und drüben nach Kleinasien,
Wo ihre Knaben wohnen,
Wird laut die Siegesbotschaft
Der Schlacht Adrianopel.
Da horchen auf die Knaben
Und lassen freud'ge Blicke
Zur Schmach der Byzantiner
Aus Kindesmienen glänzen.

Im orthodoxen Asien,
Wo Griechen nur und Römer
Das Recht mit ihren Lauten
Die Luft zu füllen haben;
Da jubeln nun die Knaben
Mit unerschrockner Stimme,
Und rufen in die Lüfte
Die deutschen Heimathslaute.

Und singen deutsche Lieder,
Die alten Schlachtgesänge,
Die aus dem Mund der Väter
Sie unzählbar vernahmen,
Und schlagen an die kleinen
Zum Spiel geliehnen Schilde,
Laut rufend, daß sie kämen,
Der Väter Sieg zu theilen!

Die Römer, drob erschreckend,
Berufen hin Räthe
Und jagen auf die Plätze
Von allen Städten Asiens
Die jungen Sigurdsöhne
Wie eine Jagd zusammen, —
Bis sie durch Pfeilesgarben,
Die blonden Knaben, starben.

Karl Gutzkow.

Ulrich von Hutten.

Was schwebt der ernste Schatten
Nur dort am Zürcher See? —
Zu Ufnaus grünen Matten
Senkt er sich aus der Höh!
Er schaut mit düsterm Sinnen
Aufs ferne Vaterland,
Wo für sein kühn Beginnen
Er keine Stätte fand.

Doch wußt' er wohl zu führen
Die Feder wie das Schwert,
Verstand den Muth zu rühren,
Zu kämpfen für den Herd.
Und Max, der edle Kaiser,
Um seine Stirne wand
Des Dichters Lorbeerreiser
Durch schönster Jungfrau Hand

Doch weil für Wahrheit werben
Er wollt' die ganze Welt,
So mußt' er flüchtig ſterben,
Der ritterliche Held.
Kein Platz war ihm geblieben
In Deutſchlands weitem Gau,
Und einſam ſtarb er drüben
Auf einer Schweizer-Au.

Jahrhunderte, ſie zogen
Ob ſeiner Aſche hin,
Und auf- und abgewogen
Ward viel mit eitlem Sinn.
Allein für Unterdrückte
Wohl ſelten Einer ſagt, —
Der nie der Macht ſich bückte —
„Getreſt, ich hab's gewagt.“ —

Jetzt Knaben kindiſch ſpielen
Mit Huttens ſcharfem Speer,
Doch falſch und falſch ſie zielen,
Er iſt der Hand zu ſchwer.
Er trifft nur, wenn nicht Lüge
Noch Eigenſucht ihn lenkt,
Wenn man ihn nach dem Siege
Vor Ueberwundnen ſenkt.

Drum ſchwebt der ernſte Schatten
Dem Vaterlande fern,
Auf Ulmaus grünen Matten,
Bleich wie der Morgenſtern.
Was ſoll ich hier noch ſehen,
Wo man die Wahrheit höhnt?
Laßt ihr Panier erſtehen,
Dann iſt ſein Geiſt verſöhnt.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Ferdouſi.

Meiner Gnaden Sonne glänzet
Allen Dienern fern und nah,
Alle ſind beſchenkt, bereichert,
Hoch in Anſehn, preiſt der Schah,
Wer mir diente, mich erfreute,
Ward belohnt durch meine Huld,
Nur Ferdouſi, meinen Sänger,
Bin ich nur allein in Schuld.

Wer von Helden hat geſungen,
Wer die Herrſcher hochgeſtellt,
Dem gebühret der Platz der Ehren
Bei dem König einer Welt!
Nehmt Gold und Purpurkleider,
Nehmt ein Roß und Schmuck und Wehr,
Grüßt vom Schah den holden Sänger,
Bringet mir Ferdouſi her!

Und die Schranzen ſtehn erſchrocken
Vor des Herrſchers Machtgebot,
Niemand kennt Ferdouſi's Hütte,
Niemand ahnet ſeine Not.
Niemand weiß, daß oft dem Dichter
Obdach und das Brod gebricht,
Schah-Nameh kennt wohl ein Jeder,
Doch wo er iſt, weiß man nicht.

Und gehorſam ihrem Herrſcher
Ziehen ſie durchs Perſerland
Mit den köſtlich reichen Schätzen,
Die dem Dichter er geſandt.

Fragen forſchend an den Thoren
Aller Städte groß und klein,
Ob hier lebt der holde Sänger,
Ob hier mag Ferdouſi ſein?

Endlich klingt auf ihre Fragen
Die erſehnte Antwort: Ja! —
O wie groß iſt ihre Freude!
O wie froh wird ſein der Schah!
Und ſie nahen mit Kleinodien,
Gold und Purpur ſeiner Thür.
„Heil Ferdouſi! Heil dem Dichter!
Heil des Perſerlandes Zier!“

Jauchzen thut von allen Lippen,
Jubel ſchallt ums ſtille Haus;
Sieh, da öffnet ſich die Pforte
Und Ferdouſi zieht heraus,
Zieht heraus als ſtille Leiche.
Der Verweſung ſch'rer Raub,
Und die Huldigung des Herrſchers
Senket ſich auf ſeinen Staub.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Cäſars Tod.

„Welch' ein Drängen heute, welch' ein Laufen
In der Weltſtadt an dem Tiberſtrom?
Dicht geſchaart, wie Mauern, ſtehn die Haufen,
Welch' ein Feſt begeht das ſtolze Rom?
Keine ſieggekrönten Kriegerheerden
Schreiten zu den ſieben Hügeln hin,
Und kein Redner ſpricht mit Freiheitsworten
Zu dem Volk der Völkerkönigin.

Zum Theater des Pompejus wallen
Senatoren kummerſchwer hinein,
Furcht und Zittern herrſchen in den Hallen,
Auf den Herzen laſtet's wie ein Stein.
Weh' was glänzet dort auf jenem Throne?
Eine Krone und ein Zepter drauf?
Iſt es möglich, Rom und eine Krone?
Sonne, ſtehe ſtill in deinem Lauf!

„Rom kann nur durch einen König ſiegen,
„Nur ein König rächen Craſſus' Tod,
„Und das wilde Parthervolk bekriegen!“
Der Sibylle Götterſpruch gebot.
Von der Freiheit, Römer, wollt ihr laſſen,
Von der Freiheit, eures Lebens Mark?
Eurer Väter Fluch wird euch erfaſſen,
Die für Freiheit glühten löwenſtark!

Freiheit wollt ihr freveln Sinns vernichten,
Schmieg euch opfern für ein Königthum?
Furchtbar wird der Götter Zorn euch richten,
Habt zertreten ihr das Heiligthum!
Wenn einſt Cäſars Auge zu euch lächelt,
Ihr euch ſonnt in ſeiner Gnade Schein,
Wenn des Hofes Weihrauchluft euch fächelt,
Könnt ihr, Römer, dann wohl glücklich ſein?

Nur auf Freiheit fußet Heldenſtärke,
Außen Ehre, Ruhm und Glanz und Pracht,
Römertugenden und Römerwerke,
Die das kleine Rom ſo groß gemacht.
Mit der Göttin ſank eure Tugend,
Mit der Freiheit fällt auch euer Recht,
Und ihr ſchleichet zum Gelvötz der Jugend,
Memmen, ein entartetes Geſchlecht.

Lebt kein Römer mehr, der Dolche zücket
Und ſein Leben weihet der Republik?
Welcher Wahn hat Römerſinn berücket,
Daß kein Arm greift in das Weltgeſchick?
Wo ſind Römer, die wie Brutus wagen,
Die wie Cato fürchten nicht den Tod?
Kann auch Brutus ſchlafen noch und zagen,
Wenn der Sturz der Freiheit Rom bedroht?

Rom, noch biſt du nicht ſo tief geſunken,
Daß kein Römerbusen ſchlüge mehr.
Sieh' die Männer dort, in ſich verſunken,
Daß ſind Helden im empörten Meer!
Tief gehüllt in ihrer Togen Falten,
Mit verſtörtem Blick, doch feſtem Gang,
Schreiten ſie, gleich höheren Geſtalten,
Zum Theater hin dem Volk entlang.

Was ſie ſinnen, liegt im Schoß des Dunkeln,
Eine Römerthat, die muß es ſein!
Zorn und Rache aus den Augen funkeln,
Blutgroth iſt ihrer Blicke Schein.
Cäſar, deine Würfel ſind gefallen!
Welcher Nachen trägt dich und dein Glück?
Eile nicht in des Pompejus Hallen,
Dich erfaßt ein ehernes Geſchick.

Dunkle Kunde dringt zu ſeinen Ohren,
Viele Zeichen ſchickt der Götter Hand:
Cäſar bleibe, ſonſt biſt du verloren,
Stehſt an eines ſchwarzen Abgrunds Rand!
Stöhnend fuhr empor aus Traumgedanken
Nachts Calpurnia, das Römerweib,
Denn ſie ſah des Hauſes Giebel wanken,
Und im Blute ſchwimmen Cäſars Leib.

Cäſar wankt, er ſieht der Gattin Zähren,
Hört ihr Bitten, hört ihr heißes Flehn;
Eine Krone liegt auf Roms Altären,
Doch die Gattin ſiegt, er will nicht gehn.
Da naht Brutus, von der Furcht getrieben,
Kaum ihm ſprechend zu: „Es harrt die Stadt!
„Soll denn der Senat die Wahl verſchieben,
„Bis ein Weib einſt beſſ're Träume hat?“

Cäſar geht — ihn zieht ein finſt'res Fatum,
Reißt hinweg ihn von Calpurnia.
Geht — und ſieht Spurinna: „Trifft das Datum?
„Deines Märzes Iden ſind nun da!“
„„Da, doch nicht verbei!““ — raunt der verſtohlen.
Cäſar geht — Artemidorus bricht ſich Bahn:
„„Unglück heftet ſich an keine Sohlen,
„„Lies die Schrift!““ — Doch Cäſar geht und hält nicht an.

Und er ſchreitet in die hohen Hallen,
Setzt ſich auf den Ehrenſtuhl von Gold,
Um ihn ſtehn die Römer wie Vaſallen,
Selbſt die Götter ſchienen heut' ihm hold.
Großer Tag, an dem ein neu Jahrhundert
Nur das ſtolze Königreich bricht an,
Und ein Heros, von der Welt bewundert,
Völkern zeigt: Die Freiheit ſei ein Wahn!

Plötzlich jene Männer ihn umkreiſen;
Schweren Kummers naht Cimber ſich:
„Heute, wo dich Millionen preiſen,
„Ruhmgekrönter, zeig' auch gnädig dich!
„Kindbelaſten irrt in fremden Landen
„Noch mein Bruder, lös', o löſ' den Bann!“
Mehr als ſechzig flehn für den Verbannten,
Drängen kuſſend näher ſich heran.

Hart bleibt Cäſar, ob die Hände ringen
Und ob Cimber bettelnd vor ihm kniet,
Von dem Stuhle will er ſchnell aufſpringen:
Plötzlich Cimber an der Toga zieht
Wie wenn Furien raſend holen
Mit der Rache wildem Feuerbrand,
Die Verſchwornen wüthend ſich erholen,
Als in Cäſars Hals ſtieß Casca's Hand.

„Ha, Verräther,“ brüllt mit Donnerſtimme
Cäſar, und erwidert ſchnell den Stoß,
Aber mit gereiztem Tigergrimme
Stürzen die Verſchwornen auf ihn los,
Zücken ihre ſcharfgeſchliffnen Stahle,
Lechzend nach des Freiheitsräubers Blut.
Grauen und Entſetzen herrſcht im Saale,
Der Senat flieht vor der Mörder Wuth.

Cäſar, der ſo oft den Tod erblickte,
Wenn er focht für Ehre, Reich und Thron,
Bebt, als Brutus auch den Mordſtahl zückte,
Und ruft ſeufzend aus: „Auch du mein Sohn?“
In die Toga hüllt er Haupt und Glieder,
Trägt ergeb'nen Sinns das Hochgericht,
An Pompejus' Säule ſinkt er nieder,
Wo im Todeskampf ſein Auge bricht.

Was er kühn gethürmt, fiel ſchnell zuſammen,
Rom zerbrach das Joch der Tyrannen,
Und ein Feuermeer von Trümmern
Schwor herauf der Freiheit Feldgeſchrei.
Der den Fuß auf freie Männer ſetzte,
Ward gefaßt vom ehernen Geſchick.
Doch das Römervolk, das tief verletzte,
Blieb ein faules Holz der Republik.

Karl Haltaus.

Die böhmiſchen Bauern.

Sitzen beiſammen in böhmiſcher Schenke
Bauern, vor ſich das Glas gereiht
Mit dem lieben Hopfengetränke.
Wein zu bezahlen, fehlt es an Geld.

Sitzen beiſammen in traulicher Runde,
Kurze Pfeifen in nervigter Fauſt:
Draußen heulen des Dorfes Hunde.
Daß es dem armen Wanderer graut.

Und die Muſik, die heimiſche, ſüße,
Und die Weiſe voll Klag' und Leid,
Wie verlornen Glückes Grüße
Aus der alten glücklichen Zeit; —

Ja die Muſik, ſie fehlt in der Stube,
Mit dem traurigen, böhmiſchen Gang,
Herne gehen Mädchen und Bube,
Herne Harfen- und Hörnerklang.

Aber heute iſt es gewichen,
Jener ſchwermüthſame, ruhige Geiſt,
Und die Geſichter, gerundet und erblichen,
Rufen und lachen und fragen zumeiſt.

Schiefer und ſchiefer rücken die Mützen,
Und die Aermel werden geſchürzt,
Und die Augen leuchten und blitzen,
Glas auf Glas wird gefüllt und geſtürzt.

Denn ſie berichen gierig entgegen
Auf des Nachbars bereiten Wunſch —
Denn aus Wien iſt er heute gekommen
Und er erzählet ſchon manche Stund.

Viel des Wunders hat er zu ſagen:
Auch den Kaiſer hat er geſehn
Im ſechsſpännigen goldenen Wagen,
Und wie andere Menſchen gehn.

Sagt von der Burg, dem alten Gemäuer,
Daß die Häuſer alle von Stein,
Staunt, wie das Brod und die Biere ſo theuer
Und wie ſo wohlfeil der köſtliche Wein.

Und er ſpricht: „Auch unter die Erden
„Hat mich ein Vater geführt in die Gruft,
„Wo auch die Kaiſer zu Staube werden,
„Wenn ſie Gott, der Allmächtige, ruft.

„Alle die Särge aus alten Tagen
„Bis auf den Frieng, all' das' ich geſehn,
„Wie ſie mit Gold und Silber beſchlagen
„Da in traurigen Reihen ſtehn.

„Nur ein eing'ger von allen den Särgen
„Iſt ohne Waffen und glänzendes Erz,
„Schmucklos, ſo wollt' er, ſoll ſich verbergen
„Schlicht und arm darinnen ſein Herz.

„Wie mir's erzählte der fromme Pater,
„Ach wie ward' es mir Herz mir arg;
„Drinnen liegt unſer aller Vater,
„Kaiſer Joſeph liegt in dem Sarg."

Aber da lächeln ungläubig die Bauern:
Hm, eine Puppe liegt in dem Loch,
Und umſonſt war dein gläubiges Trauern,
Kaiſer Joſeph lebt heute noch!

„Aber der Pater" — Hat dich betrogen,
Ein Jeſuit, der zu lügen ſchwor.
„Aber fünfzig Jahre ſind verflogen —"
Willſt du ſchweigen, ungläubiger Thor!

„Heiliger Nepomuk! hundert Jahre
„Wäre der Kaiſer ſchon alt und noch mehr,
„Sagt es nicht auch die ärmliche Bahre,
„Schlicht und einfach und ſchmucklos wie er?

„Vor die Thür den ſchlechten Halunken!
„Schlagt ſie todt, die ungläubige Brut!"
Rufen die Bauern getrunken,
Und die Augen flammen von Wuth.

Faſſen ihn, werfen ihn aus der Schenke
Fliegt der Ketzer mit Schimpf und Schand',
Daß er noch lange in Glied und Gelenke
Ihre Fäuſte und Finger empfand.

Und es kehren die Rachevollen
Ruhiger nun zum Glaſe zurück;
Leiſe Flüche nur hört man noch grollen,
Unſtät tirrt noch der wilde Blick.

Aber es legen ſich endlich die Wogen
Und ſie ſchweigen und denken nach.
Jetzt erſt wird es langſam erwogen,
Was denn Alles der Ketzer ſprach.

„Fünfzig Jahre" — murmelt der Eine,
„Fünfzig Jahre, o lange Friſt!" —
Und der Andre: „Daß juſt der ſeine,
„Juſt der Sarg ſo ſchmucklos iſt!"

Und der Dritte: „Sind wir nicht Sklaven,
„Frohnende Knechte noch immerfort
„Unſerer Pfarrer, unſerer Grafen?
„Schleichen nicht Pfaffen von Ort zu Ort?

„Iſt dein Bub' nicht ſchmachvoll verdorben
„Unter der Ruthe in der Kaſern'?
„Iſt Dein Kind nicht ſchmählich geſchlachtet
„Vom zukünftigen gnädigen Herrn?

„Kannſt Du nach Luſt und nach Willen beten?
„Eſſen wir andres als ſchwarzes Brod?
„Sind wir nicht verwaiſt und vertreten?
„Kaiſer Joſeph iſt todt, iſt todt!"

„„Er iſt todt!"" — Sie rufen's mit Klagen
Und entblößen zum Beten das Haupt. —
Fünfzig Jahre und Noth und Plagen
Mußten kommen, bis ſie's geglaubt.

Moritz Hartmann.

Der Adlerkönig.

Ein König, erzählen die Sagen,
Ein König ſei in der Schlacht —
Die Schlacht, ſie ward geſchlagen
In düſt'rer Urwaldsnacht.

Die Kron' iſt ihm entſunken,
Der Purpur flieget ihm fort
Am Eichenbaume zu funken,
An Zweigen, die längſt verdorrt.

Sein Söhnlein flieht in die Hütte,
Und lebt da nach Klauſnerart,
Bis innen ihm aufſproßt die Seele,
Ums Kinn der junge Bart.

Da folgt er als Waidmannsgeſelle
Dem Reh durch Waldesnacht,
Bis daß er weilt auf der Stelle
Von Vaters Todesſchlacht.

Da ſieht er die goldne Krone
Im Buſche, wie tief verſteckt —
Ein Baldachin ob dem Throne,
Den Purpur darüber gedeckt.

So ſteht er im Eichenforſte
Des Vaters Erbe bewahrt,
Er ſieht, wie zum Adlerhorſte
Des Vaters Krone ward.

Den Purpur um den Nacken,
Ums Haupt das güldene Band,
So fleigt von den Felſenzacken
Herab er ins ebene Land.

Ihm folget in blauer Ferne
Umkreiſend der Adler Schaar,
Sie laſſen die Krone nicht gerne,
Die lang' ihre Wohnung war.

Vom König erzählen die Sagen,
Vom Könige, wunderſam, —
Der, ſeine Feinde zu ſchlagen,
Von Adlern begleitet kam.

Den Adlern ſoll man es danken,
Daß ſie bewahrt ſeine Kron' —
Dem König, daß ſeine Gedanken
Wie Adler umkreiſt ſeinen Thron;

Moritz Hartmann.

Zwei Schiffe.

Um Mitternacht zwei Schiffe ſahn
Vorüber ſtill wie Särge:
Wer ahnt es hier, daß eins den Sohn,
Daß eins die Mutter berge?

Er eilt nach manchem Sturmesbrauſ
Die Mutter zu umfaſſen;
Sie hat daheim ihr ſtilles Haus,
Nach ihm zu ſpähn, verlaſſen.

Sie weiß nicht, wie ihr da geſchehn!
Ihr Aug' iſt thränentrübe —
Er fühlt es ſeinem Herzen wehn
Den Geiſt der Mutterliebe.

Und immer weiter, weiter ſahn
Die Schiffe ſtill wie Särge —
Es ahnt kein Menſch, daß eins den Sohn,
Daß eins die Mutter berge.

Moritz Hartmann.

Der Klauſner

Die Klauſe leer — der Klauſner todt,
Gras wuchert auf der Schwelle,
Sein dorrt ſein letztes Mittagsbrod —
Drauß' rauſcht ſo hell die Quelle. —

Die Erde ſcharr' ich heimlich auf,
Den Klauſner hinzulegen;
Ein Kreuz von Eichen ſtell' ich drauf,
Und ſpreche meinen Segen.

Dafür laſſ' ich die Klauſe mir
Mit ihrem ſtillen Weben,
Und lebe bis zum Tode hier
Ein dumpfes Träumerleben.

Dann kommt ein Jüngling wohl heran,
Den Gram hinausgetrieben,
Der in der Welt ſich umgethan,
Mit Sehnen, Hoffen, Lieben —

Der nehm' die Sandelſchuh' mir ab
Und meinen Muſchelkragen,
Den Kreuzesholz, den frommen Stab
Soll er zu Leben tragen.

Der nehme meine Hütte dann,
Nur dieſer ſoll ſie haben —
Der ſoll ſo fromm, wie ich's gethan,
Den frühern Herrn begraben!

Auch dieſer wird ein ehrlich Grab
Im Waldesgrund erwerben —
Ein Vierter kommt und löſt ihn ab
Im Leben, wie im Sterben.

Moritz Hartmann.

Der Glücklichſte.

Wer iſt heut in dem Kaiſerhaus
Der Glücklichſte zu nennen?
Es gehen Viele ein und aus,
Den Einen möcht' ich kennen.

Ein armer Knabe ſteht am Thor;
Er hat beim Weihnachtsſchimmer
Nichts als den kalten Wind am Ohr,
Im Aug' des Schmerz Geſtimmer.

Da kommt des Kaiſers junger Sohn
Im wärmſten Feſtſchmuck heute.
Er kennt noch nicht des Vaters Thron,
Er liebt noch alle Leute.

Was willſt du? Dieſen Tannenkranz
Verkaufe' ich gern bei Zeiten;
Dem Mütterlein will ich zu Hauf
Die erſte Luſt bereiten.

Mein Vater zog gegen die Ketzer mit aus,
Hat lang nicht mehr geſchrieben.
Wir wohnen hier in des Kaiſers Haus;
Doch ſind wir arm geblieben.

Da hängt ein Bild an unſrer Thür,
Mit Farben, goldnen und blauen,
Die Himmelspfort' iſt's und dafür
Sanct Peter ſelbſt zu ſchauen.

Und Männer dort, ein ganzer Trott,
Die mit 'nander ſingen müſſen:
Wir gläuben all' an einen Gott.
Das Bild iſt ganz zerriſſen.

Da bin ich in den Wald hinaus
Am frühen Tag gelaufen,
Und holte dieſen Tannenkrauß,
Und wollt ihr den nicht kaufen,

Und kauf' ich dann das Bildchen ein,
Heft's an die Thür noch heute,
So mach' ich meinem Mütterlein
Die erſte Herzensfreude.

Da ſinnt des Kaiſers Sohn für ſich:
Papa blickt immer trüber;
Erfreu' ich ihn, geht wohl für mich
Sein Zorn in Freude über.

Hier nimm und bringe der Mutter zuerſt.
Der Knabe fliegt zu Thale
Und kommt: Mit dem bunten Konterfei
Eilt der Kaiſerſohn zu Saale. —

Er heftet's an die goldne Thür,
Da wird er es ſchon ſchauen.
Der finſtre Kaiſer tritt herfür
Mit wetterſchweren Brauen.

Wird Ketzerwerk von Prinzenhand
Mir noch ans Thor geſchlagen?
Soll jeder Baum in meinem Land
Mir Gift ſtatt Balſam tragen?

Das Kind raſch aus dem Saale fließ
Des Kaiſerworts Unwetter,
Und raſch ihm nach der Zugwind blies
Des Bilds zerriſſ'ne Blätter.

Und zitternd geht des Kaiſers Sohn
Im wärmſten Feſtſchmuck heute.
Ihm zuckt im Herzen noch der Hohn,
Was kümmern ihn die Leute?

Er ſchleicht zum Hofe. Dort hinein
Ging ja der arme Knabe.
Und dankt wohl ihm ſein Mütterlein
Die fromme Kindesgabe?

Sie quälet Argwohn nicht und Spott,
Sie halten sich umschlungen:
Wir gläuben all' an einen Gott!
Wird brünstig da gesungen.

Die Mutter froh in Sohnes Arm —
Kein schön'res Bild auf Erden!
Wie muß das Herz so voll von Harm
Dem Purpurkinde werden!

Dort in der Brust ein Himmelreich,
Hier erste wilde Schmerzen,
Und ging doch beiden Kindern gleich
Die Gabe treu von Herzen.

Da glänzt dem Einen Lust heraus,
Wo den Andern Thränen brennen.
Wer ist nun in dem Kaiserhaus
Der Glücklichste zu nennen?

Friedrich Hofmann.

Die Musikanten.

Drei Musikanten tief gebräunt
Am Marktplatz einst erschienen —
Noch faß' ich kaum den dunklen Zug
In ihren ernsten Mienen.

Die Augen glänzten wunderbar,
Wie eine alte Sage,
Und um die Lippen hebt' es still,
Wie eine alte Klage.

Die Geigen aber spielten hell
Des Landners frohe Weise,
Zwei muntre Jungen keck und frei,
Geführt vom Baß, dem Greise.

Und laut begrüßte rings das Volk
Der Heimath schöne Klänge;
Die Fiedler standen regungslos
Im jubelnden Gedränge.

Doch plötzlich schien's, als sollt' auch sie
Der Freude Thau befeuchten,
Ein Lächeln flog um ihren Mund,
Gleich fernem Wetterleuchten.

Wie wirbelten die Geigen jetzt
Im raschen Fugenschritte;
Wie tobte mit der Altgesell,
Die kecke Jugendsitte.

„Ist dies zu Hause wohl ihr Ruf
Beim frohen Fest zu tanzen?
Fast klingt es aus dem Strumeslied,
Wie längst zerbrochne Lanzen."

So frug ich mich — die Menge schwieg,
Vom bangen Weh durchdrungen;
Die fremden Fiedler schlichen fort,
Die Musik war verklungen.

Manch Jahr ist wohl seitdem entflohn,
Manch Hoffen, manches Scheinen,
Doch fühlt' ich beim Ragotzi stets,
Wie Völker tanzend weinen.

J. P. Kaltenbaeck.

Dietrich von Berne.

Nun höre mich, Vater, nun höre mein Wort!
Nun hole mich heim zu dir.
Bin satt des Lebens und will nun fort;
Was soll der Alternde hier?
Mein dunkler Vater, nun höre geschwind,
Dich ruft dein gewaltiges Heldenkind,
Der alte Dietrich von Berne.

Seit ächzend die Mutter ans Licht mich gebracht,
Hab' ich nimmer dein Antlitz geschaut.
Nun komm, du dunkler Elfe der Nacht,
Vor dem den Sterblichen graut!
Das Feuer, das du mir gegossen ins Blut,
Es lohet zu scharf, es verzehrt die Gluth
Den alten Dietrich von Berne.

Bin werth, o Vater, ich bin dein werth! —
Genug nun hab' ich geschafft;
Es hat zum Tode mein Hunnenschwert
Genug der Helden gerafft.
Mich scheuet der Tod, seit ich Hagnen schlug,
Du hole mich nun, das ist Ehre genug
Dem alten Dietrich von Berne.

Nicht blieb zu bekämpfen ein Feind zurück,
Zu Bern steht fest mein Palast;
Die Ruhe, des weichen Alters Glück,
Ist meinem Marke verhaßt.
Wohl jag' ich den Ur in dem finstern Wald,
Doch ist's zu gering mir, drum hole mich bald,
Den alten Dietrich von Berne.

So rief der König, er stand im Forst:
Das hörte der Vater bald;
Auf lauschte der Held, das Gezweige borst,
Ein Hirsch brach her aus dem Wald.
Wohl griff Herr Dietrich zum Waidgeschoß,
Doch hatt' er zur Stelle kein schnelles Roß,
Der alte Dietrich von Berne.

Und wie er sich umsah unmuthsvoll,
Da stand ein mächtiges Roß,
Deß ungeberdiger Hufschlag scholl
Und Schaum vom Gebiß ihm floß,
War schwarz und glänzend, da schwang er sich auf,
Und spornt' es zum Jagen im schnellsten Lauf,
Der alte Dietrich von Berne.

Da schnaubet das Roß, daß Feuer und Rauch
Den offenen Nüstern entloht,
Und stürmet dahin wie ein Wüstenhauch,
Dem folget der schwarze Tod.
Da hebt sich jauchzend die Heldenbrust,
Da fühlt sich jung wie in Schlachtenlust
Der alte Dietrich von Berne.

Doch jäher und jäher nun wird der Ritt,
Vorbei jagt Felsen und Baum.
Wie könnten die Diener, die Rüden mit?
Nichts fruchtet der straffe Zaum:
Es stürmt, das ist nicht Galopp noch Trab,
Ist Windsbrautsausen; nicht kann er herab,
Der alte Dietrich von Berne.

Ihm schließt sich das Aug' und es starret das Blut;
Doch als er, betäubt noch, erwacht,
Da schaut er, und höher wächst ihm der Muth,
Den Vater, den Elfen der Nacht.
Der fasset die Hand ihm; wie fühlt er sich stark,
Wie schwillt in den Knochen ihm jugendlich Mark,
Dem alten Dietrich von Berne!

So ſprach der Vater: Mein ſtolzer Sohn,
Du haſt dich in Ehren bewährt,
Wohl mußt' ich ſelber dich holen ſehn,
Schon ritteſt du ein Geiſterpferd:
Drum auf, dich grüß' ich, Schwarzgeiſt der Nacht,
Nun jagſt du mit mir in der wilden Jagd,
Mein ſtarker Dietrich von Berne!

Gottfried Kinkel.

Ein Abendſegen.

Spinnend in der engen Kammer
Sitzt ein armes blaſſes Weib,
Mutterſorgen, Noth und Jammer
Zehrten ihr am jungen Leib!
„Wird der Vater bald nun kommen?“
Fragt an ihrem Knie der Knabe;
„Bald, mein Kind!“ ſpricht ſie beklommen,
„Bald und bringt die ſuße Labe!“

Emſig weiter ſchnurrt das Rädchen,
Und die Kinder ſchlafen ein';
„Wie mich hungert!“ ſpricht das Mädchen:
„Ob es wohl die Mutter weiß?
Mag's nicht klagen, mag nicht weinen,
Will den Hunger gern bezähmen!
Lieber will ich fröhlich ſcherzen,
Als ſich ſoll die Mutter grämen.“

Endlich knarrt die morſche Stiege,
Männertritte hört man gehn,
Und des Vaters liebe Züge
Lächelnd durch die Thüre ſehn.
Jubelnd ſtrecken ihre Hände
Weib und Kinder ihm entgegen,
Daß er ihnen Nahrung ſpende
Vom beſcherten Gottesſegen.

Weinend an die Bruſt geſunken
Ihr das Weib dem ärmſten Mann,
Und er lächelt freudetrunken,
Daß er Brod nun ſpenden kann.
„Ach, wie grauſam ſind die Reichen!
Hat ihn ſchier um Chriſti Wunden;
Doch er ließ ſich nicht erweichen,
Wollt' den Vorſchuß nimmer ſpenden!

„Ach, wie ſchmolz der Schatz zuſammen,
Reichte kaum zu Salz und Brod.
Mög' dafür ihn Gott verdammen
Einſt in ſeiner höchſten Noth!“
„„Fluche nicht, ertrag's geduldig,
Dulden iſt Geſchick der Armen!
Sind wir ihm doch nicht mehr ſchuldig —
Und der Herr wird ſich erbarmen!““

Wie ſich freu'n die Kinder ſchaaren
Um den karggeſtellten Tiſch,
Wie ſie fröhlich ſich gebaren,
Gleich als gäb' es Wein und Fiſch.
Hartes Brod! Doch klares Waſſer
Macht geſchmeidig es zum Munde,
Und ſie neiden kaum dem Praſſer
Seine volle Tafelrunde.

„Schweigen nun beim kargen Mahle“ —
Giebt der Vater groſſend drein —
„Und im ſchweren Goldpokale
Perlt und duftet ſußer Wein; —
Können ſtets der Ruhe pflegen,
Und es wachſen ihnen Trauben. —
In den Schoß die Hände legen —
Haben doch gebrat'ne Tauben!“

„„Laß ſie ſchweigen, laß ſie feiern,
Alſo hat es Gott gewollt!
Sind wir doch mit wenig Deuern
Froh wie ſie mit rothem Gold!““
„Schau nur unſre armen Kinder,
Wie ſo bleich die jungen Wangen“ —
„„Strahlt ihr Angeſicht auch minder,
Ihre Herzen reicher prangen!

„„Ob von Streh auch unſer Kiſſen,
Giebt es uns doch ſanfte Ruh',
Freud'ger Sinn und gut Gewiſſen
Deckt und weich und wärmend zu.
Laß uns fromm die Hände falten
Und die Kinder beten lehren:
Vater, wolle ferner walten,
Unſer täglich Brod beſcheren!

„„Allen wolle mild vergeben,
Die die Armuth ſo gedrückt,
Die im wüſten Schwelgerleben
Nie auf fremde Noth geblickt.
Sorgen, Jammer, Schmerz und Klage
Wolle gütig von uns wenden,
Und die armen Waiſen trage
Weib auf deinen Vaterhänden!““

Ludwig Köhler.

Das verlorene Paradies.

Er ſchlief im Wald auf grünem Grund,
Es athmete kaum ſein Purpurmund,
Es blühten die friſchen Wangen ſein,
Wie Roſen im Cypreſſenhain.

Daher ſchritt durch den grünen Wald
Einer Jungfrau hehr, ſtolze Geſtalt,
Sie blieb erſchreckt vor dem Schläfer ſtehn
Und hat ihn lang ins Antlitz geſehn.

Und mählig ihr ſo ſehnſuchtvoll
Das junge Herz im Buſen ſchwoll; —
Auf ſeine Lippen drückt ſie leis
Einen Kuß ſo innig, ſüß und heiß.

Und als er lächelnd den Mund bewegt,
Ihr Fuß ſie ſchnell von dannen trägt.
Und als ſie verſchwindet im Wald darauf,
Da ſchlägt er die blauen Augen auf.

Wohl war's ihm nur ein ſchöner Traum,
Entflogen des Paradieſes Raum,
Doch hatt' er nicht Ruhe und hatte nicht Raſt,
Auf Erden zu ſuchen den himmliſchen Gaſt.

Ihr Bild, das träumend er geſehn,
Es mochte nimmer und nimmer vergehn,
Es war durch ſein ſchlummernd Augenlid
In ſeine Seele tief eingeglüht.

Er durchzog das Land, durchſchiffte das Meer,
Die Bruſt von heißer Sehnſucht ſchwer,
Er ſchaute in jedes Frauengeſicht —
Sein Traumesengel war es nicht.

Und als er die irdiſche Liebe nicht fand,
Der himmliſchen hat er ſich zugewandt
Und ſang, wie's ihm ſein Sehnen rieth,
Ein Lied vom „verlornen Paradies.“

Ludwig Köhler.

Ein armer Sünder.

Welch Schauſpiel iſt es, rem in Haufen
Das maſſige Volk entgegenwälzt?
Das iſt ein Drängen und ein Laufen,
Als ward' der Erde neu gefeilt.
Herr das Schaffot ſchwarz ausgeſchlagen,
Von Fackeln eng umkreiſt.
Doch wo der Sünder, hör' ich fragen;
Ob er am Henkermahl noch ſpeiſt?

Noch hält der Vater ihn umfangen
Aus treue wunde Herz gepreßt,
Und auf die eingefallnen Wangen
Er heiße Thränen rollen läßt.
„Du lehreſt mich, es ſei die Ehre
Mehr als das Leben ſelber werth.
Sie ſei des Mannes Schild und Wehre
Und gelte mehr als Sporn und Schwert.

„War's meine Schuld, war's mein Vergehen,
Daß andern Sinn der Hauptmann trug,
Als er mich um ein klein Verſehen
Mit Schelten in das Antlitz ſchlug —
Mich ſchlug — o Gott — wie heuer brannte
Die Wange mir von heißer Scham —
Mich einen böſen Buben nannte,
Weil ich zu ſpät zum Platze kam?

„Ich trug ein Schwert, wie er, doch hätte
Wohl mit des Volkes armem Erbe
Auf eines Gotteskompfes Stätte
Gemeſſen ſich der Herr Baron?
Und dennoch trug ich's für die Ehre,
Nicht als ein muthig Kinderſpiel! —
Mein beider Blick ſank auf die Wehre —
Ein Augenblick — am Heft — er fiel!“ — —

Der Richter naht, er muß von hinnen,
Stark reißt er ſich vom Vater los
Und auf des Hochgerichtes Zinnen
Steht er, ein Held, im Sterben groß.
Er ſinkt aufs Knie und betet leiſe —
Das Richtſchwert blitzt und zischt im Nu —
Und aus des Volkes weitem Kreiſe
Tom Henker ſchallt ein „Bravo“ zu.

„Er ſtarb, ein recht verſtockter Sünder!“
Dies Urtheil eure Lippe ſpricht.
Ihr armen Thoren! Eurer Kinder
Und ihrer Ehre denkt ihr nicht!
Ihr wißt nicht, daß ihr weinen müßtet,
Wo eure Lippen „Bravo“ ſchrein.
Ihr wißt es nicht! Ach, wenn ihr's wüßtet,
Ihr würdet mildre Richter ſein!

Ludwig Köhler.

Die Löwin.

„Gebrochen war aber ihr der Stab
Und aufgeworfen ſein dunkles Grab,
Schon blitzte lechzend des Henkers Stahl,
Des Schauſpiels harrte das Volk zumal.

„Nun naht der Mörder, im weißen Gewand
Mit ſchwarzen Schleifen; er ragt die Hand,
Schaut rings umher: „Bei der Hölle Kind!
Dies Schauſpiel werde zu Rauch und Wind!“

„Dann ſieht er die Richter mit Thränen an:
„Nur eine Stunde mir armen Mann!
Ihr kennt die Löwin — will ſcheiden von ihr —;
Sie liebte mich mehr als ſonſt ein Thier.“ —

Im Käfig ſtreckt das Löwenweib,
Behaglich geſtreckt den ſtolzen Leib,
Sie duldet das Spiel der jungen Brut,
Die ſpielend an ihrem Euter ruht.

Er tritt hinein, die Löwin ſchaut
Mit treuen Augen ihn an ſo traut,
Sie leckt ihn und ſchmiegt mit treuem Sinn
Alsbald zu ſeinen Füßen ſich hin.

Er ſtößt ſie hinweg mit zürnendem Fuß —
Sie duldet ſchweigend den ſchlimmen Gruß;
Seine Hand greift in der Mähne Gold —
Sie aber der Schmerz nur leiſe grollt.

„Da hat er der Mutter ihr Kind geraubt
Und ſchwingt es hoch ſich um das Haupt
Und ſchleudert's zur Wand, daß es erklingt,
Ein Blutſtrahl ihm entgegenſpringt.

„Ein Blick voll Schmerz und Verzweiflung —“
Dann ſtreckt ſich die Löwin zu mächt'gem Sprung
Und ſtürzt ſich auf ihn voll heißer Wuth
Und ſein Leben flieht mit ſeinem Blut. —

Sie ſchmiegte ſich drauf an ſeine Bruſt,
Leckte ſeine Wunden mit ſinnender Luſt
Und nahm nicht Speiſe und nahm nicht Trank,
Bis todt ſie zu dem Todten ſank.

Ludwig Köhler.

Der Gottesleugner.

Sie haben ihn verfolgt mit bitterm Spotte,
Aus ihrer Mitte grauſam ihn vertrieben,
Weil er nicht beten zu ihrem Gotte,
Zum ſtrengen Gott, von dem die Väter ſchrieben.

Weil er ihn nicht geſucht in Tempelmauern
Und ihm nicht ſang in dumpfeinton'gen Weiſen,
Weil er ihn fühlte nur in Blüthenſchauern,
Drum haben ſie Gottleugner ihn geheißen.

So irrt er raſtlos, ruhlos durch die Gauen
Und kein Aſyl beut ihm erſehnten Frieden;
Man naht dem Fremdling nur mit ſcheuem Grauen,
Der ſich von Gott und Gottes Sohn geſchieden.

Zum Tod ermattet iſt er hingeſunken;
Ein Baum beſchattet ihn mit friſchen Zweigen;
Es tanzen alle Blüthen trunkenen
Im Hauch des Zephyrs ihren Feenreigen.

Nach einem Labtrunk ſeine Lippen brennen:
Da naht ein Prieſter mit dem heil'gen Gute;
Der Fremdling winkt ihm, den ſie heilig nennen,
Ihm mitzutheilen von dem Traubenblute.

„Glaubſt du an Gott?“ fragt feierlich der Prieſter.
„„Gott iſt die Welt, er wohnt in allen Weſen;
In jede Blume ſenken Adelang gießt er
Und hat dies Herz zum Tempel ſich erleſen.““

„„Du leugneſt Gott!“ ruft jener mit Entſetzen,
„„Und betreſt nur das Werk an, nicht den Meiſter!
Dich darf des Heilands heil'ges Blut nicht letzen,
Verwerf'ner aus dem Reich der ſel'gen Geiſter!““

Der Prieſter geht. Da ſchweben Blüthenflocken
Und laſſen auf den Fremdling ſanft ſich nieder;
Die Zweige ſchütteln ihre grünen Locken,
Mit Tauestropfen ſtärkend ſeine Glieder.

Da hat er seine Hände fromm gefaltet
Und also betend zu sich selber spricht er:
„Ein gut'ger Gott ist's, der im Weltall waltet;
Der Mensch nur ist ein unbarmherz'ger Richter."

Ludwig Köhler.

Hic Caesar transibat.

Vom Hohenstaufenschlosse,
Kaum hebt die Sonne sich,
Eilt schon der Barbarosse,
Der Kaiser Friederich,
Hinab zu der Kapelle
Am untern Bergeshang;
In alle Gauen helle
Des Glöckleins Läuten drang.

Es rufet die Bewohner
Des Berges zum Gebet,
Des deutschen Reiches Throner
Auch unter ihnen geht.
Es wallt um seine Glieder
Das härene Gewand,
Als Büßer steigt er nieder,
Ein Kreuz in seiner Hand.

Und ehe noch die Schwelle
Berührt des Kaisers Fuß,
Sinkt nieder er zur Stelle,
Spricht leise seinen Gruß.
Tritt dann, die Brust bekreuzend,
In die Kapelle ein,
Ums Tabernakel reizend
Spielt goldner Sonnenschein.

Der Priester singt die Messe
In ahnungsvollem Drang,
Der Orgel tiefste Bässe
Begleiten seinen Sang.
Er öffnets Tabernakel
Und zeiget die Monstranz,
Das Brodwandlungsmirakel
Geht vor in heil'gem Glanz.

Auf seinen Knien lieget
Der Rothbart still und fleht,
In Himmelsruhe wieget
Ihn ein sein fromm Gebet.
Und während schon die Andern
Aus der Kapelle fort
Zum Schlosse aufwärts wandern,
Kniet noch der Kaiser dort.

In Andacht hingegossen,
Denkt er aus heil'ge Grab,
Und reiche Zähren flossen
Von seinen Wangen ab.
„Du bist für mich gestorben,
Du Gottes ew'ger Sohn;
Durch deine Gnad' erworben
Hab' ich des Reiches Thron!

Du hast mir Kraft gegeben,
Was wär' ich ohne dich?
Mein Leben und mein Streben
Weiht dir nur fortan sich.
Ich zieh' zum heil'gen Lande,
Wo wandelte dein Fuß.
Wo einst der Engel sandte
Der Jungfrau seinen Gruß.

Den Richtplatz will ich grüßen,
Ausweinen meinen Schmerz;
Die heil'ge Erde küssen,
Und läutern mein Herz.
Und dort, wo du geduldet
Den Welterlösungstod,
Büß' ich, was ich verschuldet,
Im späten Abendroth!"

Fort zog in seinen Ehren
Der greise Held beglückt;
Als Sieger dacht' zu kehren
Nach Staufen er zurück.
Doch sah er nicht die Stätte,
Worin der Heiland lag;
In Salephs Wogenbette
Sein Heldenauge brach.

Versunken sind die Hallen,
Versunken ist sein Schloß;
Mit Konradin gefallen
War Staufens letzter Sproß.
Nur die Kapellenpforte,
Durch die der Kaiser trat,
Blieb stehen mit dem Worte:
„Hic Caesar transibat!"

Heinrich Künzel.

Die drei Indianer.

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Rieseneich' in Splitter,
Uebertönt des Niagara Stimme,
Und mit seiner Blitze Flammenruthen
Peitscht er schneller die beschäumten Fluthen,
Daß sie stürzen mit empörtem Grimme.

Indianer stehn am lauten Strande,
Lauschen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes bangem Sterbgestöhne,
Greis der Eine, mit ergrautem Haare,
Aufrecht überragend seine Jahre,
Die zwei Andern seine starken Söhne.

Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
Und sein Blick sich dunkler jetzt umnachtet,
Als die Wolken, die den Himmel schwärzen,
Und sein Aug' versendet wild're Blitze,
Als das Wetter durch die Wolkenritze,
Und er spricht aus tief empörtem Herzen:

„Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,
Die einst, Bettler, unsern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch', dienstbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felsenriffe,
Das sie nicht hat in den Grund geschmettert!

„Täglich übers Meer in wilder Eile
Fliegen ihre Schiffe, gift'ge Pfeile.
Treffen uns're Küste mit Verderben.
Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen,
Als im Herzen tödtlich bittres Hassen:
Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen sterben!"

Also sprach der Alte und sie schneiden
Ihren Nachen von des Ufers Weiden.
Drauf sie nach des Stromes Mitte ringen;
Und nun werfen sie weithin die Ruder.
Armverschlungen Vater, Sohn und Bruder,
Stimmen an, ihr Sterbelied zu singen.

Laut ununterbrochne Donner krachen,
Blitze flattern um den Todesnachen,
Ihn umtaumeln Möven, Sturmesmunter,
Und die Männer kommen, festentschlossen,
Singend schon dem Falle zugeschossen,
Stürzen jetzt den Katarakt hinunter.

Nikolaus Lenau.

Der Polenflüchtling.

Im quellenarmen Wüstenland
Arabischer Nomaden
Irrt, ohne Ziel und Vaterland,
Auf windverwehten Pfaden
Ein Polenheld, und grollet still,
Daß noch sein Herz nicht brechen will.

Die Sonn' auf ihn herunter sprüht
Die heißen Mittagsbrände;
Von ihrem Flammenkusse glüht
Das Schwert an seiner Lende.
Will wecken ihm den tapfern Stahl
Zur Rachegluth der Sonnenstrahl!

Sein Leib neigt sich dem Boden zu
Mit dürstendem Ermatten,
Der sänke gern zu kühler Ruh
In seinen eignen Schatten;
Der tränke gern von dürrer Gluth
Schier seine eigne Thränenfluth.

Doch solche Qual sein Herz nicht merkt,
Weil es trägt ein tief'res Kränken.
Er schreitet fort, vom Schmerz gestärkt,
Vom Schlachtenangedenken.
Manchmal der Mund „Kosziusko!" ruft,
Und träumend haut er in die Luft.

Als nun der Abend Kühlung bringt,
Steht er an grüner Stelle,
Ein süßes Lied des Mitleids singt
Entgegen ihm die Quelle,
Und säuselnd weht das Gras ihn an:
O schlummre hier, du armer Mann!

Er sinkt, er schläft. Der fremde Baum
Einflüstert ihn gelinde
In einen schönen Heldentraum;
Die Wellen und die Winde
Umrauschen ihn wie Schlachtengang,
Umrauschen ihn wie Siegsgesang.

Schon kommt in Osten voll und klar
Herauf des Mondes Schimmern;
Von einer Beduinenschaar
Die blanken Säbel flimmern
Weithin im öden Mondrevier,
Der Wildniß nächtlich helle Zier.

Stets lauter tönt der Hufentanz
Von windverwandten Fliehern,
Die, heiß gejagt, im Mondenglanz
Dem Quell entgegenwiehern.
Die Reiter rufen in die Nacht;
Doch nicht der Polenheld erwacht.

Sie lassen, frisch und wohlgelaunt,
Die Roß' im Quelle trinken,
Und plötzlich schauen sie erstaunt
Ein Schwert im Grase blinken.
Und zitternd spielt das kühle Licht
Auf einem bleichen Angesicht.

Sie lagern um den Fremden stumm,
Ihn aufzuwecken bange;
Sie sehn der Narben Heiligthum
Auf blasser Stirn und Wange;
Dem Wüstensohn zu Herzen geht
Des Unglücks stille Majestät.

Dem schlafversunknen Helden naht
Mit Schritten gastlich leise
Ein alter finsterer Nomad,
Und Labetrunk und Speise.
Das Beste, das er ihm erlas,
Stellt er ihm heimlich vor ins Gras.

Nimmt wieder seine Stelle dann.
Noch starrt die stumme Runde
Den Bleichen an, ob auch verrann
Der Nacht schon manche Stunde;
Bis aus dem Schlummer fährt empor
Der Mann, ders Vaterland verlor.

Da grüßen sie den Fremden mild;
Und singen ihm zur Ehre
Gesänge tief und schlachtenwild
Hinaus zur Wüstenleere.
Blutrache, nach der Väter Brauch,
Ist ihres Liedes heißer Hauch.

Wie faßt und schwingt sein Schwert der Held,
Der noch vom Traum berückte!
— Er steht auf Ostrolenkas Feld; —
Wie lauschet der Entzückte,
Vom stürmischen Gesang umweht,
Wie heiß sein Blick nach Feinden späht!

Doch nun der Pole schärfer lauscht,
Sind's fremde, fremde Töne;
Was ihm in Waffenglanz umrauscht,
Arabiens freie Söhne.
Auf die der Mond der Wüste scheint:
Da wirft er sich zur Erd' — und weint.

Nikolaus Lenau.

Die Teufelssonate.

Vieles Herrliche gebar,
Vieles Große, Schöne
Welschlands Himmel rein und klar
In dem Reich der Töne.

Große Meister, wohlbekannt,
Die wie Sterne glühen,
Ließ dies gottgeweihte Land
Mit dem Lorbeer blühen.

Doch vor Vielen sah der Ruhm
An Piranos Grenzen
Als sein schönstes Eigenthum,
Ihn, Tartini, glänzen;

Jenen Meister, dessen Geist,
Dessen wildes Feuer
In die Welt der Töne reißt
Sturmbeschwingt die Leier;

Jenen Meister, dessen Hand
Hieß den Bogen gleiten,
Wie mit Wunderkraft gespannt,
Ueber Zaubersaiten

Doch was er auch schuf und rang,
Nie wollt's ihm gelingen,
Seines Herzens wilden Drang
So recht auszusingen;

Auszusingen seiner Brust
Glühend heißes Sehnen,
Seiner Träume süße Lust,
Seines Kummers Thränen.

Und der Schwermuth Nebel sank
Auf des Künstlers Streben,
Und an Seel' und Körper krank,
Stand bedroht sein Leben.

Da, in wilden Phantasien,
Hört' er dumpf Getöse,
Und im Fieberwahn erschien
Plötzlich ihm der Böse,

Blickte seine Seele an
Und, o Wunder, spielte
Ihr aus tiefstem Innern dann
Alles, was sie fühlte.

Spielte aus des Künstlers Brust
Tief heraus sein Sehnen,
Seiner schönsten Träume Lust,
Ach! und seine Thränen.

Zischte dann ihn schlangicht an:
„Meister! sollst hienieden
Spielen so wie ich es kann,
Willst dafür mir dienen."

Und der Künstler, dessen Sinn
Taumelt in Entzücken,
Reicht die Hand dem Bösen hin
Unter leisem Drücken:

Reißt dann fieberhaft entbrannt,
Seine Gluth zu kühlen,
Schnell die Geige von der Wand
Und fängt an zu spielen.

Spielt, o Wunder! welche Lust!
Unter Wonnethränen
Sich herauf aus tiefster Brust
All' sein glühend Sehnen.

Spielt und setzt in Fiebergluth
Alles, was er spielet,
Was im tiefsten Busen ruht
Und sein Sehnen kühlet.

Spielet fort und immer fort,
Wie des Wahnes Bilder
Ihn ergreifen hier und dort,
Wilder stets und wilder.

Spielet tief bis in die Nacht,
Bis die Sterne blinken,
Und gelähmt von Fiebermacht
Seine Kräfte sinken.

Da reißt plötzlich, wild erfaßt
Wie durch böse Geister,
Jede Saite und — erblaßt
Liegt der edle Meister —

Liegt erblaßt von Todeshand —
Also geht die Sage,
Doch sein Werk blieb weltbekannt
Bis zum heut'gen Tage.

Apollonius von Maltitz.

Herzog Hans vor Drossen.

Herzog Johann von Sagan, der böse Hans genannt,
Zog her mit seinen Mannen ins Brandenburger Land,
Er stillt sein Mordgelüsten an Kampf und Schlachtengluth,
Und seine Augenweide ist Dörferschutt und Blut.

Gen Drossen ziehet sengend und brennend Hansens Heer,
Es rüsten sich die Bürger zur tapfern Gegenwehr,
O Drossen, armes Städtlein! nun wird dir zugesetzt,
Die Lanzen sind geschliffen, die Klingen sind gewetzt.

Schon dröhnet Speereschwingen und wilder Rosselauf;
Schon sammeln sich die Feinde am Thore all' zu Hauf;
Umschildet stürmen mächtig die wilden Haufen an,
Von Spießen rings umstrahlet, so dränget Mann an Mann.

Die Bürger stehen droben und rufen mauerab:
„Bereitet uns dort unten ein wohlgebettet Grab!
Daß wir, zu Grund gefallen, am Boden liegen weich,
Und sanftgelagert kommen ins liebe Himmelreich!" —

Nun geht es an ein Stürmen, daß rings der Boden dröhnt,
Daß unter Rosseshufen die Erde bangt und stöhnt,
Und zu dem Schweiß des Tages rinnt rother Todesschweiß,
Und an der Mauer liegen die Todten stufenweis'.

Schon klimmt an Leichenhaufen der kühne Feind empor,
Aus weiter Ferne windet sich neu Geschwärm hervor.
Hei! wie durch Staubeswirbel die Heereswirbel ziehn;
Da überfällt die Städter ein Schrecken — sie entfliehn.

Was Männer nicht erfochten, ha'n Weiber wohl vermocht,
Sie ha'n in Topf und Kessel siedheißen Brei gekocht,
Und gießen von der Mauer so manchen schönen Gruß,
Darin Herr Hans von Sagan beinah' ertrinken muß.

Die Feinde, die gekommen ganz trocken, wohl und kalt,
Die fliehn verbrannt, durchfeuchtet, und ohne Aufenthalt,
Und noch ein Sprüchlein gehet durchs ganze Märkerland:
„Herr Hans hat sich vor Drossen am Brei das Maul verbrannt!"

Herrmann Marggraff.

Der alte König.

Dumpf heult die Fluth, auf dem Wolkenroß,
Da reitet der Sturm durchs Land,
Er braus't in der Nebel nichtigen Troß
Und stürzt die Eichen am Strand.

Da steht am einsamen, öden Gestad'
Auf der Felsklipp' hart am Meer
Ein Greis: in dem irrenden Auge hat
Der Alte die Thräne nicht mehr;

Die Krone der Greis auf dem Haupte trägt,
Der Sturmwind spottet der Kron',
Wild, wild er die silbernen Locken schlägt,
Als spräch' er ihm schneidenden Hohn.

„Meine Tochter verloren," so murmelt der Greis,
„Gefallen mein Sohn in der Schlacht!
„Die Schlacht mir gewonnen! das Eichenreis
„Auf der Todtenbahre gebracht!"

„Was hilft mir die Krone, das weite Reich,
In der Schlacht gefallen mein Sohn!
Meine Tochter bettet mein Haupt nicht weich;
Wie lastet die goldene Kron'!"

Da lacht' er dem Sturme gellenden Hohn,
Das Gestade hallte rings her;
Wild riß er vom Haupte die goldene Kron',
Und warf sie ins schäumende Meer.

Dumpf heult die Fluth, auf dem Wolkenroß,
Da reitet der Sturm durchs Land;
Den König suchet der Knappen Troß:
Todt ruht er am einsamen Strand.

L. Meyer.

Maria und Elisabeth.

Es steht ein schwarz Gerüste
In einem schwarzen Saal;
Die Königin Maria
Dort betet zum letzten Mal.

Und schwört: Mög' Gott meine Seele
Hinsenden zu ewiger Noth,
Wenn ich der Sünde bin schuldig,
Um die ich leide den Tod.

Mit Weinen nehmen die Frauen
Ihr ab das Obergewand;
Sie theilet aus ihr Geschmeide;
Man legt um die Augen ein Band,

Da plötzlich in hellem Gesichte
Eine Brücke sich vor sie stellt;
Der Darnley steht drüben und winket,
Und das Beil des Richters fällt. —

Elisabeth, die Königin,
Spricht zu sich auf dem Thron:
So lang das Haupt ihr sitzet,
Sitzt mir nicht meine Kron'.

Elisabeth, die Königin,
Die wandelt in dem Saal,
Sie wandelt wie eine Löwin
Und eine Fuchsin zumal.

„Geschrieben hab' ich's, geschrieben;
Doch steht's in meiner Huld;
Und mißverstand mich der Schreiber,
So komme auf ihn die Schuld.

Da pocht's, da spiet ein Bote:
„Gefallen ist das Beil!"
Da jauchzt es durch die Straßen:
Der Königin sei Heil!

Es läuten alle Glocken;
Da steht sie nun voll Leid:
„Von zwanzigjähr'gem Ruhme,
Weh mir, das Grabgeläut!"

Mises.

Die letzten Zehn vom vierten Regiment.

Zu Warschau schwuren Tausend auf den Knien:
Kein Schuß im heiligen Kampfe 'ei gethan!
Tambour, schlag an! Zum Blachfeld laß uns ziehen!
Wir greifen nur mit Bajonetten an!
Und ewig kennt das Vaterland und nennt
Mit stillem Schmerz sein viertes Regiment!

Und als wir dort bei Praga blutig rangen,
Kein Kamerad hat einen Schuß gethan,
Und als wir dort den argen Todfeind zwangen,
Mit Bajonetten ging es drauf und dran!
Fragt Praga, das die treuen Polen kennt!
Wir waren dort, das vierte Regiment!

Drang auch der Feind mit tausend Feuerschlünden
Bei Ostrolenka grimmig auf uns an;
Doch wußten wir sein tückisch Herz zu finden,
Mit Bajonetten brachen wir uns Bahn!
Fragt Ostrolenka, das uns blutig nennt!
Wir waren dort, das vierte Regiment!

Und ob viel wackre Männerherzen brachen,
Doch griffen wir mit Bajonetten an,
Und ob wir auch dem Schicksal unterlagen;
Doch hatte Keiner einen Schuß gethan!
Wo blutigroth zum Meer die Weichsel rennt,
Dort blutete das vierte Regiment!

O weh! das heil'ge Vaterland verloren!
Ach fraget nicht: wer uns dies Leid gethan?
Weh Allen, die in Polenland geboren!
Die Wunden fangen frisch zu bluten an; —
Doch fragt ihr: wo die tiefste Wunde brennt?
Ach, Polen kennt sein viertes Regiment!

Ade, ihr Brüder, die zu Tod getroffen
An unsrer Seite dort wir stürzen sahn!
Wir leben noch, die Wunden stehen offen,
Und um die Heimath ewig ist's gethan;
Herr Gott im Himmel, schenk ein gnädig End'
Uns letzten noch vom vierten Regiment!

Von Polen her im Nebelgrauen rücken
Zehn Grenadiere in das Preußenland
Mit düstrem Schweigen, gramumwölkten Blicken.
Ein: Wer da? schallt; sie stehen festgebannt,
Und Einer spricht: vom Vaterland getrennt,
Die letzten Zehn vom vierten Regiment!

Julius Mosen.

Der sächsische Tambour.

Erschossen liegen zu Namur im Sand
Wohl wackere Leut' aus Sachsenland.

Sie wollten nicht weichen vom Sachsenpanier,
Erschossen liegen die Braven hier.

Und gingen die Andern ins himmlische Haus,
Der Eine steigt nächstens vom Grab heraus.

Er sitzt auf dem Hügel in tiefem Schmerz,
Durchlöchert von Kugeln das treue Herz.

Er singet mit knöchernem Todtengesicht:
Ich fürchtete euere Kugeln nicht!

Dem Sachsenkönige galt mein Eid:
Ich hab' ihn gehalten zu aller Zeit!

O, Vaterland, das du zerrissen bist!
Wie könnt' ich noch schlafen zu dieser Frist?

Die Trommel schlug ich in mancher Schlacht,
Dürft' ich sie rühren in solcher Nacht!

Mußte denn Alles brechen entzwei,
Mit dem deutschen Reiche die deutsche Treu?

So singet nächstens auf Namurs Sand
Der todte Tambour vom Sachsenland.

Julius Mosen.

Calid und Vala.

Ueber Sturm und über Welle
Setzt das Herz in kühner Eil',
Liebe hemmt nicht Joch und Zügel,
Nichts beschränket ihren Flügel.
Leichter schwebt sie wie der Pfeil;
Rascher wie der Kaiman, schnelle
Wie vom Fels herab die Quelle,
Treibt sie fort ohn' Rast und Weil!

Noch kein Wink aus stiller Laube,
Vala! kein gewohnter Ton?
Sieh'! das Meer die Sterne trinken,
Und die Nacht erlischt im Sinken
Ihre holde Fackel schon.
Langem Harm bleib' ich zum Raube,
Bist du treu noch wie die Taube,
Oder spricht dein Herz mir Hohn?

Algd mit verwünschten Schätzen
Stahl vom kargen Vater dich.
Ha! mit seinem Blut in vollen
Strömen hätt' er büßen sollen
Diesen Meineid gegen mich.
So den Meucheldolch zu wetzen,
An die Seel' mir ihn zu setzen,
Sterne! doch verbannt war ich.

Bei Medina auf der Haide
Sank vor meinem Speer Oren;
Zwei verkappte Ritter kamen,
Fordernd in des Helden Namen
Rachekampf mit ernstem Ton!
Ich schlug ein, sie fielen beide,
Aber der im Purpurkleide
War Zemid, des Sultans Sohn.

Wadell, der Vater, sandte
Wüthend dreißig Mörder aus,
Meinen Kopf doch aufzupfahlen;
Doch nur eitel blieb sein Prahlen,
Sie verstoben in dem Strauß.
Zwanzig, dem Tyrann zur Schande,
Streckt ich von der schnöden Bande
Geiern hin zum frohen Schmaus.

Aber aus Kairos Thoren
Stürmten dreimal dreißig her,
Sicher ha! auf das gewandte
Roß hätt' Calid, der Verbannte,
Noch getrotzt dem Sklaven-Heer,
Da erscholl vor meinen Ohren
Deine Flucht, ich war verloren,
Meiner Hand entsank der Speer.

Dennoch schwurst du mir auf immer,
Vala! Treue auf das Schwert:
„Mag es meine Brust zerspalten,
Eh' die Liebe soll erkalten,
Die für dich mein Busen nährt,
Traue keinem falschen Schimmer,
Edler Freund! sonst wäre nimmer
Vala deines Herzens werth."

Kannst du noch den Schwur vollbringen,
Nun des falschen Mannes Raub?
Dessen Drange widerstehen,
Frei aus seinem Arm dich drehen,
Gleich der Säule kalt und taub?
Jubelnd sollt' mein Herz noch springen,
Rissen es auch Mörderschlingen
Blutig nieder in den Staub.

Ha! es tagt, schon kehrt mit Brüllen
Leu und Tiger heim — kein Blick!
Soll ich ohne Liebeszeichen
Nun zum dritten Male weichen,
Ueber mir hängt Beil und Strick.
Zweifel, die mich wild erfüllen,
Bang die Seele mir umhüllen,
Wissen will ich mein Geschick.

Außer sich gepreßt von bittern
Sorgen, bäumt sich auf der Mohr,
Wie ein Drach' sich aufwärts drehet,
Schwingt er sich am Speer und stehet
Auf dem Erker überm Thor.
Sieh', da tritt mit frohem Zittern,
Wie die Sonne nach Gewittern,
Vala voller Huld hervor.

„Grausamer! kann fordern deine
Eifersucht noch Proben hier?
Während ich in bittern Kämpfen
Such' des Räubers Wuth zu dämpfen,
Schlägst du wund die Seele mir.
Ha! dem harten Kieselsteine
Gleicht dein wildes Herz, ich weine,
Calid, doch verzeih' ich dir.

Laß uns schnell von hinnen eilen,
Eh' des Trankes Kraft entweicht.
Der im Schlummer hält gebunden
Algds Aug'! die Morgenstunden
Schweben dort im Osten leicht.
Darf an deiner Seit' ich weilen,
Will getrost ist Alles theilen
Mit dir, was das Schicksal reicht."

Und gleich Hyazinthensprossen,
Aufgehaucht vom lauen März,
Thauen Küsse, unverloren
Sinkt der letzte von des Mohren
Heißem Mund an Vala's Herz.
Zärtlich hält sie ihn umschlossen,
Wie aus festem Erz gegossen
Steht er stumm im süßem Schmerz.

„Schlag auf Schlag! O frohes Leben,
Das durch Nerv und Ader sprüht;
Wonne, Wonne! überschwänglich,
Ach! es bleibt doch unvergänglich,
Was in diesem Herzen glüht.
Möchte gleich von diesem Leben
Hier der letzte Hauch verschweben,
Wo mein schönster Frühling blüht."

Maler Müller.

Sänger und Blume.

Ein Sänger zog im stillen Hain
Süß träumend Bild auf Bild
Ein Sänger wandert gern allein,
Wann sanft und voll
Im Busen ihm
Die Liebeswelle quillt.

So zog er fort in Einsamkeit
Hin wo nicht Wandrer gehn,
Dort still in zartem Lilienkleid
Sieht fromm und schön
Auf ödem Rain
Er eine Blume stehn.

Und innig das bescheid'ne Bild
Sein weiches Herz bewegt;
Hin sinkt er vor die Blume mild
Und spricht: „Wie doch
So wunderbar
Die Oede Blüthen hegt!

Du einsam Kind, für Gott erblüht,
Hier wo kein Wandrer naht,
Wo dir nur still der Himmel glüht,
Kein tückisch Herz
Den Schmuck dir raubt,
Wo dich kein Fuß zertrat.

Du einsam Kind, für Gott erblüht
In Stillem, riesem Werth,
Dein Auge klar zum Himmel sieht
Voll Thränenthau,
Und Huldigung
Von Menschen nicht begehrt.

Und o, der Blume zart im Moos,
Tönt's sanft vom Purpurmund:
„Ich blüh' in der Vollendung Schoß,
In Himmelslust,
In Himmelsruh,
In meines Schöpfers Bund."

Da steigt des Sängers frommer Blick
Empor, zum Himmel ein,
Und ihn umschwebt ein holdes Glück,
Ihm wird das Herz
Süß ahnungsvoll,
Sein Sinn so blumenrein.

Wilhelmine Mylius.

Ein kluger Spielmann.

Durch Singen und mit Saitenspiel
Fand Mancher Gold und Ehre viel;
Doch wißt ihr, wer durch Hornesklang
Einst Land und Leute selbst errang?

Das war, als König Karl, der Held,
Nach den Lombarden zog zu Feld,
Ein Mann, der ihm den Pfad gezeigt,
Wo heimlich durchs Gebirg man steigt.

Der König sprach: Nun, künde mir,
Wie lohn' ich solche Dienste dir?
Was du begehrst, bei meinem Bart!
Zuhand sei dir dein Wunsch willfahrt.

Der Schalk darauf: So sprich das Wort,
Daß wenn von jenem Berge dort
Ertönet meines Hornes Schall,
Mir, die ihn hören, dienen All'.

Der König lacht: Dir sei gewährt
Das Land, so weit dein Horn man hört,
Und Jeder sei dein Eigenmann,
Der es vernahm und sagt's dir an!

Vom Berg das muntre Horn erscholl,
Das war ein Ton, so lang und voll,
Der schmetterte durch Flur und Wald
Ringshin mit siegender Gewalt.

Der Spielmann stieg herab und fragt,
Die ihm begegnen, Alle: Sagt,
Vernahmet ihr den Hornruf da? —
Die Männer aber sprachen: Ja.

Laut lacht der Schalk und gab sogleich
Jedwedem einen Backenstreich: —
So folge nur dem Horn fortan,
Von heut bist du mein Eigenmann!

Dem Himmel Dank, daß nicht noch jetzt
Ein Spielmann, der den Herrn ergötzt,
Auch solchen Lohn empfängt sogleich,
Was hälf' uns sonst vorm Backenstreich?

August Rabnagel.

Kaiser Karl im Desenberge.

Hört, Wunder will ich melden
Aus einer alten Mähr',
Noch lebt mit seinen Helden
Karol, der Kaiser hehr.

Wohl in dem Desenberge
Ruht er von Singen aus,
Und zaubermächt'ge Berge
Bewachen ihm das Haus.

Da ruhn auch in den Hallen
Seine Treuen lang gereiht,
In trunknen Schlaf verfallen,
Von schwerem Bann gefei't.

Rings blanke Wehr im Kreise
Lockt schimmernd wie zum Krieg;
Sie aber athmen leise
Und träumen Streit und Sieg.

Und Karl am Felientische,
Das Haupt vom Arm gestützt,
Im Antlitz Jugendfrische,
Inmitten der Halle sitzt.

Lang fällt in weißen Wellen
Hernieder Bart und Haar;
Mit seinen Heergesellen
Harrt er schon manches Jahr.

Oft ist's, als ob sie spüren
Des Lebens neuen Tag;
Dann geht ein freudig Rühren
Entlang das Helsgemach.

Aufstehn all die Genossen,
Ergreifen Schild und Speer;
Doch bleibt der Blick geschlossen,
Die Seele schlummert schwer.

Dem Kaiser nur erhellet
Sich Aug' und Geist zumal,
Er ruft, daß weit es gellet:
„Sagt, Zwerge, des Jahres Zahl!"

Und horcht, und Dunkel weiten
Umschattet sein Gesicht
„Legt, Kämpen, legt euch nieder,
Die Zahl ist uns're nicht.

Mit dumpfem Rasseln gleiten
Zu Boden Mann an Mann:
Sie schlafen und warten der Zeiten,
Die lösen ihren Bann.

Und er sitzt wieder am Tische
Mit weißem Bart und Haar,
Der Kaiser, voll Jugendfrische
Das Antlitz wunderbar.

Franz Oebeke.

Der Ritter von der Wiesenblume.

Herr Konrad reitet durch Waldesgrün,
Er sieht gar traurig vor sich hin:
„Man heißt mich einen Degen gut,
Weil Keinem gewichen mein kühner Muth.

Mein Schild und Helm trägt manche Zier, —
Mein Herz ist ohne Glanz und Zier;
Im Kampf ruft Jeder sein Liebchen an,
Ich kämpfe stets ein stummer Mann!"

Da, sieh, am Bach auf schwankem Steg
Ein Mägdlein kommt ihm in den Weg,
Die Augen funkeln so dunkelklar,
Im Winde wallet ihr glänzend Haar.

Herr Konrad sieht ihr ins Angesicht,
Verwenden kann er die Blicke nicht:
„Gott grüß' dich, schöne Magedein,
Willst meinem Wege Glück verleihn?"

Sie hebt zu ihm dem hellen Blick:
Wohl möcht' ich bringen euch das Glück!
Herr Konrad springet vom Rosse mit Macht:
„O, Maid, du hast es schon gebracht!

„Mein Herz, das Keiner eigen war,
Dein eigen ist es ganz und gar,
Du wunderholde Magedein,
Laß mich fortan dein Ritter sein!"

Sie pflückt ein Wiesenblümelein:
Herr Konrad, nimm und denke mein, —
Da küßt Herr Konrad ihren Mund;
Die Blume trug sein Helm zur Stund.

Im ganzen Lande klang der Ruhm
Des Ritters von der Wiesenblum',
Und im Turnei und in der Schlacht
Ward hoch vor Allen sein gedacht.

Vom Dänenland die Königin
Sandt' einst in weite Lande hin,
Lud männiglich zum Festturnei,
Wollt' prüfen, wer der Beste sei.

Da ward gekämpfet viel und heiß
Der schönen Königin zum Preis,
Herr Konrad aber ganz allein,
Der ritt für seine Dame ein.

Und der die Wiesenblume trug,
Mit Ehren wohl Alle niederschlug,
Und alle Barden sangen den Ruhm
Des Ritters von der Wiesenblum'!

Da tritt die Königin hervor —
Herr Konrad, schauet kaum empor:
„Herr Konrad, denkest du noch mein?
Du wolltest einst mein Ritter sein."

Da kennt er die Augen so dunkelklar,
Wie damals wallet ihr glänzend Haar;
Sie neigt zu ihm den hellen Blick:
„Nun will ich bringen dir das Glück!"

Max von Oer.

Die Rettung.

Wo des Berges Spitzen schimmern
In der Sonne letztem Roth,
Klimmt ein Jüngling an den Trümmern
Schnell empor in Todesnoth.
Ist's ein frevelnder Verbrecher?
Hat er Heiliges beraubt?
Wüthend streckt der nahe Rächer
Aus die Hand nach seinem Haupt.

Losgegürtet von den Hüften
Fliegt der faltige Talar;
In den abendlichen Lüften
Flattert hin das goldne Haar;
Ach, es scheint ihn noch zu leiten
Und zu hemmen seine Bahn!
Beut kein Adler, ihn zu retten,
Ihm die mächt'gen Flügel an?

Bunte, schwärzliche Gedanken
Flattern flüsternd um ihn her;
Seine irren Sinne wanken,
Und der Aether dünkt ihm schwer.
Pfeilschnell über Fels und Matten!
Hügel ab und Hügel auf!
Und ihn spornt der eigne Schatten
Zu beschleunigen den Lauf.

Ach! aus des Verfolgers Zügen
Leuchtet nicht der Menschheit Spur!
Mit entsetzlichem Vergnügen
Ras't er durch die feuchte Flur.
Schon, schon kann er ihn erreichen
Mit dem heißen Hauch der Brust,
Doch ihn ängstend weiter scheuchen
Dünket ihn die höchste Lust!

Und in rasendem Entsetzen
Stürmt der Jüngling nun bergab;
Eilt in wilden, lust'gen Sätzen
Er entgegen seinem Grab?
Ueber ihm, von Zorn verzerret,
Schwingt der Feind die Todeswehr,
Und die weitre Flucht versperret
Weitgedehnt das stille Meer.

Vor sich nun die ew'ge Tiefe!
Aber hinter sich den Stahl!
Und ihm ist's, als ob es riefe,
In der bittern bangen Wahl:
„Nimm, was das Geschick dir gönnte!
Kühle deiner Glieder Brand!
Leichter ist's, im Elemente
Sterben, als von Menschenhand!

Hoffnungslos von schroffer Stelle
Springt er mit empörtem Blut,
Aber friedlich sanft und helle
Theilt sich unter ihm die Fluth!
Und das Wasser voll Erbarmen
Kühlt ihn mit dem nassen Blau,
Und er ruhet in den Armen
Einer göttlich schönen Frau.

„Süßer Flüchtling, kommst du wieder
In das stille grüne Haus?
Täglich sandte Blick und Lieder
Ich nach dem Geliebten aus!
Aber nun! — du bist geborgen!
Ewig, ewig bist du mein;
Und es bricht der Meeresmorgen
Dort mit grünen Flammen ein!

Ja, ich fühl's, wenn halb mit Zagen
Du mich an den Busen drückst,
Daß wie in vergangnen Tagen
Du dich neu mit mir entzückst!
Selbst dem Mann, der ohn' Erbarmen
Droben deine Seele sucht,
Dank' ich, denn aus meinen Armen
Wehrt er ewig dir die Flucht."

Kuß auf Kuß und Well' auf Welle!
Ew'ger Wechsel, gleiche Lust!
Wundervolle Räthselquelle,
Kühler Meerfrau heiße Brust!
Bittre Todessorgen schmelzen
In der Liebe süßem Glück;
Und die blauen Wogen wälzen
Nur das Kleid zum Strand zurück.

Gustav Pfizer.

Bild aus Rom.

Von des müden Esels Rücken,
Der der Bürdentladung froh,
Springt das Weib mit ihrem Knaben,
Reicht dem Thier ein Bündel Stroh;

In dem Korbe Wein und Früchte
Trägt sie, und den schweren Laib;
Viele grüßen sie — Giuseppe's,
Des gefangnen Räubers, Weib.

Mit dem Knaben, mit dem Korbe
Ist sie dem Castell jetzt nah;
„Komm', Giuseppe, komm' ans Gitter!
Ist ja deine Secca da!"

Aus des Kerkers Grund der bärt'ge
Räuber tritt hervor ans Licht;
Durch die dicken Eisenstäbe
Lugt sein braunes Angesicht;

Küßt das Kind und küßt die Mutter,
Forscht nach der Gesellen Loos;
Der ist frei noch, der im Kerker,
Jener fault schon unterm Moos.

In des Kerkers ew'gen Winter,
Welchen flieht der Sonne Schein,
Wirft sie ihm ein Stückchen Frühling,
Einen Blumenstrauß hinein.

Leicht die Feigen — die Orangen
Reicht sie ihm hinein! mit Noth;
Aber, weil zu eng das Gitter,
Muß zerschneiden sie das Brot.

Auch die großen Flaschen wandeln
Nicht durchs enge Pförtchen ein;
Und bedauernd gießt dem Armen
Sie von außen ein den Wein.

„Schön ist's, daß du mich besuchest
Zu erheitern meinen Gram;
Schönen wär's, wenn käm' ein Engel,
Wie er zu St. Peter kam!"

„Bete doch zur heil'gen Jungfrau,
Daß sie meine Rett'rin sei,
Und aus diesem langen Unglück
Macht ihr leiser Wink mich frei!"

„„O Giuseppe, von acht Jahren
Ist herum die Hälfte schon;
Sieh, wie groß schon ist geworden,
Dank den Heil'gen! unser Sohn!

„„Oftmals dauert mich der Junge,
Daß sein Vater ist entfernt;
Aber frei ja bist du wieder,
Bis die Büchs' er führen lernt!""

Und sie lachen und sie weinen,
Wie der Fluß der Reden geht;
Und sie kümmert's nicht, daß Mancher
Sie betrachtend, stille steht.

Und ein Pfaffe blickt verlangend
Nach des Weibes voller Brust,
Doch des Räubers funkelnd Auge
Scheucht zurück verbotne Lust.

„„Gib dem Kind noch deinen Segen,
Einen Kuß noch deinem Weib!""
Seine rauhen Hände mühsam
Schlingt er um den schlanken Leib.

Welkt vom Hauche des Verbrechens
Diese frische Blume nicht?
Nein! von des Gefangnen Kusse
Schöner blüht ihr Angesicht.

Rasch wischt sie sich ab die Thräne,
Wieder lächelt sie im Nu;
Ziehet wieder dem Gebirge,
Ihrer Wittwenhütte zu.

Bald ihn wieder zu besuchen
Scheidend ihm das Weib versprach;
Traurig sieht er ihrem Schleier,
Sehnend ihrer Freiheit nach;

Doch in seinem Kerker haftet
Lange noch ein sanfter Glanz;
Bis ihm Freiheit winkt, die Wochen
Zählt er ab am Rosenkranz.

Gustav Pfizer.

Der alte Gondolier.

Es sonnt sich auf den Stufen
Der [illegible] Schwelle
Ein Greis am Rand der Welle,
In weißer Locken Zier;
Und gerne sieht dem Fremdling,
Der müßig wandelt, Rede
Auf seiner Fragen jede
Der alte Gondolier.

Er spricht: Ich habe rüstig
Lagun' und Meer befahren;
Doch hab' ich nun seit Jahren
Kein Ruder eingetaucht;
Es hangt die morsche Gondel
An Stricken in der Halle,
Wo Alles im Verfalle,
Wo Alles ungebraucht.

Es ist der Herr des Hauses,
Nach fernen Himmelsstrichen
Seit langer Zeit entwichen,
Für unsre Bitten taub;
Der Gute zog von hinnen
Am Tag, als Bonaparte
Der Republik Standarte
Ließ werfen in den Staub.

Er stand in besten Jahren,
Als er von uns geschieden;
Doch, lebt er noch hienieden,
So ist's ein greiser Mann.
Er sprach: Und soll ich dienen,
So sei's in fremden Ländern:
Hier soll mit Ordensbändern
Mich schmücken kein Tyrann!

Wir blieben, ach, und schauten,
Wie Kirchenraub und Schande
Beging die schnöde Bande
Nach schnell gebrochnem Eid!
Wir sahn, wie jene Wilden
Den Bucentaur zerschlugen,
Und unsre Seelen trugen
Ein unerhörtes Leid!

Wir sahn den Markuslöwen
Zum fernen Strand entführen,
Wir sahn, wie man mit Schwüren
Und mit Besiegten scherzt!
Wir sahn zerstört mit Frevlern,
Was würdig schien der Dauer,
Wir sahn an Thor und Mauer
Die Wappen ausgemerzt.

Doch leb' ich und betrachte
Die theure Stadt noch immer,
Erquick' im Morgenschimmer
Die Glieder schwach und alt.
Von meines Herrn Palaste
Vermocht' ich nicht zu weichen,
Auch läßt er gern mir reichen
Den kleinen Unterhalt.

Da denk' ich meiner Jugend,
Und wie ich als Matrose
Gefolgt der Windesrose
Bei Sturm und Sonnenstrahl,
Und wie blockirte Tunis
Und jene Türkenrotte
Mit seiner schönen Flotte
Venedigs Admiral.

O holder Tag, als Emo's
Heimzug die Fluthen theilte,
Und ihm entgegen eilte
Der Doge Paul Renier!
Gedenk' ich jener Zeiten,
Wird meine Seele milder:
Es fliegen jene Bilder
Wie Engel um mich her!

August von Platen.

Der Renegat.

Horch die Cithern, horch die Cymbeln, wie sie locken, wie sie klingen!
Und die Weiber schau, die süßen, wie sie wild im Tanz sich schwingen!
So am kühlen Meeresstrande, unter purpurnem Gezelt,
Saß der Renegat, der alte, hochgepriesne Fürst und Held.

Denn von Allen, welche meerwärts aus dem Land der Christen kamen
Und den Koran statt der Bibel, für das Kreuz den Turban nahmen,
Lachte Keinem, Segen spendend, je des Glückes Sonne mehr,
Wurde Keiner je so mächtig, je so reich und groß, wie er.

Und die Sklavin, lüstern lächelnd, klirrte mit dem goldnen Becher:
„Der Prophet zwar hat's verboten, Mahomed, der arge Zecher;
Doch die Sklavin, deine Liebste, Sulima gebeut es dir."
— „Laß das Klirren, laß das Klingen; denn wie Glocken klingt es mir."

„Herr! was ist dir? Laß mich's wissen! Will das Spiel dir nicht behagen?
Sehnst dich, draußen in der Wüste Leu und Tigerthier zu jagen?
Oder willst den Säbel prüfen an des Christen feilem Haupt?"
— „Nenn', o nenne nicht den Namen Eines, der an Christus glaubt!" —

Sprach's und schwieg und schloß die Augen: denn, als würd' er fortgetragen
Auf des Sturmwinds Adlerschwingen, eine Kirche sieht er ragen;
Hoch vom Thurm, ein Stern des Friedens, lacht des Kreuzes goldner Schein,
Und die Orgel hört er brausen und Gebet und Litanei'n;

Sieht sich selbst, wie er gewesen in der Jugend goldnen Tagen,
Eh' ihn Meer und Schicksalsstürme in das Mohrenland verschlagen,
Einen blondgelockten Knaben, Weihrauchbecken in der Hand,
Wie er dienend und geschäftig dem Altar zur Seite stand.

Sieht die Schwestern, die Geliebten, mit den langgeflochtnen Zöpfen,
Lauschend gegenüber knien mit geneigten Engelsköpfen;
Sieht der Mutter holdes Auge, gleich wie Mutteraugen thun,
Hoffnungsvoll und doch voll Sorge sanft auf seiner Stirne ruhn;

Sieht im Meßgewand den Priester, der die Hand erhebt zum Segen,
Und sein Herz im tiefsten Busen, stürmisch pocht's mit tausend Schlägen —!
Aber ach! mit Heroldstimme tönt es donnernd ihm ins Ohr;
„Sei verflucht in alle Zeiten, wer von Christus sich verlor!"

— Hört's und schlug empor die Augen: „Herr, die Flotte kommt gefahren,
Deine Diener sind's, die treuen, lustig muthigen Korsaren,
Die mit Beute wiederkehren aus dem fernen Christenland,
Und von Sklaven und Gefangnen, sieh, wie wimmelt schon der Strand!"

Durch die Reihen schritt der Alte: 's war ein Anblick zum Erbarmen!
Furchtenstellt, mit bleichem Antlitz, standen dichtgedrängt die Armen,
Knab' und Mägdlein, zarte Kleine, Greise selbst im Silberbaar,
Ach! denn Keinen, den er findet, schont der grimmige Korsar.

Nur ein Knäblein, zart von Jahren, ſchön gewachſen und ohne Tadel,
In dem Land ſah man ihn fahren, himmelwärts den Blick gerichtet:
Oft geküßt von ſeinem Ahnen, an den Busen dicht gepreßt,
Hielt ein Kreuzchen, ein geſchnitztes, er mit beiden Händen feſt.

Um ſein roſig Kinderantlitz floß das Haar in goldnen Wogen,
Ruhig, wie zum Todesſtreiche, hielt den Nacken er gebogen,
Sah mit fröhlich ſtolzen Augen durch den Bürſten ins Gehölz,
Und die Wangen blieben roſig und ſein Auge zuckte nicht.

Und der Renegat mit Schweigen ſah das Kreuz und ſah den Knaben,
Eine Thräne ſchien verborgen in den Wimpern er zu haben,
Ging zurück dann zum Palaſte, Keiner wußte, was ihm fehl: —
Aber noch am ſelben Tage ließ er alle Chriſten frei.

K. G. Prutz.

Eppelin von Gellingen.

Nun ſitzt du feſt, nun ſitzt du gut,
Nun hat man dich, o Eppelin!
In Nürnbergs Bann, in ſchwerer Hut,
Nun kannſt du nimmer uns entfliehn!
Der unſer Aelter oft verbrannt,
Der Bürger Graus, der Krämer Schrecken,
Nun mußt du, Ketten an der Hand,
Auf ein verſaultes Stroh dich ſtrecken!

Was? Murrſt du noch? Von Krämerpack,
Das dich im Dunkeln überliſt?
Von Tuchverkehrern, Pfeffermack,
Von Bürgerhabit und Winkelkiel?
Nimm dich in Acht! die Kutte liegt,
Du haſt aufs Tuch dich ſchlecht verſtanden:
Der Schreiber ſchreibt — und wieder liegt
Einſiedeln in der Philiſter Banden! —

Haſt du das Pochen nicht gehört,
Die Nacht hindurch, dicht hier am Platz?
Du meinſt, dich hätt' es nicht gehört,
Geſchlafen hätt'ſt du „wie ein Aas“ —
Nun hat' dich Gott, verlorner Mann!
Der Morgen tagt, die Hammer ſchweigen,
Der Galgen fehlt —! Nun ſchick dich an,
Die ſchwanke Leiter zu beſteigen! —

Die Rathsherrn ſtanden, — nicht zu nah,
Auch ſeine Waffen trug er mehr;
Und doch, da man ihn kommen ſah,
Ein Aechzen gab es ringsumher.
Er aber ſah ſich trotzig um,
Den Galgen maß er mit den Blicken:
„Gottlos Kreuz und Stern! 's iſt doch zu dumm,
Mich an ein ſolches Holz zu ſchicken.“

Darauf, weil den armen Sündern gern
Den letzten Imbiß wird beſchert,
Da auch den Nürnbergs weiſen Herrn
Man ihm ein letzter Trunk verehrt,
Der Bürgermeiſter in Perſon
Kredenzte ſelbſt den goldnen Becher,
Er trabte: „Einmal thu' ich's ſchon,
Dann aber iſt's verdirbt, Herr Zecher.

Der aber rief: Was ſoll das Ding!
Ich traut' fürwahr bei Weins genug,
Da ich noch reiche Krämer fing
Und Kloſterkeller noch zerſchlug.
Der Teufel lohn' euch euren Schmaus!
Doch wollt ihr Gutes mir erzeigen,
Mohlan! ſo führt mein Roß heraus
Und laßt's noch einmal mich beſteigen!

Was einem Ritter ſolch ein Thier,
Auch freilich iſt es unbekannt,
Auf Holz und Leder reitet ihr,
Statt Schwerts die Feder in der Hand:
Mich aber trug, Jahr aus Jahr ein,
Ob treu durch tauſend Häkelichkeiten;
Drum — muß es denn gehangen ſein,
So laßt zum Galgen noch mich reiten!

Die Rathsherrn wurden blaß und roth,
Die Köpfen ängſtlich Kopf an Kopf,
Bis Einer ſprach: Es hat nicht Noth,
Vergönnen wir's dem armen Tropf!
Ich ſcherb die Mähnl ſelber ihm,
Auch ſind die Nägeln neu beſchlagen,
Die Mauer mißt bei zwanzig Schuh;
Herr Gruber, topp, es läßt ſich wagen. —

Schon kommt das Roß: das Haupt im Stall,
Gefuttert ſchlecht und ſchlecht getränkt,
Naud war's und ſcheu allenthalb,
Sein Auge matt, ſein Haupt geſenkt:
Doch wie es ſeinen Herren ſah
Und ſeine Stimme hörte rufen,
Kaum wiehert es vor Freude da
Und ſcharrt den Grund mit ſtarken Hufen!

Es ſpitzt das Ohr, es beißt den Zaum,
Die Mähne hebt, das Auge blitzt,
Indeß die Nüſter Dampf und Schaum
Wie weiße Blüthenflocken ſprützt;
Los reißt es ſich, bricht aus in Luft,
Sprengt in Galopp in weitem Kreiſe:
Dann vor dem Herrn hält es gerade
Und ſchmeichelt ihm nach Hündchen Weiſe.

Das freut Herr Eppelin ſich hoch,
Nicht Tonnen Goldes nähm' er da,
Ja faſt das Auge ward ihm naß,
Als er ſein Rößlein wieder ſah,
Raſch in den Sattel ſchwang er ſich —
Die Rathsherrn ſelber mußten ſagen,
Daß edlern Ritter ſicherlich
Niemals ein edler Roß getragen.

Und wie er ſaß auf hohem Roß,
Blickt in die Lande weit hinein —
Dort, dicht am Wald, da iſt ſein Schloß,
Es blinkt und winkt im Sonnenſchein!
Und wie gemach das Thal entlang
Die langentwöhnten Blicke ſchweifen,
Fühlt er des Lebens ſüßen Drang
Noch einmal ſeine Bruſt ergreifen.

Im Sattel hebt er ſich empor,
Er mißt die Mauer, ungelehrt,
Er flüſtert in des Rößleins Ohr,
Das ſcheint ihn wiederum zu verſtehn —
Die Rathsherrn ſahn ſich ſchmunzelnd an,
Die Frauen Mienen machten bitter:
Das nenn' ich reiten, Herr Kumpan!
's iſt Schad' beinah um ſolchen Ritter!

Und wie das Volk noch tauſchend ſtand,
Bewundrung jedes Angeſicht —
Der Henker ſelbſt, den Strick zur Hand,
Erwehrte ſich des Beifalls nicht — —

Ein Satz, ein Sprung! — und hoch im Nu,
Als hätten Flügel ihn gehoben — !!
Die Mauer maß bei zwanzig Schuh,
Auch war der Riegel vorgeschoben.

Das war ein Lärm, der war nicht schlecht!
Die Einen blieben sprachlos stehn,
Die Andern kamen eben recht,
Den Ritter frisch und wohl zu sehn:
Und sahn noch just im Morgenlicht
Nach seinem Schloß ihn friedlich traben —
Die Nürnberger denken Keinen nicht,
Es wäre denn, daß sie ihn haben.

R. E. Prutz.

Die Kaisergräber.

Was wecken sie den Abt von Lorch?
„Nach deiner Kirche geh' und horch!
Es klingt heraus wie Todtenlieder,
Und Flammen steigen auf und nieder,
Erhellen in der Mitternacht
Der Bogenfenster Farbenpracht."

Er lauscht, er betet still, er bebt,
Denn zu des Altars Stufen schwebt
Ein bleicher Jüngling, blutumfangen,
Der seufzet aus im Todesbangen;
Im Chor der Mönche Geisterkreis
Beklaget ihn so tief und heiß. —

Er ruft: „Ihr Väter, kommt herauf
Und nehmet euren Letzten auf!
Da rauscht und klirrt es in den Grüften,
Die ihre Wappensteine lüften.
Gekrönte Häupter sehn heraus:
„Was willst du schon im Moderhaus?"

„„Sie haben mich verscharret in Schmach,
Da warf ihr Hohn mein Haupt mir nach.
Ob ich mich muthig ließ erschlagen,
Der Schande Grab kann ich nicht tragen.
Ich will mein königliches Grab —
Und deutsche Treu' will mit hinab.""

Und aus des Sarkophages Nacht
Der Staufen Stammherr auferwacht
Er öffnet weit die Vaterarme
Dem letzten Sohn in stillem Harme,
Der eilet weinend auf ihn zu,
Zu theilen seine Heldenruh.

Und tiefes Weh zum Himmel ruft;
Dann schließt sich schweigend jede Gruft,
Und neigt der Abt am Hochaltare
Den Leib des Herrn zur Heldenbahre,
Und bringt der Mönche Geisterton
Das Requiem dem letzten Sohn.

G. Rapp.

Rheinsage.

Umlagert war des Königs Schloß.
Verzagt die Ritter, verzagt der Troß;
Da nahten Schmied' aus tiefer Schlucht,
Die schwangen hoch der Hämmer Wucht.
Ein alter Graukopf ging voran,
Um Hülfe sprach der Herr ihn an.
Drauf er die wen'gen Worte sprach:
Getrost, ich vor, die Andern nach!
Und auf die Feinde stürzten sie jach,
Die Hämmer gaben gar kräft'gen Schlag.
Kein ander Gewaffen hatten sie all',
Und brachten doch die Feinde zu Fall.
Die Schmiede schlugen auf sie ein,
Als wären sie von Eisenstein.
Und als sie reine Bahn gemacht,
Da wollten sie wieder zum Eisenschacht.
Der König rief: Mit Nichten, kommt her!
Dort, Meister, ist eures Bleibens nicht mehr.
Hast mit dem Hammer gekämpft so gut,
Wie Mancher nicht mit dem Schwerte thut,
Sollst drum fortan mir ein Ritter sein!
Auch andern schenk' ich die Au am Rhein.
Und wo sie die Feinde gestreckt in den Sand
Gar bald eine herliche Stadt erstand.
Gegenüber auf hohem Felskoloß
Prangte des tapfern Meisters Schloß.
Den Hammer führt er im Wappen fein,
Die Burg, die nannt er den Hammerstein.
Vom Wort, das er zum König sprach,
Heißt noch das Städtlein: Andernach.

Wilhelm Rauschenbusch.

Der Löwe zu Braunschweig.

Zu Braunschweig vor der Veste,
Da steht ein ehrner Leu,
Dem geht kein kundger Wandrer
Gedankenlos vorbei.

Der mahnt an einen Helden
Aus einer starken Zeit,
Der mahnt an große Thaten,
An manchen harten Streit!

Nun sieht er ernst und traurig,
Nun sieht er düster gar,
Man sagt's, er schüttle nächtlich
Oft wild sein Mähnenhaar!

Im Herbst vernahm der Wächter
Sein hallendes Gebrüll,
Der stund und frug sich sorglich:
Was wohl der Löwe will?

Und als er mächt'ger tobte
Herab von dem Gestell,
Da schlugen auf zum Himmel
Des Schloßbrandes Flammen hell!

Da strebt er zu erwecken
Den alten todten Herrn,
Den er vordem geleitet
Aus Palästina fern.

O, daß er stracks erschiene,
Es thäte wahrlich gut,
Da würde wieder wachsen
Dem Volk ein froher Muth!

Heißt's nicht, wenn Barbarossa,
Aus seinem Schlaf erwacht,
Kehr' auch aus seinem Sarge
Einst Herzog Heinrichs Macht?

O, wär's kein leeres Träumen
Und wahr dies fromme Wort,
Wie lang sie möchten säumen,
Es gäb doch einen Hort!

Du führst die Hut zu drehen,
Du treuer Löwe, fort,
Bis einst dich niedersteigen
Hieß deines Herren Wort!

Friedrich Wilhelm Rogge.

Kaiser Karl.

Im fernen Ungarlande
Mit seiner Heeresmacht
Brach Kaiser Karl die Bande
Der alten Heidennacht:
Er rief das Volk zur Taufe
Und zu dem ew'gen Reich,
Es ward der rohe Haufe
Von seiner Predigt weich.

Auch galt kein langes Wählen,
Wo Kaiser Karl erschien,
Man weiß noch zu erzählen
Manch Märlein über ihn:
Er trug in allen Tagen
Ein schartenloses Schwert,
Um weidlich drein zu schlagen,
Sobald man sein begehrt!

Nun war zu jenen Zeiten
Sein eigen Reich in Noth,
Es kam zu seinen Leuten
Die Kunde, Karl sei todt:
Zehn Jahre flohn vorüber,
Frau Hildegard ward lang,
Ihr Blick ward täglich trüber,
Die Zeit schien ihr zu lang.

Das war ein Rauben, Morden,
Ein furchbar Regiment!
Es zogen wilde Horden
Straflos durch das Geländ;
Da ging der Rath in Eile
Zur Kaiserburg hinan:
„Frau Kais'rin, ohne Weile
Wähl't einen andern Mann!"

Das sah auf seinem Throne
Der liebe Herr Gott an,
Daß seines Dieners Krone
Ein Andrer sollte han,
Er hielt den Sohn ganz werthe,
Weil er ihm diente treu,
Die Heiden fromm bekehrte,
Voll steter heil'ger Scheu.

Drum wählt' er aus den Schaaren
Der Engel einen aus,
Der mußte eiligst fahren
Zu Kaiser Karl hinaus:
„Mach dich, du Held, von hinnen,
Es schleicht daheim Verrath,
Drei Tage noch — gewinnen
Muß du bis da die Stadt!"

Da stand ein Mann im Heere
Das stärkste Roß ihm ab,
Das trug ihn sammt der Wehre
Wohl in die Stadt zu Raab;
Es that am andern Morgen
Zum zweiten Mal den Lauf,
Und bracht ihn wohlgeborgen
Gen Passau nun hinauf.

Hier tauscht's der Held am Abend
Für ein schön Füllen aus,
Das trug ihn, lustig trabend,
Den dritten Tag nach Haus!
Fürwahr! das war ein Jagen!
Bei hundert funfzehn Rast,
Die ritt in dreien Tagen
Der gottgesandte Gast! —

Zu Aachen ging's gar heiter,
Da ging's gar lustig her,
Es dachte Keiner weiter
Des alten Kaisers mehr!
Der zog indeß zur Stunde
Bei einem Wirthe ein,
Nahm sich von Allem Kunde,
Ging dann ins Kämmerlein;

Ließ einen Wächter kommen,
Den hat er ins Geding
Auf diese Nacht genommen
Für einen goldnen Ring;
Des Lohnes der sich freute —
Indeß der Kaiser schlief —
Und als beim Frühgeläute
Er ihn vom Schlummer rief:

Da sprang er auf behende,
That an ein reich Gewand
Und band das Schwert zur Lende
Und gab dem Wirth die Hand;
Es machte, wär's gewesen
Bei Tag, wohl Mancher Halt,
So stattlich war sein Wesen,
So herrlich die Gestalt!

Am Burgthor eingetroffen,
Fand er es wohl verwahrt:
„Nur drunter durchgeschlossen,
Hier ist's die beste Art!"
Doch, Herr, ihr wollt mich necken,
Kein zweites ist zur Hand,
Ihr würdet arg beflecken
Eu'r köstliches Gewand.

„Ha! sprach der Held mit Lachen,
Was macht ich mir daraus!
Ich habe solcher Sachen
Die Fülle noch zu Haus."
Er ging zum Dome leise
Und saß in aller Früh'
Im Stuhl nach alter Weise,
Das Schwert baar übers Knie!

Wie so der Meßner schaute
Den allgewalt'gen Mann,
Entfloh er und vertraute
Dem Bischof 's eilig an;
Der hieß zwo Kerzen bringen,
Trat vor mit dem Geleit —
Da gab's ein Kaiserschlingen,
Ein Jubeln allerweit.

Er wird vom Volk getragen
Zur Kaiserin ins Schloß,
Die fühlt ein Bangen, Zagen,
Und ihre Furcht ist groß!
„Dein Bräutigam ist kommen!"
Karl freudig zu ihr spricht,
„Drum sei der Furcht benommen,
Weil läßt die Seinen nicht!"

F. W. Rogge.

Der Geiger.

Ein Geiger zog von Land zu Land,
Um seine Kunst zu zeigen;
Was je ein Menschenherz empfand,
Das wußt' er vorzugeigen.

Er spielte leis', er spielte stark,
In Tönen vielgestaltig;
Sein Geigen drang durch Bein und Mark,
Ergreifend, allgewaltig.

Es schallt das Lob. Der Geiger stand
Und blickt in tiefem Sinnen:
„Den schönsten Klang, den ich gekannt,
Den hab' ich doch nicht innen!"

„Mein alter Vater spielte mir,
Als ich ein Kind, die Weise,
Sie klang — ich bebt' und weinte schier —
So wunderstark und leise."

„Doch wie ich sinne hin und her,
Ich weiß sie nicht zu geigen,
Und Ruhe find' ich nimmermehr,
Bis sie mir wieder eigen."

Er spricht und spielet leis' und stark,
Und sinnt und spielet wieder;
Geht auch sein Ton durch Bein und Mark,
Er senkt den Bogen nieder.

„Ha! leere Schnörkel, todt und kalt!"
Ruft er und seufzet lange,
Er geht, und eine Thräne wallt
Herab die bleiche Wange.

Er wandert hin, er wandert her;
Dann wandert er nach Hause.
Das Haar wird grau, die Hand wird schwer,
Er wohnt in stiller Klause.

Doch sinnt er stets und sinnet noch
Und findet nicht die Weise:
„O guter Gott, erbarm' dich doch,
Gieb Ruh' mir schwachem Greise!" —

Der Knabe, den er geigen lehrt,
Sieht Morgens einst ihn träumen;
Er lächelt sanft, er schwebt verklärt
Wohl jetzt in Himmelsräumen.

Als er erwacht, da spricht er mild:
„Dank, Dank dir, Herr dort oben!
Ich sah im Traum' des Vaters Bild,
Von Silberhaar umwoben."

„Die Weise, die ich nimmer fand,
Hört' ich ihn fröhlich geigen.
O! gieb die Geige von der Wand:
Jetzt ist der Klang mein eigen."

Der Knabe reicht die Geige dar,
Der Alte spielt die Weise,
Der Knabe horcht, es tönt so klar,
So wunderstark und leise.

Die alte Hand ermüdet nicht,
Stets schallt es voller tönend;
Vom Aug' entströmt ein selig Licht,
Das alte Haupt verschönend.

Der letzte Ton verhallet leis',
Es sinkt der Bogen nieder,
Erbleichend lächelt noch der Greis —
Nun hat er Ruhe wieder. —

Friedrich von Sallet.

Der Gebannte.

In einer Höhle feucht und kalt und düster
Liegt Einer, festgebannt und hartgebettet,
Von dumpfen Schlafs Bleifesseln schwer umkettet,
Beängstiget von Träumen wüst und wüster.

Umhuscht von fratzenhaften, hohlen Schatten,
Die rings geschäftig zwecklos Tollwerk treiben,
Und er auch darf im Traum nicht müßig bleiben,
Mit ihnen muß er sich um Nichts ermatten.

Nur manchmal, wenn zu wild des Traums Entsetzen,
Aufzuckt er aus dem Traum auf Augenblicke,
Dann ist es ihm vergönnt, daß er entzückte
Halbwachen Blick, sich draußen zu ergetzen.

Denn sieht er schimmern durch der Höhle Spalten
Ein sonnenhelles, lachendes Gefilde,
Von dort her überschleicht ihn leis und milde
Von Duft und Klang ein zauberisches Walten.

Doch ungewohnte Wonne drücket nieder
Das matte Augenlid zu neuem Traume,
Und zu den Schatten, huschend rings im Raume,
Summt er im Traume dann Erinnrungslieder.

Er summet leis von Sonnenlicht und Wonne.
Die Schatten horchen, stutzen und entweichen,
Kopfschüttelnd deuten sie auf ihn mit Zeichen,
Als hätte Wahnsinn ihm das Hirn umsponnen.

So stöhnt er einsam nun, der traumverhöhnte;
Und fragst du: wie er solche Qualen trage?
Nicht trug' er sie, wenn nicht die Wundersage
Geheimnißvoll in seinem Busen tönte:

„Einst hast du ausgeträumt und wirst erwachen,
Ein buntes Vöglein wirst du hin dich schwingen,
Wo Rosen blühn und Nachtigallen singen,
Und, ewig froh, die Au' und Sonne lachen."

Friedrich von Sallet.

Prometheus.

Ich hab's gewagt, mit Riesen-Kraft und Willen
Himmelanschwingend mich zur Himmelsferne,
Dort meine Fackel zündend an dem stillen,
Beseligenden Strahl der heil'gen Sterne.

Nicht wollt' ich ihn für mich als Beute haben,
Nein! zu den Menschen stieg ich froh hernieder,
Die starr, in dumpfer Trägheit mich umgaben,
Mit heil'ger Gluth zu füllen ihre Glieder.

Einblies ich Götterodem ihren Nasen,
Der sollte sie durchleuchten und verklären;
Doch ach! die Flamme mußte sie durchrasen,
Statt zu vergöttlichen, sie wild verzehren;

So daß mein Werk mich selber schwer verdrossen,
So daß sie alle schreiend mich verklagen,
Weil ich auf Erdenhäupter ausgegossen
Was nur die reinen Götter können tragen.

Und nun, zum Danke, lieg' ich hier in Ketten,
Gebannt auf dunklen Felsens harten Sessel;
Gern wollt' ich mich empor zum Himmel retten,
Doch ach! die Sterne spotten meiner Fessel.

Der Unmuth frißt, ein nimmersatter Geier,
Mir täglich an dem ewig frischen Herzen,
Und, weil ich harr' umsonst auf den Befreier,
Stirbt Kraft und That mir hin in trägen Schmerzen.

Und doch — wär' ungethan noch das Gethane,
Und wußt' ich, welche Qualen mich bedrohten —
Aufschwänge, wie er's that, sich der Titane,
Um Lebensgluth zu holen für die Todten.

Friedrich von Sallet.

Riesentod.

Hin auf der Erde schritt ein schöner Riese,
Badend das stolze Haupt im reinsten Aether;
Ameis' und Maulwurf, wühlend in der Wiese,
Bemerkt er nicht; nur nach den Sternen späht er.

Die winken also königlich und prachtvoll,
Daß er, vermessen, will nach ihnen langen,
Um sie zum Kranz zu schlingen keck und machtvoll,
Der soll, fernleuchtend, auf dem Haupt ihm prangen.

Der alte Gott, mitleidig lächelnd, schaut es
Und spricht: „Dafür gesorgt ist ohne Mühen,
Daß du, Verzehrer niedren Erdenkrautes,
Mit meinen Sternengarten lassest blühen." —

Und wie der Riese schon, den Arm ausweitend,
Die nächste Sternenblume meint zu haschen:
Da fühlt er unten, blindlings weiter schreitend,
Von Schlamm und Nässe schon den Fuß gewaschen.

Er achtet's nicht in seinem kecken Trachten;
Stets aufwärts blickend sinkt er immer tiefer;
Schon hemmen seinen Schritt des Schlammes Frochten,
Und ihn umkriecht blutsaugend Ungeziefer.

Befreien will er sich mit kräftigen Tritten,
Doch immer tiefer strampft er sich zum Grunde;
Stets mehr in Noth, je mehr er sie bestritten,
Arbeitet er hinein sich bis zum Munde.

Und unantastbar lächeln dort die Sterne;
Doch er vergaß zu schauen jetzt auf diese,
Mit Ameis' und mit Maulwurf tauscht' er gerne,
Die, ungefährdet, wühlen auf der Wiese.

Umsonst. Schon traf nach furchtbar ew'gen Rechten
Den Riesentrotz die Strafe, die ihm drohte;
Der sich zum Kranz die Sterne wollte flechten,
Ist jämmerlich erstickt im Erdenkothe.

Friedrich von Sallet.

Der graue Mann.

Wer folgt mir hinten an dem Wagen?
Ein Reiter ist's, in grauer Tracht;
Von einem grauen Roß getragen,
Jagt er durch mondeshelle Nacht.
Ich treibe rascher meine Schimmel,
Um dem Verfolger zu entfliehn;
Ich blicke um, grau wird der Himmel,
Der graue Mann verflustert ihn.

Weh mir, er streckt tausend Hände
Zum Kutschenfenster selbst herein
Und hüllt die bunten Polsterwände
In seinen grauen Mantel ein;
Jetzt schwebt er über mir im Wagen,
Jetzt endlich hat er mich erreicht.
Vergebens alle meine Klagen!
Der graue Mann wird nicht erweicht.

Und bald bin ich dem Knecht der Mühle,
Dem grauen Mehlsackträger gleich.
Wie wird mir bang in dieser Schwüle,
In dem erstickenden Bereich!
Jetzt hat er meinen Hals umschlungen,
Hält Zung' und Kehle mir umstrickt,
Wär' ich der Kutsche nicht entsprungen,
Der Graue hätte mich erstickt!

Da schüttelt' ich von Kopf zu Füßen
Den Unhold eilig von dem Rock;
Er hat die Flucht ergreifen müssen
Vor einem dünnen Bambusstock.
Und soll ich das Gespenst euch nennen,
Das tückisch lauert auf den Raub,
Wenn heiß des Sommers Lüfte brennen?
Der graue Mann, es ist der — Staub!

August Schnezler.

Ein Todtenbaum.

(1122)

Wo aus schwarzen Tannenwäldern himmelhohe Klippen ragen,
Donnernd des Gebirgs Gewässer an die Felsenrippen schlagen,
Kommt ein Männerzug geschritten auf des Pfades schmalem Saum,
Feierlich in ihrer Mitten tragend einen Todtenbaum.

Und der Zug, aus finsterm Walde immer weiter aufwärts geht er,
Bis von mondbeglänzter Halde ragt das Kloster zu Sanct Peter;
Vor dem hohen Thore stellen sie die schwere Bürde ab:
„Mönche, kommt aus euren Zellen! Euer Fürst begehrt ein Grab!"

Aus dem besten Schlafe ringen sich die Brüder nur verdrossen;
Ahnungslos, was Jene bringen, wird die Pforte nun erschlossen,
Und im hellen Mondlicht schauen sie, fast dünkt es ihnen Traum,
In der Männer Kreis den rauhen Stamm von einem hohlen Baum.

„Sagt, was führt euch her? Was bringt ihr da für einen Baum getragen?" —
„„Dieser Stamm birgt einen andern, der auch nimmer aus wird schlagen!
Hier in eurer Todten Mitte stellt ihn jetzt in fromme Hut —
Herzog Berthold ist's der Dritte, der in diesem Baumsarg ruht!

„„Ueberm Rhein, bei Molsheim ist er gestern in der Schlacht gefallen,
Durch die bischöflichen Knechte,*) und es war sein letztes Lallen:

---

*) S. Strobels „Geschichte des Elsasses. 1. Theil, S. [illegible]"

Schafft, o Freunde, meine Leiche in Sanct Peters Gotteshaus,
Daß ich dort im Friedensreiche ruh' bei meinem Vater aus.

„...So empfangt die euch vertraute, des geliebten Fürsten Hülle,
Der die „freie Burg“ *) erbaute und begabt' mit Segensfülle;
Laßt uns nun vereint ihn senken in den gottgeweihten Raum,
Aber gebt zum Angedenken uns zurück den Todtenbaum!“ “

August Schnezler.

Die Lilien im Mummelsee.

Im Mummelsee, im dunkeln See
Da blühn der Lilien viele,
Sie wiegen sich, sie biegen sich,
Dem losen Wind zum Spiele;
Doch wenn die Nacht herniedersinkt,
Der volle Mond am Himmel blinkt,
Entsteigen sie dem Bade
Als Jungfern aus Gestade.

Es braust der Wind, es saust das Rohr
Die Melodie zum Tanze;
Die Lilienmädchen schlingen sich
Von selbst zu einem Kranze;
Und schweben leis umher im Kreis,
Gesichter weiß, Gewänder weiß,
Bis ihre bleichen Wangen
Mit zarter Röthe prangen.

Es braust der Sturm, es saust das Rohr,
Es pfeift im Tannenwalde,
Die Wolken ziehn am Monde hin,
Die Schatten auf der Halde;
Und auf und ab durchs nasse Gras
Dreht sich der Reigen ohne Maß
Und immer lauter schwellen
Aus Ufer an die Wellen.

Da hebt ein Arm sich aus der Fluth,
Die Riesenfaust geballet,
Ein triefend Haupt dann, schilfbekränzt,
Vom langen Bart umwallet,
Und eine Donnerstimme schallt,
Daß im Gebirg es widerhallt:
„Zurück in eure Wogen,
Ihr Lilien ungezogen!“

Da stockt der Tanz — die Mädchen schrei'n
Und werden immer blässer,
„Der Vater ruft: Puh! Morgenluft!
Zurück in das Gewässer!“
Die Nebel steigen aus dem Thal,
Es dämmert schon der Morgenstrahl,
Und Lilien schwanken wieder
Im Wasser auf und nieder.

August Schnezler.

Erlengespräch.

Noch nie ein Fischlein sah ich spielen
Auf dieses Weibers dunklem Plan,
In seinem Röhricht eingesiedelt
Kein Wasserhuhn und keinen Schwan.

Er liegt so stumm, so lang ich denke,
In dieser wilden Waldeskluft;
Das Wetter bricht am Berg sich jenseits,
Hier auf dem See da schläft die Luft.

Sein Licht ist Widerschein des Himmels,
Doch wird im hochumschlossnen Raum
Der späte Tag, der frühe Abend,
Die lange Nacht ein stiller Traum.

Dort oben in dem Wald die Feen,
Die sagten oft, wenn Vollmond war,
Es hab' in diesem See ein Elfe
Sein Bett gemacht auf tausend Jahr.

Und manche schlich vorsichtigheimlich
Mit leisen Sprüchen an den Bord,
Wies ihren Ring, schwang ihre Ruthe,
Doch still blieb's, und sie schwebte fort.

Die Fremde nur, die dies Gebürge
Durchstreifend selten wird gesehn,
Mit leisem Zuge naht und wieder
Verschwindet, eh' man umgesehn.

(Man sagt, einst hab' sie hier gewohnet,
Ihr Namen ist mir unbekannt.)
Die scheint den rechten Ring zu haben
Und nichts zu wissen von dem Pfand.

Das Letztemal, als ihr Geleite
Schlief in des Buchenwaldes Rund,
Kam sie allein vom Fels hernieder
Lustwandelnd nach dem Schattengrund.

Vor ihren Füßen blitzt' es helle,
Und hin zum See, eh' sie's betrat,
Erglomm das Gras in Demantstimmer
Vorausbezeichnend ihren Pfad.

Sie schritt mit ruhig sichern Tritten
Bis an den blauen Wasserplan,
Und an dem Rande fand sie stehen
Zu ihren Füßen schon den Kahn.

Der führte gleich sie, kaum betreten,
In sanften Bögen auf dem See,
Und lautlos war der Kreis erleuchtet,
Und dunkel nur die Wälderhöh'.

Der Wassergrund floß ihr zum Spiegel
Rings um den Kahn im tiefsten Blau,
Doch wunderbar in reinem Lichte
Stand, wie ein Bild, die schöne Frau.

An einem Bande, das geschlungen
Vom Hals herab zum Busen floß,
Da hing der Ring, aus dessen Stein sich
Ein Purpurstrahlen-Bündel goß.

Wo streifend die den See berührten,
Erwachte schwankend Klang an Klang,
Bis um die stille See sich spielend
Ein Kreis bewegter Töne schlang.

Und sie, so schöner anzuschauen,
Wie Licht und Wohllaut sie umquoll,
Ertrug die eigne hohe Schönheit
Sanftathmend und gedankenvoll.

Die Glieder konnten nicht verhehlen
Die Anmuth, die so schweigend war,
Die Augen blickten voller Seele
Und blieben doch so ruhigklar.

*) Freiburg im Breisgau 1120.

Die Lippen blühten ihr wie Knospen
Und brachen doch das Schweigen nicht,
Unaussprechliches Selbstvergessen
Lag auf dem reinen Angesicht.

Die Morgenluft kam lind geflogen
Und spielte mit dem leichten Band,
Zufällig ward es umgeschlagen,
Zufällig ward der Ring gewandt.

Gleich war der See verstummt und dunkel,
Gleich trieb ans Ufer hin der Kahn,
Da stieg sie aus, so schön, wie immer,
Und lebt wie immer, sag der Plan.

Adolf Schöll.

Das Marienbild und der Bodensee.

1.

Dumpf des Waldes Bäume krachen,
Und es kracht dumpf der See;
Auf den Bergen, auf dem flachen
Lande wachsen Frost und Schnee.

Bald sieht nächtlich man die Sterne
Feuerballen gleich erglühn,
Weil sie von uns in die Ferne
Alle Wärme an sich ziehn;

Und bald gießet sich der Himmel
In den weißen Flocken aus,
Ihr verworrenes Gewimmel
Decket zu des Landmanns Haus.

Aber unter all den Leiden
Denken doch die Menschen bran,
Daß, wo sonst nur Schiffe gleiten,
Jetzt für Roß und Wagen Bahn.

Von des Schweizerlands Gestaden
Wälzt ein Zug sich eilend weit,
Budert auf den jetzigen Pfaden
Mit ein Muttergottesbild,

Daß man es da drüben pflege,
Von der lieben Heimath weit,
Bis es auf demselben Wege
Kehre heim nach langer Zeit.

Alle stehn's in der Kapelle,
Trauert in dem fremden Land,
Weggeführt von heil'ger Schwelle,
Wo es manch Jahrhundert stand.

Und hier wollen sie's nicht kennen,
Denn sie haben's nie gesehn,
Wenn sie aus es betend nennen,
All an ihm vorübergehn.

2.

Siehst am See du die Kapelle?
Ihren harten Fuß von Stein
Netzt die kalte flucht'ge Welle
In des Mondes trübem Schein.

Auf dem Dach die alte Fahne
Kirrt im herbstlich rauhen Wind
Und auf einem morschen Kahne
Rauscht vorbei das Schifferkind.

An dem Ufer von den Bäumen
Fallen welke Blätter dicht,
Und zu langen Winterträumen
Schließt die Fluth ihr Angesicht.

Traurig schweigen alle Wesen
Ob des schlimmen Winters Nahn;
Eines nur ist auserlesen,
Das sich jetzo freuen kann.

Und es harret mit stillen Sorgen,
Bis vorbei die lange Nacht,
Ob der kalte Wintermorgen
Neues Eis dem See gebracht.

Ob nicht bald zu Eis erstarret
Seine ganze Fläche sei;
Doch es hat umsonst geharret
Und der See ist wieder frei.

Manches blaue Segel ziehet
Ueber seine blaue Fluth,
Und des Schiffers Auge glühet,
Lustig und fröhlich schwellt sein Muth.

Aber dort in der Kapelle
Trauert still das arme Bild,
Weil die klare flücht'ge Welle
Wieder ihm zu Füßen schwillt.

Albert Schott.

Die Indianer.

An des Orinoko wald'gen Borden
Lagern nächtens rohe Kriegerhorden,
Völker sind's, die eine Sprache reden,
Indianerstämme, die sich wild befehden.

Ha, wie haben sie gekämpft, gerungen,
Wie die scharfen Tomahawks geschwungen!
Manches Blutes sind am Tag geflossen,
Bis die Nacht nun Frieden hat geschlossen.

Todesmüde von des Kampfes Hitze
Sanken sie auf ihre Moosessitze,
Haben sie zum Schlaf sich hingestrecket,
Bis der Kampfesruf sie wieder wecket.

Alle ruhen; nur der Stämme Führer,
Sie, der wilden Kriegesflamme Schürer,
Lagern noch beim Feuer, halten Wache,
Brüten tief im Herzen blut'ge Rache.

Beide fühlen's in den Adern kochen —
Jeder kann, den Feind zu unterjochen,
Jeder will des Andern Macht bezwingen,
Jeder will die Herrschaft sich erringen.

Nein, nicht länger mögen sie's ertragen!
Jeder sinnt, den Gegner zu erschlagen.
Beide springen auf, und Beide schleichen
Sich entgegen, still sich zu erreichen.

Ha, nun plötzlich treffen sie zusammen!
Wie die Augen sprühn, die Blicke flammen!
Blanke Messer fliegen aus der Scheide!
Stoß auf Stoß! dumpfröchelnd sinken Beide.

Und wo Jene so sich grässlich morden,
Schlafen still die feindgesinnten Horden,
Frühroths Schimmer weckt sie auf zum Schlagen —
Doch kein Schlachtruf tönt, nur Todtenklagen.

Adolf Schults.

Max von Schenkendorfs Heimgang.

„Gegrüßt am frühen Morgen, du frischer Lilienflor,
Ihr Blumen, die vor allen mein Sänger sich erkor!
Euch wähl' ich, ihn zu grüßen an seinem Freudentag,
Mit Duft und Glanze schmücken sollt ihr sein Schlafgemach!"

Und schnell zum Werke schickt sich die treue Gattin an,
Das sie, ihn zu erfreuen, in stiller Nacht ersann.
Doch tritt sie erst behutsam in seine Kammer ein:
„Noch wird der Vielgeliebte wohl nicht erwachet sein!"

Drin ruht der fromme Sänger, die Wangen hohl und blaß —
Wie sie ihn so erschauet, wird ihre Wimper naß.
Zu Häupten und zu Füßen stellt sie die Blumen dann,
Daß sie mit Duft begrüßen den lieben, kranken Mann.

Aus Immergrün ein Kränzlein, das sie am Abend wand,
Durchflochten und durchwoben von himmelblauem Band,
Drückt sie zuletzt dem [illegible] aufs dunkle Lockenhaar:
„So lebe' auch neuen Lorbeer dein neues Lebensjahr!"

Und einen Kuß noch preßt sie auf seinen bleichen Mund,
Still seufzend: „Könnt' ich küssen dich, kranken Mann, gesund!"
Durch des geräumigen Werkes schlüpft sie behend hinaus,
Zu harren seines Kommens im festlich-stillen Haus!

Hier hat sie nun in Wonne des Gatten still gedacht:
„Wie wird es ihn erfreuen, wenn er vom Schlaf erwacht!
Wie wird sein Aug' erblicken die Blumen voller Lust,
Wie wird der Duft erquicken und laben seine Brust!"

Die Stunde hat geschlagen, wann sein gewohnter Gang
Ihn früh zur Gattin führet — wie weilt er heut' so lang?
Ob Ahnung schnell umdüstert des treuen Weibes Sinn?
Sie fliegt in ängst'ger Eile zur Kammer wieder hin.

Noch schlummernd ruht der Sänger — sein blasses Angesicht
Erglänzet, wie verkläret von wunderbarem Licht.
Betäubend süßer Duften erfüllt das Schlafgemach —
Ihr graut: — „Was thut ich Arme? o, wär' er erst wach!"

„Mein Max," so ruft sie bangend, „ach, schläfst du immerfort?
Wie ist dir? wache, rede! o, sprich ein einzig Wort!"
An seine bleichen Lippen legt sie die zarte Hand —
Umsonst! kein warmer Odem entquillt der Lippen Rand.

Der treuen Gattin Wünsche sind nun an ihm erfüllt:
Er liegt in stillem Lächeln, des Friedens Ebenbild.
Den duftigen Blumenkelchen entstieg ein Engelchor,
Das seine Seele führete zu lichten Höhn empor.

Noch ruht auf seinen Locken der Kranz von Immergrün, —
Wohl ward ihm nun ein besserer, doch bleibe auch soll blühn.
Was er uns einst gesungen vom heiligen deutschen Streit,
Erschallt von deutschen Zungen wohl noch in ferner Zeit.

Adolf Schults.

Das Negerschiff.

Vom Kongo-Strande weht der Ost und treibt sein Spiel, die Wellenjagd;
Der Leuchtschein des Ozeans erhellt die laue Tropennacht.
Das Fahrzeug dort, vom Sturme gewiegt, tanzt auf den Wogen wie ein Kahn:
Ein Sklavenschiff Westindiens, mit reicher Ladung wogt's heran.

Ja, reich beladen, denn an Bord sechshundert Sklaven — welche Zahl!
Wohl stöhnen Viele tief im Raum, wohl tönet Heulen ihrer Qual.
Wohl seufzen sie und rufen laut um Vaterland und Weib und Kind —
Umsonst! es klagt mit ihnen nur der Ostenwind, der Heimathwind.

Der heult so dumpf, der pfeift so gell! Seid näher braust's — das ist Orkan!
Bald in den Abgrund stürzt das Schiff, bald klimmt es schwindelnd himmelan.
Die Menschenräuber fahren jach aus ihrem Traum empor vom Pfühl:
„Maria, hilf! an Klippen nur fahr' gnädig du vorbei den Kiel!"

Und immer lauter klagt heraus der Jammerruf der schwarzen Schaar;
Des Schiffes Führer schaut ringsum mit finsterm Blick in die Gefahr:
„Die Schwarzen fort! die Neger fort! die Säckchen fort und Ruder leer!
Dann lenkt ihn, trotz Sturmesbrauß, den Kiel nach Prinzen-Eilands Port!"

Die Fessel klirrt — auf prallt die Schaar! sie treten taumelnd aufs Verdeck;
Aus ihrer Mitte ragt hervor des Stammes König, stolz und keck.
„Die Bande löst ihm! der hat Mark!" — [illegible] vom Sturmer, schwarzen Braut!"
Das Eisen fällt — er hebt die Hand, vom Druck der Fessel blutig-wund.

Der König ist's, der seinem Volk den Frieden schaffte gut und Recht,
Der König ist's, der seinen Stamm gründet auf blutiger Gefechte,
Der König ist's, der durch Verrath gefallen in der Feinde Hand,
Der König, der mit seiner Schaar gefangen ward am Kongo-Strand.

Und dann verkauft, kein Fortgeschickt! Vom Weib, vom Kind, vom Vaterwald,
Vom Throne weicht, die er verließ, als jüngst er auszog auf Angel!
Ha! der Tyrannen Beute nun, gleich ihm geschleppt aufs weite Meer,
Wohl rufen Schaar jetzt nach ihm die Armen ohne Schutz und Wehr!

Nach ihm, der am Kongo-Strand gesessen einst auf goldenem Thron,
Die goldne Spange trug am Arm und auf dem Haupt die Federkron; —
Nach ihm, dem Knecht, dem Sklaven nun! — dem Sklaven? Ha, er trägt es nicht,
Nein, König noch und fürchterlich, wenn seine Rache die Bande bricht.

Wie rollt er wild die dunklen Augen! den Spanier trifft des Auges Strahl:
Es kommt des Waldeskönigs Blick, wenn ihm genaht sein Mittagsmahl.
Er hält im Lauf — so duckt der Leu, der Panther so, zum Sprung bereit,
Doch nicht, der wild nach Beute lechzt, nein, der sich kühn vom Netz befreit.

Er reckt den Arm nach seiner Schaar, gebietend weist er nach dem Bord —
Er springt hinab — „Auf! Brüder, seht! der König führt sein Volk zum Port!“
Darauf brausen die Geschütze, — Ein Knall — die Schaar begräbt das Meer! —
Domingos Rache erreicht das Schiff, an Beute leicht, an Blutschuld schwer.

Adolf Schults.

Herzog Alba.

Der Henker mit dem Beile
Vor Herzog Alba tritt;
„Du liebest, Herr, die Eile,
Mein Beil war scharf, es schnitt.

„Es schnitt dem Herren Alten
Durchs knöcherne Genick,
Der Junge wollt' nicht halten,
Ihn zwang der Knechte Strick.

„Die Frau — den kleinen Knaben
Hält vor der Brust sie dicht,
Sie kommt, sie will es haben,
Jetzt gleich vor dein Gericht.“ —

Und vor des Herzogs Augen
Trug sie der Mutterbrust,
Sie ließ das Kind dran saugen,
Sie blickt es an mit Lust.

Das Weib sprach ohne Beben:
„Mein Kind ist noch nicht satt,
Laß mich so lange leben,
Bis es getrunken hat.

„Es liegt auf weichen Pfühlen
In einem süßen Born,
Ja, könntest du's dich kühlen,
So legte sich dein Zorn!“

Der Herzog sprach mit Hohne:
„Werd' ich ein Jüngling — gut!
Dann besser, daß ich schone,
Nur jetzt will ich dein Blut!“

Als drauf der Diener faßte
Das Kind mit rauher Hand,
Die Mutter erst erblaßte,
Die Mutter erst entbrannt'.

Es hob in wilden Wellen
Sich ihre bleiche Brust,
Es ward zu Feuerquellen
Der Augen stille Lust.

Sie rief: „O laß es sterben,
Mein Kind vom Herzen fort!
Du, Herzog, sollst verderben,
[illegible]!

„Auf Leben sollst du trachten
Und sollst, wie unverweilt
Mein Knäblein dort verschmachten,
Das noch der Mutter säugt!“

Der Herzog hat's vernommen,
Er hört ihr schweigend zu;
Den Henker läßt er kommen
Und schaffet bald sich Ruh'.

Er läßt im Tod sie treffen,
Er sitzt im Purpurglanz,
[illegible]
Vom Blut des Niederlands. —

Still in des Herzogs Hause
Ward's, mitten in Madrid,
Es hallt in seiner Klause
Nicht mehr des Henkers Tritt.

Vom Baume seines Lebens
Fiel Frucht und Blatt schon ab,
Hin ist der Wurf des Strebens,
Zerbricht sein Feldherrnstab.

Der Leib ist morsch, die Schmerzen
Verzehren seine Kraft;
In dem versteinten Herzen
Dorrt jetzt die Leidenschaft.

Sein Haupt liegt auf dem Kissen,
Er lechzt nicht mehr nach Blut,
Das nagende Gewissen
Ist all sein Hab' und Gut.

[illegible]
[illegible]
Wie Blicken ängstlich fragend,
Ob Niemand helfen kann.

Doch nichts erreicht den Armen,
Umsonst ist der Aerzte Müh,
Nur Einen woll'n erbarmen,
Den mahnet es, wie ein Blitz.

„Den Tod ihm fern zu halten,
Ist Eines nur noch bewahrt:
Legt den erschöpften Alten
An eines Weibes Brust.“

Der Arzt sprach langsam leise,
Der Diener es vernahm,
Bald steht vor dem Greise
Ein säugend Weib voll Scham.

Die Wärterinnen heben
Mühselig ihn auf ihn,
Den dürren Mund zu beleben,
Reicht sie die Brust ihm hin.

Mit innigem Vergnügen —
Er weiß nicht, was er thut —
Trinkt er in vollen Zügen,
Doch ihm ward Milch zu Blut.

Bald graut's ihm vor dem Tranke,
Er hebt sich weg entsetzt,
Aufblickt der Schwache, Kranke,
Und verblaßt ruft er jetzt:

„O, ich will nicht mehr werden,
Ich hab's verschrieben, Weib!
Ich bin dem Säugling worden,
Verschone meinen Leib!“

Die Aerzte sehn und staunen,
Der Wahnsinn bricht hervor,
Die alten Triebe [illegible]
[illegible] sich ins Ohr.

Es beut die Brust vergebens
Das junge Weib dem Greis,
Am warmen Quell des Lebens
Liegt er, wie Stein und Eis.

Die Lippen regt er zitternd,
Im Auge das Gericht,
[illegible] die Hölle [illegible],
Dem bleiches Angesicht.

G. Schwab.

Die Insel der Seelen.

Am fernsten Strande kalter Felsen,
Wo matter schon die Sonne scheint,
Wie aus weiten ein Drachenschiff [illegible],
[illegible] von heisern Möven, [illegible],
Ist jetzt ein Kriegesheer gelagert
Mit Schild und Speer, im Römerkleid,
Ein Volk, verbrannt und abgemagert,
Doch aller Feinde Herr im Streit.

Hier tritt mit hoher Forderstirne
Der Feldherr in ein Fischerhaus:
„Reicht mir vom Trank der weißen Birne,
Und löscht den heißen Durst mir aus!“
Der greise Niels nickt und schweigt,
[illegible] am Herde leer das Netz,
[illegible]
Und schäumend Horn voll [illegible] Meth.

Der Römer schlürft mit Behagen,
Er [illegible] und regt den Drang der Lust,
Und [illegible] mit langsamem Vergnügen
Den [illegible] sich und Kehl' und Brust.
Das leere Horn reicht er zur Erde,
Doch gierig bleibt sein Aug' und weilt;
Er spricht mit brennender Geberde:
„So wäre doch ein Durst gestillt.“

Der Alte fragt: „„Was willst du weiter?
Wir geben gerne, reicht und schenkt!
Du bist hier nicht im Thal der Streiter,
Du ruhst bei [illegible] Geschlecht!““ —
„Ihr Armen,“ spottet jetzt der Fremde,
„Was ich begehre, liegt zu weit:
Ihr bringt es nicht im Fischerhemde —
Wem [illegible] bringt Unsterblichkeit!“

„„Unsterblichkeit? willst du sie binden
An deinen Schlachten Tod und Weh?
Unsterblichkeit, sie ist zu finden
Im Friedensland, beim [illegible].
Dort strahlet sie zum Lebens Ende,
Dort winkt der Seelen letzter Port,
Doch wer dort landen will, der wende,
Nur nach dem Tode lebt sich's dort!““

Des Römers bleiche Lippen beben:
„Ja doch, du gallisch Übermuth!
Du [illegible], deine Greise [illegible]
Aus ihrem Blute [illegible]!
Wem' wir sind [illegible], denn [illegible]
Wie die [illegible] schwebt,
[illegible] über die bei Römers Liebe:
Weg bleibt dein Mann und meiner lebt!“

Da senkt der Greis sich, horchend
Schaut er auf seinen [illegible] Gast
Und seine Hände haben munter
Das Ruder, das dort lehnt, gefaßt:
„„Was soll ich's länger dir verbergen?
Wir Schiffer sind's von der Seelen Land.
Wir fahren und, wie sind die Bergen,
Und steuern sie zum Heimathstrand.““

Dem Römern sträuben sich die Haare,
Was fragt er nicht, was ihn bewegt:
„Erzähle, daß auch ich's erfahre!“
Spricht er, die Hand aufs Haupt gelegt.
Da blickt er langend auf zum Fischer,
Der, auf das Ruder vorgebeugt,
Mit jedem leisen Worte frischer
Der Greise [illegible] Nacht bezeugt:

„„Dort drüben, wo die Sonne sinkt,
Dort liegt ein Eiland, hinter'm Meer,
Mit goldnem grünen Lichtern winket
Dem Land, und Bäumen fruchtschwer.
Der Himmel dort ist blau und lächelnd,
Kein Winter droht, kein Sonnenbrand,
Die Lüfte hauchen immer fächelnd;
Und doch ist's nur der Todten Land.““

„„Nichts ist zu hören, nichts zu schauen,
Verschlossen wird es erst zu Nacht.
Doch, was dann waltet, macht kein Grauen,
Zum Leben ist der Tod erwacht.
Nun höre, was wir Fischer wissen,
Und was im Dienst der Seelen thun:
Oft klopft im Schlaf an unsre Kissen
Ergeht ein Ruf, läßt uns nicht ruhn.““

„„Vom Lager springen wir und lauschen,
Denn draußen wird es voll und laut,
Und viele tausend Stimmen rauschen
Von Menschen, die kein Auge schaut.
Und Schiffe liegen, hochgethürmte,
Statt unsrer Kähne, längs der Bucht,
Wir sind es, traun das Toben stürmte,
Tief sinkt ins Wasser ihre Wucht.““

„„Mit Mannschaft sind sie schwer befrachtet,
Da ruft voll Ungeduld: „Herbei!“
Wir steigen ein, so tief es nachtet,
Und ohne Ruder und Anker frei.
Das Schiff ist voll von Schattengäßchen,
Wir sehen nichts, wir hören viel;
Doch unsre Fahrt, sie geht zum Westen,
Wir stoßen siegen wir zum Ziel.““

„„Damit fährt sich's vier und zwanzig Stunden:
Nur Eine Stund' in solcher Nacht.
Schiff wird am Schiff bald angebunden,
Und jetzt entleert sich die Fracht.
Nach wir entschwimmen uns zum Strande,
Wie hauchet und kreist es um und her!
Und nun erst von dem Inselande
Herbewegt's, just ein zweites Meer.““

„„Da ist ein unsichtbares Grüßen,
Da wird ein Freudenruf gehört,
Von Küssen rauscht, von zärtlich süßen,
Die Luft, die sonst kein Athem stört.
Ein [illegible], wonnevoll Umarmen,
Und doch von Beiden keine Spur,
Ein [illegible] Brust an Brust Erwarmen, —
Wir spüren's nicht, wir wissen's nur.““

„„Vernehmlich [illegible] theure Namen,
Der Gatte ruft dem Gatten zu,
Der Vater [illegible], welche kamen,
Der Held dem Helden: Bist es du?

Und Handschlag, und der Liebe Küssen,
Ein Leben, so voll Seligkeit,
Doch, lieber die Nacht gleich fort zu büßen,
Und bitter Tag bringt weh und Leid." —

„— Dann erhebt ein Ruf und, kaum zu fassen,
Und schnell sind wir zu Schiff kommen,
Und als von Morgenröthen gewandert,
Sind wir in unserm Hafen schon.
Doch auf der Meeresfläche rauchen
Die Schiffe leer und unbeschwert,
Nur keiner sind sie nie geblieben,
Bis traurig Ohnmacht gemacht." —

„— Und glaubst du jetzt an's Land der Seelen,
Und bereust du jetzt Undankbarkeit?" —
Da bringt der Römer auf, das Kühlen
Durchs [illegible] lein [illegible].
„Auf, alter Charon, leer' dein Kahne,
Schon morgen gehn wir beiden ein,
In schwung uns je die Ziegelfahne,
Sei auch der Seelen Insel mein!"

Gutlichen schüttelt Paar und Seelen
Dem Kinder bei dem lieben Wort,
Doch dem Gewaltigen erschreckend
Gehorcht er und sie gehn an Bord;
Sie fahren hin die Nacht, den Morgen,
Den ganzen Tag, den Abend auch,
Im Sonnenlichte sind sie geborgen,
Im Rauche weilt sie rauher Hauch.

Doch mit der Brandung letzten Wellen
Schlägt auch der Wind nach Westen um,
Es macht beginnt der Strom zu schwellen,
Die Segel brausen, [illegible],
Der Sturm des Windes wühlt im Sande
Die Wirbelwinde; entsetzlich
Ein schwarzer Wolkenbruch vom Strande,
Und wirbelnd sich der Nachen dreht.

Zurückgejagt, zurückgewichen
Vom Gischt der Brandung steigt der Held,
In [illegible] Leichenschiffen
Durch er das [illegible] Wasserfeld.
Er, wie vom Gedanken geschlagen,
Steigt er am andern Ufer aus,
Und schnelle Schritte [illegible] tragen
Den [illegible] und Leichenhaus.

Trompeten erschallen; mit dem Finger
Deutet auf den [illegible] von dem Strand,
Im [illegible] steht er, blaß und bange,
Den Blick noch einmal umgewandt:
„Ich weiß, du hast mir nicht gegeben,
[illegible], Hammelsglück!
Mein Geist ist aufgestellt und leben,
In diese Welt kehr' ich zurück!"

„Verschließt mir immerhin, ihr Ohren,
Die [illegible] Gestirn;
Die Seele will ich mir erobern,
Die stillen Nächte hab' ich bannen?
Ein [illegible] will noch umschlingen,
Ein alter Meere Perlen voll!
Mein Ruf will in die Welt durchdringen,
Und unser Himmel [illegible] soll!"

Er brüllt's und fliegt durchs Land der Seelen,
Als jagt' ihn noch der Strom im Kahn;
Hört horten sich die Donner schallen,
Doch Götterlachen gilt ihm der Wahn.
„Um Herrschaft ist kein Kind zu schwören,
Gefallen ist der Würfel schon."
Er geht die Brandung seinen Traum,
Und [illegible] durch den Nachen.

Nun stürzt er Sandalen und Tribunen,
Zerreißt der Freundschaft heilig Band,
Und Speere wirft er, wie Harpunen,
In seinen Leib dem Vaterland.
Die Krone Roms glaubt er gefunden,
Die ihm den falschen Scheitel deckt —
Und liegt mit drei und zwanzig Wunden
Am Boden blutgeröthet hingestreckt.

Gustav Schwab.

Der Köhler.

Es blüht ein schwärzlich Hand
In Höhlen tief und still,
Und wirft der Tod mit Brand,
Wenn er kein würgen will.

Es schleicht durch Schloß und Wald
Mit rauch'gen Köhlerkleide;
Da zittert Jung und Alt
Im adlichen Geschlecht.

Doch bleibt nur Eins vom Stamme,
Den Schwarzen sieht es nicht;
Das ist das Enkelkind,
Das durch das Herz er sticht. —

Im Schloß tönt Sang und Klang;
Doch, der die Saiten greift,
Der Harfner stehet bang:
Vorbei der Köhler streift.

Beim Tanz läßt Paar um Paar,
Der Bräutigam wird bleich,
Entschwebt ist die Schaar,
Die Braut glüht Rosen gleich.

Mit [illegible] Schwerte
Der schwarze Gast herab;
Und [illegible] gräbt
Wie an des [illegible] Grab.

Im Schloß ist Feiermal,
Es hebt der [illegible] Gast
[illegible] den Pokal
Und fühlt sich [illegible].

„Er ißt nicht so [illegible]?
Wollt ihr nicht fröhlich sein?
Was sehet ihr euch um?
Wir gehen ganz allein!"

Doch an der Pforte stand
Der ungeladne Gast;
Und [illegible] schon fand
Den Greis im Stuhl erblaßt.

Im Schloß rauscht Kinderlust,
Die beiden Enkel breit
Den Wunsch an die Brust,
Und [illegible] sich [illegible].

Sie küßt der jüngste Knab'
Im blauen Seiden [illegible]:
„Was wendest du dich ab
Er blaß, das Mütterchen!"

Sein blühend Angesicht
Drückt er in ihren Schoß;
Er sah den Köhler nicht,
Der in den [illegible] ihn schloß.

So geht's von Jahr zu Jahr,
Noch lebt's und webt's im Saal;
Der Schatten unſichtbar
Naht Jedem doch einmal.

Und endlich wird es leer,
Und Alles ward ſein Raub.
Durch Hören wandelt er
Hoch über Kopf' und Staub.

Guſtav Schwab.

Der beinerne Tiſch.

Wie wandelt die Burgfrau von Falkenſtein
So prunkend im goldnen Geſchmeide!
Sie blickt in den ſpiegelnden Teich hinein
Mit übermüthiger Freude.
„Wer," ruft ſie, „thut mir's in Kärnthen gleich,
Ich bin an Gold wie an Schönheit reich;
Was Mancher ſich wünſcht in der Stille,
Das hab' ich in üppiger Fülle!"

Ich hab' an hölzernen Tafeln geſpeiſt,
Bald hat mich des Holzes verdroſſen;
Drauf hab' ich des duft'gen Burgunders Geiſt
An marmornen Tiſchen genoſſen;
Da tauſch' ich für matten, verwitterten Stein
Bald ſchimmernde Platten von Silber mir ein;
Nun mag ich an goldenen Tiſchen
Mich kaum noch Behagen erfriſchen!"

Zum Scherze möcht' ich nun einmal nur
Auf beinernem Tiſche noch eſſen,
So hätt' ich das ganze Reich der Natur
Mit ſiegender Laune durchmeſſen!
Man ſagt, das Glück ſei flüchtig und ſchwank:
Mir lebt's ſeit Jahren ſchon treulich zu Dank,
Und ſagt' ich's mit Schlägen und Worten,
Es hätte mich bleiben zu dürfen!"

Und ſo, wie den Ring, den ich hier vom Teich
Auffangen laſſ' und verſchlingen,
Kein Taucher vermag aus dem Waſſerreich
Ans Licht mir wieder zu bringen,
So wird auch die Burgfrau von Falkenſtein
Allimmer die Reichſte, die Schönſte ſein,
Denn arm und häßlich zu werden,
Das hab' ich verlernt auf Erden."

So ruft ſie im ſchwellenden Uebermuth
Und ſchleudert den Ring von dem Finger.
Mit leiſem Gemurmel verbirgt ihn die Fluth
Im tiefen kryſtallenen Zwinger.
Das Burgvolk ſieht es mit freſtelndem Grau'n,
Doch lächelnd wandelt die reichſte der Frau'n,
Um ſchwelgend an goldenen Tiſchen
Den luſternen Sinn zu erfriſchen. —

Drei Tage verrinnen, da ſtürzt ins Gemach
Ein Fiſcher mit eilenden Schritten.
„Dies Hechtlein fing ich, — ſo ſpricht er zum Koch, —
Erſt hat es mein Meſſer zerſchnitten;
Da fand' ich im Bauche das Ringlein klar,
Oft ward ich's am Finger der Herrin gewahr!
Drum ſoll der Verluſt ſie nicht kränken:
Sie wird's dem Sieger gedenken!"

Der Fiſcher ſpricht es, dem Burgvolk graut,
Es ſendet beſchämt ihn von hinnen;
Doch wie nun die Burgfrau den Ring erſchaut,
Da geht es ihr ernſtlich zu Sinnen. —

Drei Tage wandelt ſie düſter und ſtumm,
Dann herrſcht ſie wie früher, ſich bruſtend, herum;
Was mag ſie das Märchen auch kümmern,
Wie Gold noch und Schönheit ihr ſchimmern. —

Drei Jahre ſchwinden in Saus und Braus,
Da raſſelt's von Waffen im Lande;
Und Sieben von Feinden gießen ſich aus
Und ſchrecken mit Mord und mit Brande.
Schon lugt in die Scharten von Falkenſtein
Der Krieg, ein gefräßiger Geier, hinein;
Schon hat an den kummernden Höhen
Die Raubſucht ihr wildes Ergötzen.

Mißhandelt ſchleppt ſich die Burgfrau fort
Mit ſiechen, ermatteten Gliedern;
Doch, wo ſie auch bettelt mit flehendem Wort,
Da wird ihr ein rauhes Erwidern;
Und was ſie verweigert den Armen zu thun,
Die reicheren Armen vergelten ihr's nun;
Von einem Gehöfte zum andern
Muß darbend die Schmachtende wandern.

Oft muß ſie zuſammengekauert am Pfad
Ihr Brot auf den Knien verzehren,
Und mancher von ihr Verſpottete naht,
Den Spott auf ſie nun zu kehren;
Und ſieht er ſie gierig mit emſigen Bemühn
Aufleſen die Brocken von dürren Knien,
So höhnt er ſie: „Ei nun erfriſche
„Dich einmal am beinernen Tiſche!"

J. G. Seidl.

Der letzte Mann.

In Lindela ſaß ein düſterer Mann
Zur Stund', als eben das Jahr verrann,
Und hoch vom Dome der Thurmer mit Macht
Ein neues ausblies durch die Nacht.

Da tritt der finſtre Mann zum Schrein,
Faßt eine bekannte Flaſche mit Wein,
Entkorkt ſie, nimmt das Glas zur Hand
Und füllt es ſchweigend bis an den Rand.

Und wie er es langſam zum Munde führt,
Da fühlt er ſich innigſt bewegt und gerührt;
Man merkt es ihm ob am funkelnden Blick,
Er denkt an die früheren Zeiten zurück.

Vor funfzig Jahren, ſo denkt er, da war's
Wohl anders zur Stunde des ſinkenden Jahrs;
Da ſaßen wir unſer Zehn um den Tiſch,
Ein Jeder lebendig, ein Jeder friſch.

Da klang es von Liedern ſo heiter und hell,
Da ſprang des Kaminfeuers glühender Quell,
Da lief durch die Runde das herzliche „Du",
Da ſcholl viel Toaſte und Klänge dazu.

Und Einer erhob ſich aus unſrer Zahl
Und faßte begeiſtert den vollen Pokal.
„Mein" rief er, „bei Gott! ſo köſtlichen Wein
„Soll nicht ſo ſchlechthin verbrauchen ſein!"

Und eine Flaſche faßt er ſodann
Und legt ein feſſelndes Siegel daran,
Und hieß ſie von Händen zu Händen gehn
Und ließ ſie von Aller Augen beſehn.

„Die Flaſche," rief er, „ſo wie ſie iſt,
„Sie ſoll bewahrt ſein von unſrer Friſt.
„Bewahret, ob Blatt um Blatt auch fällt
„Vom Kranze, der jetzt noch ſo wohl beſtellt.

„Und wenn einſt nur mehr noch ein Einziger lebt,
„Und wieder das ſinkende Jahr entſchwebt,
„Der hole ſchweigend ſodann aus dem Schrein
„Hervor die verſiegelte Flaſche mit Wein,

„Entſiegle ſie, nehme das Glas zur Hand
„Und füll' es mit perlendem Weine zum Rand,
„Und leer' es im ſtill gewordenen Haus
„Wehmuthig aufs Wohl der Geſchiedenen aus!“

Und funfzig Jahre ſind nun herum,
Hier ſitzt ich, der Letzte, der Einzige, ſtumm.
Wohlauf! Dir, Bruder, ſei's dargebracht:
Du fielſt, ein Bevollmächtigter, ſchon in der Schlacht! —

Dir, Bruder, dies! im Meer iſt's kühl! —
Dir — dieſes: ein böſes Spiel iſt das Spiel! —
Dir — dieſes, Bruder: du glaubteſt mir nicht,
Daß Liebe die Herzen wie Binſen bricht!

Dir, Vielgeprüfter, — ein Lebehoch! —
Auch dir: ſchwer drückt der Ehren Joch!
Auch dir: nicht wahr, die peinlichſte Pein
Iſt die, verkannt von den Liebſten zu ſein? —

Auch dir: man beneide den Dichter nicht;
Des Herzens Grabmal iſt manch Gedicht!
Auch dir, du leichter, glücklicher Sinn:
Du ſcherzteſt dich lächelnd ins Jenſeits hin! —

So denkt ſich der Mann, leert Glas um Glas,
Die Augen umflort's ihm, er weiß nicht was: —
So iſt doch ſchwer, aus frohem Verein
Der einzige — letzte Mann zu ſein!

J. G. Seidl.

Der todte Soldat.

The most precious tears are those, with which heaven bedews the grave of a soldier.
O. Goldsmith.

Auf fernem, fremder Aue
Da liegt ein todter Soldat,
Ein Ungezählter, Vergeſſ'ner,
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viel Generäle
Mit Kreuzen an ihm vorbei;
Denkt Keiner, daß, der da liegt,
Auch werth eines Kreuzleins ſei.

Es wird um manchen Gefallnen
Viel Klag' und Jammer laut,
Doch nur den armen Soldaten
Giebt's weder Thräne, noch Wort. —

Doch ferne, wo er zu Hauſe,
Da ſitzt beim Abendroth
Ein Vater voll banger Ahnung
Und ſagt: „Gewiß iſt er todt!“

Da ſitzt eine weinende Mutter
Und ſchluchzet laut: „Gott helf'!
„Er hat ſich anaemeldet
„Die Uhr blieb ſtehn um Elf.“

Da ſtarret ein blaſſes Mädchen
Hinaus ins Dämmerlicht:
„Mir iſt er todten nur geworben,
„Meinem Herzen ſtirbt er nicht!“ —

Drei Augenpaare ſchicken,
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen todten Soldaten
Ihre Thränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Thränen
In einem Wölkchen auf,
Und trägt es zur fernen Aue
Hinüber im raſchen Lauf;

Und gießt aus der Wolke die Thränen
Auf's Haupt des Todten als Thau,
Daß es unbeweint nicht liege
Auf fernem, fremder Au.

J. G. Seidl.

Blondels Lied.

Romanze.

Spähend nach dem Eiſengitter
Bei des Mondes hellem Schein,
Steht ein Minſtrel mit der Zither
Vor dem Schloſſe Durrenſtein;
Stimmt ſein Spiel zu ſanfter Weiſe
Und beginnt ſein Lied dazu,
Denn ein Ahnen ſagt ihm leiſe:
„Suche treu, ſo findeſt du!“

König Richard, Held von Akon,
Sankſt du wirklich ſchon hinab?
Muß dein Schwert im Meere roſten,
Oder deckt dich fern ein Grab?
Suchend dich auf allen Wegen,
Wallt kein Minſtrel ohne Ruh',
Denn ihm ſagt ein leiſes Regen:
„Suche treu, ſo findeſt du!“

Gehſt du lebend noch hienieden?
Hielt vielleicht ein Feind dich auch,
Um in Ketten dich zu ſchmieden,
Der ſo viele Ketten brach?
Oder liegſt du ſchon gebunden,
Stolzer Löwe, in ſchnöder Ruh'? —
Hoffnung ruft zu allen Stunden:
„Suche treu, ſo findeſt du!“

Hoffe, Richard, und vertraue!
Treue lenkt und leitet mich;
Und im fernen Heimathgaue
Betet Liebe ſtill für dich.
Blondel folget deinen Bahnen,
Margot winkt dir ſehnend zu;
Deinem Minſtrel ſagt ſein Ahnen:
„Suche treu, ſo findeſt du!“

Horch! da tönt es leiſe, leiſe
Aus dem Burgverließ empor.
Eine wohlbekannte Weiſe
Klingt an Blondels lauſchend Ohr.
Wie ein Freundesruf, ein trauter,
Schallt ſein eigen Lied ihm zu.
Und ſein Ahnen ſagt ihm lauter:
„Suche treu', ſo findeſt du!“

Was er ſang, das ſingt er wieder,
Wieder tönt es ihm zurück.
Süßer Ton! klingt hernieder —
Keine Täuſchung! — Schönes Glück!
Den er ſucht auf ſeinen Bahnen,
Ach ſein König ruft ihn zu;
Nicht vergebens war ſein Ahnen:
„Suche treu, ſo findeſt du!“

Helmwärts fliegt er mit der Kunde,
Da war Leid und Freude groß.
Fliegt zurück mit edler Runde,
Kauft den theuern König los.
Rings umstaunt vom frohen Kreise
Stürzt der Held dem Sänger zu;
Gut bewährt hat sich die Weise:
„Suche treu, so findest du!“

J. G. Seidl.

König Robert.

„Götter sind mit uns im Bunde,
Sieglos weicht die Uebermacht,
Fragt nicht mehr nach seiner Wunde,
Denkt der Glorie dieser Schlacht.
Sei mir Helm und Schild beronnen
Mit dem eignen Herzensblut,
Ist die Freiheit doch gewonnen,
England, dir das höchste Gut.“

Spricht's und setzt mit kühnem Wagen
Den zerstreuten Schaaren nach,
Bis der letzte Feind erschlagen
Und getilgt verjährte Schmach,
Da von seinem Roß, dem guten,
Sinkt er kraftlos in den Staub:
Dem der Däne muß verbluten,
Wird nun selbst des Todes Raub.

Seine Mannen stehen alle
Schmerzergriffen um ihn her:
In der königlichen Halle
Bleibt kein Auge thränenleer.
Starr, gleich einem Marmorbilde,
Ohne Regung, ohne Laut
Bei dem Kranken steht Svanhilde,
Erst seit Monden ihm getraut.

Zu dem Arzt, der ihn verbunden,
Hebt er ruhig an und spricht:
„Sind sie tödtlich, meine Wunden?
Hehle mir die Wahrheit nicht.
Sterb' ich, an Walhallas Pforte
Harret mein der Helden Kreis.“
Und der Arzt mit ernstem Worte
Schüttelt Locken silberweis.

„Helden soll man Wahrheit sagen:
Furchtlos schauen sie den Tod.
Denn er ist von schönern Tagen
Ein willkommnes Morgenroth.
Herr, begieb dich dieses Lebens,
Denn vergiftet war der Pfeil:
Alle Hoffnung ist vergebens,
Nur ein Opfer bringt dir Heil.

„Dich erlöst, wer deiner Wunde
Gift entsaugt und in sich zieht;
Doch er wisse, daß zur Stunde
Er dein Loos sich selbst beschied.
Viele seh' ich, die ihr Leben
Oft im Kampf für dich gewagt;
Nimm, was sie dir willig geben,
Eh' die Morgenröthe tagt.“

Rings verstummt die Rittergilde,
Keinen Laut vernimmt das Ohr,
Und die sinnende Svanhilde
Fährt aus tiefem Traum empor.

Spricht der König: „Gönnt mir Frieden
Bis zum ersten Tagesschein!
Mir ward dieser Tod beschieden,
Gerne duld' ich ihn allein.“

Sie gehorchen ohne Säumen:
Oede steht Palast und Saal,
Und in wonnevollen Träumen
Denkt der König nicht der Qual:
Schifft noch oft auf golden Kielen,
Trinkt noch manchen Becher leer
Und in späten Tagen spielen
Kind und Enkel um ihn her.

So umwehn ihn Traumgebilde;
Horch, da schreitet durch die Nacht
Vor des Gatten Bett Svanhilde,
Leise, daß er nicht erwacht.
Blicket aufwärts zu den Sternen,
Senkt sich nieder auf ein Knie:
Hingewandt zu Himmelsfernen
Zu den Göttern flehet sie:

„Die ihr tront in goldnen Hallen,
Selig morgen, so wie heut.
Laßt das Opfer euch gefallen,
Daß die Gattin willig beut.
Ach sie müßte doch verderben,
Die der Tod so schwer beraubt:
Gönnet ihr für ihn zu sterben,
Und verschont sein theures Haupt.“

Gnädig schaun die Götter nieder,
Wie sie leis' den Purpur hebt,
Mit dem weißen Arm die Glieder
Des Geliebten sanft umwebt,
Sehnlich drückt die heiße Lippe
Auf die Wunde seiner Brust
Und, als ob sie Honig nippe,
Saugt das Gift mit Himmelslust.

Innig hält sie ihn umschlungen,
Herzt und küßt ihn liebewarm,
Und von Jugendkraft durchdrungen
Wacht er auf in ihrem Arm.
Findet sich an ihrem Herzen,
Schließt sie fester an den Mund:
Fern entweichen alle Schmerzen
Im erneuten Liebesbund.

Doch schon blickt der goldne Morgen
In das bräutliche Gemach,
Und das wilde Heer der Sorgen
Küssen seine Strahlen wach.
Schmerzlich fühlt der Lustberauschte,
Daß sie, ach in seinem Schoß,
Kurze Wonnestunden tauschte
Für das bittre Todesloos.

Denn geheilt ist seine Wunde,
Dankend blickt Svanhild' empor,
Und zur anbefohlnen Stunde
Kehrt der treuen Mannen Chor.
Freude füllt die weiten Hallen —
Mühsam wehrt er ihrer Lust:
Ach, der Jubel muß verhallen
Um der Königin Verlust.

Doch umsonst erharrt er lange
Das unselige Geschick:
Denn nur höher glüht die Wange,
Heller strahlt der Fürstin Blick.
Volle Lust ist erst beschieden,
Als auch froh der Abend naht:
Ja, es lohnen schon hienieden
Götter jede gute That.

König Robert, [illegible],
Faßt des Glückes Fülle kaum,
Hold und holder nur erneuet
Sich der wonnigliche Traum:
Schifft noch oft auf goldnen Kielen,
Trinkt noch manchen Becher leer,
Und in späten Tagen spielen
Kind und Enkel um ihn her.

Karl Simrock.

Der Schelm von Bergen.

Zu Frankfurt auf dem Römer war heute Königswahl,
Und Abends drehn Vermummte sich bei der Fackeln Strahl:
Der König ist geboren!
Des Reiches Noth beschworen,
Ihr Masken, schwingt euch froh im Saal.

Zum Tanze lädt's, zum Tanze! der König fliegt dahin
Und mit dem schwarzen Ritter die junge Königin:
Wer ist wohl der Beglückte,
Den solche Ehre schmückte?
Sie wäre Fürsten Hochgewinn.

Und wieder lädt's zum Tanze, gar mancher Tänzer feucht:
Wen hat die junge Kön'gin die Hand zum Tanz gereicht?
Es ist der schwarze Ritter,
Er tanzt furwahr nicht bitter,
Ja Keiner schwebt so frei und leicht.

Und immer ist's der Schwarze, der sie zum Tanze führt:
Doch ist sie wohl zu tadeln, daß sie den Tänzer kürt?
Die Larven werden fallen,
Dann muß sein Name schallen,
Dann zeigt sich, ob es ihm gebührt.

„Wollt ihr euch nicht entnummen, Herr Ritter, es ist Zeit,
Die Larven alle fielen, laßt schauen, wer ihr seid?" —
„Das, Herrin, nicht begehre!
Bei dem und meiner Ehre,
Du forderst unser Beider Leid."

„Wart ihr des Reiches Rechter," begann der König hehr,
„Hier dulden Ehrenwächter jetzt keine Masken mehr."
Da kann er sich nicht bergen:
„Der Scharfrichter von Bergen!"
Erschrocken schallt es rings umher.

„Unehrlicher, dein Athem befleckt die Königin,
Den Frevel wirst du büßen, der Tod ist dein Gewinn.
Legt Hand an ihn, ihr Schergen,
Den Scharfrichter von Bergen,
Zum Richtplatz schleift ihn selber hin."

„Was könnt' es helfen?" sieht er, „die Kön'gin bleibt entehrt,
Ich will euch besser rathen, Herr König, zieht das Schwert,
Schlagt mich damit zum Ritter:
Beschimpft sie dann ein Dritter,
Das räch' ich ritterlich bewährt." —

„Der Rath ist gut, knie nieder, ich lohn' ihn mit der That:
Du bist ein Schelm gewesen und schelmisch war dein Rath,
So heiße Schelm von Bergen:
Der darf sich nicht verbergen,
Dem dies der Deutsche König that."

Und wieder lädt's zum Tanze, gar mancher Tänzer leicht:
Wem hat die junge Kön'gin die Hand zum Tanz gereicht?
Es ist der schwarze Ritter,
Er tanzt mit offnem Gitter,
Kein Reichsfürst tanzt so frei und leicht.

Karl Simrock.

Der Rattenfänger.

Zu Hameln fechten Mäus' und Ratzen
Am hellen Tage mit den Katzen;
Der Hungertod ist vor der Thür:
Was thut der weise Rath dafür?
Im ganzen Land macht er's bekannt:
Wer von den Räubern
Die Stadt kann säubern,
Des Burgemeisters Töchterlein
Die soll zum Lohn sein eigen sein.

Am dritten Tage hört man's klingen,
Wie wenn im Lenz die Schwalben singen:
Der Rattenfänger zieht heran:
O seht den bunten Jägersmann,
Er blickt so wild
Und singt so mild:
Die Ratten laufen,
Ihm zu in Haufen,
Er lockt sie nach mit Wunderschall
Ertränkt sie in der Weser all'.

Die Bürger nach den Kirchen wallen,
Zum Dankgebet die Glocken schallen:
Des Burgemeisters Töchterlein
Muß nun des Rattenfängers sein.
Der Vater spricht:
„Ich duld' es nicht!
So hoher Ehren
Mag ich entbehren:
Mit Sang und Saitenspiel gewinnt
Man keines Burgemeisters Kind."

In seinem bunten Jägerflaate
Erscheint der Spielmann vor dem Rathe:
Sie sprechen all' aus einem Ton
Und weigern den bedungnen Lohn:
„Das Mägdelein?
Es kann nicht sein;
Herr Rattenfänger,
Mußt euch nicht länger!
Eu'r Flötenspiel ist eitel Dunst
Und kam wohl von des Satans Kunst."

Am andern Morgen hört man's klingen,
Wie wenn die Nachtigallen singen,
Ein Flöten und ein Liedersang,
So süß vertraut, so liebebang.
Da zieht heran
Der Jägersmann,
Der Rattenfänger,
Der Wundersänger,
Und Kinder, Knaben, Mägdelein
In dichten Schaaren hinterdrein.

Und hold und holder hört man's klingen,
Wie wenn die lieben Englein singen,
Und vor des Burgemeisters Thür
Da tritt ein einzig Kind herfür:

Das Mägdelein
Muß in den Reihn:
Die Mäuschen laufen
Ihm zu in Haufen:
Er lockt sie nach mit Wunderschall
Und nach der Weser ziehn sie all'.

Die Aeltern liefen nach den Thoren,
Doch jede Spur war schon verloren:
Kein Eckart hatte sie gewarnt,
Des Jägers Netz hält sie umgarnt,
Zwei kehren um,
Eins blind, eins stumm:
Aus ihrem Munde
Kam keine Kunde:
Da hob der Mutter Jammer an:
So rächte sich der Wundermann.

Karl Simrock.

Bamberger Wage.

Zu Bamberg auf des Kaisers Grab,
Der einst der Welt gebot,
Der ihr Gesetz und Rechte gab
Und hielt bis in den Tod,
Ein Denkmal hat man ihm geweiht,
Das Denkmal ist von Stein,
Da thronet hoch Gerechtigkeit,
Die soll auch steinern sein.

Die Wage hält sie in der Hand,
Und so geziemt's der Frau,
Die gleiches Recht erheilt dem Land
Und allem Volk genau.
Nur Eins bekrembet euch zu sehn,
Daß, wie sich deutlich zeigt,
Die Zunge, statt gradeinzustehn,
Sich einer Seite neigt.

Und eine alte Sage spricht,
So hat man mich belehrt,
Verbürgen kann ich's freilich nicht,
Doch scheint's bemerkenswerth:
Wenn einst der Wage Züngelein
Sich mitten inne stellt,
Das soll ein sichres Zeichen sein
Vom Untergang der Welt.

Drum glaubt nicht, was Propheten lang
Schon in die Welt posaunt,
Es ist zum nahen Untergang
Die Welt noch nicht gelaunt,
Posaunen Jerichos, der Schall
Euch viel zu früh entquillt:
Ihr seht ja, daß noch überall
Bamberger Wage gilt.

Karl Simrock.

Karls V. Seelenamt in St. Just.

Der Kaiser sitzet ernst und bleich
Im Kloster nun ohn' irdisch Reich.

Den Leib umfängt ein Bußgewand,
Vom Rosenkranz weicht nicht die Hand;

Doch Ruhe, Ruhe find't er nicht,
Als drückt ihn schwerer Schuld Gewicht.

Was ist's, daß er nicht ruhen kann?
Bleibt's doch so still in Klosters Bann.

Ist's, weil in Rom er sengt' und raubt'
Und Schmach anthat der Kirche Haupt?

Ist's, weil ers deutsche Reich verließ
Im Raubkrieg um sein goldnes Vließ?

Ist's, weil er stieg von Spaniens Thron
Und setzte drauf den argen Sohn?

Nach Ruhe, Ruhe seufzt er schwer,
Und Ruhe kommt ihm nirgend her . . .

Da denkt er an das Ruhgebet,
Das nach dem Tod' uns Ruh' erfleht,

Und Ruhe wirkt, wenn's möglich ist,
Nach früher oder später Frist.

Ein Requiem, so hofft er nun,
Würd' solch ein Wunder für ihn thun.

Da beichtet er der Sünden Zahl,
Und nahm das heil'ge Gnadenmahl,

Vom Oele trieft Haupt, Hand und Fuß, —
Er beut den Brüdern Abschiedsgruß.

Die tragen ihn auf sein Geheiß
Drauf in des hohen Chores Kreis.

Die Wände hüllt ein Grabtuch ein,
Und düster flammt der Kerzen Schein,

Hoch aufgerichtet steht ein Sarg,
Der bald den alten Kaiser barg.

Dumpf wogt herab der Orgel Klang,
Und dumpf ertönt der Grabgesang;

Von Hiobs Klage bebt der Chor
Und Davids Bußlied schreckt das Ohr.

Und als vollbracht das Amt nun war,
Die Brüder treten um die Bahr',

Besprengen mit geweihter Fluth
Den Kaiser, der still zitternd ruht.

„Er ruh' in Frieden!" schließt's Gebet,
Und „Amen!" jeder Mund erfleht;

Die Brüder dann vom Schauerort
Gehn zögernd nach den Zellen fort. —

Da liegt der Kaiser nun allein,
Und Fieber schüttelt sein Gebein,

Und zitternd steigt er vom Gerüst
Als wenn ins Grab er steigen mußt'!

Und eh' der dritte Tag anbrach,
Der Kaiser todt im Sarge lag; —

Und „Amen!" rief's, „den Deckel zu!" —
Gott geb' ihm Rast! Gott geb' ihm Ruh'!

W. Smets.

Heinrich Frauenlobs Bestattung.

Zu Mainz am Mainstrom möchte wohl
Ein braver Sänger sterben,
Könnt' er ein solches Grabgeleit,
Wie einst zu Meister Heinrichs Zeit,
Sich wohlverdient erwerben.

Das war Herr Heinrich lobesan,
Ein Domherr gar in Meißen,
Der ward nach seiner Lieder Art,
Zu Lob und Preis der Frauen zart,
Ein Frauenlob geheißen.

Als der in Mainz zum Sterben kam,
Da wollten doch ihn lohnen
Sein Lied mit letzter Huldigung
Die Mainzer Mägdlein hold und jung,
Die Frauen und Matronen.

Sie nahmen auf die Schulter still
Die Bahr' mit sammt dem Sarge:
Er hatt' es wohl verdient um sie,
Ihr Lob gesungen spät und früh,
Als gäb's nicht eine Arge.

Dann senkten sie den Leichnam ein
Mit lautem Weh und Weinen,
Und Kranz und Blumenstrauß zuhauf
Mit vollen Händen streuten drauf, —
Die mochten's mägdlich meinen!

Jedoch das Beste kam zuletzt
Aus großen Zaubern stossen
In Kannen blank und Becher fein
Die Ströme hell vom duftigen Wein,
Zu Hochheim aufgeschossen.

Und nun die Mägdlein allzumal
Und Frauen, unverdrossen,
Aus Kannen blank und Bechern fein,
Auch manches Thränchen tropfte drein,
Mit Wein das Grab begossen.

Da ward das Grab ein goldner See,
Die Kränze schwammen drüber,
Da ward das Grab ein Dichtergrab;
Es ist schon lang, daß sich's begab, —
Die Zeiten sind vorüber!

Doch möchte wohl zu Mainz am Main
Ein braver Sänger sterben,
Könnt' er ein solches Grabgeleit,
Wie einst zu Meister Heinrichs Zeit,
Sich wohlverdient erwerben.

W. Smets.

Augustina.

Saragossa, Saragossa! Ist der letzte Schuß gefallen?
Soll des Feindes Siegesdonner höhnend nun in die erschallen?
Sind vergebens deine Männer kühn in Schlacht und Tod gegangen?
Soll den Frauen und den Töchtern nun vor Schmach und Schande bangen?

Saragossa, wie so still ist's auf den Mauern doch geworden?
Willst du schlimmer, als der Feind, denn selber deine Freiheit morden? . . . .
Aber sieh', es naht ein Mägdlein, sich zu den Kanonen wagend,
Brod und Wein und kühle Früchte schwer im Korb am Arme tragend.

Ihren Bräut'gam will sie laben, will mit Speis' und Trank ihn stärken;
Weh, da muß sie todt bei Todten ihn zu ihren Füßen merken!
Und die Lunte, die noch glimmet, schwingt behend sie zur Kanone.
Rache! Rache! ruft sie heftig, daß ich die es, Franzmann, lohne!

Und der Donner, überraschend ringsherum ruft auf den Wällen
Die Verzagten, die Erschöpften, zum Geschütze sich zu stellen.
Und, wie aufgeschreckt durch Zauber, dorthin alle Bürger stürmen,
Männer, Weiber, Greise, Kinder kämpfen schon von allen Thürmen.

Was Vernichtung kann bereiten, Tod in tausend Weisen schossen,
Siedend Oel und Felsenstücke, Alles wird zu Wehr und Waffen.
Wüthend kommt der Feind gezogen, immer wieder, immer wieder,
Aber die Verzweiflung schmettert immer wieder ihn darnieder.

Und verfolgt von Hohn und Rache muß zerfleischt er endlich weichen,
Aus der Luft noch überschüttet von emporgesprengten Leichen. —
Saragossa, denk', ein Mägdlein hat befreit dich vom Verzagen,
Da es Speis' und Trank zum Liebsten, ach, zum todten, mußte tragen;

Dich erquickt durch ihre Liebe, dich gestärkt mit ihrem Muthe
Hat die Tapfre, die den Liebsten liegen sah in seinem Blute;
Drum auf ewig deinen Söhnen, deinen Töchtern neben Mina,
Preis' in Liedern, Saragossa, deine Heldin Augustina!

W. Smets.

Das Todtenkränzchen.

Es thät ein Mägdlein gehen
Ins Gärtlein vor dem Haus,
Die Bäumlein thäten wehen,
Und streuten Blättlein aus:
Das Mägdlein bückt sich hin und her,
Es wollte Röslein brechen,
Da fand es keine mehr.

Sie waren abgefallen,
Es hatt' ein kühler Wind,
Den rothen Röslein allen
Her bracht den Tod geschwind.
Das Mägdlein bückt sich her und hin,
Und pflückte nur den grünen,
Den dunklen Rosmarin.

Sie thät ein Kränzlein flechten,
Schlang's in ihr goldgelb Haar; —
Ein Sträuslein in der Rechten, —
Als wollt' sie zum Altar:
„Ach Mutter, wie ist mir so weh!"
Sie legt' sich in das Bettlein,
Sie war so weiß wie Schnee.

„Warum, o Tochter, Liebste,
Trägst du ein Kränzlein grün?“
„...Ach, gute Mutter, Liebste,
Kein Röslein fand ich blühn!
Ach Mutter, liebste Mutter mein,
Es ist das Kränzlein grüne
Mein Todtenkränzelein.

Mein Buhl' ist schlafen gangen,
Darum traur' ich so sehr,
Erblaßt sind seine Wangen —“
Das Mägdlein sprach nicht mehr;
Mit seinem Todtenkränzlein,
Mit seinem Kränzlein grüne,
Schlief es in Frieden ein.

Ernst Sterzing.

Der Ungarknabe und die Willi.

„Gestorben ist meine junge Braut,
Gestorben, o Gott! gestorben:
Ich hatt' ein schönes Gärtlein gebaut,
Darin ist Alles verdorben.
Es hatte der Tod die Blümlein erspäht
Und mit der Sense hinweggemäht,
Das kann ich nimmer vergessen!

„Die Augen, heller wie Spiegelglas,
Hat ihr das Grab geschlossen,
Darüber der wächst grünes Gras
Und bunte Blümlein sprossen;
Es fällt des Mondes blasser Schein
Auf ihren weißen Leichenstein,
Ich kann sie nimmer vergessen!“ —

Es sprach's ein schöner Ungarsknab',
Er schluchzt' und seufzte bange,
Und strömend rannen Thränen herab
Von seiner bleichen Wange;
Drauf stürmt' er durch das Dorf in Hast
Um Mitternacht bei Sternenglast
Wohl auf die grüne Haide.

Und als er über die Haide schritt,
Da traf er lustigen Reigen,
Der rasch an ihm vorüberglitt,
Doch ohne Flöten und Geigen:
Es war der Willis nächtliche Tanz,
Es flattert' im Haar der bräutliche Kranz,
Der Treuering flammt' am Finger.

Es blähte das weiße Brautgewand
Sich um die schwellende Hüfte,
Es wehte der Schleier, es bebte das Band
Und zitterte durch die Lüfte;
Die Augen glühten in wilder Lust,
Es stieg und sank die weiße Brust,
Der Thau fiel in die Locken.

Der Vollmond flimmerte geisterhaft,
Gespenstig blinkten die Sterne,
Dem Mohn' entkropfte der Schlummersaft,
Die Donau rauscht' in der Ferne
Der Raben- und Eulenschwärme viel
Umkreisten des Tanzes buntes Spiel
Und schaurig nickten die Bäume.

Da sah der Ungarknabe die Braut,
Die Braut den Ungarknaben
„Hihi! mein Feinslieb hab' ich erschaut,
Mein Feinslieb muß ich haben!
Der Knab' ist mein und bleibet mein,
Die Hochzeit soll noch heute sein,
Wir woll'n den Knaben fangen!“

Da tanzt' es die Kreuz, da tanzt' es die Quer,
Die Braut sie führte den Reihen;
Da tanzt' es näher und näher her,
Dem Liebsten die Liebste zu weihen
Im Haar das sprühende Kränzlein hing,
Am Finger der glühende Treuering,
So nahte dem Knaben sein Bräutchen.

Sie riß ihn flugs in den Tanz hinein
Und riß ihn aus Herz voll Feuer,
Sie küßt' ihn und hörte mit ihm fein,
Heiß küßte sie ihr Getreuer:
So tanzten sie fort, jasa! huhu!
So tanzten sie zu und immer zu,
Bis daß die Hähne krähten.

Und als des Morgens frischer Hauch
Ins Land begann zu blasen,
Lag unter einem Rosenstrauch
Der Knab' auf grünem Rasen:
Sein pochend Herz nun ruhig war,
Geschlossen lag sein Auge klar,
Er konnte sie nicht vergessen.

Georg Friedrich Sterzing.

Der Thürmer.

Hoch lodert die Flamme, wild wüthet der Sturm
Und rüttelt den feuergerörteten Thurm,
Die ganze Ebene weit umher
Glüht rings, ein wogendes Feuermeer.

Der Thürmer schwinget mit starker Hand
Die Glocke, verkündet den lodernden Brand;
Laut jammernd umstehen ihn Weib und Kind:
„O rette dich, Vater, o rett' uns geschwind!“

Und lauter tönet die Glocke nach,
Schon dringt der Qualm durch Sparren und Dach;
„Und bis mir ermattend die Kraft gebricht,
Nichts reißt mich hinweg von der heiligen Pflicht.“

Laut prasselt die Flamme, wild wirbelt der Sturm,
Und treibt sie je höher und höher zum Thurm;
Da stürzt die Glocke dumpf donnernd herab,
Und deckt den Thürmer — und wird sein Grab.

Heinrich Stieglitz.

Der Schatzgräber im Seelhof.

Im Walde liegt, auf stiller Au,
Seelhof, ein alter Klosterbau.

Dort grub ein armes Bäuerlein
Nach Schätzen einst im Mondenschein.

Da trat aus einer geheimen Thür
Eine weiße Klosterfrau herfür.

Sie reicht ihm ein seltsam Waldblümlein:
„Das lege dort auf den alten Stein.

Aufspringen wird alsbald der Grund
Und finden wirst du den besten Fund.“

Und als er die Blume kaum erfaßt,
Durchschauert's ihn wie Fieberhast.

Fort, aus dem Seelhof stürzt er hinaus,
Und kam in Todesangst nach Haus.

Der arme Bauer am dritten Tag
Entseelt auf seinem Strohbett lag.

Gefunden hat er den besten Schatz:
Jenseits den ewigen Ruheplatz.

Adolph Stöber.

Das Grab im neuen Münster zu Würzburg.

Im Lorenzgarten liegt ein Stein
An einer stillen Stelle,
Da schwirren die Vöglein aus und ein
Und pfeifen und singen helle.

Es ist ein alter Leichenstein,
Von Trauerweiden beschattet,
Darunter liegt im engen Schrein
Ein Sängerherz bestattet.

Die Vöglein waren seine Lust,
Er hörte gern ihr Singen,
Und durfte selber in der Brust,
Wie muntre Vöglein springen.

Der Sänger lauschte mit Acht und Muth,
Der Vögel Ton zu lernen;
Auch schallt' ein Lied wie Morgengluth
Aus himmelblauen Fernen.

Er lernte von der Nachtigall
Das wonnigliche Kosen,
Drum singt er oft mit süßem Schall
Von Minnelust und Rosen.

Auch liebt' er wie die Vögelein
Ein Wanderleben zu führen,
Und Berg und Felder aus und ein,
Die Flügel frisch zu rühren.

Da streift' er über den Wiesengrund
Und über den Bergesgipfel,
Weil er ein warmes Nestchen fand
Auf einem stolzen Wipfel.

An Vögel mahnt des Sängers Name,
Ein Vöglein saß im Schilde,
Und als er nun zu sterben kam,
Gedacht' er sie ganz milde.

„Der Lücher höhlt in meinem Stein
Und setzt daran vier Tröglein,
Und schüttet Wasser und Körner ein
Für meine lieben Vöglein!“

Und was er bat im letzten Drang,
Willfahret ward ihm eilig,
Die Ordensbrüder hielten lang
Des Sängers Willen heilig.

Herr Walther von der Vogelweid'
Ist unser Meister geheißen;
Noch fliegen die Vögel aus Wald und Haid'
Und singen ihm frische Weisen.

Adolph Stöber.

Seliger Tod.

Es steht ein Haus am Rheine,
Ein kleines Fischerhaus.
„Du allerliebste Meine,
Du Meine,
Schau nur einmal heraus.“

„Heraus will ich wohl schauen,
Auch treten vor die Thür,
Vorm Sturm kann mir nicht grauen,
Nicht grauen,
Bin ich, mein Lieb, bei dir!“

„Und mag dir nimmer grauen,
So ist's die beste Zeit!
Und willst du ganz mir trauen,
Zu trauen,
Mein Schifflein steht bereit!“

Sie springen in den Nachen,
Den Nachen treibt der Wind,
Ob alle Donner krachen,
Zu krachen,
Sie lachen sich in Lust.

Ein Blitzstrahl kommt geschossen,
Der trifft die Zwei zugleich,
Leb' wohl, leb' wohl zum klaren,
Zum klaren,
Zum klaren Himmelreich!

Der Sturm, der hat getrieben
Das Schiff hinab den Rhein,
Wohl mit den todten Lieben,
Den Lieben
Ins weite Meer hinein.

Die Sonne schaut mit hellen
Und goldnen Blicken drein,
Wie auf den grünen Wellen,
In Wellen
Treibet der Todtenschrein.

Adolph Stöber.

Die Salzburger.

1730.

Auf stiller Alm', im Alpenrosengarten,
Kniet eine fromme Schaar in heil'gem Sang.
O Herr, laß oben deinen Dienst uns warten,
Da unten rings das Todeswort erklang!

Die Wanderstab' ist uns, die Schrift, geweiht;
Ihr' in den Höhn dir, Gott und Jesu Christ!
Du hast von Schmach und Sünden uns erlöset,
O bleib' auch jetzt, da's Abend worden ist!

— Und aus dem Thale zieht ein wilder Haufen,
Ein Mordgeheul zur Bergesschlucht hervor;
Und über jäher Felsen zack'ge Brauen
Steigt eine Rotte grimmen Fluchs empor.

Die Büchse knallt, die Säbel blitzen grollend,
Sie hauen ein — da bebt, da dröhnt der Grund:
Vom Bergesfirst wälzt die Lawine rollend,
Dumpfdonnernd, sich herab zum Alpengrund.

— Der Gemsenjäger, der die Alm' erstiegen
Im Frühroth, hat die Todten rings erblickt:
Die Bibel hatten die noch vor sich liegen,
Und die den Säbel blutig noch gezückt.

August Stöber.

Die Zwerge.

Wie war die Zeit so lieblich, der Tag so froh und klar,
Als noch mit jedem Morgen der Zwerge bunte Schaar
Stieg aus den Bergesklüften, herab in Wies' und Feld;
Wie haben sie so traulich den Menschen sich gesellt.

„Da schadete kein Regen, kein Hagel dem Getreid',
Die klugen Zwerge wußten's, sie schnitten's vor der Zeit,
Sie schafften in den Feldern, im Haus und Hof und Stall
Und Menschen, Vieh und Früchte gediehen überall.

Da droben an der Wiese, noch steht der Ahorn da,
Wo man auf schwankem Aste die Zwerglein sitzen sah;
Dort saßen sie im Schatten, die kleinen Gesellen treu,
Wenn drunten die Mädchen wandten das frische, duft'ge Heu.

'S ist über Nacht geschehen, daß man zersägt den Ast,
Er hing nur noch am Stamme, ihn hielt ein Streiflein Bast.
Arglos am Morgen kamen die Kleinen allzugleich,
Sie klommen auf den Ahorn und sprangen auf den Zweig.

Da ist der Bast gerissen, der Ast erkracht und fällt,
Die treuen Zwerglein liegen gar jämmerlich im Feld.
Wer mochte da sich freuen, der das mit angesehn?
Wer mochte da noch lachen? Und dennoch ist's geschehn.

Sie aber raffen eilig sich von dem Boden auf
Und heben Händ' und Stimmen erzürnt zum Himmel auf:
„O hoch der blaue Himmel; wie ist er hoch und hehr,
Und o wie groß die Untreu! Heut hier und nimmermehr!"

So riefen sie und gingen. Da ist die Zeit ergraut;
Es bringt nicht Heil noch Segen, was dort der Landmann baut;
Die Saaten hageln nieder und Scheun' und Stall sind leer,
Die treuen Zwerge schieden und kehren nimmermehr.

Victor Strauß.

Der Tischler und seine Gesellen.

Hat' der alte Tischlermeister
Seinen Hobel fortgelegt,
Gott den Herrn und Schöpfer preist er,
Der auch heute ihn gepflegt.
Freut sich still am Feierabend,
Sehnt sich, wo die Linde steht,
Wo die Dorfluft mild und labend
Ihm das Silberhaar umweht.

Sind zwei Wanderburschen kommen,
Nehmen höflich ab den Hut:
Wären gern ins Haus genommen,
Wollten Arbeit liefern gut.
Hat' der eine sich erboten:
„Mach' die Wiegen für die Kind."
Sprach der andre: „Für die Todten
„Mach' ich Särge gar geschwind."

Wird der erst' vom schönen Weibe,
Roth der Mund, das Auge blau;
War der andre dürr von Leibe,
Wange bleich und Lippe grau.

Meister spricht: „Wohlan, Gesellen,
„Werkstatt sei euch aufgethan;
„Will euch Tisch und Bett bestellen,
„Morgen fangt die Arbeit an!"

Und im Haus wird's stumm und stummer,
Mitternacht deckt Dach und Thor;
Fährt der Alte auf vom Schlummer,
Horcht und horcht mit scharfem Ohr.
Wahrlich, Hobelklänge schallen
Aus der Werkstatt dumpf und laut;
Meister schleicht zur Arbeitshallen,
Hat durchs Gitterlein geschaut.

Sah im Mondlicht jede Wiege,
Sah beim Werk das Burschenpaar,
Und, o Wunder, hier 'ne Wiege,
Dort ein Sarg bald fertig war.
An der Wiege zog der Schöne
Hin und her den Hobel scharf,
Traun, da klang's wie Harfentöne,
Und er sang gar mild und hell:

„Liebe legt in Lust und Leben
„In die Wieg' das Kindlein zart,
„Liebe wird es lind umschweben
„Auf der heißen Pilgerfahrt.
„Liebe läßt ihm Blumen blühen,
„Liebe lindert seinen Schmerz,
„Liebe trägt's, nach Ueberwunden,
„Treu und sicher himmelwärts."

Sang's, und sieh, die Hobelspäne
Wandeln ringsum zu Rosen sich;
Meister staunt', und eine Thräne
Von den grauen Wimpern schlich.
Doch am Sarge auch der Bleiche
Regt den Hobel hin und her,
Daß es dröhnt bei jedem Streiche,
Und er singet dumpf und schwer:

„Tod und Sterben Loos des Lebens,
„Trennung dem, was Liebe band;
„Trug und Täuschung Preis des Strebens,
„Menschenweisheit — Narrentand!
„Leichenstrauß den Jugendwangen,
„Brand — der Hütte, die dich barg;
„All dem heißen Glutverlangen
„Kalt und still ein schwarzer Sarg!"

Sang's, und sieh, die Hobelspäne
Wandeln ringsum in Knochen sich,
Meister staunt', und eine Thräne
Von den grauen Wimpern schlich.
Nimmt sein Käpplein von dem Scheitel,
Faltet fromm die dürren Händ':
„Herr, das Erdenthun ist eitel,
„Schenk' mir bald ein gnädig End'!"

Und es blickt des Frühlichts Schimmer,
Heute strahlt im Morgenroth,
Drunter Meister, mild wie immer,
Hat gelegen bleich und todt.
Doch dem Töchterlein daneben,
Jungen Tischlers braver Frau,
Ward die Nacht ein Sohn gegeben,
Mündlein roth und Aeuglein blau.

Wanderbursche sind verschwunden
Ohne Gruß und ohne Dank;
In der Werkstatt hat man funden
Sarg und Wiege, neu und blank.
In dem blanken Sarg der Alte
Schläft in Frieden lind und gut,
Kindlein, daß es Gott erhalte,
In der blanken Wiege ruht.

Oskar von Reden.

Das Jägermädchen.

Es glänzt im linden Morgenschein
Das stille Jägerhaus;
Des Jägers schönes Töchterlein
Blickt freudenvoll heraus.

Der Kuckuck ruft, die Taube girrt,
Die muntre Drossel singt,
Die Biene summt, der Käfer schwirrt,
Das Wild im Laube springt.

Geritten kommt in muntrem Trab
Ein schmucker Jägerssohn;
Es klingt bergan, es klingt bergab
Wohl seines Hornes Ton.

Er bläst das allerschönste Stück,
Das er nur blasen kann,
Dann wirft er schnell das Horn zurück,
Und hält den Rappen an.

Er grüßt so lieb zur Maid herab,
Sie grüßt so lieb hinan,
Und wieder geht's in frischem Trab,
Und klingt's bergab, bergan.

Der Kuckuck ruft, die Taube girrt,
Die muntre Drossel singt,
Die Biene summt, der Käfer schwirrt,
Das Wild im Laube springt;

Und lustig klingt zum Vogelsang
Das Horn durch Feld und Wald,
Bis fern sein letzter süßer Klang
Wie Echoruf verhallt. —

Es glänzt im milden Morgenschein
Das stille Jägerhaus;
Des Jägers schönes Töchterlein
Blickt freudenvoll heraus.

K. Chr. Tenner.

Der alte Husar.

Tapfer fechten die Bürger, am öden Wall'
Liegen nun Alle in tödtlichem Fall'
Und durchs zersprengte, ächzende Thor
Braust jäh der Feind in die Gassen hervor.

Vor der Stadt stand Mancher mit kräftigem Muth,
Nun modert er draußen in seinem Blut!
„Rächt eure Brüder!" zornerfüllt
Ruft's der Feldherr, der Soldat folgt lüstern, wild.

Und durch die Stadt wird's nun schaurig laut,
Die Flamme schleicht buhlend dem Mord nach als Braut,
Und die Glocke vom stillen Liebfrauenthurm,
Sonst Sonntagsgeläute, heut kündet sie Sturm.

Das Thor speit Horde auf Horde aus,
Verschont bleibt nicht Kirche, nicht friedlich Haus,
Schadenfroh dazu schleicht die finst're Nacht,
Zum Schlimmen hat sie das Schlimmste gebracht.

Den Säbel in der Faust, mit grauendem Haar,
Stürmt unter den Rächern auch ein alter Husar,
Seinen Bruder, noch mit Wangen wie Morgenschein,
Sang heut' erst eine Kugel in Schlummer ein.

„„Schlaf' wohl, du Mutterfreude, guter Knab',
Blut und Thränen schütt' ich dir noch ins Grab!"""
Er jagt durch die Gassen mit zornschnellem Lauf,
Eilt wild in das stattliche Haus hinauf.

Der Riegel weicht, im stillen Gemach'
Steht eine Wiege, d'rin ein Säugling wach, —
Auch eine Mutterfreude, ein Mensch gestellt
Zu Lust und Wehe auf die wechselnde Welt.

Das Knäblein lächelt im engen Schrein,
Seltsam mild schau'n die Sterne dabei herein:
„„O verdorrte Kindheit, kehrst nimmermehr,
Wer noch so ein lächelnd Knäblein wär'!"""

Und das alte Märchen, das längst zerrann,
Faßt den Alten im Dolman von Neuem an.
Die Zeit, da er einnickt' bei Mütterchens Lied,
Auf der Halde saß einsam, bis die Sonne schied.

Wie er Knab' ward, aufs erste Pferd er sich schwang
Und stolzer nun jagte die Steppe entlang,
O Erny, o Liebe, o Jugendtraum!
Der Alte verhält die Thränen kaum.

„„Schlaf' wohl, mein Bruder, du Mädchen süß,
Im Paradiesgarten spielt ihr gewiß!"""
Der Alte starrt still in den Sternenschein
Und wiegt und schaukelt das Knäblein ein.

A. Ritter v. Tschabuschnigg.

Mulei Maluk.

Um den Atlas wirft der Himmel seinen Sternenmantel [illegible];
Stiller wird's; im Beduinenlager glimmt das Feuer nieder.
Da beruft noch Mulei Maluk seine Dezs, die kampfesmuth'gen,
Um sie nochmals anzueifern für den nächsten Tag, den blut'gen.

Mühsam hebt der kranke Kaiser sich von seines Lagers Kissen,
Denn er fühlt's, in wenig Stunden ist der Erden er entrissen;
Darum spricht er zu den Führern, die ihn finstern Blicks umstehen:
„Nimmer kann ich's euch verhehlen, was in Kurzem wird geschehen."

„Meine Tage sind verronnen, und gezählt sind meine Stunden,
Und wenn neu die Sterne funkeln, seid ihr eurer Treu entbunden."
Eins nur will ich, das geschehe als die letzte eurer Pflichten,
Wehe, wer dawider handelt, denn es wird ihn Allah richten.

Und nun hört: — sollt' ich erbleichen früher, als die Schlacht beendet,
So verheimlicht dies dem Heere, daß nicht Schreck die Würfel wendet;
Reitet nah an meiner Sänfte, bahnt den Weg ihr durchs Getümmel. —
Wenig nur den Umhang lüftend, wenn wir mitten im Gewimmel.

„Neigt euch zu mir her, als hörtet ihr Befehle mich ertheilen,
Dann entflammt aufs Neu die Krieger mit der Rede Feuerpfeilen.

Daß der stolze Spanierkönig nicht im Sterben mich besiege,
Und sich auf dem Thron Marocos als ein Siegestrunkner wiege."

Und die Deys geloben finster zu befolgen sein Begehren,
Wenden sich dann stumm und schweigend, zu den Horden rückzukehren.
Und es kommt der Tag aus Osten, und die Schlacht entbrennt und wüthet,
Mitten drin des Kaisers Sänfte, von den kühnen Deys gehütet.

Diese schaun hinein zum Vorhang, sprechen manche flucht'ge Worte,
Aber immer näher schwebet Mutel an der Todespforte. —
Weh! auf einmal fliehn die Seinen; weiße Mäntel, luft'ge Pferde
Fliegen traumhaft ihm vorüber, und vom Hufschlag bebt die Erde.

Da erfaßt Verzweiflung, Schrecken die schon halb entflohne Seele,
Doch vergebens sucht ein Auf sich zu entringen seiner Fehle,
Und die letzten Kräfte sammelnd, Heldengluth in allen Gliedern,
Springt der Kaiser aus der Sänfte, trotz der Seinen Flucht, der niedern,

Wirft dem Feinde sich entgegen, Aug' und Waffe: Todesblitze,
Wie ein Aar, den niedersandte Mahomed vom Wolkensitze.
Und die Seinen stehn und zögern, folgen dann beschämt dem Einen,
Bis sie unter Allahrufen sich aufs Neu zum Kampf vereinen.

Und der Heldengeist des Kaisers ist mit Jeglichem von ihnen,
Und sie drängen, würgen, morden, bis die Feinde fliehn von hinnen;
Zu der Sänfte aber bringen rasch die Deys den Kaiser wieder,
Lassen den zum Tod Erschöpften gramerfüllt aufs Lager nieder,

Doch, erloschnen Auges, legt noch dieser an den Mund den Finger —
Und gemdet hat der starke, sieggekrönte Todbezwinger.

Johann N. Vogl.

Das blutende Herz.

„Und hast du verwundet mein Herz so tief,
Du rosig aufblühende Maid,
So heil' mir's auch wieder, doch thu' es bald,
Sonst bricht es vor innerem Leid."

Die Maid aber schüttelt ihr lockichtes Haupt,
Und lächelt: „Du thörichter Knab',
Wie sollt' ich erfüllen die Wünsche dein,
Da ich längst meinen Treuen schon hab'."

„Und hast du zu Scherz oder Kurzweil nur
Verwundet das Herze mein,
So mög' es doch nie und nimmermehr
Deinem Herzen vergolten sein!"

Mit dem blutenden Herzen eilt d'rauf der Knab'
Und weinenden Augen hinaus,
Und wandelt die Straße wohl auf und ab
Bis er kommt zu des Arzten Haus.

Und wie er nun kommt zu des Arzten Haus,
So tritt er zum Alten hinein
Und spricht: „O heilt mir mein blutendes Herz,
Nicht länger ertrag' ich die Pein."

Der Arzt aber schüttelt sein schneeweißes Haupt
Und spricht: „Du armer Knab',
So viel ich auch Mittel, für dies allein
Kein einziges Mittel ich hab'."

Und wieder wandelt der Knabe fort,
Im Innern so düster und graus,
Er wandelt die Straßen wohl auf und ab,
Bis er kommt zu dem Friedhof hinaus.

Und wie er draußen am Friedhof steht,
Da gräbt just der Gräber ein Grab.
„Kannst du mir nicht heilen mein blutendes Herz,
O Gräber? so frägt ihn der Knab'.

Der Gräber, trüb lächelnd, nickt d'rauf mit dem Haupt,
Und spricht: „Tritt immer herein,
Ich leg' nur ein Paar Schaufel Erde d'rauf,
Da wird dir geholfen wohl sein."

Johann N. Vogl.

Geld.

Wer schifft durch Sturm und Klippen, das Herz von Muth geschwellt?
Das ist ein junger Kaufherr, der will sonst nichts als Geld.

Wer schleppt sich durch die Wüste, von Durst und Gier gequält?
Das ist der junge Kaufherr, der will sonst nichts als Geld.

Wer sitzt von früh bis Abends am Tisch und sinnt und zählt?
Das ist der junge Kaufherr, der sinnt allein auf Geld.

Und Jahr um Jahr verrollet in steter Sorg' und Plag'
Und Geld und Silber spendet dem Kaufherrn jeder Tag.

So schafft er, heut wie morgen vom alten Wunsch beseelt,
Und ist der Reichsten Einer gar bald an blankem Geld.

Doch hat er all sein Trachten nur stets auf Mehr gestellt,
Zu wenig, ach zu wenig, gewann er noch an Geld.

Und wieder jagt's und treibt es ihn fort in alter Plag',
Und wieder giebt und spendet ihm Geld ein jeder Tag.

Doch wie auch seine Säckel sich füllen fort und fort,
Zu wenig, ach zu wenig, bleibt stets sein letztes Wort.

Da faßt den Altgewordnen ein Siechthum an gar schwer,
Er fühlt's, es ist auf Erden nun keine Hilfe mehr.

Doch wie's nun kommt aus Scheiden, da ward ihm plötzlich klar,
Daß er mit all dem Gelde doch nur ein Bettler war.

Wohl flucht er da dem Lose, das er sich selbst erwählt,
Und flucht den vollen Kasten und all dem blanken Geld.

Und stöhnt noch selbst im Sterben: „O Geld, wie trogst du mich:
Ich glaubte dich zu haben, allein — du hattest mich!"

Johann N. Vogl.

Prinz Eugen.

Vor der Schanz' bei Zent gewahret
Viel Soldaten man geſchaaret,
Kürasſier und Musketier,
Auch Grenadier und Huſaren,
Die auf das Signal nur harren
Zur Bataille mit Begier.

Auch dabei, als Volontaire
Prinz Eugen, voll Durſt nach Ehre,
Der aus dem Savoyen kam,
Von Geſtalt zwar klein und ſchmächtig,
Doch er dennoch: „Bald erfecht' ich
Einen Lorbeer; sur mon ame!"

Ritt durchs Lager einſt am Morgen
Prinz Eugen ganz ohne Sorgen,
Schaut ſich dort die Truppen an,
Wie ſie thäten exerzieren,
Vorwärts, manövrieren
Mit Bombard und Partiſan.

Spricht da einer der Huſaren,
Als den Kleinen ſie gewahren
Mit dem langen Haargelock':
„Iſt das auch ein Schlachtgewinner,
Dieſer kleine Kapuziner,
In dem ſchlechten braunen Rock?"

Doch der Prinz ſich d'ran nicht kehret,
Thut, als hätt' er's nicht gehöret,
Reit' an ihm ganz ſtill vorbei,
Merkt ſich aber gut den Recken,
Ohne Jemand zu entdecken,
Was ihm juſt paſſieret ſei.

Läßet in etwelchen Tagen
Den Rebell der Lothring ſchlagen,
Heißt zum Sturme ziehn das Heer;
Da geht's an ein Kanoniren,
An ein Plänkeln, Attakiren,
In die Kreuz und in die Quer.

Mannichfache Heldenthaten
Wohl vollbringen die Soldaten,
Den Karol und Ludewig
Anzuführen, doch trotz dem Streiten
Wollt man noch auf keiner Seiten,
Wem Fortuna ſcheukt den Sieg.

Da, als wie ein Pfeil vom Bogen
Sprenget Prinz Eugen verwegen
Vor die Truppe, die aufmarſchiert,
Setzet über d' Palliſaden,
Wirft dann nieder ohne Gnaden,
Was ſich geg'n ihn defendiert.

Alles folgt ihm unverdroſſen,
Wie auf ſie auch ward geſchoſſen
Von den Turken aus der Schanz,
Bis ſie mußten fliehn von dannen
Und Eugenius pflanzt die Fahnen
Auf im vollen Siegesglanz.

Da erblickt er den Huſaren
Mitten in den andern Scharen,
Rufet ihn zu ſich heraus,
Spricht, und niemals heiterer ſchien er:
„Sieh', ein kleiner Kapuziner
Richt' zuweilen auch was aus!"

Johann N. Vogl.

Der Deſerteur.

„Nun ſprich," ſo herrſcht der Kapitän,
„Wo trieb'ſt du dich umher?
Warum, kein Leugnen hilft dir jetzt,
Ward'ſt du zum Deſerteur?"

„„Um Gott, nie kam mir's in den Sinn,
Daß treulos ich der Pflicht,
Doch kennt' die Mutter ich daheim
Erhungern ſehen nicht.""

„„Ein Acker iſt ihr eigen nur,
Den pflügt' ich ſonſt allein,
Doch ſeit ich fort, will Niemand ihr
Die Hand zur Arbeit leihn.""

„„Vergebens bat und flehte ich
Um vierzehn Tage Zeit;
Und endlich trieb mich hin zu ihr
Verzweiflung, Angſt und Leid.""

„„Jetzt iſt's beſorgt, nun kehr' ich auch
Zurück zu meiner Pflicht.""
So der Rekrut; der Hauptmann d'rauf
Mit finſt'rer Stirne ſpricht;

„Nicht folgen blinder Neigung darf
Mein Wahlſpruch der Soldat.
Gehorſam iſt die erſte Pflicht,
Die er zu üben hat."

„Du kannteſt Strafe und Vergehn,
Du hatteſt freie Wahl —
Mit fünfzig Streichen büßeſt du
Den Fehl für dieſes Mal."

Wohl unter grimmer Streiche Wucht
Erbebt ihm das Gebein,
Doch keinen Laut des Jammers preßt
Aus ſeinem Mund die Pein.

Nur eine Thräne rollte ihm
Vom Aug', ſo treu und licht
(Sie galt der lieben Mutter ja),
Herab im Angeſicht.

Und fortan dient er treu und brav,
Wie's ihm befiehlt die Pflicht,
Und in dem ganzen Regiment
Giebt's einen Braveren nicht.

Am Baum wird wieder weiß das Laub,
Die Erde deckt der Schnee,
Und wieder kommt die Frühlingszeit,
Nur ihm zu bitt'rem Weh'.

Und ohne Ruh' und ohne Raſt
Drängt's ihn in ſeiner Bruſt,
Und bei der Mutter iſt er ſchon,
Kaum eh' er ſich's bewußt.

Mit bräſt'ger Hand beſorgt er dort
Den Acker ihr, o Glück;
D'rauf wieder zu dem Regiment
Kehrt er in Eil' zurück.

Doch furchtbar bringt ihm den Willkomm'n
Der Hauptmann jetzt voll Wuth:
„Ha, Burſche! weil die Fahnen doch
Das allzuhelle Blut!"

Die Trommel wirbelt, ſauſend ſauſt
Die Gerte, o des Graun
Ach, könnteſt du, o Mutterherz,
Den armen Sohn jetzt ſchaun!

Und achtmal hat die Marterbahn
Still wimmernd er durchwallt,
Da sinkt er, all der Kraft beraubt,
Zur Erde bleich und kalt.

Im Spittel erst erwachet er
Zu neuer Fieberqual,
Doch auch von dieser Pein genes't
Der Aerzte allzumal.

D'rauf in dem Schilderhäuschen steht
Er wieder, macht die Rund',
Und übet seine Pflicht getreu,
Wie früher, Stund' für Stund'.

Doch Himmel! wie der Lenz erwacht,
Da treibt's ihn wieder fort,
Nur bei der Mutter, nur bei ihr,
Dort ist allein sein Ort.

Und emsig pflügt er ihr das Feld,
So wie er sonst gethan,
Und lockert hinter seinem Pflug,
Im Schweiß, den kleinen Plan.

Da plötzlich klirrt's in Waffen laut
Um ihn und rauh und kalt
Reißt ihn von seiner theu'ren Pflicht
Die eiserne Gewalt.

Im Kerker liegt er, weinend nur
Um seiner Mutter Noth,
Und denket nicht, daß selber er
Verfallen nun dem Tod.

Denn: Tod erheischet das Gesetz,
Kein Retter steht ihm auf,
Drei Tage — und beschlossen ist
Sein dunkler Lebenslauf.

Und ach — der dritte Tag erglüht;
Und ohne Sang und Klang
Zieht eine Schar in blanker Wehr'
Durchs Thor, das Feld entlang.

Ein bleicher Jüngling mitten drin',
Umglüht vom Morgenschein,
„So mußt du doch verschmachten jetzt,
Mein armes Mütterlein!"

Und eine bitt're Thräne quillt
Ihm heiß vom Aug' herab:
„Ach könnt' ich nur erretten dich,
Wie gern stieg' ich ins Grab!"

Es hält die Schaar — die Binde hüllt
Mit Nacht das Aug' ihm schon. —
Ein Blitz — ein Knall — und reglos liegt
Im Blut der treuste Sohn. —

Wohl — als der Frühling wieder kommt,
Die greise Mutter fragt:
„Wo ist mein Sohn? — wo ist mein Sohn?
Ist Keiner, der mir's sagt!"

Der Sohn blieb fern — der Acker wüst,
Sie hungerte so sehr;
Da lud voll Huld das Mütterlein
An seinen Tisch der Herr.

Johann N. Vogl.

Spielmannslohn.

Großes Fest beging der Kaiser
Friedrich mit dem rothen Bart:
Speere brachen da wie Reiser,
Schilde wurden nicht gespart,
Reiche Spenden
Stoben da von milden Händen.

Wer die Geige streichen lernte
Oder Gauklerkünste pflag,
Eine übervolle Ernte
Schuf ihm dieser Freudentag:
Reich der Beider
Ward er diesmal, Roß und Kleider.

Zwischen zwei'n gar weisen Leuten
Saß zu Tisch der Kaiser werth,
Welche das Gesetz zu deuten
Kundig waren und gelehrt.
Zu den Beiden
Sprach er: „Wollet mich bescheiden.

Alles dienet meinem Schwerte,
Alles beugt sich meiner Hand:
Was ich thäte, Niemand wehrte
Meinen Willen mir im Land;
Meine Rede
Schaffet Friede, schaffet Fehde.

Sagt, bin ich von Gotteswegen
Angethan mit solcher Macht?
Hat der Herr so reichen Segen
Kaiserkronen zugedacht?
Sagt, ob ihnen
Also muß die Erde dienen?"

„Gottes Will' ist, was ihr wollet."
Sprach der Meister linker Hand.
„Gotte zollet, wer euch zollet,
Euer ist von Gott das Land.
Der euch krönte,
Wollte, daß euch Alles fröhnte."

„Wehe, wehe diesem Worte!"
Sprach der Meister rechter Hand.
„Wehe, wenn dies Wort die Pforte
Eures Herzens offen fand!
Herr, o leihet
Mir die Ohren und verzeihet."

„Euer Recht ist nur das Rechte,
Euer Unrecht ist sein Recht:
Denn der Herr gab ew'ge Rechte
Auch dem dienenden Geschlecht.
Die Gewichte
Prüft er, daß er beide richte."

„Wenn Ihr von des Volkes Theile
Nur ein Korn des Rechtes nahmt,
Weh', so schadet's eurem Heile,
Daß ihr je zur Krone kamt:
Auch des Kornes
Denket einst der Herr voll Zornes."

Sinnend sprach der gute Kaiser
Friedrich mit dem rothen Bart:
„Hie ein Weiser, dort ein Weiser,
Beide treu und wohlgelahrt:
Einem Jeden
Will ich lohnen seine Reden.

Der du sagst, mein Wille gelte,
Wenn er Gottes Wille sei,
Daß ich dir dies Wort vergelte,
Gieb du der Gesetze drei,
Du statt meiner:
Was du findest, schelt' es Keiner!

Doch der sagte, was ich wolle,
Wolle Gott im Himmel auch,
Fürstenhand die quadenvolle
Lohnt auch dir nach mildem Brauch:
Roß' und Kleider
Nimm, und freue dich der Beider."

Wilhelm Wackernagel.

Die Wölfe.

Auf des Rheines blauen Wellen
Zieht dahin ein schnelles Schiff,
Zieht vorüber Städten, Burgen,
Manchem Dorf und Felsenriff.

Pilger sitzen viel darinnen,
Kommend von dem Gnadenort,
Ziehen mit Gebet und Liedern
Zu der Heimath wieder fort.

Pilger sitzen auch darinnen
Müntern Schlages, lust'gen Bluts,
Und das Bad, wo man genesen,
Läßt man immer frohen Muths.

Fröhlich sind von Herzen Alle,
Hundert dreißig an der Zahl,
Zwei nur scheinen bang und traurig
Und an allen Freuden kahl.

Weinend sitzt da eine Mutter,
Ach, von greisen Haaren schon,
Und mit jammervoller Miene
Neben ihr der kranke Sohn.

Irr und wild sind seine Sinne
Wohl seit vielen Jahren her,
Alle Bäder und Arzneien
Machen den gesund nicht mehr.

Wie die Einen in dem Schiffe
Innig beten immerfort,
Und die Andern scherzen, lachen,
Sprechen die kein einzig Wort.

Da erbrauset aus der Ferne
Wildes Tosen und Gekrach,
Wie wenn über Felsenklippen
Wellen stürzen schnell und jach.

Und mit blödem Starren hebet
Sich der Kranke nun mit Hast,
Der mit siebender Geberde
Seine Mutter fest umfaßt.

Mutter, o dein Herz war immer
Fromm vor allen, treu und gut,
Warum hast du doch uns heute
Anvertraut der faschen Fluth?

Weißt, o Mutter, du denn nimmer,
Daß der wohl der schlimmste Feind,
Der im innern Tücke heget,
Wenn er außen freundlich scheint?

Hörst, o Mutter, du nicht schallen,
Da von fern das Wolfsgeheul?
Ja, zum Fraße schlimmen Wölfen
Werden alle wir zu Theil.

Mutter, o den Sohn, den kranken,
Siehst du in so arger Noth,
Mutter, weißt du, wer kann heilen
Alle Krankheit? — nur der Tod!

Immer jammert so der Kranke
Zu der greisen Mutter auf,
Und das Schiff den Rhein hinunter
Reißt der Wellen hastiger Lauf.

In die Strudel lenkt der Schiffsmann,
Der hier die Gefahr nicht kennt,
In die Strudel, die man ringsum
Wohl mit Recht die Wölfe nennt.

„Mutter, alle Krankheit heilen
Kann der eine Helfer, Tod!
Weh, wie rings die Wölfe jappen!
Weh dir, Schiff, in deiner Noth."

Nun Gebet und frohe Lieder
Sind mit einem Mal verhallt,
Fluthgebrause, Schiffeskrachen,
Lauter Jammer nur erschallt.

Weh, geborsten ist das Fahrzeug
Am verborgnen Klippenpfahl,
Und der Pilger sind versunken
Hundert dreißig an der Zahl.

Ludwig Wagner von Laufenburg.

Der Wolf von Freienstein.

(Canton Zürich.)

„Das soll dir sein zu Schaden,
Herr Wolf von Freienstein'
Von Kiburg fängst du fürder
Mir keinen Mann mehr ein."

„Drum gelt' es dir ein Jagen,
Das glaube sicherlich,
Wie du aus deinem Neste
Noch keines sahst um dich."

So ruft der Vogt von Kiburg
Im Zorne, Heinrich Schwend,
Er ruft all' seine Knechte
In Waffen auf behend.

Wie das hört Diebenhofen
Und Winterthur im Thal,
So senden gleich sie Hülfe
Aus ihrer Bürgerzahl.

Der Wolf sitzt auf der Feste;
Stark ist der Freienstein,
Der hält sich auf das Beste,
Wie auch der Feind mag dräu'n.

Hui! lacht er da hinunter:
Was man erleben kann!
Jetzt wollen gar die Schöpfe
Den Wolf im Neste sahn.

So höhnt er und verspottet
Den Vogt herab vom Schloß,
Der ihn hält eingeschlossen
Mit seinem mächt'gen Troß.

Sie liegen vor der Feste
Wohl manche Woche schon;
Der Freienstein vergebens
Heißt nicht des Wolfes Thron.

Der Vogt denkt oft im Stillen:
Zwar hab' ich Leute viel,
Nur wär' ich dennoch lieber
Mit Ehren aus dem Spiel.

Noch will er Eins versuchen,
Verbürgt's mit schwerem Wort,
Und bleibt es ohne Frommen,
Zieht in der Nacht er fort.

Gluthsprühnde Pfeile fliegen
Hoch auf des Schlosses Dach,
Das steht alsbald umfangen
Von Flammen tausendfach.

Der Brand tobt wild von innen,
Von außen stürmt der Feind:
Das hast du, listig Wölflein,
Nun freilich nicht gemeint!

Ergriffen von den Flammen,
Gestürzt vom Troß davor,
So liegen in dem Schlosse
Zertrümmert Thür und Thor.

Und wie die Stürmerschaaren
Mit Jauchzen dringen ein,
Da schimmert und da locket
Der reichen Schätze Schein.

So ist der Wolf entkommen
Auf tiefgeheimer Fährt';
Nur lachend in der Ferne
Er einmal um sich kehrt:

Ihr dacht't den Wolf zu beizen,
Doch war er euch zu schnell;
Gebt Acht, daß ihr verbrennet
Nun selbst nicht euer Fell!

Das Schloß ist überlassen
Den Flammen und dem Feind,
Sie hausen und zerstören,
Durch gleiche Wuth vereint.

Doch wo des Goldes Schimmer
Den gier'gen Blick befängt,
Die Klugheit der Verhörten
Er also gleich verdrängt.

Warum sie hergekommen,
Vergessen ist es ganz;
Es leuchtet von den Flammen
Zu hell der reiche Glanz.

Es jammert tief im Kerker
Der eingefang'ne Mann,
Doch bei so schöner Beute
Hört man nicht Solches an.

Sie steigen wohl zur Tiefe,
Allein in Kerker nicht;
Sie holen Wein im Keller
Aus klare Sonnenlicht.

Im weiten Rittersaale,
Da sitzen an dem Tisch
Der Vogt und seine Knechte
Und zechen froh und frisch.

Die Beute liegt gehäufet,
Nun dürfen sie schon ruhn,
Und was noch ist zu schaffen,
Das mag die Flamme thun.

Und die auch folgt den Zechern,
Sie lebt in Saus und Braus,
Sie stürzt in wüste Trümmer
Das hohe Herrenhaus.

Sie kennt nicht Herrn, nicht Knechte,
All' sind ihr unterthan; —
Die Zecher sind begraben
Mit dem gefang'nen Mann.

Als das der Wolf vernommen,
Spricht er: Dacht' ich's doch gleich,
Ich werd' im eig'nen Neste
Noch fangen, Schöpfe, euch! —

Wagner von Laufenburg.

Der König und die Schäferin.

Ein König stand an Schiffesrand
Und sah zum Ufer hin;
Sein Auge fiel im grünen Land
Auf eine Schäferin.

Die Diener waren all' entzückt
Ob ihrer Schönheit Schein,
Die von dem Kön'ge abgeschickt,
Die Schäf'rin luden ein.

Sie sprach: Ich will zum König gehn,
Wenn er mir treu verspricht,
Daß er in Züchten mich will sehn;
Doch anders komm' ich nicht.

Der König gab sein Wort ihr hin,
Da kam sie auf ihn zu.
So wahr ich Regner Lodbrog bin,
Die schönste Maid bist du!

O daß es auch dein Herzwunsch wär',
O gieb mir deine Hand,
Dir dienet dann mein ganzes Heer,
Mein Hof und all mein Land.

Die Schäf'rin hielt's für eitel Spott:
Und sprach mit kühnem Sinn:
Du hast geschwor'n, o König, bei Gott,
Laß ziehn die Schäferin!

Ich bin als Königin dir zu gering,
Und mir zu gut als Magd.
Als ich von meinen Lämmern ging,
War ich schon herzverzagt.

O nimm das reiche Seidengewand,
Ein Zeichen, daß ich dir hold —
Es ist gestickt von lieber Hand
Mit Blumen aus Silber und Gold.

Ich geh' im schwarzen, groben Kleid,
Wie es der Schäf'rin ziemt;
Die Kön'gin geht in Sammt und Seid',
Mit Silber und Gold verblümt.

Dem König half kein Flehn.
Sie nahm den Schmuck nicht an;
Sie wollte früher sehn,
Ob sie seine Liebe gewann.

Sie wollte, wenn er den Herzog
Verbrechen und noch immer ſie meint,
Mit ihm beginnen den Meerzug,
Er wär' ihr dann treu geſinnt.

Wohlan, ſo ſteg ich zweimal,
Sprach laut des Königs Mund.
Kometenzeichen ſchwang er den Stahl,
Getaucht in feindliches Blut.

Und zog ein Sieger aus der Schlacht
Zu Roſen an den Strand
Und fuhrte ein Sieger in Glanz und in Pracht
Die Schönſten heim in ſein Land.

Ludwig Uhland.

Der tolle Junker.

Die Mutter küßt ihr Kind in Liebe,
Am Himmel ſchimmern die Sternlein trübe.
„Lieb' Mutter, was dämmert durchs Fenſter herein?“
— Der mitternächtliche Mondenſchein. —

„Kommt heute der tolle Junker vorbei?
— Bei des Jagerſchalles zwölftem Schrei!
„Lieb' Mutter, lieb' Mutter, da muß ich's ſehn,
Wie die Köpfe im Nacken gewendet ſtehn.

Bewahre, mein Kind! es wäre dein Tod,
Gibt nur mehr ein dämmernder Morgenroth! —
„Ach Mutter, er thät mir gewiß nichts zu Leid!
Ich ſeh' ihn verſtohlen blos an von der Seit'.“

— Um Gottes Willen, Kind, ſtrample nicht,
Sieh, Wolken ſchon decken des Mondes Licht!
Die Jagerreiter kreiſchen im Thurm,
Schon heulet's von fern wie ein raſender Sturm! —

Und dumpf erdröhnt's von Oſt und Weſt,
Das Kind umklammert die Mutter feſt.
„Zum zweitenmale die Glocke ſchallt,
Es wiehern die Roſſe, die Peitſche knallt. —

Und durch die trübe Mondnacht tollt
Der Junker von ſchnaubenden Pferden gerollt.
Die Fenſchen klirren, es wackert das Haus,
Vom Luftzug flackern die Lichter aus. —

— Was zitterſt du, Kind? Was irrt dein Blick?
Geh', leg' dich zu Bett, eh' er kommt zurück!
„O, warte, lieb' Mutter, du darfſt mir traun,
Ich möcht' ihn gerne noch einmal ſchaun.“

Noch ſträubt ſich die Mutter, noch bittet das Kind,
Da klirrchen die Räder auf Eins geſchwind,
Es kommt, — der Knabe, zum Fenſter hinaus,
Starrt jetzt vom Nacken die Mutter an. —

Ernſt Willkomm.

Das Bajonet.

(Ein Bild in drei Rahmen.)

1.

Ich kenn' eine dürftige Kammer.
Drin ſteht ein ſterbendes Bett,
Und über dem Bette da hanget
Ein blankes Bajonet.

In die dürft'ge Kammer tritt ſchweigend
All' Abend ein zitternder Greis,
Den Bettelſack legt er zu Boden,
In die Ecke das gelieſene Reis.

Dann aber erhebt ſich faſt fröhlig
Die bleiche Kummergeſtalt,
Und über das Weſen des Bettlers
Ergießt ſich's wie höhere Gewalt.

Still ſchreitet er hin zu dem Lager
Und ſieht nur ſolang die Hand,
Und blicket mit glänzenden Augen
Das blanke Bajonet an der Wand.

Leis murmelt er Worte vom Kriege,
Vom Donner und Schlachtengluth,
Nichts weiter doch kann man verſtehen
Als „Kaiſer“ und „Unſerlieb.“

Und ſo oft er den Kaiſer nur nennet:
Neigt tief er ſein ſchneeigtes Haupt. —
Ihm ward das Bajonet ja zum Kreuze,
Der Kaiſer zum Gott, den er glaubt. —

2.

Das Abendgebet iſt geſprochen,
Die Kammer des Bettlers wird kalt,
Abwirft er die Schuh' und den Kittel,
Durchlöchert, zerriſſen, gar alt.

Und nieder aufs ſtreherne Lager
Streckt er ſich zur nächtlichen Ruh',
Den Kittel noch hebt er vom Boden
Und deckt ſich ſtill damit zu.

Kaum hat er die Augen geſchloſſen,
Da ziehen die Träume herum,
Kanonen hört er und Trommeln
Und Schlachtgetümmel und Schrei'n.

Er ſieht die behelmten Regimenter,
Sieht Reiter und Infanterie,
Doch plötzlich empor fährt der Schläfer
Und ſinkt zu dem Bett aufs Knie.

Ihm träumt's, es reite der Kaiſer
Auf ſchneeweißem Schimmel herbei
Und winke mit der Hand den Seinen,
Wie die Schlacht zu ſchlagen ſei.

Und raſch ſtreckt der Bettler die Hände
Nach der Waffe, die über ihm blinkt,
Er reißt ſie herab, er will folgen
Dem Kaiſer, der zu Roſſe ſtill ſitzt.

Und hart aus dem ſtreherenen Bette
Entſteigt der Träumer, — ein Schrei — und ein Schmerz,
Denn geſtürzt iſt der Träumer ins Eiſen,
Durchbohren ſein Herz.

Noch ehe der Traum ganz verſchwindet,
Umwindet den Bettler der Tod. —
Das blanke Bajonet tief im Herzen —
So trifft ihn das Morgenroth.

3.

Aus der dürftigen Kammer da heben
Vier Knechte einen Sarg am Seil,
Der Sarg iſt ungehobelt,
Nur ſchlecht gezimmert vom Beil.

Kein Crucifix liegt auf dem Deckel,
Ihn ſchmücket kein Leichentuch,
Kein Glöcklein höret man klingen,
Man vernimmt keinen troſtvollen Spruch.

Vom Seligwerden nur höret man reden, —
Und ſchon weichet die Menge betreut;
Dem Frevler rinnt keine Thräne
Und Niemand giebt ihm Geleit.

So ſchreiten die Knechte von dannen
Und ſchaffen zur Stadt ihn hinaus;
Vom Himmel fällt Nebel und feuchtet
Dem Todten ſein Schlummerhaus.

In des Kirchhofs entfernteſten Winkel,
Wo Dornen und Diſteln nur ſtehn,
Und nicht an der Mauer, wo niemals
Man Kreuzlein und Hügel geſehn!

Da ſetzen die Knechte ihn nieder,
Den Sarg mit dem Todten zugleich,
Und ſcharren ein Loch in die Erde,
Zwar tief, doch glatt nicht und weich. —

Und als ſie dann fertig, löſt Einer
Noch lachend den Deckel vom Sarg, —
Da plötzlich blickt nieder die Sonne,
Die ſonſt in Wolken ſich berg.

Sie ſcheinet ſo warm und ſo goldig
Dem Todten ins Angeſicht —
Und ſchmückt ſeinen Sarg mit Roſen,
Als wolle ſie halten Gericht.

Sie blickt auf die eiſerne Maſſe,
Die dem Todten zur Seite noch ruht —
Und dem blanken Bajonnet entſtrömet
Wie Feuer und Dämonenglut.

Da ziehen die Knechte die Mützen, —
Ihnen däuchte's, der Himmel ſelbſt ſpreche:
Sie verſcharren den Todten und ſenken
Ein ſtilles Vaterunſer ihm nach.

Ludwig Bürkert.

2.

Poetiſche Erzählungen und Legenden.

Das Recht auf Korſika.

Nacht war's auf Korſika, eiſkalte Nacht.
Wer jetzo wandelt durch des Sturmes Toſen,
Dem hat wohl eine Heimath nie gelacht!
Ja, drei als Herrn hier walten die Franzoſen,
Erbleich in Elend manch ein groß Geſchlecht;
Manch Krieg ward von ſeinem Herd verſtoßen.
Sie brachten ein geſchrieben's neues Recht
Das hat die raſchen Schwerter uns zerſchlagen;
Das hat die kühnen Sreien uns geſchwächt.
Nacht war's auf Korſika, die Thäler lagen
Erſtarrt. Wie mag im Walde dort der Mann,
Das junge Weib durch dieſe Nacht ſich wagen?
Am Walde ſteht ein Haus. Da hält er an;
Da pocht er dumpf, ruft deutend durch die Winde:
Auf, Alter, auf; dich ruft dein Tochtermann!
Aus deinem Bett auf! Schlafen thut ja Sünde!
Du gabſt mir deine Tochter; nimm ſie hier.
Sh' ſie der Froſt hinſtimmt gleich ihrem Kinde.
Und einen Stein wirft er mit Macht zur Thür,
Daß ſie in Stücken flog; da trat der Alte,
Halb nackt und bebend, aus dem Haus herfür. —
Verhaßt, du! und ſcheuteſt nicht die kalte
Todſtarre Nacht! Und du, mein Töchterlein,
Mit deinem Kind den fernen Weg im Walde! —
Mein Kind iſt todt! Sie ſpricht's, und tritt herein.
Des Alten Weib ſchürt an des Herdes Feuer;
Und wie die Wärme ſieht durch ihr Gebein:
Weh! ruft der Greis welch nächtlich Abenteuer! —
Wehl iſt's ein Abenteuer, ſpricht der Sohn;
Denn ſterben ſoll ein gütig Ungeheuer.
Hier ſteh' ich nackt, des Winds und Wetters Hohn,
Mein Kind vom Sturm des Winters aufgerieben;
Des zahl' ich dir, Geſtalt, deinen Lohn!
Weil ihm die Wucherginſen aufgeblieben
Für kleine Schuld, hat er von meinem Dach
Am Abend mich, mein Weib, mein Kind vertrieben.
Das neue Recht war's, ſo den Spruch mir ſprach;
Ich aber will nach altem Rechte ſchalten:
Tod über ihn! — Tod! ſprachen Alle nach.
Zwei Monde nur' und ſchon im Herbſte halten
Auf ein verrathnes Wild ſie ſtille Wacht:
Er kommt! er kommt! Da ſtürzen vier Geſtalten
Hervor: Nimm dies für jene Winternacht!
Verhaßt, ruft's, ſah den Franzoſen Kunde,
Daß ich dir nun den Wucherzins gebracht!
Der Gerſau Beil trifft ihn an Hals und Munde;
Des Alten Beil vollzieht den Todesſpruch;
Die Tochter reißt das Herz ihm aus der Wunde.
Dann um den Leichnam werfen ſie ein Tuch,
Und tragen zu den Bergen ihn, und beten
Als Meß' und Requiem ihm Fluch auf Fluch.
Und wie ſie aus dem blut'gen Walde treten,
Da naht ein heller Fackelzug ſich dort,
Und ſchallen luſtig Pfeifen und Trompeten.
Die Gäſte ziehen her vom nächſten Ort;
Denn Hochzeit gilt es heut und Jubelfeſte
Im Haus Geland's, — Hochzeit oder Mord!
Nonch auf, Bruſt! Vier ungeladne Gäſte
Sind kommen, doch willig, hinter einem Zug,
Und bringen zu der Feier eins das Beſte.
Ob Keinem wohl da' Herz vor Ahnung ſchlug,
Wie nah vier Mörder ſind zu dieſer Stunde,
Und weſſen Leib man da gemordet trug?
Ein Kirchlein ſteht' dem ließ man keine Wunde,
Nur mancher adelſtolze Bettler ſucht
In heimathloſen Nächten dort ſein Bette.
Da bergen ſich die Vier in raſcher Flucht,
Bis fern des Mordes unbewußte Zeugen;
Dann ſchleichen ſie zur ſchroffſten Felſenſchlucht,
Wohin kein Hirt ſich und kein Wild verſteigen,
Und ſchleudern ihn hinab, und jauchzen laut:
Da tanz' hinunter deinen Hochzeitreigen!
Die Gäſte ziehn derweil zum Haus der Braut,
Und halten Tanz und Mahl beim Kaſtelſchimmer,
Bis am Gebirg der neue Morgen graut.
Der Tag blickt auf des nächt'gen Feſtes Trümmer;
Geſchmückt iſt ſchon die Braut, geziert das Haus:
Doch ihren Bräutigam erblickt ſie nimmer.
Ihr drückt die Angſt zu allen Adern aus;
Ein wahrer Traum, — doch war's kein deutlich Träumen! —
Treibt ſie zum Garten, zum Gebirg hinaus.
Und wo des Sturzbachs Wellen niederſchäumen,
Da ſpäht ſie, ſieht ſie eines Mannes Geſtalt
Starr liegen auf des Abgrunds Lorbeerbäumen.
Weh mir! gemordet! ruft ſie; ſtarr und kalt! —
Ein ferſiſch Weib erkennt vom Dolche Wunden,
Pleat auch der Leichnam tief im Felſenſpalt.
Und wie ein Hirſch, gehetzt von heißen Hunden,
Fliegt ſie zurück. Wenn ihr von Hochzeit ſprecht,

So sieht den Bräutigam, den ich gefunden!
Brautgeleit! nun Gesetz und neues Recht
Gabt ihr, das schirmen sollte Gut und Leben,
Ich seh', wie's schirmte, zeigt mir, wie es rächt! —
Wohl kann's vom Mörder Blut' zum Zoll erheben;
Doch kann das Recht nicht rufen aus dem Grab,
Kann nur dem Grab ein neues Festmahl geben.
Sechs Wochen rollten in das Nichts hinab:
Da stand in Pascha das Gericht des Blutes,
Und über Vier brach man den schwarzen Stab.
Es waren rings viel Korsen, düstren Muthes:
Weil diese, die nur Rechtliches gethan,
Und ausgetilgt den Räuber ihres Gutes,
Nur nichts geachtet der Gesetze Bann,
Hier auf ein Bettlerzeugniß sterben sollten,
Nicht von des Gegners Dolch Mann gegen Mann!
Und bei den Korsen, so da zürnend grollten,
Sah man zwei Augen, die von Lust entbrannt,
Vor blut'ger Lust in ihren Höhlen rollten.
Es war die Braut. — Der aber bei ihr stand,
Der hatt' in jener Nacht erspäht die Beute,
Und sie verrathen in des Henkers Hand.
Dem trat ein edler Korse nun zur Seite,
Und sprach: Hier stehst du in Franzosenhut;
Bald aber lernst du, bald, was es bedeute,
Dem fremden Volk zu geben Korsenblut.

Ludwig Braunfels.

Abbé Vogler.

Es zog allein der Töne alter Meister,
Wie er gepflegt auf Jünglings-Wanderungen,
Ihm folgten nur des Liedes holde Geister.

Die weitberühmt seine Wiege schon umklungen,
Er zog dahin durch's schöne Land der Schwaben,
Wo schon zur Zeit manch Liederheld gesungen.

Und Töne blühten mit des Frühlings Gaben,
Der Abend kam mit leisem Schwanensange,
Es kam die Nacht, mit Flügeln eines Raben —

Als ob ein Kindlein aus den Flügeln lugt,
Sah Stern an Stern aus dunkler Himmelsbläue,
Und wunderhellt war jede Wolkenwange.

Wie eint sich Alles, daß es tief erfreue,
Tief innerlichst des edlen Wandrers Seele!
Er zog ja aus, daß sich's in ihm erneue.

Nach Liederlenzes schaffendem Befehle;
Doch, daß zur tief entquollnen Frühlingsfluth
Der Wehmuth Thau, der lindernde, nicht fehle,

Umschlingt ein Lied ihn, das aus reicher Brust,
Ein blüthenvoller Wiesenbach, entquillt;
Es war ein Lied — er war sich's bang bewußt —

Vom Meister, dessen Namen man verpönte,
Deß freien Sinn die düstre Kerkermauer,
Deß freies Lied der Ketten Schall verhöhnte.

Den armen Meister fasset stille Trauer,
Den vor Minuten noch der Lenz entzückte;
Und Angst durchrieselt ihn und kalter Schauer.

Da er im schönen Lande um sich blickte:
Denn Hohenasperg lag vor ihm, die Veste,
Als ob ein Zauber sie vor's Aug' ihm rückte.

War sie nicht ähnlich einem Geierneste?
War sie nicht Schubarts trauerndes Gefängniß,
Wo er verschmachtet seines Lebens Reste?

Weil er zum Volke sprach in der Bedrängniß,
Und weil er sprach die Sprache der Titanen,
Weil er den Weg ihm wies aus der Beengniß,

Weil er ihm zeigte völkerwürd'ge Bahnen;
Weil er's gewagt den Fürsten und die Fürsten
Mit freiem Wort zu richten und zu mahnen;

Weil er den Junkern, die den Wald durchpirschten,
Geflucht, wenn sie zerstampft des Landmanns Saaten;
Weil er den Bürgern, die die Zähne knirschten,

Zum Schwerte wandeln wollte ihren Spaten;
Weil er im Liede, wie im schlichten Worte,
Gewagt zu drohen, zu trösten und zu rathen.

So klangen die Gedanken, die am Orte,
Dem lenzigen, den Meister so umflogen.
Er muß — schon schreitet er zur Festungspforte; —

Dem eingekerkerten Bruder Hülfe bringen,
Aus Kerkernacht zum Licht emporzuheben,
Der trauten Kunst nur mochte dies gelingen.

Ihr und dem Recht ja hat er sich ergeben,
Der Prometheus, der würdige Verbrecher,
Und wie grausam, ach! ist unser Leben.

Ein Tropfen Lust versüßt den Leidensbecher,
Beschlossen war's, er wollt' es auch vollführen,
Und vor dem Kastellan der kühne Sprecher,

In Worten wußt' er wie im Ton zu rühren,
Denn schwache Knechte zählen die Tyrannen!
Indessen unter wohlverwahrten Thüren

Lag Schubart träumend. Von den Wänden rannen
Die Tropfen, wie die Thränen ferner Lieben;
Mitleidig schien die Wölbung sich zu spannen,

In die sein herbstes Lied er eingeschrieben.
Der Jahre Zahl war's, die sie so vertraute,
Die sich verbüßt an ihm und ihnen trieben;

Was war's, daß heut vergeßne Menschenlaute
Aus seiner Träume [illegible] ihn störten?
Daß hoffnungslos das Sternenlicht ihm graute?

Daß er des Dufts genoß, des langentbehrten?
Daß sie ihn leiteten in die Kapelle?
Daß Wände nicht den freien Gang ihm wehrten?

Und als er eintrat, goß der Orgel Welle
Vom Chor herab auf ihn die heil'ge Taufe.
Jetzt, wie vom Felsen rauscht die wilde Quelle,

Jetzt, wie vom Lotos fällt die [illegible] —
Und Schubart beugt Knie und Nacken nieder,
Daß über ihm der Katarakt verschnaufe.

Der senkt tief, und hebet hoch ihn wieder,
Und wölbt aus Tönen einen Regenbogen:
Es locken ihn die Nymphen zarter Lieder,

Es heben ihn die majestät'schen Wogen; —
Allmächtig ist Musik und ihr Entfalten,
Wo ihr entgegen Freundesseelen zogen.

Wenn ihre Schaar phantastischer Gestalten
Die Heimath in der fremden Brust gefunden,
Und wenn die Cypressen ihres [illegible]

Ein andres Herz zum Kranze sich gewunden.
O Schubart fühlt es — denn er fühlt vernarben
Die ihm geschlagnen unheilbar, die Wunden —

Des Glaubens Kinder, die im Zweifel starben,
Erlebend hat sie jene Macht getroffen,
Die Blumen, die in Kerkerluft verdorben,

Es blüht das Lieben, und es reift das Hoffen! —
Es ist die Zeit, mit ihr der Tod verronnen —
Und wieder stehn des Kerkers Pforten offen;

Doch Schubart rufet aus in tausend Wonnen:
Wo ist der Mächtige, der mich befreite,
Mich nippen ließ vom ewig heilgen Bronnen,

In meine Wunden süßen Balsam streute?
Vermag's doch Einer nur in deutschen Gauen —
Der Vogler ist's, dem ich die Arme breite! —

Es stieg die Sonne auf, den Bund zu schauen,
Und glänzte segnend über der Kapelle.
Und weiter zog der Abt in Gottvertrauen —
Getröstet, Schubart in die düstre Zelle.

Moritz Hartmann.

Lope de Vega.

Wer leugnet's! — das ist eines Spaniers Antlitz,
Und eines zwar, auf dem Gedanken rasten;
Kein Angesicht, in das ein stiller Wahnwitz —

Ein schöner zwar — des träumenden Phantasten
Die nebligt dunklen Lettern hingeschrieben,
Und Augen, die zum Kerkerlichte paßten,

Zugleich zum Sternenlicht für nächtlich Lieben,
Und eine Stirn, der Rennbahn zu vergleichen,
Wo sich im Flug Gedankenrosse trieben.

Wie Falter, die um todte Blumen streichen,
Streicht hin ein Lächeln um die starren Züge,
Kennt dieser Schritt den Sinn: „Vorm Feinde weichen?"

Und sagt's die Schulter nicht, was sie noch trüge?! —
Lope de Vega nannten sie den Starken,
Und seine Miene kündete nicht Lüge.

Es schoß sein Sinn dahin auf leichten Barken,
Auf Küsten zu, noch damals unbekannte,
Und kämpfte siegend in den fernsten Marken

Des Geistes, wo der Dichtung Sonne brannte; —
Das eben war's, daß er aus eignem Leben
Ein neues rief, und es in Formen bannte;

Das sind des Geistes Wunderkräfte eben,
Daß immer neu Gedanken und Gestalten
Am Stabe des Bewußtseins sich erheben,

Und überm Schöpfer ihren Fittig falten.
Bewußtsein ließ mit weiter Blitzesschnelle
Don Lope's Schlachtschwert, den Gedanken, walten. —

Don Lope schritt gar hastig durch die Zelle;
Sein alter Schreiber saß am Pult indessen,
Deß Haupt umfloß der Locken Silberwelle,

Darunter schlief wie unterm Schnee vergessen
Die Blume liegt, verborgen der Gedanke,
Und schien, nach manchen Leiden ausgemessen,

Noch seine Seele, eine leidenskranke.
Vom Licht der Ampel fielen blasse Strahlen
Auf seine Stirn herab, die marmorblanke.

So wie der Mond pflegt zitternd hinzumalen
Auf's Grab, wo man die Schmerzen wähnt verwahret,
Der Nachgebliebnen liebgewordne Qualen.

Er hieß Feliz; in ihm hat sich gepaaret
Die Schreibekunst mit alten Wissenschaften,
Und die Gedanken, die Don Lope schaaret,

Macht er um Geld für alle Zeiten haften.
Es sprach sein Herr zu ihm mit milder Stimme:
„Ich wollt', daß deine Mienen sich entrafften,

„Der sie bedeckt, dem stillen finstern Grimme! —
„Nicht will ich, daß, wem meine Gunst gebührte,
„Im Herzen ihm des Hasses Kohle glimme!" —

Doch er blieb stumm und schrieb, was er dictirte,
Den heißen Federkampf gen seine Feinde:
„Nicht, daß mich zeitig grüner Lorbeer zierte,

„Daß Spaniens Fürsten meine mächtigen Freunde,
„Daß meinen Namen man sah früh erglänzen
„Im hohen Kreis der dichtenden Gemeinde,

„Daß sie durch mich zu neuen, schönern Lenzen
„Erwacht gesehn der Künste heitre Welten,
„Daß sie mich freudig nannten vor Terenzen

„Und meinen Ruhm zu Seneca's gesellten:
„Das war es nicht — das nicht die Freudefunken,
„Die sonnengleich mir meine Bahn erhellten. —

„Das Eine aber macht mich wonnetrunken,
„Und hätt' ich selber Todesqual gelitten,
„Das Eine —" Und in Sinnen tief versunken

Durchmißt die Zell' er mit erhitzten Schritten,
Indeß der Schatten an den dunkeln Wänden
Wie eine düstre That ihm nachgeglitten.

„Das Eine —" schreibt Feliz mit schwachen Händen,
Und ruft es als ein dumpfes Echo wieder,
In Angst, wie diese Worte Spitzen enden.

„Das Eine," ruft Don Lope, „daß ich nieder
„Die falsche Saat des Ketzervolks getreten,
„Und daß ich als ein Kämpe, treu und bieder,

„Verscheucht der Dichtung gleißende Propheten,
„Daß ich zerstreut als arme Bettlerrotte,
„Die sich in Spanien genannt: Poeten! —

„Nun ziehn sie hin zu ihrem eignen Spotte,
„Und müssen bettelnd durch die Länder streichen,
„Und flehn umsonst zu ihrem falschen Gotte,

„Den sie gewähnt in edler Dichtkunst Reichen. —
„Der Allen aber mußt' das mächtige
„Geschoß den schlechten Andern mit erreichen.

„So traf Ruera auch in nächtiger
„Verschwiegenheit, der Falsche, Lügnerische,
„Der Bettler nun — der Niederträchtige!"

„„Der Niederträcht'ge?!"" — schrie's vom Schreibetische
In wilder Wuth, empörend, widersprechend,
Als ob von dorther durch die Lüfte zische

Ein spitzer Dolch, des Armen Schande rächend, —
Doch stirbt der schrille Ton mit einem Male,
In einem langen Todesseufzer brechend,

Und vor dem Meister liegt im Ampelstrahle
Ein starrer Todter wie im Leichentuche, —
Er starrt ins Antlitz ihm, das todesfahle.

Und lieſt in ſeiner kalten Unglücksbuche
Von ſchwer ertragner Schande die Geſchichten
Und von der letzten Stunde argem Fluche —

Darum zerſchmetternd muſſt' es Lopen richten,
Da alle eines Dieners Worte tönten:
„Wie ſeid ihr ſtark im Dichten und Vernichten!

„Den ſehr eurer Worte Stachel höhnten,
„Gr ch Aneda, den Sklav ihr nanntet,
„Das Haupt der Dichter der von euch verpönten,

„Und den ihr auf des Elends Wege ſandtet,
„Der euch gerettet, von Hungersnoth getrieben,
„Und den, von Schmach entſtellt, ihr nicht erkannt et!“ —

Noch glänzt am Blatt, was Jener hingeſchrieben;
In Lope's Bruſt jedoch beginnt's zu nagen;
Ein leiſ' „Memento mori!“ iſt ihm blieben

Durch allen Glanz, den ihm die Jahre brachten;
Und wenn es ihn gemahnt in ſpätern Zeiten,
Da war's, wo ſeine Lippen bitter lachten,
Und klang es wie der Ton zerriſſner Saiten.

Moriz Hartmann.

Rabbi Me-Ir.

Als Rabbi Me-Ir in der Schule lehrte,
Und nur das treue Weib zu Hauſe weilte,
Da wurden plötzlich ſeine Söhne krank
Und kränker — und ſie ſchieden ſanft vom Leben.
Da nahm die Mutter ihrer Kinder Leichen,
Trug ſie zu einem nahen Bett und deckte
Mit einem Tuche die Geſtorbnen zu.
Als nun der Rabbi aus der Schule kehrte,
Da ſprach er liebevoll zu ſeinem Weibe:
Rebecca, wo ſind meine Söhne denn? —
Und ach! das Weib verbirgt den Thränenſtrom
Und preßt das Weh in die gequälte Bruſt
Und ſpricht gefaßt: „Sie ſind aufs Feld gegangen.“
Dann, ſich bekennend, ſetzte ſie hinzu:
„Erlaube mir, o des Gelehrt Lehrer,
„Erlaub' mir eine Frage!“ — Nun ſag' an! —
„Vor mehren Jahren,“ — ſo gie ſie, — „verlieh
„Ein Freund von mir das Land und ging zu Schiffe,
„Und als er fortging legt er einen Schatz
„In meine Hand und ſprach: Verwahr' ihn wohl!
„Ich keinen Schuldſchein forderte er von mir.
„Nun iſt mein Freund ins Land zurückgekehret
„Und fordert ſeinen Schatz aus meinen Händen.
„Was meinſt du, ſoll ich wohl zurück ihn geben?“
Das fragſt du noch, Rebecca? — ſprach der Rabbi —
Das ſollte Rabbi Me-Irs Weib doch wiſſen,
Daß ein vertrautes Pfand zurück man giebt —
Und Wolken zogen ſich um ſeine Stirne,
Doch lange bleiben ja die Knaben aus!
Schon ſtürzen ſie zum Eſſen heimgekehrt.
Da zog das edle Weib den Teppich fort,
Der ſeiner Kinder Leichen ihm verbarg.
Entſetzt warf ſich der Rabbi über ſie.
O, meine Kinder, jammert er, — was habe
Ich denn verſchuldet, Gott, daß ſo du ſtrafſt?
Und ſeines Schmerzes war er nicht mehr Meiſter.
Da ſprach das Weib: „Du tröſteſt dich nicht ſelbſt,
„Und haſt doch mich getröſtet, getroſt zu ſein? —
„Der Freund iſt Gott, der Schatz hat unſer Knaben.“ —
Und ſtumm und beſchämt ſtand Rabbi Me-Ir
Und warf ſich ſchluchzend an des Weibes Bruſt:
Hier weint er ſeine Schmerzen aus und heiter
Schaut er zum Himmel auf und rief dann aus:
Gegeben hat's der Herr, er hat's genommen,
Sein Name ſei in Ewigkeit gelobt!

Th. Hoſcher.

Das Märchen vom Waldſegerlein,

der kleinen Marie erzählt.

„Ay Nachtigal, Waldvegerlein!“
Lied aus dem Kuhländchen.

1.

Waldſegerlein des Morgens früh
Saß auf dem Zweig in guter Ruh.
Hatte die Nacht zum Schlaf genutzt,
Gutklänglein Morgens hell gepfiffen,
Sah munter in den lieben Tag
Und ſang ihn an mit ſüßem Schlag:
Erſt ſang es nur verſtohlen leiſ,
Dann laut, herzhaft und trillerweiſ,
Pickt' in dem Thau das Schnäbelein
Und putzt es wieder am Baume rein.
Waldſegerlein war jung und zart,
Hatte noch keine Pilgerfahrt
Gewagt, kein Flüglein noch erprobt,
Verborgen ſeinen Gott gelobt
In eines Baumes grünem Schutz,
Der ganzen weiten Welt zum Trutz!
Nun aber wird's auf einmal dumm,
Gehn ihm Gedanken im Kopf herum
Von Fremde, Welt und mancher Tour;
Das macht, weil ihm ins Köpflein fuhr
Der Thau, den es zuviel geſchlürft:
Ach wenn ich, wenn ich fliegen dürft'!
Naht's unverſehns mit hellem Ton
Und kaum geſagt, ſo flattert's ſchon.
Es will ſich umſehn in der Welt
Und bleiben, wo es ihm gefällt.
Waldſegerlein hub auf die Beim,
Hub auf die Flügel und flog weidem.

2.

Ins Waldesdunkel tief hinein
Durch alle Wipfel groß und klein
Mit jedem Muthe ſchwang es ſich
Und Baum auf Baum vorüberſtrich.
Dazwiſchen gab die Waldesluft
So reinen Hauch, ſo friſchen Duft,
Der grünen Räublein hundertauſend
Schüttelt ein Windlein luſtig ſauſend.
Waldſegerlein durch Dick und Dünn
Mit großem Jubel flog dahin;
Da kam's auf eine Waldeswieſe,
Rings ſtanden die Bäume hoch um dieſe,
Und mitten drein lag eine Klauſ',
Das war ein Eremiten-Haus,
Darin der Eremite ſaß
Und ohne ſich zu regen laß
Mit Augen, die wie Lichter brannten,
In einem großen Folianten.
Waldſegerlein erblickt ihn jetzt,
Naht ſich ihm vor Augen jetzt
Und hebt zu zwitſchern und ſprechen an:
Guten Tag, guten Tag, mein fremder Mann! —
Hab' guten Tag, Waldſegerlein,
Wie kommſt du da zu mir herein? —
Ich flog eine kleine Weil ſpazieren,
Da hält mein Flug mich hieher ſtatten.

Wer biſt denn du?
Ein Eremit.
Was iſt denn das? ſag an, ich bitt'! —
Das iſt ein Mann voll Heiligkeit,
Dem an der Welt gar wenig leit,
Der lebt allein, ſich nicht betrübt,
Und Leſen über Alles liebt. —
Damit ſo las er wieder fort
Und redte weiter nicht ein Wort.
Waldfegerlein wollt' noch Vieles lernen,
Bat ihn, den Tröſter zu entfernen,
Erwies dem Buche wenig Ehr',
Wollt wiſſen, wie's in der Welt drauß wär',
Aber der Eremit gab kein Gehör,
Waldfegerlein verdroß der Spaß,
Es pickt ihn auf die lange Naſ'
Und flog davon mit lautem Schreien
Bis zu der Bäume letzten Reihen.
Da recht' es weit den kleinen Hals,
Wie es ſich ſah am End' des Walds,
Auf einem Baum hat's gehalten Raſt,
Und hat da einen Entſchluß gefaßt.
Waldfegerlein hub auf die Bein',
Hub auf die Flügel und flog feldein!

2.

Jetzt iſt es mitten im freien Feld
Und trägt den Schnabel wie ein Held,
Es ſteht am Himmel Schäflein gehn
Und auf dem Boden Blümlein ſtehn,
Und weiß vor Freude nicht wie und was,
Da ſieht es in dem tiefen Gras
Einen Storch mit langen Füßen wandern,
Der ſpießt ein Würmlein nach dem andern.
Wie er ſo eins behaglich ſchluckt
Und ſich nach einem neuen duckt,
Setzt ſich Waldfegerlein von fern
Beſcheiden vor den langen Herrn.
Da kam er gleich herbeigeſtorcht,
Waldfegerlein war in großer Sorcht:
Wieher des Wegs, Waldfegerlein?
Du mußt nicht ſo erſchrocken ſein'
Was haſt du auf dem Feld verloren? —
Mit Verlaub von Euer Hochgeboren,
So ſprach Waldfegerlein mit Beben,
Mir gefällt das grüne Waldesleben,
Das Flattern von einem Baum zum andern
Nicht mehr, drum ging ich auf das Wandern.
Ich möchte gerne ſehn die Welt
Und bleiben, wo es mir gefällt, —
Herr Langbein lacht mit aller Kraft:
Waldfegerlein auf der Wanderſchaft!
Das ſieht ſo ganz poſſirlich aus!
Was haſt denn mitgenommen von Haus?
Biſt auch mit Geld und Gut verſehen
Um in die weite Welt zu gehen?
Haſt ein Wanderbüchlein mitgenommen?
Marſchirt man nirgends kann durchkommen,
Denn von der Schweiz bis zur Türkei
Iſt überall ſtrenge Polizei.
Waldfegerlein ſprach mit großer Trauer,
Da wird mir wohl das Reiſen ſauer,
Ich habe nichts von all den Dingen,
Ich kann nur ein klein Liedchen ſingen,
Womit ich meint' mich durchzubringen. —
Waldfegerlein hub an zu weinen,
Da ſprach der mit den langen Beinen:
Ich nicht ſo bang wie der Hof' im Schilf,
Gevatter Storch weiß Rath und Hilf'!
Mein Kind, ſei nur getroſt und munter,
Ich bringe dich gewißlich unter.
Sei gutes Muths, laß dich bedeuten,
Ich bringe dich zu braven Leuten,
Und wenn du hübſch artig biſt und fein,
So wirſt du dort willkommen ſein,
Und wenn du haſt zu mir Vertrauen,
So wirſt du deine Wunder ſchauen
Fürwahr, du ſollſt mir ſehn die Welt
Und bleiben wo es dir gefällt.
Nun ſag' einmal, Waldfegerlein,
Gehſt du auf meinen Vorſchlag ein?
Waldfegerlein das ſprach nicht Nein,
Es hatte noch Thränen im Aeuglein.
Es ſchlürft' ihm unter den rechten Flügel,
Da flog er über Thal und Hügel
Und bracht es heim.
Storch und Waldfegerlein
Haben die Bein',
Haben die Flügel und fliegen heim.

Marielein fragt:

Was iſt denn aus dem Waldfegerlein geworden?

Antwort:

Es iſt noch gar nicht aus ihm geworden.
Wenn aber einmal was aus ihm wird,
Wollen wir davon reden allen Orten!

Nachſchrift:

Doch bei dem nächſten Oſtermärchen.
Marielein, forcht' ich um ein Härchen,
Wird' es uns kaum an Stoff gebrechen
Vom Gaſſenfegerlein zu ſprechen.

Hermann Kurz.

Jubal.

1.

Hoch in die Lüfte ſteigt der Thurm zu Babel,
Als ſei ein Schiff das Thal von Schinear,
Das ſich mit einer Seilgehau'nen Kabel
Am Himmel hält in nächt'ger Sturmgefahr.
Die Wellen ſchwanken wie des Meeres Brandung,
Doch weiſt der Leuchtthurm Mond den Weg zur Landung
Dem Rieſenkiel, der nun vor Anker liegt.
In Oſten ragt ſein Maſt, ein Bergesgipfel,
Um deſſen Spieren — grüne Palmenwipfel —
Die gelbe Flagge Wetterleuchten fliegt.

2.

Was wollt ihr, Hirten, mit dem Quaderbaue?
Zum Himmel ſchlagen einen Nietenſtag?
Zwar zieht ein Weg ſich durch ſein Meer, das blaue,
Milchſtraße hieß der Greiche dieſen Weg;
Doch fruchtlos thürmt ihr künſtlich Alpenfirnen;
Den Straßenzug, beſchattet mit Geſtirnen,
Beſchreitet nie ein irr'ſcher Wandersmann.
Der Ew'ge nur wird dieſe Straße wallen,
Wenn gräberſprengend die Poſaunen ſchallen,
Das niederpraſſende Gericht begann.

3.

Die Rieſin Zeit zerreißt die blauen Berge
Trotz ihrem Stolz auf Sonnennachbarſchaft,
Wie deine Thürme, viele Felſenwerge,
Drum trau' nicht länger deiner Hände Kraft;
Nein, wie der Falke ſich, wie Dichter ſagen,
In ſeine Blöße ſtürzt, und Sturmgetragen —
Ein Blitz — auf ſeine Beute niederſchlägt,
So wirf dich, Menſch, wenn Thurm und Alpe ſauken,
In deinen Kaltenblick, in den Gedanken —
Das iſt der Flügel, der zum Himmel trägt.

4.

Tief d'runten wogt das Lager der Nomaden,
Ameisenhaft — wie eine Puppenwelt,
Doch plötzlich ſchwebt mit buntem Mohn beladen
Ein Engel unſichtbar von Zelt zu Zelt.
Und ſchleudert eine Hand voll duft'ger Roſen
Ins trübe Angeſicht den Schlummerloſen.
Da wird es nächtigſtill im Lagerraum,
Und um den Pfuhl, darauf ſtille Menſchen liegen,
Die wilde Stirn in Pantherfelle ſchmiegen,
Weht geiſterhaft der Seelenduft: der Traum.

5.

Der Nachtwind flüſtert leiſ' im grünen Walde
Am holzen Rat, die Königsfeder rauſcht,
Und Blumen nicken träumriſch auf der Halde —
Ein Kinderſchwarm, der weltvergeſſend lauſcht
Den ſüßen Märchen aus des Vaters Munde.
Phalänen halten lüſtern Blumenrunde —
O ſagt ſie fort, dies Bettelvolk der Luft'
Sind Nachtarekinder, ungeſegnete Mangen,
Und ſamen nur aus diebiſchem Verlangen
Nach euerm lieben Spielzeug, Schmelz und Duft.

6.

Dem Roſenbaum tönt Nachtigallenklage —
Vielleicht, daß ſich der Baum, der klanglos blieb,
Und Duft dafür erhielt am Schöpfungstage,
Den Trageman für ſein Geſtühl verſchrieb.
Dann lauſchen durch die ſchallbewegten Lüfte
In Wort und Klang gebrachte Roſenblüte,
Dann bricht den Stab nicht über mich entzwei,
Wenn ich die Wirthe gern in Umlauf brächte,
Daß jene Sängerin der Mit-erdächte
Die waldverirrte Roſenecho ſei.

7.

Stimmt Niemand bei? So geh' ich raſch dem Winde
Als Boten viele neue Gaga mit,
Und ſieht, im Schatten jener Laubenlinde
Die Jungfrau wird mein erſter Morgengruß.
Sie blickt ſo ferlchend auf die Roſen nieder,
Sie lauſcht ſo achtſam auf die weichen Lieder,
Wie Einer, welcher Text und Sang vergleicht
Ihr Blick wird feucht — wohl möglich, daß die Kunde,
Daß ſie bei Roſen anverwandt, zur Stunde
Gleich einem Traum durch ihre Seele ſtreicht.

8.

Ja hat das Weib die immergrüne Roſe,
Die Gott ins winterliche Leben warf,
Zum Pfande, daß der Mann, der glaubenloſe,
Auf einen Lenz im Jenſeits hoffen darf.
Nur Schade, daß der Menſch die Dornenreiſer,
Die ehrbarend ihm entgegenſtarren,
So oft wie Pflanzen kürzt in Neid und Ehrgeiz —
Daß er das Daſeinsmark zu entdecken
Die zarte Knoſpe bricht, und dann mit Schrecken
Erkennt und weint, daß er ein Herz zerbrach.

9.

Vielleicht daß ſolcher Zwang ſich entlohne,
Roſema, ſchönſtes Kind von Schiraz,
Doch, was als Thräne deine Wimpern netzte,
Der Perlenſpiegel deiner Zukunft war!
Ach ich weiß es, wenn auch die Lippen ſchweigen,
Auf einer Thräne die Geſchichte liegen
Von einem Leben, bitter wie das Meer!
Doch deiner, Weib, ſoll einem Mailag gleichen,
Wird deine Schönheit nimmer doch erreichen
Der wärmſte Lenz mit ſeinem Blumenheer.

10.

Die Lippen roth wie Blut aus einer Wunde,
Die Märtyrern das Himmelreich erwirbt —
Die Augen ſchwarz und glühend wie die Stunde,
In welcher einer Herzens Unſchuld ſtirbt —
Und dennoch ſinkt dies Auge ſeine Lieder
In holder Scham, als ſei ihm lebgewidder
Die Wiſſenſchaft, daß es ſo glühend blickt —
Die Haare weich, doch ſchwarz wie Waiſenkummer,
Und dicht und lang wie Nächte ohne Schlummer,
Wenn uns der Gram ſtatt Träume Thränen ſchickt —

11.

Die Züge fromm und gläubig wie Gebete,
Die eine Mutter für ihr Kindlein ſpricht —
Die Wangen blaß gleich einem Roſenbeete
Um Mitternacht beſtrahlt vom Mondenlicht.
Doch nein, die weiße Roſe darf nicht wagen,
Die Schweſterſchaft den Wangen anzutragen,
Im Blumenreiche, glaub' ich, herrſcht der Ruf,
Daß die Natur, als dieſes Weib geboren,
Zum Theil von Neid, zum Theil von Scham beſchworen,
Nach ſeinem Bild die erſte Lilie ſchuf.

12.

O hüte, Lilienſchweſter, dich vor Schlangen,
Und laß das Lächeln, das mir Kunde gibt,
Wie lange ſchon dein junges Herz empfangen
Die alte, ſüße Kunde, die man liebt,
War jener Jüngling mit dem Rabenhaare,
Den ich am grünen Waldesſaum gewahre,
Dann Lehrer in der Liebeswiſſenſchaft?
Ein junger Mann mit einem Sammetgeſichte,
Mit Augen träum'riſch, gleich dem Mondenlichte,
Doch ſchlank und kräftig wie ein Zederſchaft.

13.

Er kniet empfängt zu deinen Füßen nieder
Und reicht die Blüthe einen Opferkranz,
Die Stimme klingt ſo ſüß wie Liebeslieder
Durch eine Nacht voll Duft und Sternenglanz:
„Roſema, nimm des Lieblings ſchlichte Gabe,
„Die treue, die ihm blieb als letzte Habe,
„Seit er verbeugt zu deinen Füßen lag.“
Die Jungfrau blickt auf ihn herab verſtohlen —
Ihr Blick iſt zärtlich wie ein Geiſterholen
Am letzten Abend vor dem Hochzeittag.

14.

Und wie Magnete Stahl und Eiſen ziehen,
Zieht dieſer Blick den Liebenden empor;
Doch nicht wie gleiche Pole, die ſich fliehen,
Sturzt Herz an Herz — da tödtet ein Thränenflor
Das Auge mir, und tief in meinem Innern
Erwacht Geiſterodten gleich ein Schmerzerinnern
An jenes Weib, das treulos mich verließ,
Und wieder wollen mich zum Himmel tragen
Zwei blaue Augen, die in blauern Tagen
Mein zärtlich Herz Geſchlechtsmagnete hieß!

15.

Still, Dichter, ſtill! Beginne deine Fabel,
Sonſt endet nimmer deine Schwärmerei;
Die Sprachverwirrung bei dem Thurm zu Babel
Iſt Ordnung gegen deine Dichtangſt.
Mit kurzen Worten gieb dem lieben Kinde,
Daß jene Schönheit mit dem Rollenmunde
Des alten Königs Hamed Nichte ſei,
Daß Jubal, dieſes Knaben jüngſter Sproſſe,
Von Jugend auf, Roſema's Spielgenoſſe,
Ihr Herz, — doch brich! was ſoll der Kokolores!

16.

Zwei ſtatt're Männer ſtürzen aus dem Walde,
Die Keule ſchwingend in der ſtarken Fauſt.
Norma ſinkt bewußtlos auf die Halde,
Wie Tannen brechen, wenn der Nordwind brauſt.
Betäubt mich noch, gefällt vom Flammenſtreiche
Des erſten Sommerwetters, ſank als Leiche
Der ſchöne Lenz ins naſſe Blumenbett.
Wie treue Kinder ſehn die jungen Roſen
Um ihren Herrn, den bleichen, regungsloſen,
Und ſprechen ſtill für ihn ein Duftgebet.

17.

„Was wollt ihr, Brüder?“ ruft der Jüngling ſchmeichelnd, —
„Dein Leben, Bube von Norma's Herz,“
Entgegnen ihm die finſtern Beider grollend! —
Drauf Jubal hohnlich fragt: „Ernſt oder Scherz? —
„Ernſt, blutger Ernſt! —“ „Dann ſollt ihr ſchwer erproben,
„Wie oft die Keule meine Hand gehoben;
„Sie iſt kein Halm, den jedes Lüftchen knickt!
„Dann jammert nicht, wenn Jubal löwenmuthig
„Die Braut beſchirmt, und freche Mörder blutig
„Zerſchellten Hauptes, zurück nach Babel ſchickt!“

18.

Der Kampf beginnt, die Keulenſtreiche fallen
So ſchnell, wie noch kein Blitz vom Himmel ſank;
Doch laut, wie Donner durch Gebirge hallen,
Hemmt jetzt ein Ruf den blut'gen Kampfzank.
Ein hoher Greis tritt zürnend zu den Ringern,
Den plötzlich Ringgewordnen Keulenſchwingern,
Und ſpricht halb vorwurfsvoll, halb angſterfüllt:
„Soll Kinderluſt der greiſe Lamech erben,
„Ein Frevler Babels Königskrone erben!
„Hat Satan euer wildes Herz bethört?“

19.

Die Brüder ſenken ihre Keule ſchweigend,
Doch zornestroth ſieht Jubals Angeſicht,
Und ſchmerzlich ſich zur bloßen Schönheit neigend
Beginnt er: „Greiſer Vater, zürne nicht!
Die Thränen auf Norma's blaſſen Wangen
Beweiſen dir, daß ich zwar zornbefangen,
Doch grundlos nicht zum Kainskampfe zog.“ —
Es ducht ſich nochmals zur Geliebten nieder;
Sie hebt ſich mühſam — ſteht, erhebt ſich wieder
Wie eine Palme, die ein Windſtoß bog.

20.

In bittern Thränen ſtürzt die ſorbenvolle
Dem Greis ans Herz, der zärtlich ſie umſchlingt,
Wie ſich um einen Pfahl die wunde Rebe
Nach einem warmen Regenguſſe ringt,
Ein dumpfer Seufzer — eines Herzens Klage
Am letzten Glückes Saitenbande
Spricht von der Reue fluchverwandtem Schmerz.
Die Beider ſenken ihren Blick verlegen,
Da weckt die Liebe von Rachfuchtsregungen
Im tiefen Blick — ſie weinen Herz an Herz!

21.

Der ahnt Kampf, doch er die Mahnung beraubt.
Die reich mit Perlen ſeine Wimpern ſchmückt,
Spricht ſtrenge nun und ernſt: „Schon ragt gleich einem Berge
Der Thurm von Babylon, der Himmelsſtadt gleicht
Um ſeine Zinnen wie von Abendröthe,
Traun glänzt, wilde Söhne, eure Stirnen —
In kurzen Monden kehrt der Jahrestag,
An dem ich dieſes Rieſenwerk gegründet,
Den Quaderſtrom, der in den Himmel mündet,
Auf daß kein Gott mein Volk zerſtreuen mag.

22.

„Ihr wißt, daß mir das Volk noch alter Sitte
An dieſem ſtolzen Tag Geſchenke bringt,
Bis dahin ſchweige jede Liebesbitte,
Die ſehnſuchtswarm von euren Lippen klingt.
An dieſem Tage ſoll mein Volk entſcheiden,
Wer dieſe Schönheit trauernd hat zu meiden,
Wer ſie umfangen darf am Opferſtein.
Denn wer von euch mir bringt die reichſte Gabe,
Der ſoll — ich ſchwör's bei meines Vaters Grabe! —
Ihr Gatte, fürderhin mein Erbe ſein!“ —

23.

Drauf eilt er raſch von hinnen, ihm zur Seite
Norma, von der Brüder Blick bewacht.
Die Aermſte wagt bei dieſem Zwanggeleite
Kaum leiſ zu ſtammeln: „Jubal, gute Nacht!“ —
O ſiehe nicht ſo raſch, ſo hart, ſo ſchweigſam!
Dein Jubal bebt, du aber bleibſt unbezwungſam,
Und eilſt von dannen ſpurlos wie ein Traum —
Doch nein, der Wind weiß milder zu verfahren;
Er raubt ein Blatt vom Kranz in deinen Haaren,
Und taucht es neckend in den Wogenſchaum.

24.

Der Jüngling ſtürzt ſich haſtig in die Wogen,
Und faßt das naſſe Blatt mit raſcher Hand,
Und jauchzt, und denkt von ſüßem Wahn betrogen,
Daß er den Himmel mit dem Blatte fand.
Unſel'ger Thor! — Verſtumme, harter Dichter,
Denn nur das Mitleid iſt befugt zum Richter
Der Thorheit, die ein Menſch aus Liebe treibt.
Es weiß, wenn jemals kein Grund zur Nachſicht bliebe,
Wie oft auf leicht ein naſſes Blatt die Liebe
Das ganze Leben eines Herzens ſchrieb!

25.

Der Jagd beginnt, die Morgennebel weichen,
Und freundlich ſchaut herab aufs grüne Laub
Die Sonne — einem Auge zu vergleichen,
In welchem niemals eine Thräne ſtand.
Die Blumen duften würzig auf der Halde,
Die Vögel ſingen luſtbefangen im Walde,
Als hielten ſie der Andacht ſrommen Chor.
Als Herold ſteigt ein Adler in die Höhe,
Und trägt als Dankgebet die Blumendüfte,
Die Einklänge zu des Himmels Ohr.

26.

Der Aeſe naht die Schmetterlingsgeſandtſchaft,
Und drängt den Thau aus ihrem zarten Schopf,
Obgleich er ſich bereit auf Blutverwandtſchaft
Mit Thränen, die ein Blick aus Luſt vergoß.
Gleicht doch der Abendthau dem Thränenſchimmer
Im trüben Auge deſſen, der für immer
Vom Glück gebrochnen Herzens Abſchied nahm.
Gleicht doch der Morgenthau den Freudenthränen,
Die wir ſo gern vergießen, wenn wir wähnen,
Daß uns ein Sabbathtag des Glückes kam.

27.

Zum Werke ward der Thurmwind — ein Helote,
Nach langem Kampf gefeſſelt und gebeugt,
Durchſiegen er willig als der Sonne Bote
Von Meile, die Nine, bis er ſich überſteigt,
Der Wunſch der Tagesmeiſter ſei vollbringen,
Kein Halm am feinen Aehrchen leicht bewegen;

Dann legt er ſich ans Meer hin, und entſchläft,
Daß man nicht weiß, hat ihn die See verſchlungen,
Hat er ſich Schmugglern für die Nacht verdungen,
Und ſammelt Kraft fürs ſäherliche Geſchäft.

19.

Raubluſtig, wie ein brauner Stamm Beduinen
Die Karavanen zum Tribute zwingt,
Umkreiſt die Blumenflur ein Heer von Bienen,
Sie ſtürmen durch die Beete leicht beſchwingt,
Durchſtöbern ſchonungslos die Blumenfelder,
Und reich beladen mit dem duft'gen Solde
Kehrt dann zu ſeinen Zellen heim der Schwarm.
Was bleibt euch Räubern von dem Honigherde?
Im Herbſt zerbricht die wachsgeleimte Pforte
Ein übermächt'ger Feind — der Menſchenarm.

20.

Und ach! der Menſch hat furchtbar ſich bewieſen.
Beſchaut dies Feld zertreten über Nacht,
Als hätten d'rauf der Perſer blut'ge Rieſen
Aufs Neue ſich geſchaart zur Himmelsſchlacht.
Er wußte nichts von Schmugglern, Karavanen,
Die furchtlam ſich durchs Saudmeer Pfade bahnen,
Nur rennoch gleicht dies Kornfeld einer Gruft,
Denn Aehren ſchlummern auf den Tod verwundet;
Vielleicht, daß ſie im nächſten Lenz geſundet,
Wenn ſie ſein Balſam weckt — ſein Roſenduft.

20.

Ein Heer von Gaſſern drängte ſich im Helde,
Beſchaut den Thurm, der ſich in Luften wiegt,
Daß er, ein Steinpanier, dem Land'rer meldet,
Wo ſeine bergverſtreckte Heimath liegt.
Doch heute noch das Jahresfeſt beginnen,
Daß man den Grundſtein legte zu den Zinnen,
Um welche jetzt der Aetherd Fittig rauſcht.
Schon naht ein Zug gewalt'ger Keulenträger;
Sie preiſen laut den kühnen Sieg der Jäger —
Wie ſchen die Hirtenſchaar den Problern lauſcht.

21.

Der lauten Jugend folgen ſtille Greiſe,
Der Haare weiß, das Antlitz abgehärmt,
Als hätten ſie auf weiter Lebensreiſe
Schon halb vergeſſen, wie man jauchzt und lärmt.
Doch neun, ein tiefes Lächeln zieht ins Runde,
Daß längſt verrauchte Luſt in jener Stunde
Selbſt von ihren weiten Herzen nahm. —
Ein Greiſenlächeln iſt ein Wetterleuchten,
Nach welchem ſich die alten Augen feuchten,
Weil ſie der Thau: Gram'rung überkam.

22.

Der König ſchreitet freundlich durch die Reihen,
Und wie die Sonne lacht ſein Angeſicht.
Gerad noch ein Kuß für ſeines Weibes Wangen
Wie für die Kind're die Lieblingsgemme: Licht.
D'rum ſeufzt auch Lamech ſich in tiefſter Seele
An ſeinem Weibe, das aus voller Kehle
Die Huld des hochverehrten Gatten preiſt.
Nur ſeine Söhne bleiben grollbefangen;
Man ſieht es klar an ihren rothen Wangen,
Ihr heißes Blut war kälter als der Geiſt.

23.

Noema eilt herbei mit ihren Schweſtern, —
Ein ſcheues Lächeln fliegt durch ihr Geſicht.
Heilt doch die Schweſterſchaft der Blumen geſtern
Nach altem Brauche Hochzeitsfeſtvorgericht.
Zur Königin erwählt beim Brautgelage
Haben ſie die Jungfrau aus der Aloenhage
Zu Lamechs Thron die ſchlanke Mägdeſchaar;
Doch nicht als Feinden naht die Amazone,
Sie bietet keine Fehde ſeiner Krone,
Sie reicht ihm einen Kranz von Aehren dar.

24.

Es gab im Leben einen ſtarken König,
Der Cäſarmuthig bis zum Tode rang,
Und tauſend Lieder prieſen wundertönig
Den Rieſengeiſt, der eine Welt bezwang.
Der ſtarke Held warf nach dem Todestage
Die grünſten Lorbeern in des Richters Wage —
Da kam herbei ein kaiſerlicher Greis,
Und warf ſtillächelnd in die and're Schale
Zwei Aehren aus der Heimath grünem Thale,
Und bis zum Himmel flog das Lorbeerreis!

25.

D'rum klangen mir die tauſend Jubellieder,
Noema's Strohkranz preiſend, faſt wie Hohn;
Denn als ein kleinern Fragezeichen ſchaute
Ins Thal herab der Thurm von Babylon —
Der Rieſenthurm aus hunderttauſend Quadern,
Gemörtelt mit dem Kitt aus — Menſchenadern!
Was aber frägt der ſtolze Fürſt darnach,
Was kümmern ihn die nackten Thalgeſtirne?
Zu ſeinen Füßen kniet die Kunſtergilde,
Und lauſcht dem Lobe, das er huldreich ſprach.

26.

Noch preiſt der Gaben Werth die Schaar der Greiſe,
Da tritt der ſtarke Tubalkain vor.
Des Königshohnes Thaten raunen leiſe
Die kampfverſuchten Jäger ſich ins Ohr.
Die beſte Kunde giebt das Fell des Tigers,
Das als ein Mantel ſchmückt den Leib des Siegers,
Der ſonſt die Donnerſchweſter: Keule trug,
Und nun des Blitzes Wunder — einen Bogen
Von ihm erfunden, mit der Sehne bezogen,
Dem Volke weiß — den Pfeil bereit zum Flug.

27.

Noch blickt der Fürſt mit ungewiſſen Mienen
Wie Einer, deſſen Herz der Zweifel quält,
Ob ihm das Glück im Traumgeſicht erſchienen,
Ob er es wachend in den Händen hält.
Da tönt es „Flucht!“ herauf vom Stromeskufer
Mit ſolcher Angſt und Kraft, als ob der Ruf
Des jüngſten Tages Schreckenstheorels ſei;
Der Pöbel flieht hinweg auf allen Straßen,
Man ſieht's an ſeinen Wangen, ſeinen blaſſen,
Wie viele Mienen zeugt ein Schreckensſchrei.

28.

Wenn Rehe friedlich ruhn im Waldesſchatten,
Durch welche nie der Strahl der Sonne dringt,
Die flieht nicht raſcher von den grünen Matten,
Wenn unverwarnt der Jägerruf erklingt.
Als jetzt das feige Volk, von Furcht befallen,
Von hinnen eilt. Doch Keiner weiß von Allen,
Was ihn bewogen hat zur raſchen Flucht.
Selbſt Jäger zittern gleich dem ſchwanken Schilfe;
Denn immer lauter ſchallt der Ruf: Hilfe!
Die Warnung: Flieht! herüber von der Flucht.

29.

Ein Löwe wälzt im Strome ſeine Mähne,
Dringt ſchwimmend, ſchäumend durch den Wogenſturz,
Setzt roth ans Land, wohl ſeine ſcharfen Zähne —
Hier liegt ein Mantel — dort ein Weiberſchurz —

Hier eine Keule, — dort ein Kranz von Roſen.
Sturmhaftig flieht die Schaar der Waffenloſen,
Die Jäger ſelbſt vergaßen Stand und Muth;
Nur Iubalkain ſchwingt beherzt den Bogen —
Der Löwe raſt — da kommt ein Pfeil geflogen,
Und ſtürzt den Scheitl des Waldes in ſein Blut.

40.

Die Menge jauchzt, der König blickt zufrieden
Auf ſeinen Sohn, ſpricht dann zur Jägerſchaar:
„Ihr Memmen, welche mein Gebot beſchnarren,
Mein freyes Volk zu ſchirmen vor Gefahr,
Doch nicht um knäbiſch weiberfeig zu zagen,
Ihr ſeid nicht werth der Keule Wucht zu tragen,
Ein Gängelband ſoll eure Waffe ſein,
Du aber, kühner Sproſſe meiner Lenden,
Empfängſt, ſobald die Erntefpiele enden,
Den Lohn für deine That am Opferſtein.“

41.

Da naht der zweite Sohn, der ſchlanke Iabel;
Ein Hengſt folgt wiehernd ſeiner ſtarken Hand —
Schwarz wie die Stunde war, in welcher Abel
Durch Bruderhand ein kühl rot Grab fand.
Sein Schaum bedeckt den ſchlichtgerechten Zügel,
Die Hufe ſcharren wild im Blumenhügel,
Als ſtampft es Raſen aus der Erde Schooß.
Der Jüngling ſchwingt ſich auf — die Roſſe jagen —
Denn ſchnell, als ſei der Huf mit Licht beſchlagen,
Braus't blitzbeflügelnd fort das ſchwarze Roß.

42.

Das wilde Roß gezähmt?! — Die Männer ſtaunen.
Die Weiber blicken etwas lüſtern d'rein,
Und was ſie ſchämig in das Ohr ſich raunen,
Mag wohl kein Spott auf ſeine Schenkel ſein.
Noemas Herz allein ſcheint bang zu ſchlagen —
So ängſtlich kann nur eine Mutter zagen,
Die ihr beſtegelt hält ihr Schmerzgeſchick, —
Und dennoch will ſie Iubals Blick nicht meiden.
Wie alte Freunde, die ſich ewig ſcheiden,
Mit ſtummer Liebe trauert Blick in Blick.

43.

Da blaßt ein Greis herbei am Krückenſtabe
Und ſpricht zu Iubal leiſ': „Der Sieg bleibt dein,“
Die Stimme hörte kommen aus dem Grabe,
Sie könnte nicht ſo hohl, ſo ſchaurig ſein.
Und weiter wankt der räthſelhafte Alte;
Auf ſeiner Stirn die gramgezog'ne Falte
Verräth, daß er als Trauerbote naht.
Der König mißt ihn traurig und betreten —
Er aber ſtarrend blickend wie Propheten
Beginnt: „Zur Ernte, Lamech, reift die Saat.“

44.

„Da haſt ſie ſchlau mit Schweiß und Blut begoſſen,
Dies Völkermark verſchlemmt im Quadernbruch.
Hoch iſt die Saat der Hekatomben aufgeſchoſſen,
Und drohend naht der Schnitter: Gottes Fluch.
Dein Hochmuth wollte ſich zu ihm erheben;
Er läßt die Hellenmutter Erde beben,
Die Kinder fordernd, die du ihr geraubt —
Da ſtürzt dein Babel, eine Hellenernte —
Wehl dem, der ſich zur rechten Zeit entfernte —
Zu einer Nacht zerſchmetternd auf dein Haupt!

45.

Drum, kaltes Herz, laß ab von deinem Wahne,
Daß dieſes Ihrem, gebaut von Menſchenhand,
Zum ew'gen Himmel Pfad und Steg ihr bahne —
Du baueſt in die Luft, — doch nur auf Sand!
Laß, Herr, dein Volk die weißen Herden weiden,
Das Feld bebauen, in die Fremde ſcheiden,
Das Erdenrund bevölkern! Geh in dich,
Auf daß kein Sturm die Hirtenſchaar, die treue,
Durch alles Land als Völkerſamen ſtreue —
So ſpricht zu dir der Herr der Welt durch mich! — —

46.

Der König greift nach Iubalkains Bogen,
Die Jäger ſtarren ſchweigenmuthig vor;
Der Greis wird unter Lächeln fortgezogen —
Ein Donnerſchlag, der Alte liegt empor
Auf goldnen Flügeln glanzumſtrahlt, ein Engel,
In Händen ſchwingend einen Palmenzweig.
Er bricht ihn raſch entzwei, und flüſtert bang:
Vorüber ſind des Friedens ſtille Tage.
Der Krieg begann mit jenem Donnerſchlage,
Und mit dem Krieg der Völkerwandergang.

47.

Das Volk erbebt, ſelbſt Lamechs Söhne zagen,
Der Knecht blickt höhniſch auf den Memmenkreis,
Wie eine Zeder in Gewitternächten
Verächtlich mißt ein ſchwankes Gräſerreis.
Dann ſpricht er kalt: „Die Sonne ſenkt ſich mählig,
Die Gerſte aber ſind noch immer wählig,
Denn ſeine Gaben wurden nur gebracht.
So laßt die Nacht in ſüßer Ruh verrinnen;
Doch morgen ſoll ein neues Feſt beginnen.
Sei unbeſorgt, mein Volk! dem König wacht!“ —

48.

Die Nacht iſt rabenſchwarz, kein Sternlein flimmert,
Da ſchwebt ein Engel raſch von Zelt zu Zelt,
Ein Knäblein liegt an ſeiner Bruſt und wimmert
Gleich einem Säugling, dem's an Nahrung fehlt.
Der Engel trägt viel hundert goldne Schalen
In ſeinen Raben, die wie Geier ſtrahlen —
Die Schalen ſind mit Muttermilch gefüllt,
Mohnblumen ringeln ſich um jeden Rahen.
Auf daß ein tiefer Schlummer die Verwahrten
In ſeinen traumgewob'nen Schleier hüllt.

49.

In jedem Pfühle teilt der Schalenſchwinger,
An jedem Pfühle taucht das Knäblein ſich
In eine andre Schale ſeinen Finger —
Wohl möglich, daß der Durſt ſie ſangen will,
Doch nein, er netzt der Schläfer trock'ne Zungen,
Die Milchgetränkten flüſtern liebdurchrungen
Ein Schmeichelwort, das mir das Herz durchdringt,
Bei jedem Worte will's mich überkommen,
Aus einer andern Sprache ſei's entnommen,
Obgleich es immer nur wie „Mutter“ klingt.

50.

Wie Kammeln ſo geſchaukelt in den Wiegen
Zuerſt das ſüße Wort: „Liebmutterlein,“
Und ſaugen aus der Bruſt, an der wir liegen,
Mit ihrer Milch die Mutterſprache ein.
Drum bleibt ſie ewig uns ſo reichlich habe,
Und ruht die Mutter längſt im ſtillen Grabe,
Und trifft ein Landsmann uns, der ſie verflucht
Und ſpricht, im fremden Land, ſo funden Thränen,
Wie wir die Mutter unterſtanden wähnen,
Auf daß ihr Kind nicht Liebe betteln geht.

51.

Der Engel ſchwingt ſich trauernd in die Lüfte,
„Dein Wille, ſpricht er, Ewiger, iſt vollbracht!
Der Frühling bringt ſo viel verſchied'ne Düfte,
Verſchied'ne Farben nicht, als dieſe Nacht

An fremden Worten auf die Lippen drückte.
Nomaden, auf! Schlaftrunk'ne! Traumentrückte!
Beginnen will der Sprachverwirrung Tag. —
Noch einmal herzt euch, denn von dieser Stunde
Spricht unverständlich euer Mund dem Munde,
Der nicht am selben Mutterherzen lag!" — —

52.

Der Tag beginnt. Verstörte Menschen schreiten
Mit finstern Blicken gegen Babylon,
Ein gleicher Schmerz scheint ihren Schritt zu leiten,
Ein Kummer Kummer reiht sie um den Thron.
Dort wollen sie das trübe Schweigen brechen;
Doch ach! die Kinder jedes Stammes sprechen
Für alle fremden Stämme räthselhaft.
Da schleicht die Zwietracht unter Babels Söhne,
Denn Jeder glaubt, daß ihn sein Nachbar höhne —
Man greift zur Keule, schwingt den Zedernschaft.

53.

Der König eilt herbei, gebrochnen Muthes,
Spricht sanft — befiehlt — das Volk versteht ihn nicht.
Schon färben Tropfen fremden, eignen Blutes
Der Sprachverwirrten Brust und Angesicht.
Die Amelekssöhne stürzen ins Gedränge,
Die Bogen in der Hand, gespannt die Stränge,
Und tödtlich saust der Pfeil in manches Herz.
Dem kühnen Angriff folgt ein kurzes Schweigen;
Da sieht man Jubal rasch den Thron besteigen —
Der Jüngling blickt voll Andacht himmelwärts.

54.

Hoch in die Lüfte wirft er Pfeil und Bogen,
Und greift und schlägt mit kunstgeübter Hand
Die hochgeschmückte Harfe, frisch bezogen,
Das Saitenspiel, das seine Kunst erfand:
Die süßen Töne rauschen und verhallen,
Wie durch die Nacht das Lied der Nachtigallen
Aus mondbestrahlten Mantelwäldern klingt;
Die Rotten trennend, wie nach blut'gen Kriegen
In Kerker, dem bezwungne Sieger liegen,
Die langersehnte Friedensstunde bringt.

55.

Die Töne rauschen laut wie Wanderlieder
Verstimmter Vögel, die nach Süden ziehn —
Da sinkt den Seelen Thrän' auf Thräne nieder,
Sie ahnen, daß auch sie die Heimath fliehn
Und glücklos ferne im entleg'nen Lande,
Und harren dann an einem fremden Strande — —
Sie sprachen wie das letzte Lebewort,
Das wir beim Scheiden theuern Herzen sagen,
Ein letzter Griff — vollstimmig angeschlagen —
Es jauchzt: Auf Wiedersehn, sei's hier, sei's dort!

56.

Und sieh', die Hirten rüsten sich zum Scheiden,
Sie fühlen tief, daß hier kein Bleiben sei,
Nach fernen Thälen, unbekannten Weiden
Zieht Stamm auf Stamm am Königsthron vorbei.
Nur im Vorüberziehn reicht dankdurchdrungen
Dem Sänger, der das Friedenslied gesungen,
Des Stammes Aeltester die welke Hand.
Kein Wort des Dankes bebt von ihrem Munde,
Das Auge aber giebt geweinte Kunde,
Daß seinen Sang ihr altes Herz verstand.

57.

Nur Lamech bleibt zurück mit seinem Stamme,
Befreit vom Andrang wie die Hirtenschaar.
Verderblich jenem alten Thränendamme:
Dem Stolze, reicht ihr Ahn sein Wangenpaar.
Wie herrlich läßt der Perlenschmuck dem Greise!
„Du hast gesiegt, mein Jubal," spricht er leise,
„Umfange deine Braut am Opferstein." —
Der Jüngling schlingt den Brautkuß seiner Liebe.
Die Poesie mußte, die sein Glück beschriebe,
Getaucht in Töne statt in Tinte sein.

58.

Noch möcht' ich nennen eine Glücksvaccine
Am Hochzeitstag den ersten Liebeskuß.
Was staunt und fragt ihr lang, wozu er diene —
Daß solch ein Jüngling selig werden muß.
Doch dieses Glück wird keine Sprache schildern
Mit ihren tausend Worten, tausend Bildern;
Hier darfst nur du der Maler sein, Musik!
Du kannst in Einen Ton zusammenpressen
Ein Meer von Glück und Lust, ein Schmerzvergessen,
Als hätte nie geweint des Hörchers Blick.

59.

Doch auch ein Leid in tiefster Brust verschlossen,
Für das kein Träger seine Worte kennt,
Und wäre seine Brust aus Erz gegossen,
Du bist der Polyglotte, der es nennt.
Du kannst dem Blick, der betteln ging um Zähren,
Dies stummberedte Sprachorgan gewähren,
Das man zum Kummerdialekt bedarf.
Denn jede Thräne, die sein Auge netzte,
Ist nur dein Klang, den das Gefühl zersetzte,
Und dann als Perle in die Wimpern warf.

60.

Drum will mich oft der Glauben überkommen,
Der Seele Muttersprache sei der Klang,
Die sie aus Eden heimlich mitgenommen,
Doch halbvergessen auf dem Erdengang.
Drum nennt es keine Lüge, wenn ich sage,
Musik, ein Engel, habe sich am Tage,
Als Eva fiel, zu Tod geweint aus Schmerz;
Nur seine Stimme sei zurückgeblieben,
Und schlage nun als Echo für ein Lieben,
Das eine Welt umfaßt — an unser Herz!

Heinrich Ritter von Levitschnigg.

Das Reich der Geister.

Es lag ein Wütherich auf goldnem Kissen
Und schlief; da kamen fürchterliche Träume
Ihm ins Gemüth, gleich wilden Schlangenbissen;
Sie führten ihn in unterird'sche Räume,
Dem Reich der Geister fühlt er sich umfangen,
Das ewig klar und ohne Wolkensäume:
Entsetzlich war ihm, was die Geister sangen,
Wie einst Tarquin vom Brutus ward vertrieben,
Und wie Hipparchos nicht dem Tod entgangen.
Und solche Frevler wagt man hier zu loben,
So denkt er bei sich selbst, wo ist die Achtung
Für jeden Machtspruch, den ich aufgeschrieben?
Was will die Sonne hier, da längst Umnachtung
Ich übern Horizont der Welt verbreitet,
Wo Jeder kniet vor mir in Selbstverachtung?
Und sieh, ein Mann mit hoher Stirne schreitet
Auf ihn heran und ruft: Bejammernswerther,
Welch Schreckenschicksal ist dir hier bereitet!
Hier herrscht die Freiheit stets in unbeschwerter
Gedankenruh', du kannst sie nicht verjagen,
Ohnmächtig sind hier alle deine Schwerter!
Doch will zuerst ich, wer ich sei, dir sagen:
Ich bin der große florentin'sche Dichter,
Nach dessen Stand du magst Ravenna fragen:
Ich war den Sündern meiner Zeit ein Richter;

Doch unter Allen, welche schon verwesen,
  Erreichte Keiner dich und dein Gelichter!
Was wird man einst auf deinem Grabe lesen,
  Der du zugleich Herodes gegen Kinder,
  Und gegen Männer Etzelin gewesen!
Ein Unterdrücker, nicht ein Ueberwinder;
  Gezeugt von einer schauderbar'n Lemure,
  Und dann gepfropft noch auf den Stamm der Schinder!
Sohn eines Bankerts, Enkel einer H....
  Vernimmst du nicht, daß Alle dich begrüßen:
  Rehabeam, wie steht's mit deinem Schwure?
Hier hast du nun die grause Schuld zu büßen;
  Die Letzten selbst im Reich der Geister grollen
  Dir ins Gesicht und treten dich mit Füßen!
Gehorsam wußte dir die Welt zu zollen:
  Dort nannten Schurken dich sogar den Frommen,
  Hier wär's Verbrechen, dir gehorchen wollen!
Wo sind die Sklaven alle hingekommen,
  Die unterwürfig ihrem Herrn und Meister
  Jedweden blut'gen Frevel übernommen?
Hier gilt Gesetz, hier äußert sich in freister
  Thatkraft die Tugend, die du hast gelogen:
  Hier giltst du nichts, du bist im Reich der Geister.
Wie haben deine Schmeichler dich betrogen!
  Nun wirst du (wer gedächte dich zu schonen?)
  Zur ungeheuren Rechenschaft gezogen!
Vernimm! von allen jenen Millionen,
  Die du gestürzt in Jammer und in Klage,
  Die du geschleppt in fürchterliche Zonen,
Von Allen, denen du verkürzt die Tage,
  War Jeder Mensch wie du, der Seelenwäger
  Hat sie gewogen auf derselben Wage:
Bald stehn sie Alle gegen dich, die Kläger,
  Wann ihre Adern sich zum Strom vermählen,
  Aus dem du schöpfen sollst als Wasserträger!
Vom König Kodros will ich dir erzählen,
  Der in den Tod ging, um sein Volk zu retten:
  Deins muß sich deinethalb zu Tode quälen!
Und noch auf Lorbeern wähnst du dich zu betten,
  Wie deine Schmeichler dir es vorgeplaudert?
  Tyrann, erstick in deinen eignen Ketten!
Er spricht's. Der Wütherich erwacht und schaudert.

Aug. von Platen.

Allerseelentag.

Horch, Glockenklang! Das Meer, als wollt' es lauschen
  Der hellen Glöcklein wundervollem Klang,
  Ruht athemlos, nur leise Wellen rauschen,
Wie zögernd fast, den öden Strand entlang.
  Still ist's umher. Und aus des Dörfleins Mitten
  Tönt näher schon andächtiger Gesang,
Und lauter wird's von dichtgedrängten Tritten
  Doch das Gedränge selbst, wie still, wie leise!
  Denn die Gemeinde kommt herbeigeschritten,
Ein Fest zu feiern nach der Väter Weise:
  Den Tag der Seelen wollen sie begehn.
  Voran die Priester, Mütter dann und Greise,
Die mühsam nur an schwankem Stabe gehn;
  Dann bleiche Jungfraun, Kinder hinterher —
  Nur Männer nicht, nicht Knaben sind zu sehn,
Die weilen draußen auf dem wüsten Meer.
  Jetzt an des Meers Rande knien sie nieder,
  Kein Mund ist stumm, kein Auge thränenleer:
Ach! ihren Todten gelten diese Lieder!
  So Viele sind hinaus aufs Meer gezogen,
  Und Wen'ge nur, nur Wen'ge kehrten wieder.
Die Andern ruhn im stillen Schooß der Wogen,
  Gebrochnen Aug' (wer schloß es ihnen dort?),
  Um irdisch Glück und ewig Heil betrogen;
Denn ungebeichtet riß der Tod sie fort.
  Und mächt'ger tönt laut durch die leisen Klagen
  Aus Priestermunde das geweihte Wort:
Nicht für die Todten blos! Noch Manchen tragen
  Die falschen Wellen, der vom Lande fuhr,
  Gesund und stark, vor wenig kurzen Tagen.
Todt sind die Todten; die Lebend'gen nur,
  O schütz' sie, Herr! und wenn die Wogen gähnen,
  Zeig' ihnen heimwärts die ersehnte Spur.
Und wie sie noch am Ufer knien mit Thränen,
  Da plötzlich, sieh! am fernen Himmelsrand —
  Kein Vogel ist's, was sie zu schauen wähnen,
Ein Segel scheint's, dem Ufer zugewandt.
  Das Lied verstummt, der Priester selbst hält ein,
  Den Mund geöffnet, mit erhobner Hand —
Und jetzt, o jetzt, im hellen Sonnenschein,
  Es ist ein Schiff! — Und hundert Stimmen fragen:
  Wer kehrt zurück? Wer wird der Theure sein?
Wohl Einer gar, den wir als todt beklagen,
  Heimkehrend jetzt, ein nicht gehoffter Gast? —
  Und langsam schwebt und wie von selbst getragen
Das Schiff heran: schwarz sind Verdeck und Mast,
  Die Segel schwarz, die schlaff hernieder hangen,
  Wie welke Blätter an verdorrtem Ast.
Da faßt das Volk ein ungeheures Bangen —
  Kein Athemzug! die starren Augen brennen,
  Als hielt ein Zauber mächtig sie gefangen.
Und jetzt, o Gott! jetzt kann man sie erkennen!
  Schau, Knaben sind's, die längst verloren waren,
  Vergessen längst: nur ihre Mütter nennen
Die Namen noch — sind Männer, die vor Jahren
  Abschied genommen von dem theuren Strand,
  Jünglinge gar, die gestern ausgefahren:
Die wurden wohl am Ufer bald erkannt.
  Roth wurden da die Mägdelein, die bleichen,
  Und rasch entgegen streckt sich jede Hand!
Doch auf dem Schiff wie schweigend! Gebt ein Zeichen,
  Laßt lust'ge Wimpel flattern zum Signal!
  Stumm — Alles stumm — Nichts regt sich: es sind Leichen.
In diesen Leibern zuckt kein Lebensstrahl!
  Meerwasser träuft von Häuptern zu den Füßen,
  Der bleiche Mund, verzerrt von Todesqual,
Hat keinen Gruß, das Heimathland zu grüßen;
  Weit schaun die Augen in den leeren Raum;
  Am Strand die Frau'n, die Kinder selbst, die süßen,
Das ganze Volk — es scheint, sie sehn es kaum.
  Nur wie das Schiff am Priester rauscht vorüber,
  Da stöhnen sie, als wär's in schwerem Traum,
Und starren bang', sehnsüchtig bang' herüber.
  Und langsam schwebt und wie von selbst getragen
  Das Schiff dahin, schwebt leise, still vorüber;
Jetzt noch den Bord, die Segel sieht man ragen,
  Jetzt noch ein Nebelfleck — und jetzt verschwand's.
  Auf stand das Volk, lautlos und ohne Klagen;
Was Keiner aussprach, jede Brust empfand's
  In fürchterlich gespensterhaftem Grauen,
  Versunken Angst, in sich versunken ganz.
Als scheuten sie, einander anzuschauen,
  Ging Jeder aufwärts, wo das Kirchlein steht;
  Da knieten sie, die Greise, Kinder, Frauen:
Sie weinten nicht, sie lagen im Gebet.

R. E. Prutz.

Aus Algier.

Algier war über, der Kalaubah Wall
  Schmückt, blau, roth, weiß, das Banner der Franzosen.
  Der Abend sank, stumm ward der Trommeln Schall,
Stimmen allgemach des lust'gen Lagers Tosen.
  Hernach bei Trümmern einer Bastion,

Wo hoch in Lüften ſchlanke Palmen ſtehen,
Sah ein Soldat der Fremdenlegion
Ein Deutſcher war's, blondhaarig, Kind von Hamern;
Und neben ihm der Wüſte braune Sohn,
Ein ſchlanker Mann, faſt Knabe noch von Jahren,
Den er vom Raubzug neulich heimgebracht,
Als ſie am Saum der gelben Sterne waren.
Zum Feuergeſpräche und die linde Nacht;
Waffenruhe glimmten in der weiten Runde,
Noch trieben ihn ſchwanm voll der Sterne Pracht.
Kein Lüftchen ging, von dem entgegen Stunde
Nur Klang der Wogen dumpfes Plätzen her.
Da ſprachen Beid' in muttersprachiger Stunde,
Vom Norden Jener, von der Wüſte Der;
Wehmuth und Groll lag Beiden in den Mienen,
Nur Einer herbt erſtaunt des Andern Mähr.
Der Mauve ſprach: „Der Stamm der Beduinen
Hat mich gefangt; mein Vater war ein Held,
Solch einen giebt's nicht wieder unter ihnen!
Mein Haus die Wüſte, aber mir als Zelt
Das Himmels Dach, mein einziger Gefährte
Das wunde Roß. Kind jagt ich aber Zelt
Und ferne fechten, ſchießen nach dem Ziele,
Jetzt im Gefecht das wutentbrannte Roß,
Und dort ein Reiter, trefflich aber Viele.
Wenn nun das Weh meiner Jugend, weh!
Das Alles nun verdorben und verloren,
Da ich in Feſſeln meine Hände ſeh'"
Dem Deutſchen kommt es ſeltſam in die Ohren,
Auf deutſch er heißt: von ſeinem Vaterland.
Vom Städtchen ſprach er, welches ihn geboren,
Vom Kinderſpielen, engen Wand an Wand,
Vom greiſen Vater, welcher bei der Wiege
Als treuer Lehrer hoch in Ehren ſtand.
Dann von der Schulen dumpfig, ſchwüler Enge,
Wo Kummer Kraut mit lautem Spiel ſich paart,
Und von des Winters märchenhaftem Strenge.
Nur weiter kann von der Studentenfahrt,
Wo Huber halt, halt volle Becher klingen,
Von kunten Mützchen, heimlich nur bewahrt;
Dann Zweikampf kann, von Häſchern und von Ehren,
Wie er den Gegner im Gefecht erſchlug,
Nur nun hinaus in wilde Lebenswirren
Des Flüchtigen ein ſeltſam Schickſal trug,
Doch letzten Anhang Keiner kann ermeſſen,
Das Alles ſchwand in raſchen Jahres Flug;
Doch hat er nichts, o nichts davon vergeſſen! —
Stramm hat ſich, haſtarrend in den Sand,
Als wär im Traum, der Wüſte Sohn geſeſſen;
Jetzt hinundan den Feuerblick gewandt:
„O, Kaime, Kaime! Zahlſt du die Gazelle,
Die Löwenhaute, auf des Atlas Rand?
Ihr Aug' iſt heller, als des Mondes Helle,
Der weltmüd vom blauen Himmel lacht,
Und Hag und friſch, wie die Oaſenquelle.
Schwarz ſind die Locken, ſchwärzer, als die Nacht,
Und gleich dem Blatt der ſteifen Anemone
Bläht ihren Wangen wundervolle Pracht;
Ihr Athem kühlig wie die Kaffeedohne,
Die unter Memnons Sonne Ich gebrannt:
O, Kaime, Kaime, du der Jungfrau'n Krone!
Kein Ali, keine Kaime weint;
Denn Ali liegt von Feindeshand gefangen." —
Auf ſeufzt der Deutſche: ſeinem Aug erſcheint
Der Lothen Volk mit bleichgehärmten Wangen;
Das Bäschen ſieht er, hinterm Wald verſteckt,
Wehmuth er oft um Mitternacht gegangen,
Die Laube gar, mit Weißdorn überdeckt,
Wo ſie und er gerudt in ſüßem Plaudern,
Wo ſie geküßt, gezändelt und geneckt.
„Auf," ſprach er, „Kramblung! auf und ohne Zaudern,
Send her, die Feſſeln ſchneid' ich dir entzwei —
Die Menſchenſeelchen, dunkt mich, ſind' ich ſchaudern:
Auf, Sohn der Wüſte! Flieh, du biſt frei."
Dank ſtammelnd wollt der Mauve niederknien;
Doch jener fuhr ihn an der Wacht vorbei,
Gieht ihm ſein Roß und heißt ihn heimwärts fliehen.
Der Mauve entfloh: und aus der Wüſte Meer
Den Staub in Wolken ſah der Deutſche ziehen;
Dann kehrt' er um, das Auge thränenſchwer.

A. v. Penz.

Die letzten Worte

des Pfarrers zu Dreitning auf Seeland.

Die müden Glieder neigen ſich zur Erde,
Und bald kann ich dies Schweigen nicht mehr brechen,
Als ſteht mich an mit flehender Geberde
Das ſtumme Bild, und drängt mich noch zu ſprechen.
Warum, o Erde, hältſt du keinen Mund,
Und wankſt ſo träg, die Frevelthat zu rächen?
Ihr ew'gen Lichter, die des Himmels Rund,
So weit es reicht, mit ſtummem Glanz erfüllen,
Iſt das Verbrechen auch mit euch im Bund?
Kann nur der Menſch, was er geſehn, enthüllen,
Warum denn konnten mir die Zunge binden
Ein heimlicher Gelöbniſſchwur und ein feiger Willen?
Laß mich nicht ſterben, Gott, in meinen Sünden!
Nimm dieſe Laſt von der gebrochnen Seele,
Und laß dies Blatt den rechten Leſer finden,
Daß es der Zeit, die kommen wird, erzähle,
Was ich geſehn, und nicht in ew'ger Nacht
Ein Grab mit mir die Greuelthat verhehle.
Es war in tiefer dunkler Mitternacht,
Wann ſcheu ſich der Gedanke ſelbſt entzündet;
Als einſam ich beim Wort des Herrn gewacht,
Auf daß am nächſten Morgen ich's verkündet,
Das unverſehns zwo trauernde Geſtalten
(Wie es geſchehn, hab' ich noch nie ergründet),
Indem ich flehend bete, vor mir halten,
Schwarz wie die Nacht und ihre dunkeln Mächte.
Wo war't ihr da, ihr ſchirmenden Gewalten?
War abgewendet eure heil'ge Rechte,
Den Frommen eine feſte Burg und Mauer
Vor böſem Anlauf und Gefahr der Nächte?
Schon ſank ich in des ſichern Todes Trauer;
Die Seele wankte ſich zum ew'gen Lichte,
Die Glieder aber löſte kalter Schauer.
Doch während ſo das Hirt' ich erdichte,
Das Ungeheure zu dulden ſchien mich taube,
Geſchah es mir, was ich wahrhaft berichte.
Es iſt ein Ort nicht fern der Meeresküſte,
Verwittert ſteht der Kirche alt Gemäuer
In des Geſildes dürrer ſandiger Wüſte.
Sein Gottes Haus an einen Sonntags Feier
Das alte Paar durch Sturm und Meeresbrauſ
Bekehrte mit des Sandes dichtem Schleier.
Dahin zu kommen in dem nächtigen Graus
Befahl der Eine: „Willſt die Glieder laben,
So folge mir zu ſpätem Hochzeitsſchmaus.
Du kannſt das wohl nicht alle Tage haben."
Der Andre ſprach: „Nimm dieſes Geld und eile;
Wo nicht, ſo biſt du morgen ſchon begraben."
Indem ich mich bedenkend noch verweile,
Werd' mit Gewalt und Drohn ich fortgezogen;
Der Weg iſt wohl von einer halben Meile.
Die Sterne ſtanden an des Himmels Bogen,
Sonſt war die Nacht von keinem Lichte heiter,
Und ferndher tönten dumpf die Meereswogen.
Doch uns'res Weges einz'ger ſich der Leiter
War ferner kaut, wie ich ihn nie vernommen;
Denn ſchnell durchs Dunkel gingen die Begleiter,
Und als wir endlich näher nun gekommen
Dem Ziel der Reiſe, hielten die Geführten;
Und mehr und mehr ward mir das Herz beklommen.
Sie ſprachen mit einander durch Geberden,
Drauf gaben ſie den Augen eine Hülle,
Wodurch ſie nur die innre Nacht vermehrten.

Ich wurde nun in meiner Seele stille
  Und wiederholte gläubig still die Worte
  „Voll Trost und Kraft: Herr, es gescheh' dein Wille!"
Und bald gelangt' ich zu dem stillen Orte,
  Wohin so oft voll Andacht ich gegangen
  Und auf ein Zeichen öffnet sich die Pforte.
Von andern Händen werd' ich da empfangen,
  Obwohl geblendet kenn' ich alle Schritte,
  Und weiß, daß zum Altare wir gelangen.
Ich hör' Geräusch, als wären's Menschentritte,
  Und leise Laute durch die Stille schweben,
  Doch hatt' ich Muth zur Deutung nicht, noch Bitte.
Jetzt aber schien die Ruhe aufzuheben
  Schon war ich meiner Sinne nicht mehr Meister,
  Und dachte: Nun wird sich's zum Ende geben.
So machte Furcht und Schrecken selbst mich dreister,
  Daß ich die Stimme dergestalt so erhoben:
  „Seid abgeschied'ne ihr, doch gute Geister,
Die Gott den Herrn und seinen Heiland loben,
  So sprecht, was treibt euch noch, zurückzukehren
  In diese Welt von jener Welt dort oben?
Doch seid ihr nicht aus jenen sel'gen Sphären,
  Wer gab euch Macht, euch alle zu erfrechen,
  Die heil'ge Ruhe dieses Orts zu stören?"
Doch hört' ich, kaum war dieß vergönnt zu sprechen,
  Ein schrecklich Wort mir an das Ohr getragen,
  Und stark wie Keilen durch das Herz mir brechen.
Es galt nicht weder Fragen mehr noch Klagen,
  Ich konnte meinen Willen nicht mehr regen,
  Denn selbst die Kraft des Wollens war zerschlagen.
Die Hülle fällt, und schon steht mir entgegen
  Das junge Brautpaar, harrend am Altare,
  Und wartend auf den priesterlichen Segen,
Das Mädchen mit dem frischen Kranz im Haare,
  Zwar schön, doch bleich, als käm' sie aus dem Grab,
  Der Jüngling in der ersten Blüth' der Jahre.
Und hinter ihnen weiter noch hinab
  Sah ich beim Schimmerglanz der Lichter
  Im mittlern Gang ein frischgeöffnet Grab.
Und nah' und fern ein Volk, das dicht und dichter
  Sich wölkte, als es jemals sonst gewesen,
  Es waren eigne seltsame Gesichter,
Worin man glaubt' ein fernes Land zu lesen:
  Doch ihre Herkunft war nicht auszuwittern,
  So fremd und unbekannt war Tracht und Wesen.
Und alsbald hör' ich durch die Kirche zittern
  Die Orgeltön' als sonderbare Klänge,
  Dergleichen auch den stärksten Sinn erschüttern.
Und als verklungen Orgel und Gesänge,
  An Sprach' und Weise keinem zu vergleichen,
  Sah ich zum Altar drängen sich die Menge.
Das Mädchen gegen mich sich freundlich neigen,
  Mit einem Blick — ich werd' ihn nimmer schauen —
  Und dieser Blick schien mir ein willig Zeichen.
Darob ergriff ich ohne Furcht und Grauen
  Des Mädchens kalte todtenblasse Hand,
  Um sie dem schönen Jüngling anzutrauen.
Wie war's, daß ich das Zittern nicht verstand,
  Als ihre Hand zu seiner sich gewendet?
  Und warum knüpft' ich solch unselig Band?
Kaum war der letzte Segensspruch vollendet
  (In griech'scher Zunge, wie man mir befohlen),
  So wurden mir die Augen neu verblendet,
Worauf sich Thränen nicht umsonst gestohlen.
  So schied mein Blick von der vermählten Braut,
  Dann ließen sie ein Kreuzlein sich holen,
Auf daß ich mußt' mit heller Stimm' und laut
  Ein ewig Schweigen dieser Nacht geloben,
  Mit einem Schwur, es dem mir jetzt noch graut.
Dies war mir noch die härteste der Proben,
  Und als auch diesen Zwang ich überstanden,
  Ward ich zur Kirche still hinausgeschoben.
Nun frei, löst' ich sogleich mich von den Banden,
  So mir die Augen starr und fest umzogen,
  Die sich alsbald empor zum Himmel wandten,
Die Sterne standen noch am Himmelsbogen,
  Sie sahen auf des alten Dorfes Trümmer,
  Und näher brausten laut die Meereswogen,
Und in der Kirche war noch schwacher Schimmer,
  Doch bald bemerkt' ich's dunkel kommen werden,
  Und es erstarb der Kirche letzter Schimmer.
So lag, ermüdet von der Nacht Beschwerden,
  Kraftlos und schwach, um weiter noch zu wallen,
  Ich eine Weile nieder mich zur Erden.
Nach einer Weile, und ich hör' ein Schallen:
  Es trug der Wind es von der Kirch' herüber,
  Es däuchte mir, als wär' ein Schuß gefallen.
Darob ergriff mich Schauer und kaltes Fieber,
  In allen Gliedern schien es mich zu packen,
  Ich sah noch Himmel in die Nacht hinüber.
Dann wandt' ich eilig [illegible],
  Und fliehend schnell durch Dornen, Schilf und Moor,
  Mit Angst Tod und Hölle mir im Nacken,
Kam ich vor meines Hauses offnes Thor.
  Dort warf der Schrecken mich gewaltsam nieder,
  Doch hub am Morgen sich es mich empor.
Nicht Ruh' noch Rast fand die zerschlagnen Glieder,
  Noch eh' die Sonn' emporstieg an dem Himmel,
  Stand ich schon vor der alten Kirche wieder.
Verschwunden war der dunkeln Nacht Gewimmel,
  Die Kirche färbte sich mit goldnem Saume,
  Es legte sich der Sinne wild Getümmel.
Mir war's, als wacht' ich auf aus einem Traume,
  Wie er der heitern Morgens frische Ruhe,
  Die alte Still' in diesem heil'gen Raume.
War es die Frucht des krankhaften Gesichts,
  Die dieser Ort so oft auf mich ergossen
  In manchen Stunden schwerer, banger Schwüle?
Wie war die Nacht mir zum Gesicht zerflossen,
  [illegible] dem Glauben [illegible],
  Und schon hatt' ich [illegible] Kirche aufgeschlossen.
Der erste Punkt, auf [illegible] das Aug' getroffen,
  Ist jener Ort, wo [illegible] das Grab erblickt:
  Ich gehe hin und seh' es stark im Hoffen,
So tief ist mir das Zutrau'n eingedrückt.
  Ich seh' und finde — o ihr ew'gen Wunden!
  Ihr ew'gen Dolche, die auf mich gezückt! —
Die bleiche Braut, so ich dem Tod verbunden. —
  Warum hat euch, ihr allzutreuen Augen,
  Nicht schwarze Nacht auf immer gleich gebunden?
O Herz, woran so viele Qualen saugen,
  Was hinderte dich damals abzusterben?
  Ihr Lippen, die noch Lebensathem hauchen,
Was hielt euch ab, euch damals zu entfärben?
  O Kräfte, die allmälig mich zerstören,
  Was wehrt' euch, damals gleich mich zu verderben?
Und so viel Jahre mußt' ich in mir nähren
  Das traurige Geheimniß, das mich quälet,
  Und so mir selbst den Weg zu Gott verwehren!
Indeß der Tod schon meine Stunden zählet,
  Und vor mich stellt in jedem Schreckensbild
  Die Braut der Nacht, die ich ihm einst vermählet.
O selig Jeder, welchem sanft und mild
  Aus reinem Sinn und fröhlichem Gewissen
  In inn'rer Brust der Friede Gottes quillt!
Und diesen Frieden mußt' ich lange missen.
  O Quell des Heiles, unerschöpfter Born,
  Von dem der Gnade reiche Ströme fließen!
Wend' ab von mir den lang' getrag'nen Zorn,
  Laß schlafen endlich, laß sich endlich brechen
  Des Herzens Noth und des Gewissens Dorn.
Dir ziemt es, das Verborgene zu rächen,
  Und neigst dich auch des Sünders frommen Bitten,
  Laß diese Schrift zur fernen Zukunft sprechen,
Und nimm mich auf in deine ew'gen Hütten.

Bonaventura.
(v. Schelling.)

Waldmärchen.

1.

Sinkt nicht der Boden
Unter mir zusammen?
Mit feuchtem Odem
Umtänzeln mich Flammen,
Bläuliche Lichter;
Alraunen purzeln
Ueber knotige Wurzeln
Und schneiden Gesichter
Dem zitternden Dichter.

Unter den Wald hinab
Bin ich gefallen,
Aus grünenden Hallen
In dumpfiges Grab.
Gewürme, häßlich
Ineinander verschlungen,
Umzischet mich gräßlich
Mit gespaltenen Zungen;
Die Decke droben
Ist überwoben
Mit Kafern und Ranken,
Die ruhlos schwanken,
Vom Sturm geschüttelt,
Der hoch über mir
Mit wilder Gier
Die Tannen rüttelt,
Daß sie knarrend ächzen,
Wie Raben krächzen,
Welch Sausen und Brausen!
Die Wölbung kracht,
Es hüllet Grausen
Meine Sinne mit Nacht.

O wehe, wehe!
Wohin ich gehe,
Folgt mir Entsetzen!
Vampyre setzen
An meine Brust sich an,
Mit glühenden Augen
Und stechendem Zahn,
Und saugen und saugen.

O wehe, wehe,
Wohin ich gehe!
O rette mich, Himmel,
Aus dem Gewimmel!
Willst du mich kalt
Zum Wahnwitz verdammen?
O halt, o halt
Meine Sinne zusammen!

Was steigt dort hervor
Aus Sumpf und Moor?
Ein Männchen klein,
Mit Spinnenbein;
Ein Grubenlicht
Ueber dem Gesicht;
Es hebt die Hand
Und plötzlich steht,
Sobald es ihn sieht,
Mit Ungestüm,
Das Ungethüm
Das mich umwand;
Und plötzlich sinkt,
Sobald er winkt,
Der Felsen ein,
Auf dem ich stand;
Goldene Adern
Sprühn aus den Quadern.

Das Männlein sprach:
„Komm, folge mir
Nur muthig nach!
Ich zeige dir,
Wie man hier unten
Im tiefen Schacht
Die vielen bunten
Waldblumen macht.
Viel' nennen sich
Hier meine Geister,
Und erkennen mich
Als Blumenmeister.
Sei jetzt mein Gast,
Und danke mir,
Der ich dich rettete
Von dem Gethier,
Das dich umkettete!
Es sind die Wesen,
Die du gesehen hast,
Wie auserlesen
Zu allem Bösen!
Sie hausen mächtig
Auf einer öden Trift,
Sie brauen mächtig
Der Belladonna Gift;
Sie haben die Kraft
In Pflanzen zu hauchen
Der Hölle Saft,
Ihn zu gebrauchen
Zu tödtlichen Schwämmen
Und Schlangenkämmen;
Sie sind es, welche
Die Pilze weben,
Die Blumenkelche
Mit Gift verkleben,
Und meines Reiches Zier
Schnöde begeifern mir.

2.

Mit einer Wünschelruthe nun berührt
Der kleine Mann die grauen Felsenwände;
Sie springen auseinander und er führt
Mich durch ein wunderherrliches Gelände;
Wie Mondenlicht umstrahlt mich eine Halle,
Geformt aus einem einzigen Krystalle.

Viel zarte Kinder sitzen dort gereiht,
Vor jedem steht ein feiner goldner Rocken,
Sie spinnen all' mit reger Emsigkeit,
Denn niemals darf das flinke Rädchen stocken;
Mitunter singt ein Chor die schönsten Lieder
Und silberhell klingt es die Halle wider.

Der Meister führt mich freundlich lächelnd hin
Und zeigt mir, wie aus köstlichem Geschmeide
Die Kinder bunte zarte Fäden ziehn,
Noch zarter als die allerfeinste Seide;
Wie sie die Fäden dann zusammenwinden,
Daß sinnig alle Farben sich verbinden.

Und aus dem Stoffe sah ich stillenmal
Allmälig Blatt und Knospe sich gestalten,
Und unter jedem Händchen reichgeschmückt
Sich Blum' auf Blume düftevoll entfalten,
Ein Maienglöckchen bald, bald eine Rose,
Ein Veilchen bald, umhüllt von weichem Moose.

Da rief der Meister: „Wenn ihr fertig seid,
So steigt mit euren Blumen auf die Erde
Und schmückt damit ihr jungfräuliches Kleid,
Auf daß sie einer Braut recht würdig werde!
Sie muß im köstlichsten Gewande prangen,
Will sie den Bräutigam, den Lenz, empfangen."

Er ſprach's, und auf geht ein kryſtallnes Thor,
Und rings umſtrahlt von gold'nem Himmelsglanze
Tritt lächelnd eine hohe Frau hervor,
Sie krönt das Haupt mit einem Blumenkranze;
Wenn Andere ſcheu und alle Knaben ſchweigen
Sich tief vor ihr in ehrfurchtvollem Schweigen.

„Kennſt du mich nimmermehr?“ — rief ſie mir zu —
„Seht nimmermehr mein Bild in deinem Innern?
Auf deine Kindheit du zurück kannſt du
Der Her Morgana nimmer dich erinnern,
Die oft im Walde deinen Schlaf bewachte,
Und dir die bunten Wieſenblumen brachte?“

Und nieder auf die Knie ſank ich hin,
Bedeckend ihre Hand mit heißen Küſſen:
„Du biſt's, du biſt's, die Blumenkönigin!
Daß du mich kannſt ſo hart verlaſſen mußten?
Du biſt's, du lockteſt in das Herz mir Lieder,
Und mir ſo manches dunkle Räthſel löſeſt!“

„Du ſangſt mir oft die ſchönſten Märchen vor:
Der Jungfernſtieg ward mir zum Palmenhaine,
Als Wandrad wiegte ſich der Buchen Aehre,
Der Himmel ſchwamm in ſilberblauem Scheine,
Oft ſchlief ich ein, von deinem Arm gehaltet,
Von deiner lieben Melodie umgaukelt.

„Wenn ich, das Kind, im Walde mich ergötzt,
Biſt an der Quelle du mir oft erſchienen,
Du haſcheſt mir den bunten Schmetterling,
Gabſt mir zu koſten goldnes Obſt der Bienen;
Du lehreteſt mich, im grünen Laubgemache,
Der Pflanzen und der Wellen leiſe Sprache.

„Du lehreteſt mich der Vögel Melodie,
Des Jeden Sängleln im Gebüſch verſtehen,
Du ließeſt meinen Augen Alles wie
Verklärt von einem höhern Lichte ſehen;
Doch eines Abends biſt du mir entſchwunden,
Und heut erſt hab' ich wieder dich gefunden!“ „

Da küßte mich die Fürſtin auf die Stirn. —

2.

Wer weckte mich mit warmem Hauche
Aus meinem wunderbaren Traum?
War's das Liſpeln aus dem Strauche,
War's das Täubchen dort vom Baum?

Ich hörte über mir ein Lächeln,
Als ich noch halb im Schlummer lag,
Ich fühlte über mir ein Fächeln
Wie Taubenflügelſchlag.

Noch ſeh' ich, wie zu mir ſich nieder
Ein blondes Engelköpfchen beug,
Schnell wie der Wind verſchwand es wieder,
Als mir der holde Traum entflog.

Ich ſpähte durch die grünen Räume,
Doch Alles war ſo ſtill wie vor;
Nur oben flüſterten die Bäume:
„Du biſt ein Thor, — du biſt ein Thor!“

Auguſt Schnezler.

Das Fetwa.

Die Schaar der Prieſter, die das Korand walten,
Kommt eilend, zornig ziehen die Geſichter.
Wer iſt der Greis, den ſie am Gurtel halten?
Mikri Efendi, der betagte Dichter.

Wird fortgeſchleppt, und mit ihm ſeine Schriften
Zum Muftı, zu dem höchſten Glaubensrichter.
„Auf, Diener des Propheten! Irrthum ſtiften
Will dieſer in der Gläubigen Gemüthern
Und aus des Korans hell'gen Quell vergiften.
Der ſtimmt, dem Oberſten von ſeinen Hütern,
Leiſer ihn aus dem Lebensbuch zu ſtreichen
Und zu beſtrafen ihn an Leib und Gütern.“ —
Mikri ſteht ohn' Erröthen, ohn' Erbleichen.
Der Muftı ſchweigt und läßt ſich ernſt die Lieder,
Die ſchwerverklagten, von den Klägern reichen;
Er ſchlägt die Augen prüfend auf ſie nieder,
Er lieſt verwundert hie hervor, verwerfen,
Er lieſt, ergänzt und lieſt und lieſt wieder.
Den Scheiterhaufen anzuzünden eilen
Die Prüfer jetzt. Er brennt. Die Flammen ſtreben
Und leuchten ſchon dem Muftı in die Zeilen.
Was nun? — welch einen Richtſpruch wird er geben?
Er blickt auf Buch, auf Pfeife, auf das Feuer —
Dann ſteht man ihn ſich ſtreng'n Ernſts erheben.
Lang ſteht er ernſt und ſtumm wie ein Gemälde,
Lang will er ſich zu reden nicht entſchließen;
Dann ſpricht er, ſchmetternd die Gebete aus Korane:
„Wer gleich wie Mikri reden will und glauben,
Den iſt zum Zeichen dieſer Strand entglommen,
Das Feuerreich ihm ſoll das Leben rauben.
Mikri Efendi, einzig aufgenommen
Von ihr mit der Begeiſterung entflammen
Aus Gott, was he im heil'gen Rauſch vernommen,
Du kannſt kein Menſchenrichterſpruch verdammen.“

Victor Strauß.

Der Teufel iſt todt.

(Nach Beranger.)

Ein Wunder will ich ſo eben
Berichten hier und mahr.
Da Ohre kennt ihr geben
Dem Kirchen der Muſterſchaar.
Er mußte d'rob erröthen,
Wenn Mancher noch wanken thät:
Den Teufel that er toͤdten,
Und der Teufel iſt manſetedt.

Sprach Satanas beim Mahle:
Stich an, mein Brüderlein!
Gieß jener in die Schale
Dem beſt'gen Gift hinein.
Drob mußt' er grimmig leiden,
Und wand ſich in Jammer und Noth,
Mußt' wie ein Ketzer verſcheiden,
Und der Teufel iſt manſetedt.

O wehe, ſprachen die Mucker,
Mächt' Unheil iſt geſchehn!
Nun werden die frommen Schlucker
Nicht mehr zur Kirche gehn.
Wir haben ſie weltlich geſchoren,
Nun eſſen wir trockenes Brot,
Wir haben den Vater verloren,
Denn der Teufel iſt manſetedt.

Nun Andacht nur können wir ziehen,
Da Lieb hat uns wenig gebracht,
Und die Intoleranz wird entfliehen,
Wenn Keiner das Feuer anfacht.
Beginnet erſt der Zweifel,
Sind wir mit der Wahrheit betrogt,
Dann ſteht Gott über dem Teufel,
Und der Teufel iſt manſetedt.
Wollt mir kein Amt erlauben,
Sprach traut der Muckerpatron:
Den Teufel wollt Keiner mehr glauben,
Ich laſſe noch zittern den Thron;

Muß lügen, verkehren und schüren,
Bis Alles brennt und lobt.
Gott soll mich wenig geniren,
Und der Teufel ist maniferirt.

Gesegnet, jubelten Alle,
Seist du uns, heiliger Mann!
Wir trotzen in die Halle,
So viel ein Jeder kann,
Und freier sieht man schalten
Im Reich der Tage Gebot,
Gott Wucher die Hölle verwalten,
Und der Teufel ist maniferirt!

Peter von Bohlen

Der Zinsgroschen.

Umhält der Mittler, seine Züge
Hat heil'ger Gram bereits gebleicht,
Was will von ihm der Mann der Lüge,
Der grinsend ihm ein Geldstück reicht?

Zwar seine Seele liegt am Tage,
Die wie sein Blick voll Galten ist,
Der graue Heuchler wagt die Frage,
Die lauernde, an Jesus Christ:

„Sag', ist es recht, daß man dem Kaiser
Zins gebe, Meister, ist es recht?
Und Jesus spricht, ein freier Weiser,
Zum schlauen Pharisäerknecht:

Ihn lohnend mit dem Seherblicke,
So ernst, so tief, und doch so mild:
„„Wes ist das Bild auf diesem Stücke?““
Der Mann versetzt: „des Kaisers Bild.“

„„Nun denn,““ sagt Christ, „„gieb Gott, was Gottes,
Dem Kaiser, was des Kaisers ist!““
Damit nun biegt der Mann des Spottes
Und des Verraths scheu ab vom Christ.

Das Volk hat seine weitre Lehre,
Als die aus Jesu Worten spricht;
Sie lautet klar: „Gieb Gott die Ehre
„Und thu', was deine Bürgerpflicht!“

Braun von Braunthal.

Die Kreuze zu Jona.

Vor des Kreuzes heil'gem Bilde beuget demuthvoll den Sinn,
Als ein Zeichen der Erlösung stellt' es uns der Höchste hin.
Und er hat sein Kreuz erhöhet zu den Wolken himmelan,
Daß es Alle, All' erblicken, daß sie gläubig beten an;
Und in tiefe Meeresfluthen hat er es hinabgesenkt,
Daß der Schiffer es erschaue, wogenwärts den Blick gelenkt,
Daß es ihm zur Ehrfurcht mahne vor des Glaubens hohem Licht,
Daß es einen Frevel ahnde und des Gottes Strafgericht.

Seht ihr unter den Hebriden jenes Eiland von Basalt,
Wo in mächt'gen Mooren Ringalls Heldenharfe schallt,
Wo die abgeschiednen Barden, ob den Helden Thränen weinen,
Die melodisch niederfallen und als Klänge der Tiefe? —
Wandelt wohl die Blicke, schauet nun das Nachbarei-land an,
Das, der Schotten heil'ge Zuflucht, einst bewohnte Columban,
Columban, der Bote Gottes, der den Völkern nah und fern
Mit des Glaubens Feuergluthen predigte das Wort des Herrn.

Seht die Trümmer dort des Domes, welchen seine Hand erbaut,
Als des Menschgeword'nen Tempel kaum der Völker Tag ergraut!
Mit Prophetenmunde kündet' einst der Priester dieses Wort:
„Jona wird nicht untergehen, lebt die Gottesfurcht noch fort,
Auf den Wogen wird's getragen, ein Heiligthum des Herrn,
Weil den Schotten hat gebrochen hier zuerst der Morgenstern.“
Und des frommen Priesters Ausspruch wird im Schottenreich bekannt,
Bringt nach Wallis hinüber, bringet hin nach Dänemark;
Vieler Kön'ge irdische Hülle schafft der Völker Liebe her,
Daß sie ruhig schlummern mögen, nach dem Eiland überm Meer;
Bei des Domes verwitterten Hallen ruhen noch die Leichensteine,
Und in langer, langer Reihe tiefverschauert die Gebeine.

Sankt Columban aber richtet Jeglichem ein Kreuz empor,
Der das stille Eiland selber sich zur Ruhestatt erkor,
Und die hohen Felsenkreuze, aufgepflanzt in großer Schaar,
Sind der frommen Pilger Menge ein geweihter Hochaltar;
Für die Ewigkeit gebauet blicken sie hinaus ins Meer,
Gläubig neigt das Haupt der Schiffer, treibt sein Schifferboot hierher.

Doch es naht die Zeit der Frevel — die Altäre stürzt man um,
Alles Schmuckes, alles Kleinods wird beraubt das Heiligthum,
Nach den stillen Königsgräbern aus dem Dome stürzt die Rotte,
Was des Tempels Hallen bargen, wird gemeiner Welt zum Spotte.
„Was die Kreuze auf dem Eiland?“ sagen sie mit hämischem Hohn,
„Besser nützen sie den Märkten, auf! und führet sie davon!“
Und die hehren Zeichen fallen — auf ein Schiff sind sie geladen,
Wo sie lang gethront, entwendet friedlich heiligen Gestaden,
Und die Rotte Gottesräuber, neuer Glaubenslehre hold,
Jubelt auf dem offnen Meere — aber sieh — der Himmel grollt.

Und es thürmen dunkle Wolken sich zu Bergen in der Luft,
Und die See erbraust — nächtig wird's wie in der Gruft,
Gelbe Blitze rasseln nieder, dumpfer Donner rollt heran,
Und das Schiff erbebt geworfen auf und nieder vom Orkan;
Furcht und Todesgrauen erfasset all' die Räuber auf dem Schiff.

Prasselnd stößt das schwanke Fahrzeug auf ein nahes Felsenriff,
Und vom Himmel wird geschleudert von ein Blitz mit mächt'ger Hand —
Riesig schwellen auf die Wogen, — in der Fluth das Schiff verschwand.

Ruhig spielen nun die Wellen, blau der Himmel glänzt und klar,
Und im Grund der grünen Wasser wird die Kerze man gewahr;
Denn in tiefe Meeresfluthen hat er sie hinabgesenkt,
Daß der Schiffer sie erschaue, wogenwärts den Blick gelenkt,
Daß sie ihn zur Ehrfurcht mahnen vor des alten Glaubens Licht,
Daß sie einen Frevel kunden und des Himmels Strafgericht.

Ludwig von Erfurt.

Die heiligen Bildner.

Eine Legende.

„Sorgt, daß sich ein Bau erhebe
Unsern Göttern all' aus Rom,
Eine Siegesgöttin schwebe
Auf dem weitgedehnten Dom.

Hohe und schön das Inn're schmücke
Der vereinte Götterkranz
Rings um Rom, gekrönt vom Glücke;
Dies ist, Künstler, mein Geheiß.

Eure Meisterschaft zu lohnen,
Geb', ob' nur des Kriegers Zier,
Auch mein Vorsatz Bürgerkronen,
Gold'ner Lohn wird euch von mir."

— Längst schon, Herr, zurückgezogen
Haben wir uns von der Welt;
Jüngern Meistern sei gewogen,
Die zum Bau wir vorgestellt.

Unsres Geists und Armes Sehnen
Hat das Alter abgespannt;
Und des Herzens feurig Sehnen,
Herr, nach Ruhm hat ausgebrannt. —

„Als ob ich von euch verlange
Eines Tagelöhners Kraft?
Alter wehrt dem Riesengange
Nicht der Kunst nach Schöpfungskraft.

Formt nur Jov's, des Donn'rers, Züge
Und Minervens tiefen Blick!
Und den jüngern Meistern gnüge
Der getheilten Arbeit Glück."

— Herr, wir dienen schon seit Jahren
Einem andern, größern Gott,
Können nicht mehr dir willfahren,
Denn uns bindet sein Verbot. —

„Christen ihr? die stolzen Kinder
Roms, der Weltbeherrscherin?
Waren Sterbliche je blinder?
Sank wohl tiefer je ihr Sinn?

Einen Frevler anzubeten,
Der den Tod am Kreuze fand?
Dieser Schritt schlägt euch in Ketten,
Führt euch in des Henkers Hand.

O entsagt, entsagt dem Wahne,
Nehmt heut' meine Gunst und Glück;
Kehrt zu der verlaßnen Fahne
Roms, der herrschenden, zurück!"

— Heiß' nach größern Ruhm erworben
Die und Roms in blut'ger Schlacht,
Freudig eilen wir zu sterben
Zur Bestätigung Beider Macht. —

„Dienen sollt ihr unsern Göttern,
Wie ihr [illegible],
Euer Ohr nicht leihen Spöttern,
Und nicht gehn auf falschem Pfade."

Herr, es wird dir nicht gelingen,
Uns zu wenden andern Weg. —
„Nun, so soll die Qual erzwingen,
Was nicht konnte mein Gebot."

Und noch nie erhörte Plagen
Sann man, sie zu martern, aus,
Ohne Seufzer, ohne Klagen
Hauchten ihren Geist sie aus.

Elisabeth Kulmann.

Moderne Legende.

Zu Nacht, ins weiche Bett geschmiegt,
Der junge Pred'ger sinnend liegt,
Zwei Kerzen geben hellen Brand,
Er hält die Predigt in der Hand,
Im Herzen hegt er tiefe Sorgen,
Er hält die erste Predigt morgen.

Er liest und liest sie wieder dann
Und denkt: „Du bist ein ganzer Mann!
Wie alles Dies so prächtig klingt,
Erbaulich in die Seele dringt.
Der Text nur hat Erklärung nöthig,
Mein Sinn erst macht ihn sechzehnlöthig!"

So denkt er viel noch her, noch hin,
Da überkommt der Schlummer ihn,
Und langsam zu der Thür herein
Tritt es, ein bleicher Schatten, ein.
Er kann es deutlich nicht erkennen,
Weil ihm vor Schlaf die Augen brennen.

Es naht und faßt ihn bei der Hand
Und führt sie zu der Kerze Brand, —
Und plötzlich wird's im Zimmer licht,
Daß ihm es in die Augen sticht,
Und weh, in hellen rothen Flammen
Brennt seine Predigt ihm zusammen.

Erschrocken will er retten noch,
Der Schlaf bewältigt ihn jedoch,
Nur der Gedanke peinigt ihn:
Sein Rednerruhm ist morgen hin,
Wenn die Gemeinde sich versammelt
Und er gebrochne Reden stammelt.

Der Morgen kommt nach langer Nacht,
Der junge Pred'ger ist erwacht,
Da ist der lang' ersehnte Tag,
Doch pocht sein Herz in schnellerem Schlag;
Ist froh, daß Alles Traum gewesen
Und will nochmals die Predigt lesen.

Doch noch, als Asche liegt zerstreut,
Wird [illegible] ihn erfreut,
Auf seinem Bett, auf seinem Haupt,
Was er so schön, so tief geglaubt;
Der Dorn, der heil'gen Schrift entschwunden,
Ist unverletzet uns liegen blieben.

Ludwig August Frankl.

Morgenopfer.

Ein Heide und ein Christ genaht,
Zu beten beim ersten Morgenstrahl,
[illegible] hoch dem Land.
Hoch droben auf dem Berge von Heidenstein,
Ein Kirchlein auch hell im Sonnenschein
Sieht weit in das Land hinaus.

Vor jenem glanzbegoßnen Haus,
Das Auge sonnenwärts gewandt,
Der Heide kniet und ruft:
„Ich grüße dich, Allvater, laut,
Dein Auge über die Berge schaut,
Und in die Thäler tief!"

Der Andre warf sich demuthsvoll,
Indeß im Aug' die Thräne quoll,
Dort nieder am Altar:
„O Herr, vergieb mir meine Schuld,
Ich bringe deiner Vaterhuld
Mein Herz als Opfer dar!"

Und über den Bergen kommt das Licht,
Und durch des Kirchleins Fenster bricht
Ein milder Glorienschein.
Und brausen in dem Morgenwind
Und vom Altare [illegible]:
„Ich will dein Vater sein!"

Und dankend hebt der Heide die Hand,
Zieht jauchzend dann von Land zu Land
Mit seinem Wanderzelt.
Der Christ hebt freudig sich empor
Und schreitet aus des Kirchleins Thor
Hinaus in die bunte Welt.

Dies Lied auf hoher Bergeswacht
Hab' ich in stiller Mitternacht
Erlauscht von einem Stern.
Nun zwischen Kapell' und Heidenmaal
Begrüß' ich den ersten Morgenstrahl
Und jauchze Gott dem Herrn.

Wilhelm Genth.

Die Geistermesse.

Wer ist der dunkle Reitersmann,
Den nie ein Schlaf erquicket?
Kein Menschenantlitz schaut er an,
Kaum hat ihn eins erblicket,
Er zieht so kalt und todt dahin,
Als hätt' er für kein Leben Sinn,
Und aus den Augen flammt es doch
Von allen wilden Lüsten noch!

Der hat wohl nie an Gott gedacht,
Weil's ihm vor Kirchen grauet;
Drum liebt er nur die Mitternacht,
Weil er dem Tag nicht trauet.
Vielleicht treibt gar ein Brudermord
Den bleichen Frevling fort und fort —
Vielleicht ein Ehbruch — Freundesverrath —
Vielleicht noch eine schwärz're That!

Horch! schlägt die Geisterstunde nicht
Herunter da vom Thurme,
So bang, wie wenn ein Leben bricht
Im tollen Sündensturme?
Er hört's und achtet nicht darauf,
Schickt wohl gar noch ein Lachen auf,
Ein Lachen, das die Nacht erschreckt,
Die alle ihre Todten weckt! —

Jetzt hält er vor dem Gotteshaus,
Weit offen sind die Thore,
Viel tausend Lichter schauen heraus,
Und laut erschallt's vom Chore:
„Halleluja! Halleluja!
Der Herr ist groß, der Herr ist nah!"

Und wie er nun so weiter schritt
In den geweihten Hallen,
Wo kein lebend'ger Odem weht
Und Sang und Klang doch schallen;
Da kommt ihm der Gedanke an:
Er steh' am Ende seiner Bahn!
Und was er that und was er litt,
Es packt ihn jetzt mit Wolfsgebiß. —

Nicht lange währt's, so hört er
Ein helles Glöcklein klingen,
Voll wird das Haus, das erst so leer,
Und tausend Zungen singen,
Und tausend Schatten, licht und bleich,
Entwinden sich dem Geisterreich,
Zu feiern in der Mitternacht
Des Herren Preis, des Herren Macht.

Und manch bekanntes Auge blickt
Dem fremden Gast entgegen,
Und immer ärger preßt und drückt
Die Macht, der er erlegen;
Mag dies dein gemordeter Bruder sein?
Droht dir nicht dort der Vater dein?
Schau doch — des Freundes blasser Mund
Klagt ob gebrochenem Treuebund!

Da packt es ihn mit Riesenkraft
Und schüttelt seine Glieder:
„Du Lebender in Todtenhaft,
Sink in den Staub danieder!
Dein Maß ist voll, die Zeit verrinnt,
Von Allen, die versammelt sind,
That Keiner das, was du gethan,
Der kaum mehr Gnade hoffen kann!"

Jetzt öffnet sich die Sakristei,
Der Priester giebt den Segen,
Und liest die Meß' mit heil'ger Weih',
Und Keiner mag sich regen —
Blut wird der Wein, Fleisch wird das Brod,
Die Nahrung thut selbst Geistern Noth;
Zuletzt noch funkelt die Monstranz
In jedes Herz den Gottesglanz.

Auch in das schwarze Sünderherz!
Gebet wird zu sein Weinen,
Und schüchtern schaut er himmelwärts
Zum Vater aller Reinen. —
Wohl dir, wohl dir, solch' Thränenfluth
Macht alle deine Frevel gut.
Die Geistermesse hörest du:
Sie ward gelesen deiner Ruh'!

Ludwig Halirsch.

Sankt Wendelin.

Tief in ein'm dunkeln Walde
Da steht hoch erbaut
Eine Kirche aus alten Tagen,
Wie man noch jetzund schaut;
Wenn die Glocke zur Kirch' erschallet
Fern durch den dunkeln Wald,
Dem Wandrer sie fröhlich hallet,
Dem Sünder grauet alsbald.

Dort sieht man am hohen Altare
Erbaut aus blauem Krystall
Ein Wunderbild offenbare,
Ein Kreuz wie fließend Metall;
Wenn die Sonne am frühen Morgen
Beleuchtet den hohen Altar,
Sieht man gar als geschmolzen
Das Kreuz von Golde klar.

Viel mannichfache Wunder
Ihr in der Kirche seht,
Doch an den Thüren besonder
Sankt Wendelinus steht;
Er zeigt mit frommem Stabe
Auf jenes selt'ne Bild;
Sein Gesicht gleich als ein Knabe
Weichmüthig, himmlisch, mild.

Gern möchte ich euch geben
Den seltenen Bericht,
Was dort vor Zeiten eben
Wundervolles geschicht,
Wie der Himmel niederstiege,
Wandelt' die Nacht in Tag,
In der Waldnacht grüner Wiege
Der Mensch noch in Träumen lag.

Fern von der heil'gen Kapelle,
Neun Stunden und noch mehr,
Lag an verborgner Stelle
Eine Burg gar alt und hehr;
Der Ritter, ein schlimmer Heide,
Hielt dort ein wildes Haus,
Wo man jetzt aus der Weite
Sieht Trümmer wüst und graus.

Er war ein Herr gar mächtig,
Sehr reich mit vielem Geld,
Hielt Hof fürstlich und prächtig,
Der Geiz ihm Alles zählt.
In seinen großen Herden
Hatt' er ein'n Hirten gut,
Wendelinus, den viel werthen
Von treu'm und frommem Muth.

Es hatte an einem Abend
Wendelin, der treue Hirt,
Sich in dem großen Walde
Vom Wege fernab verirrt;
Da fand er sich am Ende
Auf einer Wiese grün,
Wo hohe Felsenwände
Sich um die Grüne ziehn.

In großer Angst und Sorgen
Er kniet zum Gebet,
Und plötzlich wie lichter Morgen
Es glänzend ihn umweht;
Der Fels hat sich verwandelt
In ein krystallnes Blau,
Und in der Mitten gestaltet
Ein Kreuz vom Morgenthau.

Und wieder still der Hain,
Im Innern tief entzückt
Ob dieses Wunderbildes
Hebt er sich hoch beglückt.
O, Herr von großer Gnade,
Laß' ich dich mein Armen sehn,
Ganz werd' im Gemache
Wie dieses Wunder sehn.

Wie das Gesicht verschwunden,
Wird er entrückt von hier,
Und sich alsbalde findet
An seines Herren Thür;
Da treibt er nunmehr täglich
Die Herden fern hinaus,
Betet dort, allzeit andächtig,
Kehrt wundervoll nach Haus.

Sein Ritter war auf Jagen
Und wilde Lust bedacht,
Er trieb's nach alten Sagen,
Vom Morgen bis zur Nacht;
Da kam er an ein'm Abend
An jenem seltnen Ort,
Wo Wendelin sich labend
Betete fleißig allfort!

Entbrannt im wilden Zorne
Fuhr ihn der Heide an:
„Den Tod hast du erworben,
Du ungetreuer Mann;
Find' ich in jenen Stunden
Dich nicht an meinem Haus,
Häng' ich dich zu der Stunden
Am hohen Galgen hinaus.

Rasch nun von dannen reitet,
Entzündet in grimmem Muth,
Durch Wald und grüne Heide;
Er nicht rastet noch ruht,
Er kam schnell zu der Burge
Mit schaumbedecktem Pferd,
Und findet dort, o Wunder!
Wendelin mit seiner Herd'.

Gerühret wird der wilde Ritter,
Zerschmelzen in himmlischer Gluth;
Sein Herz muß ganz zerfließen,
Er weiß nun, wer Wunder thut;
Legt ab Rüstung und Waffen,
Zerbricht sein Götterbild,
Will Alles gern verlassen,
Um das Kreuz so lieb und mild.

Dorthin an jenen Felsen
Er eine Kirche erbaut,
Thät strenge Büßungen
Und sich Gott ganz vertraut.
Zum Altar ließ er hauen
Den seltnen Felsenstein,
Wo man jetzund thut schauen
Das Kreuz im Morgenschein.

Wendelinus der viel Werthe
Ward Bischof sodann,
Treibet nun eine Herde
Zur Himmelsweide an;
In jener hohen Kirchen
Sangen herrliche Weis'
Wendelinus und der Ritter
Zu des Kreuzes Ehr' und Preis.

Jetzt kommen aus ferner Weite
Hohe, mild und unbekannt
Zahllose Schaaren Heiden
Aus fremdem, dunklem Land.

[illegible]
Die [illegible] beide [illegible],
In einem [illegible]
[illegible] am Altar.

Seit dem muß sich erneuen
Das Wunder von Kanas Stadt,
Und jeder der Getreuen
Der sein Gebete [illegible],
[illegible] der [illegible]
[illegible] vom [illegible] gern,
Er ist [illegible]
Im Dunkel ein [illegible] Stern.

F. G. A. v. Hardenberg.
(Novalis.)

Kiwin.

(Legende.)

[illegible] du die Mitternacht,
Mein Bruder [illegible]?
Wie du schon oft gethan,
[illegible] mit dem [illegible].

[illegible] gehallt,
Doch [illegible],
Und [illegible] nicht
[illegible] ein heidnisch [illegible].

Ich [illegible]:
Du bist ein Heide, Freund;
Du hast so wenig noch
[illegible], so [illegible].

Du bist ein Heide, Freund,
Und ich ein Missionär,
Vielleicht, daß dich belehrt
Die wunderbare Mähr.

Daß aus dem Menschengrab
Ein neuer Glanz' erstand,
Noch drang die Kunde nicht
An Irlands fernen Strand.

Noch kein Apostelmund
Hat dort geoffenbart,
Wie auf dem Marterholz
Ein Mensch zum Gotte ward;

Doch eine Ahnung fühlt
Wie durch die Lüfte ziehn
Der König jenes Lands,
Der heidnische Kiwin.

Er wirft den Purpur hin
Und legt die Krone ab,
Und Zepter, Purpur, Kron'
Verscharrt er in ein Grab.

Er greift zum Wanderstab,
Und läßt daheim sein Weib:
„Daß Aar sei'n Seel' und Geist,
„Kasteit ich meinen Leib.

„Den Schmerz [illegible] sein,
„Bei ferne Lust und Lamt,
„Bis ich in Leid und Pein
„Das Wort des Glaubens fand.“

Er zieht durch Irlands Wald,
Da [illegible] des [illegible],
Er tritt auf Irlands Sumpf,
Da wohnen Schlang' und Molch.

Doch wo er immer zieht,
Durch Wüste, Sumpf und Wald,
Steets folgt ihm einer Weibe
Still klagende Gestalt.

Denn die Geliebte ist's,
Die er daheim verließ,
Die er [illegible]
Von seinem Wege stieß.

Sie will mit ihrem Herrn
Ertragen all die Pein,
Er will vom Weibe fern
Und fern von Freuden sein.

Doch ist entschlummert er
Ermüdet in der Nacht,
Hat sie indessen doch
Sein [illegible] Bett bewacht.

Sie zieht ihm sanft den Dorn
Aus seinem wunden Fuß,
Und lindert, da er schläft,
Den Schmerz durch ihren Kuß.

Sie wehrt vom [illegible]
Von [illegible] den [illegible]
Und [illegible] zu
Mit Blumen, Gras und Laub.

In seines Auges Blick
[illegible]
[illegible] den Traum [illegible]
Durch ihren [illegible].

Da schlägt er auf sein Aug',
Und wie sie weint und fleht,
Er stößt vom Wege sie,
Auf dem er weiter geht.

Doch immer wieder hat
Den Geliebten sie erreicht,
Doch immer wieder blieb
Er starr und unerweicht.

Fern schwebt schon ihr Gewand,
Bis es zuletzt verschwand
Und an des Berges Fuß
Er sie zerschmettert fand.

Da [illegible] sein Pilgerlauf:
„Ich glaube, das gemahnt
„Der Lehre mich, die nur
„Bis jetzt mein Herz geahnt.

„Verlassen starb die Lieb',
„Ich fand den [illegible].“ —
Und Irlands Volk verehrt
Den heiligen Kiwin.

Moritz Hartmann.

Das Auto da Fé der Todten.

Im [illegible] zu [illegible]
Dort hält um Mitternacht
Der Prior von Segovia
Auf seinem Grabe Wacht.

Die Domuhr zu Sevilla ruft
Den Kardinal zur Beicht';
Mit Stab und Inful aus der Gruft
Der alte Sünder steigt.

Herr Ferdinand von Aragon
Verläßt sein Todtenschloß;
Der Ständerath von Tarragon
Geleitet seinen Troß.

Und dumpf erdröhnt zu Avila
Des Grabesriegel Klang;
Den Prior von Segovia
Gemahnet der Empfang.

Die Gäste nahn in stummer Qual
Mit der Verzweiflung Hohn;
Im Scharlachkleid der Kardinal,
Der König mit der Kron'.

Im schwarzen Habit der Prior
Zur Beichte tritt heran,
Er braust dem Kardinal in's Ohr:
„Verflucht in Ewigkeit!"

Der streckt empor den Knochenarm:
„Du sei vermaledeit,
Es wahr sich wie die Höll' erbarm',
In alle Ewigkeit!"

Der König wirft die goldne Kron'
Vom Haupt im bittern Spott:
„Mir Fluch und euch von Tarragon,
Der Fluch, dem Rächer, Gott!"

Und durch den öden Gang erschallt
Ein Weheruf tausendfach,
Daß es durch Spanien widerhallt
Und weckt die Opfer wach.

Der Mönche Schwarm in Ordenstracht,
Die Familiares all',
Erheben sich aus Grabesnacht,
Als ging's zu Fest und Ball.

Dann wallt das Armesünderchor
Der Inquisiten
Im gelben Sanbenito her,
In langer Prozession.

Die spitzige Koroza das
Auf ihren Schädeln kahl,
So geht der Zug ohn' Unterlaß
Und rächt sein Tribunal.

Inmitten trägt ein Todtenchor
Drei Särge, roth geflammt;
In einem liegt der Prior,
Im andern der in Sammt.

Im dritten der in Hermelin,
Bedeckt von Alterschnee —
So wallt die Todtenschaar dahin
Und hält Auto da Fe.

Und schrecklich hallt wie Donnerschlag
Ihr Fluch durch Welt und Zeit:
„Verflucht bis an den jüngsten Tag,
Verflucht in Ewigkeit!"

Ignaz Hub.

Die Weisen aus dem Morgenlande.

O Morgenland! wie ein Erinnern schallend,
Wie Heimweh zieht's nach deinen Märchenfernen.
Hier lag die Menschheit in der Wiege lallend,
Und langte spielend nach des Himmels Sternen. —

Im Taumel rasend und in Stumpfsinn brütend,
Wich dein Geschlecht aus schöner Menschheit Gleise;
Doch sann, der Kindheit Lilien still behütend,
Im Schatten deines Hains manch frommer Weise.

Was vor uns steht im Taglicht der Erkenntniß,
Fühltest du leis durch deine Träume wehen;
Was unser Geist erkämpfte dem Verständniß,
Ist dir als Spielzeug in den Schoß gefallen.

In dir auch wachte mächtig auf ein Ahnen
Vom Gott, der in der Brust des Menschen wohne,
Und deine Weisen folgten froh den Bahnen
Des Sterns zum neugebornen Menschensohne.

Sie boten fromm ihm Weihrauch, Gold und Myrrhen
Und beugten ihre Knie dem Lichtgedanken,
Bis sie, heimkehrend, auf des Weges Irren,
Vergessend in ihr altes Träumen sanken. —

Doch was dich einst durchzuckt mit Blitzesschnelle,
Das wird aufs Neue deine Völker wecken,
Und Gottbewußtsein heiter, frei und helle
Durchwandelt siegend deine Länderstrecken.

Dann werden deine goldnen Traumesschätze
Des Westens Geiste dargebracht als Gabe,
Daß Mannesgeist an Blüthenhauch sich letze,
Und Kindessinn an reifer Frucht sich labe.

Friedrich von Sallet.

Bruder Nikolaus.

1.

Es wandelt aus der dunkeln Zelle
Der alte Bruder Nikolaus,
Und ruht im Wald, an kühler Quelle,
Vom schwülen Sommermittag aus.

Und rings in feierlichem Schweigen
Bereitet sich die Welt zur Ruh,
Die Vögel decken in den Zweigen
Die Köpflein mit den Flügeln zu.

„Schon wieder sank ein Tag zu Grabe,
So wird auch bald mein Abend fliehn;
Wie gern möcht' ich als froher Knabe
Noch einmal durch das Leben ziehn!"

„O Herr! nur einen Tropfen schenke
Mir aus dem Meer der Ewigkeit!
Daß ich verjüngt mich neu versenke
In deiner Schöpfung Herrlichkeit.

„Noch hundert Jahre möcht' ich leben! —
Nie würde mich der Wunsch gereu'n;
Um in gediegenerem Streben
Mich der Natur und Kunst zu freu'n."

So flehte Klaus, als von der Ferne
Die Vesperglocke mahnend drang;
Gehorsam folgt der Bruder gerne
Dem alten, wohlbekannten Klang.

2.

Doch hat er kaum des Forſtes dunkle Maſſen
Still vor ſich betend und erquickt verlaſſen,
Da wird ihm fremd die Gegend rings umher,
Das Kloſter ſelbſt erkennt er faſt nicht mehr.
Dort unten, wo ſonſt nur ein Dorf gelegen,
Wo er ſchon oft, von Alt und Jung geehrt,
Am Sonntag eifrig Gottes Wort gelehrt,
Da lächelt jetzt ein Städtchen ihm entgegen.

Des Kloſters Thurm, zur Hälfte ſchon gefallen,
Umrankt mit Epheu ſeine Bogenhallen;
Die junge Linde vor dem Kirchenthor
Streckt nun bemooſte Rieſenarme vor.
Voll Staunen pochet Niklas an der Pforte,
Da öffnet ihm ein unbekannt Geſicht,
Das iſt der alte Bruder Pförtner nicht!
Er hört fremde Stimmen, fremde Worte.

Fremd ſind die Mönche, die um ihn ſich reihen,
Sie möchten ihn ſogar der Lüge zeihen,
Da er ſich Bruder dieſes Hauſes nennt
Und ihn noch Keiner unter Allen kennt;
Und als er ſagt, es ſei noch keine Stunde,
Daß er zu Wald aus ſeiner Zelle ging,
Daß ihn des Kloſters Mauer noch umfing,
Da hängen Alle ſtarr an ſeinem Munde.

Und in der Vorzeit ſtaubumflorten Tagen,
In alter Chronika wird nachgeſchlagen,
Da heißt es: „Unſer Bruder Nikolaus
Ging an dem Tag der ſieben Schläfer aus;
Vielleicht daß Mörder ihm das Leben nahmen,
Vielleicht hat ihn ein wildes Thier verzehrt,
Denn er iſt nimmermehr zurückgekehrt;
Herr gnade ſeiner armen Seele, Amen!“

Und an die Herzen ſchlagen ſich die Brüder,
Und fallen ſchreiend auf ihr Antlitz nieder:
„Hundert ganze Jahre ſind nun ſchon
Seit jenem wunderbaren Tag entflohn!
Wie Mancher ward ſeitdem von uns begraben,
Als lauter Fremde ſtehen wir vor dir!
Es waltet ein geheimer Zauber hier,
So lange mußt du wohl geſchlummert haben!“

Erſchüttert hebt, mit ſchmerzlichem Geſichte,
Der Greis den Blick nun zu dem Himmelslichte
Und ruft: „Das Ziel, nach welchem ich geſtrebt,
Es iſt erreicht, ich habe lang gelebt!
Gott wahre Jedem vor ſo langem Leben,
Vor einem ſolchen langen Augenblick!
Verdient hab' ich das ſtrafende Geſchick:
Ich wünſchte mehr, als mir der Herr gegeben!“

Und in der neuerworbnen Brüder Mitte
Genoß er nun, auf ſeine harte Bette,
Das langentbehrte heil'ge Abendmahl,
Umfloſſen von der Sonne Scheidestrahl;
Dann ſchloſſen ſich die müden Augenlieder
Und ſanft gelöſt vom letzten Himmelsroth,
Sank er mit heitrem Lächeln ſtille, todt,
An des Altares Stufen langſam nieder.

August Schnezler.

Das Fräulein an der Himmelsthür.

Ein Fräulein ſtand an der Himmelsthür':
Sankt Peter, Sankt Peter, öffne mir!
Sankt Peter, drauf: Und das thu' ich nicht! —
Wodurch verdien' ich ſolch Gericht?
Weil du ſo dumm geweſen biſt,
Dein Lebtag keinen Mann gekoſt!

Da ſprang ſie nach Sankt Peters hin
Und faßt den Alten kurz beim Kinn
Und gab ihm ſolch ein'n ſüßen Kuß,
Daß er ihr endlich öffnen muß.
Drob lachen alle Heil'gen ſehr,
Der heil'ge Petrus doch noch mehr.

Ludwig Bechſtein.

III.

Vermiſchtes.

Fabeln, Epigramme, didaktiſche Poeſien.

Der Zopf im Kopf.

Einſt hat man das Haar friſiret,
Hat's gepudert und geſchmieret,
Daß es prächtig glänze,
Steif die Stirn begrenze.

Nun läßt ſchlicht man wohl das Haar,
Doch dafür wird wunderbar
Das Gehirn friſiret,
Meiſterlich dreſſiret.

Auf dem Kopfe die Friſur,
Iſt ſie gleich ganz Unnatur,
Schien mir noch paſſabel,
Nicht ſo widerabel,

Als jetzt im Gehirn der Zopf,
Als jetzt die Friſur im Kopf.
Puder und Pomade
Im Gehirn! Gott gnade!

Juſtinus Kerner.

Das Känguru.

Als Gott erſchaffen das Känguru,
Das noch kein Dichter beſungen,
Gab er ihm 'nen Beutel und ſagt' hinzu:
„Der Sack iſt für deine Jungen.“

Kaum aber war das Beutelthier fern,
So zuckt es die Achſeln über den Herrn
Und ſprach (die albernen Thiere!)
„Der Sack iſt für meine Papiere.“ —
Alsbald entſagt es dem häuslichen Glück,
Ergab ſich gänzlich der Politik,
Nichts war von Schriften ſo leer, ſo eitel,
Was es nicht ſtopft in ſeinen Beutel,
Wo nur ſich trübten Ordnung und Ruh',
War ſicher dabei das Känguru,
Tief unterm Herzen trug es ſo
Ein Radikalportefolio,
Und jeder Umſichtige mußte ſpüren,
Dies Thier muß nächſtens ſich kompromittiren.

Die Warnung blieb auch kein Geklatſch,
Das Känguru gerieth in Handel,
Das Känguru verfiel in Verdacht,
Es ward verfolgt und eingebracht,
Es konnte kaum gehn vor lauter Papieren,
Zwei ſtarke Männer mußten es führen,
Der Sack ward ſorgfältig verſiegelt,
Die Unterſuchung nicht eben beflügelt, —
Nun ſitzt es im Kerker und härmet ſich
Und iſt noch nicht entſprungen.
Drum Freunde, laßt eure Papiere im Stich,
Und denkt an eure Jungen!

Apollonius von Maltitz.

Freude oder Mühe.

„Freude macht mir das Dichten.“ — Die Freude laß dir gezeigt!
Machte dir's Mühe, ſo wär's wahrlich der Mühe nicht werth.

Wirkung von außen.

Wie ſich das Ufer im Fluß, ſo ſpiegeln im Geiſt ſich die Zeiten,
Aber nur nahe dem Rand, nicht in der tieferen Flut.
Form und Farbe verdankt der bildſame Geiſt der Umgebung,
Doch im Innern beruhet ihn das Vergängliche nicht.
Spiegelnd bezahlet der Fluß das Gelerl den umfaſſenden Ufern,
Doch nur, vom Himmel geſtärkt, ſtürzt ſich die Woge ins Meer.

Motive des Tadels.

Was du tadelſt an mir, o Freund, iſt häufig des Tadels
Würdig, — aber warum tadelſt du's? Weil es dir fremd,
Was du völlig begreifſt, und wär' es den Ärgſten von deinen
Eignen Fehlern verwandt, kehret am Freunde dich nicht.

Dynaſtienwechſel.

„Erſt Titanen und dann die Götter und endlich die Menſchen."
Griechen dichteten ſo, weil ſie nicht lebten bis heut.
Heute ſängen ſie wohl: Zuletzt vertrieben die Zwerge
Noch die Menſchen, wie einſt jene den Göttern gethan.

H. A. B.

Ebene von Marathon.

Hallt von den Gebirgen umgrenzt, ſtreckt Marathons heil'ge
Thalflur gegen des Meers ſchäumende Woge ſich breit.
Feierlich ſchweigt es umher, ſtumm kreiſen die Adler, und einſam
Ueber dem weiten Gefild ſchwebt der Gefallnen Ruhm.

C. Seidel.

Grab des Themiſtokles am Piräeus.

Wo am zackigen Fels das Gewog' ſich brandend empor bäumt,
Senkten die Freunde bei Nacht heimlich Themiſtokles' Leib
In heimathlichen Grund. Keine Gaben und Todtengeſchenke
Brachten ſie dar, und es floß reichlich die Spende des Weins.
Aber den Zorn des verblendeten Volks heimmüthig befürchtend,
Scharrten ſie leiſe ſich heim, ehe die Dämmerung erſchien.
Denkſteinlos nun ſchlummert der Held; doch drüben im Spätroth
Ragt ihm ein ewiges Mal, Salamis' Felſengeſtad'.

C. Seidel.

Todtenverbrennung.

Heilige Flammen, o kühl, kühet wieder zurück, und geringig!
Werde des Todes hinfort ſchnöde verpeſtete Luft!
Möge zu Staub der Beſtattende wieder die Leiche des Freundes
Sanft auflöſen, und ſanft ſink' in die Aſche der Schmerz!
Wieder in reinlicher Urne, zunächſt der bereiteten Wohnung,
Ruhe der köſtlichſte Reſt aller Geliebten um uns!

A. v. Platen.

Fruchtloſe Zwanganſtalt.

Schlechtes verbietet du leicht; doch gegen des Genius Werke
Sind ohnmächtig und ſchwach Schergen, Miniſter, Despot:
Während du glaubſt, das Genie zu beherrſchen, beherrſcht es dich ſelbſt
Blos des Genius Leichnam, welchen die Seele verließ.

A. v. Platen.

Sophokles' Antigone.

Gottes Geſetz darſtellend im Kampf mit menſchlicher Satzung,
Haſt du der tragiſchen Kunſt innerſte Tiefen erſchöpft,
Haſt du durch dieſes Gericht ſo entzückt den Geſchmack der Athener,
Daß ſie den Feldherrnſtab fügten zum Kranze des Siegs.

A. v. Platen.

Auferſtehung.

Möge die Krämer verſcheuen der wiedererwachende Chriſtus:
Aber die Blinden indeß preiſch' er zum Tempel hinaus!
Weil dies feige Geſchlecht ihn ſtets ein geduldiges Lamm ſchalt,
Zeig' er ſich ihm ſchreckhaft als ein gewaltiger Leu.

A. v. Platen.

Aufmunterung.

Schön iſt's, Großes zu thun und Unſterblichkeit. Strebe es, o Jüngling:
Früh von der Stirn mühvoll rinne der männliche Schweiß!
Aber vergiß niemals, daß ſtets die geſchwätzige Zeitgenoß,
Werthlos, ohne Verdienſt, große Verdienſte verſchmäht!

A. v. Platen.

Dichtergeschick.

Selig der Dichter, er kann festhalten das zeitliche Dasein,
Aber verewigen auch alle Gestalten des Moments.

A. v. Platen.

Geisterfurcht.

Dieser entsetzlichen Furcht vor dem Geist, ihr Guten, entschlagt euch:
Kommt ihm näher, er ist lieblich und ohne Gefahr.

A. v. Platen.

Papstthum.

Wäre der Geist nicht frei, dann wär' es ein großer Gedanke,
Daß ein Gedankenmonarch über die Geister regiert.

A. v. Platen.

Alfieri's Grab.

Unter den Würdigen schläfst du ein Würdiger, wo der Sixtina
Schaffender Geist ausruht neben dem Machiavell.

A. v. Platen.

Sogenannte Freiheitskriege.

Freiheitskriege fürwahr! Stand einst Miltiades etwa
Mit Baschkiren im Bund, als er die Perser bezwang?

A. v. Platen.

Die Cicaden.

Kauft, rief einst mir ein Knabe, die anmuthsvollen Cicaden
Hier im Körbchen, es sind Meister, o Herr, im Gesang!
Sprach's, und ich setzte die kleinen gekauften Poeten in Freiheit,
Wissend, wie sehr Freiheit jeglichem Dichter behagt.

A. v. Platen.

An einen Despoten.

Teuflischer Heuchler! du machst mit der Rechten das Zeichen des Kreuzes,
Doch mit der Linken indeß schlägst du die Völker ans Kreuz.

A. v. Platen.

Byrons Don Juan.

Für dein reizendes episches Lied hast wohl du verdient dir's,
Siegreich über dem Staub gewöhnlicher Sänger zu ruhn.

A. v. Platen.

Apollo von Belvedere.

Göttlicher Zürner, du zürnest, dein Antlitz flammet von Unmuth!
Ist's, weil die bessere Welt, weil der Olymp dir entfloh?
Ach, dir nahen die Musen nicht mehr, du zürnest zu gewaltig,
Ach, das verdorbne Geschlecht scheuet Apollo nicht mehr!

W. Waiblinger.

Die Reinigung des Tempels.

Er ging, auf heitrer Stirn der Menschheit Siegel,
Und in der Brust der Gottheit ganze Fülle,
Zum Tempel. Wie des Liebehimmels Spiegel
Zwei Brunnen gleich, die Augen hell und stille.

Um seinen Mund spielt Heldenkraft der Worte,
Von Lieblichkeit und Wohllaut leis gezügelt.
Schon drängt der Rede Strom sich nach der Pforte,
Hervorzutönen, Well' um Well', beflügelt.

Wie wird ein jedes Herz, das er durchgleitet,
Erfrischt, lebendig aufzublühn beginnen! —
Doch, wie der Meister durch die Halle schreitet,
Was schreckt mit eins ihn auf aus leisem Sinnen?

Schau! über seiner Stirne Himmelsklarheit
Jagt hin, verfinsternd, plötzlich Well' auf Welle. —
Hier, wo das Wort des Geistes und der Wahrheit
Den letzten Sinn soll [illegible] allem Volke:

Hier darf, thierisch dazwischendröhnend, kränken
Gebrüll, Geblök von Ochsen und von Schafen?
Aufschrecken soll, wer sich in Gott will senken,
Weil Zahl und Geldgeklirr das Ohr ihm trafen?

Wo Alles, ja dich selbst, du hin sollst geben:
Da wird gezankt, gemäkelt um den Groschen! —
Schau Zornesblitz im Aug' ihm zuckend schweben,
Der längst im Meer der Milde schien erloschen.

Die Hand, die sonst nur segnet, spendet, heilet,
Flicht kräftig eine Geißel jetzt aus Stricken;
Den Mund, der nichts als Friedensgruß ertheilet,
Hört ihr des Grimmes Donner jetzt entschicken!

Wie jäh durchfährt das Krämerpack sein Grollen!
Tisch, Kasten, Teller stürzen polternd, klirrend,
Sieh' dort und dort ein blitzend Geldstück rollen,
Des Wechslers gierig folgend Aug' verwirrend.

Dumpf brüllend drängt das Vieh sich nach der Pforte,
Dazwischen, gleich verblüfft, die Herrn zu sehen.
Sie finden weder Gegenwehr noch Worte,
Begreifend kaum, wie ihnen ist geschehen.

„Was hat der Rabbi, und warum nur that er's?“
Teufl, voller Angſt entſpringend, mancher Bube.
„Ein Bethaus ſoll das Haus ſein meines Vaters;
Ihr macht's zum Kaufhaus und zur Mördergrube.“ –

Und, gaffend ringsʼ, läßt ihn das Volk gewähren
Und, ſtumm erſtaunt, die Unterſtehen hängen.
Kaum Einer weiß ſein Thun ſich zu erklären,
Nur Wunder freut ſich roh am Lärm und Drängen. –

Ich laſſe deinen Grimm. Denn ohne Zagen
Drang wieder ein das heilige Geſchlechter,
Kramt gern Schachers Pfand mal ſeh' ich tragen
In Straß' und Saal das bunte der Geſchlechter.

Zahl iſt ihr Denken, ihr Gefühl Prozente,
Der Liebe Band zum Kram herabgeſunken,
Des Mannes Werth wägt man nach ſeiner Rente,
Und unterm Muſt ſtarb jeder Himmelsfunken.

Sagt, was und ſolch Gezücht im Tempel taugt?
Denn Gottes weite Welt iſt Gottes Tempel,
So weit zu ſeinen Sternen ſchaut ein Auge,
So weit ein Geiſt trägt ferner! Geiſtes Sternzelt.

Könnt' ich ihr poetiſchen mit gedrehten Lettern,
Aus Gunſt der Welt den ihre Leiche ſtürzend! —
So ſchlug' ich nur zur Geißel Liederſtreifen,
Die mit des Meſſers ſcharfen Knoten ſchnürend.

Sie aber hören nichts von meinen Streichen;
Sie lächeln, achſelzuckend, ob dem Dichter:
„Der jagt nach Schatten in des Traumes Reichen,
Und doch will kein der Wirklichkeit ein Richter.

„Faßt ihn wie Fuſtgebild' — Das Wahre, Rechte
Wagen wir lächelnd ja in vollen Händen.“
Ich aber ſag' euch: Nur das iſt das Rechte:
Was iſt der Geiſt, und was der Geiſt will ſpenden.

Nichts ſonſt iſt wirklich. Seinem Führerſchreiten
Folgt, unbewußt, ihr ſelbſt mit eurem Plunder.
Nur ihm verſtehen eure Wirklichkeiten;
Ihr nur auf Gelt und Spinngewebʼ und Zunder.

Er wird die Krämer aus dem Tempel treiben
Und [illegible] immer meines harten Wortes')
Nur ſolche Trümmerwerken trennen bleiben,
Die das erſtrebten, was an keinem Orte,

In keiner Zeit, für keinen Sinn vorhanden,
Was ſich nicht taſten, wägen läßt, noch zählen,
Die das errungen, was ihr nie verſtanden,
Die nur des Geiſtes Theil ſich machten wählen.

Dann iſt des Vaters Haus ein Bethaus wieder. —
Ihr Kindlein' verließ euch doch die Herde!
Ach ach! Auf Kriecher ſchaut ihr huldvoll nieder,
Peſtert, gaukelt, ſchier die Herrn der Erde.

O wärt ihr angefrien, verlacht, verachtet,
Daß eurer Armuth ihr recht würdet innen,
Daß ihr, in eurer Wüſte ganz verſchmachtet,
Möchtet um Lebenstrank zu flehn beginnen!

Dann ginge durch Oaſengrün die Quelle,
Und Gottes Odem durch der Palmen Kronen;
Mit Friedensſang durft' ich euch grüßen helle —
Doch wie ihr jetzt ſeid, darf ich euch nicht ſchonen.

Friedrich von Sallet.

Das Reich Gottes iſt inwendig in euch.

Die Phariſäer fragten, Ihrem gleich,
Den Herrn: wann das Reich Gottes kommen werde.
Er ſprach: „Was denkt ihr doch von Gottes Reich?
Nicht kommen wird's mit äußrer Geberde.“

„Man wird nicht ſagen: Hier iſt's, oder dort,
Doch auch: Jetzt oder dann wird es beginnen.
Es iſt und war, doch nicht in Zeit und Ort,
Es iſt in euch allen, im Geiſt beſinnen.“ —

So ſprach der Herr. Ich aber hör' euch noch
Aufſeufzend faſeln von 'nem Jammerthale,
Nach Freiheit ſchmachtend aus des Lebens Joch,
Aus Erdendunkel nach des Himmels Strahle.

Thoren! Mit ſolchem Muth, ſo träg', und klein,
Hofft ihr euch nirgendwo in Gottes Reiche.
Die Nacht, die Knechtſchaft iſt in euch allein,
Bis ſie, durch euch, dem Licht, der Freiheit weiche.

Seid ihr doch, wie ein Kind, unwiſſend, wild,
Erſchrocken ob des Zauberſpiegels Wellen,
Bis es, im Wahn, dahinter ſei das Bild,
Hineinſchlug toll, daß Glas und Bild zerſchellten. —

Kleinmüthig ſeufzt ihr: Beſſer wird es dort!
Den Blick, bethränt, zum blauen Nichts erheben.
Die Erde aber drecht ſich fort und fort,
Im Weltall giebt's kein Unten oder Oben.

Die Sterne, die des Nachts herniederſahn,
Weilen am Tag tief unter euren Füßen.
Verſuchts! durchſchifft des Raumes Ozean,
Wo Welten ſich, vorüberſegelnd, grüßen,

Ihr ſchwebt und ſchwankt, umbrandet weit und breit,
Kein Feſtland ringsʼ, kein Port dem Kahn, dem wunden,
Ringt in der Wüſte der Unendlichkeit
Keiner Oaſe Quell und Palmenſchatten.

Kein Paradieſeseiland voll Muſik,
Wo Gott der Herr iſt Wirth und Feſtbereiter,
Preisgebend euerm neugierfrohen Blick
Ein Menſchenangeſicht, ehrwürdig heiter.

Und ſagt ihr ſuchend auch von Stern zu Stern,
Nur wunderlich und fremd wird's euch gemahnen;
Gott und ſein Reich, ſie ſind euch ewig fern,
Wo ihr ſie mitbringt nicht auf euren Bahnen. —

Wagt's, und ſeid innerlich von Gott erhellt! —
Umjauchzt's, wie Lerchen bei des Morgens Hauchen.
Da muß ſich ringsʼ die nachtumgrante Welt
In des Gedankens Roſenſchimmer tauchen.

Was ihr ſo fern geſucht, es iſt ſo nah.
Jahrtauſende und Meilenmillionen
Schwinden in nichts dahin, denn Gott iſt da;
Er herrſcht im Geiſt auf unſichtbaren Thronen.

Gott war dir fern: du ſahſt im Weltenall
Nur todten Stoffes maſchinenhafte Regung.
Gott lebt in dir: in Schwung und Glanz und Schall
Fühlſt du des Geiſtes ew'ge Fortbewegung.

Und lagſt du tief in dumpfſter Kerkernacht:
Im Kerker kannſt du Gottes Reich erbauen.
Auf ihn! er fährt in deines Herzens Schacht,
Vergöttlichend dein Wollen, Sinnen, Schauen.

Was zeigſt du trüb' jenſeits des Grabes hin?
Nicht Klage, ruhig Wirken ſei dein Hoffen.
Du biſt ein Gott, du warſt's von Anbeginn,
Und, hier wie dort, ſteht dir der Himmel offen.

Friedrich von Sallet.

Selig sind die Sanftmüthigen.

Nicht auf der Welt sind wir, die Denkenden,
Daß wir verwirrt uns durch einander treiben,
Nicht daß die Völker und die Lenkenden
Sich, ohne Ziel, bedrängen und zerreiben.

Zerspaltet in den Streit der Meinungen
Hat sich die ewige, ureine Wahrheit,
In der Geschichte Glanzerscheinungen
Des reinen Menschenlebens stille Klarheit.

Und was sich nimmermehr geschieden hat,
So lang es still im Geiste Gottes ruhte,
Taucht nun, bis sich's erfüllt hienieden hat,
Nach Raum und Zeit auf aus vergossnem Blute.

Es ist kein thierisches Begehren nur,
Das uns anspornt zu fühlem Tilgungskriege,
Es ist des Geistes ringend Gähren nur,
Bis daß des Weines milde Lichtkraft siege.

Die kläglich nur um Ruhe Flehenden,
Sie haben nicht erkannt den Kern des Lebens.
Die muthig in den Reihen Stehenden,
Ob sie auch fallen, kämpfen nicht vergebens.

Durch Jammern wird der Kampf nicht abgekürzt.
Ein Weltgedank' ist jedem Volk beschieden;
Den führt es aus, und wird's hinabgestürzt:
Hat's näher doch gebracht der Wahrheit Frieden.

Also muß Zeit auf Zeit erfüllen sich,
Durch Menschen-Kraft und That mit Wort und Stahle;
Abstreifen müssen alle Hüllen sich,
Bis daß der Kern der reinen Menschheit strahle.

Selig, wer in des Kampfs Nothwendigkeit
Erschauen kann des Geists Entfaltungsfreiheit,
Im Wechsel hohen Ziels Beständigkeit,
Nicht wilden Würfelspieles Einerleiheit.

Er schaut herab auf die Erbitterung
Des Kampfs im Thal von seiner heitren Alme,
Sieht aus des Schlachtgefildes Verwitterung
Sprießen der Wahrheit und des Friedens Palme.

Hin stirbt das Feldgeschrei der Wüthigen,
Die Menschheit sammelt sich um stille Herde.
Selig vor Allen die Sanftmüthigen!
Besitzen werden sie das Reich der Erde.

Friedrich von Sallet.

Die Wiedergeburt.

Wahrlich, wer nicht von Neuem wird geboren,
Kann das Reich Gottes nimmermehr erschauen.
Wie du da bist, mit Händen, Augen, Ohren,
Hüllt Todesschweigen dich und Dämmergrauen.

Ob du auch schonend pflegst die Blüth' am Zweige,
Erkennend, daß die Frucht dich laben werde;
Ob, sorgsam, du um Korn und Wein und Feige
Mit saurer Arbeit gräbst und düngst die Erde;

Ob du auch in den drängenden Gestalten
Der Welt erschaust verständige Beziehung,
Ein unvergänglich regelrechtes Walten
Im Wechselspiel von Ursach und von Wirkung.

Ja, magst du aus des Uhrwerks Gange schließen
Auf eines unsichtbaren Meisters Hände,
Dich vor dem Gütigen in Dank ergießen,
Der dich versorgt mit jeder Lebensspende:

Doch wirst du Fleisch, vom Fleisch geboren, bleiben,
Und fleischlich ist dein Denken und Begehren.
Für dich zur Heizung siehst du Wälder treiben,
Für dich zum Schmause reifen Obst und Aehren.

Du selbst bist eine Denk- und Eßmaschine,
Gemacht, die Welt verständig zu genießen,
Und hinter ihr steht mit besorgter Miene
Ein Greis, und hilft dir deine Mühe begießen. —

So bist du wahrlich nicht in Gottes Reiche!
Du klebest selber Stoff am Stoff, dem schweren.
Auf denn! daß der Verdunkelung entweiche,
Mußt du dich, aus dem Geiste, neu gebären.

Wie einst die Sündfluth, wachsend weit und weiter,
Hinweggeschwemmt die Welt, die arg verderbte:
So werd' aus dir der Wust der Schattenbilder
Gefegt, der vom Fleisch dir angeerbte.

Die Tiefe deck' ein fluthendes Vergessen,
Des Nichts Abgrund muß in dir bedeutend klaffen,
Daß sich, vereinsamt, mag dein Geist vermessen,
Sich Welt und Gott neu aus sich selbst zu schaffen.

Da weht ein muthig frisches Schöpfungswehen!
Du siehst verklärt zu lebenden Gedanken,
Die Weltenbilder alle neu erstehen,
Die erst als Leichen in den Abgrund sanken.

Ein Baum schießt auf, dran schwankt der Sterne Reigen,
Als goldne Früchte, helle Blüthenkerzen,
Von Worten Gottes rauscht es in den Zweigen,
Und Wurzel schlägt der Baum in deinem Herzen.

Die Welt ist nicht ein Garten, dir zur Nahrung
(So hörst du droben goldne Vögel schmettern);
Sie ist des Geistes ew'ge Offenbarung,
Daß Gott sich kund' im Säuseln und in Wettern.

Schau Gottes Reich! in geistigen Gestalten
Zeugt es sich ewig fort, so stark, wie milde.
Du auch, im Geiste, sollst dich fortentfalten
Und offenbaren, rein, nach Gottes Bilde. —

Die Raupe, die das nächste Blatt nur schaute,
Und lebte, dumpf, in gierigem Verzehren,
Umspann sich, bis sie Todesnacht umgraute,
Um sich zum Schmetterlinge zu verklären.

Der fliegt, getränkt von goldnen Himmelslüften,
Von Kelch zu Kelch, wo tausend Blüthen prangen.
So fliege du, geboren neu aus Grüften,
Von Welt zu Welt, vom Lichte Gottes trunken.

Friedrich von Sallet.

Jesus in Aegypten.

Aegypten! Land der heil'gen Ahnungsnacht,
Wo Helena geträumt in Dämmerungen,
Aus deiner Steinerstarrung herber Pracht
Hat heitre Schönheit einst sich freigerungen,

Erfrischend, doch erfüllend nicht den Geist,
Der stets nach seinen eig'nen Tiefen fortstrebt;
Bis Gott aus dir, wie der Prophet verheißt,
Zurückrief seinen Sohn, in dem das Wort lebt.

Die Mutter, flüchtend, trug das heil'ge Kind
Durch deine Kammern, quellendurst'gen Oeden.
Du Wüstenblume, lächelnd hell und lind,
Im Wald von Steingebilden, starren, spröden!

Dort lagert lastend ries'ger Sphinxe Schaar
In unabsehbarn Reihn zum Tod erstarrt;
Ein Räthsel jede, das sich selbst nicht klar,
Schwer bangend auf das Wort der Lösung harrt.

Thurmhoch ragt der Memnonen Haupt ins Blau,
Als wollten sie den Himmel ernst befragen;
Und glüht es, taucht das Licht aus Morgengrau,
In ihrer Brust, als wollt's auch dämmern tagen.

Rings zwischen Göttermißgestalten prangt
Ein seltsam Schriftgewirr von Säul' und Wänden;
Dem Forscher, den nach Aufschluß heiß verlangt,
Kann selbst die Schrift kein lebend Wort mehr spenden.

So rang der Geist nach des Bewußtseins Wort,
Und thürmte, wilden Drangs, nur dumpfe Massen.
Doch jetzt! — springt ihr nicht auf, ihr Sphinxe dort?
Hier ist das Wort, das lehrt, sich selbst erfassen.

Memnonen, die der Stummheit Nacht bedeckt,
Jauchzt ihr nicht auf in hellen Siegsgetösen?
Hier ist das Licht, das alle Geister weckt,
Das euch und alles Todte wird erlösen.

Ihr Pyramiden, berstet bis zum Grund,
Daß jeder finstre Grabesgang sich lichtet!
Thut jenes Kindes Lächeln euch nicht kund,
Wie ganz vergebens ihr empor euch schichtet?

Ihr schließt ihr Leichen, grausig anzusehn,
Auf daß sie manch Jahrtausend überdauern;
Da tönt das Wort: Die Todten auferstehn!
Und freien Geistern weichen eure Mauern. —

Fort Zeichenschrift, aus stummer Wüste fort!
Du hältst den Geist erstarrt in Kerkerhallen;
Von freien Bergen spricht das freie Wort,
Von dem auf ewig seine Ketten fallen!

Friedrich von Sallet

Inhalt.

I.

Lyrisch.

1.

Geistliche Lieder und Gesänge.

	Seite
Himmelfahrt, von E. M. Arndt	1
Sehnsucht nach dem Tode (nach Th. Moore), von Peter v. Bohlen	1
Abendlied, von Helmina v. Chezy	1
Mariä Verkündigung, von H. Döhlert	2
Am Charfreitage, von A. E. v. Droste-Hülshof	2
Kirchenlied, von Joseph Freih. v. Eichendorff	2
Abendlied, von Fr. v. Elsholtz	3
Das Abendmahl, von H. Fournier	3
Die Wünsche, von Freudentheil	3
Abendmahlslied, von K. Grüneisen	4
Der Kranke, von W. Hauf	4
Morgenlied, von K. v. Haugwitz	4
Abendlied, von A. Hesse	5
Seufzer und Sieg, von Hölderlin	5
Frühlingsfeier, von Jung-Stilling	5
Ermunterung, von K. L. Kannegießer	5
Verklärung (Himmelfahrt), von K. L. von Knebel	6
Charfreitag, von J. Koch	6
Vernunft und Gewissen, von F. A. Krummacher	6
Es kommt ein Tag des Herrn! von dems.	7
Abendsehnsucht, von H. Lenz	7
Empor, von dems.	7
Nachtlied, von S. A. Mahlmann	7
Beruhigung, von Messerschmid	8
Am Tage in Trübsal, von Mises (Fechner)	8
Abendgebet, von P. E. Nathusius	8
Wo ist Ruhe? von E. Neumann	9
Unsterblichkeit, von Nonne	9
Am Auferstehungsfeste, von v. Hardenberg (Novalis)	9
Vertrauen, von v. Kosliz und Jänkendorf (Arthur v. Nordstern)	9
Zweifel und Hoffnung, von E. Ortlepp	10
Das Gebet, von Henriette Ottenheimer	10
Tod und Trennung, von dems.	10
Osterlied, von Aug. v. Platen	10
Seligkeit des Sterbens, von G. Ram	10
Am Sonntagmorgen, von Max v. Schenkendorf	11
Pfingstfest, von K. Schimper	11
Gesang in Leiden, von St. Schütze	12
Geistliches Sturmlied, von W. Smets	12
Das Wort des Lebens, von Spitta	13
Morgen- und Abendröthe, von J. H. v. Wessenberg	13
Ermuthigung, von dems.	13
Das Land der Verheißung, von dems.	13
Die Hoffnung, von dems.	14
Psalm, von L. Wihl	14

2.

Weltliche Lieder und Gesänge.

Zorn und Liebe, von E. M. Arndt	14
Hinauf! von dems.	14
Entschuldigung, von dems.	15
Des Knaben erstes Wiegenlied, von dems.	15
Zwölf Lieder zu russischen Nationalmelodien, von D. A. Assing	15
Liebestandeleien (1. 2.), von C. Barthel	15
Lied auf dem Wasser zu singen, von Fr. Beck	16
Eine Trauerweide, von K. Beck	17
Vier Gedichte, von M. Besser	17
Der Mir, von Joh. Plan	18
Zwei Blätter von der Ulme zu Hirsau, von W. Fr. Blank	18
Abendläuten, von dems.	18
An B... (nach Th. Moore), von Peter v. Bohlen	18
Dies und Das (nach dem Schottischen), von dems.	19
Volkslied (aus dem Böhmischen), von dems.	19

Seite
Liebeslied, von Louise v. Ploennies . . . 19
Die Poesie des Gebets, von Ad. Lude . . . 19
Sprachverbindung, von Lor. Diefenbach . . . 20
Die Augen der Geliebten, von F. Dingelstedt . . . 20
Pfingstlied, von Dietimo . . . 20
Trost, von A. A. Draxler (Draxler Manfred) . . . 20
Das Ich der Mittelpunkt der Welt, von Annette E. v. Droste-Hülshof . . . 21
Lied, von Ed. Duller . . . 21
Wiegenlied, von K. E. Ebert . . . 21
Ermunterung, von demselben . . . 22
Kampf der Rube, von demselben . . . 22
Tafellied, die Hermensfinder, von Jos. Freih. v. Eichendorff . . . 22
Schiffergrab, von dems. . . . 22
Herbstlied, von dems. . . . 22
„Die Steine werden zeugen," von D. L. v. Sitfeld . . . 23
Ich höre viel frommer Christen Geschrei, von Ad. Glüsen . . . 23
Die Schwalben (nach dem Spanischen), von dems. . . . 23
Mondeszauber, von F. A. F. . . . 24
Gefangen! von dems. . . . 24
Winter, von Ch. Ferrand (E. Schulz) . . . 24
Waldträume, von dems. . . . 25
Im Garten, von dems. . . . 25
Nachglühen, von dems. . . . 25
Am Bache, von dems. . . . 26
Leben! von dems. . . . 26
Aurore, von E. Freih. v. Feuchtersleben . . . 26
Die deutsche Kunst, von Ernst Förster . . . 26
Dämmerungen, von Friedrich Förster . . . 27
Die Najade, von dems. . . . 27
Frühlings-Anfang, von dems. . . . 27
Unterricht, von L. Foglar . . . 27
Lorelei, von H. Fournier . . . 28
Begegnen, von L. A. Frankl . . . 28
An das Meer, von Ferd. Freiligrath . . . 28
Die Auswanderer, von dems. . . . 29
Ein Lied Memnons, von dems. . . . 29
Sehnsucht, von Em. Geibel . . . 29
Lied, von dems. . . . 30
Auf dem Rhein, von dems. . . . 30
O stille dies Verlangen! von dems. . . . 30
Minnelied, von dems. . . . 31
Herbstlieder (1. 2. 3.), von dems. . . . 31
Unsere Zeit, 1831, von Anast. Grün (Anton Alex. Graf v. Auersperg) . . . 32
Sternbilder, von Karl Grüneisen:
Der Becher . . . 33
Der Mond . . . 33
Die Locken der Berenice (An Irene) . . . 33
Die Leier (An Irene) . . . 33
Frühlingslied, von O. Fr. Gruppe . . . 33
Reiters Abschied, von dems. . . . 33
Bitte, von Ludw. Halirsch . . . 34
Trinklied, von Friedr. Halm (Baron E. v. Münch-Bellinghausen) . . . 34
An die Mutter, von Mor. Hartmann:
1. Ein Abend . . . 34
2. Nach der Krankheit der Mutter . . . 35
3. Der Ring . . . 35
4. Eine Erinnerung . . . 35
Gestalten der Einsamkeit, 1841, von dems. . . . 36
Soldatenliebe, von W. Hauff . . . 36
Reiters Morgengesang, von dems. . . . 36
Leben, von Friedr. Hebbel . . . 37
Die drei Zeichen, von G. Herwegh . . . 37
Gestern dir, heute mir, von H. Hoffmann v. Fallersleben . . . 37
Vom Korbzieher, von dems. . . . 37
Trinklied, von dems. . . . 37
Die Herrlichkeit des Liedes, von Friedr. Hornfeck . . . 38
Verirrung (1. 2. 3. 4. 5.) von W. Herwig . . . 39
Der schlummernde Knabe, von J. M. Hutterus . . . 39
Der Genesenden (im Frühling), von dems. . . . 40
Bilder aus der Natur (1. 2. 3. 4. 5.), von W. John . . . 40
Der Ungeliebte, von A. Julius . . . 41
Schaumgebilde, von Fr. W. v. Kawaczynski . . . 41
Die schwerste Pein, von Just. Kerner . . . 41
Wär' Alles nur ein Traum, von dems. . . . 41
Natürliche Grazie, von Theobald Kerner . . . 41
Hohe Deutung, von Wilh. Kilzer . . . 41
Tiedge's Grab, von Roswitha Kind, geb. Kind . . . 42
Ein Bild, von Gottfr. Kinkel . . . 42
Abends, von dems. . . . 42
Am Seebade, von J. Koch . . . 43
Resignation, von Ludw. Köhler . . . 43
Der Invalide, von dems. . . . 44
Leid und Lied, von Heinr. Künzel . . . 44
Abschied, von Friedr. Theod. Kugler . . . 44
Die Worte des Odin in Kolonos, von A. Kuhn . . . 44
Das schöne Kind, von Herm. Kurz . . . 45
An den Frühling, 1838., von Nic. Lenau (Nicolaus Niembsch Edler von Strehlenau) . . . 46
Winternacht (1. 2.), von dems. . . . 46
An die Entfernte (1. 2.), von demselben . . . 46
Liebesfeuer, von dems. . . . 47
Bestattung, von dems. . . . 47
Still und bewegt, von Karoline Leonhardt-Lyser . . . 47
Der Wettstreit, von Ludw. Liber . . . 47
Denkzeilen, von Feodor Löwe . . . 48
Notturno (an Pauline), von F. Marlow . . . 48
Die Todtenblume, von demselben . . . 48
Lied vom Rhein, von Chr. Jos. Matzerath . . . 49
Stilles Glück, von Karl Mayer . . . 49
Natur und Menschenfleiß von dems. . . . 49
Aus dem Leben, von dems. . . . 49
Der glückliche Bach, von dems. . . . 49
Das Lied für sich, von dems. . . . 50
Wellenspiele, von dems. . . . 50
Lieder und Leben, von dems. . . . 50
Wahrsagung und Erfüllung, von dems. . . . 50
Frühlingskunde, von dems. . . . 50
Frühlingsmuthigkeit, von dems. . . . 50
Das Maiengrün, von dems. . . . 50
Maiensonntag, von dems. . . . 50
Erdbeerblüthe, von dems. . . . 50
Die Kirchgängerin, von dems. . . . 51
Weiden, von dems. . . . 51
An die Luft, von dems. . . . 51
Das gewaschene Land, von dems. . . . 51
Das Schneckenhaus, von dems. . . . 51
Die Ameise, von dems. . . . 51
Das Bücken, von dems. . . . 51
Die Schlingpflanze, von dems. . . . 51
Der Schmerz, von dems. . . . 51
An die Wellen, von dems. . . . 51
An den Ostwind, von dems. . . . 51
Im Eichwald, von dems. . . . 52
Der Fluch, von dems. . . . 52
Mittagsschatten, von dems. . . . 52
Der Uebergang, von dems. . . . 52
Erinnerung und Vergessenheit, von dems. . . . 52
Sonntagsstimmung, von dems. . . . 52
Läuten hörend, von dems. . . . 52
Landesfremdheit, von dems. . . . 52
Schatterhaltung, von dems. . . . 53
Die Stadt im Waldgebirge, von dems. . . . 53
Meine Gegend, von dems. . . . 53
Der Ruhende, von dems. . . . 53
Auf der letzten Anhöhe, von dems. . . . 53
Bitte an den Himmel, von dems. . . . 53
Im Morgennebel, von dems. . . . 53
Zeitlosen (1. 2.), von dems. . . . 53
Herbstzierde, von dems. . . . 53
Herbsttagsfriede, von dems. . . . 53
Octoberabend, von dems. . . . 54
Liederlust, von dems. . . . 54
Der See, von demselben . . . 54

	Seite
Herbstfriede, von dems.	54
Der Gruß vom Walde, von K. A. Mayer	54
Das sterbende Kind (Nach Andersen.), von dems.	54
Zur Reisezeit, von Menzel	54
Geheime Petitionen, von J. Minding	55
Lied (Aus „Maler Nolten.“), von Ed. Mörike	55
Verborgenheit, von dems.	55
Zuruf, von J. Mosen	55
Der träumende See, von dems.	56
Wunsch, von Arthur Müller	56
Frühling, von dems.	56
Das Immenparadies, von Nic. Müller	56
Der Epheu und die Bäume, von dems.	56
Bei den Weiden, von dems.	57
Das tiefe Meer, von dems.	57
Der schönste Tod, von dems.	57
Die Weinkelter, von dems.	58
Der Ölbaum, von dems.	58
Der alte Baum an die jungen, von dems.	58
Abenteuer, von Wolfg. Müller	58
Eine Thräne, von dems.	58
Verlorene Liebe, von dems.	59
Im Felde, von dems.	59
Abends am Rhein, von dems.	59
Am Morgen, von dems.	59
An die Stille, von Wilhelmine Mylius	60
Wunsch und Gruß, von derselben	60
Mein Gärtlein, von derselben	60
Ruhe in der Geliebten, von Ph. E. Nathusius	60
Liebesregung, von dems.	61
Gemeinsames Loos, von Emma v. Niendorf	61
Gedanken der Liebe, von P. O. A. Nitschke:	
1. Gedankenflug	61
2. Schneeflocken	61
3. In der Laube	61
Was ist Poesie? von Aug. Nodnagel	62
Der Quell der Lieder, von Henriette Ottenheimer	62
Die Natur, von Fr. v. Pechlin	62
Der Wanderer im Heidelberger Schlosse, von Ad. Peters	63
Die Blume, von dems.	63
Alpenfrieden, von dems.	64
Abhängigkeit, von Gustav Pfizer	64
Blumenlabyrinth, von dems.	65
Die Rosen im Spätherbst, von dems.	65
Erinnerung an Neapel, von dems.	66
Minnie, von dems.	66
Anachoreten-Lieder (1. 2.), von dems.	66
Blühen, von dems.	67
Die Trauerweide, von Louise v. Plönnies	67
Lied zum Maiwein, von Franz Graf v. Pocci	68
Die Prophetenschulen in Israel, von H. Pröhle	68
Waldfräulein, von dems.	68
Das Heimweh, von J. L. Pyrker	68
Sonnenuntergang auf der Alpe, von dems.	69
Das gepfropfte Bäumchen, von Fr. Rabewell	69
Pech, von Wilh. Rauschenbusch	69
Im Nachen (Seelied), von C. Reinhold	69
Im Walde, von dems.	70
Das Ständchen, von dems.	70
Sonntags am Rhein, von Rob. Reinick	70
Des Genius Mahnung, von C. L. Rembolz	71
Der Schweizerin Heimkehr, von Arn. Ruge	71
Die Bergstein-Frau, von dems.	71
Weinstock und Dichter, von Fr. v. Sallet	72
Ein Traum, von dems.	72
Weltlust, von dems.	72
Herr Specht, von dems.	73
Der Kreuel, von dems.	73
Das Volkslied (1. 2.), von dems.	74
Der Tannenbaum, von G. Scheuerlin	75
Schneeglöckchen, von dems.	75
Die Sonnenblume, von dems.	75
Die Thränen, von dems.	75

	Seite
Die vier Thürme, von dems.	75
Das Abendläuten, von dems.	75
Heimweh, von Aug. Schnezler	76
Fernsicht, von dems.	76
Natürlicher Zusammenhang, von dems.	77
Philisters Stoßgebete (1. 2. 3. 4. 5.), von dems.	77
Zur Geniezeit des Dichters (Sommer 1843), von dems.	78
Im Thal, von dems.	78
Gnome, von dems.	78
Schlanke Marie, von dems.	79
Der Pilger am See, von Franz v. Schober	79
Ausgang, von dems.	79
Der Gottesmann an die Weltverbesserer, von W. Schell	79
Gebete (1. 2. 3.), von dems.	80
Der Paradiesvogel, von Levin Schücking	81
Bei einem Gedränge, von dems.	81
An G. K., von dems.	81
An die moderne ..., von J. G. Seidl	82
Abschied, von dems.	82
Verjährung, von dems.	83
Kein Gehör, von dems.	83
Wächter „Tod,“ von dems.	84
Bei der Nachtluft, von dems.	84
Warnung vor dem Rhein, von K. Simrock	85
Ständchen, von dems.	85
An die Glocken, von M. Sobert	85
Der Wanderer, von H. Stieglitz	85
Des alten Baumes Klage, von Ad. Stöber	85
Die Mutter, von dems.	85
Aus dem Leben, von dems.	85
Der Wächter in der Sternennacht, von Aug. Stöber	85
Lied, von A. v. Stolterfoth	85
AN HALL, von Ludwig Storch	86
Sternfahrt, von dems.	87
Heimath und Jugend, von dems.	87
Der geheime Bund, von Victor Strauß	87
Waldlied, von K. Chr. Tenner	87
Der Kuckuck, von dems.	88
Frühlingsahnung, von Karl Zive	88
Sehnsucht, von W. Viel	88
Frühlingslust, von dems.	89
An die deutschen Dichter, von W. Wackernagel	89
Hoffnung, von dems.	89
Tod, von dems.	89
Das Vaterland, 1827, von W. Fr. Waiblinger	90
Lied des Zelos, von G. Weichselbaumer	90
Anruf an Alle, von J. H. v. Wessenberg	91
Rosenlieder, von Ludw. Westrum:	
1. Die Krone	91
2. Die Rose	91
3. Die Entfaltung	91
4. Der Zuhnt	91
5. Rosen und Dornen	91
6. Auf eine welke Rose	92
7. Zeit zum Träumen	92
Dichters Wunsch, von Ludw. Wihl	92
Dichters Frühwein, von dems.	92
Ahnungsvollen, von dems.	92
Menschlichkeit, von dems.	92
Der zerschlagene Grabstein, von Wilh. Zimmermann	93
Sommerreise, von Fr. A. Freih. v. Zu Rhein	93

3.

Oden, Elegien, Dithyramben, Rhapsodien.

Bei der Nachricht von Platens Tode, von A. Kopisch	94

Seite
Schönheit, von dems. 94
An Philomele, von Ed. Mörike 94
Der bessere Theil, von Aug. v. Platen 94
Der Heilige von Leuchtenberg, von dems. 94
Der Löwe zu Luzern, von F. W. Rogge 95
Elegie, von Friedr. Aß 95
Der Kuß, von F. A. L. 96
Dem wanderlustigen Freunde, von O. F. Gruppe . . . 96
Die schöne Buche, von Ed. Mörike 97
Einladung zur Umkehr, von D. Strauß 97
Bacchant, von W. Waiblinger 97
Die Waldmühle, von R. Reinick 98
Der Sturmgesang, von D. Strauß 98
Dithyrambe an die Jugend, von Titus Ullrich . . . 98

4.

Sonnette.

Sehnsucht, von E. M. Arndt 100
Sonnett, von dems. 100
Nacht, von F. Dingelstedt 100
Sonnett, von dems. 101
Sonnett, von dems. 101
Durst nach Ruhm, von dems. 101
In der Oper, von dems. 101
Odi profanum, von dems. 101
Liebesleben, von Drexler-Manfred 101
Das Kinderleben, von K. E. Ebert 101
Abschied, von Jos. Frh. v. Eichendorff 102
Warnung vor dem Sonnett, von Friedr. Förster . . . 102
Memento mori, von E. Geibel 102
Den Liebenden, von dems. 102
Einer jungen Freundin, von dems. 102
Sonnett, von W. Genth 102
Sonnett, von dems. 103
Aurea aetas 1848., von Karl Gödeke 103
Verborgenheit, von dems. 103
Presse, von Mor. Hartmann 103
In der Heimath, von dems. 103
Bettina. 1850., von dems. 103
Wilhelm von Humboldt, von dems. 104
Welt und Ich, von Fr. Hebbel 104
Der Mensch, von dems. 104
An ein schönes Kind, von dems. 104
Reiseleben, von dems. 104
Jenseits (1. 2.), von W. v. Humboldt 104
Der seligste Wunsch, von dems. 105
Der Sternenhimmel, von dems. 105
Entfaltetes Leben, von dems. 105
Rangordnung, von dems. 105
Schlimme Zeit, von dems. 105
Sonnett, von J. M. Hutterus 106
Das Vaterland, von K. Immermann 106
Doppelheimweh, von N. Lenau 106
Stimme des Kindes, von dems. 106
Die Asketen, von dems. 106
Jugend und Liebe, von dems. 106
Nachhall, von dems. 107
Am Walde, von Ed. Mörike: 107
Zu viel, von dems. 107
Liebesglück, von dems. 107
An die Geliebte, von dems. 107
Nur zu, von dems. 107
Liebesahnung, von Nic. Müller 107
Letzte Wache (1. 2.), von G. Pfizer 108
Aus Venedig (1. 2. 3. 4.), von A. v. Platen . . . 108
Zwei Sonnette, von dems. 108
Vor der Reise (1. 2. 3. 4.), von R. E. Prutz . . . 109
Hymnus, von F. W. Rogge 109
Erste Begegnung, von dems. 109
Sympathie, von dems. 110
Gesang des Lebens, von dems. 110
Himmelfahrt, von dems. 110
Agnes' Todtenfeier (1. 2. 3. 4.), von Fr. Rückert 110
Sonnett, von dems. 111
Anhänglichkeit, von A. W. Schlegel 111
Kleopatra von Guido Reni, von dems. 111
Allgemeines Loos, von dems. 111
Die Bruder, von dems. 111
Schattenrisse, von Franz v. Schober:
1., Walter Scott 111
2., Byron 112
3., Goethe 112
4., Schiller 112
5., Jean Paul 112
6., Börne 112
7., Heine 1830 112
8., E. T. A. Hoffmann 112
9., J. H. Voß 113
10., Rückert 113
11., Johann Mayerhofer 113
Sonnett, von E. Schulze 113
Sonnett, von dems. 113
Sonnett, von dems. 113
An eine Braut, von W. Smets 113
Sancta Anna, von dems. 114
Gelübde, von dems. 114
Das Hochamt im Dome, von dems. 114
Ihr Anblick, von K. Solger 114
Ihre Locken, von F. A. v. Stägemann 114
Über der Thür ihres Wohnzimmers, von dems. . . 114
Sonnett, von dems. 115
Auf dem Rialto, von H. Stieglitz 115
Glückauf! von dems. 115
Des Morgenlands Erwachen, von J. H. v. Wessenberg 115

5.

Triolette, Glossen, Ghaseln, Ritornelle.

Triolettenkranz, von Heinr. Schmidt:
1., Nacht und Licht 115
2., Licht und Nacht 115
3., Lenz und Winter 115
4., Winter und Lenz 115
5., Die plätschernde Welle 116
6., Die rollenden Wogen 116
7., Ewige Leere 116
8., Gewährung 116
Glosse, von G. Fr. Blaul 116
Glosse, von Helmina v. Chezy 116
Glossen, von Georg Döring 117
An Sie, von Th. Hölscher 117
Ein fein lustig Waldstücklein (Glossen), von O. H. Graf v. Loeben 118
Ghasel, von J. Koch 119
Gebet (Ghasel), von H. Lotze 120
Ghaseln (zwei), von Aug. v. Platen 120
Liebchen, laß dich küssen! (Ghasel), von K. Schimper 120
Nach oben geblickt (Ghasel), von dems. . . . 121
Ich möchte sein wie du (Ghasel), von dems. . . 121
Trinklied (Ghasel), von Aug. Schnezler . . . 122
Ritornelle, von Karl Schimper 122

II.

Episch.

1.

Romanzen und Balladen.

Jägers Braut, von Theod. Apel 123
Slaverei, von Adolf Böttger 124
Herzog Ulrich von Würtemberg, von C. v. Brunnow 124

Seite
Der Roßebändiger, von Th. Buhe . . . 125
Der Bauernkrieg, von K. Candidus . . . 125
Altdeutsche Sage, von F. Dingelstedt . . . 126
Salamo's Ring, von Drägler-Manfred . . . 126
Das Haus in der Haide, von Annette v. Droste-Hülshof . . . 127
Der Geierpfiff, von derselben . . . 127
Kaisers Wort, Gottes Wort, von Ed. Duller . . . 129
Kind im Korn, von dems. . . . 130
Daliber, von K. E. Ebert . . . 130
Der Gefangene, von J. Frh. v. Eichendorff . . . 131
Die verlorene Braut, von dems. . . . 132
Der armen Schönheit Lebenslauf, von dems. . . . 133
Wu Lan (Nach dem Chinesischen), von Ad. Ellissen . . . 133
Das Dorf Kiang von Ju-Ju (Nach dem Chinesischen), von dems. . . . 134
Eine Sage, von E. Ferrand . . . 135
Columbus' Seefahrt, von E. Flemming . . . 135
Den Ala (Ballade), von Ludwig Foglar . . . 136
Ammonium, von Ferd. Freiligrath . . . 136
Liebe, von dems. . . . 136
Eberhard im Bart, von Karl Grüneisen . . . 137
Der König von Ellinsheim, von O. F. Gruppe . . . 138
Der Papagei, von dems. . . . 138
Das Wrack, von dems. . . . 138
Chinesische Romanze, von Karl Gutzkow . . . 140
Die Glocke, von dems. . . . 140
Die deutschen Knaben, von dems. . . . 141
Ulrich von Hutten, von Ida Gräfin Hahn-Hahn . . . 141
Aufruf, von ders. . . . 142
Galgen-Tod, von Karl Haltaus . . . 142
Die böhmischen Bauern, von Moritz Hartmann . . . 143
Der Ariadne, von dems. . . . 144
Zwei Schiffe, von dems. . . . 145
Der Klausner, von dems. . . . 145
Der Glücklichste, von Friedrich Hofmann . . . 145
Die Musikantin, von P. P. Kaltenbaeck . . . 146
Dietrich von Berne, von Gottfried Kinkel . . . 146
Ein Abenteuer, von Ludwig Kobler . . . 147
Das verlorene Paradies, von dems. . . . 147
Ein armer Teufel, von dems. . . . 148
Die Löwin, von dems. . . . 148
Der Gotteslengner, von dems. . . . 148
Ave Caesar imperator, von Heinrich Künzel . . . 149
Die drei Indianer, von Nicolaus Lenau . . . 149
Der Polenflüchtling, von dems. . . . 150
Die Teufelssonate, von Apollonius v. Maltitz . . . 150
Herzog Hans von Dressen, von Herrmann Marggraf
Der alte König, von L. Meyer . . . 151
Maria und Elisabeth, von Mises . . . 151
Die letzten Zehn vom vierten Regiment, von Julius Mosen . . . 152
Der sächsische Tambour, von dems. . . . 152
Gold und Bala, von Maler Müller . . . 152
Sänger und Blume, von Wilhelmine Mulins . . . 153
Ein junger Spielmann, von Aug. Nodnagel . . . 153
Kaiser Karl im Dosenberge, von Franz Oepke . . . 154
Der Ritter von der Blutenblume, von Max v. Oer . . . 154
Die Rettung, von Gustav Pfizer . . . 155
Bild aus Rom, von dems. . . . 155
Der alte Gondolier, von A. v. Platen . . . 156
Der Renegat, von R. E. Prutz . . . 156
Legenden von Gelnhausen, von dems. . . . 157
Die Kaisergräber, von G. Rapp . . . 158
Rheinsage, von Wilh. Renschenbusch . . . 159
Der Löwe zu Florenz, von Friedrich Wilh. Rogge . . . 159
Kaiser Karl, von dems. . . . 159
Der Geiger, von Friedrich v. Sallet . . . 160
Der Gebannte, von dems. . . . 161
Prometheus, von dems. . . . 161
Riesentod, von dems. . . . 161
. . . 162

Seite
Der graue Mann, von August Schnezler . . . 162
Ein Todtenbaum (1122), von dems. . . . 162
Die Lilien im Mummelsee, von dems. . . . 163
Erlengeiststreich, von Adolf Scholl . . . 163
Das Marienbild und der Bodensee (1. 2.), von Albert Schott . . . 164
Die Indianer, von Adolf Schults . . . 164
Mai von Schenkendorfs Heimgang, von dems. . . . 165
Das Negerschiff, von dems. . . . 165
Herzog Alba, von G. Schwab . . . 166
Die Insel der Seelen, von dems. . . . 167
Der Richter, von dems. . . . 168
Der steinerne Tod, von Joh. Gabr. Seidl . . . 169
Der letzte Mann, von dems. . . . 169
Der letzte Soldat, von dems. . . . 170
Blondels Lied (Romanze), von dems. . . . 170
König Robert, von Karl Simrock . . . 171
Der Schelm von Bergen, von dems. . . . 172
Der Rattenfänger, von dems. . . . 172
Bamberger Wage, von dems. . . . 173
Karls V. Seelenamt in St. Just, von W. Smets . . . 173
Heinrich Frauenlobs Bestattung, von dems. . . . 174
Augustina, von dems. . . . 174
Das Todtenkränzchen, von Ernst Sterzing . . . 174
Der Ungarknabe und die Welle, von Georg Friedrich Sterning
Der Thürmer, von Heinrich Stieglitz . . . 175
Der Schatzgräber im Seebel, von Adolf Stöber . . . 175
Das Grab im neuen Münster zu Würzburg, von dems. . . . 175
Seliger Tod, von dems. . . . 176
Die Salzburger (1730), von August Stöber . . . 176
Die Zwerge, von Victor Strauß . . . 176
Der Fechter und seine Gesellen, von Oskar v. Andrew . . . 177
Das Jägermärchen, von K. Chr. Tenner . . . 177
Der alte Husar, von A. Ritter v. Tschabuschnigg . . . 178
Mutter Maria, von Johann N. Vogl . . . 178
Das blutende Herz, von dems. . . . 178
Gold, von dems. . . . 179
Prinz Eugen, von dems. . . . 179
Der Christkind, von dems. . . . 180
Spielmannsliebe, von Wilh. Wackernagel . . . 180
Die Weise, von Ludwig Wagner v. Lautenburg . . . 181
Der Wolf von Greifenstein, von dems. . . . 182
Der König und die Schäferin, von Ludwig Wihl . . . 182
Der tolle Junker, von Ernst Willkomm . . . 183
Das Bajonnet. Ein Bild in drei Rahmen. (1. 2. 3.), von Ludwig Würkert . . . 184

2.

Poetische Erzählungen und Legenden.

Das Recht auf Arbeit, von Ludwig Braunfels . . . 186
Gute Regler, von Mor. Hartmann . . . 186
Lope de Vega, von dems. . . . 187
Rabbi Me-Ir, von Th. Oelscher . . . 188
Das Märchen vom Waldvögelein, der kleinen Marie erzählt, von Hermann Kurz . . . 188
Jubal, von Heinrich Ritter v. Levitschnigg . . . 189
Das Reich der Geister, von A. v. Platen . . . 191
Allerseelentag, von R. E. Prutz . . . 193
Aus Algier, von dems. . . . 193
Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland, von Bonaventura (v. Schelling) . . . 196
Waldmärchen, (1. 2. 3.) von Aug. Schnezler . . . 198
Das Aetna, von V. Strauß . . . 199
Der Teufel ist todt (nach Beranger), von Peter v. Bohlen . . . 199
Der Zinsgroschen, von Braun v. Braunthal . . . 200
Die Kreuze in Jena, von Ludwig v. Erfurt . . . 200
Die heiligen Pilger, von Elisabeth Kulmann . . . 201
Moderne Legende, von Ludwig August Frankl . . . 201

Morgenopfer, von Wilhelm Genth 202
Die Geistermesse, von Ludwig Halirsch 202
Sanct Wendelin, von K. G. A. v. Hardenberg (Rostorf) 203
Kiwin, Legende, von Mor. Hartmann 204
Das Auto da Fé der Todten, von Ignaz Hub 204
Die Weisen aus dem Morgenlande, von Fr. v. Sallet 205
Bruder Nicolaus, von Aug. Schnezler 205
Das Fräulein an der Himmelsthür, von L. Wihl 206

III.

Vermischtes.

Fabeln, Epigramme, didaktische Poesien.

Der Zopf im Kopf, von Just. Kerner 207
Das Kanguru, von Apollonius v. Maltitz 207
Distichen, von F. A. B.
Freude oder Muße 207
Wirkung von außen 208
Motive des Tadels 208
Dynastienwechsel 208
Ebene von Marathon, von E. Geibel 208
Grab des Themistokles am Piräeus, von dems. 208
Todtenverbrennung, von A. v. Platen 208
Fruchtlose Zwangsanstalt, von dems. 208
Sophokles' Antigone, von dems. 208
Auferstehung, von dems. 208
Aufmunterung, von dems. 208
Dichtergeschick, von dems. 209
Geistersucht, von dems. 209
Papstthum, von dems. 209
Alfieri's Grab, von dems. 209
Sogenannte Freiheitskriege, von dems. 209
Die Cicaden, von dems. 209
An einen Despoten, von dems. 209
Byrons Don Juan, von dems. 209
Apollo von Belvedere, von W. Waiblinger 209
Die Reinigung des Tempels, von Fr. v. Sallet 209
Das Reich Gottes ist inwendig in euch, von dems. 210
Selig sind die Sanftmüthigen, von dems. 211
Die Wiedergeburt, von dems. 211
Jesus in Aegypten, von dems. 211

Zweites Inhaltsverzeichniß,

alphabetisch nach den Dichtern geordnet von denen Poesien, aufgenommen wurden.

Seite

Apel, Theodor.
Jägers Braut 123
Arndt, Ernst Moritz.
Himmelfahrt 1
Zorn und Liebe 11
Hinauf! 11
Entschuldigung 15
Des Knaben erstes Wiegenlied 15
Sehnsucht 100
Sonnett 100
Assing, D. A.
Zwölf Lieder zu russischen Nationalmelodien 15
Ast, Friedrich.
Elegie 95
Barthel, C.
Liebeständeleien (1. 2.) 16
Beck, Friedrich.
Lied auf dem Wasser zu singen 16
Beck, Karl.
Eine Trauerweide 17
Besser, Moritz.
Vier Gedichte 17
Blau, Johannes.
Der Nix 18
Blaul, G. Fr.
Zwei Blätter von der Ulme zu Hirsau 18
Abendläuten 18
Glosse 116
Böttger, Adolf.
Stavoren 121
Bohlen, Peter von.
Sehnsucht nach dem Tode (nach Th. Moore) 1
An B . . (nach Th. Moore) 12
Dies und das (nach dem Schottischen) 19
Volkslied (aus dem Böhmischen) 19
Der Teufel ist todt (nach Béranger) 199
Bonaventura, s. v. Schelling.
Bornstedt, Louise von.
Liebeslied 19

Seite

Braunfels, Ludwig.
Das Recht auf Korsika 183
Braunthal, Braun von.
Der Zinsgroschen 200
Brunnow, Ernst von.
Herzog Ulrich von Würtemberg 121
Bube, Adolph.
Die Poesie des Eises 19
Der Roßehändiger 125
Candidus, Karl.
Der Bauernkrieg 125
Chezy, Helmina von.
Abendlied 1
Glosse 116
Diefenbach, Lorenz.
Sprachforschung 20
Dingelstedt, Franz.
Die Augen der Geliebten 20
Nacht 100
Sonnett 100
Sonnett 101
Durst nach Ruhm 101
In der Oper 101
Odi profanum 101
Altheissche Sage 136
Diotima.
Pfingstlied 20
Döhlert, Heinrich.
Mariä Verkündigung 2
Döring, Georg.
Glossen 117
Dräxler, Karl Ferdinand, pseudonym für Dräxler-Manfred.
Trost 20
Dichterlohn 101
Salamo's Ring 136
Droste-Hülshof, Annette Elisabeth von.
Am Charfreitage 2
Das Ich der Mittelpunkt der Welt 21

Seite
Das Haus in der Haide 127
Der Gewerbsch 127
Duller, Eduard.
Tod 21
Kaiser Wort, Gottes Wort 128
Lose vom Rein 130
Ebert, K. E.
Morgenlied 21
Ermunterung 22
Zwei der Ruhe 22
Die Bergschlacht 101
Tabor 130
Eichendorff, Joseph Freiherr von.
Frühling 3
Zwielicht. Die Heimatskinder 22
Schöne Fremde 22
Nachtlied 22
Abschied 102
Mondnacht 131
Der Gefangene 131
Die verlorene Braut 132
Der armen Schönheit Lebenslauf 133
[illegible], Otto Ludwig von.
Die Sterne werden [illegible] 21
Ellissen, Adolf.
Ich hört' ein frommes Christen Gebet 21
Die Schwalben (nach dem Neugriechischen) 23
[illegible] (nach dem Neugriechischen) 134
Der Tod, Klang von [illegible] (nach dem Neugriechischen) 134
[illegible], M. von.
[illegible] 1
Erfurt, Ludwig von.
Die Freiheit in [illegible] 200
F. A. P.
Morgenfreuden 24
Gesang 24
Der Tod 96
Gedichte:
Grüße eine Blume 207
Anfang von außen 208
Wege des Lebens 208
Trauer [illegible] 209
Ferrand, Eduard, pseudonym für Eduard **Schulz.**
Winter 24
Waldesruhe 25
Im Garten 25
Aufgaben 25
Am Grabe 25
[illegible] 26
[illegible] Zeit 135
Feuchtersleben, Ernst Freiherr von.
Sonette 26
Flemming, P.
Columbus' Seefahrt 135
Förster, Ernst.
Die deutsche Kunst 26
Forster, Friedrich.
Dämmerungen 27
Die Nacht 27
Frühlings-Anfang 27
Warnung vor dem Sonett 102
Foglar, Ludwig.
Unterricht 27
Der [illegible] Wallfahrer 136
[illegible], Heinrich.
Das Abendmahl 3
Verloren 28
Frankl, Ludwig August.
Gespenster 28
Moderne Legende 201
Freiligrath, Ferdinand.
Aus dem Meer 29
Die Auswanderer 29
[illegible] Monument 29
Requiescat 136
Rebe 136
Freudenthal.
Die Wünsche 3
Geibel, Emanuel.
Sehnsucht 29
Tod 30
Auf dem Rhein 30
O stille dies Verlangen 31
Frühlingslied 31
Lieb [illegible] 32
Memento mori 102
Der Zecher 102
Einer jungen Freundin 102
Verse von [illegible] 208
Grab des [illegible] am [illegible] 208
[illegible], Wilhelm.
Sonett 102
Sonett 103
[illegible] 203
Gödeke, Karl.
Anno acta (1838.) 103
Herbergsunhold 103
Grün, Anastasius, pseudonym für Anton Alexander Graf von Auersperg.
Unser Lied (1831.) 32
[illegible], Karl.
Abendmahl 4
Sternbilder:
Der Becher 33
Der Mond 33
Die Locken der Berenice (An Irene) 33
Die Leier (An Irene) 34
[illegible] im Wald 137
Gruppe, Otto Friedrich.
Frühlingslied 33
Mutters Abschied 33
Dem wanderlustigen Freunde 96
Der König von [illegible] 136
Der Papagei 138
Das Wrack 138
Gutzkow, Karl.
Chinesische Romanze 140
Die Glocke 140
Die deutschen Knaben 141
Hahn-Hahn, Ida Gräfin.
Ulrich von Hutten 141
[illegible] 142
Hallrich, Ludwig.
Bitte 34
Die Geistermesse 204
Halm, Friedrich, pseudonym für Baron Eligius v. Münch-Bellinghausen.
Trostlied 34
[illegible], Karl.
[illegible] Tod 143
Hardenberg, K. G. A. v., pseudonym für [illegible]
Sankt Wendelin 203
Hardenberg, v., s. **Novalis.**
Hartmann, Moritz.
An die Mutter:
1. Ein Abend 35
2. Nach der Krankheit der Mutter 35
3. Der Ring 35
4. Eine Erinnerung 35
Gestalten der Einsamkeit (1841.) 36
[illegible] 104
In der Heimath 104
Bettina (1849.) 104
Wilhelm von Humboldt 104
Die böhmischen Bauern 144
Der Bierkönig 144
Zwei Schiffe 145
Der Klausner 145
Abbé Vogler 146
Lope de Vega 147

Seite

[illegible], Legende . . . 208

Hauff, Wilhelm.
Der Kranke . . . 4
Soldatenliebe . . . 36
Reiters Morgengesang . . . 36

Haugwitz, Karl von.
Morgenlied . . . 4

Hebbel, Friedrich.
Leben . . . 37
[illegible] . . . 104
Der Mensch . . . 104
An ein schönes Kind . . . 104
[illegible] . . . 104

Herwegh, Georg.
Die drei Zeichen . . . 37

Hesse, August.
[illegible] . . . 5

Heiderlin.
[illegible] . . . 5

Hoffmann von Fallersleben, Heinrich.
[illegible] . . . 37
[illegible] . . . 37
[illegible] . . . 37

Hofmann, [illegible]
[illegible] . . . 113

[illegible]
[illegible] . . . 113
[illegible] . . . 188

[illegible], Friedrich.
[illegible] . . . 38

Herwin, [illegible]
[illegible] . . . 39

Hub, [illegible]
[illegible] . . . 204

Humboldt, Wilhelm von.
[illegible] . . . 104
[illegible] . . . 105
[illegible] . . . 105
[illegible] . . . 105
[illegible] . . . 105
[illegible] . . . 105

Hutterus, [illegible]
[illegible] . . . 39
[illegible] . . . 39
[illegible] . . . 106

Immermann, Karl.
[illegible] . . . 106

John, Wilhelm.
[illegible] . . . 40

Julius, Karl.
[illegible] . . . 41

Jung Stilling.
[illegible] . . . 5

Kaltenbeck, J. P.
Die [illegible] . . . 136

Kannegießer, K. L.
[illegible] . . . 5

Kawaczynski, Fr. W. von.
[illegible] . . . 41

Kerner, Justinus.
Die schwarze Henn . . . 41
[illegible] aus dem Traum . . . 41
Die Axt im Kopf . . . 207

Kerner, Theobald.
[illegible] . . . 41

Kilzer, Wilhelm.
[illegible] . . . 41

Kink, [illegible], geb. [illegible]
[illegible] . . . 41

Kinkel, Gottfried.
[illegible] . . . 42
[illegible] . . . 42
[illegible] . . . 136

Knebel, K. L. v.
[illegible] . . . 6

Koch, J.
Charfreitag . . . 6
Am [illegible] . . . 44
Gebete . . . 119

Köhler, Ludwig.
Resignation . . . 43
Der Invalide . . . 43
[illegible] . . . 117
Das verlorene Paradies . . . 117
Ein armer Sünder . . . 118
Die [illegible] . . . 118
Die [illegible] . . . 119

Kopisch, August.
Bei der Nachricht vom [illegible] Tode . . . 91
[illegible] . . . 91

Krummacher, F. A.
Vernunft und Gewissen . . . 6
Es kommt ein Tag des Herrn . . . 7

Kulmann, Elisabeth.
Die heiligen [illegible] Legende . . . 201

Künzel, Heinrich.
[illegible] . . . 44
Die [illegible] . . . 119

Kugler, Franz Theodor.
[illegible] . . . 44

Kuhn, Friedrich.
Die [illegible] im [illegible] . . . 44

Kurz, Hermann.
Das schöne Kind . . . 45
Das Mädchen vom Waldvögelein, der kleinen Marie erzählt . . . 108

Lenau, Nicolaus, Pseudonym für Nicol. Niembsch Edler v. Strehlenau.
An den Frühling (1838) . . . 95
[illegible] (zwei Lieder) . . . 96
An die Entfernte (zwei Lieder) . . . 96
[illegible] . . . 97
[illegible] . . . 97
[illegible] . . . 105
Stimme des Kindes . . . 105
Die [illegible] . . . 105
[illegible] . . . 106
Nachhall . . . 107
Die drei Indianer . . . 109
Die [illegible] . . . 130

Leonhardt Lyser, Karoline.
Still und bewegt . . . 47

Levitschnigg, Heinrich Ritter von.
[illegible] . . . 109

[illegible], Ludwig.
Der [illegible] . . . 47

Loeben, Otto Heinrich Graf von.
Von den [illegible] (Vögeln) . . . 118

Lowe, [illegible]
[illegible] . . . 48

Lowe, [illegible]
[illegible] . . . 7
[illegible] . . . 7
[illegible] . . . 130

Mahlmann, S. A.
[illegible] . . . 7

Maltitz, [illegible] von.
Die [illegible] . . . 130
Das [illegible] . . . 207

Marggraff, Hermann.
Herzog Hans von [illegible] . . . 131

Marlow, F.
[illegible] . . . 48
Die [illegible] . . . 49

[illegible], Christian [illegible]
[illegible] . . . 49

Mayer, Karl.
[illegible] . . . 49
[illegible] . . . 49
Aus dem Leben . . . 49

Seite
Der glückliche Bach . . . 49
Das Lied für sich . . . 50
Wellenspiele . . . 50
Lieder und Leben . . . 50
Wahrsagung und Erfüllung . . . 50
Frühlingsstunde . . . 50
Frühlingsmuthigkeit . . . 50
Das Maiengrün . . . 50
Pfingstsonntag . . . 50
Erdbeerblüthe . . . 50
Die Kirchgängerin . . . 51
Weiden . . . 51
An die Luft . . . 51
Das gewünschte Land . . . 51
Das Schneckenhaus . . . 51
Die Ameise . . . 51
Das Pochen . . . 51
Die Schlingpflanze . . . 51
Der Schmerz . . . 51
An die Wolken . . . 51
An den Ostwind . . . 51
Im Fichtwald . . . 52
Der Fluch . . . 52
Mittagsschatten . . . 52
Der Uebergang . . . 52
Erinnerung und Vergessenheit . . . 52
Sonntagsstimmung . . . 52
Läuten hörend . . . 52
Landesfremdheit . . . 52
Schatterhaltung . . . 53
Die Stadt im Waldgebirge . . . 53
Meine Gegend . . . 53
Der Ruhende . . . 53
Auf der höchsten Anhöhe . . . 53
Bitte an den Himmel . . . 53
Im Morgennebel . . . 53
Zeitlosen (Zwei Lieder) . . . 53
Herbstwende . . . 53
Herbstlingstriebe . . . 53
Osterabend . . . 54
Liederlust . . . 54
Der See . . . 54
Herbstfriede . . . 54
Der Fürst vom Walde . . . 54
Das sterbende Kind (Nach Andersen) . . . 54

Menzel.
Zur Rosenzeit . . . 54

Messerschmid.
Beruhigung . . . 9

Meyer, ?.
Der alte König . . . 131

Minding, J.
Moderne Dedication . . . 55

Mises (Fechner).
Ein Lied im Trübsal . . . 9
Maria und Elisabeth . . . 132

Mörike, Eduard.
Lied (Aus „Maler Nolten") . . . 55
Verborgenheit . . . 55
An Philomele . . . 94
Die schöne Buche . . . 97
Im Walde . . . 107
Auftrag . . . 107
Liebesglück . . . 107
An die Geliebte . . . 107
Nur zu! . . . 107

Mosen, Julius.
Aufruf . . . 55
Der träumende See . . . 56
Die letzten Zehn vom vierten Regiment . . . 132
Der sächsische Tambour . . . 132

Müller, Arthur.
Wunsch . . . 56
Frühling . . . 56

Seite
Müller, der Maler.
Salid und Sala . . . 133

Müller, Nicolaus.
Das Thränenparadies . . . 56
Der Orden und die Blume . . . 56
Bei den Weiden . . . 57
Das tiefe Meer . . . 57
Der schönste Tod . . . 57
Die Eremiten . . . 58
Der Lindwurm . . . 58
Der alte Baum an die jungen . . . 58
Dichterlust . . . 107

Müller, Wolfgang.
Abenteuer . . . 58
Eine Thräne . . . 58
Verlorene Liebe . . . 59
Im Felde . . . 59
Abends am Rhein . . . 59
Am Morgen . . . 59

Mylius, Wilhelmine.
An die Stelle . . . 60
Wunsch und Gruß . . . 60
Mein Gärtlein . . . 60
Sänger und Blume . . . 151

Nathusius, Philipp Engelhard.
Abendgebet . . . 9
Ruhe in der Geliebten . . . 60
Liebesregung . . . 61

Neumann, Kaspar.
Wie ist Ruhe? . . . 9

Nindorf, Emma von.
Gemeinsames Loos . . . 61

Nitschke, J. G. A.
Gedanken der Liebe:
1. Gedankenflug . . . 61
2. Schneeflocken . . . 61
3. In der Laube . . . 61

Nodnagel, August.
Was ist Poesie? . . . 62
Ein kluger Spielmann . . . 131

Nonne.
Unsterblichkeit . . . 9

Nostitz und Jänkendorf, von, Pseudonym Arthur von Nordstern.
Vertrauen . . . 9

Novalis, Pseudonym für von Hardenberg.
Am Auferstehungsfeste . . . 9

Oebeke, Franz.
Kaiser Karl im Odenberge . . . 134

Oer, Max von.
Der Ritter von der Wiesenblume . . . 133

Oetlepp, G.
Zweifel und Hoffnung . . . 10

Ottenheimer, Henriette.
Das Echo . . . 10
Tod und Trennung . . . 10
Der Quell der Lieder . . . 62

Pechlin, Friedrich von.
Die Natur . . . 62

Peters, Adolf.
Der Wanderer im Heidelberger Schlosse . . . 63
Die Blume . . . 63
Alpenfrieden . . . 64

Pfizer, Gustav.
Abhängigkeit . . . 64
Blumenlabyrinth . . . 64
Die Rosen im Spätherbst . . . 65
Erinnerung an Neapel . . . 66
Mumie . . . 66
Anakreon-Lieder (Zwei) . . . 66
Bluten . . . 67
Letzten Wache (zwei Sonnette) . . . 108
Die Rettung . . . 153
Bild aus Rom . . . 156

Platen, August Graf von. Seite
Osterlied 11
Der bessere Theil 94
Der Herzogin von Leuchtenberg 94
Aus Venetig (Vier Sonnette) 106
Zwei Sonnette 108
Ghaselen (Zwei) 120
Der alte Gondolier 136
Das Reich der Geister 194
Todtenverbrennung 208
Fruchtlose Zwangsanstalt 208
Sophokles' Antigone 208
Auferstehung 208
Aufmunterung 208
Dichtergeschick 209
Gottesfurcht 209
Papstthum 209
Alarich's Grab 209
Sogenannte Freiheitsfrage 209
Die [illegible] 209
An einen [illegible] 209
[illegible] Don Juan 209
Plönnies, Luise von.
Die [illegible] 67
Pocci, Franz Graf von.
[illegible] 68
Pröhle, Heinrich.
Die Prophetenschulen in Israel 68
[illegible] 68
Prutz, R. E.
Bei der Leiche (Vier Sonnette) 109
Der Renegat 157
Gretchen von Geislingen 158
Allerseelentag 193
Aus Algier 195
Pyrker, J. L.
Das Heimweh 68
Sonnenuntergang auf der Alpe 69
Radewell, Friedrich.
Das geknickte Blümchen 69
Rapp, M.
Die [illegible] 156
Rau, H.
Seligkeit des Sterbens 11
Rauschenbusch, Wilhelm.
Tod 69
[illegible] 159
Reinbold, H.
Am Rocken (Volkslied) 69
Im Walde 70
Das [illegible] 70
Reinick, Robert.
Sonntags am Rhein 70
Die [illegible] 98
Rochholz, E. L.
Des Geistes Nahrung 71
Rogge, Friedrich Wilhelm.
Die [illegible] zu Luzern 95
[illegible] 109
[illegible] Pharaonen 109
[illegible] 110
[illegible] des Lebens 110
[illegible] 110
Der [illegible] zu Braunschweig 159
Kaiser Karl 160
Rückert, Friedrich.
Zwei [illegible] (Vier Sonnette) 110
Sonnett 111
Ruge, Arnold.
Der [illegible] 71
Die [illegible] 71
Sallet, Friedrich von.
[illegible] und Dichter 72
Ein Traum 72
[illegible] 72
[illegible] 73
Der Komet Seite 73
Das Volkslied (Zwei Lieder) 73
Der Geiger 161
Der Gehasste 161
Prometheus 161
Marienlied 162
Die Weisen aus dem Morgenlande 209
Die Reinigung des Tempels 209
Das Reich Gottes ist inwendig in euch 210
Selig sind die Sanftmüthigen 211
Die Wiedergeburt 211
Jesus in Aegypten 211
Schelling, von, pseudonym Bonaventura.
Die letzten Worte d. Pf. z. Drottning auf Seeland 196
Schenkendorf, Max von.
Am Sonntagsmorgen 11
Scheuerlin, Georg.
Der Tannenbaum 73
Schneeglöckchen 73
Die Sonnenblume 73
Die Thränen 73
Die vier Thiere 73
Das Abendläuten 73
Schimper, Karl.
Pfingstlied 11
Liebchen, laß dich küssen! (Ghasel) 120
Nach oben geblickt (Ghasel) 121
Ich möchte sein wie du (Ghasel) 121
Ritornelle 122
Schlegel, August Wilhelm.
Anhänglichkeit 111
Cleopatra von Guido Reni 111
Allgemeines Loos 111
Die Brüder 111
Schmidt, Heinrich.
Triolettenkranz 1. Nacht und Licht 113
2. Licht und Nacht 113
3. Lenz und Winter 115
4. Winter und Lenz 115
5. Die plätschernde Welle 116
6. Die rollenden Wogen 116
7. Ewige Leere 116
8. Gewährung 116
Schnezler, August.
Heimweh 76
Zornlied 76
Natürlicher Zusammenhang 77
Philisters Ofenlieder (Zwei Lieder) 77
Zur Erntezeit des Wuchers (Sommer 1847) 78
Im Thal 78
Gnome 78
Schlanke Marie 79
Trinklied (Ghasel) 122
Der graue Mann 162
Ein Lebensbaum (1122) 162
Die Lilien im Mummelsee 163
Waldmärchen 190
Bruder Nicolaus 205
Schober, Franz von.
Der Pilger am See 79
Anregung 79
Schattenrisse 1. Walter Scott 111
2. Byron 112
3. Goethe 112
4. Schiller 112
5. Jean Paul 112
6. Börne 112
7. Heine (1830) 112
8. E. T. A. Hoffmann 112
9. J. H. Voß 113
10. Rückert 113
11. Johann Mayrhofer 113
Schöll, Adolf.
Der Antiquar an die Wiedervereinigten 79
Verena (Drei Lieder) 99
[illegible] 163

Seite

Scholl, Albert.
- Das Marienbild und der Bekenner . . . 161

Schücking, Levin.
- Der Parabel . . . 94
- Bei einem Hochamte . . . 94
- An E. R. . . . 94

Schüler, Ch. — Gesang im Leiden . . . 12

Schults, Adolf.
- Die Antiquare . . . 166
- Was von Schenkendorfs Heimgang . . . 165
- Das Regenschiff . . . 165

Schulze, Ernst.
- Sonnett . . . 112
- Sonnett . . . 111
- Sonnett . . . 112

Schwab, Gustav.
- Herzog Alba . . . 166
- Die Insel der Seelen . . . 167
- Der Rebler . . . 168

Seidl, Johann Gabriel.
- An die verlorne Beute . . . 82
- Abschied . . . 82
- Verjährung . . . 83
- Kein Ende . . . 83
- Gärtner „Tod" . . . 83
- Bei der Nachricht . . . 83
- Der steinerne Tisch . . . 169
- Der letzte Mann . . . 169
- Der letzte Schrat . . . 170
- Blondels Tod (Romanze) . . . 170

Simrock, Karl.
- Warnung vor dem Rhein . . . 84
- Drachenstein . . . 84
- König Robert . . . 171
- Der Schelm von Bergen . . . 172
- Der Rattenfänger . . . 172
- Bamberger Wage . . . 173

Smets, Wilhelm.
- Geistliches Sinnenlied . . . 12
- An eine Braut . . . 111
- Sancta Anna . . . 111
- Gelübde . . . 111
- Das Hochamt im Dome . . . 111
- Carlo V. Seelenamt in St. Just . . . 173
- Heinrich Frauenlobs Bestattung . . . 174
- Ausnahme . . . 174

Seiger, M.
- An die Augustin . . . 85
- Der Anblick . . . 114

Spitta. — Das Wort des Lebens . . . 12

Stägemann, F. A. von.
- Ihre Locken . . . 114
- Über der Thür ihres Wohnzimmers . . . 114
- Sonnett . . . 115

Sterning, Hans.
- Das Tausendschönchen . . . 174

Sterning, Georg Friedrich.
- Die Ungarkrone und die Welt . . . 175

Stieglitz, Heinrich.
- Der Wanderer . . . 84
- Aus dem Walde . . . 115
- Gewissen . . . 115
- Der Thürmer . . . 175

Stöber, Adolf.
- Des alten Pommers Klage . . . 85
- Die Platte . . . 85
- Aus dem Leben . . . 85
- Der Schatzgräber im Zeithof . . . 175
- Das Grab im neuen Münster zu Würzburg . . . 176
- Seliger Tod . . . 176

Stöber, August.
- Der Wunder in der Sternennacht . . . 85
- Die Salzburger . . . 176

Stolterfoth, A. von. — Lied . . . 85

Storch, Ludwig.
- AN ARKH . . . Seite 86
- Sternenkinder . . . 87
- Heimath und Jugend . . . 87

Strauß, Victor.
- 1. Der geheime Bund . . . 87
- 2. Entschluß zur Umkehr . . . 97
- 3. Der Streitgenoß . . . 98
- 4. Die Zwerge . . . 177
- 5. Das Asyl . . . 199

Suden, Oskar von.
- Der Fechter und seine Gesellen . . . 177

Tenner, A. Chr.
- Waldlied . . . 87
- Der Kuckuck . . . 88
- Das Jägermädchen . . . 178

Tiro, Hans. — Frühlingsahnen . . . 88

Tschabuschnigg, A. Ritter von.
- Der alte Hofrat . . . 178

Ulrich, Titus.
- Lebewohl an die Jugend . . . 88

Viel, W. . . . [illegible]
- Sehnsucht . . . 88
- Frühlingslust . . . 89

Vogl, Johann N.
- Mutter Maria . . . 178
- Das blutende Herz . . . 179
- Wolf . . . 179
- Prinz Eugen . . . 180
- Der Deserteur . . . 180

Wackernagel, Wilhelm.
- An die deutschen Dichter . . . 89
- Zerstörung . . . 89
- Lied . . . 90
- Zimmermannslied . . . 181

Wagner von Laufenburg, Ludwig.
- Die Weite . . . 182
- Der Wolf von Arcen . . . 182

Waiblinger, W. Fr.
- Das Vaterland (1827) . . . 90
- Requiem . . . 97
- Abends vom Belvedere . . . 209

Weinfeldbaumer, Karl.
- Aus der Ferne . . . 90

Wessenberg, J. H. von.
- Morgen- und Abendröthe . . . 13
- Gottesfrieden . . . 13
- Das Land der Verheißung . . . 13
- Die Hoffnung . . . 14
- Aufruf an Alle . . . 91
- Der Morgen und der Abend . . . 115

Wetzum, Ludwig.
- Notenbilder: 1. Die Kerne . . . 91
- 2. Die Rose . . . 91
- 3. Die Ausnahme . . . 91
- 4. Der Freiat . . . 91
- 5. Rosen und Dornen . . . 92
- 6. Auf eine heute Reise . . . 92
- 7. Zeit zum Träumen . . . 92

Wihl, Ludwig.
- Psalm . . . 14
- Dichters Wunsch . . . 92
- Dichters Heimweh . . . 92
- Abendgestalten . . . 92
- Menschlichkeit . . . 92
- Der König und die Schäferin . . . 183
- Das Fräulein an der Himmelsthür . . . 206

Willkomm, Ernst.
- Der letzte Zauber . . . 184

Würkert, Ludwig.
- Das Hofnarr. Ein Bild in drei Rahmen . . . 184

Zimmermann, Wilhelm.
- Der erschlagene Greisen . . . 93

Zu Rhein, Fr. A. Freiherr von.
- Sommerreise . . . 93